Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

1897.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Z. 203.
LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

Reue. Erzählung von Adalbert Meinhardt. 1, 9, 17, 25, 33.
Keine Zeit. Skizze von E. Roland. 6, 11.
Täuschungen. Novelle von Lotte Freda. 27.
Der Kalbsbraten. Wochentags-Betrachtungen eines Familien-Vaters. Von H. von Kahlenberg. 31.
Die Kornelse. Erzählung von C. von Hellen. 34. 43.
Mamsell Bärbchens Maien. Novelle von Ernst Behrend. 42, 49, 57, 65.
Das Meteor. Eine abenteuerliche Geschichte. Von Paul Schellhas. 51, 59.
Die Osterpredigt. Von Käthe Stellmacher. 60.
Preisgekrönt. Von Hermine Villinger. 67.
Friede. Eine Altjungfern-Geschichte. Von Anna Gräfin Pongrácz. 73, 81, 89.
Die Bäuerin. Erzählung von A. von Auerswald. 75, 83.
Auf Reisen. Von P. G. Heims. 80.
Mein Freund Gerhard. Novelle von Reinhold Gehlhar. 91.
Die Freuden-Groschen. Von Karin Gräfin Bussy. 95.
Vom vierblättrigen Klee. Ein Märchen von Elsa Fürstin Cantacuzène. 95.
Die schöne Cadoranerin. Novelle von Georg Freiherr von Ompteda. 97, 105.
Der schwarze Mann. Von M. Schmidt-Cartlow. 99, 107.
Kleine Märtyrer. Von K. Schirmacher. 111.
Freude und Schmerz. Novelle von Hermine Villinger. 113, 121, 129.
Wladiu. Eine galizische Studie von Victor Blüthgen. 115, 124.
Zehn Minuten Aufenthalt. Novellette von Stefanie Keyser. 118.
Auch eine Dichterin. Skizze von Johanna M. Lankau. 127.
Magusche. Eine Geschichte von der Kurischen Nehrung. Von Wanda von Bartels. 132, 142.
Ein Kapitel über häusliche Kunst. Von Theod. von Rommel. 134.
Die Insurgentin. Eine wahre Geschichte von Heinrich Foerster. 135.
Modern. Novelle von A. von Klinckowstroem. 137, 145, 153.
Erste Studien auf dem Zweirade. Von F. Ranzow. 143.
Privat-Eigenthum. Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische. Von Alwin Römer. 147, 158.
Der König von Sedulien. Von E. Muellenbach. 149.
Drei Augenblicksbilder. Von M. Tamms. 150.
Hohe Jagd. Von Ludwig Ganghofer. 158.
Rose Buch. Novelle von Cäsar Magnus. 161, 169.
Aniela. Eine Erzählung aus alter Zeit. Von Anna von den Eken. 163.
Ein neuer Prophet. Von Dr. Käthe Schirmacher. 167.
Vertrauen. Novelle von Eva Treu. 170, 182.
Der Unheimliche. Von W. Roeldechen. 174.
Vom Schreibtisch aus. Von Clara Biller. 175.
Handlager des Genies. Von Johanna Klemm. 177, 185.
Baroneß Ilse. Weihnachts-Novelle von Gerhard Walter. 182, 190.
Schnee. Skizze von Rudolf Greinz. 184.
Ein Abenteuer des Rentners Bündgen. Von E. R. Jahn. 187.

Gedichte.

Zum neuen Jahr. Von Joh. Trojan. 6.
Radfahrer. Von Clotilde von Schwartzkoppen. 14.
Angedenken. Von Ernst Muellenbach. 22.
Ausblick. Von Irene Braun. 31.
Die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche. Von Johannes Trojan. 41.
Frühlingsbraut. Von Richard Zoozmann. 70.
Verlorene Spur. Von Clotilde von Schwartzkoppen. 80.
Warum. Von Aleardo Aleardi. 119.
Das versunkene Dorf. Von Richard Zoozmann. 155.
Zwei Gedichte. Von P. G. Busse. 168.
Drei Gedichte. Von Ernst Muellenbach. 184.
Weihnacht im Süden. Von Anna Ritter. 187.

Biographisches.

Bianca Panteo. Beiblatt zu Heft 1.
Emerich Robert. Von Leo Gerhard. 7.
Mathilde Fürstin Radziwill. Von Marie von Olfers. 14.
Franz Henri von Dulong. Beiblatt zu Heft 3.
Die Ahnfrau einer Kaiserin. Historische Skizze von Eufemia von Adlersfeld. 22.
Ludwig Martinelli. Von Leo Gerhard. 39.
Sigrid Arnoldson. Von Otto Preuß. 48.
Alma Lessing. Beiblatt zu Heft 7.
Fürst Bismarck's Gemüth. Von Theo Seelmann. 55.
Johannes Brahms. Beiblatt zu Heft 10.
Prinz und Prinzessin Sizzo von Schwarzburg. Von Otto Preuß. 78.
Sophie Herzogin von Alençon. Beiblatt zu Heft 12.
Aus dem Leben der Königin Victoria von England. Von E. Schmidt. 100.
Charlotte Wolter. Von W. Meynau. Beiblatt zu Heft 14.
Baronesse Dr. Gabriele Possanner von Ehrenthal. Von Natalie Bruck-Auffenberg. Beiblatt zu Heft 15.
Bernhard Baumeister. Von Leo Gerhard. 119.
Zur Erinnerung an Jacob von Falke. Von Julius Lessing. 123.
Gräfin Marie von Kalckreuth. Beiblatt zu Heft 17.
Rosa Bonheur. 136.
August von Heyden. Von Jaro Springer. 142.
Anna Schepeler-Lette. Von E. Schmidt. Beiblatt zu Heft 20.
Anton Rubinstein. 168.
Charlotte Huhn. Von Auguste Scheibe. Beiblatt zu Heft 23.
Heinrich Heine. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Von Fritz Döring. 191.

Natur, Kunst, Altes und Neues.

Die Kinder in Paris. Von Dr. K. Schirmacher. 7.
Das Denkmal der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. 8.
Die russischen Frauen unter dem neuen Kurs. Von Eliza Ichenhaeuser. 8.
Zur Psychologie der Frauenbewegung. Von Richard Wulckow. 14.
Hinter den Coulissen. III. Von Robert Misch. 23.
Rosegger's Heimat. Von Sophie von Khuenberg. 30.
Die Leiter der deutschen Hofbühnen. Von Otto Preuß. 32, 88.
Die Schubert-Ausstellung in Wien. Von W. Meynau. 37.
Idioten-Erziehung. Von Dorothee Goebeler. 39.
Die Entwickelung der Trauerschmebbe. Von Prof. August von Heyden. 40.
Aus Kaiser Wilhelm's Kindertagen. Von Paul Lindenberg. 46.
Kaiser Wilhelm I. als Hausherr. Von Theo Seelmann. 47.
Londoner Briefe. Von Henriette Jastrow. 47, 103, 131.
Zum zweihundertsten Geburtstage der Caroline Neuber. 48.
Ein Zweckfest in der Berliner Gesellschaft. Von F. Frhr. von Dincklage. 54.
Zur Statistik des Frauen-Studiums. Von Richard Wulckow. 56.
Ein Ostern in Jerusalem. Von Ottilie von Bistram. 62.
Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin. Von Professor A. v. Heyden. 63.
Carnevals-Radfahrerfest „All Heil" im Wiener Künstlerhaus. Von Natalie Bruck-Auffenberg. 64.
Zum Gedächtniß der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. Von E. von Bojanowski. 68.
Berliner Balcon-Bilder. Von Johannes Wilda. 70.
Mädchenschule und Kochunterricht. Von Dr. Arthur Sperling. 71.
Pariser Briefe: Ein Besuch im Bon Marché. Von Käthe Schirmacher. 71.
Das Wahlrecht der Frauen. Von Richard Wulckow. 78.
Mahlzeiten und Küchen-Rezepte am Orinoko. Von Friedrich J. Pajeken. 86.
Wie Katz' und Hund. Von Hugo Weiß. 86.
Die Kunst, Bowlen zu brauen. Von H. von Remagen. 88.
Aus meinen Berufsjahren an einer amerikanischen Mädchenschule. Von J. J. in St. Remo. 94.
Zur Geschichte der weltlichen Frauen-Orden. Von Dorothee Goebeler. 96.
Einiges aus dem Schwesternberuf. Von H. Cornelius. 102.
Die Kosten eines Brautstandes und einer Hochzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. G. Schuster. 104.
Zum Andenken an Carl Maria von Weber. Von E. Schmidt. 110.

Kunstgewerbliches.

Unser Canapé. Von Jacob Stockbauer †. 20.
Die Handarbeiten der Frauen bei verschiedenen Völkern des Orients. Von Mara Cop Marlet. 31.
Holländische Majolica. Von Irene Braun. 78.
Vieux Saxe. Von A. B. in Dresden. 110.
Spiegelrahmen. Ciselir-Arbeit in Zinn. Beiblatt zu Heft 2.
Dreitheiliger Wandschirm mit Malerei. Beiblatt zu Heft 5.
Broschen aus Gold. Beiblatt zu Heft 6.
Spitzenschirm aus Burano. Beiblatt zu Heft 8.
Cakes-Dose. Auf Porzellan gemalt. Beiblatt zu Heft 9.
Dreitheiliger Paravent mit Malerei auf Glas. Beiblatt zu Heft 13.
Tablet. Bossir- und Gravir-Arbeit in Zinn. Beiblatt zu Heft 16.
Die Kleinkunst auf der Münchener Kunst-Ausstellung. Von Irene Braun. 143.
Lampe in Empire-Form mit Malerei. Beiblatt zu Heft 22.
Vase und Jardinièren. Galvanisch versilberte Porzellane. Beiblatt zu Heft 24.
Fenster und Fensterbehang. Von Luise Hagen. 118.
Ein vernichtetes Kunstblatt. Erinnerung an König Ludwig II. und Prinzessin Sophie. 119.

Verschiedenes.

Unterhaltungen über die Sterne. Von Dr. Herm. J. Klein. 127, 139, 175.
Die Büttelflasche, das Wahrzeichen der Stadt Bautzen. 128.
Durchs Müglitzthal. Von Ferdinand von Wohldorf. 140, 156.
Der internationale Frauen-Congreß in Brüssel. Beiblatt zu Heft 19.
Schönheitsmittel früherer Jahrhunderte. Von A. Oskar Klaußmann. 151.
Das Andreas Hofer-Spiel. Von Dr. Felix Poppenberg. 155.
Städte-Wahrzeichen. 159.
Ein Gedenktag in der Küche. Von Dr. Wilh. Stoß. 163.
Körperübung für Mädchen und Frauen. Von Dr. Fr. Dornblüth. 167.
Die Schutz- und Trutzfärbung im Thierreiche. Von Dr. Paul Behrend. 174.
Neues über die Kartoffel. Von Dr. Otto Förster. 179.
Die deutsche Dogge, — der Apollo der Hundewelt. Von E. von Otto-Kreckwitz. 179.
Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles. Von Ernst von Hesse-Wartegg. 188.
Der Schulranzen. Von Dr. J. Atros. 191.

Verschiedenes.

Am Fenster. 8.
Der heilige Hain der Hera. 8.
Sonnenuntergang. 16.
Am Brunnen. 16.
Im Januar. 16.
Der Guitarren-Spieler. 24.
Theehaus in Kyoto. 24.
Der Eingang zum Vatikan. 32.
Weibliches Bildniß. 40.
Pergola auf Capri. 40.
Gestrandetes Fischerboot. 48.
Sturm an der norwegischen Küste. 56.
Im Frühling. 72.
Zufriedene Gesellschaft. 72.
Nach dem Gewitter. 80.
Die Frauen als Imkerinnen. Von Karl Krüger. 87.
Waldinneres. 88.
Sudanesische Lanzenreiter. 88.
Gräberstätte zu Blidah. 96.
Das Hômei-mon-Thor in Nikko. 104.
Schuhplattler. 104.
Bescheidene Wünsche. Von Irene Braun. 112.
Die Wrutki-Quelle bei Abbazia. 112.
Amanda. 119.
Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol. 119.
Händlerin im Harem. 128.
Dorfidyll aus dem Spreewald. 128.
Grasausläuten. 136.
Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin. 136.

09.1658.
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Von der Ueberschwemmung bei Dresden. 144.
Uebelgelaunt. 152.
Schloß Tirol. 152.
Die kleine Gärtnerin. 152.
Taufgang. 160.
Politik auf dem Lande. 168.
Venetianisches Straßenbild. 176.
Buchenwald im Schnee. 176.
Bei der Zigeunermusik. 176.
Der Burgstein im Altmühlthal. 184.
Ein Fest auf dem Eise. 192.

Redactions-Post.

Seite 8, 16, 32, 40, 48, 56, 64, 72, 80, 88, 96, 104, 120, 128, 136, 144, 152, 160, 168, 176, 184, 192.

Aus der Gesellschaft.

Beiblatt zu Heft 8.

Aus der Frauenwelt.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.
Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 4, 11, 21.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 19, 20, 21, 22, 23.
Delfter Malerei. Beiblatt zu Heft 7.
Wandbehang mit Aufnäh-Arbeit. Beiblatt zu Heft 18.
Sieb-Malerei. Beiblatt zu Heft 23.
Weihnachtsarbeiten. Beiblatt zu Heft 23 II, 24 II.

Literarisches.

Gerhard Hauptmann's Versunkene Glocke. Von Paul von Szczepański. 15.
Neue Bücher. Von Paul von Szczepański. 24, 38.
Beiblatt zu Heft 5, 9, 10, 13, 23, 24.

Illustrationen.

Portraits.

Bianca Panteo. Beiblatt zu Heft 1.
Emerich Robert. 8.
Annette von Droste-Hülshoff. Portrait-Büste von Anton Rüller. 8.
Fürstin Mathilde Radziwill. 9.
Fürstin Mathilde und ihr ältester Sohn, Fürst Anton Radziwill. 9.
Franz Henri von Dulong. Beiblatt zu Heft 3.
Esther Maria, Pfalzgräfin zu Birkenfeld. 20.
Bolko Graf von Hochberg. 25.
Georg von Hülsen. 25.
Ludwig Martinelli als Steinklopferhans. 37.
Sigrid Arnoldson. 45.
Alma Lessing. Beiblatt zu Heft 7.
Gräfin Beroldingen. 49.
Frau von Pachelbl-Gehag. 49.
Fräulein Bürgers. 52.
Fräulein von Prillwitz. 52.
Prinzessin Friedrich zu Solms-Braunfels. 52.
Lieutenant von Lekow. 52.
Fräulein von Radowitz. 52.
v. Woikowsky-Biedau. 52.
Zigeuner Janko und sein Begleiter. 53.
Johannes Brahms. Beiblatt zu Heft 10.
Prinz Sizzo von Schwarzburg. 73.
Prinzessin Alexandra von Schwarzburg. 73.
v. Radetzky-Mikulicz. 88.
Sophie Herzogin von Alençon. Beiblatt zu Heft 12.
Victoria, Königin von Großbritannien und Irland. 100.
Charlotte Wolter. Beiblatt zu Heft 14.
Baronesse Dr. Gabriele Possanner von Ehrenthal. Beiblatt zu Heft 15.
Bernhard Baumeister. 120.
Jacob von Falke. 124.
Gräfin Marie von Kalckreuth. Beiblatt zu Heft 17.
Rosa Bonheur. Von Achille Fould. 132.
A. von Heyden. 137.
Marie Martin. Beiblatt zu Heft 19.
Georgiana Hill. Beiblatt zu Heft 19.
Dr. jur. Anita Augspurg. Beiblatt zu Heft 19.
Dr. jur. Marie Popelin. Beiblatt zu Heft 19.
Anna Schepeler-Lette. Beiblatt zu Heft 20.
Dr. jur. Anton Rubinstein. Von Paul Meyerheim. 161.
Charlotte Huhn. Beiblatt zu Heft 23.
Heinrich Heine. Nach dem Gemälde von Julius Giere. 192.

Aus der Gegenwart.

Rosegger's Villa in Krieglach. Von Erwin Pendl. 29.
Kirche in Krieglach. Von Erwin Pendl. 29.
Schloß Feistriz bei Krieglach. Von Erwin Pendl. 29.
Partie aus Kathrein am Hauenstein. Von Erwin Pendl. 29.
Das Alp'l bei Krieglach mit Rosegger's Geburtshaus. Von Erwin Pendl. 32.
Rosegger's Geburtshaus. Von Erwin Pendl. 32.
Küche in Rosegger's Geburtshaus. Von Erwin Pendl. 32.
Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin. Von Emil Doepler d. J. 61.
In einer amerikanischen Mädchenschule. 89 (3), 92 (4).
Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin. Von O. Günther-Naumburg. 129.
Zerstörtes Haus in Potschappel. 144.

Land und Leute.

Der heilige Hain der Hera. Von Max Roeder. 4, 5.
Sonnenuntergang. Von A. Windmaier. 12.
Theehaus in Kyoto. Von F. Hohenberger. 20.
Der Eingang zum Vatikan. Von Hans Wieland. 28.
Pergola auf Capri. Von Adolf Thamm. 36.
Gestrandetes Fischerboot. Von Eduard Spoerer. 41.
Sturm an der norwegischen Küste. Von R. Schultze. 53.
Das Innere der heiligen Grabeskirche in Jerusalem. 57.
Tausendjährige Olive im Garten Gethsemane. 60.
Der Oelberg mit dem Garten Gethsemane. 60.
Nach dem Gewitter. Von Gilbert von Canal. 76.
Waldinneres. Von G. Wilrich. 81.
Sudanesische Lanzenreiter. Von Hugo Ungewitter. 85.
Gräberstätte zu Blidah. Von P. Reiffenstein. 93.
Schuhplattler. Von Karl Rickelt. 97.
Das Jömei-mon-Thor in Nikko. Von F. Hohenberger. 101.
Die Brutki-Quelle bei Abbazia. Von E. T. Compton 109.
Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol. Von C. Wuttke. 117.
Dorfidyll aus dem Spreewald. Von Jacques Schenker. 121.
Grasausläuten. Von Karl Rickelt. 133.
Durchs Müglitzthal. Von A. Reinhardt. 140, 141, (6), 156, 157 (6).
Schloß Tirol. Von R. J. Helm. 148.
Sägemühle. Von Georg Schmitgen. 164.
Venetianisches Straßenbild. Von E. Rosenstand. 169.
Buchenwald im Schnee. Von Adolf Thamm. 172.
Der Burgstein im Altmühlthal. Von M. Zeno Diemer. 177.
Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles. 185.
Ein gothischer Buddha-Tempel. 188.

Genre-Bilder.

Am Fenster. Von H. Koester. 1.
Am Brunnen. Von A. Napier. 13.
Der Guitarren-Spieler. Von M. Texidor. 17.
Zufriedene Gesellschaft. Von Karl Rickelt. 69.
Händlerinnen im Harem. Von D. Israel. 125.
Uebelgelaunt. Von H. Kaulbach. 145.
Die kleine Gärtnerin. Von Paul Meyerheim. 149.
Taufgang. Von H. Laukota. 153.
Politik auf dem Lande Von Otto Heichert. 165.
Bei der Zigeunermusik. Von F. Paczka 173.
Ein Fest auf dem Eise. Nach dem Gemälde von J. Aureli. 189.

Verschiedenes.

Im Januar. Vignette von O. Dinger. 16.
Weibliches Bildniß. Von Dora Hitz. 33.
Die Wiege Kaiser Wilhelm's I. Von Curt Aghte. 44.
Erstes Notizbuch Kaiser Wilhelm's I. Von Curt Aghte. 44.
Kinderspielzeug Kaiser Wilhelm's I. Von Curt Aghte. 44.
Die Fassade des Königsberger Schlosses. Von Curt Aghte. 44.
Kinderwagen Kaiser Wilhelm's I. Von Curt Aghte. 44.
Der Grabstein der Caroline Neuber. Von A. Reinhardt. 45.
Im Frühling. Von O. Dinger. 65.
Berliner Balcon-Bilder. Von O. Günther-Naumburg. 65, 68.
Wie Katz' und Hund. Von A. Weczerzick. 84 (4).
Vom vierblättrigen Klee. 2 Vignetten.
Carl Maria von Weber's Wohnhaus in Hosterwitz. Von A. Reinhardt. 112.
Carl Maria von Weber's Grabstätte in Dresden. Von A. Reinhardt. 112.
Amanda. Von Wilhelm Kray. 113.
Ein vernichtetes Kunstblatt. Erinnerung an König Ludwig II. und Prinzessin Sophie. 116.
Die Büttelflasche in Bautzen. 128 (2).
Die Maus in der Marienkirche zu Lübeck. 160.
Opferstock in der Marienkirche zu Lübeck. 160.
Kamin in der Brautstube des Rathskellers zu Lübeck. 160.
Die deutsche Dogge, — der Apollo der Hundewelt. 180, 181 (10).

Kunstgewerbliches.

Unser Canapé. 21, 24.
Vasen und Schüsseln der Majolica-Fabrik Rozenburg im Haag. 77.
Vieux Saxe. Vasen, Tassen ꝛc. der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meißen. 105, 108 (6).
Spiegelrahmen, Ciselir-Arbeit in Zinn. Beiblatt zu Heft 2.
Dreitheiliger Wandschirm mit Malerei. Beiblatt zu Heft 5.
Broschen aus Gold. Beiblatt zu Heft 6.
Spitzenschirm aus Burano. Beiblatt zu Heft 8.
Cakes-Dose. Auf Porzellan gemalt. Beiblatt zu Heft 9.
Dreitheiliger Paravent mit Malerei auf Glas. Beiblatt zu Heft 13.
Tablet. Bossir- und Gravir-Arbeit in Zinn. Beiblatt zu Heft 16.
Lampe in Empire-Form mit Malerei. Beiblatt zu Heft 22.
Zimmer-Einrichtung in der Münchener Kunst-Ausstellung. 144.
Vase und Jardinièren. Galvanisch versilberte Porzellane. Beiblatt zu Heft 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1 (2), 2 (4), 3 (5), 4 (5), 5 (7), 6 (4), 7 (6), 8 (3), 9 (6), 10 (7), 11 (9), 12 (6), 13 (7), 14 (7), 15 (5), 16 (6), 17 (6), 18 (4), 19 (4), 20 (7), 21 (6), 22 (8), 23 (6), 24 (9).
Die Entwickelung der Trauerschnebbe. 40 (13).
Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 4, 11, 21.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1 (3), 2, 3 (2), 4, 8, 10 (2), 11 (3), 12, 13, 14, 17 (3), 20 (7), 23 (4).
Wandbehang mit Aufnäh-Arbeit. Beiblatt zu Heft 18.
Sieb-Malerei. Beiblatt zu Heft 23 (4).
Weihnachtsarbeiten. Beiblatt zu Heft 23 II (19), 24 II (24).

Unterhaltungs-Beilage.

Die Allmende: 1, 5, 9, 13, 17, 21, 25.
Vergrabenes Pfund: 25, 29, 33, 37, 41, 45, 49, 53, 57, 61, 65, 69.
Streber: 73, 77, 81, 85, 89, 93.

Illustrationen.

Besuchs-Toiletten: 34.
Empfangs-Toiletten: 2.
Gesellschafts-Toiletten: 10.
Promenaden-Toiletten: 18, 26, 42, 74, 82, 90.
Strand-Toiletten: 50.
Theatermäntel: 2.

Aus dem Leserkreise.

Geistige Interessen.

Frauenfrage, Zur . . . . . 55.
Frauenrechte. — Frauenpflichten . . . 23.
Hausschätze, Geistige . . . . . 71.
Mahnruf an die Mütter . . . . . 11.
Sparsamkeit, Falsche . . . . . 31.
Tagebuch, Mein, mein bester Gesellschafter . 31.

Gesundheits- und Körperpflege.

Arm- und Brustst ärker, Largiadère's . . 19.
Arzt und Patient . . . . . 27.
Athmungs-Apparat . . . . . 19.
Ausstellung für die Pflege des Kindes . 63.
Blendleuchter mit Stearinkerze . . . . 7.
Erfrorene Hände, Mittel gegen . . . . 3.
Essig-Compressen . . . . . 27.
Frauenkleidung, Verein zur Verbesserung der 3, 7.
Fußtasche, Decke mit . . . . . 11.
Gurkenmilch, Häntschel's . . . . . 75.
Haarwasser „Phönix" . . . . . 63.
Reform-Beinkleider . . . . . 11, 31.
Reform-Corset aus Häkelarbeit . . . 39.
Reform-Kleidung . . . . . 55.
Reform, Zur, der Frauenkleidung . . . 39.
Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett 7.
Toiletten-Einrichtung für Kranke . . . 7.
Universalpult, Ayert's verstellbares . . 7.
Verbesserte Kleidung, Die, und die Mode 87.
Wer macht die Mode? . . . . . 47.

Briefmappe.

Antworten. Seite.
Alkalifreie Seifen . . . . . 83.
Behandlung, Briefliche . . . . . 27.
Boraxwasser, Gebrauch von . . . . . 83.
Byrolin, Das Dr. Graf'sche . . . . . 83.
Citronen-Kur . . . . . 75.
Corset-Taillen . . . . . 39.
Dickerwerden, Mittel dagegen . . . . 75.
Dr. P., Der berühmte . . . . . 71.
Durst, Starker . . . . . 75.
Eiterquelle im Zahnfleisch . . . . 27.
Ekzem der Gesichtshaut . . . . . 75.
Erschrecken . . . . . 71.
Frostbeulen . . . . . 19.
Galvanokaustische Zerstörung . . . . 71.
Gesichtsgries . . . . . 71.
Gesichtspickel . . . . . 19.
Gurgeln . . . . . 19.
Haare, Ausfallen der . . . . . 75.
Haarausfall, Kreisförmiger . . . . . 83.
Haarbinder . . . . . 75.
Haare, falsch gefärbt . . . . . 19.
Haarfärbemittel . . . . . 31.
Haar-Pomade . . . . . 55.
Haarwuchs, Universal-Mittel gegen . . 27.
Hände, Rothwerden der . . . . . 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hellbraunfärben der Haare . . . . . 55.
Haut, Blanke . . . . . 59.
Hautflecken, Braune . . . . . 27.
Haut, Unreine . . . . . 7.
Hygienische Winke, Eduard Long's . . 27.
Juckende Empfindungen an Hautstellen . 83.
Jodkali-Seife . . . . . 75.
Kreolin-Seife . . . . . 19.
Magenleiden . . . . . 55.
Nasenröthe, Chronische . . . . . 11.
Nasenspitze, Röthung und Erfrierung der 19.
Nervöse Zustände . . . . . 59.
Odonta, Zahnwasser . . . . . 31.
Ohrensausen . . . . . 59.
Reform-Corset aus Häkelarbeit . . . . 59.
Rothe Gesichtsfarbe, Mittel gegen . . . 27.
Schilddrüsen-Schwellungen . . . . . 19.
Schulstaub . . . . . 59.
Schwitzen . . . . . 27.
Shamponiren . . . . . 47.
Skoliose, Beginnende . . . . . 59.
Sommersprossen . . . . . 27.
Special-Aerzte . . . . . 59.
Stärker zu werden . . . . . 59.
Surren, Starkes, im Kopf . . . . . 31.
Toiletten-Künste . . . . . 63.
Unterlippe, Geschwollene . . . . . 59.
Wasserstoff-Peroxyd . . . . . 75.

Unsere Kinder.

Etwas über Kinder-Erziehung . . . . 23.
An die Mütter . . . . . 43.
Badeschwinge, Patent „Jeanette“ . . . 87.
Communion und Einsegnung als weltliche Feste. Eine Mahnung . . . . 27.
Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier . . . . . 55.
Kinder durch Geld zu belohnen . . . 23.
Kinderpflege und Erziehung . . . . 43.
Kinder-Photographien . . . . . 67.
Ordnungsliebe über Alles . . . . . 43.
Schutz den Kleinen . . . . . 87, 91.
Sie muß in die Pension . . . . . 67.
Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren . . . . . 87.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Abhärtung	75.
Dunkelwerden kindlicher Blondhaare . .	75.
Krumme Kinderbeinchen	75.
Sandspielzeug	43.
Umgang unter Geschwistern	55.
Zimmer-Turngeräth für Knaben . . .	55.

Beschäftigung der Jugend.

Bilderbuch, Ein . . . . . 11.
Korkrüster und Weichselkirsche, Verwendung von Zweigen . . . . . 59.
Lectüre, Kinder- . . . . . 15.
Modelliren mit buntem Wachs . . . 15.
Spielkasten für die Kleinen . . . . . 83.
Umrißzeichnen und Ausmalen . . . . 71.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Anker-Steinbaukasten	11.
Gesellschafts- oder Beschäftigungsspiele .	83.
Kochherd „Martha“	83.
Pferdekrippe mit Geräthen	83.
Weihnachtsarbeiten für Kinderhände . .	83.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ausbildung von Kinderpflegerinnen . . 23.
Erwerbs-Möglichkeiten für Frauen . . 63.
Erwerbszweig, Zimmer-Einrichtung als . 71.
Kanarienvogel-Pension, Einrichtung einer 51.
Technik der Kunststrickerei . . . . . 7.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Aufträge für Handarbeiten		43.
Familien-Pensionat	23.	51.
Fortbildungskurse, Gewerbl., für Mädchen und Frauen		55.
Gartenbauschule	31.	51.
Gesichts-, Hand- und Nagelpflege, Erwerb durch		19
Handarbeit, Erwerb durch	19.	3.
Handarbeits-Schule	43.	72.
Handelsschule für Mädchen		79.
Handweberei, Nordische		72.
Handweberei, Schwedischer, Unterricht in .		43.
Industrie-Schule	55.	72.
Klöppeln, Erwerb durch	3.	
Krankenkasse für Schneiderinnen . . .	23.	51.
Lehrerin für Zeichnen und kunstgewerbliche Techniken	43.	55.
Lehr-Institut für weibliche Handarbeiten	3.	19.
Mal-Unterricht		7.
Zuschneide-Schule	19.	43, 79.

Geselligkeit.

Alte Tanten, Maskenaufführung f. Damen 15.
Fest-Prologe, Neue Form für . . . . 11.
Glückwunsch-Kostüm für eine Kinder-Maskerade . . . . . 15.
Glückwunsch-, Tisch-, Visiten- und Postkarten . . . . . 3.
Maske „Ein großes Licht“ . . . . . 15.
Tischkarten mit Brandmalerei . . . . 11.
Tisch- und Einladungskarten mit Silhuetten . . . . . 15.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Carnevals-Kostüme	12.

Häusliche Kunst.

Bekleidung für das Waschbecken einer Wasserleitung . . . . . 28.
Besenspind mit Geräthen . . . . . 83.
Bilderrahmen mit Flügeln. Holzbrand . 23.
Bilderrahmen mit Holzschnitzerei . . . 3.
Blätter und Gräser, Gepreßte, für Decorationszwecke . . . . . 67.
Blumen-Arrangement „Die vier Jahreszeiten“ . . . . . 59.
Blumentopf-Bekleidung mit lasirender Malerei . . . . . 83.
Blumentopf-Hülle aus Linoleum mit Kerbschnitt . . . . . 63.
Blumentopf-Hülle aus Pappe . . . . 83.
Brennarbeiten, Vorgezeichnete . . . . 79.
Butterbrod-Brettchen mit Brandmalerei . 3.
Deckchen mit Prismatine- oder Bronze-Malerei . . . . . 25.
Eierbecher aus Liebig's Fleisch-Extract-Döschen . . . . . 79.
Eisdeckchen, Gemalte, mit Stickerei . . 63.
Fensterbrett-Schrank mit Malerei . . . 23.
Gießkanne mit Malerei . . . . . 47.
Hausapotheke . . . . . 19.
Hausglocke mit Kerbschnitt . . . . . 43.
Holzbrand-Blase-Apparat für Fußbetrieb 67.
Kaffee-Malerei . . . . . 72.
Kindertisch und -Stuhl mit Brandmalerei 88.
Kleiderbügel „Puck“ mit Brandmalerei . 88.
Kleiderpasse und Stehkragen mit Malerei 31.
Lichtschirm mit Malerei auf Seide. . . 15.
Löschmappe aus bemalter Lederpappe . . 91.
Paravent. Dreitheiliger, Malerei auf Sammet . . . . . 7.
Paravent als Erinnerungstafel . . . . 67.
Photographie in Delster Manier . . . 59.
Schriftenschränkchen in gothischem Stil . 75.
Seckörben, Verwendung von . . . . 28.
Sitzbank mit Kerbschnitt . . . . . 19.
Spankorb, Schwedischer, mit Sandspielzeug 51.
Spiegel mit Bronzemalerei . . . . . 63.
Staarenhäuschen. . . . . 91.
Stockbrett . . . . . 91.
Tambourin mit Malerei im maurischen Stil . . . . . 83.
Theetisch mit Malerei . . . . . 39.
Thermometer in einem Rahmen aus Fichtenzweigen . . . . . 7.
Tritt-Hocker mit Kerbschnitt . . . . . 67.
Uhrgehäuse mit Kerbschnitt . . . . . 59.
Untersetzer mit Kerbschnitt . . . . . 47.
Vorlagen für Bohr und Zierschnitt . . 15.
Wandkalender mit Rahmenverzierung . . 87.
Wandschoner aus Linoleum mit Brandmalerei . . . . . 63.
Werkzeugkasten mit Brandmalerei . . . 72.
Wiegendecke, Malerei auf Sammet. . . 12.
Zierschränkchen aus Cigarrenkisten . . . 15.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Decorations-Spitzen	24.
Hausapotheke	19.
Laubsäge-Arbeit aus Metall	83.
Papier-Ritzarbeit	4.
Platin-Stift	24.
Spanschachteln	15.

Musikalisches.

Thür-Zither, Salzburger, mit Malerei . 75.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Geigenbogen	43.
Laute	67.
Singstimme klar zu machen	43.
Zithermusik	43.

Fürs Haus.

Bade-Apparate . . . . . 48.
Behälter für Senf, Pfeffer und Salz . . 67.
Bratpfannen-Untersatz . . . . . 48.
Caviar- und Butterdöschen . . . . . 4.
Cobbler-Löffel, Der amerikanische . . . 56.
Conserven-Glas „Ideal“ . . . . . 59.
Conserven-Gläser mit luftdichtem Verschluß 48.
Dampf-Kochtöpfe, Emaillirte . . . . . 63.
Desinficiren beim Wohnungswechsel . . 75.
Dienstmädchen-Kleidung . . . . . 16.
Draht-Heft-Apparat. 35
Einsatzkorb für Küchenausgüsse . . . . 35.
Eismaschine, Neue . . . . . 55.
Elektrische Koch- und Heizeinrichtungen . 24.
Farben, Streichfertige, für den Hausgebrauch 59.
Fensterputz-Apparat. . . . . 75.
Feststellen geöffneter Fensterflügel . . . 24.
Flecke aus gebeiztem Leder zu entfernen 60.
Flecke aus Marmor zu entfernen . . . 63.
Frucht- oder Compot-Schale . . . . . 63.
Fülltrichter „Rapid“ . . . . . 55.
Geräth zum Poliren des Oberleders von Stiefeln und Schuhen . . . . . 43.
Getränke zu kühlen . . . . . 63.
Gold- und Silberstickereien, Auffrischung von . . . . . 79.
Hausgeräthe, Neue . . . . . 12.
Klavierstuhl, Verstellbarer Patent- . . . 20.
Kleiderbügel, Verstellbarer . . . . . 31.
Kochgeschirr mit Nickelrand . . . . . 12.
Kochsalzes, Verwerthung des, im Haushalt 20, 24.
Kohlensieb . . . . . 83.
Kücheneinrichtung . . . . . 24.
Lampenschirm aus Strohgeflecht . . . 88.
Lampenschirm aus japanischen Servietten 12.
Lampenschirm mit regulirbarer Halsweite 88.
Lampenschirm aus Changeant-Seide . . 88.
Lichtkrone und Blitzkocher. . . . . 72.
Marktkorb für Eier. . . . . 55.
Milchkoch-Apparat, Dr. Baron's . . . 43.
Nähmaschinen-Lampe . . . . . 19.
Parfum, Modernes, Hohenzollern Veilchen 88.
Piano-Lampe, A. Möcker's . . . . . 19.
Plätteisen, Gas- . . . . . 31.
Putztücher für Kupfer-Legirungen . . . 31.
Reise, Nach der . . . . . 72.
Rührnapf zum Anschrauben . . . . . 20.
Salz- oder Pfefferstreuer „Sauber“ . . 48.
Selvyt . . . . . 79.
Sicherheitsschloß, Patent- . . . . . 12.
Schloß für Cigarrenkisten . . . . 83.
Schrank für gebrauchte Wäsche . . . . 48.
Schutztasche, Semmel- . . . . . 35.
Spargelzange . . . . . 43.
Sparkocher, Bremer Gas- . . . . . 75.
Speise-Thermometer, Noch einmal der . 75.
Thee, Guter . . . . . 40.
Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier 51.
Tischzeug, Modernes . . . . . 24.
Tücher, Weißwollene, zu waschen . . . 43.
Verschluß-Korken, Luftdichte . . . . . 43.
Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen . . . . . 31.
Wärmevorrichtung mit Glühstoff-Heizung 56.
Weinkanne und Becher aus Zinn . . . 76.
Woll-Waschseife, Ferdinand Neumann's . 19.
Zucker- oder Compot-Schale . . . . . 51.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Abstäuber aus Aloe-Fasern	51.
Alpacca-Silber	4.
Arbeitslampe	4.
Auffrischen unechter Goldschnur und Goldstickerei	64.
Aufpoliren von Möbeln	44.
Chlor-Bleiche	51.
Fliegenschmutz	72.
Formalin, Desinficiren mit	68.
Gardinenband, Vorwerk'sches	76.
Gaskoch-Apparate	51.
Geruch des Manchester Sammets . . .	40.
Glühstoff-Plätteisen	40.
Kamillenthee-Fleck	51.
Kochuntersatz	76.
Marmor smaragdgrün zu färben . . .	40.
Möbel grün zu beizen	51.
Nickelgegenstände, Verrostete	44.
Parkettbodens, Wichsen des	43.
Putzmittel für Metalle.	43.
Reibeisen, Runde	88.
Rohrsitze, Vergilbte	51.
Schimmelflecke	40.
Stockflecke	51.
Strohhüte, Weiße	40.
Tintenfleck aus Filzbelag und eichenen Tischplatten zu entfernen	67.
Truhe zum Aufbewahren des Pelzwerkes	40.
Wanzen, Mittel gegen	83.
Waschmaschine „Electra“	60.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wring- und Waschmaschinen . . . . . 51, 60.
Wollwäsche, Einlaufen der . . . . . 76.
Wollwasch-Seife . . . . . 51.

Küche.

Allasch . . . . . 72.
Apfelspeise . . . . . 64.
Apfelsinenschale, Verwendung der . . . 32.
Apfelsinen-Schnitte . . . . . 16.
Bowlen . . . . . 35.
Charfreitags-Kuchen, Englische . . . . 28.
Ebereschen einzumachen . . . . . 72.
Eier frisch zu erhalten . . . . . 68.
Eis, Erdbeer- oder Himbeer- . . . . 56.
Eis à la Pückler . . . . . 48.
Entrée, Kleines, von grünem Spargel . 52.
Fasanensuppe . . . . . 28.
Geflügel, Unterscheidungszeichen . . . 51.
Gefrorenes von Schlagsahne mit Maraschino . . . . . 91.
Gelée von Johannisbeerwein . . . . 52.
Germania-Kochbuch, Illustrirtes . . . 60.
Gründonnerstags-Torte . . . . . 28.
Haus-Conditorei-Recepte, Einhundertachtzig . . . . . 64.
Hühner-Fricassée . . . . . 64.
Hühner-Salat . . . . . 20.
Kalbsleber und Rinderzunge, gedämpft . 4.
Kaninchen auf englische Art . . . . . 16.
Kartoffelklöße, Thüringer . . . . . 48.
Käse-Auflauf . . . . . 56.
Kochen, Einige Winke für das . . . . 40.
Kolatschen . . . . . 64.
Krebse, Gebackene . . . . . 35.
Kürbis wie Senfgurken einzumachen . . 68.
Maccaroni, Gebackene, mit Tomaten . . 64.
Magenstärkendes Eingemachtes von Birnen und Ingwer . . . . . 79.
Mandelkuchen, Französische . . . . . 28.
Morcheln, Gefüllte . . . . . 64.
Morchel-Suppe . . . . . 56.
Ochsenmaul in Gelée . . . . . 88.
Preißelbeeren mit Aepfeln ꝛc. einzumachen 68.
Puterkeulen nach Brillat Savarin . . . 28.
Raviolis mit Spinat . . . . . 40.
Recepte für den Bremer Sparkocher . . 76.
Reisspeise, Altdeutsche . . . . . 4.
Rindfleisch-Pastete . . . . . 60.
Rosen-Liqueur . . . . . 44.
Rosen, Verwerthung der, zu Rosensaft . 44.
Russische Eier . . . . . 28.
Schellfisch-Kochbuch . . . . . 91.
Sherry-Cobbler, Amerikanischer . . . . 56.
Spargel-Pie, Englischer, m. Krebsschwänzen 40.
Spargel zu conserviren in Blechbüchsen . 44.
Speise-Oel frisch zu erhalten . . . . 60.
Sterlet auf russische Art . . . . . 28.
Tomaten-Gelée . . . . . 68.
Tomaten-Sauce . . . . . 68.
Tomaten-Sauce, Amerikanische . . . . 68.
Tomaten-Suppe . . . . . 68.
Weingefrorenes . . . . . 56.
Weintrauben-Torte . . . . . 68.
Wild-Sandwiches . . . . . 64.
Zuchetti, Gefüllter . . . . . 64.
Zwetschken einzumachen . . . . . 79.
Zwiebeln, Geschmorte . . . . . 91.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Aleuronat-Brod		91.
Allasch		72.
Beschamel-Kartoffeln Fürst Pückler . .		40.
Blumenkohl als Pickles		48.
Calmus		32.
Cardone		20.
Chocoladen, Pralinés		40.
Frankfurter Würstchen		79.
Haferwurzeln		20.
Kartoffelpuffer, Hannöver'sche		35.
Kochbuch		79.
Kochbuch für drei und mehr Personen .		88.
Nüsse, Eingemachte grüne		52.
Pickles-Saucen, Englische		20.
Rhabarber-Grütze		35.
Wachholderbeeren-Sulz	28.	
Waldmeister-Essenz		35.
Zwieback, Hefefreier		97.

Zimmereinrichtung.

„Bauernstübchen" Meines Töchterchens . 12.
Chaiselongue-Decke aus besticktem Sack-Leinen . . . . . 16.
Damenschreibtisch und Toiletten-Tisch aus Bambus . . . . . 91.
Decken mit Geflechtstickerei . . . . . 35.
Eckschrank aus Kisten . . . . . 31.
Photographie-Rahmen . . . . . 91.
Schreibtisch aus einer Kiste . . . . . 64.
Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen . . 48.
Vorzimmer mit Erker im Jagdstil . . 79.
Wandbrett . . . . . 4.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Bambus-Möbel	79.
Chaiselongue, Zusammenlegbare . . .	31.
Papier-Gardinen	4.
Papier-Maché-Möbel	31.
Thurmwärter-Zimmer, Einrichtung . .	91.

Thierwelt.

Goldfisch, Der, und seine Pflege . . . 56.
Hunde-Pflege . . . . . 52.
Hühnerstall . . . . . 68.
Kanarienvögel, Unsere . . . . . 20.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Ameisen, Schwarze	52.
Aquarien-Pflege	80.
Brutmaschinen	35.
Goldfische	44.
Kanarienvogel-Käfig	52.
Mops, Fettleibigkeit	68.
Papageien, Krankheit der	80.
Zierfische, Fremdländische	20.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Blattläuse, Feinde der . . . . . 64.
Blumendünger, Kaffeesatz als . . . . 40.
Blumen-Gießkanne mit Zerstäube-Vorrichtung . . . . . 44.
Blumentopf-Hülle, Verstellbare . . . . 8.
Blumenzwiebeln, Frühe . . . . . 76.
Feigen in Töpfen zu ziehen . . . . 20.
Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde, Hesdörffer's . . . . . 20.
Palmlilie (Yucca) . . . . . 24.
Ueberwinterung der Zwiebeln und Knollen 80.
Zimmerpflanzen, Pflege der, im Winter 4, 8.

Briefmappe.

	Antworten. Seite.
Artischoken	64.
Asclepia	36.
Baumrinde	40.
Blaufärbung der Hortensien-Blüthen . .	80.
Blumenkohl-Pflänzlinge	88.
Blumentische mit Fontainen	80.
Cacteen	36.
Cacteen, Zimmer-Kultur der	64.
Calla	76.
Camelie	20.
Citronen und Orangen, Aus Samen gezogene	56.
Ephen, Großblätteriger	80.
Epiphyllum	36.
Erdbeer-Pflanzungen	88.
Gartenkies	36.
Gloxinien	52.
Hülfsbuch bei gärtnerischer Beschäftigung	44.
Magnolien	56.
Morcheln	72.
Palmen	80.
Pelargonien	56.
Rosen	88.
Tuberosen	72.
Unkraut, Vertilgung des	36.
Weinbeere, Japanische	40.

Plauderecke für Backfischchen.

Kleid aus Nessel mit Stickerei . . . . 4.
Schränkchen aus Glasplatten für Nippes 36.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Briefwechsel	91.	
Kränzchen-Zeitschriften		91.
„Sandwiches"		52.

Allgemeines.

Abreißkalender, Verwendung alter . . 8.
Ausstellung des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung . . . . . 52.
Blumen, Abgeschnittene, frisch zu erhalten 60.
Blumenständer aus japanischem Rohrgeflecht . . . . . 60.
Carton-Hülle aus Schifferleinen . . 44.
Chatelaine mit Nähgeräth . . . . . 60.
Courier-Tasche . . . . . 44.
Doppeltasche, Behälter für Fußbänkchen . 48.
Etui aus Leder für Nadeln . . . . . 68.
Frühlings-Sträußchen aus künstlichen Blumen . . . . . 36.
Gothaer Spitzen . . . . . 8, 12.
Handschuhe mit Sicherheitsbörse . . . 32.
Hausfrauen-Pflicht . . . . . 16.
Hauspersonal, Unser . . . . . 16.
Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel . . . . . 36.
Hut mit zweierlei Ausputz zum Wechseln 60.
Kleiderschürzer, „Dritte Hand" . . . . 20.
Lederarmband mit Uhr und Sicherheitsbörse . . . . . 12.
Moos grün zu erhalten . . . . . 68.
Morgenstunde, Wichtigkeit der . . . . 44.
Nachthemd mit Zugsäumen . . . . . 56.
Pflanzenpresse . . . . . 40.
Plaid-Hülle als Bonbonnière . . . . 48.
Rahmen für Knüpfarbeit . . . . . 52.
Reise-Hutschachtel . . . . . 44.
Revolver-Cravate . . . . . 20.
Rucksack für Herren, Damen, Kinder . . 44.
Sachets aus Atlas . . . . . 4.
Schatzkästlein aus Glas . . . . . 68.
Schnürsenkel, Ersatz für . . . . . 20.
Thermometer, Speisen- . . . . . 36.
Vögeln, Verwendung von, zu Modezwecken 32.
Wollgarn-Resten, Verwendung von . . 20.
Zauberphotographien . . . . . 16.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Alterthümer zu kaufen gesucht	72.	
Brüsseler Verhältnisse		49.
Chap-Seide, Stoff aus	12.	40.
Deckbett-Halter		20.
Familien-Pension		64.
Fächer, Gemalte		64.
Freistelle im Mädchen-Pension	40.	
Gebirgs-Rucksäcke		64.
Gezupfte Seide, Weben von	12.	40.
Heim, ein angenehmes		68.
Lampenkugeln und Glocken, Verwendung für	16.	36.
Leinentuch-Spanner		20.
Panchronist		12.
Patent Bodel, Gewebe		8.
Pensionat		16, 28, 72.
Pensionat und Fortbildungs-Anstalt für Töchter		44.
Pferdebahn-Billets und Briefmarken, Verwendung	16.	40.
Putzmacherei, Häusliche		80.
Rucksäcke, Riesengebirgs-	44.	56.
Spielküche		12.
Staniol, altes		12.
Vogelschutz-Verein		64.
Weber-Verein, Thüringer		12.
Zuschriften, anonyme		16.

Sylvester.

Citronenpunsch, Extract zu . . . . . 3.
„Glücksschiff", Aufsatz f. d. Sylvester-Tafel 3.
Punsch . . . . . 3.

Zum Osterfeste.

Drei Käuzchen, Ostereier . . . . . 28.
Häschen am Brunnen . . . . . 27.
Kugelgläser mit frischen Blumen als Tafelschmuck . . . . . 27.
Ostereier, Die, hat der Hase gelegt . . 28.
Ostereier im Festkleid . . . . . 27.
Ostereier mit Malerei in Email-Farben . 28.
Ostereier-Nest, Spanschachtel mit Brandmalerei . . . . . 27.
Osterhäschen, Moos- und Rindenarbeit . 28.

Für den Weihnachtstisch.

Arbeitskörbchen mit Stoffverzierung . . 96.
Bilderrahmen im Empire-Geschmack . . 96.
Block. Kerbschnitt auf Linoleum . . . 86.
Blumendeckchen aus Filz . . . . . 84.
Bouillon-Tasse . . . . . 95.
Brodkorb-Deckchen . . . . . 92.
Bürstenhalter mit Flachstich-Stickerei . . 84.
Christbaumreif . . . . . 95.
Christbäumchen für ein junges Ehepaar . 95.
Etui für Stricknadeln . . . . . 92.
Haselnuß-Pralinés . . . . . 95.
Kalender mit Malerei . . . . . 95.
Kammtuch mit Stielstich-Stickerei . . . 92.
Kerbschnitt-Arbeiten für Knaben . . . 86.
Kissen-Vorlage mit Kreuzstich . . . . 84.
Korbständer für Backwerk . . . . . 96.
Lampendeckchen, Flechtarbeit . . . . . 96.
Likör-Service mit Email-Malerei . . . 95.
Menage aus plattirtem Silber . . . . 95.
Nachttisch-Decke mit Kreuzstich . . . . 92.
Notizbuch oder Visitenkarten-Behälter . . 86.
Pfeffernüsse, Weiße Nürnberger . . . . 95.
Schlummerkissen . . . . . 92.
Schürze mit Flachstich-Stickerei . . . . 92.
Spielteppich . . . . . 96.
Ständer für Photographien . . . . . 86.
Staubtuch, Gestricktes . . . . . 84.
Staubtuchkorb mit gesticktem Lambrequin 96.
Theewärmer mit Blumenstickerei . . . 92.
Tischdecke aus Leinen . . . . . 84.
Topf- oder Waschlappen, Gestrickter . . 84.
Tülldecke mit Spitzenbändchen . . . . 92.
Wandschoner mit Malerei . . . . . 96.
Wandschränkchen mit Nagelarbeit . . . 96.
Wattepüppchen für den Weihnachtsbaum 95.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachtsarbeiten für Kinderhände . . 84.
Weihnachtsbäckerei, Häusliche . . . . 95.
Zeitungsmappe . . . . . 86.

Sport.

Aus dem Riesengebirge . . . . . 56.
Rock, Gerafften zum Radfahren . . . . 24.
Verband radfahrender Damen . . . . 60.

Briefmappe.

Antworten. Seite.

Golfspiel . . . . . 68.
Radfahren . . . . . 44, 68.
Tambourin-Spiel . . . . . 44.

Handarbeit.

Behälter aus Cigarrenbändern für Stickseide . . . . . 60.
Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc. . . . 68.
Decke und Kissen aus Seiden-Mosaik . . 88.
Häkelmuster-Sammlung 16
Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung . . 68.
Kleid mit gesticktem Bolero . . . . . 76.
Leinensäckchen zum Aufbewahren von Vorräthen . . . . . 64.
Notenstütze . . . . . 16.
Schürze aus Gitterstoff . . . . . 60.
Steppdecke aus Seidenresten . . . . . 16.
Stopf-Methode, Die neue . . . . . 52.
Stuhlkissen mit Stickerei aus Cigarrenbändchen . . . . . 52.
Taillen-Einsatz mit Seiden-Mosaik . . . 76.
Tischtuch aus sechs Servietten . . . . 64.
Tischdecke mit farbigem Kreuzstich . . . 40.
Webertrost, Der . . . . . 80.
Windelhöschen . . . . . 64.

Briefmappe.

Antworten. Seite.

Hardanger-Arbeit . . . . . 52.
Krimmer-Wolle . . . . . 88.

Illustrationen.

Gesundheits- und Körperpflege.

Azert's verstellbarer Pulttisch: 7.
Verstellbares Universal-Pult: 7.
Blendleuchter mit Stearinkerze: 7.
Decke mit Fußtasche: 11.
Reform-Beinkleid: 11.
Reform-Corset mit Häkelarbeit: 39.
Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett: 7.
Toiletten-Einrichtung für Kranke: 7.

Unsere Kinder.

Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren: 87.
Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier. 55.

Geselligkeit.

Ein großes Licht, Maske: 15.
Gratulations-, Menu- und Tischkarten: 3.
Notizbuch aus Leder: 3.
Tisch- und Einladungskarten mit Silhouetten: 15.
Tischkarten mit Brandmalerei: 11.

Häusliche Kunst.

Besenspind mit Geräthen: 83.
Bilderrahmen mit Flügeln: 23.
Bilderrahmen mit Holzschnitzerei: 3.
Blumentopf-Hüllen: 83.
Blumentopf-Hülle aus Linoleum: 63.
Butterbrod-Brettchen mit Brandmalerei: 4.
Deckchen. Prismatine-Malerei. 23.
Dreitheiliger Paravent, Brandmalerei auf Sammet: 8.
Eisdeckchen, Gemalte: 63.
Fensterbrett-Schrank mit Malerei: 23.
Gießkanne mit Malerei: 47.
Haus-Apotheke aus Cigarrenkisten: 19.
Hausglocke mit Kerbschnitt: 43.
Hocker als Tritt: 67.
Kindertisch- und -Stuhl mit Brandmalerei: 87.
Kleiderbügel „Puck“ mit Brandmalerei: 88.
Kleiderpasse mit Malerei: 31.
Lichtschirm mit Malerei auf Seide: 15.
Sandspielzeug, Spankorb mit: 51.
Schriftenschränkchen im gothischen Stil: 75.
Sitzbank mit Kerbschnitt-Arbeit: 19.
Stockbrett für Herren: 91.
Theetisch mit Malerei: 39.
Thermometer-Rahmen aus Fichtenzweigen. 7.
Tritt-Hocker mit Kerbschnitt: 67.
Uhrgehäuse mit Kerbschnitt: 59.
Untersetzer mit Kerbschnitt: 47.
Wandkalender mit Rahmenverzierung: 87.
Werkzeugkasten mit Brandmalerei: 72.
Wiegendecke, Malerei auf Sammet: 12.
Zwei Deckchen, Prismatine-Malerei: 23.
Zierschränkchen aus Cigarrenkisten-Holz: 15.

Musikalisches.

Thür-Zither, Salzburger, mit Malerei: 75.

Fürs Haus.

Behälter für Senf, Pfeffer, Salz ꝛc.: 67.
Blitzkocher: 72.
Conserven-Glas „Ideal“: 59.
Damastdecke: 24.
Damast-Serviette: 24.
Dienstmädchen-Kleidung, Arbeits- und Hauskleider: 16.
Eismaschine, Neue. 55.
Fensterputz-Apparat; 76.
Frucht- oder Compot-Schale: 64.
Kleiderbügel, Verstellbarer: 31.
Kochgeschirr mit Nickelrand: 12.
Lampenschirm aus japanischen Servietten: 12.
Lampenschleier und Lampenschirme: 88.
Lichtkrone: 72.
Marktkorb für Eier. 55.
Nähmaschinen-Lampe zum Anschrauben: 19.
Parfüm, Modernes, Hohenzollern Veilchen: 88.
Schrank für gebrauchte Wäsche: 48.
Spargelzange aus Silber: 43.
Thee- oder Kaffeegedeck aus Damast: 24.
Tischläufer aus Damast: 24.
Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier: 51.
Rührnapf zum Anschrauben: 20.
Verschlußkorken, Luftdichte: 43.
Verstellbarer Patent-Klavier-Stuhl: 20.
Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen: 32.
Wärme-Vorrichtung mit Glühstoff-Heizung. 56.
Weinkanne und Becher aus Zinn: 76.
Zucker- oder Compot-Schale in Empire-Form: 51.

Küche.

Altdeutsche Reisspeise: 4.
Butter- oder Caviar-Döschen: 4.
Gedämpfte Kalbsleber und Rinderzunge: 4.

Zimmereinrichtung.

Büffet mit Majolica-Einlage im englischen Stil: 71.
Chaiselongue-Decke aus besticktem Sackleinen: 16.
Damen-Schreibtisch aus Bambus: 91.
Decken mit Geflechtstickerei: 35.
Ecke eines Boudoirs im englischen Stil: 71.
Eckschrank aus Kisten: 31.
Photographie-Rahmen: 91.
Salonschrank im englischen Stil: 71.
Schreibtisch aus einer Kiste: 64.
Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen: 48.
Toiletten-Tisch aus Bambus: 91.
Vorzimmer mit Erker im Jagdstil: 79.
Wandbrett mit Rückwand aus gezogenem Atlas: 4.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Verstellbare Blumentopf-Hülle mit Einsatz: 8.

Plauderecke für Backfischchen.

Kleid aus Nessel mit Stickerei: 4.

Allgemeines.

Blumenständer aus japanischem Rohrgeflecht: 60.
Carton-Hülle aus Schifferleinen: 44.
Chatelaine mit Nähgeräth: 60.
Courier-Tasche mit Notizbuch: 44.
Doppeltasche, Behälter für Fußbänkchen: 48.
Etui aus Leder für Nadeln: 68.
Fischbehälter aus einer Lampenkugel: 36.
Frühlings-Sträußchen aus künstlichen Blumen: 36.
Handschuhe mit Sicherheitsbörse: 32.
Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel: 36.
Hut-Rosetten: 80.
Hutschleifen: 80.
Kleiderschürzer „Dritte Hand“: 20.
Lederarmband mit Uhr und Sicherheitsbörse: 12.
Nachthemd mit Zugsäumen. 56.
Pflanzenpresse: 40.
Rahmen für Knüpfarbeit: 52.
Revolver-Cravate für Klapp- und Stehkragen: 20.
Rucksack für Herren, Damen, Kinder: 44.
Sachet aus Atlas. Imitation von Pfefferkuchen-Figuren: 4.
Thermometer, Scala zum Speisen-: 36.

Sylvester.

Glücksschiff, Aufsatz für die Sylvester-Tafel: 3.

Zum Osterfeste.

Drei Käuzchen, Ostereier: 28.
Oster-Häschen: 28.
Ostereier mit Malerei in Email-Farben: 28.
Ostereier-Nest: 27.
Häschen am Brunnen: 27.
Kugelgläser mit frischen Blumen: 27.

Für den Weihnachtstisch.

Arbeitskorb mit Stoffverzierung: 96.
Bilderrahmen im Empire-Geschmack: 96.
Block, Kerbschnitt auf Linoleum: 86.
Blumendeckchen aus Filz: 84.
Bouillon-Tasse: 95.
Brodkorbdecke: 92.
Bürstenhalter mit Flachstich: 84.
Etui für Stricknadeln: 92.
Kalender mit Malerei: 95.
Kammtuch mit Stielstich-Stickerei. 92.
Kissenvorlage mit Kreuzstich-Stickerei: 84
Korbständer für Backwerk: 96.
Lampendeckchen Flechtarbeit: 96.
Likör-Service mit Email-Malerei: 95.
Menage aus plattirtem Silber. 95.
Nachttisch-Decke mit Kreuzstich-Stickerei: 92.
Notizbuch oder Visitenkarten-Behälter: 86.
Schlummerkissen mit Kreuzstich-Stickerei: 92.
Schürze mit Flachstich-Stickerei: 92.
Spielteppich aus Filz: 96.
Ständer für Photographien: 86.
Staubtuch, Gestricktes: 84.
Staubtuchkorb: 96.
Theewärmer mit Blumenstickerei: 92.
Tischdecke aus Leinen: 84.
Topflappen, Gestrickter: 84.
Tülldecke mit Spitzenbändchen: 92.
Wandschoner mit Malerei: 96.
Wandschränkchen mit Nagelarbeit: 96.
Wattepüppchen für den Weihnachtsbaum: 95.
Zeitungsmappe: 86.

Sport.

Wanderanzug. 56.

Handarbeit.

Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc.: 68.
Decke und Kissen in Seiden-Mosaik: 88.
Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung: 68.
Kleid mit gesticktem Bolero: 76.
Schürze aus Gitterstoff: 60.
Stuhlkissen mit Stickereien aus Cigarrenbändchen: 52.
Taillen-Einsatz aus Seiden-Mosaik: 76.
Tischdecke mit farbigem Kreuzstich: 40.
Windelhöschen, Schnitt-Methode: 64.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 1, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. Januar 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

Die Kleine hatte sich an dem Lehnstuhl ihres Vaters emporgerichtet. Da stand sie nun auf ihren dicken, kurzen Beinchen und lachte beide Eltern an vor Freude über das große Kunststück, das ihr so prächtig gelungen war. Die Mutter warf sich zu ihr auf die Erde, nahm sie und drückte das runde, weiche, warme Geschöpfchen an sich und küßte ihr die Hände, die Füße, den weißen Hals, die blauen Augen, die seidenfeinen blonden Löckchen, halb lachend, halb weinend vor Entzücken. Und dann setzte sie das Kind wieder auf den Boden hin, daß es sein neuerworbenes Können gleich noch einmal üben sollte, hockte sich zu ihm und wartete. Es war still im Zimmer. Die Kleine kroch ein wenig näher, patschte mit beiden Händen dem Vater auf den Stiefel und guckte mit ihren ernsthaften Augen zu ihm auf, als ob sie fragen wollte: „Soll ich? Soll ich's nicht?“

„Ist sie nicht himmlisch?“ fragte ganz leise die selbst noch kindlich junge Frau.

Er nickte nur.

Nun hatte das kleine Ding mit den Armen sein Bein umklammert, zog sich daran höher, noch höher, ganz roth vor Anstrengung und Eifer. Da plumpste sie wieder zurück auf die Erde. Aber, ohne sich abschrecken zu lassen, begann sie die große Arbeit gleich wieder. Bis zur Höhe seines Knies hatte sie sich bald hinaufgetastet; nun, — ein Ruck noch, und wahrhaftig! es war ihr zum zweiten Mal gelungen; sie stand aufrecht, so hoch sie war, und drehte den Kopf um, ob man's auch sehe, was sie erreicht.

„Halte sie doch fest, daß sie nicht wieder hinfällt, so nimm sie doch, küsse sie zur Belohnung! Freust Du Dich denn garnicht, daß sie das schon kann, unser Kind, unsere süße kleine Lili?“ rief die Frau.

Er hatte wohl eine unwillkürlich heftigere Bewegung gemacht. Die Kleine purzelte richtig zurück auf die Erde. Diesmal aber unsanft, daß sie laut zu weinen anfing, und die junge Mutter sie rasch wieder aufheben, streicheln und küssen mußte. Dazu gab sie ihr so viel Schmeichelnamen und flüsterte ihr an das kleine, rosenrothe Ohr mit zitternder Stimme so viel Trostesworte, als ob sie nicht nur das unverständige kleine Wesen über irgend eine Enttäuschung zu beruhigen habe.

„Ich will sie zu Bett bringen, sie ist schon müde, und deshalb weint sie, meinst Du nicht auch?“ fragte sie den Gatten.

„Ja,“ murmelte er, „ja, geh' nur, bring' sie fort.“

Sie trug das Kind hinaus. In der Thür kehrte sie sich noch einmal um und hieß die Kleine, ihm eine Kußhand zuzuwerfen. Die lachte schon wieder. Und sie selbst mußte lachen, als sie die ungeschickten Händchen

Am Fenster.

Nach dem Gemälde von H. Koester in Karlsruhe. — Siehe Seite 8.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hin und her bewegte. Beide einander so ähnlichen lieben Gesichter, Wange an Wange gedrückt, winkten ihm ihre Grüße zu. Und dann fiel die Thür ins Schloß, und er blieb allein. Er warf sich mit einem dumpfen Wehlaut über den Arbeitstisch, vor dem er gesessen hatte, und drückte das Gesicht auf die Arme.

Draußen begann es eben zu dunkeln. Vor den zwei Fenstern seines Zimmers tanzten die Flocken, im scharfen Märzwind bewegten sich die noch kahlen Zweige schattenhaft. Drinnen war es warm und behaglich. Von der Kirche gegenüber schlug die Uhr. Die im Zimmer antwortete ihr mit leiseren, silberhellen Schlägen. Alles was es draußen Gutes, was es Schönes in der Welt giebt, dessen war in diesem Raum ein kleiner Theil, gleichsam ein Wiederhall und Abglanz. Ueber den hohen Büchergestellen an der Wand die alten Stiche von Piranesi nach römischen Bauten; auf dem Kaminsims die Marmorbüste der ludovisischen Juno, und darüber eines der schönsten Reliefs von der Gräberstraße zu Athen; auf dem Tisch vor dem Sopha ein Glas mit frischen Weidenkätzchen und gelben duftigen Schlüsselblumen; Zeitungen, neue Bücher, eine Mappe mit Photographien und farbigen Drucken der allermodernsten Schule. Und endlich am Fenster ein Gestell, hoch bepackt mit Noten, und darauf ein Geigenkasten.

Er aber lag und wußte von alledem nichts, und durch das trauliche Zimmer tönte, statt der schönen Musik, wie sie das Instrument dort versprach, nur sein schweres, gequältes, stoßweises Athmen.

Da ging die Thür. Es kam das Beste, was in so einem jungen Heim ist: die Hausfrau. Mit der Lampe in ihrer Hand zögerte sie, denn sie sah ihn nicht gleich und meinte schon, das Zimmer sei leer.

Im nächsten Augenblick entdeckte sie da auf dem Schreibtisch auf den lang ausgestreckten Armen zwischen Papieren und Schreibereien den dunkeln Kopf. Schneeweiß vor Schrecken stand sie und starrte ihn an und suchte sich Muth zu sammeln. Sie gab mit den trockenen Lippen einen Ton von sich, daß er sie bemerken sollte. Denn etwas wie ein Schamgefühl hielt sie zurück. Er, das wußte sie, würde sich scheuen, so vor ihr sich sehen zu lassen. Aber er hörte ihr Hüsteln nicht, so wenig, wie vorhin das Oeffnen der Thür. Da ertrug sie's nicht länger und ging zu ihm, kniete neben ihm nieder und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Leo!"

Das hörte er doch. Er fuhr empor, so hastig, daß er sie beinah zurückstieß. „Verzeih!" murmelte er. Und er bückte sich über die Briefschaften auf seinem Schreibtisch, als ob er nun gleich sich in seine Arbeit vertiefen wolle.

Sie erhob sich von ihren Knieen. Ihre Lippen biß sie zusammen und biß sie fast wund, um die Worte zurückzuhalten. Sie ging hin, die Lampe zu holen, die sie vorhin in ihrem Schrecken rasch nur aus der Hand gestellt hatte, trug sie zu ihm auf den Schreibtisch, drehte den Docht etwas höher und rückte den Schirm so, daß ihm das Licht gerade auf sein Blatt fallen mußte. Dann schob sie für sich einen Stuhl und das Tischchen mit ihrem Nähkorb an die andere Seite, wo sie das Licht zugleich mit ihm benutzen konnte, setzte sich und begann zu nähen, wie sie es jeden Abend that. Aber nach ein paar hastigen Stichen ließ sie die Arbeit sinken, sah auf und spähte zu ihm hinüber. Und da traf ihr Blick seine Augen, die die ihrigen suchten.

„Anna," sagte er, „verzeih mir! Es kam mir so. Wir sind zu glücklich! Und alles gelingt mir, und . . . Du mußt mir verzeihen!"

Sie bückte sich wieder, ohne ein Wort, die Lippen fest aufeinandergeschlossen, über ihre Arbeit.

„Anna!" bat er noch einmal, „meine Anna!"

Da legte sie das seidene Kleidchen für ihre Kleine, an dem sie genäht hatte, glatt zusammen und zurück in den Korb. Ganz ruhig, sehr ordentlich that sie das, als ob sie in das zierliche Fähnchen allerlei reifliche Entschlüsse und festes Wollen hineinfalte und für weiche Zärtlichkeiten nicht Raum lassen dürfe. Sie stand auch nicht auf und ging nicht zu ihm, wie sie's sonst gethan hätte, hob nur den Kopf etwas höher und fragte: „Soll ich sprechen, so, wie ich denke?"

„Ja, gewiß! Nur sage mir erst, ob Du mir verzeihst!"

„Nein," rief sie, „nein und noch einmal nein! Ich verzeihe Dir nicht! Ich finde es nicht männlich und nicht schön, von einem alten Kummer sich so beherrschen zu lassen. Ich achte es nicht, und ich soll Dich doch achten und will es auch. Das aber ist Schwäche. Wenn ich so wäre, daß ich immer wieder bei dem Gedanken an den Tod meiner Mutter zusammenbräche, Du hättest längst die Geduld verloren und nenntest mich weibisch. Und ich leide um ihren Verlust, sage mir, sie könnte noch leben, wenn ich nicht von ihr gegangen wäre, um Deinetwillen. Und ich trauere um sie und weiß jede Stunde, wie viel, wie unendlich viel mir fehlt. Und daß ich ihr mein Kind nicht zeigen, meine Freude nicht durch ihre verdoppeln kann, — meinst Du wohl, es schmerze mich nicht? Aber es muß getragen werden. Und Dein Leid ebenso gut."

„Anna, Du weißt nicht —"

„Nein, ich weiß nichts. Und ich will's auch nicht wissen! Glaube nur nicht, daß es Neugier sei, was mich treibt, zu sprechen. Was ich Dir gesagt habe, damals, als Du mich fragtest, ob ich Deine Frau werden wollte: „Was Dich drückt, will ich mit Dir tragen, Dir erleichtern, nicht erschweren," — das halte ich weiter. Ich bin nicht so kindisch, wie Lohengrin's Elsa. Ich kann ganz gut Dich, Deine Gegenwart und Deine Zukunft lieben, die mir gehören, ohne die Vergangenheit, an die ich keinerlei Rechte habe, auch nur zu kennen. Und wenn Du das Aergste, was Männer ihren Frauen verbergen, mir heute geständest, es würde an meiner Liebe nichts ändern."

„Ich schwöre Dir, es ist nichts dergleichen."

„Du sollst mir nichts schwören. Ich wiederhole es Dir, glaub' mir: das oder anderes, es ist mir gleich. Mir liegt nichts an dem, was war. Und hättest Du einen Mord begangen und die Schuld daran auf dem Gewissen, ich würde Dich bitten: „Wirf es von Dir, werde besser dadurch, mache andere glücklich, so viele, daß der Tod des einen hundertmal aufgewogen wird!" Aber dies ewige Zurückdenken, Zurückgrübeln, das gar nichts bessert —"

„Wenn ich wäre wie Du, das Geschehene hinter mir ruhen lassen könnte! Wenn ich unser hübsches home ansehe, hier auf dem Schreibtisch meine Arbeiten und dann Dich und das Kind erst, — solches Glück mir! Und andere dagegen —"

„Es hat jeder sein Theil. Nennst Du das Glück, wenn eine Frau ins Zimmer tritt und findet ihren Mann, den besten, edelsten, den sie liebt, mehr als sie's selber begreifen kann, der ein Gelehrter ist, der Erfolg hat in jungen Jahren, den alle seine Schüler und Freunde bewundern, beneiden, — und findet ihn so?!" —

Nun war er es, der aufstand und zu ihr hinkam um den Schreibtisch herum. „Bist Du nicht glücklich?" fragte er leise.

Sie ward über und über roth, so schwer fiel es ihr, den Blick in seine Augen, den entzückten, dankbaren, der ihm sonst wortlos geantwortet hätte, von ihm zu wenden.

Er seufzte leise, ging zum Fenster, drückte seine Stirn an die Scheiben und starrte in das wirbelnde Schneetreiben draußen. Als er zurückkam, an ihr vorüber, strich er leise mit der Hand ihr über den glatten, blonden Scheitel. „Arme Anna! Ganz so schwer hattest Du es Dir doch nicht mit mir gedacht?"

Sie bückte sich tiefer über ihr Nähzeug, das sie wieder zur Hand genommen.

In ihrer jungen, ahnungslosen Mädchenfreiheit hatte sie freilich es sich unmöglich vorstellen können, wie bitterschwer es ihr fallen würde, so neben ihm herzugehen mit dem trennenden Schmerz seiner Vergangenheit zwischen ihnen. Aber sie hatte doch auch nicht geahnt, wie schön es sein würde, ach, so schön! Und das ihm zu sagen, gerade jetzt, wo er wieder unter einer der schwarzen Stunden litt, um derenwillen er ihrer bedurft hatte, das konnte sie nicht. Etwas von der alten kindlichen Bescheidenheit gegenüber dem ernsten Gelehrten, war ihr bis auf diesen Tag noch geblieben. Und so war alles, was von ihrem Denken ihm hörbar wurde, der kurze Satz: „Es sind morgen zwei Jahre."

„Ja," sagte er, „ich habe auch schon daran gedacht. Zwei ganze Jahre, in denen Du es mit mir schwachem freudlosem Menschen ausgehalten."

„Laß das, Leo, ich kann es nicht leiden, daß Du so von Dir sprichst! Du thust mir weh damit."

„Das will ich gewiß nicht. Und daß Du siehst, wie sehr ich Dir Freude machen möchte: da, ein Geschenk zum Hochzeitstage."

Sie sah ängstlich auf. Wenn er ihr wieder ein Schmuckstück schenkte, wie er es schon ein paar Mal gethan, jetzt, heute, sie hätte sich schwer überwinden gekonnt, es anzunehmen. Aber er zog aus seiner Brusttasche ein sehr harmlos aussehendes Brief-Couvert, das er ihr über den Tisch hinreichte. Mr. le professeur Leo Wille stand darauf. Sie nahm den Brief heraus, faltete ihn auseinander und las. Also wirklich! Die Pariser Akademie der Wissenschaften ernannte ihn, als Anerkennung für seine mathematische Arbeit, zu ihrem correspondirenden Mitglied! Mancherlei Ehren hatten Deutsche ihm schon, jung wie er war, erwiesen. Diese, vom Ausland kommend, schien ihr entscheidender und schmeichelhafter, als alle bisher.

„Leo," sagte sie, „so groß bist Du und wirst so berühmt. Und ich, daß ich's nicht einmal verstehen kann, was Du arbeitest und schreibst, es noch immer nicht begreife, was für einen Nutzen alle Deine Zahlenreihen für die Menschheit stiften."

„Vielleicht nur Schaden," murmelte er.

Und da sie aufsah, saß er schon wieder mit demselben trostlosen Blick vor sich hinstarrend, wie sie ihn vorhin gefunden, und es lag wieder zwischen ihnen, das Geheimniß, daran sie nicht zu rühren versprochen. Sie hatte es gelobt, und sie hielt ihr Wort. Nicht einmal in Gedanken grübelte sie, mühte sich auch nicht, auf Schleichwegen dahinter zu kommen, wie es andere Frauen versucht haben würden. Sie fühlte, das hätte ihm doch nicht geholfen. Wenn sie auch jung war, nicht einmal ganz zwanzig, die zwei Jahre an seiner Seite hatten sie gelehrt, mit ihm zu empfinden, für ihn zu denken. Das, was er trug, es würde mit der Zeit nicht leichter, es würde ihm Tag für Tag nur schwerer seinen Lebensmuth niederdrücken. Und alle äußeren sogenannten Glückszufälle würden den Schmerz, die Reue, den Vorwurf, die er einmal sich auf sein Gewissen geladen, nur immer verschärfen, würden den bohrenden einen Gedanken, der ihn beherrschte, doch nicht vergessen machen. Der Arzt hatte es ihr eingestanden, als sie ihm einmal über ihres Mannes schlechtes Aussehen und seine Schlaflosigkeit geklagt, daß er ihm nicht zu helfen wisse. Kein Trost, kein Mittel als nur eines: daß er freiwillig sich entschlösse, ihr zu beichten. Aber nicht mit einer Silbe durfte sie ihn dahin führen. Das Aussprechen, sollte es ihn wirklich befreien, mußte ohne jeden Anstoß, allein nur aus seinem Wunsche geschehen. Mit anderen Worten: sprach er, so war schon das Aergste vorüber, die Genesung war da. Bis solches Wunder sich begäbe, war sie machtlos, die Hände blieben ihr gebunden, sie konnte nicht handeln, ihn nicht schützen und mußte zusehen, wie er sich in sich selber verzehrte, mehr und mehr seinem düsteren Grame sich hingab.

Das Zimmer war so still wie vorher. Er schrieb jetzt emsig, die Stirn gerunzelt, in sein Studium vertieft, das, wie er oft sagte, ihn zu sehr einnehme, um für ein anderes Bewußtsein, als das seiner Zahlen, ihm Raum zu lassen. Und sie, an der anderen Seite des Schreibtisches, nähte und sann, wie Frauen thun, denen so leicht keine Art von Arbeit das Gefühl für ihre Lieben, ihre Sorgen ganz aus dem Bewußtsein tilgt.

Als es Zeit war, stand sie auf und machte den Thee auf einem Tischchen neben der Thür. Das Dienstmädchen hatte ihr durch die lautlos geöffnete Spalte eine Platte mit Brod gebracht, sie röstete ihm die Scheiben, strich Butter darauf und setzte ihm sein Nachtmahl zurecht, daß er, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen, danach greifen konnte. Sie selbst trank ihren Thee im Stehen, die Augen auf ihn geheftet, und wartete, ob er aufblicken, zu ihr sprechen würde. Manchmal, wenn er wußte, er würde lange zu arbeiten haben, redete er ihr zu, zu Bett zu gehen. Manchmal, wenn sie ihn so vertieft sah, ging sie, ohne daß er es bemerkte. Heute konnte sie sich nicht entschließen, ihn zu verlassen. Sie hatte sich hinausgeschlichen, nach ihrem Kinde zu sehen, auf eine Secunde sich das Herz an dem lieben Anblick zu erfrischen, und kam wieder und setzte sich zu ihm. Hätte er sie gefragt, sie hätte ihm zur Antwort gegeben, daß sie bleibe, weil sie Lili's Kleidchen für morgen fertig machen wolle. Er fragte nicht, und so konnte sie die Ausrede sparen. Sie hätte sich dessen freuen sollen, daß er den Beruf hatte, das einzige, was ihn auf Stunden sein eigenes Selbst vergessen ließ. Aber sie blickte zu ihm hin und sah auf seiner Stirn die Falte und sah um seinen Mund die Züge, die ihm nicht die Arbeit, sondern der Gram gegraben hatte. Und wieder dachte sie: was nun weiter? Seine Frau war sie geworden mit dem vollen Bewußtsein, daß sie eine ernste Aufgabe auf sich nehme. Aber sie hatte doch gehofft, ihm nützen zu können. Nun mußte sie mehr und mehr erkennen, daß sie darin gescheitert war. Ihr selber schwand mit dem Hoffen der Muth. Selbst das Kind, so leidenschaftlich sie ihr Herz in den dreizehn Monaten, seit sie es besaß, an das kleine Geschöpf gehängt hatte, es war ihr kein ungetrübtes Glück, weil es ihm keins war. Und sie spürte, wie seine Schwermuth auch ihr ins Blut drang, allmählich, allmählich ihr harmloses Freuen, ihr heiteres Selbstbewußtsein zerstörte. Eines Tages, vielleicht war's nicht mehr fern, würde sie ebenso sein wie er, gedrückt, beunruhigt, alles fürchtend, auf nichts vertrauend, nie mit sich und dem Leben im Einklang. — Nein, so durfte sie nicht werden! Ihre kraftvolle Natur bäumte sich auf gegen den niederdrückenden Mißmuth, den ärgsten Lebensfeind, der, vernichtender als Noth und Krankheit, uns das Dasein vergällt. Sie hatte ihn ja, der sie liebte, und liebte ihn wieder und liebte ihr Kind, sie wollte sich nicht niederdrücken lassen von dem unbekannten Etwas, — sie hob ihren Kopf in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

trotzigem Stolz, — sie nicht, sie stand fest. Und wenn jetzt das Unglück käme, irgend ein ungeahntes Schreckniß, in dieser Nacht noch, in dieser Secunde, sie wollte sich mit dem Schlimmsten messen und würde und müßte Siegerin bleiben.

Hatte sie das gedacht, — wirklich gedacht und mit deutlichen Worten ausgesprochen? Nun, in dieser selben Secunde war die Prüfung da.

Ein Glockenton. Durch das stille, schlafende Haus klang es zitternd, deutlich hell. Leo sah auf.

„Was war das? Von unten?"

Er ging ans Fenster. Er stieß es auf, daß ihm der Schneesturm ins Gesicht schlug, und beugte sich vor.

„Ist jemand da?"

„Ein Telegramm."

Er schloß das Fenster und sah sich um nach seiner Frau. Die stand mit dem Rücken gegen die Zimmerthür gestemmt, beide Arme weit ausgebreitet, als wolle sie mit ihrem Leibe den Eingang versperren.

„Was soll das heißen? Laß mich hinaus!"

„Wenn sie Dich fassen?" stammelte sie.

„Wer? Der Telegraphen-Bote? Ja, hast Du es denn nicht gehört? Und Du zitterst und fürchtest? Kind, das Du bist! Du denkst, ich hätte etwas auf dem Gewissen, was mich mit Polizei und Gesetzen in Conflict bringen könnte? Sei ruhig! So etwas ist es nicht. Es giebt Verbrechen, die kein menschlicher Richter ahndet. Und nun muß ich hinunter. Wenn Michael mich riefe!.. Rasch, laß mich hinaus!"

Sie schloß ihm die Thür der Etage auf, sie hielt ihm die Lampe weit über das Treppengeländer, ihm zu leuchten, während er vom dritten Stock bis hinunter lief. Ein Telegramm! Sie sagte sich, daß es sehr harmlos sein würde. Was konnte denn so Schlimmes geschehen? Ihr mindestens nichts; Baby schlief, und Leo war hier. Und sonst schien ihr in dieser Minute kein Mensch so sehr wichtig. Sie war schlecht. Ihre eigenen Brüder vergaß sie dabei. Aber die waren alle beide hier in Berlin, wo sie nicht zu telegraphiren brauchten, und waren von ihrem gesunden Schlage. Leo's Halbbruder, den Grafen Michael Branizky, und dessen Mutter, die ihres Mannes Stiefmutter war, hatte sie nie gesehen. Was denen zustieß, kümmerte sie wenig. Als Braut hatte sie auf Leo's Wunsch an beide geschrieben, aber außer einer frostigen Karte von der Mutter niemals eine Antwort erhalten, kein Liebeszeichen zu ihrer Hochzeit. Und wenn es Leo auch sicher kleinlich von ihr finden würde und weibisch, sie zürnte ihnen ob dieser Unterlassungssünde. Wenn die jetzt etwas von ihm begehrten, sie wollte ihn hindern, so gut sie es konnte, ihnen zu liebe ein Opfer zu bringen. Das dachte sie alles und dann noch hundert unwahrscheinliche Möglichkeiten, indessen sie ihn unten seinen Schlüssel ins Schloß stecken und aufschließen hörte. Es dauerte lang. Weshalb so lang? Wenn nun die Petroleum-Lampe ihr zu schwer ward und hinfiel und zerplatzte, und das ganze Haus stände in Flammen? Ob der da unten gelogen hatte, kein Telegraphen-Bote war, sondern ein Räuber, ein Mörder, ein Feind, der an Leo für ein altes Unrecht jetzt Rache nahm? Noch eine Secunde, und sie würde schreien, sie fühlte, sie würde nicht anders können, schreien, daß das Haus zusammenlief: „Hülfe, Hülfe!" Nein, sie hatte noch nicht so geschrieen, nur im halben Traumzustande, bewußtlos vor Angst, es gedacht.

Und da ging die Hausthür. Das Schloß ward geschlossen. Die Windfangthür mit den knarrenden Angeln fiel schwerfällig zu. Und langsamen, schweren Trittes kam Leo, — sie erkannte ihn auch im Dunkeln, — Leo selber die Treppen herauf. Er war unversehrt. War er es wirklich? Er ging gar so langsam, kam noch immer nicht näher. —

Zuletzt ertrug sie das Warten nicht länger. Sie lief ihm entgegen: „Leo, was ist es?"

Er sah so entstellt aus, bleich bis in die Lippen. Er strich ihr mit der Hand über die Haare nach seiner Weise: „Arme Anna! Du hast Dich aufgeregt? Es dauerte lang, ja. Ich mußte die Antwort gleich aufsetzen. Michael stirbt, und ich fahre zu ihm."

Dann waren sie wieder oben im Zimmer, der Raum so traulich, warm, hell, wie vorher.

Vorher war sie unglücklich gewesen, um nichts und wieder nichts, schien es ihr jetzt. Denn jetzt! Wie er aussah, wie er dastand, als habe der tödtliche Streich ihn selber mit getroffen. Was war dieser Michael denn in seinem Leben? Er nannte ihn nie, er schrieb ihm nicht einmal. Hätte sie nur fragen dürfen! Aber sie wagte es nicht. Wie versteinert stand er da. Und sie fühlte es wie eine eisig kalte, undurchdringliche, trennende Wand zwischen sich und ihm.

Er hatte ein altes Exemplar des „Hendschel", noch von ihrer Hochzeitsreise her, von einem der Bücherbörte genommen und suchte darin und gab es ihr dann: „Sieh Du nach, ich kann nicht!"

„Was," fragte sie zagend, „ich weiß ja garnicht, — wohin willst Du?"

„Ja so, Du weißt nicht!" Er schob ihr das Telegramm vor die Augen.

Es war aus Monte Carlo. „Michael bei einem Streit verwundet. Willst Du ihn noch am Leben finden, so komme rasch! Mutter." — Das war alles, was dastand.

Anna schlug das Buch auf und suchte die kürzeste Route an die Riviera. „Der Nachtzug ist fort, schon vor 10 Uhr", sagte sie.

„Und der nächste?"

„Geht um 1 Uhr, erst morgen Mittag."

„Das fand ich auch. Aber ist denn keiner dazwischen? Suche Du, ob Du nichts findest, irgend eine Möglichkeit!"

Sie schüttelte den Kopf: „Es giebt Züge genug, über Frankfurt und den Gotthard. Aber alle sind langsamer. Du würdest unnöthigen Aufenthalt haben und kämst zwei Stunden später hin, als wenn Du erst mittags und über Paris fährst."

Er nickte nur: „Also heißt's eben warten."

Damit ging er wieder durchs Zimmer und auf und ab und auf und ab, als ob er hier auf dem Bahn-Perron wäre. „Will er so auf und ab gehen bis morgen?" dachte sie.

„Leo, so machst Du Dich krank! Morgen für die Reise und dann erst, wenn Du dort bist, brauchst Du Deine Kräfte. Lege Dich hin! Schläfst Du auch nicht, so erquickt es Deine Glieder. Du mußt es, thu' es mir zu liebe! Ich packe Dir unterdessen Deine Sachen."

„Gut," sagte er. Und er ging zur Thür mit demselben starren, versteinten Gesicht, ohne einen Blick für sie. In der Thür blieb er stehen.

„Nein, ich kann nicht!"

„Aber Leo, ich bitte Dich, nur auf ein paar Stunden!"

Er schüttelte den Kopf, kam zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm seine Arbeit zur Hand, als ob er fortfahren wolle, wo das Klingeln ihn unterbrochen. Aber in derselben Minute warf er auch schon die beschriebenen Blätter wieder von sich. „Nein, ich kann nicht!" sagte er noch einmal.

Ihr stand das Herz fast still vor Entsetzen. Nun kam das lang Gefürchtete wirklich. Daß sein Bruder auf so schmähliche Weise sterben mußte, — denn was so ein Streit auf Monte Carlo mit Spielern oder mit Gendarmen zu bedeuten hatte, das konnte sie sich ungefähr sagen, — daß er selbst von ihr gehen wollte ohne Erklärung, kalt, wie ein Fremder, das war das ärgste Unglück noch nicht. Sie schlug die Hände vor ihre Augen, sie ertrug es nicht, daneben zu sitzen und zuzusehen, wie er seinen Verstand verlor.

„Anna!" hörte sie ihn rufen.

Sie flog zu ihm hin.

„Weißt Du noch," sagte er leise, „damals, als ich zuerst Dich kennen lernte, wie Du mir sagtest, Du würdest nie Dich mit Reue plagen?"

„Ja, ich weiß noch."

„Und ich, ich weiß noch Deine Worte. So jung warst Du. Um eine zerbrochene chinesische Vase hatte Dich die Mutter gescholten. Deine Brüder lachten Dich aus. Du standst mit heißgerötheten Backen: „Ich hab's gethan," riefst Du, „ich nahm sie vom Schrank, sie dem Herrn Professor zu zeigen. Ich stieß mich am Arm, und da ist sie gefallen. Ich wollte es nicht, doch nun ist's geschehen. Es thut mir sehr leid." — „Grämen Sie Sich nicht," sagte ich, um Dich zu trösten, „im Vertrauen, sie war nicht alt und nicht so kostbar, wie ich gedacht." Du aber schütteltest den Kopf. „Es ist dasselbe, ob altes echtes Porzellan, ob neues, — zerbrochen bleibt sie. Und wenn ich mich auch noch so viel quäle, das kann nur mich unglücklich machen, es macht sie nicht wieder ganz. Ich will versuchen, nicht daran zu denken, denn es ist alles klüger als Reue." — So sagtest Du."

„Du hast's mir oft erzählt. Es ist möglich. Ich muß ein schrecklich eingebildetes Ding gewesen sein, damals mit meinen sechzehn Jahren, um so unausstehlich weise zu reden."

„Anna, wenn Du wüßtest, wie nutzlos Reue ist, wie nutzlos, wie nutzlos!"

„So bereu' nicht! So sage wie ich: „Ich that's, obwohl ich es nicht wollte. Nun muß ich vorwärts, kann ich es doch mit aller Gewissensqual und Pein nicht ungeschehen machen." Leo, sieh, Du hast es mich so oft versichert, daß Du mich lieb hattest seit jener Stunde, daß Du mich zur Frau genommen, weil Du hofftest, ich könnte durch meine Art Dir wohlthun, Dich beruhigen. Und nun —"

„Nun," murmelte er, „bin ich auf dem besten Wege, auch Dich mit mir elend zu machen, daß Dir die Nerven, bedrückt von den Sorgen, die mich quälen, zerrütten werden, Du angstvoll wie ich wirst, verzweifelt und krank. Ist es nicht so?"

Sie schwieg.

Er stand auf, stieß den Stuhl zurück, schritt durch das Zimmer, die Hände auf dem Rücken, die Stirn zu Boden gesenkt. „So geht es nicht weiter," sprach er zu sich. Er ging noch ein paar Mal auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen.

„Ich will Dir es sagen."

„Was?" rief sie erschrocken. „Nein, Leo, bitte, thu' das nicht! Vielleicht bereust Du es schon morgen. Ich habe Dich nicht gebeten, gewiß nicht. Ich will nichts wissen. Ich wurde Deine Frau mit der Bedingung, daß ich mich in Deine Vergangenheit nicht mischen würde. Ich habe Dich lieb, und was gewesen ist, was Du gethan hast, bevor wir uns kannten, Leo, mein Leo, laß es ruhen. Wenn Du versuchen willst, es zu vergessen, ich vergesse es sicher, ich weiß es ja nicht."

Er schüttelte seinen Kopf. „Es giebt ein Maß dessen, was ein Mensch mit sich allein zu tragen vermag. Meins ist voll. Ich hatte mir freilich geschworen, zu schweigen, und ich thue Unrecht, wenn ich Dir, mein armes Lieb, auf Deine lieben Schultern lade, was mir zu viel wird. Aber aus Deinen tapferen Augen siehst Du mich an, als ob Du mir zu helfen vermöchtest. Vielleicht wendest Du sie nachher von mir; und doch, — ich bin ja kein Verbrecher, — vielleicht auch nicht. Komm her, hör' mich an! Die Nacht ist so lang noch. Wir würden beide nicht schlafen können. Morgen giebt's noch zu thun vor der Reise. Und was nachher sein wird, nachher, wenn Michael mich wieder gesehen hat, — oder gar, wenn er mich nicht sah, wenn ich zu spät kam!" Er zog sie zu sich nieder aufs Sopha, nah' zu sich, und lehnte sich an sie, von der jungen, zitternden Frau sich den Muth erst zu borgen, um weiterzureden.

„Ich habe meinen Freund verrathen," sagte er.

Sie rückte unwillkürlich von ihm: „Du!"

„Ja, ich selbst. Starr' mich nur an, als ob Du es nicht glauben könntest. Es ist unglaublich und doch wahr. Bei Dante werden Verräther, wie Judas, in die tiefste Tiefe der Hölle verbannt. Dahin gehöre ich. Von Rechts wegen müßte auch ich, den Kopf zu unterst, im Eisen stecken. Sieh mich nur immer an! Ich, Leo Wille, Dein Mann, ich bin es! Ich habe meinen Freund und Bruder angegeben, ich bin schuld daran, daß er krank ist, ich bin schuld, wenn er stirbt."

Sie starrte ihn wirklich an, wie ein Gespenst, das man durchdringen möchte mit den Blicken, es verschwinden zu machen. Jede Linie seines schönen, traurigen, strengen, ihr so wohlbekannten Gesichtes musterte sie, jedes Fältchen um die herb geschlossenen Lippen. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, als wolle sie sich versichern, daß er es selbst sei, in Fleisch und Blut. Und da er aufsah, die Augen voll Schmerz, bohrte sie ihren Blick, wie beschwörend, in den seinen. Er hielt ihr stand, senkte nicht die Lider.

„Es ist wahr," wiederholte er.

„Ich glaube Dir doch nicht," rief sie mit ihrer hellen Stimme, „ich glaube Dir's nicht, und wenn Du's mir schwörst mit noch so viel Eiden. Es ist ganz anders, gerade umgekehrt, das weiß ich. Er, dieser Graf Michael Branizky, der Dein Freund war, und es nicht mehr ist, hat Dich gekränkt, Dich leiden lassen und gepeinigt. Und nachdem Du alles, alles, was Du konntest, für ihn gethan hast, und nachdem Du ihm Dein Vermögen hingegeben, — Du sagtest es nie, ich weiß es aber, — da hast Du endlich nicht mehr gekonnt und hast ihm zuletzt wohl „Nein" sagen müssen? Es ist seine Schuld nur, seine, seine, was Du leidest!"

„Warum willst Du das glauben?" fragte er.

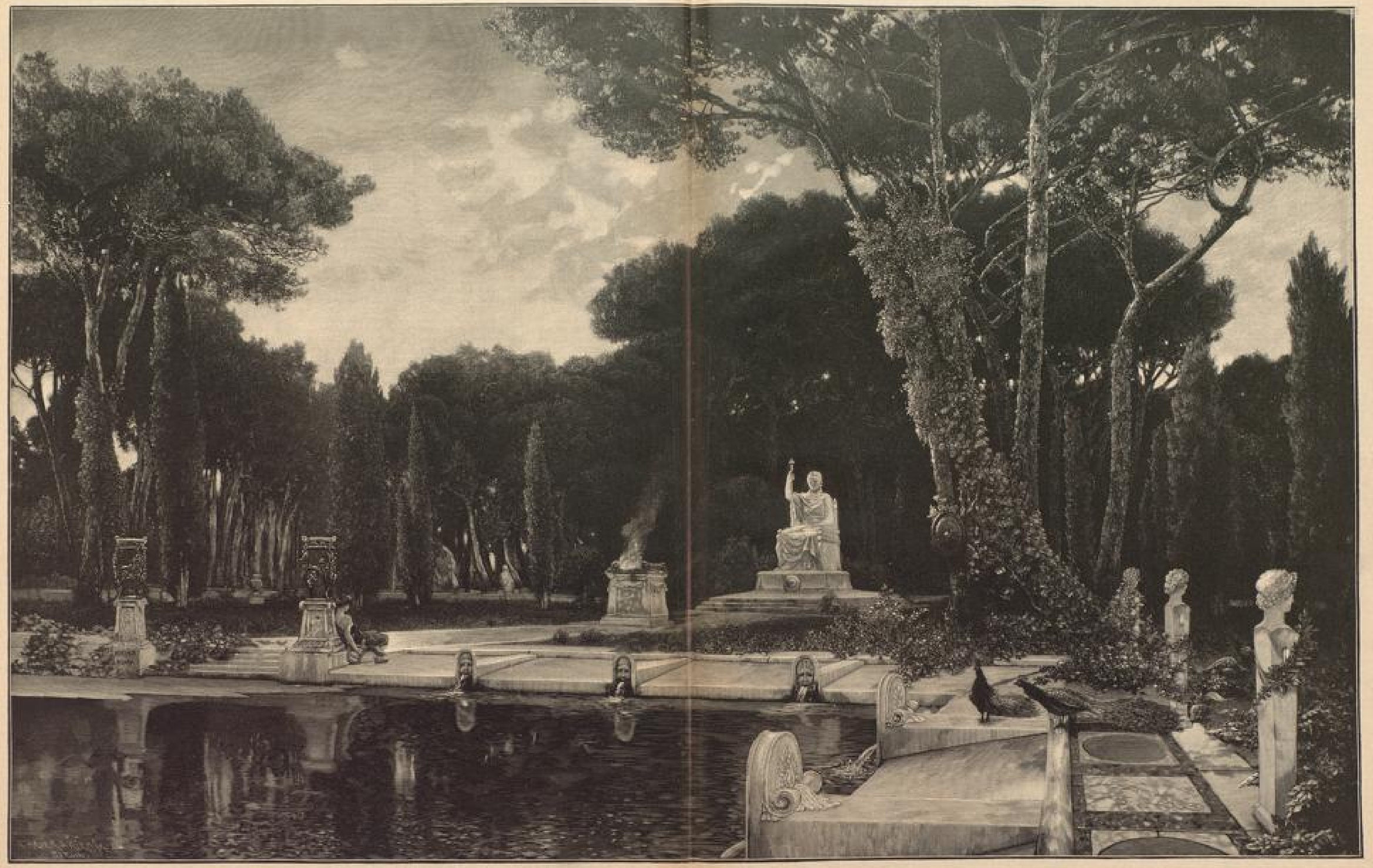
„Weil es so ist, weil ich es weiß. Warum hättest Du's mir verheimlicht, wenn es sich um Dein Verbrechen allein handelte? Dich anzuklagen, bist Du nicht zu feige. Aber einen anderen beschuldigen, das fällt Dir schwer, das hast Du nicht gewollt. Nun thatst Du's freilich doch. Ich glaube an seine Schuld. An Deine? — Nie und nie und nimmermehr!"

„Anna, mein Weib!"

Sie warf sich auf ihn, sie umhalste ihn mit ihren Armen und preßte ihn an sich und küßte ihn auf Augen und Haar und Mund und Wangen, wie vorher ihr Kind, und doch so viel anders. Sie nahm seine Hände und grub ihre weichen, vollen Lippen, ihre Zähne ihm ins Fleisch. Es war eine Leidenschaft in dem zitternden jungen Geschöpf, wie er sie ihr nie zugetraut hätte. Eine Löwin, die ihr Liebstes vertheidigt. Sie aber schützte ihn mit ihren Küssen nicht gegen einen Feind von draußen. Nur gegen ihn selber, gegen die Schmach, die er mit seinen eigenen Worten sich angethan, wollte sie ihn also seien, vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Der heilige Hain der Hera.
Nach dem Gemälde von Max Klinger in Rom. — Siehe Seite 4.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Keine Zeit.

Skizze von E. Roland in Altenburg.

Er hatte im politischen Leben eine hervorragende Rolle gespielt.

Als er starb, waren hundert Journalisten-Finger geschäftig, die Einzelheiten seines Daseins in die Zeitungsspalten zu bringen, aber es war mühevolle Arbeit, denn die wenigsten wußten etwas von den intimen Angelegenheiten seiner Persönlichkeit, ja, viele meinten sogar, er habe überhaupt keine Privat-Interessen gehabt, seine politische Rolle hätte ihm dazu niemals Zeit gelassen.

Nur wenige Daten waren bekannt: daß er sich im dreißigsten Jahre verheirathete, im siebenunddreißigsten wieder scheiden ließ, — die Ehe hatte also das Kriterium der bewußten sieben Jahre nicht überdauert! — daß er einen Sohn besaß, der, — zwar erst am Beginn seiner Laufbahn, — doch schon ganz in die Spuren des Vaters trat, daß er im fünfzigsten Jahr eine lebensgefährliche Krankheit überwand und, — den Sechzigern nahe, — bei einem wilden Wirbelsturm der Politik mitten aus der Rennbahn in den Frieden des „a. D." geschleudert wurde.

Damit hatte sich das Nekrolog-gierige Lese-Publicum zu begnügen.

Seine Stellung war bald genug nach seinem Abgang von andern ausgefüllt, die jetzt das angestammte Schicksal des arbeitsreichen Postens auf sich nahmen: „bewundert viel und viel gescholten" zu sein, — eines Postens, der nur solchen Naturen begehrenswerth erschien, die ihren höchsten Daseinsgenuß darin sahen, den Lebenswagen ungebremst auf den Schienen des Ehrgeizes zu einem möglichst schwer erreichbaren Ziele sausen zu lassen.

Manchem aber, der nun die neuen Gesichter auf der Redner-Tribüne oder im Parlament sah, tauchten immer wieder die blassen, vornehmen Züge der Ex-Berühmtheit auf, die vom Schauplatz weggelöscht war, mit jener erschütternden Geschwindigkeit, in der unser Jahrhundert über viele gestürzte Größen zur Tagesordnung übergeht. Der sich Erinnernde dachte dann an das scharfgeschnittene, bleiche Profil, an die grauen, tiefliegenden Augen, in denen es wie eine müde Geschichte von durchwachten Nächten gestanden, — ihm war, als höre er die tiefe, gleichmäßige Stimme, mit der der Mann des Tages seine gewichtigen Reden hielt, das Organ, das nur bei einer unerwarteten Wendung plötzlich in schnelleres Tempo überging, — und er sagte sich, daß solche Männer immer seltener werden, und daß es doch ein psychologisches Vergnügen ist, das Bild einer solchen Persönlichkeit, die man auf ihrer einsamen, schwer erkämpften Höhe sah, dauernd im Gedächtniß zu fesseln. —

Der Verstorbene hatte nur ein Mal in seinem Leben Aufzeichnungen gemacht, — in jenen Wochen, die er nach schwerer Krankheit in einem Badeort arbeitslos zu verbringen hatte. Sie waren mit den anderen Papieren in den Besitz seines Sohnes übergegangen. Dieser legte sie ungelesen in einen feuerfesten Schrank, da ihm die Zeit fehlte, sie mit Muße zu studiren, — und in der Eile, — so in der großen Hetze von heut zu morgen! — mochte er es doch nicht. Er stand vor dem Examen, — dann das Dienstjahr, die Anstellung, — es ging alles so fieberhaft schnell in dieser Zeit, wo kein Mensch bei der großen Konkurrenz auch nur ein Vierteljahr verlieren darf.

In jenen Blättern hatte sein Vater das Facit seines Lebens und Handelns gezogen; es war das einzige Document, das Aufschluß über sein innerstes Fühlen und Denken gab, — Gefühle, die meist im Keim erstickt waren, weil die Pflichten jedes neuen Tages mit eiserner Hand auch die letzte Minute in Beschlag nahmen, — Gedanken, die außerhalb des Bannkreises politischer Spitzfindigkeiten standen, schattenhaft und ein wenig melancholisch, daß man ihnen kein Gehör hatte schenken wollen!

In diesen Blättern zeigte sich der Mensch, wie er eigentlich gewesen war, wie er hätte werden können und doch nicht wurde, ein Sclave jenes Verhängnisses, das heute auf so vielen lastet und ihnen verpfuschend das Zauberreich der Möglichkeiten zerstört, — des Verhängnisses: niemals Zeit zu haben für das innerste Ich, keine Minute, die so recht eigentlich unser eigen ist, — immer jemand mit der Hetzpeitsche hinterher: „Weiter! weiter!" — und so Jahrzehntelang in toller Flucht, — ein Leben, das doch nicht recht ausgelebt ist.

* * *

Lugano.

Heute den Weg nach Melide hinuntergegangen. Regentag, aber es entwölkte sich gegen Abend. Und welcher Duft! — Maiengrün, Flieder, Narcissen, feuchtes Gras und feuchte Erde. Wie liebe ich dies Parfüm! — Die Erde kann es doch besser, als alle Droguisten auf ihr!

Vor mir her ein Lastwagen. Ich fragte den Fuhrknecht, wohin? „Hinüber," sagte er und deutete auf zwei Berghäupter jenseits des Sees. Es sind Berge Italiens, der Mann ist glücklicher als ich, — und wieviel Zeit er hat! Er trinkt aus jeder Quelle, und wo ein Echo ist, läßt er sein Gefährt halten und weckt jenes zehn, zwölf Mal.

Ich hätte jetzt zwar auch die Zeit dazu, aber es hapert an der Lunge. Ich kann mir keine Anstrengung leisten. Schade um die fünf Wochen! Wenn ich sie doch für Italien hätte; ich reiste am liebsten den ganzen Stiefel hinunter und herauf. Das ist mir das Schicksal ja auch schuldig, — ich glaube, seit drei Jahrzehnten schon.

Wenn ich denke, wie mich das Leben immer gehetzt hat! Unsre Zeit rühmt sich so oft, daß sie mit barbarischen Einrichtungen von früher aufgeräumt habe, mit den fürstlichen Schnellläufern zum Beispiel, die neben den goldstrotzenden Carossen über das schlechte Residenz-Pflaster herzustürmen hatten, athemlos, unaufhörlich, bis sie eines Tages die Schwindsucht bekamen vor lauter Laufen und — dienstuntauglich wurden.

Unsereins ist schließlich nicht besser daran, — im Gegentheil! Alle Künste, die geistig betrieben werden, sind noch schlimmer, gehen noch mehr auf die Nerven.

Der Geist ist wirklich eine fragwürdige Mitgabe. Wenn ich darüber nachdenke, fällt mir immer jener berühmte Marmor aus dem Vatican ein, der Mann mit dem Schabeisen. Bei dem wurde es mir schon vor dreißig Jahren klar, — damals, als ich in zwei Wochen durch Italien hetzte, — jenes einzige Mal! — Gedankenlosigkeit muß Wohlthat sein. Wie er so gelassen dasteht, der Jüngling, bei dem es nur auf die Gelenkigkeit der Glieder ankommt, von dem niemand etwas anderes verlangt, und der doch unbewußt die Vollendung ist in seiner schlanken Grazie, mit dem träumerischen, ins Leere gerichteten Blick.

Ich hätte auch lieber zeitlebens als Apoxyomenos im Vatican gestanden, als es so zu machen, wie ich's gemacht habe!

* * *

Da fing's an, — — auf der Universität! . . .

Doch nein, vorher schon! Die ganzen Schuljahre auf die knappste Zeit zusammengedrängt, weil ein Bruder auf das Stipendium wartete, mit dem man meine Pension in der Stadt bestritt.

Auf dem Lande geboren, auf einer kleinen Domäne, aus der niemals herauszuverdienen war, was jährlich hineingesteckt werden mußte. Viel zu viel Menschen im Haus, eine Großmutter, eine Schwiegermutter und eine Menge Kinder. Der älteste hatte den zweiten zu erziehen und so weiter, die ganze Kette. Man hatte oft nicht einmal Zeit, abends ein Kapitel im Robinson zu lesen. Ach, und man schwärmte damals doch für die Indianer! Die Passion blieb unausgenossen, und die Zeit ging darüber hin.

Dann die Gymnasiums Jahre, gelernt, gestrebt und nebenbei Unterricht gegeben, fürs Taschengeld. Zwei leuchtende Punkte nur in dem Nebel jener Periode: ein alter Hagestolz, der ein römisches Bilderbuch besaß, und eine Schülerliebe, die obligate!

Das Bilderbuch zeigte jene altmodischen Holzschnitte, auf denen der schlechten Perspective wegen alles, was Straße ist, ganz steil in die Höhe geht, — die Leute wanderten in verschollenen, altmodischen Trachten auf dieser unmöglichen, römischen Straße spazieren, und man begriff nicht, daß sie nicht irgendwo hinabfielen. Es wäre gar nicht einmal schlimm für sie gewesen, denn sie hätten ja nur auf Trümmer von Rom fallen können, — oder auf eine Tempelschwelle von dort, vielleicht San Apostoli, wo der römische Adler, der älteste von allen, seine steinernen Schwingen so prächtig entfaltet.

Ein Bild gefiel mir immer besonders: die Treppe, die zum Capitol hinaufführt. Es wehte wie tausend Sagen über sie hin, wie Schauer der Geschichte, wie Athem der Vorzeit.

Und der alte Hagestolz lächelte dann immer befriedigt, wenn er meine Verzückung sah, und deutete auf die beiden Denkmale und sagte: „Der große ist Marc Aurel und der kleine Cola Rienzi; sie sind im richtigen Größenverhältniß zu einander." Er selbst war nie in Rom gewesen; er hatte alle seine Weisheit nur aus Büchern.

Damals begriff ich, daß es die höchste Lebenssehnsucht sein kann, einmal über jenen Boden zu gehen.

In der Zeit bildete sich auch meine Ansicht über Liebe, — an dem „Besuch" des Pastoren-Paares, einer blonden, bleichsüchtigen, immer traurigen Gestalt, die, um irgend jemanden in der Heimat zu vergessen, zu auswärtigen Verwandten verschickt war.

Sie trug Hängelocken, — der Geschmack in den Schülerjahren ist oft greulich! Ich habe später solche Korkenzieher absolut nicht mehr leiden können. In jenen Tagen lehrten sie mich aber, daß es noch eine zweite Hauptsehnsucht im Menschenleben gäbe, und daß dies eine glückliche Liebe sei.

Beide Formen der Sehnsucht sind mir erfüllt, aber beide verkürzt, geschmälert; sie schwanden vorüber, wie jene bezaubernden Seitenthäler im Gebirge, an denen wir viel zu rasch mit dem Courir-Zug vorbeisausen, und die wir niemals ausgenießen können.

Es kam auch daher, weil bald darauf die dritte Sehnsucht in mein Leben trat. —

* * *

Ich habe lange, lange Jahre nicht mehr daran gedacht, aber heute sehe ich es wieder, das Giebelfenster über dem grünen Garten, wo ich als Student gehaust, — dahinter die Bäume des Walls, die schweren Wipfelkronen, die ihr rauschendes Lied jeden Abend, wie melodisch abgetönt, in das Uhrenschlagen der Kirchthürme hinein sangen. Und die Thürme sehe ich wieder, der eine schlank und spitz, der andere zwiebelförmig aufragend über den grauen Dächern der Stadt.

Es war kein großartiges Leben, das über diese Straßen ging, an den Fachwerkhäusern vorbei, die sich mit mittelalterlichen Blicken ansahen, mit kleinen Scheiben, hinter denen Mädchen Rosen zogen, und spitzen Giebeln, wo die Schwalbe nistete. Aber es wehte doch ein Hauch von Gelehrsamkeit über die Stadt; etwas Geistiges lag in der Luft. Können rang mit Können, und am Katheder der Aula stand ein Mann, von dem der Nimbus des Berühmtseins fascinirend ausging.

Ich beneidete ihn, weil er etwas zu leisten vermochte. Ich wollte auch etwas leisten, das stand mir fest; über all die täglichen Sorgen hinweg wollte ich tapfer und erhobnen Hauptes meiner Wege gehen; ich wurde ehrgeizig; in jenem kleinen Giebelzimmer wuchs der Mann in mir zum Knaben heraus.

Da ereignete sich, — ich stand gerade mitten im Examen, — der erste Glücksfall meines Lebens.

Der alte Hagestolz, dem das römische Buch gehörte, starb; er war ein reicher Rentier gewesen, der nun sein großes Vermögen in lauter wunderliche, kleine Legate zersplitterte; ich bekam das römische Buch und eine Summe für eine Reise nach Italien, aber nur unter der Bedingung, daß ich auch wirklich hinging.

Was thun? Ich hatte ja eigentlich keine Zeit! Es war in meinem Leben so eingerichtet, daß alles ineinandergriff, nach meinem Examen sofort die Thätigkeit, — jeder Tag eine Ziffer, mit der zu rechnen war.

Man beneidete mich; man rieth mir, doch ein Vierteljahr daran zu wenden. Ich hatte brennende Lust in das Sirenenland. Schließlich reiste ich ab, — für vierzehn Tage „Italien mit Dampf," wie meine Collegen mir lachend nachriefen.

Und da ist es denn ein einziges Mal an mir vorübergerauscht, das blaue Meer des Südens.

Es ging alles so schnell, in einer Hast sonder gleichen; ich machte die Nächte zum Tag, stürzte von Eindruck zu Eindruck, und ehe ich recht das Glück empfand, das mir geworden, war es schon vorbei; — und ich saß wieder zwischen Akten und Folianten im Giebelzimmer der kleinen Stadt, vor mir das Meer von Grün, deutschem Buchengrün, der satten Farbe, von der mein Auge anfangs nichts mehr wissen wollte, weil sie ihm immer noch vorschwebten, der zarte Silberschimmer der Olive, das tiefe Dunkel italienischer Cypressen. —

Ich hatte das Unmögliche zusammen gesehen, — aber es verwirrte sich bald in meinem Gedächtniß, das nicht die Muße gehabt, die einzelnen Bilder zu ordnen. Es war ein Gedränge in meiner Erinnerung von Städten, leuchtenden Gestaden, Pinienkronen und Marmorgöttern. Italien rächte sich an mir, weil ich ihm nicht Zeit genug geopfert.

Es war Thorheit, daß ich es nicht gethan, — aber wie sollte ich anders, — ich, ein junger Streber, ein ambitioux de race?

Und es hat drei Jahrzehnte gedauert, bis ich diese Thorheit einsah!

Zuweilen bildete ich mir ein, mein Leben sei mir noch ein Italien schuldig, — aber ich bin nie wieder hingekommen; — der kurze Urlaub, — und dann die Bäder für die Nerven!

Jetzt zehrt es an mir, das ungenossene Italien, das unbegriffene Rom.

Ich kam damals in kein Verhältniß zu der Stadt, aber, wenn ich länger da wäre, — gewiß! Man braucht sich garnicht darum zu bemühen, das weiß ich schon, — es kommt ganz von selbst — mit einem Mal versteht man, und wie eine große Wohlthat sinkt dann dies Gefühl über alle Schatten, alle Lücken und Schmerzen.

In Rom könnte jene große Beruhigung über mich kommen, deren ich doch einmal bedarf. Hinwandern, wie damals, durch die Mondennacht über die breite Treppe des Capitols, wo der Wind leise in den Bäumen flüstert, und die historischen Wölfe ihre langen, klagenden Schreie dazwischenrufen; die römischen Brunnen gurgeln in die steinernen Becken nieder; breite Mondschatten lagern über dem breiten Platz, dunkel und geheimnißreicher Hintergrund für den hellen Marc Aurel, den das Licht begießt. Und das Licht gleitet weiter, über die ernste Mauer von Ara Cöli, und dann hinunter mit einem mitleidigen Strahl über das Haupt des armen Rienzi.

Und ich steige zum Forum hinab, — durch die Trümmer der Jahrtausende gehe ich, — an gebrochenen Säulentempeln gestürzter Götter vorbei, — sie stehen so todtenhaft da, die Riesen-Torsos, — aber in der Nacht lebt alles auf im alten Rom. Es ist, als hörte man Heldenlippen athmen und Seufzer stöhnen; dazwischen schweben rührende Gestalten der Legende, gemarterte Heilige, die gequälten Heldinnen des ersten Christenthums. Durch den Titus-Bogen reitet der Schatten des Imperators, siegreich lächelnd, dahinter, gramgebeugt, endlose Scharen, Sclaven, Besiegte, Juden, — eine lange Kette des Elends.

Und die Cypressen rauschen auf dem Palatin über den zerstörten Bogen der Paläste; die Glocke von Bonaventura läutet; ich schreite immer weiter, — dem Colosseum zu. —

Aber nein, nicht da hinein, wo die Fremden-Colonie aus tausend Augen die höhersteigende Scheibe anstarrt, nicht in jenen banalen Wirrwarr, der die alten Quadern überschwemmt, nicht unter die Gemeinplätze, die sich der gedankenlose Durchschnitt selbst im Vollmondschein aus dem Reisehandbuch holt. —

Weiter, die leere Straße entlang zum Lateran. — da ist kein Mensch; — der Schritt hallt einsam wieder. Der Mond, der über diesem Bilde liegt, leuchtet nur für Dich; die großen Steinfiguren auf dem Palast sehen nicht gespenstisch aus, — nein, triumphirend ragen sie in die Luft, als wollten sie ein nächtliches Loblied anstimmen auf die ewige Schönheit Roms, — und Dir zu Füßen liegt hingebreitet die Campagna, bis zu den fernen Bergen, die über dem dunkeln Firmament die andächtige Linie ziehen.

Römische Mondnacht!

Ja, mein Leben ist mir doch noch ein Italien schuldig!

* * *

Es wird allerhand Gestorbenes lebendig in mir, in dieser Zeit der Muße. Der grüne See lockt mit seinem einförmigen Plätschern so viel Halbvergessenes hervor.

Ich denke an jenen Vormittag in Florenz, wo ich vor den ersten Botticelli gerieth. Diese süße Weichheit, — nein, es sind keine Menschen, wie wir, keine von Fleisch und Blut, — Fabelgestalten sind es, mit kindlichen, glückbedürftigen Seelen und einem leisen Hauch der Schwermuth, einer süßen Melancholie, die rührend ist und zugleich ansteckend. Und diese Mädchen mit den gesenkten Stirnen und den Blüthenstengeln in der Hand!

Gott, wozu leitet mich das über?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zum neuen Jahr.

Von Johannes Trojan in Berlin.

Immer, wenn ein neues Jahr
Wieder will beginnen,
Wie so schlecht das alte war,
Liegt uns in den Sinnen.
Scharf gerichtet wird beim Becher
Es im Kreise kluger Zecher,
Schöner Zecherinnen.

Manches, sagt ihm das Gericht,
Was es that, bereu' es!
Manch Versprechen hielt es nicht,
Als ein wenig treues.
Doch dagegen ist zu halten,
Was man selbst gelobt dem alten,
Als es war ein neues.

Gut sein wird das neue Jahr
Auch gewiß nicht allen;
Manchem, — das ist heut schon klar, —
Wird es sehr mißfallen.
Aber sicher allenthalben
Bringt es uns zurück die Schwalben
Und die Nachtigallen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wenig ist vielleicht es hold
Selbst dem Anspruchslosen,
Glück vertheilend oder Gold
In zu kleinen Dosen.
Aber sicher wird im neuen
Frühling es die Veilchen streuen
Und darauf die Rosen.

Ach, der Mensch, auf gar zu viel
Richtet er die Blicke!
Wenn er nicht gelangt ans Ziel,
Ist es Schicksals Tücke.
Dem entgegen ist zu stellen:
Glück versagt in vielen Fällen
Einzig uns zum Glücke.

Aber alles wird uns auch
Nicht das Glück versagen;
Wieder wird in Baum und Strauch
Munt'rer Vogel schlagen;
Sicher wird es wieder geben
Neues Brot, und auch die Reben
Werden wieder tragen.

Wenn auch wieder dies und das
Unerfüllt uns bliebe,
Und auch Mißgunst wohl und Haß
Manches hintertriebe:
Ehr' und Treu' wird nicht verschwinden,
Im Gedräng' wird wieder finden
Ihren Weg die Liebe.

Laßt darum mit frohem Muth
Uns Vertrauen hegen!
Manches, was ein Jahr macht gut,
Ist an uns gelegen.
Und ob Schnee auch weithin glänze,
Geht es doch dem neuen Lenze
Und dem Licht entgegen.

Nachdruck verboten.

Die Kinder in Paris.

Von Dr. K. Schirmacher in Paris.

Man kann die Kinder in Paris eigentlich nicht ohne Bedauern sehen, denn das große Babel, der große Hochofen (la grande fournaise), wie man es nennt, ist wirklich kein Ort, wo sie sich gedeihlich entwickeln können. Eine große Stadt, in der Luft, Licht und Milch Goldes werth sind und mit Gold aufgewogen werden müssen, ist all den Kindern bedrohlich oder verhängnißvoll, die über dieses Gold nicht verfügen. — Wie aber liegen die Verhältnisse in Paris? Bei dem kostbaren Grund und Boden sind die Miethen hoch, wird jeder Fußbreit ausgenützt. Ich habe in den ärmsten Stadtvierteln Wohnungen gesehen, die, aus einem einzigen Zimmer bestehend, das auf dumpfe Gassen oder stickige Höfe hinausging, die Woche doch noch mit zwei Franken bezahlt wurden. Dort ist von Luft und Licht überhaupt keine Rede mehr; aber auch in den besseren Stadtvierteln sind diese Artikel rar. Das alte Paris auf dem linken, das industrielle Paris auf dem rechten Seine-Ufer, sind nun einmal eng, luft- und baumlos. Daran ist nichts zu ändern, und wer sich später rühmen will, geborener Pariser und in der Rue Saint Martin oder der Rue Vieille du Temple zur Welt gekommen zu sein, der muß sich vom ersten Tage an auf einen harten Kampf gegen Mikroben, Bacillen, Spaltpilze und Blutarmuth gefaßt machen.

Die Nahrung, die man dem kleinen Kämpfer verabreicht, ist leider oft sein größter Feind. Die gute Milch gilt in Paris im Durchschnitt 0,50 der Liter, die Milch aus dem Jardin d'Acclimatation kostet sogar pro Liter einen Franken. Man bekommt natürlich auch den Liter Milch bereits zu dreißig und vierzig Centimes, aber man ersteht damit auch zugleich häufig die schlimmsten Krankheitskeime oder ein ungebührliches Quantum Wasser. Daher ist die Milchfrage in Paris fast ebenso brennend, wie die Wasserfrage. Die Milchversorgung der Stadt geschieht von den Meiereien der nächsten Umgebung aus, und die Milchwagen, mit gemalten Kühen, pomphaften Inschriften, blanken Kannen oder gläsernen Flaschen, rasseln zu allen Tages- und Nachtstunden durch die lärmenden Straßen. Um den Käufer, der Angst vor Mikroben hat, zu beruhigen, ist auch ein ganzes System von Kannen- und Flaschenverschlüssen erfunden: Siegel und Pfropfen und darüber geklebte Etiquettes. Ich betrachte sie nie ohne gelinde Zweifel, und die Milchhändler scheinen mir in einem Punkte den Poeten zu gleichen, von denen man gesagt hat: Sie lügen zu viel.

Ganz zu verwerfen sind jedenfalls die „landwirthschaftlichen Erzeugnisse" der sogenannten Pariser „Vacheries". Die armen Kühe, die in einem dumpfen Pariser Stall Milch produciren sollen, erklären sich in kurzer Zeit bankrott und produciren nur noch Schwindsuchtskeime, bis sie ihr elendes Dasein in völliger Auszehrung beschließen.

Unter solchen Verhältnissen ist es ein Wunder, daß in Paris noch so viele Kinder heranwachsen. Sie sehen freilich auch meist blaß, schmal und blutarm genug aus. Nehmen wir selbst die reichsten und günstigst gestellten: Sie wohnen im Westend, in hohen, luftigen Räumen, sie haben ihre englische Nurse, sie werden an kaltes Wasser und Abreiben gewöhnt, sie nehmen Privatunterricht in genügend gelüfteten Räumen, sie gehen oder fahren täglich im Bois de Boulogne spazieren, wo man, von ganz Paris, am besten athmet. Trotzdem sind es Stadtkinder, Kinder, die sich vom Morgen bis Abend beobachten müssen, die in der Sphäre einer raffinirten Geselligkeit aufwachsen, die schon sehr früh anfangen, die kleine Dame oder den jungen Herrn zu spielen, die nie, fast nie, sich auslaufen und austoben können, die nicht singen, jauchzen und schreien, sondern nur lächeln, sprechen und hüpfen dürfen. Sie sind ganz erschreckend wohlerzogen, aber eine kecke, überschäumende Jugend, in der man auf Bäume klettert und über Gräben springt, kennen sie nicht, und das Gefühl einer kraftvollen Individualität, einer strotzenden Gesundheit ist bei ihnen sehr selten.

Noch schlimmer sind die Kinder aus den mittleren Bürgerkreisen daran. Sie besuchen die öffentlichen Schulen, deren Luftversorgung in den inneren Stadttheilen eine sehr schwierige ist; sie wohnen in engen Etagen, in den berüchtigt kleinen Pariser Zimmern; sie haben meist einen ererbten Abscheu vor kaltem Wasser. In ihrer Nähe befindet sich auch nicht einmal das Bois de Boulogne, wo der frische Hauch vom Lande doch noch hinweht, sondern zu ihrer Verfügung stehen nur die in der Stadt selbst gelegenen öffentlichen Gärten. Und so schön diese Gärten sind, so viel man dafür thut, es bleibt stets Stadtluft, die man dort athmet, bleibt Staub, bleibt Hitze; mögen sich darein auch tausendmal, wie in dem Tuilerien-Garten, historische Erinnerung oder, wie im Luxembourg, poetisches Gedenken mischen. — Da ist eben nirgends ein Fleck grüner Rasen zum Hinlegen: man sitzt im Kies auf kleinen Stühlen und sammelt seinen Ball, statt von der blühenden Wiese, aus dem grauen Sandmehl.

Aber auch diese Kinder sind noch zu beneiden im Vergleich zu denen des Volks. Gewiß, es ist seit hundert Jahren unendlich viel für gerade diese Kinder geschehen, die die Masse und Zukunft der Nation bilden und dabei oft so besonders großen Gefahren ausgesetzt sind. Gewiß, man kann heute nicht mehr, wie zur Zeit des heiligen Vincent de Paul, der, um dem Kinderelend zu steuern, zuerst, im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, Findelhäuser gründete, am Flußhafen von Saint Landry in Paris für einen Franken ein armes, verlassenes Kind kaufen. Diesem Scandal ist ein Ende gemacht. Aber genug zu thun ist immer noch geblieben. Die Kinder der Portiers-Familien und der kleinen Händler in Paris leben z. B. unter sehr ungünstigen, hygienischen Verhältnissen: der Portier hat oft nur ein einziges Wohngelaß, in dem gegessen und geschlafen werden muß; die Kinder verbringen dort die Nacht bei geschlossenen Fenstern, in kleinen, eisernen Betten, die abends aufgestellt und morgens bei Seite geschoben werden. Sie gehen fast nie aus, nur zur Schule; denn der Vater ist auf Arbeit, und die Mutter muß die Thür bewachen, oder beide sind im Geschäft thätig. Da lassen denn die schmalen Wangen und müden Rücken nicht lange auf sich warten.

Immerhin wird in dem Pariser Kleinbürgerstand wenigstens gut gegessen und so den zerstörenden Einflüssen der großen Stadt ein Gegengewicht geboten. Das Gleiche ist auch in denjenigen Arbeiter-Familien der Fall, wo der Mann seine fünf bis zehn Franken täglich verdient, und die Frau eine gute Haushälterin ist. Wer einmal die Nahrungsmittel in den Pariser Arbeitervierteln beschaut, kann sich sagen, daß dort kaufkräftige Bevölkerung wohnt, aber daneben auch so viel jammervolle, die von der Hand in den Mund lebt, und durch augenblicklichen Arbeitsmangel sofort in Noth geräth.

Hier haben denn die zum Theil socialistischen Stadtgemeinden von Paris eingegriffen, die sich alle selbst verwalten. Da der Schulunterricht in Frankreich seit 1882 obligatorisch ist (zugleich auch unentgeltlich), haben sich die Stadtväter gesagt, daß auch die nöthige Ernährung obligatorisch sei; denn Kinder mit leerem Magen können nicht lernen. So sind in verschiedenen Pariser Gemeinden mit den Volksschulen auch Schul-Cantinen verbunden, in denen die Bemittelten gegen bar, die Armen unentgeltlich gespeist werden. Da beide Kategorien der Schüler in Marken bezahlen, die der Lehrer vorher austheilt, können die Kinder selbst nicht wissen, zu welcher der beiden Klassen sie gehören; wer arm, wer bemittelt ist, bleibt Geheimniß des Lehrers, und kein Selbstgefühl wird verletzt.

In Belleville, dem einen großen Arbeiterviertel von Paris, hat sich auch ein Haus aufgethan, das Kinder aufnimmt, deren Eltern vorübergehend in Geldnoth sind. Dort wimmeln meist fünfzig kleine Wesen in rothcarrirten Röckchen durcheinander, sind ewig zu waschen, zu kämmen, niemals ganz rein und doch sehr vergnügt. Am Sonntag kommen Vater oder Mutter, wenn es geht, sie zu holen, und bringen womöglich für einen Sou Süßigkeiten mit. Aber das geschieht nicht immer, sind Vater und Mutter doch in Noth und auf der Suche nach Arbeit.

Die meisten aber hängen an ihren Kindern, obgleich die Kleinen oft eine ganze gedrängte Uebersicht der Sünden ihrer Erzeuger sind, obgleich Skropheln, Bleichsucht, Augenkrankheiten und Schlimmeres unter ihnen wüthen. Man braucht nur einige Male die Runde im Kinder-Hospital der Rue de Sèvres zu machen, um mit Schrecken die erbliche Belastung zu erkennen, die so vielen kleinen Proletariern von Geburt an aufliegt. Das vermindert aber die elterliche Liebe glücklicherweise nur sehr selten. Ueberhaupt ist man in Paris sehr kinderlieb; die Frauen zeigen sich gern mit ihren Kleinen auf der Schwelle der Hausthür, des Ladens; die Väter tragen mit Stolz die Sprößlinge auf dem Arm, behängen sie, schon von klein an, mit Armbändern, Kettchen und Ringen, sodaß sich die altklugen Gesichtchen der Pariser Kinder noch altklüger ausnehmen als sonst. Die Väter schieben hier auch, unbeschadet ihrer Männerwürde, den Kinderwagen, und auf zehn Vorübergehende giebt es sicher drei, vier, die dem Kind zunicken, der Mutter ein Compliment machen, dem Vater ein Wort sagen.

Denn Paris, ja ganz Frankreich, beängstigt von dem Gespenst drohender Entvölkerung, wünscht Kinder. Dann aber kommt dem patriotischen Wunsch das Budget mit der Rechentafel nachgeschritten, oder wie mein Portier auf mein Compliment: „Il est gentil votre petit monde," die Sachlage treffend zusammenfaßte: „Oui, mais cela coûte cher à Paris, Madame."

Nachdruck verboten.

Emerich Robert.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Bild auf Seite 8.

Er ist jetzt der erste in seinem Fache, durch wohlgeformtes Aeußeres, durch sorgsam gegliederten und im Affect fortstürmenden Vortrag und, was die Hauptsache ist, durch die Glaubwürdigkeit seiner Leistungen. Diese Autorität für das, was er will, und was er ausspricht, — sie ist der Stempel eines echten Schauspielers. Er hat diese Autorität erlangt durch redliches Studium."

Diese Worte schmeichelhafter Anerkennung widmet Heinrich Laube in seiner „Geschichte des Wiener Stadt-Theaters" dem einstmaligen Darsteller jugendlicher Helden und Liebhaber an dieser Bühne: Emerich Robert. Seither hat dieser Künstler Jahr um Jahr den Umfang seines Könnens erweitert und vertieft, auch seine starke Begabung hat sich einen Wirkungskreis geschaffen, weit über denjenigen hinausreichend, der durch einen Fachausdruck erschöpfend bezeichnet werden kann.

Emerich Robert ist im Jahre 1847 in Budapest geboren. Im Alter von achtzehn Jahren ging er zur Bühne. Er war zuerst in Zürich engagirt, kam zwei Jahre später nach Stuttgart und dann nach Berlin ans Königl. Hof-Theater. Als Laube im Jahre 1872 das Wiener Stadttheater gründete, folgte er dem Rufe dieses bewährten Bühnenfeldherrn. Er führte sich gleich in der Eröffnungs-Vorstellung als „Demetrius" sehr vortheilhaft ein, spielte sodann den „Mortimer", den Laube als eine seiner besten Rollen bezeichnet, später den „Posa", den „Fiesco", den „Uriel Acosta", sowie die Liebhaber-Rollen in den modernen Salon-Stücken. Er war bald ein ausgesprochener Liebling des Publicums und insbesondere der Theater-Besucherinnen, die dem schönen jungen Manne ebenso viel Interesse entgegen brachten, wie dem feurigen, Herz und Geist bezwingenden Schauspieler.

Gar manche Berufsgenossen unseres jungen Künstlers hätten an einer solchen reichen Ernte von Bühnen-Erfolgen Genüge gefunden, und hätten aufgehört, weiter zu streben. Nicht so Robert. Er blieb unablässig bemüht, seine ursprüngliche Begabung zu entwickeln und zu vervollkommnen. So erlangte er eine Entfaltung seiner Eigenart, die ihn über die meisten seiner Kunstgenossen emporhob. Solche künstlerische Werde-Processe sind allerdings, auch einem großen Talent, nur an einer gut geleiteten Bühne möglich. Nur eine solche gestattet das volle Ausreifen der Individualität, das die schlecht geleitete unterdrückt. Der große Mangel an werthvollem schauspielerischem Nachwuchs an unseren Theatern hat in der unkünstlerischen Leitung derselben seinen hauptsächlichsten Grund.

Robert's Talent nahm hier seinen eigentlichen, bleibenden Charakter an. Das Zurückhaltende, in sich Gekehrte seiner Darstellungsweise, das ihm längst schon die Bezeichnung eines interessanten Schauspielers eingebracht hatte, wurde immer mehr der Grundzug seines künstlerischen Schaffens. Diese träumerische Art, wirksam unterstützt durch ein sprühendes Auge, sowie durch den eindringlichen Klang eines wohltönenden Organs, rührte an der Phantasie der Zuschauer. Seine Schöpfungen bekamen einen Zug ins Mystische, ins Dämonische. Rollen, wie die des Königs „Sigmund" im Calderon'schen Drama, „Der Traum ein Leben", wie Byron's „Manfred" und ähnliche Gestalten, wurden von ihm mit solch visionärer Kraft dargestellt, daß sich der Zuhörer aus der irdischen Sphäre in eine unfaßbare überweltliche Region entrückt fand.

Im Jahre 1878, nach dem Rücktritte Laube's von der Direction des Stadt-Theaters, kam Robert ans Hofburg-Theater, dem er seither angehört. Im Burg-Theater erweiterte er sein Repertoire durch Darstellung Shakespeare'scher, sowie Grillparzer'scher Gestalten. Den Höhepunkt seines Künstlerthums erreichte er jedoch mit der Wiedergabe des „Oedipus" in den Sophokles'schen Dramen „König Oedipus" und „Oedipus auf Kolonos", mit welchen Rollen er die stärksten Wirkungen, die je von der Bühne ausgingen, grauses Entsetzen mit tiefstem Mitgefühl gemischt, zu erzielen vermochte. — Nach der Aufführung des „Oedipus" erfolgte die Ernennung Robert's zum Regisseur des Hof-Theaters.

Eine ganz besondere Richtung von Robert's Kunst bildet die Wiedergabe solcher Gestalten, in denen gekränkter Stolz, sich auflehnender Trotz zum Ausdruck gebracht werden. Durch das Wesen des Künstlers geht ein düsterer Zug, der die von ihm verkörperten Gebilde mit einem Schimmer von Melancholie überhaucht. Daß auch der Stolz und der Trotz nicht lediglich Bühnen-Requisit sind, sondern im Charakter Robert's wurzeln, das beweist ein kleines, an sich unbedeutendes Erlebniß, das aber den Menschen Robert in dem angedeuteten Sinne charakterisirt. Robert gastirte einst in Graz, — wie immer und überall, auch da mit großem Erfolge. Während eines Zwischenaktes steckt er sich in seiner Garderobe eine Cigarette an. Nun war eben kurz vorher seitens der Behörde ein strenges Rauchverbot für die Bühnenmitglieder erlassen, bezw. das bestehende erneuert worden. Die Rüstern des inspicirenden Polizei-Beamten hoben sich bedeutsam, als der süße Duft einer Gianaclis Sultana sie streifte. Der Missethäter war bald entdeckt, und die Folge war eine Vorladung aufs Commissariat. Trotz der Einwendung des Künstlers, das Verbot sei ihm unbekannt gewesen, und er fühle sich umso weniger schuldig, als auf dem Boden, auf dem er heimisch sei, das Rauchen in der Garderobe, wenn auch nicht gern gesehen sei, so doch kein Delict bilde, — wurde er zu einer Geldstrafe von fünf Gulden verurtheilt, die binnen vierundzwanzig Stunden zu bezahlen wären. Hochgradig erregt verläßt der sieggewohnte Held den Schauplatz seiner moralischen Niederlage. Man hatte ihm Unrecht gethan, davon ist er überzeugt, — und der Groll darüber läßt ihn nicht ruhen. Ehe er in seinem Hotel angelangt ist, hat er einen Entschluß gefaßt. Er hatte vertragsmäßig noch einmal, am nächsten Tage, zu spielen. Das Haus war bereits ausverkauft, was für ihn, — da er „auf Theilung" spielte, einen Ertrag von mehreren hundert Gulden bedeutete. Aber ehe er die ihm unrechtmäßig auferlegten fünf Gulden bezahlte, — nein, — lieber auf das Ganze verzichten! Und gedacht, gethan. Schleunigst packt er seine Koffer, zahlt seine Rechnung, fährt zum Bahnhof — und mit dem nächsten Zuge davon. Von einer Station aus zeigt er dem bestürzten Director telegraphisch seine Abreise an und theilt ihm den Grund mit, der ihn zu so schleuniger Flucht veranlaßt hat. — Es wird zweifellos Leute geben, die dieses Vorgehen als pathologisch oder, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, als verrückt bezeichnen werden. Sicher aber ist, daß der Künstler, der diesen Streich heute noch mit großem Vergnügen erzählt, sich des besten körperlichen und geistigen Wohlbefindens erfreut.

Robert ist ein Künstler, der sich in den Geist der von ihm dargestellten Werke versenkt, sich in sie einlebt und mit den von ihm verkörperten Gestalten fühlt und empfindet. Er „recreirt", wie der technische Ausdruck lautet. Und darum kann einem dramatischen Autor auch nichts erwünschter sein, als für seine Schöpfungen einen Interpreten zu finden, der, wie Robert, der dichterischen Intention zu Hülfe kommt, sie ausgestaltet und ergänzt und solcher Art das von ihm dargestellte Werk zur höchsten Höhe der Bühnenwirkung erhebt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Die russischen Frauen unter dem neuen Kurs.

Von Eliza Ichenhaeuser in Berlin.

Das feierliche Glockengeläute im Kreml ist verklungen, die Festesfreude verrauscht, aber in Millionen Herzen lebt noch ein Widerhall derselben, die Hoffnung, daß die Morgenröthe einer schönen Zeit für das russische Volk angebrochen ist; diese Hoffnung, die sich seit dem Regierungsantritt des jungen Zaren der Russen bemächtigt hat, ist durch die Erlasse und Gnadenakte, die die Krönungs-Feierlichkeiten im Gefolge hatten, befestigt worden.

In wie weit die Zarin an diesen Aenderungen Theil hat, wie weit ihr Einfluß reicht, läßt sich zur Zeit noch nicht feststellen, aber schon wird er im Volke als weitreichend bezeichnet.

Und daß dem so ist, macht sich bereits seit dem Regierungsantritt des jungen Kaiserpaares bemerkbar. Die Gerüchte, die verbreitet wurden über den Ernst und die hohe Bildung der Kaiserin Alexandra, fanden sehr rasch eine Bestätigung durch ihr Interesse und ihr Verständniß, das sie für die Bedürfnisse ihres Volkes verrieth. Vor allem interessirte sie sich für den stets vernachlässigteren Theil des Volkes, für ihr eigenes Geschlecht. Einer der ersten Regierungsakte des Kaisers war die Ertheilung der Erlaubniß, die medicinische Universität, resp. Facultät für Frauen wieder zu eröffnen. Diese Facultät, die bis zum Jahre 1882 bestanden und dem Lande ca. achthundert weibliche Aerzte geschenkt hat, wurde nach dem entsetzlichen Tode Kaiser Alexanders II. in Folge der reactionären Strömung, die Platz griff, geschlossen.

Trotzdem besitzt Rußland in Petersburg, Moskau und Odessa eine ganze Anzahl von Mädchen-Gymnasien, und zwar zum größten Theile staatliche Gymnasien, nur einige wenige sind privater Natur. Es werden dreierlei Mädchen-Gymnasien in Rußland unterschieden, und zwar 1) solche, in denen weder Griechisch noch Latein gelehrt wird, 2) solche, in denen auch Latein und 3) solche, in denen sowohl Griechisch als auch Latein gelehrt wird.

Den Russinnen stehen ferner staatliche Kurse offen, die hinter denen der Universität nicht zurückstehen. Sie können nach Absolvirung des Gymnasiums besucht werden und dauern eben so lange wie das Universitätsstudium, drei bis vier Jahre. Es unterrichten an ihnen meist Universitätsprofessoren und nach bestandenem Examen wird ein Diplom verliehen. Es giebt pädagogische Kurse, historische Kurse und mathematische Kurse. Die daselbst ertheilten Diplome berechtigen zum Unterricht sowohl an den Mädchen-Gymnasien, als auch an den Kursen. Die Candidatinnen bekommen die Professur vom Staate, und sind staatlich angestellte Beamte mit Gehältern bis zu dreitausend Rubel, gleich sechstausend Mark, mit Pensions-Berechtigung.

Die Wiedereröffnung der unendlich segensreichen medicinischen Frauen-Facultät ist jetzt für das nächste Jahr festgesetzt.

Aber auch den in Rußland bereits praktizirenden Aerztinnen sind auf eine Bittschrift, die gelegentlich der Krönung überreicht wurde, weitere Rechte in Aussicht gestellt worden.

Von den vielleicht siebenhundert Aerztinnen, die Rußland heute besitzt, verfügen diejenigen, die Privat-Praxis ausüben, über unbeschränkte Rechte; es giebt welche, die so gesucht sind, daß sie bis zu dreißigtausend Rubel jährlich verdienen, andere haben als Chirurginnen einen guten Namen erlangt. Anders war dies jedoch bei Aerztinnen, die eine staatliche Anstellung begehrten, sie erhielten sie wohl, — eine ganze Anzahl von Aerztinnen sind an staatlichen Hospitälern angestellt, — sie avancirten auch bis zur Staatsärztin, aber sie waren gegen ihre Collegen im Nachtheil: Sie hatten kein Recht auf Pension, und sie konnten an Instituten, an denen auch männliche Aerzte angestellt waren, nicht zum Chefarzt avanciren.

Auf eine Bittschrift der Aerztinnen, gelegentlich der Krönung, hat der Zar nun angeordnet, daß die weiblichen Aerztinnen an staatlichen Instituten dieselben Rechte wie die männlichen Aerzte zu genießen haben, daß sie pensionsberechtigt sind und nicht allein an Hospitälern, an denen nur weibliche, sondern auch an solchen, an denen männliche Aerzte angestellt sind, zum Chefarzt avanciren können. Ferner ist den Semstowos die Erlaubniß gegeben worden, weibliche Aerzte anzustellen.

Die moderne, aufgeklärte Denkungsweise, die sich in all diesen Erlassen documentirt, zeigt sich auch noch in anderen Fällen. Seit Jahren schon beabsichtigten Petersburger Damen einen Club zu gründen, der nichts weiter bezwecken sollte, als den engeren Zusammenschluß der Frauen Petersburgs. Die Erlaubniß zur Gründung dieses Clubs war trotz wiederholter Petitionen nicht zu erlangen. Kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Nicolaus wurde dieserhalb eine neue Bittschrift eingereicht, und innerhalb weniger Tage war die Erlaubniß da, das Lokal gemiethet, und gegenwärtig zählt der Club bereits tausend Mitglieder, die sich in den sehr gemüthlichen Räumen am Puschkin-Platze fleißig einfinden, aber durchaus nicht um politische Complotte zu schmieden, wie seiner Zeit allem Anschein nach vermuthet wurde, sondern um literarische und sociale Fragen zu discutiren.

Nach einer Photographie von Dr. Székely in Wien.

Siehe Seite 7.

Annette von Droste-Hülshoff.
Portrait-Büste von Anton Rüller in Münster.
Nach einer Photographie von Herm. Hülswitt, Münster.

Nachdruck verboten.

Am Fenster.

Zu dem Bilde von H. Koester in Karlsruhe.
Siehe Seite 1.

Die fleißigen Mädchenhände ruhen, die Arbeit am Stickrahmen ist für kurze Zeit unterbrochen. So eilig hat man's nicht, daß man nicht eine halbe Stunde mit einer Freundin verplaudern dürfte. Der Platz am Fenster, durch das so helles Licht fällt, ist zum Plaudern nicht weniger behaglich als günstig für die Arbeit. Wenn der Blick hinausschweift, umfaßt er die Herrlichkeit des Schwarzwaldes, lichte Höhen, dunkle Gründe, grüne Wiesen und plätschernde Wasser. Es lohnt sich schon, den Vorhang zurückzuziehen und der Freundin die Herrlichkeit draußen zu zeigen. Wenn die nur nicht bei sich zu Haus ganz dieselbe schöne Aussicht hätte! Da wird's wohl etwas anderes sein, was die beiden Mädchen den Fenstervorhang zurückzuziehen veranlaßt, während sie selbst sich vorsichtig im Hintergrunde halten. Was — ist nicht schwer zu rathen. Ein junger Bursche natürlich, der nicht ahnen darf, daß man ihm mit Wohlgefallen nachschaut. O. P.

Nachdruck verboten.

Der heilige Hain der Hera.

Zu dem Bilde von Max Roeder in Rom.
Siehe Seite 4 und 5.

Auf dem Altar vor dem Standbild der Göttin lodert das Opferfeuer. In schneeigem Marmor hebt sich die Statue der Hera scharf von dem dunkeln Hintergrunde der Pinien und Cypressen ab. Ein Diadem krönt die Stirne der Göttin, ihr Haupt umwallt der Schleier, das hochgeschlossene Gewand läßt nur die Arme unbekleidet. Das Murmeln der Wasser, die plätschernd aus Marmormasken in den Teich stürzen, läßt die tiefe Stille, die im Hain der Göttin herrscht, noch feierlicher wirken. Nur der Schrei der Pfauen, die ihr farbenschimmerndes und metallisch funkelndes Gefieder im Glanz des Marmors spiegeln, unterbricht von Zeit zu Zeit grell und mißtönig die feierliche Stille. So ließ der Künstler ein Stück antiker Welt vor unseren Augen im Bilde wiedererstehen, das von dem Geist der Antike durchdrungen ist. F. Z.

Nachdruck verboten.

Das Denkmal der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

Von Anton Rüller in Münster. — Siehe das nebenstehende Bild.

Am 10. Januar 1797 wurde Annette Freiin von Droste-Hülshoff auf dem Gute Hülshoff bei Münster geboren. Die hundertste Wiederkehr ihres Geburtstages sieht endlich vollendet, wozu sich die Verehrer der Dichterin schon im Jahre 1878 vereinigt hatten, — am 9. November konnte auf einem der schönsten Plätze der alten Bischofsstadt Münster das Denkmal enthüllt werden, das die Züge der „deutschen Dichter-Königin, der Tochter der Westfalen", wie ein bei der Enthüllungsfeier verlesenes Gedicht von Emil Rittershaus Annette von Droste nennt, kommenden Geschlechtern übermitteln soll. Der junge Bildhauer Anton Rüller in Münster, dem die schwierige Aufgabe zugefallen war, nach den Portraits der Dichterin eine Idealbüste zu formen, hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Das leicht geneigte Antlitz mit den sinnend in die Ferne gerichteten Augen giebt die edlen, durchgeistigten Züge der Dichterin in sprechender Aehnlichkeit wieder und charakterisirt zugleich die schlichte Güte ihres Wesens. Die aus weißem laaser Marmor gefertigte Büste erhebt sich auf einem Sockel von braunem, schwedischem Marmor, der die einfache Inschrift trägt: „Annette Freiin von Droste-Hülshoff, geb. 10. Jan. 1797, gest. 24. Mai 1848." Fr.

Redactions-Post.

Antworten.

Frau v. K., Hannover. Sie haben Recht; nicht die Palastdame Gräfin Hacke, sondern die Palastdame Gräfin Oriola war unter den Theilnehmern des zu Ehren des siebenzigsten Geburtstages von Fräulein Marie von Olfers veranstalteten Festes. Es war uns natürlich bekannt, daß die Palastdame Gräfin Hacke schon vor einigen Jahren verstorben ist; wir bedauern den Schreibfehler, den wohl viele Leserinnen sich selbst bereits berichtigt haben.

A. L. in O. — Serbien hat drei Orden zu vergeben: Den von Fürst Michael III. gestifteten Takowo-Orden, den Weißen Adler-Orden und den Sankt Sava-Orden, beide von König Milan gestiftet. Alle drei Orden werden in fünf Klassen verliehen.

Provinzialin. — Die Berliner Theater beginnen ihre Vorstellungen um ½8 Uhr, in Ausnahmefällen auch um 8 Uhr. Große Toilette ist nur an Galatagen der Königlichen Oper üblich.

Blumenfreundin. — Die Knolle der Herbstzeitlose ist allerdings von der ihr nachgerühmten Anspruchslosigkeit. Sie treibt, einfach auf das Fensterbrett gelegt, ihre Blüthen, ohne daß sie der Sonne, des Wassers oder der Erde bedarf.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 2, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Januar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(1. Fortsetzung.)

Erst als der Sturm von Zärtlichkeiten, mit dem sie ihn überschüttete und jedes seiner Worte erstickte, ihre Kräfte erschöpft hatte, ließ sie von ihm ab. Sie lehnte sich schwer athmend zurück an das Sopha: „Jetzt sprich!“ sagte sie. „Jetzt will ich es hören. Alles, verstehst Du? Du sollst mir kein Tittelchen, kein Haarbreit, kein Nichts verschweigen. Es ist mein Recht jetzt, es zu wissen. — Dieser Michael also? . . . .“

„Warum willst Du mir nicht glauben, was doch die Wahrheit ist? Wir waren Freunde schon als Knaben. Als mein guter Vater dann seine Mutter, die verarmte Gräfin, zur Frau genommen, sind wir auch noch Brüder geworden, das weißt Du ja. Es konnte aber diese Verwandtschaft uns einander nicht näher bringen, als wir schon waren. Wir gehörten unauflöslich zu einander, theilten alles, was wir hatten. Er glaubte an mich und ich an ihn, trotz all seiner Schwächen. Er gab mir von seinem Uebermuth, seiner Laune, seinem Geist. Ich gab ihm mein solideres Wissen, wo es ihm etwas nützen konnte. Natürlich habe ich ihm auch Geld gegeben. Ist denn Geld heiliger als Freundschaft und Treue, daß man es mit seinem Bruder nicht theilen sollte, so lang man es besitzt, und es ihm mangelt? Verheimlichte er mir seine Schulden, suchte er mit seiner gewohnten Redegewandtheit mich zu täuschen und irre zu führen, ich durchschaute ihn immer, wußte ganz genau, wo er seiner Phantasie, seiner Zunge frei die Zügel ließ, und wo er mit mir ehrlich war. Und so half ich ihm, so lang ich es konnte. Wie gern hätte ich ihm mein Letztes geschenkt, hätte er es noch nehmen wollen. Nur nahm er nichts mehr und wollte nichts mehr hören und sah mich nicht mehr an, weil ich ihn in jener Stunde, auf die es ihm ankam, jener höchsten, einen Stunde, die einmal in jedes Menschen Leben eintritt und entscheidet, — nun ja, weil ich ihn verleugnet hatte.“

„Das kannst Du mir noch zehn Mal wiederholen, ich verstehe es doch nicht. Wann war das? Wie kam es?“

„Wie es kam?“ Er deckte sich die Hand über die Augen, sie zu schützen vor dem Licht, das, so entfernt die verhängte Lampe dort auf dem Schreibtisch stand, ihm doch weh that. „Wie es kam? Es kam überhaupt nicht, es war da und war geschehen, eh' ich es gewollt. Wir standen, wir drei, auf dem flachen Wege, der eingeschnitten von dem einen zum anderen See hinüberführt. Es war schwül und grau, ein Sonnabend. — Ich weiß nicht, am Sonnabend, dünkt mich, ist immer solche Luft, Scirocco-Luft; man thut gedankenlos und toll, was man nicht sollte. Die Glycinen blühten, die ganze Mauer war blau von ihren vollen Trauben, ihr Duft um uns her. Wenn ich seitdem Glycinen rieche, so fühle ich es wieder: die Luft vom See, die Schwüle, die Stille, diese südlich laue, betäubende, viel zu süße Stille. Und wie sie neben mir im Gehen inne hält und zögert und stehen bleibt, ihn und mich mit den Augen mustert, den Stengel der Glycinen-Dolde, die er eben ihr gepflückt hat, an den Mund hebt und mit ihren scharfen Zähnen ein wenig zerbeißt. Dann läßt sie die Hand mit der Blume sinken und sieht nun mich allein an: „Darf man Ihrem Freund immer glauben?“

Auf dem schmalen Halbinsel-Rücken steht er mir gegenüber. Sie zwischen uns beiden. Denke es Dir doch. Und er und ich, wir hören ihre zögernde Frage: „Darf man ihm denn alles glauben, was er spricht? Jedes Wort von Ihrem Freunde? —“

„Du hast ihr darauf ‚Nein‘ sagen müssen?“

„Anna, das denkst Du? Dann, wahrhaftig, dann lebte ich nicht! Ich habe geschwiegen.“

„Und das war alles?“ rief die Frau. „Dein ganzes Verbrechen? Darum all Dein Unglück, Deine Schmerzen, die Dir und mir das Leben verderben, darum Deine Reue, weil Du schwiegst, um nicht lügen zu müssen?“

Er schüttelte den Kopf: „Du willst es nur nicht verstehen, daß Schweigen ebenso schlimm ist, wie Reden, nein, schlimmer fast. Denn ein hastig gesprochenes Wort kann durch das nächste vergessen werden. Aber ein Schweigen, intangibel, nichts, und doch greifbar und unvergeßbar. — Man erwartet den Ton der Stimme, freudige Worte, unzweifelhafte, des Lobes, der Liebe. Statt dessen nichts, gar nichts! Eine Kälte, Leere, Oede, wie die Wüste. Und alles ist auf einmal verwüstet und todt und zu Ende. Eine Secunde! Vorher hatte ich einen Freund. Und mein Freund war glücklich. Nun hat sie mit erschrockenen Augen sich abgewendet. Und wenn ich so viele Worte spräche, wie Halme im Gras sind, wie Blüthen an den Glycinen-Dolden, wie Tropfen im See, ich könnte doch mein secundenlanges, unwillkürliches Schweigen nicht ungeschehen machen, ihr nicht das Zutrauen, ihm das Glück und mir den Freund nicht wiederschaffen! — Nun schweigst Du auch,“ sagte er leise nach einer Pause.

Die junge Frau mußte sich erst räuspern. Es ging ihr doch näher, als sie vorher für denkbar gehalten. Daß er anderen weh gethan, sie bitter geschädigt, das war eine Möglichkeit, die sie sich bis heute nicht vorgestellt hatte, da sie immer nur an ihn und an das Leid dachte, das er sich selber zugefügt.

„Und dann?“ fragte sie. „Wer war die Frau denn oder das Mädchen? Weshalb war damit alles zu Ende? Und wo geschah es? Auf der Reise? Erzähle ordentlich, der Reihe nach! Ich begreife sonst nichts. Du sagst, daß wir Zeit haben. Wenn Du in Dir alles ordnest, wirst Du's Dir selber klarer machen, wie Du dazu kamst, und daß Du eben nicht anders konntest, und daß es so recht war.“

Er nickte vor sich hin. „Daß es recht war, — wenn ich mir das klar machen könnte. Er war mein Freund. Und sie war die Frau, die er liebte. Er hatte mich mit auf die Reise genommen als Bürgen bei ihr. Denn er wußte ganz gut, daß sie allerhand Zweifel hegte. Hatte sie doch in ihrer ersten sehr kurzen Ehe genug Bitteres erlebt. Der Mann war ein Trinker, ein Spieler gewesen. Als er sich das Leben genommen, — vor ihren Augen, wie man sich erzählte, — da erst hatte sie mit starker Hand die

Fürstin Mathilde Radziwill, geb. Gräfin von Clary und Aldringen.
Nach einer Aquarell-Skizze aus dem Jahre 1832. — Siehe Seite 14.

Fürstin Mathilde Radziwill und ihr ältester Sohn, Fürst Anton Radziwill.
Nach einer Photographie von Carl Pietzner, K. K. Hof- und Kammer-Photograph, Teplitz. — Siehe Seite 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leitung seiner großen, zerfahrenen Geschäfte ergriffen, und da erst hatte sie den Reichthum gewonnen, der Michael jetzt ebenso anzog, wie ihre kluge Ruhe mich. Sie war nicht wirklich schön. Ein kleines Figürchen, feingliederig, blaß, mit schwarzen Haaren und großen Augen, die immer etwas zu suchen schienen. Man hätte es ihr nicht zugetraut, daß sie so energisch zu handeln verstand. Michael hatte gemeint, jeden Tag, er müsse sich ihr Jawort erringen. Daß sie ihm gut sei, merkte er wohl. Es wäre auch anders nicht möglich gewesen. Ein Mensch wie der, dem alle Frauen sich ergaben, bedingungslos, wenn er sie nur ansah, ein so schöner, sonniger, stolzer, kerngesunder junger Kerl! Nur diese also widerstand ihm und reizte ihn darum um so mehr. Als er damals hier in Berlin zum ersten Mal mir von ihr sprach, da stimmte er mich nicht sehr günstig für sie: eine Frau, die mißtrauisch ihren Reichthum behütet und sich besinnt mit dem, der sie liebt, ihr Gut zu theilen. Er aber wollte nichts gegen sie hören. Er war ganz erfüllt von der Aussicht, sie zu erringen, der Aussicht auf ein eigenes Heim. Er machte mir gleich eine Schilderung, wie sein zukünftiges Haus werden sollte, die Bibliothek, das Zimmer für mich hart neben dem seinen, der Garten, die Pflanzen und Pferde und Hunde, — er plante das alles sich so schön, der Sybarit. Und dann sein altes Lied, bei dem die ganze Wärme seines Herzens wohlthuend mir entgegentrat, — die Sehnsucht nach einem Kinde, nach seinem Kinde! Seine weiblich-liebenswürdige Art zeigte sich so recht darin, wie er in ein solches kleines Geschöpfchen, wo er es auch sah, sich verliebte, wie er es sich greifbar lebhaft vorstellte, so ein süßes weiches Ding selber einmal besitzen zu können. Wenn ich unser Kind jetzt sehe, ich, der, bis ich's hatte, diese kleinen zerbrechlichen Wesen immer nur mit einem gewissen Unbehagen betrachtete, — und er, der es leidenschaftlich sich wünschte...."

„Du wolltest mir von der Frau erzählen."

„Ja, also ich kannte sie damals noch nicht, hatte sie nur von Weitem gesehen, bei öffentlichen Vorträgen, die ich im Winter gehalten. Sie saß immer in der ersten Reihe, und ich hatte das Gefühl, daß sie verstand, was ich erklärte. Sonst wußte ich nichts von ihr. Und nun kommt Michael und erzählt mir, wie er mit ihr steht, und daß sie nach dem Süden gereist ist, ohne ihm rechten Bescheid zu geben. Es müßte jemand für ihn bei ihr sprechen. Nicht seine Mutter, die viel zu sehr Partei ist. Sondern ich, ein Mann, Gelehrter, glaubwürdig und unparteiisch. ‚Ja, aber das Reden und das Verschönern verstehst Du doch besser', entgegne ich, ‚ich habe auch so wenig Gutes von Dir zu sagen.' Und dann lachen wir beide. Denn soviel ich ihn mein Lebtag abgekanzelt, gescholten habe, so oft wir im Zorn von einander gingen, das wissen wir doch, daß einer dem Anderen ein Freund ist, wie's keinen treueren auf der Welt giebt. Und also packe ich meine Sachen und seine auch, — denn Ordnung kannte er einmal nicht, — und wir reisen. Es war gegen Ostern, wie jetzt, ich konnte also ohne Urlaub ganz gut augenblicklich fort. Wir waren lustig genug alle beide, obwohl er Sorgen die Menge hatte, und ich darum wußte. ‚Damit wird alles gut,' wiederholte er immer. ‚Aber wenn Du sie nur willst, um mit ihrem Geld Deine Schulden zu zahlen, Deine politische Stellung zu befestigen, eine Zeitung zu gründen und dergleichen schöne Dinge mehr,' warnte ich, ‚ist das auch das Rechte? Sie wird es durchschauen, wenn sie so klug ist, wie Du sie mir schilderst, daß sie Dir nur eben ein Mittel zum Zweck ist.' — Er aber beruhigt mich. Er liebt sie ja. Was will denn irgend ein Weib mehr als Liebe? Daß sie neben allem anderen, ihrer Anmuth, ihrem Geist, auch den Reichthum besitzt, das ist ein Zufall. Freilich ein Zufall, wie er nur solchen Sonntagskindern, wie er eines ist, in ihren Weg kommt. Und er erzählt mir auf der ganzen Fahrt bis Luzern und durch den Gotthardt und dann längs der Seen so viel von dieser seiner Liebe, daß mir selbst dabei ganz warm ward. Ueberhaupt, — ich bin als Kind in Italien gewesen, damals mit meiner todtkranken Mutter, seitdem nicht mehr. Die Erinnerungen an dort, die Bilder, die Bronzen haben mein ganzes Leben lang mir vor Augen gestanden. Nun komme ich wieder über die Alpen, ein anderer Mensch, ein erwachsener Mann. Aber mir wird so eigen zu Muthe, heimatlich und frühlingsmäßig, sehnsüchtig und jung ...

‚Michael', sagte ich, — es war auf dem Dampfboot, das uns über den Luganersee nach Porlezza führte, an den Ufern stand schon alles in Blüthe, rosa junge Zweige streckten sich lustig an die sonnige Luft, — ‚Michael, alter Junge, weißt Du, zum ersten Mal seit wir uns kennen, beneide ich Dich! Wer jetzt auch auf die Brautschau ginge!'

Und er lacht: ‚Gedulde Dich nur! Hast Du mir geholfen, sie zu gewinnen, so suchen wir beide Dir dann eine Frau aus, wie Du sie brauchst.'

So schwatzen wir mit einander und bauen uns allerhand künftiges Glück in Gedanken. Und so kommen wir nach Bellaggio. Da war ich früher nie. Ein lustiges Nest auf einer Halbinsel, die den See in zwei Arme theilt. Bogengänge, Verkäufer, Geschrei, blühende Rosen und blaue Luft. Ganz vorn an der Spitze liegt das Hotel, das aus einer einstigen Villa umgebaut ist, in seinem Garten. Und in einem Laubengang am Wasser finden wir richtig sie, die wir suchten. Sie wundert sich nicht sehr, ihn zu sehen, obwohl sie roth wird, da er auf sie zutritt. Mich empfängt sie wie einen alten Bekannten, so viel hat er ihr schon von mir erzählt. Und sobald wir allein sind, so oft wir es sind, sprechen wir zusammen von ihm. — ‚Sie sind ihm ein guter Freund,' sagt sie dann. Michael, der es einmal hörte, lacht dazu. ‚Mit Recht ist er es! Fragen Sie ihn nur, ob ich ihm nicht auch sehr viel schon nützte. Wie wäre er denn Professor geworden, so jung wie er ist, hätte ich nicht ein wenig Reclame für ihn und für seine Arbeit gemacht?!'

‚Das hättest Du nicht sagen sollen,' warnte ich ihn nachher. ‚Wahr ist's und gewiß, und ich selbst habe es ihr ja bestätigt. Ich wäre so weit nicht, wenn Du nicht wärst. Aber Du weißt doch, daß es mir peinlich sein muß, wenn ich meine Stellung Deiner „Reclame" und nicht meinem Verdienst verdanke. Und sie, feinfühlig wie sie ist, sie sah es als Prahlerei von Dir an. Nimm Dich in Acht. So sicher, wie wir vorher meinten, bist Du ihrer doch noch nicht.' — Und ich rieth ihm, sie nicht zu drängen, erst allmählig mehr und mehr sie für sich zu gewinnen, bis ihm von selber die reife Frucht dieses Glückes zufallen würde. Er richtete sich nach meinem Rath. Wir verbrachten die Tage neben ihr am See, auf dem See, er ruderte uns, er sang uns vor, er arrangirte für den Abend eine Beleuchtung des Gartens. Sie lächelte dazu und freute sich an den schönen sonnigen Tagen, an dem Zauber des Orts, der Luft und an seiner sprudelnden Grazie. Ja, es waren schöne Tage. Und dann kam der letzte. Ich meinte ihn genug gelobt zu haben. Eine Arbeit wartete auf mich zu Hause. Ich mußte nun fort. Gerade an diesem letzten Tag nun, dem Sonnabend, den ich noch bei ihnen bleiben sollte, bis zum Abend, da regnete es. ‚Es macht nichts,' sagte sie, ‚wir gehen doch spazieren!' Sie hatte einen grauen Ueberrock an von Herrenschnitt, einen kleinen Hut dazu aus demselben Stoff und hohe feste Stiefeln. Sie sah jung aus in der einfachen, knappen Kleidung, beinahe kindlich. Ein paarmal war mir's, als ob sie mich bei Seite ziehen, mir allein etwas sagen wollte. Aber was? War doch alles durchgesprochen und wiederholt. Es blieb nichts zu seinem Lob mehr, was sie nicht schon wußte. So vermied ich solches Alleinsein, hielt Schritt mit Michael und rief ihn, als er einmal schneller gehen wollte, zu uns zurück. Er hat mir nachher das zum Vorwurf gemacht. Er machte mir eben alles zum Vorwurf. Wir hielten uns unter den Läden auf. Sie kaufte verschiedenes. Mir schenkte sie zur Erinnerung an Bellaggio, weil ich nun heute doch reisen wollte, ein Paar hölzerne kleine Schuhe, Puppen-Pantoffeln mit hohen Hacken. Ich sollte daran sehen, wie Frauen überall sich dem Erdreich anpassen, über das sie zu gehen haben, weil ich doch gezweifelt hätte, daß sie für den heutigen Spaziergang sicher genug versehen und beschuht sein würde.

Aus dem Schutz der Bogengänge treten wir hinaus in den strömenden Regen; sie lacht und will sich nichts anhaben lassen vom schlechten Wetter. Tapfer stapft sie zwischen uns beiden unter den alten Platanen hin, die noch ganz kahl stehen. Michael hält ihr den Schirm, daß sie besser ihr Kleid aufraffen kann. Ohne zu wissen, wie es geschieht, ob die zwei etwas langsamer gehen, ob ich rascher, — auf dem schmalen Weg, der zwischen Villen-Mauern hinführt, merke ich, wie der Abstand weiter und weiter geworden. Und da ich wieder die Aussicht zum See frei vor mir habe, finde ich mich ganz allein. Ich steige die Treppe zur Höhe hinauf. — Wie langsam die beiden vorwärts kommen! Ich hätte sie doch nicht allein lassen sollen, denn wenn Michael so neben ihr hergeht, und wenn sie ihn auch so ansieht, wie mich vorhin, er hat mir gelobt, daß er noch nicht sprechen wolle, — aber er wird nicht anders können! Und wenn er spricht, — das weiß ich plötzlich ganz bestimmt, daß es zu früh ist und daß sie heute, hier, ihm schwerlich ‚ja' sagen wird. Und so stehe ich da oben auf dem flachen Weg zwischen den dunkeln Cypressen und warte, und das Herz klopft mir ängstlich. Da kommen sie. Es hört gerade auf zu regnen. Er spannt den Schirm zu. Sie ersteigt die alten Steinstufen und bleibt auf dem breiten Grasabsatz halbwegs stehen und wendet sich, den See anzusehen. Er springt die Treppe herauf, geradeaus bis zu mir und sieht nichts anderes und faßt meine Hand: ‚Jetzt! Sie ist beinah gewonnen! Nur Eines will sie Dich noch fragen. Gieb ihr gute Antwort, Leo, mein Bruder.'

Nun kommt sie auch, ein bißchen athemlos, etwas blasser. ‚Wie schön das hier ist,' sagt sie leise, ‚dieser See uns zu Füßen ... Und dort drüben der Duft von dem anderen, den man nur ahnt ..., man weiß nicht, in welchem man enden möchte.'

‚Wer denkt denn hier ans Enden?!' ruft er. ‚Das Leben soll uns nun erst beginnen und soll uns ein Fest sein! Du, Geliebte, sage, habe ich nun Dein „Ja"?'

Sie sieht zu Boden: ‚Herr Professor, ich weiß, Sie rathen mir dazu. Sie haben mir schon soviel von ihm gesagt, um mich zu bereden. Gut, warmherzig, edel, aufopferungsfähig, geistreich und trotzdem bescheiden, das ist er ja. Aber, — wenn Sie mir es sagen, will ich auch selbst das noch glauben: kann man sich auf seine Worte fest verlassen? Ist er auch immer ganz ehrlich, Ihr Freund? —'

„Und dann?" fragt Frau Anna.

„Dann! Was weiter? Was willst Du noch wissen? Wie ich nach jener Secunde des Schweigens in vielen Worten mich erschöpfte, die sie nicht mehr hörte, und die nichts mehr sagten? Wie wir heimgingen, ein erneuter Regenausbruch über unseren gesenkten Köpfen, und naß und müde und verzweifelt nach Hause kamen? Und dann das Briefchen, das sie ihm schickte, und das er mir vor die Augen hielt. Und mein Besuch auf ihrem Zimmer, wie ich in sie gedrungen bin, und wie sie weinend sich von mir wandte: ‚Ich kann nicht, ich kann nicht!' — Und dann sein Zorn, die geballten Fäuste, mit denen er auf mich eindringen wollte. Und er hatte ja recht, ich habe ihn verrathen! Er ist abgereist mit dem Gelöbniß, mich nie wiederzusehen. Ich fuhr ihm nach. In Mailand noch eine letzte, böse Scene an der Bahn, daß die Leute uns von einander rissen. Darauf ich nach Haus, hierher, an die Arbeit. Seine Mutter kam zu mir ein paar Wochen später und klagte mich an und wollte wissen, wo er sei. Was wußte ich? Seine Handschrift habe ich nicht wiedergesehen, so wenig wie sein Gesicht. Und alles, was ich versuchte, alles, alles, ihn zu versöhnen, ist mir mißglückt. Wie sehr die Aussicht, mit ihrer Hand auch ihr Vermögen zu erringen, seine letzte Hoffnung gewesen, das hatte ich doch nicht geahnt. Vielleicht wußte er's selbst nicht, leichtgemuth, wie er war, in welche häßlichen Geschichten er sich verstrickt hatte. Böse Dinge kamen zu Tage, die mein bißchen Geld nicht vertuschen konnte. Er mußte sich scheuen, wieder nach Deutschland zurückzukehren. So blieb er da unten im schönen gelobten Lande Italien, in das er seine Hochzeitsreise machen gewollt. Seine Mutter, die zu ihm gereist war, schrieb mir Briefe voll von Anklagen und von flehentlichen Bitten, noch auszulöschen, gut zu machen, was ich gethan. Wie hätte ich das nach dem allem noch können? Es war geschehen. Mir blieb nur die Reue!"

„Und .... sie?" fragte Anna.

„Sie hielt eine Zeit lang sich gleichfalls in Italien auf. Dann ist sie zum Sommer zurückgekommen und lebte hier. Sie schrieb mir einmal, bat mich, sie aufzusuchen, wir könnten zusammen vielleicht etwas finden, seine Lage zu verbessern, daß ihm die Rückkehr in die Heimath ermöglicht würde. Ich dankte ihr. Was es zu thun gab, hatte ich gethan. Von den Gerichten hatte er längst nichts mehr zu befürchten, daß aber sein Name einen Flecken erhalten hatte, der nicht so leicht zu tilgen war, dagegen ließ sich nichts mehr machen. Ich ging nicht zu ihr. Später hörte ich, daß sie sich verheirathen würde, dann wieder, es sei nichts damit. Das ist jetzt sieben Jahre her. Ich weiß nicht, wo sie lebt, noch wie es ihr geht."

„Du hast sie geliebt?"

„Anna!" Er sprang auf und stürmte durch das Zimmer und kehrte zurück und stand vor ihr. „Du auch, Du sagst das! Ja, weißt Du denn nicht, daß es der bitterste Vorwurf war, den er mir machte, ich hätte geschwiegen, weil ich sie ihm nicht gönnen konnte. Und Du glaubst das, Du?"

„Nein," sagte sie leise, „so nicht. Wenn Du's gewußt hättest, daß Du für die kluge Frau etwas mehr fühltest, dann hättest Du gesprochen, auch gegen Dein Gewissen. Aber Du wußtest es noch nicht, empfandst nur unbewußt so einen leisen Zug zu ihr hin. Denn sie, — sie liebte Dich, mein Leo. Oder sie war doch im Begriff, da oben an der Scheide zwischen den zwei Seen, Dich zu wählen statt seiner. Das ahntest Du und wolltest es nicht und hast gerade gezögert, weil Du das rechte Wort gesucht hast für sie wie für ihn. Du fühltest Dich ihr in dem Augenblick verpflichtet wie dem Freunde und mußtest ehrlich sein, weil — nun eben weil Du ehrlich bist."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er kam und küßte sie auf die Stirn; er dankte es ihr, daß sie ihn verstand.

Durch die Fenstervorhänge stahl sich ein blasses Licht. Die Lampe zuckte auf und blakte.

„Laß mich einen Augenblick," bat Anna, „ich muß die Lampe ausdrehen." Sie that es und zog die Vorhänge auf und lehnte die Stirn an die grauen Scheiben. Draußen war schon der neue Tag. Die Brodfrau, ihren Korb auf dem Rücken, ging über die Straße und kam auf das Haus zu. Frau Anna wandte sich nach ihrem Mann um. Der hatte sich gleichfalls erhoben, ordnete seine Bücher am Schreibtisch, und schloß die begonnene Schrift in das Fach. —

Es ist doch ganz gut, daß aus aller Erregung alltägliche, banale Dinge, — und wäre es auch nur die Petroleum-Lampe, die auszugehen droht, — uns zu den Pflichten, zu den Forderungen des Daseins nervenberuhigend zurückrufen.

„Willst Du mir den kleinen Handkoffer bringen lassen, den ich als Junggeselle hatte? Ich muß doch meine paar Sachen packen," sagte er.

Sie nahm ihr Schlüsselkörbchen zur Hand und ging aus dem Zimmer. Im dunkeln Flur traf sie die Köchin, die halbverschlafen das Brod an der Thür in Empfang nehmen wollte und ihre Herrin zu so früher Stunde erschrocken erkannte. Sie hätte ihr gleich sagen müssen, den kleinen Koffer vom Boden zu holen. Aber bis ein Uhr war ja so viel Zeit noch. Sie sagte nichts, ging rasch vorüber und zu ihrem Kind. Die alte Kindersfrau wachte nicht auf hinter ihrem Vorhang. Anna kniete neben dem kleinen Bettchen nieder, legte ihre beiden Arme um das schlafende warme Geschöpf und ihr Gesicht auf das weiße Kissen zu dem der Kleinen. Das Kind bewegte sich im Schlaf und saugte am Finger. Anna zog ihm die Hand vom Mund fort, küßte es leise, stand noch und sah es an, die Hände über ihrer Brust gefaltet. Denn das Herz klopfte ihr. Sie nickte dem Kinde zu, als habe das ihr klugen Rath gegeben, ging dann zu dem Bett der Alten hin und weckte sie. —

Als der Professor in ihr gemeinsames Schlafzimmer kam, seine Sachen zur Reise zu ordnen, fand er seine junge Frau am Boden knieend, beschäftigt, eben ein Kleid zu packen.

„Was machst Du da?" fragte er, „was heißt das, der Koffer da? Der ist ja zu groß für" . . .

„Nein," entgegnete sie, ohne zu ihm aufzublicken. „Ich brauche doch ein Kleid zum Wechseln, und so ist er gerade recht."

„Anna, Du! Du willst mit? Und das Kind? Du kannst ja nicht fort!"

„Ich habe mit Margreth gesprochen. Sie ist eigentlich doch erfahrener als ich. Und lieb hat sie's auch. Sie wird schon Acht geben, daß nichts geschieht. Auf alle Fälle wollte ich meinen Brüdern schreiben, sie sollten hier wohnen, so lange wir fort sind, daß die beiden Frauenzimmer nachts nicht so allein in der Wohnung bleiben. Wenigstens mir scheint das vernünftig. Dir nicht auch?"

Er bückte sich und zog die Knieende zu sich in die Höhe: „Anna, warum willst Du mir solch ein Opfer bringen? Es ist Dir eines, sage nicht nein! Ich weiß es doch. Warum willst Du von dem Kind gehen? Das hältst Du nicht aus."

Sie sah ihn nicht an, drehte nur die Knöpfe an seinem Rockaufschlag hin und her: „Sie ist noch so klein. Ob ich da bin oder nicht, das weiß sie nicht einmal. Und ich dachte, Du . . . Dir wär's vielleicht lieber."

„Ich will nicht, daß Du so viel für mich thust!"

„Nimmst Du mich nicht gern mit?" fragte sie leise.

„Gern! Anna, Du weißt, wie es ist und was mir bevorsteht. Gern! Und doch, es thut mir bitterweh, daß Du für Deines Mannes Verbrechen nun auch leiden willst, Dein Behagen hingiebst, damit die Strafe ihn nicht zu hart trifft."

„Nein," sagte sie, „ich kann ja nichts thun. Nur was Dir nah geht, geht mich auch an, weil ich doch eben ein Stück von Dir bin. Und da möchte ich lieber dabei sein, in dem Augenblick, wo der Schlag fällt. Wäre es Dir nicht auch so?"

Nun hatte sie doch, als sie zu ihm aufsah, Thränen in den braunen Augen.

Während er dastand und zusah, wie sie mit flinken Händen Wäsche und Kleidungsstücke zusammenfaltete, mußte er immer denken, ob er denn wirklich so bereit gewesen wäre, für sie zu thun, was sie für ihn that, seine Arbeit, sein Liebstes für sie zu verlassen, um in einer schweren Stunde ihr nahe zu sein. Er wußte es selbst nicht. Können überhaupt Männer so lieben wie eine Frau, hingebend, alles verzeihend, bescheiden und dabei beschützend, so stetig und still? Sie sind vielleicht heißerer Leidenschaft fähig, aber nicht dieser nie wankenden Güte. — Und zu der alten Reue gesellte sich jetzt ihm eine neue. Nun war nicht er allein es mehr, der unter jenem Schweigen vom See litt. Er hatte die ganze Last von Jahren, die ihm so lange die Brust bedrückt, seinem Weib auf die junge Seele geladen. Aber die eigene Bürde erschien ihm darum nicht leichter.

* * *

Als sie mittags an die Eisenbahn kamen, waren Frau Anna's Brüder da, die sie brieflich sich hinbestellt hatte. Die beiden Studenten, der Jurist wie der Mediciner, waren nur um sehr wenig älter als die verheirathete Schwester. Aber sie fühlten sich von jeher viel weiser und hielten sich deshalb für höchst geeignet, dem kleinen Nichtchen das Haus zu hüten. Eine Musterehe versprachen sie im Schlafgemach des Ehepaares führen zu wollen und gelobten, täglich die ausführlichsten beruhigendsten Briefe über das Befinden des Fräuleins vom Stapel zu lassen. Den raschen Entschluß zu einem Ausflug nach Monte Carlo, jetzt im beginnenden Frühling, fanden sie beide beneidenswerth, obwohl die Schwester ihnen gesagt, daß es zu einem Sterbenden ginge. Und einmal über das andere riefen sie den Fortfahrenden „Glückliche Reise!" und „Viel Vergnügen!" ins Coupé nach und schwenkten dazu ihre Taschentücher.

Anna drückte sich in ihre Ecke, als der Zug abging; Leo, der den Platz gegenüber inne hatte, beugte sich vor zu ihr: „Bereust Du's? Willst Du noch zurück?"

„Ich bin ganz bequem da und sitze sehr gut so," sagte sie laut, denn es waren andere Leute noch im Coupé.

Und so fuhren sie, sie hier, er drüben, in die Fremde hinein und dem Traurigsten entgegen. Am Abend, als sie in Köln ankamen, erhielt er am Bahnhof eine Depesche, die er sich dorthin bestellt hatte: „Noch am Leben." Das war alles, was die steifen gedruckten Lettern besagten. Dann kam die Nachtfahrt, während der sie hätten schlafen sollen. Sie waren in ihrem engen Schlaf-Coupé zum ersten Mal wieder allein, seit sie sich unterwegs befanden. Und so stand er die halbe Nacht an ihrem Lager, — sie hatte sich auf das obere Bett ausgestreckt um etwas mehr Luft zum Athmen zu haben, — und sprach und sprach. Nicht viel anderes, als was er ihr gestern schon erzählt, nicht viel mehr als: „Wird er noch leben? wird er mich sehen wollen? und was wird nachher sein?" Aber sie fühlte, daß das Sprechen ihm Bedürfniß war, und ihr selber war in der eingeschlossenen Dumpfheit, in diesem gepolsterten Gefängniß ängstlich zu Muth, daß sie lieber sein Gesicht sah und seine Stimme neben sich hörte, als so still in dem rollenden Bett zu liegen und immer nur daran zu denken, wann sie ihr Kind wohl wiedersehen werde. Denn im Augenblick, wo er aufhörte zu sprechen, kam ihr ihr eigenes Ich zum Bewußtsein. Sie vergaß beinah sein Leid. Sie fühlte nur eine Unruhe, ein Sehnen, fast einen körperlichen Schmerz. Jetzt schreit das Kind. Ob Margreth gleich aufwacht? Sie ist alt und müde. Es geht ihr doch nicht ans Herz, wie der Mutter. Und die Kleine schreit länger. So ein dünner, wimmernder Ton. Sie hat einmal, bevor der erste Vorderzahn kam, so einen Ton gehört. Da lag das Kind, als sie nach ihm sehen wollte, todtenbleich, wie leblos, die Augen weit offen, die Pupillen nach oben gedreht, daß fast nur das Weiße sichtbar blieb. Sie sieht es noch so. Damals riß sie es aus dem Bett, bespritzte ihm das Gesicht mit Wasser, rieb ihm die Brust, die kleinen Füße. Das Mädchen rannte zum Arzt. Margreth lief hin und her und brachte heiße Tücher für den Leib, kalte für den Kopf und Eis und Milch. Als der Doctor kam, war alles vorüber. Baby Lili lag in ihrem Bettchen seelenvergnügt und lutschte an ihrem kleinen Finger. Und sie kniete daneben, zitternd von der überstandenen Angst, aber so stolz, weil alle beide, das Kind und sie, gut daraus hervorgegangen. Jetzt, wenn sie nicht da war! . . . So ein Anfall habe garnichts zu sagen, hatte ihr der Arzt erklärt, wenn man gut Acht giebt und rechtzeitig richtige Mittel anwendet. Sonst? — Was eintritt, wenn man nicht Acht giebt, nicht das Kind aufhebt, nicht Wasser zur Hand hat und Compressen . . . Das hatte der Doctor nicht ausgesprochen.

Leo hatte sich endlich doch hingelegt und schien zu schlafen. Und wenn er auch wach gewesen wäre, das hätte sie ihm nicht gesagt, was sie fortwährend dachte.

Es ward Morgen und mit der Helle kehrte ihr der Muth zurück. Das Kind war ja gesund. Und Margreth war erfahren und tüchtig. Es würde sicher alles gut gehen. Wenn nur dies gut ging, daß sie den Kranken am Leben trafen, und daß er durch ein versöhnliches Wort ihrem armen Leo die Bitterkeit seiner Reue minderte. Ihre eigenen Aengste verflüchtigten sich, dagegen traten Leo's Sorgen mit dem ersten Wort, das er sprach, ihr größer, quälender vor das Bewußtsein. Eine neue Befürchtung kam noch hinzu. Der Zug hatte Verspätung. Während sie sich Haar und Kleidung, so gut es in dem engen Raum ging, herrichtete, sah ihr Mann immer hinaus und sah auf die Uhr und zählte wieder die Stationen, Wärterhäuser, Telegraphen-Stangen und rechnete, wann sie ankommen würden. In Paris von einem zum anderen Bahnhof zu fahren und die Auslieferung des Gepäcks, das Neu-Aufliefern, Billet-Nehmen, alles erfordert Zeit.

„Wir hätten doch nur Handgepäck mitnehmen sollen. Deinen Koffer herauszubekommen, das kann uns den Zug versäumen machen. Du weißt nicht, wie umständlich und langsam die Franzosen in all solchen amtlichen Handlungen sind," sagte Leo, als er zum hundertsten Mal seine Uhr zog.

Sie hatte Thränen in den Augen. Also ihretwegen käme er vielleicht zu spät! Besser dann, sie wäre nicht mit ihm gegangen.

Endlich langten sie dann doch in Paris an. Es galt nun rasch einen Wagen zu finden. Der Kutscher fährt, so gut er kann. Leo sieht nach der Uhr. Sie haßt diese Uhr und haßt die Bewegung des Rockaufknöpfens, des Herausziehens. Sie blickt zum Wagenfenster hinaus. Diese schnurgeraden langen Straßen, in denen jetzt gegen neun Uhr morgens erst die Läden geöffnet werden, machen ihr nur wenig Eindruck. Sie liest die Namen auf den Schildern, die ihr in der fremden Sprache, — (sie war nie außerhalb Deutschlands gewesen), — fremd und doch bekannt erscheinen: Dubois, marchand tailleur; Madame Mathilde, Modes. Das klingt ihr nicht so sehr französisch. An der nächsten Ecke sieht's etwas lebhafter aus: Omnibusse kreuzen den Weg, die Fußgänger stehen am Rand des Trottoirs und warten, bis sie hinüber können, es ist ein Bau hier, die Maurer steigen hinauf und hinunter, das Gerüst und die Leitern reichen bis auf den Fahrweg und verengen ihn, da ihr Wagen in die breitere mit Bäumen besetzte Straße einbiegt. Das Bild von Menzel fiel ihr ein, die Pariser Straßenecke, mit dem Schlächterladen, dem Kaffee, den Kellnern, die an kleinen Marmortischen die Gäste bedienen, den Maurern auf dem Gerüst und der Dame auf dem Balcon.

Unwillkürlich wandte sie sich zu Leo, ihm zu sagen, wie sie es sonst that, was ihr gerade durch den Sinn fuhr. Der sah auf die Uhr. — Er hatte oft davon gesprochen, ihr Paris einmal zeigen zu wollen. Daß sie es so nun zuerst sehen mußte. Sie mochte ihn nicht fragen, ob das hier die Boulevards wären. Sie blickte hinaus und ihn nicht an. Da hörte sie ihn aufathmen.

„Es ist doch möglich, daß wir zurechtkommen!" sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Keine Zeit.

Skizze von E. Roland in Altenburg.

(Schluß.)

Ich hätte nicht heirathen sollen, — ich nicht! Es ist kein Wunder, wenn es schlecht auslief. Liebe ist eine zeitraubende Sache, und die Zeit war es ja, die mir immer gemangelt hat.

An das Weitere denke ich nicht gern, — das heißt, warum eigentlich nicht? Wer mit den Illusionen aufgeräumt hat, kann ruhig an alles denken.

Und hier bedaure ich nichts.

Der Anfang war aber doch schön!

Wie das Botticelli-Gesicht zuerst vor mir auftauchte, über einen Magnolien-Strauß gebeugt, — ich das Portefeuille in der Hand, etwas unsicher durch die Thüre tretend, denn der magere, abgearbeitete, mürrisch blickende Mann am Schreibtisch dort hatte meine Zukunft in der Hand.

Man sagte nachher, ich hätte es nur des Schwiegervaters wegen gethan. Wahrhaftig, nein, ich that es mehr wegen Botticelli!

Sie war ganz mein Geschmack.

Ich weiß noch, wie ich den Abend nach meiner Verlobung nach Hause ging.

Feuchte Herbstnacht auf den Straßen Berlins; ich machte weite Umwege, denn ein junges Glück unter den Sternen spazieren zu tragen, ist ein Genuß, der Charme hat.

Da begegnete mir ein College, ging mit, schwatzte von Politik, erzählte etwas Spannendes. Anfangs hörte ich kaum zu, dann interessirte es mich, und ich war plötzlich mit allen Sinnen mitten in dem Thema.

Erst, als ich an der Glocke meines Hauses zog, fiel mir meine Braut wieder ein.

Und so ging es immer. Wenn ich endlich meine Arbeit bei Seite schob und mich nun ausruhen, erholen wollte bei dem neuen Gefühl, dann kam ein Brief, eine Ordre, eine Frage. Es lag eine Rastlosigkeit in der Luft, in der ich lebte. Jenes Milieu war es, wo die bedeutenden Köpfe die Politik machten, wo einer dem anderen vorbeiwollte und jedem ein Dämon im Herzen saß, der ein gewisses Feuer schürte, — ein Dämon, auf dessen Visiten-Karten, — hätte er welche geführt, — das Wort „Ehrgeiz" gestanden haben würde.

Wir planten eine Hochzeitsreise nach Italien.

Ich hatte mich durch fieberhafte Thätigkeit für vier Wochen im voraus losgekauft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sonnenuntergang.

Nach dem Gemälde von A. Windmaier in München. — Siehe Seite 16.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Da kam ein plötzlicher Todesfall, — eine freigewordene Chance, — Rivalen, die auch ihre Hände danach ausstreckten. Es war das reine Preisausschreiben, und wer den klarsten Kopf besaß und die größte Zähigkeit im Arbeiten, der gewann.

Ich konnte nicht anders, bei dem Wettbewerb mußte ich mit!

Die Reise wurde verschoben. Ich gewann den Preis und fühlte mich zum ersten Mal aufathmend als bevorzugtes Kind des Glücks.

Und das kleinere Glück trat hinter dem größeren zurück. Damals verstand ich, daß ein Männerherz nicht bloß mit Liebe zu füllen ist, sondern mehr verlangt, daß „Glück", der sogenannte Fabelbegriff, in erfolgreicher Bethätigung der Kraft liegt.

Es war das freudigste Jahr meines Lebens.

Nur heirathen hätte ich nicht sollen, — aber es war zu spät.

Die Jahre, die nun begannen, brausten mit einer Schnelligkeit dahin, daß es mir oft fast unheimlich war, die entfliehenden so wenig halten zu können.

Aber ein jedes brachte mich dem Ziel näher. Dies Aufwärtssteigen von Staffel zu Staffel hat etwas Berauschendes an sich!

Ich begreife nicht, daß Frauen das so wenig verstehen!

Aber freilich, sie denken, wo sie nicht die Hauptsache sind, schmälert man ihre Rechte.

Ob alle so urtheilen? Ich glaube fast, — oder sollten es nur die à la Botticelli sein? Ich habe nachher bemerkt, daß die Mädchen auf den Bildern dieses Meisters alle keine hohen Stirnen haben. So liegt es vielleicht im Genre.

Nach sieben Jahren kamen wir freundschaftlich überein, daß es nicht mehr ging.

Sie warf mir Gleichgültigkeit vor, Mangel an Rücksicht, — „ich hätte nie Zeit gehabt für sie".

Mein Hauptgrund war: sie störte mich im Arbeiten.

Dann kam eine gute Zeit.

Es war so nervenberuhigend still in meiner Wohnung. Kein Geknister von seidenen Kleidern mehr auf dem Corridor, keine geschwätzigen Freundinnen, mit Stimmen, so hoch wie Vogelgezwitscher, — und wenn ich abends denk- und redemüde von irgend einem Kampfplatz zurückkam, — Gottlob! keine Scene mehr!

Wie ich sie haßte, diese Scenen, die sich mit klagendem Organ, — eine unerbittliche Cascade, — über den Armen ergossen, der aus dem wilden Lärm des Tages heimkehrte, um Ruhe zu suchen, — nur Ruhe!

Und der Mann, der sich eben noch wie ein halber Heros vorkam, wenn gespannte Hörer seinen Worten lauschten, und er seinem Willen Geltung verschaffte, zehnmal sicherer als alle andern, — derselbe Mann zitterte wie vor einem körperlichen Schmerz, wenn das alte Lied immer wieder in seine Ohren klang.

Oder der Sohn war von der Mutter nicht mehr zu bändigen, und er sollte es thun! Mit einem Sechsjährigen sich herumzanken, der schon früher wußte, daß er nur recht markzerreißend zu schreien brauchte, damit der Vater entfloh.

Nun die stillen Abende, — nicht einmal das Rasseln einer Pferdebahn; Thiergartengrün gegenüber, Ruhe, Schlummer. — Oder ein wacher Traum von jenem sonnigen Gestade, das mir noch immer in der Erinnerung blaute, Küsten, wo Italiens weiße Städte an schneebekrönten Bergen emporstiegen, Wellen, die Homer's alte Lieder nachmurmelten, das weite, stille Märchen der Campagna, darüber hinausragend der Sorakte, die einzelne losgerissene Welle, die unvergeßbare —.

* * *

Es ist etwas Wunderbares um die Linienschönheit der italischen Bergzüge.

Man sagt, diese Schönheit erreiche ihre höchste Vollendung in dem Monte Pellegrino. „O, wären die Linien meines Lebens so, wie diese, o, senkte es sich so schön herab, in so reiner Curve, wie dieser Berg sich herniedersenkt zum Meere! Und wäre die Farbe meines Lebens so rein blau wie das Meer, das ihn wiederspiegelt!"

Gestern fand ich diesen Satz in einem Buche.

Leider nur: um diesen Wunsch erfüllt zu bekommen, hätte ich mein Leben von Anfang an anders gestalten müssen, — vor allem mehr Zeit nehmen für die lyrische Seite darin!

Gleichviel! Den Berg muß ich sehen, — aber lange, ungehetzt, in Ruhe. Italien ist zu gut zum Durchsausstwerden!

Wie anders die Schweizer Berge sind! Man sollte keine Parallelen ziehen, — aber wenn man's thäte —.

Diese Alpengipfel, starr, schroff, wild zerrissen, stiernackig und ein Element der Empörung in diesen kühnen Formationen, gerade als wären sie mitten in einem Revolutions-Sturm also erstarrt, in einem Kriege um ihre Freiheit, um jene Freiheit die das eigentliche Urelement dieser gletschergekühlen Gebirgsthäler ist, gerade wie die Schönheit bei den Bergen Italiens, die sanft hinfließende Melodie der Linien.

Vielleicht dauert es nicht lange, und ich steige südwärts nieder. Heraus aus all den Widerwärtigkeiten; ich habe die Tretmühle so satt! Früher war dies erreichte Ziel das Luftschloß meiner Träume; jetzt, bei Nähe betrachtet, schaut's anders aus, freudlos und galeerenhaft. — Aber ich weiß ja: Fahnenflucht gilt nicht.

Warum liegt die Sehnsucht im Menschen? Weil er sonst in Nüchternheit umkäme!

* * *

Ein Brief von meinem Sohn! Er kann nicht kommen, da er keine Zeit hat. Zu dienstlicher Uebung eingezogen, Reserve-Lieutenants-Ehrgeiz, möglichst bald Anstellung. Nur zu, Sohn Deines Vaters!

Neulich klagte er mir, daß es so unbequem wäre, Sohn eines bekannten Vaters zu sein. Es klang wie ein Vorwurf, — eigentlich originell.

„Weißt Du," sagte ich, „Aenderungsversuche am Unabänderlichen sind nicht mein Fall."

Dann bat er mich, seine letzten Universitäts-Schulden zu bezahlen.

Er ist trotz allem ein netter Junge, — aber es ist jetzt zu spät für mich, in ein rechtes Verhältniß zu ihm zu kommen.

Seine hübschen Jahre habe ich doch auch verpaßt.

Das wurde mir einmal im Bade klar. Ein alter Hotel-Nachbar hatte seinen kleinen Enkel bei sich. Ich hörte ihn oft nebenan lachen und plaudern, und zuweilen kam er auch zu mir. Er war so hübsch in Formen, — die Kinderbacken und die Grübchen in den Fingern; sein Herumtollen machte nicht einmal nervös.

Heimgekehrt, betrachtete ich mir meinen Sohn mit gespanntem Interesse.

Er war aber bereits in der poesielosen Magerkeit des Zehnjährigen, hatte den herausfordernden Blick, mit dem der bewunderte „Frechste in der Klasse" seine Pupillen herumzuwerfen pflegt. Als ich ihn freundlich an die Schulter nahm, machte er sich mit ungnädigem Ruck los und erzählte eine Schulgeschichte, mit rüden Hintertreppen-Ausdrücken vollgepfropft, wie das Stadium sie liebt.

Da wurde mir klar, daß ich viele Freuden versäumt hatte, — aus Zeitmangel!

Er wird es noch zu etwas bringen, — trotz seines bekannten Vaters. Den Augenaufschlag hat er von seiner Mutter, den Ehrgeiz von mir. Zuletzt wird auch er bereuen, daß er, so gehetzt, zum Rasten an einer Oase nie Zeit gehabt hat; — aber wenn ich ihn warnen wollte, — vergebene Müh'! Die Jugend glaubt schließlich doch nur den Erfahrungen, die sie an sich selbst gemacht.

Der Augenblick der Einsicht hat die Eigenthümlichkeit, daß er immer zu spät kommt.

* * *

Gestern suchte mich X. auf und nahm mir eine halbe Stunde weg. Auch eine Form von Diebstahl! Man sollte schwere Strafe darauf legen.

Wenn mich doch die Menschen in Ruhe lassen wollten! Ich habe sie nie gebraucht; sie langweilen mich.

* * *

Morgen Abreise, — in den Hexenkessel zurück. Ich habe meine Körperkräfte wieder, um mit Nachdruck in die Arena zu sprengen — nur die Lust fehlt!

Noch einmal am See entlang gegangen. Ich habe mich doch fest gesehen am Monte Salvatore, werde ihn entbehren, wenn ich wieder die Straßen-Perspective hinunter starren muß.

Er steht so gewichtig am Ufer. „Da bin ich!" scheint er zu sagen — ‚Achtung.' Wenn nur das Ungeheuer von Draht-

Am Brunnen.

Nach dem Gemälde von A. Napier in Paris. — Siehe Seite 16.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seilbahn nicht immer an ihm herumkröche; sieht wie ein großer, plumper Maikäfer aus.

Lugano ist so hübsch, schön und langweilig; hat italienischen Anstrich, sagt man. Jawohl, die Loggien, die offene Kirche, aus der der Luini vom Lettner leuchtet, die in der Sonne blendend helle Weiße der Häuserreihen!

Aber gerade vor meinem Fenster steht der Tell. Man ist ja doch in der freien Schweiz! Wann wohl mein Italien-Traum erfüllt wird?

* * *

K. fiel mir beim Spaziergang in den Rücken. Ob ich schon begonnen hätte, meine Biographie zu schreiben? Meine vielen Verehrer würden doch —

Zum Teufel mit den Verehrern! Ich habe nur Gegner und Parteigenossen. Punctum! Und Biographien giebt's genug in der Welt. Meine Thätigkeit können sie in den Zeitungen nachschlagen, wenn's nicht zu unerquickliche Arbeit ist, — und im übrigen habe ich nichts besonderes erlebt.

Das fehlte noch!

Aufzeichnungen kann der Mensch für sich machen, aber ein Autodafé vor dem Lebensschluß wäre für alles derartige gut. Schließlich posirt auch der Aufrichtigste, wenn er über sich schreibt. Daher sind Tagebücher so unsinnig, Documente, denen man doch nicht glauben kann. Der Mensch hat schließlich vor dem geliebten Ich doch eine Art Hochachtung, sagt ihm unangenehme Wahrheiten zu ungern ins Gesicht. Tagebücher sind voller Complimente, die man sich selbst macht, — verblümte und unverblümte. Mein Gott, man hängt ja doch schließlich so an dem eigenen Idol! Und wenn andere es nicht anbeten —.

Anders, wenn man alt ist und über seine Jugend schreibt! Die Entfernung von der Sache macht objectiv. Da bricht man gelassen den Stab über die Verirrungen von einst, die man früher mit allem Feuer als Recht vertheidigt.

Diese Blätter haben auch keinen Zweck, — beweisen nur, daß körperliche Ermattung ein wenig sentimental macht, daß, wer nach langer Hetze einmal zur Besinnung kommt, über sich selbst sich zu wundern hat, — vielleicht auch, daß man durch das Alter geschwätzig wird.

Wäre die Hetze doch aus! Ich sehne mich nach stillen, ruhigen Jahren. All das Unerquickliche, was da oben wartet! Ein Kämpfen wie für jemand, der in einen Wasserfall geschleudert, mit dem Strudel ringt; Ehrensache, sich zu behaupten, sich nicht bei Seite treiben zu lassen.

Doch gut, wenn man etwas zum Freuen hat für das „Später". Ich freue mich auf stille, einsame Jahre in Rom, habe mein Luftschloß dort hingebaut auf die Trümmer.

Heut mit dem Nacht-Courir nordwärts.

Das beste an unserer Zeit sind unstreitig die schnellen Bahnzüge.

* * *

Hier brechen die Aufzeichnungen ab.

Jede Fortsetzung blieb ungeschrieben, — aus Mangel an Zeit.

Kein deutliches Menschenangesicht sieht uns aus diesen Blättern entgegen, — nur wie ein blasses, schattenhaftes Profil zieht das Bild des Mannes an uns vorüber, der niemals Zeit gehabt hatte für sein eigentliches Ich, den die Hetzjagd einer ungestümen Gegenwart mit sich fortriß, erbarmungslos an jeder friedlichen Rast vorüber. —

Seine letzte Sehnsucht blieb unerfüllt.

Als er nach mehreren Jahren von der politischen Schaubühne abtrat, zog er gen Rom, aber mit abgebrauchten Kräften und müdem Blick.

Nach wenigen Wochen schon raffte ihn eine Krankheit dahin.

Als er endlich geglaubt hatte, Zeit zu finden für sein eigenes Selbst, war seine Zeit auf Erden plötzlich abgelaufen.

Nachdruck verboten.

Mathilde Fürstin Radziwill.

Von Marie von Olfers in Berlin.

Mit zwei Portraits. — Siehe Seite 9.

Am 4. November entschlief sanft in der Morgenfrühe Mathilde Fürstin Radziwill, geborene Gräfin Clary und Aldringen, so sanft, daß die nebenan Wachenden es erst erfuhren, als sie herein traten.

Sie mußte doch ein Gefühl des herannahenden Todes gehabt haben, denn sie hatte sich das Crucifix, welches immer neben ihrem Bette lag, auf die Brust gelegt. Nur wenige Tage des Unwohlseins waren vorher gegangen.

In so hohem Alter, — sie war 1806 geboren, — ist es ja, als lebte man an der Thür des Todes, bald muß sie sich öffnen. Welch ein Glück, wenn sie es so leise thut, und die Seele, der sie sich erschließt, wie die dieser edeln Fürstin, immer mit dem Ausblick auf das Reich Gottes, welches sich ihr nun zeigt, gelebt hat!

„Vor allem," sagte sie, „sollte man um einen sanften seligen Tod bitten."

Wenn ich an Fürstin Mathilde denke, steht immer neben ihr ihre jüngere Schwester Leontine und mit beiden Fürst Wilhelm und Fürst Boguslaw, — das Brüder- und das Schwestern-Paar. Wie zwei edle Stämme, die ihre segenbringenden Wipfel ineinander weben, ein köstliches Dach bildend für alle, die darunter wohnen, breiteten sich beide Familien aus. Das Palais Radziwill in der Wilhelmstraße mit seinem großen Garten gab den Hintergrund.

Selten ist ein Haus, ein Garten mehr geliebt worden. Welch schöne Feste gab es dort zu allen Jahreszeiten! Im Sommer wurde schon um neun im Freien gefrühstückt. Auf dem Rasen sproßten Narcissen, Tulpen, Hyacinthen, die einzeln eingesteckt, wild emporgeschossen schienen. Veilchen und Schneeglöckchen, Maiblumen in Massen unter den hohen alten Bäumen. Der mächtige Gartensaal bot Schutz, wenn das Wetter ungünstig war. Eine wundervolle „Faust"-Aufführung, mit der Musik des Ahnherrn hörte ich dort, Gräfin Rossi (Sonntag) sang das Gretchen. Der ebenso große Saal im ersten Stock, getheilt durch prächtige chinesische Schirme, trennte die Familien.

Zur einen Seite ging es in die Gemächer des Fürsten Wilhelm und der Fürstin Mathilde, zur anderen in die Räume des Fürsten Boguslaw und der Fürstin Leontine.

Dazwischen spielte eine wahre Elfenschar von Kindern. Eine Zeitlang waren es sechzehn. Jede Fürstin hatte acht und an einem Weihnachten gab es sechzehn Weihnachtsbäume im großen Saal.

Die Geburtstage der Eltern feierte die Jugend meist mit theatralischen Vorstellungen. Fürstin Leontine war die Unternehmendere, aber zu trennen war der Schwestern Thätigkeit fast nie; sie ergänzten sich und halfen sich.

Das Jugendbild der Fürstin Mathilde ist einem Zeichenbuch entnommen, das Prinzeß Elisa für ihre Schwester, Fürstin Wanda, bestimmte.

Ein grünes Büchlein mit Amethysten verziert, voll der interessantesten Portraits jener Zeit, von Prinzeß Elisa oder dem Vater, Fürst Anton, in feiner Bleistift-Manier gezeichnet, offenbar am Theetisch, während vorgelesen wurde; es sind auch Illustrationen darin zu Uhland, Zschokke, Kugler.

Ich weiß keine Fürstin, die fürstlicher aussah und einfacher war als Fürstin Mathilde. Niemand kleidete Schleppe und Glanz besser, niemand trug so würdig echte Vornehmheit im Hauskleid. Bei den kleinen Thee-Abenden reichten Prinzchen und Prinzeßchen selbst den Gästen Trank und Kuchen, sich unter einander verspottend, wenn die Pagen nicht so geschickt waren wie die Dämchen. An die größten Meister wagte man sich zu den Festspielen, nicht ohne Abwechselung; auf Shakespeare folgte Kotzebue, auch Tieck.

Eine der reizenden Vorstellungen der „gestiefelte Kater". Prinzeß Felicie, Tochter der Fürstin Leontine, etwa siebenjährig, der gestiefelte Kater in weißem Pelzchen.

Aber nicht nur die Kinder spielten. Ernste Staatsmänner wurden herangezogen. Männer, die, während sie die Geschicke der Länder unter den Händen hatten, abenteuerliche Rollen lernen und die wunderlichsten Gestalten annehmen mußten. Jeder that es gern, denn wer hätte dort widerstehen können? Das Publicum ein Parterre von Prinzen, Fürsten, Königen, — wie gern waren auch sie dabei!

Durch vier Generationen hat das Verhältniß der höchsten Herrschaften mit diesem Haus immer in alter und neuer Liebe gehalten, Treue auf beiden Seiten.

Treue überhaupt das Kennzeichen dieser Menschen.

Auch das unbedeutendste Wesen, das zu ihnen gehört, sei's vornehm oder gering, behält seinen Platz.

Alles echt; nicht ein Eckchen Falsch oder Ramsch oder Flittergold, wie man es jetzt so oft trifft in der Welt!

Eine zarte vornehme Schönheit ihr Erbtheil. Ein großer Schmuck für Hohe und Niedere, hier wie ein Edelstein in glänzender Fassung.

Hochgehalten von allen lebt Herr von Podlewsky, Erzieher der Kinder des Fürsten Anton, mit ihnen, — blind, alt. Man begegnet ihm oft, geführt von seinem Hund, der ihn auf die Bekannten aufmerksam macht. Fürstin Mathilde klagte, sie wäre manchmal eifersüchtig auf ihn, weil Fürst Anton ihn früher begrüße als sie. Noch am letzten Tage schickte sie ihm ein Bildchen, um wieder gut zu machen, weil sie vielleicht nicht liebevoll genug seiner gedacht. Ihre Ehe ein Ideal. Fürst Wilhelm wiederholte, er liebe sie wie am ersten Tage, nein, weit mehr, wenn das möglich wäre. Er starb im Jahre siebzig.

Das geliebte Palais in der Wilhelmstraße wurde verkauft. Ein schwerer Entschluß, das Aufgeben einer Heimat! Aber es galt die Wohlfahrt der jüngeren Geschwister, namentlich der jungen Prinzessinnen.

Fürst Anton, jetzt das Haupt der Familie, übernahm die zärtliche Fürsorge des Vaters treulich für jeden einzelnen. Vor allem die Sorge für die theuere geliebte Mutter. Nicht nur wie ein Sohn, wie die sorgsamste Tochter stand er neben ihr, alles ihr gebend, was ihr Herz verlangte, darin seine schönste Freude findend.

Man mußte sehen, wie ihr Antlitz sich verklärte, wenn es hieß: „Antosch ist wieder da."

Als sie erblindete, las er ihr Abend für Abend vor, ganz dicke Bände, Geschichte, Memoiren, — für alles hatte sie Interesse. Mit großem Vergnügen sprach sie von den Aufzeichnungen ihres Vaters, des Fürsten Clary. Er hatte mit den vier jungen Töchtern eine Reise nach Italien unternommen. Sie genoß sie wieder mit dem Gefühl wonniger Sehnsucht. „Meine ganze Jugend steht vor mir," sagte sie. Fürst Anton hatte sich 1857 mit der sechzehnjährigen Tochter des Marquis von Castellane vermählt; neununddreißig Jahre hat die junge Frau mit Fürstin Mathilde gelebt, lange Jahre ohne eigene Wirthschaft.

Als das Palais verkauft war, wurde dagegen die Mutter Gast bei Sohn und Schwiegertochter. Statt der Kinder kamen Enkel an die Reihe bei den Festlichkeiten.

Ich besinne mich besonders auf ein entzückendes Pärchen, damals wohl drei- und vierjährig, das jetzt längst selbst Kinder hat. Es sang die drolligsten französischen Couplets. Außer Fürst Anton leben noch zwei Söhne glücklich verheirathet.

Wie schön war Prinzeß Mathilde, die älteste Tochter, jetzt Fürstin Windisch-Graetz! Wer sie im weißen Kleid gesehen, drei Sterne im schlichten dunkeln Haar, wird es nie vergessen. Etwas Heiliges umgab sie und doch auch wieder so viel menschliche Lieblichkeit und Freundlichkeit.

Ihre ebenso schöne blonde Schwester, Leontine, starb in blühendster Jugend, Elise im Kloster, Luise auf einer Reise in Kairo, der Fürstin Mathilde jüngste Tochter Euphemie bei dem vierten Kindchen. Welch eine Fülle von Jammer für die Mutter. Viel Leid ist über dies Herz gegangen, das Bitterste wurde ihr nicht erspart, aber nie hat es sich in ihrer Seele zu einem Schatten verfinstert, der sie von Gott trennte.

In echt christlichem Sinn sind ihre Thränen emporgestiegen, bis sie den Glanz aus der Höhe auffingen, der sie verklärte, und der jedem von droben gesandt wird, der ihn sucht. Wenn man zu ihr eintrat und sie manches Mal aus dem dunkeln Alcoven hervorkam, in dem sie gelegen, war sie nie lebensmüde oder verstimmt.

Ihr erschien das Dasein unter denen, die sie liebte, immer als das schönste Geschenk Gottes, und für jeden neuen Tag war sie dankbar.

Wenige wissen das Leben zu schätzen wie diese edle Fürstin, der doch so viele Blüthen welkten, so viele Freuden verwehet waren.

Die letzte Zeit kam sie eigentlich nie mehr aus dem Haus. „Wozu?" sagte sie, „ich sehe ja doch nichts!"

Ergreifend war's, wenn sie einen vor das schöne Bild ihrer Tochter Euphemie führte mit den Worten: „Früher hatte ich sie doch noch so! Aber jetzt . . ."

Sieht sie es auch nicht mehr, ihr Stamm grünt und blüht und treibt überall frische junge Zweige, und der Segen einer solchen Ahne ruht auf ihnen.

Nachdruck verboten.

Radfahrer.

Von Clotilde von Schwartzkoppen in Berlin.

Ja, das nenne ich fliegen
In die Weite mit Lust,
Raum und Zeit besiegen,
Frischer Kraft sich bewußt!

Fort aus dem engen Stüblein,
Aus morscher Gepflogenheit fort!
Männlein, Weiblein und Büblein
Huld'gen dem fröhlichen Sport.

Keck durch die Adern des Lebens
Stürmt die buntscheckige Fluth,
Clärchen wünscht nicht mehr vergebens
Sich „Wämslein, Hosen und Hut".

Steht da ein Alter verdrossen,
Dem das Ding nicht gefällt,
Sieht aus der Erde geschossen
Schier eine neue Welt;

Murmelt zwischen den Lippen:
„Dünkt Euch, wie Vögel, nur frei, —
An der Menschheit uralten Klippen
Radelt Ihr doch nicht vorbei!"

Nachdruck verboten.

Zur Psychologie der Frauenbewegung.

Von Richard Wulcow in Darmstadt.

„Seiner Frau den Verstand ausbilden, ihr Ideen und Geist geben, das heißt ein Messer in die Hand eines Kindes legen." Diese Worte spricht Taine in einem seiner geistvollen Essais gelassen aus. Man stelle sich die Wirkung vor, wenn jemand heutzutage in einer Frauenversammlung sie sich zu eigen machen und zitiren wollte, — sie würde überwältigend sein, besonders dann, wenn gerade die Frage des Frauenstudiums zur Discussion gestellt wäre. Nun hat der herbe und einseitige Satz des geistreichen Franzosen eigentlich niemals eine ernstliche Geltung beanspruchen können, da es zu allen Zeiten geschreidte und geisteskräftige Frauen gegeben hat, die mit ihrem Verstande ganz vortrefflich und nutzbringend umzugehen wußten; heutzutage klingt er uns brutal und völlig anachronistisch. Denn der Anspruch der Frauen auf eine gründliche und umfassende Geistesbildung wird heute nicht mehr ernstlich beanstandet; was Widerspruch und Unwillen erregt, das ist ihr keckes Vordrängen in die Oeffentlichkeit und ihr Anspruch auf die unbedingte Concurrenz mit dem Mann auf allen beruflichen Gebieten. Von ihrer oft allzu selbstbewußten, unvorsichtigen und offensiven Art des Vorgehens wollen wir hier nicht sprechen, — die maßvollen und nachdenklichen Frauen, die innerhalb der Bewegung stehen, sind selbst weit entfernt davon, solche schroffen Vorstöße zu billigen; sie wissen wohl, daß sie der ganzen Bewegung schaden und auch diejenigen verstimmen, die den begründeten Forderungen der Frauen wohlwollend gegenüberstehen.

Und doch geben diese leidenschaftlichen und heftigen Kundgebungen, wie sie auf jedem Frauen-Congreß zu Tage treten, dem ruhigen Beobachter zu denken; es wäre ungerecht, sie nur auf augenblickliche Laune und Verstimmung zurückzuführen, und die tieferen psychischen Motive völlig außer Acht zu lassen. Eine solche Bewegung tritt nicht plötzlich in die Erscheinung, sie bereitet sich in den Gemüthern des reizbaren empfänglichen Geschlechts langsam vor durch die uns umgebenden unerfreulichen und trüben Verhältnisse, für die auch die Frauen, wenn nicht den scharfen Blick des kritischen Beobachters, so doch den feinen empfindlichen Instinct haben. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man das heftige Verlangen der Frauen nach Bethätigung in der Oeffentlichkeit auf diese Verhältnisse zurückführt. Fast jeder Tag zeitigt neue unerquickliche oder bedrohliche Erscheinungen in unserem öffentlichen und socialen Leben, und immer drängt sich die Frage auf, ob die geistigen Führer der Nation, ob die leitenden Männer in der Staatsverwaltung und im Parlament, ob das gebildete Bürgerthum seine ganze Pflicht thut, um aus jenen Symptomen ungesunder Verhältnisse die Erkrankung sicher zu erkennen und die geeigneten Mittel zu ergreifen, um sie zu heilen. Immer mehr setzt sich der Zweifel fest, ob diese geistige Leitung des Volkes eine sichere und zielbewußte ist und sich nach bestimmten und bewährten Grundsätzen vollzieht, ob überall die Stimme des Gewissens im Rathe den Ausschlag giebt. Viele Frauen, die sich ein wenig um die Oeffentlichkeit kümmern, beobachten das Schauspiel sehr sorgfältig und kommen nach ihren vielleicht ein wenig von Mißtrauen und Pessimismus getrübten Beobachtungen zu dem Resultat: Das können wir auch, und wir können es vielleicht besser! Wäre in unserem politischen Leben ein großer einheitlicher Zug erkennbar, so würden die Frauen kaum an eine Theilnahme und Bethätigung am öffentlichen Leben denken; nur unsere unsicheren, ungeregelten und verworrenen Partei-Verhältnisse legen ihnen die Aspiration auf dieselbe nahe.

Der feine Beobachter Riehl schreibt in seinem Buche über die Familie: „In den Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläufen ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen, — namentlich in die geistigen Berufe der Männer. — Wo aber das öffentliche Leben einen neuen kräftigen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten."

Nun ist aber noch ein zweiter, wesentlicher Punkt zu beachten, der die Frauen mit Unbefriedigung erfüllt, und aus ihrer ursprünglichen Sphäre heraustreibt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unserer nüchternen Zeit ist die Romantik völlig abhanden gekommen; die Frauen können ihrer aber nicht entbehren und suchen nach ihr mit heißer Sehnsucht, wie Heinrich von Ofterdingen nach der „blauen Blume". Das Frauenherz ist auf das Mystische, Ahnungsvolle, auf tiefes und reiches Empfindungsleben, auf Wärme und Liebe angewiesen. Wo aber findet es so etwas in unserer von ganz praktischen, realen Zielen beherrschten Zeit? Wo sind heute die jungen Leute, die „der Geliebten Spuren erröthend folgen und von ihrem Gruß beglückt sind?" Die Frauen werden nicht mehr so tief und ernst geliebt, wie sonst, nicht mehr so, wie H. v. Kleist seinen Hermann zu Thusnelda sagen läßt: „Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich Dich!" Ich habe stets eine gewisse Rührung empfunden, wenn ich diese Verse las, in denen der leichtfertige Flirt des blasirten intriguanten Römers Ventidius zu der ehrensesten deutschen Liebe Hermanns in Gegensatz gebracht ist.

Ueberall tritt heute in den Beziehungen zur Frau, ja selbst im Liebesleben und im Liebeswerben, eine gewisse kühle Nüchternheit und Stumpfheit hervor, die keine rechte Freude an dem Zauber aufkommen läßt, den die Frauen auf die Männerwelt auszuüben berufen sind, jenem Zauber echter edler Weiblichkeit, der seine reinigende und veredelnde Wirkung zu allen Zeiten auf die größten und besten Männer erwiesen hat. Man darf nicht glauben, daß dies den Frauen entgeht oder ohne Einfluß auf sie bleibt, auch wenn sie aus Stolz diese Lücke in ihrem Empfindungsleben nicht zeigen; sie fühlen sich aber nicht glücklich und suchen Ablenkung und Ersatz für den ihnen versagten Zoll der Verehrung in der Betheiligung am öffentlichen Leben. Selbstverständlich kommt hier nicht die große Zahl von Frauen in Betracht, die aus ganz praktischen Gründen Haus und Familie verlassen, um außerhalb derselben für ihre Subsistenz zu sorgen, wir haben hier nur diejenigen im Auge, die nicht die zwingende Nothwendigkeit des Erwerbes, sondern das Unbefriedigende ihres leeren Lebens aus dem Hause treibt, in manchen Fällen auch wohl Ehrgeiz, Neigung sich geltend zu machen, und Eitelkeit.

Seit längerer Zeit hat sich der Sport in seinen mannigfachen Erscheinungen weite Kreise der Männerwelt erobert. Die Herren der Schöpfung turnen, schwimmen, rudern, radeln und kommen vor allen diesen angenehmen und nützlichen Dingen nicht mehr dazu, die Gesellschaft der Frauen zu suchen und sich mit ihnen durch Unterhaltung, Lectüre oder Musik zu beschäftigen, was früher für jeden gebildeten und feinfühligen Mann ein hoher und eifrig gesuchter Genuß war. Und wo heutzutage noch ernstere Annäherungen des Mannes an die Frauen vorkommen, da tragen sie einen kühlen geschäftsmäßigen Charakter, dem jene Tiefe, jenes innere Interesse und die Herzenswärme fehlen, mit der wir Aelteren in der Jugend den Gegenstand unserer Neigung umfaßten. Nur aus solchen mehr oder weniger klaren Empfindungen tiefer Unbefriedigung erscheint es erklärlich, daß eine vornehme hochgebildete Dame, Frau Gräfin Butler-Heimhausen, auf dem Berliner Internationalen Frauen-Congreß jenen geharnischten Fehdegruß verkünden ließ, der, von dem volltönenden Organ des Fräulein Augspurg dargebracht, wie rollender Donner daherbrauste. Es hieß da: „Mein eigenes Auge überblickt nur vier Generationen, aber an der Hand der Geschichte, der Sittengeschichte gehe ich zurück bis in die entferntesten Zeiten, und je mehr ich eindringe in die Geschichte der Menschheit, je mehr ich den Blick richte auf die Stellung der beiden Geschlechter zu einander, desto tiefer empört stehe ich vor den Bildern da, die an mir vorüberziehen. Ein ewiger Kampf zwischen Mann und Frau! Erst seit kurzer Zeit beginnt die Schwächere das Unrecht einzusehen, das man ihr anthut, und sie fängt an, sich dagegen aufzulehnen. Es ist zwar nicht edel und klug, aber doch natürlich, daß der Stärkere, der Mann, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, mit Gewalt und List, mit offenem Hohn und versteckter Spotte diese Auflehnungsversuche seiner, — wie er meint, — untergebenen Lebensgefährtin zu ersticken strebt . . . Strebet vor allem nach geistiger Aufklärung und nach rechtlich-bürgerlicher Selbständigkeit! Das sind die Füße, die Euch in das Land der Freiheit tragen werden. Meine alten Augen sehen seinen Strand von ferne leuchten."

Trotz des minutenlangen Beifalls, der den Worten folgte, können wir nicht zugeben, daß ein „ewiger Kampf zwischen Mann und Frau" das Charakteristische der bisherigen Weltentwickelung gewesen, wir erkennen aber mit Freuden an, daß die Phantasie der Dame trotz ihres hohen Alters noch eine recht lebhafte geblieben ist.

Wenn die Männer sich auch mit dem Bewußtsein trösten können, daß sie doch „weit bessere Menschen" sind, als sie in den gereizten Angriffen mancher Führerinnen der Frauenbewegung erscheinen, so haben wir doch aus Gründen der Gerechtigkeit alle Veranlassung, dafür zu sorgen, daß die Gründe des Mißvergnügens, soweit es in unserer Macht steht, schleunigst hinweggeräumt werden. Das aber thut vor allem noth bei der geistigen Arbeit, bei dem Studium der Frauen. Es muß die geistig Tüchtigen und Arbeitskräftigen unter den Frauen aufs Tiefste verstimmen, wenn ihnen der Weg zum Studium in solcher Weise mit Dornen besät wird, wie es an der Universität der Reichs-Hauptstadt geschieht. Man lese nur die Bestimmungen durch, und man wird staunen über die Fülle von Erschwernissen und Schranken, die dem Eindringen der „gelehrten Frauen" wehren sollen. Und obenein sind die Bestimmungen in ihrer Totalität völlig illusorisch, so lange noch der folgende Passus derselben aufrecht erhalten wird:

„Nach Prüfungen der Zeugnisse (denen auch Mittheilungen über die Vorbildung und die persönlichen Verhältnisse (!) hinzuzufügen sind), und Ausstellung des Erlaubnißscheines durch den Herren Rector ist die Einwilligung der Herren Professoren und Docenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen." Man sollte nun glauben, daß die Einwilligung der Herren nach der Genehmigung der oberen Instanzen eine selbstverständliche, und die Einholung dieser Einwilligung nur ein formaler Akt der Höflichkeit sei. Das ist aber keineswegs der Fall. Nicht nur die Hörsäle der Anatomie sind den studirenden Damen verschlossen und ihnen dadurch das Studium der Medicin an der Berliner Universität unmöglich gemacht, sondern auch völlig harmlose, dem Interesse jeder gebildeten Frau naheliegende Gegenstände bleiben ihnen unzugänglich. Der mit Recht geschätzte und gesuchte Kunsthistoriker und Goethe-Kenner, Hermann Grimm, hat zu Beginn dieses Semesters einfach erklärt, daß er keine Hörerinnen zu seinen Vorträgen zulasse. So kann es nicht bleiben.

Entweder man verbietet den Frauen summarisch das Studium an unseren Universitäten, oder man räumt die erwähnten schweren Hindernisse hinweg und giebt den Frauen das Studium an deutschen Hochschulen frei. Das erstere wäre eine offene Barbarei, das letztere die einzige eines Kulturstaates ersten Ranges würdige Lösung. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit das Durchschnitts-Maß geistiger Leistungsfähigkeit an einem großen Kreise erwachsener Mädchen kennen gelernt hat, der weiß auch, daß die Zahl der nach ernster Geistesarbeit strebenden keineswegs klein ist, und daß das Bedürfniß nach Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien nicht wegzuleugnen ist. Ich habe deshalb s. Z. auch die Begründung von Gymnasial-Cursen für Frauen lebhaft befürwortet und begrüßt; sie werden stets eine unleugbare Lücke in unserem bisherigen Unterrichts-Organismus ausfüllen und daher dauernden Bestand haben. Aber die sicherste Stütze ihrer Existenz ist die Zulassung der Abiturientinnen zu den heimischen Universitäten. Es ist kein ganz würdiger Zustand, wenn unsere deutschen Mädchen auf ausländische Universitäten getrieben werden, denn das Frauen-Material, das bei der Zulassung zum Studium in Betracht kommt, darf den stillschweigenden Anspruch auf jede Rücksicht und auf Erleichterung seines Strebens erheben. Ehe diese Damen den endgültigen Entschluß zu einem der Wissenschaft geweihten Leben faßten, haben sie sich sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß ihr Beruf von dem Wege der Weltfreude und des Lebensgenusses abführt und nicht nur ein hohes Maß geistiger und sittlicher Kraft, sondern auch eine gewisse Resignation erlangt, die sich mit dem Gedanken vertraut machen muß, ihr Streben verkannt zu sehen und mit den hergebrachten Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in einen gewissen Gegensatz zu treten. Wenn ich hinzufüge, daß diese Anschauungen über Weiblichkeit einen realen Grund haben, so bin ich dafür eine Erklärung schuldig.

Wir haben uns gegenwärtig eine gewisse Ueberschätzung geistiger Arbeit angewöhnt und darüber die gerechte Anerkennung der mühevollen Arbeit des Handwerkers und der ihr täglich Brod in Ehren verdienenden Arbeiterfrau verloren. Eine unausbleibliche Reaction hiergegen steht bevor, und diese wird aufs neue die Ueberzeugung befestigen, daß eine gründliche Kenntniß des Hauswesens und dessen sorgsame Leitung für jede, auch die gebildetste Frau eine Ehre ist, daß Sinn für Haus und Familie und fleißige Arbeit im Haushalt keineswegs die Vornehmheit einer Frau ausschließt oder auch nur beeinträchtigt. Mögen die heißspornigen Vorkämpferinnen für Frauenrechte auch gelegentlich über Hausfrauen-Pflichten spotten und den beliebten Vorwurf erheben, daß der deutsche Ehemann meistens seine Gattin zur Sklavin erniedrige, wie es z. B. auf dem erwähnten Berliner Congreß Frau Highton aus Amsterdam mit großem Pathos that: im deutschen Volksbewußtsein werden die erwähnten Hausfrau-Tugenden stets zu den Kennzeichen echter Weiblichkeit gezählt werden, und eine junge Dame, die auf diese im deutschen Hause geübten Pflichten verzichtet und sich gelehrten Studien widmet, wird naturgemäß immer etwas von dem Zauber echter Weiblichkeit einbüßen. Diesen Umstand kann keine Logik der Emancipations-Eiferer aus der Welt schaffen, er darf uns aber auch unter keinen Umständen dazu veranlassen, den begabten energischen Frauen, die sich vertiefter Geistesarbeit zuwenden, den ohnehin schon dornigen Weg durch Schranken und Hemmnisse zu erschweren. Darin muß in einem modernen Kulturstaate die Frau dem Manne gleichstehen, daß sie sich in allem bilden und fördern darf, wohin ihre individuelle Neigung und Begabung treiben. Man darf doch nie außer Acht lassen, daß jene Frauen, die sich aus wahrer Neigung dem Studium widmen, und sich dadurch von Herkommen und Gewohnheit loslösen, thatsächlich mehr Anerkennung zu beanspruchen haben, als jene ungezählten Tausende, die in trägem Hindämmern und Träumen ihre Tage hinbringen oder nur an Zerstreuungen und Vergnügen denken, ohne das Bewußtsein einer Pflicht, ohne den Gedanken an eine ernste nutzbringende Thätigkeit.

Wenn die Universitäts-Behörden, wie man meint, nur deshalb die Pforten der alma mater den Frauen verschließen, weil sie einen zu großen Andrang zur akademischen Lernfreiheit fürchten, so beruht das nach meiner Ueberzeugung auf mangelhafter Kenntniß des deutschen Volks- und Frauen-Charakters. Das deutsche Mädchen fühlt sich fest an Haus und Familie gefesselt, und nur die Existenz-Frage oder ein ernster Trieb nach geistiger Arbeit vermögen diese Bande zu lösen. Andere Motive, wie ich sie oben erwähnt, äußern ihre Kraft nur selten und nur auf einige Frauen, sie kommen für uns nicht in Betracht. Dieser den Deutschen eingeborene Familiensinn im Verein mit dem zähen Festhalten an Gewohnheiten und Hergebrachtem wird den Kreis der studirenden Frauen nie groß werden lassen, und so ist Aussicht vorhanden, daß nur der ernste kräftige Wille und die zweifellose Begabung an das Studium herantreten werden. Den mit solchen Eigenschaften versehenen Frauen aber müssen die Männer schon aus Gerechtigkeitsgefühl Achtung und Sympathie entgegenbringen und diese dadurch bethätigen, daß sie behülflich sind, die erwähnten schweren Beschränkungen zu beseitigen. Dann wird wenigstens ein wesentlicher und berechtigter Grund des Mißvergnügens bei unseren strebenden Frauen in Wegfall kommen, und sie werden sich gewöhnen, die „bösen" Männer mit mehr Ruhe und Objectivität zu beurtheilen. Den anderen erwähnten Mißständen, die sich allmählich entwickelt und den geistigen Impuls zur Frauenbewegung gegeben haben, werden sie für jetzt nicht steuern können. Sie müssen sich darauf beschränken, in jeder die Bewegung betreffenden Frage weises Maß und Gerechtigkeit in der Discussion walten zu lassen; dann wird die Verstimmung wenigstens nicht vermehrt, und den Frauen wird die Veranlassung zu Vorstößen und Uebertreibungen beschränkt.

Die Stellung und Bestimmung der Frauen im Welt-Haushalt ist klar bezeichnet. Alle Bestrebungen, die Abhängigen und Alleinstehenden zu fördern und ihnen zur Selbständigkeit zu verhelfen, können ehrlich unterstützt werden, ohne daß die Grundbestimmung der Frau und ihr Lebenskreis wesentlich verschoben wird. Das Streben nach voller Gleichberechtigung mit dem Manne halten wir für eine vorübergehende Erscheinung, die in Deutschland keine Zukunft hat.

Nachdruck verboten.

Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke."

Von Paul von Szczepański in Berlin.

Die erste Aufführung von Gerhart Hauptmann's deutschem Märchen-Drama „Die versunkene Glocke" im Berliner Deutschen Theater war zu Ende. Das übervolle Haus hatte dem Dichter begeistert zugejubelt und ihm zugleich durch an ganz ungeeigneter Stelle plötzlich hervorbrechenden stürmischen Jubel zu erkennen gegeben, daß es ihn gar nicht verstanden hatte. Nun gingen die Leute nach Hause, die einen entzückt von der Sorma, die viel mädchenhaft inniger gewesen war als ihr die Natur des „elbischen Wesens," das sie darzustellt hatte, eigentlich zu sein erlaubte, die anderen hingerissen von Josef Kainz, der dem Meister Heinrich viel zu stürmisches Jünglingsfeuer in die Adern gegossen hatte, noch andere von Herrn Müller oder Herrn Rittner, die einen Elementargeist und einen Waldgeist mit großer schauspielerischer Kunst zur Darstellung gebracht hatten; die meisten, hoffe ich, begeistert von Gerhart Hauptmann's Dichtung, trotzdem sie ihnen nicht ganz klar geworden war. Zu den letzteren, zu den Entzückten und den nicht ganz Verstehenden, habe ich gehört, aber ich kann mich glücklicherweise von der Herde aussondern, die ganz deplacirt mit ihrem Beifall losbrach und den Dichter hinter der Coulisse zu einem Kopfschütteln über die Thorheit der Menge gezwungen haben muß. Dem nicht ganz gelösten Räthsel der Dichtung folgten die Commentare derjenigen, die mit Gerhart Hauptmann persönlich bekannt oder wenigstens mit persönlichen Bekannten des Dichters bekannt sind. Eines solchen Commentars bin auch ich theilhaftig geworden, trotzdem ich für Gerhart Hauptmann's Erlebnisse gar kein, für seine Dichtungen ein sehr großes Interesse habe; ein Commentar, der mir die Dichtung nicht näher gebracht hat. Daß Gerhart Hauptmann in den Glockengießer Meister Heinrich viel von seiner eigenen Persönlichkeit hineingelegt habe, konnte sich jeder ohne Commentar sagen. Daß man in der versunkenen Glocke Gerhart Hauptmann's „Florian Geyer," der das Interesse eines großen Kreises beim ersten Läuten, das heißt, bei der Erstaufführung im Deutschen Theater leider nicht zu wecken vermochte, zu sehen habe, liegt auch nahe. Daß Gerhart Hauptmann verheirathet und Familienvater ist, war mir zufällig bekannt. Und daß auch Rautendelein nicht nur ein „elbisches", sondern ein Wesen von Fleisch und Blut sein soll, war mir sehr gleichgültig, da der Dichter die Menge nicht ins Theater ruft, um über Irrungen und Wirrungen seines Lebens zu Gericht zu sitzen, sondern um ihr Zeugniß abzulegen von dem, was er geschaffen hat.

Daß Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke" nicht ganz verstanden wurde, nicht ganz klar wirken konnte, ist zum Theil Schuld des Dichters, der, ganz wie ein Maler, der nicht im rechten Augenblick sein Bild für fertig erklärt und durch neue Pinselstriche die Klarheit und einheitliche Wirkung desselben nur beeinträchtigt, durch den Epilog des fünften Aktes halb und halb über den Haufen wirft, was er in den ersten vier Akten geschaffen hat. Zum Theil waren die Künstler schuld, die vielleicht durch die Unklarheit des letzten Aktes verführt, sich in der Charakteristik ihrer Rollen von vornherein vergriffen, — Frau Sorma und die Herren Kainz und Reicher.

Meister Heinrich ist ein Glockengießer, weit und breit berühmt, ein erster seines Faches, dem manches Werk gelang. Die letzte seiner Glocken, von allen als sein Meisterwerk gepriesen, stürzt ein tückischer Waldgeist über die Berglehne in einen tiefen See, als sie auf die Höhe hinaufgeschafft werden soll, um in dem Thurm einer Bergkirche ihren Platz zu finden. Auch Meister Heinrich kommt zu Fall und stürzt der Glocke nach; ein aus der Felswand sprossendes Stämmchen rettet ihm das Leben. Aber er ist arg zugerichtet; Pfarrer, Schulmeister und Barbier, die ausgezogen sind, um ihn zu suchen, finden ihn schwer verletzt auf einem verrufenen Fleck hoch oben im Gebirge, auf dem allerlei Waldgeister ihr Wesen treiben. Unter den letzteren auch die Else Rautendelein, die sich mit einem Zauberspruch den Gestürzten zu eigen gewinnt.

Meister Heinrich wird ins Dorf hinunter zu den Seinigen geschafft. Er ist ein Schwerkranker; das schlimmste, ihm fehlt der Wille zu genesen. Denn da oben, während er auf der Berghalde lag, der Else ins Auge schaute und ihre Stimme hörte, da ist ihm die Erkenntniß gekommen, diese Stimme

„In Glockenerz zu bannen, mit dem Golde
Des Sonnenfeiertags sie zu vermählen:
Dies Meisterstück zu thun, mißlang mir immer."

Er sagt sich, daß allen seinen Glocken, so viel er ihrer auch geschaffen, jener Ton fehlt, den er dort oben im Gebirge von Rautendelein gehört, sagt sich, daß er doch nichts besseres schaffen kann, als er bisher geschaffen, und weil er sich selbst nicht mehr genügen kann, will er sterben:

„— — — — — — Der Dienst der Thäler
Lockt mich nicht mehr, ihr Frieden sänftigt nicht,
Wie sonst mein drängend Blut. Was in mir ist,
Seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
Im Klaren über Nebelmeere wandeln
Und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech wie ich bin,
Und weil ich wieder, quält' ich mich empor,
Nur fallen könnte, will ich lieber sterben."

Da erscheint Rautendelein am Bett des Kranken und flößt ihm mit einem Zaubertrank, den sie aus Maienkräutern gebraut hat, neue Lebenskraft und neue Schaffenslust ein. Er verläßt Frau und Kinder, um der Else in die stärkere Luft der Gebirgshöhen zu folgen, und in dem Rausch der Liebe zu dem Elfenkinde vermißt er sich, ein Werk zu schaffen, wie noch kein Mensch vor ihm. Vergebens steigt der Pfarrer zu ihm empor und mahnt ihn an die Pflicht gegen die Seinigen, vergebens hält er ihm die Sünde vor, deren er sich schuldig macht. Soll Sünde sein, meint Meister Heinrich, was ihn sich stark genug fühlen läßt, um an einem übermenschlichen Werke zu arbeiten, das alle Menschen glücklich machen wird, an einem Glockenspiel, das in einem Marmortempel auf lichter Bergeshöhe erklingend, alle Völker zu einem Fest der Liebe und des Friedens laden wird:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„O Pfarrer, dieses Fest! — ihr kennt das Gleichniß
Von dem verlornen Sohn —: die Mutter Sonne
Ist's, die es den verirrten Kindern schenkt.
Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht,
So ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und neu erklingt mein Wunderglockenspiel
In süßen, brünstig süßen Lockelauten,
Daß jede Brust erschluchzt vor weher Lust:
Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
Aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
Gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Haß und Groll und Wuth und Qual und Pein
Zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen.

So aber treten alle wir ans Kreuz
Und, noch in Thränen, jubeln wir hinan,
Wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
Der todte Heiland seine Glieder regt,
Und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
Ein Jüngling, in den Maien niedersteigt."

An dieser Stelle war's, wo ein demonstrativer, rauschender, minutenlanger Beifall mitten in die Scene platzte, ein Beifall, der ganz offenbar bewies, daß die Hauptmann-Gemeinde den Dichter auch bis hierher gar nicht verstanden hatte. Denn entweder klatschten die Leute der Redekunst des Herrn Kainz zu, was sie sich aus Respekt vor dem Werk des Dichters hätten versagen müssen, oder sie klatschten dem Inhalt der Rede zu in einem Gefühl von Nietzsche'scher Uebermenschlichkeit, das sich auf den Gesichtern eines Berliner Premièren-Parketts ganz besonders gut, nämlich wie eine Carricatur aus den „Fliegenden Blättern", ausnimmt. Meine Ueberzeugung, daß die Hauptmann-Gemeinde dem Dichter bisher viel mehr geschadet als genützt hat, da sie mit ebenso großem Eifer wie Ungeschick Tendenzen in seine Dichtungen hineinlegt, deren Kleinlichkeit schon Hauptmann davor bewahren würde, sich in ihren Dienst zu stellen, oder seine Tendenzen fälscht, ist durch diesen unangebrachten Beifallssturm nur befestigt worden. Uebrigens trugen die beiden Darsteller der Scene, Herr Kainz und Herr Reicher, nicht wenig zu dem Mißverständniß bei, das die Hauptmann-Gemeinde keineswegs hinderte, weiter zu klatschen, als ihr endlich klar geworden war, daß sie des Dichters Rede mißverstanden hatte. Herr Kainz hat so viel Jugendliches in dem Klange seiner Stimme, daß ihm Gestalten von reifer Männlichkeit zu verkörpern kaum gegeben ist. So sah man zuerst in ihm nicht den Meister Heinrich, der an seinem Lebenswerk verzweifelt, weil ihm die schöne Selbstzufriedenheit verloren gegangen und dafür zum ersten Mal klar geworden ist, daß alles Menschenwerk Stückwerk bleibt, sondern einen Jüngling, dem im Aufstreben die Nerven versagen. Und in dieser Scene, in der der reife Mann mit dem Zaubertrank im Leibe in maßloser Selbstüberschätzung das Unmögliche möglich machen zu können glaubt, erschien Kainz wieder wie ein begeisterter Jüngling, der von ihm selbst nicht ganz klaren Idealen schwärmt. Herr Reicher aber glaubte, ein Pfarrer, den Gerhart Hauptmann geschaffen, müsse im besten Falle immer noch ein philiströser Herr sein, dessen Rede nur im Ton der Salbaderei dahinfließen dürfe. Nun bin ich weit davon entfernt, zu behaupten, daß der Pfarrer in der „Versunkenen Glocke" alle Ethik des Christenthums ausschöpfe. Nichts aber auch läßt darauf schließen, daß Gerhart Hauptmann ihn nicht durchaus als den würdigen und ehrwürdigen Vertreter des Priesterstandes dargestellt sehen wolle. Dem Pfarrer des Herrn Reicher fehlte durchaus die Größe, die der Begeisterung des Herrn Kainz das Gleichgewicht hätte halten müssen. Ich glaube, die Hauptmann-Gemeinde war selbst am Schluß des dritten Aktes immer noch nicht darüber im Klaren, ob Reicher oder Kainz Recht behalten würde, als die Rede zwischen beiden in folgendem ausklang:

Pfarrer.

So fahrt denn hin! lebt wohl, ich bin zu Ende.
Das Tollkraut eurer Sünden auszurotten
Vermag kein Mensch: erbarme Gott sich Deiner!
Eins aber laßt euch sagen: 's ist ein Wort,
Das Reue heißt, und eines Tages, Mann,
Wird Dich — inmitten Deiner Traumgeburten —
Ein Pfeil durchbohren, unterm Herzen dicht —:
Du wirst nicht leben, und Du wirst nicht sterben,
Und Dich und Welt und Gott, Dein Werk und alles
Wirst Du verfluchen! Dann . . . dann denk' an mich.

Heinrich.

Wollt' ich mir, Pfarrer, Schreckgespenste malen,
Mir sollt' es trefflicher als euch gelingen.
Was ihr da faselt, das wird nie geschehen.
Gen euren Pfeil bin ich vollauf bewährt.
So wenig schürft er mir auch nur die Haut,
Als jene Glocke, wißt ihr, jene alte,
Die Abgrunddurst'ge, die hinunterfiel
Und unten liegt im See, je wieder klingt!

Pfarrer.

Sie klingt euch wieder, Meister! denkt an mich!"

Wenn die in den Akt Hineinklatschenden nach diesem Schluß des dritten Aktes vielleicht immer noch glaubten, Hauptmann habe ein Mittel gefunden, um das Wiedertönen der Glocke, das Mahnen des Gewissens zu verhindern, und Schuld, Reue, Sühne zu überlebten Begriffen zu stempeln, so hatte sie sich geirrt. In das angespannteste Schaffen des Meisters hinein klingt plötzlich ihr Ton, ein Ton, den weder Arbeit noch Genuß überhören lassen können. Was die Glocke tönen läßt, erzählt der Nickelmann, eine Art Froschkönig, die originellste, von Herrn Müller bewunderungswürdig nicht gespielte, sondern verkörperte Figur des Märchen-Dramas:

„Ich weiß noch mehr, weiß wie die Glocke klang,
Weiß, wer der Glocke todten Klöppel schwang.
Hätt'st du gesehn, was ich da unten sah,
Als tief im See geschah, was nie geschah:
Als eines todten Weibes starre Hand
Die Glocke suchte und die Glocke fand;
Und wie die Glocke, kaum berührt, begann
Ein Donnerläuten, brausend himmelan,
Und rastlos brüllend, einer Löwin gleich,
Nach ihrem Meister schrie durchs Bergbereich.
Ich sah das Weib, ertrunken: breit und licht
Umschwamm ihr Haar das Dulderangesicht;
Und streiften ihre Knöchel das Metall,
So toste doppelt laut der Droheschall.
Mir — ich bin alt, und manches sah ich schon —
Mir sträubte sich das Haar, wir alle flohn."

Meister Heinrich flucht der Else Rautendelein, als er den Klang der Glocke hört, reißt sich von ihr los und stürzt seinem todten Weibe nach. Bis zu dieser Scene, der letzten des vierten Aktes, geht mein Verständniß für Hauptmann's „Versunkene Glocke." Was noch folgt, ist mir ganz unklar. In einer Scene, die übrigens in der Buchausgabe des Werkes (Berlin, S. Fischer, Verlag) gar nicht angedeutet ist, steigt die Else Rautendelein zu dem Froschkönig Nickelmann in den Brunnen hinab, um seine Gemahlin zu werden. Frau Sorma machte das, als ob sie nicht eine Else sei, die da unten weiterzuleben beabsichtige, sondern ein junges Mädchen, das sich aus Gram über den Verrath des Geliebten den Tod geben will. Wie denn überhaupt Frau Sorma ihre Rolle mit einer mädchenhaften Innigkeit und Gemüthstiefe ausstattete, die an sich entzückend waren, aber auch dazu beitrugen, das Verständniß für die Dichtung zu erschweren. Und dann erscheint Meister Heinrich, den die Zuschauer bereits todt geglaubt hatten, wieder auf der Scene, noch einmal von dem Wahn befangen, daß er sein Werk zu Ende führen könne und von Sehnsucht getrieben, Rautendelein noch einmal wiederzusehen. Rautendelein endlich kredenzt ihm den Trank, der ihn allem Irdischen entrückt. Vielleicht hat Gerhart Hauptmann geglaubt, diesen Akt der menschlichen Schwachheit schuldig zu sein, die auch den Weg der Buße nicht ohne Seitensprünge zu gehen pflegt. Aber das Drama verlangt energischeren Abschluß: der Dichter kann alle Wahrheit zur Dichtung machen, aber nicht alle Wirklichkeit ist an sich Dichtung. Möglich, daß sich aus dem fünften Akt auf Grund von allerhand Commentaren noch ein anderer und tieferer Sinn herausdeuten ließe. Aber selbst dann und trotz seiner wundervollen Einzelheiten, wie z. B. der oben citirten Erzählung des Nickelmanns, würde ich ihn gerne missen. Denn Märchendichtungen müssen ohne Commentare verständlich sein, sonst sind sie nicht mehr Märchen, sondern geistvolle Spielereien. Und ein Märchenzauber ohne Gleichen, Frische, Wärme, Sonne, Anmuth, Mondlicht, Nacht und Dunkel, ruht über Gerhart Hauptmann's Dichtung, die ohne das Räthsel des letzten Aktes dem Dichter sichern würde, was ihm noch fehlt und was er verdient, — nicht den kritiklosen Beifall einer Gemeinde, sondern die Volksthümlichkeit.

Im Januar.
Vignette von O. Dinger in Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

Sonnenuntergang.

Zu dem Bilde von A. Windmaier in München. — Siehe S. 12.

Wer einen langen, kalten Wintertag hindurch die verschneiten Wege gegangen ist, dem erscheint selbst die elendeste Hütte als ein sehnlich herbeigewünschtes Ziel, wenn der Abend hereinbricht und die Schatten der Dämmerung herniedersinken. Sieht er aber gar einen spitzen Kirchthurm, um den sich die Häuser eines Dörfchens herumdrängen, am Horizont auftauchen, so sind ihm alle seine Wünsche erfüllt. Der aus den Schornsteinen aufsteigende Rauch kündet ihm, daß er ein Nachtmahl und in der langen, kalten Winternacht ein warmes Lager finden wird. Der Sonnenuntergang hat keine Schrecken mehr für ihn. Er sieht nur noch die Pracht der Farben, in die die Sonne noch einmal Himmel und Erde kleidet, das glühende Goldroth am Horizont, die rosa Wölkchen, die am Himmel still zu stehen scheinen, den Rosenschimmer, mit dem die scheidende Sonne sogar die Schneedecke überhaucht. Das Dorf selbst liegt bereits in tiefem Schatten. Nur in ihren Umrissen sind die Häuser noch kenntlich. Und bereits ist es still geworden rings umher. Es giebt an solchen Wintertagen nicht viel zu thun auf dem Lande. Nur ein paar Dorfkinder schlittern noch auf dem Eise des Dorfteichs umher, die Hände in den Taschen, und in dem Glauben, sie dürften nicht eher nach Hause kommen, als bis sie einige Mal vergeblich von den Ihrigen gerufen worden sind. Dann wird es ganz still im Dorfe. Bald verlöschen auch die Lichter in den Häusern. Wohl dem Wanderer, der rechtzeitig in solcher Winternacht vor Sonnenuntergang ans Ziel gelangt ist. A. N.

Nachdruck verboten.

Am Brunnen.

Zu dem Bilde von A. Napier in Paris. — Siehe Seite 13.

Die arme Kleine! So jung schon muß sie sich mit schwerer Arbeit plagen. Gewiß denkt das mancher, der dies kleine Mädchen am Brunnen sieht, mit beiden Armen den gefüllten Wassereimer hebend. Aber es sieht gar nicht so aus, als ob sie selbst sich bedauernswerth vorkäme. Bloße Füßchen und ein zerrissenes Röckchen, — das ist wohl wahr. Aber in dem zerrissenen Röckchen stecken kräftige, gesunde Glieder, — die Arbeit mag schwer sein, aber nicht zu schwer. Krank, vergrämt oder auch nur übermüdet sieht die Kleine nicht aus. Ein wenig verschüchtert vielleicht. Sie schämt sich sicher nicht der Arbeit, nicht ihres zerrissenen Röckchens, auch nicht der ungeglätteten Mähne, die ihr um den Kopf flattert. Wahrscheinlich ist es nur die räthselhafte Situation, in der sie sich befindet und aus der sie nicht recht etwas zu machen weiß. Warum holt der Stadtherr schnell ein Buch hervor, als er sie so am Brunnen sieht, und strichelt darin herum, und schaut immer wieder nach ihr herüber, um dann weiter zu stricheln? Das macht sie verschämt. Und daß der Künstler diesen Ausdruck, den er selbst unabsichtlich hervorgerufen, festzuhalten wußte, das macht sein Bild so anziehend und lebenswahr. F. Z.

Nachdruck verboten.

Im Januar.

Zu der nebenstehenden Vignette von O. Dinger in Düsseldorf.

Ein echtes Januarbildchen, das der Künstler dem Leben abgelauscht und mit wenigen Strichen festgehalten hat. Eine Schneedecke liegt über der Erde, — schlechte Zeit für Freund Lampe. Seine Nahrung muß er sich mühsam suchen, unter der Kälte hat er bitter zu leiden, und kaum ist ein Versteck zu finden, in das er sich vor dem herumstreichenden Raubzeug ducken kann. Dazu erwacht auch noch gerade in diesen schon an und für sich schwer zu tragenden Tagen in dem Menschen die Jagdpassion. Er zieht hinaus und stöbert mit Hülfe seines Hundes den armen Hasen aus dem Versteck, schießt hinter ihm her und trifft ihn trotz aller Sonntagsjäger immer noch häufiger als dem Gejagten lieb sein kann. Und das nennt der Mensch ein Wintervergnügen! Es kommt eben immer darauf an, von welchem Standpunkt man sich eine Sache betrachtet. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

B. G. in Magdeburg. — Eine Sammlung sämmtlicher auf dem letzten Internationalen Frauen-Congreß gehaltener Vorträge, Reden und Ansprachen erschien im Verlage von Hermann Walther (Friedrich Bechly), Berlin, unter dem Titel: „Der Internationale Congreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen, Berlin 1896." Das Buch ist von einer aus dem Comité des Congresses erwählten Kommission herausgegeben, der Preis des dreißig Bogen starken Bandes beträgt 4 Mk.

Theaterfreundin. — Sie verwechseln die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" mit dem „Deutschen Bühnenverein." Der letztere wurde 1846 von dem Berliner General-Intendanten v. Küstner zur Wahrung der Interessen der deutschen Bühnenleiter, nicht der Bühnenangehörigen gegründet. Wenn der „Bühnenverein" und die „Genossenschaft" vielfach Hand in Hand gehen, so ist das der beste Beweis, daß die Interessen der Theater-Directoren und der Bühnenkünstler sich in vielen Punkten berühren, so weit sie auch in einzelnen auseinander gehen. Präsident des „Deutschen Bühnenvereins" ist seit 1886 Graf von Hochberg. Ob Barnay wirklich Ursache hat, der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" zu grollen, deren Mitbegründer er ist, oder ob er dem Jubiläum derselben nur fern blieb, weil ihn contractliche Verpflichtungen zu einem Gastspiel nach Rußland riefen, können wir Ihnen nicht sagen.

v. St. — Das in den Koblenzer Rheinanlagen der verewigten Kaiserin Augusta von der Stadt Koblenz errichtete Denkmal ist eine Schöpfung des Bildhauers Professor Moest in Karlsruhe und des Architekten Bruno Schmitz in Berlin.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 3, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. Februar 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(2. Fortsetzung.)

Andere Wagen mit Koffern fahren den gleichen Weg. Also ist's nicht so weit mehr zum Bahnhof, also ist es auch für den Haupt-Morgenzug nach dem Süden noch nicht zu spät. Sie nimmt ihre Reisetasche und die Plaid-Rolle mit den Schirmen im voraus zur Hand. Leo hat mit ‚Bezahlen, Geldwechseln immer mehr als genug zu thun. Und gleich können sie da sein, gleich!

Aber was ist denn das? Wieder ein Aufenthalt! Die Straße wird neu gepflastert, ist nur bis zur Hälfte zu befahren. Und auf der anderen Hälfte kommt schnaubend, prustend eine schwere Straßenmaschine, um den Macadam zu glätten, ihnen entgegengestampft, aus zwei glühenden Kohlenaugen heißen Dampf vor sich hersendend. Das Droschkenpferd bäumt entsetzt in die Höhe, springt auf die Seite, überschlägt sich und fällt. Da stehen sie auf dem Straßendamm beide, mit ihrem Gepäck. Die Straße ist gesperrt von dem zerrenden Pferd, dem halbumgestürzten Wagen, dem schreienden Kutscher, den helfenden Leuten. Selbst wenn eine andere Droschke da wäre, sie könnte nicht vorbei. Aber da kommt aus der entgegengesetzten Richtung ein kleiner Wagen herangesaust, und als er anhält, beugen sich zwei junge Offiziere neugierig vor, um zu sehen, was es giebt.

Frau Anna läuft zu ihnen hin:

„Messieurs," sagt sie, „wir sind fremd hier, wir wollen zu einem Sterbenden reisen und versäumen den Zug, wenn Sie uns Ihren Wagen nicht lassen! In fünf Minuten ist das Pferd da wieder auf den Beinen, und Sie fahren mit unserem weiter."

Woher sie den Muth nahm, wie sie in der fremden Sprache, die sie mehr vom Lesen kennt als vom Sprechen, die rechten Worte fand, weiß sie selbst nicht. Die beiden jungen Leute sind herausgesprungen, sie helfen mit, den Koffer drüben abzuladen und hier rasch zum Kutscher hinauf. Ueberhaupt in dem Gedränge, wie viele hülfreiche Hände giebt's da! Leo hat beinah wortlos, oder sie wenigstens hörte seine Stimme kaum, dem Kutscher seine Fahrt bezahlt, den Herren gedankt, die militärisch chevalereskt grüßend sich empfehlen, und ist eingestiegen. Sie kann ihn nicht ansehen, sie fürchtet sich. Sie weiß es, ohne hinzublicken, — er zieht seine Uhr.

Und dann sitzen sie im Coupé. Wie sie da hineingekommen, wie es zuging auf dem Bahnhof, Billet-Nehmen, Kofferaufgeben, den Weg durch den Wartesaal auf den Perron, alle die hundert Schritte, die noch zu thun waren, die sie erlebt hat, sie weiß nichts davon! Sie sitzt im Coupé, und der Zug fährt ab.

Leo zieht seine Uhr. —

Und da bricht sie in Thränen aus.

* * *

Am nächsten Morgen kamen sie nach Monte Carlo. Sie hatten aus purer Erschöpfung fest geschlafen. Aber mit dem ersten Tagesgrauen wachten sie auf. An ihrer Seite war das Meer. Es fluthete mit stillen Wellen zum Ufer hin. Der Himmel darüber lag schwer und farblos, einzelne Regentropfen fielen und schlugen an die Wagenfenster. Und bei aller Schwüle spürte man etwas wie ein Frösteln, sodaß Anna ihren Reisemantel fester zuknöpfte. Sie sah Leo an. Er hob die Augen.

„Ist's nicht Sonnabend heute?" fragte er.

Die junge Frau nickte vor sich hin. Nicht ihm zur Antwort, sondern sich selbst. Also war er wirklich noch in der gleichen Stimmung, genau noch auf dem gleichen Punkte, wie da, als er ihr seine Geschichte erzählte. In ihr aber hatte ihr eigenstes, einfaches, frisches Naturell längst sein Recht wieder gefordert. Daß Leo's Freund im Sterben lag, daß Leo's Halbbruder seine Heimat meiden gemußt, daß er ein Spieler geworden war, daß er durch einen Zwist mit Spielern umkam, — das war's, was ihr traurig schien und beschämend obendrein. Aber das andere, — was vor mehr als sieben Jahren an einem Sonnabend geschehen, — ob Leo da geschwiegen hatte oder gesprochen, den Freund schweigend getadelt oder ihn mit tausend Worten bis zu den Sternen hinauf gelobt, — was hatte denn das jetzt zu bedeuten, was hatte denn das für einen Zusammenhang mit des Grafen Michael Leben, mit des Grafen Michael Tode!? — Sie sprang auf und ging in dem schmalen Coupé hin und her. Sie trat zu ihrem Mann hin und wollte

Der Guitarrenspieler.

Nach dem Gemälde von M. Texidor in Barcelona. — Siehe Seite 24.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sprechen. Und sie sprach dann doch nicht. Was half's, wenn sie es ihm auch wiederholte. Da die Falte zwischen den Brauen, die tief gezogene, bezeugte, wie eigensinnig fest sein selbstquälerisches Denken sich ihm in seinen Kopf gegraben. Und ob sie ihm die Falte küßte, wie sie es so oft und oft gethan, und ob sie es ihm sagte, wie sie dachte, noch so eindringlich, noch so deutlich, flehentlich, — sie küßte ihm die Falte nicht fort und sprach sie ihm nicht fort. Mitten in allem anderen Denken überfiel sie ein Schmerz, ein Zorn, daß er nicht wie sie war, daß sie nicht in ihn hineindringen konnte, ihn fühlen machen, so wie sie fühlte, daß sie zwei blieben, sie hier, er dort, ewig zwei, und daß keine Liebe, kein Mitempfinden, kein noch so sehnsüchtiges Wollen zwei Menschenseelen zu einer verschmilzt.

Das Halten des Zuges unterbrach ihre Gedankenreihe. Leo hatte an das Hotel, das Michael bewohnte, telegraphirt, daß er kommen würde. Doch war niemand da, sie zu erwarten. Sie stiegen die breite Marmortreppe, die zum Casino führt, hinauf. Der Träger, der ihnen das Handgepäck trug, ging voran. Das Garten-Parterre oben prangte in südlicher Blumenpracht, Palmen standen da und Cakteen und Aloen; Anna hatte nie dergleichen gesehen. Aber der Regen rieselte lautlos. Sie hatte sich den Süden immer im Sonnenschein strahlend vorgestellt, hier erschien alles so öde, so grau. Als sie zu dem großen Hotel kamen, sah's auch dort nicht sehr einladend aus. Der Portier, den Leo fragte, schlief beinah noch. Ein Hausknecht, in einem schmutzigen blauen Kittel, führte sie die Treppe hinauf.

„Madame Ville?" wiederholte er. Und Anna hörte halb erstaunt ihren eigenen Namen so fremd ausgesprochen. Sie mußte sich erst darauf besinnen, daß ihres Mannes Stiefmutter das Recht besaß, sich auch so zu nennen. Im dritten Stock war's, wo der Mann an eine Thür geklopft hatte. Eine große alte Frau mit tief gesunkenen, brennenden Augen in dem einst schön gewesenen Antlitz sah angstvoll heraus.

„Du?" sagte sie.

„Er lebt, ich muß zu ihm!" rief Leo.

„Aber er wird Dich nicht erkennen, und wenn er Dich kennt, Dich nicht sehen wollen!"

„Ich muß, ich will zu ihm!"

Dann schloß die Thür sich, und er war drinnen.

Anna stand allein mit dem Hausknecht im dunkeln Flur. Daß er sie vergessen hatte, war ganz natürlich, sagte sie sich. Und doch mußte sie die Zähne fest zusammenbeißen, ehe sie das würgende Etwas in ihrem Halse so weit bemeistert hatte, um ruhig ohne Zittern der Stimme sprechen zu können. Sie verlangte, daß man ihr ein Zimmer anweise. Der Mann schloß eines nebenan auf. Sie wäre fast zurückgeschreckt, solch ein schwüler, süßlich dumpfer Patschuli-Geruch schlug ihr entgegen; sie sagte sich aber, daß es ihr nicht zukäme, jetzt, hier, ihre weiblichen Empfindsamkeiten mitreden zu lassen, und daß Leo vor allem nahe bei dem Kranken wohnen müsse. Also trat sie ein, befahl, man solle den Koffer heraufbringen und lief nur, als der Hausknecht fort war, zum Fenster, um es rasch zu öffnen. Es ging auf einen Hof hinaus, von dem nicht viel frische Luft kommen konnte. Einen Augenblick stand sie und blickte auf die feuchten Mauern im rieselnden Regen und dachte nach Hause .... Dann ging sie daran, das Zimmer etwas wohnlicher herzurichten. Sie schob den Tisch anders und die Stühle. Das Mädchen, eine hübsche Südfranzösin, kam, und fragte, ob Madame garnichts zu bestellen wünsche? Sie ordnete an, was ihr nöthig schien, als wäre sie gewohnt gewesen, allein in fremden Hotels, auf Reisen, für sich zu sorgen. Im Grunde ist jeder Mensch allein, und jeder muß für sich handeln können. Und wenn er sie vergaß, wieviel, — fragte sie sich, — wieviel dachte sie an ihn denn bei all diesem hausmütterlichen, alltagsmäßigen Thun? Durfte sie ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er in Gedanken nicht bei ihr war, da ihre Gedanken, ohne seinen Schmerz recht zu fühlen, sich in gewohnten Wegen ergingen? Wenn ihr einmal etwas ins Herz schneiden würde, so tief ins Herz hinein, — ob er dann wohl auch den Kaffee bestellen und die Wäsche auspacken könnte? Doch sie erschrak vor der bloßen Möglichkeit, daß ihr ein Unglück je so nah kommen könnte, und bückte sich rasch wieder zu ihrem Koffer, um nur nicht so etwas zu denken.

Als Leo dann eintrat, — im Hotel war längst Leben und Bewegung, von draußen irgend woher aus der Ferne klang Musik, und die Sonne war hervorgekommen, — da stand sie an dem gedeckten Frühstücks-Tischchen, umgekleidet, die blonden Haare glatt geordnet und stellte eben die kleine Photographie ihres Kindes vor sich auf.

„Wie wohnlich Du's hier hast, wie rein!" sagte er. Er ließ sich schwer neben ihr auf den Sessel fallen.

„Er lebt," fuhr er fort, als Antwort auf die Frage in ihren Augen, „ja, er lebt noch! Das ist auch alles. Ich habe den Doctor eben gesprochen. Der meint, es könne drei, vier Tage wohl dauern, länger kaum. Er athmet und sieht und scheint bei Bewußtsein. Aber er spricht nicht. Mich starrte er an, wie einen Fremden."

„Darf ich zu ihm?" fragte Anna.

„Du? Wozu? Er hat nichts davon. Spare Dir den trostlosen Anblick! Es sieht nicht gut dort aus. Die Mama war nie eine Krankenpflegerin und ist außerdem auch mit ihren Kräften gänzlich zu Ende. Ich habe schon nach einer Wärterin geschickt. Sie hatte vorher keine annehmen wollen, aus Scheu vor der Ausgabe."

„Laß mich zu ihm gehen! Ich bin nicht so ungeübt im Pflegen, das weißt Du. Bis eine Wärterin kommt, vergehen Stunden. Und ich bin da und sitze müßig, mit leeren Händen und habe nichts auf der Welt hier zu thun."

Ihr Mann sah sie an. Das Herzklopfen vor Angst, das ihr bis in den Hals hinauf drang, das konnte er zum Glück nicht sehen. Er blickte nur in ihre Augen, die ihm so muthspendend entgegen lächelten. Und er lächelte unwillkürlich: „Ja, Du Kind, Du mußt ihm wohlthun. Geh Du zu ihm!"

Es war doch gut, daß sie mitgereist war. Und dies war der Lohn, und mehr brauchte sie nicht.

Als Leo seine Frau zu der alten Stiefmutter brachte, — Anna hatte sich von dem Stubenmädchen eine große weiße Schürze ausgeborgt, die sie über ihr Kleid gebunden, — sah diese sie mit nicht sehr günstigen Augen an.

„Liebes Kind," sagte sie, „die Tracht steht Ihnen ja ganz allerliebst, — aber zum Krankenpflegen gehört auch sonst noch so manches."

Der jungen Frau that ihr unfreundlicher Ton weh. Aber sie hatte sich vorgenommen, tapfer zu sein.

„Sie sollen sehen," sagte sie mit ihrer hellen Stimme, „ich mache es ganz gut, trotzdem!" — Sie ging durch das Zimmer, und wo sie vorüberkam, da rückte sie unwillkürlich die Möbel gerade, hob einen umgefallenen Stuhl auf und band die gebrauchte Krankenwäsche, die an der Erde in einem Haufen noch zusammengeworfen lag, in ein Tuch, das sie hinaustrug. Dann kam sie wieder und folgte nun Leo, der ihr zu dem Nebengemach die Thür geöffnet hatte. Die alte Frau hatte ihrem Thun zugesehen. Als Anna hinausgegangen war, machte sie selbst hinter dem Wandschirm, der ihr Bett verbarg, sich daran, ihr graues Haar zu bürsten und den viel getragenen alten Schlafrock, den sie die drei Tage nicht abgelegt hatte, mit einem kleidsameren zu vertauschen.

Drinnen herrschte ein dumpfer Medicin-Geruch. Auch hier schaffte Anna bald Wandel, und wie sie lautlos hin und her ging, schien sich der kahle trostlose Raum mit einem gewissen Frieden zu erfüllen. Erst als sie alles aufgeräumt hatte, trat sie zu dem Kranken selber. Leo hatte sich hinter den Bettvorhang gestellt, daß Michael ihn nicht sehen sollte. Sie wechselte diesem die Eisumschläge auf Stirn und Brust. Er blickte einmal auf, ihr ins Gesicht und schloß die Augen. Ueber seine hageren Züge legte sich ein Schein von Ruhe, er athmete gleichmäßiger und lag nun, von beiden bewacht, unbeweglich, fast wie schlafend. —

Als der Arzt gegen Abend kam, sah er sich in den beiden kleinen Hofzimmern um: „Ja, wie ist denn das? Ich wollte gerade über die Wärterin berichten, daß sie erst morgen hier sein kann. Und nun scheint's, sie ist schon da!"

„Nein," sagte Leo, „nur hier meine Frau hat ein wenig Ordnung geschaffen."

„Ach, Ihre Frau!" Der junge Doctor verbeugte sich so respectvoll und förmlich, als habe die Vorstellung im Salon und nicht am Bette eines Todtkranken stattgefunden. Die Mutter war ihm nachgekommen. Eifersüchtig auf jede Handreichung, die man ihrem Sohn that, drängte sie sich heran und wollte helfen, ihn aufzurichten, als der Arzt ihn zu untersuchen begann. Aber sie hatte nicht die Kräfte, sie faßte ihn so an, daß er stöhnte. Der Doctor schob sie sehr ungenirt auf die Seite und winkte Anna.

„Sie ist doch die Mutter!" sagte sie leise.

„Bei einem Kranken kommt's darauf an, wer ihn besser pflegt," versetzte jener, „die Blutsverwandtschaft nützt ihm nicht."

Und er ordnete an, daß für die Nacht die alte Frau sich ins Bett legen und schlafen sollte, während Madame sa fille hier Wache halte. Leo hatte Mühe, die Mutter zu beruhigen, so gekränkt war sie über den strengen Befehl. Er ging noch schnell dem Doctor nach, um zu hören, wieviel sich dieser von einer besseren Pflege verspreche. „Vielleicht ein minder schmerzvolles Ende, vielleicht noch ein Aufwachen zum Bewußtsein," gestand der Arzt ehrlich. „Aber Rettung? Nein, Rettung nicht!" —

Als Leo zurückkam, saß Anna still neben dem Bett. Sie fragte nicht, ob ihm der Doctor etwas Tröstliches gesagt. Wie alle, die mit Herzenshingebung pflegen, war sie ganz mit Leib und Seele nur bei ihrem Kranken; bewegte er sich, so war sie zur Hand, ihn aufzurichten oder ihm den Kopf tiefer zu betten, wie es ihm noth that. Wenn er seine trockenen Lippen lechzend öffnete, reichte sie ihm zu trinken. Und da er einmal den gesunden Arm, — der andere lag in der Binde, — aufheben wollte, nahm sie seine Hand, und seine feuchten knochigen Finger klammerten sich um ihre warmen. Sie hielt sich regungslos, halb stehend, halb knieend über sein Bett gebeugt, in einer Stellung, die sie sonst nicht für eine Minute hätte aushalten können. Sie wußte es nicht, daß ihr eigener Arm ihr steif dabei ward. Einmal sah er eine Secunde lang zu ihr auf, als wollte er ihr danken, mit einem weichen, beinah glücklichen Lächeln. Und sie war auch glücklich. Von nebenan hörte man das beruhigte Athmen der Mutter, die endlich eingeschlafen war. Hier lag der Kranke mit diesem friedlichen, besseren Ausdruck auf seinen Zügen im reinen, gut geordneten Bett, und in der heimlichen Stille des halb verdunkelten Zimmers saß sie und hielt Wache bei Leo's Bruder.

„Morgen früh kommt die Wärterin, dann mußt Du Dich hinlegen," flüsterte ihr Mann ihr zu, da sie einmal dicht an ihm vorbei ging. Sie schüttelte den Kopf. Daß es ein ‚morgen' gab, daß sie des Schlafs bedürfen könne, sie wußte es nicht mehr. So sitzen und wachen, daß dies arme Menschenleben, von dem sie bis vor wenig Stunden kaum gehört, erhalten bliebe, das schien ihr für jetzt der Inbegriff alles dessen, was sie wünschte. Sie fühlte nichts anderes, sie dachte nichts anderes in dieser langen, stillen Nacht.

Am nächsten Morgen, als dann doch die bestellte barmherzige Schwester anlangte, brachte Leo seine Frau fort, daß sie sich auch ins Bett legen sollte. Fast taumelnd ging sie die wenigen Schritte über den Flur. Er half ihr, aus den Kleidern zu kommen, deckte sie zu und ließ die Vorhänge herunter, daß die strahlende Sonne von draußen sie nicht störte. Sie hob die Hand und strich ihm über seine Stirn. Die tiefe Falte, wenn sie die ihm glätten könnte! Er beugte sich zu ihr und küßte sie leise. Sie that ihm wohl. Aber was er selbst verschuldet, war ihm in Fleisch und Blut gegangen, das tilgte auch ihre Liebe nicht.

So übermüde war sie gewesen und konnte nun, als er sie allein gelassen hatte, doch nicht schlafen! Sie horchte hinüber, nicht nach ihm, sondern ob ein Laut ihr verriethe, wie es um ihren Kranken stände. Durch unsere Sorgen machen wir die, um die wir leiden, uns zu eigen. Sie sah das schöne Gesicht wieder vor sich mit dem schmerzlichen Zug um die zuckenden Lippen. Was hatte sie denn soviel Böses von ihm gedacht, da sie ihn nicht kannte? Unwahr sollte er gewesen sein, Verschwender, Spieler! Trug er daran Schuld? Jetzt kannte sie ihn. Eine ganze Nacht lang hatte sie auf sein Athmen gehorcht, auf seine Augenlider geblickt, wie sie schwer von den dunkeln Pupillen sich hoben, und solch ein hülflos flehender Blick unter den langen Wimpern hervordrang. Und sie bat ihm ab, was sie gegen ihn auf dem Herzen gehabt. Sie, in ihrem guten Bett hier, — ihr Mann hatte ihr den Thee gebracht, sie gefragt, was sie sonst noch wünsche, und da auf dem Tisch ihr zur Hand lag der Brief von Bruder Fritz, der eben angekommen und der ihr Grüße von Baby Lili brachte, — o, was wußte sie denn in ihrem behüteten Frauenleben, das durch Pflichten und durch Freuden ausgefüllt und eingeschränkt war, was wußte sie von Noth, von Entbehren, von Verführung durch böses Beispiel, von all den tausend Fährlichkeiten, die solch einen weichen, biegsamen Menschen aus der glatten Bahn fortlocken?! Wenn sie, statt ihrer lieben einfachen Mutter, diese verblühte arme Schönheit zur Seite gehabt hätte ... und einen verbummelten Grafen zum Vater! .. Und dann den gutmüthigen alten Herrn, Chef eines großen Kaufmannshauses, der die Mutter aus Mitleid ehelicht und den Knaben wie seinen Sohn liebt, ausstattet, fördert, wie seinen Sohn, und doch ihm niemals Sohnesgefühle, Sohnesgesinnung geben kann! Alle aber, der eigene Vater, später der fremde, am meisten die Mutter, sie bewundern ihn, sie wetteifern, seine Wünsche zu erfüllen. Dennoch beengen sie ihm das Leben mit ihren Vorurtheilen, Gesetzen, adeligen bald, und bald bürgerlichen, mit der chevalerésken Moral und der kaufmännischen. Und der Freund erst, der Bruder, dem es gut geht, weil er einer Welt angehört, nicht zweien zugleich, weil er fest steht in seinem Leben, er läßt bei aller vertrauenden Liebe häufig ein Hinabblicken spüren. Und sein Tadel verletzt am meisten. Und ihm Liebe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wie Liebesdienste vergelten zu können, ihm einmal sich gleich zu fühlen, nicht untergeben, auch nicht dankbar, — darum möchte man das Aeußerste wagen. O, sie versteht es nur zu gut, wie man auf die tollsten, auf die gewagtesten Dinge verfällt, um sich endlich frei zu fühlen, nicht belehrt, nicht beurtheilt werden, sein eigener Herr sein und thun zu können, was einem gut dünkt. Sie an seiner Stelle ... Nein, das ist undenkbar, sie kann in solche Lage nie kommen! Aber doch, wenn sie das alles erfahren hätte, am eigenen Leibe, und müßte sich stoßen und müßte sich drängen, — was sie dann fühlen, was sie wohl thun würde, sich vorwärts zu kämpfen zwischen den Menschen, die sie lieben, die sie beengen? .... Die alte Frau mit ihren von so viel vergossenen Thränen gerötheten, brennend schwarzen Augen, vertritt ihr den Weg. Und da ... steht da nicht Leo? Er hat ein Blatt mit Zahlenreihen in der Hand. Zahlen, nur Zahlen, die eine große Wissenschaft bilden, von der sie nicht ein Wort versteht. Und er hindert sie, weiter zu kommen, sie greift nach den Zahlen, er hält das Blatt höher, daß sie ihm nicht die Reihen störe. Sie will ihn zur Seite schieben, sie muß ja, muß vorüber zu Michael hin, der sterbend röchelt ... Und sie packt ihn und zerrt, und er stößt sie und trifft und trifft ...

„Leo!“ schreit sie und schreckt in die Höhe.

Sie ist in ihrem Bett wohl geborgen, ist nicht an Michaels Stelle gewesen, nicht in Kämpfen gegen die Ihren und nie, zum Glück niemals im Streit mit Leo, — sie hat das alles nur wachend geträumt! Da an ihrem Bett liegt der Brief, den ihr süßes Kind mit den Händchen berührt hat. Das Zimmer ist zu gut verdunkelt, als daß sie die Worte jetzt lesen könnte. Aber sie nimmt das Blatt und hält es und drückt's an die Lippen. Mit den Gedanken bei ihrem Kinde, mit dem Briefblatt auf ihrem Herzen versinkt sie jetzt in tiefen, in traumlosen Schlaf. —

* * *

Sie haben die Pflege gut eingerichtet. Die Mutter geht ab und zu, fragt und weint und sitzt dann ganz gemächlich, über ihrem Roman nickend, am Fenster, bis man sie aufstört, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen. Die Wärterin, eine sanfte, stille Person, thut, was sie soll. Sie hat so viele Kranke verbunden, gebettet, hat so vielen Sterbenden schon die Augen geschlossen, sie fühlt kaum mehr Schmerz dabei. Und Leo und Anna, die auf jeden Augenaufschlag, jeden Ton von dem blassen Munde horchen und hoffen, ertragen es nicht, sie allein bei ihm zu lassen. Der junge Doctor schrieb Madame Anne die Stunden vor, die sie schlafen soll und die Stunden, die sie sich zu bewegen, frische Luft zu athmen hat. Für Leo machte er keine Gesetze. Vielleicht hält er ihn für so kräftig, daß er des Ausruhens nicht bedarf. Vielleicht liest er ihm auch vom Gesicht, er würde den Vorschriften doch nicht folgen, nicht folgen können. Ob er überhaupt schläft? Anna wagt es nicht, ihn zu fragen. Einmal hatten sie beide gemeint, etwas wie Erkennen in Michaels nur für kurze Blicke geöffneten Augen zu entdecken. Das war am Tage gleich nach jener ersten Nacht, als Anna, von ihrem Schlaf erquickt, wieder in das Krankenzimmer zurückgekommen war, und die Wärterin bei Seite trat und sie zu ihm ließ. Da sah er auf zu ihr mit seinem blassen Lächeln, als ob er eine Freundin begrüße.

„Wer?“ seine Lippen formten die Frage, die kaum laut ward, „wie heißt Du doch?“ —

Aber als sie geantwortet hatte: „Anna Wille,“ da legte es sich wie ein Nebel wieder ihm vor die Augen. Er wandte den Kopf ab mit leisem Stöhnen. Leo kam auch heran, wollte versuchen, den lichten Augenblick zu nützen. Aber der Augenblick war schon vorüber, der Leidende kannte ihn nicht mehr und sah nicht wieder auf.

Die Tage gingen so vorüber, leise, gleichmäßig wie ein Uhrwerk, voll von nagender Angst und voll doch auch von einem seltsamen, tiefen Frieden. Wie viele schon? Zwei oder drei? Vielleicht auch mehr noch .... sie wußte es nicht. —

Wenn es Zeit war, daß Anna ins Freie gehen sollte, brachte Leo sie bis an die Treppe, um dann zu seinem Platz hinter dem dichten Bettvorhang zurückzukehren, wo er den Kranken, doch dieser ihn nicht sehen konnte. Wenn sie dann allein hinaus auf das Plateau trat, das umrahmt ist von all den neuen, schönen Gebäuden, auf dem zwischen den leuchtenden Blumen die Damen hin und her wandelten, in hellen Kleidern, mit bunten, lustigen Sonnenschirmen und der Springbrunnen plätscherte und die Musik spielte ihre Tanzweisen dazu, so schien es ihr eine fremde Welt, eine Welt, in der es nicht Schmerzen gab und nicht Sterben. Sie gehörte dahin nicht. Im vollen, blendenden Sonnenschein konnte sie etwas wie Fröstеln verspüren. Denn es war ihr, als ob echtes Glück auch nicht dahin gehöre, wo man Thränen nicht kennen will.

Und sie wandte sich abseits und ging ihres Weges. Das erste Mal hatte der Portier ihr gezeigt, nach welcher Seite man am schnellsten zu einem schönen Aussichtspunkt gelange. Jetzt fragte sie nicht mehr, ging in der Richtung, die sie nun schon kannte und stand dann vorn an der Steinbrüstung, hinunterblickend auf das Meer, das weiß aufglitzerte in der Sonne, und auf die Bucht und die Schiffe und auf das Fürstenschloß von Monaco auf seinem Felsen mit der Stadt, die es umgiebt. Neben ihr stand eine andere schlanke Fremde in einem grauen Reisekleide. Sie mußte sich besinnen, wie oft sie schon die Erscheinung hier gesehen. So oft sie selbst an dieser Stelle gewesen war. Und als sie damals am ersten Tag den Portier nach dem Wege gefragt, war dieselbe kleine elegante Gestalt in das Dunkel des Hotel-Flurs zurückgetreten, wo auch sie eben mit dem Mann gesprochen hatte. Heute fiel es ihr auf. Ihre Augen waren denen der Fremden begegnet, grauen suchenden Augen ... Was wollte jene? Daß sie nicht zufällig hier an der Brüstung lehnte, nicht aus Zufall gestern vom Hotel her ihr gefolgt war, Anna wußte es plötzlich. Die Fremde, die wohl ihr Erstaunen bemerken mochte, näherte sich ihr: „Auch Sie bewundern hier die Aussicht?“ fragte sie auf deutsch.

Anna wäre am liebsten, ohne zu antworten, weitergegangen. Es war ihr weder um eine gleichgültige Conversation noch um Bekanntschaften zu thun. Aber die Frau konnte ja irgend ein Anliegen an sie haben. Sie zögerte. „Ich kann mich leider nicht besinnen,“ sagte sie befangen, „nein, ich weiß wirklich nicht, daß ich Sie kenne. Wie ist doch Ihr Name?“

Auf eine so directe Frage war jene wohl nicht gefaßt gewesen. Auch sie ward befangen. „Ich hatte gedacht, allmählich erst Sie kennen zu lernen,“ sagte sie. „Ich bin nämlich, ich heiße ... Juliane von Kramer.“

Anna schüttelte den Kopf. Der Name sagte ihr so wenig wie das blasse Gesicht. „Ich heiße Anna Wille, mein Mann ist Professor der Mathematik. Kennen Sie mich? Oder ist es ein Irrthum?“

„Nein,“ murmelte jene, „nein, das nicht. Ich wußte, ich erfuhr ... Wenn Sie erlauben?!“ — Und sie ging ein paar Schritte bis zu einer Bank. „Also Sie hörten nie meinen Namen?“ fragte sie in einem Ton, als wäre das für sie ein Schmerz.

Anna verneinte. Sie stand und sah zu dem Hause hinüber, dem großen, mächtigen dort zur Linken, das hier die ganze Landschaft beherrscht, zu dem sämmtliche Wege führen, von dem die Blumenbeete und Palmen und all der fürstlich reiche Schmuck dieses schönen Erdenfleckes stammen, — dem Casino. Ihr war hier eigentlich alles verdächtig. So ein Gefühl, wie wenn man mit reinen Fingern schlüpfrige Dinge berühren muß, ward sie nicht los. Michaels Verwundung und der bunte, zerrissene Schlafrock der Mutter und der Patschuli-Duft im Hotel ... Das alles gehörte zu dem Leben, das mit dem Spielhaus im Zusammenhang stand, das ihr Leben nicht war. Und die kleine Gestalt da in ihrem grauen, schlichten Wollkleid, das doch rauschte wie von schwerer Seide, — so vornehm das feine Gesicht erschien, Anna zögerte unwillkürlich, sich zu ihr auf die Bank zu setzen.

Die andere mit ihren klugen Augen verstand dies Zögern. „Sie irren Sich,“ sagte sie etwas spöttisch, „Sie dürfen sich ruhig hier zu mir setzen, Ihrer Ehrbarkeit wird das nichts schaden! Zu den französischen Damen vom Spieltisch gehöre ich nicht, bin hier ebenso fremd wie Sie selbst. Ich wohne nur für den Winter in Nervi. Irgendwo muß man schließlich doch bleiben, und irgend ein Leiden, für das die Aerzte zu einem südlichen Aufenthalt rathen, kann jeder sich einreden, wenn er nur will. — Also in Nervi, an der Table d'hôte erzählte man, es sollte in Monte Carlo ein Spieler bei einem Versuch, zu betrügen, entlarvt worden sein ...“

„Ja,“ sagte Anna. „Aber Sie? Sie kannten ihn?“

Die kleine Dame sah wieder mit ihrem traurigen Blick, der zu der kühlen Stimme nicht paßte, in Anna's Gesicht: „Also gar nichts? Sie wissen wirklich gar nichts von mir? Freilich, er hatte sich nie was aus mir gemacht, also auch niemals von mir gesprochen!“

„Er?“ fragte Anna, „Graf Michael Branizky? Ich kenne ihn selbst erst, seit er krank und bewußtlos ist. Mein Mann kam her, um ihn zu pflegen, ich kam mit ihm. Vorher sah ich ihn nie.“

„Das weiß ich ja, das weiß ich alles,“ sagte die Fremde. „Auch daß die zwei in den vielen langen Jahren getrennt blieben, wie Feinde. Ich habe sie nicht wiedergesehen, einen so wenig wie den andern, obwohl ich sie beide einmal gut kannte. Auch Ihren Mann. Daß er jetzt Ihr Mann ist, das, — ja, es freut mich. Menschen, die man einmal gut kannte, von denen hört man, wie fern man ihnen auch gerückt ist, lieber Frohes als Schlimmes. Darum hat es mich so ergriffen, als ich erfuhr, daß Graf Michael in einem so häßlichen Streite verwundet und in Gefahr, daß er hier in meiner Nähe sei. Ich machte sofort mich auf, womöglich ihn zu pflegen, wenn er dessen bedürfen sollte. Aber als ich herkam, waren Sie und der Professor schon da. Ich wußte nicht, wie der mich aufnehmen würde. Ich sagte Ihnen schon, ich sah ihn nicht wieder, seit wir damals alle von einander gingen, vor sieben Jahren, in Bellaggio ...“

„Die sind Sie?!“

„So hat er doch von mir gesprochen!“ versetzte die Fremde rasch, als Antwort auf Anna's Ausruf. „Nun müssen Sie mir aber erzählen, genau, genau, was er gesagt hat, und wann und wie oft.“

„Ich bin seine Frau.“

„Ja. Und Sie lieben ihn wie er Sie, und sind sehr glücklich. Man sieht's Ihnen an. Sie haben das Recht dazu. Sie besitzen, was es Bestes giebt im Leben: einen Menschen, der zu Ihnen gehört. ‚Es ist Deine Schuld‘, werden Sie sagen, ‚daß Du so allein bist. Warum nahmst Du nicht den schönen, warmherzigen Jüngling, der doch verstand, sich Dir ins Herz hinein zu stehlen mit seinem Lächeln, seinen Liedern?‘ Ich war ihm sehr gut. Er brauchte mein Geld, das wußte ich wohl, aber mehr noch bedurfte er meiner Hülfe, meiner Sorgfalt. Warum gab ich ihm die nicht? Ja, warum? Ich habe allein gestanden so lange, so lange schon. ‚Wenn ich einen fände, für den ich nicht zu sorgen hätte, sondern der mich behüten könnte!‘ dachte ich immer. Und so kam ich ins Schwanken und so ... Sie wissen nun alles! Und, nicht wahr, Sie verstehen mich? Nun seien Sie auch so wie Ihr Wesen, Ihr Gesicht mich's hoffen lassen: seien Sie gut!“

„Was kann ich denn für Sie thun?“ fragte Anna.

„Mir Verzeihung schaffen!“

„Von ihm? Er liegt bewußtlos, nun schon seit Tagen. Vielleicht, sagt der Doctor, kann er noch einmal, für Minuten, aufwachen. Aber dann wäre das auch das Ende.“

„Nein, nicht von ihm allein. Von Ihrem Mann, von Ihnen selbst, und am meisten von mir. Ich kann's nicht mehr ertragen, so fern zu stehen, nur immer zu grübeln, wie's damals war, und wie anders ich hätte handeln sollen. Lassen Sie mich theil nehmen an seiner Pflege, lassen Sie mich dazu gehören! Vielleicht ist's dann nachher mir nicht ganz so bitter, vielleicht, wenn diese Zeit vorbei ist, — ich weiß noch nicht wie, — kann ich ohne den Druck wieder athmen!“

Anna saß gesenkten Kopfes auf der Bank und hörte zu. Sie hörte die Stimme der Frau und Leo's Stimme zu gleicher Zeit. Und in ihr selbst rief es: ‚Das ist alles ja nutzlos. Was wollt Ihr beide denn mit Eurer Reue, Eurer Sehnsucht nach Verzeihung? Gethan bleibt gethan. Und nur vergessen, vorwärts sehen, hilft gegen Verzweifeln!‘ — Aber sie war nicht mehr so jung, wie damals, als sie um eine zerbrochene chinesische Vase solche Reden laut geführt. Und sie fühlte, hätte sie dergleichen einmal sich selber vorzuwerfen, sie würde es auch wohl so leicht nicht verwinden. — So stand sie auf, gab jener ihre Hand und sagte nur: „Kommen Sie!“

Die beiden Frauen gingen zusammen über das Plateau des Casino an den bunten Menschen, den Blumen, der schmetternden Musik vorüber.

Anna führte die neue Bekannte auf ihr Zimmer und ging, Leo zu sagen, wen sie zu dem Kranken bringen wollte. In der Thür kam ihr Mann ihr entgegen.

„Bist Du endlich da?! Der Doctor ist hier. Es geht heute zu Ende.“

„Armer Leo!“ sagte sie.

„Ich, ich! Wie kannst Du jetzt an mich denken,“ stöhnte er. — Und ohne ihr die Zeit zu lassen, ihm etwas zu sagen, zog er sie mit sich zu dem Sterbenden.

Um das Bett waren alle versammelt. Die Mama und die Pflegerin knieten mit ihren Rosenkränzen, und ein Geistlicher betete laut. Der junge Arzt hatte einen zweiten, nicht viel älteren Genossen mitgebracht. Leo ging ihnen zur Hand, er mußte bald dies, bald jenes holen, was sie begehrten. Still war es trotzdem. Neben dem Murmeln der Gebete, dem Aufschluchzen der Mutter, warteten alle, ängstlich horchend, auf einen anderen Ton, den letzten. Anna fühlte den eigenen Herzschlag manchmal fast stocken vor Angst, daß es schon aufgehört habe, ohne daß sie das Ende bemerkt. Sie war ihm am nächsten, saß auf seinem Bettrand, hielt seinen Kopf in ihren Armen. Hatte es ihr jemand geboten? Sie wußte es nicht. Sie saß und hielt ihn, und ihr Blick hing an seinen blutlosen Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Unser Canapé.

Von Jakob Stockbauer †.

Mit elf Abbildungen.
Siehe Seite 21 und 24.

Canapé, — Divan, — Chaiselongue, — Sopha, — lauter fremde Namen für ein Möbel, das uns unentbehrlich erscheint, in dessen Ausstattung Schreiner und Tapezierer wetteifern, und das, in der einfachsten Form sowohl als in der complicirtesten, es doch nicht dahin bringen kann, dem Zimmer einen gemüthlichen Eindruck zu geben! Diesen Satz wird jeder bestätigen, der noch alte originelle, echt deutsche Bauernstuben gesehen hat. Das Canapé nimmt sich unter den bäuerlichen Möbeln wie ein unsympathischer Fremdling aus und hat, wie alles Fremde, es nicht verstanden, sich in den autochthonen Hausrath harmonisch einzufügen.

Sehen wir uns ein specifisch altdeutsches Zimmer an, so treffen wir auch nicht auf ein Möbel, das mit dem Canapé die geringste Aehnlichkeit hätte. Der schöne Dürer'sche Kupferstich, „der heilige Hieronymus im Gehäuse", zeigt uns ein solch einfaches Zimmer, in dem alles gemüthlich, herz- und seelerfreuend aussieht. Unter den breiten Bogenfenstern zieht sich eine lange Sitzbank hin, die theilweise mit Büchern belegt und theilweise mit losen Kissen ausgestattet ist. Der Heilige selbst sitzt auf einer mit Kissen belegten Bank, an einem Tisch mit weit ausgreifenden schrägen Beinen, und zur Seite steht eine Bank mit schräger Rücklehne, gleichfalls mit Kissen belegt. — Wollte man die Ausstattung etwas reicher machen, so wurde die Bank mit Teppichen und darauf mit losen Kissen belegt. Derartige Abbildungen führt uns Hans Holbein in seinen Illustrationen zum alten Testament mehrfach vor. Noch reicher wird die Ausstattung, wenn die Wand über der Bank mit aufgehängten Teppichen verziert wird. Das schönste, geradezu classische Beispiel einer solchen Decoration führt uns Hans Burgkmair in seinem „Weißkunig" vor, in dem Zimmer, in welchem Karl der Kühne von Burgund, auf dem Throne sitzend, mit seiner Tochter und Erbin Maria spricht.

Esther Maria Archduchess
Adelheid Gräfin zu Lippe Detmold

Siehe Seite 22.

Im Gegensatz zu diesen deutschen Zimmern erscheinen die italienischen, nach den Abbildungen, — z. B. in der Hypnerotomachia des Poliphilo, — kalt und einförmig. Wir sehen an den Wänden nur Truhen und diese vielfach ohne jede weitere Ausschmückung mit Kissen und Teppichen. Auch die gleichzeitigen Schriftsteller erwähnen diese Truhen als hervorragende Ausstattung der Zimmer. In Venedig werden die zierlichen Bettstellen und Truhen mit Vergoldung und Bemalung, die Buffets mit Geschirr aus Silber, Zinn, Bronze und Majolika als auffallend bezeichnet, „und selbst die Geringsten", heißt es, „beschaffen Truhen und Bettstellen aus Nußbaumholz".

So wenig wie von Italien wissen die Schriftsteller auch von Deutschland etwas über Möbel zu berichten, die dem Canapé ähnlich waren. Als Hans Sachs 1544 den ganzen Hausrath eines Bürgerhauses bis zu dreihundert Stück beschrieb, begann er natürlich mit den Möbeln:

> Erstlich in die Stuben, gedenk,
> Mußt haben Tisch, Stuhl, Sessel und Bänk,
> Bankpolster, Kiß und ein Faulbett,
> Gießbehalter und ein Kandelbrett ꝛc.

Die Urform unserer modernen Canapés finden wir in italienischen Sitzbänken des 16. Jahrhunderts, nur sind diese Sitzbänke mit Seiten- und Rücklehnen ganz aus Holz und mit zierlichen Schnitzereien versehen. Auch diese Sitzbänke waren auf die losen Kissen angewiesen, wenn sie besonders festlichen Eindruck machen sollten.

Historisch und genetisch genommen, konnte die Idee zu unserm Canapé erst gefaßt werden, als man die losen Kissen aufgab und Bänke und Stühle mit fester, angenagelter Polsterung versah. Daß dieses kein ästhetischer Fortschritt war, liegt auf der Hand: es ist nicht der unangenehme Eindruck allein, den solche Polstermöbel auf uns machen, wenn sie durch Benützung an den Kanten und Ecken abgestoßen und abgenützt erscheinen, es ist ganz besonders der innere Widerspruch zwischen dem schwellenden Kissen und der harten Annagelung auf Holz, der uns die natürliche Freude an denselben verdirbt. Im großen und ganzen genommen sind des-

Theehaus in Kyoto.

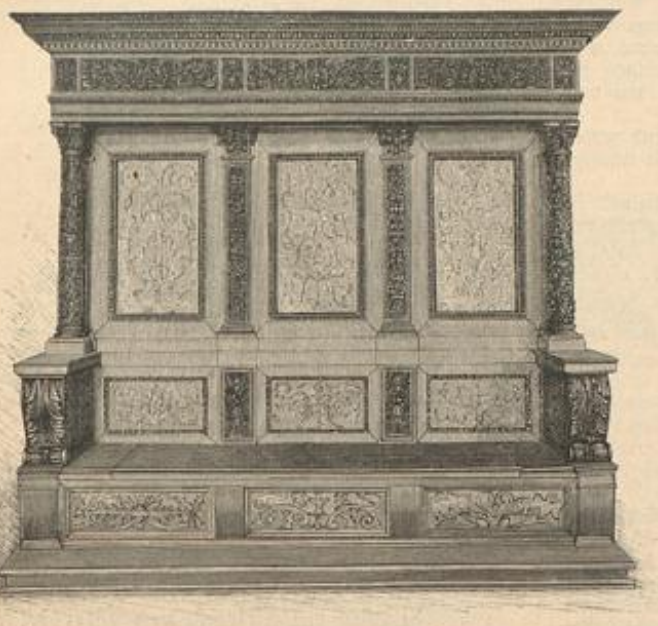
Nach dem Gemälde von F. Hohenberger in Berlin. — Siehe Seite 24.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halb die gepolsterten Lehnsessel eine culturelle Ausschweifung, gerade so wie die Reifröcke und die steifen Trachten, welche das Zeitalter Ludwig XIV. auszeichnen, und Frankreich war es ja auch, das zuerst die feste Polsterung ausführte.

War die Mode einmal eingerissen, die Sitzmöbel mit fester Polsterung zu versehen, so konnte man auch einen Schritt weiter gehen und zwei und mehrere

Altdeutsche Sitzbank.



Italienische Sitzbank aus dem XVI. Jahrhundert.

gepolsterte Sessel zu einem vereinen, um die Grundform unseres Canapé zu schaffen.

Einzelne Kostümbilder, in Kupferstich ausgeführt, von A. Trouvain gestochen, stellen nur fürstliche Persönlichkeiten auf dem Canapé vor, so z. B die Königin von Portugal, die Herzogin von Bouillon u. a. Es wird wohl niemand behaupten, daß die Form dieser Möbel besonders geschmackvoll oder graziös war, und doch fand sie Aufnahme und Verbreitung. Es ist, abgesehen davon, daß die Mode überhaupt nie darnach fragt, ob etwas schön und geschmackvoll sei, wesentlich dadurch zu erklären, daß diese Möbel mit einem fremden, picanten Namen sich einführten, und daß gerade unter Ludwig XIV. die Vorliebe für ausländische Trachten und Einrichtungen sehr allgemein in den höheren Kreisen war. Die Namen Canapé, Divan, Sopha hatten einen fremden, orientalischen Anklang, und unter dem großen König galt ja bekanntlich der Orient viel.

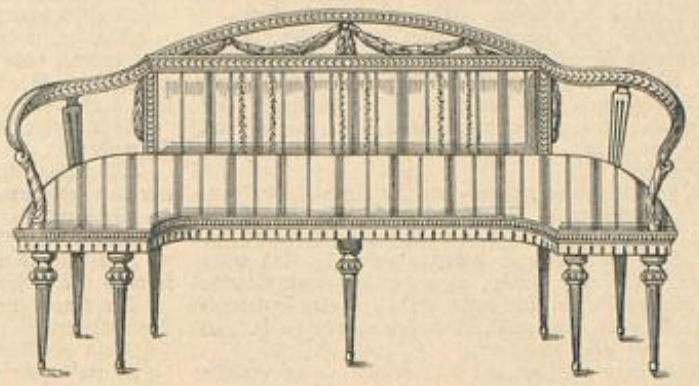
Das Wort Canapé bedeutete ursprünglich das egyptische Mückennetz, in welches man sich gegen die Belästigung der Mosquitos hüllte; später wurde dieser Name, — konopeion im Griechischen und canapeum latinisirt, — auf das mit solchem Mückennetz versehene Ruhebett übertragen und endlich auf das Ruhebett oder Sitzbett überhaupt. — Das Wort Divan bezeichnete ursprünglich den geheimen Staatsrath des Sultans, später die Kissen, auf welche die Würdenträger sich setzten und endlich den Polstersitz überhaupt. — Sopha stammt von dem arabischen saffa oder suffa und bedeutet im allgemeinen einen Sitzpolster ohne nähere Beziehung zu einem Möbelgestell.

Die unförmlichen Canapé aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. nahmen von da ab an allen den Stil-Abänderungen theil, die der Barock-Stil überhaupt in der Folge erfuhr. Vor allem wurde die hohe Rücklehne eingeschränkt und niedriger, die Seitenlehnen mannigfaltiger und zierlicher, die Füße ein- und ausgebogen, mit Bronze montirt und cannellirt, kurz, jedes Jahrzehnt beinahe modelte an dem Möbel nach seiner Weise.

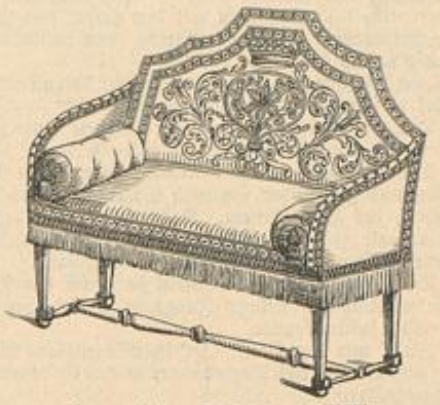
Während aber alle diese Umwandlungen nur in den Zimmern der Reichen sich geltend machen konnten, bildete sich für das Canapé der gewöhnlichen Leute und des Mittelstandes allmählich ein Canon aus, der heute noch gilt, und der eine frappante, allerdings zufällige Aehnlichkeit mit der vorhin genannten italienischen Sitzbank des sechzehnten Jahrhunderts hat.

Beide Entwicklungen aber sind, im ganzen betrachtet, ohne besonderen ästhetischen Werth, und man empfand dieses auch,

Canapé im Stil Ludwig XIV.



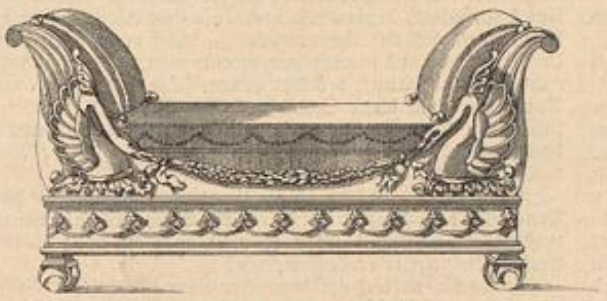
Sopha aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts.



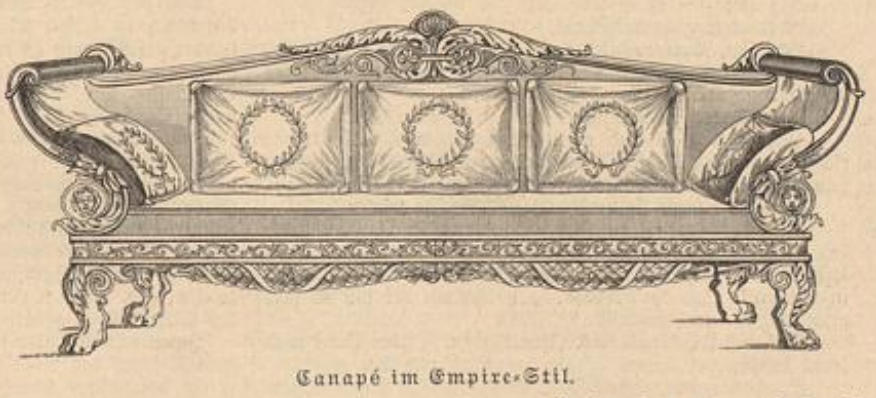
Canapé im Stil Louis XIV.

denn fortwährend suchte man nach neuen Lösungen, nach neuen Formen. Während man aber in Frankreich nur die Formen vermehrte, statt sie weiterzubilden, und, wie die Musterblätter aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zeigen, in Formen wie: Divan à accotoirs, Divan à coffre, Confident à deux places, Causeuse Pouff, Canapé lambrequin, Ottomane etc., schwelgte, suchte man in Deutschland, nach der Wiederaufnahme der Renaissance, classische Formen vorzuziehen und fand hier geeignetes Material an den Kirchenstühlen mit architektonisch gegliederter Rückenwand. In rein formeller Beziehung war dieses Motiv sehr fruchtbar: es bildete den Ausgangspunkt für ganz neue Combinationen, die der schaffenden Phantasie des Künstlers die weitesten Ausblicke gewährten. In ästhetischer Beziehung ward aber damit kein Erfolg erreicht. Die festgenagelte schwellende Polsterung steht mit der strengen Architektur der Rückenwand in schreiendem, unlöslichem Widerspruch, und man war mit dieser Schöpfung nach langem Irrwege wieder glücklich da angelangt, von wo die Entwicklung unserer Möbel den Ausgangspunkt genommen hatte: beim späten Mittelalter, welches den schweren, unbeweglichen Thron- und Ehrenstuhl als Dominante der ganzen Zimmerausstattung auf den vorzüglichsten Platz gestellt hatte.

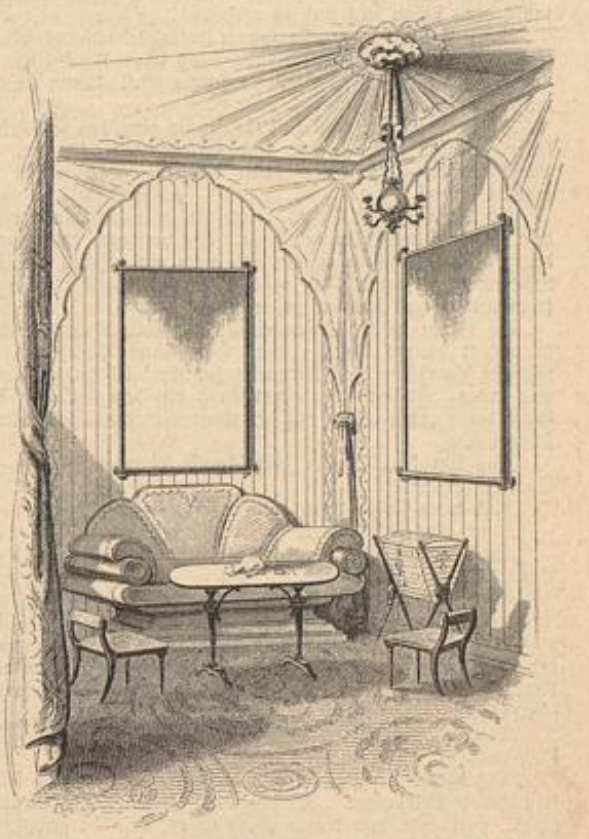
Will man vom Canapé sich überhaupt nicht trennen, so dürfte es doch am einfachsten sein, gleich seine ganze orientalische Form mit herüberzunehmen. Das türkische Ruhebett hat so viele Vorzüge vor unserem modernen Canapé, daß wir dieses demselben unbedenklich opfern können. — Wie sehr aber jenes Ruhebett besonders für Familien sich empfiehlt, die auf Miethswohnungen angewiesen sind, das dürfte wohl keiner weiteren Ausführung bedürfen. Gerade dieses Ruhebett fügt sich zwanglos in unsere deutschen Zimmer ein, hat Aehnlichkeit mit historischen, altdeutschen Sitzen, wie die Burgkmair'schen Abbildungen zeigen, und zerstört vor allem das nicht, was das Specifische des deutschen Zimmers ist und war: die gemüthliche, einfach herzliche Stimmung des Ganzen.



Canapé im Empire-Stil.



Canapé im Empire-Stil.



Canapé aus den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts.

Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Nachdruck verboten.

Die schlaue Petronella.

Novellette von Carl Busse in Berlin.

Frau von Rutkowska, die Gnädige von Schloß Liepin, schüttelte resignirt den Kopf.

„O Napoleon!“ stöhnte sie verzweifelt, — und ihre Haarfrisur kam bedenklich ins Schwanken, — „es ist nicht zum Aushalten mehr! Zu unserer Zeit —“

„War alles besser, bei Gott, das war es!“ fiel der Gatte mit dem historischen Namen ein. „Du hast ganz recht, meine Taube. Aber was fehlt Dir?“

„Die Mädchen!“ seufzte die alte Dame kläglich. „Kaum hat man eine, die anstellig ist, was macht sie? Sie heirathet! Früher kamen die Leute zu Dir, zu mir und sagten — laß mich aussprechen, Napoleon! Du mußt mich immer unterbrechen! Es ist Deine Untugend, die größte, die Du hast. Ich meine natürlich, neben dem Wein. O Napoleon, Du wirst Dich ruiniren!“

„Was sagten die Leute, Melania?“ fragte der Gutsbesitzer trocken und rauchte seine Cigarrette weiter.

Pani Rutkowska faltete die Hände und seufzte.

„Warum fragst Du noch lange, Napoleon? Sie kamen doch auch zu Dir und baten: ‚Gnädiger Herr, Euer Hochwohlgeboren, die Kascha und ich möchten heirathen, wenn der gnädige Herr, Euer Hochwohlgeboren nichts dagegen haben.‘ Und hatte man etwas dagegen, so wurde die Kascha eben nicht geheirathet. Aber heut? Daß es die heilige Jungfrau zuläßt! Heute heißt es: ‚Ich heirathe, und ich heirathe doch, ob es Dir nun paßt oder nicht.‘ Was ist es für eine Zeit, Napoleon!“

Es blieb einen Augenblick still. Der Cigarretten-Rauch stieg zur niedrigen Decke empor, und ein paar Fliegen schwärmten um das Sobieski-Bild, das in goldenem Rahmen über dem Sopha hing.

„Wer will heirathen?“ fragte dann der praktischer angelegte Herr Napoleon, ohne sich auf die pessimistischen Zeitbetrachtungen seiner besseren Hälfte weiter einzulassen.

„Die Petronella,“ seufzte die Gnädige, „denke Dir, die Petronella. Hat man sich zwei Jahre, — was sagst Du? es waren schon im vergangenen Monat zwei Jahre, mein Lieber!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Also rede nicht! — Zwei volle Jahre hat man sich mit ihr gequält, und nun weiß sie endlich, wie ich es haben will, — da läuft sie fort, läuft sie fort, ganz einfach, Napoleon. Wie findest Du das?"

Der Gatte hatte seine Cigarette aus dem Munde genommen.

„Fort?" fragte er erstaunt. „Aber ich habe sie doch —"

„O Napoleon, Du unterbrichst mich schon wieder," klagte Pani Rutkowska ergebungsvoll. „Und die Worte drehst Du einem im Munde um. Das ist mit Deine größte Untugend! Hab' ich denn gesagt: ‚Die Petronella ist fortgelaufen?' He? Ich habe gesagt: ‚Paß auf, es dauert nicht lange und sie läuft fort.' Sie hat es mir selber gestanden!"

Der Gutsherr nickte.

„Wird sie den Bartek nehmen oder den Stanislaus?"

„Ob sie nehmen wird! Jeden nimmt sie! Sie weiß selber noch nicht. ‚Gnädige Frau,' kommt sie heute, ‚ich möchte der gnädigen Frau sagen, daß ich heirathen möchte!' Und weißt Du, wann? Ja, mein Lieber, schon um den ersten October herum. Wieviel Wochen sind das? He? Und wen sie kriegen wird, weiß sie selber noch nicht. Aber heirathen muß sie. ‚Ich werde schon klug sein,' sagt sie."

Die Gnädige mußte sich erst verschnaufen, dann erzählte sie weiter.

„Nun, mein Lieber, ich bin gut zu den Mädchen, das wirst Du mir zugeben. ‚Petronella', sag' ich, ‚sei nicht eine Dumme. Was hast Du, wenn Du verheirathet bist? Schlecht zu essen, keine bunten Tücher, kein Geld, nur Prügel von Deinem Mann.' He, was meinst Du, Napoleon, hatt' ich Recht? Nun also. ‚Siehst Du, Petronella', sag' ich, ‚hier bei uns hast Du es vorzüglich, brauchst Dich nicht herumzuschleppen um nichts. Ich rathe Dir, sei keine Dumme!' Und was antwortet sie mir?"

Pan Rutkowski sah sie erwartungsvoll mit zwinkernden Augen an.

„Garnichts antwortet sie mir, Napoleon! Was meinst Du nun?"

„Bei Gott, Melania, das ist wenig, aber ich —"

„Napoleon!"

„He?"

„Du sollst doch nicht immer dazwischenreden! Ich war ja noch garnicht fertig! Nämlich zuerst sagte sie nichts, das ist richtig, nachher jedoch stellte sie sich hin und sagte beinahe trotzig, — denk' Dir, mein Lieber, direct trotzig: ‚Aeh, gnädige Frau; wenn der Wolf satt ist, weiß er nicht, wie dem Hungrigen zu Muthe ist!' Jawohl, das sagte sie!"

* * *

Petronella stand derweilen im Garten, der an das Schloß grenzte, und band die Wäscheleine an den Seitenast eines Kirschbaumes. Dann nahm sie den Strick über die Schulter und trollte gemüthlich einem anderen Baume zu.

Dabei dachte sie so mancherlei, was ihr die letzten Tage schon durch den Kopf gegangen war. Vor einer Woche ungefähr hatte sie Geburtstag gefeiert, ihren dreiundzwanzigsten. Die Gnädige hatte sehr geschimpft und gestöhnt, ihr dann ein schönes Geschenk gegeben und einen blanken Thaler obendrein. Der Thaler war in den Strumpf gewandert zu den übrigen. Es war schon eine ganz stattliche Anzahl, und sie hatte die einzelnen gegen einander klingen lassen, was ihr viel Freude machte. Damals fiel es ihr zuerst ein. ‚Petronella', dachte sie, ‚Du bist dreiundzwanzig Jahr. Die heilige Jungfrau weiß es. Schön bist Du nicht, aber hübsch bist Du, hübscher als die Pellascha oder die Aniela noch alle Tage, von der Stascha garnicht zu reden. Geld hast Du auch, — also was willst Du? Willst Du eine alte Jungfer werden, daß die Knechte Dich ausschimpfen? Nein, das willst Du nicht. Sondern heirathen willst Du. Aber wer nimmt Dich? Der Antek hat Dich ja gern gehabt, ehe er zu den Soldaten kam. Aber in Gnesen, — heilige Jungfrau, wieviel schöne Mädchen giebt es da! Wenn er zurückkommt, sieht er Dich nicht mehr an, das ist ganz sicher. Und im October kommt er zurück. Und dann ist der Bartek, aber das ist schon der Richtige! Lieben möchte er, aber heirathen nicht. Wer also bleibt? Der Stanislaus bleibt. Zwar, er hat wohl ein Auge auf Dich, doch, ob er Lust hat, sich mit Dir trauen zu lassen? Das ist auch so eine Geschichte! Du mußt eben schlau sein und es versuchen!'

Das hatte die Petronella sich an ihrem Geburtstage gedacht, und was in den folgenden Tagen durch ihren Kopf ging, lief auf dasselbe hinaus. Sie mußte schlau sein! Wenn sie nur wüßte, wie das anfangen!

Die Leine war gezogen, und Petronella ging, den Wäschekorb holen. Dabei kam es wie eine Erleuchtung über sie. O, sie wollte den Stanislaus schon kriegen. Das würde sich machen lassen!

Am Abend dieses Tages kniete sie in ihrer Kammer vor dem Muttergottes-Bilde und betete. Sie versprach der Gebenedeiten alles Menschenmögliche und noch ein bißchen darüber, und erhob sich dann sehr gestärkt und ermuthigt, um mit frommem Herzen schlafen zu gehen.

Die Hände in den Hosentaschen, mit freundlichem Lächeln in seinem breiten Gesicht, kam Stanislaus Walczinski am nächsten Vormittag auf Petronella zu. Er blieb vor ihr stehen und lachte. Sie gab ihm einen Stoß mit dem Ellbogen und steckte dann ruhig weiter mit den Klammern die nassen Leinenstücke fest.

„Bist Du krank, mein Vögelchen? Warum hast Du die Sprache verloren?"

„Ach, mein lieber Gott, ach Staschu, — Staschu!"

„Nun, was ist?" fragte der Knecht erstaunt.

„Was ich von Dir hören muß! Ach, Du lieber Gott! So reden die Leute von Dir!"

„Wer redet von mir, he? Der Gnädige? Er soll gleich —"

Petronella zuckte die Achseln.

„Was sprichst Du von dem Gnädigen? Habe ich gesagt, der Gnädige hat eine schlechte Meinung von Dir? Nun also! Aber der Antek, — er hat an mich einen großen Brief geschrieben."

„Von den Soldaten," meinte Stanislaus verächtlich. „Der auch noch!"

„Durchgeprügelt hat er Dich doch, — was kann da sein," triumphirte Petronella. „Er schreibt, — damals, als Du lahm gingst, weißt Du, von einem Pferd ist es, hast Du gesagt, der Braune hat Dich mit dem Huf geschlagen, — aber Antek sagt, es ist garnicht wahr, sondern er ist es gewesen, der Dir die Rippen braun und blau geprügelt hat. He, was willst Du nun?"

Das Gesicht des Burschen war immer röther geworden.

„Psa krew!" fluchte er wild und ballte die Fäuste. „Der Hund der, die Ohren schneid' ich ihm ab, dem Schuft! Wie es in der Zeitung steht, lügt er! Laß ihn nur kommen!"

„Wozu soll er lügen?" fragte Petronella gleichmüthig. „Stark ist er doch!"

„Du!" drohte der Bursche gereizt.

„Nun ja, mein Lieber, — willst Du das leugnen? Sonst wär' er doch nicht nach Gnesen gekommen, zu den Soldaten."

„Und es ist nicht wahr!" schrie Stanislaus wüthend, „ich sage Dir" —

Er umfaßte ihre Hände und hielt sie wie in eisernen Schrauben:

„Ich schlag' ihm den Kopf ein, wenn er kommt! Er soll nur kommen, dann wirst Du ja seh'n, mein Täubchen!"

„Staschu!"

„He?"

„Du sollst es nicht thun, denn dann, wenn er kommt, wird er mein Mann sein."

Der Knecht ließ die Hände des Mädchens in plötzlichem Staunen frei.

„Dein — Mann?" fragte er blöde.

„O ja," nickte sie, „er hat mich lieb, Du weißt nicht, wie lieb er mich hat. Er schreibt es mir auch in dem großen Brief. ‚Mein weißes Vögelchen,' schreibt er, ‚bald komme ich nach Hause und heirathe Dich. — Laß Dich nur mit keinem andern ein, besonders nicht mit dem Hund, dem Stanislaus.'"

„Petronella," drohte der Bursche, und schüttelte sie wie ein Kind hin und her.

„He," kreischte sie, „was willst Du? Kann ich dafür, daß Antek so schreibt? Laß mich los, sag' ich!"

Der Knecht knirschte mit den Zähnen und gab sie frei. „Wenn ich den Hund kriege!" stieß er hervor.

Das Mädchen zuckte die Achseln, stemmte die Arme in die Hüfte, und ging, ohne sich nach Stanislaus noch einmal umzusehen, ins Haus hinein. Aus dem Fenster beobachtete sie, wie er mit geballten Fäusten dastand und endlich mit verbissener Miene hinter den Bäumen verschwand.

Da lächelte Petronella. Und sie betete am Abend wieder und versprach der heiligen Jungfrau so viel, daß sie unmöglich alles halten konnte.

„Zeig' mir den Brief," herrschte Stanislaus Walczinski sie an, als er sie zwei Tage darauf traf. Er war ihr offenbar nachgeschlichen.

„Welchen Brief?" fragte sie scheinbar harmlos.

„Den von Antek."

„Aeh, Du glaubst also, ich hab' ihn noch? Ja, wenn die Gnädige grade dazu kommt, und man am Herde steht, — da, sieh' in der Asche nach, vielleicht kannst Du ihn noch lesen!"

Der Knecht schwieg.

„Ich tödte ihn," schrie er dann auf, und die Stirnadern trieben mächtig empor, während seine Fäuste sich ballten. „Und Du willst ihn heirathen, he?"

Petronella trat einen Schritt zurück und lehnte sich an einen Baumstamm.

„Warum nicht?" gab sie zur Antwort. Ein Schweigen entstand. Stanislaus schritt leise fluchend auf und ab.

„Und für mich hast Du keine Liebe?" fuhr es dann mit einem Male heraus aus ihm, während er dicht vor ihr stehen blieb.

„Warum fragst Du? Ich kann doch dem guten Antek nicht den Schmerz machen, — das kann ich doch nicht! Du mußt es einsehen."

„He?"

„Ja, das ist doch sicher. ‚Mein weißes Vögelchen,' schreibt er, ‚laß Dich mit keinem andern ein, besonders nicht mit dem Hund von Stanislaus, ich komme bald zurück und will Dich heirathen.' Nun, da siehst Du doch, er würde ja vor Wuth sterben, wenn ich mit Dir ginge!"

In die Augen des Burschen kam ein unsicherer Ausdruck.

„Was sagst Du da?" fragte er.

„Bist Du schwerhörig, Staschu? Ich sagte, Antek möchte vor Wuth sterben, wenn ich mit Dir ginge. Begreifst Du das? Aber ich muß jetzt laufen, sonst schimpft die Gnädige."

Sie nickte ihm zu und eilte davon. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf geneigt. Manchmal murmelte er auch etwas vor sich hin.

„Willst Du ein neues Pulver erfinden, Stanislaus, oder suchst Du jetzt noch Kiebitzeier?" fragte ihn der Gastwirth, der vor der Thür stand, als er durchs Dorf schritt. Aber Stanislaus antwortete nicht. Rachebrütend lief er alle Tage umher. Bis Antek zurückkam, dauerte es noch eine gute Weile. Ihn zur Rede stellen, sich mit ihm prügeln, — nun, er war kein Feigling, bewahre! und schwach war er auch nicht, aber man konnte nicht wissen, ob Antek, der jetzt gedient hatte, nicht stärker war. Dazu nahm ihm dieser Schuft noch das Mädel ab, die Petronella. Er hatte sie sehr gern gehabt schon immer, denn sie hatte rothe Backen und war rund und kräftig. Aber Antek wollte sie heirathen.

Wenn er sie ihm nun abspenstig machte, — he? Wie hatte Petronella doch gesagt? Er würde vor Wuth sterben! Warum versuchte er es nicht? War er nicht auch ein ganz hübscher Kerl? Das wollte er doch meinen!

Petronella wiederholte inzwischen ihre abendlichen Gebete mit gesteigerter Heftigkeit und strengte ihre Phantasie immer gewaltsamer an, um der Himmelskönigin mit herrlichen Versprechungen das Herz zu rühren. Sie wußte: Die heilige Jungfrau konnte ihren Bitten nicht widerstehen. Und so wartete sie ruhig ihre Zeit ab.

Sie wartete nicht vergebens.

„He, Du, Petronella!" rief es eines Tages hinter ihr, „warum so eilig, mein Täubchen? Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Du bist es, Stanislaus?"

„Ja, ich bin es und möchte Dich fragen —" Er kraute sich verlegen den Kopf. Dann flog ein zärtliches Grinsen über sein Gesicht, und er knuffte sie liebevoll mit den Ellbogen.

„Ach Du," sagte sie verschämt und knuffte wieder.

„Nun ja," sprudelte er hervor, „warum gehst Du eigentlich nicht mit mir, Petronella? Weil der Antek da ist? Der? Erstens ist er doch in Gnesen, und was nützt Dir ein Bräutigam in Gnesen? Und dann, hehe, so hübsch wie der bin ich doch auch noch, — was sagst Du?"

„Das bist Du," gab sie bereitwillig zu. „Aber Antek wird krank werden vor lauter Aerger, wenn ich mit Dir gehe!"

„Sterben soll er," schrie Stanislaus, und die Augen blitzten unter den dichten Brauen.

„Nein, Stanislaus, ich kann nicht," erwiderte das Mädchen dann.

„Aber wenn ich Dich heirathe?"

Petronella that einen tiefen Athemzug.

„Wann? Noch bevor er zurückkommt von Gnesen? Dann ärgert er sich doppelt."

„Noch bevor er zurückkommt!"

„Und Du wirst mir bei der heiligen Jungfrau schwören, daß Du ihm nie etwas sagst von dem Briefe und von seinen Lügen?"

Stanislaus überlegte, daß Antek doch über nicht geringe Körperkräfte verfügen könnte und schwor.

„Ja, warum hast Du das nicht gleich gesagt?" nickte Petronella strahlend und knuffte ihn von neuem.

Pani Rutkowska aber behielt Recht: Um den ersten October herum lief Petronella wirklich fort, und als Antek zurückkam, hieß sie schon Pani Petronella Walczinska, ohne daß Napoleon und Melania etwas dagegen thun konnten.

Nachdruck verboten.

Angedenken.

Von Ernst Muellenbach (E. Lenbach) in Bonn.

Im Bibelbuch, beim Hohenlied,
Ein Edelröslein, blaß, verdorrt, —
Weiß nicht, wie oft der Sommer schied,
Seit ich es barg am heil'gen Ort.

Weiß nicht, ob Liebe mir's gepflückt,
Ob ich es selbst vom Strauch entwandt;
Erinnerung, die mich einst beglückt,
Sie ist verblaßt gleich ihrem Pfand.

Doch sagt es mir: Es war einmal
Ein Junitag, voll Duft und Klang,
Ein Lichtmeer über Berg und Thal,
Der Kuckuck rief, die Drossel sang;

Und Blumen prangten allerwärts;
In Blüthen stand ein Rosenhag;
In Blüthen stand des Menschen Herz,
Der dieser Rosen eine brach.

Am Wintertag, nach manchem Jahr,
Grüß ich sie neu als werth' Geschenk:
Unwissend, wann und wo es war,
Und doch des Glückes eingedenk.

Nachdruck verboten.

Die Ahnfrau einer Kaiserin.

Historische Skizze von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem in Karlsruhe.

Mit Portrait. — Siehe Seite 20.

Es sind in den Annalen der Weltgeschichte immer noch Namen genug verzeichnet, welche dem Sammler historischer Curiositäten theils entgangen, theils unbekannt sind, theils aber auch nicht der Mühe werth schienen, ihren Spuren nachzugehen und zwischen den trockenen Daten Dramen-, Tragödien-, oder Comödienstoffe zu suchen. Und doch findet man gerade unter der Unmenge dieser ruhig schlummernden Namen viele, an welche sich genug knüpft, den zu interessiren, welcher sich das menschliche Herz zum Studium gemacht; und wäre auch nur ein zartes Liebesgedicht, eine süß anschwellende und verklingende Sonate die Ausbeute dieses Forschens in Staub und Asche, — nun, es giebt Viele, denen auch das des Reizes genug ist.

Die Pfalzgräfin Esther Maria zu Birkenfeld, deren Bild diese Nummer schmückt, ist auch niemals die Heldin einer Tragödie voll Blut und Entsetzen gewesen, ihren Namen nennt „kein Lied, kein Heldenbuch," und dennoch hat sie dereinst mit seltenem Muth und Charakterstärke die Rechte ihrer Kinder zu wahren gewußt, ist sie den Ränken vieler Mächtigen dieser Erde, die sie zermalmen konnten, furchtlos gegenüber getreten und hat es durchgesetzt, daß das untadlige Sparrenschild, unter dem sie geboren, sich ebenbürtig dem Wittelsbacher Schilde als Alliance-Wappen anreihen durfte, und dadurch hat sie ihren Enkelinnen den Weg auf Kaiser- und Königsthrone gebahnt.

Denn wie die Großmutter unserer regierenden holden Kaiserin Auguste Victoria dem Adel Dänemarks entsprossen war, so entstammt die Urgroßmutter der Kaiserin von Oesterreich, die Pfalzgräfin Esther Maria zu Birkenfeld, thüringischem Uradel, und zwar dem berühmten Geschlechte derer von Witzleben, welches von Alters her unter dem roth-silbernen Sparrenschilde ruhmvoll gekämpft und zu hohen Aemtern und Ehren gestiegen ist.

Von der Jugend und über die erste Ehe der schönen und hochgebildeten Esther Maria von Witzleben weiß die Chronik ihres Hauses wenig zu berichten, leider, — denn es fehlt dadurch der innerliche Zusammenhang für ihre spätere Lebenszeit. Wir wissen nur, daß sie am 28. Juli 1665 als Tochter des herzoglich sächsisch-Römhild'schen Oberforstmeisters Georg Friedrich von Witzleben auf Elgersburg ꝛc. und dessen Gemahlin Maria Magdalena, geb. von Hanstein zu Römhild geboren wurde und sich sehr jung mit Johann Friedrich von Bromsee (Brömbsen) vermählte. Sie hatte aus dieser Ehe mehrere Kinder, deren Spur 1709 noch nachweisbar ist, und scheint im Jahre 1690 Witwe geworden zu sein. Danach kam sie als Hofdame der Pfalzgräfin Sophie Amalie zu Birkenfeld-Gelnhausen, geb. Prinzeß von der Pfalz-Zweibrücken, an den Hof des Pfalzgrafen Johann Carl.

Inwieweit die schöne und liebenswürdige Frau von Bromsee damals schon das Auge des Pfalzgrafen auf sich gezogen, ob er ihr von seiner Liebe gesprochen, und sie dieselbe erwidert habe, davon sagt die Chronik nichts; da aber ihre Klugheit und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Thatkraft, ihre Bildung und tief religiöses Gemüth ganz besonders betont, und namentlich auch ihre liebevolle Fürsorge für des Pfalzgrafen einzige Tochter, die Prinzeß Magdalene Juliane gerühmt werden, welche ihr auch später als Herzogin von Holstein-Harburg-Plön eine töchterliche Zuneigung bewahrte, so ist wohl als untrüglich zu schließen, daß ein Wort von Liebe zwischen dem Pfalzgrafen und der Hofdame seiner Gemahlin zu deren Lebzeiten nicht gesprochen wurde, und kein Mißklang den reinen Accord dieses Lebensabschnittes von Esther Maria von Witzleben entweiht.

Wenn wir trotzdem glauben, daß die glänzende Erscheinung der schönen Frau an dem Pfalzgrafen in jenen Tagen nicht unbeachtet vorüber gegangen ist, so soll darin kein Widerspruch mit dem eben Gesagten liegen. Jedenfalls vertrat Esther Maria, als die Pfalzgräfin am 20. November 1695 starb, an deren neunjähriger Tochter mit soviel Hingebung die Stelle der verblichenen Mutter, daß der Pfalzgraf wahrscheinlich erst in diesen Tagen die tiefe Neigung zu ihr faßte, welche in ihm den Entschluß reifte, ihr die Hand zu bieten, ohne die er das Herz der reinen Frau nie errungen hätte. Die Affaire mußte aber des Pfalzgrafen Christian II. zu Birkenfeld wegen sehr geheim gehalten werden, denn dieser Bruder Johann Carls, der denselben bei jeder Gelegenheit zu übervortheilen suchte, hatte ein Interesse daran, daß der Pfalzgraf von Gelnhausen ohne Erben starb und seine Einkünfte und sein Erbe an Birkenfeld fielen. Am 25. Juli 1696 schrieb Johann Carl seinem Bruder u. A.: „ . . . . car pour moy je vous puis assurer, que si je me remarie, il sera un mariage de conscience, n'étant point en état d'entretenier une femme de condition, je ne trouve aussy, que je puisse vivre soli taire, comme je suis, il faut songer au salut de l'âme, si je le fais" — —

Drei Tage später führte er Esther Maria von Witzleben an den Traualtar. Pfalzgraf Christian II. gerieth über diese Mesalliance in großen Zorn und beruhigte sich erst, als sein Bruder in einem Vertrage mit ihm seine etwaigen Nachkommen von der Erbfolge ausschloß. Als Esther Maria ihrem Gemahl aber drei Söhne und zwei Töchter geschenkt hatte, bereute der Pfalzgraf diesen Vertrag bitter, und er that alles, um ihn zu annulliren. Kaiser Leopold war dem Gedanken, Esther Maria in den Reichsgrafenstand zu erheben und ihre Kinder dadurch erbberechtigt zu machen, ganz geneigt und verwies die Angelegenheit vor den Hofreichsrath; zugleich aber steckte sich Pfalzgraf Christian II. hinter die Kaiserin Eleonore, welche, selbst eine pfälzische Prinzeß, gegen Esther Maria sehr eingenommen war, und diese intriguirte wirklich so geschickt bei den Reichshofräthen, daß Johann Carls Project vereitelt wurde. Einen nochmaligen Versuch erstickte der spanische Erbfolgekrieg, und Esther Maria sah sich plötzlich jeder Stütze beraubt und allein, da Pfalzgraf Johann Carl am 21. Februar 1704 starb und sie als schutzlose Witwe zurück ließ.

Pfalzgraf Christian II. nutzte dies auch sogleich aus, indem er seiner Schwägerin zwar eine jährliche Einkunft von 6000 Gulden versprach, diese aber nach ihrem Tode einziehen, mithin ihre Kinder mittellos in die Welt stoßen wollte. Da aber nahm Esther Maria muthig den Kampf für das Recht ihrer Kinder auf, — doch erst, als Kaiser Leopold 1705 starb und seine ihr so feindlich gesinnte Gemahlin ihren Einfluß verlor, vermochte sie einen schwachen Hoffnungsschimmer zu erblicken, besonders da, was sehr zu ihren Gunsten spricht, drei fürstliche Frauen ihren mächtigen Einfluß für sie geltend machten. Es waren dies die Markgräfin Hedwig von Baden, die Fürstin von Ottweiler und die Fürstin Dorothea Catharina von Nassau-Saarbrücken, die Schwester des Pfalzgrafen Johann Carl.

Esther Maria nahm jetzt officiell den Titel einer Pfalzgräfin-Witwe bei Rhein an und ließ ihre Rechte zu Wien durch den Rechtsconsulenten Dr. Burger aus Frankfurt a. M. vertreten, der sich der Sache seiner Clientin auch mit vollstem Eifer annahm, was freilich Christian II. nicht hinderte, seine Schwägerin durch seine Beamten als „Frau von Witzleben" behandeln und bezeichnen zu lassen. Mehr noch, er suchte den Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, König Carl XII. von Schweden und alle anderen Wittelsbacher Linien gegen die Witwe seines Bruders aufzuhetzen und zu einem Protest gegen ihre Ansprüche zu bewegen, was ihm auch schließlich gelang. All diesen Mächtigen der Erde stand Esther Maria unerschüttert, uneingeschüchtert gegenüber, und wer weiß, ob sie gesiegt hätte, wenn die genannten fürstlichen Frauen ihr nicht hold gewesen wären. Aber was die Frau will — — ce que femme veut, Dieu le veut.

Und sie siegte wirklich, denn am 11. April 1715 fällte der Reichs-Hofrath zu Wien ein Urtheil des Inhalts, „daß die zwischen weiland Herrn Johann Carl, Pfalzgrafen bei Rhein und seiner hinterlassenen fürstlichen Frau Witwe Esther Maria, geb. von Witzleben, getroffene Ehe vor ein ordentliches, gültiges und vollständiges fürstliches Matrimonium — aller dagegen Einwendungen ungeachtet — zu achten und um deswillen die darin erzeugten Kinder des pfalzgräflichen Namens, Standes, Würden und der Succession in allen ihrem Vater zuständig gewesenen Stamm- und Fideicommiß-Güter ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu erklären seien."

Entgegen allem sonstigen Herkommen wurde Esther Maria also nicht ausdrücklich in den Reichsfürstenstand erhoben; denn sie war nach dem obigen Urtheil in Folge ihrer Vermählung Fürstin — ein Umstand, der dem Ruhm ihres väterlichen Namens einen neuen Glanz gab. Von nun an war der Friede eingekehrt bei ihr, und sie lebte im unbestrittenen Besitz ihrer fürstlichen Rechte auf Schloß Gelnhausen, woselbst sie am 20. Februar 1725 ihr müdes Haupt zur Ruhe legte, — die Ahnfrau der jetzigen herzoglichen Linie von Bayern.

Von ihren Kindern vermählten ihre zwei Töchter sich mit dem Fürsten Friedrich Wilhelm zu Solms, bezw. mit Graf Heinrich XXV. Reuß j. L. zu Gera. Ihr jüngster Sohn war kaiserlicher Feldmarschall und starb unvermählt, während der älteste, Pfalzgraf Friedrich Bernhard, vermählt mit Prinzeß Ernestine Louise zu Waldeck als königlich französischer Brigadier 1739 ohne männliche Erben starb. Der mittlere Sohn, Pfalzgraf Johannes, vermählt mit Sophie, Wild- und Rheingräfin zu Daun, welcher nebenbei noch die Würde eines churpfälzischen Generals bekleidete, führte das Geschlecht des Pfalzgrafen Johann Carl und der Pfalzgräfin Esther Maria fort, und sein zweiter Sohn Wilhelm (der Aeltere starb unvermählt), führte seit 1799 den Titel eines Herzogs in Bayern mit den Rechten der Succession in der churfürstlichen resp. königlichen Linie des Hauses Bayern. Herzog Wilhelm († 1837), vermählt mit Prinzeß Anna Marie von Zweibrücken, hinterließ nur zwei Kinder, — die Herzogin Elisabeth, vermählt mit dem Fürsten von Wagram, Alexander Berthier, Marschall von Frankreich, und den Herzog Pius, der ihm wenige Monate später schon im Tode nachfolgte. Des Letzteren Sohn und Erbe, der so sehr beliebte Herzog Max, wurde durch seine Gemahlin Louise, Prinzeß von Bayern, Vater von drei Söhnen und fünf Töchtern, von denen der Eine, Herzog Carl Theodor, sein Leben der leidenden Menschheit weihte und als Arzt europäischen Ruf besitzt, während zwei der Töchter auf Throne stiegen. Wer kennt sie nicht, die Heldin von Gaëta, die Königin Marie Sophie von Neapel und die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die ob ihrer Schönheit so Vielbesungene, die so eigenartig wie das Edelweiß ihrer Berge auf ihrem Throne steht — sie sind Enkelinnen der schönen Esther Marie von Witzleben, welche mit dem Muthe der Mutterliebe ihren Kindern erkämpfte, was die Mächtigen der Erde ihr bestritten. „Gottes Mühlen mahlen langsam," „denn tausend Jahre sind ihm wie ein Tag," — wer möchte nicht denken an diese Stellen der heiligen Schrift, wenn man sie neben einander stellt, die Ahnfrau und die Enkelin. Der Ersteren wehrte eine Kaiserin in erbitterter Feindschaft die Rechte, um welche sie kämpfte, und die Enkelin bestieg denselben Thron, von dem aus die Kaiserin Eleonore das arme Edelfräulein in ihr Nichts zurückschleudern wollte.

Wer kann es wohl da dem alten thüringischen Geschlechte verargen, wenn es stolz ist auf die lieblichste Blume seines uralten Stammes, und wenn es, zu den Höhen eines Kaiserthrones aufblickend, mit Bezug auf die, welche ihn theilt, sagen kann: „In ihren Adern fließt unser Blut, das edle, stolze und reine Blut der Esther Maria von Witzleben!"

Nachdruck verboten.

Hinter den Coulissen.

Von Robert Misch in Berlin.

III.

Premièren.

Was eine Première bedeutet, weiß heutzutage jeder Zeitungsleser, dem das Wort ja alle Augenblicke aufstößt. Es klingt sehr modern und bedeutet doch etwas Uraltes. Schließlich müssen zu allen Zeiten, in denen es eine Bühne gegeben hat, die neuen Stücke irgendwo und irgendwann zum ersten Mal dargestellt worden sein. Was waren jene Aufführungen, in denen die antiken griechischen Tragiker, ein Sophokles, ein Euripides, um den Siegeskranz rangen, was waren sie denn anders als Premièren, von deren Spannungsreiz und deren Bedeutung für ein ganzes Land wir uns heute nur einen schwachen Begriff machen können!

Die Römer waren kein eigentliches Dichter- und Theatervolk; ihre Premièren spielten sich hauptsächlich im Circus ab; sie waren mit Blut geschrieben, erlebte Tragödien. Als dann aus den Wogen der Völkerwanderung langsam eine Kulturinsel nach der anderen emporstieg, fing die Menschheit an, auch dem Drama wieder Beachtung und Pflege zu schenken. Freilich können wir bei den geistlichen Spielen, den Mysterien, den Autos, und wie sie sonst in den verschiedenen Ländern hießen, nicht von „Premièren" in unserem Sinne reden, bei denen es sich nur um reine Kunstzwecke handelt.

Höchstens die Fastnachtsspiele, wie sie in Deutschland Ayrer, Hans Sachs u. A. dichteten, kämen hier in Betracht, wurden aber doch noch nicht von Berufsschauspielern aufgeführt. Erst in Spanien, in England und Frankreich nahm das kunstmäßige Drama wieder einen schnellen und gewaltigen Aufschwung, der unserem Vaterlande durch den unglückseligen 30jährigen Krieg jäh durchschnitten wurde. Von den Premièren Shakespeares und seiner Vorgänger, von den Erstaufführungen Lope de Vegas, Calderons, Alarcons wissen wir einiges, nicht allzuviel. Immerhin waren es wirkliche Premièren, denen kunstsinnige Fürsten und Höfe, eine theilnahmsvolle Menge beiwohnten.

Besser sind wir schon über die Vorgänge in Frankreich am Hofe des Sonnenkönigs unterrichtet, den ein Corneille, ein Racine und ein Molière umkreisten. Bekannt sind ja die Intriguen und Kämpfe, die sich bei und nach der Erstaufführung des „Tartüffe" abspielten und auch andere Werke des französischen Lustspiel-Klassikers begleiteten. Eine berühmte Première war dann später „Figaros Hochzeit", das erste Grollen des heraufziehenden Revolutionsgewitters.

Viel mehr interessiren uns freilich die Premièren unserer eigenen Klassiker; eines Lessing, Schiller, Goethe, die in Berlin, in Hamburg, in Mannheim und vor allem in Weimar sich abspielten. Es würde ein interessantes Buch abgeben, über diese Erstaufführungen zu berichten. Hier sei nur flüchtig der berühmten „Räuber"-Première in Mannheim Erwähnung gethan, der der jugendliche Schiller auf Dalbergs Einladung beiwohnte, und die mit einem Schlage seinen Ruhm durch Deutschland verbreitete — eine Première, wie sie alle jungen Dichter für ihr Erstlingswerk ersehnen. Freilich war es damals noch nicht Sitte, sich mit einigen Knixen vor dem hochverehrten Publico zu bedanken, während man heute ja hauptsächlich in eine Première geht, um den armen Autor anzuklatschen oder „anzublasen", wie der Kunstausdruck lautet.

Nur flüchtig können wir hier noch einiger anderer historischer Premièren gedenken, z. B. Mozart's „Don Juan," der in Prag außerordentlichen, in Wien nur geringen Eindruck machte, während die „Zauberflöte" die Wiener gleich bei der Première entzückte. Berühmt in literargeschichtlicher Beziehung ist die Erstaufführung von Victor Hugo's „Hernani," womit die romantische Periode in Frankreich, das bisher vom „Klassicismus" beherrscht worden, eingeleitet wurde. Es liest sich sehr amüsant, wie die jugendlichen Heißsporne von Romantikern, die Freunde und Anhänger des Dichters, bereits am Nachmittag, viele Stunden vor Beginn das Theater füllten und sich hier nicht gerade schön aufführten, wie sie dann den Kampf gegen die Gegner, also die überwiegende Mehrzahl des Publicums aufnahmen, sodaß die Schauspieler sich minutenlang nicht verständlich machen konnten, wie sich diese lärmenden Kämpfe wochenlang wiederholten, bis sich endlich das Stück durch seine poetische Kraft und seine Neuheit durchsetzte. Es erinnert dies an verschiedene neuere Berliner Premièren. Hier sei nur noch der berühmten Pariser Tannhäuser-Première anfangs der Sechziger Jahre Erwähnung gethan, in der eine Clique des Jockey-Club das Wagner'sche Meisterwerk zu Fall brachte, weil kein Ballet darin vorkam. Daß sich aber ein Meisterwerk auf die Dauer nicht unterdrücken läßt, hat sich auch hier wieder gezeigt. Wagner's Opern feiern jetzt Triumphe in der Großen Oper zu Paris und in ganz Frankreich.

Fast so maßgebend wie Paris es von jeher für die Provinz war, ist seit einer Reihe von Jahren Berlin für Deutschland, das deutsche Oesterreich und die deutsche Schweiz in Theaterdingen geworden. Früher konnte sich ein neues Stück von Wien, München, Leipzig, Dresden oder einem der anderen deutschen Centren aus durchsetzen und, wenn es Erfolg hatte, über alle Bühnen gehen. Heute bedeutet eine Aufführung außerhalb Berlins mit wenigen Ausnahmen nicht viel mehr als eine Probe, von welcher der Autor lernen, nach der er noch manches ändern kann, und die einen oder den anderen der maßgebenden Berliner Bühnenleiter auf das Stück aufmerksam macht. Aber seinen Weg macht es erst von Berlin aus. Ganz unabhängig davon, wie der Erfolg vor Berlin war, hängt das Schicksal des Werkes einzig vom Gefallen oder Nichtgefallen in der Reichs-Metropole ab. Man kann dies aus mancherlei Gründen beklagen, aber man kann es nicht mehr ändern. Ist ein Stück hier durchgefallen, so ist es todt; und nur die allmächtige Zeit bildet bei einem der seltenen Meisterwerke einmal ausnahmsweise die Berufungs-Instanz.

Manches Stück, das ein besseres Schicksal verdient hätte, ist so endgültig eingesargt worden — und umgekehrt auch. Denn wovon hängt die Entscheidung dieses gefürchteten Berliner Tribunals nicht alles ab! Wer bildet diese, fast immer gleiche Menge der üblichen Premièren-Besucher, die das Geschick der deutschen Dramatiker in Händen halten?

Da haben wir zunächst die berufsmäßigen Kritiker. Jeder Einzelne bemüht sich gewiß, gerecht zu urtheilen; aber jeder von ihnen steht auf einem bestimmten, theoretischen Parteistandpunkt, von dem aus er dieses übermäßig anerkennt, jenes übermäßig verwirft, je nachdem der Autor mehr oder minder realistisch oder idealistisch schafft. Der Eine liebt den Schwank und haßt das Pathos, beim Anderen ist das Umgekehrte der Fall. Aehnlich spaltet sich das Publicum. Dazu kommen persönliche Freunde und Gegner des Autors, neidische Fachkollegen, deren Stücke nicht angenommen worden oder bereits durchgefallen sind. Ein Theil des Publicums sucht nur sein Vergnügen und findet es gegebenen Falls auch darin, wenn er sich über Stück und Autor lustig macht. Das sind die gefürchteten Premièren-Tiger, die in ein neues Stück wie in ein Wettrennen gehen und gern die Gelegenheit zu einem kleinen Ulk oder Scandälchen vom Zaune brechen. Was kümmert es sie, ob dem Autor die Hoffnung und die Arbeit von Jahren in zwei Stunden vernichtet werden!

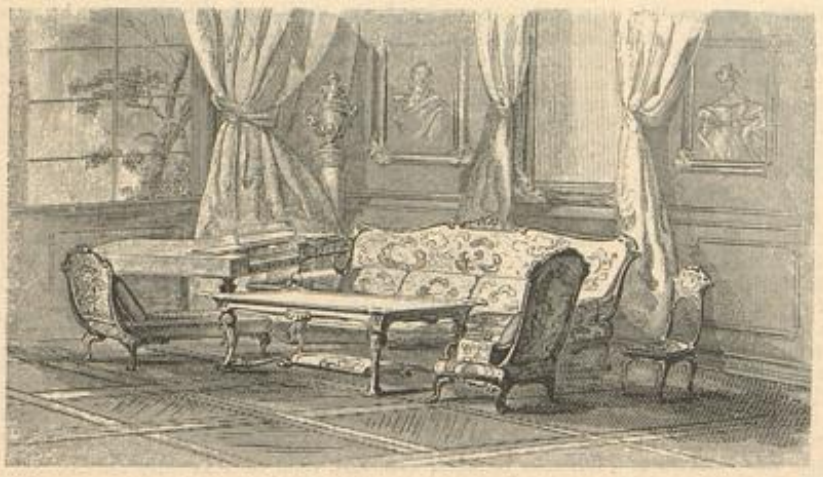
Dieses Cliquen-Wesen hat sich seit dem Auftreten der neuen Richtung besonders bemerkbar gemacht. In den „freien" Bühnen, später im „Deutschen" und im „Lessingtheater" wurden und werden wahrhafte Schlachten gekämpft. Langsam gleichen sich jetzt die Gegensätze aus, die Bewegung verebbt. Und doch, so befangen und so urtheilslos der Einzelne auch sein mag, es läßt sich nicht leugnen, daß unser Berliner Premièren-Publicum von äußerster Feinfühligkeit ist und im Durchschnitt das Rechte zu treffen weiß.

Aber nicht vom Publicum und vom Werth des Stückes allein hängt der Verlauf einer Première ab. Auch die Wahl der Bühne, ob sie grade für dies Genre geeignet ist oder nicht, die Besetzung der Hauptrollen, die Zeit (Saison), in der man das Stück giebt, und noch tausend andere Dinge sprechen hier bestimmend mit. Wenn sich ein angeklebter Schnurrbart des Liebhabers, ein Zopf der Salondame zur unrechten Zeit löst, so fällt eine stimmungsvolle Scene, mit ihr vielleicht ein ganzer Act ins Wasser. Bedeutungsvoller als solche nicht eben häufigen Zufälle ist die Besetzung. Ein geeigneter oder ungeeigneter Künstler in einer Hauptrolle, und das Stück zeigt ein gänzlich verändertes Gesicht! Leider weiß ein großer Theil des Publicums und auch der Kritik den Darsteller nicht von seiner Rolle zu trennen, natürlich stets zu Ungunsten des Dichters. Die starke Wirkung einer Scene wird dem oder den Schauspielern zu Gute geschrieben. Was wären sie aber ohne den Dichter, in dessen Augen sie vielleicht nicht einmal genügend seine Intentionen zum Ausdruck bringen! Wie weit ab steht der beste Künstler noch immer von dem, was sich der Dichter in seinen Träumen ausgemalt!

Ueberhaupt, der arme Dichter — er ist bei einer, selbst siegreichen Première bedauernswerth; denn bis nicht der Vorhang zum letzten Male gesunken, kann er seines Erfolges nicht sicher sein. Zitternd steht er vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und sieht seine Richter gleichgültig plaudernd und lachend in den Zuschauerraum treten. Wenn er es nicht vorzieht, hinter den Coulissen weiter zu zittern, so pflegt er das im verborgensten Winkel einer Loge zu besorgen. Er möchte die Zuhörer bei jedem Witz kitzeln, bei dem sie nicht lachen; auch scheinen sie ihm auf den Händen zu sitzen, statt diese zum Applaudiren zu gebrauchen, wie es sich doch gehört. Wehe aber, dreimal wehe über sein unglückselig Haupt, wenn das Stück leise oder laut abfällt! Alles weicht ihm scheu hinter den Coulissen aus, jeder Lampenputzer sieht ihn verächtlich an. Der Herr Direktor aber zuckt die Achseln hoch und immer höher, je größer der Durchfall wird; und jedes Fältchen seines spöttisch verzogenen Gesichtes scheint zu sagen: „Das habe ich mir gleich gedacht!" Die Schauspieler haben den Abfall natürlich immer vorausgesehen und prophezeit.

Lächelt aber die Sonne des Erfolges, steigt der Beifall von Act zu Act, wie sie ihm da alle die Hände drücken, und jeder ihm versichert, er hätte stets viel von ihm und seinem Stück gehalten. Aber der Herr Direktor führt ihn abseits in eine Ecke, gratulirt ihm und sich mit besonderer Wärme, fragt nach seiner neuesten Arbeit und bricht schließlich, wenn alles zum guten Ende gediehen, mit unfehlbarer Sicherheit in die Worte aus: „Na, was habe ich Ihnen gesagt? Das habe ich voraus gewußt . . . Das Stück mußte gefallen!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Canapé im Stil des zweiten Kaiserreichs.

Doppelsopha (Dos-à-Dos).
Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Nachdruck verboten.

Neue Bücher.

Von Paul von Szczepański in Berlin.

I.

Die fünfundzwanzigste Jährung der großen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges hat eine so große Anzahl von Kriegs-Tagebüchern an das Licht gefördert, daß es selbst dem Spezialstudium schwer fallen wird, hier das Werthvolle von dem Minderwerthigen zu sondern. Dazu liegt es in der Natur des Stoffes, daß auch für die Geschichte jener Zeit sehr werthvolle persönliche Erinnerungen nicht unbedingt geeignet sein müssen, das Interesse gebildeter Frauen anzuregen. Aber die Frauen sollten trotzdem nicht ganz achtlos an dieser Lectüre vorübergehen; denn es gehört zu den Aufgaben der Mütter, in ihren Kindern die Ereignisse jener großen Zeit lebendig zu machen, und das geschieht am eindrucksvollsten an der Hand solcher persönlicher Erinnerungen. Wenn ich zwei aus der großen Anzahl der erschienenen Kriegs-Tagebücher herausgreife, so halte ich damit die für Frauen interessanten Bücher dieser Art keineswegs für erschöpft, sondern ich nenne sie, weil sie mir unter den von mir gelesenen, als die interessantesten erscheinen: Es sind die „Kriegs-Tagebücher von 1866 und 1870/71" von Fred Graf Frankenberg (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) und die „Kriegs-Erinnerungen eines preußischen Offiziers 1870/71" von Edgar von Ubisch (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn). Der schlesische Magnat hat beide Kriege in bevorzugten Stellungen mitgemacht, er war Zeuge der historischen Ereignisse aus allernächster Nähe, und er zeigt sich in seinen Erinnerungen als ein Mann von Geist und seiner Beobachtungsgabe, von vornehmer Gesinnung und warmem Herzen. Edgar von Ubisch dagegen hat als junger Artillerie-Lieutenant in der Truppe gegen Frankreich gekämpft, er ist schwer verwundet worden, in einem Kloster von französischen Nonnen mütterlich gepflegt, als Reconvalescent auf dem Transport von Franctireurs überfallen und gegen alles Völkerrecht gefangen, von dem französischen Pöbel insultirt und in einer Küstenfestung, in der ihm jede ärztliche Pflege versagt blieb, internirt worden, bis ihm und seinen unter ähnlichen Umständen in Gefangenschaft gerathenen Leidensgefährten endlich die Stunde der Befreiung schlug. Das sind persönliche Erlebnisse, die für den Verlauf des großen Krieges nicht von wesentlichem Einfluß gewesen sind. Aber sie geben das Detail des großen Krieges, Farbe und Stimmung. Und mit Ausnahme des Verfassers der bekannten Fröschweiler Chronik wüßte ich keinen unter denen, die die Ereignisse des großen Krieges aus eigener Anschauung geschildert haben, der über eine so mächtige Darstellungsgabe verfügt wie Edgar von Ubisch. Trotzdem er seine Erlebnisse ganz schlicht erzählt, sich ganz auf Thatsächliches beschränkt und höchstens durch das Zusammendrängen des Stoffes manchmal die Absicht künstlerischer Wirkung zeigt, sind seine Schilderungen von packendstem Interesse. Ein Künstler von Natur, meistert er den Stoff absichtslos künstlerisch, und von einem Dichter ersten Ranges unterscheidet er sich nur dadurch, daß er Menschen und Geschehnisse nicht aus seiner Phantasie schöpft, sondern der Wirklichkeit nachschildert. Familien, die an langen Winterabenden an gemeinschaftlicher Lectüre Freude haben, seien beide Werke als zum Vorlesen vortrefflich geeignet empfohlen.

Den österreichischen Offizierskreisen gehört der Held einer neuen Erzählung von Hans von Hopfen „Die Siegerin" (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek, Stuttgart) an. Er ist Cavallerie-Lieutenant, Cavallerist von ganzer Seele, liebenswürdig, schneidig, keck — dabei nicht vermögend. Sein Herz hängt sich an ein junges Mädchen, das sich in Wien aufhält, um ihre Stimme ausbilden zu lassen, und das fälschlich für wohlhabend gehalten wird. Hätte der Lieutenant die Wahrheit gewußt, so würde er versucht haben, seine Neigung im Keim zu ersticken, denn sein Beruf ist ihm Lebenselement, und als vermögensloser Offizier kann er ein armes Mädchen nicht heirathen. Ueber die Verhältnisse der Geliebten sich täuschend, ringt er um ihre Gegenliebe, bis sie seine Neigung erwiedert. Da kommt ihnen beiden die Erkenntniß, daß sie sich nicht angehören können, ohne daß der Lieutenant seinen Dienst quittirt und sich nach einem Beruf umthut, der ihm eine Familie zu ernähren gestattet. Er ist dazu bereit, da er das Mädchen wirklich liebt. Wie sie sich aber den Geliebten, ihren stolzen Reitersmann, das kecke, leichtlebige Blut, einem bürgerlichen Erwerb nachgehend vorstellt, ihn, der gewohnt ist, in frischer Luft zu athmen, in der staubigen Atmosphäre eines Bureaus, da sieht sie ein, daß er seiner Liebe ein Opfer zu bringen bereit ist, das sie nicht annehmen darf, weil er in der neuen Existenz trotz ihrer Liebe verkümmern würde. Sie nimmt Abschied von dem Geliebten und geht in ihre Heimat zurück, um als Gesangslehrerin ihre Stimme und die auf dem Conservatorium erworbenen Kenntnisse zu verwerthen, denn auch darüber ist sie sich klar geworden, daß sie dem Ehrgeiz, sich als Künstlerin eine Stellung zu machen, entsagen muß, weil ihre künstlerischen Mittel einer solchen nicht gewachsen sind. Die Charaktere sind fein und sympathisch gezeichnet, der ganzen Erzählung ist viel von dem liebenswürdigen Zauber eigen, den die Wiener Luft auszuströmen scheint.

Zwei kleinere Erzählungen von Hans von Hopfen „Hotel Köpf" und „Uebereilte Werbung" erschienen in einem von René Reinicke's Meisterhand illustrirten Bändchen im Verlag von Richard Eckstein Nachf., Berlin. Die erste Erzählung behandelt eine tragische Episode aus der Münchener Studentenzeit des Dichters, und ich möchte glauben, daß nur sehr starke Nerven von dieser packend erzählten Liebesgeschichte, hinter welche die Cholera einen grausigen Schlußpunkt setzt, nicht irritirt werden sollten. In der zweiten Novelle ist mir der Held, ein drei jungen Mädchen Litteraturstunden gebender preußischer Landrath, eine so ungewöhnliche Bureaukraten-Erscheinung, daß ich ihrer Lebenswahrheit einige Zweifel entgegenbringe.

„Severin" ist der Titel einer Erzählung von Anna Gräfin Pongrácz (Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer) die der Tendenz Ausdruck giebt, daß das Leben eines Menschen erst in dem Augenblick auch für ihn selbst Werth erhält, indem er es selbstlos in den Dienst seiner Mitmenschen stellt. Die sehr geschickte Darstellung macht manches wahrscheinlich, was der Leser ohne diese als romanhafte Unwahrscheinlichkeit empfinden würde. Der Held ist ein junger Mann aus guter Familie, außergewöhnlich beanlagt, voller Edelmuth, aber ohne besondere Energie. Seine militärische Laufbahn quittirt er, trotzdem er einen Feldzug mit großer Auszeichnung mitgemacht hat, weil ihm die Greuel des Krieges das Handwerk verleidet haben. Dann versucht er ohne viel Eifer, ein litterarisches Talent auszumünzen, bis ihn eine unerwartete große Erbschaft der materiellen Sorgen überhebt. Sie giebt ihm den nöthigen Hintergrund für die Rolle des interessanten Müßiggängers, die er in der Wiener Gesellschaft, ohne sich selbst davon befriedigt zu fühlen, spielt, bis ein Eklat ihn aus dieser Gesellschaft verschwinden läßt, — nicht ihn allein, sondern mit ihm eine schöne Frau der Wiener Gesellschaft, die bis dahin für ein Bild ohne Gnade galt. Dieser Frau opfert er sich und sein Vermögen. Als sie stirbt, geht er mittellos nach Wien zurück, um es mit der Arbeit zu versuchen. Das Leben behagt ihm nicht, und er beschließt, es von sich zu werfen. Während er sich philosophirend noch klar zu machen sucht, daß sein Entschluß sein gutes Recht sei, begegnet ihm ein junges Mädchen, das nicht durch Lebensüberdruß, sondern durch Verzweiflung in den Tod getrieben wird. Er hält sie davon zurück und während er ihr klar macht, daß sie ein großes Unrecht zu begehen im Begriff war, — ein Unrecht, daß er selbst noch vor wenigen Minuten für sein gutes Recht hielt, trotzdem seine Motive leicht wiegen gegen diejenigen, die dieses unglückliche Mädchen den Tod suchen ließen — kommt er zu der Ueberzeugung, daß die Gerettete nur wirklich gerettet werden kann, wenn er dauernd zu ihrem Schutz an ihrer Seite bleibt. Beide kehren in das Leben zurück und schaffen ein Seehospiz für arme Kinder, mit dem sie in glücklicher Vereinigung großen Segen für die Menschheit stiften. Mir ist dieser glückliche Schluß, zu dem eine alte Freundin dem Helden der Erzählung verhilft, indem sie die Gesellschaft veranlaßt, sich wieder für ihn und das von ihm geplante philantropische Werk zu interessiren, zu optimistisch. Das Leben ist anders. Es verlangt von den meisten Menschen, die durch eigene Schuld ihren Platz haben aufgeben müssen, daß sie ihn durch eigene Kraft sich wieder erringen. Und darin liegt eine große Gerechtigkeit. Aber trotz dieses dem Leben wenig entsprechenden optimistischen Schlusses, der die Energielosen noch energieloser machen könnte, liest sich viel Gutes aus dem Buche heraus: viel weibliche Herzensgüte und Menschenliebe. Was verschlägt dagegen ein wenig Unkenntniß des Lebens, und vielleicht daraus entspringend, die Neigung, die Situationen noch krasser zuzuspitzen als die Wirklichkeit?

Nachdruck verboten.

Der Guitarren-Spieler.

Zu dem Bilde von M. Texidor in Barcelona.
Siehe Seite 17.

Durch die Mauren ist die Guitarre in Spanien eingebürgert worden, wo sie noch heute das von fast jedermann gespielte Lieblings-Instrument ist, während sie in anderen Ländern, — leider, kann man wohl sagen, — durch das Clavier fast ganz verdrängt wurde. Als Begleit-Instrument zu einstimmigem Gesange vortrefflich geeignet, wahrt die Guitarre den Charakter anspruchsloser Hausmusik, während das Clavier nur zu häufig anspruchsvoller auftritt, ohne daß die Leistungen der die Tasten meisternden Spieler zu solchen Ansprüchen berechtigen. Der Guitarren-Spieler, dessen charakteristischer Kopf den spanischen Maler zu seinem ansprechenden Bilde inspirirte, ist allerdings ein Virtuose auf seinem Instrument; er spielt nicht zu seinem Vergnügen, sondern für die Oeffentlichkeit, — in den Cafés von Madrid, wo er den Gesang seiner Tochter begleitet. G.

Nachdruck verboten.

Theehaus in Kyoto.

Zu dem Bilde von F. Hohenberger in Berlin.
Siehe Seite 20.

Ueber japanische Sitten ist uns viel vorgefabelt worden, insbesondere über die Einrichtung der Theehäuser in Japan. In Wahrheit darf man sich wohl, — mit Ausnahmen natürlich, — die japanischen Theehäuser nicht anders vorstellen als unsere Restaurants. Daß junge Mädchen in diesen Restaurants die Bedienung machen, sollte uns eigentlich nicht wundern, da in Süddeutschland z. B. auch die Kellnerin in durchaus ehrbarer Weise ihren Obliegenheiten, die Gäste zu bedienen, nachgeht. Zu diesen jedem zahlenden Gaste offenen Erholungsstätten gehört indessen das Theehaus nicht, das uns der Maler F. Hohenberger, der lange auf der Jagd nach Motiven in Japan geweilt hat, im Bilde vorführt. Der Künstler zeigt uns vielmehr ein lauschiges Plätzchen innerhalb der vielen alten Adelssitze, die in Kyoto, der ehemaligen Hauptstadt Japans, den alten kaiserlichen Palast umgeben. Wie dieser sind auch die meisten Adelshäuser in den letzten Jahrzehnten halb verfallen, seitdem die kaiserliche Residenz nach Tokio verlegt wurde. Ein großer Theil des Adels, der Beamten und anderer Bewohner folgte dem Kaiser dorthin, sodaß die Bevölkerung Kyotos um zwei Drittel zurückgegangen ist. Aber unter den in Kyoto zurückgebliebenen Familien des japanischen Hochadels befinden sich gerade diejenigen, die sich mit der Einführung europäischer Civilisation noch nicht befreunden konnten und noch heute an den altjapanischen Sitten festhalten. So findet man in Kyoto noch am leichtesten ein echtes Stück Alt-Japans, wie dieses Theehaus im Garten eines Adelspalastes, dessen Liliputformat uns so sonderbar anmuthet.

O. P.

Modernes Sopha im Stil der Renaissance.
Unser Canapé. — Siehe Seite 20.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft A, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Februar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(3. Fortsetzung.)

Vom offenen Fenster her klang langgezogen ein Vogelgezwitscher, in dem Frühlingswinde von draußen bewegte sich der verdunkelnde Vorhang, ein Sonnenstrahl stahl sich goldig herein in das Krankenzimmer, glitt über das gleichmüthig stille Gesicht der betenden Nonne, über das der Mutter, das vom Weinen müde war, streifte Leo's angsterfüllte, erregte Züge und machte dahinten in der Ecke Juliane von Kramer's sehnsüchtige Augen plötzlich aufleuchten. Wie sie hereingekommen war, darauf konnte Anna sich nicht besinnen. Ihr war zu Muth, als träume sie wieder. Sie sah und hörte alle die anderen, wußte deutlich, was jene thaten und fühlte dabei doch mit klarem Bewußtsein nur die Last, die fast wie leblos ihr im Arm lag. Alle die anderen standen dem Sterbenden näher als sie, jedem von ihnen mußte sein Verlust tiefer gehen, als gerade ihr. Da die Mutter, die ihn verzogen, verwöhnt, verdorben, — was mochte sie leiden in dieser Stunde! Und Leo, der an ihm gesündigt, und dort die Frau, die ihre Hand von ihm zurückgezogen hatte, gerade, da er der Stütze bedurfte, — dachten sie alle, die ganze Zeit lang, nie etwas anderes, als an sein Geschick? Sie, Anna, fühlte, wie die Gedanken ihr davon gingen, bald zu dem hin, dann zu jenem, in jeden einzudringen suchten und wieder zurückkehrten in die kleine, ihr eigenste Welt: zu ihrem Mann, zu ihrem Kinde. Was thut wohl Lili jetzt? Wer sitzt bei ihr am Bett und spielt mit ihr und singt sie in Schlaf? Ob sie noch Mama rufen würde, sobald sie die Zimmerthür gehen hörte? „Mama!“ mit so einem jubelnd hellen, glücklichen Ton, daß die Mutter, ihr jubelndes Kinderlachen darum sich abgewöhnen müssen, weil einmal vor sieben Jahren, lange ehe sie geboren wurde, auf jenem Wege zwischen dem Comer-See und dem von Lecco, an einem Sonnabend im Regen . . .

Ob er selbst daran denkt? Jetzt in dieser Minute? Kann man denn noch denken im Sterben? Er hat die Augen plötzlich voll zu ihr aufgeschlagen, so schöne Augen. Er blickt sie an, wie schon ein paar Mal in diesen Tagen, nur klarer, als hüllte der Schleier der Krankheit nicht mehr sein Bewußtsein ein. Die anderen alle sind zu beschäftigt mit Beten, mit Medicin-Herrichten. Nur sie ist so nahe bei ihm und sieht es und beugt sich vor. Er scheint sie zu kennen, scheint sie fragen zu wollen.

„Ich bin Anna,“ sagt sie leise, „Leo's Frau.“

„Leo!“ wiederholt er langsam mit deutlicher Stimme, daß sie alle ihn hören, „Leo, lieber alter Bruder, bist Du da? Und Du auch, Juliane? Und Du, Mutter . . . Alle, die ich lieb gehabt habe, alle noch einmal . . . . Wenn ich so weiter leben könnte, mit Euch um mich her . . .“

Die letzten Silben verhallen, ersterben in murmelndem Röcheln.

„Leo!“ stöhnt er noch einmal laut auf. Und sein Kopf fällt zurück, sie kann ihn nicht stützen. Er schlägt auf den Bettrand hin und ist tot.

* * *

Auf dem Kirchhof von Monaco haben sie ihn zur Ruhe gebracht. Die Sonne schien dazu, das Meer glitzerte drunten. Und es spielte Trauermusik, und der Geistliche sprach sein Gebet, bevor sie ihm die dunkle Erde auf seinen Sarg geworfen haben. Dann sind sie alle fort gegangen und haben ihn drunten allein liegen lassen.

Jetzt saßen sie in dem Zimmer der Mutter vor der Abreise noch beisammen. Jene bedankte sich bei Leo und Anna, daß sie hergekommen waren, daß sie ihr geholfen hatten, die letzten Tage und Stunden ihres Sohnes schmerzloser zu machen. Auch für das würdige Begräbniß, so schön, wie sie's nie hätte herrichten können, bedankte sich die arme Frau. Aber Juliane, — sie war die zwei Tage dageblieben, als ob es sich von selbst verstände, und alle hatten sie, die Fremde, als zu ihnen gehörig und gleichberechtigt in dieser Trauer, angesehen, — Juliane durchbrach erregt ihre Reden:

„Was danken Sie dafür,“ sagte sie, „glauben Sie wirklich, Ihrem Sohn, so wie er war, als er noch lebte, wäre es ein Trost gewesen, zu wissen, daß ihn vier Träger statt zwei hinabtragen würden? Daß ein fremder Geistlicher ihm einen lateinischen Segensspruch ins Grab nachrufen würde? Nein, in Ihres Sohnes Namen brauchen Sie für diese äußerliche Ehrung gewiß nicht zu danken. Auch kaum dafür, daß der Professor hierher gereist kam. Er that das, so wie ich, weil er eben nicht anders konnte, weil er ihn wiedersehen mußte, mußte, — einen Blick des Abschieds, der Verzeihung noch für sich zu erlangen suchte. Wenn Sie für etwas ihm danken wollen, so müßten Sie es für ganz etwas anderes: da, für die Frau! Daß sie gerade sie ist, daß sie dem armen Sterbenden durch das Bewußtsein ihrer Nähe wohl thun, ihm die alte Bitterkeit von der Seele fortnehmen konnte, daß er mit seinem letzten Athemzuge seinen einstigen Freund wieder Bruder genannt und mich genannt hat und so uns verzieh, das, das . . . Nein, wir können es ihr nie danken, wie wir es fühlen! Und es ist ja auch nicht ein Bewußtes, was sie für uns gethan hat. Es ist das letzte, Unaussprechliche, Unausgesprochene. Anna,“ rief sie, und ging auf die junge Frau zu und nahm ihre Hände, „Anna, wissen Sie's denn, was das war für uns, für mich? Nein, Sie wissen es garnicht! Und das ist das Beste. Kommen Sie, Sie haben mir so viel Liebes erwiesen, thun Sie noch eins für mich: küssen Sie mich!“

Mit ihrer nervösen Zärtlichkeit umarmte sie die erschrockene junge Frau. Anna wehrte ihr. Ihr that es weh, sich so loben zu hören, und doch wollte sie die Einsame nicht verletzen. Sie sah zu ihrem Mann hinüber. Der stand abgewandt am Fenster. Ob ihm, wie Juliane,

Volko Graf von Hochberg.
General-Intendant der Königlichen Schauspiele.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Georg von Hülsen.
Intendant des Königlichen Hof-Theaters in Wiesbaden.
Nach einer Photographie von H. Wirth, vorm. H. Schröder, Wiesbaden.

Die Leiter der deutschen Hofbühnen. I. — Siehe Seite 32.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Michaels letzte Worte den Schmerz gemildert hatten? Ob ihm auch seit dem Tode des Bruders leichter ums Herz geworden war oder schwerer noch als bis dahin? Ihn zu fragen, hatte sie noch nicht gewagt. Und er sagte ihr nichts.

„Ach ja," sagte die alte Frau, „meine liebe Anna, Sie waren recht gut zu ihm. Der arme Junge! Wer das wohl hätte ahnen können, daß er einmal so enden würde!"

Und dann sprachen sie von Michael. In dem gedämpften, fremden Ton, in dem man in einem Todtenhaus spricht, erzählten die drei einander von ihm, Geschichten von seiner Herzensgüte, von seinen übermüthigen Streichen. Die Mutter berichtete aus seiner Kindheit, der Freund aus den Studentenzeiten, und Juliane schilderte ihn, wie er als der beste Tänzer, der beliebteste Salon-Held, ein gefeierter politischer Redner obendrein, zum ersten Mal in einer Gesellschaft vor sie hingetreten war. Er hatte an dem Abend gleich einen Fußfall vor ihr gethan. Alle Leute mochten glauben, er sei zufällig ausgeglitten. Ihr hatte er mit einem Blick es gesagt, wie er nur ihr habe huldigen wollen. Und sie wetteiferten, seinen stolzen Anstand zu rühmen, seine hinreißende, alle Welt bezaubernde Grazie, seinen raschen Verstand, seine kindlich heitere Art.

Davon aber sprachen sie nicht, wie er in Deutschland von einer Partei sich der andern zugewendet, nur um seinen Namen viel genannt zu machen, wie er sich entfernt hatte und dem Freunde seine Schulden, seine Schande hinterlassen, davon nicht, was für ein Leben er hier geführt, all die letzten Jahre, und was es gewesen war, das den Anlaß zu seinem Tode gegeben hatte. — Milde deckt sich der schöne Schleier des Vergebens über das Böse, das ein Mensch im Leben gethan, und die, die ihn liebten, errichten ihm in ihrem Gedächtniß, zu ihrem eigenen Herzenstroste ein poetisch verklärtes Bild. —

Während sie sprachen, sah Anna immer, statt des glücklichen Knaben, des übermüthigen Jünglings, des sicheren, weltgewandten Mannes, den jene da schilderten, den jammervoll Sterbenden vor ihren Augen. Und wenn sie ihn sich wieder so dachte, kam auch der gleiche Gedankenzug, der ihr in jener letzten Stunde durch den Kopf gegangen war, ihr ebenso wieder: Er, Leo, das Kind! — Würde Lili je darum leiden, daß jener solch ein haltloser Schwächling gewesen war? Warum ist es so, daß des einen Unrecht den andern mit niederdrückt? Warum hat die frische Kraft eines glücklichen Menschen nicht gleiche Macht, um den anderen aufzurichten, warum wirkt alles Böse stärker, als das einfache, gerade Gute? Es giebt kein Grübeln, das auf solche Fragen die Antwort fände. Es ist so und ist einmal Menschenschicksal. Dabei bleibt es. Besser, darüber nicht nachzudenken, sondern vorwärts zu sehen. Vorwärts nach Hause, zu dem Kinde! . . . .

„Ist es nicht Zeit schon?" fragte sie.

Leo sah auf. „Eine gute Stunde noch."

Und mit den gleichen gedämpften Stimmen, wie vorher von dem Verstorbenen, unterhielten sie sich von der Reise, von ihren Plänen. Die Mutter wollte einstweilen noch bleiben, Juliane bis Genua in der Gesellschaft des Ehepaares fahren, um nach Nervi zurückzukehren, sie beide würden nur eine Nacht in Luzern schlafen und von dort nach Berlin gehen.

„Nicht viel mehr als zwei Tage, dann sind wir zu Hause!"

Wie Anna das sagte, vergaß sie es, ihre Stimme zu dämpfen. Der Ton klang anders, als man im Zimmer von Trauernden spricht.

„Sie Glückliche!" sagte Frau Juliane. „Daß man zu Hause etwas zurückließ, das Liebste, Beste, wie schön das sein muß!"

Die Mutter trocknete sich die Augen: „Ach ja, das Kind! Hätte er das doch noch gekannt!"

Anna spähte ängstlich zu Leo hinüber. Wie er an jenem Abend, dem letzten zu Hause, zusammengebrochen war vor dem Liebreiz des Kindes, weil sein Freund solch ein Glück nicht besaß . . . Er aber sah ihren fragenden Blick nicht.

Allmählig ging dann doch der Abend vorüber. Es ward Zeit, sich zur Reise zu bereiten. Man holte das Gepäck. Der junge Doctor kam im letzten Moment noch und brachte Frau Anna Rosen aus seinem Garten, küßte ihr die Hand und dankte ihr.

„Wofür?" fragte sie.

„Ja, wofür?" Sein feines, bartloses, echt französisches Gesicht erröthete ein wenig. Er wußte ersichtlich nicht die Antwort zu finden und blickte zu Frau Juliane hinüber, als ob die ihn verstehen müßte.

Sie kam zu Anna und legte ihr den Arm um die Schultern!

„Vielleicht dafür, daß Sie ihn die Deutschen kennen lehrten, besonders deutsche Frauen. Von denen hat man nämlich sonst hier keine Ahnung. Nun weiß er, wie sie sind. Scheint Ihnen das des Dankes nicht werth?"

Es folgte der Abschied von der Mutter. Wie sie weinte, die Aermste! So, als ob sie sich in Thränen auflösen wollte. So, als ob nun Leo ihr eigener Sohn sei, von dem sie die Trennung nicht ertrüge. Die beiden jungen Frauen mußten mit ihr weinen: Anna, weil ihr davor graute, je es an sich selber erfahren zu können, wie einer Mutter zu Muthe ist, die ihr einziges Kind begraben, Juliane, weil sie nur zu gut wußte, wie es einer ist, die zurückbleibt, allein, allein, und die nie und nirgend jemand mehr hat, der ihr näher steht als allen anderen. —

Sie gingen den Weg über das Plateau zum Bahnhof. Von dem Casino her klang die Musik, und einzelne Raketen stiegen von der Terrasse auf, das Meer drunten weithin erleuchtend.

„Sind Sie garnicht drinnen gewesen?" fragte der Doctor, der vor der Hotel-Thür gewartet hatte, sie noch bis hinab zu begleiten und sich nun neben Anna hielt — „haben Sie das Spiel und die Säle nicht einmal gesehen!"

„O nein!" sagte sie.

Der junge Mann blickte sie von der Seite an: „Nein," sprach er plötzlich rasch und leise, „Ihre Freundin da that Unrecht, Ihnen zu sagen, ich dankte Ihnen, weil Sie mich die deutschen Frauen kennen lehrten. Ich kenne die anderen nicht, nur Sie. So sind auch nicht andere. Andere können garnicht so sein. Sie sind die einzige. Und Sie, — daß ich Sie kennen lernen durfte, — ja dafür danke ich Ihnen und Gott!"

Anna stieg rascher die Stufen hinunter. Das Spielhaus lag hinter ihr. Der französische Doctor mußte hier bleiben. Und da kam der Zug, und der Zug ging zu Lili.

„Der arme Bursche!" sagte neben ihr Juliane mit leisem Lachen, als sie davonfuhren und jener noch barhaupt grüßend dastand, „hatten Sie es wirklich nicht bemerkt bis diese Stunde, wie sehr er in Sie verschossen war? Ist Ihr Mann garnicht eifersüchtig?"

„Nein, o nein!" Anna sah sich um nach den Leuten, die schon im Coupé waren, und, in Mäntel eingehüllt, in den Ecken lagen.

„Ach lassen Sie die nur!" meinte Juliane, „bis da drüben hört man bei dem Rasseln des Zuges, besonders in den vielen Tunnels, doch keine Silbe, und dann verstehen sie gewiß auch nicht deutsch. Wir aber sind nur diese Stunde hier noch beisammen. Sagen Sie mir: Sie glauben also, Ihr Mann sei nicht eifersüchtig? Und Sie, — wären Sie es auch nicht für ihn?"

Es lag in der Frage etwas, was Anna erschreckte. Sie blickte hinüber zu Leo. Er saß zurückgelehnt, blaß und still, so meilenfern von ihr. Sie konnte nicht wissen, was er jetzt dachte. Und neben ihr die zarte Gestalt in den kostbaren Pelzen, aus denen nur das feine Gesichtchen mit den sehnsüchtigen Augen hervorlugte . . . . Noch einmal wanderten ihre Blicke zu ihm und von ihm wieder zu ihr.

Dann schüttelte sie ihren Kopf: „Nein," sagte sie langsam, „dazu habe ich ihn zu lieb!"

„Das verstehe ich nicht! ‚Je größer die Liebe, je stärker die Eifersucht', heißt es gewöhnlich."

„Vielleicht! Ich weiß nicht viel von solchen Gefühlen, weil ich nie darüber spreche und nicht einmal gern daran denke. Ich meine nur, wenn man einen Menschen sehr lieb hat, muß man ihm vertrauen, wie sich selbst. Kommt er aber doch eines Tages und sagt: ‚es ist nun aus und zu Ende' — das kann ja sein, wer weiß was geschehen wird, — dann wird man sich darein auch fügen müssen, eben weil man ihn zu lieb hat, um ihn unglücklich machen zu wollen."

„Und Sie würden ihn gehen lassen, womöglich ihm noch Ihren Segen geben? Wahrhaftig, ja, Sie sehen mir aus, als ob Sie das könnten! Sie sind noch sehr jung, ein halbes Kind. Und ich habe vom Leben schon zehnmal mehr als Sie erfahren, habe mich auch nicht gerade feige dabei benommen, aber doch . . . . Vielleicht liegt's ein bißchen auch an der Statur, daß ich mir neben Ihnen so wunderlich klein und mit aller meiner Lebenskenntniß doch so wenig klug erscheine."

Anna schüttelte den Kopf: „Was wollen Sie nur? Was thue ich denn? Ich bin wie ich bin. Ich kann garnicht anders" — — —.

„Eben deshalb!" Frau Juliane stand auf und küßte sie: „Eben weil Sie so sind, machen Sie auch andere besser, ruhiger, klüger, als, ohne Sie gekannt zu haben, diese je vorher sich fühlten. Ich wenigstens . . . Wahrhaftig ich glaube, ich werde fortan mein Leben nicht ganz so mißmuthig betrachten! So danke ich Ihnen auch, wie der Doctor. Aber ich möchte noch etwas von Ihnen. Wollen Sie mir erlauben, daß ich mich für eine halbe Stunde auf den Sitz da drüben setze?"

„Erlauben? Ich?"

„Ja, da drüben, zu Ihrem Mann. Ich möchte ein bißchen noch mit ihm plaudern.

„Gut," sagte Anna, „so thun Sie es doch! Warum Sie aber mich deshalb fragen, — das verstehe ich nicht!"

Juliane küßte sie noch einmal und setzte sich auf die andere Seite neben Leo. Der rückte ein wenig, ihr Platz zu machen. Er bog den Kopf zu ihr, sie sprach, er hörte. Sein Ausdruck war traurig erst, dann gerührt, dann lächelte er. Anna machte die Augen zu. Bei dem Rasseln verstand man, wie jene gesagt, auch nicht eine Silbe. Und immer hinüber sehen und forschen . . . nein, das wollte sie nicht. Wozu hatte nur Juliane ihr solche Gedanken erwecken wollen? Um sie zu prüfen und kennen zu lernen? Ach, sie kannte sich selbst nicht! Eben hatte sie noch stolz jede Möglichkeit von sich gewiesen. Und nun, — sie fühlte, wie sie roth ward im Dunkeln, sie fühlte, wie eine eisige Kälte lähmend ihr bis in die Fingerspitzen drang, fühlte im Halse ein würgendes Etwas, das ihr den Athem benahm, und drückte fester ihre Augenlider zu. Was die zwei da drüben auch sprechen mochten, ob von Vergangenem, ob von der Zukunft, — wie sehr er jene einmal geliebt, — er hatte sie, Anna, zur Frau genommen. Und ob er nun vollkommen glücklich mit ihr war, oder ob er vielleicht, zu Stunden, beim Wiedersehen jetzt, es empfinden mochte, daß die geistvollere, welterfahrene, die ihm näher stand an Jahren, für ihn besser paßte, — ihres Mannes Weib durfte auch nicht für eine Secunde, für eines Blitzes, Gedankens Zeitspanne nur daran zweifeln, daß er ihre wie seine Ehre stolz und rein bewahren würde! Sie saß mit ineinander gepreßten Händen, mit geschlossenen Augen, sehr still; der Zug rollte, rollte sein einförmig Lied, sie hörte zuweilen die Stimmen der beiden, glaubte ihren eigenen Namen zu hören und sah nicht auf.

In Genua hatten sie auszusteigen. Juliane's Zug war der erste, der abging. Sie brachten sie zum Coupé. Leo hob ihre Sachen hinein, die Kammerjungfer kletterte nach, auf der Fahrt bei der gnädigen Frau zu bleiben. Sie standen draußen noch bei einander.

„Wieder ein Abschied! Wir haben in dieser Nacht so viele schon genommen!" sagte Juliane. „Nun, der von Ihnen ist nicht so trübe. Leben Sie wohl, Sie lieben beiden! Und leben Sie glücklich! Sie werden es bleiben. Solche Menschen wie Sie sind, Frau Anna, denen kann Unglück garnicht nahen, sie tragen ja den Sonnenschein in sich. — Auf Wiedersehen!" rief sie dann noch vom Fenster: „auf Wiedersehen!"

Als der Zug fort war, gingen Leo und Anna auf dem Perron noch auf und nieder. Sie waren ganz allein, es war dunkel. Er zog ihren Arm in den seinen. So gingen sie im gleichen Schritt mit einander. Einmal bückte er sich, sah ihr ins Gesicht und küßte ihr die Augen.

„Warum weinst Du?" fragte er leise.

„Weil ich so glücklich bin, so glücklich!" murmelte sie. —

Alles das, was nun seit Tagen ihr das Herz beschwert und bedrückt, das hatte sie ihm sagen wollen, wenn sie endlich, nur endlich von Monte Carlo fort sein würden. Nun war niemand da, sie zu hindern, kein anderer Passagier, keine halbfremde Freundin. Sie hätte ihn so viel fragen können, er hätte ihr so viel wohl antworten müssen, aber sie brauchten es beide nicht. Anna faltete die Hände um seinen Arm und drückte die Wange an seine Schulter.

„Du!" flüsterte sie in seinen dicken Winterüberrock hinein. Und das war alles.

Er lächelte über ihren kindlichen Ton. Die anderen hatten ihr gedankt. Er sagte garnichts. Er machte den Arm frei von ihren Händen, legte ihn um sie und zog sie noch näher. Und so wanderten sie auf dem öden Bahnhof im Halbdunkeln zwischen Gepäckträgern, Koffern und Karren hin und her, hin und her.

Dann kam die Weiterreise, sie zwei allein im Coupé bei einander. Die Wagenräder klapperten ihre sanftberuhigende Melodie. Kurz vor Mailand ging die Sonne auf, roth und prächtig. Auf dem Bahnhof dort war ein lustiges Getriebe, die Stimmen der italienischen Zeitungsausrufer klangen so wohllautend, der Kaffee und das Brod schmeckten besonders, fast heimatlich gut. Und sie fuhren nach Hause durch das heitere Land, zwischen prächtigen Bergen ganz direct zu ihrem Kinde.

„Weißt Du," sagte Anna einmal, „es gefällt mir alles viel besser und ist so anders, als damals auf der Hochzeitsreise."

„Warst Du damals nicht gern mit mir?"

Sie schüttelte den Kopf: „Doch schon, aber ich kannte Dich nicht so! Und ich fürchtete mich immer, daß ich etwas sagen könnte, was Dir mißfiele. Und ich wußte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nie, was Du dachtest. Ich wollte Dir wohlthun und sah immer drohend all das Fremde, all Deinen Kummer, der zwischen uns lag. Aber jetzt" . . .

Er beugte sich vor: „Jetzt weißt Du, daß Du nicht mehr ein Kind bist und ich ein gar gelehrter Herr, vor dem Du Respect zu haben brauchtest. Sondern Du bist die Kluge, Milde, die dem Armen half, sein Leben...."

„Still! Wir sind gleich, Du und ich, das ist es, ich und Du. Jeder ist in des andern Augen klüger und besser. Du bist es in meinen. Und wenn ich etwas thun konnte, was mich in Deinen nicht mehr als Kind und als fleißiges Hausmütterchen allein erscheinen läßt . . ."

„Nein," rief er, „als meinen Kameraden sehe ich Dich an, den liebsten, besten, den ein Mensch besitzen kann! Wie mir diese Nacht Frau von Kramer gar so viel von Dir erzählte, wie gütig Du seist und wie edel, da dachte ich immer: ‚was redet sie nur! Ich kenne meine Anna viel besser.'"

„Und wirklich von mir hat sie gesprochen, die ganze Zeit? O, Leo, wenn Du wüßtest, was ich . . . Nein, das darfst Du doch nicht wissen, sonst verlierst Du die gute Meinung gleich wieder von mir! Ach, wie die Welt herrlich ist! Wie ich froh bin! Es ist ja Unrecht, wir haben gestern Deinen liebsten Freund begraben, ich kann aber nicht anders! Da sieh doch den See! Auf dem möchte ich einmal mit Dir rudern, und da am Ufer spazieren gehen, wir zwei, Arm in Arm!"

Er bog sich zum Fenster hinaus, als sie das sagte: „Weißt Du, wo wir sind? Der See, an den wir da eben kommen, ist der von Lugano."

Sie bog sich auch vor. Der Zug fuhr gerade über den Damm, der quer die blaugrüne Fluth durchschneidet.

„Das also ist der See von Lugano! Ueber den fuhrst Du damals mit dem Freunde? Und dann kamt Ihr nach Bellaggio? Und das ist auch nicht weit von hier?"

„Da drüben liegt es. Bücke Dich etwas rechts hinüber. Siehst Du die bläulich duftigen Berge? Ihnen zu Füßen eingebettet ruht der Comer-See. Möchtest Du dorthin?"

„Ob ich es möchte! Den Ort sehen, den Weg über die Landzunge mit der Treppe, den Cypressen, den Wänden voll von Glycinen, wo Du mit ihr gingst!"

„Den Weg gehen wir zwei zusammen. Heute noch, wenn Du willst."

„Aber Leo! Es ist doch Dein Ernst nicht? Wir wollen nach Hause!"

„Und kommen nach Hause. Nur um einen halben Tag später. Anstatt in Luzern zu übernachten, thun wir's in Bellaggio. Willst Du? Wir steigen dann hier aus und fahren mit dem Dampfschiff weiter. Entscheide Dich! In zehn Minuten sind wir im Bahnhof von Lugano. Willst Du diese zweite Hochzeitsreise mit mir machen? Kannst Du das Kind um ein paar Stunden länger entbehren, — meinetwegen?"

„O," sagte sie leise, „Du möchtest es also?"

Er sah sie nur an.

Sie wurde roth, wie ein junges Mädchen: „Wenn es vernünftig ist, wenn es recht ist, — Lili ist ja die ganze Zeit so wohl gewesen, einen halben Tag länger, — wenn Du's denn willst . . . ."

Er gab keine Antwort, sprang nur auf und holte Schirme, Reisedecken aus den Netzen, und schnallte sie zu. Wie jung und beweglich er aussah, wie heiter. Daß er ein klein wenig eifersüchtig auf Lili war, daß es ihn freute, sie dem Kinde auf einen Tag noch zu entführen, einen Tag länger sie für sich haben wollte, sie hätte das nie von ihm erwartet, es machte sie stolz. Wie zwei Kinder, die hinter die Schule gehen wollen und fürchten, der Lehrer könnte sie noch erwischen, so rasch stiegen sie in Lugano aus dem Zuge.

Die Geländer vor dem Bahnhof waren mit jungem Grün umrankt. Es sah so festlich aus, so sonnig, für sie beide geschmückt. Der Kutscher, der sie bis zum Dampfboot fuhr, hatte eine Rose zwischen den Zähnen, während er sprach. Und das Pferdchen mit klingenden Schellen galoppirte die blendend weiße Straße hinunter, als wisse es ganz genau, wie glücklich die zwei sich fühlten, die es führte. Auf dem Dampfboot waren noch wenig Passagiere. Sie setzten sich vorn an die Spitze, wo sie allein blieben. Er mit seinem Trauerflor auf dem Hut, und sie mit der breiten, schwarzen Binde, die ihr Juliane umgelegt hatte, — sie haßte das Ding, — um den Aermel der Reisejacke. Trotzdem hielten die Leute, sie sah's ihnen an, sie für zwei Hochzeitsreisende, so ein altes Ehepaar, wie sie schon waren!

Leo zeigte ihr am Ufer jede Ortschaft, die er kannte. In Oria das Haus seines italienischen Lieblingsdichters Fogazzaro, in Osteno, hinter den Obstbäumen und lichtgrünen langherabhängenden Trauerweiden, den Eingang zu der berühmten Grotte. Und dann die langsam bedächtige Fahrt in der kleinen spielzeugartigen Eisenbahn über die Landenge zwischen den Seen. Und dann von der Höhe hinunter in spitzen langen Kehren, wo durch die Blüthen-beladenen Zweige der Fruchtbäume näher und näher das Wasser des Comer-Sees heraufblinkt. Und noch eine Dampfboot-Fahrt, und noch einmal landen. Kaum daß sie sich Zeit ließ, in Bellaggio ihr Gepäck im Hotelzimmer abzulegen, so wollte Anna gleich in den Garten! Er mußte ihr in dem Laubengang am Wasser die grüne Holzbank zeigen, auf der Juliane gesessen hatte, als er sie zuerst sah. Er führte sie bis zum Ende des Ganges, wo eine alte Bade-Anlage, mit wildem Wein und Rosen bewachsen, den Garten abschließt. Da hatte er einmal mit jener am Geländer gestanden, den Wäscherinnen zugesehen, die drunten hantirten, und sie hatte ihm von ihrem Leben erzählt, wie sie dazu gekommen war, an allen zu zweifeln, — nur an ihm nicht. Dann wanderten sie durch die Bogengänge des Ortes, Anna kaufte für Lili Spielzeug, auch solch ein paar winziger Holzschuhlein, wie damals Juliane sie Leo als Abschiedsgeschenk gegeben.

„Eine Art von entsühnender Pilgerfahrt ist es eigentlich," sagte er, als sie den Weg, den er damals gemacht hatte, weitergingen, unter den noch kahlen Platanen am Wasser und auf holperigem Steinpflaster hinter der dunkeln Gartenmauer von Villa Melzi rund herum, „ein Bußgang zu den Stätten, an denen ich einst gesündigt habe, jetzt mit meinem guten Genius, der das alte Unrecht von mir nehmen will!"

Und als sie über die breiten Grasstufen der alterthümlichen Treppenanlage zwischen den dunkeln hohen Cypressen vom See hinaufstiegen, bis zu dem flach eingeschnittenen Wege, der quer über die Halbinsel führt, da blieb er oben auf dem Absatz stehen, sah rechts und links sich um: „Hier ist es gewesen, gerade hier!"

Sie folgte seinen Blicken. Er hatte ihr die Gegend im Regen geschildert. Heute ging der sonnigste, schönste Frühlingstag in rothem Abendschein zur Rüste. Zu ihren Füßen lag der See im Schatten schon, mit seinem Kranz von kleinen Orten, von weißen Villen im dichten Grün. Drüben, jenseits des Sees von Lecco, trugen die grauen Felsenwände, die steil emporragten, auf ihren Spitzen goldig leuchtend noch den letzten Sonnenblick. Nur im Norden die Schneeberge sahen grau, geisterhaft kalt und fern herüber. An den Wänden des Weges aber blühten die Glycinen-Dolden dicht und betäubend duftend, wie damals. —

Sie trat zu ihm hin, sie rührte leise seinen Arm. „Es ist zu schön hier! Ich kann nicht anders, ich kann nicht trauern. Und Du, sag mir's ehrlich, ist es Dir noch so, daß Dir die Reue über das Damals Dein Leben verbittert?

„Nein," sprach er: „es liegt dahinten, im Schnee, in den Wolken, fern, wie die Schweizerberge dort!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Täuschungen.

Novelle von Lotte Freda in Berlin.

Eine Wolke schob sich plötzlich vor die Sonne. — Es war seltsam, wie das ganze Bild ringsum sich dadurch veränderte: — wie weggewischt das reizvolle Wechselspiel von Licht und Schatten, das leuchtende Frühlingsgrün unter einem trüben Schleier verschwunden.

Ein leichter Windzug strich durch die blühenden Jasminbüsche und trug ein paar weiße Blüthenblättchen in das dunkle Haar der jungen Frau, die bequem ausgestreckt in einem Gartenstuhl lag und aus halbgeschlossenen Augen auf den goldgrünen Rasenplatz blickte. Der plötzliche Lichtwechsel schien sie unangenehm zu berühren; sie bewegte unruhig den Kopf, seufzte ein wenig und blickte endlich zu ihrem Mann hinüber, der einige Schritte von ihr entfernt saß, seine große elegante Gestalt im dunklen Jacket-Anzug nachlässig gegen den Gartentisch gelehnt, auf dem das silberne Kaffeegeschirr halb zur Seite gerückt war, um einigen Zeitungsblättern Platz zu machen.

Er las; die leichten Wölkchen seiner Cigarrette zogen über den Rand der „Post" hinweg ins Freie.

Jetzt erhob er den Kopf und sah die dunkeln Augen seiner Frau auf sich gerichtet.

„Willst Du auch eine Zeitung, Nina?"

„Danke schön!"

„Aber Kind, ich begreife nicht, wie Du immer so unthätig dasitzen magst; nimm Dir doch wenigstens eine Handarbeit vor, wie andere Frauen!"

Nina hob langsam die schmalen Hände und schob die Ringe an den Fingern hin und her.

„Du weißt doch, daß ich's nicht gern thue, es hat so gar keinen Zweck. In unsere Einrichtung passen solche gehäkelten und gestickten kleinen Ungeheuer nicht, und nur um die Zeit auszufüllen, da ist mir das Nichtsthun noch lieber. Ich mag nichts halbes!"

„Ja, Du, Du bist eben garnicht wie die andern, mußt immer etwas besonderes haben, kleine Prinzeß!" Es sollte scherzhaft klingen, aber ein leiser Tadel lag doch darin. Er schien auf eine Antwort zu warten; als keine erfolgte, erhob er sich und begann auf der kleinen Garten-Terrasse auf und ab zu gehen, wobei er leise vor sich hin pfiff.

Das letztere war Nina's Schrecken; ihre empfindlichen Nerven zuckten förmlich dabei, aber sie schwieg und stieß nur ein paar Mal hastig die Spitze ihres Lackschuhs in den gelben Kies.

Das Wölkchen hatte die Sonne wieder frei gegeben und war in der blauen Luft zerflossen. Zitternde Lichter huschten wieder über die großen rothblühenden Azaleen und Rhododendron-Büsche, die im Halbkreis die Terrasse umstanden. Von den Jasmin-Sträuchern zog der Duft in großen heißen Wellen herüber.

Hinter dem Gartenzimmer rollten einzelne Equipagen fast geräuschlos vorüber; nur das Klappen der Hufe auf dem Asphalt war zu hören und verlor sich allmählich in der Ferne.

Nina erhob sich plötzlich aus ihrer nachlässigen Lage und kam langsamen Schrittes bis an den Tisch heran, auf den sie beide Hände stützte. Ihr helles loses Kleid schleppte in weichen Falten über den Kies.

„Was hast Du heute Nachmittag vor, Paul? Kann ich den Wagen haben?" fragte sie, während ihre Augen über die Breite der Straße fort in die laubschweren Wipfel des Thiergartens blickten.

„Ich? Warte einmal, — ja, ich habe eine Verabredung, komme aber zum Abend wahrscheinlich nach Hause. Ich fahre dann mit der Stadtbahn."

Er zog die Uhr.

„Willst Du einen Besuch machen, Ni?"

„Doch nicht, ich möchte nur frische Luft haben; weil ich, — mir ist" — sie zögerte und wartete heimlich. Sah er denn nicht, daß sie blaß war und ihre Augen matt und traurig blickten? Fragte er denn niemals mit jener besorgten, ritterlichen Zärtlichkeit im Ton, die einem Mann so gut steht? — O es war doch so leicht!

Wie sie sich sehnte nach so ein paar unbedeutenden, kleinen, lieben Worten!

Sie wußte ja, daß er wohl große Opfer für sie bringen, Gefahren bestehen würde, wenn es sein mußte. Ach, das alltägliche Leben fordert eben keine Heldenthaten; es ist eine unabsehbare Kette von tausend kleinen, anscheinend so nichtigen Dingen, aber sie wollen doch auch ihr Recht!

Er hatte keine Ahnung von ihren heimlichen Wünschen. „Aber natürlich, Maus, dann fahre nur", bemerkte er leichthin, raffte die Zeitungsblätter zusammen und entfernte sich mit einem flüchtigen: „Adieu, auf Wiedersehen heut Abend!"

Sie blieb unbeweglich stehen und sah ihm nach.

Nina saß in ihrem kleinen, zierlichen Coupé, in die dunkeln Polster geschmiegt und knöpfte gedankenlos an ihrem Handschuh. Die Räder glitten lautlos vorwärts, tactmäßig schlugen die Hufe, klipp, klapp, immer dasselbe eintönige Geräusch.

Durch die geöffneten Wagenfenster strich die warme Juniluft.

Eine seltsame Unruhe war in ihr.

Sie konnte nicht recht herausfinden, was es war. Ein unbestimmtes Wünschen, halb quälend, halb wohlig lockend, und dazu der schwüle süße Duft von draußen herein, es war unerträglich in dem engen Raum.

Luft, — Bewegung!

Ja, das war's. Sie drückte auf die kleine elektrische Klingel und zog den hochgeschobenen braunen Schleier mit einem Griff über ihr schmales Gesicht.

Der Wagen hielt sofort.

„Ich will eine Strecke zu Fuß gehen, Karl; fahren Sie langsam nach Hause und sagen Sie meinem Mann, ich wäre gegen 8 Uhr zurück."

Nina war ausgestiegen, und wandte sich dem breiten Kiesweg zu, der am Canal entlang führte.

Man sollte es nicht glauben, daß die Großstadt so weltverlorene stille Winkel hat. Mitten im Häusergewirr ein stiller Traum friedlich schaffender Natur. Es war einer von Nina's Lieblingswegen; sie hatte volles Verständniß für die herben versteckten Reize der norddeutschen Landschaft, für ihre verschleierten Farben und stimmungsvollen Wechsel, an denen die meisten achtlos vorübergehen.

Feuchte dunkelgrüne Laubmassen ringsum, die Büsche drängen sich dicht an das Wasser heran, das hier breiter wird und fast wie ein blanker, ruhiger kleiner See erscheint, an beiden Seiten eingefaßt von sammetgrünem Rasen.

In der Ferne begrenzt eine Eisenbahnbrücke die Aussicht, ihre drei schmalen Bogen aus rothem Stein setzen sich fest und zierlich von dem hellen Abendhimmel ab; man vergißt ihre prosaische Bestimmung und möchte glauben, sie sei die Zauberbrücke aus dem Märchen, die den Zugang zum verwunschenen Schloß erschließt.

Auch hier überall der betäubende Duft aus den Jasminsträuchern, und in dunklen Blättern die schweren gelblichen Blüthendolden des Hollunders. Dazu die fernen Klänge einer Militär-Kapelle; der Wind trägt die Melodie halbverworren herüber.

Die junge Frau athmete Duft und Töne mit halbgeöffneten Lippen durstig ein. Sie nahm ein paar helle Rosen aus ihrem Gürtel und blickte über die Blumen hinweg gleichgültig auf die wenigen Fußgänger, die an ihr vorüber kamen.

Plötzlich nahmen ihre großen müden Augen einen gespannten Blick an und richteten sich auf die schlanke Gestalt eines Mannes, der ihr in einiger Entfernung hastig entgegen kam.

Er war noch zu weit, um in dem unsicheren Licht seine Züge zu erkennen, aber sie fühlte es, fühlte es an einer großen zitternden Unruhe ihres Herzens, wer es war, — — und plötzlich ward ihr klar, daß all die unklaren peinigenden Gedanken, die quälende Sehnsucht der letzten Stunden ihm gegolten hatten!

Er kam rasch näher.

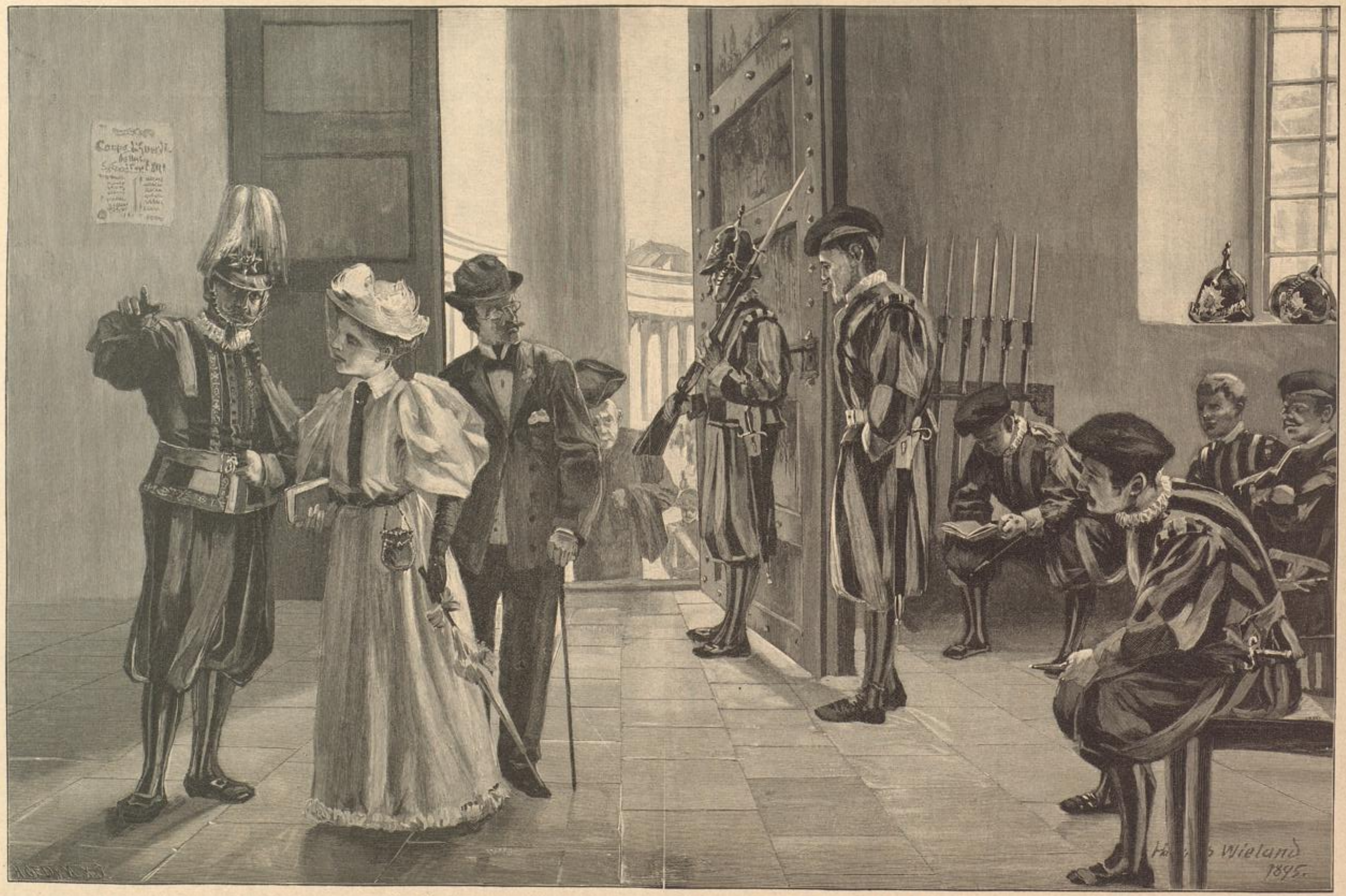
Jetzt hatte auch er sie erkannt.

Ob er sie ansprechen, ob er weiter gehen würde? Ob er — ? Sie waren ja so bekannt. Sie war doch eine verheirathete Frau, warum denn nicht? Warum sollte er nicht — —? O, diese hellen, stolz blickenden Augen, wie oft hatte sie hineingeblickt in tausend unruhigen wirren Träumen!

Jetzt, — jetzt war er ganz nah. Es kam plötzlich über sie wie eine trotzige Sehnsucht, ein Verlangen, ihn aufzuhalten, den Augenblick auszunutzen, hier in stiller dämmernder Einsamkeit an seiner Seite zu gehen, ihm zu sagen, zu erzählen, was sie — — ja, was denn?

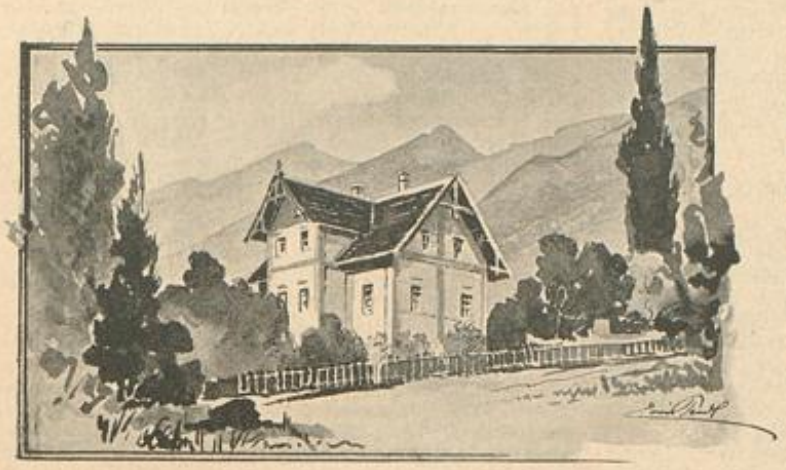
Er grüßte mit leichtem, höflichem Lächeln, ihre Hand zuckte, um ihn aufzuhalten; sie vergaß fast zu danken auf seinen Gruß, nur ihr Blick brannte unter den rasch aufgeschlagenen Lidern zu ihm hinüber.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Der Eingang zum Vatikan. — Nach dem Gemälde von Hans Wieland in München. — Siehe Seite 32.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



P. K. Rosegger's Villa in Krieglach.

Kirche in Krieglach.

Der Abendschein verblaßt allmählich; am hellen silberfarbenen Himmel hängt die Mondsichel wie blankes Gold. Lichter tauchen fern auf und ziehen ein feines Goldgespinst über das dunkle Wasser. Alle festen Umrisse verdämmern langsam in einem fahlen, schattenhaften Blaugrün. Unruhig flattern und huschen die Vögel in den Baumzweigen, und aus dem feuchten Erdboden steigt herber Duft.

Nina rang mit schnellem Athem gegen den Sturm in ihrem Innern.

Ein Grauen war in ihr vor ihrem eigenen Verlangen und doch eine quälende Reue, daß sie ihm nicht gefolgt war.

Es war ja doch aus, vorbei — alles; es war ja Sünde, nur daran zu denken.

Und doch erneute es sich immer wieder, das alte Spiel. Ihr Herz war so müde vom vergeblichen Kampf, so sterbensmüde.

So saß sie lange und starrte über das dunkle Wasser hin mit trockenen, brennenden Augen.

Eine alte, ärmlich gekleidete Frau ging vorüber, streifte mit verwunderten Blicken die elegante Gestalt der einsamen Dame und streckte dann mit ein paar gemurmelten Worten bittend die Hand aus. Nina schreckte empor, als die traurig monotone Stimme an ihr Ohr schlug und suchte hastig aus ihrem kleinen, schmalen Portemonnaie ein Geldstück hervor.

Die Frau schien überrascht von der Größe der Gabe und stammelte einen etwas verwirrten Dank, von dem Nina nur die Worte verstand: „Ich will auch für Sie beten!"

Hastig, ohne sich umzusehen, eilte sie nach Hause.

Es war spät geworden; ihr Mann erwartete sie gegen seine Gewohnheit schon im Vorzimmer. Der farbige Schein der altdeutschen Ampel ließ sein angenehmes Gesicht noch etwas blasser und gleichgültiger als sonst erscheinen; der kleine Schnurrbart schien sich noch melancholischer über den etwas ironischen Mund herabzusenken.

„Wo hast Du denn gesteckt, Ni? Ich habe mich wirklich schon beinahe um Dich geängstigt," rief er und nahm ihr dabei das seidengefütterte Cape ab und die halb verwelkten Rosen, die er achtlos zu Boden fallen ließ.

Sie murmelte mit freundlichem Lächeln etwas von Kopfweh, und daß die Luft ihr wohlgethan hätte, während sie ihm gewohnheitsmäßig die Lippen zum Kuß bot. Er fragte nicht weiter und trat nach ihr in die geöffnete Zimmerthür. Dort ließ sich die junge Frau müde in einen Sessel gleiten und lehnte den dunkeln Kopf zurück, sodaß ihr feines Profil sich weich von dem rothbraunen Tuchpolster abhob.

Ihr Mann setzte sich wieder an den eben verlassenen Schreibtisch, auf dessen Platte zwischen kostbaren Bronze-Geräthen eine große Photographie Nina's stand. Die Feder in seiner Hand flog mit leisem Knistern über das Papier, von der Straße her tönten gedämpft die Schritte der Vorübergehenden. Sonst kein Laut.

Die Gasflammen in der großen Lampenkrone glühten fast unerträglich hell nach dem bläulichen Halblicht draußen. Nina's Augen schmerzten. Der kleine Amor aus dunkler Bronze schien ihr vom Kaminsims her höhnisch ins Gesicht zu starren.

Plötzlich reckte sie sich empor.

„Paul!" rief sie leise, und es war fast wie ein angstvolles Bitten in ihrer Stimme.

„Ja, mein Herz," antwortete er prompt und blieb ruhig sitzen.

Dann nach einer Weile: „Wünschest Du etwas, Maus?"

„Nein, nein, nichts. Es ist nur, — ich wollte lieber schlafen gehen, mein Kopfweh ist so arg."

Schloß Feistriz bei Krieglach.

„So, so. Die dummen Kopfschmerzen! Na, schlaf' Dich nur aus, das wird wohl das Beste sein." Er war schon wieder in seinen Brief vertieft. „Gute Nacht, Ni!" kam es noch etwas undeutlich nach.

Die Thür fiel hinter ihr zu; ihr Fuß glitt unhörbar über die weichen Teppiche. Im Eßzimmer war der Tisch gedeckt; zwischen farbigem Porzellan und Silbergeräth stand ein alterthümlich hohes Krystallglas mit einem ganzen Busch gelber Blüthen.

Nina lehnte sich an das hohe dunkle Eichen-Buffet, dessen Flächen im hellen Licht seidig erglänzten, und schaute sich um.

Mit tiefem Aufathmen, wobei das seidene Futter ihres Kleides leise knisterte, nahm sie alles in sich auf, die ganze Atmosphäre des kunstsinnigen Luxus um sie her.

Ja, es war schön. O, sie war glücklich! —

In ihrem Schlafzimmer brannte nur eine kleine Lampe unter blaßrothem Seidenschirm. Die junge Frau begann hastig das helle Tuchkleid abzustreifen und warf es dann achtlos auf einen Stuhl; auf ihrem schmalen Gesicht lag noch das bittere Lächeln, das die letzten Gedanken darauf hervorgerufen. Sie warf einen leichten Morgenrock über, zog die Nadeln aus dem braunen Haar und schüttelte es erleichtert zurück, dann stieß sie das Fenster auf.

Draußen lag der Himmel grünlichblau über dem stillen Gärtchen und den Dächern der umliegenden Häuser. In der trägen lauen Luft wogte noch immer der süße Hauch, in dem selbst die Bäume und Büsche zu fiebern schienen.

Nina kreuzte die Hände auf dem Fenstersims und starrte fast zornig auf den breiten goldenen Reif an ihrer Rechten.

Sie war erst so kurze Zeit verheirathet, nur wenige Monate, und das Leben war so lang, so endlos lang.

Sollte es denn immer so weiter gehen?

Immer so leben unter dem dumpfen Druck, dem ängstlich vor sich selbst versteckten Kampf mit den alten Erinnerungen?

Es durfte nicht, nein, es durfte nicht so bleiben!

Sich selbst täuschen zu wollen, ist Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit — und rächt sich bitter. Sehr bitter!

Und doch wagte sie nicht hineinzusehen in den großen Irrthum ihres Lebens, den Irrthum, ihr Glück aufbauen zu wollen auf einem Selbstbetrug. Sie hatte es ja selbst gewollt, niemand hatte sie gezwungen, dem Manne da drinnen ihr ganzes Sein und Denken auszuliefern für immer, ihm, der nichts damit anzufangen wußte.

Aber der Reichthum, die lockende Aussicht, ihre verfeinerten Sinne stets von jenem vornehm gedämpften Luxus umschmeicheln zu lassen und dazu die tröstliche Lebensregel, daß Vernunft-Ehen immer die glücklichsten werden, das hatte sie bestimmt.

Und das andere, es durfte ja doch nicht sein! Sie sah noch das liebe, sorgenvolle Gesicht ihrer Mutter vor sich: „Nina, Kind, Du darfst Werlow nicht ermuthigen! Ein armer Offizier, es würde ihm seine Carrière kosten; und Du, Du bist so verwöhnt. Es geht nicht, Liebling!"

Aber wenn es doch gegangen wäre, wenn beide ihre frische Jugendkraft eingesetzt hätten, ihr Glück doch noch zu erringen, wenn — —? — O nein! sie wollte, sie konnte es nicht denken; sie ließ sich matt in einen Sessel gleiten und schloß die Augen Und sie wichen zurück, die Wogen ihrer stürmisch ringenden Gedanken, und langsam stieg vor ihrer Seele das Bild der seligen Insel, der verlorenen Glückseligkeit, empor.

Es war so schön gewesen, damals, in der kurzen, kurzen Zeit ihrer jungen Liebe.

Lieutenant Werlow war ein Kamerad ihrer Brüder und hatte viel in ihrem elterlichen Hause verkehrt.

Er war überall gern gesehen, der junge Offizier mit den hellen, ernsten Augen und dem liebenswürdig beredten Lächeln. Sein schmales Gesicht war nicht eigentlich hübsch, aber energisch geschnitten, und wechselte sehr rasch im Ausdruck. Wie genau hatte sie jeden Zug, jede Linie darin gekannt und zu deuten gewußt! Ein gewisses leichtes Zusammendrücken der Augenlider, wenn er nachdenklich war; die kleine, kaum sichtbare Falte auf der Stirn deutete auf dienstlichen Aerger und das leichte Aufwärtszucken der Mundwinkel auf einen lustigen Einfall! Und seine Stimme! — — Noch die Erinnerung daran ging durch ihr Herz, wie ein warmer Hauch von Glück. Ihre Augen blieben geschlossen; ihre Lippen lächelten leise und geheimnißvoll wie die eines Kindes, das nach verbotenen Süßigkeiten greift.

Und wie gut er sie verstand, wie lieb und rücksichtsvoll er auf alle Stimmungen eingehen konnte.

Auch ihr Mann hatte ihn gern, man traf sich öfter am dritten Ort. Er hatte natürlich keine Ahnung von den alten Geschichten, — natürlich! Was wäre denn auch zu erzählen gewesen? Es war ja niemals ausgesprochen, nur hin und her gestreift war's zwischen ihnen mit weichem Flügelschlag, und sie wußten's beide ohne Worte, daß es die Liebe war. Es war nur das Vorspiel zu einem großen, überwältigenden, schaurig süßen Glück, es mußte ja einmal kommen! Sie glaubten es beide damals.

Im Sommer war's einmal, irgendwo an der Ostsee, er hatte denselben Badeort gewählt, wie Nina's Eltern, um ein paar kurze Urlaubstage dort zuzubringen.

O jene einzigen Stunden in köstlicher Strandeinsamkeit; das Meer zu ihren Füßen rauschend in vollen klingenden Accorden; der Wind fuhr jauchzend über die schimmernde Wasserfläche, und ihre Füße versanken wohlig im feinen weichen Sande.

„Fräulein Nina, werden Sie an mich denken, wenn ich fortgehe, bis wir uns in Berlin wiedersehen?" Und dann ganz leise, wie ein Hauch wehte es an ihr Ohr: „Ich darf doch kommen, Nina?"

Sie hatte nur genickt, unmerklich, aber mit strahlendem Lächeln. Das war's gewesen, das Wort, an das sich beide geklammert hatten in der langen Trennungszeit. Und nun? —

Ein schwermüthiges Volkslied ging ihr durch den Sinn, das alte Lied vom verlassenen Knaben, dem die Liebste die Treue gebrochen, und ein paar müde Thränen stahlen sich langsam durch ihre dichten Wimpern.

Es war einige Tage später, im zoologischen Garten. Reges Leben und Treiben, wie immer, in den Abendstunden; ein bunter Menschenstrom drängte sich in den Hauptwegen. Das weiße Licht der elektrischen Lampen verjagte siegreich die blaue Dunkelheit bis tief in die schattigen Kronen der Bäume hinein, in seinen Strahlen gewannen die hellen Kleider der Damen einen neuen zarteren Farbenton. In silbernen Kettenstreifen lag der Widerschein der Lichter auf der dunklen Fläche des Sees.

Laute lustige Militär-Musik, schwirrendes Lachen. Nina saß

Partie aus Kathrein am Hauenstein.

Rosegger's Heimat. Nach Original-Zeichnungen von Erwin Pendl in Wien.

Siehe den Artikel Seite 30.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen an einem der Tische, in einem sehr einfachen weißen Kleid, einen winzigen Hut aus hellen Blumen auf dem braunen Haar. Die intensive Beleuchtung ließ sie noch blasser als sonst erscheinen. Sie lehnte sich, wie gewöhnlich, gleichgültig und etwas träumerisch zurück und beobachtete ihren Mann, der sich an der anderen Seite des Tisches mit zwei jungen Offizieren lebhaft unterhielt.

„Warum bist Du so still, Ri?“ rief er zu ihr hinüber. „Hast Du etwa wieder — Ach, Karl! Was bringen Sie?“ Der Diener war plötzlich hinter seinen Stuhl getreten und übergab ihm einen Brief, den er hastig aufbrach und überflog. „Die Herrschaften entschuldigen,“ sagte er aufstehend; „ein alter Freund von mir, der nur bis heute Nacht hier ist, wünscht mich zu sprechen. Ich will gleich ins Hotel fahren. Soll ich Dir den Wagen zurückschicken, Ri? Du kannst gehen, meinst Du? Na, vielleicht ist einer der Herren so liebenswürdig und begleitet Dich die paar Schritte, nicht wahr, Werlow? Sie sind ja allein hier!“

„Wenn gnädige Frau gestatten,“ sagte der Angeredete, mit halber Verbeugung und etwas verschleierter Stimme, ohne Nina anzusehen.

„Also, gute Nacht denn!“ Ein Aufspringen und Händeschütteln der Herren, lächelndes Kopfnicken der Damen, und er verschwand in dem buntfarbigen Menschenstrom. Die Musik wogte noch lauter, berauschender; jubelnd stiegen die Töne in die weiche Nachtluft hinauf.

Eine Stunde später brach die Gesellschaft auf; der junge Kamerad Werlow's stieg mit seiner Schwester und deren Freundin in die Pferdebahn, Nina wandte sich an Werlow's Seite nach der entgegengesetzten Richtung. Die beiden waren allein. Es war eine schwüle, stille Sommernacht. In der Luft ein leidenschaftliches Regen und Raunen; kein Stern am schwarzgrauen Himmel.

Es war tiefdunkel im Schatten der blühenden Linden, nur ab und zu rang sich der schwache Lichtstrahl einer Gaslaterne durch die Blätter und beleuchtete die Gestalten der beiden, die wortlos nebeneinander hergingen.

Beide lauschten auf ein schwaches Klingen, das durch die Saiten ihres Innern ging, in der Seele der Frau stärker, bewußter, der Ton ihrer alten süßen, lange bekämpften Liebe. Lauter, leidenschaftlicher ward ihre Stimme und doch daneben ein schwüles Bangen vor ihrem Hervorbrechen, vor dem, was nicht sein durfte.

Endlich brach Nina das Schweigen. Ihre Stimme klang seltsam weich, fast bittend: „Ich weiß, es war Ihnen nicht lieb, mit mir zu gehen. Ich konnte es leider nicht ändern, sonst — —“

Er fiel ihr hastig ins Wort. „Aber gnädige Frau! Sie wissen, welche Ehre —“

„Ach, lassen Sie doch das!“ sagte sie müde. „Wozu immer die Komödie? Ich habe es so satt. Wir kennen uns doch lange genug, um vernünftig mit einander reden zu können.“

Er lachte kurz auf. „Vernünftig? Ganz wie gnädige Frau befehlen! Obgleich ich kaum weiß, daß unsere Unterhaltung in letzter Zeit nicht das Prädikat ‚vernünftig‘ verdient hätte.“

Nina blickte stumm geradeaus; in ihr war wieder jenes seltsame Verlangen, ihm alles auszusprechen, was sie bedrückte, all ihre Schmerzen ihm zu klagen, aber der trotzige Muth dazu wollte nicht kommen. Eine Scheu vor ihm und vor dem Unrecht verschloß ihr die Lippen. Sie wußte es, sie würde wieder schweigen und wieder jene häßliche, dumpfe Reue nachher empfinden, daß sie es nicht gewagt hatte. Wenn er nur fragen wollte, wenn nur — —

Die Linden schüttelten die blühenden Zweige. Werlow's Blicke ruhten verstohlen auf Nina's blassem Profil; der weiße Schleier, den sie bis zur Stirn hochgeschoben hatte, verlieh ihr etwas Nonnenhaftes, das seltsam contrastirte mit den sehnsüchtig geöffneten Lippen.

Plötzlich flatterte aus einem Gebüsch ein Vogel auf, den der Schall ihrer Schritte aufgestört haben mochte, und streifte pfeilschnell dicht an Nina's Kopf vorüber. Sie erschrak, ihr Fuß glitt aus auf dem dunkeln Wege, sie schwankte und wäre gefallen, wenn Werlow sie nicht, rasch zugreifend, gestützt hätte. Einen Augenblick ruhte sie an seiner Schulter, halb betäubt, mit geschlossenen Augen; eine süße Willenlosigkeit kam über ihr müdes Herz. Nur für eines Herzschlags Dauer, dann fühlte sie seinen stützenden Arm langsam zurückweichen, griff halb mechanisch mit der Hand in die Luft, um einen Halt zu suchen und richtete sich auf.

„Sie haben sich hoffentlich nicht weh gethan, gnädige Frau,“ fragte er halblaut mit besorgtem Blick in ihr blasses Gesicht.

Nina athmete schwer; sie konnte nicht gleich antworten. Endlich murmelte sie kaum hörbar in abgerissenen Worten: „O doch! — Es thut weh, — sehr weh! — Nicht nur jetzt, — immer, immer. Es ist die Reue! — O, Sie müssen nicht schlecht von mir denken, ich wußte ja nicht, was ich that! Und ich bin elend — zum Sterben!“ Und dann, plötzlich etwas lauter, mit angstvollem Blick in sein jetzt sehr ernst gewordenes Gesicht: „O, ich glaube, Sie müssen mich verachten — —“

Ein langes Schweigen.

Dann sagte er langsam, und seine Stimme war fest und hart wie Stahl: „Gnädige Frau, ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz. Ich werde mir nie erlauben, an Ihren Entschlüssen irgend welche Kritik zu üben. Die Vergangenheit liegt hinter uns, und die Zukunft —“ er zögerte und sah mit plötzlichem Mitleid in ihre todttraurigen dunkeln Augen, dann vollendete er weicher: „wird hoffentlich für uns beide noch glücklich werden. Und nun gestatten Sie, daß ich mich verabschiede, wir sind am Ziel.“

Sie standen an dem Gitterthor der Villa. Werlow wartete, daß Nina ihm wie sonst die Hand reichen würde, aber sie stand unbeweglich. In herber Abwehr, fast feindlich brannten ihm ihre Augen entgegen. Sie war tief gedemüthigt, erniedrigt, und fühlte doch noch ein irres Verlangen, ihn festzuhalten, sich an ihn zu schmiegen, noch einmal jene süße Bewußtlosigkeit zu empfinden in seinem Arm.

Sie haßte sich selbst um dieses Wunsches willen, sie haßte ihn, ihn vor allem — —

Er verbeugte sich noch einmal und ging. Die Thür fiel hinter ihr zu.

Wie sie die Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer gekommen war, wußte sie nicht. Sie war vor ihrem Bett in die Knie gesunken und drückte den Kopf in die Kissen, die Arme schlaff über die Decke gebreitet. Zuweilen erschütterte ein trockenes Schluchzen ihre ganze Gestalt. So lag sie lange unbeweglich.

Endlich hob sie matt den Kopf empor, blieb auf den Knien liegen und starrte vor sich hin. Sie wußte nun alles.

Sie wußte, daß sie eine Sünde begangen hatte mit ihrem halb besinnungslosen Geständniß, und daß er sie darum verachten mußte, er, der seine Liebe zu ihr mit männlicher Kraft bezwungen und erstickt hatte, daß sie von nun an nicht mehr mit stolzem Lächeln auf die kleinen Schwächen und Rücksichtslosigkeiten ihres Mannes herabsehen konnte, weil sie nicht mehr frei von Schuld war ihm gegenüber.

Aber das war nicht alles.

Ein grelles Licht war in ihr Inneres gefallen, der Schleier weggezerrt von ihrer Zukunft.

Sie wußte nun, daß jenes gebieterische Verlangen ihrer stark und heiß empfindenden Natur niemals erfüllt werden konnte, daß ihre Seele sich niemals in stolzem Fluge aufschwingen konnte bis an die Grenzen ihrer Empfindungsfähigkeit. Die Weihe des höchsten Erdenglücks, die der Schlüssel ist zu allen jenen Geheimnissen zwischen Himmel und Erde, die eine Frauenseele zu erfassen vermag, war ihr versagt auf immer, ebenso wie der himmelstürmende Schmerz eines Weibes, dem man sein liebstes Eigenthum geraubt, denn was sie jetzt verloren hatte, war ja niemals ganz ihr eigen gewesen.

Mit erschreckender Deutlichkeit kannte sie jetzt ihr Los, weiter zu leben in ewiger Abwechslung zwischen einem dumpfen trockenen Schmerz und einem dürstigen Glück. Klein und ärmlich alle ihre Gefühle. Halbes Lachen und verstecktes Weinen, — so würde es weiter gehen, das ganze endlose, schleichende Leben lang. Immer wieder mußte sie es durchdenken, mit schmerzhafter Hast drängten sich die Gedanken in ihrem Kopf.

Kein Laut ringsum, als das leise Schluchzen des Windes in den Bäumen.

Durch die Fenster starrte schwarz und erbarmungslos die Nacht.

Wie hatte doch die alte Frau gesagt: „Ich will für Sie beten!“

Beten, mein Gott! um was denn? Sie hatte gebetet, wie wir es alle einmal thun, mit kindlichem Vertrauen, heiß und durstig, um Glück, um junges, volles, selbstgenießendes Glück! Sie hatte sich zu Boden geworfen und um Erhörung gefleht mit glühenden Thränen, und nichts erreicht, nichts.

Nur ihre Seele war matt geworden und flügellahm wie ein gefangener Vogel, der immer wieder die Schwingen vergeblich gegen die Gitterstäbe schlägt. Nein, sie konnte nicht beten!

Aber wie leben, wie einen Ausweg, einen Lichtstrahl finden in dem hoffnungslosen Grau der Zukunft?

Langsam, mühevoll erhob sie sich vom Boden und trat an das offene Fenster. Ihr Blick irrte mechanisch über das Hinterhaus, das quer hinter dem kleinen Garten lag, über ein paar matt erleuchtete Fenster. Dort, zwischen den geöffneten Flügeln bewegte sich die schlanke Gestalt einer Frau. Sie hielt etwas in den Armen, Nina's scharfe Augen unterschieden undeutlich den Umriß eines Kinderköpfchens auf weißem Kissen, und leise, leise kam die Melodie eines Schlummerliedchens herüber.

Und plötzlich sank Nina wieder auf die Knie, nachdem sie lange hinübergestarrt hatte, und legte die glühende Stirn in die gefalteten Hände.

Es war auch jetzt kein Beten, es war ein glühendes Ringen, ein leidenschaftliches Hingeben ihrer ganzen Seele in einen Gedanken.

Das Eine, das Einzige noch! Das Rechte.

O Gott, Gott!

Dies Eine, um ihre ganze Kraft und Opferfreudigkeit verschwenden zu können mit vollen Händen, die ganze Liebeskraft eines Frauenherzens, die niemals ersterben kann im Schmerz der Enttäuschung, sondern tausendfach stärker wird, je tiefer es verwundet ist.

Das Eine, Einzige, Letzte!

Und vor ihren Augen stand plötzlich greifbar deutlich eine liebe hülflose kleine Gestalt, zwei unsicher tappende Füßchen, und eine kleine Stimme flüstert ein Wort, dessen Heiligkeit ihre ganze Seele durchdringt und erschauern läßt:

„Mutter!“

Nachdruck verboten.

Rosegger's Heimat.

Von Sophie von Khuenberg in Wien.

Siehe die Illustrationen Seite 29 und 32.

Motto: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht . . .“ (Tasso.)

Es giebt unter den Dichtern Glückliche, die von der Natur gleich zu Anfang mit offenen Armen empfangen werden, die in dem Anblick ihrer Heimat den ersten, herrlichen Eindruck in sich saugen und die gewissermaßen durch diesen ersten, bleibenden Eindruck zu dem geworden, was sie heute sind.

Einer dieser Glücklichen ist Peter Rosegger! Das empfand ich wieder recht lebhaft, als ich an einem herrlichen Frühherbst-Morgen in dem gastlichen Sommerheim des steirischen Volksdichters zu Krieglach vorsprach und von dort aus nach Alpl wanderte, seiner eigentlichen Heimat. Das Krieglacherhaus, ein villenartiger Bau, liegt eingebettet in einem langgestreckten, baumreichen Garten. Ein Pförtlein desselben mündet auf die Straße, ein anderes in freies Feld. Lauschige Lauben laden zu beschaulichem Nachsinnen ein, hier und dort huscht ein Häslein durchs Gras, der rosigen, goldblonden Martha zu, der Jüngsten des Hauses, die mit ihren Vergißmeinnicht-Augen nach ihnen auslugt. Im Hause selbst wohnliche Räume, zu langem Verweilen eingerichtet. Angrenzend an die Villa, zwei kleine Blockhäuser. Die heranwachsenden Kinder brauchen Raum, und Gäste fliegen ab und zu, die man gern beherbergen will. Eines dieser Blockhäuschen wurde im letzten Frühling gebaut. Der Dichter hat seine Stube hineinverlegt und sie mit liebvertrautem Hausrath angefüllt. Ein weites, behagliches Zimmer, hell getäfelt, mit zwei breiten Fensterchen ins Grüne hinaus. Von der warmgetönten Zirbenwand grüßt das Bild seiner Aeltesten, eines blühenden Mädchens in Steirertracht, herab. Dort und da liegt ein aufgeschlagenes Buch, das den Dichter eben beschäftigt haben mag, und ein breiter Tisch, im hellen Tageslicht, lockt zur Arbeit. Ueber dem Eingang zu diesem ländlichen Dichtergemach steht in bunten Buchstaben die sinnvolle Mahnung: „Leise, leise, hier wohnt eine Menschenseele . . . .“

Alpl liegt weitab von Krieglach, weitab von Eisenbahn und Menschenverkehr. Ueber Wiesen und Felder, an einer Kapelle, an Bauerngehöften vorüber, allmählich ansteigend, geht der Weg dem Walde zu. Tiefgrünes Gezweige und Gewoge, Ueppigkeit und Wildniß, die kein Ende nehmen. Die Straße, die hindurchführt, ist breit und schön, als führe sie nach belebten, fernen Orten. Aber sie führt nur in die Einsamkeit, in die tiefste, schönste Einsamkeit, die man träumen kann.

Endlich theilt sich die Straße. Aufgeschichtetes Holz liegt in der Mitte, links biegt der breite, schöne Weg einem Gehöfte zu, das man später auf der Anhöhe liegen sieht, nach rechts führt ein engerer, plötzlich holperiger Weg. Zwei Wegweiser stehen hier. „Ortschaft Alpl“ steht auf dem einen, auf dem andern: „Zu Rosegger's Geburtshaus.“ Alpl ist heute kaum mehr eine Ortschaft zu nennen. Drei oder vier Bauernhöfe liegen im weiten Umkreis.

Wir gehen noch ein Stück weit durch den Wald. Von Zeit zu Zeit hören wir Rindergebrüll und Kuhglocken. Dann kommt eine kleine Brücke, unter welcher ein Sturzbach hinwegschäumt, dann Jungwald zur Seite, Wiesen, freier Ausblick. Eine kleine, verfallene Mühle liegt unten im Thal, auf eingefriedetem Wiesenfleck weiden Kälber, helles Sonnenlicht füllt die Weite. Vor uns, ein wenig nach rechts, liegt ein bewaldeter Kegel. Nach oben zu ragt die Kuppe frei, nur einige alte Bäume streben wie Riesenfühler in die klare Luft. Dort oben, im Schatten dieser alten, von weither sichtbaren, natürlichen Wahrzeichen, liegt Rosegger's Geburtshaus. Wir verlassen die Straße und schreiten einen kleinen Wiesenpfad entlang, der später zu einem wildzerrissenen Waldpfad wird und in Windungen hinaufführt zur Höhe. Seitlings, auf einem Hügel, liegt der „Auerhof“, ein schmuckes, jagdhausartiges Gebäude, das vor Jahren dem Schwiegervater Rosegger's gehörte.

Der Weg ist steil, große Furchen sind in die Erde gerissen, überall zeigen sich Spuren von Gewitterstürmen und von Vernachlässigung. Dann, mit einmal, kommt eine Lichtung und wieder eine, und dann beginnt reizvoller weicher Almboden, auf dem sich's dahinschreitet, wie auf echten Persern: durch hellgrüne leuchtende Lärchen geht der Weg. Eine almartige Umfriedung wird plötzlich sichtbar, wir drücken uns durch eine Pforte hinein und sind am Ziel.

Da liegt es, das weite, breite Gehöft, mit seinem unbewohnten Haus, seinen eingesunkenen Stallungen inmitten des üppig hohen Grases, bewacht von den sechs Riesenfichten, die so trotzig und wehrhaft ins Land hinausragen. Von verzauberten Schlössern ist in Märchen viel die Rede, — das sieht nun aus, wie ein verzauberter Bauernhof. Alles leer, alles stumm. Die Thür steht weit offen nach dem Hausflur. Küche, Stube, Kammer und Bodenraum, alles offen, alles leer. Der alte, große Kachelofen steht noch in der Ecke, — dort der offene Herd mit dem verrußten Querbalken an der Decke, ein Tisch, ein kleiner eingemauerter Eckschrank, ein paar Stühle, ein steinerner Trog, — das ist so ziemlich alles, was da ist, und was in seiner schweigenden Sprache von einer besseren, schöneren Zeit erzählt. Und dieser Bauernhof hatte seine schöne Zeit!

„Rosegger, vulgo Klupponegger“ steht auf dem Hause zu lesen. Die Vorfahren des Dichters waren angesessene Bauern, keine Kleinhäusler, die bald da, bald dort in einer verfallenden „Keusche“ unterkriechen, sondern richtige Bauern. Nicht reich, aber wohlhabend, — man sieht es an der ganzen, festen Anlage des Gehöftes. Auch war viel Grund und Boden ihr eigen, den Berg hinauf und hinunter; Wald, Wiesen, Felder, eine Mühle im Thal, alles das gehörte zum Hof. Aber wie das so geht in kinderreichen bäuerlichen Familien: durch Krankheiten, schlechte Ernte, Theuerung und Ausnützung von habgieriger Seite begann der Wohlstand zu schwinden, der Hof kam in Schulden und wurde schließlich um einen Spottpreis veräußert.

Einrichtungsstücke wurden verschleppt, manches wurde verändert und zerstört, und das Gehöft von Hand zu Hand weitergegeben. Es berührt immer wehmüthig, den Niedergang des Bestehenden mit anzusehen, und Rosegger, so sehr ihn einestheils die schöne Stätte seiner Kindheit anzieht, empfindet es schmerzlich, daß er hier so machtlos der Auflösung dieser liebvertrauten Mauern zusehen muß.

Aber schön ist in all seiner Verwüstung das Rosegger-Haus auf Alpl! Wie wenn es eingeschlafen wäre da oben im Sonnenschein und ließe sich immer tiefer in den Schlummer wiegen von den rauschenden Fichten und von dem Gezirp der Grillen im hohen Gras. Wo das Gemüsegärtlein der bäuerlichen Küche einst seine Gaben gespendet, da wuchert Unkraut. Die Felder, auf denen der kleine Peter einstmals seine ersten Garben binden durfte, sind nun junger Lärchenwald, nur die Oechslein und „Kalben“ weiden noch in der gleichen Gegend. Aber in den Stall könnten sie nimmer herein. Der ist morsch, gestützt auf allen Seiten, mit aufgewühltem Boden und leeren Krippen.

Ueber den Dächern von Stall und Tenne schimmert es in blassem Grün und silbernem Grau. Das ist das Moos, das in dicken Polstern und wolligem Gekräusel da oben wächst. Bis auf den Boden und von dort hinaus auf den baufälligen Altan bin ich gekrochen. Und als ich da draußen stand auf den morschen, nachgebenden Brettern, da sah ich in ein herrlich weites Stück Land, und das Herz ging mir auf. Waldige, wiesenhelle Hügel lagen vor mir im blendenden Sonnenschein, und weit, weit drüben, in gerader Luftlinie von dem Platze, auf dem ich stand, ragte der Wechsel in den blauen Himmel hinein.

Jetzt wußt' ich es, was ihn so recht eigentlich zum Dichter gemacht hat, den Peter vom Alpl. Laune, Schlagfertigkeit und Wahrheit, — das konnte er alles auch da innen finden im Gehöft seines Vaters, unter Knechten und Mägden, — aber den weitausschauenden Blick, den Blick, der gern zu fernen Dingen hinüberschweift, der sich hinauswagt in Lebenshelle und Finsterniß, der immer etwas Gutes und Ernstes zu finden weiß, wo andere nichts sehen können, diesen Blick muß er hier gelernt haben, hier, auf diesem schmalen, über Wiesen hängenden Altan mit der weiten Fernsicht auf den mächtigen Wechsel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ausblick.

Von Irene Braun im Haag.

Im Alltagstreiben, in der öden Stadt
Erquickt mich oft ein Bild, ein unscheinbares,
Und sehnt' ich mich nach Luft und Licht, so war es
Mein Trost, dies kleine Bild in Hochformat.

Ein schmaler Ausblick ist's in freies Land,
Und eingeschlossen von zwei Miethskasernen.
Nur wie ein Müsterchen von blauen Fernen,
Ein bißchen Wiese, Wald und Bergeswand.

Doch ruft mir's lockend Bild um Bild hervor:
Im Morgenthau, auf frühlingsbunten Wegen, —
Wir wanderten, als ging's dem Glück entgegen,
Und eine wandert' mit, die ich verlor . . .

Es wächst die Stadt und hat nicht Rast noch Ruh',
Und mir wird bang bei ihren Riesenschritten.
Mit aufgehob'nen Händen möcht' ich bitten:
‚Baut mir mein blaues Stückchen Welt nicht zu!'

Nachdruck verboten.

Der Kalbsbraten.

Wochenbetrachtungen eines Familien-Vaters und Materialisten von H. von Kahlenberg in Eberswalde.

Sonntag.

Ahhh! — (Der Kalbsbraten tritt auf, colossal, bräunlich und duftend.)

„So ein guter, braver Kalbsbraten ist doch 'was Köstliches. Wie er glänzt! Wie er duftet! Das Herz lacht einem im Leibe bei dem bloßen Anblick. Leicht und geräuschlos gleitet das Messer durch das saftige, rosige Fleisch; gefällig fügen sich die glatten, braungerandeten Scheiben aufeinander. Einen solchen Braten zu tranchiren ist eine Lust, eine wahre Herzensfreude! Wahrhaftig, Du verdientest einen Orden für die Zubereitung, meine gute Ottilie! Deine Kalbsbraten müßten preisgekrönt werden. Ich bezweifle, daß die Kaiserliche Tafel ein ähnliches Pracht-Exemplar aufzuweisen hat. Was ist eine Gans dagegen? Ein Conglomerat von Haut und Knochen, von dem man hungrig aufsteht; — oder ein zähes Roastbeef, an dem man sich die Zähne zersägt? Ich sage, es geht nichts in der Welt über einen guten, soliden Kalbsbraten! — — —

Ueberhaupt lebt es sich doch ganz gemüthlich und angenehm in diesem sogenannten vielverleumdeten Jammerthale. Zum Beispiel, wie wir da so zusammen sitzen in unserem Eßzimmerchen, mein reizendes Frauchen mir gegenüber, Fritz und Mieze mit vergnügten Gesichtern und guten Wochenzeugnissen. Dazu ein wohlverdientes Gläschen Rothspohn. Wahrhaftig! ich tauschte mit keinen Göttern des Olympos. Ich sage überhaupt, wenn man sich nur lieb hat und alle Tage satt zu essen, — das ist die Hauptsache! Wer mehr verlangt vom lieben Gott und der Welt, — das ist Unverschämtheit, Größenwahn. Die Menschen wissen garnicht wie gut sie's haben. — Wie wär's mit einer zweiten Portion Kalbsbraten, liebstes Frauchen? Na, Fritz, nun ist's aber genug. Alle werden braucht er heut noch nicht, er schmeckt auch kalt ganz ausgezeichnet."

Montag.

„Ei, ei, unser Freund von gestern! Der arme Kerl sieht garnicht mehr so fidel aus. Er hat so was von einem halbversunkenen Schiffe heut. Na, wir wollen ihn wegen seiner ehrenvollen Wunden nicht geringer achten. O weh! Da sitze ich auf dem Knochen fest. Ich werd's 'mal von der anderen Seite probiren. Merkwürdig, wie viele Seiten so ein Kalbsbraten hat, und was sich alles mit ihm anstellen läßt! Nehmt Euch recht tüchtig, Kinder! Es ist ja da, Gott sei Dank! Langt zu!

Ja, ja, 's ist ein schönes Ding um die Zufriedenheit. ‚Das höchste Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug', sagt schon unser unsterblicher Goethe sehr richtig. Merkt's Euch, Kinder, und nehmt Euch ein gutes Beispiel an Euren Eltern. Die haben auch oft ihre Noth und Sorgen, wie sie auskommen sollen, und wenn Eure Mutter nicht eine so vorzügliche Hausfrau wäre, würde es wohl oft nicht langen. Prost Frauchen! Wir wollen uns darum keine grauen Haare wachsen und den Appetit nicht verderben lassen!"

Dienstag.

„Nun bin ich aber doch sehr gespannt, mit was Mamachen uns heute überraschen wird! Ich roch so etwas auf der Treppe, das duftete nach Pökelfleisch und Sauerkraut, meinem Leibgerichte. Sollte das etwa . . . .? Ih, unser Kalbsbraten! Man sollt es kaum glauben! Na, dem wollen wir heut aber mal den Garaus machen, daß er das Wieder-Auferstehen vergißt. Fritz, daß Du mir tüchtig Fleisch ißt, und Du, Mieze! Gemäkelt wird hier nicht. Die Mama schneidet's Dir, wenn Du nicht damit zu stande kommst. So ein bißchen Knorpel schadet garnichts und ist gesund für die Zähne. Das wäre ja noch schöner, wenn Ihr die Gottesgabe verachten wolltet. Fleisch kostet Geld, zumal in den jetzigen theuren Zeiten. Ihr wißt noch nicht, was es heißt, für eine Familie sorgen, alle Tage Fleisch auf dem Tisch haben. Denkt 'mal an die vielen armen Leute, die weiter nichts haben wie Brod und Kartoffeln und ab und zu mal einen mageren Häring. Da habt Ihr's doch ganz anders und könnt nicht dankbar genug sein. Und wenn man nun gar noch bedenkt, daß es Völkerschaften giebt, die sich nur von Erde und Wurzeln nähren müssen, und daß während der Belagerung von Paris Mäuse und Ratten gegessen wurden! Was die Leute da für so ein Stückchen aufgewärmten Kalbsbraten gegeben hätten! Reich' mir noch 'mal die Sauce und das Gemüse, Frauchen! Wir wollen auch noch etwas Fleisch für die Leute übrig lassen. ‚Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt'."

Mittwoch.

(Eine verdeckte Schüssel tritt auf.) „Ein Ragout, ein Massengrab, die gedrängte Wochenübersicht. Es erinnert mich immer — ‚Gerathen und Ungerathen', und ‚der Mensch versuche die Götter nicht'.

„Hm — hm! — Der Knochen kommt mir so bekannt vor. Sollte das nicht . . . aber nein . . . Sonntag, — Montag, — Dienstag, — Mittwoch, . . . Wahrhaftig! ‚Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!' Fabelhaft, wie lange sich das Fleisch in jetziger Jahreszeit hält! Glaubst Du, daß es wirklich praktisch ist, soviel Fleisch auf einmal zu kaufen, liebe Ottilie? — Ja, ja, ich weiß, Kalbfleisch läßt sich immer verwenden. Es ist ungeheuer vielseitig und dankbar. ‚Dankbarkeit ist eine schöne Tugend'. Ich hatte da 'mal eine alte Buckskin-Hose, die meiner seligen Großmutter Urgroßvater . . . Willst Du wohl essen, Fritz! Das Grimassen-Schneiden verbitte ich mir, oder Du verläßt das Lokal. Denkst Du, ich kann Euch alle Tage Lampreten vorsetzen? Ich danke meinem Schöpfer, wenn ich Euch überhaupt satt kriege. Herrgott! Man hat doch blutwenig vom Leben, wenn man ein armer Kerl ist. Wenn ich so andere Leute mir ansehe, zum Beispiel Freund Werner, der alle Tage Champagner trinkt und Austern ißt! Ich will's ihm ja nicht mißgönnen, aber die Vertheilung der irdischen Güter ist doch eine sehr ungerechte, das muß ich doch sagen."

Donnerstag.

Klopse, Klößchen, Boulette, — der, — die, — das! Im Corps nannten wir es ‚Maria Stuart'. Es war das einzige Gericht, an dem sich nie einer überessen hat. Na Fritz, was hast Du wieder mit Deiner Gabel da zu stochern! Iß und setz' Dich gerade! Ein gut erzogener Mensch ißt eben alles, was ihm vorgesetzt wird; und mache die Augen zu, wenn's nicht anders hinunterrutscht! Denk' an die Geschichten von den Matrosen in Deinem Weihnachtsbuch, die immer ins Dunkle gehen mußten, wenn sie aßen, und freu' Dich, daß Du's so gut hast! — Apropos, Frauchen, gestern stand in der Zeitung, daß das Schweinefleisch billiger geworden wäre. Ich wollt's Dir nur sagen. Es ist Dir vielleicht entgangen.

Gott ja! Es sind böse Zeiten. Der Kampf ums Dasein ist hart und wird uns armen Beamten immer härter gemacht. Dazu die theuern Fleischpreise, die hohen Steuern und das magere Gehalt. Wahrhaftig, man könnte Sozialdemokrat werden trotz aller Loyalität! So'n Klops hat eigentlich auch 'was Communistisches, alles gleich Machendes — ist eigentlich gar kein Fr . . . Essen für einen Königlich Preußischen Stabsoffizier. Na, man wird auch davon satt. Die alte Jahn'schen im Hinterhause sieht so verhungert aus. Könnten wir ihr nicht 'mal ein bißchen was 'rüberschicken, daß sie sich 'mal satt ißt? Es giebt doch so vieles, was sich nicht aufheben läßt, altes Fleisch und so weiter."

Freitag.

„Ah, etwas Gebackenes! Der Freitag ist der Tag des Mehles und der Eier. Nun bin ich aber doch gespannt auf den Inhalt. Fleischernes — —? Ahem — Ahem! Verzeih, Otti, mir kommt's vor, — mir war's schon vorhin bei der Suppe so. — Meinst Du nicht, daß das Fleisch schon ein bißchen . . . was? Ich habe eine sehr feine Nase für so 'was. Na, Schwamm d'rüber! Ich will nichts gesagt haben. Laßt's Euch nur schmecken, Kinder! Honni soit qui mal y pense. Ich bin heute nämlich nicht ganz wohl, Liebste, ein bißchen Uebelkeit, habe wohl eine zu schwere Cigarre geraucht. Du mußt Dich nicht wundern, wenn ich heut Deiner Kochkunst nicht ganz die gebührende Ehre erweise. Eigentlich eine originelle Idee, dies Einbacken in Teig, — Ihr Frauenzimmer seid doch gar zu erfinderisch! Da erzählte mir Becker neulich eine Geschichte, seine Wirthin hätte ihm ein Paar alte Ledersohlen in einen Pfannkuchen gebacken, er hätte sie ganz deutlich wiedererkannt an einem Loch unter dem großen Zeh. Na, wer weiß, wohin wir noch kommen! Jetzt soll man ja auch schon von Sägespänen und Baumrinde fett werden können. Unsere Enkel knabbern vielleicht Kieselsteine. Es geht bergab mit der Menschheit. Lukullus dreht sich im Grabe herum."

Sonnabend.

(Vor dem Essen, sehr eilig.) „Liebste, es thut mir schrecklich leid, aber wirklich, es ging nicht anders. Ich konnte mich absolut nicht losreißen. Der alte Bormann kommt heute durch und schrieb mir, ob ich nicht bei Heller mit ihm essen könne. Er hat wichtiges mit mir zu besprechen, — Dienstsachen, — und absolut nicht die Zeit herüberzukommen. Du mußt mich schon für diesmal entschuldigen, liebstes Herz. Ich bringe Dir dafür auch einen Hasen von Wessel mit, den wir uns morgen gut schmecken lassen wollen. Um 3 Uhr bin ich wieder da. Gesegnete Mahlzeit!

(Bei Heller, tiefaufathmend.) „Kellnerrrrr!"

„Was befehlen der Herr Major?"

„Speisekarte!"

‚Kalbskopf en tortue.
Kalbsrücken.
Hamburger Kalbskeule.
Kalbs Cotelette.
Kalbsschnitzel.
Kalbsleber.
Kalbsgullasch.
Ris de veau.
Brisolette de veau.'

„Gott erbarme Dich Deiner Deutschen! Wir verkalben!"

Nachdruck verboten.

Die Handarbeiten der Frauen bei verschiedenen Völkern des Orientes.

Von Mara Cop Marlet auf Schloß Reifenstein in Steiermark.

Eine uralte Zigeunersage nach Wlislocki lautet: „Vor vielen, vielen hundert Jahren waren die Menschen sehr glücklich. Sie gingen ohne Gewänder herum, denn es war damals stets Sommer; es gab keine Kälte, keinen Schnee, keinen Frost und keinen Wind; selbst der Regen war stets warm. Als aber die Menschen den großen Gott (baro dewla) beleidigt hatten, da kamen Noth und Elend über sie. Schnee und Frost, Kälte und Wind entstanden, und die armen, nackten Menschen starben scharenweise dahin, wie die Mücken in großem Regen. Selbst die Teufel froren und kamen zu den Menschen, um sich Feuer zu holen. Aber die Menschen sprachen: »Wir geben Euch kein Feuer, denn das hat uns der große Gott vom Himmel herabgeschickt.« Der Teufelskönig aber erwiderte: »Gebt uns nur einmal Feuer, und dann werden wir schon sorgen, daß es uns nie erlischt. Wenn Ihr uns Feuer gebt, so lehren wir Euch zwei Künste, durch welche Ihr Euch vor Kälte schützen könnt!« Die Menschen willigten ein und gaben den Teufeln von ihrem Feuer. Da lehrten die Teufel den Menschen das Schmiedehandwerk und die Nähkunst. Nun verfertigten sich die Menschen Kleider, die sie vor der Kälte schützten. Weil aber die Nähkunst ein Teufelshandwerk ist, so wurden die Weiber mit der Zeit stolz und hochmüthig, und machen sich heute verzierte Kleider, damit sie — sogar den Teufeln gefallen sollen!"

Diese Sage über die Entstehung der Nähkunst lehrt uns, daß nach der Ansicht der braunen Nomaden die sich entwickelnde größere Kunstfertigkeit der Frauen in Handarbeiten nur ihrer sträflichen Gefallsucht zuzuschreiben ist. Umsonst hatten sich die männlichen Zigeuner, als Gegengewicht, den ihnen früher durch den großen Gott verbotenen Stock, welcher auch als Teufelswerkzeug (bengesko sersamo) betrachtet wird, eigens zum Prügeln ihrer Frauen vom Teufelskönig in die Hand drücken lassen, — die teuflische Eitelkeitskunst lebte siegreich fort. So singt der Zigeuner heute resignirt darüber:

„Mit dem Teufelswerkzeug schlug
Für so manchen Lug und Trug
Seine Frau so mancher Mann.
Doch was hilft's? Wo sie nur kann,
Jede Frau den Mann betrügt
Und den Teufel selbst belügt."

Ein Zauber liegt allerdings in jener der Natur abgelauschten Farbenpracht, welche besonders die Frauen orientalischer Völker in ihren Handarbeiten nachzubilden verstehen.

Es sind das keine flüchtigen Gebilde voll wechselnder Einfälle, vielmehr sich fortvererbende charakteristische, die Eigenart der betreffenden Völker bildende, stabile Schönheitsbegriffe, die außerdem noch oft in Mustern und Zeichen eine tiefe, einst heidnisch religiöse Symbolik verbergen.

Bei den Südslaven hat sich der Schlüssel zu dieser Symbolik schon fast gänzlich verloren, während er bei den Frauenarbeiten der Zigeunerinnen, — worauf wir später zurückkommen wollen, — noch deutlich bestimmend mitwirkt. Das südslavische Weib weiß nur, daß es gewisse Stickmuster, die es beispielsweise auf die Leinengewänder des Mannes stickt, um keinen Preis auf den Schürzen und Aermeln der Frauen anbringen darf; und ebenso waltet ein Unterschied bei den Stickmustern, die sich junge Mädchen erlauben dürfen, und jenen verheiratheter Frauen, den Verzierungen des Brautstaates, der Bahrtücher ꝛc. Das Warum dieser mystischen Verbote ist größtenteils in Vergessenheit gerathen, aber die abergläubische Furcht, die sie einst hervorgerufen haben mag, wirkt noch immer bestimmend nach. Das gemeinsame abendliche Spinnen junger Mädchen in den südslavischen Dörfern, das sie „Prolo" nennen, ist eine bekannte Volkssitte. Das Sticken des vollendeten Linnens dagegen geschieht allein im Hause, gewöhnlich an den kalten Wintertagen; die älteren Frauen unterweisen darin die jungen Mädchen, von denen jedes die eigene Aussteuer vorarbeiten muß. An diese Vollendung des Brautschatzes in Kleidern und Linnen knüpfen fast alle Slaven eigene tief poetische Lieder.

Das schöne russische Volkslied: „Nähe mir, lieb' Mütterlein, den rothen Sarafan" (Hochzeitsjacke) hat eine Weltverbreitung gefunden; diesem ähnlich ist auch das kroatische Volkslied: „Dobar čof". Es lautet:

„Spinne, spinne, Tochter!
Auch des Nachts laß nicht das Weben;
Mütterchen wird selbst dir helfen,
Will dich einem Gatten geben."

Worauf die Tochter angstvoll fragt:

„Wem willst du mich vermählen?"

Und die Alte forschend erwidert:

„Dem Ochsenhirten, Töchterchen."

Das junge Mädchen beschwört sie bittend:

„Mütterchen, ach nein, ach nein!
Will des Ochsenhirts nicht sein;
Sein Haupt schläft rauh
Auf dem Wiesenthau."

Nun geht das gesungene Zwiegespräch fort. Die Alte schlägt ihr der Reihe nach den Kuhhirten, den Schweinehirten, den Schäfer vor; den ersten mag sie nicht:

„Ach nein, ach nein!
Sein Kopf ruht unterm Strauch
Bei kühlem Nachtwindhauch."

Der Zweite gefällt ihr noch weniger.

„Sein Kopf ruht auf den Reben,
Die süßen Wein uns geben."

Auch den dritten, den Schafhirten, verschmäht sie.

„Auf Wolle ruht sein Haupt,
Die er den Schafen raubt."

Das stolze Mädchen will nur einen tapferen, kriegerischen Führer, und als ihr die Mutter diesen vorschlägt, singt jubelnd: Ach ja, ach ja! — Nur diesem will ich angehören, denn:

„Des Laitman's Haupt schläft fein
Auf Eiderdaunen ein!"

In den Stickmustern der Südslaven sind die rothe und blaue Farbe vorherrschend, während bei jenen der Zigeunerinnen die grüne und rothe Farbe am gebräuchlichsten sind. Alle diese Stickereien werden auf Linnen ausgeführt, und besonders die Aermel und Schürzen reich verziert.

Das weitverbreitetste Muster für Stickereien auf den Hemdärmeln ist bei den ungarischen Wander-Zigeunerinnen unter dem Namen „Haus" (Kor) bekannt, das kunstvoll in einander geschobenen Ziegelsteinen gleicht. Die Umrandung ist dunkelgrüne Wolle, die größeren Innenfelder zeigen hochrothe, die kleinen gelbe Wolle oder Gold- und Silberfäden, was einen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

reichen Farben-Effect macht. Es ist seltsam, wie der Gedanke der dem Nomaden verfagten Heimstätte, — des Hauses, — hier, vielleicht in poetischer Sehnsucht, von den Frauen der Zelt-Zigeuner auf ihre Gewandung übertragen wurde. Doch dürfen sich dieses Musters nur ältere, verheirathete Frauen bedienen, während junge, erwachsene, heirathsfähige Mädchen ein Muster für ihre Hemdärmel wählen, das sie biribari (Allerlei) nennen; es ist in übereinander laufenden Quadraten aus dunkelgrüner Wolle gehalten, die wieder winzig kleine Quadrate aus rother Wolle mit Gold- oder Silberfäden verbinden und dazwischen eingestreute, glänzende Glasperlen enthalten, silberschimmernd, wenn Silberfäden verwendet wurden, goldglitzernd, wenn Goldfäden das Muster füllen. Ein anderes Muster, das sie Stern (cerhen) nennen, führen junge Zigeunermädchen auf ihren Schürzen aus. Es zeichnet in Wolle die Conturen eines Sternes und hat nur in der Mitte eine große Goldperle.

So haben die Zigeunerinnen auch die ihren Wanderzügen am Nachthimmel leitend voranschwebenden Sterne als zweites Phantasie-Bild in den Schmuck ihrer Gewandung aufgenommen. Zur Vervollkommnung eines solchen Kostümes tragen die vornehmen Woiwoden-Töchter, die als eine Art Zigeunerfürstinnen gelten, prachtvolle gestickte Gürtel. Merkwürdigerweise drückt auch auf diesen die Stickerei den Gedanken eines festen Wohnsitzes, aber ihrem höheren Stande entsprechend, aus. Die Woiwoden-Tochter stickt sich kein „Haus", sondern eine „Burg" (varos), wie sie das Stickmuster nennt, auf den Gürtel. Dieses ist reich in echten Goldfäden ausgeführt, dazwischen kommen rothe Wolle und bunte Perlen. Hervorstechend darin ist die Figur des Kreuzes, das im Zigeunerischen „Glück" (Kruco, bact) bedeutet.

Dieses Zeichen des Glückes tragen auch die minder reich gestickten Gürtel, die sich besonders die der Geburt eines Kindes entgegensehenden Zelt-Zigeunerinnen gerne umlegen. Sie sind gewöhnlich aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langen und 1 cm breiten Leinwand-Streifen, nur in selteneren Fällen aus weichem Kalbsleder gefertigt. An den Gürtelrand hängen solche Frauen dann noch Bärenklauen oder Rinderzähne, oder auch nur Hasenpfoten, was bewirken soll, das sie ein gesundes, starkes und flinkes Kind zur Welt bringen.

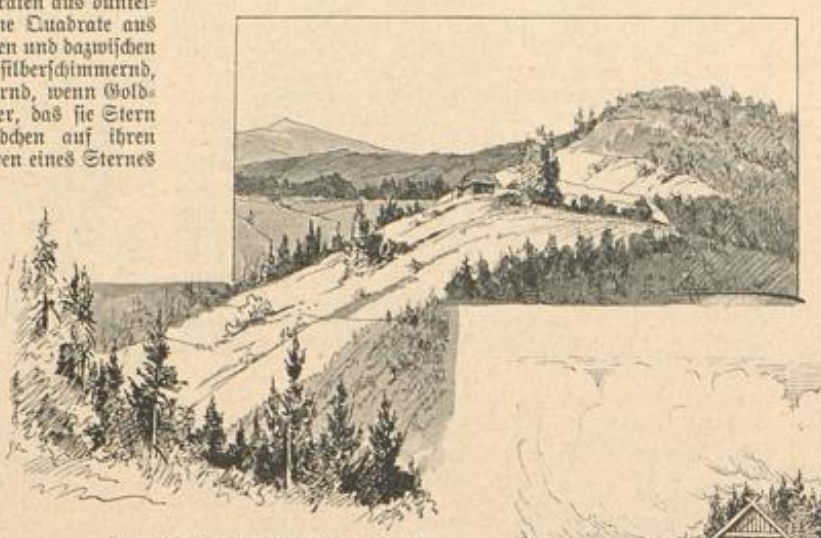
Ganz alte Frauen benähen sich ihre Schürzen gerne mit einem Muster, daß sie „Schlange" (Sap) nennen, was schon besser zu der von ihnen gespielten Wahrsagerinnen- und Zauberfrauen-Rolle paßt. Diese Zauberfrauen (covalyi), auch „gute Frauen" (laci romni) genannt, stehen als Heilkünstlerinnen bei den Zigeunern in hohem Ansehen. — Bei ihren Krankenbesuchen tragen sie ebenfalls seltsam und reich gestickte Beutel, die mit Stechapfel-Samen gefüllt sind. Diese Beutel führen sie über den Leib des Kranken, um die bösen Krankheits-Dämonen zu vertreiben, mit denen sie sich dadurch in magischen Rapport setzen. Das Stickmuster auf diesen Zauberbeuteln entspricht ihrer Bestimmung. Es sind Schlangen, deren Leib aus hochrother, deren Kopf aus grüner Wolle besteht; die Augen sind aus Silberfäden, der Halbmond, den das Unthier im Maule hält, ist dagegen aus gelber Wolle gefertigt. Ein anderes Muster tragen dagegen jene Beutel, welche die Zauberfrau des Nachts auf das Lager einer jungen Mutter und des neugeborenen Kindes legen muß. Es geschieht dies in jener Nacht, wo die nur ihr sichtbaren Urmen (Schicksals Göttinnen) erscheinen, um die künftigen Schicksale des Kindes zu bestimmen.

Die Zauberfrau weilt während dieser Schicksalsnacht allein bei der jungen Mutter, in der Erdhöhle oder im Zelt, und murmelt ununterbrochen Zauberformeln. Am Morgen aber legt die junge Mutter, als Dank, ein Geldstück in ihren Zauberbeutel. Das Stickmuster auf diesen Beuteln nennen die Zigeunerinnen „Thurm" (toronis). Alle diese Muster und sympolischen Stickereien müssen die Zigeunerinnen einander schon seit Jahrhunderten vererben.

Bei den Stickereien der Südslavinnen dürften nur die Muster „Stab" (gewundener Stock), „Glisto" (Würmer — Schlangen), „Kriz" (Kreuz), auf ältere, heidnische Symbolik rückdeuten. Sonst nennen sie ihre Stickereien jetzt gern nach dem freundlichen Vorbilde der zart und innig nachgebildeten Feldfrüchte. Da giebt es ein Muster „türkischer Mais" (Kukuruza), „Maiskolben" (Kurozova cima), mit den reichen niederhängenden Kolben, das Trauben- und Weizenmuster ꝛc. Von den Stickmustern in Feldfrüchten fehlt nur noch ein Schritt, um unser geistiges Auge zu den herrlichen Blumen-Nachbildungen zu führen, welche die griechischen und armenischen Frauen am Bosphor, in Candilli, Cousgoundjouk, Arnaoutkeny auf den Fakios, das Kopfschleier-Tuch der orientalischen Jüdin und Griechin, auf Polster, Decken und kostbare Taschentücher, die der Orientale mit Vorliebe bei sich trägt, nicht sticken, sondern malen.

Zu diesem Zwecke stellen diese Frauen kleine, irdene Schalen, mit den verschiedenen Farben gefüllt, welche sie vorher in Alkohol und einer Gummi-Mischung auflösen, — eine Manipulation, deren Einzelheiten jedoch geheim gehalten werden, — vor sich hin. Nun wird der Tülbont, ein zarter Wollstoff, beinahe wie Musselin, ausgebreitet und mit einem Pinsel werden, zuerst ein paar lose Stiele, hierauf Blätter regellos hingestreut, die sich dann mit den herrlichsten, farbenprächtigsten Blumenköpfen füllen. Die Form der Blumen und Blüthen ist stets dieselbe, aber ihr Arrangement ist immer ein anderes, frei erdachtes, ein herrliches Farbengewirr, so daß man nie zwei völlig gleiche Muster findet. Der so erzeugte Stoff heißt Kalemker und wird dreimal in die Fluthen des Meeres getaucht, um seine Echtheit zu erproben.

Ihm in Farbenpracht am nächsten stehen die herrlichen Tuchstickereien und Applicationen der Tscherkessinnen. Die mühevollen Ineinander-Fügungen von Tuchläppchen mit weißen, grünen, goldgelben Seidenfäden kunstvoll umsteppt, seltsame reiche Figuren bildend, die sich von grellrothem oder mattlichtblauem, tiefgrünem Tuchgrund in einer, das Auge geradezu berauschenden Farbenschönheit abheben, lehren uns, gleich den früher geschilderten, daß die Handarbeiten der Frauen der verschiedenen Völker der Erde auch eine wortlose Sprache zu ihrer Charakteristik, zur Erforschung ihrer alten religiösen Irrthümer, ihrer tiefen Empfindungs- und Anschauungswelt mitreden, eine Sprache, die so poesievoll und traumschön ist, daß sie verdient, zeitweise gelesen zu werden.



Das Alp'l bei Krieglach mit Rosegger's Geburtshaus.

Rosegger's Geburtshaus.

Nachdruck verboten.

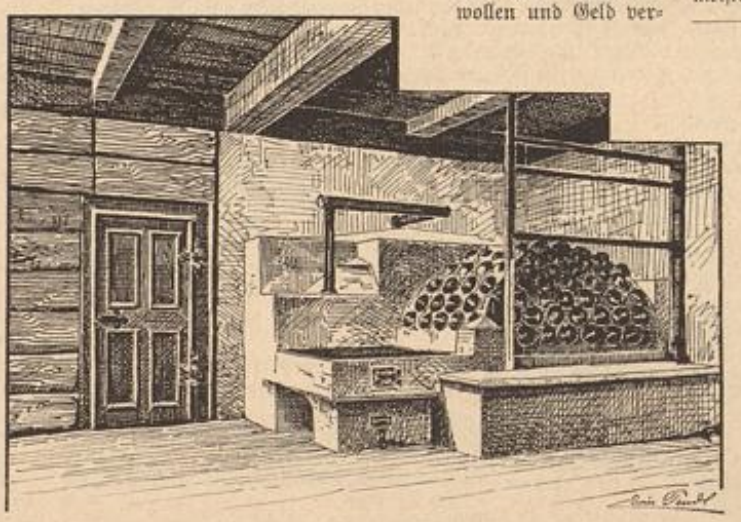
Die Leiter der deutschen Hofbühnen.

I.

Volko Graf von Hochberg und Georg von Hülsen.

Von Otto Preuß in Berlin. — Siehe Seite 25.

Eine Geschichte der deutschen Hoftheater würde eine Geschichte der deutschen Bühnenkunst sein; den finanziellen Opfern, die die deutschen Fürsten ihren Hoftheatern bringen, verdanken wir es, daß wir nicht nur einen einzigen Centralpunkt für die dramatische Kunst in Deutschland haben, daß man in einer ganzen Anzahl von deutschen Städten gute, zum Theil vortreffliche Opern- und Schauspiel-Aufführungen genießen kann. Die Leiter dieser Hofbühnen befinden sich in einer schwierigen Stellung: es fehlt ihnen die Unabhängigkeit der Theater-Direktoren, für die neben dem eigenen Geschmack nur noch der Geschmack des Publicums existirt. Die Hoftheater-Intendanten haben noch mit einem dritten, den Ausschlag gebenden Factor zu rechnen, — mit den Allerhöchsten Wünschen. Diese Allerhöchsten Wünsche mögen ihnen nicht selten die Flügel binden, die die Allerhöchste Subvention ihnen, hiervon abgesehen, freier zu entfalten gestattet als den anderen Theater-Direktoren, die Geld verdienen wollen und Geld verdienen müssen. Aber im ganzen genommen bleibt ihnen doch immer noch ein Wirkungsfeld, auf dem sie der Kunst einen wirklichen Nutzen leisten können.



Küche in Rosegger's Geburtshaus.

Rosegger's Geburtshaus. Nach Original-Zeichnungen von Erwin Pendl in Wien. — Siehe Seite 30.

Wir haben die Portraits des General-Intendanten der Königlichen Schauspiele Volko Graf von Hochberg und des Intendanten des Königlichen Hoftheaters in Wiesbaden Georg von Hülsen nebeneinander gestellt, weil der letztere allgemein als Nachfolger des Grafen Hochberg angesehen wird. Nicht, daß Graf Hochberg seiner Stellung müde wäre oder daß das Publicum Ursache hätte, ihn müde zu wünschen, — man spricht von dieser Nachfolgerschaft vielleicht nur deßhalb mit solcher Bestimmtheit, weil Herr von Hülsen ein ständiger Begleiter des Kaisers auf seinen Seereisen ist und weil der Name Hülsen durch den Vater des Wiesbadener Intendanten mit der Geschichte der Königlichen Theater auf das engste verknüpft ist. Vielleicht wünscht man auch hier und da den Königlichen Bühnen in Berlin einen frischeren Zug und weist darauf hin, daß sie nicht mehr, wie zu der Zeit, als Botho von Hülsen General-Intendant der Königlichen Schauspiele war, das Berliner Theater-Interesse souverän beherrschen. Man vergißt, daß sich seit jener Zeit die Berliner Theater fast verdoppelt haben, daß das Interesse des Publicums sich in Folge dessen nothwendig zersplittern muß. Außerdem ist die Thätigkeit des Grafen Hochberg vielfach durch nothwendige Reorganisationen gehemmt worden; sowohl im Königlichen Opernhause wie im Königlichen Schauspielhause mußten bauliche Veränderungen getroffen werden, die lange Zeit in Anspruch genommen haben und ganz naturgemäß die künstlerische Leitung beider Bühnen zeitweise hemmten. Eine dominirende Stellung, wie die Königlichen Theater sie unter Botho von Hülsen's Leitung im Berliner Kunstleben einnahmen, ist durch die veränderten Verhältnisse unmöglich geworden; auch der genialste Bühnenleiter mit vollkommenster Aktionsfreiheit könnte sie niemals zurückgewinnen.

Volko Graf von Hochberg wurde im Herbst 1886 zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele ernannt. Der jüngere Bruder des Fürsten Pleß, einer der vornehmsten Großgrundbesitzer Schlesiens, hält ihn nur der Wunsch, wahrer Kunst zu nützen, in seiner nicht gerade bequemen Stellung. Graf Hochberg ist am 23. Januar 1843 geboren. Er war kurze Zeit im diplomatischen Dienst, kurze Zeit auch als Mitglied des Abgeordnetenhauses politisch thätig. Seine innersten Interessen gehören der Musik, und als Componist wie als Begründer der großen schlesischen Musikfeste hat sein Name einen guten Klang.

Der in der Mitte der Dreißiger stehende Intendant des Königlichen Hoftheaters in Wiesbaden Georg von Hülsen quittirte 1892 seine militairische Laufbahn, um die Leitung dieser Bühne zu übernehmen. Er fand einen neuerstandenen, mit allen Einrichtungen der modernen Bühnentechnik versehenen Prachtbau vor, in dem er der Kunst eine behagliche Stätte bereiten konnte. Daß Herr von Hülsen es ernst mit der Kunst meint, hat er in diesen wenigen Jahren genugsam bewiesen; zuletzt, indem er den berühmten Londoner Professor Blume als Gesangsmeister für die Königliche Bühne in Wiesbaden engagierte und damit eine Stellung schuf, die, von ähnlicher Bedeutung in der Oper, wie diejenige von Strakosch unter Laube als Vortragsmeister für das Schauspiel war, an den meisten Opernbühnen unbesetzt ist.

Nachdruck verboten.

Der Eingang zum Vatikan.

Zu dem Bilde von Hans Wieland in München. Siehe Seite 28.

Man kann in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben, — die meisten Romreisenden müssen sich sogar mit diesem Schicksal aussöhnen. Aber einen Reisenden, der Rom besucht hat und nicht im Vatikan war, giebt es wohl kaum. Ist doch der Vatikan nicht nur die Residenz des Papstes, sondern auch das vornehmste und reichste Museum der Erde, enthält er doch eine Sammlung von Kunstschätzen ohne Gleichen. Diese Kunstschätze muß jeder Tourist angestaunt haben, gehöre er nun zu den Gläubigen oder zu den Ungläubigen, wenn er nach Hause zurückkehrt und den Zuhörern von Rom erzählen will. Daß der Strom der Touristen, die, im bequemen Reise-Kostüm, den rothen Bädeker in der Hand, die Säle des Vatikan durchfluthen, die Würde der päpstlichen Residenz erhöhte, wird niemand behaupten können. Selbst die Schweizer-Garde in ihrer Landsknechttracht macht mehr den Eindruck einer Schaar von Museums-Dienern als einer zum Schutz der Person des obersten Kirchenfürsten hier installirten Söldnerschar. Nur wenn der gerade auf Posten befindliche Schweizer einem hohen Würdenträger der Kirche militärisches Honneur erweist, wird man daran erinnert, daß hier päpstliche Soldaten den Eingang zum Palast des Papstes bewachen. A. G.

Redactions-Post.

Antworten.

Gisela in Wien. — Frau Odilon war in Berlin am Wallner-Theater und kurze Zeit am Königlichen Schauspielhaus engagirt.

Frau Afra. — Der Gemahl der Prinzessin Sophie von Preußen, der jüngsten Schwester des Kaisers, Prinz Friedrich Karl von Hessen, ist der einzige noch lebende Bruder des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen. Landgraf Alexander Friedrich ist unvermählt und seit frühester Jugend erblindet.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 5, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. März 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Reue.

Erzählung von Adalbert Meinhardt in Hamburg.

(Schluß.)

„Und," fragte sie nach einer Weile, „wenn Du heute wieder so ständest? Ich muß es einmal von Dir hören, Leo, ich muß! Wenn sie hier wäre und sähe Dich an mit ihren Augen, so wie sie's thut, — denn sie denkt ebenso heute wie damals, und Du wärst frei, fühltest Dich dem Freund nicht verpflichtet, sondern hättest Deinem Herzen allein zu folgen . . .".

„Wie ich dann wählen würde, meinst Du, zwischen Dir und ihr?"

Vor seinem Blick sah sie zu Boden und fragte nichts mehr.

„O, Du Kind, das Du bist! Weißt Du denn nicht," sagte er auf dem Heimweg, als sie langsam, Seite an Seite durch die Straßen von Bellaggio schlenderten, „daß ich Dich brauche, gerade Dich, die in den Menschen das Gute sieht und mit ihrem Zutrauen es weckt, wo es schlummert, es hervorruft, wo es ohne ihr Vertrauen nicht sein würde? Nun, ich bin den alten Weg heute zum letzten Mal gegangen. Ich will's nie wieder, auch mit Dir nicht! Von heut an wollen wir alle beide nicht mehr zurücksinnen, nicht mehr zurückgrübeln, nur beide wissen: es ist gut so, wie es ist." —

Den nächsten Morgen in aller Frühe fuhren sie im Dampfboot wieder quer über den See. Die Berge lagen noch im Nebel. Die Sonne kämpfte sich durch und bestrahlte das Wasser, den Ort, die Häuser am Ufer. Dann schwand sie wieder, das Grau herrschte ringsumher, bis sie abermals die Nebel siegreich durchbrach.

Die Zwei auf ihrer erneuerten Hochzeitsreise saßen nahe aneinander gerückt. Sie sprachen nicht viel, sie sahen sich nur von Zeit zu Zeit mit vertrautem Lächeln in die Augen und drückten sich unterm Mantel die Hände. Und als sie in der kleinen Bahn bei der letzten spitzigen Kehre zum letzten Mal drüben an der Landspitze von Bellaggio das breite Gebäude ihres Hotels in seinem Garten liegen sahen, da nickte Anna noch einmal hinüber. — Und dann wandte sie sich zu der andern Seite, nach welcher die Richtung ihrer Fahrt ging: „So, das war schön! Nun aber zu Lili!" —

* * *

Es war gegen Abend, als sie in Luzern ankamen. Der Professor stieg aus, um zu fragen, ob vielleicht Briefe für ihn hier lägen. Anna blieb im Coupé und nickte ihm zu vom Fenster, als er draußen auf dem Perron war. Dann setzte sie sich in ihre Ecke, lehnte den Kopf zurück und dachte an den schönen Tag gestern, den Abend-Sonnenschein, die Glycinen und dann an all die Tage vorher, an Michael. Der eine stirbt, und der andere ist glücklich. Man sollte es nicht sein, und man kann doch nicht anders. Wenn ich einmal sterbe, — wie bald mich dann wohl meine Liebsten vergessen und wieder froh sein werden? Und wenn sie, wenn einer von ihnen . . . .

Es fröstelte sie bei dem Gedanken. Sie schüttelte ihn von sich. Wer denkt auch so etwas! Sie stand auf und sah zum Fenster hinaus. Leo konnte noch nicht zurück sein. Was das für ein Getriebe war von Leuten und Sachen! Engländerinnen stiegen ein und aus, die Träger rannten. Dazwischen so ein paar hübsche Kinder, ein kleiner Knabe und ein Mädchen, mit langen Locken alle beide. Wenn sie erst Lili mit auf eine Reise nehmen könnte! —

Wo blieb nur Leo? Die Briefe waren hoffentlich aus dem Hotel richtig hergebracht worden; hatte er es doch telegraphisch bestellt. Aber er ließ sich noch nicht blicken. Sie fühlte, wie sie vom Spähen nach ihm unruhig wurde. Und es war doch nirgends ein Grund, um ängstlich zu sein. Er wird schon kommen, wenn es Zeit ist! Sie schämte sich förmlich, daß sie sich um ihn aufregen konnte. Sie trat vom Fenster fort, setzte sich wieder und nahm aus ihrer Reisetasche das zusammengebundene Päckchen der Briefe, die sie unterwegs von ihren Brüdern erhalten, fünf waren es, von jedem Tag einer. Die braven Jungen, so fleißig hatten sie geschrieben! Wie die Kleine lachte, was sie sagte, was sie that, sie führten getreulich Buch über alles. Willi, der zukünftige Arzt, hatte sie sogar gewogen und berichtete über eine Gewichtszunahme, die der höchst erfahrenen Mama etwas fragwürdig scheinen wollte. Sie vertiefte sich in die Briefe, las jeden wieder, sah und hörte ihr Kind in jedem und lachte beim Lesen . . . . Da, — das erste Glockenzeichen! Und Leo?

„Leo, da bist Du!" rief sie, als sie, aufblickend, ihn in der Thür zum Gange schon stehen sah, „bist Du lange hier? Hast Du es probiren wollen, ob ich mich um Dich ängstigen würde? Oder — Leo," rief sie, „was ist? Komm herein, sag mir's rasch."

Er konnte nicht sprechen, er gab ihr die Blätter, die er in der Hand hielt.

„Das Kind!" schrie sie auf.

Es waren zwei Briefe von Fritz und von Willi. Die Kleine hatte einen ähnlichen Anfall, wie schon früher gehabt. Nur daß er nicht vorübergehen wollte. Der Arzt, der gleich zur Stelle gewesen, hatte gerathen, die Eltern zu rufen. Es sei noch keine Gefahr, gewiß nicht. Aber wenn nicht bald Besserung eintreten würde, . . ! Und dann ein kurzes Telegramm, das sagte nur: „Kommt rasch, es ist die höchste Gefahr!" —

Anna war aufgesprungen, sie stand, mit beiden Händen an den Kofferneţen sich haltend, in dem engen Coupé. Ihr war, als ob sie hinausspringen müsse, laufen, hinstürzen zu ihrem Kinde.

„Der Zug geht schon," sagte Leo.

Ja, er setzte sich in Bewegung, langsam, o, so verzweifelt langsam!

„Wir können nichts thun," hörte sie Leo neben sich sagen, als sie gleich außerhalb des Bahnhofs durch den langen Tunnel fuhren, „nichts, als uns forttragen lassen und reisen."

„Nichts," wiederholte sie, „nichts, nichts, nichts!" — Und es war ihr, als sei die Dunkelheit, die um sie her war, die leere, schwarze, hoffnungslose in ihr selber. —

Als sie wieder im Freien waren, sah sie ihn an. Hält er das aus, so still zu sitzen? Wie hält man's überhaupt aus, nicht fliegen zu können, nicht in Secunden, in Blitzesschnelle hin zu können zu denen, die man liebt, die uns brauchen? Sie preßte die Schläfen mit beiden Händen, daß ihr das Hirn nicht springen sollte vor Entsetzen.

„Du denkst, wenn wir gestern

Weibliches Bildniß.

Nach einem Portrait von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 40.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hierher gekommen wären, so wie wir wollten . . ." murmelte er.

„Ich denke garnichts! Was meinst Du damit? Dann könnten wir jetzt am Ende schon dort sein? In dieser Stunde? O, mein Kind!"

„Jetzt? nein! Morgen früh um sieben hätten wir dann in Berlin sein können. So kommen wir erst am Nachmittag hin."

„Wozu erzählst Du mir das alles, was soll das jetzt? Es ist nicht gestern, es ist heute," rief sie. „Und wenn wir selbst gestern gekommen wären, es hätte das auch schon zu spät sein können!"

„Anna," sagte er. „Es kann ja noch sein . . . . Das Telegramm ist von gestern Morgen. Wenn, — sie hätten uns sicher ein zweites zukommen lassen! Denke das nicht. Es wäre zu furchtbar!"

Sie nahm die beiden Briefe auf und las sie noch einmal und legte sie fort zu den anderen, den lustigen, an denen sie sich vorhin erbaut: „Mein Kind!" flüsterte sie vor sich hin. Sie saß da in ihrer blassen Starrheit, daß er sich so fern von ihr fühlte, als wäre sie ein Bild von Stein.

„Anna," bat er, „sprich doch! Sag mir, was Du leidest, was Du denkst!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, ich denke garnichts!"

„Glaubst Du, es geht mir nicht ebenso nahe? Glaubst Du, ich hätte das Kind nicht lieb, so lieb wie Du's hast? Dein Kind, meines, unser beider vereintes Glück und unseres Glückes lieben Bürgen?"

„Ich kann nicht!" wiederholte sie, — „morgen! Wenn Du sie lieb hast, warte bis morgen!"

Er sah, daß alles, was er sagte, sie nur noch mehr marterte. So saßen sie denn fast ohne zu sprechen die langen Stunden stumm einander gegenüber. Der Abend kam und dann die Nacht. Er bat sie, daß sie sich hinlegen sollte, ihre Kräfte für morgen zu schonen. Sie that, was er wollte. Nicht, wie ein folgsames Kind, das willenlos Gehorsam leistet. Er sah es an ihren gespannten Brauen, ihren ineinander gepreßten Händen, sie bot ihre ganze, starke, leidenschaftliche Willenskraft auf, um sich zu halten, um nicht ganz zusammenzubrechen. Er selber lag mit klopfendem Herzen und horchte zwischen dem Rasseln des Zuges auf ihre Athemzüge hin. So hatte sie früher auf seine gelauscht. Und er dachte an morgen, und wie es nach morgen werden sollte, wie sie weiter leben sollten, ohne das Kind. Andere Eltern haben wohl andere Kinder verloren und doch weiter gelebt. Aber wenn es an uns selbst kommt, wenn das Todesgerippe unser eigen Fleisch und Blut mit seiner Knochenhand uns fort trägt . . . Und wieder sah er seine Schuld in dem, was geschah. Er hatte, statt allein zu tragen, was er allein verbrochen hatte, nur um sich das Herz zu erleichtern, Anna zur Vertrauten gemacht, und sie war mit ihm gegangen aus Mitleid. Er hatte dann sich einreden wollen, durch jenen letzten Blick und Zuruf von Michael sei alles getilgt. Nichts tilgt sich! Keine alte Schuld hört je auf, eine Schuld zu sein. Sie erzeugt nur eine neue, größere. Weil er sich entsühnt geglaubt, hatte er sie in seiner Freude zu dem Abweg verleitet. So war das neue Unrecht entstanden, das gegen ihr Kind. Er fühlte im Herzen wieder die Krallen, die altgewohnten, bohrenden der nutzlosen Reue. Klippklapp, gingen die Eisenbahnräder, klippklappklapp. Und Anna, ob sie auch sich quält, so wie er? Ob sie auch in jeder Umdrehung der Räder, in jedem Klippklapp die Worte hörte: ‚Nur Du bist Schuld, nur Du, nur Du! Klage das Schicksal nicht an, keinen Himmel, keine Gottheit, nur Du bist schuld. Du!' — Er beugte sich zu ihr. Sie lag, wie er sie hingebettet hatte, ausgestreckt, still. Ihre Hände hielt sie ineinander gefaltet. Ihre weit offenen Augen starrten geradeaus. Und unter den festgeschlossenen Lippen meinte er die weißen Zähne auf einander knirschen zu hören, wie sie den Aufschrei ihres Herzens, die Anklage wieder ihn, gewaltsam zurückhielten.

Dann kam der Morgen, Sonnenschein, deutsche Stimmen, junges Grün. Um diese Stunde hätten sie daheim sein können. Als er es nicht mehr ertragen konnte und davon anfing, hob sie die Hand auf:

„Laß! bitte nicht!" —

Einmal sah er nach der Uhr. Er that es unbewußt. Denn auf die Minute hätte er es ja ohne dies sich sagen können, wie weit sie waren, wie pünktlich sie fuhren, wie viele Stunden noch bis Berlin verstreichen mußten. Sie aber schrie auf, als hätte er ihr einen körperlichen Schmerz verursacht. Und als er fragte, was ihr wäre, entschuldigte sie sich:

„Du hast so oft nach der Uhr gesehen, damals in Paris! Damals wolltest Du zu Michael kommen, ehe er . . . Und nun dasselbe! . . . Verzeih, wenn ich kindisch bin! Ich kann's nicht ändern. Nur . . . o, wären wir erst dort!"

Er sah es ihr an, sie dachte wirklich nichts als: ‚vorwärts, vorwärts!' Und die Räder gingen ja vorwärts: ‚Klippklapp, klippklappklapp, Du trägst die Schuld!' Er meinte, wenn sie manchmal hielten, die Melodie sei ihm in seinen Kopf gegangen, daß er sie auch hören mußte, wo sie nicht war. Und er meinte, wenn er endlich am Ziel sein würde, zu Hause bei seinem sterbenden, — oder bei dem todten Kinde, da würde er das Lied noch hören. Und wenn er alt würde und schwach, ein Greis, und wenn er selber zu sterben käme, — ‚Klippklapp,' er hörte es auch dann noch, ‚klippklappklapp, Du allein, Du allein.'

Die Stunden schleichen. Aber auch die längsten Tage müssen endlich vorwärts rücken. Aus dem Morgen ist Mittag geworden. Dem Mittag folgt allmählich, allmählich der Nachmittag. Sie nähern sich der Stadt. Ihre Augen sehen zugleich bekannte Zeichen, erkennen sie gleichzeitig, aber vermeiden es, einander zu begegnen. Anna steht auf und lehnt sich an den Fensterpfosten.

„Ich muß Dir einmal vorher etwas sagen," beginnt sie so leise, daß er sich weit vorbeugen muß, um beim Rütteln des Zuges ihre Worte zu erfassen, „Leo, was auch sein mag, — wir wissen ja beide, daß wir nichts hoffen, — und wie es auch wird, das sollst Du nicht denken, daß ich irgend etwas bereue!"

„Nicht?!" fragt er staunend. Hat er doch diese ganzen vierundzwanzig Stunden lang nichts anderes gethan, als sich zu zermartern in blinder, hoffnungsloser Reue, sich vorzustellen, wie sie neben ihm sich zermartert in ihrer Reue.

Sie schüttelt den Kopf: „Ich konnte nicht anders. Und wenn es heute wieder so käme, so würde ich wieder an Lili's Bett hinknieen, wie damals, und mir und ihr sagen: ‚sie ist ein Kind, sie hat noch kein Denken, hat noch kein Bewußtsein vom Leben. Und mein Mann, dem ich treu zu sein geschworen habe, der braucht mich mehr.' Ich habe es gewogen und habe es gethan! So viele Mütter müssen von ihren Kindern fort und thun es freudig, viel leichter als ich. Es war kein Unrecht. Und wenn ich es heute wieder thun sollte und wüßte vorher, was kommen muß, — ich könnte mich doch auch nicht anders entscheiden! Ich müßte Lili wieder lassen und ginge mit Dir. Das habe ich Dir nur sagen wollen. Du denkst sonst vielleicht, ich sei so kindisch abergläubisch, dieses Unglück wie eine Strafe anzusehen . . ."

„Nein," sagte er leise, „von Dir denke ich nie, Du wärest kindisch, von Dir nicht! — Und daß wir vorgestern in Lugano aus dem Zug stiegen, nicht weiterfuhren, deshalb machst Du mir auch keinen Vorwurf?"

„Dir? Wie sollte ich, wünschte ich es doch selber! Wer hatte denn eigentlich den Einfall? Ich glaube, ich war es. Aber wer es war, das ist gleich. Wir fühlten uns beide glücklich, fühlten uns erlöst von dem alten Druck. Wie konnten wir an Unglück denken? Und wenn es trotzdem kommt und da ist, — ist denn das unsere Schuld? Leo, Leo, ich habe mein Kind lieb! Mit jeder Fiber, jedem Athemzug habe ich es lieb und möchte sterben, um es zu erhalten, in dieser Secunde, mit wie vielen Freuden! Aber wenn wir nach Hause kommen und es, — ich kann das nicht aussprechen, ich kann nicht! Du weißt, was ich denke. Das ist Geschick, oder Fügung oder Zufall, nenn' es wie Du willst, aber nicht meine Schuld und nicht Deine. Wie ich es tragen soll, — ich weiß nicht! Aber ich weiß auch nichts zu bereuen."

Er gab ihr keine Antwort. Er bückte sich, daß sie es nicht sah, und nahm eine Falte vom Kleide seiner jungen Frau und drückte den Saum an seine Lippen. Juliane's Abschiedsworte kamen ihm in den Sinn: ‚Solch ein Menschenkind wie sie, kann nie ganz unglücklich werden.'

Während Anna gesprochen hatte, waren sie in die Stadt eingefahren. Häuser, Häuser und wieder Häuser. Und Schienen und Schienen und Eisenbahn-Wagen. Nun Mauern zur Seite, eiserne Träger, jetzt das Glasdach der Halle. Der Zug fährt langsamer, müßte halten. Vor der Coupé-Thür der Kofferträger hängt sich an den Drücker, trabt laufend mit. Der Zug hält noch nicht? Ja, er hält!

Und nun?

Der breite, graue, Asphalt-gepflasterte Perron, der menschenleer bis weithin frei zu übersehen war, ist urplötzlich schwarz von dem Gewimmel der Ankommenden, der Erwartenden. Man drängt und stößt und schiebt sich vorwärts. Da, ganz hinten aus der Menge taucht jetzt ein Kopf auf, ein wohlbekannter. Fritz ist es, allein, ohne den Bruder. Sein Gesicht scheint blaß. Er ruft etwas. Alle die Menschen, der Lärm, . . . man hört nichts, kann nichts verstehen in solcher Entfernung. Er drängt sich durch. Er ist noch nicht nahe genug, er winkt . . .

„Sie lebt!" ruft Anna, „Leo, sie lebt!"

Nachdruck verboten.

Die Kornelfe.

Erzählung von C. von Hellen in Ludwigslust.

Na, weißt Du, Wallholm, wenn ich das verdammte Wetten nur lassen könnte. Aber es reizt einen mächtig, Du kannst es mir glauben, es prickelt einen ordentlich, wenn man so einen schneidigen Gaul vor sich sieht, wie z. B. den Sunbeam; na, das ist doch keine Frage, das der siegen muß! Die anderen sehen alle wie die Lumpenkarren-Pferde neben ihm aus. Sehnen, wie Stahl, und diese Bewegungen, und das Köpfchen, er könnte aus einer Mokkatasse trinken, sage ich Dir, und dann reitet ihn Rosenstein; na, was der kann, das wissen mir doch! Also los, ich muß ja meine Tausend Mark und vielleicht mehr gewinnen. Ich bin auch nicht allein der Schlaue, wenigstens dreiviertel von der ganzen Gesellschaft haben auf Sunbeam gesetzt, nur der verdammte Kerl, der Heim nicht, der hat immer so was Besonderes raus, und wenn ich schon das superkluge Gesicht sehe, wird mir ganz flau, und noch so ein Paar andere Kerle von derselben Couleur. Na, nun geht es denn los, natürlich der Sunbeam immer vorne weg. Die Hürde, brillant! fliegt nur so. Pah, wo sind die anderen? Der große Wassergraben, — wie'n Vogel. Rosenstein sieht sich um, als wollte er sagen: na, kommt keiner nach? da — die verdammte Steinmauer, 'rüber ist er, aber da liegt er, der Gaul überkugelt sich vollständig; s' war n' Wunder, daß Rosenstein mit dem Leben davon kam. Aber der Sunbeam hat's weg, völlig niedergebrochen, total fesselahm, muß wahrscheinlich todt geschossen werden. Na und ich? Da sind meine hundert Mark wieder pfutsch. Und das geht dann so weiter."

Der junge Offizier, der diese Rede hielt, stand beim Husaren-Regiment in der kleinen Stadt Z. Er schritt, während er so sprach, unruhig in einem gemüthlich eingerichteten, großen Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen eines kurzen Smoking-Jackets, das er übergeworfen hatte, denn er war bei sich zu Hause, und der ältere Kamerad, Premier-Lieutenant Wallholm, saß bequem ausgestreckt auf einem Schaukelstuhl, die Cigarre zwischen den Lippen und hörte ruhig zu. Er antwortete auch nicht, denn sein junger Freund war noch nicht zu Ende mit der Litanei.

„Ja, weißt Du, Wallholm," sagte er jetzt vor dem leise hin und her schaukelnden stehen bleibend, „ich bin wahrhaftig kein Freund vom Jeu, aber wenn man dann einmal soviel Pech gehabt hat, und ein bißchen angerissen war ich nach dem Renn-Diner auch, dann überkommt einen so ne Art von Galgen-Humor. Was kann da sein, denkt man, die paar Mark machen den Kohl nun auch nicht mehr fett. Kannst ja auch gewinnen, dann bist Du schön 'raus, na, und dann geht's los. Natürlich habe ich Pechvogel nichts gewonnen, einen Riesenkater und tausend Mark Minus, die ich noch dazu von dem alten Galgengesicht, dem Schnabelthier, pumpen mußte, das war wieder mein Reingewinn!"

Das Schnabelthier war ein alter Trödeljude, der im Städtchen hinter einem winzigen Ladentisch in einer dunklen Höhle von Laden hauste und bisweilen Geldgeschäfte mit den Herrn Offizieren machte, die ihm wegen seines vorstehenden Mundes und seiner eingedrückten Nase den schönen Spitznamen Schnabelthier gegeben hatten.

„Ja," sagte Wallholm jetzt, da die Beichte des andern endlich zu Ende schien, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und die Asche bedächtig in eine Schale, die auf einem kleinen Tischchen neben ihm stand, abstreifte, „ja, Bruno, das ist alles ganz gut und ganz begreiflich aber — alter Junge, wo soll das enden? Du weißt, Vermögen hast du nicht, auch keines zu erwarten, die Zulage, die Dir dein Onkel giebt, reicht knapp, also wie soll das werden, wenn Du fortfährst, immer über deine Verhältnisse zu leben, und eine Tausend Mark nach der anderen pumpen mußt?" Der andere ließ den Kopf hängen. Sein hübsches, frisches Gesicht sah trübselig aus.

„Oder," fragte Wallholm, „meinst Du, daß dein Onkel ein Einsehen haben und dich loskaufen wird?"

Bruno schüttelte den Kopf. „Kein Gedanke. Ich kann ihn auch gar nicht darum angehen, Wallholm, er ist keineswegs in brillanten Verhältnissen, quält sich mit dem großen Gut und den vielen Kindern und ist überhaupt ein famos anständiger Kerl, da er mir die Zulage giebt."

„Ja, was denkst Du dir denn aber, lieber Junge, was willst Du machen? Du wirst mir zugeben, daß es so nicht weiter geht."

„Wenn ich nur einen vernünftigen Gedanken hätte," seufzte jener.

„Ich wüßte nur einen Rath," sagte der andere — „aber —"

„Sag', sag' schnell, wenn Du was weißt, Wallholm, alter Freund, Du bist meine einzige Hoffnung! Siehst Du, ich weiß ja, daß ich ein verdammt leichtsinniges Huhn gewesen bin, aber ich will mich bessern, ich will mich wahrhaftig bessern, nur sage mir, wie ich aus dieser verfluchten Klemme herauskomme. Ich nehme pränumerando alles an, was Du mir vorschlägst."

„Wer weiß," lachte jener, „und außerdem kannst Du allein das auch nicht machen, es gehören zwei dazu."

„Zwei?"

„Ja, ich meine nämlich, Du müßtest eine reiche Frau heirathen."

Das freudig erhobene Haupt des armen Bruno sank wieder herab, und der erwartungsvolle Zug wich aus seinem Antlitz. „Wallholm," sagte er, „dazu paße ich nicht."

„Na höre, Du bist ein hübscher, frischer Kerl, wenn Du so auf Deinem „Flirt" durch die Straßen reitest, sehen Dir die Mädchen alle mit süßen Augen nach, und es müßte ja verhext sein, wenn Du die Frau nicht bekämst, die Du haben wolltest."

„Ach, das meine ich doch nicht, Wallholm, aber um den schmutzigen Mammon will ich nicht heirathen. Habe überhaupt noch gar keine Lust dazu. Und wenn ich einmal so weit komme, will ich an das Mädchen denken und nicht an ihre Moneten."

Wallholm zuckte die Achseln. „Sehr schön, aber nicht sehr praktisch, Bruno," sagte er. „Wenn ich Geld hätte, würde ich Dir gern helfen, aber ich muß selbst sehr wirthschaften, um auszukommen, und einen anderen Rath weiß ich auch nicht."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er stand auf, legte den Rest der Cigarre fort und schnallte seinen Säbel um. „Ich muß in den Dienst, Bruno, Adieu."

Er schritt zur Thür, der andere stand mitten im Zimmer und sah ihm traurig nach. In der Thür kehrte Wallholm noch einmal um.

„Bruno," sagte er, die Hand des andern schüttelnd, „Du saßt ja da wie 'ne Trauerweide. Kopf hoch, alter Junge, vorläufig wird Dir das Schnabelthier noch nicht den Hals umdrehen, morgen geht's ins Manöver; wer weiß, kommt Zeit, kommt Rath. Komm' nur nachher in's Casino, s' sind Krebse da, ich stoße Dich auf n' Glas Sect, damit Du wieder blanke Augen kriegst, und nun Adio! — —"

Es war ein köstlicher warmer Sommertag. Draußen auf dem Lande klang die Sense, und das reife Korn rauschte zu Boden, die Erntewagen jagten in hellem Trab auf die Felder hinaus und schwankten schwer beladen wieder ins Dorf zurück. Breit und behaglich lag dasselbe inmitten seines wundervollen Weizackers mit dem stattlichen alten Herrenhaus, dessen schweres Doppeldach, von den alten Kastanien und Lärchen des Gartens beschattet, sich nebst dem hölzernen etwas zopfigen Kirchthurm über die niederen Dorfhäuser erhob. Das Gelände war flach, aber einige Hügel umschlossen die Wiese hinter dem Garten, und hinter ihnen am Ufer eines großen Landsees lag ein zweites Gut. In beiden Dörfern herrschte ein ganz besonderes Leben an diesem Tage. Nicht nur daß die Ernte alles, was Hände hatte, in Bewegung setzte, man sah auch fixe junge Burschen in Drillichjacken und Militärmützen auf der Dorfstraße und sogar auf den Erntewagen oder mit der Sense in der Hand. Große überdeckte Packwagen standen auf dem Gutshof und in den Ställen waren Uniformstücke hie und da aufgehängt. Die Dorfschönen befanden sich in einer gehobenen Stimmung und hatten besondere Sorgfalt auf die Sauberkeit ihres Anzuges verwendet, denn es war Einquartierung da, und dieweil es Ruhetag für die Husaren war, konnten diese zum Theil bei den Erntearbeiten helfen. Der größte Theil der Schwadron lag zwar auf dem Nebengut, jenseits der Hügel, welches ein Herr Markenthin gepachtet hatte, aber einige Züge waren in Sagendorf untergebracht und sollten heute Pferdebesichtigung haben. Der Roßarzt war schon da, und die Husaren führten eben die glattgeputzten und gestriegelten Pferde ohne Decken an der Halfter auf die Dorfstraße, als der Lieutenant Bruno von Fehling, auf der breiten mit krüppligen Weiden eingefaßten Landstraße von Seehausen nach Sagendorf herüber kam. Da er nur eine Viertelstunde Wegs hatte, und das Wetter so herrlich war, beschloß er seinen, durch anstrengende Märsche ermüdeten Pferden Ruhe zu gönnen und ging zu Fuß zur Pferdebesichtigung, denn sein Rittmeister hatte den Ruhetag zu einem Besuch bei einem alten Regiments-Kameraden in der Umgegend benutzt, und der Premier-Lieutenant lag mit Rheumatismus im Bette. Die Gegend war Bruno völlig unbekannt. Gegen Abend spät eingerückt, war er todtmüde sogleich zu Bette gegangen, froh bei einem Pächter, der keine geselligen Ansprüche an ihn machte, im Quartier zu liegen. Das Regiment hatte in dem Jahre Kavallerie-Exerzieren und daher sehr weite Märsche, und kam durch andere Gegenden als die es sonst während des Manövers zu berühren pflegte. Unser Lieutenant schritt frisch und wohlgemuth an dem schönen sonnigen Morgen fürbaß. Er sah nicht aus, als beschäftige er sich mit einem so abschreckenden Gegenstand wie das Schnabelthier und seine Schuldscheine; er blies, sehr zufrieden mit sich und der Welt, seine Rauchwölkchen aus seiner Cigarre in die klare Luft und schwenkte jetzt von der Landstraße in einen kleinen Fußsteig, der über die Hügel zwischen den Feldern hin lief, und von welchem er annahm, daß er ein gutes Stück Weg abschneiden würde, wenn er ihn verfolge. Es war ein prächtiges Weizenfeld, durch das er dahinschritt, an einigen Stellen reichten ihm die schweren goldgelben Aehren bis über die Schulter, und die Halme wogten im leichten Sommerwind und strömten einen kräftigen Duft aus. Zur Seite des Fußpfades krochen grüne Ackerwinden mit kleinen rosa Trichterblüthen hin, sonst war weder Rade noch Mohn zu sehen, und der Lieutenant, der auf dem Lande bei seinem Onkel erzogen war, freute sich über das schöne Feld und dachte, daß es viel Geld einbringen müsse. Als er ein Weilchen so gegangen war, bemerkte er, daß sich der Fußsteig, statt dem Dorfe zu, von demselben abwandte und daß er statt eines Richtsteiges einen Umweg gewählt habe. Er stand einen Augenblick zögernd still. Schon war er fast in der Mitte des Feldes, zurück gehen und sich wieder auf die staubige Landstraße begeben, schien ihm wenig verlockend. Wenn er diesen Weg verfolgte, kam er wahrscheinlich bis zum herrschaftlichen Garten; an demselben entlang war es schattig, er sah auf seine Uhr, — auf ein halbes Stündchen konnte es nicht ankommen, er hatte auch noch Zeit, also nur vorwärts. Er blickte wieder den Weg entlang. Da kam etwas helles hergeschwebt über die wogenden Aehren. Von Weitem war es anzusehen wie ein großer bunter Schmetterling, gelb und blau, aber der Lieutenant erkannte bald, daß es ein Damenhut war, und daß ein Kopf darunter steckte, und also ein weibliches Wesen ihm entgegen kam. Er war sehr zufrieden damit, denn er dachte: die kann mir doch am Ende sagen, wohin dieser Fußsteig führt und ob ich am Garten entlang ins Dorf kommen kann. Er schritt also immer zuversichtlicher weiter und behielt den schwankenden blau-gelben Hut scharf im Auge. Die Trägerin desselben schien indessen nicht sehr groß, denn der Hut schwebte immer dicht über den Aehren hin und er konnte ihr Gesicht in dem schlängelnden Fußpfad nicht eher sehen, als bis sie ihm schon ganz nahe war. Als sie aber endlich vor ihm auftauchte, machte er die Augen noch größer auf und verwandte erst recht keinen Blick von dieser Kornelfe, denn es war in der That ein ganz allerliebstes junges Mädchen, welches ihm da entgegen kam. — Sie trug ein einfaches Morgenkleid von weißem Sommerstoff, welches die zierlichen Füße sehen ließ, und unter dem großen Schutzhut hervor sah sie ihn mit einem halb neugierigen, halb erschrockenen Ausdruck an, der ihn lebhaft an ein Reh erinnerte, welches vom Jäger überrascht bisweilen so zu ihm hinüberäugt, ehe es die Flucht ergreift. Diese beiden jungen Menschenkinder sahen sich eine Secunde lang in die Augen, als müsse jedes dem anderen bis ins Herz sehen; langsam stieg eine rosa Blutwelle unter der zarten Haut des jungen Mädchens bis zu ihren lichtbraunen Locken auf, und der ganz in ihren Anblick versunkene Bruno fuhr, plötzlich seiner Unart bewußt werdend, mit der Hand an die Mütze, klirrte mit den Hacken zusammen und sagte: „Von Fehling. Gnädiges Fräulein werden entschuldigen, bin ganz fremd hier, habe mich so zu sagen verirrt."

„Ich — ich bin Emerenzia Sagendorf," stammelte die junge Dame, da sie es wohl für geboten hielt auch ihren Namen zu nennen, „ich bin ganz zu Hause hier und kann Ihnen den Weg zeigen."

„Sehr dankbar, wenn gnädiges Fräulein die Güte haben wollen, liege drüben in Seehausen in Quartier, habe heute hier Pferdebesichtigung."

„Ja," sagte sie eifrig, „ich sah schon, wie die Husaren die Pferde herausführten."

„Interessiren sich gnädiges Fräulein für Pferde," frug er lebhaft, ein wenig näher tretend, „reiten wohl selbst?"

„O ja, ich habe einen Pony, er heißt Puck, aber er ist leider etwas dick geworden; ich reite immer damit ins Feld und inspicire," plauderte sie harmlos.

„Möchte dem gnädigen Fräulein wohl meinen Flirt zeigen; kapitaler Gaul, würden Ihre Freude daran haben."

„Schade, daß Sie in Seehausen einquartiert sind und nicht bei uns," sagte sie, „es würde mir viel Spaß gemacht haben, Ihr hübsches Pferd zu sehen."

„Bedaure ich auch unendlich," meinte er und sah sie dabei wieder mit einem Ausdruck an, der ihre Unbefangenheit ins Wanken brachte. „Sie — Sie wollten ja wohl den Weg wissen," stammelte sie.

„Zu befehlen, es hat ja aber noch Zeit," meinte er.

„Nein," sagte sie wichtig, „die Leute warten schon auf Sie, der Roßarzt ist schon lange da."

„Kennen Sie den Roßarzt?" frug er, schon eifersüchtig auf diese Bekanntschaft.

„Ja, er war vorher bei der rothen Anne, die wollte heute nicht fressen, er sagt aber, es wäre nichts Schlimmes. Die Anne ist nämlich unsere neue holsteiner Milchkuh, die beste von allen."

„So, so. Nun Hübner ist ein tüchtiger Roßarzt, Sie können ihm sicher glauben."

„Wenn Sie also ins Dorf wollen, müssen Sie hier weiter gehen; aber bei den großen Linden da unten geht es in den Garten. Der Weg an der Wiese ist sehr schmutzig, ich würde ihnen rathen durch den Küchengarten zu gehen, also den Weg bei den Linden grade aus, dann über die Brücke, dann links, dann wieder grade aus, dann eine Treppe links neben dem Stall herunter, dann immer den Weg entlang bis an die Mauerpforte, dann rechts, dann sind Sie auf der Dorfstraße, dann links auf — aber Sie hören ja garnicht zu," unterbrach sie sich unzufrieden.

Es war wahr, seine Augen hingen wie trunken an dem reizenden, kirschrothen Mündchen, aber er hörte kein Wort, und die arme Kleine würde wahrscheinlich erschrocken gewesen sein, hätte sie seine Gedanken in diesem Augenblick errathen können, denn der unverschämte Lieutenant dachte immerfort „wenn ich ihr doch nur einen einzigen Kuß auf diesen süßen Mund drücken dürfte."

Er nahm sich aber zusammen: „Pardon," die Sporen klirrten wieder, „ich fürchte aber, ich finde mich nicht zurecht, auch möchte es Ihrem Herrn Vater —"

„Ich habe leider keinen Vater mehr," sagte sie traurig.

„Also der Frau Mutter nicht recht sein, wenn ich so in den Garten —"

„Ich habe auch keine Mutter," sagte sie leise; es kam ihm vor, als nähmen die Rehaugen plötzlich einen feuchten Glanz an.

„Pardon, ich bin wirklich sehr unglücklich, gnädiges Fräulein —"

In diesem Augenblick schlug es vom Dorfkirchthurm neun.

„Leider ist es Zeit, daß ich mich auf den Weg mache, der Dienst, gnädiges Fräulein wissen —"

„Ja natürlich," sagte sie, „ich weiß es —"

Es entstand eine Pause, denn der Weg war so eng, daß sie unmöglich an einander vorbei konnten ohne den hohen Weizen, der sie wie zwei Mauern umgab, nieder zu treten oder sich dicht aneinander vorbei zu schieben. —

„Wissen Sie," sagte das Mädchen jetzt lächelnd, „das Beste wird sein, ich gehe voran und zeige Ihnen den Weg."

„Charmant, wirklich, das finde ich zu liebenswürdig," rief er erfreut, „nur schade, wirklich sehr schade, daß —"

„Nun was?"

„Daß Sie nicht rückwärts voran gehen können," sagte er leise.

Da wandte sie ihm rasch den Rücken und sprang ein Paar Schritte voraus, um die Entfernung zwischen ihm und sich etwas zu vergrößern. Das nützte ihr nun freilich nicht viel, denn die Sporen klirrten dicht hinter ihr, und sie meinte bisweilen, seinen Athem zu hören in der Morgenstille ringsum. Der Sommerwind strich mit leisem Hauch über die vollen Aehrenhäupter, die sich hin und her wiegten, und in der Sonne leuchtete das Feld wie dunkles Gold, als die beiden so schweigend hintereinander hindurch gingen. Emerenzia beugte den Kopf ein wenig vornüber, und Bruno sah den zarten weißen Nacken zwischen der Stickerei des Kleides und dem Ansatz des kastanienbraunen Haares immer dicht vor seinen Augen.

Ihr mochte das Schweigen peinlich sein, sie wandte jetzt den Kopf so viel, daß er ihr feines Profil sehen konnte und sagte: „Bleiben Sie noch lange hier in der Gegend?"

„Leider nur bis übermorgen, ich werde mir aber erlauben, heute noch meine Aufwartung in Sagendorf zu machen," erwiderte Bruno.

„Das ist ja sehr nett, ich freue mich darauf — aber —" Sie zögerte.

„Nun, aber?" frug er beunruhigt. —

„Ja, wissen Sie, ob es der Tante recht sein wird, das weiß ich nicht" — meinte sie bedenklich.

„Ah, gnädiges Fräulein haben eine Tante?"

„Natürlich", lachte sie, „ich kann doch nicht ganz allein hier sein."

Diese Tante nahm sofort in Bruno's Geist ein etwas hexenhaftes Aussehen an.

„Und weshalb meinen Sie, daß Ihre gnädigste Tante meinen Besuch nicht gern sehen würde?" frug er.

„Ja wissen Sie, die Tante kann die Lieutenants nun einmal nicht leiden," plauderte die Kleine vertraulich, „ich begreife es eigentlich nicht, aber sie sagt immer, es sei ein leichtfertiges Volk, und als die Einquartierung angesagt wurde, hat sie so lange bei dem Landrath gebeten, bis alle Offiziere nach Seehausen ins Quartier gelegt wurden. Sie sagte, sie wolle dem Amtmann gern allen Wein und alle Cigarren hinüber schicken, aber mit den Lieutenants wolle sie nichts zu thun haben."

Die Tante nahm ein noch viel hexenhafteres Aussehen in Bruno's Gedanken an. Zwar war das sehr undankbar von ihm, denn die Cigarre, die er vorhin geraucht hatte, war vortrefflich gewesen, aber so sind die jungen Leute nun einmal, und er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, als er jetzt sagte: „Das finde ich aber garnicht freundlich von der gnädigsten Tante; schon der Patriotismus müßte sie bewegen, etwas mehr Gastfreundschaft für die Armee Sr. Majestät übrig zu haben."

„Ja," sagte Emerenzia eifrig, „das finde ich auch. Wissen Sie, für mich giebt es nun gar nichts schöneres, als so ein Regiment mit voller Musik vorbei ziehn zu sehn. Voriges Frühjahr war ich bei Onkel Borries in Berlin. Nein, ich sage Ihnen, wenn so die Garde-Kürassiere oder die Garde-Dragoner mit der Musik vorbei kamen, das Herz klopfte mir vor Vergnügen, und ich hätte am liebsten Hurrah geschrien, wie die kleinen Vettern, aber Tante Borries sagte, es schicke sich nicht, und so mußte ich meinen ganzen Patriotismus hinunterschlucken."

„Haben gnädiges Fräulein noch niemals ein Husaren-Regiment in Parade gesehen?" frug Bruno, eifersüchtig auf die Garde-Kürassiere und die Dragoner.

„Leider nein", sagte sie.

„Ah, da sollten Sie doch mal nach Z. kommen. Wir können uns sehen lassen. Excellenz Hartung hat neulich gesagt, die schwarzen Husaren sind das forscheste Regiment im ganzen Corps, und das Offiziercorps gehört zu den schneidigsten in der Armee, auf Ehre, das sagte Se. Excellenz, und ich versichere Ihnen, es ist die reine Wahrheit." Er war ganz eifrig geworden, und die kleine Emerenzia trappelte so rasch sie konnte vor ihm hin, so energisch klirrten die Sporen; sie fürchtete immer, er würde sie auf die Hacken treten. —

„Ach," sagte sie jetzt mit einem kleinen Seufzer, „ich glaube kaum, daß ich jemals nach Z. kommen werde."

Es war freilich nicht sehr wahrscheinlich, daß die Tante zum Zweck der Besichtigung des Husaren-Regiments nach Z. fahren würde, mit ihrer jungen Nichte, da diese wunderbare Stadt etwa zwanzig bis dreißig Meilen entfernt von Sagendorf und gänzlich außer aller Beziehung zu dessen Bewohnern belegen war.

Die beiden traten jetzt aus dem Kornfeld in den Schatten der mächtigen Linden. Ein grader, von Birken und Erlen beschatteter Weg, mit einer kleinen weißen Brücke in der Mitte, lief zwischen zwei Wassergräben hin, eine mit Schilf und Gras bewachsene Wiese stieß hier an den Garten. Sie standen beide unwillkürlich still und sahen sich an, ohne Worte, aber mit heller Freude in den Augen.

„Wie hübsch ist es hier!" sagte er dann, „ich bin so gern auf dem Lande."

„Nicht wahr?" rief sie fröhlich, „o, mir geht auch nichts über mein Sagendorf, besonders im Sommer."

Nun schritten sie heiter plaudernd den Weg entlang, über einen großen, schattigen Platz und dann in den Küchengarten.

„Was für köstliche Stachelbeeren Sie noch haben," sagte er.

„Essen Sie die auch so gern?" rief sie erfreut.

„Für mein Leben gern, aber nur vom Strauch; sind sie erst durch so und so viel Hände gegangen, wie wir sie am Offiziertisch bekommen, so mag ich sie nicht mehr."

„So greifen Sie doch zu," meinte sie, „ich will Ihnen helfen, aber ich pflücke für mich allein, damit sie nicht erst durch meine Hände gehen," lachte sie.

„O, das ist doch Ihr Scherz, das wissen Sie doch, daß sie mir aus Ihren Händen unendlich viel besser schmecken würden."

Er sah sie dabei so an, daß sie sich rasch hinter einen dichten Stachelbeerstrauch kauerte und emsig zu pflücken begann; flugs war er auf der anderen Seite und beobachtete ihr erröthendes Gesichtchen durch die stachlichen Zweige. Das war dann ein lustiges Schmausen, aber beide fuhren aus ihrer kauernden Stellung erschrocken auf, als es plötzlich vom Dorfkirchthurm halb zehn Uhr schlug.

„Der Dienst!" rief er bestürzt.

„Ja, der Dienst!" sagte auch sie ganz erschrocken. „Hier, nehmen Sie schnell noch die Letzten," sie drückte ihm eine ganze Hand voll der grünen Früchte in die Rechte, — „und nun kommen Sie schnell."

Er mußte wieder an ein Reh denken, als sie den schmalen Weg zwischen den Sträuchern vor ihm her sprang; nun stand sie tief athmend an der kleinen Gartenpforte. Er schritt hindurch.

„Leben Sie wohl," sagte sie, ihm freundlich zunickend, indessen die braunen Augen ihn wehmüthig ansahen, und sie ihm die kleine Hand reichte.

Er griff an seine Mütze. „Adieu", sagte er und neigte sich die Hand zu küssen, sie entzog sie ihm schnell und schloß die Pforte.

„Wann sehen wir uns wieder?" frug er ganz betrübt.

„Ja, wann sehen wir uns wieder?" flüsterte sie ebenso.

„Ich hoffe bald, ja ich weiß es ganz gewiß, sehr bald," sagte er zuversichtlich.

„Da ist der Roßarzt, er sieht schon nach Ihnen aus."

Richtig, da stand der wohlbeleibte Mann auf der Dorfstraße und sah in die Ferne, ob denn der Herr Lieutenant noch immer nicht kommen wolle. Noch ein Sporenklirren, ein Winken und Grüßen herüber und hinüber, und er war fort, auch Emerenzia ging langsam den Weg wieder zurück.

Der Herr Lieutenant war ziemlich zerstreut bei der Pferdebesichtigung. Fast hätte er zwei gedrückte Pferde übersehen, dann aber nahm er sich zusammen, denn er war tüchtig im Dienst und ein guter Cavallerist. Als die Husaren mit den Rossen wieder abzogen, stand er noch allein mit dem Wachtmeister, dem Serganten und Roßarzt auf der Dorfstraße.

„Na, Ihr liegt hier wohl famos, Hafkemeier," sagte der Lieutenant zu dem Sergeanten.

„Proper, Herr Lieutenant, unser gnädiges Fräulein sorgt für uns."

„Das gnädige Fräulein?"

„Na ja, der gehört doch hier der ganze Rummel. Ich bin auch vom Lande, Herr Lieutenant, aber so 'ne schöne Wirthschaft, wie hier, ist mir lange nicht vorgekommen. Das Korn haben der Herr Lieutenant ja gesehen, aber das Vieh erst, na, und dann drei solche große Güter, der Inspector meint, sie legt alle Jahre ihre zehn- bis zwanzigtausend Thaler zurück. Ich habe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pergola auf Capri. Nach dem Bilde von Alfred Thamm in Dresden. — Siehe Seite 40.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übrigens gesagt, die Leute könnten mit helfen beim Weizen, der Inspector hat darum und in so einem Quartier, wo unser einer alle Mittag ne' Flasche Rothspohn und die Leute Bier, aber gutes, kriegen, so viel sie trinken wollen, muß man doch auch ein bißchen liberal sein; ich denke, es wird dem Herrn Lieutenant recht sein."

„Natürlich, versteht sich, es ist ja genug, wenn ein Paar von den Leuten hier bleiben, um nach den Pferden zu sehen; die andern sollen alle mit, hören Sie, alle zusammen und fleißig sein. Ich komme übrigens Nachmittag noch mal wieder."

Bruno ging dann durch den Küchengarten, durch die Wiese und den Weizen zurück, aber so viel er auch spähte und horchte, er sah niemand, als den alten Gärtner, der mit der Pfeife im Munde bei der Arbeit war und ihm höflich einen „Guten Morgen" bot.

Nachmittag konnte er dann die Zeit kaum erwarten, bis es möglich war, nach Sagendorf aufzubrechen. Er hatte die sorgfältigste Toilette gemacht, und der Neid mußte es ihm lassen, er war ein bildhübscher Kerl; die knappe Uniform saß wie angegossen auf der schlanken, biegsamen Gestalt, und als er nun den „Flirt" bestieg, der doch auch gleich präsentirt werden sollte, konnte man kein schneidigeres und hübscheres Reiterbild sehen, als Bruno auf seinem Leibroß. Ritt er auch im Schritt vom Hofe, so ging es bald im Trab und schließlich flog er förmlich im Galopp über die Landstraße und hielt in weniger als einer Viertelstunde auf dem Hof von Sagendorf. Ein großes, vornehmes, altes Haus lag auf dem, von lauter massiven Gebäuden umgebenen Hof vor ihm; eine Steintreppe führte zu der großen Eichenthür hinan, diese und fast alle Fensterladen waren geschlossen, vermuthlich gegen die helle Nachmittagssonne. Flirt mußte ein Paar hübsche Capriolen machen, man konnte doch nicht wissen, ob nicht wer durch die Laden spähte. Es kam aber vorläufig niemand. Endlich öffnete ein alter Diener, und ein Husar eilte herbei, um dem Lieutenant das Pferd abzunehmen.

„Melden Sie mich, Lieutenant von Fehling," rief Bruno dem Diener zu.

„Die Herrschaften sind nicht zu Hause, vor 'ner halben Stunde nach Teschendorf hinüber gefahren," sagte der Alte schläfrig.

Wie ein Blitz aus heiteren Höhen traf diese Kunde unseren jungen Ritter. „Die Tante, diese Doppelhexe von einer Tante!" murmelte er, nach der Visitenkarten-Tasche suchend.

„Wann kommen die Damen zurück?" frug er, als ihm einfiel, daß er vielleicht gegen Abend seinen Besuch wiederholen könne.

„O, so um zehn Uhr werden sie wohl zurück sein," sagte der Alte, „in Teschendorf sind sie immer lange, da sind jetzt die jungen Herren, was der Referendar und der Herr Student sind; das war immer viel Freundschaft mit unserem Frölen!"

„Wie weit ist's bis Teschendorf?"

„Na, gut zwei Meilen. Aberst, wenn der Herr Leutnant dahin wollten, möchte ich doch bemerken, daß da Rotz ist, unser Frölen läßt immer den Wagen vor dem Dorf halten und wieder nach der Meierei, eine halbe Meile, zurückfahren."

„Donnerwetter, auch das noch! —"

Der arme Flirt mußte es entgelten, da der erzürnte Bruno doch die Tante nicht sporniren konnte, und obgleich es gewiß ganz abscheulich von ihm war, wünschte er diese würdige Dame in eine Gegend, wo sie mit des Teufels Großmutter die Pfeffermühle drehen müßte. Glücklicher Weise war er aber kein Zauberer, und so trank denn die gute Tante in großer Gemüthsruhe ihren Kaffee bei ihrem guten Freunde und gratulirte sich im Stillen, daß sie so klüglich allen Eventualitäten nachbarlicher Lieutenants-Einquartirung aus dem Wege gefahren war. Freilich ahnte sie nicht, daß solche lose Vögel schon des Morgens früh in den Kornfeldern von Sagendorf herumgehüpft waren und sogar in ihrem Garten Stachelbeeren gegessen hatten. Sonst wäre es ihr vielleicht weniger wunderbar vorgekommen, daß die kleine Emerenzia so still war und so zerstreut auf der Fahrt neben ihr in der alten Halbchaise gesessen hatte, und daß sie auch jetzt, statt mit den jungen Leuten durch Garten und Feld zu streifen, ehrbar in einer Ecke saß und in Strachwitz' Gedichten blätterte.

Am folgenden Morgen hätte Bruno für sein Leben gern wieder Pferdebesichtigung in Sagendorf angesetzt, allein es sollte an diesem Tage eine Offiziers-Uebung stattfinden, denn man benutzte den Marsch, um die noch rückständigen Felddienst-Uebungen zu erledigen. So mußte er früh ausrücken und kam erst um Mittag sehr müde ins Quartier zurück. Da fand er eine Einladung von dem Freunde seines Rittmeisters, welcher heute den Geburtstag seiner Gattin feierte und die Kameraden seines alten Regiments, soweit sie in der Nähe lagen, zu einem späten Mittagessen einlud. Vergebens zermarterte Bruno sein Gehirn, um eine annehmbare Entschuldigung für eine Ablehnung zu finden. Es war ja der letzte Tag in Seehausen, morgen trug ihn der unbarmherzige Zwang des Dienstes fort von hier, und er wollte doch wenigstens noch einen Versuch machen, seine Kornelse zu sehen. Der Rittmeister aber lachte ihn aus, als er mit Kopfschmerzen kam, drohte, ihm den Regiments-Arzt zu schicken und erklärte, er habe bereits für ihn zugesagt. Eine Stunde Schlaf und dann in die Uniform und auf den Wagen; es half nichts, er mußte mit. Unterwegs holte der Rittmeister glücklicher Weise den abgebrochenen Schlaf nach, so war er seinen Gedanken überlassen, welche sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum bewegten. Sie gingen nämlich immerfort zwischen den Weizenähren auf dem engen Fußsteig hin und sahen bald einen weißen Nacken, bald ein Paar süße, braune Rehaugen vor sich. — Der Weg führte an dem Weizenfeld vorbei und durch Sagendorf. So sehr er indessen seine Augen auch anstrengte, er sah keinen Strohhut mit blauem Band, kein weißes Kleid schimmern; aber da die Dorfstraße dicht am Hof vorüber führte, bemerkte er, daß die alte Chaise herausgeschoben war. Sollte die gräßliche Tante etwa wieder mit Emerenzia nach Teschendorf fahren oder, — und sein Herz pochte bei dem Gedanken, — sollten die Sagendorfer am Ende auch eine Einladung nach Sponsthal haben, wohin er jetzt fuhr. Er begann plötzlich sehr milde und dankbar über den Zwang zu denken, den sein Rittmeister ausgeübt, und schreckte den friedlich Schlummernden aus seinen Träumen mit der lebhaften Frage, ob etwa ein größeres Diner in Sponsthal sei.

„Donnerwetter, Fehling, lassen Sie mich schlafen!" knurrte der Vorgesetzte. „Sie haben sich wohl ausruhen können, ich habe kein Auge zumachen dürfen, denn der Wachtmeister, Roßarzt, und was weiß ich Alles, fielen wie die Fliegen über mich her. Ich weiß nicht, was in Sponsthal los ist, Sect giebt's, das weiß ich, und zwei oder drei hübsche Mädchen sind da im Hause, und nun lassen Sie mich in Ruhe."

Bruno schwieg. Die Perspective war nicht ungünstig, aber doch sehr zweifelhaft. Endlich thaten die warme Sommerluft und die fortwährende Erinnerung an das wogende Weizenfeld ihre Schuldigkeit, und als der Wagen endlich auf das Steinpflaster des Sponsthaler Hofes rasselte, fuhr er aus einem unbeschreiblich schönen Traum auf, denn er preßte eben wirklich und wahrhaftig einen Kuß auf die Rosenlippen der Kornelse. „Leider ein Traum," dachte er, sprang aus dem Wagen und war mitten in der Wirklichkeit und im Empfang und Vorgestelltwerden. Es waren eine ganze Menge Leute da, auch wirklich ein Paar allerliebste Mädchen, aber Bruno sah sie kaum. Er horchte auf jeden Wagen, der noch heran rollte, machte sich sogar noch einmal etwas bei seinem Paletot im Flur zu schaffen, und reichte endlich mit einem Gesicht bitterster Enttäuschung der jüngsten Tochter des Hauses seinen Arm, denn von den Sagendorfern war keine Spur zu sehen. Die kleine Frida von Helm mußte die Kosten der Tischunterhaltung fast allein tragen; glücklicher Weise war sie ein schwatzhafter, frühreifer Backfisch, der mit außerordentlicher Zungenfertigkeit über den einsilbigen Lieutenant herfiel und ihn trotz seiner Schweigsamkeit „reizend" fand. Bruno seufzte auf, als man sich von Tisch erhob und schmiedete bereits verrätherische Pläne, wie er etwa mit einem sehr weit ab einquartierten Kameraden, der ihn in Sagendorf absetzen konnte, früher aufbrechen könne; es wäre doch möglich, daß die Kornelse einen Mondschein-Spaziergang machte, Elfen thun ja so etwas. Man nahm den Kaffee im Garten und die Herren beschlossen einen Rundgang zu den Pferde- und Viehkoppeln, der sie eine gute Strecke vom Hause entfernte. Bruno kehrte sehr verdrießlich von diesem Spaziergang zurück, schon von Weitem hörte er Frida's unmelodische Stimme nur noch durch ein Gebüsch von den Damen getrennt, wie sie dem Bedienten zurief, Reisen zu bringen und die Rackets für das Tennis, denn die Herren kämen gleich. „Geh nur, Wedell," sagte er zu einem neben ihm her schreitenden Kameraden, „ich lasse mich nicht wieder einfangen, ich bleibe bei den alten Herren."

(Schluß folgt.)

Ludwig Martinelli als „Steinklopferhans". — Nach einer Photographie von R. Krziwanek, K. u. K. Hof-Photograph, Wien. — Siehe den Artikel Seite 39.

Nachdruck verboten.

Die Schubert-Ausstellung in Wien.

Von W. Meynau in Wien.

In feierlicher Weise beging die Musikstadt Wien die hundertste Wiederkehr jenes Tages, der ihr einen ihrer größten Söhne, den Tondichter Franz Schubert, schenkte und zu den Namen Mozart und Beethoven einen dritten, gleich unvergeßlichen hinzufügte.

Am 20. Januar eröffnete Seine Majestät der Kaiser die Ausstellung in den Räumen des Künstlerhauses in der Lothringer-Straße, welche nun ein in großen Zügen ausgeführtes Bild der Zeit Schubert's bietet, für dessen feine und feinste Details der große Reichthum an Portraits aller jener Menschen sorgt, die Schubert persönlich und in musikalischer Beziehung nahe standen.

Die Durchwanderung der Säle, an deren Wänden man noch einmal die künstlerisch begabte und enthusiastische Gesellschaft von geistreichen Männern und anmuthigen bedeutenden Frauen des vormärzlichen Wiens vereinigt trifft, sowie die Besichtigung der Schaukästen, in denen eine Fluth von süßen Melodien gefangen ruht, — die zahlreichen Original-Manuscripte Schubert'scher Compositionen aus dem Besitz des Geheimen Raths Nicolaus Dumba, — sind ein seltener Genuß, und die Menschen, die Wiener, die sich hier mit ernster Andacht in die Welt der Vergangenheit vertiefen, sie werden allmählich gewahr, das sie selbst noch durch feste Bande an jene Epoche und an ihre Vertreter geknüpft sind.

Hier und da bilden sich Gruppen um das Portrait eines Verwandten, der zu Schubert's Freundeskreis oder zu seinen Convicts-Genossen gezählt hat; eine alte Dame, die selbst einen werthvollen Beitrag lieferte, erzählt mit vor Rührung zitternder Stimme, wie sie während einer jetzt überstandenen Krankheit ängstlich bedacht war, Anordnungen zu treffen, daß ihr sorgfältig gehüteter Schatz der Ausstellung auch gewiß nicht vorenthalten werde. Wien lernt in diesen Räumen, sich auf sich selbst zu besinnen. Die Zeugen seiner großen Vergangenheit, die unvergängliche Herrlichkeit dieser Tonschöpfungen, mögen sie allgewaltig und sieghaft den Tausenden, die sich zur Ausstellung drängen, zum Bewußtsein führen, daß sie die Kinder einer großen Musikstadt, die Enkel jenes Alt-Wien und die Vorkämpfer einer neuen Zeit sind, die das Banner der Heimatliebe hoch zu halten haben, das der Wiener einst mit der Devise geschmückt hat: „'s giebt nur eine Kaiserstadt, 's giebt nur ein Wien."

„Ein Schubert-Abend, in einem Wiener Bürgerhause", betitelt sich das Gemälde, welches an der Mittelwand des ersten großen Saales dem Beschauer sofort ins Auge fällt. Es wurde im Auftrag der Gemeinde Wien zur Erinnerung an die Schubert-Feier von Julius Schmid gemalt. Da gruppirt sich um den am Klavier sitzenden Meister, der sich der applaudirenden Gesellschaft zuwendet, ein Kreis von schönen Frauen und Mädchen und bedeutenden Männern, darunter der junge Eduard v. Bauernfeld, der Hof-Opernsänger Vogl, ein Freund und begeisterter Interpret Schubert's, das liebliche Biergestirn der Fröhlich's, die Hofschauspielerin Sophie Müller, die Schriftstellerin des Congresses Karoline Pichler, unter den Herren Grillparzer, der Sonderling Mayrhofer, Raimund, Ignaz v. Sonnleithner, Schwind, Kupelwieser, die treuen Freunde des Meisters Josef v. Spaun und Schober, sowie die Familie des Gastgebers J. C. Ritter von Bruchmann, Directors der National-Bank.

Wieder und wieder begegnen wir ihnen allen an den Wänden des großen und der anstoßenden kleinen Säle, diesem Freundeskreis, der dem Tondichter und Menschen Schubert in warmer und herzlicher Liebe anhing. Da finden wir das freundliche, gemüthvolle Gesicht Schwind's (auch in einer Copie nach Lenbach), den Magistratsrath Anton Holzapfel, Schubert's ältesten und intimsten Freund aus dem Stadt-Convicte; dann die Familie v. Spaun, darunter am zahlreichsten vertreten den treuen, hülfreichen Josef v. Spaun, in dessen Aufzeichnungen uns so viel Werthvolles über Schubert erhalten geblieben ist; unter anderen Convicts-Genossen den nachmaligen Doctor und Professor der Medicin, Johann Baptist Wisgrill, ein feines, liebenswürdiges, unendlich anziehendes Männergesicht; dann Johann Michael Senn, von dessen Gedichten Schubert zwei componirt hat. Daran reihen sich in Bleistift-Skizzen und Aquarellen die Mitglieder der jungen schaffensfrohen und übermüthigen Gesellschaft vom Stammtische des „Mondschein". Der Schwede Schober, von dessen Gedichten Schubert fünfzehn, nebst dem Operntext zu „Alfonso und Estrella" componirte; Text und Musik zu dieser Oper entstanden während eines gemeinsamen Aufenthaltes in St. Pölten und Ochsenburg, welche beide Orte ebenfalls in Ansichten vertreten sind. Da finden wir Eduard von Bauernfeld, einen Freund seiner späteren Jahre, den unglücklichen Mayrhofer, mit dem Schubert einige Jahre zusammen wohnte, Leopold Kupelwieser, von dessen Hand die meisten Bilder aus dem lustigen Kreis stammen und seinen Bruder Adolf, den Verfasser des „Fierrabras"; den treuen Vogl, von dem Schubert an seinen Bruder schrieb: „Die Art und Weise, wie Vogl singt und ich accompagnire, wie wir in solchen Augenblicken eins zu sein scheinen, ist diesen Leuten (in Salzburg) etwas ganz Neues, — Unerhörtes." Ferner den Hofschauspieler Anschütz und Anna Milder-Hauptmann, Sängerin an der Wiener Oper, der opus 31 und 129 gewidmet sind, — sie stand im Briefwechsel mit Schubert, — den Maler Rieder, von dessen Hand wir mehrere Portraits Schubert's besitzen, und Benedict Randhartinger, Hof-Kapellmeister und Componist. Schubert steckte einst einen Band Gedichte ein, als er von ihm fortging; als der Freund am nächsten Morgen kam, zeigte ihm Schubert die ersten Müllerlieder, zu denen ihn die Dichtung begeistert hatte; sie waren theilweise während der Nacht entstanden. Dann ist die Familie v. Sonnleithner in mehreren Portraits vertreten; bei ihren musikalischen Soireen fand der „Erlkönig" jene begeisterte Aufnahme, welche für den Druck der Schubert'schen Compositionen entscheidend war, auch mehrere Bilder Lachner's, des Kapellmeisters am Kärntnerthor-Theater finden sich, der mit Schubert und Schwind gleich innig befreundet war. Unter der Reihe der Familien-Portraits interessirt wohl am meisten das kleine altmodisch gemalte Bild von Schubert's Vater, dem Schullehrer von Liechtenthal, ein freundliches Männergesicht, das eine Aehnlichkeit mit dem berühmten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sohn zeigt; da treffen wir die Schwestern und Brüder Schubert's, doch vermißt man ein Bild seiner Mutter, nur von der Stiefmutter, die er zärtlich liebte, ist nebst anderen Portraits auch eine Bleistift-Skizze von Schwind, ein allerliebstes echtes Wienergesichtchen vorhanden.

Auch unter den vielen Frauenköpfen, welche die Wand schmücken, unter den Bildern der Fröhlich's, Karoline v. Pichler, Hermine v. Chézy, der Verfasserin der „Rosamunde", Adelheid Müller's, dem lieblichen Urbild der „schönen Müllerin", vermissen wir eines — ein getreues Portrait der Comtesse Karoline Esterházy, der Jugendliebe des Meisters.

Im Hause ihres Vaters, des k. und k. Kämmerers Johann Karl Esterházy weilte Schubert bekanntlich als Musiklehrer; auch befindet sich unter den Miniaturen und Oelgemälden der Mitglieder des gräflichen Hauses, ein kleines, schlecht gemaltes Bildchen der Schwestern Marie und Karoline mit ihrem Brüderchen, doch vermag das magere, kindliche Gesicht der kleinen Comtesse mit den dunklen, scheuen Augen keinen Begriff von dem erwachsenen Mädchen zu geben, das sich das Herz Schubert's gewann. Allen Mitgliedern des gräflichen Hauses hatte Schubert etwas von seinen Compositionen gewidmet, nur Comtesse Karoline ging leer aus; als sie ihm dies einst neckend vorhielt, soll er geantwortet haben: „Wozu denn, Ihnen ist ja ohnehin alles gewidmet."

Den Schauplatz dieses Jugendtraumes, Schloß Zelicz, sowie das von Schubert bewohnte Zimmer und den Corridor, in welchem der von ihm benutzte Flügel stand, zeigt ein Aquarell von Seligmann. 1844 vermählte Karoline sich mit Carl Grafen Folliot v. Crenneville.

Anschließend an die Reihe von Persönlichkeiten, welche im freundschaftlichen Verkehr mit dem Meister standen, finden sich die Portraits großer Componisten und Vorläufer Schubert's, die Einfluß auf seine musikalische Entwickelung genommen haben. Wolfgang Amadeus Mozart, dessen Ouvertüre zur „Zauberflöte" Schubert besonders liebte, und Beethoven, dem er zu seinem großen Schmerz nicht persönlich näher treten sollte; Friedrich H. Himmel, der Componist von „An Alexis send' ich dich", J. R. Zumsteeg, dessen Einfluß auf die ersten Compositionen des jungen Schubert sich nachweisen läßt, Hiller, Neumann und andere. Daran reihen sich die Dichter, deren Schöpfungen Schubert in Musik übersetzte; allen voran Altmeister Goethe, von dem Schubert nicht weniger als sechszig Lieder, nebst dem nur als Fragment existirenden Singspiel „Claudine von Villa Bella" componirte, Schiller, Wilhelm Müller, Hölty, Seidl, dessen „Taubenpost" als letzte Lieder-Composition des Meisters gilt, Rückert, Rellstab, Castelli, der Verfasser des „häuslichen Krieg" und Schmidt von Lübeck, der Dichter des „Wanderer."

Da finden wir seine Lehrer aus dem Stadt-Convict, darunter den Chor-Regent in der Pfarr Liechtenthal, der Schubert im Klavier, Orgelspiel und Generalbaß unterrichtete; und Anton v. Salieri, welcher ihn in der Compositions-Lehre unterwies. Auch seine Verleger, Dominik, Artaria, Diabelli und Haslinger, sowie Konrad Graf, aus dessen Fabrik Schubert's Klavier stammte, sind im Bild vertreten.

Ein Nebensaal enthält die Bilder seiner Interpreten, die Wiener Bühnen angehörten oder seine unvergeßlich schönen Lieder in Privatkreisen bekannt machten. Die sinnige Hand, welche die Masse des zusammengetragenen Materials zu einer großen, herzbewegenden Illustration der Lebensgeschichte Schubert's gestaltete, hat mitten unter diejenigen, welchen es vergönnt war, an seinem Leben Antheil zu nehmen, die Bilder, Büsten und Statuetten des Meisters gestellt; hier den siebzehnjährigen Schubert, dort den armen Schulgehilfen, der sich bemühte, Kinderköpfen das ABC einzudrillen, den lustigen Kumpan unter den Freunden, und den Herrscher im Reich der Töne.

Darunter ziehen hauptsächlich die von Rieder gemalten Portraits die Aufmerksamkeit auf sich; daneben eine Bleistiftzeichnung von Schubert im siebzehnten Lebensjahr und eine humoristische Skizze „J. M. Vogl und Schubert ziehen aus zu Kampf und Sieg." Unter den vielen Portraits und Zeichnungen im linken Nebensaal zieht uns die Bleistift-Zeichnung Kupelwieser's, datirt vom 10 Juli 1821, am meisten an. Dort erhebt sich auch unter blühenden Büschen die Marmorbüste Schubert's von Kundmann.

Vorüber an Aquarellen von Geiger, den Illustrationen zu Schubert's Liedern, darunter besonders reizvoll „Gretchen am Spinnrad" und „Am Meer", führt die Wanderung aus der Welt der Töne in das Reich der Farben, durch die Säle, die Schöpfungen Schwind's, Kupelwieser's und Danhauser's enthalten. Da finden wir in den Schwind-Sälen die Entwürfe zu den Fresken in den Loggien und zu den Lunetten im Foyer der Wiener Hofoper; die köstlich humoristische Federzeichnung „Aus dem Leben Franz Lachner's" ein Cyclus in 42 Abtheilungen, die Märchen vom „Aschenbrödel," der „Schönen Melusine" und den „Sieben Raben," auch einen Cyclus von Geräthschaften, den Schwind in den sechziger Jahren zeichnete, die Farben-Skizzen zu den Fresken „Aus der Geschichte der Landgrafen von Thüringen" und die Cartons „die barmherzigen Werke der heiligen Elisabeth" zu den Wandgemälden auf der Wartburg.

Im Kupelwieser-Saal finden wir Portraits der kaiserlichen Familie, schöne Madonnen, darunter das Ladenschild eines Kaufgewölbes in Alt-Wien, „Die schöne Schäferin."

Zu den Gemälden im Danhauser-Saal haben die kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses interessante Beiträge geliefert. Man hat die Schöpfungen des Künstlers in drei Gruppen getheilt. Das Treiben im Atelier der Künstler, Scenen aus vornehmen Salons, und Bilder aus bürgerlichen Kreisen und der Kinderwelt. Zahlreiche Werke Danhauser's, die der Privatbesitz sonst der Oeffentlichkeit entzieht, sind hier dem Publicum zugänglich gemacht und kennzeichnen ihn als Meister des Humors und der scharfen Beobachtungsgabe, als einen der bedeutendsten, vormärzlichen Wiener Sittenmaler.

Kehren wir noch einmal in die Schubert-Säle zurück, um einen Ueberblick des Inhalts der Schaukästen zu gewinnen. Wir lesen mit ehrfurchtsvoller Andacht Namen, die sich sofort in die süßesten Melodien übersetzen auf dem vergilbten Notenpapier, das dem Meister, der allzeit mehr Gedanken hatte, als Raum sie auszuführen, so oft ausging. „Meeresstille", „Der Tod und das Mädchen", „Der Wanderer". Da zeugen übermüthig hingekritzelte Widmungen auf „Ländlern" und „Deutschen" von dem Wiener Humor des jungen Componisten, da sehen wir eine reiche Auswahl von Kammermusik und Orchester-Compositionen, die Partituren der Opern Schubert's, deren erste Theater-Zettel unter Glas und Rahmen prangen. Außerdem enthalten die Schaukästen noch Briefe vom Vater Schubert, ein Tagebuch des Meisters von 1816, Stammbuch-Blätter von seiner Hand, Briefe, die er erhalten, und die gedruckte Todesanzeige, datirt vom 20. November 1828. Die kurzen Worte sind nicht im stande auszudrücken, was die Familie, die Freunde, die Welt mit diesem jungen herrlichen Leben verlor.

Das Ende der Wanderung durch die Ausstellungsräume führt uns noch an den Stätten vorüber, die durch Erinnerungen an Schubert bekannt sind, keine weite Reise, denn der Meister ist ein getreuer Sohn seiner schönen Heimat gewesen. In Federzeichnung und Aquarellen wird das einfache einstöckige Geburtshaus Schubert's in Erinnerung gebracht; wie auch der saubere Hof mit den offenen Galerien, dem kleinen Gärtchen und „Salettel", das bei Stadthäusern bereits zur Seltenheit geworden ist. Eine kurze Wanderung aus der Nußdorferstraße (damals hieß es Himmelspfortgrund) vor die Linie hinaus, und der junge Schubert sah die welligen Linien des Kahlengebirges vor sich und athmete die reine Luft, die über Wald und Feld streifte, die auch der Lebensodem seines verehrten Vorbildes Beethoven war.

Auch ein Bild des Stadt-Convictes finden wir, in dem er seine Studien vollendete. Schon damals fand sein musikalisches Können Beachtung; sein Lehrer in der Compositions-Lehre that den begeisterten Ausspruch: „Dem kann ich nichts lehren, der hat's vom lieben Gott." Ebenso ist die Schule zu St. Anna, wo Schubert den Curs für Candidaten zum Schuldienst absolvirte, vorhanden. Ein reizendes Aquarell von Kopalik zeigt das Innere der Pfarrkirche von Liechtenthal, in der seine erste Messe aufgeführt wurde. Auch das erst jüngst demolirte Gasthaus „Zum Mondschein" sehen wir, in dem die lustige junge Gesellschaft, welcher wir öfters auf Landpartien, im „Zeiserlwagen" begegnen: Schwind, Schubert, Schober, Spaun und andere, sich häufig versammelten, sowie den noch erhaltenen Göltweihhof, in dem sich die gemeinsame Wohnung Schober's und Schubert's befand. Ferner das Kärntnerthor-Theater, das die Erst-Aufführung seiner Werke sah, die Schlösser in Atzenbrugg und Ochsenburg, das alte Gasthaus zum Biersack und endlich Schubert's Sterbehaus, jetzt Kettenbrückengasse 6 „Auf der Wieden."

Sein Freund und Studiengenosse J. B. Wisgrill suchte ihn wenige Tage vor seinem Ende auf und fand den bereits fieberglühenden, phantasirenden Meister mit beiden Füßen in einem kalten Fußbade. Was ärztliche Hülfe und Freundesliebe zu thun vermochte, wurde gethan um das theure Leben zu retten. Aber der entkräftete Körper vermochte dem Typhus nicht zu widerstehen, am 20. November 1828 verschied Schubert; er, der heute in den prunkvollen Räumen des Künstlerhauses gefeiert wird, zu dessen Manen Reichthum und Größe wallfahrten, hinterließ keinerlei Baarschaft, als einen Nachlaß, den man auf — 75 fl. schätzte. Dennoch ist Franz Schubert niemals arm gewesen, nur war sein Reichthum nicht von dieser Erde. Mit vollen Händen schüttete er ihn über die Welt aus, bis seine Nachtigallen-Lieder jäh verstummten.

Die Grabschrift, die Grillparzer für ihn schrieb, lautete:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch schönere Hoffnungen."

Nachdruck verboten.

Neue Bücher.

Von Paul von Szczepański in Berlin.

II.

Noch vor wenigen Jahren wäre es beinahe undenkbar gewesen, daß ein junger Dichter als Erstlingswerk einen Band Gedichte bot. Es mußte eine Novelle oder ein Roman sein, — Publicum und Verleger verlangten das, und er selbst war fest davon überzeugt, daß Gedichte niemand lesen würde, wenn er sich mit ihnen an die Oeffentlichkeit wagte. Das ist früher anders gewesen, und es scheint wieder anders zu werden; die schöne Literatur hat eben auch ihre Moden, und Moden kehren bekanntlich immer wieder. Es wäre sicher für die Literatur kein Schade, wenn die Mode von neuem verlangte, daß man sich durch ein Bändchen Lyrik legitimirt, ehe man seine Dichterwerkstatt aufthut; so eine Art Zunftzwang für diejenigen, die das Dichten als Handwerk betreiben wollen, der vielleicht dazu beitragen würde, die fabrikmäßige Herstellung von Romanen, welche jetzt den literarischen Markt beherrscht, einzuschränken. Diese neue literarische Mode geht, was sicher für sie spricht, von den deutschen Universitäten aus. Göttingen und Berlin haben den Anfang mit ihr gemacht, und in den von den Musen-Söhnen dieser beiden Hochschulen in den letzten Jahren herausgegebenen Dichter-Almanachen keimte manches frische Talent. Mehr als Keime wird man in Jugendgedichten kaum jemals entdecken können, — was sich aus ihnen entwickelt, muß die Zukunft lehren. Für das Publicum aber wäre es ein günstiges Zeichen, wenn es an jugendfrisch sprudelnden Empfindungen wieder Antheil nähme und nicht nur die Erzeugnisse der Routine seiner Aufmerksamkeit würdigte. Ein solches Talent zeigt sich in den „Gedichten" von Börries von Münchhausen (Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann), am stärksten hervortretend in den den hübsch ausgestatteten Band einleitenden Balladen und historischen Stimmungsbildern. Da findet sich in knapper Form eine seltene Kraft des Ausdrucks, die viel erwarten läßt, große Anschaulichkeit der Vorgänge und oft grandiose poetische Bilder. Ein Seesturm:

„Die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen
Und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otterklippen!" —

Das ist in Klang, Farbe, Stimmung und Wirkung, eines dieser poetischen Bilder, die den Verfasser überzeugend als Dichter legitimiren. Unter den lyrischen Gedichten sind einzelne, auf die Börries von Münchhausen vielleicht selbst nach einigen Jahren keinen großen Werth mehr legen wird. Aber die große Mehrzahl fesselt den Leser durch die Wahrheit der Empfindung, durch den ernsten oder heiteren Gedankengehalt und durch die Freude an der Natur, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Zu häufig vollendetem Ausdruck, wenn der Dichter auch glücklicher Weise keineswegs zu denen von der Gilde gehört, denen die Form über den Inhalt geht. Was mir ganz besonders gefällt, ist, daß Börries von Münchhausen die Kosten seiner Lyrik nicht von eingebildeten Herzschmerzen bestreiten läßt; bei aller Jugendfrische ist er männlich und kräftig, wie in dem jubilirenden:

„Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer holden Blüthe im Mai,
Von zwei lachenden Augen blau und licht
Voller Güte und strahlender Schelmerei,
Von einem rosigen Angesicht —
Weiß ich ein Lied!

Ich weiß ein Lied,
Ein süßes, klingendes Lied!
Von einer Liebe, verschwiegen und treu,
Die tief in zwei jungen Herzen wohnt,
Von einer Liebe so zart und scheu,
Wie der Elfen Reigen im scheinenden Mond, —
Weiß ich ein Lied."

Einen rheinischen Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen, „Mathildis", veröffentlicht Carl Protzen in der für Weihnachtsgeschenke und Vielliebchen üblichen Bücher-Ausstattung (Schleswig, Julius Bergas' Verlag). Der Dichter hat Ort und Zeit seiner Dichtung so glücklich gewählt, — was kann es Besingenswertheres geben als den Rhein, die Frauen, die Weine vom Rhein und die Hohenstaufen? — daß man zur Empfehlung des Werkes nichts weiteres hinzufügen kann, als daß es in leichten, flüssigen, gut lesbaren Versen geschrieben ist.

Einen Band „Das Adoptivkind und andere Novellen" von F. Otmer (Berlin, Concordia) liest man, auf das lebhafteste gefesselt durch die scharfe Beobachtungsgabe, die anschauliche Schilderung und die geschickte Art, wie die Stoffe behandelt sind. Aber gegen zwei der drei Novellen, die der Band enthält, regt sich doch ein starker Widerspruch in dem Leser. In der ersten der drei Novellen adoptirt ein kinderloses Ehepaar ein kleines Mädchen, und dieses kleine Mädchen wird ein sehr mißrathenes großes Mädchen, das den Pflege-Eltern mit schnödem Undank lohnt. Der Verfasser, oder vielmehr die Verfasserin, wenn ich nicht irre, steht nun auf dem Standpunkt, es sei überhaupt eine Thorheit gewesen, dieses Kind dem Elend, in dem es geboren wurde, zu entziehen, denn der arme Wurm sei erblich so mit schlechten Instincten belastet gewesen, daß die Adoptiv-Eltern nur Schande und Undank von ihm erwarten konnten. Da ist der Leser doch anderer Ansicht; denn in der That haben beide Adoptiv-Eltern nichts gethan, was dieses arme Kind wahrhaft zu Dank verpflichtete. Die Adoptiv-Mutter hat es mit einer Affenliebe verwöhnt und verzogen; der Adoptiv-Vater hat niemals seine Abneigung gegen das angenommene Kind überwinden können; — beide haben dem Kinde gegenüber eine Pflicht übernommen und sind pflichtvergessene, schlechte Eltern gewesen. Sie ernten nur, was sie gesät haben, und die Theilnahme des Lesers gehört mehr dem Kinde als den Adoptiv-Eltern. Auch in der dritten Novelle „Eine Mutter" erreicht die Verfasserin nicht, was das Ziel des Erzählers ist, — die sympathische Theilnahme des Lesers für das Schicksal der geschilderten Menschen zu erwecken. Nicht weil sie dieses Schicksal nicht warm genug schilderte, sondern weil diese Menschen sich ihr Schicksal selbst geschmiedet haben. Der Leser kann auch nicht recht daran glauben, daß jemals eine Mutter ihrem Säugling, — sei sie in welcher complicirten Lage auch immer, — dadurch nutzen zu können meint, daß sie sich selbst den Tod giebt. Der Instinct wird ihr immer sagen, daß sie selbst diesem Kinde das Unentbehrlichste sei. So bleibt in meinen Augen das beste Stück der drei Novellen, die der Band enthält, das mittlere, „Die Blinde", eine Charakter-Skizze voller Lebenswahrheit und feiner Beobachtung.

Eine Charakteristik der Berlinerin aller Stände und jeden Alters zu geben, hat sich Ulrich Frank in einem Sammelwerk zur Aufgabe gemacht, das unter dem Titel „Die Berlinerin" (Berlin, Concordia) erschien. Es ist der Herausgeberin nicht nur gelungen, die meistgelesenen oder meistgenannten Berliner Schriftsteller zur Mitarbeit an diesem Werke zu vereinigen; sie hat auch die große Mehrzahl bei der Stange zu halten gewußt und ihnen gerade diejenige Aufgabe zugewiesen, die ihnen am besten liegt. So schildert Max Kretzer die Berliner Arbeiterin, Ludwig Pietsch die Künstlerinnen, Max Grube die Schauspielerin, Johannes Trojan die Marktfrau, Alexander Moszkowski das musikalische Berlin, Julius Rodenberg die junge Berlinerin des alten Berlin, Ulrich Frank die höhere Tochter, Karl Emil Franzos die Gesellschaft von Berlin W, oder doch richtiger wohl nur einen Theil der Gesellschaft von Berlin W; Heinz Tovote schildert die ersten harmlosen Anfänge einer Hochstaplerin, Julius Stinde die Vermietherin möblirter Zimmer, Georg Engel die erste Flamme des Studenten und andere weniger harmlose Weiblichkeiten. Das Alles sind Aufsätze, die über die gewöhnliche Feuilleton-Plauderei weit hinausgehen, die, zum Theil in novellistischer Form, thatsächlich Eigenheiten schildern, die für Berlin charakteristisch sind und interessante Aufschlüsse zur Genüge geben, um den Leser zu fesseln. Ernst von Wolzogen's mit grimmigem Humor geschilderte „musterhafte Hausfrau", jene Abart der deutschen Hausfrau, die mit ihrem pedantischen Ordnungssinn, ihrem Scheuer-Fanatismus und ihrer übertriebenen Wirthschaftlichkeit ihr Haus zu einem höchst unbehaglichen Aufenthalt macht, ist wohl überall in Deutschland ebenso zu finden, wie in Berlin; wenigstens zeigt die von Wolzogen gezeichnete Figur keine gerade für Berlin typischen Züge. Auch Ernst von Wildenbruch's Novelle „Glühwürmchen" trägt nichts zur Charakteristik der Berlinerin bei, sondern setzt höchstens dem Portrait eines Berliner Dichters einige nicht mehr überraschende Lichter auf. So mögen noch einige andere der Mitarbeiter Ulrich Frank's ihre Aufgabe etwas obenhin behandelt oder an ihrer Aufgabe vorbeigeschrieben haben; — in einem Buche, zu dem sich einundzwanzig Autoren vereinigt haben, kann nicht alles von gleicher Güte sein. Friedrich Stahl hat das Buch mit neunzig Illustrationen ausgestattet.

Th. und M. Kutschmann's „Ring und Kranz" (Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth) ist als Festgabe für Deutschlands Frauen und Jungfrauen gedacht. In dem Buche ist vielleicht alles zusammengetragen, was sich über die Bedeutung von Ring und Kranz auffinden ließ. Sogar der „Ring des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Polykrates" hat darin Aufnahme gefunden, trotzdem er allen Leserinnen ebenso bekannt sein dürfte, wie Chamisso's gleichfalls nicht fehlendes „Du Ring an meinem Finger". Frauen, denen es nicht nur darum zu thun ist, den Ring an ihrem Finger zu tragen, sondern die auch über Herkunft und Bedeutung von Ring und Kranz in alten und neuen Zeiten, bei Völkern nah und fern, unterrichtet sein möchten, schließt das Buch eine längst tiefempfundene Lücke. Diese Frauen sind indessen wahrscheinlich seltener, als diejenigen glauben werden, die das hübsch ausgestattete Buch dazu verführt, es zu verschenken. Soll ich dem Buch ein Schicksal prophezeien, so ist es vielleicht das, viel gekauft, aber sicher auch das, wenig gelesen zu werden. Es giebt eben Dinge, die vielen Menschen bereits bekannt sind, oder die zu wissen ihnen überflüssig erscheint; — das haben die Verfasser des Buches in ihrem Sammeleifer übersehen.

Nachdruck verboten.

Ludwig Martinelli.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Portrait auf Seite 37.

An der stattlichen Zahl hervorragender Bühnenkünstler, die dem deutschen Oesterreich entstammen, giebt es keinen, der tiefer in seinem heimischen Boden wurzelt, dessen Eigenart inniger mit dem Wesen seines Vaterlandes zusammenhängt, als Ludwig Martinelli, der gegenwärtig als der bedeutendste Charakter-Darsteller des ernsten Wiener Volks-Schauspieles bezeichnet werden muß.

Martinelli, der vor kurzem den vierzigsten Jahrestag seiner Bühnen-Angehörigkeit feiern konnte, ist im Jahre 1838 in Linz geboren. Sein Vater war ein sehr bekannter und renommirter Decorations-Maler; seine Mutter war Schauspielerin, zog sich jedoch noch in jungen Jahren von der Bühne zurück. Der Sohn, der als Kind ein entschiedenes Zeichentalent bekundete, sollte, wie sein Vater, Maler werden. Er besuchte in Wien die Malerschule des Professors Waldmüller, war später Gehülfe beim Hoftheater-Maler Moritz Lehmann und hielt sich im Jahre 1856 in Innsbruck auf, wo er eine Anzahl Decorationen für das neu erbaute Theater fertigzustellen hatte. Eines Abends, während er mit mehreren Collegen und befreundeten Schauspielern kneipte, wurde unter anderem die Frage erörtert, welche von den beiden Künsten, die Malerei oder die Schauspielkunst, wohl schwerer zu erlernen und auszuüben sei. Martinelli trat, wie begreiflich, für sein Fach, für die Malerkunst ein, und als ihm heftigst widersprochen wurde, verstieg er sich zu der Aeußerung: er verpflichte sich, binnen acht Tagen öffentlich Komödie zu spielen. „Wir wetten, daß Du es nicht wagst!" — erscholl es in der Runde. „Was gilt die Wette?" „„Zehn Flaschen Rothwein!"" „Angenommen!"

Acht Tage später trat Martinelli wirklich auf, und zwar als Tratschmirl in der damals sehr beliebten Nestroy'schen Posse „Tritsch Tratsch". Das Haus war ausverkauft, und Martinelli gefiel außerordentlich. Tags darauf lud er seine Wettgegner zu sich ins Atelier, legte ihnen Pinsel, Farbe und Leinwand hin und sagte: „So, — jetzt malt!" Martinelli hatte die Wette selbstverständlich gewonnen. Und der in übermüthiger Laune ersonnene und ausgeführte Scherz hatte außerdem einen bedeutsamen, nicht vorausgeahnten Schritt zur Folge. An diesem Abende wandte sich Martinelli von der Malerei ab; es zog ihn zum Theater, dem er seither angehört, und auf dem er sowohl als Darsteller wie als Regisseur fortdauernd ehrliche und wohlverdiente Erfolge errungen hat.

Vier Wochen nach seinem Innsbrucker Debut war er fest engagirtes Mitglied von Schwaiger's Vorstadt-Theater in der Au zu München. Von München führte ihn sein Weg zunächst nach Amsterdam, später nach Graz, wo er neun Jahre verblieb, dann nach Wien, und zwar ans Theater an der Wien. 1876 ging er nach Prag, 1885 kam er wieder nach Wien, und zwar als Ober-Regisseur ans Carl-Theater. Seit 1889 gehört er dem Deutschen Volks-Theater an, an dem er als Darsteller und als Regisseur die erste Stellung einnimmt.

Martinelli's Persönlichkeit unterscheidet sich wesentlich von der Art, die die meisten seiner Berufsgenossen zur Schau zu tragen pflegen. Man findet bei ihm weder die großen Posen, noch die breiten Brusttöne, noch die tönenden Phrasen, mit denen Schauspieler im allgemeinen so sehr zu paradiren lieben. Ernst und schlicht, so ist sein Aeußeres; einfach und bieder, so ist sein Wesen. Sein Aussehen ist jugendlich; Gang und Haltung sind elastisch, trotz der zweiundsechzig Jahre, die er zählt. Ein leichter Zug ins Schwermüthige, wohl auf manche trübe Erfahrung zurückzuführen, die ihm im Laufe seines bewegten Künstlerdaseins nicht erspart blieb, hat den ursprünglich heiteren Grundzug seiner Sinnesart nicht zu verwischen vermocht, und der werthvollste seelische Besitz: die Lust am Weiterarbeiten und Weiterschaffen, ist ihm erhalten geblieben. Martinelli ist ein vollendeter Meister in der Wiedergabe jener passiven Naturen, bei denen sich der tragische Conflict vorwiegend in der Seele des Helden selbst abspielt. Die Schärfe und Klarheit seiner Ausdrucksweise und seines Spiels vermitteln dem Zuhörer jeden, auch den leisesten inneren Vorgang in dramatischer Kraft. Als Rappelkopf in Raimund's Zaubermärchen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", als Wurzel im „Bauer als Millionär", sowie in der Darstellung einzelner Nestroy'scher Figuren hat er gegenwärtig keinen auch nur annähernd gleichwerthigen Rivalen. Einer großen Anzahl von Stücken hat er durch seine Darstellungsweise zu nachhaltigen Erfolgen verholfen. Den Glanzpunkt seines schauspielerischen Könnens bildet aber fraglos seine unerreichte Wiedergabe der Gestalten in den Volksstücken Ludwig Anzengruber's, des früh verstorbenen bedeutendsten österreichischen Dramatikers der neueren Zeit, mit dem Martinelli seit vielen Jahren in innigster Freundschaft verbunden war. Die Hauptpersonen der Anzengruber'schen Dramen sind alle mehr oder weniger rhetorisch angelegt. Zur Zeit, als Anzengruber seine Stücke schrieb, wurden eben abgehackte halbverständliche Redewendungen noch nicht für Muster eines wahrheitsgetreuen dramatischen Dialogs gehalten. Die Wortführer in den Anzengruber'schen Bauernstücken: Wurzelsepp, Steinklopferhans und Dusterer, — um nur die bekanntesten zu nennen, — verfügen aber nicht nur über einen ganz außerordentlichen Wortreichthum, es ist ihnen auch mancher Ausspruch in den Mund gelegt, der durch seinen Tiefsinn überrascht, — und ein Darsteller, der in der Wiedergabe solcher Stellen nicht das richtige Maß zu halten weiß, kann leicht dazu kommen, befremdend zu wirken, und so die beabsichtigte Wirkung zu verfehlen. In der einfachen, schlichten Darstellungsweise Martinelli's ist ein derartiger Eindruck unmöglich. Er weiß uns das Gehaben dieser Persönlichkeiten so nahe zu bringen, es uns in solchem Maße verständlich zu machen, daß uns ihre Beredtsamkeit, ebenso wie die Art derselben gerechtfertigt, ja als nothwendig erscheint. Dabei ist Martinelli auch auf diesem Gebiete von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Er verkörpert den jahrelang verhaltenen Haß, die Verbissenheit des Wurzelsepp ebenso glaubhaft, wie die fröhliche Weltweisheit des philosophirenden Steinklopferhans. Er spielt den wühlenden und kriechenden Erbschleicher Dusterer im „Gewissenswurm" ebenso vollendet, wie den schwächlichen, einfältigen, an eingebildeten Krankheiten leidenden Bauer Grillmayer in demselben Stücke. Als Fernhofer im „Meineidbauer" erhebt er die Darstellung des Conflicts zwischen dem Protzenthum des verbrecherischen Bauern, zwischen seinem Kampf um die Achtung der ihn umgebenden Welt und dem eigenen Bewußtsein der Verkommenheit zu gewaltiger tragischer Höhe, und er weiß die rührende Gestalt des alten Bremminger in den „Kreuzelschreibern" ebenso zur Geltung zu bringen, wie den frechen und rohen Uebermuth des jungen Martin Schalanter im „Vierten Gebot". Ebenso vortrefflich wie als Darsteller ist Martinelli als Regisseur. Er sorgt dafür, daß kein Wort, keine Geste, die für den Fortgang der Handlung von Wichtigkeit sein können, verloren gehen. Dabei zeichnen sich die von ihm geleiteten Inscenirungen stets durch ein flottes, den Intentionen des Autors angepaßtes Tempo und durch eine wohlthuende Frische aus.

Die Freundschaft mit dem früh verstorbenen Dichter Anzengruber bildet einen bedeutsamen Abschnitt in dem Lebenslaufe Martinelli's. Anzengruber schätzte Martinelli sehr hoch. Er hatte von seinem ehrlichen Streben, von seinem vielseitigen, reichen Talent die höchste Meinung, wie er ihn auch für den besten Repräsentanten der von ihm geschaffenen Gestalten hielt. Er hat dies sehr oft mündlich und schriftlich zum Ausdruck gebracht; am prägnantesten in Graz, nach der fünfundzwanzigsten Aufführung des „Pfarrer von Kirchfeld" wo er einen Toast auf Martinelli mit den dem Stücke entlehnten Worten schloß: „Du, Du bist der Rechte!" (3. Akt, letzte Scene)

In einem Prager Blatte schrieb Anzengruber (1882) folgende Worte über Martinelli: „Er faßt immer stramm und ehrlich an, und auch wo er fehlgreift, ist der Griff ein ehrlicher. Er weiß, daß das Durchdringen, das Bewältigen der Aufgabe der Gestaltung derselben vorangehen muß. Er vergißt nie, daß der Schauspieler immer Künstler bleiben muß; ihm ist die Kunst ein Amt, nicht ein Beruf."

Die männliche Hauptrolle in Anzengruber's letztem Drama, der sophistische Gewohnheitsdieb Hubmayer im „Fleck auf der Ehr'", war für Martinelli geschrieben, der das Stück auch noch in Anwesenheit des Dichters wirksamst zur Geltung gebracht hat.

Als Martinelli an einem trüben Wintertag des Jahres 1889 von dem Leichenbegängniß seines Freundes Anzengruber zurückkehrte, sagte er mit von tiefem Weh erfüllter Stimme: „Ich habe einen einzigen Freund besessen, und den habe ich jetzt verloren." So tief war sein Schmerz, daß er darüber alle anderen vergaß, die ihm in warmer aufrichtiger Hochschätzung zugethan sind. Und es sind deren nicht wenige; denn der rechtschaffene, wackere Mensch Martinelli zählt ebenso viele Freunde, wie wie der ehrliche, seinen Platz ganz und voll ausfüllende, von den Idealen seines Berufes erfüllte Künstler.

Nachdruck verboten.

Idioten-Erziehung.

Von Dorothee Goebeler in Berlin.

Ein blödes Kind! — Nur die Mutter, welche selbst solch ein armes Geschöpfchen ihr Eigen nennt, weiß, wie viel Elend und Herzeleid in den drei kurzen Worten liegt.

Es ist einer der schönsten Züge des Weibes, daß es die kranken und häßlichen Kinder am innigsten liebt. Als wollte das Schicksal diese Unglücklichen für ihr Ungemach entschädigen hat es ihnen den reichsten und tiefsten Born der Mutterliebe erschlossen. So ist es denn eine anerkannte Thatsache, daß jene Kinder, welche die Wissenschaft Idioten nennt, gewöhnlich das Ein und Alles ihrer Eltern sind. Wo Fremde sich mit Entsetzen fortwenden, scheut die Mutter weder Arbeit noch Mühe. Sie selbst versorgt den kranken Liebling und würde die Zumuthung, denselben einer Anstalt anzuvertrauen, sicher mit Empörung zurückweisen.

Thut sie recht daran? Es ist mir vergönnt gewesen, einen Tag in der großen Berliner Idioten-Anstalt zu Dalldorf zu verleben; nach dem, was ich dort sah, kann und muß ich die Frage nur verneinen.

Die treueste Mutterliebe kann dem idiotischen Kinde die sachgemäße Pflege geschulter Wärter und Wärterinnen nicht ersetzen. Während der Patient im Schoß der Familie dahinvegetirt als „das blöde Kind", wird in der Anstalt sein Geist geweckt und entwickelt, sodaß auch ihm noch ein bescheidenes Theilchen Lebensfreude erblühen kann.

Die Dalldorfer Idioten Anstalt liegt sehr schön. Wer sie im Sommer besucht, gewinnt schon von vornherein einen ungemein freundlichen Eindruck. Nichts an dem weiten Gebäude-Complex erinnert an ein Irrenhaus. Schloßartig beinah, mit hohen, eleganten Portalen und breiten, blumengeschmückten Fenstern erhebt sich der stattliche Bau aus dem Schoße des prächtigen alten Parkes. Die inneren Räume stehen dem äußeren Anblick nicht nach: hohe Flure, weite Corridore, breite luftige Treppenhäuser, überall aber, bis in den entlegensten Winkel, peinlichste Sauberkeit. An Möbeln findet sich nur das Nothwendigste. In den Spielsälen sieht man außer einer langen Tafel und vielen kleinen Kinderstühlen nichts als ein in mehrere Fächer getheiltes Spind, das die Spielsachen der Kinder enthält. Jeder Zögling trägt den Schlüssel zu seinem Fach an einem Bändchen bei sich, eine wohl erwogene pädagogische Maßregel. Diese unglücklichen kleinen Wesen bekommen eine Ahnung ihrer Menschenwürde, wenn sie fühlen, daß man Vertrauen in sie setzt und ihnen ihre Sachen zur eigenen Obhut übergiebt. Einen anmuthigen Schmuck haben die gesammten Räume in zahlreichen Bildern, die zugleich dem Anschauungsunterricht dienen und dem Talent eines leider früh verstorbenen Zöglings ihr Dasein verdanken.

In den Spielsälen weilen die Kinder, solange das Wetter ihnen den Aufenthalt im Freien versagt, hier auch bleiben diejenigen zurück, deren Zustand eine Theilnahme an den Schulstunden und Ausflügen nicht gestattet. Wer sich noch mit Handarbeiten beschäftigen kann, säumt Scheuertücher. Wird ein Kind während des Spiels von Krämpfen befallen, so bettet man es auf eine bereitliegende Matratze, wo es den Anfall ruhig vorübergehen lassen kann. Die Schlafsäle entsprechen allen Regeln der modernen Hygiene. Zur Ruhestätte dienen einfache Feld-Bettstellen, für Krampfkranke sind solche mit hohen Seitengittern vorhanden. Je ein Lehrer und ein Wärter resp. eine Wärterin und eine Lehrerin theilen den Schlafraum der Kinder. Ein Speisesaal ist gleichfalls vorhanden, ebenso besondere Schulräume.

Ein längeres Verweilen erfordert das Lehrmittelzimmer. Zunächst erinnert es an ein Spielwaren-Magazin. Was nur ein Kinderherz erfreuen kann, ist darin aufgestapelt. Puppen, Puppenstuben, Holzpferde, Kochgeschirr, Kaufmannsläden, Kochmaschine, Puppenwagen, Kutschwagen, Thierfiguren, Spielschachteln, alles ist vorhanden. Die Puppenrolle fehlt so wenig, wie das Waschfaß, wie Schrubber, Besen und der Vorrathskasten mit Bohnen, Graupen, Mehl, Gries, Nelken, Pfeffer, Gewürz, Kaffee u. s. w.

Aber nicht zum kindischen Zeitvertreib ward dieses „Spielzeug" hier aufgesammelt, es dient einem höheren Zweck. Lehren Puppenstube, Kochherd und Vorrathskasten das Mädchen die Wirthschaft, ihre Geräthe und Vorrichtungen kennen, so weisen die Modelle der Dampfboote, Eisenbahnen, Postgebäude und Ackergeräthe den Geist des Knaben in weitere Bahnen hinaus.

O, und wie viel Mühe macht es, diesen armen gebrochenen Geist überhaupt erst zum Leben zu erwecken, wie viel unendliche Geduld, Arbeit und Ausdauer gehören dazu, diese Mühe zu einer erfolgreichen zu machen! Um den unglücklichen Kranken die einfachsten Handgriffe des täglichen Lebens klar zu machen, bedarf es erst complicirter Maschinerien. So hat der Leiter der Idioten-Anstalt, Herr Erziehungs-Inspector Pieper, zwei Apparate hergerichtet, die den Kindern das Nähen und Schuhschnüren beibringen sollen. Zu letzterem hat man einen aufrechtstehenden Rahmen, in den zwei Schuhlaschen eingespannt sind. Der kleine Apparat dient zugleich als Zählmaschine. Von Loch eins links geht es nach Loch zwei rechts, und so fort.

Complicirter ist der Näh-Apparat: ein dünnes Brettchen, mit verschiedenen Reihen kleiner Löcher versehen, hängt wagerecht in einem viereckigen Ständer, ein noch schmäleres, gleichfalls durchlöchertes Brettchen wird so hinaufgelegt, daß Loch auf Loch paßt, und dann mit weißem Band festgesteppt. In derselben Art werden die überwendliche Naht und der Kreuzstich gelehrt. Eine runde, an der Kante durchlöcherte Platte zeigt den Languetten-Stich, und ein längliches Brettchen, das in der Mitte eine große, von kleinen Löchern umgebene Oeffnung aufweist, sogar die kunstgerechte Stopfe. Der Apparat hat sich so erfolgreich gezeigt, daß er auch in anderen Anstalten eingeführt worden ist.

Die zum Verkauf ausliegenden Stickereien der Mädchen sind denn auch außerordentlich zierlich und sogar kunstgerecht.

Auch die Knaben werden zur Handfertigkeit angehalten. Die hübschen Puppenstuben-Möbel, Wichs- und Sandkästen, sowie andere Schnitz- und Klebe-Arbeiten zeugen von ihrer Geschicklichkeit. Interessanter als diese Aeußerlichkeiten ist indessen der geistige Entwicklungsgang der Zöglinge. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Inspectors Pieper durfte ich den Unterrichtsstunden und der Andacht unter seiner Führung beiwohnen und so einige Stunden verleben, die mir stets unvergeßlich bleiben werden.

Als wir früh am Morgen die Aula betraten, tönte uns ein einstimmiges „guten Morgen!" der Kinder entgegen. Sie streckten die Arme nach uns aus und fügten bei mir noch ein „Guten Morgen, Mutter!" hinzu. Nach einer kurzen, durch Harmonium-Spiel, Choral-Gesang und gemeinsam gesprochenes Gebet verschönten Feier begab sich jede Klasse unter Leitung des Lehrers oder Wärters nach ihrem Unterrichtszimmer. Wir selbst verfügten uns zu den Stotterern und Stammlern, deren Unterricht Herr Inspector Pieper leitet.

Die Sprachgebrechen gehören zu den Haupt-Eigenthümlichkeiten der Idioten und gehen mit einer anormalen Mundbildung Hand in Hand. Haben die einen doppelte Zahnreihen, so findet man bei anderen ganz spitzige Zähne, Hasenscharten, überbissige Oberkiefer, und dergleichen mehr.

Der Unterricht dieser Leidenden erfordert viel Geduld, da auch ihr Geist nur sehr schwach entwickelt ist. Nachdem einige Regeln über das Athmen verhört, folgten verschiedene Athmungs-Uebungen. Sehr interessant ist das Athmen nach Strichen. Ein an der Wandtafel gezeichneter senkrechter Strich bezeichnet das Ein-, ein daneben liegender wagerechter das Ausathmen, und zwar mit Pünktchen darüber leises, ohne Pünktchen lautes Ausathmen.

„Jetzt wollen wir den Buchstaben U einüben. Welche Stellung muß unser Mund einnehmen, wenn wir U sagen wollen?"

„Wir müssen die Mundwinkel zusammenziehen," antwortet ein besonders schlauer kleiner Bube in der eigenthümlich singenden Sprechart des Idioten.

„Und was für eine Form bildet unser Mund alsdann?"

„Einen Rüssel," weiß einer der Geweckteren.

Nachdem verschiedene Zöglinge vor dem großen Wandspiegel den besprochenen Rüssel gebildet hatten, folgten Athmungs-Uebungen, die mit einer erst langsamen, dann rascheren, dann mehrfach wiederholten Aussprache des U endeten.

Nach Abhörung einiger Worte mit U und etlicher Sätze, in denen solche Worte vorkommen, war die Stunde beendet.

Als schwierigste Klasse gilt die der Turner. Darin befinden sich jene Kranken, die überhaupt noch nicht Herr ihrer Gliedmaßen sind. Der Lehrer, welcher hier unterrichtet, bedarf der Anstrengung aller Nervenkräfte. Kaum daß die kleine Schar in Reih und Glied gestellt ist, hat sich hier eins losgerissen, ist dort ein zweites umgefallen, will ein drittes der Kinder absolut den Nachbar zu Boden reißen u. s. w.

Der Religions-Unterricht unterscheidet sich kaum noch von dem einer gewöhnlichen Schule. Nur der blöde Gesichtsausdruck verschiedener Knaben und Mädchen erinnert noch an die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Idioten-Anstalt. Sehr hübsche Erfolge hat auch der Schreibunterricht gezeitigt. Die Tafeln und Hefte der Schüler zeigen durchwegs schöne, ja sogar tadellose Schrift.

Neben der geistigen Ausbildung wird natürlich auch der Körperpflege die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. In dem geräumigen Baderaum werden die Kleinen und die ihrer Glieder nicht Mächtigen täglich von den Wärtern und Wärterinnen einer gründlichen Reinigung unterzogen. Den Großen und Geweckteren steht dagegen die Bade-Anstalt des eigentlichen Irrenhauses zur Verfügung.

Sobald es das Wetter gestattet, weilen die Kinder im Freien. In dem großen Park hat jedes sein eigenes Gärtchen, das es

Donna Konstanza von Arragonien um 1250. — Coiffe mit Schnebbe aus der Zeit Karls VII. von Frankreich um 1440. — Mädchen von Ferrara um 1470.

Trauerschnebbe um 1560. (Nach Verrocchio.) — Stuarthaube 1613. — Trauerschnebbe um 1614.

Trauerschnebbe in Holland um 1630. Nach Mereveldt. — Trauerschnebbe mit Schleier zur Zeit der Anna von Oesterreich. 1648.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.
Siehe den untenstehenden Artikel.

nach Gefallen besäen und bepflanzen darf. Pflanzen und Sämereien werden von der Anstaltsgärtnerei geliefert.

Die Gärtchen sind der Stolz der Kinder. Mit strahlenden Gesichtern führen sie die Besucher umher, ihnen Blumen und Früchte reichend. Einige Knaben haben sich Treibhäuser aus Steinen gemauert, jeder hat eine grün umrankte Laube oder doch wenigstens Tisch und Stühlchen im Garten; diejenigen, deren Zustand ein Spielen und Umhertummeln nicht gestattet, sitzen im Schatten der alten Bäume oder werden von den Wärtern in kleinen Rollwagen gefahren.

Oft vereinen sich die Zöglinge und Lehrer auch zu gemeinsamen Ausflügen. Unter Gesang wird nach einem der nahen Dörfer marschirt, Kaffee gekocht und gespielt oder auch wohl getanzt.

Im vierten Stock der Anstalt befindet sich das Lazareth, wo die, durch acute Krankheiten an das Bett oder Zimmer Gefesselten verpflegt werden.

Besuchsstunden für die Angehörigen sind zwar festgesetzt, die Verwaltung ist indessen tolerant. Es steht den Eltern jeden Tag frei, ihre kleinen Kranken zu besuchen, sie dürfen dieselben sogar zu Spaziergängen mitnehmen und ihnen dazu statt der Anstaltstracht den eigenen Staat anlegen, was immer ihren hellen Jubel wachruft.

Bis zum siebzehnten Jahre bleiben die Kinder in der Anstalt, alsdann siedeln die Unheilbaren oder noch der Pflege Bedürftigen nach der Idioten-Abtheilung des großen Irrenhauses über, während die anderen nach Haus zurückkehren oder in einer ihrem Verständniß angepaßten Lehre untergebracht werden.

Die Idioten-Anstalt zu Dalldorf ist allerdings ausschließlich für Berliner Kinder berechnet, es giebt der unter bewährter Leitung stehenden ähnlichen Institute jedoch so viele, daß niemand wegen der Auswahl in Verlegenheit zu gerathen braucht. Jedenfalls werden alle, die je einen Blick in eine solche Anstalt gethan, mir darin beistimmen: daß die Familien-Erziehung für Idioten nicht ausreichend ist. Nur die geschulte Pflege einer Anstalt vermag diesen Unglücklichen das Leben noch erträglich zu machen.

Nachdruck verboten.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.

Von Professor August von Heyden in Berlin.
Siehe die oben- und nebenstehenden Abbildungen.

Ursprünglich hat die Schnebbe eigentlich gar nichts mit der Trauer zu thun, es ist jener Theil des weiblichen Kopfputzes, der, mehr oder minder spitz in der Mitte der Stirn herabreichend, einen Theil desselben bildet oder doch mit ihm zusammenhängt. In diesem letzteren Sinne müssen wir das mit Edelsteinen besetzte Häubchen mit tief auf die Stirn herabreichendem Bortenbesatz, das Stirnband, welches uns der Grabstein der schönen Konstanze von Arragonien in Tortosa (gestorben um 1250) zeigt, als eine der ersten uns bekannten Schnebben ansprechen. Ich weiß mich aus dem 14. Jahrhundert trotz aller der sonderbaren Moden seiner Zeit keiner Form zu erinnern, die in ähnlicher Weise in Beziehung zur Schnebbe zu bringen wäre. Erst im 15. Jahrhundert erschienen, von Frankreich ausgehend, jene merkwürdigen Kopftrachten, die bei gänzlicher Verdeckung des natürlichen Haupthaares durch irgend einen auf die Stirn herabfallenden Theil, sei es durch den Rand der Kappe, sei es durch einen den großen Schleiermassen angehörenden Theil, an die Schnebbe erinnern. Vielleicht dürfen wir sogar den jenerzeit auf der häufig durch Ausreißen der Haare künstlich erhöhten Stirn vorhandenen schwarzen Halbkreis nicht, wie dies meist geschieht, für eine Haarlocke, sondern für eine Art von Schnebbe ansehen. Denn diese Haarlocke ist auch da schwarz, wo wir, wie thatsächlich bei Agnes Sorel, — blondes Haar annehmen müssen. Zudem besitzt das Berliner Kupferstich-Cabinet einen höchst merkwürdigen frühitalienischen Stich, das Portrait einer jungen Dame, deren wundersamer Kopfputz nichts als eine italienische Uebersetzung der französischen Coiffe aus der Zeit der Regierung Karls VII. von Frankreich ist. Auch hier tritt unter der Haube jener Halbkreis der französischen Coiffüre hervor, der sich aber hier unzweifelhaft als ein Band zeigt, also ebenfalls eine Art Schnebbe ist. Unter allen Umständen aber zeigt eine solche ein Bild der Berliner Galerie aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, ein Product der Schule von Ferrara, auf dem von einem mit Edelsteinen besetzten kleinen, schwarzen Aufsatze eine deutliche, wenn auch kurze Schnebbe auf die Stirn der dargestellten Dame herabgeht. In dieser Zeit begegnen wir in Italien der Schnebbe oft, sei es nun, daß sie von einer Haube ausgehe, welche zur Befestigung eines langen Schleiers dient, sei es, daß der Schleier durch kunstvolle Faltung selbst zur Schnebbe verwendet wurde, oder endlich, daß der Stoff des Schleiers wirklich zur Schnebbe ausgearbeitet und durch Nadeln auf dem Kopfe befestigt wurde, davon uns die weiblichen Köpfe des Verocchio und seiner Schüler mannigfache Beispiele geben, denen Cesare Vecellio in seinem berühmten Kostümbuche viele hinzufügt. Es scheinen diese Kopftrachten namentlich in Nord- und Mittel-Italien modern gewesen zu sein und sich von hier aus nach Frankreich übertragen zu haben, was durch die lebhaften Beziehungen beider Länder sehr erklärlich ist.

Diesen Einflüssen verdankt die sogenannte Stuart-Haube ihre Entstehung, die eigentlich nichts ist, als eine jener italienischen Schleiertrachten, deren Seitentheile sich beiderseits zu breiten, steifen Flügeln erweitern. Die Neigung zu derartigen Formen an der Kopftracht war an den Höfen Heinrichs III. und IV. in Frankreich selbst für das männliche Kostüm vorhanden, sodaß der Name der unglücklichen Königin wohl mit Unrecht mit diesen Moden in Zusammenhang gebracht wird. Unter Heinrich IV. zeigt sich die Schnebbe von schwarzem Stoff auch schon bei Trauer breit und tief ins Gesicht fallend, aber häufig unten abgerundet, ohne Seitenflügel. Diese jedoch mit tief herabfallender spitzer Schnebbe, also als die echte Stuart-Haube, von schwarzem Stoffe scheint Marie von Medici nach Ermordung ihres Gemahls zuerst als Trauerform eingeführt zu haben. Anna von Oesterreich, welche nach dem Tode ihres Gatten die Trauer, die, abgesehen von der schwarzen Farbe, einen zwar sehr vornehmen, aber doch ziemlich weltlichen Charakter zeigte, gar nicht mehr ablegte, fügte der Haube, der sie die Flügel nahm, sodaß sie nur in einem knappen, die Haare wenig bergenden Käppchen bestand, einen schwarzen Schleier hinzu. Nach ihrem Tode aber scheinen diese Formen gänzlich aus der Mode gekommen zu sein. Man legte, ähnlich der Tracht der Nonnen, bei Trauer eine weiße Stirnbinde unter einer weißen Haube an. Und da um 1570 die schwarze Farbe im allgemeinen für die Frauentracht modisch wurde, trugen die Witwen sich weiß. In der Tracht der eleganten Welt verschwindet die Schnebbe vom Kopfputze, verändert aber ihren Platz und steigt von der Stirn zur Taille herab, wo sie bei maßloser Versteifung des Mieders den unteren Rand desselben in mannigfacher Weise gestaltet; wie jedoch die Radirungen von Wenzel Hollar zeigen, behält die Tracht der Mittelstände in England, Holland und am Unterrheine die Schnebbe bei. Ein neben der Schnebbe in fast denselben Landestheilen vorkommender sehr sonderbarer Stirnschmuck muß hier, als der Schnebbe entsprechend, jedenfalls Erwähnung finden. Er besteht in einem auf der Stirn am Haaransatze befestigten runden pelzartigen Kissen, in dessen Mitte ein sich etwa 8 bis 10 cm erhebender Stiel ein kleines Püschel von Wolle oder Seide trägt. Das Ganze ist schwarz und hängt mit dem am Hinterhaupte befestigten schleierartigen Mantel zusammen oder ist mit dem nur den Hinterkopf deckenden Häubchen verbunden, entspricht also in beiden Beziehungen der Schnebbe. Diese selbst in ihrer eigentlichen Form ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Welttrachten geflüchtet und hat in ihnen eine weite Wanderung durch Schwaben, Bayern, Hessen, über Böhmen nach Schlesien einerseits, andererseits in das Salzburgische angetreten und scheint in den Vierlanden ihren nördlichsten Punkt erreicht zu haben. Sie bleibt trotz mancher kleinen Veränderung in Bezug auf ihre Größe im wesentlichen schwarz, in Schlesien wird sie weiß, sogar buntfarbig mit weißer Einfassung.

Ulmer Frauenhaube um 1750.

Besonders eigenartig und bedeutungsvoll erscheint die Schnebbe in der bürgerlichen Volkstracht der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ulm und Augsburg. Sie verdreifacht sich. Bald mit bald ohne ein kleines Mützchen erhebt sich über den Scheitel ein kunstvolles Gebäude von Zöpfen —, die, aus mit rothem oder gelbbraunem Atlas überzogenen Wülsten geflochten, das natürliche Haar nur vorn über der Stirn und, ebenfalls gezopft, manchmal am Hinterkopfe erscheinen lassen.

Bei älteren Frauen werden diese Zöpfe durch einen breiten Aufsatz von feinen Tüllrüschen oder von Goldzindel ersetzt. Unter dem knappen Mützchen treten drei schwarze Schnebben in das Gesicht. Die eine fällt an der Stirn herab, die anderen schieben mit seiner Spitze sich beiderseits aus der Haube hervor, und zwar in Ulm unter das Auge, genau auf den Jochbeinen sitzend, in Augsburg aber die äußeren Augenwinkel berührend. Wird keine Haube unter den Zöpfen getragen, so fallen die Schnebben fort. Bei der Trauer setzen die Ulmerinnen eine weiße Haube von der Form eines quer gestellten dreieckigen Hutes auf. Derselbe ist kunstvoll aus weißer Leinwand gefaltet und faßt nun mit seinen drei weißen Schnebben und dem die unteren derselben verbindenden Kinntuche das Gesicht völlig ein, sodaß es wie ein dunkles Dreiblatt aus der weißen Umgebung hervortritt.

Die unteren beiden Schnebben an der gewöhnlichen Frauentracht stumpfen sich allmählich ab und bilden die Seitentheile eines glatt den Kopf einschließenden Käppchens. Ja, mitunter folgt auch die Stirnschnebbe dieser Verstümmelung. Allein auch in der bürgerlichen Volkstracht war das Leben der Schnebbe schon ein kurzgemessenes. Die vornehmen Bürgerinnen beugten sich natürlich auch der unwiderstehlichen Macht französischer Mode, und die hohen Puder-Frisuren der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte die Schnebbe nicht überwinden. Sie verließ die Städte und flüchtete in die ländliche Volkstracht, wo ihr da, wo sie noch getragen wird, ein langes Leben beschert sein möge.

Auch die Trauerschnebbe konnte unter den erwähnten Trachteneinflüssen nicht wieder aufleben, und als die hohen Frisuren gefallen waren, brachte das erste französische Kaiserthum die der Schnebbe ebenso feindlichen Stirnhaare. Erst im ersten Viertel unseres Jahrhunderts gewann die Trauerschnebbe ein unbestrittenes, völlig internationales Leben. Und in der That ist sie, verbunden mit dem schwarzen Schleier, den Anna von Oesterreich der Trauertracht wiederum hinzufügte, ein überaus würdevolles und gleichzeitig auch sehr kleidsames Abzeichen tiefster Trauer und wird es deshalb wohl auch lange Zeit bleiben.

Nachdruck verboten.

Weibliches Bildniß.

Zu dem Portrait von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 33.

Nicht nur die äußeren Züge, das innere Wesen des Portraitirten wiederzugeben, ist die Aufgabe des Portraitmalers. Diesem Ziel strebt Dora Hitz mit heißem Bemühen und mit immer wachsendem Erfolge nach. In den meisten Fällen ist der Künstler ja auf ein instinktives Erfassen der Innerlichkeit dessen angewiesen, dessen Portrait zu malen er beauftragt ist. Häufig kennt er das Modell kaum, weiß von ihm so gut wie nichts, und in den Sitzungen hat er vollauf damit zu thun, die äußeren Züge festzuhalten. Außerdem sind Sitzungen im Künstler-Atelier recht wenig geeignet, aus einem Menschen viel von seiner innersten Eigenart herauszulocken. Selten entstehen Portraits aus einer intimen Kenntniß des Charakters, des Wesens des Portraitirten heraus. Aber diesen Portraits ist immer ein besonderer Reiz eigen, der auch diejenigen fesselt, die nicht in der Lage sind, das Bild auf Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zu prüfen. Auch das weibliche Bildniß von Dora Hitz in diesem Heft gehört zu den Portraits, die auf intimster Seelenkenntniß fußen. Die dargestellte junge Dame ist eine Freundin und ehemalige Schülerin der Künstlerin, — jetzt selbst eine Künstlerin, deren Name schon vielfach mit Auszeichnung genannt wurde. O. P.

Nachdruck verboten.

Pergola auf Capri.

Zu dem Bilde von Adolf Thamm in Dresden.
Siehe Seite 36.

Die meisten Capri-Maler zeigen uns auf ihren Bildern Motive von der Küste des Eilands, einen Blick auf das Meer mit seinen köstlichen Farben. Aber auch ohne diesen Ausblick hat die vielgerühmte und vielbesuchte Insel Punkte von eigenartigster Schönheit. Der Dresdener Künstler zeigt uns einen solchen versteckten Winkel, der uns reizvoll genug anmuthet, trotzdem der Maler die landschaftliche Schönheit der Umgebung ganz bei Seite gelassen hat, — die weinumrankte Pergola eines Hauses auf Capri. Die Sonne bahnt sich ihren Weg durch das dichte Weinlaub, üppig wuchert die Vegetation neben den massiven Steinsäulen, die das leichte Stangendach tragen, zwei Kinder spielen im kühlen Schatten. Ein Ort der Ruhe und Stille, um den wir diejenigen beneiden, die hier den Himmel Italiens über sich blauen lassen können. A. G.

Ulmer Trauerhaube um 1750.

Stirnschmuck nach Wenzel Hollar um 1650.

Italienische Nachahmung der Coiffe um 1500.

Vornehmes Augsburger Fräulein um 1750.

Die Entwickelung der Trauerschnebbe.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Redactions-Post.

Antworten.

v. S. Münster. E. Roland, vormals Fräulein Emmi Jansen, ist seit kurzem die Gattin des Geheimen Finanzraths Lewald und lebt seit ihrer Verheirathung in Berlin.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 6, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. März 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Am 22. März 1897.

Von Johannes Trojan in Berlin.

Die Glocken erheben
Zur Feier den Sang;
Das Herz macht erbeben
Der mächtige Klang,
Der Klang des Metalles,
Das dröhnenden Schalles
Zum Schweigen einst alles
Sonst Klingende zwang.

Das Erz, das geworden
Zum tönenden Rund,
In was für Accorden
Einst gab es sich kund!
Wie zuckten die Blitze,
Wie sprach in der Hitze
Des Kampfs der Geschütze
Tod kündender Mund!

Vom Thron war gestiegen
Der König und Held,
Den Feind zu bekriegen,
Den Seinen gesellt.
Des Vaterlands Ehre
Mit blitzender Wehre
Zu wahren, der Lehre,
So zog er ins Feld.

Die Glocken ertönen
Dem Frieden geweiht;
Es folgte Versöhnen
Dem blutigen Streit.
Willkommene Wende!
Es ruhten die Hände,
Es kam an ein Ende
Die furchtbare Zeit.

Froh kehrten die Krieger
Zum heimischen Herd.
Wie hieltst deine Sieger,
O Deutschland, du werth,
Befreit von den Banden,
Die lang' dich umwanden,
So herrlich erstanden,
Gerühmt und geehrt!

Wie hat sich die Eiche
Aufs neue belaubt!
Zurück kam dem Reiche,
Was einst ihm geraubt.
Da stand an dem Throne
Der Held, der zum Lohne
Die köstlichste Krone
Sich setzt' auf das Haupt.

Die Glocken erklingen
Weit übers Gefild,
Sie klingen und bringen
Ein freundliches Bild.
O schöne Gestalten
Des Kaisers, des alten,
Und derer, die halten
Getreu ihm den Schild.

Der einst war geschritten
Voran im Gefecht,
Wie schön stand er mitten
Im jungen Geschlecht,
Der köstlichen Güter
Des Friedens ein Hüter,
Ein milder Gebieter,
So schlicht und gerecht.

So blieb er Erhalter
Erworbenem Gut,
So stark noch im Alter,
Ein Fels in der Fluth.
Auf ihn war zu bauen,
Es füllt', ihn zu schauen,
Das Herz mit Vertrauen,
Die Seele mit Muth.

Ihr Glocken, klingt leiser,
Verhallender nun,
Den schlummernden Kaiser,
O lasset ihn ruhn!
Nicht kannt' er Ermüden,
Bis Gott ihm beschieden
Den ewigen Frieden
Nach rastlosem Thun.

Hin ging ein Jahrhundert,
Seit Gott ihn gesandt.
Wohl hat ihn bewundert
Auch feindliches Land,
Doch tief im Gemüthe
Lebt uns, daß ihm blühte
Im Herzen die Güte;
Sanft war seine Hand.

Ein beff'res Gedenken
In Freud' und in Schmerz,
Das kann ihm nicht schenken
Ein Denkmal von Erz.
Von ihm ist geblieben,
Was zwingt, ihn zu lieben:
Er hat sich geschrieben
Alldeutschland ins Herz.

Gestrandetes Fischerboot. Nach dem Gemälde von Eduard Spoerer in Düsseldorf. — Siehe Seite 48.

Photographie von Jenny Spoerer in Düsseldorf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

Draußen auf den Straßen der kleinen Stadt herrscht fröhliches Leben.

„Maien! Grüne Maien!“ schallt es zu den Thüren und Fenstern hinein. Die Wagen mit Birkenzweigen, dem seit unvordenklicher Zeit in der Mark Brandenburg gebräuchlichen Pfingstschmuck für Haus und Hof, für Thor und Wand, für Spind und Spiegel sind aus der Heide, dem Stadtwald, eingetroffen.

„Maien! Grüne Maien!“ rufen die Händler mit gellender Stimme, und eine aufgeregte Kinderschar wiederholt jubelnd den Ruf. Flinke Dienstmädchen und bedächtig schleichende Mütterchen, Bürgerfrauen und biedere Handwerksmeister umringen die Wagen, um einen der weißen Zweige mit den flatternden hellgrünen Blättern daran oder auch wohl ganze Arme voll einzukaufen und dann den Ausputz des Hauses außen oder innen vorzunehmen.

„Maien! Grüne Maien!“ erschallt's wieder, denn neue Ladung ist angelangt, die auch noch ihre Abnehmer finden wird.

Freundliche Nachmittagssonne bescheint dies lustige Treiben und wärmt die Luftwellen, die durchs offene Fenster in die Wohnstube der alten Frau strömen, dort oben im Eckhaus am Markt. Mit augenscheinlichem Behagen betrachten die drei Leutchen, die auf dem hochstufigen Fenstertritt Platz genommen haben, den Maienhandel, genießen sie Sonnenschein und laue Luft. Die achtzigjährige, immer noch lebensfrohe Greisin lehnt sich in den knisternden Korbstuhl zurück, ihr Tagewerk ruht, das Strickzeug hat heut lange genug geklappert in den fleißigen Händen. Ihr gegenüber sitzen auf schmaler Truhe, dicht aneinandergeschmiegt, die holderblühte Urenkelin und deren Liebster, der vor einer Stunde aus der Hauptstadt herübergekommen ist, um das Pfingstfest in der Familie seiner Braut zu verleben. Nach kurzer Begrüßung der Eltern, die sich noch nicht Feierabend vergönnen mögen, habe ich, denn ich selbst bin jener junge Mann, meinen braunlockigen Schatz bei der Hand gefaßt und bin mit ihm die Treppe hinaufgesprungen zu Urgroßmütterchens Wohnung. Weiß ich doch, wie gern die alte Frau ihr herzfrisches Enkelkind um sich hat; und daß ich selber bei ihr wohlgelitten bin, brauch ich nicht zu verhehlen, noch weniger aber, daß es ein wahrer Genuß ist, in der Nähe der Greisin zu weilen, ihr in das gütige Antlitz zu schauen, ihren altmodischen Erzählungen, schalkhaften Bemerkungen und feinsinnigen Aussprüchen zuzuhören. Sie hat die enge Welt, in der sie all ihre Tage zugebracht, mit scharfen Augen beobachtet, doch ebensowenig, wie die Außendinge, sind die Regungen des eigenen Herzens ihrem prüfenden Sinn entgangen. Sie denkt und spricht ohne Vorurtheil; Anmuth verhüllt mit zartem, im Märchenland gewobenen Schleier die Runzeln des alten Gesichts und umspielt wie ein Lichtstrahl, der sich im Wasser des Jungbrunnens brach, die welken Lippen.

„Maien! Grüne Maien!“ ruft wieder eine laute, rauh gewordene Männerstimme, aber hell und klar antwortet der Chor der Kinder: „Maien! Grüne Maien!“

Nun ist die Sonne hinter den Dächern jenseits des Marktes verschwunden, ihr himmlischer Abglanz allein bestrahlt mit sanftem Schimmer die langgestreiften Tapeten und die altväterischen Möbel. Unter dem ovalen Sophaspiegel hängen zwei Schattenbilder in kastenähnlichen Mahagoni-Rahmen; scharf heben sich von dem vergilbten Papier, auf das die Silhouetten geklebt sind, die Umrisse der beiden Köpfe ab; man erkennt selbst aus einiger Ferne, daß diese Kunstwerke einen Mann in besten Jahren und ein Mädchen oder eine junge Frau, beide aus der Zeit der Vatermörder und Schmachtlocken, darstellen sollen; an jener Wand sind sie die einzigen Bilder.

Leiser Zugwind bewegt einen Flügel des Fensters und ich schließe es, denn die Luft, die von der jungen Brust mit Wonne geathmet wird, mag der Alten schaden. Draußen wird's allmählich still. Auch die Greisin ist schweigsam geworden, und die jungen Leute halten durch Blick und Händedruck vielsagende Zwiesprache, zu der sie der Worte nicht bedürfen. Aber Urgroßmütterchen ist die erste von uns, die der sentimentalen Stimmung bewußt wird.

„Auf, Ihr Träumer! Macht Euch daran, mit Maien auszuputzen, was Euer Revier ist!

‚Maien, Maien!
Glück ins Haus!
Unglück fährt zum Giebel 'raus.
Maien, Maien!
Kahle Wand
Bringt dem Hof und Hause Schand'.‘

Also marsch hinunter! Mich aber laßt hier ruhig sitzen, mir sind alte Geschichten eingefallen, die rumoren jetzt in meinem Kopf in etlicher Verwirrung herum, und wenn ich allein bin, will ich sehen, daß ich gehörige Ordnung hineinbringe.“

„Urgroßmama!“ bittet mein Schatz, „laß uns noch ein Stündchen hierbleiben! Was ich an Maien aufzustecken habe, ist nach dem Abendbrod bald gethan. Die Rieke hat übergenug gekauft und weiß, daß sie mir die schönsten Büsche aufzubewahren hat. Es ist gar zu nett bei Dir, und wir wollen Dich bei Deinem ‚Aufräumen‘ nicht stören. Oder noch besser, Du läßt uns sehen, wie Du Ordnung schaffst! ‚Auf so etwas Acht zu passen‘, sagst Du sonst immer, ‚ist lehrreich für Kinder und muß für sie plaisirlich sein‘.“

„Jungfer Naseweis!“ ruft die Greisin und droht mit dem Finger. Aber auch ich bitte flink um eine Geschichte und streichle ihr die Hand, was sie wohl rühren mag, denn sie nickt mir und dem Lockenkopf wohlwollend zu:

„Ja, ja, Kinderchen! Das Alter ist von selber geschwätzig, und wenn Ihr nun gar so bettelt, so mag denn 'mal wieder was ausgeplaudert sein.“

Urgroßmütterchens Blicke sind auf die beiden Schattenrisse unterm Sophaspiegel gefallen. Sie betrachtet sie lange, die Hände auf die Seitenlehnen des Korbstuhles gelegt. Sie sammelt ihre Gedanken, die Enkelin aber nimmt ihr unmerklich das Strickzeug vom Schoß und legt es auf die Fensterbank. Der Himmel ist von rosigem Schein überzogen, und hat sich, während es im Zimmer zu dämmern beginnt, noch etwas von mildem Tageslicht verspart, um das Antlitz der alten Frau zu verklären. Unsere Augen hängen an ihr, wie sie nun zu erzählen anhebt, erst leise und fast stockend, allmählich belebter, bis dann die Rede fließend von den Lippen rinnt. Sieht sie nicht aus, wie Frau Sage selber, deren Blicke nach innen gekehrt sind, während ihr Mund das Geschaute offenbart? — — —

„Barbara hieß sie.“ Also fängt Urgroßmütterchens Geschichte an. „Barbara. Diesen häßlichen Namen, der hier zu Lande aufgekommen ist, als die Märkischen noch zu den Kalender-Heiligen beteten, verdankte sie einer Laune ihres Vaters, der sich für alten Brauch und Schnak interessirte und dem Kinde nicht den Namen einer Gevatterin gab, sondern denjenigen, der bei ihrem Geburtstag im Kalender stand. Gerufen aber wurde sie Bärbchen, später, nachdem sie confirmirt worden, ‚Mamsell Bärbchen.‘ Dazumal titulirte man die Töchter aus guten Bürgerhäusern noch ‚Mamsell‘, ohne darin etwas Abschätziges zu finden, wie heutzutage. Bärbchen klang denn auch nicht gerade schlechter als Julchen und Christinchen, als Iduna und Cora, wie ihre besten Freundinnen hießen. Drüben am Markt war sie geboren, in dem schmalen Haus mit treppenförmigem Giebel, das schon gestanden haben soll, ehe die Wallenstein'schen Kriegshorden die Stadt größtentheils einäscherten. Zu der Zeit, von der ich rede, gehörte es dem Herrn Stadt-Chirurgus. Knapp vorm Ausgang des verflossenen Jahrhunderts war er mit seiner jungen Eheliebsten, er selbst schon ein Mann von reiferem Alter, in das neuerworbene Haus eingezogen und bald nach Neujahr 1801 gab's fröhliche Kindtauf'. Sie hatten einen großen Schmaus angerichtet der kleinen Barbara zu Ehren. In allerlei feiner und ziemlicher Ansprache wurden über Tisch die Tugenden und das Glück des Elternpaares gepriesen, aber auch für den Täufling fiel reichlich Lob ab. Was der abergläubische Herr Raths-Apotheker in seinem Trinkspruch hervorhob, nämlich, daß das laute Geschrei des Kindleins bei der heiligen Handlung in der Kirche als gutes Wahrzeichen langen Lebens zu begrüßen sei, will ich gelten lassen, da ihm die Folgezeit Recht gegeben hat. Im übrigen aber hat man bedauerlicherweise bereits an jenem Tage mit dem eilfertigen Rühmen und Schmeicheln begonnen, das der Mamsell Bärbchen hernach zu Unsegen und Ungemach ausgeschlagen ist.

Der Herr Chirurgus sollte sich ungetrübten Glücks nicht lang erfreuen. Die junge Frau hat noch einige Jahre an Leib und Seele geblüht und das ganze Hauswesen mit ihren Tugenden verklärt, dann aber ist sie auf einmal unbegreiflich siech geworden und zu schlimmer Zeit der Angst und Aufregung, welche die französische Invasion im Winter 1806 über unsere Stadt brachte, zum Opfer gefallen. Sie hatte just so lange gelebt, daß ihr Kind eine treue Erinnerung an das freundliche Schalten und Walten der lieblichen Mutter ins Leben hineinnehmen konnte, doch zu kurze Zeit, um es nach ihrem ebenso verständigen wie frommen Wesen zu erziehen. Der Herr Chirurgus, dem der Tag nicht Stunden genug hatte für die Arbeit in seinem Beruf, konnte sich um die Kleine nicht viel kümmern, und wenn er sie auf kurze Fristen sah, trieb er die reine Abgötterei mit seinem eigenen Fleisch und Blut; ihre Erziehung überließ er gänzlich der Tante Minona, die ihm schon vor seinem kurzen Ehestand die Hauswirthschaft geführt hatte, und es nun wieder that mit Geschick und Strenge. Der pflegemütterlichen Pflicht war sie indessen nicht gewachsen. Denn wenn sie auch ihre Gewissenhaftigkeit, sowie die feierlich ernste Frömmigkeit ihrer Seele in die des Mamsellchens zu verpflanzen verstand, so richtete sie den Sinn des Kindes doch allzusehr auf äußerliche Schaustellung der Schätze von Herz und Geist, die durch solches Prunken nicht an Werth gewinnen, sondern nur verlieren. Zwar waren die Saiten ihres Innern gemeinlich auf erhabene Accorde gestimmt, nichtsdestoweniger erklangen sie mitunter in lieblichen Tönen, und dann kam dies Spiel auf eins heraus mit ebenso zärtlicher Verhätschelung der Kleinen, wie sie der Herr Papa betrieb. Daraus entsproß in deren Herzen und Köpfchen bunterlei Unkraut des Eigensinns und der Selbstgefälligkeit, das die Tante übersah oder vielleicht gar für artigen Blumenschmuck ästimirte. Weiter aber, da sie, stolz auf ihre Erziehungs-Resultate, die Fortschritte des Mamsellchens in Tugend, Weisheit und Verstand überall ausposaunte, so kam das junge Ding, zumal es Witz genug besaß, sich allerwärts selbst ins beste Licht zu stellen, auch außerhalb der väterlichen vier Pfähle zu hohem Ruhm der Vortrefflichkeit und ward in jedem Nest, wo unflügges Völkchen zu erziehen war, dem als Weisheits- und Tugendspiegel vorgehalten. Das blieb ihr nicht lange unbekannt, und nun verbanden sich in ihr der Stolz auf solche hervorragende Sonderstellung und die reichlich vorhandene natürliche Anlage zum Guten zu einer wahren Tugendsucht. Die Folge war, daß Mamsellchen in einem Alter, da die Zopflerchen sonst noch in süßer Dummheit herumflattern, bereits nach Grundsätzen verfuhr. Das imponirte sogar ihren Freundinnen, Bürgermeisters behaglichem Julchen und Raths-Apothekers spitzigem Christinchen, der Rathsherrntochter Cora Schmidt, die, wenn andere zwei Schritte gingen, es nicht unter drei Hopsern that, und der begeisterungsfähigen Iduna, des Herrn Oberpredigers Aeltester. Bald galt sie auch bei diesen als ein Orakel und als das Bundesoberhaupt von Gottes Gnaden, das man mit Scheu verehrt, und mit dem man gern Staat macht vor aller Welt; doch die rechte Herzensverwandschaft fehlt.

Kurz und gut, es geschah alles, was nöthig war, dem Bärbchen einen gehörigen Nagel in den Kopf zu treiben. Von Kind auf war sie ein schmuckes Persönchen von feinen Gesichtszügen und gerader Haltung. Allmählich prägte sich auch auf ihrem Aeußern die steife Vornehmheit der Seele aus. Lustiges Lachen gewöhnte sie sich ganz ab, und das Lächeln, womit sie hin und wieder noch ihre Freundinnen begnadete, war immer ein bißchen angesäuert. Leider kannte sie auch die Thräne nicht.

Als ihre Mutter im Sarge lag, fühlte die Kleine keinen Schmerz, denn auf dem Antlitz der kalten bleichen Frau lag die Glorie seligsten Friedens, sodaß Bärbchen vermeinte, Himmel und Erde könnten menschlichen Augen nimmer Schöneres zeigen. Es war nicht Gefühllosigkeit, daß sie da nicht weinte; bei dem Anblick der todten Mutter blieb sie stumm und thränenlos, weil ihr Kinderauge durch den Nebel irdischer Trübsal den Glanz der ewigen Seligkeit schaute. Aber daß sie auch später weder aus größerem noch geringerem Anlaß Thränen vergoß, war seltsam, wenn schon bei ihrem altklugen Wesen nicht allzu auffällig. Und doch war dazumal eine Zeit, wo die Menschen, alte nicht minder als junge, viel eher zu Thränen gerührt waren, als das heutige Geschlecht.

Und wieviel schwärmerischer war man doch in den guten alten Tagen! Auch unser Mamsellchen, das, wie gesagt, wirklich von Streben nach Vollkommenheit beseelt war, bildete in jener Hinsicht keine Ausnahme. Im Schrein ihres Herzens trug sie als köstlichen Schatz das Bild unserer schönen Königin mit sich herum, der Rose, die so früh vom Sturm gebrochen wurde; ihr, der verklärten Heiligen, widmete sie unzählige Stunden der Andacht, und wie oft hat sie sich feierlich gelobt, Luisen nachzueifern! Gar zu schlimm stand's um Mamsell Tugendstolz also doch nicht! Die erste Gelegenheit, sich in ernster Lage zu bewähren, fand sie, als die Durchmärsche der großen Armee, die Gott hernach so fürchterlich geschlagen hat, hier kein Ende nehmen wollten. Was kam da nicht all für buntes, gespreiztes, liederliches und rohes Volk tagein tagaus in wechselnde Einquartierung! Mamsellchen zählte damals erst ein Dutzend Jahre, aber das Hauswesen lag in den Tagen der Sorge und Aufregung allemal ganz allein auf ihren Schultern, denn Tante Minona that alsdann nicht mit. Die alte Seele hatte unmäßigen Abscheu vor dem fremden Kriegsvolk. Anno 'sieben nämlich,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bald nachdem sie in des Herrn Chirurgus Hause das Regiment wieder übernommen, hatte ein bonapartischer Offizier, dem sie mit ihrer ganzen Feierlichkeit und dem Aufgebot aller ihrer französischen Vokabeln entgegengetreten war, sie mit den Worten angeranzt: „Himmelkreuzsakra, narrisches Mensch! Was schwäzt an wüascht'n wälsch'n Floz z'sema! Kannscht net vernünfti deutsch parlire? He?“ Dieser knüppeldeutsche Fluch aus dem Munde eines vermeintlichen Franzosen, — in Wahrheit war's ein Offizier der württembergischen Truppen, die mit dem Kriegshaufen Bonapartes mitliefen, — brachte die Tante vollständig aus der Contenanz. Seitdem war sie beim Anblick einer feindlichen Uniform total außerm Häuschen und kroch, sobald Einquartirung angesagt wurde, fiebrig ins Bett, das sie dann nicht eher verließ, als bis die Luft im Hause wieder rein war. In solchen Jammertagen also hatte Mamsellchen das Schlüssel-Regiment, und daß sie es zur Zufriedenheit des Herrn Papa, sowie zur Bewunderung seitens der Tante Minona führte, war gleichermaßen ein Beweis von Tüchtigkeit wie auch neuer Eitelkeitssamen. Und als sie den zierlichen eisernen Ring auf den Finger steckte, den sie für ein paar von der Mutter ererbte Schmucksachen erhielt, als sie, wie jedermann, der's konnte, Gold für Eisen dahin gab zum Wohl des Vaterlandes, — war's da pure Opferfreudigkeit, die ihr aus den Augen glänzte, oder nicht auch ein bißchen Eitelkeit darauf, daß man sie als die reichste Geberin unter den Kindern pries? —

Die bösen Jahre waren vorbei, und die Stadt, die manchen ihrer Söhne in den heiligen Krieg geschickt hatte, beging zum Gedächtniß der Gefallenen ein Todtenfest. Es war im Sommer 'sechzehn. Ach, mit welcher ernsten Sprache läuteten die Glocken vom Thurm abends und frühmorgens vor der Feier, je eine Stunde lang! Aber der helle Sonnenschein des Festtages goß heiteren Trost in die Herzen der Menschheit, die sich vorm Rathhaus versammelt hatte. Von dort aus begab sich ein stattlicher Zug in schwarzer Trauerkleidung nach der Marienkirche. Voran die Schuljugend mit ihren Lehrern, einen Choral absingend; dann kamen Jungfrauen, in den Händen Kränze von weißen Rosen, die sie hernach am florbehängten Altar niederlegten; ihnen folgten die Prediger, hinter denen der Magistrat und die königlichen Staatsdiener einherschritten; den Beschluß bildete die Bürgerschaft, Männer und Weiber jeglichen Standes. Mamsell Bärbchen, die Führerin der Jungfrauen, war stolz auf diese Auszeichnung und wandelte ihren Freundinnen in der Haltung eines Prinzeßchens vorauf. Obwohl sie unter den Todten der großen Jahre keinen Verwandten zu betrauern hatte, so ging ihr doch die Rede des Herrn Oberpredigers tief zu Gemüth, als er über den Text aus den Maccabäern sprach: ‚Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden‘, und aus dem Apostelbrief: ‚Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben‘. Das war wieder eine Stunde, in der sie sich zuschwor, ihr Herz allezeit nur erhabenen Empfindungen zugänglich zu machen.

So andächtig sie vor ihrem Platz vorm Altar der Predigt folgte, entging es ihr doch nicht, daß seitwärts auf der ersten Bank im Kirchenschiff unter den Amtspersonen zwei junge Leute in Offiziers-Uniform saßen, deren Gesichter auf die Gruppe der Jungfrauen gerichtet waren. Ja, es schien ihr, als ob beide ziemlich unverwandt nach ihr selbst hinsahen. Nach der Stellung der Stühle konnte es aber auch kaum anders sein. Die Lieutenants waren Stadtkinder und hatten die Befreiungskriege bei der Landwehr mitgemacht. Nun waren sie von Berlin, wo sie in bürgerlicher Stellung lebten, herübergekommen, um mit ihren Landsleuten das Trauerfest zu begehen. Mamsell Bärbchen kannte sie beide.

Der stattliche Jüngling mit den feurigen Blicken und dunkelm, in krauser Locke auf die Stirn fallendem Haar war Hans Glienicke, des reichen Kaufmanns und Branntweinbrenners Johann George Glienicke einziger Sohn. Der Hans war vor dem Kriege Handlungsdiener in seines Vaters Geschäft gewesen, und sobald der König sein getreues Volk zum Kampf wider den Erbfeind aufgerufen hatte, als Freiwilliger mitgegangen. Er muß sich wohl brav geführt haben, denn schon anno 'vierzehn haben sie ihn zum Lieutenant gemacht. Nach dem Friedensschluß, als man die vielen Offiziere nicht mehr gebrauchen konnte, hing er seine Uniform an den Nagel und setzte sich wieder auf den Kontorbock. Diesmal aber in Berlin bei einem Großkaufmann, denn hiesigenorts hätte sich das Dienen hinterm Ladentisch für den Herrn Landwehr-Lieutenant nicht recht geschickt. Das Bärbchen hatte zu dem jungen Mann, der ihr ein halbes Dutzend Jahre voraus war, niemals eine Beziehung freundschaftlicher Art gehabt, wohl aber zu seinem schmächtigen Kameraden, der bei der Todtenfeier neben ihm im Kirchenstuhl saß.

August Wichmann hieß dieser und war gleichfalls ein ehemaliger Handlungsdiener, der sich gegen die Franzosen die Epauletten verdient hatte; nach der Rückkehr aus Feindesland aber war er aus königlicher Gnade Beamter geworden. Er stammte aus der Hegermühle, draußen vorm Berlinerthor, die bereits vor der ersten Invasion der bonapartischen Kriegsscharen im Besitz seines älteren Bruders war. Die idyllische Mühle von damals ist längst verschwunden; an ihrer Stelle steht die nüchtern ausschauende Papierfabrik, die nicht nur mit Wasser-, sondern auch mit Dampfkraft arbeitet; ihr heilloser Spectakel verscheucht die Spaziergänger, während früher das Rauschen des Wassers, das sich aus dem erlenbeschatteten Teich über das große Triebrad in den unter dichtem Buschwerk weiterfließenden Bach ergoß, gefühlvolle Seelen zu längerem Verweilen an dem schönen Orte einlud.

August Wichmann war früh verwaist. Den alten Mühlenmeister, seinen Vater, hatte ein Wilddieb erschossen, die Mutter aber war aus Entsetzen darüber in schwere Krankheit verfallen, der sie rasch erlag. Da übernahm der ältere der beiden Söhne die Mühle und erzog seinen schulpflichtigen Bruder in aller Treue. Das schreckliche Schicksal der Eltern, sowie die Abgelegenheit der Mühle, wo es für den Musje August keinen Spielkameraden gab, waren wohl Ursach', daß er ernsthafter war, als sonst Jungen in seinem Alter. Er konnte aber auch recht von Herzen fröhlich sein, zumal wenn er anderen eine Gefälligkeit erweisen durfte, nur daß sich dann sein Frohsinn nicht laut, sondern mehr durch anmuthiges Mienenspiel äußerte.

Nach der Hegermühle nun ging Tante Minona öfters, seit sie dem Herrn Stadt-Chirurgus zum andern Male die Wirthschaft führte, weil sie mit der jungen Frau, die der Mühlenmeister inzwischen heimgeführt hatte, verwandt war, wenn auch nur durch einen ‚Scheffel Erbsen‘, wie man so sagt. Sie nahm dann regelmäßig Mamsellchen mit, die sich von der Mühlenmeisterin mit süßer Milch und kräftigem Schwarzbrod tractiren und dann von dem freundlichen Jungen auf den Hof hinausführen ließ, wo jederzeit allerlei Geflügel zu bewundern war, oder in den Garten mit den vielen Obstbäumen und den dicht gewachsenen Malinekens, die man jetzt feiner Himbeeren nennt; oder sie ließ sich von ihm die weißen und gelben Mummeln zeigen, die auf dem Mühlenteich blühten oder die Plötzen und Barsche, die darin herumschwammen, oder ließ sich Schmackeduzen schneiden, die braunen Rohrkolben, die sie mit nach Hause nahm, um sie mit allerhand trockenen Gräsern zum Bouquet zu vereinigen. Einmal führte er sie über Feld nach dem Rand einer tiefen Schlucht, auf die sie über eine Art Wehr von Feldsteinen und Brombeergesträuch hinabsah. Aber nicht vornehmlich das wollte er ihr weisen, sondern etwas viel Schöneres. Im Schutz einer mit Ginsterbüschen und Heidekraut bewachsenen Krempe, die der Rand der Schlucht gegen den Acker bildete, stand eine Anzahl von Töpfen aus grauem ungebranntem Thon, wie Blumentöpfe geformt, aber ohne Boden; mit dem breiteren Rande fußten sie auf der Erde, über die kleinere offene Fläche waren steinbeschwerte Brettchen gelegt; etwa in der Mittelhöhe hatte jeder Topf ein Loch von Viergroschenstücks-Größe. Schweigend und mit geheimnißvollem Ausdruck in Haltung und Mienen führte der Musje seine kleine Freundin nah an die merkwürdige Sammlung und hieß sie, sich in eine Erdmulde ducken, wie er's that. Mit einigem Herzklopfen wartete sie der Dinge, die da kommen sollten und es dauerte nicht lange, da flogen mit Gebrumm und Gesumm ein paar Hummeln herzu und verschwanden durch die Seitenöffnungen in den Töpfen, andere derartige kleine Bestien kamen daraus hervor und birschten wildvergnügt über die beiden Späher hinweg ins Feld. Mamsellchen kriegte keinen gelinden Schreck, als ihr zuerst solch unheimlicher Baßbrummler am Kopf vorbeischoß, aber Musje August sprach ihr leise Muth zu, und weil sie ja ein überaus verständiges Kind war, fand sie die nöthige Fassung schnell wieder. Dann aber beobachtete sie vergnüglich den Verkehr der putzigen Unholde, der schwarzen, gelbgestreiften, mit schneeweißem Fleck am Bürzel geschmückten Zwerg-Brummbären, die sich um die Anwesenheit der beiden Menschenkinder gar nicht kümmerten. Nach einem Weilchen krochen diese dreist ganz dicht an die Hummelhäuschen heran und nun nahm der Musje zur neuen Verwunderung des Mädchens den Deckel von einem Töpfchen ab, griff hinein und langte ein Holzstäbchen heraus, um das ein goldbrauner, gleich einem Pelzmuff gestalteter Honigklumpen angesetzt war. „Da, iß!“ sagte er freundlich und hielt ihr den Leckerbissen vor den Mund. „Schmeckt sehr, sehr süß!“ Solcher Lockung vermochte sie trotz des brummigen Protestes einiger gefährlich herumsummender Hummeln nicht zu widerstehen, sie spitzte die Lippen, nahm damit das Klümpchen vom Stiel und ließ es sich wohl schmecken, während ihr der kühne Honigjäger mit innigem Behagen zusah, als ließe er sich selbst den süßen Seim auf der Zunge zergehen. Und da er gar so nett war, hatte sie doppelten Genuß vom Verspeisen der anderen Beutestückchen, die er nach und nach aus den Hummelzwingern hervorholte. Als sie dieses Vergnügens satt waren, gingen sie Hand in Hand zur Mühle zurück, wobei Musje August der aufmerksamen Zuhörerin erklärte, daß er sich ohne jemandes Zuthun den Hummelfang ausgedacht, und wann und wie er die thönernen Behausungen angefertigt habe, und daß er noch für vielmehr Süßigkeit sorgen wolle, nachdem er gesehen, wie gut sie dem Bärbchen schmecke.

Ein ander Mal, als es schon herbstelte, war die Kleine mit starkem Appetit auf die Riesenäpfel, die nun an einem Baum im Mühlgarten reif sein sollten, der Tante Minona hinausgefolgt. Sie hatte in Erwartung des herrlichen Schmauses fast nichts zu Mittag essen mögen, daher biß sie dann tapfer ein, als Musje August ihr die duftigen Calvillen, die er sorgsam am Stengel brach, aus dem Zweigdickicht herabwarf. Der Baum war beinah abgeerntet, der Junge pflückte eben die letzten Früchte, nur einen ansehnlichen Apfel ließ er hoch in der Krone hangen: „Sieh 'mal,“ erklärte er, auf den Erdboden zurückgekehrt, „der muß dran bleiben, sonst trägt der Baum nächstes Jahr schlecht oder gar nicht. Du hast nun wohl auch genug, Mamsellchen obschon Du mit ganz barbarischem Hunger gesegnet scheinst, — na dafür heißt Du ja auch Barbara.“ Bei diesem wohlfeilen Pennälerwitz lachte er ein bißchen verschämt, was ihm gar nicht schlecht stand. Mamsellchen aber fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, warf den Apfel weg, in den sie grade ihre Zähne eingedrückt hatte, und kehrte dem Musje Witzbold verächtlich den Rücken. Nun war er mit einem Satz an ihrer Seite, schaute sie mit seinen blauen Augen sanftmüthig an, streichelte ihr den Scheitel und bat: „Nicht böse sein, Bärbchen! Malum e malo, hat uns der Herr Rector gelehrt, das heißt, ‚von einem Apfel ist alles Unheil in die Welt gekommen‘, und nun hab' ich Unglückswurm Dich unterm Apfelbaum gekränkt, ohne es doch zu wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Kornelfe.

Erzählung von E. von Hellen in Ludwigslust.

(Schluß.)

„Aber Fehling, was ist dir nur?“ sagte jener, „das wäre unartig. Du hörst, die Damen warten auf uns, außerdem ist die kleine Frida allerliebst.“ Er zog den Widerstrebenden mit sich, und beide bogen um das Gebüsch auf den freien Platz hinter dem Hause. Derselbe zeigte das aufgespannte Tennis-Netz und die Gruppen der Damen, welche in ihren hellen Kleidern eine hübsche Staffage für das in abendlicher Beleuchtung strahlende Gartenbild abgaben. Bruno hatte indessen kein Auge dafür, sein Blick hing wie gebannt an einer feinen Gestalt in lichtblauem Sommerkleid, die, neben Frida stehend, ihm noch den Rücken zukehrte. War es denn möglich? Jetzt wandte sie sich um, — ja, sie war es! Die kleine Kornelfe leibhaftig! Freilich, etwas verändert sah sie aus in dem eleganteren Kleide, ohne Hut, mehr wie eine Dame, aber nur, wenn möglich, noch reizender, wie sie jetzt die Augen niederschlug und ihm mit tiefem Erröthen eine Verbeugung machte, denn die geschäftige Frida stellte ihn sogleich vor. Ein Glück, daß diese dann durch den Diener, der die Reifen und Rackets brachte, abgezogen ward, sie hätte sonst vielleicht bemerkt, wie befangen sich die beiden gegenüber standen. Freilich nur einen Augenblick, dann trat er auf sie zu: „O, wie glücklich mich das macht,“ sagte er, „daß Sie doch noch gekommen sind.“

Da sah sie ihn lächelnd an und erwiderte herzlich: „Ja, es freut mich auch sehr, daß Sie hier sind!“

„Und Ihre gnädige Tante? Wollen Sie mich vielleicht vorstellen? Leider traf ich die Damen nicht, als ich gestern meine Aufwartung machen wollte.“

„Ach ja, das war sehr schade, aber die Tante wollte durchaus nach Teschendorf, ich hatte gar keine Lust, doch, wenn sie einmal will, dann hilft es nichts,“ meinte sie. „Uebrigens ist sie heute leider nicht hier, sie hatte zu viel zu thun und schickte mich, damit ich ihren Glückwunsch an Frau von Ecken überbringen möge. Wir wußten nicht, daß hier Gesellschaft ist, sonst hätte Tante mich erst morgen geschickt,“ fügte sie lächelnd bei.

„Wie gut, daß Sie es nicht wußten, ich war ganz traurig.“

„Wollen Sie mit Reifen spielen, Herr von Fehling, oder ziehen Sie Tennis vor?“ unterbrach Frida herantretend.

„Bitte, fragen Sie die Damen zuerst.“ —

„Du weißt, ich verstehe mich nicht auf das Tennis-Spielen,“ sagte Emerenzia, „ich habe zu Hause niemand, der es mit mir übt.“

„Also Reifen, Emerenzia.“

„Nun, Herr von Fehling?“

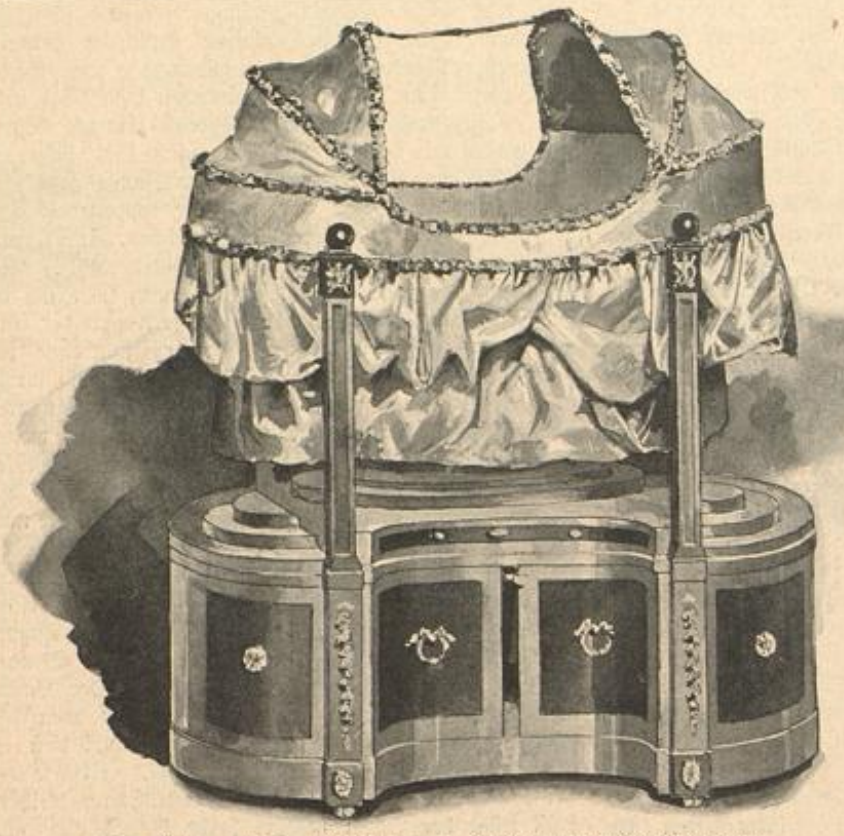
„Natürlich auch Reifen.“

„Aber Sie sagten doch, Sie spielten viel und gern Tennis?“

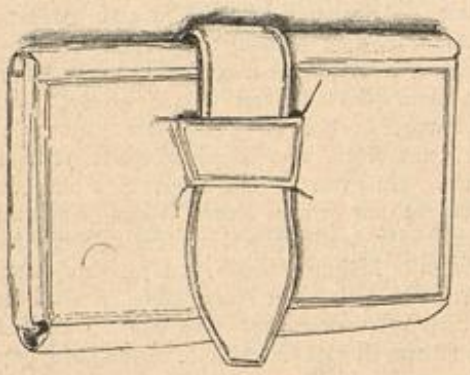
„O ja, aber, — heute danke, — in Uniform, nein, das ist zu unbequem.“

„O, mein Bruder hat oben drei Anzüge für die Herren bereit.“

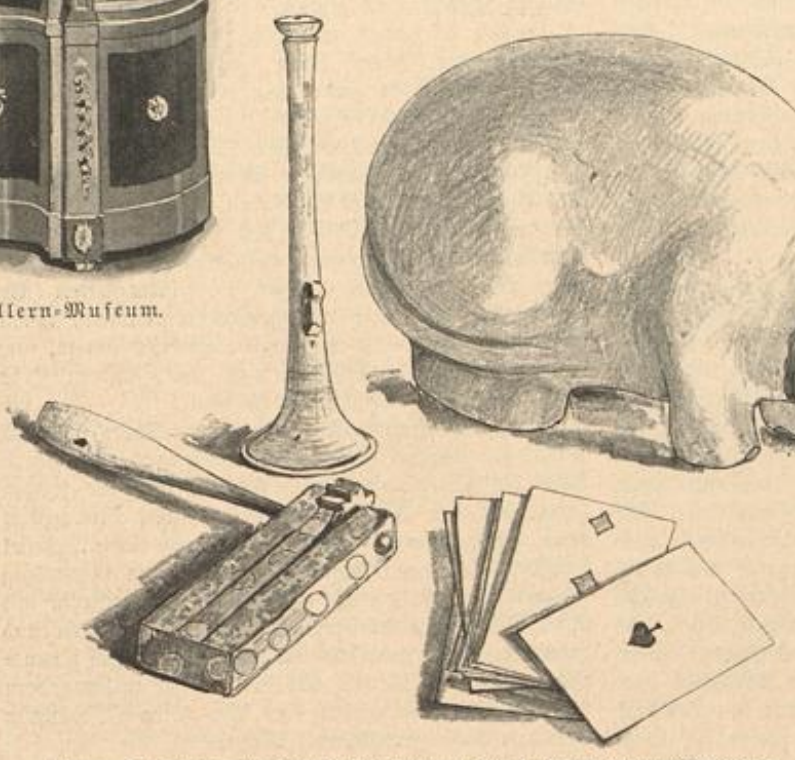
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Die Wiege Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.



Erstes Notizbuch Kaiser Wilhelm's I., Geschenk seines Lehrers Delbrück, im Hohenzollern-Museum.



Kinderspielzeug Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.

natürlich und ebenso natürlich war es, daß sie nach dem Abendbrod, als man im hellen Mondschein noch einmal durch den Garten ging, wieder neben einander her wanderten. — Der Silberglanz des Vollmondes zitterte durch die Zweige und spielte auf ihrem Haar und blitzte auf seiner Uniform, und die ganze Welt lag im Zauber vor ihnen, Thautropfen leuchteten im Grase und die Grille zirpte, und die feinen Resedadüfte zogen durch die warme Sommerluft. Sie schwiegen beide, ihre Herzen pochten und ihre Augen suchten sich. Schon bebte ein Wort auf seiner Lippe, da kam der Rittmeister und sagte ihm, der Wagen sei bereit. „Morgen früh um fünf müssen wir heraus, Fehling, kommen Sie, wir müssen uns den Damen empfehlen." Er verbeugte sich gegen Emerenzia und stand wartend.

„Leben Sie wohl, auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!" Er fühlte, wie die kleine Hand zitterte, die sie ihm reichte. „Adieu!" es klang so traurig durch die Dunkelheit zu ihm herüber, und nun mußte er fort. „Der Mond hat einen Hof," sagte der Rittmeister, „wir werden morgen naß werden," und dann legte er sich in der Wagenecke zurecht.

„Schicken Sie morgen früh noch einen Mann von Ihrem Zug nach Niederlaubach heran, ich habe heute keinen Brief von meiner Frau gehabt, ich denke, da wird einer sein, Sie kommen dicht an der Stadt vorbei."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" Ja, der schnarchte bald, er hatte ja auch eine allerliebste Frau, die ihm Briefe schrieb, aber der arme Bruno? —

Am folgenden Morgen goß es denn auch richtig wie mit Mollen. „Ein rechtes Wetter ist's zum Abschiednehmen," dachte Bruno und dann mußte er in den Sattel. Es ging gerade in entgegengesetzter Richtung von Sagendorf, unterwegs stieß der Sergeant mit den Husaren, die dort gelegen hatten, zu ihm. Er ließ den Mann neben sich reiten, und dieser mußte berichten, wie es gewesen.

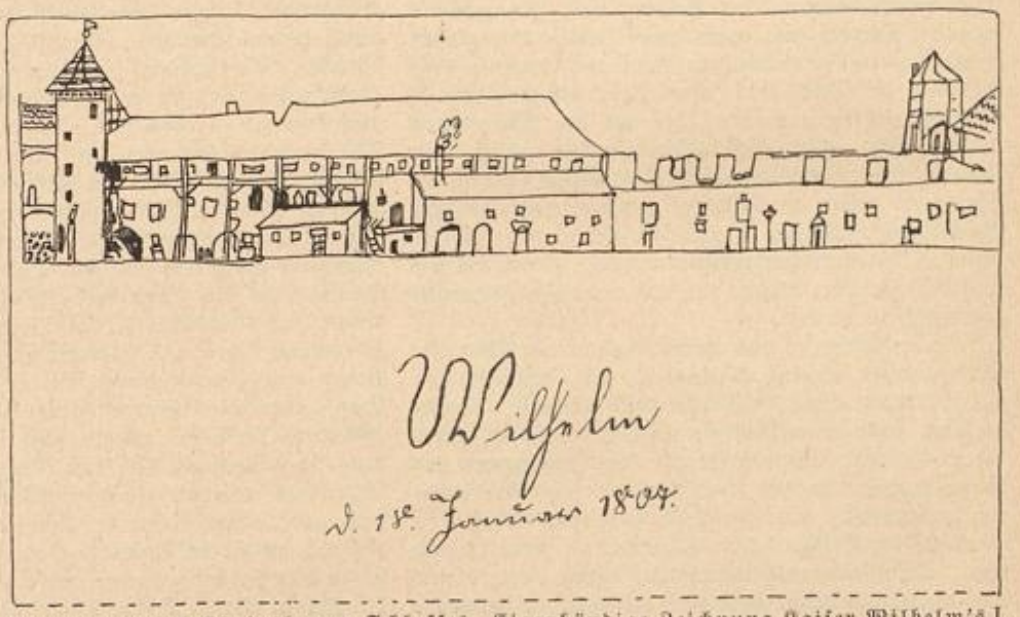
„Ach," sagte derselbe plötzlich, „mir fällt ein, ich sollte auch noch dem Herrn Lieutenant einen Gruß bestellen, das junge gnädige Fräulein kam heute Morgen um fünf in all dem Regen in den Stall, sie wollte uns ausrücken sehen, sagte sie, und mir brachte sie ein ganzes Paket Butterbrod und 'ne halbe Flasche Wein. — na, wir sind da aufgenommen wie die Prinzen, so ein Quartier giebt's sobald nicht wieder!" —

„Hören Sie, Haskemeyer," sagte Bruno, „da haben Sie einen Thaler, ich habe kein Frühstück mit, lassen Sie mir die Butterbrode ab." —

Aber es war doch nur ein kläglicher Trost in den zierlichen Brödchen, und Bruno sah nach dem häßlichen hölzernen Kirchthurm, so lange er in dem grauen Regen sichtbar blieb. Seine Stimmung sollte auch eben nicht gehoben werden, denn mit dem Brief für den Rittmeister

„Danke sehr, ich möchte heute nicht!"

Frida, die sich gern mit ihrem geschickten Spiel sehen lassen wollte, ging etwas enttäuscht ab, und das Reifspiel begann. Es war merkwürdig, daß sich die Reifen der beiden immer begegneten. Einmal schlangen sie sich völlig in einander und fielen zu Boden. Der Lieutenant und Emerenzia sprangen zugleich hinzu, um sie aufzuheben; bei der Bemühung, die Reifen von einander zu lösen, berührten sich ihre Hände. Bruno durchzuckte es wie ein elektrischer Strom. O, er war so glücklich, so glücklich, er hätte die ganze Welt umarmen können, sogar die alte böse Tante, die seine Elfe doch heute gerade hierher geschickt hatte. Dann kam, da es dunkel ward, das Abendessen, da durfte er sie wieder bedienen und bei ihr sitzen und ihrem lieblichen, harmlosen Geplauder lauschen. Sie aßen ein Vielliebchen zusammen und er suchte im voraus zu erfahren, was sie sich wohl wünsche. Sie sagte: „Einen hübschen, kleinen, schwarzen Hund!" und das fand er wieder so allerliebst. Er wisse schon einen, meinte er. So trieben sie es mitsammen, wie junge Leute pflegen, es war ja ganz



Die Fassade des Königsberger Schlosses. Eigenhändige Zeichnung Kaiser Wilhelm's I. auf der ersten Seite seines Notizbuches aus dem Jahre 1807.

Kinderwagen Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum.
Andenken an die Kindertage Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum zu Berlin.
Nach Original-Zeichnungen von Curt Aghte in Berlin. — Siehe den Artikel Seite 46.

fand er auch einen an seine Adresse. Das ‚Schnabelthier' mahnte ziemlich ausverschämt.

Und die Zeit verging. Das Manöver war zu Ende, aber der Rückmarsch ging nicht wieder durch dieselbe Gegend, und Bruno kam nicht wieder nach Sagendorf. Die Felder waren leer, die Herbstspinnen breiteten ihre Netze über das Brombeergestrüpp, das hie und da zwischen den Stoppeln aufschoß, im Dorf klang schon die Flachsbracke, und die ausgedienten Burschen kehrten mit den bunten Soldatenmützen in die heimatlichen Dörfer zurück. In der Garnisonstadt Z. war Auction für die ausrangirten Pferde angesagt, die Dienstmädchen hatten verweinte Augen, und das Geschrei von Gänsen, die zum Markt getrieben wurden, durchtönte die Straßen.

Bruno saß an seinem Schreibtisch. Er hätte Urlaub bekommen können, aber er war vorläufig zu Hause geblieben. Er schrieb jetzt einen Brief, eine ziemlich ungewöhnliche Beschäftigung für ihn. Noch ungewöhnlicher war, daß er diesen Brief schon wenigstens zehn Mal begonnen und noch immer nicht fertig geschrieben hatte. Da lagen allein drei, vier, fünf Bogen mit verschiedenen Anreden umher. „Verehrtes gnädiges Fräulein," „Mein gnädigstes Fräulein," „Heißgeliebte Emerenzia!" „Meine süße Kornelse," „Liebes Fräulein Emerenzia." Dann endlich, als die Entscheidung über diesen wichtigen Punkt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gefallen war, kam der nicht minder schwierige Anfang. Wieder fünf Bogen! „Mein Herz treibt mich" — „Sie wollen gütigst verzeihen," — „Kaum wage ich zu hoffen, daß Sie Sich meiner," — „Wissen Sie noch als wir im Mondschein" — „Eine große Bitte" — — —

Ja, ja es ist keine Kleinigkeit so einen Brief zu schreiben, aber endlich, endlich lag er doch fertig da, ins Couvert gesteckt, die Adresse möglichst deutlich geschrieben. ‚An Fräulein Emerenzia von Sagendorf, Rittergutsbesitzerin, Hochwohlgeboren auf Sagendorf bei Niederlaubach', — da stand es. Eine Postmarke und nun selbst auf die Post! Während er Mütze und Handschuh nahm, sah er den Brief immer liebevoll an, er war sehr glücklich, daß er ihn geschrieben, aber sein Herz pochte doch sehr unruhig, als er ihn eigenhändig in den Briefkasten der Post steckte. Was für eine Antwort würde er bekommen? War es nicht eigentlich sehr viel gewagt, auf so kurze Bekanntschaft hin schon einen solchen Brief zu schreiben? Aber Wallholm hatte ihm auch zugeredet. „Worauf willst Du warten? Etwa bis ein anderer sie Dir fortschnappt? Neulich sprach ich noch jemand, der in der Gegend bekannt war. Sagendorf ist die schönste Besitzung in dem ganzen Kreis, und Fräulein von Sagendorf hat außerdem ein Vermögen von ca. zweimalhunderttausend Thalern. Du bist ein Glückskind, Bruno! Alle tausend Jahre einmal triffst Du Liebe und Geld zusammen, also keine Zeit verloren!" So hatte Wallholm gesprochen. „Uebrigens," fügte dieser aufrichtige Freund noch hinzu, „das ‚Schnabelthier' war gestern bei mir, der Kerl will durchaus Geld sehen, ich habe ihm gute Worte gegeben, aber lange dauert es nicht mehr, so macht er Radau." —

O, warum sagte er doch gerade das, was Bruno so unangenehm berührte! — Ja, das lag wie ein Mißklang auf seiner Liebe, — daß es zugleich aussah, als suche er noch etwas anderes bei der Geliebten, als trachte er nach Geld, indem er um sie warb. — Sein ehrenhafter Sinn sträubte sich dagegen, er wußte, daß er die kleine Kornelse geliebt haben würde, und wenn sie keinen Pfennig gehabt hätte, — und er hatte aus diesem Grunde so lange gezögert mit seinem Brief, denn vom ersten Tage an wußte er ja, daß sein Herz ihr gehöre, daß er sie und keine andere auf der Welt zum Weibe begehre, — und sie? —

O, es durchrieselte ihn mit einem Wonnegefühl, wenn er an sie dachte, wenn er sich den Blick ihrer Augen, den Klang ihrer Stimme vergegenwärtigte, ja, er hatte es zu deutlich empfunden, auch in ihrem Herzen sprach eine Stimme für ihn, — und nun wartete er auf Antwort. Es waren qualvolle Tage und Nächte. Er war froh, daß fast alle Kameraden auf Urlaub gegangen, nur ein paar verheirathete Herren im Städtchen geblieben waren. Unter dem Vorwand, auf Hühnerjagd zu gehen, lehnte er jede Einladung ab und streifte Tage lang in den Feldern zu Fuß oder zu Roß umher. Es dauerte entsetzlich lange, nach spätestens vier Tagen, so hatte er berechnet, müsse die Antwort kommen, jetzt waren schon sechs Tage vergangen und immer schüttelte der freundliche alte Postbote den Kopf. „Nischt vor Ihnen, Herr Lieutenant!" so oft er ihm begegnete, und immer lag nur das Wochenblättchen, aber kein Brief am Morgen neben seiner Kaffeetasse. Acht Tage waren um. „Fehling, wie sehen Sie nur aus?" fragte der Major, „Sie müssen krank sein, reden Sie mit dem Oberstabsarzt, alter Freund, Sie bekommen noch den Typhus!"

Und die zweite Woche begann, schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben; daß der Brief verloren gegangen sei, erschien ein unwahrscheinlicher Strohhalm, er fing an, nichts mehr zu fürchten und nichts mehr zu erwarten, — wenn die Kornelse ihn nicht wollte, mochte das ‚Schnabelthier' ihn verschlingen, es war ihm dann ganz gleich. — Da, eines Mittags, als er vom Dienst nach Hause kam, stand sein Bursche vor der Thür und hielt schon von weitem etwas Weißes hoch. Bruno's Herz pochte, mit hastigen Schritten eilte er herbei. „Da is ooch der Brief, Herr Lieutenant," grinste der biedere Schniegel.

„Was für ein Brief?"

„Na der, uf den der Herr Lieutenant nu all seit vierzehn Tagen lauern." Bruno hörte nicht mehr, er hielt den Brief in der Hand. Poststempel Niederlaubach. Freilich, er hätte nicht gedacht, daß die Kornelse solche große, breite Buchstaben mache, aber, — das ist ja jetzt Mode, — er stürzte in sein Zimmer hinauf, er riß das Couvert auf und las:

‚Sehr verehrter Herr von Fehling!

Am Sonnabend den 10. d. M., nachmittags um drei Uhr, steht ein Wagen zu Ihrer Abholung in Niederlaubach bereit.

Ergebenst

Emerenzia von Sagendorf.'

Er las den Brief wieder und wieder, leise Enttäuschung mischte sich in seine Freude. Kein Gruß, kein Blitz freudigen Willkommens erwartender Liebe in diesen sehr kühlen Zeilen. Aber am Ende, was that das, er sollte kommen! er sollte sie wieder sehen! er sollte sie haben, die kleine Kornelse! das war ja alles, was er sich wünschen konnte. Und da ganz unten noch ein Post-Scriptum: ‚Bitte, kommen Sie in Civil.' Und weßhalb das? Er begriff es nicht. Sie hatte doch ausdrücklich gesagt, wie hübsch sie die Uniform fände. ‚Civil! na, dahinter steckt natürlich der Drache von Tante, die wird wohl auch den Brief dictirt haben. Arme, kleine Else!' und es überkam ihn ein wirkliches Mitleid, weil sie ihr Herz, das doch sicher ebenso voll war wie sein eigenes, nicht hatte sprechen lassen dürfen. ‚Wahrscheinlich ist es so eine verkümmerte alte Jungfer, diese Tante, die nun mit Schrecken das Ende ihrer Herrschaft in Sagendorf heran nahen fühlt, so eine alte Pfeffernuß,' dachte Bruno grollend. ‚Na, warte nur, alter Drache, jetzt kommt der Ritter, der die kleine Prinzessin befreien wird! Noch ganze sechsunddreißig Stunden bis zur Abreise! Das war auch so eine Abscheulichkeit von der Alten. — Er musterte sein Civil, es war mäßig, entschieden nicht gut genug. Rasch ein Telegramm an seinen Schneider in Berlin. ‚Der Kerl muß es schaffen. Uniform muß aber doch mit, denn wenn die Kornelse es will, soll sie ihren Spaß haben. Schade, daß der ‚Flirt' nicht auch einzupacken ist, den muß sie natürlich reiten. Werde gleich bestellen, daß er mit Damensattel probirt und geritten wird, während ich fort bin.' So wogten Pläne, Gedanken und Lustschlösser in Bruno's Kopf herum. Der brave Schniegel mußte sich fast die Schwindsucht anlaufen, bis endlich der Koffer gepackt, der Lieutenant in feinstes Reise-Civil gekleidet und beide im Coupé glücklich untergebracht waren. — — —

Köstlichster Herbst-Sonnenschein lag auf den abgeernteten Feldern von Sagendorf, und in rothgoldenem Blätterschmuck prangte der Garten hinter dem Herrenhaus, als Bruno den wohlbekannten Weg von Seehausen herüber im offenen Wagen daher gerollt kam. Der alte verdrießliche und schweigsame Kutscher hatte nur ein kurzes „Zu Befehl!" oder „Nein" auf alle seine Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen; so lehnte er denn bequem in der alten Chaise, die heruntergeschlagen war, und genoß in vollen Zügen Leben, Sonnenschein und Liebe!

Wie war die Welt so schön, und wie war Gott so gut! Ja, er dachte daran, und ein glücklicher Dankseufzer entquoll seinem übervollen Herzen. Jetzt sah er das Weizenfeld, es war abgeerntet; wie ein grünes Band, von Gras und Kraut umwuchert, zog sich der Fußsteig über das Stoppelfeld, sein Herz pochte, da war das große rothe Dach des alten Hauses. Noch ein paar Minuten, die Chaise rollte über das holprige Pflaster des Hofes. Heute waren alle Fenster ohne Ladenverschluß. Bruno's Blick überflog die lange Reihe, aber er sah niemand, die Hausthür ging auf, er war schon aus dem Wagen, immer drei Stufen mit einem Satz. Der alte Bediente kam ihm mit einem gewissen vertraulichen Grinsen entgegen, nahm ihm den leichten Paletot ab und sagte: „Das gnädige Fräulein warten im Gartensaal."

Wie ihm das Herz pochte! Noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, die Taschenbürste fährt über das aschblonde Haar, der Schnurbart ist gesträubt, die Thür fliegt auf. Er tritt ein.

Ein dämmeriges, grünliches Licht herrschte in dem großen, sehr behaglich eingerichteten Raum. Durch die gegenüberliegende Glasthür, die offen stand, sah man in den sonnigen Garten, wo bunte Astern und rothe Pelargonien leuchteten, aber Bruno's Augen hafteten an einer hohen, schlanken Gestalt, die im Licht eines der Fenster stehend, sich ihm jetzt zuwandte. Eine imponirende Erscheinung, in mattgrauer, sehr chic sitzender Herbst-Toilette. Das dunkle Haar über der weißen Stirn schlicht gescheitelt, aber das etwas blasse Gesicht von großer, regelmäßiger Schönheit, nur leicht in ein paar etwas schärferen Linien verrathend, daß die Dame nicht mehr im Lenz des Lebens stand; sie kam mit der Sicherheit einer Weltdame auf Bruno zu, der wohl kaum je in seinem Leben einen so hölzernen Diener gemacht hatte und sagte, ihm die Hand reichend:

„Guten Tag, Herr von Fehling, ich freue mich, daß Sie heute so schönes Wetter zu Ihrer Fahrt hatten, bitte legen Sie Ihren Hut fort und nehmen Sie Platz." Mechanisch that Bruno, wie ihm befohlen ward, doch schweiften seine Augen fortwährend durch alle Ecken des weiten Gemachs, als müsse er das weiße Kleid seiner Else doch irgend wo sehen, aber sie war nicht da.

„Verzeihung," stammelte er, sich auf den Sessel niederlassend, den ihm die Dame mit einer Handbewegung bezeichnete, während sie selbst auf einem kleinen Sopha Platz nahm, „Verzeihung, aber ich glaubte, Fräulein von Sagendorf hier zu treffen." Dabei machte er plötzlich die Entdeckung, daß ihm die Dame bekannt vorkam, er mußte dies blasse, regelmäßige Gesicht mit den klugen Augen schon irgendwo gesehen haben.

„Ich bin Fräulein von Sagendorf," lächelte sie.

„Sie, Sie — sind — ach so, — die Tante! —

„Ja wohl, die Tante aller meiner Neffen und Nichten," ergänzte sie. „Und da Sie mir einen Brief nicht ganz gewöhnlichen Inhalts schrieben, Herr von Fehling," fügte sie wieder mit leisem Lächeln hinzu, „so werden Sie begreifen, daß ich Sie allein und ohne Zeugen empfange."

„Ihnen, gnädiges Fräulein?" sagte Bruno, allmählich seine Fassung wieder gewinnend und ein wenig empört in seinem Herzen über die Anmaßung der Dame, welche den Brief, der an ihre Nichte gerichtet war, so ohne weiteres für sich in Anspruch nahm. „Ich bitte um Entschuldigung, aber ich schrieb an Fräulein Emerenzia von Sagendorf."

„Ja wohl, hier ist der Brief," sie nahm ihn aus einem Schälchen, das inmitten eines kleinen Tisches neben ihr stand.

„An Fräulein Emerenzia von Sagendorf, Rittergutsbesitzerin auf Sagendorf, nicht wahr?"

„Ja, allerdings."

„Nun, also an mich! Ich heiße Emerenzia von Sagendorf und bin Rittergutsbesitzerin auf Sagendorf. Es giebt freilich," sagte sie mit einem Aufblitzen ihrer grauen Augen, „noch eine Emerenzia Sagendorf, nämlich meine kleine Nichte, die bisweilen Monate lang bei mir zum Besuch ist, allein dieser gehört nicht ein Ziegel und nicht ein Halm in Sagendorf. Leider hat mein armer Bruder vor seinem Tode alles Vermögen verloren, und da ich die kleine Emerenzia, mein Pathchen, besonders in mein Herz geschlossen habe, so ist sie mehr bei mir als bei ihrem Onkel mütterlicherseits, dem General Borries in Berlin."

Wäre ein Blitz aus heiteren Höhen vor Bruno in die Erde gefahren, er hätte nicht verwirrter, nicht betäubter sein können. Keiner Antwort mächtig, suchte er vergeblich seine Gedanken zu sammeln, aber Fräulein von Sagendorf schien vorläufig keine Antwort zu erwarten.

„Sie begründen Ihren mich außerordentlich ehrenden Antrag, Herr von Fehling, mit einer kurzen Bekanntschaft, und ich erinnere mich allerdings einer Reise von Breslau nach Berlin, wo ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen in demselben Coupé zu fahren," — sie sprach langsam und sah ihm dabei aufmerksam ins Gesicht.

Sigrid Arnoldson.
Nach einer Photographie von Reutlinger, Paris.
Siehe Seite 48.

Der Grabstein der Caroline Neuber. Nach einer Original-Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz. — Siehe Seite 48.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch das noch! Jetzt fiel es ihm ein, er war nach einem Renn-Diner mit noch zwei Kameraden im Coupé erster Klasse von Breslau bis Frankfurt mit ihr zusammen gefahren. Was für Unsinn er damals geschwatzt hatte, wußte er nicht mehr, aber Scat und zuletzt ja wohl gar noch Macao hatten sie gespielt! — Hatte er die Tante einmal in das Land, wo der Pfeffer wächst, gewünscht, jetzt wäre er am liebsten ins Mauseloch gekrochen. Er fühlte wie er roth und blaß wurde.

Aber während ihr Auge forschend auf ihm ruhte, und er nach einer Antwort suchte, schweifte sein Blick durch die offene Thür in den Garten, da schimmerte deutlich ein weißes Kleid durch die schon durchsichtigen Büsche, einen blau und gelben Strohhut meinte er auch zu sehen, er gewann sofort sein Gleichgewicht wieder. Was war das alles für Unsinn!

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er zwar noch mit leise vibrirender Stimme, aber festen Tones, „ich bedaure unendlich, daß ich Ihnen in einem so außerordentlich ungünstigen Licht erscheinen muß. Es hat sich hier ein arges Mißverständniß eingeschlichen; ich hatte, während ich hier im Sommer in Seehausen in Quartier lag, das außerordentliche Vergnügen, Ihre Fräulein Nichte kennen zu lernen, und da ich immer nur von Fräulein Emerenzia von Sagendorf, als der Besitzerin, reden hörte, war es wohl erklärlich, daß ich, überdies mit Ihnen selbst völlig unbekannt, annahm, der jungen Dame gehöre das Gut. Ich liebe Ihre Nichte, gnädiges Fräulein," fuhr er warm fort, „ich kann mir kein größeres Glück denken auf der Erde als sie mein zu nennen, — ich bitte," — er stockte, — das ‚Schnabelthier' mit seiner platten Nase und seinem Schuldschein, schob sich grinsend zwischen ihn und sein Glück. —

„Nun," sagte sie, „ich verstehe vollkommen, Herr von Fehling, und wenn ich die Maske fallen lassen will, so gestehe ich Ihnen, daß ich mir dies alles schon selbst sagte, aber eine kleine Strafe für Ihren Spaziergang oder Raubzug durch meine Weizenfelder hatten Sie doch verdient. Sie bitten also nun um die Hand meiner kleiner Nichte, wie?"

Bruno kämpfte in diesem Augenblick den härtesten Kampf seines Lebens. Helle Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Durfte er, der verschuldete, mittellose Lieutenant um das reizende, geliebte Mädchen werben, wenn sie kein Vermögen hatte? Plötzlich erkannte er, daß er das unter keiner Bedingung dürfe. Freilich, die paar tausend Mark, die das ‚Schnabelthier' zu fordern hatte, wären für den Gatten der Besitzerin von Sagendorf kein Hinderniß gewesen, aber jetzt, — o, was hätte er darum gegeben, wenn er wenigstens keine Schulden gehabt hätte.

„Gnädiges Fräulein," begann er unsicher mit heiserer Stimme, „es muß volle Wahrheit sein zwischen Ihnen und mir. Ich, — ich, — bin ohne Vermögen, — ich, — habe außerdem leider etwa zehntausend Mark Schulden, — gnädiges Fräulein, — ich liebe die kleine Kornelfe, — wollte sagen Ihre Fräulein Nichte so sehr, — sonst hätte ich es ja nicht gewagt, — mein ganzes Lebensglück, — o mein Gott, — ich darf sie ja nicht haben," — — er brach ab, die Stimme versagte ihm, er ließ den Kopf auf die Brust hängen.

Da legte sich eine feine Hand auf seinen Arm, und Fräulein von Sagendorf sagte sanft:

„Ich danke Ihnen, Herr von Fehling. Sie haben ehrenhaft gehandelt. Ich verstehe Sie. Sie können unter diesen Verhältnissen meine Nichte nicht heirathen. Ich werde ihr das mittheilen."

Er stand auf, auch sie erhob sich.

„Weiß sie etwas von meinem Brief?" fragte er leise.

„Nein."

„O bitte, gnädiges Fräulein, sagen Sie es ihr doch, und auch, — wie, — sehr ich sie liebe und, — daß ich versuchen will, vielleicht in Amerika, — oder in der Türkei, ein Vermögen zu gewinnen, — und —"

„Soll sie darauf warten?"

„Ach nein, das kann ich ja nicht verlangen, aber wenn sie warten wollte, — ich, — kann sie doch nie, — niemals vergessen, — und es muß mir doch am Ende gelingen, — o, der elende Mammon!" —

Er griff nach seinem Hut, aber er stand wie gebannt, denn zwischen den Pelargonien und Astern sah er die kleine Kornelfe im Sonnenschein stehen, das Köpfchen wie horchend gehoben, versuchte sie in den Schatten des Saales zu blicken, vielleicht um zu sehen, wer da bei der Tante sei. O, es war grausam, da stand sein sonniges Glück, und er durfte die Hand nicht darnach ausstrecken!

„Noch ein Wort, Herr von Fehling," sagte die Tante in diesem Augenblick. „Es gäbe eine Möglichkeit," — sie zögerte. Mit einem Sprung stand er wieder neben ihr. „Um Gottes Willen sprechen Sie?"

„Sie bezahlten Ihre Schulden und machten keine neuen, ich würde Ihnen das Geld dazu geben. Sie begnügten Sich, statt Sagendorf zu haben, mit dreitausend Thalern jährlich, die ich meiner Nichte für den Fall ihrer Heirath ausgesetzt habe, Sie ließen mich ihre Häuslichkeit in angemessener, aber einfacher Weise einrichten, in diesem Fall" —

Sie konnte nicht ausreden, er lag vor ihr auf den Knien und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Ein leichter Tritt knisterte draußen auf dem Kies. Die kleine Kornelfe stand in der Thür und sah mit großen runden Augen auf die seltsame Gruppe.

„Komm her, Emmchen," sagte Fräulein von Sagendorf, „da siehst Du, komm schnell, sonst schnappt Dir die alte Tante noch Deinen Ritter fort!"

Dieser aber war schon aufgesprungen, und ehe es wieder entfliehen konnte, hielt er sein Glück in den Armen.

Nachdruck verboten.

Aus Kaiser Wilhelm's Kindertagen.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstage Kaiser Wilhelm's des Siegreichen.

Von Paul Lindenberg in Berlin.

Siehe die Illustrationen auf Seite 44.

Heute, wo in inniger und dankbarer Erinnerung das deutsche Volk seines großen Kaisers treu gedenkt, wo uns in Bild und Wort sein Leben und Wirken, Ringen und Streben, Schaffen und Gelingen in erhebender Weise vor Augen geführt werden zur Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages, da steigt von neuem seine Jugendzeit vor uns empor, jene sonnigen und ernsten Tage, die für die ganze Entwicklung des Helden von tiefster Bedeutsamkeit waren und schon früh seinen Weg richteten für seines engeren Vaterlandes Größe, für des deutschen Reiches Kraft, Aufschwung und Einigung. Das höchste Glück und den tiefsten Schmerz hatten ihm jene Kindheitstage gebracht, aber wären sie nicht in all ihrer Heiterkeit und dann wieder in ihrem dumpfen Druck gewesen, in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, in ihrem fröhlichen Gewähren und bitteren Entsagen, auch das innere und äußere Wesen und damit vielleicht der ganze Lebensgang Kaiser Wilhelm's hätten sich wohl anders gestaltet und hätten ihm nicht jene Bahnen gewiesen, die er zu Deutschlands Heile eingeschlagen.

Froh und ungetrübt flossen die ersten Jahre dahin; sein Vater hatte schon mit dem fünften Jahre auf Veranlassung Friedrich's des Großen einen eigenen Haushalt gehabt und kaum das Glück zärtlicher Elternliebe kennen gelernt, desto-mehr nun widmete er sich seinen Kindern, oft sein Arbeits-zimmer verlassend und die Gemächer der Königin aufsuchend, aus denen ihm lustiger Jubel entgegenscholl. Kronprinz Fritz war ausgelassen und wild, stets zu übermüthigen Streichen aufgelegt, ruhiger und zurückhaltender war sein Bruder Wilhelm, dessen Gesundheit eine zarte war, und der mancherlei Krankheiten durchgemacht hatte. Am liebsten weilte er bei seiner Mutter; jedes ihrer Worte prägte er sich ein, jede noch so unbedeutende Gabe hob er sich sorgfältig auf und vermerkte den Tag, an dem er sie erhalten, sowie die Veranlassung zu dem Geschenk, mit flüchtigen Zeilen auf einem Stückchen Papier. „Börse, in welcher mir Mama 1803 und 1804 den ersten Geburtstags-Ducaten schenkte," diesen halbvergilbten Zettel finden wir noch heute neben einer winzigen, aus grüner Seide gefertigten Börse im Berliner Hohenzollern-Museum, wo neben der einfachen Kinderwiege auch verschiedentliche Spielsachen des kleinen Prinzen aufbewahrt werden.

In ihrer schlichten Gestalt und ungekünstelten Anfertigung erzählen sie uns beredt von der einfachen Erziehung, die das Königspaar seinen Kindern zu theil werden ließ. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen," so hatte der zur Regierung gelangte Herrscher hervorgehoben, und nichts wurde in dem sogenannten „Kleinen Palais" unter den Linden geändert, das er schon als Kronprinz mit seiner Gemahlin bewohnt. „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt, will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt," und in diesem Sinne richtete er sich sein häusliches Leben ein. In Berlin ging das freilich nicht immer ganz so nach seinen Wünschen, da kamen Meldungen und Audienzen, Empfänge und Minister-Sitzungen, Truppen-Besichtigungen und gesellschaftliche Pflichten, aber sobald es die Staatsgeschäfte erlaubten, siedelte das Königspaar mit den Kindern nach Charlottenburg, nach Potsdam, noch lieber aber nach Paretz über, in welch letzterem Dörflein sich der König schon vor seiner Thronbesteigung ein behagliches Besitzthum errichtet hatte. „Alles ist einfach und ländlich zu machen. Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen!" so hatte der Fürst dem Baumeister eingeschärft.

Und es war nur ein einfaches Herrenhaus geworden, wie es uns noch heute erhalten geblieben ist, einstöckig, mit rothem Ziegeldach, die Mauern weiß getüncht, die Fenster klein, weder Balcon noch Veranda, aber ganz nahe dafür die weitkronigen Bäume des schattigen Parkes, ganz nahe duftende Wiesen, goldene Kornfelder, schöne Wasserflächen, und ringsum vor allem tiefe, heilige Ruhe und Einsamkeit, unterbrochen nur durch das geheimnißvolle Rauschen der Eichen und Linden, durch das jubelnde Lied der Lerche, durch das Plätschern eiliger Wellen! Hier „auf dem Lande" wuchsen im blühenden Gedeihen die Königskinder heran, fern dem Lärm und den Zerstreuungen der großen Welt und fern den Schmeicheleien und Vergnügungen eines höfischen lockeren Lebens.

Dafür tummelten sie sich in jubelnder Ungebundenheit auf den Pfaden und Grasflächen des Parkes umher, daß ihr Jauchzen und Lachen bis auf die Dorfstraße hinausscholl; dann wieder wurde in kindlichem Eifer exercirt und manövrirt, Uniformen trugen die beiden Prinzen noch nicht, ihre soldatischen Abzeichen fertigten sie sich selbst: hölzerne Säbel, Ordensbänder aus Pappe, Epaulettes aus Papier, auch eine papierne Fahne, an einem Baumzweig befestigt; in dieser Ausrüstung rückten sie einst am Geburtstage ihres Vaters vor diesen hin und erbaten sich mit schlechtbewahrtem Ernst ihr „Salair". Der König wies sie lächelnd ab, sie brauchten noch kein Gehalt, sie wären noch keine Soldaten. Da schwenkte aber der siebenjährige Kronprinz seine (noch heute in Paretz aufbewahrte) Fahne, und sein fünfjähriger Bruder Wilhelm wies mit dem Säbel auf die Rückseite hin, die folgenden, von beiden gedichteten Vers enthielt:

„Wir thun das Heer repräsentiren
Und kommen, Dir zu gratuliren,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!
Doch willst Du ferner uns commandiren,
So mußt Du erst uns salariren!"

Gut gelaunt griff der König in seine Tasche und gab jedem der beiden Schelme ein klingendes Salair. Es wurde kaum warm in den Händen der Prinzen, denn am Nachmittag war ja zur Feier des Geburtstages des Königs großes Dorf-Fest; die Schnitter und Schnitterinnen erschienen und holten das Königspaar nebst seinen Kindern zu dem unter freiem Himmel gelegenen Tanzplatze ab, woselbst die Dorfmusik sie mit einem Tusch empfing und alsbald zum Tanze aufspielte, an welchem sich auch der König und die Königin betheiligten. Unmittelbar neben dem Tanzplatze aber waren Buden aufgeschlagen, in denen es allerhand Leckereien und sonstige Kurzweil für Kinder gab; hier kauften die jungen Prinzen für ihr erstes „Gehalt" die verschiedensten Dinge ein und vertheilten sie an die Dorfjugend, unter die sich nun auch die Königin mischte, welche die Flachsköpfe würfeln ließ und Zuckerzeug wie Backwaren an sie spendete. „Frau Königin, mir auch 'was!" riefen bittend die Kleineren, die von den Größeren zurückgedrängt worden waren, und auf das Geheiß ihrer Mutter wurden sie von den beiden Prinzen herangeholt und besonders reich beschenkt.

Aber mit Paretz ist auch für die jungen Prinzen die erste Zeit des Lernens verknüpft; der Rector Delbrück, welcher bis dahin an der Klosterschule in Magdeburg thätig gewesen, war zu ihrem Erzieher ernannt worden und übte mit großer Hingebung sein Amt aus, ganz in dem Sinne der Königin, die an einen Leipziger Pädagogen einst geschrieben: „Mein heißester Wunsch ist es, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden, auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." Nein, sie verfehlte ihn nicht, treu und sorgsam hütete sie die jungen Menschenknospen, auf daß sie sich, von rauhen und häßlichen Einflüssen ungestört, harmonisch entwickelten; oft im Dämmerlicht saß sie mit ihren beiden ältesten Söhnen unter der weitästigen Linde auf einem erhöhten Punkte am Ende des Parkes, von wo der Blick über die Felder bis zu den fernen Kirchdörfern schweifte, und erzählte ihnen Geschichten von den Thaten der preußischen Herrscher, aber nicht von ihren Waffenerfolgen allein, sondern zumal von ihren Errungenschaften im Frieden und von ihrer steten Sorge um das Wohl ihrer Landeskinder. Auch während mancher Unterrichtsstunde weilte sie bei ihnen in den kleinen, ach so winzigen, an den Wänden blau gestrichenen Zimmerchen des Herrenschlosses, und wenn alle Mühe des Lehrers zuweilen vergeblich gewesen war, das Interesse seiner kleinen Schüler für den einen oder anderen wissenschaftlichen Gegenstand zu erwecken, da genügten einige sanfte Worte der Königin, daß die beiden blondgelockten Prinzen mit verdoppelter Aufmerksamkeit sich ihren Aufgaben widmeten und eifrig nach einem Lob der geliebten Mutter strebten.

Bis tief in den Herbst des Jahres 1805 hinein blieb die königliche Familie in Paretz; es war, als ob sie ahnte, daß es mit dem ländlich-friedlichen Leben für lange, vielleicht für immer vorüber sei. Am 15. October wurde hier noch der zehnte Geburtstag des Kronprinzen gefeiert, zu welchem der König ihm Hut, Degen und Uniform eines Fähnrichs schenkte und ihn seiner Gemahlin als jüngsten Offizier der preußischen Armee vorstellte. Bewegt schloß ihn die Königin in die Arme, ernst zu ihm sprechend: „Ich hoffe, mein Sohn, daß Du an dem Tage, an welchem Du zum ersten Male diesen Degen als Kriegswaffe führst, nur den einen Gedanken haben wirst, Deine unglücklichen Brüder an Frankreich zu rächen!" Hatte doch auch die Königin, die immer noch auf den Frieden gehofft, endlich eingesehen, daß Preußen den Kampf um seine Selbständigkeit führen mußte, wollte es sich nicht zum Spielball Napoleon's herabdrücken lassen. Erwartungsvolle Monate waren es, die folgten, und auch für den Prinzen Wilhelm und seinen älteren Bruder brachten sie der buntwechselnden Eindrücke viele. Eine große Revue wurde im Frühjahr 1806 auf dem Tempelhofer Felde abgehalten, bei welcher noch einmal im stolzen Glanze die Friedericianische Armee paradirte; dann folgten mannigfache Truppen-Durchzüge, die ganz Berlin zuweilen in ein Heerlager zu verwandeln schienen, kriegerische Lieder ertönten, und stürmische Huldigungen wurden dem Königspaare und seinen Kindern dargebracht, wo sie nur erschienen, als am 21. September der Tag des Abschiedes kam und die Königin immer wieder und wieder ihre Lieblinge umarmte, als ob sie dieselben nie wiedersehen sollte!

Doch, ach! sie sollten gar zu bald schon wieder in den Armen der Mutter liegen, früher, als sie es geglaubt, nach kaum dreißig Tagen, dort, auf der Schloßtreppe zu Schwedt, wohin man in kopfloser Furcht vor den Franzosen die königlichen Kinder aus Berlin gebracht und wohin ihnen die Mutter gefolgt war. Unter heißen Thränen küßte sie ihre Söhne, und die Stimme klang gebrochen, als sie ihnen sagte: „Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang der Armee, — sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen!" Und weiter ging dann die Flucht, nach Stettin, nach Danzig, ohne die Mutter, die bei ihrem Gemahl weilte, schließlich nach Königsberg, wo die Eltern endlich sich wieder am 9. December mit ihren Kindern vereinten. Das war ein schlimmes Weihnachtsfest! Die Königin krank, der König unruhig und sorgenvoll, die ganze Umgebung niedergedrückt und verzweifelt! Gar kärglich sah es auf dem Weihnachtstische der jungen Prinzen aus, auf dem — der Vater hatte ihnen nichts beschert, — nur kleine Andenken der nächsten Getreuen lagen. Für den Prinzen Wilhelm eine rothlederne Brieftasche seines Lehrers Delbrück, auf deren eines Blatt der junge Prinz, nachdem in den ersten Januar-Tagen des neuen Jahres die Flucht nach Memel weiter fortgesetzt worden war, aus der Erinnerung die Front des Königsberger Schlosses zeichnete und mit der Unterschrift: „18. Januar 1807" versah, dasselbe Datum, an welchem sich einst in Königsberg sein Ahn die Krone aufs Haupt gesetzt, derselbe Tag, an welchem vierundsechzig Jahre später Deutschlands greiser Heerführer in der gleißenden Spiegel-Galerie zu Versailles von den deutschen Fürsten zum Kaiser des neugeeinten deutschen Reiches ausgerufen wurde, derselbe kleine Prinz Wilhelm, von dem und von dessen Geschwistern in jenen schweren Leidenstagen die Königin in ihr Tagebuch geschrieben: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an den öfteren Thränen der Mutter." Und verzweifelnd an dem Geschicke Preußen's vertraute sie ein anderes Mal dem Buche den Angst- und Hoffnungsruf an: „Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Schicksals endlich das Mene Mene Tekel an diese Mauer schreibt! Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden!"

Sie hat es nicht mehr erlebt, die edle Dulderin, in wie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einziger Weise ihre Worte in Erfüllung gehen sollten, uns aber war es beschieden, ihre Verwirklichung zu erleben, den Tagen des großen nationalen Aufschwunges beizuwohnen, aus denen die Kaiserkrone uns heimgebracht ward, und ihm zujubeln zu dürfen, dem würdigen Sohne der zarten Königin, dessen Andenken heute gesegnet wird, wo Deutschlands Söhne sich auf dem weiten Erdenrunde zusammenfinden in heißer Liebe zu Vaterland und Reich!

Nachdruck verboten.

Kaiser Wilhelm I. als Hausherr.

Von Theo Seelmann in Halle a/S.

Hundert Jahre sind verflossen, seitdem Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1797, nachmittags vier Uhr, in dem kronprinzlichen Palais in Berlin das Licht der Welt erblickte, er, der berufen sein sollte, als der erste aus dem Hohenzollern-Hause die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. In den gewaltigen Kriegen, die geführt werden mußten, um das hohe Ziel zu erreichen, hat er seine glänzende Befähigung als oberster Kriegsherr bewiesen, aber diese äußeren Erfolge, ihre Vorbereitung und ihre Durchführung waren nur ein folgerichtiges Erzeugniß der inneren Veranlagung, der Charakter-Eigenschaften des Kaisers, die sich am schärfsten ausprägen in den menschlichen Beziehungen zu seiner Umgebung, in seinem Schalten und Walten als Hausherr.

Der bekannte National-Oekonom Roscher hat einmal den Ausspruch gethan: ‚Zeige mir, wie Du wohnst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.‘ Und in der That, die Wohnung giebt wohl das klarste Spiegelbild von der Lebens-Auffassung und Lebensführung eines Menschen. Kaiser Wilhelm's I. zu seinem persönlichen Gebrauch bestimmte Wohnräume zeichneten sich dadurch aus, daß sie nichts enthielten, was zur bloßen Bequemlichkeit diente. In seinem Arbeitszimmer war nur ein einziger Stuhl, den er beim Schreiben gebrauchte; alle anderen, auch das Sopha, waren durch darauf gepackte Bücher, Karten, Papierrollen ꝛc. ganz unbenutzbar. Nur wenn er wichtige Actenstücke, diplomatische Memoires und Staatsschriften las, bediente er sich eines hohen Reitblockes, auf dem er ohne Lehne und wie zu Pferde vor einem hohen Lesepulte saß. Von dem Aufsuchen irgend einer Bequemlichkeit, einem Anlehnen oder Ausstrecken war nie die Rede bei allen seinen Geräthen, und wie erwähnt, auch gar keine Gelegenheit dazu. Es war immer, als befände er sich im Dienst, jeden Augenblick bereit und gewärtig mit voller Anstrengung in eine neue Thätigkeit einzutreten.

Das Schlafzimmer des Kaisers war von einer wahrhaft spartanischen Einfachheit. In einem halbdunkeln Alkoven stand das Bett, — eine gewöhnliche, eiserne Feld-Bettstelle. Darauf lagen die nöthigen, leichten Bettstücke. Unfern davor stand ein Nachttisch, der in einer Auction nicht eine Mark eingebracht haben würde. Sodann noch ein schmuckloser Teppich vor dem Bett, ein Stuhl, und damit war die Einrichtung des kaiserlichen Schlafzimmers vollendet.

So waren die Räume beschaffen, in denen der Kaiser den größten Theil seines Lebens verbrachte. Und dieses Leben war von einer rastlosen Thätigkeit erfüllt. Stillsitzen ohne Beschäftigung haben auch die nächsten Diener beim Kaiser nie gesehen. Die wenigen Minuten, in denen er früh morgens den Kaffee einnahm, waren eigentlich die einzige Ruhepause, die er sich gönnte. Aber auch dabei las er noch die eingegangenen Berichte und Depeschen durch. Dann wechselten das Anhören von Vorträgen, die Ertheilung von Audienzen, der Vorsitz in Berathungen in schneller Folge ab. Dabei beobachtete der Kaiser nicht die geringste Schonung für sich und setzte sich ohne jede Rücksicht dem Wetter und dem Zugwind aus. Oft öffnete er, wenn es ihm zu warm im Zimmer war, die zur Veranda führenden Glasthüren und erschien da unempfindlich, wo andere fröstelten. Es war eine ganz verlorene Mühe, ihm bei nassem Wetter Ueberschuhe aufzureden, und die Kammerdiener, welche mit außerordentlicher Liebe an ihm hingen, haben es nachgerade aufgeben müssen, ihrem Herrn etwas mehr Sorgfalt für seine Gesundheit anzuempfehlen.

Wie der Kaiser aufs Pünktlichste alle seine Arbeiten erledigte, so erfüllte ihn auch anderweitig der ausgesprochenste Ordnungssinn. Ein interessantes Belegstück hierfür giebt der Vorleser des Kaisers, Hofrath Schneider, in seinen Lebens-Erinnerungen, das seiner kennzeichnenden Eigenschaft wegen wörtlich mitgetheilt sei. „Ich hatte,“ berichtet der genannte Gewährsmann, „eine große Mappe mit Bildern vorzulegen, und da das noch auf dem Schreibtische stehende Kaffeegeschirr daran hinderte, so sagte der Kaiser, ich möchte das Geschirr bei Seite stellen. Das war aber im Arbeitszimmer des Kaisers ein Kunststück oder vielmehr einfach unmöglich, da auch nicht das kleinste Fleckchen auf Tischen und Stühlen frei war. Ich mußte das Service also in das Vortragszimmer nebenan auf den Vortragstisch stellen und breitete nun die Mappe zur Besichtigung aus. Als ich entlassen wurde, klingelte der Kaiser dem diensthuenden Leibjäger, dem ich vor der Flurthür begegnete und schnell sagte: ‚Wenn Sie das Kaffee-Service wegnehmen sollen, so finden Sie es heute auf dem Vortragstisch, wo ich es habe hinstellen müssen.‘ Der Zufall wollte, daß ich noch auf dem Flur war, als der Leibjäger mit dem Kaffeegeschirr wieder herauskam. Wie erstaunte ich aber, als er mir sagte: ‚Das Geschirr hat garnicht im Vortragszimmer, sondern auf seiner gewöhnlichen Stelle im Arbeitszimmer auf dem Bureau gestanden!‘ Da es bei meinem Herausgehen noch ruhig dort stand, wo ich es hingestellt hatte, so mußte der Kaiser es selbst hereingeholt und wieder auf den Platz gesetzt haben, wo die Diener es seit langen Jahren zu finden gewohnt waren.“

Jedes Geräth hatte beim Kaiser seine bestimmte Stelle, lag zur Hand, wurde aber auch genau wieder so hingelegt. Diese Ordnungsliebe fand ihr Gegenstück in einer ungemeinen Sparsamkeit. Sie erstreckte sich selbst auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, auf das Aufziehen einer Karte oder das Einbinden eines Buches. Es ist bekannt, daß der Kaiser in militärischen Dingen stets auf die größte Genauigkeit sah. Aber auch hier sollte einmal die Sparsamkeit das Uebergewicht erhalten. Bei Truppen-Besichtigungen, Empfängen von Fürstlichkeiten oder Deputationen, bei den Reisen durch die verschiedenen Landestheile trug der Herrscher stets diejenige Uniform, welche mit dem jedesmaligen officiellen Act in Beziehung stand. So legte er auch bei den ständischen Festen in der Provinz immer die Uniform desjenigen Garde-Landwehr-Bataillons an, welches zu der betreffenden Provinz gehörte. Nur als im Jahre 1865 die Huldigungsreise nach Lauenburg unternommen wurde, machte er davon eine Ausnahme. Als der Zug an der Grenze des Landes hielt, entstieg der Herrscher dem Salon-Wagen, um eine Deputation anzuhören. Zum allgemeinen Erstaunen hatte er den Waffenrock des 2. Garde-Regiments zu Fuß angezogen. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, weshalb gerade diese Uniform für das Herzogthum Lauenburg auserwählt worden sei, und stellte endlich an den Regenten aus seiner Umgebung heraus in discreter Weise die Frage nach dem Grunde seiner Uniformirung.

Lächelnd erwiderte der damalige König: „Diesmal hat es gar keine Beziehung. Als wir heute früh aus Berlin abfuhren, drohte sehr schlechtes Wetter, und da ich wußte, daß ich eine Deputation im Freien zu empfangen haben würde, so zog ich den ältesten meiner Waffenröcke an, um einen besseren nicht zu verderben.“

Der Kaiser hat den Grund für seine Sparsamkeit einst selbst angegeben. Während eines Kur-Aufenthaltes in Baden-Baden wurde ihm durch die Vermittelung des Prinzen von Wales die Pariser Schriftstellerin Frau Olympia Audouard vorgestellt. In der Unterhaltung mit ihr warf nun der Herrscher die charakteristische Frage auf: „Glauben Sie nicht, Madame, daß ich die Pflicht habe, sparsam zu sein, da ich doch das Geld meiner Unterthanen ausgebe?“

Dieser Auffassung gemäß glichen selbst die Geschenke, mit denen er zu Weihnachten seine Familien-Mitglieder und Umgebung bedachte, oftmals mehr kleinen Aufmerksamkeiten als Kostbarkeiten. In den Tagen vor dem Weihnachtsfeste pflegte der Kaiser, meist früh morgens, ganz allein auszugehen, um Einkäufe zu machen. Vor der Bescherung stieg er dann, die Geschenke auf dem Arm, die Wendeltreppe aus der Bibliothek in die Wohnung der Kaiserin hinauf und ließ sich nie die Freude nehmen, die zur Bescherung für seine Familie, ja, selbst für seine Diener bestimmten Gegenstände eigenhändig aufzubauen. Eine besondere Genugthuung bereitete es ihm dann, wenn die Beschenkten in dem Geschenk eine Beziehung erkannten, in der er zu ihnen gestanden hatte, oder eine Erinnerung an irgend etwas, dessen er selbst gern gedachte.

Mit allen seinen Familien-Mitgliedern verband den Kaiser das herzlichste Einvernehmen. Die zarteste Rücksichtsnahme bekundete er stets gegen seine Gemahlin. Er hielt darauf, daß sie regelmäßig zuerst von allen bedeutungsvollen Ereignissen unterrichtet wurde, und war er in irgend einem Punkte einmal einer anderen Ansicht wie sie, so trug er dafür aufs Peinlichste Sorge, daß seine Anordnung nicht die leiseste Verstimmung nach sich ziehen könnte. Bei der Bekanntmachung des Sieges von Sedan war im Rausch der Begeisterung von dem jugendlichen Nachwuchs Berlins das Denkmal Friedrichs des Großen erstiegen worden. Die damalige Königin Augusta hatte einen der Knaben, der bis auf den Hut des Standbildes gelangt war, beschenkt. Schon bei der ersten Nachricht von dieser ungestümen Form des Siegesjubels äußerte der Herrscher kopfschüttelnd: „Wenn das Kunstwerk nur keinen Schaden gelitten hat!“ Als er dann aber später eine Photographie nachgesandt erhielt, die das Denkmal über und über von Jungen bedeckt zeigte, gab er sofort den Auftrag, daß in den Zeitungen von der Wiederholung einer solchen Scene abgemahnt würde, fügte jedoch mit Nachdruck hinzu: „Aber mit Takt!“

Der Ton war im engeren Verkehr zwischen dem Kaiser und der Kaiserin fast ein bürgerlicher, wie folgende kleine Episode zeigt. Der Kaiser war einer Einladung des Prinzen Albrecht zur Jagd nach Blankenburg im Jahre 1886 gefolgt. Das Wetter war am Morgen des Jagdtages außerordentlich neblig und kalt, und so suchten denn die Leibärzte ihren kaiserlichen Herrn zu bestimmen, von der Jagd abzustehen. Der Kaiser ließ daher die Prinzen Albrecht und Heinrich, den Herzog von Altenburg und den Fürsten von Rudolstadt zu sich bitten und sagte, auf die Leibärzte, Generalarzt Dr. Leuthold und Stabsarzt Dr. Tiemann weisend: „Diese medicinischen Tyrannen gönnen mir wieder das heutige Jagd-Vergnügen nicht! Ich könnte mich erkälten und mir den Schnupfen holen, als ob ich ein kleines Kind sei. Und dabei berufen sie sich stets auf die Kaiserin, die ihnen die strengsten Befehle gegeben hat, mich vor Erkältung und Ueberanstrengung zu behüten. Schon in Berlin lagen sie mir den ganzen Sonntag Morgen in den Ohren, ich solle überhaupt nicht nach Blankenburg fahren, die Reise sei zu anstrengend, das Wetter zu schlecht, — und was sonst noch alles! Natürlich mußte auch die Kaiserin wieder herhalten. Ich ließ sie reden — und dachte das meine. In der letzten Stunde aber sagte ich mit einer gewissen Bestimmtheit, die meine Umgebung kennt und auch zu respectiren gelernt hat: ‚Meine Herren, machen Sie Sich bereit, wir fahren! Ich muß doch mein liebes Blankenburg noch einmal, — vielleicht zum letzten Male, — wiedersehen! Und vor allem, ich muß doch meinen lieben Neffen, den Prinzen Albrecht, in seinem schönen Lande begrüßen. Also, wir fahren! Bei der Kaiserin werde ich Sie vertreten.‘ So sind wir denn trotz aller medicinischen Bedenken und derjenigen der Kaiserin hier. Zum zweiten Mal in zwei Tagen darf ich der Kaiserin und den besorgten Herren aber doch nicht so derb kommen. Und so schlage ich denn einen Compromiß vor: Heute Morgen bin ich folgsam und bleibe still zu Hause, Nachmittag aber, da fahre ich mit Ihnen allen zum zweiten Jagen. Und so wünsche ich Ihnen denn für heute Vormittag viel Vergnügen im lustigen Wald-Revier! Ich denke, damit wird auch die Kaiserin zufrieden sein, wenn sie es hört.“

Es ist bekannt, welch innige Liebe der Kaiser zu seinem Sohn, dem Kaiser Friedrich, empfand. Gleichwohl blieb er ihm gegenüber auch in den späteren Jahren immer der Vater, der über dem Sohn stand. Infolge des Nobiling'schen Attentates im Jahre 1878 wurden während des Krankenlagers des Kaisers dem Kronprinzen die Geschäfte der Regierung übertragen. Als eines Tages der Kronprinz seinem kaiserlichen Vater den Morgengruß entbot, fragte der Kaiser, ihm die unverwundete Hand darreichend: „Nun, lieber Fritz, hast Du heute schon regiert?“

Seine besondere Zuneigung schenkte der Kaiser wie dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, auch der Prinzeß Wilhelm und ihren Kindern. So oft die Kinder von ihrem Sommer-Aufenthalt nach Berlin zurückkehrten, brachte er ihnen Geschenke. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkte er, daß ihm die Kinder große Freude bereiteten, „aber,“ setzte er lächelnd hinzu, „sie kosten mich auch viel Geld!“ Ebenso hatte er seine Urenkelin, die kleine Prinzeß Feodora von Meiningen, in sein Herz geschlossen. Als die Prinzeß sechs Jahre alt war, schenkte sie dem Urgroßvater ein Paar selbstgestrickte Strümpfe. Bei dieser Erstlingsarbeit waren nun nicht wenig Knötchen mit untergelaufen. Der Kaiser zog die Strümpfe gewissenhaft des anderen Tages an, mußte sie aber bald wieder wechseln, weil, wie er sich äußerte, „etwas zu viel Knoten darin seien.“

In allen Lebenslagen bewies der Kaiser eine außerordentliche Ruhe und Milde, die er auch der Dienerschaft gegenüber stets beobachtete. Nie ist nach dem Zeugniß aller, die ihn in jungen wie in älteren Jahren bedient haben, ein Schimpfwort oder eine Verwünschung über seine Lippen gekommen. Sein Gleichmuth bei selbst persönlich sehr unangenehmen Verhältnissen ist nie erschüttert worden, nie ist einem Diener ein unfreundliches oder gar verletzendes Wort widerfahren. Das einzige, woran die Diener erkannten, daß ihr Herr unzufrieden war, war ein etwas betontes „hm“!

Ein bekanntes Bonmot lautet: ‚Kein Mensch ist vor seinem Kammerdiener groß.‘ Wie von anderen, so werden auch von dieser Regel Ausnahmen vorkommen. Sollte es aber nur eine einzige geben, so war sie sicher Kaiser Wilhelm I. —

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

V.*)

Weibliche Journalisten jenseits des Kanals.

Wenn man sie als „women writers“ zusammenfaßt, d. h. Frauen, die überhaupt hier zu Lande „schreiben“, dann kann es wohl kaum ein bunteres Gemisch von Ständen und Rängen geben, als in diesem Rahmen. Von der Königlichen Hoheit bis zur Fabrik-Arbeiterin stellt jede Klasse und jede Secte, jedes Alter, jeder Beruf und jede Partei ihr Contingent. Mit dem zartesten Kindesalter fängt es an. Da schreibt Daisy an ‚the Editor of the children's page‘ in Mama's Damen-Journal:

„Dear Mr. Editor,

This is the first time I have written to you. I am very much interested in the children's page. I am just 10 years of age. I have a pony who is called Bessie, and I am very fond of her and often go for a ride on her. I have two sisters and one brother. We had a canary, and it was very fond of getting out of its cage, so one day it got out and flew away out of the window. I must close now, hoping to see this letter in print.

I remain

Your new little contributor

Daisy Robinson.“

Und der Editor, der, nebenbei gesagt, meist eine Frau ist, strömt über vor Bewunderung und druckt das auf öffentliches Interesse Anspruch erhebende literarische Erzeugniß mit der vollen Unterschrift der Verfasserin ab, und nun steht sie in Mama's Journal als „little contributor Daisy Robinson“. Sie sieht sich gedruckt, o welche Wonne! Sie möchte sich auch noch anderswo gedruckt sehen. Und in Erstrebung dieses hohen Zieles leert sie ihre Sparbüchse und steuert zu der von einer Reklame-süchtigen Tageszeitung eröffneten Collecte für verkrüppelte Kinder, oder für einen populären cricketer, oder was es sonst immer sei, bei, nicht ohne den Schlußsatz: „I am looking forward to see my letter printed“. Aelter geworden, genügt ihr diese Art von Namens-Publikation nicht mehr. Sie „schreibt“. Was, wie, worüber und für wen, hängt von den Umständen ab. Man schreibt für das Kirchenblättchen oder ein Mode-Journal, über Bienenzucht oder Fabrik-Inspection, Abend-Toiletten oder Temperenz-Bewegung, Frauen-Studium oder Dienstmädchen-Calamitäten, man ereifert sich für oder gegen das Radfahren, sucht das Oeffnen der Museen am Sonntag zu fördern oder zu hindern, — was immer es auch sei, man „schreibt“. Vielleicht nicht regelmäßig, nicht einmal oft, aber immerhin bereichert man, zum mindesten quantitativ, den Kreis der „schreibenden“ Frauen. Dieses sind allerdings noch nicht die eigentlichen Journalistinnen. Wohl kommen alle Journalistinnen unter den weiten Begriff der ‚writers‘, aber nicht sind umgekehrt alle „writers“ Journalistinnen. Die ‚writers‘, welche alle Ritter von der Feder, von den bücherschreibenden ‚authors‘ und den Zeitungsschreiberinnen von Profession bis zu der großen Menge der Dilettanten auf dem Gebiete umfassen, stellen ungezählte Tausende dar. Aber auch vollgültige, zünftige Journalistinnen zählt das Inselreich etwa neunhundert. Auf allen Gebieten und auf allen Stafseln sind sie zu finden. Es giebt kaum eine angesehene englische Tageszeitung oder Zeitschrift, die nicht Frauen zu ihrem Redactions-Stab zählt. Und zwar keineswegs ausschließlich für Frauensachen. Nein, wo immer sie mit Fähigkeiten und Kenntnissen wurzeln mögen, ob sie in socialen Fragen aller Art das Wort ergreifen oder sich auf staats- oder rechtswissenschaftliches, chemisches oder astronomisches Gebiet begeben, nirgends ist ihnen auf der grünen Insel ihr Geschlecht ein Hinderniß, und thatsächlich sind sie überall als Mitarbeiter anzutreffen, zum Theil hochgeschätzt, sehr gesucht und — brillant honorirt. Noch erfolgreicher erscheint ihre Carrière als Herausgeberinnen, woran sich allerdings eben nur die Befähigtsten und Unternehmendsten wagen. Es wird unsere Leserinnen interessiren, daß das bekannte vornehme Moden-Journal ‚The Queen‘ von einer Frau herausgegeben wird, der auch wieder ein weiblicher ‚sub editor‘ zur Seite steht, während der Redactions-Stab allerdings bunte Reihe aufweist. Aber auch Blätter anderen Charakters werden von Frauen geleitet, so die ‚Social Review‘, ‚Sunday Times‘, ‚English Women's Review‘ und andere, ja ein Organ kann sich rühmen, ausschließlich von weiblichen Kräften bearbeitet zu werden.

Bei diesem eminenten Erfolge weiblicher Journalistik kann es nicht Wunder nehmen, ein gewisses Standesbewußtsein, einen Standesstolz in „denen von der Zunft“ vertreten zu finden. Sie legen Werth darauf, nicht nur „women writers“

*) Vergl. Heft 12 u. 21 v. Jahrg.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu sein, wie sich ja jeder Dilettant nennen kann, sie sind im engeren Sinne „women journalists“. Wohl nehmen sie am Club-Leben der „women writers“, nämlich „The Writers'Club“, als Mitglieder theil, aber für sich selbst haben sie einen eigenen Verein gebildet. In „The Society of Women Journalists“ findet diese Klasse von Frauenarbeit ihren repräsentativen Ausdruck. Nur wer thatsächlich mindestens zwei Jahre journalistisch thätig war, d. h. in einer Redaction literarische oder artistische Arbeiten gegen Entgelt verrichtet hat, wird als Mitglied aufgenommen. Denn nur mit dieser Beschränkung glaubt der Verein, seinen Satzungen getreu handeln zu können, „die weiblichen Journalisten inner- und außerhalb des eigenen Landes zu gegenseitigem Schutz und zu gegenseitiger Förderung zu vereinigen, das sociale und wirthschaftliche Interesse der Mitglieder wahrzunehmen und die Würde des Standes hochzuhalten gegenüber jenen Elementen, die sich unqualificirter Weise als Journalistinnen bezeichnen und den Stand in Mißcredit zu bringen drohen“. Rath und Auskunft, Arbeitsvermittlung, Rechtshülfe, Krankenhülfe, bildende Vorträge, Austausch freundschaftlicher Beziehungen mit den auswärtigen Mitgliedern, u. s. w. sind die Leistungen des Vereins zur Erreichung dieses Zieles, und die sich aus aller Herren Ländern zusammensetzende Mitgliedschaft beweist, welcher Werthschätzung sich der Verein unter den Berufs-Genossinnen erfreut. Neben den klangvollsten Namen des Inselreichs finden wir die geistreiche Herausgeberin der „Nouvelle Revue“ in Paris, Madame Adam, während die Redaction des „Figaro“ durch Mademoiselle de Bovet repräsentirt ist; der Continent ist fast durch alle Staaten vertreten, aber auch Asien, Amerika und Australien fehlen nicht.

Bewegt sich die „Society of Women Journalists“ im engeren Berufskreise mit gewissen wohlgemeinten Beschränkungen, so geht es in desto freiheitlicherer Dressirung in „The Writers' Club“ zu. Mit seinem einzigen Zweck, literarisch thätigen Frauen in der Nähe des „Zeitungsviertels“ behagliche Club-Räume mit allem Zubehör zu gewähren, kann er als eine Ergänzung des Journalistinnen-Vereins betrachtet werden, und es ist vielleicht kein Zufall, daß die beiden Vereinigungen sich im selben Hause, freundschaftlich Thür an Thür befinden. Obwohl Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Christian Präsidentin des Clubs ist und man unter den Mitgliedern Herzoginnen und Gräfinnen antrifft, so würde doch derjenige fehlgehen, der eine ceremonielle Gesellschaft hier vermuthen wollte. Ein „at home“ des Clubs, allwöchentlich am Freitag Nachmittag, sticht mit seiner bunten Zusammensetzung und der behaglichen nonchalence dieses „Freilands“ wohlthuend ab gegen die öde Steifheit der sonstigen „five o'clock teas“. Die glänzendsten Vertreter weiblicher Journalistik geben sich hier oft ein Stelldichein, und ein „at home“ im Writers' Club bietet ein ungemein interessantes Bild. Aber auch jeder andere Tag bietet des Interessanten die Fülle. Im Herzen des Zeitungs-Eldorado's von London gelegen, werden die Räume den ganzen Tag hindurch von den Mitgliedern frequentirt. Im „silence room“, wie das Schreibzimmer heißt, fliegen gewandte Federn über einen eiligen Bericht, vielleicht über eben Geschautes, der noch vor Thoresschluß in die Redaction muß, im Empfangszimmer werden Gäste beiderlei Geschlechts erwartet, geschäftliche oder private Zusammenkünfte abgehalten, was nicht nur für die provinziellen, sondern bei den enormen Londoner Entfernungen auch für die hiesigen Mitglieder von großem Werth ist. Im Lesezimmer mit seinen behaglichen Schaukelstühlen, „easy chairs“ und „cosy corners“ werden Zeitungen aller Richtung und Journale jeder Gattung durchstöbert, im „dressing room“ wird der äußere Mensch hergerichtet, und verheißungsvolle Düfte aus den Wirthschaftsräumen deuten auf Restaurirung des inneren Menschen hin, die im „luncheon and tea room“ namentlich um die Mittagszeit vor sich geht. Hier kann auch der weniger Eingeweihte 'mal einen Blick hinter die Coulissen werfen, zu erfahren, „wie's gemacht wird“. Eben wird ein aufs modernste frisirter Kopf durch die Thür des Eßzimmers gesteckt, und ein Paar kluge und zugleich schelmische Augen werfen einen recognoscirenden Blick hinein, als sich plötzlich zwei bisher anscheinend friedlich speisende Geschöpfe auf den Ankömmling stürzen: „Halloh, Mrs. Wilson, you are the very woman we want! Sie müssen uns auf der Stelle 'was Neues erzählen. Look here, mein Wochenbericht an mein Provinzblatt ist diesmal so mager, ich muß noch 'was hinzufügen, 'was Neues womöglich.“ „Nichts leichter als das, meine Lieben. Ich habe soeben eine entzückende Toilette gesehen.“ „Toilette, hm, zwar nicht grade in my line, aber schießen Sie los!“ Im Stich gelassen wird das duftende lunch, man postirt sich mit Notizbuch und Bleistift neben die mit der Begeisterung einer Kunstverständigen beschreibende Mrs. Wilson, sie nur von Zeit zu Zeit unterbrechend: „Wie sagen Sie, corsage? gaze glacée? ah, das hört sich so sachkundig an, das ist schön, nur weiter.“ Endlich ist man fertig. „Hans will ich heißen, wenn ich aus meinem Bericht klug werde!“ gesteht Miß Roberts. „Glücklicherweise sind meine Leser gescheidter als ich, die stellen es sich schon zusammen.“ „Ja,“ bestätigt Miß Brown, „ich habe manchmal keine Ahnung, wie die Toiletten wohl aussehen mögen, die ich beschreibe. Wohin schicken Sie Ihren Bericht, Miß Roberts?“ „Nach Schottland.“ „Und meiner geht nach Nottingham, da werden sie sich nicht im Setzerkasten und auch sonst kaum begegnen. Mrs. Wilson, you are a brick, a regular brick you are! Kate, eine Flasche Rothspon! Oder wollen wir Sect auf den Schreck nehmen?“ „Nein,“ entscheidet Mrs. Wilson, „wir sind Bohemians*), aber so extravagant wollen wir doch nicht sein, Claret thut's schon. Ueberhaupt scheint mir, unsere deutsche Freundin da drüben habe die ganze Scene hier in der Stille aufgenommen, wahrscheinlich um uns im fatherland zu verewigen, und da gerathen wir, die wir beinah too-tallers sind, bei den bierschlürfenden Teutonen womöglich noch in den Geruch des Trinkens. Sparen wir also das edle Naß für eine würdigere Gelegenheit auf. Uebrigens kann ich nicht zugeben, daß Berichte, die von mir stammen, einen Mangel an Deutlichkeit aufweisen sollen. Wenn Sie richtig nachgeschrieben haben, meine Damen, dann muß es ein Kind verstehen. Lassen Sie 'mal sehen, bitte!“ Diese liebevolle Gründlichkeit wird mit Freude aufgenommen. Auch der kleine Seitenhieb auf die teutonische Freundin hält die liebenswürdige Mrs. Wilson keineswegs davon ab, derselben allerlei Informationen über englische Journalistinnen aus dem Schatze ihrer Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung zu stellen. Sie selbst ist Redacteurin an einer der angesehensten Damen-Journale, und zugleich auch Mitarbeiterin an einigen anderen Blättern. „Streng genommen, ist uns das nicht grade gestattet, „we are not supposed to do so“, aber es hat sich zur allgemeinen stillschweigenden Voraussetzung herangebildet. Ganz besonders, wenn man verschiedene Gegenstände bearbeitet, wird es unter uns gewissermaßen als selbstverständlich betrachtet. In fact, ich halte es für außerordentlich vortheilhaft, man geräth gar zu leicht in die Gefahr, einseitig zu werden, wenn man immer nur für ein Blatt, immer für dasselbe Lese-Publicum schreibt. Auch die materielle Seite ist natürlich nicht zu verachten. Die jüngeren Colleginnen, die Sie hier im Club sehen, sind zum Theil nicht eben günstig gestellt. Sie haben in der Regel als redactionelle Hülfskräfte ein Gehalt von £ 100, oder, wenn's hoch kommt £ 150 (Mk. 2000, bezw. 3000), und sind mehr oder weniger darauf angewiesen, noch nebenher 'was zu „machen“, übrigens die beste Schule, sie zu selbständiger Arbeit heranzubilden. Manche halten sich an bestimmte Blätter mit mehr oder weniger regelmäßigen Berichten, andere wieder ziehen es vor, ihre Arbeiten zu „syndiciren“. Darunter verstehen wir, sie einem „Syndicat“ zu übergeben, welches denselben Artikel in mehrere Blätter lancirt, die eben nicht für Eigenberichte auf dem bestimmten Gebiet eingehen. Der Löwenantheil geht hier, wie so häufig, von dem Hersteller auf den Zwischenhändler über, aber immerhin bleibt es doch lohnender als Einzelbericht, wo es sich machen läßt, was ja natürlich nur auf bestimmten Gebieten der Fall ist. Was ich als hauptsächlichstes Erforderniß für eine Journalistin halte? Pluck! Aber das können Sie schwerlich übersetzen. Das ist nicht Muth allein, das ist jene Courage, die auf Selbstvertrauen und ein wenig Selbstschätzung beruht und das beste aus uns herausentwickelt, was in uns steckt. Wirkliche Fähigkeiten, Gedankenreichthum, fließender, womöglich glänzender Stil, klarer Blick und ein gesunder Menschenverstand sind natürlich unerläßlich. Auch Geduld und Ausdauer müssen geübt werden. Ein specielles Interesse zu pflegen, erweist sich meist als sehr günstig. Freilich bringt's damit nicht jeder so weit, wie Miß .... Sie ist die Verfasserin fast sämmtlicher Beschreibungen der neuen Toiletten-Gegenstände in den verschiedenen Geschäften, für die verschiedenen Journale, Berichte, wie sie in besseren englischen Mode-Journalen nun einmal üblich sind. Mit dieser Function ist zugleich die Entgegennahme der Inserate verbunden, — sie wissen ja, wie's gemacht wird: die Größe der redactionellen Besprechung je nach dem Umfang der Annonce, — und alles in allem soll sich ihr Einkommen auf £ 1500 (Mk. 30 000) belaufen. Sie hat, wie es im Journalisten-Jargon heißt „a corner in cloths“, ein Ausdruck, der aus dem Börsen-Jargon übernommen ist, für jemand, der alles von einer bestimmten Gattung mit Beschlag belegt, monopolisirt, sich z. B. einen „corner in sugar“ schafft und dergleichen. Ja, £ 1500 „machen“ wir anderen Sterblichen nicht, aber immerhin stehen sich die Redactricen und Mitarbeiterinnen angesehener Blätter je nach Art und Umfang ihrer Thätigkeit auf £ 300, £ 400, auch £ 500 und darüber. Und dann bedenken Sie die Freude an dieser Thätigkeit, die ja doch wie keine andere so voll ist des Interessanten, Verschiedenartigen, Anregenden, und Freiheit und Unabhängigkeit mit sich bringt, wie kein anderer Beruf. Und noch eins. Ich möchte bestätigen, was eine Collegin neulich betonte: es ist ein Beruf, in welchem die Frauen auf ein freundliches Zusammenarbeiten mit den männlichen Collegen rechnen können. Auch mir ist in meiner Laufbahn kein Fall vorgekommen, in welchem diese nicht gentlemen gewesen wären gegenüber der gentlewoman.“

*) Dieses Wort hat im Englischen eine bei weitem harmlosere Bedeutung als im Deutschen.

Nachdruck verboten.

Sigrid Arnoldson.

Von Otto Preuß in Berlin. — Siehe das Bild, Seite 45.

Den „schwedischen Nachtigallen“ Jenny Lind, Christine Nilsson und Alma Fohström, deren Name in der Musikgeschichte des letzten Jahrhunderts unvergänglich lebt, reiht sich im Vollbesitz ihrer künstlerischen Mittel und auf der Höhe ihres Könnens Sigrid Arnoldson an, die im Jahre 1868 geborene Tochter des berühmten Tenors Oskar Arnoldson, den man den „Mario Schwedens“ nannte. Sigrid Arnoldson's Stimme von entzückendster Klangfarbe wurde von Désirée Artôt und von dem Lehrer der Patti, von Maurice Strakosch, ausgebildet. 1886 debutirte die junge Sängerin, der neben ihrer Stimme eine ungewöhnliche Schönheit und ein hervorragendes Darstellungstalent als Mitgift wurde, mit außerordentlichem Erfolge in Moskau, worauf sie ein Engagement als Primadonna in St. Petersburg und am Coventgarden in London annahm. Im Herbst 1887 sang Sigrid Arnoldson in Amsterdam und im Haag; im Januar 1888 in der Opéra comique in Paris, im Februar in Monte-Carlo und Nizza, und im März und April dieses Jahres war sie die Primadonna des Teatro Argentino in Rom. Von hier ging die Künstlerin nach London zurück, um an Stelle der Adeline Patti am Coventgarden die Rosina, Dinorah, Somnambula, Zerline und Traviata zu singen. Seither hat Sigrid Arnoldson wohl auf fast allen bedeutenden Opernbühnen Europas gesungen, und eine große Tournée durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas unter Direction der Herren Abbey und Grau gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Ein hervorragender Musik-Kritiker schreibt von ihr: „die vielgepriesenen Zeiten aus der Blüthe der italienischen Oper in den dreißiger Jahren in Paris scheinen wieder verwirklicht, wenn eine Sigrid Arnoldson die Rosina in Rossinis Barbier durchführt, und die zum Ueberdruß gehörte Oper wird durch sie fast zu einer Neuheit. Sie ist neben Adeline Patti wohl noch diejenige, die das Vermächtniß des Gesangmeisters Strakosch am treuesten gewahrt und am ersprießlichsten verwerthet hat. Jedem ihrer Töne, sei es im getragenen, sei es im colorirten Gesange, ist ein voller Adel der Klangfarbe zu eigen. Durch keine Intonationsschwankungen, über die selbst berühmte Künstler nicht erhaben sind, trübt sie dem musikalischen Ohr den Genuß. Die Stimme, die in ihrem ganzen Umfange wie in zarten Blüthenduft getaucht erscheint, erwies sich vom tiefen H bis zum hohen D gleich wohlklingend.“ Und Henrik Ibsen schrieb der Künstlerin am 30. August 1891: „Liebe Sigrid Arnoldson! Ich denke, wir beide sind einig, wenn ich sage, daß es nicht unsere Aufgabe und unser Ziel ist, Triumphe zu feiern, sondern das Gemüth der Menschen durch Schönheitseindrücke und die Wiedergabe des Wahren zu veredeln.“

Nachdruck verboten.

Gestrandetes Fischerboot.

Zu dem Bilde von Eduard Spoerer in Düsseldorf. — Siehe Seite 41.

Windstille und Ebbe haben den Strand freigelegt, sodaß die Crewette-Fischerinnen beinahe trockenen Fußes dort dahinschreiten können, wo noch vor wenigen Stunden die Brandung tobte und ein Fischerboot gegen das versteckte Felsenriff schleuderte. Es ist eines jener Fischerboote, die mit ihren dreieckigen Segeln so zahllos den Kanal beleben, mit englischen oder französischen Fischern bemannt, die an böses Wetter gewöhnt sind und nur in die schützenden kleinen Häfen der beiden Küsten flüchten, wenn die Wetterwarten „Sturm im Kanal“ signalisiren. Diesen „Sturm im Kanal“ fürchten auch größere Schiffe als die kleinen, mit wenig Mann besetzten Fischerboote, und selbst große Ocean-Dampfer sind ihm schon zum Opfer gefallen. Sind doch der englischen wie der französischen Küste, — der Künstler hat die von ihm so fein wiedergegebene Scene offenbar an der Küste der Bretagne beobachtet, — zahlreich jene Felsklippen vorgelagert, die es nöthig machen, den Cours genau inne zu halten, wenn ein Unglück vermieden werden soll. A. B.

Nachdruck verboten.

Zum zweihundertsten Geburtstage der Caroline Neuber.

Siehe das Bild ihres Grabsteins, Seite 45.

Ein schlichter Grabstein deckt den Hügel, unter dem Caroline Neuber, die am 6. März 1697 geborene Schauspielerin, die den Anstoß zu einer Erneuerung der deutschen dramatischen Kunst gab, auf dem Kirchhof in Leuben bei Dresden ruht. Sie starb im Elend, von ihren Feinden verfolgt, von ihren Freunden verlassen und vergessen, durch die Wirren des siebenjährigen Krieges der Möglichkeit beraubt, den Kampf ums Dasein wieder aufzunehmen, am 30. November 1760 in dem Hause eines Bauern in Laubegast, bei dem sie eine letzte Zuflucht gefunden hatte. Ihr Sarg mußte über die Friedhofsmauer geschafft werden, weil der Geistliche sich weigerte, der Komödiantin die Kirchhofspforte öffnen zu lassen. Dresdener Hofschauspielern gebührt das Verdienst, sich einer Ehrenpflicht gegen die „Neuberin“ erinnert zu haben. Sie ließen 1850 das Grab neu herrichten und es durch einen schlichten Denkstein kenntlich machen. Der zweihundertste Geburtstag der Künstlerin wird nicht vorübergehen, ohne daß man einen Lorbeer auf das Grab der „berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne“ niederlegt. G. K.

Redactions-Post.

Antworten.

Fräulein C. G. in Leipzig-Gohlis. — Ihr Vers:

„Du siehst nicht in dem Leiden,
Was in Dir wühlt und jackt,
Die vielen schönen Freuden
Zertritt, was in Dir nagt.“

wäre auch dann nicht schön, wenn Sie „jackt“ orthographisch richtig mit einem g statt ck geschrieben hätten. Die Leipziger Luft hat übrigens noch keinem Dichter gut gethan. Vielleicht kommen Sie durch Ortsveränderung Ihrem Wunsch näher, eine Dichterin zu werden.

F. H. in Hamburg. — Die Skizze ist trotz allen Humors nicht gewandt genug in der Darstellung, um sich zur Veröffentlichung zu eignen. Wollen Sie uns freundlichst die Adresse angeben, unter der Sie die Rücksendung des Manuskripts wünschen.

Beuthen, Markt. — Der Roman „Trilby“ ist in deutscher Uebersetzung, bei Robert Lutz in Stuttgart, bereits in sechster Auflage erschienen.

Agnes. — Verkaufen Sie Ihr altes Spinnrad nicht. Da einige englische Prinzessinnen sich neuerdings wieder mit Spinnen beschäftigen, wird das Spinnrad auch in Deutschland wohl bald wieder einen Platz im Damenzimmer finden. Uebrigens wissen wir auch keinen Käufer; wenn es nicht ganz hervorragend künstlerisch gearbeitet ist, gehört es zum alten Gerümpel.

Zum Quartalswechsel.

In dem mit nächstem Hefte beginnenden neuen Quartal wird sich der Novelle **„Mamsell Bärbchens Maien“** von **Ernst Behrend** die Veröffentlichung der neuesten Novelle von **Georg Frhr. von Ompteda: „Die schöne Cadoranerin“** anschließen. Daneben bringen wir eine Reihe kürzerer erzählender Beiträge erster Autoren und eine Anzahl **reich illustrirter Feuilletons**, von denen wir diejenigen über altes Meißener Porzellan, Holländische Majolica, aus der Berliner und Wiener Gesellschaft, über amerikanische Frauenbildungsstätten und Ostertage in Jerusalem besonders hervorheben.

In der Unterhaltungs-Beilage gelangt der spannende Roman aus der österreichischen Gesellschaft **„Vergrabenes Pfund“** von **Maria Solina** zum Abdruck.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 7, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. April 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(1. Fortsetzung.)

„Wenn wahrhaftig! ich finde Deinen Namen, den Du selbst nicht leiden magst, wunderschön, sodaß ich nie und nirgendwo darüber spotten würde, nur eben hat mich ein bißchen 'ne Hex' gekitzelt, da mußt' ich quatschen — aber ich will gleich dreimal „Solt her! Solt her! Solt her!“ rufen, dann kommt mir keine wieder zu nah, das ist ein kräftiger Bannspruch wider das Hexenpack. Ja, ja, Mamsellchen Barbara! Und weißt Du auch, daß eine liebliche Naturerscheinung nach Deinem Namen benannt wird? Das sind die Barbara-Zweige. Von denen hat uns der Herr Rector erzählt, daß es gewöhnliche Kirschzweige sind, die man am Tage der katholischen heiligen Barbara, der ja auch Dein Geburtstag ist, vom Baum schneidet und in ein Gefäß mit lauem Wasser setzt. Das muß man auf den Ofen stellen, das Wasser aber alle zwei Tage erneuern, dann brechen an den Zweigen zur heiligen Nacht lauter Blüthen auf, und die Natur begrüßt mitten im Winter mit Frühlingsgabe das Christkindlein, das der himmlische Vater hernieder gesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne.“ Also sprach der Knabe in lehrhaftem Ton, ähnlich wohl, wie der Herr Rector den Schülern das Wunder erzählt und gedeutet hatte. Das alles, die Geschichte, der Vortrag und die Beziehung auf ihren Namen gefiel Mamsellchen dermaßen, daß sie dem August nicht nur den schlechten Witz verzieh, sondern ihn noch mehr respectirte, als bisher. Zum Beweise der Versöhnung nahm sie den weggeworfenen Apfel wieder auf und verspeiste ihn mit stark zur Schau getragenem Behagen. Als sie mit Tante Minona heimkehrte, mußte diese gehörig an dem Aepfel-Reichthum mitschleppen, den die gute Mühlenmeisterin auf Musje Augusts Bitte den beiden in die Schürzen schüttete. Die Legende von den Barbara-Zweigen hatte Mamsellchen längst vergessen, da ward ihr große Ueberraschung zu theil. Als sie am nächsten Weihnachtsfest erwachte, stand vor ihrem Bett ein Glashafen mit blüthenvollen Kirschbaum-Zweigen. Musje August von der Hegermühle habe ihn frühmorgens für die kleine Barbara gebracht, erklärte die Tante, das blühende Wunder mit kritischem Blick betrachtend, etwa ob es gut genug gerathen sei als Weihnachtsgeschenk für die vortreffliche Nichte, die es ihrerseits ganz natürlich fand, daß der Tag, an dem sie geboren war, sich auch noch durch andere hervorragende Erzeugnisse auszeichnete.

Folgende Ostern kam August Wichmann, nachdem er die Rectorschule durchgemacht hatte, in die Kaufmanns-

Gräfin Beroldingen.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.

Frau von Pachelbl-Gehag.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.

Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lehre zum alten Johann George Glienicke, zugleich mit dessen Sohn Hans. Der Prinzipal war ein sehr gerechter Mann, streng gegen sich und andere, selbst sein Wohlwollen hatte einen herben Geschmack. Noch lange nach seinem Tode zeigte man auf einem Ladentisch seines Geschäfts abseits der Stelle, wo die falschen Geldmünzen aufgenagelt wurden, drei festgemachte echte Viergroschenstücke. Es hieß, ein leichtsinniger Lehrling habe sie einst aus der Kasse gemaust; der alte Johann George habe den Diebstahl entdeckt und, um den Jungen durch Wegjagen oder Anzeige beim Polizeibürgermeister nicht zeitlebens unglücklich zu machen, ihm aber dennoch einen tüchtigen Denkzettel zu geben, die gestohlenen Geldstücke auf den Tisch genagelt, wo sie der Spitzbube jeden Morgen zu Beginn seiner Arbeit habe blank putzen müssen; durch die tägliche grausame Erinnerung an sein Vergehen sei der junge Mensch gründlich curirt worden, und habe ihn der Alte mit einem guten Zeugniß als Handlungsdiener aus der Lehre entlassen. Bei solchem Prinzipal konnten die jungen Leute sich natürlich um nichts anderes, als ihre reichbemessene Pflicht und Schuldigkeit kümmern, sodaß Bärbchen ihres Gespielen, des August Wichmann, seitdem er die Ladenschürze aus braunem Fries mit messingener Kette trug, nur noch selten ansichtig ward und auch dann nur flüchtig. Allmählich kam er ihr, wie aus den Augen, so auch aus dem Sinn, der sich mit Höherem trug als dem Schicksal eines bescheidenen Kaufgesellen; doch später, in den Kriegsjahren, wurde sie wieder ab und zu an ihn erinnert, wenn von den Schlachten die Rede war, an denen das Landwehr-Bataillon unseres Kreises, und in diesem nebst vielen anderen Stadtkindern auch er theilgenommen hatte.

Daß die Anwesenheit der beiden zur Offiziers-Charge gelangten jungen Männer bei dem Todtenfest ordentliches Aufsehen erregte, ist selbstverständlich. Nach der Kirchfeier waren sie unaufhörlich Mittelpunkt kleiner Kreise, die sich um sie bildeten und ihnen angenehme Redensarten zu hören gaben. Auch nachdem sie die Stadt wieder verlassen hatten, sprach man noch Tage lang von ihnen, besonders aber von dem stattlichen Hans Glienicke; der habe doch den Vogel abgeschossen und das eiserne Kreuz erhalten, der andere aber nur die Anwartschaft darauf, wenn später einmal durch Tod eines Ritters für ihn eins frei würde; und wie freundlich sei der Hans gegen alle seine Landsleute, hoch und gering, gewesen, trotz seiner Auszeichnungen und seiner Position als einziger Erbe des reichen Johann George; das sei ein Jüngling, auf den die Stadt in alle Zukunft stolz sein müsse, und solche Meriten, wie die seinigen, könnten nicht hoch genug geehrt werden. Letztere Meinung aber hatte sich bei den Honoratioren-Töchtern gebildet, und Oberpredigers Iduna war's, die den Vorschlag machte, dem Herrn Lieutenant ein Ehrengeschenk zu widmen, das ihm allzeit vor Augen hielte, wie hoch deutsche Jungfrauen wahre Verdienste deutscher Jünglinge zu schätzen wüßten. Der Vorschlag fand ungetheilten Beifall. Auch Mamsell Bärbchen war entzückt davon; hatte sie doch das Gefühl, es sei vom Schöpfer nur recht und billig gewesen, daß er ihr bei dem männlichen Geschlecht einen Tugend-Partner erweckt habe; jetzt sei es nicht minder recht und billig von ihr und ihrem Geschlecht, der neidlosen Anerkennung dieses Factums geziemenden Ausdruck zu verleihen. Andere Gründe für die Ehrung des schönen Kriegers hatte sie nicht, besonders sprach keine zarte Herzensstimme für ihn; im Gegentheil meldete sich eine solche für August Wichmann ganz unschuldig in Bärbchens Busen. Als die beiden Kameraden am Nachmittag des ernsten Festes, an dem alle Wirthshäuser geschlossen waren, das Haus des Herrn Stadt-Chirurgus aufgesucht hatten, um diesem als einem Mitveranstalter der Feier gebührend zu danken, vielleicht auch um das junge Mädchen, das ihnen in der Kirche aufgefallen war, nun in der Häuslichkeit ein bißchen zu beaugenscheinigen, da hatte Hans Glienicke zwar in Bärbchens Innern ein mächtiges Echo seines Ruhms gefunden, August Wichmann jedoch, unscheinbar neben dem strahlenden Kameraden, hatte durch bescheidene Worte eine behagliche Erinnerung an fröhliche Jugendzeit und damit eine recht günstige Stimmung für ihn selbst in ihr wachgerufen. Und diese Stimmung blieb so nachhaltig, daß Mamsell, als sie dem Vorschlage Iduna's zustimmte, darauf bestand, auch Herrn August Wichmann aus dem Kreise der Jungfrauen heraus zu ehren, da er doch auch einige Meriten um die Befreiung des Vaterlandes habe, wennschon nach Maßgabe seiner geringeren Fähigkeit weniger in die Augen springende, als sein Kampfgenosse. Mamsell Iduna, die sich in den schmucken Hans verschossen hatte, gönnte ihm allein den beabsichtigten Triumph und fand auch Anhängerinnen ihrer engherzigen Meinung, andere Freundinnen traten auf Bärbchens Seite. Jetzt gab's einen hitzigen Kampf der Ansichten und Zungen —

Drei Weiber, drei Frösche, drei Gänse dabei,
Machen einen Jahrmarkt mit ihrem Geschrei.

Doch das Ergebniß der Kaffeeschlacht war der Sieg der gerechten Sache. Für Hans Glienicke, der, wie man wußte, eine schöne Stimme hatte und sich zum Gesang auf der Guitarre begleite, fertigte Iduna ein hoffnungsgrünes Guitarrenband an, auf das die Mädchen Rosen und ihre eignen Namen stickten; August Wichmann aber erhielt ein beim Buchbinder erstandenes Stammbuch, auf dessen erstes Blatt Mamsell Bärbchen einen Altar mit Emblemen des Krieges und des Friedens malte, und sämmtliche Spenderinnen ihre Namen schrieben. Die Geschenke wurden mit dem Thieme'schen Frachtwagen, der wöchentlich zweimal zwischen unserer Stadt und Berlin verkehrte, an die Bedachten abgeschickt, worauf mit wendender Post ein kurzes Dankschreiben des Herrn Lieutenants und Regierungs-Supernumerarius Wichmann an Mamsell Iduna's Adresse gelangte; Hans Glienicke aber kam an einem der nächsten Sonntage mit Extra-Post hierher gefahren, um den werkthätigen Verehrerinnen der Reihe nach in ihren Familien persönlich Dank zu sagen. Dadurch ward sein Ruf als eines höflichen, in Sachen der Schicklichkeit wohlberathenen jungen Menschen ins Unermeßliche gesteigert.

Es dauerte nicht lange, da kam er wieder, aber aus anderem Anlaß. Seinen Vater, den alten Johann George, hatte ein plötzlicher Schlagfluß aufs letzte Lager gestreckt, und Hans mußte das Geschäft übernehmen. Er war nun ein vermögender Mann geworden, denn wenn man auch in jener Zeit allgemein von den Märkischen sagen mußte: „Der Beutel leer, und schmal der Schmeer," so hatten doch einzelne selbst in den Tagen der blutigen Aussaugung, sowie in denen der bereitesten Opferwilligkeit es verstanden, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zu diesen klugen Leuten hatte Glienicke senior gehört. Darob durfte sein Erbe, der Hans, wohl lachen, nachdem er sich die Thränen der Trauer aus den Augen gewischt hatte, und das that er denn auch. Unter seinesgleichen war er ein fröhlicher Kumpan, den Armen ein fröhlicher Geber; man hat seither in der Stadt nicht wieder einen Bürger so nach Aller Herzen gehabt, als dazumal den jungen Kaufherrn und Branntweinbrenner Hans Glienicke. —

Mittlerweile war unser Bärbchen siebzehn Jahre geworden und, wie Tante Minona sowohl, als auch die Mütter der anderen unbegebenen Töchter ihr nicht selten versicherten, eine Person von sehr adrettem Aussehen und Benehmen. Die von solchem Lob Betroffene nahm es als selbstverständlich hin, hätte sie es doch für ein Unding der Natur erachtet, alle die innerlichen Schätze, die man an ihr rühmte, in einem unschönen Gefäß aufzuspeichern. Daher affectirte sie gar keine Eitelkeit auf ihr Aeußeres, was ihr wiederum als eine löbliche Eigenschaft angerechnet wurde. Weil sie sich also einen Ausbund innerer und äußerer Vortrefflichkeit dünkte, nahm es sie durchaus nicht Wunder, daß eines schönen Tages Herr Hans Glienicke bei ihrem Vater, dem Herrn Stadt-Chirurgus, um ihre Hand anhielt und ihr durch diesen ausrichten ließ, er habe zeitlebens noch keine sehnlichere Hoffnung gehegt, als auf ihr Jawort. Sie erbat sich zwar, weil es die Schicklichkeit forderte, drei Tage Bedenkzeit, doch war sie von vornherein keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Vorsehung nichts Gescheiteres und ihr selbst Zusagenderes hätte ersinnen können, als den Ehebund zweier schon in jungen Jahren in der Schätzung der Mitmenschen so hochgestellter Leutchen, wie der ehr- und tugendsamen und nicht minder reizenden Mamsell Bärbchen und des wohlachtbaren, vermögenden und überaus stattlichen Herrn Hans Glienicke. Alles, was in den drei Tagen durch ihr Köpfchen ging, sprach zu Gunsten des Freiers und verhieß den gegenwärtigen wie zukünftigen Geschlechtern der Stadt einen gar vorbildlichen Ehestand; deshalb erklärte sie nach Ablauf der Frist ihrem Herrn Papa, sie sei entschlossen, dem Herrn Hans ihre Hand zu reichen, diesem wie sich selbst zu wahrhaftem Glück und Segen. —

Es ist ein recht landläufiges Sprichwort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt", aber wer den Reim ersonnen, hat ein unverwüstlich Stück geliefert. Und mit nichts Besserem könnt' ich die Erzählung von dem einleiten, was sich nun in Mamsell Bärbchens Leben ereignete.

Hans Glienicke war ein junger Mann, dem die Lebenslust aus den Augen funkelte. Jäh und heftig auflodernd wie dieser Abglanz seiner Seele, waren auch nicht selten sein Entschließen und Handeln. Auf dem offenen Markt des Lebens ebenso wie in Dingen weltentrückter Heimlichkeit. Ein stürmischer Bräutigam, der bei seinen Liebkosungen gar oft wilde Zärtlichkeit zeigte und — verlangte, sodaß das Bärbchen sich mitunter in Schreck und Scham seinen Umarmungen entwand. Sah er dann, wie er das junge Mädchen durch sein Ungestüm gekränkt hatte, so suchte er's durch lustigen Scherz oder artiges Benehmen wieder gut zu machen; hin und wieder aber, und zwar erst, als sie ein paar Monate verlobt waren, brach auch häßlicher Unmuth bei ihm durch und: „Sprödes Ding!" rief er dann wohl, „ich kann an Weibern solch Sperren und Zerren nicht leiden!"

Ach, das war's: „An Weibern!" — Hans Glienicke, — der abergläubische Raths-Apotheker hat's hernach erzählt, — war so unvermuthet in das zeitliche Dasein getreten, daß man in Ermangelung eines Lakens das Kind zuvörderst in eine Frauenschürze gewickelt hatte. Aus solchen Kindern aber werden später Schürzenjäger, hat der Herr Raths-Apotheker gemeint, und in diesem Falle hat ihn sein Aberglauben nicht betrogen.

Erst wie aus weiter Ferne und mit zaghaftem Schritt ließ es sich vernehmen, dann nah und immer näher und aufdringlicher trat schlimmes Gerücht an das Ohr des unschuldsvoll vertrauenden Mädchens heran und raunte ihr zu, Hans Glienicke, ihrer Gedanken Stolz, gehe auf dunkeln Wegen und reise deshalb so oft nach Berlin, um dort in Gesellschaft leichtfertiger Frauenzimmer seine Zeit todtzuschlagen. Die erste Andeutung traf sie wie ein scharfer Stich, doch der Schmerz ging schnell vorüber, weil starkes Vertrauen die Wunde alsbald schloß. Wiederum ward ihr schlimme Kunde zugetragen, aber sie wollt' nicht dran glauben. Und immer wieder böses Gerücht. Schlangenbrut des Zweifels kroch aus dem Samen der zischelnden Angeberei hervor, — aber das Mädchen schwieg aus Angst, Scham, Stolz. Sie schwieg vor dem Manne, der ein Betrüger an ihr sein sollte, schwieg vor dem Vater, der Tante, versuchte es einmal und immer von neuem, zu glauben, daß die argen Reden Lügen seien. Da geschah etwas Schreckliches. Wie ein Blitz schlug die Nachricht ein, daß Hans Glienicke, der wieder einmal nach Berlin gereist war, dort von einem Offizier im Duell erschossen worden. Wie es dazu gekommen, wie die blutige That vor sich gegangen, darüber verlautete nichts Sicheres; nur das erzählten sich die Leute, es habe sich um eine thätliche Beleidigung gehandelt, deren Veranlassung ein Frauenzimmer von schlechtem Ruf gewesen sei. Mehreres hörte die unglückliche Braut nicht und wollte sie nicht hören. In aller Stille wurde der Erschossene auf einem Berliner Friedhof bestattet; sie war daheim geblieben. Wohl erfaßte sie tiefes Mitleid mit dem jählings Dahingefahrenen, aber die Thränen, ehe sie hervorströmen konnten, trieb Zorn über die schmähliche Täuschung und deren Urheber in ihren Quell zurück. All ihr Vertrauen auf ein von der öffentlichen Meinung getragenes Glück gebrochen! Und sie selbst, bisher eine Erscheinung, die nur Bewunderung erzeugte, jetzt der Gegenstand unleidlichen Bedauerns!

Das war schweres Ungemach, von dem sich die knapp Achtzehnjährige betroffen fühlte. Aber sie hatte sich von Kind auf zu beherrschen gewußt und trug auch jetzt ihr Geschick mit Würde. Ja, so sehr mit Würde, daß das Bedauern der Leute gar schnell in die schmerzlich entbehrte Bewunderung umschlug, infolgedessen Mamsell Bärbchen das schreckliche Geschehniß und ihre eigene Lage heimlich mit anderen Augen zu betrachten begann. Als sie nun gar wahrnahm, wie schnell der Makel, mit dem Hans Glienicke zuletzt seinen Namen behaftet hatte, aus dem Gedächtniß der Leute weggelöscht wurde, während die Erinnerung an seinen früheren tadellosen Wandel blieb, und sein ritterlicher Ausgang auf die abgeschlossene Lebensbahn hell zurückstrahlte, da verfiel sie auf die Idee von einem unersetzlichen Verlust, den sie zeitlebens innerlich und äußerlich zu betrauern verpflichtet sei. Und tugendeifrig, wie sie bei aller Eitelkeit nun einmal war, beschloß sie, ein herrliches Beispiel unwandelbarer Treue übers Grab hinaus zu geben.

Ein Jahr war vergangen, und noch immer bewegte sich Mamsell Bärbchen in düsterer Trauertracht und mit nonnenhafter Strenge unter ihren lebeseligen Freundinnen. So sah sie auch ihr Spielgenoß von ehedem, August Wichmann wieder, den sein Schicksal zu jener Zeit als wohlbestallten Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer in die Vaterstadt zurückführte. Man hatte von dem bescheidenen jungen Mann inzwischen nichts gehört, gleichwohl herrschte in der Bürgerschaft große Zufriedenheit mit seiner Berufung in das wichtige Amt; aber auch die, denen der amtliche Standpunkt nicht viel galt, freuten sich, insbesondere die junge Gesellschaft, die ihm vor Jahr und Tag seine Verdienste um das Vaterland schwarz auf weiß bestätigt hatte.

An einem frostigen Wintersonntage war es, als er sich zum ersten Male nach dem Amtsantritt in des Herrn Chirurgus Hause einfand, um die schickliche Visite zu machen. Da erschien es denn der Mamsell geradezu rührend, wie er mit gefühlvollen Worten ihre andauernde Trauer zu ehren wußte, und wie seine ernsten, freund-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Augen ein reiches Maß von Anerkennung ihres gottseligen Verhaltens offenbarten. Welch wohlthuender Beweis dafür, daß sie doch immer richtig handelte, und daß es ein besser Ding, auf der klar bezeichneten Bahn erhabener Grundsätze zu schreiten, als auf den weiten Gefilden seichter Lebensgewohnheiten herumzuschweifen!

Wie vormals der glänzende Hans Glienicke, so war jetzt bald der schlichte August Wichmann der Liebling der hiesigen Honoratioren, der jungen und alten. An heirathsfähigen Jungfrauen herrschte schier Ueberfluß, an jungen Männern, die einen rechtschaffenen Hausstand begründen konnten, allerdings kein Mangel, aber Zuzug von letzteren vermehrte die Aussichten der ersteren. Auf der einen Seite Mamsell Bärbchen und ihre Freundinnen, auf der anderen der neue Herr Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer, ferner der Herr Hülfsprediger Frommann, der als Student den heiligen Krieg mitgemacht und sich ebenso persönlich tapfer als in Kommiß-Sachen unanstellig benommen hatte, sodaß er wohl mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden, doch gemeiner Landwehrmann geblieben war; dann der junge Wundarzt Splitter, der seine gute Nahrung fand, indem der Herr Stadt-Chirurgus sich mit zunehmenden Jahren mehr und mehr schonen mußte; dann die beiden Bürgerschul-Lehrer Müller, die nicht mit einander verwandt waren und überall Herr Eins und Herr Zwei genannt wurden, ein paar unzertrennliche Freunde, die sich nichtsdestoweniger wie ein paar Kampfhähne unaufhörlich zankten; dann der Herr Provisor Kreideweiß, der just so abergläubisch war, wie sein Principal, der Raths-Apotheker, und eine wahre Lust daran fand, sich von den alten Kräuterweibern, die ihren Camillen-Kram in das Laboratorium brachten, die dümmsten Märchen aufbinden zu lassen; und noch andere junge Männer waren da, die allesammt in freundschaftlichem Verkehr standen, heute abend bei dem einen und morgen bei dem anderen zu ergötzlicher Unterhaltung bei Dünnbier und einer Pfeife Tabak sich vereinigten, denn solch Wirthshauslaufen, wie jetzt, war damals unbekannt; auch kamen sie ab und zu bescheidentlich in die Damenkränzchen, wo noch nach guter alter Sitte Flachs gesponnen und Weißzeug genäht wurde. An schönen Sommertagen aber, gelegentlich auch im Winter, arrangirten die jungen Herren Spaziergänge nach der Heidesörsterei oder diesem und jenem Nachbardorf, zu denen sie die Mamsellen abholten. Wie seelensvergnügt war man doch da bei dünnem Kaffee und den in Pompadours mitgebrachten Zwiebäcken oder bei einem Gläschen Punsch, mit dem die Herren ihre Begleiterinnen zu tractiren nicht unterließen, wenn das Wetter danach angethan war!

In dem schwarzen Habit, das ihr, wie sie wußte, so vornehm stand, machte Mamsell Bärbchen nach Ablauf des Trauerjahres alle diese harmlosen Vergnügungen mit, stets von unnahbarer Hoheit, aber niemals ein störendes Element, denn sie verstand es ausgezeichnet, ihrer Ernsthaftigkeit eine Portion Milde und gewissermaßen mütterlicher Theilnahme an dem Gebahren der anderen beizumengen, sodaß sie nach wie vor das verehrte Oberhaupt von Gottes Gnaden in der jungen Gesellschaft blieb; bei den Alten stand sie womöglich in noch höherer Geltung.

Der neue Herr Postmeister, sowie Accise- und Steuereinnehmer, war derselbe bescheidene Mensch, wie einstmals der Musje August; aber inzwischen hatte er sich doch durch das Leben auch für den geselligen Verkehr erziehen lassen, dem er sich jetzt unbeschadet gewissenhafter Amtsführung mit unverkennbarer, nichtsdestoweniger stets von feiner Lebensart zeugender Fröhlichkeit widmete. Besondere gesellige Talente hatte er nicht; die Herren hielten ihn wegen der Zuverlässigkeit seines Charakters werth, die jungen Mädchen, soweit sie nicht andere heimliche Inclination hatten, fanden ihn lieb und schmuck, die Mütter schätzten ihn als gute Partie hoch. Er selbst behandelte alle stillen Verehrerinnen mit gleichmüthiger Freundlichkeit, leidenschaftslos und brüderlich galant. Gleichwohl fühlte Bärbchen bald mit feinem Spürsinn heraus, daß solches Benehmen nur ihren Kameradinnen gegenüber ungekünstelt, dagegen in Betreff ihrer Person nicht ganz frei von Zwang war, und daß er, hätte ihm nicht die Achtung vor ihrer gleichsam immergrünen Trauer Beherrschung auferlegt, ihr gegenüber gern die Rolle des brüderlichen Cavaliers mit der des Liebhabers vertauscht haben würde. Doch ihre nonnenhafte Absonderlichkeit schob jedem in ihm aufkeimenden Gelüst nach Veränderung seiner Beziehung zu der Mamsell einen starken Riegel vor.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Meteor.

Eine abenteuerliche Geschichte von Paul Schellhas in Steinau a/O.

Die Sonne war schon untergegangen, und die Luft war empfindlich kühl. Am dunkelnden Abendhimmel begannen die ersten Sterne hervorzutreten.

Wir saßen im geschlossenen Wagen. Neben mir der Kreis-Physikus, der schweigend seine Cigarre rauchte, mir gegenüber der Gerichts-Secretär, der niemals rauchte, Vegetarianer war und behauptete, daß alle „fleischfressenden" Menschen an „Ueberernährung" litten.

Wir kamen von einer Obduction. In einem Dorfe war auf der Jagd ein Treiber erschossen worden. Die Obduction hatte lange Zeit in Anspruch genommen infolge der schwierigen Umstände und der mangelhaften Vorbereitungen. Ich dachte an die eigenthümliche Scene zurück: Der Tanzsaal des Dorf-Wirthshauses, wo die Leiche auf einem improvisirten Brettertisch lag, daneben am Boden der billige, schwarzlackirte Sarg, an den Rändern innen mit Spitzen aus weißem Papier beklebt, auf denen gedruckte, fromme Sprüche standen, — nun, es konnte dem armen Alten, der um ein paar Groschen zu verdienen, als Treiber mitgewirkt hatte, am Ende gleich sein, ob er in einem Prunksarge oder in einer Bretterkiste beerdigt wurde, — er war bei Lebzeiten wohl auch nicht anspruchsvoll gewesen. Als der Kreis-Physikus seinen Magen geöffnet hatte, constatirte er, daß er „leer" war — an „Ueberernährung" hatte der Arme nicht gelitten, als ihm das Schrotkorn eines unvorsichtigen Schützen die Hals-Schlagader durchbohrte. — Nach solchen Eindrücken kommt man immer wieder darauf zurück, daß das Leben traurig ist — unsäglich traurig. — Und die Pferde schienen mit ihrem taktmäßigen Hufschlag diese Thatsache zu wiederholen: „unsäglich traurig", „unsäglich traurig", so klang mir ihr langsames Trab-Tempo an die Ohren. —

Das Gespräch war versiegt. Ich hatte es längst als nutzlos aufgegeben, den Secretär von der Unschädlichkeit eines Beefsteaks zu überzeugen, und der Kreis-Physikus paffte nachdenklich gegen die Scheiben des Wagenfensters.

„Eine Sternschnuppe!" sagte er nach einer Weile, zum Himmel deutend. Als ich hinaussah, war es natürlich zu spät.

„Sie hätten Sich etwas wünschen sollen," entgegnete ich. „Sie wissen doch: ein Wunsch, den man beim Fall einer Sternschnuppe ausspricht, geht in Erfüllung."

„Das habe ich gethan. Ich wünschte, daß Sie heut Abend ein paar Flaschen Sect zum Besten geben."

„Ich habe keine Verantwortung dafür übernommen, daß solche Wünsche in Erfüllung gehen," wehrte ich ab. „Es sollen auch Fälle vorkommen, wo der Wünschende enttäuscht wird."

Aber während ich sprach, fiel schon wieder eine Sternschnuppe aus derselben Richtung.

„Ich wünsche, daß ich bald aus dem kleinen Nest versetzt werde," sagte der Kreis-Physikus jetzt eilig. „Ich sehne mich in die große Welt."

„Schade! Der erste Wunsch ist damit aufgehoben."

„Na," meinte der Kreis-Physikus, „wenn nur der zweite in Erfüllung geht. — Aber sehen Sie, was ist das?"

An derselben Stelle des Himmels, wo die beiden Sternschnuppen gefallen waren, tauchte jetzt ein heller, glänzender Stern auf, der sich schnell vergrößerte.

„Ein Meteor!" rief ich.

Es fand offenbar an dieser Stelle des Himmels ein Fall kosmischer Massen in die Atmosphäre der Erde statt; Trümmer und Brocken ehemaliger Weltkörper geriethen in den Bannkreis der Anziehung unseres Planeten und verbrannten in Folge der ungeheueren Geschwindigkeit durch Reibung in der Luft. Die Sternschnuppen waren in größeren Höhen schon ausgebrannt und in Staub verwandelt, ein größerer Brocken gelangte in Gestalt eines Meteors in tiefere Schichten der Atmosphäre.

Das Meteor vergrößerte sich schnell, es schien sich mit rasender Geschwindigkeit der Erde zu nähern. Allmählich nahm es die Gestalt eines Kometen an, ein langer feuriger Schweif folgte ihm nach, wie einem fliegenden Feuerwerks-Körper. In kurzer Zeit hatte es die Größe der Mondscheibe angenommen, es strahlte in einem blendend hellen weißen Licht, das mich an verbrennenden Magnesium-Draht erinnerte. Die Landschaft fing an sich ringsum zu erhellen, man hörte ein dumpfes, zunehmendes Rollen, wie von fernem Donner, — der funkensprühende Schweif dehnte sich über den halben Himmel aus. —

„Herr Kreis-Physikus!" rief ich. „Das Meteor fällt in unserer Gegend nieder."

Ehe ich ausgesprochen, flammte es tageshell auf, ein furchtbares Sausen, Heulen, Pfeifen und Krachen ließ die Erde erdröhnen, ein Donner, als ob zehn Gewitter auf einmal losbrächen, ein Sturmwind, der unseren Wagen umzuwerfen drohte, — dann ein Schlag, ein Knall, — ich fühlte eine Erschütterung, als ob mein Körper in Atome zersprengt würde und verlor die Besinnung. — — —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, war alles still. Ich saß in meiner Wagenecke, in die ich zurückgesunken war, der Kreis-Physikus lehnte in der anderen, den Kopf hintenüber, der Secretär lag quer über dem Vordersitz, beide waren anscheinend bewußtlos. Unsere Acten, Papiere und Bücher, auch die Tasche, worin der Kreis-Physikus einen kleinen Imbiß und zwei Flaschen Wein mitgenommen hatte, lagen bunt durcheinander am Boden. Die Scheiben des Wagens waren zersprungen, aber sie saßen noch in den Rahmen; die kleine Laterne an der Wagendecke brannte noch.

Es herrschte tiefe Stille. Der Wagen hielt unbeweglich. Ich blickte durch die Fenster: dichter Nebel und Dunkelheit umgaben uns. Dann machte ich mich daran, den Kreis-Physikus und den Secretär ins Leben zurückzurufen. Als ich aufstand, fühlte ich, daß mich alle Glieder schmerzten.

Ich rieb und rüttelte die beiden aus Leibeskräften. Endlich schlugen sie die Augen auf. Ein Schluck aus der Weinflasche, die glücklicherweise auf eine Reisedecke gefallen und ganz geblieben war, that uns gute Dienste.

„Was ist geschehen?" fragte der Kreis-Physikus sich mühsam aufrichtend.

„Wir haben etwas erlebt, was selten ein sterblicher Mensch erlebt," entgegnete ich. „Einen Meteor-Fall aus nächster Nähe."

„Und wir können Gott danken, daß wir so davon gekommen sind," fuhr der Kreis-Physikus fort. „Wenn das Meteor uns getroffen hätte, so wäre keine Spur von uns übrig geblieben. Wir wären mitsammt unserem Fuhrwerk tief in die Erde hineingeschlagen worden."

„Meine linke Hand ist verstaucht!" klagte der Secretär.

„Seien Sie froh, daß es weiter nichts ist! Aber welchem glücklichen Zufall haben wir es zu verdanken, daß die Pferde nicht durchgegangen sind? Denken Sie, wenn wir in unserem hilflosen Zustande umgeworfen wären!"

Unser Wagen hatte vorn ein kleines Fenster. Ich sah hinaus. Der Nebel und die Finsterniß schienen etwas nachgelassen zu haben, ein schwacher Lichtschimmer war draußen zu sehen. Lange spähte ich hinaus, bis sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Endlich sah ich: der Kutschbock war leer. Die Pferde schienen halb auf der Erde zu liegen. Ihre Hinterkörper sah ich hervorragen, dagegen schienen sie nach vorn gestürzt zu sein. Wenn sie in den Vorderbeinen zusammengebrochen waren, so konnten sie doch unmöglich in dieser Stellung geblieben sein. Zudem bemerkte ich auch keinerlei Bewegung an ihnen. Ich strengte mich vergeblich an, weiter nach vorn zu sehen; die Sache blieb räthselhaft.

„Einer von uns muß aussteigen," sagte ich, „sobald wir uns genügend erholt haben. Der Kutscher scheint vom Bock gefallen zu sein, und die Pferde sind anscheinend auch verunglückt."

Der Kreis-Physikus fühlte sich zuerst dazu im stande. Etwas schwerfällig stand er auf, öffnete den Schlag und schickte sich an, auszusteigen.

„Mir sind die Knochen immer noch wie zerschlagen!" stöhnte er, während er vorsichtig in der Dunkelheit mit dem rechten Fuß den Erdboden zu erreichen suchte. Er blieb eine Weile in dieser Stellung, dann stieg er wieder in den Wagen.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte er. „Ich kann den Boden nicht finden. Unsere Trittbretter sind doch ziemlich niedrig, und ich habe mich ganz herabgebeugt. Ich möchte nicht einen Sprung ins Dunkle riskiren. Der Wagen scheint hart am Chaussée-Graben zu stehen."

Der Secretär rieth zu einem Versuch auf der anderen Seite. Auch hier blieb der Kreis-Physikus einige Zeit wie ein Akrobat mit einem Bein auf dem Trittbrett stehen und angelte mit dem anderen in der Luft herum. Das Resultat war dasselbe.

„Der Wagen muß quer über dem Chaussée-Graben stehen," sagte er dann, „sonst kann ich mir die Sache nicht erklären."

„Wir können ja mit einem Stock sondiren oder lothen, wie auf einem Schiff," schlug ich vor.

Der Secretär reichte uns seinen Spazierstock. Der Kreis-Physikus stieg abermals auf das Trittbrett und langte mit dem Stock herunter. Vergeblich. Auf beiden Seiten des Wagens erreichte er den Boden nicht; der Stock war zu kurz.

Zufällig fand sich in der Wagentasche ein Knäuel Bindfaden. Der Kreis-Physikus wickelte einen Theil des Bindfadens ab und band den Stock daran fest. Dann ließ er diese Sonde langsam hinab.

Mir fing die Sache an langweilig zu werden, und die Aengstlichkeit des Physikus schien mir übertrieben.

„So machen Sie doch kurz entschlossen einen kühnen Sprung!" rief ich. „Abgründe giebt es doch hier in der Gegend nicht."

„Doch!" entgegnete der Arzt mit veränderter Stimme und trat eilig und schaudernd in das Innere des Wagens zurück. „Doch! Hier giebt es Abgründe! Der Bindfaden ist ganz abgewickelt, und ich habe keinen Grund gefunden."

Erstaunt traten wir jetzt alle an die Thür. Da hing der Bindfaden, der doch nach meiner Schätzung reichlich hundert Meter lang sein mochte, senkrecht in die Dunkelheit hinab. Wir faßten ihn prüfend an: kein Zweifel, der Stock am unteren Ende hing frei schwebend in der Luft, man fühlte das deutlich, wenn man den Faden anhob.

Aufs höchste gespannt machten wir den Versuch auf der anderen Seite des Wagens. Die Schnur rollte langsam ab — ohne daß der Boden erreicht wurde.

Wir standen stumm und betreten da. Unter unserem Wagen mußte ein Abgrund von über dreihundert Fuß gähnen! Wie war das möglich?!

„Diese entsetzliche Dunkelheit!" klagte der Secretär. „Wenn man wenigstens etwas sehen könnte!"

Ich warf einen Blick auf die Uhr. 9 Uhr abends! Da war bei bedecktem Himmel die Dunkelheit allerdings erklärlich. Und überdies schien ein dicker Nebel zu herrschen. Man roch förmlich den feuchten Dunst. Dazwischen machte sich ein Geruch nach Rauch und Staub bemerkbar.

„Erscheinungen, die offenbar mit dem Meteor-Fall zusammenhängen," sagte der Physikus, als ich ihm meine Wahrnehmungen mittheilte. „Das niederstürzende Meteor hat die Luft mit Wasserdampf und Staub angefüllt."

„Und eine Spalte in die Erde geschlagen, wie bei einem Erdbeben!" jammerte der Secretär. „Jetzt ist mir die Sache klar! Unser Wagen hängt über dem Abgrund, den das fallende Meteor geschlagen hat!"

„Das wäre eine Erklärung, wenngleich eine etwas unwahrscheinliche," meinte der Physikus. „Aber, zum Teufel, selbst in diesem Falle muß man doch an derjenigen Stelle den Wagen verlassen können, wo dieser auf dem Erdboden steht! Er kann doch nicht über dem Abgrund, wenn einer vorhanden ist, schweben, sondern muß nach den einfachen Gesetzen der Physik auf ganz bestimmten Punkten ruhen, um das Gleichgewicht zu bewahren."

„Um Gottes Willen!" rief der Secretär angstvoll. „Bleiben wir alle still auf unseren Plätzen sitzen! Wie leicht können die Erschütterungen bei unserem Umherlaufen den Wagen aus dem Gleichgewicht bringen, und dann stürzen wir in den Abgrund."

Im ersten Schreck setzten wir uns alle wie auf Commando nieder und dachten schaudernd an die Möglichkeit, mit dem Wagen in eine unbekannte dunkle Tiefe zu stürzen.

„Es ist am besten," nahm ich das Wort, „ruhig sitzen zu bleiben und abzuwarten, bis es hell wird. Wir müssen uns in die Nothwendigkeit finden, die Nacht im Wagen zuzubringen."

„Um keinen Preis!" rief der Kreis-Physikus. „Meine Frau würde sich zu Tode ängstigen! Uebrigens glaube ich an die Hypothese von dem Abgrund noch gar nicht. Wie kann ein fallendes Meteor einen Abgrund hervorrufen! Unsinn! Wer weiß, wie die Sache zusammenhängt. Ich habe auch keine Lust, mich hinterher auslachen zu lassen, wenn wir morgen früh hier auf der Chaussée im Wagen schlafend gefunden werden."

Mit diesen Worten erhob er sich und ergriff den Spazier-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

stock unter lautem Protest des Secretärs und vergeblichen Warnungen von meiner Seite.

„Was wollen Sie thun?“ fragte ich, während der Secretär uns himmelhoch bat, sitzen zu bleiben, und in der Angst den Spazierstock am anderen Ende krampfhaft umklammert hielt.

„Ich will feststellen, auf welchen Rädern der Wagen steht. Dazu brauche ich den Stock, um die Räder anzustoßen. Diejenigen, die sich drehen lassen, schweben frei, die dagegen feststehen, müssen auf dem Boden ruhen.“

Der Gedanke war praktisch. Es gelang dem Physikus, dem Secretär den Stock endlich zu entreißen. Er öffnete mit der größten Vorsicht die Thür, bog sich nach hinten hinaus und versuchte das linke Hinterrad des Wagens durch Einsetzen des Stockes in die Speichen zu drehen.

„Das Rad steht nicht auf,“ berichtete er. „Es dreht sich.“

Jetzt wurde der Versuch mit dem rechten Hinterrad gemacht. Auch dieses ließ sich drehen.

Etwas schwieriger war die Sache mit den Vorderrädern, die nicht so leicht zu erreichen waren. Endlich gelang es. Beide ließen sich drehen!

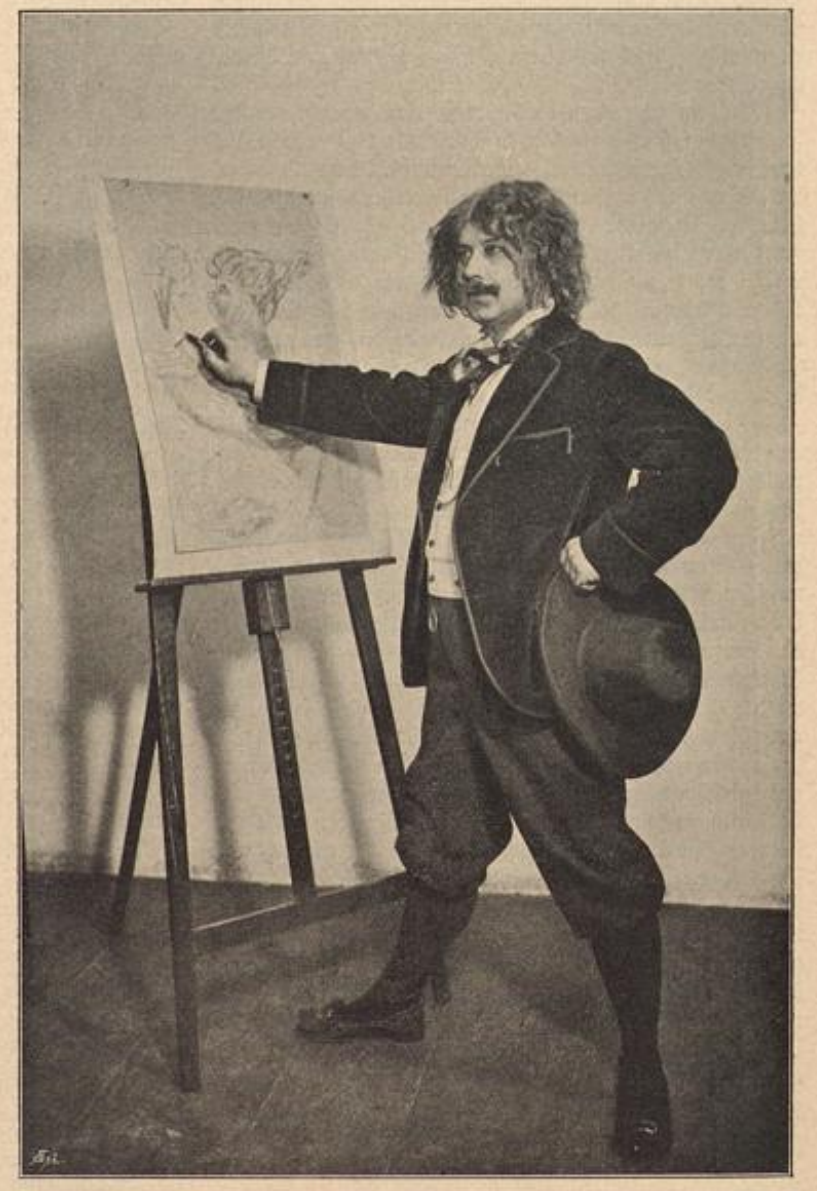
Fräulein von Prillwitz.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin W.

Fräulein Bürgers.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin W.

Prinzessin Friedrich zu Solms-Braunfels, geb. Gräfin Westphalen.
Nach einer Photographie von H. von Perckhammer, Hof-Photograph, Meran.

Lieutenant von Lekow.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph, Berlin W.

Fräulein von Radowitz.
Nach einer Photographie von E. Sellin & Co., Berlin W.



Herr von Woikowsky-Biedau als Prof. Schmierinski.

Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Jetzt läßt mich mein Verstand im Stich!“ sagte der Physikus sehr bestürzt. Deutlich hörte man das langsame Rollen des Rades um seine Achse.

„Der Wagen muß also mit dem Kasten oder mit den Achsen auf dem Gipfel einer Erhöhung stehen,“ bemerkte ich, „eine andere Möglichkeit giebt es nicht. Daher auch die große Stabilität.“

Der Secretär, der wieder etwas Muth zu bekommen schien, machte darauf den Vorschlag, das Fenster, welches nach dem Kutschbock führte, auszuheben, die Oeffnung mit einem Taschenmesser zu erweitern und dann auf den Bock zu steigen, von wo man vielleicht trotz der Dunkelheit etwas Ueberblick über die Situation gewinnen konnte.

Der Gedanke wurde ausgeführt. Wir schnitten das Leder des Verdecks rings um die Fensteröffnung so weit aus, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte und klappten das ausgeschnittene Stück herunter.

Der Physikus, der schon sehr ungeduldig war, zwängte sich mit unserer Hülfe hindurch und erreichte den Kutschbock.

Nach einer geraumen Zeit kam er zurück. Er sah bleich aus, und auf seiner Stirn bemerkte ich Schweißtropfen.

„Die Sache fängt an, mir im höchsten Grade unheimlich zu werden,“ sagte er. „Die Pferde schweben regungslos frei in der Luft! Ich weiß nicht, ob das eine Sinnestäuschung ist, oder ob mein Verstand nicht mehr richtig functionirt. Sie müßten doch nach unten hängen, wenn sie keinen Boden unter den Füßen haben. Aber sie schweben, ich versichere Sie, sie schweben, auf allen Vieren, ein wenig nach vorn übergebeugt, und scheinen beide todt zu sein.“

Ich begann im Ernst die Möglichkeit zu erwägen, daß der heftige Schlag auf den Verstand des Arztes nachtheilig eingewirkt hatte. Aber er blieb bei seiner Behauptung, und so war es das einfachste, sich selbst zu überzeugen. Unter vielen Schwierigkeiten kletterte ich ebenfalls auf den Kutschbock.

Der Anblick, der sich mir bot, war in der That unheimlich und räthselhaft. Die tiefe Dunkelheit schien durch einen dichten Nebel, in den wir eingehüllt waren, noch undurchdringlicher zu sein; nur ein ganz mattes Licht, ein schwacher Schimmer, wie in einer Mondnacht bei stark bedecktem Himmel, erhellte ein wenig die nächste Umgebung und gestattete einen auf wenige Meter beschränkten Ausblick.

Zigeuner Janko und sein Begleiter.
Portraits aus der Berliner Gesellschaft. — Siehe den Artikel Seite 54.

Wo wir uns befanden, war nicht zu erkennen; der Boden war nicht zu sehen, auch in der Umgebung unseres Standpunktes war durch den Nebel alles den Blicken entzogen. Aber so viel war zu sehen, daß der Physikus Recht gehabt hatte. Die Pferde schwebten in den sonderbarsten Stellungen in der Luft. Es sah aus, als ob sie erstarrt wären, oder als ob sie nicht lebende Wesen, sondern ausgestopfte Präparate wären. Sie ließen die Köpfe hängen, hielten die Beine theils gekrümmt, theils ausgestreckt, wie im Trabe; mit einem Wort, es sah aus, als ob sie mitten im Lauf plötzlich in den Stellungen, die sie gerade inne hatten, fixirt wären, als lebende Moment-Photographien. Ich beugte mich so weit hinunter wie möglich, konnte indessen unter den Pferden keinen Erdboden sehen, obgleich ihre Hufe deutlich wahrnehmbar waren. Sonach war kein Zweifel, daß sie frei in der Luft schwebten. Aber was hielt sie in dieser sonderbaren, allen Gesetzen der Schwere hohnsprechenden Stellung? Wenn sie todt waren, — und das war mit Sicherheit anzunehmen, denn sie verhielten sich vollkommen regungslos, — so mußten sie doch schwer in den Geschirren an der Deichsel nach unten hängen. So aber schienen sie nur ein wenig nach vorn übergebeugt, eine Stellung, die, von hinten gesehen, den Eindruck erwecken konnte, als seien sie in den Vorderbeinen zusammengebrochen. Vergeblich strengte ich meinen Verstand an, um dieses Räthsel zu lösen, vergebens suchte ich mit den Blicken das schauerliche Dunkel zu durchdringen, das uns umgab. Endlich beschlich mich ein leises Grauen vor dem Unheimlichen und Unfaßbaren unserer Lage, und ich kletterte eilig in den Wagen zurück.

Wir sahen einander rathlos an.

„Es bleibt nichts anderes übrig, als den Morgen abzuwarten,“ sagte der Physikus resignirt. „Beim ersten Tageslicht werden wir ja sehen, wo wir uns befinden. Es kommt mir vor, als wären wir vollständig verhext.“

Nach längeren Debatten, während deren wir uns in den verschiedensten Muthmaßungen ergingen, wurde endlich einstimmig beschlossen, die Nacht über im Wagen zu bleiben. Wir machten es uns bequem, so gut es ging. Fußsäcke und Decken hatten wir glücklicherweise zur Genüge mit, denn die Kälte war recht empfindlich geworden, und so drückten wir uns in die Ecken, nachdem wir die Reste des mitgenommenen Imbisses verzehrt hatten, und bald verkündete ein mehr-

Sturm an der norwegischen Küste.
Nach dem Gemälde von R. Schultze in München. — Siehe Seite 56.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stimmiges Schnarch-Konzert, daß die Insassen des ambulanten Schlafzimmers entschlummert waren. — — — — —

Helle Sonnenstrahlen erweckten mich nach einem ziemlich unruhigen Schlaf. Ich sprang auf, obgleich ich noch eine schmerzhafte Steifheit in allen Gliedern fühlte, und blickte mich um. Was war das?!

Da lag der Kreis-Physikus auf den Knieen am Wagenfenster und hielt sich mit beiden Händen an den Wagenwänden. Er war kreidebleich, sein Haar, — es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich diese Erscheinung thatsächlich beobachtete, — sträubte sich, seine weitaufgerissenen Augen trugen den Ausdruck sprachlosen Entsetzens. Er starrte hinaus, wie ein Verdammter in den Höllenschlund, der ihn erwartet.

Ich warf ebenfalls einen Blick hinaus, und fühlte wie eine lähmende Empfindung über mein Herz schlich, wie mein Denken einen Augenblick still stand vor der Frage: war das, was ich dort sah, Wirklichkeit oder eine wahnsinnige Phantasie?

Ueber uns, neben uns und theilweise unter uns wölbte sich ein tiefschwarzer Himmel, obgleich die Sonne blendend helle Strahlen herabsandte, ein Himmel, an dem Milliarden von Sternen in nie gesehenem Glanze funkelten. Und dort tief unter uns bedeckte drei Viertel dieses Himmels eine ungeheuere lichtstrahlende Scheibe, — nein, eine Kugel, die wie von einem krystallenen blauen Schimmer umgeben war, der theilweise von weißen und grauen Massen verdunkelt wurde. Ungeheuere tiefblaue Flächen dehnten sich auf dieser Kugel aus, die übrigen Theile schimmerten in grünen und grauen Farbentönen.

„Was ist das?!“ rief ich, starr vor Entsetzen. „Was ist das?! Wo sind wir?!“

Der Kreis-Physikus erwiderte kein Wort, er schien mich gar nicht zu hören. Aber der Secretär erwachte und begann sich schlaftrunken die Augen zu reiben.

Allmählich fühlte ich, wie meine Ueberlegung, meine Besinnung zurückkehrte, und eine furchtbare Gewißheit trat mir vor die Seele.

Wir befanden uns im Weltenraum!!

Das war unten die Erde. — — —

Ein lauter Schrei verrieth, daß der Secretär inzwischen ebenfalls unsere Lage erkannt hatte.

„Wir sind rettungslos verloren!“ sagte ich, kaum fähig zu sprechen.

„Ja,“ erwiderte der Kreis-Physikus mit heiserer Stimme, „rettungslos verloren!“ —

Wohl eine Stunde verging, bis wir uns einigermaßen gefaßt hatten. Ein heftiger Anfall von Schwindel beim Anblick der jähen Tiefe und des freien Raumes, in dem wir schwebten, scheuchte uns immer wieder von den Fenstern fort, in die Ecken des Wagens zurück. Der Kreis-Physikus bedeckte die Augen mit den Händen, als ob er auch durch die geschlossenen Lider noch den schrecklichen Anblick wahrnehmen könnte.

Ich zermarterte mein Hirn mit der Frage: ‚wie waren wir in diese Lage gekommen?‘ Daß der Meteor-Fall die unmittelbare Ursache war, schien mir klar. Die furchtbare Erschütterung, die uns betäubt hatte, ließ darüber keinen Zweifel.

Der Secretär, der nach dem ersten Schreck auffallend gefaßt war, sprach eine Vermuthung aus, die jedenfalls richtig war.

„Wir sind, so zu sagen, in die Luft gesprengt worden,“ sagte er. „Das Meteor ist mit seiner furchtbaren Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Secunde neben uns auf die Erdoberfläche gefallen. Diese Erschütterung hat einen entsprechenden Gegenschlag nach außen in der Umgebung des Fallortes hervorgerufen und uns in die Höhe geschleudert.“

„Meiner Ansicht nach,“ warf der Physikus ein, „hätte uns das Meteor nur in die Erde hineinschlagen können, nicht aber von der Erde fort.“

„Doch! Denken Sie Sich, man legt einen leichten Gegenstand auf einen großen Gummiball, wie ihn die Kinder zum Spielen benutzen, und schlägt dann neben diesem Gegenstand auf den Ball. Der Gegenschlag wird ein solches Object in der Umgegend des Schlages in die Luft schleudern. In ähnlicher Weise sind wir mit einer enormen Geschwindigkeit in den Weltenraum geschleudert worden. — Eine Rettung ist unmöglich. Ich sehe dem Tode mit Ruhe entgegen. Es ist ein großartiger Tod, und wir genießen ein Schauspiel, das noch niemals eines Menschen Auge erblickt hat.“

Ich fühlte, daß der Secretär sich schon in jener Stimmung befand, die dem Menschen eine gewisse Größe verleiht, wenn er seinen sicheren Tod vor Augen sieht. Daher auch die unter solchen Umständen bewunderungswürdige ruhige Verstandesschärfe, mit der er uns die Situation zu erklären versuchte. Und ich zweifelte nicht, daß er recht hatte.

Je mehr wir uns über das Schicksal, das uns bevorstand, klar wurden, desto lebhafter wurde in uns allen ein peinigendes Bedürfniß, unsere Lage zu erörtern und die Eventualitäten des schließlichen Ausgangs zu besprechen.

„Sollte keine Rettung möglich sein?“ Die Frage wurde immer wieder aufgeworfen.

„Schwerlich,“ antwortete ich darauf. „Es giebt ja nur drei Möglichkeiten: entweder wir bleiben im Bereich der Anziehungskraft der Erde, dann fallen wir schließlich auf die Erde zurück aus einer Höhe von Hunderten, vielleicht Tausenden von Meilen, oder wir gerathen in die Anziehung eines anderen Himmelskörpers, etwa des Mondes, dann fallen wir in derselben Weise aus einer, alle menschlichen Vorstellungen übersteigenden Höhe herab. Oder endlich, wir bleiben im Weltenraum und umkreisen ungezählte Jahre lang die Erde, als eine Art Trabant. In allen Fällen ist das Ende der sichere Tod.“

„Wie kommt es, daß wir keinen Luftmangel empfinden?“ fragte der Physikus. „Wir können doch unmöglich noch in der Atmosphäre der Erde sein!“

Ich hatte über diese auffallende Erscheinung ebenfalls schon nachgedacht und mir eine Ansicht gebildet. Der Nebel, der uns am Abend vorher umgeben hatte, und von dem noch jetzt Spuren in Gestalt von Wolkenbildungen zu sehen waren, gab eine naheliegende Erklärung. Mit unserem Fuhrwerk war ein Stück der Erd-Atmosphäre bei dem furchtbaren Aufstiegen gewissermaßen mitgerissen worden und hatte sich nun, wie um einen kleinen Weltkörper, um unseren Wagen gesammelt. Daß der Luftdruck sehr gering war, glaubte ich wahrzunehmen. Diese Lufthülle schützte uns auch vor der im Weltenraum herrschenden Kälte, zumal sie bei der Geschwindigkeit, mit der wir durch die Atmosphäre geflogen waren, sich durch Reibung stark erwärmt haben mußte. Wie lange konnte aber dieser Wärmevorrath reichen? —

„Ob wir uns noch immer von der Erde entfernen?“ fragte der Secretär. „Oder ob wir schon im Begriff sind, zu ihr zurückzukehren?“

„Oder ob wir die Erde umkreisen?“ fügte ich hinzu. „Die Luftschiffer befestigen lange Papierstreifen an der Gondel des Ballons, die nach unten hängen, wenn der Ballon steigt, und nach oben flattern, wenn er fällt. Dieses Mittel können wir nicht anwenden, da unsere Atmosphäre uns begleitet.“

„Wie weit mögen wir von der Erde entfernt sein?“ fragte der Secretär weiter.

„Weit genug, um bei unserer Rückkehr uns den Hals zu brechen,“ entgegnete der Physikus achselzuckend. „Im übrigen ist es mir gleichgültig.“

„Vielleicht kann man die Entfernung nach dem Umfang des Gesichtskreises annähernd schätzen.“

Ich rückte, einen Anfall von Schauder und Schwindel gewaltsam unterdrückend, an das Wagenfenster und sah hinunter. Der Anblick war unbeschreiblich großartig, von überwältigender Furchtbarkeit durch den Gedanken, daß ihn nur ein dem sicheren Tode Geweihter schauen durfte.

Wie auf einem Globus lag ein Theil der nördlichen Halbkugel der Erde vor mir. Nach Süden reichte der Blick fast bis zum Aequator, nach Osten wurde das Gesichtsfeld von den gewaltigen Flächen Inner-Asien's, von Vorder-Indien und einem Theil des Indischen Oceans begrenzt. Die Umrisse der Erdtheile waren theilweise deutlich zu erkennen. Europa war im ganzen Norden klar zu sehen: Die Nordsee, die Ostsee und der Atlantische Ocean an der langen Küstenlinie Norwegens zogen durch ihre helle Beleuchtung meine Blicke zuerst an. Süd-Europa war streckenweise durch graue Wolkenmassen verhüllt, dagegen war die westliche Hälfte des Mittelmeeres wieder klar sichtbar. Ueber der Gegend der Balearen schwebten reizende Cirrus-Wolken scheinbar dicht auf dem blauen Meere, ein wunderbarer Anblick. Dann kam nach Süden eine blendend helle Fläche, die, wie ein Spiegel, wolkenlos das Sonnenlicht zurückstrahlte. Es war die Sahara. Und ganz am unteren Rande des Gesichtsfeldes die weiten grünen Flächen, über denen nur hier und da weiße Wolkenballen lagen, das war das Innere des „dunkeln Erdtheils“ mit seinen Urwäldern und seiner unerschöpflichen Vegetations-Fülle. Im äußersten Osten des Bildes zeigte sich der Himalaya als eine graue und weiße Masse, die kaum höher schien als ein Maulwurfs-Haufen. Die östliche Hälfte des Bildes strahlte im hellsten Sonnenglanze, nach Westen zu erblickte ich den Atlantischen Ocean, der sich im Dunkel des Abends verlor, bis zur Halbinsel Labrador, von der schwache Spuren zu sehen waren, und bis Grönland. Und nach Norden ging alles, soweit der Himmel unter uns klar war, in ein helles, blendendes Weiß über. Es waren die Eis- und Schneefelder der Polar-Region. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: ich blickte ja über den räthselhaften Nordpol hinweg! Gewiß: mein Auge konnte die Nordküste Asien's verfolgen bis jenseits des Pols. Und da oben in der Mitte dieses Halbkreises, den die Küstenlinie beschrieb, mußte der geheimnißvolle Pol liegen. Aber alles, was ich sah, war eine endlose, blendend weiße Fläche, dazwischen einzelne Stellen, wo ein blauer Meeresspiegel heraufschimmerte. Ein gewaltiges Meer, ein Ocean, bedeckte den Nordpol!

„Der Nordpol!“ rief ich, einen Augenblick fast unsere Lage vergessend. „Wir sind die ersten Menschen, die den Nordpol erblicken!“

Nur der Secretär trat an das Fenster und warf schaudernd einen kurzen Blick hinunter. Der Physikus brummte etwas Unverständliches und blieb sitzen.

Wie kurz sah die Entfernung aus von Grönland oder von Spitzbergen bis zum Pol! Und wie viele kühne Männer waren auf diesen starren Eisfeldern zu Grunde gegangen!

Meine Blicke schweiften weiter auf dem gewaltigen Bilde unter uns. Ich versuchte festzustellen, über welcher Gegend der Erdoberfläche wir uns befanden, welche Oertlichkeit eine Senkrechte, von unserem Standpunkt aus gefällt, treffen mußte. Indessen erwies sich das bei der großen Entfernung als keineswegs leicht. Es schien mir, als ob wir uns senkrecht über dem westlichen Theile des europäischen Rußland befänden: näher ließ es sich nicht bestimmen.

Ich suchte die großen Flüsse Europa's: die Donau, den Rhein, aber sie waren nicht zu erkennen. Dann bemühte ich mich, einzelne Städte aufzufinden. Nicht ohne Schwierigkeit erkannte ich endlich London und Paris, Berlin und Wien als dunkle Massen. Kleinere Städte erschienen noch als Punkte, die übrigen verschwanden in der gewaltigen Entfernung. Ich dachte an unseren Amtssitz, an das kleine Nest, in das ich aus der Weltstadt hin verschlagen war. Ja, der Gedanke, ein solches Oertchen von unserem Standpunkt aus zu erkennen, war geradezu lächerlich. Und wie wichtig kam sich diese kleine Welt da unten vor! Mein Gott, jetzt wurde vielleicht gerade die Frage erörtert, wen man zu dem geplanten Vereins-Vergnügen einladen sollte, und wen man in das erforderliche Comité wählen sollte, und ob, wenn man den Fabrikbesitzer N. einladen würde, man nicht auch den Gutsbesitzer M. einladen müßte, was wieder der Amtsrichter L. übel nehmen könnte, denn die Sache sollte auf jeden Fall „vornehm“ sein. Wie komisch war das alles aus der großen Entfernung! Ja freilich, in der Nähe war es mindestens — sehr ernst.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Zweckfest in der Berliner Gesellschaft.

Von F. Frhr. von Dincklage in Berlin.

Siehe die Portraits auf Seite 49, 52 und 53.

Gesellschaft! Ja, wie kann in Berlin, in der Zweimillionen-Stadt von „der“ Gesellschaft die Rede sein? Die „Gesellschaft“ ist hier, wie in allen Metropolen, ein Begriff, der alle diejenigen Kreise umfaßt, die eben nach Bildungsgrad, Rangstellung, nach Wissen, Können und, last not least, nach der Finanz-Lage diesem Begriffe gerecht werden. Es würde falsch sein, wollte man in die „Gesellschaft“ nur die bei Hofe erscheinenden Familien einbegreifen. Und dennoch bildet der kaiserliche Hof gewissermaßen den Mittelpunkt für alle Gesellschaften der „Gesellschaft“. Die „Gesellschaft“ umfaßt eben alle die Kreise, die sich nach loyaler Gesinnung und gesellschaftlicher Bildung an den Kaiser und sein Haus anlehnen, auch wenn sie in ihren einzelnen Mitgliedern nicht „an Hof gehen“. Gelegenheiten, bei denen kein Kreis der „Gesellschaft“ sich ausschließt, die zumeist gerade im Hofkreise ihren Ursprung finden, von den Mitgliedern des Hofes besucht und in ihren Zielen unterstützt werden, bieten die in Berlin sich alljährlich wiederholenden sogenannten Promenaden-Konzerte großen Stiles für einen gemeinnützigen oder wohlthätigen Zweck.

In diesem Jahre war's ein ostafrikanisches Promenaden-Konzert, das ein solches Zusammenwirken aller Kreise der guten Gesellschaft zeigte, und es lohnt, einen Blick hinein zu werfen in das bunte Getriebe, das am Donnerstag dem 28. Januar in den ausgedehnten Sälen des Kaiserhofes wogte.

„Zum Besten eines Sanatoriums für Europäer in Usambara“ hieß die Devise, und wenn die hohe Gemahlin des Ehrenleiters der deutschen Colonial-Vereine das Protectorat des Unternehmens selbst übernommen hatte, so war dadurch den beiden Urheberinnen des Unternehmens, der Gräfin von der Groeben, geb. von Eschwege, und Freifrau von Mutzenbecher schon eine gewisse Garantie geboten, daß eine der Bedingungen für das Gelingen, — das Erscheinen des Hofes, — gesichert sein würde.

Der Beginn der Feier war auf fünf Uhr gelegt, und wer um diese Zeit die Festsäle betrat, konnte noch einen freien Ueberblick über die reizvolle Anordnung gewinnen.

In Marktplätze waren die weiten Räume umgewandelt, mit Buden und Verkaufszelten ausgestattet, aber diese Ausstattung ließ die Künstlerhand, den Künstlerblick erkennen, die hier gewaltet hatten. Da harren schon die echt afrikanischen Gestalten in ihrem Zelte, da werden Waffen und Werkzeuge aller Art in einer mit bunten Lampions ausgestatteten orientalischen Halle feilgeboten, da, — doch nein, nicht so rasch entfernt man sich aus dem ersten Salon, dem kleineren Festsaal an der Mauerstraße, wo unter Leitung der Frau von Bötticher, der Gemahlin des Staatsministers, am reichbesetztem Büffet die köstlichsten Gaben geboten werden. Noch ist der Saal nicht menschengefüllt, noch ist's vergönnt, den liebenswürdigen Anpreisungen aus dem Munde der Verkäuferinnen zu lauschen. Da wird der Thee von der Frau von Schaeffer, die Pastete von Fräulein von Jagemann, der Tochter des Badischen Gesandten, ein Aspic von der Baronesse Stengel, der Tochter des bayrischen Ministerial-Directors, und köstlich bergerichtetes Eis von Fräulein Bürgers empfohlen. Da, zur Rechten im Hauptsaale winkt die Ballon-erleuchtete „Schamba“. Unter der Oberaufsicht der Gräfin Monts und der Frau von der Heydt wird von Negerhänden der Eiskaffee geboten. Gegensätze auch hier: den schwarzen Bewohnern der Sonnen-durchglühten afrikanischen Erde gerade gegenüber, — Blumen, herrliche europäische Blumen! Das Zelt steht unter Oberleitung der Frau von Mutzenbecher und ist umdrängt von Käufern. Wie sie hineinzugehören scheinen in die Frühlings-athmende Umgebung, die hohe elastische Gestalt der Blondine, die dunkeläugige Brünette! Mit der Gräfin Nemes und Frau von Belics, einem paar liebenswürdiger Oesterreicherinnen aus dem Diplomaten-Kreise, sind es Frau von Pachelbl, Fräulein von Radowitz und Frau von Schmeling, die hier ihrer duftspendenden Aemter walten.

Die Säle haben sich gefüllt. Uniformen aller Regimenter mischen sich unter die Damen in eleganter Promenaden-Toilette. Sammet und dunkle, schwere Seidenstoffe herrschen vor, doch auch viele helle Stoffe sind vertreten, — es soll ja „nachher“ ein Tanz improvisirt werden. Längst hat die Kapelle des Alexander-Regimentes begonnen, die heiteren Weisen ertönen zu lassen. Dazu das Summen der gesprächigen Menge, die Rufe der Verkäufer, die Aufforderungen der lustigen Clowns, in denen die Lieutenants von Lekow und von Kriegsheim erkannt werden, zu einer Knochenaufnahme im Röntgenstrahlen-Cabinet, das Ausbieten der Billets zum Specialitäten-Theater, und aus den Nebenräumen das Brüllen eines Löwen aus dem „condensirten zoologischen Garten des Mannes mit den Drahtnerven“.

Ja, allzuschwach dürfen die Nerven nicht sein, aber Frohsinn und Freude sind bekanntlich die besten Mittel gegen „Nerven“, wie gegen alle sonstigen eingebildeten und wirklichen Schmerzen. Was an bedeutsamen Personen in Berlin ist, erscheint nach und nach auf dem frohen Markte. Da sehen wir die preußischen Minister an der Schankbude der Gräfin Monts das Glas kühlenden Sectes mit Doppelkronen zahlen und dort ein paar Generale den echten „Kola-Likör“ einer ernsten Prüfung unterziehen. Und durch die wogende Menge drängen sich die Boten der Blumenspenderinnen, immer neue Vorräthe herbeibringend. Unter den Palmengruppen haben eben ein paar Ministerfrauen eine Defensiv-Stellung genommen, man sieht sie aufathmen in dem Bewußtsein, unter Palmen zu ruhen. Da plötzlich, wie durch Zauber, verstummt das lebhafte Geplauder ringsum. Alles richtet den Blick nach dem Eingange, nach dem Reiche der Frau von Bötticher, dem Gobelin-Saal. „Die Kaiserin!“ geht's leise von Mund zu Mund, und auf allen Gesichtern zeigt sich der Ausdruck der Freude und doch auch wieder der Verehrung, dem man stets, in der Gesellschaft wie im Volke, begegnet, wo auch Ihre Majestät erscheint. Jetzt wird die hohe Frau am Eingange sichtbar, geführt durch den Herzog Johann Albrecht und von dessen Gemahlin geleitet. Mit ihr erscheinen deren Schwestern, die Frau Prinzessin Friedrich Leopold und Prinzeß Feodora. Rasch öffnet sich der Raum vor ihr, und mit der ihr eigenen Güte wendet sie sich an die hier waltenden Damen. Neben der Gemahlin des Staatssecretärs des Inneren spricht sie auch mit der Gräfin Douglas, der Frau von Oertzen und Excellenz von Delbrück, der Gemahlin des jüngsten Ritters des hohen Orden vom Schwarzen Adler und des Wilhelms-Ordens. Ein freundlicher Gruß wird auch den jungen Damen am Büffet.

Inzwischen haben die Herren des Hofes, Ober-Hofmarschall von Mirbach und Kammerherr von dem Knesebeck, in Vereinigung mit dem Prinzen Arenberg und dem zum Comité gehörigen Ceremonien-Meister von Röder, dem Leiter des Berliner Colonial-Vereins, unmerklich den Durchgang durch die dichtgedrängte Menge in den Hauptsaal erzwungen. Mit offenbarer Freude beobachtet die Kaiserin die geschmackvollen Arrangements, begrüßt in den mitwirkenden Damen zum Theil Bekannte, während andere vorgestellt werden. Vor dem Theezelt im Hauptsaale dürfen Frau Gräfin von der Groeben, Gemahlin des General-Lieutenants, und Frau von Mutzenbecher, als die Leiterinnen des Unternehmens, sich über dessen Zweck aussprechen, und man sieht den freudigen Mienen der Damen die berechtigte Hoffnung an, daß der heutige Erfolg dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

künftigen Sanatorium manchen Baustein hinzufügen werde. Frau von Wedel, die Gemahlin des Hausministers, und Frau Gräfin Hohenthal, Gemahlin des kgl. sächsischen Gesandten, dürfen gastlich die Gaben ihres Zeltes darbieten. Auch Frau Gräfin Monts, die bewährte Urheberin des Vereins für die Krankenpflege in den Colonien, Witwe des verstorbenen commandirenden Admirals, erfreut sich einer huldvollen Begrüßung und muß dankbar anerkennen, daß durch die heutige Unternehmung doch auch ihr Ressort vortheilhaft berührt werde, wenn auch der Anstoß diesmal durch die Vertreter der Mission gegeben sei. An der Usambara-Hütte spricht die Kaiserin längere Zeit mit Fräulein Merensky, der Tochter des verdienten Missions-Inspectors, die auch in Afrika geboren wurde, und mit Frau Heimbach. Die beiden Damen standen einem Verkaufszelte für afrikanische Waffen, Musik-Instrumente und sonstige Kunst-Produkte des schwarzen Welttheiles vor. Während des Cercle, der nun folgte, wurden die mitwirkenden Damen Ihrer Majestät vorgestellt. Es war eine Freude, das Erröthen der Freude auf den Gesichtern so mancher lieblichen Erscheinung zu beobachten, während sie den tiefen Knix vielleicht zum ersten Male vor der Herrscherin machen durfte. Noch war es vielleicht nicht einem Zehntel der Damen, die eine freundliche Anrede erhofften, gelungen, in die vorderen Reihen des Kreises zu gelangen, als durch den Ober-Hofmarschall von Mirbach gemeldet wurde, daß im Specialitäten-Theater die „Große Vorstellung" sofort ihren Anfang nehmen könne.

Vor der im Festsaal nach dem Wilhelms-Platze aufgeschlagenen Bühne nahm die Kaiserin in den vordersten Sesselreihen ihren Platz, neben ihr die Prinzessinnen. Der weite Raum des Hohenzollern-Saales ist bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter den Damen in der nächsten Umgebung der Kaiserin sind eine ganze Reihe der thatkräftigen Mitarbeiterinnen an der Vollendung des Festes erkennbar. Da tritt die hohe Gestalt der blonden Frau von Dirksen, der dunkle Kopf der Polin Frau von Koscielska hervor. Da erkennen wir die Schätzerin musikalischer Talente, Frau vom Rath, ferner die Gemahlin des Freiherrn von Schele, die selbst ein Jahr hindurch das Schutzgebiet bewohnte, und neben ihr die Gemahlin ihres Vetters, des Ministers von Hammerstein und deren Töchter. Neben der Gräfin Görtz-Schlitz die Frau von Hindenburg-Benkendorff, eine Tochter des Botschafters Grafen Münster und Gemahlin des Generals und bekannten Mitarbeiters des Jagdschutz-Vereins. Gräfin Wilhelm Hohenau, die in der Gesellschaft so allverehrte Tochter des Herzogs von Ujest, findet ihren Platz neben der Gräfin Hochberg, geborenen Prinzessin Carolath, Gemahlin des General-Intendanten. Neben dieser Frau Leony Soltmann und Frau von Versen, die Witwe des Cavallerie-Generals, eine Engländerin wohl, aber eifrig thätig, wo es immer gilt, deutsche Wohlthätigkeit zu vertreten. Ja, wer könnte die Thätigkeit aller der Damen schildern, die sich da um die Kaiserin als hehres Vorbild in Wohlthun gruppieren? — der Frau von Plessen, Frau von Wedel, — jetzt von der hohen Gestalt ihres ritterlichen Gemahls, des Hausministers, der neben ihrem Stuhle steht, überragt, — ferner Frau von Wallenberg, Gemahlin des Commandeurs der Garde-Husaren, Frau Martius, Frau Anna Landsberg, Frau von Jacoby, Frau von Jagemann, Frau von Kaufmann, Frau von Mohl, Frau Steinhausen, Frau von Wißmann! Ja, wer kann sie alle nennen, auch die Männer, deren Namen mit der Veranstaltung im Zusammenhange stehen, denn längst hat sich der Vorhang getheilt, und unsere volle Aufmerksamkeit wird in Anspruch genommen durch den wahrhaft klassischen Klaviervortrag des genialen „Professor Klimperski". Mit ungeheuerem Wagemuth überspringt er auf dem übrigens auch technisch meisterhaft beherrschten Bechstein die breitesten Schluchten musikalischer Gewohnheits-Begriffe. Die schroffesten Gegensätze werden unter den Händen des Meisters Klimperski zur reinsten Harmonie. Jetzt erhebt er sich, neigt das von schwarzen Locken umwallte Haupt in tiefem Danke gegen die Kaiserin, die Prinzessinnen, — er scheint mit den Formen der Gesellschaft durchaus vertraut, der wildausschauende Pole. Doch kaum hat er sich verabschiedet, als von entgegengesetzter Seite ein anderer Künstler die Bühne betritt, fast genau das Ebenbild des vorigen, aber vom Haupte fließen diesmal blonde Haarwellen in üppiger Fülle. Richtig. Das Programm sagt's, ein Zwillingsbruder Klimperski's ist der unvergleichliche Konzert- und Schnellmaler „Professor Schmierinski". Mit unglaublicher Geschwindigkeit und wunderbarer Grazie entwirft er auf den mächtigen Cartons, die auf einer Staffelei bereit stehen, Bilder aus dem Leben unserer ostafrikanischen Landsleute. Doch auch das geht im Fluge vorüber, der Professor verschwindet. Man fragt jetzt nach den Zwillingsbrüdern, — vergebens, sie sind verschwunden. Statt ihrer aber finden wir Herrn von Woikowsky-Biedau, denselben Herrn, den wir so oft auf den Hoffesten in der schlesischen Malteser-Uniform sahen. Sonderbar, wie er den beiden Künstlern gleicht. Freilich, — die Frisur ist weniger wild.

Schon hat eine neue Vorstellung begonnen, — der Kinetograph zaubert seine lebenden Bilder auf die Leinwand, — Soldaten exercieren, — ein Zug trifft ein u. s. w. Vor allem aber erregt die Wäsche eines Negerkindes die Heiterkeit, — natürlich — wir stehen ja heute unter dem Einfluß unserer Colonien.

Doch, — kein unzeitgemäßer Aufenthalt!

Kaum ist das Negerkind, in Seifenschaum gehüllt, verschwunden, als der „unübertroffene Couplet-Sänger Bary-Thon" vom Hof-Theater zu Lichterfelde das Podium betritt und in seinen lustigen Scherzen die Lachlust auf das Lebhafteste anregt. Beobachter wollen in dem heimath-sehnsüchtigen Rekruten den Premier-Lieutenant von Bülow vom Cadetten-Corps erkannt haben.

Auch das nimmt sein rasches Ende, denn schon kündet die Stimme des Ausrufers von der Bühne (Lieutenant von Engel Regt. Alexander), daß er seinen verbesserten Phonographen vorführen werde. Der vortreffliche Apparat, von Lieutenant d. Ref. des Regimentes Sielaff gestellt, leistete Vortreffliches, aber schon während man die Musikweisen, die Rednervorträge aus fernen Ländern und längst vergangenen Zeiten herübertönen hörte, bereitete sich hinter dem Vorhange eine Schaustellung vor, die wohl den Glanzpunkt der ersten „großen internationalen" Vorstellung bildete.

Die Erwartungen der Zuschauer wurden übertroffen, als sich jetzt der Vorhang theilte und sich ein lebendes Bild zeigte, das von der Meisterhand des Professor Enke componirt, überraschend wirkte.

„Germania, ihre Kolonien beschützend!"

Das war der Gedanke, der dem Bilde zu Grunde lag. Um die „Germania" (Comtesse Schliessen, Tochter des Chefs des Generalstabs der Armee) gruppiren sich die Gestalten, die im Schutzgebiete eben ihres Schutzes bedürfen. Da lagern zu ihren Füßen die Negerinnen (Comtesse Kanitz, Tochter des Ceremonien-Meisters, und Comtesse Königsmarck-Plaue). Da neigt die Germania ihren Blick den barmherzigen Schwestern zu, die einst wohl im neu zu erbauenden Usambara-Sanatorium walten sollen (Comtesse Arnim-Muskau und Frl. von Werner, Tochter des Akademie-Direktors) und jetzt ihre milde Thätigkeit einem noch im Kampfe für die Kultur Verwundeten zuwenden (Lieutenant v. Alten, Rgt. Alexander). Auch erblickt man im Vordergrunde den im Streite überwundenen Araber, dessen Züge noch im Tode den fanatischen Haß ausdrücken (Kammerjunker von Uechtritz). Zahlreiche Offiziere der Schutztruppe (Lieutenant v. Lekow, v. Herwarth, v. Münchhausen, v. Diezelski, v. Haeften) blicken gemeinsam mit den unter deutschem Schutze glücklichen Negern (Müldner v. Mülnheim) zur edeln Verkörperung des Germanenthums hinauf.

Lange ruhte das Auge der Kaiserin auf dem schönen Bilde. Dem Professor Enke wie den Darstellern galt das Wort voller Anerkennung.

Durch den Hauptsaal begab sich Ihre Majestät dem Ausgange zu, nicht ohne noch manche und manchen der Mitarbeitenden am Tageswerke durch Wort und Blick zu erfreuen. Noch am Wagenschlage sprach die Kaiserin Herrn von Schack für die Leitung der Veranstaltung ihre volle Anerkennung aus.

Oben aber im Hauptsaal entfaltete sich ein neues reizvolles Colonial-Bild. Unter des Balletmeisters Gräb Leitung führten die jugendlichen Eleven des Königlichen Ballets einen munteren Negertanz auf, — freilich, etwas wird's noch dauern, bis unsere jungen Landsmänninnen drüben eine gleiche Grazie und Anmuth entfalten werden!

Doch, nach all dem Wogen, dem Sehen, dem Hören zieht es den Cavalier unwiderstehlich nach jenem Vorsaale, welcher, in ein türkisches Rauch- und Kaffeezimmer umgewandelt, jetzt eine fast magnetische Anziehungskraft ausübt. Wer etwa den üblichen Begriff eines Herrenzimmers mit dem Rauch-Salon verband, der wurde in liebenswürdigster Weise enttäuscht, denn Ihre Durchlauchten die Prinzessinnen Max Hohenlohe-Oehringen, geb. Gräfin Hatzfeldt, und die Frau Prinzessin Solms, geb. Gräfin Westphalen, sowie die Gräfin Beroldingen und Frl. Wanda von Prillwitz machen hier in liebenswürdigster Weise die Wirthinnen und erhöhen durch die Wahl der reizendsten Toiletten und reichen orientalischen Schmuckes den eigenartigen Zauber dieses Fumoirs. Echt türkische Pfeifen aller Art werden dem Eintretenden geboten, und auf eigens hergerichtetem Herde wird der herrlichste Mocca — gekocht, nicht durchgesiebt. Doch auch hier sind die Genüsse nicht auf Auge und Zunge beschränkt. Wohl durch die Schönheit, die Grazie der Wirthinnen angezogen, erscheinen ein paar kecke Zigeuner, — äußerlich etwas zerlumpt, aber dafür echt, — hübsche schwarze Kerle mit keken Augen und feschem Auftreten. Bald ertönen die weichen und schmeichelnden, dann wieder feurig-kräftigen Töne der wunderbaren Geige des schwarzen Janko, — im täglichen Leben heißt er von Bohlen und Halbach und ist Husaren-Lieutenant, doch das kann man hier nicht wissen. Und sein schlanker, ebenso abgerissener Kamerad mit eben so feurigen Blicken, schaut hinüber zu den Herrscherinnen im Salon, während, zur Begleitung der Geige, seine Finger geschickt über die Tasten des Flügels gleiten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade, als dem Zigeuner am Flügel die Hände zu erlahmen drohten, zuerst der Flügel-Adjutant Graf Moltke und dann der Professor Klimperski eintraten. Der Polnische zum Ungarischen, — es gab eine wohlthuende Harmonie. Lange hält uns die Musik fest im türkischen Rauchzimmer, — auch die Nichtraucher können sich nicht trennen. Da kommen lustige Tanzweisen herüber aus dem Hauptsaale. Wir eilen hinüber, und ein ganz anderes Bild hat sich hier entfaltet. Noch walten hier die Verkäuferinnen ihres Amtes wie vordem, aber das respectvolle Alter, das noch vor einer Stunde hier vorherrschte, hat der Jugend Platz gemacht. Generale und Minister, Excellenzen-Damen und Geheimräthinnen sind entweder heimgekehrt oder haben, wenn sie Töchter zum Bleiben nöthigen, sich erschöpft auf einen Ruheplatz niedergelassen. Die schönen Blumenspenderinnen, — auch Frau Vilma Parlaghy hat sich ihnen angereiht, — finden noch immer lebhafte Abnahme ihrer duftigen Waren, bis, — ja bis der erste Walzer dem Markte ein Ziel setzt.

Die Mitglieder der Direction aber, — sie mögen auch im Abschlusse des Kassen-Erfolges erkannt haben, was alle die anderen empfanden, die nur zur ihrer Freude thätig waren, daß es schön ist, wenn ein edler Zweck die Gesellschaft in ihren Gliedern und Kreisen eint, und daß

„Res severa verum gaudium est!"

Nachdruck verboten.

Fürst Bismarck's Gemüth.

Von Theo Seelmann in Halle.

An großen Männern ist man gewöhnt, meist nur die Außenseite zu betrachten. Ihr öffentliches Auftreten, ihre Thaten und Erfolge üben einen so bestimmenden Einfluß auf die Mitwelt aus, daß diese danach unwillkürlich auch die rein menschliche Seite, das Gefühlsleben, der geschichtlichen Heroen beurtheilt. So ist es auch Fürst Bismarck ergangen. Man hat ihn den ‚eisernen Kanzler' genannt. Und mit Recht. Aber trotz seiner Unablenkbarkeit bei der Verfolgung seiner politischen Ziele klopft in seiner Brust ein warmes Herz, das für alle feineren Regungen des Seelenlebens empfänglich ist, und nicht zum mindesten für diejenigen der Liebe in ihren verschiedenartigen Formen.

Fürst Bismarck hat von sich selbst gesagt, daß er seinem Urgroßvater, als er noch jung war, wie aus den Augen geschnitten sähe. Für diesen Vorfahren, den Dragoner-Obersten August Friedrich von Bismarck, der in einem der schlesischen Kriege fiel, hat er denn auch ein besonderes Interesse empfunden und wiederholt seiner Waidmanns-Tüchtigkeit und seiner Offiziers-Erlebnisse in einer Weise gedacht, die erkennen läßt, daß zwischen beiden Männern auch eine innere Verwandtschaft bestand. Ueberhaupt scheinen sich die Gemüths-Eigenschaften mehr durch die männliche Seite vererbt zu haben. Wenigstens hat der Fürst sein reges Mitgefühl vom Vater, den er selbst in Versailles während der Belagerung von Paris unter der Wucht der drängenden Geschäfte mit einer gewissen Vorliebe erwähnte. Klingt es doch wie verhaltene Rührung, wenn er zu seiner Umgebung gelegentlich über ihn äußerte: „So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: ‚Er macht's ja wie Pluvenel.' Er nannte mich damals nämlich immer ‚Er'. Pluvenel war aber ein Stallmeister Ludwigs des Vierzehnten gewesen und ein berühmter Reiter. Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: ‚Er schreibt ja, als ob Er's bei Hilmar Curas gelernt hätte.' Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen."

Den kleinen Eigenheiten, die der Vater besaß, paßte sich der Sohn mit liebevoller Nachsicht willig an. Ein beredtes Zeugniß hierfür liefert ein Brief, in dem der damalige Junker seiner Schwester Malwine, der Gemahlin Oscars von Arnim-Kröchlendorf, eine Scheinjagd in den Gehölzen bei Schönhausen humoristisch schildert. „Wir gehen," heißt es, „bei starkem Regen oder jetzt sechs Grad Frost mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos, unter sorgfältiger Beobachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle und vielleicht auch der Vater unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihle's, durch den Busch. Der Vater steht regungslos und schweigsam mit schußfertigem Gewehr, genau, als ob er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: ‚Hu, la, la, he, ha, faß, häh, häh!' in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anfluge von Verwunderung im Tone: ‚Nein, nicht das mindeste.' Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busche, dessen Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang fort; ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint."

Seiner Mutter, die vorwiegend eine kühle Verstandesnatur war, bezeugte der Fürst, so lange sie lebte, die größte Ehrerbietung. Außerordentlich herzlich gestaltete sich sein Verhältniß zu seinen beiden Geschwistern und namentlich zu seiner Schwester Malwine. In den Briefen aus seinen mittleren Mannesjahren redet er sie „Liebe Kleine", „Mein sehr Geliebtes", „Meine Angebetete", „Mein Engel" und „Liebe Arnimen" an. Er plaudert in ihnen von seinen landwirthschaftlichen Sorgen bei der Verwaltung des Gutes, schildert kleine Intermezzi aus dem täglichen Leben und knüpft daran auch Andeutungen über sein intimes Empfinden. So schreibt er einmal: „Dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent als falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt."

Auch von seinen Reisen berichtet er der Schwester regelmäßig und läßt dann seinem humoristischen Schilderungs-Talent freien Lauf. In einem Brief über das Badeleben in Norderney heißt es: „Seit vierzehn Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher im Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papiers außer Stande, Dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel von Ebbe und Fluth, täglich die mannigfachsten Abänderungen erleidet. Ebenso wechselt die Table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen ein und fünf Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezungen, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersteren Falle süßer Gries mit Frucht-Sauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt; denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war. Sie muß ein herrliches Gemüth haben, aber das Schicksal war ungerecht gegen sie; auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister . . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden: ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, sodaß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches festhalte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, gebaut wie ein Stiefelknecht: langer, schlanker Leib und kurze, krumme Beine."

Selbst über politische Angelegenheiten sprach er sich zu seiner Schwester brieflich aus. Im Jahre 1858 hatte der Fürst von Hohenzollern den Vorsitz des preußischen Ministeriums übernommen, und es hieß nun, Bismarck werde von seinem Gesandtschafts-Posten beim Bundesrathe in Frankfurt abberufen und ihm eine andere Stellung übertragen werden. Unter diesen Zeitverhältnissen schrieb er an seine Schwester: „Will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponiren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechslung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechts-Disposition befinde wie 1848 und 1849."

Im Jahre 1847 vermählte sich der damalige Herr von Bismarck mit Johanna von Puttkamer, die, neun Jahre jünger als er, ihm doch in den Tod vorausgehen sollte. Die innigste Zuneigung verband die Gatten. In seinen Briefen nennt der zukünftige erste Reichskanzler seine Gemahlin „Mein Herz" und „Mein geliebtes Herz". In einem Brief aus der Königsburg in Ofen ruft er ihr zu: „Mögen Engel bei Dir wachen; bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonnet ich sechs Zoll auf zwei Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Fuß wiederspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Mamy." Aus Bordeaux übersendet er ihr Heidekraut, seine Lieblingsblume, aus Peterhof Jasmin, und in einem Brief aus dem Jahre 1863 schreibt er ihr von Nürnberg: „Ich wäre gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König heute ist; ich hätte unsere Hochzeitsreise nochmals durchgelebt." Aus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zahlreichen Briefen aus den verschiedensten Jahren klingt die Sehnsucht nach seiner Familie wieder. Als er sich in Lazienki bei Warschau aufhält, berichtet er: „Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, daß die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber, mit Doppelfenstern, Thee und Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Cigarre ganz behaglich.“ In einem Briefe aus dem Sommer 1851 bezeichnet er seiner Frau seinen Zustand mit den Worten: „Gesund und heiter, aber etwas Wehmuth, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und den Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt —“, und auf einem Billet von Babelsberg aus dem Jahre 1863 freut er sich herzlich, sie „nun bald wieder in den leeren Berliner Räumen schalten zu sehen.“ Dann fährt er im Hinblick auf das bekannte große Reinmachen scherzend fort: „Während der Zeit wirst Du hoffentlich mit dem Hämmern und Schleppen fertig, welches Deinen geliebten Einzug nothwendig begleitet, und bei der Rückkehr von der Jagd in Letzlingen finde ich dann alles auf dem rechten Fleck.“

Auf den vielfachen Amtsreisen und den nothwendigen Erholungsreisen vermißt er häufig die Gesellschaft seiner Gemahlin. „Ich habe ein schlechtes Gewissen,“ bekennt er in einem Brief aus Biarritz, „daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich mit Dir noch einmal nach San Sebastian.“ Dafür sucht er sie aber durch anschauliche Berichte über das Gesehene zu entschädigen. Aus Ungarn, Frankreich, Spanien, Schweden und Rußland, von überall her flattern die Briefe nach Schönhausen, und zuweilen wird die Correspondenz eine so rege, daß die blauen Couverts, die zu diesem Zwecke mitgenommen worden sind, nicht ausreichen. Diese landschaftlichen Schilderungen sind wahre literarische Cabinets-Stücke, aus denen das liebevolle Bestreben, die Empfängerin eingehend zu unterrichten, deutlich hervorspringt. „Es ist hier,“ schreibt er beispielsweise aus Peterhof, „reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot, alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern mit Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauem Himmel und warmer Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus das wirkliche Meer mit Segeln und Möven; so gut ist es mir lange nicht geworden.“ In einem Brief aus Zarskoe Selo schildert er: „Ich sehe über den Tisch aus dem Fenster, bergab über Birken und Ahorn, in deren Laub Roth und Gelb schon das Grün beherrschen. Dahinter die grasgrünen Dächer des Städtchens, links von einer Kirche mit fünf goldenen Thürmen in Zwiebelform überragt, und das Ganze am Horizont eingefaßt von der endlosen Busch-, Wiesen- und Waldebene, hinter deren braun-blau-grauen Schattirungen irgend womit einem Fernrohre die Isaaks-Kirche von Petersburg zu sehen sein mag“. — Und die nächtliche Aussicht aus dem Pavillon, den er in Archangelski bewohnt, beschreibt er stimmungsvoll: „Jenseits des Wassers weite, mondhelle Ebenen, diesseits Rasenplatz, Hecken, Orangerien; im Kamin heult der Wind und flackern die Flammen, von den Wänden sehen mich alte Bilder an, von draußen weisen marmorne durchs Fenster.“

Wie mit seiner Schwester, so bespricht er auch mit seiner Frau politische Angelegenheiten, und oft genug erklärt er, daß er das Leben daheim der ganzen Politik vorzöge. Im Jahre 1863 berichtet er seiner Frau: „Ich wollte, eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Edelmann.“ Damit stimmt ein Brief überein, den er wenige Jahre vorher an seine Schwester richtete. In demselben heißt es: „Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensiren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: vogue la galère, in welchem Fahrwasser es auch sein mag.“

Die politischen Erörterungen, die er mit seiner Gemahlin pflog, konnten nicht ohne Rückwirkung auf die Auffassung derselben bleiben. Das zeigt sich drastisch an ihrem Urtheil über die Franzosen. Als sich das Haupt-Quartier mit dem Grafen Bismarck während der Belagerung von Paris in Versailles aufhielt, sagte der Prinz Albrecht gelegentlich bei Tisch: „Darf ich fragen, wie es der Frau Gräfin geht?“ „O,“ lautete die Antwort, „der geht es ganz gut. Nur leidet sie immer noch an ihrem grimmigen Haß gegen die Gallier, die sie sammt und sonders todt geschossen und gestochen sehen möchte, bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie so scheußliche Eltern hätten.“ Einige Tage darauf theilte er seiner Umgebung eine andere briefliche Bemerkung von ihr mit, in der es hieß: „Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden.“

Die Erziehung seiner Kinder, der Comtesse Marie, der späteren Gräfin Rantzau, und der Grafen Herbert und Wilhelm, überwachte der Vater mit peinlicher Sorgfalt. Selbst in der Ferne verfolgte er ihre Entwicklung. So schreibt er im Jahre 1854 an seine Schwester: „Ich habe rechtes Heimweh nach Land, Wald und Faulheit mit der obligaten Zugabe liebender Gattinnen und artiger, reinlicher Kinder. Wenn ich von der Straße her eins dieser hoffnungsvollen Geschöpfe schreien höre, so füllt sich mein Herz mit väterlichen Gefühlen und Erziehungs-Maximen. Wie vertragen sich denn unsere Nachkommen mit einander und sind meine auch artig?“ Freilich blieben ihm auch die kleinen Unzuträglichkeiten, die die Schattenseite der Vaterschaft bilden, nicht erspart. Als er im Begriff stand, mit seiner Familie ein Seebad aufzusuchen, plauderte er zu seiner Schwester von seiner Noth in folgender launiger Weise: „Johanna wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich, als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen könnten, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, welcher das Kind bis in sein siebzigstes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören mit einem ‚siehst Du wohl, wenn das arme Kind die See hätte gebrauchen können‘!“ Und einige Tage später äußerte er sich mit scherzhafter Uebertreibung: „Wenn man dafür noch Diäten bekäme; aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen verreisen, — ich bin sehr unglücklich!“

Dem Unterricht der heranwachsenden Kinder widmete er die regste Aufmerksamkeit. Als er Gesandter in Petersburg war, mußten sie an jedem Sonnabend mit ihren Heften vor dem Vater erscheinen und über ihre Thätigkeit in der verflossenen Woche Rechenschaft ablegen. Dann folgte ein Examen, wobei sich sein bis ins kleinste sicheres Gymnasial-Wissen zeigte, und selbst der anwesende Hofmeister lernte dabei — Methode des Unterrichts.

Besonders lebhaft bekundete er seine väterlichen Gefühle während des deutsch-französischen Krieges. Beim Ausbruch des Feldzuges waren beide Söhne als Gemeine im Garde-Dragoner-Regiment eingetreten. In der Fluth der amtlichen Aufregungen unterließ es der Vater nicht, wo es nur anging, Erkundigungen über das Verhalten und Befinden der Söhne einzuziehen und, wenn sie erreichbar waren, persönlich nach ihnen auszureiten. Beide nahmen an dem Reiterangriff bei Mars-la-Tour theil. Graf Herbert wurde von drei Kugeln getroffen; eine schlug auf das Brustst[illegible] des Rockes, die andere auf die Uhr auf und die dritte drang in den Oberschenkel. Bei einem Ausritt auf das Schlachtfeld fand der Vater den Grafen Herbert mit anderen Verwundeten in einem Gehöft. Es fehlte an Wasser, und so suchte denn der Kanzler selbst nach demselben und ließ es dann in Fässern heranschaffen. Graf Wilhelm war etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Carré mit seinem Pferde gestürzt. Mit ersichtlichem, freudigen Stolz berichtete der Kanzler über die dabei bewiesene Kaltblütigkeit seines jüngeren Sohnes: „Er schoß eine Lerche, rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Kugelregen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner, setzte ihn auf sein Pferd und gelangte, indem er sich gegen das Feuer von der einen Seite deckte, zu seinen Leuten zurück.“ Als dann später Graf Herbert außer Gefahr war, äußerte sich der Kanzler zu seiner Umgebung: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte, — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Als er verwundet bei uns in Pont à Mousson lag und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher als mit Offizieren.“ Ein anderes Mal erzählte er vom Grafen Wilhelm, den er zufällig bei einem Ausritt getroffen hatte. „Ich entdeckte an ihm,“ so berichtete er bei Tisch, „eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entwischen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arm wie ein Kind. Es wird den gefangenen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.“

Gleiche Liebe wie seinen eigenen Kindern erweist der Fürst der heranwachsenden Schar seiner Enkelkinder. Auch der Freundschaft ist Fürst Bismarck zugänglich gewesen. Eine langjährige Freundschaft hat ihn mit Moritz von Blankenburg verbunden. Als sie wegen einer politischen Angelegenheit gelöst wurde, vergoß der Fürst Thränen. Von seinen Mitarbeitern stand ihm am nächsten Lothar Bucher, den er einst „eine wahre Perle“ nannte.

Ein hervorragender Mann würde einer der schönsten Eigenschaften verlustig gehen, wenn er der Nächstenliebe entbehrte. In welchem Maße sie Fürst Bismarck besitzt, hat er nicht nur in seiner Jugend durch die Aufopferung zur Rettung anderer, sondern auch noch im deutsch-französischen Kriege gezeigt. Er sorgte für eine zweckmäßige Verpflegung der Verwundeten und suchte auch selbstthätig den Entbehrungen der Soldaten abzuhelfen. In Bar-le-duc erzählte er gelegentlich: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Essen stände, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brod herunter und trug's ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien.“

Ist auch das politische Wirken des Fürsten zum Abschluß gekommen, so weilt er doch noch in erfreulicher Frische als Mensch unter uns. Spätere Geschichtsschreiber, die eine Zusammenfassung seines Lebens geben, werden ihn nicht nur als großen Staatsmann feiern, sondern ihn auch als großen Charakter rühmen müssen.

Nachdruck verboten.

Zur Statistik des Frauen-Studiums.

Von Dr. Richard Wulckow in Darmstadt.

Die eifrigen Führerinnen unserer deutschen Frauenbewegung halten uns gewöhnlich die großen Fortschritte vor, welche diese Bewegung in den nordischen Reichen, besonders in Rußland, angeblich gemacht haben soll. Es werden uns denn auch gewöhnlich Zahlen vorgebracht, die bestechend klingen, die aber leider nicht controllirt werden können. Richtig ist, daß die Zahl der Aerztinnen in Rußland bei weitem größer ist, als bei uns, und daß ebenso die für das höhere Lehrfach qualificirten Damen stärker vertreten sind. Beides aber hat sehr starke äußere Gründe, die bei uns nicht in Betracht kommen. Bei der ungeheuern Ausdehnung und der sehr dünngesäten Bevölkerung Rußlands findet die ärztliche Pflege große Hindernisse; die Aerzte suchen die einen entsprechenden Lohn verheißenden, größeren Städte oder zahlreich bewohnte und wohlhabende Oerter auf, scheuen sich aber aus natürlichen Gründen, sich auf dem flachen Lande in kleinen und armen Ortschaften niederzulassen. Dadurch entsteht nicht selten große Noth und das zwingende Bedürfniß zahlreicherer Aerzte. In diese Lücke sind mit großem Erfolge die Damen eingetreten und füllen sie mit allen Ehren aus. Meistens aus gebildeten, aber armen Familien entsprossen, finden sie auf den heimischen Universitäten Entgegenkommen und Unterstützung, und wenn sie die Prüfung bestanden haben, auch sehr bald einen Wirkungskreis, der die bescheidenen und ziemlich bedürfnißlosen Damen über die Sorgen leiblicher Existenz hinweghebt. Aehnlich ist es mit den Lehrerinnen. Bei dem traurigen Zustande der russischen Volksbildung und der schlechten Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen nehmen sie mit Eifer und Begeisterung das Martyrium des schweren Lehrberufs auf sich und wirken nicht sowohl um den äußeren Lohn, als vielmehr, um sich nach Kräften dem Vaterlande nützlich zu machen. Wie sehr ein solch tapferes und ehrenhaftes Einspringen in den Dienst der Volksbildung von nöthen ist, zeigt in trauriger Deutlichkeit der im Januar erschienene Voranschlag des russischen Finanzministers Witte, der zwar nach vielen Richtungen interessant ist, für uns aber nur die folgende bemerkenswerthe Notiz bringt. Das große Russische Reich wirft für das Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungswesen jährlich nicht voll 3 Millionen Mark aus (!), während Preußen ungefähr $10^1/_2$ Millionen dafür verwendet; das gesammte Elementar-Schulwesen in Stadt und Land kostet in Rußland noch nicht 11 Millionen Mark, dagegen in Preußen beinahe $62^1/_2$ Millionen. Der Schluß hieraus liegt nahe: Man darf uns Rußland solange nicht als einen bezüglich der höheren Frauenbildung und ihrer Studien fortgeschrittenen, uns überlegenen Staat hinstellen, solange nicht das Fundament jeder Bildung: die Volksbildung, sich einen würdigen Platz erobert hat, und die Regierung nicht viel, viel größere Opfer für dieselbe zu bringen geneigt ist. Die zahlreichen weiblichen Aerzte und Lehrer in Rußland beweisen nur, eine wie gewaltige Lücke in der Bildung und Unterweisung des Volkes einerseits und in der ärztlichen Pflege desselben andererseits noch auszufüllen ist.

Neben dem Norden werden uns nun auch häufig die bezüglichen Verhältnisse Italiens als mustergültig vorgehalten, und einzelne interessante und redegewandte Vertreterinnen der höheren Geistesbildung Italiens, wir erinnern nur an die bestechende Signorina Montessori des Berliner Frauen-Congresses, bestärken dann die nicht genügend kundige und so leicht beeinflußte öffentliche Meinung. Auch hier tritt die Statistik mit ihren unbestechlichen Zahlen aufklärend und lehrreich ein. Während im Jahre 1895 auf den sämmtlichen italienischen Universitäten 21273 männliche Studirende waren, gab es nur 121 Studirende weiblichen Geschlechts, und zwar für Medicin 17, Naturwissenschaften 25, Jus 3, Pharmacie 2, alle übrigen 74 studirten Philosophie, d. h. sie vertheilten sich auf die philologischen, literarischen, ästhetischen, historischen und rein philosophischen Wissenschaften. Dieser minimale Procentsatz der weiblichen Studirenden im vielgelobten Lande Italien kann nur die Anschauung bekräftigen, die wir neulich in dieser Zeitschrift bereits ausgesprochen haben, daß es in Deutschland, wo der Begriff des Hauses und der Familie eine starke praktische Bedeutung hat, wohl niemals zu einer bedeutenden Zahl von weiblichen Studirenden kommen wird, auch dann nicht, wenn die lästigen Beschränkungen, mit denen unsere deutschen Universitäten den Frauen den Zutritt erschweren und verleiden, einer milden und wohlwollenden Praxis gewichen sind.

Nachdruck verboten.

Sturm an der norwegischen Küste.

Zu dem Bilde von R. Schultze in München. — Siehe Seite 53.

Die norwegische Küste ist seit Jahren das beliebte Ziel der Sommer-Reisenden, die ihre wilde Schönheit nicht genug zu rühmen wissen. Aber die meisten sehen die blauen Fjorde nur in der Ruhe der Sommertage, eingebettet zwar in steil ansteigende Felsenberge, denen indessen grüne Matten ein freundliches Ansehen geben. Sobald ein Wetter an diesen Küsten heraufzieht, flüchten die Schiffe mit den Vergnügungs-Reisenden an Bord auf die offene See oder in den schützenden Hafen. Einen Sturm an der norwegischen Küste zu erleben würde sich kaum einer der Vergnügungs-Reisenden wünschen, er müßte sich denn unter dem Dach eines der malerischen norwegischen Holzhäuser geborgen wissen. Der Künstler schildert uns das Heraufziehen eines solchen gefürchteten Unwetters. Noch ist das Meer ruhig, aber der Himmel ist mit schwarzem Gewölk bezogen. Nicht lange mehr, und der Sturm wird den weißen Gischt der salzigen Wellen gegen die Felsen peitschen. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Gräfin B. — Sie brauchen vorläufig nicht zu befürchten, daß Ihr Brillant-Schmuck durch die Fabrikation künstlicher Diamanten entwerthet werden könnte. Diamanten künstlich herzustellen, ist allerdings schon einigen Gelehrten geglückt. Aber diese künstlich hergestellten Diamanten haben keinen Handelswerth, da die größten von ihnen nur 1 mm im Durchmesser haben.

Fräulein H. R. in B., Slavonien. — Ihr Entschluß, Autographen-Sammlerin zu werden, wäre nur dann löblich, wenn Sie ihn auf eine Weise auszuführen entschlossen wären, die Sie berühmten Leuten nicht lästig machen muß. Ihnen die Adressen von einigen hundert Berühmtheiten anzugeben, damit Sie Sich mit der Bitte um Autographen an sie wenden können, wäre eine Rücksichtslosigkeit gegen die berühmten Leute, der wir uns nicht schuldig machen würden, selbst wenn wir Zeit zu einer solchen Arbeit hätten.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 8, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. April 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Maien! Grüne Maien! —

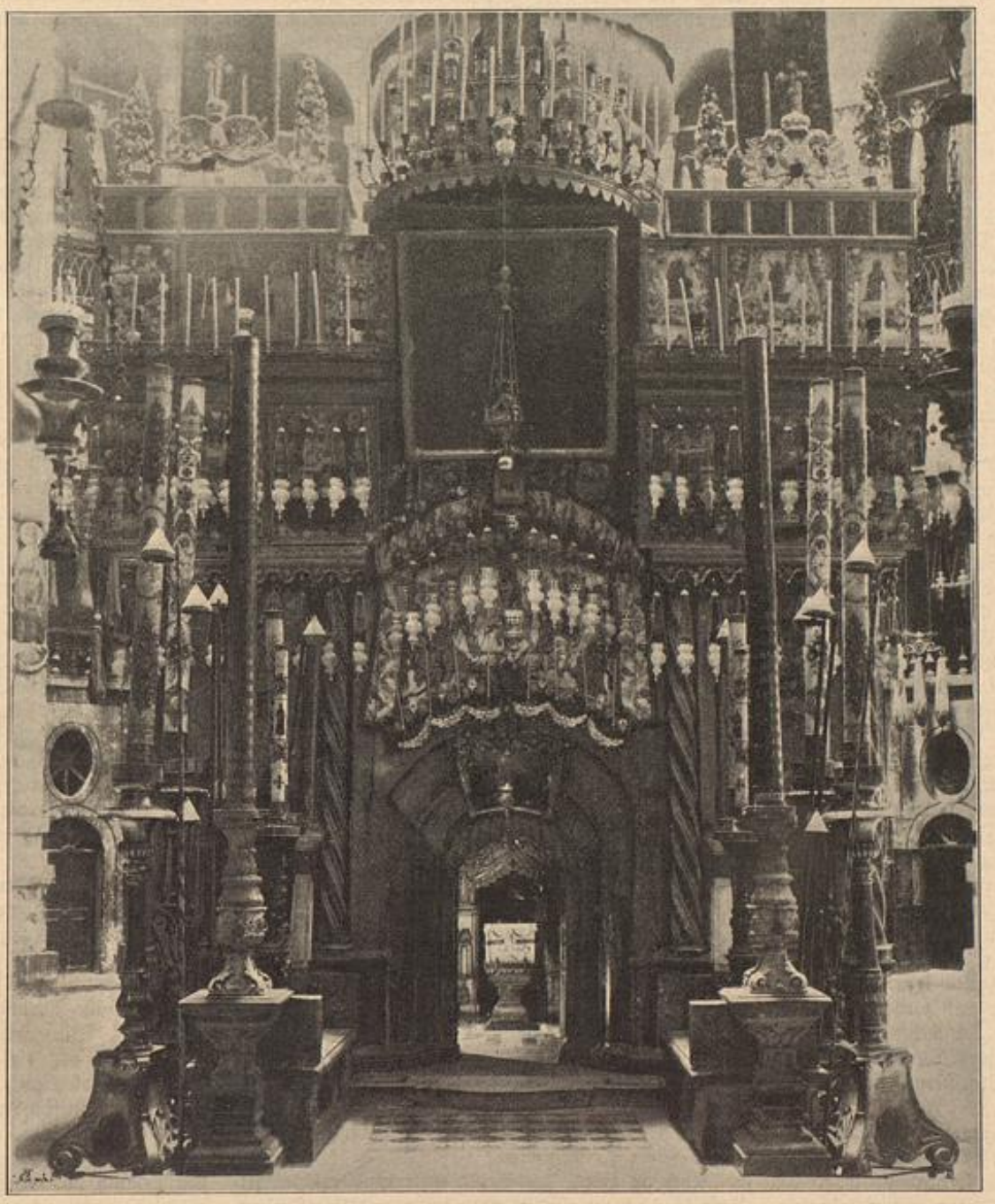
Auch damals schmückte man Pfingsten die Häuser mit Maien, vielleicht noch vertrauter mit dem ursprünglichen Sinn dieses Gebrauchs, als jetzt, jedenfalls aber mit liebevollerem Antheil an der Sache. Dazumal kamen keine Händler mit laubbeladenen Wagen vor die Häuser gefahren; wer auf den grünen Pfingstschmuck seines Heims nicht verzichten mochte, der mußte selbst nach der Heide wandern oder Knecht und Magd dorthin schicken, um sich vom Hegemeister die nöthige Zahl von Zweigen verabreichen zu lassen. Truppweise unter Gesang und Gelächter zog man hinaus und kehrte, die Maien schwenkend, zur Stadt zurück; Gesinde für sich, ebenso Bürgersleute; hier Gruppen von Männern, da von Weibern; selbst die Honoratioren hielten sich nicht für zu gut, in kleinen Gesellschaften hinauszupilgern und die mitgenommenen maienbeladenen Wägelchen heimzugeleiten, oder die schlanken Zweige, gleich dem übrigen Volk, eigenhändig nach Haus zu tragen. Heut' holt man sich Handelsware von der Straße, damals suchte man selbst den Mai in seinem Hauptquartier auf, im frischen grünen Wald. Der größeren Müh' entsprach reichlicheres Vergnügen, und was man oft mit einiger Fröhlichkeit, immer mit etwas Schweißverlust eingeholt hatte, befestigte man alsdann mit zärtlichster Sorgfalt an Thür und Thor, fest davon überzeugt, daß Glück und Segen in Haus und Stall einkehren, Unglück und böse Macht zum Giebel herausfahren werde. Den raschesten Gewinn erzielten wohl die Kinder armer Leute mit ihren Maien, indem sie damit Haus bei Haus um eine Gabe ansprachen, um Eier und Käse, Speck und Würste:

Gewt uns de langen,
Un lat't de korten hangen!

Knechte und Gesellen hingegen steckten nachts heimlich Büsche an die Fenster ihrer Schätzchen in Hoffnung auf artigen Lohn; wenn aber gar einmal ein junges Mädchen beim Erwachen einen stattlichen Maibaum vor ihre Thür gepflanzt sah, dann konnte sie hierin ganz sicher ein Denkmal allgemeiner Werthschätzung erblicken, das nicht ein einzelner ihr errichtet hatte, sondern die Gesammtheit der Burschen ihres Standes. So etwas kam allerdings sehr selten vor, denn nicht minder derzeitig als vor- und nachher war man in Liebessachen gewöhnlich recht partikularistisch. Ebenso selten aber passirte es auch, daß man einem hartherzigen oder gar zu weitherzigen oder närrischen Mädchen statt des grünen einen dürren Baum als Schandbaum setzte.

Am Pfingsten zwanzig, das in die zweite Hälfte des Maimonats fiel, war das Wetter warm und klar. In hellen Haufen wallfahrteten die Leute am Sonnabend Nachmittag in die Heide, den Mai zu suchen. Auch die Freunde des jungen Herrn Postmeisters waren zu diesem Zweck hinausgezogen, denn auch ihren Junggesellenstübchen sollte der Festschmuck nicht vorenthalten bleiben. Sie hatten sich gleich nach der Mittagsstunde aufgemacht und vergnügungshalber den weiten Weg um den südlichen Theil des Städchens herum gewählt, wogegen der Hegemeister an der Nordspitze des Wassers Birken schlagen ließ. Herr August Wichmann war durch sein Amt behindert gewesen, sich den Freunden anzuschließen und in die lustigen Lieder mit einzustimmen, die sie auf Wanderfahrten zu singen pflegten, wobei Herr Zwei, der Lehrer und Aushilfs-Organist, auf der Stockflöte blies. Als er aber sein Büreau geschlossen hatte, eilte er ihnen nach und zwar auf einem kürzeren Wege, indem er sich über den See ruderte. Bei dieser Beschäftigung mußte er sein Gesicht der Stadt zugekehrt halten, deren Bild, von den vollen Strahlen der Abendsonne getroffen, sich gar hübsch vom blauen Osthimmel abhob; in der Mitte der stolze Bau der Marienkirche, an beiden Enden rechts und links die alten festen Thürme des Berliner und des hohen Steinthors; dazwischen in breiter Masse rothe Ziegeldächer und helle Giebel; vorn aber, in der ganzen Ausdehnung dieses Panoramas, zwischen Stadt und See eine Reihe von Hausgärtchen mit rundwipfligen Obstbäumen, die zum Theil noch blühten. Wie sich das Bild in seiner schlichten Schönheit dem Jüngling also vor den Augen aufbaute, ward ihm das Herz von Liebe zur Vaterstadt erfüllt, wie noch nie. Das aber kam zum guten Theil daher, daß er sich an diesem Tage in besonders gehobener Stimmung befand, denn er war nach langen Bedenken endlich mit sich darüber ins Reine gekommen, daß er ohne Mamsell Bärbchen nicht leben könne und sie nunmehr ihrem grämlichen Schicksal abgewinnen müsse. In solcher Hoffnungsfreudigkeit erschien ihm das sonnenverklärte Städtchen überm See wie die Thorburg des Paradieses, das der Fuß des Lebenden betreten sollte. Und als dann plötzlich eine lange Reihe ferner Fenster in purpurnem Licht aufleuchtete, glaubte er lauter Freudenfeuer zu schauen, mit denen die Stadt seines künftigen Glücks den Gruß seiner Seele erwiederte.

Nun war er am jenseitigen Ufer angelangt. Er befestigte den Kahn an einem dort eingeschlagenen Pflock, der ihm schon öfter zu gleichem Zweck gedient hatte, und stieg langsam die Schwedenschanze hinauf, durch deren Baum- und Strauchwuchs er noch einmal nach der Stadt zurücksah. Es fiel ihm nicht schwer, zwischen den Firsten und Giebeln jenen treppenförmig ausgezackten herauszufinden, unter dem er einen Schatz zu heben gedachte und den Garten, der sich von dem Hof des Herrn Chirurgus nach der Uferstraße hinzog, von den übrigen zu unterscheiden. Neben ihm im Gebüsch flötete eine Amsel. Vor Jahren bekam man diesen Waldvogel viel seltener zu hören als jetzt, wo er fast ein Städter geworden ist. Seitdem geht's ihm bei seinen menschlichen Mitbürgern wie allen Propheten, die daheim nichts gelten, ehemals aber, als der Vogel noch gänzlich Heidesiedler



Das Innere der heiligen Grabeskirche in Jerusalem. — Siehe den Artikel Seite 62.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war, lauschte man seinem Gesang mit Andacht, sobald er sich vernehmen ließ. Auch der einsame Jüngling auf der Schwedenschanze hielt bei den süßen Tönen seine Schritte an und horchte still zu. Bald erspähte er das Vögelchen, das in tiefschwarzem Habit auf einem Ebereschenast saß. Wie die sehnsüchtigen Laute sein Ohr trafen, zeigte ihm ein wundersames Spiel der Phantasie das schwarzgekleidete geliebte Mädchen, und er glaubte, süße Antwort auf die Frage seines Herzens zu hören. Unwillkürlich schloß er die Augen, das liebliche Bild rückte näher, die holden Töne dauerten fort. Plötzlich schwieg der Gesang, doch gleich darauf erscholl er auf der entgegengesetzten Seite von neuem, nur lauter und hastiger, dann wieder ganz sentimentalisch — und mit einem Mal schnappte die liebliche Melodie mit närrischem Kukuksruf ab. Der Zuhörer wandte sich verblüfft um und gewahrte nun, daß es nicht mehr die Amsel, das Vögelchen im schwarzen Trauerkleide war, die das zweite Mal gesungen, sondern ein nichtsnutziger Neuntödter im rothen Chemisettchen, so ein talentvoller Nachäffer von allerlei Vogelstimmen, der mit der ehrbaren Gefühlsäußerung der Waldgenossin seinen Spott getrieben hatte.

„Du Racker!“ rief der junge Mann ärgerlich, „was störst Du den holdseligen Zauber und zeigst mir statt meines liebenden Mädchens einen eiteln, gespreizten Fant!“ Alsdann machte er sich auf, um die Freunde zu erreichen und sich seinen Antheil am Mai zu suchen. Er fand sie bald, um einen ziemlichen Stapel von Birkenzweigen gelagert und bereit, sich sammt der grünen Beute von ihm nach der Stadt zurückrudern zu lassen.

Die Dämmerung brach herein, als der Kahn mit Mann und Maien stadtwärts steuerte. Mit gutgeschulten Stimmen hießen die jungen Männer den seligen Abend willkommen, und als darauf Herr Eins Beethoven's Adelaide mit schönem Ausdruck sang, schwiegen die anderen entzückt, selbst Herr Zwei, der Stockflötist, denn die Musik war das einzige Feld, auf dem die beiden Streithähne sich friedfertig begegneten. Leise war der letzte Vers verklungen:

Einst, o Wunder! erblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Pupurblättchen:
Adelaide.

Da fuhr Herr Eins redend fort: „Freunde! Ist es nicht ein herrlicher Gedanke, die Treue des Geliebten noch nach seinem Tode durch ein liebliches Blümlein preisen zu lassen? Dem zartesten Wesen der Natur, Floren's Kindern, ist das Amt zugefallen, Hüter der Gräber zu sein, denen sich niemand mit frevelnder Hand naht. Doch auch das Leben will der engen Gemeinschaft mit den Sprößlingen der Flur und des Waldes nicht entrathen, und es ist von jeher deutsche Art und Sitte gewesen, einzelne Blumen und Kräuter, Bäume und Sträucher zu besonderen Begebnissen und Umständen des menschlichen Daseins in artige Beziehung zu bringen. Mit rothen Rosen schmückt sich das liebende Paar, mit Myrten die selige Braut; weiße Rosen sehen wir als Attribut der Trauer; Symbol der ewigen Dauer der Seele und in erlöschender Erinnerung an eine geliebte Person ist das Immergrün; unterm kerzengeschmückten dunkeln Tannenbaum feiern wir das Christkind, das um die Winter-Sonnenwende zur Erde herabstieg, und mit dem freundlichen Grün des Birkenlaubs an alabasterweißen Zweigen begrüßen wir die Ankunft der schönsten Jahreszeit. Unsere Vorfahren aber haben an den Gebrauch der Maien die Sitte geknüpft, geliebten und tugendreichen Jungfrauen als Liebes- und Ehrenbezeugung frische Büsche ans Fenster zu stecken, diese anmuthige Sitte, die sich jetzt leider fast nur noch beim Bauernvolk und Gesinde findet. Wir aber, denen in unserer Zeit Dichter und Gelehrte das Auge wieder geöffnet haben für so manchen vergrabenen Schatz aus der poetischen Werkstadt des deutschen Volkes, wollen die alten Heiligthümer wieder zu Ehren bringen und ihre Hüter sein. Deshalb, ihr Freunde, fordere ich Euch auf, mit der Wiederbelebung jener schönen Sitte in unserem Stande den Anfang solcher Pflege des Volksthümlichen zu machen und anstatt die eigenen Buden mit Maien zu schmücken, diese Symbole zärtlicher Verehrung in nächtlicher Stille an die Häuser zu stecken, in denen wir werthe Jungfrauen unseres gesellschaftlichen Kreises wissen, an die Fensterläden, hinter denen sie in unschuldsvollem Schlummer weilen und vielleicht von diesem oder jenem ihrer Verehrer träumen.“

„Hurrah! das war ein gutes Wort!“ riefen die Kahnfahrtgenossen in schneller Begeisterung dem Ruderer zu. Der aber sprach weiter:

„Es wird wohl jeder von uns mit sich darüber im Klaren sein, welcher Dame er seinen Maienbusch widmen will — ich, dessen süßes Geheimniß wohl von Euch allen längst geahnt wird, stecke einen mit rosaseidenem Band umwundenen Mai an das Kammerfenster von Mamsell Iduna Lange, die bereit ist, mir Herz und Hand zu schenken.“

„Hurrah dem Brautpaar, unserm theuren Freunde Gottlieb Müller und seinem wackeren Mädchen, der Mamsell Iduna Lange!“ erscholl es nun in lautem Chor. Herr Zwei aber, der auch jetzt das Necken nicht lassen mochte, sang, mit seinem Instrument auf den glücklichen Eins weisend:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich.“

Dann verabredete man, in welcher Reihenfolge der nächtliche Zug das heimliche Werk an den Fenstern der jungen Damen ausführen sollte, wobei noch manch anderes süßes Geheimniß, wenn auch nicht gerade enthüllt, so doch stark geahnt wurde. Alle Freundinnen Bärbchens waren in den Operationsplan untergebracht, nur ihren Namen hatte niemand erwähnt. Da sprach ihn endlich Herr August Wichmann mit leis bebender Lippe aus.

„O, Mamsell Bärbchen!“ hieß es nun — „das ist die allertreueste Seele, die unter den holdseligen Mädchen einherwandelt, denn ihr Liebster ruht seit Jahr und Tag im Grabe, und noch ist ihre Trauer um ihn nicht geringer geworden, als in der ersten Stunde!“ Und Herr Eins fragte mit heimlicher Rührung:

„Blüht nicht, wenn auch von unseren leiblichen Augen ungesehen, so doch vor den Blicken unserer Seelen auf ihres Freundes stillem Hügel die Wunderblume, die auf jedem Pupurblättchen den Namen des herrlichen treuliebenden Mädchens trägt?“

Da wandte Herr August Wichmann tief seufzend sein Antlitz dem dunkeln Gewässer zu, aber sein Blick fiel auf das deutliche Spiegelbild eines Sterns, der bereits am Himmel aufgezogen war und ihm aus der Nacht der Tiefe als freundlicher Hoffnungsstern entgegenblinkte.

„Ja, das treue Mädchen“, rief jetzt ein anderer, „verdient unser aller innigste Reverenz.“ — „Ihr gebührt ein vollständiger Maibaum vor's Haus!“ war des jungen Doktors Meinung. „Hurrah, ein stattlicher Maibaum für Mamsell Bärbchen, das Vorbild bräutlicher Treue über Tod und Grab hinaus!“ erscholl es rings im Kreise der begeisterten Maienfahrer, nur August Wichmann schwieg und senkte von neuem das Haupt. Da ergriff Herr Gottlieb Müller die Hand des stillen Jünglings, drückte sie sanft und flüsterte ihm zu:

„Ahne ich auch bei Ihnen, theurer Freund, geheime Sehnsucht des Herzens? Aber weh' Ihnen, wenn ich recht sehe, denn dann haben Sie Ihr heiligstes Gefühl an eine marmorne Göttin verloren, die doch niemals zum Leben erwachen wird, wie einst Galathea, die aus Stein erschaffene Geliebte Pygmalions, des kyprischen Bildhauers.“

Der Vorschlag, Mamsell Bärbchen einen Maibaum vors Haus zu setzen, hatte die übrige Gesellschaft in Feuer und Flammen versetzt, und schleunigst beschloß man, die Ladung des Kahns am Lande zu bergen und nach der Heide zurückzurudern, um in aller Stille eine passende Birke zu räubern. Also geschah es, Herr August Wichmann aber mußte sich, um keinen Mißklang in die Harmonie zu bringen, sowohl an der Einholung des Baumes als auch hernach an dessen Aufrichtung vor dem Hause des Herrn Chirurgus betheiligen und dergestalt die Treue seines heißgeliebten Mädchens für einen anderen, längst abgeschiedenen, im Leben ihrer unwerth gewesenen, verherrlichen helfen. —

Am nächsten Tage, nach dem Pfingstgottesdienst, was war's für ein Wundern und Rühmen, Fragen und Frohlocken unter den jungen Mädchen ob des vielsagenden Schmuckes ihrer Fensterläden! Hatte vielleicht Herr Eins seiner Iduna in aller Frühe Aufschluß gegeben über die neu belebte Sitte? Genug, ehe die Mamsellen wieder daheim waren, um die letzte Hand an die Bereitung des festtäglichen Bratens zu legen, waren sie über die volle Bedeutung der ihnen widerfahrenen Ehrung und deren Umfang, sowie über Entstehen, Ausreifen und Ausführen der wundervollen Idee des Herrn Eins genugsam unterrichtet. Dieser erfinderische junge Mann sollte aber auf seinen Lohn nicht lange zu warten brauchen. Wenn auch an demselben Nachmittage mehrere Stunden zwischen seinem feierlichen Eintritt in die Wohnung des Herrn Oberpredigers und dem Moment verflossen, da er nach einiger erklärlicher Angst ruhig aufathmen und seiner Mamsell Braut den Verlobungskuß appliciren durfte, so waren doch so ein paar Stunden nach damaligen Begriffen für eine derartig ernsthafte Sache, wie die Brautwerbung, nicht zu viel Zeit. Herr Eins konnte sich also eines diensteifrigen Schutzengels seiner intimen Sache rühmen.

Auch im Hause des Herrn Chirurgus erschien selbigen Nachmittags ein liebender, hoffnungsseliger Freiersmann, Herr August Wichmann. Ehe er dem Vater oder der Tante Minona sein Anliegen vortrug, hielt er es für gerathen, sich mit der Hauptperson selbst über die liebliche Angelegenheit zu besprechen und sie deshalb in dem Hausgärtchen, demselben, nach dem er Tags zuvor von der Schwedenschanze ausgeschaut hatte, und wo sie nach Mittheilung des Hausmädchens allein herumspaziren sollte, aufzusuchen. Mamsell Bärbchen wußte wohl, warum er kam. Sie wäre ja kein Weib und eine noch größere Thörin gewesen, als sie es bei all ihrer Altweisheit wirklich war, wenn sie nicht seit längerem die stumme Sprache verstanden hätte, mit der der liebende Jüngling ihr zu Aug' und Seele redete. Nein, dieses stille Werben des alten Spielkameraden hatte sie erkannt und die Wärme, die von seinem Wesen auf sie ausstrahlte, hatte bereits begonnen, die Eiskruste ihres Herzens, diesen Panzer, geschmiedet aus Irrwahn und Eitelkeit, zu zerschmelzen. Sympathie mit dem ehrenwerthen, bescheidenen Jugendfreund war dem leis aber beharrlich vorrückenden stärkeren Gefühl der Liebe gewichen, zunächst dem Bärbchen unbewußt, dann aber hatte sie das Anpochen des hohen Gastes der Herzen gehört, bangsam zaudernd, ob sie aufrichtig und demüthig „Herein“ rufen solle. Die Zeit war gekommen, da ihr besseres Selbst sich gegen unnatürlichen Zwang auflehnte. Insgeheim sehnte sie sich danach, ihren Fuß wieder in den Garten blühenden Lebens zu setzen, und der erste Schritt, den sie auf diesem Wege that, war eine Kundgebung rein äußerlicher Art. Sie warf an dem sonnenhellen Morgen des Pfingstsonntags das dunkle Gewand einer von Anbeginn mehr oder minder unwahr gewesenen Trauer bei Seite und legte ein dem schönen Tage und dem allgemeinen Brauch angemessenes lichtfarbiges Kleid an.

Dann aber kam eine abscheuliche Stunde, in der sich die halbbefreite Vernunft von Frischem knebeln ließ. Als Bärbchen den ersten Blick zum Fenster hinaus that und den schlanken Maibaum davor gewahrte, glaubte sie nicht anders, als daß ihr das Hausmädchen oder ein Patient ihres Vaters oder sonst jemand, der ihrem Herzen nicht nahe stand, mit dem stattlichen Busch eine Aufmerksamkeit habe erweisen wollen, denn die Bedeutung solcher Maienzier war ihr nicht ganz fremd. Was ihr aber, noch vor dem Kirchgang, ein paar gute Freundinnen erklärten, nämlich, daß die ganze Gesellschaft der jungen Herren ihr den Maibaum als ein Ehrendenkmal ihrer stadtkundigen Tugend und Treue gesetzt habe, erfüllte ihre Brust mit Stolz; wieder schoß ihr die alte Eitelkeit und der dumme Wahn, etwas ganz Besonderes zu sein und bleiben zu müssen, in die Krone. Mit unsäglichem Behagen weidete ihr Blick auf der neuen öffentlichen Beglaubigung ihrer Vortrefflichkeit, in Schreck und Scham aber darüber, daß sie gerade an diesem Tage der Auszeichnung ihres gottseligen Wandels das ehrbare Trauerkleid mit dem bunten Gewande der Weltlust vertauscht hatte, that sie dieses schleunig ab und war nun wieder von innen und außen eine so thörichte Priesterin der Welt-Entsagung, wie je zuvor. Solchen schnellen Rückfall in die mit Hülfe der Liebe fast überwundene Selbstgefälligkeit hatte der unschuldige schmucke Maibaum vor ihrem Hause zuwege gebracht! Herr August Wichmann aber erhielt zwischen blühenden Bäumen und Sträuchern aus der Hand der Heißgeliebten einen aus allerlei überspannten Gedanken und geschraubten Redensarten kunstvoll geflochtenen Korb, mit dem er das Haus des Herrn Chirurgus verließ, unschlüssig, ob er weinen, lachen oder kräftig fluchen solle; am nächsten indessen stand ihm das Weinen aus Mitleid mit der argbethörten Seele, die ihm soeben ihren Flitterschatz mit demselben Stolz gezeigt hatte, als wär's pures Gold gewesen. —

Das Leben im Städtchen ging seinen gewohnten Gang weiter, auch das Gesellige des Kreises, in dem sowohl der Herr Postmeister, Accise- und Steuereinnehmer August Wichmann als auch Mamsell Barbara standen. Dennoch ließ sich allmählich einiger Unterschied gegen bisher wahrnehmen. Die allgemeine Verhimmelung, deren sich das Mädchen seit je erfreut, und an der sie sich ein unleugbares Siechthum der Seele zugezogen, hatte mit jenem öffentlichen Ausdruck der Maibaum-Errichtung ihren Gipfelpunkt erreicht. Man fühlte, daß man in Anerkennung fremden Verdienstes vorläufig genug geleistet habe. Dazu kam die Standeserhöhung von Mamsell Iduna. In den Augen gesundfühlender Mädchen gilt Brautschaft immer mehr als Nonnenhaftigkeit. Also rückte in dem Freundinnenkreis die junge Braut auf die erste Stelle. Mamsell Bärbchen nahm die Erkenntniß ihrer eigenen Entthronung anfänglich mit stillem Aerger auf; äußerlich trug sie dies Geschick mit Würde, und als sie dies eine Zeit lang gethan, lebte sie sich auch innerlich in ein gewisses Maß von Demuth und Bescheidenheit hinein.

(Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Das Meteor.

Eine abenteuerliche Geschichte von Paul Schellhas in Steinau a/O.

(Schluß.)

Wohl infolge der übergroßen Erregung und der Ueberanspannung der Nerven empfand ich auf einmal eine wahnsinnige, unwiderstehliche Lust zu lachen, eine Art Anwandlung von Galgen-Humor, vor dem ich mich selbst entsetzte.

„Herr Kreis-Physikus!“ rief ich. „Ihr Wunsch von gestern Abend ist in Erfüllung gegangen. Die Sternschnuppen trügen nicht. Sie wollten fort aus dem kleinen Nest, — in die große Welt! Sie sind in der großen Welt, in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

Der Physikus sah mich erschrocken an. Er schien keinen Sinn für Humor zu haben.

„Und wissen Sie noch, wie Sie gestern Abend aussteigen wollten? Wissen Sie noch, wie Sie, mit einem Bein auf dem Trittbrett stehend, über der ungeheuren Tiefe geschwebt haben? Wenn Sie den Sprung ins Dunkle gewagt hätten!“

„Schweigen Sie!“ rief der Physikus schaudernd und hielt sich die Ohren zu.

„Hätten Sie jetzt Lust, auf den Bock zu steigen und, wie Helios mit den fliegenden Rossen, durch den Aether zu kutschiren?“

Durch das Vorderfenster des Wagens sah man jetzt deutlich die Pferde frei in der Luft schweben.

„Und der weite Horizont!“ fuhr ich fort. „Wie oft habe ich mich über den engen Gesichtskreis in unserem Nest beklagt. Jetzt haben wir einen Horizont von unermeßlichem Umfang. Interessiren Sie Sich noch für die Vorstandswahl im Vergnügungsverein?“

„Lassen Sie mich zufrieden! Ich interessire mich für nichts mehr, und wünschte nur, es wäre erst alles zu Ende!“

„Daß Sie Sich für nichts interessiren, beweist mir, daß Sie noch nicht der Kleinstadt entwöhnt sind. In der großen Welt muß man sich für alles interessiren!“

Meine Gefährten verharrten in dumpfem Schweigen. Ich ließ mich endlich erschöpft auf meinen Platz nieder.

Ein Umstand, den wir bisher in der großen Erregung nicht beachtet hatten, machte sich jetzt unangenehm bemerkbar: Der Mangel an Nahrung. Der Hunger begann sich geltend zu machen. Die Reste unseres mitgebrachten Imbisses hatten wir am Abend vorher verzehrt, jetzt war nur noch eine Flasche Wein vorhanden. Dazu wurde die Kälte immer fühlbarer. Wir tranken einen Theil des Weines aus und verwahrten den Rest sorgfältig als Stärkungsmittel für die Schrecken, die uns noch bevorstanden.

Während ich die Tasche aufhob, in der sich der Wein und einige kleine Gegenstände, wie Messer, Gabel u. dgl. befanden, beobachtete ich eine weitere Erscheinung, die mir bisher nicht aufgefallen war, und die jetzt meine Besorgniß erregte. Es war die deutlich wahrnehmbare Verringerung der Schwerkraft. Die Tasche schien ganz leicht geworden zu sein, und meine eigenen Glieder bewegten sich mit einer Leichtigkeit, als ob sie nicht mehr der körperlichen Welt angehörten. Ich mußte die bei Bewegungen der Arme anzuwendende Kraft erst allmählich lernen einzuschränken, da meine Hand sonst in heftiger Weise über das Ziel hinausfuhr und den zu ergreifenden Gegenstand verfehlte. Bei den wenigen Schritten, die man im Wagen machen konnte, hatte ich das Gefühl des Schwebens, und diese Erscheinung nahm so schnell zu, daß ich nach einiger Zeit, als ich vorsichtig ein wenig zu springen versuchte, aus der Erhebung über dem Boden ganz langsam und sanft wieder herabsank. — —

Stunden vergingen. Wir saßen in dumpfem Brüten, von nagendem Hunger gequält, mehr und mehr stumpf und theilnahmlos werdend, in den Wagenecken. Die Erörterungen über unsere Lage hatten gänzlich aufgehört: jeder sah ein, daß an eine Rettung nicht zu denken war, und daß ein rascher Tod das einzige war, was wir noch erhoffen konnten. Der großen Nervenaufregung folgte eine unsägliche Abspannung, verbunden mit körperlicher Schwäche. So schlich die Zeit dahin, wie die letzten Nachtstunden eines Verurtheilten vor seiner Hinrichtung.

Der Secretär, der anfangs so viel Fassung gezeigt hatte, fing zuerst an zu verzweifeln. Er betete, weinte und fluchte abwechselnd und flehte den Himmel an, diesem Leiden ein Ende zu machen. Er schrie, er könne diese entsetzliche Qual nicht länger ertragen und wollte sich das Leben nehmen. Dann schwieg er wieder eine Weile, um von neuem loszubrechen. Endlich versuchte er, den Kasten zu öffnen, wo die chirurgischen Apparate des Physikus aufbewahrt waren. Ich fürchtete allen Ernstes, daß er Hand an sich legen könnte und nahm den Kasten an mich. Er wollte ihn mir entreißen und packte mein Handgelenk. Ehe ich mich noch befreien konnte, hatte der Physikus uns beiden den Kasten aus den Händen gewunden und warf ihn durch das schon zertrümmerte Fenster hinaus.

Der Secretär stand einige Augenblicke mit dem Ausdruck dumpfer Verzweiflung im Gesicht da und starrte uns an. Dann sprang er plötzlich mit einem wilden Satz nach der Thür auf der entgegengesetzten Wagenseite, riß sie, ehe wir einen Gedanken fassen konnten, auf und stürzte sich hinaus in die bodenlose Tiefe — —

Der Schreck lähmte uns im ersten Moment vollständig. Ich wollte mich erheben, es war nicht möglich, — wie ein Alp lag es auf mir. Erst nach einiger Zeit gelang es mir: mühsam und an allen Gliedern zitternd, wie ein Schwerkranker, schlich ich an die offenstehende Thür. —

Laute Hülferufe schlugen an mein Ohr, und meinen Blicken zeigte sich ein unheimlicher, entsetzlicher Anblick.

In einiger Entfernung von unserem Wagen schwebte, — ja buchstäblich schwebte, — die Gestalt des Secretärs frei in der furchtbaren Leere des Raumes! Der Hut, der ihm vom Kopfe gefallen war bei dem gräßlichen Sprung, schwebte ebenfalls nicht weit von ihm frei in der Luft. — —

Der Unglückliche schrie um Hülfe wie ein Rasender und griff mit den Händen verzweifelt nach dem Wagen, von dem er etwa zehn Schritte entfernt sein mochte.

Ich stürzte in das Innere des Wagens zurück, um irgend einen Gegenstand zu suchen, mit dem wir den Gefährten heranziehen konnten. Aber ein Stock oder Schirm war zu kurz.

„Wir müssen ihm eine Schnur zuwerfen!“ rief der Kreis-Physikus.

Hastig suchten wir den Bindfaden hervor, mit dem wir am Abend vorher die Tiefe zu messen versucht hatten. Bei unseren Bewegungen hinderte uns die Abnahme der Schwerkraft in einer Weise, die leicht gefährlich werden konnte. Wir flogen bei unserer eiligen Thätigkeit geradezu im Wagen umher, stießen überall heftig an und kamen infolge unserer Hast trotzdem nicht von der Stelle, weil wir unter diesen ungewohnten Schwere-Verhältnissen ungeschickt waren wie die Kinder. Es schien mir eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis wir den Bindfaden abgewickelt und die Weinflasche als Gewicht an seinem Ende befestigt hatten.

Bei der Eile, mit der ich nun auf die Thür zuging, hatte ich diese eigenthümlichen Schwere-Verhältnisse außer Acht gelassen, ich konnte nicht im rechten Augenblick anhalten und fiel hinaus auf das Trittbrett. „Fallen“ ist indessen nicht der richtige Ausdruck. Ich sank vielmehr mit den Füßen sanft und langsam hinab, sodaß ich sogleich die Wagenthür fassen und mich mit der Kraft der Verzweiflung in den Wagen hineinziehen konnte. Aber einen Augenblick hatte ich dabei frei über der unermeßlichen Tiefe geschwebt, und mein Herz stand still vor Schreck, meine Hände zitterten und waren nicht im stande, den Bindfaden mit der Flasche zu halten.

Währenddessen bemerkte ich, daß der Secretär nicht an derselben Stelle schwebend verharrte, sondern anfing, allmählich hinter dem Wagen zurückzubleiben. Ich schloß daraus, daß wir nach der Art eines Trabanten uns in einer kreisförmigen Bahn um die Erde bewegten, einer Bewegung, die uns allerdings, wenn die Anziehungskraft der Erde überwog, schließlich ebenfalls auf die Erde zurückbringen konnte.

Der Kreis-Physikus hatte mir die Flasche abgenommen und warf sie nun dem Secretär zu, während er das Ende des Bindfadens in der Hand hielt. Dabei hatte er aber die fast gänzlich aufgehobene Schwerkraft wiederum nicht bedacht. Sein Wurf war viel zu stark. Die Flasche flog in gerader Linie wie ein Geschoß durch die Luft und hielt erst schwebend in der Luft an, als die Schnur abgelaufen war. Der Secretär hatte sie bei dem blitzschnellen Vorbeifliegen nicht fassen können.

Wir zogen die Schnur an, bis das Wurfgeschoß wieder in unseren Händen war und warfen die Flasche dann abermals, aber ganz langsam, dem Secretär zu. Sie erreichte diesmal ihr Ziel. Der Secretär hielt sie fest, und wir begannen vorsichtig zu ziehen. Man hatte dabei ganz dieselbe Empfindung, als ob man ein Boot aus dem Wasser ans Land zog. Anfangs kostete es Mühe, das schwere Gewicht in Bewegung zu setzen, dann aber genügte ein leiser nachdrücklicher Zug, um die langsam gleitende Masse in immer schnellerer Bewegung zu erhalten. In dieser Weise gelang es uns, den Verunglückten an den Wagen heranzuziehen und hineinzuheben. Kaum fühlte er den Boden wieder unter seinen Füßen, als er bewußtlos zusammensank. —

Nach diesem schrecklichen Zwischenfall kehrte das Gefühl äußerster Erschöpfung noch stärker zurück. Lautlos saßen wir in der furchtbaren Todtenstille des endlosen Raumes, der uns umgab, auf unseren Plätzen. Der Secretär erholte sich nur langsam und schien jetzt vollkommen apathisch. Ein erneuter Selbstmord-Versuch war nicht zu befürchten, wir wären auch kaum im stande gewesen, ihn zu verhindern.

Und abermals vergingen Stunden, wie Ewigkeiten. Hunger und Durst fingen an unerträglich zu werden, die Luftverdünnung schien allmählich betäubend zu wirken. Einmal raffte ich mich aus diesem Ermattungs-Zustand auf und zog die Uhr. Dabei bemerkte ich, daß die Schwerkraft gänzlich aufgehoben war. Wenn ich die Uhr in der Luft losließ, blieb sie an der Stelle schweben, wo sie sich befand, ein Anblick, der in seiner Ungewohnheit etwas unsäglich Quälendes für mich hatte. Ein Versuch aufzustehen, hatte zur Folge, daß ich langsam zur Wagendecke emporschwebte, von der ich durch einen leichten Stoß mit dem Finger wieder ebenso sanft herabsank. Die Uhr wies die Mittagsstunde. Ein Blick durchs Fenster zeigte mir dasselbe Bild wie am Morgen. Nur die Bewölkung und Beleuchtung der Erdoberfläche hatte sich verändert, und unser Standpunkt schien mehr nach Westen verschoben zu sein. Die Sonne strahlte immer noch von dem schwarzen Sternenhimmel herab.

Dann lag ich lange in einem Zustand halber Betäubung. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich den Physikus vornübergebeugt mit dem Kopf am Fenster lehnen.

„Ich glaube, es geht zu Ende,“ sagte er. „Wir nähern uns der Erde wieder.“

Es mußte inzwischen geraume Zeit vergangen sein: ich hatte die Empfindung, als ob ich einen langen Schlaf gethan hätte. Die erste Wahrnehmung, die mir auffiel, und die für die Richtigkeit der Bemerkung des Physikus sprach, war die Zunahme der Schwerkraft, die ich sofort bei meinen Bewegungen fühlte. Die Uhr zeigte vier Uhr nachmittags; ich hatte vier Stunden im Halbschlaf gelegen.

Der Anblick der Erde schien in der That ein wenig verändert. Das Gesichtsfeld hatte um eine Kleinigkeit abgenommen, indessen konnte ich das nicht mit Bestimmtheit beurtheilen, da die östliche Hälfte des Bildes jetzt im Dunkel lag, und Theile des Westens, die vorher nicht sichtbar gewesen waren, jetzt zum Vorschein kamen.

Noch halb betäubt starrte ich durch das Fenster in die Tiefe. Das war die Erde, zu der wir jetzt aus den Schrecken des Weltenraumes zurückkehrten, die heimatliche Erde, auf der wir Rettung und Hülfe finden konnten, — wenn nicht der furchtbare Sturz aus dieser gewaltigen Höhe wäre. Ich dachte an die Möglichkeit, daß wir in das Meer fielen, und der Gedanke schien mir beinahe angenehm im Vergleich zu der Vorstellung, auf dem Erdboden durch den furchtbaren Fall in Atome zersprengt zu werden. Aber die Wirkungen eines Sturzes in das Wasser mußten fast dieselben sein; kann doch ein Sturz aus etwa hundert Fuß Höhe in das Wasser schon tödtlich für den Menschen sein. Und dann war es ja kaum zu erwarten, daß wir überhaupt lebend die rasende Fallgeschwindigkeit überstehen würden: wir waren ja sicher schon todt, noch ehe wir den Erdboden erreichten.

Als ich etwa nach einer Stunde abermals hinaussah, hatte sich das Bild merklich geändert. Kein Zweifel: wir näherten uns jetzt mit entsetzlicher Geschwindigkeit der Erde. Unser Flug hatte sich nicht bis über die Grenzen der Anziehungskraft unseres Planeten erstreckt; ein Rest von Schwerkraft, uns selbst kaum merklich, mußte noch vorhanden gewesen sein, als wir den fernsten Punkt erreicht hatten, und jetzt zog uns die Erde wieder an sich, — um uns zu tödten.

Der Horizont begann einzuschrumpfen. Während ich hinblickte, verschwand der letzte Rest des asiatischen Rußland's im Dunkel des Abends, der Nordpol rückte an den Rand des oberen Gesichtsfeldes, und bald lag nur noch Europa und Nordafrika und die tiefblauen, jetzt vollkommen wolkenlosen, im hellsten Sonnenlichte strahlenden Flächen des Atlantischen Oceans vor den Blicken. Aber noch sah ich deutlich das eisige, weißschimmernde Grönland, und im äußersten Westen die Halbinsel Labrador, hier und da von Wolkenmassen verhüllt. Nach meiner Schätzung schwebten wir ungefähr über Südfrankreich.

Ich vermochte kein Auge von dem Schauspiel zu wenden, das uns den Tod bringen mußte; eine unheimliche Macht fesselte meine Blicke. So starrt der Verurtheilte auf das Schaffot, während der Richter das Todesurtheil verliest.

Und immer näher und näher kam die gewaltige Scheibe unter uns. Es war keine Kugel mehr: die Erde hatte die Gestalt einer flachen Scheibe angenommen, deren äußere Ränder sich nach oben zu wölben begannen, sodaß es schien, als bilde sich durch Senkung der Mitte unter uns eine schüsselförmige Schale. Und diese Schale kam uns entgegen, stieg zu uns auf, als wollte sie uns verschlingen. Ja, es schien in der That, als ob wir stillständen, und die Erde sich uns näherte.

„Es geht zu Ende!“ rief ich laut. „Bereiten wir uns vor zu sterben!“

Alle waren wir aufgesprungen mit dem letzten Rest unserer Kraft und hielten uns an den Wänden des Wagens fest, obgleich bei dieser rasenden Todesfahrt nicht die leiseste Bewegung zu spüren war.

Und mit Grauen-erregender Geschwindigkeit stieg diese furchtbare Schale unten zu uns auf, näher und näher kamen die weiten grünen Flächen unter unseren Füßen, und immer schneller versanken die Umrisse Europas hinter dem rundum sich emporwölbenden Horizont, dem Rande dieser Schale. So lange hatte ich mich energisch aufrecht gehalten. Jetzt auf einmal schlich eine tödtliche Schwäche über mein Herz, meine Nerven bebten, und meine Kniee knickten zusammen. So mag dem Verurtheilten zu Muthe sein, der keine Schwäche zeigen wollte, und doch zusammensinkt, sobald er die Treppe zur Guillotine erstiegen hat und vor der furchtbaren Maschine steht.

Ein stets zunehmendes Sausen deutete an, daß wir in die obersten Schichten der Erd-Atmosphäre eingedrungen waren. Zugleich hatte die eisige Kälte, die besonders in den letzten Stunden unerträglich geworden war, nachgelassen, und eine schnelle Erwärmung machte sich bemerkbar. Ich dachte an die Sternschnuppen, die durch Reibung in der Atmosphäre verbrennen. Gelangten wir mit einer annähernd gleichen Geschwindigkeit in die dichteren Luftschichten, so stand uns der Tod durch Verbrennen bevor. Ich bemerkte aber auch eine eigenthümliche Veränderung der Luft in unserem Raume. Das Athmen fing an beschwerlich zu werden. Offenbar rief die schnelle Bewegung durch die Atmosphäre entweder Luftverdünnungen oder Luftverdichtungen hervor, die jedenfalls über kurz oder lang tödtlich werden mußten.

Die Hitze nahm schnell zu, und das Sausen wurde immer stärker. Die Luft draußen begann zu leuchten, und zugleich bildeten sich dichte Wolken von Wasserdampf, die den Ausblick verhüllten. Immer lauter und betäubender wurde das schreckliche Geräusch, welches unsere Todesfahrt begleitete, es schwoll zu einem ohrenbetäubenden Heulen, Pfeifen und Brausen an. Unser Wagen begann sich zu bewegen, seine Fugen knackten und krachten, eine Gluthhitze machte das Leder sich krümmen, die Reste der Scheiben zersprangen und ein feuriger Hauch drang auf uns ein. Das Athmen war im höchsten Grade erschwert, alle Pulse flogen. Einige Augenblicke hielt ich mich noch krampfhaft an der Einfassung des Fensters fest, dann stürzte ich rücklings auf den Sitz und verlor die Besinnung. — — — — —“

Soweit hatte ich aus meinem Manuscript dem Kreis-Physikus vorgelesen und schwieg jetzt.

„Na und nun weiter!“ sagte er.

Ich zuckte die Achseln.

„Ja, wie meinen Sie wohl, daß die Sache endet?“ fragte ich.

„Ich kann es mir schon denken: ein furchtbarer Schlag, ein Fall, — Sie erwachen, sind vom Wagensitz gefallen und haben die ganze Geschichte geträumt.“

„Richtig! So pflegen solche Geschichten immer zu schließen. Aber einen so trivialen und abgedroschenen Schluß kann ich dem Leser nicht zumuthen. Und außerdem: So zusammenhängend träumt man ja nicht.“

„Na, da bin ich neugierig, welchen Schluß Sie diesem Abenteuer geben. Bitte lesen Sie weiter!“

„Ich muß leider gestehen,“ sagte ich zögernd, „daß ich noch nicht weiter geschrieben habe. Ich bin wegen des Schlusses in der größten Verlegenheit. Mir fällt absolut nichts ein!“

„Aber erlauben Sie' mal! Sie schleppen mich, mir nichts dir nichts, ohne mich vorher zu fragen, in den Weltenraum, bringen mich in die unangenehmsten Situationen und wollen Sich dann drücken! Das geht nicht! Ich bitte mir aus, daß Sie mich auf irgend eine Weise wohlbehalten auf die Erde zurückbringen!“

„Wenn Sie mir noch Vorwürfe machen, so steige ich einfach aus, falle auf einen großen Heuschober, rette mich und überlasse Sie Ihrem Schicksal. Sie können gar nichts dagegen thun! Ihr Leben ist in meiner Hand.“

„Das kommt davon, wenn man mit Ihnen über Land fährt! Künftig nehme ich mir einen besonderen Wagen für mich. Wo ist Ihnen denn diese dumme Geschichte eigentlich eingefallen?“

„Nun natürlich bei der Rückfahrt von der Obduction in Altdorf, als die schönen Sternschnuppen fielen.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen,“ begann der Physikus von neuem. „Lassen Sie uns alle auf einen großen Heuschober fallen und so gerettet werden.“

„Aha! Sie geben klein bei! Bedaure sehr: ist zu unwahrscheinlich! Wir müssen bei der furchtbaren Geschwindigkeit ja schon in der Luft verbrennen, wenn nichts dazwischen kommt.“

„Nun zum Teufel, so lassen Sie uns meinetwegen verbrennen, aber machen Sie ein Ende!“

„Das geht doch auf keinen Fall,“ wandte ich ein. „Wie könnte ich dann als Erzähler des Abenteuers auftreten?“

„Wissen Sie,“ sagt der Physikus, „Sie hätten mir diese Geschichte gar nicht erst vorlesen sollen. Solche Erzählung ohne Schluß stört meine geistige Verdauung. Ich habe das Gefühl, als hätte ich etwas schwer Verdauliches, Hummer oder bayrische

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leberknödel, gegessen, und das Essen läge mir im Magen fest."

Ich verbeugte mich.

„Sehr schmeichelhafter Vergleich. Indessen einen Trost kann ich Ihnen geben: Ich will noch eine Woche über den Schluß nachdenken. Wenn mir dann nichts eingefallen ist, so erlaube ich Ihnen, einige Monate darüber Ihrerseits nachzudenken."

— — — — — — — — — —

Jetzt sind schon mehrere Wochen vergangen. Mir ist kein Schluß eingefallen. Der Kreis-Physikus hat es abgelehnt, sich für mich den Kopf zu zerbrechen. Weiß der Leser vielleicht einen Schluß?

Nachdruck verboten.

Die Osterpredigt.

Novelle von Käthe Stellmacher in Elbing.

Das kleine, kleine Pfarrerkindchen lag in seinem Räderbett mit weit offenen Blauaugen, still und freundlich. Es lachte nicht und weinte nicht; es war so sanft und überaus zart, daß lebhaftere Erregungen seltener bei ihm vorkamen, als bei anderen Kindern. In der allertraurigsten, allerfeierlichsten Stunde des Pfarrhauses und als Vorbote des schwersten Schlages für den Vater geboren, schien es zugleich einen Hauch von Mattigkeit, von Wehmuth und von Himmelsfrieden mit sich in die Welt gebracht zu haben.

„Es ist eines von denen, die doppelt und dreifach, doppelt und dreifach geliebt werden müßten," sagte die blasse Wärterin, die am Kopfende des Bettes saß und die rosigen Fäustchen leise durch ihre schmalen Finger gleiten ließ.

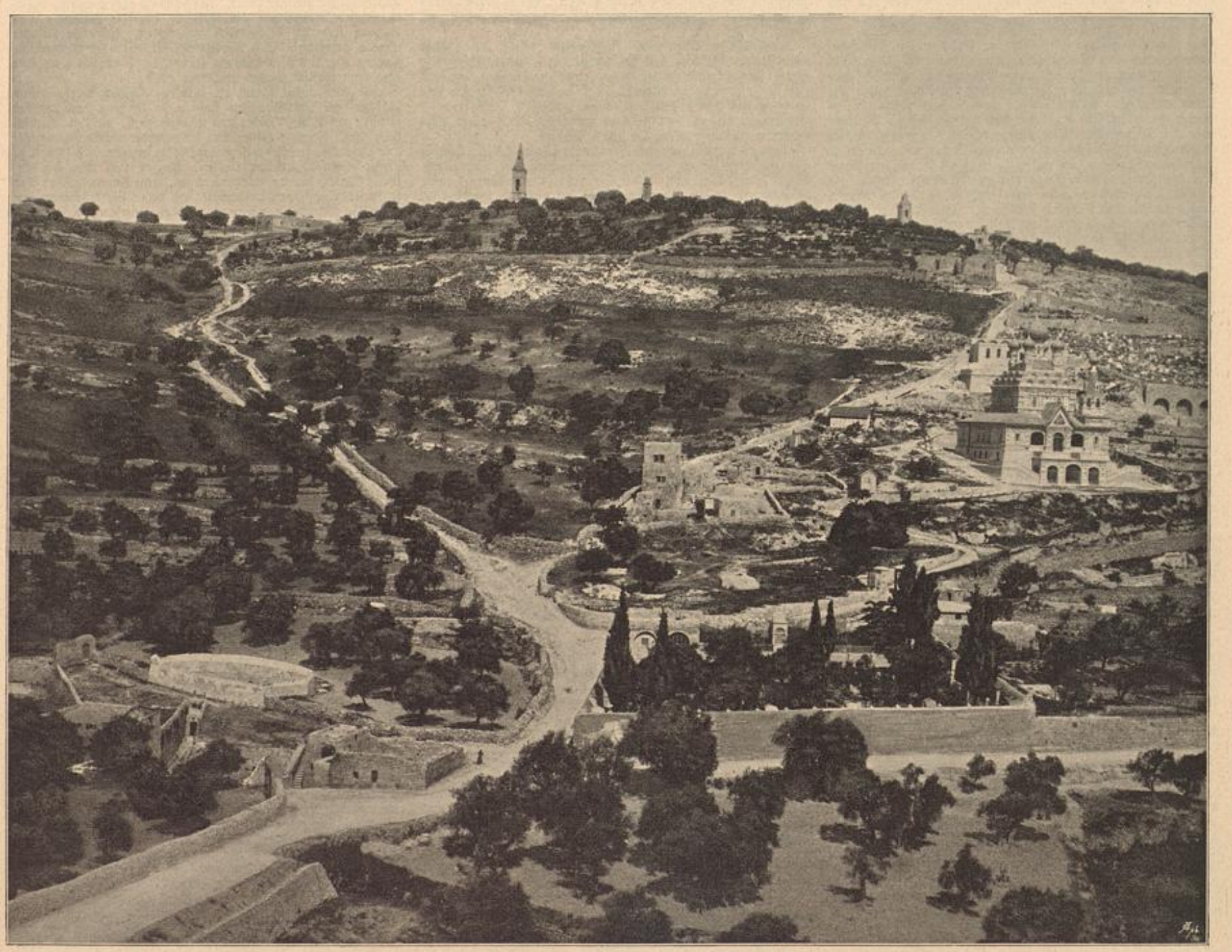
„Doppelt und dreifach, — o liebe, kleine Erika, und wer wird es thun?" Sie kniete neben den Wagen hin, hob das Kindchen aufrecht, küßte ihm Hände und Köpfchen, lachte ihm zu, bis der Schimmer eines Lächelns auch um das rosige Mündchen spielte, und fuhr dann mit der Hand über ihre Augen.

Sie selbst war ein zartes Geschöpf mit einer schlanken, jugendlichen Gestalt und feinem, kleinem blondem Kopf. Doch mochte es selten jemand einfallen, daß sie kaum Ende der Zwanzig sein konnte. Selbst als sie achtzehn Jahre zählte, hatte eigentlich niemand daran gedacht, daß sie jung war. Sie war immer so verständig gewesen, immer ein wenig trübselig, ohne heiteren Jugendreiz; und nichts eigentlich Bemerkenswerthes hatte es von jeher an ihr gegeben, als eine gewisse schier wunderliche, ernsthafte und zärtliche Liebe für Geschöpfe, die sie im wesentlichen weder angingen, noch irgend etwas mit ihr gemein hatten, als jenen Hauch von Hülflosigkeit und Traurigkeit, der über ihrem eigenen Wesen lag.

Das Pfarrerkindchen war, seitdem es auf die Welt kam, wie ein Stück von ihrer Seele. Kurze Zeit, bevor es geboren wurde, war sie in das Haus gekommen zur Hülfe in Krankheit und Haushalt.

Die Mutter starb, als man das Neugeborene eben aus seinem allzutiefen Schlaf zum Leben weckte. Sein erster Schrei verklang in ihren Todesseufzern. Sie mußte wohl sterben, die arme Frau: Die schwere Stunde, in welcher ein Leben aus dem anderen erblüht, läßt keine Kraft übrig, noch schwerere Schmerzen zu tragen. Und es war in dieser Stunde, als sie ihr nicht mehr verhehlen konnten, als wie ein Blitzstrahl die fürchterliche Erkenntniß in ihr aufflammte, daß, — was sie seit drei Tagen ihr vergeblich zu verbergen suchten, — daß nicht nur ihr jüngster Knabe von der furchtbaren Seuche der letzten Wochen dahingerafft, sondern daß auch der älteste, ihr Stolz, ihr Glück, die einzige noch übrige Hoffnung verloren sei. Wie eine Offen-

Tausendjährige Olive im Garten Gethsemane. — Siehe den Artikel Seite 62.



Der Oelberg mit dem Garten Gethsemane. — Siehe den Artikel Seite 62.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin am 28. Februar. — Nach einer Gouache von Emil Doepler d. J. in Berlin. — Siehe den Artikel Seite 63.

barung sah sie in ihrer letzten Stunde die beiden kleinen Leichen, — ihre Knaben, — neben einander liegen, die beiden kleinen Särge versenken und den Vater darüber stehen, die Kraft des Gebetes auf den Lippen, das Beispiel des Glaubensmuthes auf dem Antlitz, Verzweiflung im Herzen, — einen gebrochenen Mann.

Sie hätte leben mögen, ihn zu halten, ihn und ihr junges, junges Kind. Aber es war unmöglich.

Als er heimkehrte von dem kleinen Doppelhügel, fand er sie todt. . . .

Es giebt Schmerzen, aus deren Größe Flügel wachsen, die den Betroffenen vom Boden heben, als wäre er kein Sterblicher mehr, sondern ein von Ueberirdischem Getragener. Man verliert etwas, und man verzweifelt. Man verliert alles — und trägt es, wie ein Heiliger. Das ist die Kraft, die aus dem Ueberwältigenden aufwächst, an welches keine kleinliche Hülfe, kein alltägliches Trostwort zu rühren wagen. Und — wehe dem Rest des vielleicht noch in einem entlegenen Winkel zurückgebliebenen Guten, wenn er schüchtern seine Stimme erhebt: „Ich bin noch da, versuche, mit mir vorlieb zu nehmen!“ Wie vor bitterem Hohn flieht der Gequälte vor diesem jammervollen Ueberbleibsel und schlägt die Größe seiner Flügel um sich, das Restlein, das Ersatz sein möchte, nicht zu sehen.

Und dennoch hat der kleinste Rest sein Recht! Wer darf auf Flügeln schweben, so lange noch ein Fuß breit Erde Pflicht oder — Liebe von ihm zu fordern hat?

Bewunderung folgte dem Mann, der mit übermenschlicher Fähigkeit das schnell ergraute Haupt still und klaglos über das allgemeine Mitleidsweh erhob; Bewunderung blickte zu dem Geistlichen auf, der die Treue seines Gottesglaubens jetzt bewies, indem er im untrüglichen Ton wahrhafter Ergebenheit über das frische Grab hin die Worte sprach: „Der Herr hat's gegeben, — der Herr hat's genommen, — sein Name sei gelobt“. Scharen strömten in das Gotteshaus, um Erbauung zu finden durch ihn, dem der Schmerz schier überirdische Erlösungsworte für die ganze Menschheit von den Lippen löste.

Aber daheim stand ein kleines Bettchen, dicht verhängt, in der entlegensten Stube; und die Dienstleute mit den schwarzen Trauertüchern zitterten, wenn, trotz aller Vorsicht, dann und wann ein leiser Schrei von dorther in das Studirzimmer des Pfarrers drang.

Zu Tausenden flogen die Seelen ihm zu, die an seinem Beispiel Glaubensstärke fanden. Nie war er ein Diener Gottes, nie ein Seelsorger so von Herz zu Herzen gewesen, wie jetzt.

Aber oben in der einsamen Stube beugte sich die blasse Wärterin voll unsäglichem Mitleid über zwei hülflose Händchen und flüsterte weinend: „Nur sein Kind, — sein Kind liebt er nicht!“

Im Garten hoben die Osterlilien ihre gelben Glocken über die bunten Hyacinthen, als wollten sie schwebende Töne läuten vom Erwachen des Todes zum Leben.

Der Pfarrherr saß an seinem Schreibtisch und dachte über denselben Text nach: das Erwachen des Lebens vom Tode, der am morgenden Ostersonntag voll gewaltiger Ueberzeugungskraft erklingen sollte. Es war eine ergreifende Predigt gewesen, gestern am Charfreitag, aber morgen, morgen sollte es noch herrlicher klingen.

Da drang der Duft der Frühlingsblüthen durch die Fensterspalte.

Er sprang auf. Ein unbeschriebenes Blatt fiel zur Erde.

Von oben klang ein leises, leises Rollen . . .

Nur das nicht! Nur weit hinaus über alles, was irdisch ist! Nur keine Mahnung, daß es noch etwas Schönes auf dieser Erde giebt und etwas, etwas, das ihm gehört!

Aber das Rollen kommt wieder, — und eine Stimme, eine schwache, kleine Stimme. — —

Die Leute, die sein Gotteswort hören, meinen, daß sie sein Trost sei, diese Stimme. Nein, — nein, — nein! Nur nicht daran denken, an dieses armselige Nichts, das ihm keine Kraft spendet, etwas zu gestalten. Seine Flügel sind sein Trost, sonst nichts!

Aber immer noch, — o wie sie sinken, seine Schwingen, bei dem Ton! — immer noch rollt es!

Schweigen, Schweigen! Er braucht seine Flügel, — gerade heute! Er muß die Osterpredigt niederschreiben!

Immer noch die kleine Stimme, — das Kindchen weint. — —

Schweigen, um Gotteswillen Schweigen!

Es klopft an die Thür. Er hat geschellt, ohne es zu wissen. Die Wärterin tritt ein.

Sie besorgt sein Hauswesen; er fühlt, daß alles still und glatt geht unter ihrer Leitung. Sonst kennt er sie kaum. Er weiß nichts von dem, was in seinem verödeten Hause geschieht. Er lebt in seinem Arbeitszimmer seit der Unglückszeit.

„Anna, — wenn es sein kann, ich möchte Ruhe.“

Sie murmelt etwas, das scheu und verzagt klingt.

Hat er sie verletzt? Das wollte er nicht.

„Ich weiß ja, wie sorgsam Sie sind! —“

Sie senkt den Kopf. Wie still und gütig ihr Gesicht ist! Er sieht es zum ersten Mal. Es fällt ihm ein, daß er ihr zu danken hat.

„Und Sie sehen aus, als ob für andere sorgen, — andere lieben Ihr Glück ist, Anna.“

Sie macht eine leise verneinende Bewegung.

„Nicht so —“

Ein leicht gespannter Ausdruck erscheint in ihren Zügen, aber keine Verlegenheit.

„Ich fand wenige, die meine Liebe brauchten, und als ich — jemand fand —“

Er hat keine Ahnung, an was sie denkt. Vielleicht an ein verlorenes Jugendglück. — —

Aber plötzlich sieht sie ihn so wunderbar an, so klar, wie jemand, der entschlossen ist, etwas zu wagen, nicht für sich, für einen anderen: „Und nun ich jemand fand, fühle ich, daß meine Liebe allein nicht genügt.“ — —

„Nicht genügt —“

Ehe er eine Erwiderung findet, ist sie gegangen.

„Nicht genügt.“ — Was war das? Als gingen die Worte über eine dunkle Grenze hinaus, als sprächen sie von etwas, — was war es? Etwas, das ihn anging? „Nicht genügt —“

Er stand ganz still, das leere Blatt in den Händen, auf die geschlossene Thür blickend. Ihm war, als sähe er durch das Holz hindurch die stille Gestalt, wie sie weiter ging, — bis zur Treppe, — die Stufen hinauf. — Leise glitt oben die Klinke. —

Nein, sie sollte nicht in die Stube dort, jetzt nicht!

„Anna!“

Sie kam die Stufen wieder herunter und schloß die Thür des Studirzimmers von innen. Wie bleich sie war! Er sah jetzt, daß sie geweint hatte. Und es kam ihm in den Sinn, daß er Seelsorge an ihr zu üben hätte, wie an anderen.

„Sie sind betrübt, Anna.“

Sie zitterte leicht. Niemals seit dem Unglück hatte er so viel Außergewöhnliches zu jemand in seinem Hause gesprochen.

„Ich war niemals heiter.“

„Niemals?“ — Die Worte dünken ihn fast sündhaft. „Fröhliche Kinder waren wir doch alle!“

„Nicht ich.“

Warmes Mitleid wacht in ihm auf.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Anna.“

„Von meinem?“ Ein eigenthümlicher Klang liegt auf dem Wort. „Davon ist wenig zu sagen. Wir waren arm, und meine Mutter — haßte mich.“

Er zuckte zusammen. „Sie urtheilen hart. Ihre Mutter gab Ihnen eine Erziehung —“

„Besser fast als es unseren Verhältnissen entsprach. Sie hielt das für ihre Pflicht. Aber sie liebte mich niemals.“

„Niemals?“

„Später that es ihr wohl, mich zu sehen. Man ann viele gute Gefühle an Stelle der Liebe setzen, die das erwachsene Kind entbehrt, niemals die Liebe, die ihm fehlte, als es jung und klein war.“

„Dennoch, — wer von uns darf richten, — ein heißer Schmerz, eine unüberwindliche Erinnerung kann schuld sein, daß diese Liebe — fehlt,“ — er sprach stoßweise, schwer athmend; es war, als müsse er sich wehren gegen jedes ihrer Worte, und doch zog es ihn unwiderstehlich immer tiefer in das Gespräch hinein. „Vielleicht, wenn Sie einen Vater gehabt hätten —“

„Wenn ich einen Vater gehabt hätte“, — nun war doch die Stelle berührt, die in ihrem persönlichen Empfinden am wundesten war; sie sprach sehr leise, — „wenn ich einen Vater gehabt hätte, würde ich vielleicht die Liebe der Mutter weniger entbehrt haben, und ein Kind —“, hier wurden die Worte fast unhörbar, aber der Ton wieder fest und ruhig, — „ein Kind, dem die Mutter blieb, bedarf weniger —“

Nein, sie durfte nicht aussprechen; sie fühlten es beide. Geisterbleich stand er mit dem zerknitterten Blatt in den Händen.

Nun wußte er, daß sie an sein Kind dachte, an nichts, als an sein kleines Kind da oben; daß sie nichts zu ihm sagen wollte, als eins: „Geh hin, nimm es in Deine Arme, Dein letztes Eigenthum und Deinen letzten —“ Nein, sprach sie denn, wie alle anderen thaten, von Trost?

Kein Wort! Sie sprach — von einem ungeliebten Kind. Es schauerte durch alle seine Adern: die Flügel hatten ihn emporgetragen, er half der Menschheit, daß sie mit ihm flog auf Glaubensschwingen, und dieses Mädchen redete von einer Pflicht, die er versäumte!

Hörbar freilich keine Silbe. Er las es alles von dem stillen, schmerzgezeichneten Gesicht.

Noch immer knisterte das Blatt in seiner Hand. Und draußen fingen Glocken an zu schwingen: Osterbotschaft.

O haltet an! Wer giebt ihm seinen überirdisch starken Muth wieder, die heilige Lehre morgen freudig zu verkünden? Das Schicksal hat ihn nicht gebeugt, — die eine kleine Mahnung wirft ihn nieder. Der Märtyrer, der demuthfrohe gottergebene, ist gebrochen in diesem Augenblick; nichts als der schwache Sterbliche blieb übrig. Er sinkt zusammen. Er schluchzt.

Leise hat sich längst die Thür geöffnet und geschlossen. Als er aufblickt, ist er allein.

Und dennoch sieht er die Gestalt, die ihn verlassen hat, dort oben, wo das Bettchen steht, das dicht verhängte. — Wie flüchtig betrachtete er es sonst! — In dieser Stunde sieht er alles ganz genau: die Händchen, die hülflos kleinen, auf der Decke, das Köpfchen auf dem Kissen, die müden, blassen, blauen Augen, — ach, jene Augen, die von Kummer sprechen, den sie noch nicht kennen, der erst zum Wissen werden wird, wenn sie einst fragen: „Wo ist sie, die mich lieben würde, wie mich niemand liebt?“

Er liegt und schluchzt. Ach, jene eine, die auch ihn geliebt hat, wie ihn niemand wieder lieben wird, und die vielleicht noch jetzt sein eigen wäre, noch jetzt, wenn jene jungen Augen — zu jung, ach, gar zu jung! und seine reifen, reich erblühten Knaben mußten sterben! — wenn jene jungen, jungen Augen nicht — —

O Erdenweh, wie gotteslästernde Gedanken zeugst Du!

Und doch! „Vergieb mir Gott, der Schmerz um sie, die ich verlor! —“

Du? Die Du verlorst? Und jene Händchen, die hülflos auf der Decke liegen, das schwache Köpfchen, die blassen Augen, — vergißt Du, was sie verloren? Die Zeit kann lindern, Ersatz kann sich an Deine Seite schmiegen, wer aber kann ersetzen, was das Kind verlor, dem seine Mutter starb? Dies Kind, das „doppelt, dreifach Liebe braucht“?

Oben über dem verhängten Bettchen sieht er die stille, mahnende Gestalt, die ihn verlassen hat, sich tief und tiefer neigen. Kein Ton, kein Hauch dringt jetzt von dort hierher. Und dennoch weiß er, was sie flüstert: „Viele gute Gefühle kann man an Stelle der Liebe setzen, die das erwachsene Kind entbehrt, — niemals die Liebe, die ihm fehlte, als es jung und klein war.“

Er hat sich aufgerichtet. Halb wie im Traum, mechanisch greift er mit der Linken nach dem leeren Blatt und streckt die Rechte aus . . .

Die Feder fällt zu Boden. So geht es nicht, — so nicht!

Ganz langsam steht er auf. Geräuschlos gleitet seine Thüre. Langsam, leise geht er durch die Flur und sacht die Stufen hinauf. Hier ist es. Ein Wiegenliedchen tönt von innen, ein Summen nur. Er schließt die Augen. Da wird es drinnen still und er berührt die Klinke. Als er eintritt, wird die Thüre gegenüber zugemacht hinter jemand, der hinausgeht. Er ist allein.

Nur dort das Bettchen an der Wand! Die Hüllen sind zurückgeschlagen; die Sonne blendet nicht mehr; Dämmerung kommt schon, und das Kindchen hat noch keine Lust zu schlafen. Es lallt; ein festgefügtes Fäustchen hebt sich von der Decke, und als er näher tritt, sieht er die großen blauen Augen offen, — die jungen Augen! Der erste Hauch Bewußtsein scheint in ihnen plötzlich aufgewacht! Wie er die Hand ausstreckt, sich neigt, indessen jeder Tropfen Blut in ihm erzittert, da heben sich die Aermchen, und es lacht, — es lacht! — —

Er steht, die Füße wie gebannt, die Arme ausgebreitet, bis seine Rechte endlich unvorsichtig an den Rand des Räderbettchens rührt. Es rollt, — er hält es auf, — das Kindchen jauchzt, — und — mit den Kissen, allem, was es einhüllt, hebt er es empor und legt es auf den Stuhl, der für die Wärterin daneben steht, kniet nieder, — hält es fest und küßt es, — küßt es. — —

Es ist ganz dunkel, als gedämpfter Lichtschein durch die Thür gleitet. Der Vater sitzt am Bett. Schon lange ist das Kindchen eingeschlafen.

Da sieht er, wie die stille, freundliche Gestalt, die mit der Lampe kam, sich wieder wendet, um zu gehen.

„Anna!“ Er ruft ganz leise, steht auf und nimmt sie bei der Hand, führt sie zum Bettchen, zeigt auf das Kind und sagt: „Ich will es lieben, — lieben helfen, Anna.“

Sie antwortet mit keinem Ton; sie sieht ihn nur an mit einem hellen warmen Blick, aus dem es klar wie Engelsfreude leuchtet.

Und langsam streicht er leise über ihre blonden Haare . . .

Unten auf dem Schreibtisch liegt noch das leere Blatt. Er lächelt fast, als er es jetzt erblickt: er glättet es und nimmt die Feder . . .

Nun fließt der Quell, nun strömt es wieder von Herz zu Herzen: die Botschaft von der Liebe, die den Tod zum Leben weckt.

Zwar keine Flügel tragen ihn zu dieser Stunde; kein Heiliger wird mehr mit Märtyrer-Begeisterung ob der erstaunten, hingerissenen Menge schweben, doch morgen wird ein Mensch zu Menschen sprechen.

Nachdruck verboten.

Ein Ostern in Jerusalem.

Von Ottilie von Bistram in Wiesbaden.

Siehe die Illustrationen Seite 57 und 60.

Motto:
„Ich freue mich, daß meine Füße stehen werden in Deinen Thoren, Jerusalem.“
Ps. 122, 1—2.

Klingt es nicht wie das Echo ferner Kirchenglocken aus den Tagen der Kindheit zu uns herüber, schon das Wort: Jerusalem! Und nun erst sich vorstellen dürfen, daß wir wirklich und wahrhaftig uns an jenen Stätten befinden, wo all das sich zugetragen, was wir bis in die kleinsten Einzelheiten in der biblischen Geschichte verfolgt, vom ersten Beginn geistigen Auffassungs-Vermögens uns zu eigen gemacht! Und nun sollen wir es mit eigenen Augen sehen dürfen; es ist nicht versunken, nicht wie die Märchenwelt der Kindertage nur ein Traum der Phantasie, nein, — die Erde, die unser Fuß betritt, die Steine des Salomo-Tempels, die unsere Hand ehrfurchtsvoll berührt, — das alles war einst und ist noch da! Wie vielen Sterblichen ist Jerusalem, ist Palästina das Land, das sie ein ganzes Leben lang „mit der Seele suchen“! Und wie viel Glaubensmuth und Begeisterung, aber auch wie viel Fanatismus und Enttäuschung mag wohl seit Jahrhunderten von hier aus mit fortgetragen worden sein in alle Welt. Wie oft, seit meiner Reise im heiligen Lande, bin ich schon der Frage begegnet: „Ach, Sie Glückliche waren in Jerusalem, da ist's wohl sehr, sehr schön?“ — und ich mußte wahrheitsgetreu antworten: „Schön wohl gerade nicht, aber hochinteressant.“ Wer stellt sich nicht unwillkürlich die Stadt „der goldenen Gassen“ schön vor? Und wer wäre nicht enttäuscht, eine Stadt der ungepflegtesten, schmutzigsten und engsten Gassen, statt der geträumten „goldenen“ zu finden? Wir tragen unser Herz eben in die Umgebung hinein, und dies, wenn es begeistert in einer großen Idee lebt, vergoldet diese Umgebung; so geht es wohl denen, die Jerusalem „schön“ finden können.

Am Abend des Gründonnerstages näherten wir uns, von Jaffa kommend, nach einer Fahrt von etwa vier Eisenbahnstunden, der heiligen Stadt. Je näher Jerusalem, desto felsiger und wilder wird die Gegend; überall liegen lose Felssteine wie weggeworfenes Bau-Material umher und mahnen uns ernst, stumm und feierlich an die Weissagung, daß hier dereinst „kein Stein auf dem anderen“ bleiben durfte. Leider war es bereits ganz dunkel, als wir in Jerusalem einfuhren, sodaß wir dieses ersten Eindrucks verlustig gingen. Im Hotel, — es war eins ersten Ranges, — angelangt, war alles überfüllt, Rauchzimmer, Salons zu Massen-Schlafstätten umgewandelt. Man mußte froh sein, eine Schlafstelle irgend einer Art zu finden; es kam vor, daß vier sich gänzlich fremde Reisende ein, freilich bereits gebrauchtes Handtuch zur gefälligen Weiterbenutzung vorfanden. Die Hotel-Küche machte den durchaus mißglückten Versuch, allen verfeinerten Ansprüchen der heutigen Civilisation durch Pasteten und Entremets genügen zu wollen; es wurden dem Gaste mit Gewürzen aller Art verdorbene, fast ungenießbare, der ursprünglichen Zusammenstellung nach schwer festzustellende Gerichte vorgesetzt, bei denen man nur ein einfachstes, aber in unserem Sinne eßbares Gericht vermißte. Wir waren gewarnt worden, das dortige Wasser zu trinken, und so blieb denn der Jerusalem-Wein als einziges übrig, der allerdings sehr stark ist und einem wie Feuer ins Blut geht. — Die Sauberkeit ließ überall viel zu wünschen übrig; wie sollte dieselbe aber auch beschaffen sein, wenn die schmutzigen, arabischen Bediensteten des Hotels keine andere Schlafgelegenheit haben, als im allgemeinen Salon die längs den Wänden entlang laufenden orientalischen Divans, auf die sie sich in vollen Kleidern mit schmutzigen Stiefeln und fettigen Köpfen des Nachts ausstrecken, während tagsüber diese Sophas von den Hotel-Gästen als einzige Sitzplätze benutzt oder von handeltreibenden, allerlei fliegende Ware (Perlmutter-Schnitzereien, Olivenholz-Gegenstände) ausbietenden Kaufleuten als Verkaufsstände ausgebeutet wurden! Wie sollte die Sauberkeit beschaffen sein in einer Stadt, wo man auf der Straße, selbst unterm Fenster des Hotels ersten Ranges, nie sicher ist, nicht mit all dem Unrath überschüttet zu werden, den man im Hotel „gern los“ sein möchte! Aber die innere Erbauung wird und muß uns ja für alles entschädigen, darum vertrösteten wir uns in unserem Mißbehagen auf morgen, den Charfreitag, und dann das heilige Osterfest in Jerusalem. So wanderten wir denn anderen Tages bereits frühzeitig nach der heiligen Grabeskirche; dieser Weg an diesem Tage ist wohl das Interessanteste, was man als Studie für Volksleben, Rassen und Völker-Typen beobachten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kann; die allerverschiedensten Nationen der Welt sind vertreten auf diesem Wege nach Golgatha! Der Armenier mit den tiefdunkeln, träumerischen Augen, der römisch-katholische Pilger und Mönch, der schlaue, verschmitzte Schacherjude mit den zwei Locken zu beiden Seiten der Schläfen, dem schmierigen Kaftan und den ewig, wie zählend, in der Luft umherfuchtelnden Händen, nicht minder der vornehme Jude, an dem alles von peinlichster Sauberkeit förmlich wiederstrahlt, etwa mit schwerseidenem fraise-farbenen Kaftan, schwerer, leuchtend rother Sammetweste, blendend weißem Hemd und dem charakteristischen Judenkäppchen, — und daneben der Türke im Turban und der Araber im Fez, mit der tiefbraunen, sammetnen Haut, den blitzenden, oft mit unendlich hochmüthiger Geringschätzung auf jene sich stoßende und drängende Menge herabblickenden Augen, dem hoch aufgerichteten Gange, der zu sagen scheint: „Wir Moslem sind die Herren dieser Stadt, der Ihr alle huldigt!" — der Russe im Schafpelz, mit seinem zähen Fanatismus und der ungestillten Sehnsucht, sich ins Mystische zu versenken, der vielleicht jahrelang sich die größten Entbehrungen auferlegte und sich's täglich am Mund abdarbte, um einmal im Leben zum Osterfeste hierherzupilgern, das heilige Feuer auflodern zu sehen und sich ein Flämmchen davon mitzunehmen, das seinem festen Glauben nach, alles Erdenleid hinweg leuchten kann, — oder wenn das nicht, ihm dereinst wenigstens die ewige Seligkeit sichern wird. Das breite, gutmüthige Gesicht schaut erwartungsvoll unter der Pelzmütze hervor, mit fast bang kindlicher Neugier all die Wunder anstaunend, die rings umher sich ihm aufzuthun scheinen. Tiefverschleierte Frauen Jerusalems oder Bethlehems stehen in den Gassen und Thorbögen umher; in die schwarzen Gewänder der Ordenstracht gehüllte barmherzige Schwestern, als einzig farbiges Abzeichen das Kreuz auf der Brust tragend, gleiten geräuschlos durch die Menge. Touristen aller christlichen Bekenntnisse drängen sich dazwischen, unter denen der Engländer mit dem starken, angeborenen Ichbewußtsein auch hier sich überall geltend zu machen versteht. Der Patriarch, die höchste Geistlichkeit verschiedenster Glaubens-Bekenntnisse, — alles zieht auf diesem Gang an uns vorüber. Je mehr wir uns der Grabeskirche nähern, desto schwerer wird das Durchkommen, denn die Verkaufsstände zu beiden Seiten der schmalen Gasse verengen den Weg noch mehr. Wachskerzen, Kreuze, Andenken aller Art liegen auf flacher Erde zum Verkauf ausgebreitet, und es wird gefeilscht, gehandelt, geschrieen in allen Sprachen der Welt.

Endlich sind wir vor der gothischen Eingangsthür der kuppelgeschmückten Grabeskirche angelangt. So wie äußerlich ohne jede Einheit in Stil und Anlage, so auch innerlich, so auch moralisch zerrissen, zerstückt alles, nur kein harmonisches Ganze, wie unsere Phantasie geneigt ist, den heiligsten Ort der Christenheit sich zu denken. Nicht ein Gotteshaus über dem heiligen Grabe, sondern eine Unmasse von Kirchen und Kapellen in einer Kirche bei einander, von einer verwirrenden Ueberladung der Ausstattung und einer Fülle der Tradition, daß es unmöglich wird, sich auch nur annähernd eine Vorstellung vom Ganzen zu machen, wenn man es nicht mehrere Male und wiederholt in Augenschein nahm. Da wird gezeigt: Adams Grab, Golgatha, wo das Kreuz gestanden hat, der Stein, auf dem der Leichnam Christi gesalbt worden, unter der Erde die Stelle, wo die heilige Helene die Kreuze gefunden haben soll, die Gräber von Arimathia und seiner Familie, und schließlich das Grab Christi selbst. Alles ist eingebaut und eins vom anderen abgegrenzt. Von Fußbreit zu Fußbreit des Platzes macht die eine der anderen Confession streitig, worauf nur sie allein ein Recht zu haben vorgiebt, — die Lateiner den griechisch Orthodoxen, und diese wieder den Armeniern, und so kommt es Jahr für Jahr zu den unwürdigsten Scenen und Auftritten. Als wir das Gotteshaus betraten, wogte drinnen ein undurchdringliches Menschengewühl. — War das eine Kirche? Kranke, Lahme, Krüppel, Mütter mit Säuglingen an der Brust, ganze Familien auf dem Fußboden hockend, essend, trinkend, rauchend, Kerzen erhandelnd und feilschend, auch Zerstreuung und Belustigung aller Art für die hier tagelang wartende Menge! Wem wäre bei diesem Anblick nicht Christi tadelndes Wort eingefallen: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, Ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht"? Einzelne unter der Menge brüteten stumpfsinnig vor sich hin, halb geistesabwesend vom langen Fasten. Viele unter ihnen bringen auch die Nacht hier zu und warten. Worauf warten sie?

Auf das Erscheinen des heiligen Feuers, das morgen, Sonnabend vor Ostern, aufloht, und das, dem festen Volksglauben nach, vom Himmel fallend, aus zwei Oeffnungen (zwei runden Löchern) in der Rückwand des heiligen Grabes hervorlodert. Dort steht dann der Patriarch, der höchste der griechischen Geistlichkeit Jerusalems, vor der einen Oeffnung und der armenische Geistliche vor der anderen, die Geistlichkeit zündet an diesem Feuer ihre Kerzen an, und die Menge strömt unter geradezu lebensgefährlichem Gedränge herzu, ihre Kerzenbündel an dem heiligen Feuer zu entzünden. Was auch immer mit dem Feuer in Berührung gekommen sein mag, ist heilig und heilbringend. Der durch dasselbe angebrannte Kleidersetzen wird auf Wunden und unheilbare Schäden gelegt, und alles gesundet. Vorsichtig wird die Kerze wochenlang gehütet, brennend erhalten, immer eine neue am Flämmchen angesteckt und so die heilige Flamme mit heimgebracht, besonders viel ins ferne Rußland. Daß das alles mit solchen persönlichen Opfern erkauft, daß bei dem Gedränge und dem durch Fasten bis zu Hallucinationen gesteigerten Fanatismus es sogar oft nicht ohne Blutvergießen abgeht, erhöht nur noch den Werth der Errungenschaft. Wir befanden uns an jenem Ostersonnabend, im Augenblick, als das so bange erwartete Feuer Punkt drei Uhr hervorschlug, gegenüber der Grabeskirche auf dem Altan eines Hauses und übersahen das Hauptportal und den viereckigen, eingebauten Kirchenplatz. Die Menge stürmte mit den so lebensgefährlich errungenen, lodernden Bränden in den geschwungenen Händen aus der Kirche. Es war, als sähe man einen Fackelzug am hellen Tage, dessen Theilnehmer plötzlich alle dem Wahnsinn verfallen seien. Kerzenbündel, manchmal zweiunddreißig Stück auf einmal in lichten Flammen, werden mit fanatischem Geschrei geschwungen, oft mitten hinein zwischen die Menge. Daß da nicht alles in Flammen aufgeht, ist einem fast ein unerklärliches Wunder. Und Schwache, Gebrechliche, Alte, armselige Krüppel, die mit letzter Kraft ihr Kerzchen ebenfalls anzustecken strebten, wurden von der wüthend drängenden, trunkenen Menge zurückgestoßen oder niedergetreten.

Und zwischen diesen Christenpilgern halten — die Türken — als Polizei Ordnung! Mit ruhigem Ernste, wie einer bekannten, leider unabänderlichen Thatsache gegenüber, streben sie nur danach, die in wildem Fanatismus in einander sich verschlingende Menge, die um ein Fetzchen vom heiligen Feuer verbrannten Stoffes sich rauft und blutig schlägt, aus einander zu halten und eine Gasse für ruhige Passanten frei zu halten. Wenn's garnicht anders geht, machen die Türken von ihren festen Lederriemen Gebrauch und schlagen damit in die sich zusammenballende Menge hinein. Wer einmal im Leben Zeuge dieses Schauspieles gewesen, dem wird es erklärlich, daß die Türken Jerusalems sich zu diesem Christenthum nicht bekehren werden.

Dennoch gelang es mir an jenem Charfreitag, bis zum heiligen Grabe vorzudringen. Es ist ein mit Marmor ausgelegter Raum, zu dem eine so niedere Thüre führt, daß man nur gebückt eintreten kann. Die meisten Gläubigen rutschen auf den Knieen herein. Es ist drin so eng, daß nur drei Personen zur Zeit Platz zum Beten haben. Eine Art Sarkophag aus Marmor bildet die Mitte des Raumes, um den herum die Knieenden rutschen bis zum Bilde des Heilandes, das in der Längswand in der Art angebracht ist, als läge dort der Leichnam. Alles schwimmt in einem Lichtermeer von Kerzen, Gold- und Silberlampen und entwickelt eine Hitze, die, von keinem reinen Lufthauch je unterbrochen, einem fast den Athem nimmt. Zwei russische Bäuerinnen und ein russischer Pope waren mit mir gleichzeitig dort. Sehr bezeichnend für die im russischen Volke noch heute lebendige Unterwürfigkeit, zogen sich die von der Heiligkeit des Ortes tief ergriffenen Frauen, deren Stirn fortgesetzt den Boden demüthig streifte, in den äußersten Winkel zurück, sich zuflüsternd: „Platz! Eine Herrin will beten." Selbst hier hatten sie nicht einmal einen Moment das Gefühl, daß wir gleich sind vor Gott. Aber ich glaube, nur sie, die da wirklich sind wie die Kinder, und deren Wunderglaube durch den Tumult rings umher nur noch gestärkt zu werden schien, vermögen hier zu beten: wer Sammlung beim Gebete braucht und Erbauung vom Gebete erwartet, der kann zu Ostern überall eher beten als in der Grabeskirche.

Welch andere Feier war dagegen der Aufenthalt am Ostermontag in Gethsemane! Auf einem flinken Eselchen, einen Eingeborenen zum Führer, ging es an jenem Tage, nur von einer gleichgestimmten Freundesseele begleitet, hinaus aus den Thoren Jerusalems durch das Kidron-Thal nach dem Oelberg, an dessen Fuße der Garten Gethsemane liegt. Wie dankbar empfindet man's, daß hier „das liebe Himmelslicht nicht durch gemalte Scheiben bricht", sondern der herrlich blaue Himmel sich frei über einem wölbt und rings umher auf der geheiligten Erde alles duftet, blüht und sproßt. Vom Oelberg hat man auch das schönste Bild über die ganze Stadt Jerusalem, die, fest eingegürtet von einer trotzigen Steinmauer mit 34 Thürmen, noch das alte Thor uns zukehrt, „das goldene" genannt, durch das der Heiland geritten sein soll, als die Menge ihm an jenem ersten Palmsonntag das „Hosianna" zujubelte. Die Muhammedaner haben es zugemauert und hüten es mißtrauisch und eifersüchtig, denn ihrer Tradition nach soll ein christlicher Eroberer, wenn er eines Freitags einzöge, die Stadt von hier aus einnehmen können. In weiter Ferne am Horizont dehnen sich, in blauem Dufte schimmernd, die Hügelketten aus. Die Stadt selbst ist hochgelegen auf Zion und Morija. Sie bildet mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets, mit dem Prachtbau der Omar-Moschee im Vordergrunde, mit deren herrlichem Tempelplatz, deren kühnen Freitreppen und den graziösen Thorbögen, — den Resten des Salomonischen Tempels, — mit den dazwischen verstreuten, tiefernsten Cypressen und graugrünen Olivenbäumen, ein Städtebild, wie es wohl einzig in der Welt dasteht! Ein ungelöstes Räthsel bleibt es einem dabei, wie eine Stadt als Bild so schön und innen in ihrer Realität so grausam verkommen und schmutzig sein kann.

Der Weg, die einzige Landstraße, die sonnig und steinig durchs Kidron-Thal führt, hinauf nach dem Oelberg, war verhältnißmäßig öde und menschenleer. Das Eselchen trabte geduldig vorwärts, eigentlich ohne jede Leitung, da es anstatt der Zügel nur eine Kette im Maul hatte, die viel zu kurz war, als daß ich sie hätte als Zügel benutzen können. Nebenher schritt gravitätisch der Führer, in eine Art Toga gehüllt. Sein feingeschnittenes Gesicht mit der kühngebogenen Adlernase schien mir so bekannt, daß ich es immer wieder betrachten mußte; endlich tauchte die Erinnerung an ein Bild in mir auf. Ob der Mann dazu Modell gewesen? Auf dem leider durch Feuer zerstörten Rundgemälde „Jerusalem" des so früh heimgegangenen Meisters Piglhein mußte ich diesen oder einen ganz ähnlichen Charakter-Kopf schon gesehen haben! Hier und da begegneten uns unterwegs scheue, spitzschnauzige, wilde Hunde, die dort überall beutegierig umherlungern. Bald genug sahen wir auch das Ziel ihrer Wanderung, den Cadaver eines halben Esels, in dessen halbverwesten Resten eine Hündin sammt ihren Jungen hauste, und weiterhin, auf der belebtesten Verkehrsstraße Palästina's, nur etwa 25 Minuten von der Stadt entfernt, lagen kurz hinter einander zwei todte Kamele, ebenfalls halbverwest, auf offener Straße, und heulend scharten sich die wilden Hunde um dieselben. Man begreift es, daß der Hund bei den Israeliten für ein unreines Thier galt, und erst, wenn wir seine Dienstpflicht als freiwilligen Straßenreiniger und -Räumer erkannt haben, können wir verstehen, daß die wilden Hunde eine dringende Nothwendigkeit sind und nicht ein Uebel, als welches wir die unschönen, unsauberen Thiere anfangs verabscheuen. — Auf der Höhe des Oelberges angekommen, genossen wir einen herrlichen Blick über das jenseits gelegene „Todte Meer", das zwischen den zerklüfteten, wilden Felspartien des Gebirges Moab stahlblau, fast greifbar vor uns zu liegen schien. In der Ferne, wie ein goldenes Band im Sonnenschein aufleuchtend, — der Jordan. — Hinab, wieder zurück gen Jerusalem reitend, vorbei an Kirchen, Hospizen, Kranken- und Pilgerhäusern aller Nationen, die sich hier am heiligen Oelberg angesiedelt, machten wir am Fuße des Berges Halt an einem von kahler, hoher Mauer im Viereck umzogenen Garten voll tiefernster, uralter Oelbäume und Cypressen. Das war Gethsemane.

Ein stiller, bescheidener Mönch öffnete uns und hieß uns freundlich eintreten. Wie ein Friedenshauch wehte es uns entgegen, und hier unter dem Laubdach der uralten, knorrigen Olivenstämme, umduftet und umblüht von unzähligen, im Abendwind leise sich neigenden Blumenkindern, unter den stillen, ernsten Cypressen, die wie Riesenfinger schweigend gen Himmel wiesen, überkam uns jene weihevolle Osterstimmung, die man in der Grabeskirche vergeblich sucht. Nachdem der Mönch uns gebeten, nichts ohne sein Beisein abzupflücken, — er gab uns selbst nachher ganze Hände voll Blumen, — ließ er uns rücksichtsvoll allein. Und allein möchte man, muß man hier sein, nicht in Gesellschaft vieler, noch so sympathischer Menschen; darum hatten wir uns auch an jenem Tage von der Gesellschaft abgezweigt und genossen in der „Einsamkeit zu Zweien" diese Stunde unvergeßlicher Weihe.

Die Stationen der Leidensgeschichte, die als Reliefs längs der Mauer eingefügt sind, die Gestalt des betenden Heilands, das alles paßt an diesen Ort und erhöht seine Weihe und seinen Ernst. Und warum sollte einer jener Oelbäume nicht der Oelbaum sein, unter dem der Heiland gerungen und wo er gebetet? Werden diese Bäume doch über tausende von Jahren alt! Im Scheine der untergehenden Sonne glühen die heißen Farben der stillen Blumen zu unseren Füßen noch einmal leuchtend auf, und ihr süßer Duft breitet sich betäubend und einschläfernd über uns; ob wohl auch die Jünger dieser Duftwelle unterlagen, da sie hier durchaus nicht wach bleiben konnten? Ein Abendglöcklein tönt zu uns herüber und mahnt uns, daß wir scheiden müssen von dem weihevollsten Fleckchen Erde, das dieses heilige Land für unser Empfinden gehabt. Hier ist es, als ob die Gebete, die seit Jahrhunderten von den verschiedensten Generationen und Völkern der Erde hier zum Himmel stiegen, uns noch heute als etwas Segenbringendes umschweben und jene Weihestimmung über diesen Wundergarten breiten, die schon für manches Herz geworden „ein Osterfest in Jerusalem".

Nachdruck verboten.

Der Kostümball im Königlichen Schloß zu Berlin.

Von Professor A. v. Heyden in Berlin.
Siehe das Bild Seite 61.

Die schöne Zeichnung des Professors Emil Doepler d. J. bringt den geehrten Leserinnen ein sehr getreues Bild des bedeutungsvollsten Momentes des Kostümfestes, welches am 27. Februar im Königlichen Schloß gefeiert worden ist. Ihre Majestät die Kaiserin, welche mit ihrem Gefolge den von kostümirten Gästen erfüllten weißen Saal betreten, hat nach einem kurzen Rundgang mit huldvollster Begrüßung einzelner hervorragender Personen die Stufen des Throns bestiegen. Seine Majestät der Kaiser, in der Uniform der Leib-Compagnie des 1. Garde-Regiments, hat diese unter Trommel- und Pfeifenklang in den weißen Saal geführt und ehrt seine hohe Gemahlin, indem er die Garden nach seinem Commando salutiren läßt.

Die bildliche Darstellung enthebt mich einer genauen Beschreibung von Details. Da aber das Fest kein Maskenfest, sondern ein solches war, das in historischer Erinnerung die echte Form und Farbe der Zeit geben sollte, und somit das Ganze eine gewisse kulturelle und kostüm-wissenschaftliche Bedeutung hatte, so wird es vielleicht nicht unerwünscht sein, diese Punkte hervorzuheben.

Wie bekannt, hatte eine Hofansage auf einen Ball vorbereitet, auf dem streng das Kostüm des Jahres 1797 getragen werden solle. Es sollte versucht werden, zu zeigen, wie ein Hoffest zur Zeit des Geburtsjahres unseres großen Kaisers ausgesehen haben möge. Da getanzt werden sollte und die im Erfinden und Wiederbeleben alter Tänze und Tanz-Touren so begabte Frau Wolden mit dem Einüben derselben betraut war, so sollte das ganze Fest wohl nicht den Charakter der sogenannten Cour en rondo damaliger Zeit, sondern den der Cour en volante tragen, wo sich ein freieres, heiteres Leben entfaltete, auch die Toiletten-Vorschriften der Damen weniger streng waren.

Noch stand die äußere Erscheinung der Offiziere fast ganz unter den Formen der fridericianischen Zeit. Die Uniformen strotzten von Stickereien, die gepuderten Haare mit Zopf, dieser eine Erfindung Friedrich Wilhelms I., deckte der dreieckige, bei den Ober-Offizieren mit Plumage gesäumte Hut. Die rothen Zietenhusaren mit den Leoparden-Fellen, und namentlich die Offiziere der Bosniaken und Towarczis, in ihren langen theils rothen, theils schwarzen, mit Silber beschnürten Röcken, machten einen sehr eigenartigen, fremdländischen Eindruck gegenüber dem sonstigen Militär in den reichen, meist knappen Bekleidungen. Auch das Hofkostüm der Civil-Herren (Uniformen der Civil-Beamten erschienen erst in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts), waren noch wesentlich alten Traditionen treu geblieben. Der bereits in Frankreich und England sich einbürgernde Frack war ausgeschlossen. Nur durch einen ziemlich hoch steigenden Klappkragen machte der ausgeschnittene Herrenrock, das Hofkleid der Zeit Ludwigs XIV., der neuen Zeit Concession. Ausschließlich von Tuch, Sammet und Seidenstoff in allen Tönen vom glänzenden Gelb bis zum Schwarz, war er hin und wieder an den Rändern mit zierlicher Stickerei versehen, wie bei dem Oberhof- und Hausmarschall Grafen Eulenburg, dem Erbprinzen von Hohenlohe-Oehringen und dem Grafen Ferdinand Harrach. Die kurze Kniehose war fast überall hellfarbig, die seidenen Strümpfe weiß, nur wenige Herren hatten schwarze Escarpins gewählt. Einigermaßen befremdlich und die vollkommene Echtheit der Erscheinungen störend wirkten die Bärte der Herren, zu deren gänzlicher Entfernung sich kaum jemand hatte entschließen können. Denn im Jahre 1797 war, da überall noch Perücke getragen wurde, der Bart für den Mann, selbst für den Militär absolut ausgeschlossen. Nur den Husaren war er vorschriftlich. Aber wenn Friedrich Haase als Königs-Lieutenant jederzeit zu seiner weißen Perücke den, an sich unmöglichen, zierlichen schwarzen Schnurrbart trug, so wußte er sehr gut, wie kleidsam diese kulturhistorische Unmöglichkeit sei. Und diese wiederholte sich mit gleichem Erfolg an diesem Abende: Der bloße Schnurrbart kleidete den Militärs vortrefflich, und nur der Umstand, daß durch fast hundertjährige Bartlosigkeit der Gedanke an diesen Schmuck des Mannes verloren gegangen war, erklärt es, daß die Militärs des 18. Jahrhunderts so wenig ihren Vortheil verstanden hatten. Der Kinnbart und Backenbart freilich über dem unvermeidlichen Jabot konnte keine andere Entschuldigung finden, als die sanitären Rücksichten auf das winterliche Wetter. Dagegen wirkten die breiten Ordensbänder über den hellen, häufig gestickten Westen, die auf dem Rocke funkelnden, nicht metallenen, sondern nach alter Weise wirklich gestickten Sterne sehr günstig, zumal es nicht viele waren, die solchen Schmuckes sich rühmen durften, denn selbstverständlich konnten nur die Ordenszeichen getragen werden, welche in jener Zeit bereits existirten. Das waren außer einigen wenigen ausländischen nur der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwarze Adlerorden und die erste Klasse des rothen Adlers, der seine zweite Klasse erst 1802 erhielt.

Die größten und unserer heutigen Mode gegenüber auch begreiflichen Zweifel hatten zuerst die Kostüme der Damen bei diesen gefunden. Man war entsetzt über die Zumuthung der kurzen Taillen an den Kleidern. Der Widerwille aber schwand, als man fand, daß diese Tracht für ein unbefangenes Auge eigentlich ganz kleidsam sei.

Das Kostüm von 1797 gehörte einem Uebergange an. Frankreich, das seit der Regierung Ludwigs XIV. einen unwiderstehlichen, oder besser, einen unwiderstandenen Einfluß auf Kultur und Mode ausgeübt, war durch das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts Wege gewandelt, welche schon aus politischen Gründen die Moden-Macht dieses Landes gebrochen hatten. Das übrige Europa konnte kaum Lust verspüren, den Einflüssen von der anderen Seite des Rheins zu folgen, die ohnehin an Mode-Einfällen wenig ergiebig waren. Und wenn auch mit dem im großen, wie im kleinen so oft bewährten Scharfblick der Hohenzollern für das Praktische König Friedrich Wilhelm III. das Pantalon für den täglichen Gebrauch von den Franzosen holte, so zog diese Neuerung keine wesentlichen Consequenzen für die übrige Tracht. Für das Kostüm der Frauen übernahm England entschieden die Führung, wo das vortreffliche, überaus künstlerisch ausgestattete Mode-Journal **Galery of fashions** erschien. Erst von England kam die Verlegung des Taillen-einschnittes dicht unter die Brust nach Deutschland, wenn auch schon um 1794 Frankreich die bisher übliche lange Taille mit dem **fichu menteur**, dem Reste der Moden aus den glücklichen Tagen der Marie Antoinette, aufgegeben hatte. Aber man behielt den weiten faltigen Rock jener Zeit bei, der namentlich in England modisch blieb, wo der sogenannte **cul** in beschränktem Maße nach vorn verlegt wurde, und übertrug die kurze Taille mit dem weiten Rock nach Deutschland. Jedoch wurde die eigentliche englische Hoftracht mit mächtigem Reifrock, welche genau der Mode der Jahre 1770 bis 1780 am französischen Hofe entsprach und sich bis in die allerletzten Jahre des 18. Jahrhunderts am Hofe von St. James erhielt, nicht von Deutschland angenommen.

Diesen Einflüssen waren denn auch die Damen-Toiletten unseres Hoffestes gefolgt, welche aber nicht mit den knappen, die Formen des Körpers mehr zeigenden als verbergenden Kostümen des Directoriums und ersten Kaiserreiches verwechselt werden dürfen. Die kurze Taille mit ziemlich tiefem Brust-ausschnitt bedeckte die Schulter durch Spitzen oder gestickte Fichus. Der verhältnißmäßig ziemlich weite Rock mit kleiner Schleppe hatte seine Faltenmasse am Rücken, während vorn nur deren wenige lagen, an den Seiten sie aber fast ganz fehlten. Die Stoffe waren überwiegend hell, nicht sehr kostbar, aber sie wurden es durch Stickereien von Seide, Gold, Silber und Glasperlen. Häufig theilte sich der Rock und zeigte ein Devant von hellerem Stoffe, das namentlich Gelegenheit zu reicher Ausstattung durch Spitzen und reiche Stickerei bot. Mitunter milderte eine gestickte Tunica von durchsichtigem Stoffe die Farbe des oberen Theiles des Rockes. Ein farbiger Gürtel umspannte die hohe Taille, und in reichen Falten legte ein oft sehr kostbarer Shawl sich über Rücken und Arme. Das Haar war entweder in einer Fülle von Locken angeordnet, wie bei Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold, oder, zum griechischen Knoten gewunden, mit Bändern und Diadem geschmückt; überall machten sich tief in die Stirn fallende kleine Locken geltend. Oft waren die Haare sehr complicirten Bildungen unterworfen, leicht gepudert und mit turbanartigen, ziemlich hoch aufsteigenden Binden durchflochten, selten fehlte ein Schmuck von nach vorn sich beugenden Straußenfedern in heller Farbe. So war der Charakter aller Damenkostüme, deren sehr viele, unerachtet ihrer Einfachheit, durch große Vornehmheit sich hervorthaten. Vor allem muß in diesem Sinne das Kostüm Ihrer Majestät der Kaiserin hervorgehoben werden. Neben ihr erschien Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Leopold in einem, einem englischen Portrait ihrer Urgroßmutter entlehnten Kostüm in Weiß mit blauem Gürtel und blauem Shawl, das Kleid selbst am unteren Saum durch alte Stickerei geziert. Die Frau Oberhofmeisterin Ihrer Majestät, die Gräfin von Brockdorf, trug das schwarze Kleid eines bekannten Bildes der Gräfin von Voß, weiland Oberhofmeisterin der Königin Luise, als einzige Dame in Schwarz einen sehr malerischen Gegensatz zu den farbigen Erscheinungen der übrigen Damen bildend. Es würde aber den mir gestatteten Raum weit überschreiten, sollte in eine umfassende Beschreibung der Kostüme eingegangen werden. Obwohl die Schnitte der Kleider eigentlich einfach und wenig verschieden waren, so brachten doch die phantasievolle Gestaltung des Ausputzes bei feinster Tönung in der Farbe der Stoffe, der Reichthum der Frisuren, endlich die Erscheinungen der Herren in ihren Kleidern und Uniformen, welche Farben-Combinationen zeigten, wie sie die Gesellschafts-Toilette unserer Tage nie zu schaffen vermag, eine solche Fülle von herrlichen Bildern hervor, dergleichen dieser Festsaal kaum je geboten haben dürfte. Wie sehr auch Absicht und Vorüberlegung hierbei mitgewirkt haben, so thut der Zufall doch immer das Beste. Man glaubte oft, die beständig wechselnden Bilder eines riesigen Kaleidoskopes vor sich zu haben, in dem das leuchtende Roth einiger Atlas-Roben und Uniformen als Dominante wirkte.

Der ganze Eindruck der Festlichkeit zeigte ungezwungene, fast familiäre Heiterkeit. Man gefiel sich und gefiel auch anderen. Sollte dazu nicht auch gerade die Art des Kostüms der Damen beigetragen haben? Man gestand sich, daß die anfangs so häßlich und unmöglich erscheinende Tracht, — immer einen vorurtheilslosen Blick vorausgesetzt, — nicht nur sehr gut kleide, sondern, daß man sich in ihr auch unendlich bequemer und unbehinderter fühle, als in den unnatürlichen Zwangs-kleidern der modernen Moden. Es ist das eine bei den Bestrebungen für rationelle Reform der Frauenkleidung wohl zu beachtende Thatsache.

Vielleicht ist das Geschick uns günstig, daß wir in die Lage kommen, in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift wahrheitsgetreue Bilder einiger Fest-Theilnehmerinnen nach photographischen Aufnahmen bringen zu können.

Nachdruck verboten.

Carnevals-Radfahrerfest „All Heil" im Wiener Künstlerhaus.

Von Natalie Bruck-Auffenberg in Wien.

Die Jugend und die Moderne führen das große Wort auch im Wiener Künstlerhause. Der altberühmte „Gschnasball" der Künstler-Genossenschaft machte in diesem Jahre eine Ruhepause, und in die Bresche sprang dafür der junge Radfahr-Club „Künstlerhaus", die Wiener Gesellschaft und Kunstwelt zu einer prächtig tollen Festnacht vereinigend, so actuell wie nur möglich. Der uralt-ewigjunge Künstler-Humor, mit moderner Kunst und modernstem Sport verschmolzen zu einem köstlichen Ganzen, dem das elegant-behagliche und doch schneidige Wiener Temperament die echteste Weihe gab.

Das kostümliche Bild freilich, das sich eben aus dress oder Sommerkleidung als volles Conterfei der Gegenwart combinirte, stand hinter dem gewaltig malerischen, einheitlichen Eindruck zurück, den andere Fest-Programme, beispielsweise das herrliche Hubertusfest des Vorjahres, geboten hatten; auch der berühmte „Gschnas" der Saal-Decorationen war ein anderer als sonst, dem veränderten Milieu entsprechend, alles sportlich-modern, aber voller Grazie und neuartigem Humor, der neuen Sache künstlerisch abgewonnen, — die radfahrenden Maler verstehen das Ding eben doch mit anderen Augen anzusehen, als die sonstige, blindlings dahinradelnde Menschheit.

Schon im Vestibül versetzt Weyr's startender Amor zu Rad, der über phantastisch prächtige Blumenhindernisse hinweg die Haupttstiege heruntersausen will, in die Stimmung des Abends, die sich steigert beim Durchschreiten der Placat-Galerie, in der amerikanische Rad-Placate mit ihren kühnen Farben und Zeichnungen prächtig decorativ verwerthet erscheinen. Im vollen Fahrwasser findet sich die flotte Sommergesellschaft aber zumeist im großen Record-, vulgo Stiftersaale, in dem die denkwürdigen Räder der größten Record-Fahrer der Gegenwart zwischen decorativen Festons in großer Anzahl die Wände beleben. Aristides Tricycles, der in 14 Stunden 56 Min. den Record Athen-Wien zurücklegte, findet fast ebenbürtige Partner an John Tandem, dem Engländer, Van der Spurt aus Amsterdam, Pietro Pedale aus Italien, A. B. Kretscher und A. B. Springer und sogar dem berühmten Dasan-Mir aus Tiflis. Ein köstlich modern gehaltener Fries, Radfahrer und Radfahrerin von Zasche, vervollständigt die prächtige Decoration, die Architekt Urban geschaffen. Vor zwei Jahren auf einem Gschnasfeste war es, wo er, als das geistige Oberhaupt des „Siebener-Clubs", ein ganz junger Künstler, zum ersten Male sein aufstrebendes Decorations-Genie zeigte in der Ausschmückung eines sehr kleinen Raumes, aber ein Juwel vor allem, und heute ist er allein der „Macher", wie man wienerisch sagt, in allen Festräumen: sein „Club-Zimmer" mit den stimmungsvollen Bänken um den großen Kachelofen, dem reizenden Tandem-Fries von Heinrich Lefler und den Prunkgefäßen von Bildhauer Waschmann, deren Herrlichkeit sich aus dem unglaublichsten zerbrochenen Gerümpel zusammensetzt, ist eine Perle an Wohligkeit, die aber auch die gehörige Clubstimmung gedeihen läßt! Von den Wänden des lieben Raumes grüßen meisterhafte Portraits radfahrender Künstler, voran das graubärtige Tandem-Paar der Club-Vorstände, Professoren Lichtenfels und Weyr, von Hans Temple gemalt. Daneben tobt das Tanzgetümmel im großen französischen Saal, den Fritz Kautzky und Rottanara in eine Lichtung unseres Wienerwaldes umgewandelt haben, in deren vollen, hellen Landschaftszauber es von allen Seiten lustig hereingeradelt kommt: überall im kühlen Schatten lagern sich die Sportgenossen, selbst die Frösche am Wasser erscheinen zu Rad. Am reichlichsten fühlt sich die Schau- und Lachlust zugleich mit dem feinsinnigsten Kunstgefühle aber im „Kunst-Museum" befriedigt, einer Sammlung entzückender Plastiken und Gemälde, dem actuellen Thema abgewonnen. Seine Krone ist der gekrümmte radfahrende Affenmensch von Seligmann: „**Bicyclanthropos curvatus**", eine Rückbildung der Menschengestalt, wie sie der Radsport im 20. Jahrhundert erzeugt haben wird: während sich die nackten Beine und die das Gouvernail bearbeitenden Hände riesenhaft entwickelten, gehen Rumpf und Kopf, insbesondere der Gehirntheil, affenartig zurück; Renn-dress und Ehrenzeichen fehlen natürlich nicht. Da ist eine Tennis-Spielerin zu Rade, Erlkönig von Darnaut sehr gelungen ins Radfahrende übersetzt, ein Ritter-Turnier zu Bicycle von Adukiewic (ein geharnischter Kämpe schlitzt dem andern die Pneumatic auf), ein ausgezeichnetes Caricatur-Portrait des Statthalters Grafen Kielmannsegg, der ein leidenschaftlicher Radfahrer ist, ihn des Nachts, gefolgt von einem Lösch-Train der Feuerwehr, darstellend, mit gelungenen Licht-Effecten. Das Bild von Pippich trug bereits den Vermerk: „Verkauft", wie nicht anders zu erwarten stand. Kaufmann gab eine Radfahr-Novelle: Ein abendlicher Buchenwald, an einem Waldpfad ein Herren- und ein Damenrad einsam am Baume lehnend — —. Dann die so beliebten Titelblätter für die „Jugend". Eins trägt zu einer überaus sprechenden symbolistischen Zeichnung die Verse:

„Wer radelt einher durch Wetter und Wind?
Eine Mutter ist es, ohne ihr Kind!
Es hat jetzt das Weib ein Radel zu viel,
Das ist der neue, moderne Stil!"

Neben noch vielen anderen bildlichen Schöpfungen zeigten besonders die Plastiken, wie sich das Leben zu Rade künstlerisch trefflich verwerthen läßt. Nicht nur Vogel's graziöses „Radl-Madl" ist eine Schöpfung für mehr als bloß eine Carnevals-Nacht; auch die Radfahrerin, die fallend einen Sicherheits-Wachmann zu Boden wirft, während ihre Collegin die Flucht nimmt (Unterschrift: „Die wahre Liebe ist das nicht!"), Amor zu Rad, von einem Wachmann am Ohr genommen, ein Stier, eine Bicyclistin aufspießend (Unterschrift: „All Heil??") oder Maler Kaufmann, auf dem Fahrrade malend, sind über alle Maßen subtile, graziöse Sachen, und die übliche Licitando-Feilbietung der Kunstwerke dürfte diesmal hitzig genug werden. Nicht minder interessirte man sich für das von Zasche illustrirte, witzige Radfahrerblatt „Von Fall zu Fall". Eine der Annoncen möge hier Platz finden:

„Jenes reizende blonde Fräulein, welchem ich am 2. d. M. in Heiligenstadt im Vorbeifahren leider das rechte Pedal abriß, wird gebeten, ob eine nochmalige ehrbare Annäherung möglich wäre. Antwort unter: «Linkes Pedal» an die Expedition."

Die Sicherheits-Wachmannschaft, diese geborenen Feinde des Radfahrers, bekamen an dem Abend ihr gut Theil ab, — ein Glück, daß kein echter Schutzmann da war, um sich über das Treiben seiner Pseudo-Collegen zu ärgern, die in diesem Falle aber als die geschworenen Feinde aller nicht in Rad-dress befindlichen Fußgänger erschienen.

„Erlauben's," sagte ihr witziges Capo mit etwas böhmischem Anklange, — ein Charakteristikon gewisser amtlicher Wiener Kreise, — „als Fußgänger da müssen's haben numerirte Legitimation, sonst werden's aufg'schrieben!" Und die „Fußgänger" mußten sich wohl oder übel die numerirten Plaques anhängen! Besonders drastisch war es, als die Wachmannschaft den Statthalter attaquirte und von ihm mit ein paar Gläsern Bier — bestochen wurde. Graf Kielmannsegg sammt seiner Gemahlin, auch einer echten Radlerin in flottem, reizendem weißem dress, fühlte sich augenscheinlich unwohl im collegialen Kreise, desgleichen eine zahlreiche hocharistokratische Gesellschaft. Es war aber auch prächtig, im Club-Zimmer oder unten im „Gemüthlichen", dem „Wirthshause zum Kilometer-Fresser" zu sitzen und dort dem Wiener Heurigen-Quartett zuzuhören: insbesondere wenn der „Pepi Urban" seine berühmten Wiener Lieder mit herrlicher Stimme zum besten gab, staute sich Kopf an Kopf. Droben waren die Ausstellungsräume des Aquarellisten-Clubs und die hochinteressante Placat-Ausstellung der speise- und trankbedürftigen Menschheit zur Verfügung gestellt, doch die trefflichsten Kunstwerke verblaßten neben dem lebendigen Bilderbuch, das da vorüberwogte. Man sah hier die Thatsache, wie einerseits der Radfahrer an Kleidsamkeit seiner nachlässig bequemen Tracht vor den Radfahrerinnen immer ein gut Stück voraus hat, insbesondere wenn die Damen sich auch nur die leisesten Extravaganzen erlauben. Unbedingt schön und adrett waren nur das dress mit Rock und kurzer Figaro-Jacke, wenig bauschender Bluse und langen Binde-Cravatten. Bloomers sah man, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, nur zwei oder drei Paar. Eine neue Variation, die etwas für sich hat, war die dunkelfarbige kurze Jacke zu hellem Rock und Bluse oder Weste; besonders hübsch und zu festlichen Radfahr-Gelegenheiten gewiß auch wohl passend fanden wir den rothen Rock der Parforce-Reiter in die kurze Jacke der Radfahrenden übersetzt, zu sonst weißem dress mit schwarzer Cravatte. —

Ueberhaupt warf die zuverlässig kommende hochrothe Mode des nächsten Sommers ihre Lichter überall voraus. Nicht nur drei überaus stilvolle Gigerl-Damen in hochrothem Piqué mit Mohnblumen-Hüten fanden enormen Beifall, überall sah man die kleidsame eclatante Farbe mit Vorliebe angebracht. Einen allerersten Preis erkannte man zwei schönen Frauen, echtestem Wiener Typus, zu, die als „spanische Radfahrerinnen" in weißen Piqué-Kostümen mit schwarzem Grelot-Besatz und weiß-schwarzen Boléro-Hüten, weiß-schwarz carrirten Strümpfen erschienen waren; da und dort erschienen auf der Toilette zierliche Fahrräder angebracht, Toiletten voll Frische und Chic. Höchste Bewunderung fand die schöne Baronin Haas-Wächter in weißer Tuch-Toilette mit schwarzem Sammetfrack, das Kleid mit in Tusche gemalten Radfahr-Scenen geschmückt; die Hauptsache aber war der Hut, aus einem lebensgroßen, verbogenen Pneumatic-Rade hergestellt, auf einer hohen Spitze eine Radlaterne mit Glühlicht tragend. Die berühmte Malerin Olga Wisinger hatte die glänzende Idee, als Samariterin vom rothen Kreuze zu erscheinen, jedem Bedürftigen ihre Schätze an Verbandzeug, Cognac oder — Lorbeerblättern spendend. Zu thun hatte sie genug, denn havarirte Radfahrer gab es da selbstredend. Ein solcher verbundener Mensch ließ sich gar von zwei gesunden Collegen herumschleppen, unter Schmerzenslauten „All Heil!" schreiend; ein anderer begnügte sich damit, bloß Ohren, Augen und Nase aus lauter Jodoform-Gaze und Carbol-Watte ein wenig herausschauen zu lassen, während andere Arme und Beine in Schlingen und reichlichen Bandagen zur Schau trugen; waren es doch Mitglieder des Fahrrad-Clubs: „Die Baubrecher". Ein anderer war höchst actuell als Kretenser aus Kreta erschienen, — sein Fahrrad eine Kanone, sein Sportgruß: „Allah Heul!" Ein Engländer trug eine Radfahrerglocke als Cravatten-Nadel an der Brust, und der Unglücksmensch bimmelte darauf mit erschreckender Ausdauer, sobald dies die ihm Begegnenden zu thun unterließen. Eine Pierrot-Gruppe, im Privatleben Kunstgewerbe-Schüler, hatte sich Fahrräder ins Antlitz gemalt, die über den Augen wie Brillen saßen, die Fahrrad-Nummer groß und deutlich auf der Stirn. Armbinden mit witzigen Devisen, — z. B. einer von Lorbeeren umgebenen Schnecke, — ferner auch Fuß- und Bauchbinden der Preisgekrönten sah man genug. Einen Höhepunkt erhielt das Treiben durch den Einzug der echten, berühmten Rennfahrer in angestauntem dress, die von den bescheidenen Sportgenossen höchlich gefeiert wurden. Jedenfalls bot sich ein hochmodernes Gesammtbild dar, originell insbesondere während des Tanzes selbst, dem bis in den hellen Tag hinein gehuldigt wurde, — denn solid nach Hause gehen und noch ein bißchen vor dem Frühstück schlafen, — im Wiener Künstlerhause kennen sie das nicht!

Ein Nachspiel fand das Fest, wie alle diese Künstlerhaus-Veranstaltungen in der Ausstellung der decorirten Festräume, zu der sich das Wiener Publicum eine Woche lang fanatisch zu drängen pflegt, eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge! Die Radfahrer waren diesmal allen voran, und sie können ihre Freude haben an den künstlerischen Ehren, die ihrem Stahl-Steckenpferde da wiederfahren sind.

Redactions-Post.

Antworten.

Hrn. A. B. in Mainz. — „Umgehend" wünschen Sie von uns Bescheid, wann man dieses Wort brauchen soll. Einstens schrieb man „mit wendender Post", d. h. also: mit dem zurückkehrenden Wagen. „Umgehend" brauchte man für eine Antwort, die man mit dem heimkehrenden Boten erwartete. Heute wendet man das Wort für „schnell" an, ob mit Berechtigung, wollen wir nicht entscheiden. Jedenfalls sind diese Ausdrücke milde gegen Cito! Subito! Tout de suite! welch letzteres den Franzosen 1870/71 aus deutschem Munde so verhaßt geworden war. Der Berliner braucht dafür neuerdings wohl auch das höchst anmuthige: „Plötzlich!"

X.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Große; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 9, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¼ M. Berlin und Wien, 1. Mai 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Im Frühling. Nach einer Original-Zeichnung von O. Dinger in Düsseldorf. — Siehe Seite 72.

Nachdruck verboten.

Mamsell Bärbchens Maien.

Novelle von Ernst Behrend in Berlin.

(Schluß.)

Auf allem Unkraut, das in ihrem Herzen wucherte, wuchs doch immer diese oder jene edlere Blume oder Frucht. Aber wie sie sich auch selbst unablässig bemeisterte, eines wollte ihr nicht gelingen, nämlich an den abgewiesenen Freier gar nicht oder doch nur mit ehemaliger Seelenruhe zu denken. Die Liebe zu ihm, die häßlich mißachtete, hatte doch schon zu viel Feld gewonnen gehabt, um sich so, mir nichts dir nichts, in die Rumpelkammer verweisen zu lassen. Und die Bannmeile der kleinstädtischen Geselligkeit war so eng, daß sich die beiden Leutchen doch alle Augenblicke begegnen mußten, wobei dann nicht nur der Mamsell die Erkenntniß aufdämmerte, und es ihr immer klarer wurde, daß sie um trügerischen Heiligenschein echtes Glück verscherzt hatte, sondern auch die kaum in ihrem Busen erknospete und alsbald schon zur Verkümmerung verurtheilte Liebe neue Nahrung erhielt, wenig nur, aber doch genug, um fort zu leben in der Klause eines seit kurzem merkwürdig beklommenen Mädchenherzens. Jedes Mal, wenn Mamsell Bärbchen mit dem edlen Jüngling zusammentraf, hatte sie Gelegenheit, den Anstand, mit dem er den erhaltenen Korb trug, aber auch den leisen Schmerzenszug in seinem von Natur freundlichen Antlitz zu beobachten. — Er hatte sie also doch recht lieb gehabt? Ihre Abweisung war ihm nachhaltig zu Herzen gegangen? Weshalb geliebt? Wegen ihrer strengen Tugenden, deren Krone die nun vergessene Treue für den Todten gewesen? — Oder war sonst noch etwas Liebenswürdiges an ihr gewesen, das sie selbst vor dem Glanz der mit Bewußtsein gepflegten Eigenschaften nicht bemerkt haben mochte? Ein Aschenputtel unter den Erscheinungen ihres Wesens? — Liebte er sie noch? Mußte seine Neigung ihr nicht für immer verloren gegangen sein? — Ach, das waren Fragen, die sie quälten, und worauf sie keine sichere Antwort fand! Nun waren lange Stunden da, in denen sie, statt wie sonst zufrieden und freien Blicks um sich zu schauen, trübselig, mit verbissenem Groll gegen sich und die Welt herumhockte, mit der Miene des Unmuthes vor sich in den Schoß starrend. In solchen Stunden ward aus dem schmucken Bärbchen, das sie immerhin gewesen, eine finstere Barbara, der zusehends die Sympathie der Menschen verloren ging. Auch das gewahrte sie, aber sie wußte kein Gegenmittel. So lebte sie ungesegnete Tage. —

Das Beispiel des Herrn Eins in der tugendsamen Glücksgärtnerei fand bald Nachahmung, am ehesten bei Herrn Zwei, der ganz betrübt umherging, seitdem jener nicht mehr sein inséparable war in Freud' und Streit. In der Einsamkeit aber verfiel er beim Stockflöte-Blasen auf die Vorstellung, es möchte ein schönes und bekömmliches Ding sein, der lustigen Cora Schmidt zeitlebens in traulicher Häuslichkeit zu ihren Hopfern aufzuspielen. Diesen Gedanken wurde er nicht wieder los und trug ihn daher in ehrbarlicher Wortfassung der Auserwählten vor. Sie erklärte sich auch bereit, mit ihm die gewünschte Häuslichkeit zu begründen. Wie die beiden hernach mit dem Aufbau fertig waren, hat sich das Blättchen allerdings dahin gewendet, daß der Herr Gemahl nach ihrer Pfeife tanzen mußte.

2. Erker-Balcon in der Lessingstraße.

1. Balcon in der Stülerstraße.

Berliner Balcon-Bilder. Von O. Günther-Naumburg in Charlottenburg. — Siehe den Artikel Seite 70.

3. Balcons Neue Winterfeldstraße 1.

Auch der Herr Hülfsprediger Frommann hatte eine gute Idee, indem er meinte, er brauche es nicht erst bis zum Bischof zu bringen, ehe er eines Weibes Mann würde. Also bat er Bürgermeisters Julchen, ihm im gottseligen Ehestand durch ihr behagliches Wesen seine Fahrigkeit und weltliche Unbeholfenheit überwinden zu helfen, was sie ihm mit Freuden zusagte.

Der abergläubische Provisor Kreideweis aber erklärte, als er solche Eilfertigkeit Ehestandsbereiter Seelen gewahrte, ihm wäre vorläufig die Lust zum Heirathen oder doch wenigstens zum Verloben vergangen; denn aller guten Dinge seien drei; wenn er nun als vierter in den geheimnißvollen Garten der Frau Hulda träte, würde er ganz gewiß geäfft werden, und etwa dergestalt, daß er eine holdselige Prinzessin zur Frau nähme und nächsten Walpertstag entdeckte, daß sie sich nächtlicherweile an einer nicht recht passenden Harzreise betheiligt habe, oder auf ähnliche Art. Ob dieser frevelhaften Aeußerung wurde er von den Damen eine Zeit lang förmlich in Acht und Bann gethan, sodaß er sich in ihren Kränzchen nicht blicken lassen durfte; er ist aber später zu Kreuze gekrochen und hat, als er im Neumärkischen eine Apotheke gekauft, die bildschöne jüngere Schwester von Cora Schmidt heimgeführt, ohne daß sich seine Befürchtung bewahrheitet hat. —

Es war auch reichlich genug Liebesglück, das Mamsell Barbara im Winter zwanzig auf einundzwanzig an drei Brautpaaren beobachten konnte. Diese aber sahen den Himmel offen, und als am nächsten Ostermorgen das junge Volk in aller Herrgottsfrühe auf den Pimpinellenberg zog, von wo man auf eine schier unendliche Fläche von Kieferwipfeln schaut, da erblickten die Liebesleutchen, — so haben sie's wenigstens immer fest und steif behauptet, — die drei Freudensprünge, die nach dem Volksglauben die aufgehende Ostersonne glücklichen Menschenkindern vormacht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ja, es war Glückes genug, an dem auch die nicht unmittelbar Betroffenen herzlichen Antheil nahmen, ebenso wie sie dies an dem Mißgeschick thaten, das ihrer Gesellschaft einen zum freudlos dahinlebenden Mann gemacht hatte. Denn nicht lange war es verhohlen geblieben, daß Mamsell Bärbchen den Antrag des Herrn Postmeisters August Wichmann schnöde zurückgewiesen habe. Wunderbar! Wie hatte man doch bisher ihre auffällige Trauer um den längst verblichenen Bräutigam als Beweis höchster Treue gepriesen! Und auf einmal, nun sie die wichtigste Consequenz aus ihrem Verhalten zog und das zur Schau gestellte Gefühl in That umsetzte, war dies nicht recht und erfuhr statt hellster Bewunderung gar absprechendes Urtheil! Dem Tode sei die gebührende Schuldigkeit geworden, hieß es, nun müsse sie auch dem Leben werden. Ob denn nicht die zarte Liebe des edlen Lebenden desselben Lohnes werth sei, wie einst das heiße Werben des unrühmlich Dahingefahrenen? Wenn das Herz der Begehrten nicht gegen den neuen Freier spreche, was doch allem Vernehmen nach nicht der Fall, so sei jeder andere Einwand verwerflich. Viel Segen bring' der Ehestand, Altjungfernstand sei Wehestand. Und was dergleichen herbe Aeußerung weiter war, die der Mamsell durch die guten Freundinnen zugetragen wurde.

Aber auch Tante Minona und der liebe Herr Vater, sonst stets bereit, die Tochter zu vergöttern, hielten mit Vorwürfen nicht zurück, sobald sie auf Umwegen die Sachlage erfahren hatten.

„Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber denn Opfer." Mit diesem biblischen Spruche bekräftigte die Tante ihre Meinung, sowie mit dem anderen: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Weinen, Lachen, Klagen, Tanzen hat seine Zeit; Herzen, Fernen von Herzen, Suchen, Verlieren, Behalten und Lieben hat seine Zeit."

Der Vater aber sprach: „Du handelst nicht nach dem Vorbild Deiner seligen Mutter, die den unscheinbaren Mann mit ihrer Hand beglückte, sobald sie erkannt, daß sich an seiner zärtlichen Liebe eine gelinde Flamme in ihrem eigenen edlen Herzen entzündet hatte."

Das traf hart. Das Härteste aber war, daß das Mädchen alle diese Vorwürfe als gerecht anerkennen mußte, und daß sie, jemehr sie ihrer Thorheit inne ward, sich danach sehnte, an der Brust des Verstoßenen Mitleid und Trost zu finden. Aber sie hatte ja kein Mitleid mit ihm gehabt, da geschah ihr jetzt Recht, grausames Recht. Doch das ist der Segen der Gerechtigkeit, daß auf ihren Spuren, so eisern sie auch auftritt, gute Saat ersprießt und zu goldener Reife gelangt. So geschah es, daß in bittern Kümmernissen Mamsell Bärbchens Seele geläutert und allmählich aus einem Tempel der Afterweisheit, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zum schlichten Kirchlein ward, darin Demuth und Entsagung predigten.

Aber das Recht, das grausame Recht hatte sich noch einen wuchtigen Keulenschlag verspart.

Am Pfingstmorgen einundzwanzig, es war bereits im Juni, da entlud sich nach heißen Tagen und Nächten ein Gewitter. Mamsell Bärbchen wurde durch den ersten heftigen Donnerschlag geweckt. Sie stand auf, kleidete sich an und öffnete den Fensterladen, um nach den Wolken auszuschauen, da prallte sie zurück, schneller, als wär's vor einem grellen Blitz gewesen, denn ihre Augen hatten etwas Entsetzliches gesehen. Da stand, gräulich wie der Besen einer Walpertsnacht-Hexe, vor ihrem Fenster aufgerichtet ein Schand-Maibaum, eine dürre, abgeborkte, krumm und schief gewachsene Kiefer, deren bleiche Aeste wie Arme eines gespenstigen Ungeheuers nach dem Mädchen langten. O, welch fürchterliches Symbol der an die Stelle einstiger Verehrung getretenen Verachtung der Liebesleugnerin! Schimpf und Spott und herzzerfleischender Hohn! —

Wer die boshafte That verübt hatte, ob einer oder mehrere Freunde Wichmann's, — der selber bei der Mamsell über allen Verdacht des Bubenstreichs stand, — oder ob es hämische Handwerks-Gesellen und Knechte der Ackerbürgerschaft gewesen sind, ist niemals laut geworden. Aber das Schandwerk ist nicht allein von dem Urheber und der Geschmähten gesehen worden, sondern auch von anderen Leuten, die aus ihrer Wahrnehmung kein Geheimniß machten, und aus manchem Munde begegnete man dem Ausspruch: „Ihr ist ganz recht geschehen, der hoffärtigen Mamsell, die immer 'was Besseres sein wollte, als andere Christenmenschen."

An jenem Morgen hätte das Gewitter toben können, als wenn Himmel und Erde zusammenstürzen sollten, die arme Barbara würde nichts davon gemerkt haben vor dem wilden Aufruhr, der ihr Gemüth durchstürmte. In diesem Tumult der Sinne warf sie sich mit dem Gesicht auf die Kissen des Bettes, lautes Schluchzen entrang sich der gequälten Brust, und aus den Augen quollen in reichlichem Strome Thränen, die ersten, die sie in ihrem Leben weinte. Es waren Thränen des Zornes, aber sie schwemmten die schwere Last der Seele hinweg, das drückende Leid; und dieses riß den ganzen Wust von Thorheiten, der dort noch aufgespeichert lag, mit sich fort. Nun war es klar geworden in dem erschütterten Herzen.

Als Bärbchen sich die Augen hell gewaschen hatte und mit muthigem Entschluß an das Fenster trat, um die wiedergefundene Ruhe an dem Anblick des Schandbaumes zu erproben, war er verschwunden. Das Dienstmädchen hatte ihn ausgerissen und nach dem Holzstall geschleppt. Das war brav gehandelt, wenngleich ziemlich selbstverständlich. Wundersam aber war's, als am nächsten Tage einige gute Freundinnen kamen und Mamsell Bärbchen ihres aufrichtigsten Beileids über den abscheulichen Vorfall versicherten, daß sie die Besucherinnen getrost und guter Dinge nach dem Schuppen führte und ihnen lächelnd das Ungethüm vorwies.

„Ihr glaubt gar nicht," sagte sie dabei, „wie sehr zur rechten Zeit mir dies Gestell beschert worden ist; ich hatte schon immer einen Mastbaum für die Waschleine auf dem Hof nöthig, — jetzt bin ich über Nacht dazu gekommen, ich weiß nicht wie!"

Die Freundinnen sahen sich erstaunt an. Derartiger Scherz war ihnen bei der Mamsell ebenso neu, wie deren unbefangen heitere Miene. Sie befanden sich hier vor einem nicht leichten Räthsel und verabschiedeten sich bald, um ganz unter sich die Lösung zu versuchen; sie wird ihnen aber wohl kaum geglückt sein.

Der Ausdruck von Seelenruhe verschwand auch nicht von Bärbchens Antlitz, als sie zusah, wie der häßliche, krummästige Kiefernstamm, nach anfänglichem energischen Protest der Tante Minona, dennoch für seine neue Bestimmung auf dem Hof eingerammt wurde. Erstmalig mit ihm allein, hielt sie ihm sogar vergnügt einen kleinen Richtspruch:

„Nun steh' fest und zeig' dich wacker, Musje ‚Rüpel', daß mich dein Anblick bei steter Demuth erhalte! ‚Zucht bringt Frucht'." —

Ja, es war endlich klar geworden in ihrem Kopf und Herzen. Weg Altklugheit, weg öder Tugendstolz, weg Eitelkeit und Selbstgefälligkeit! Dafür durchleuchtete ihr Herz fortan der Sonnenschein der Liebe, mild und ruhig zwar, wie das sanfte Abendroth eines Tages, an dem es seit der Morgenröthe trübes Wetter gegeben hatte, aber es war doch immerhin himmlisches Licht.

‚Ein jegliches hat seine Zeit: Herzen hat seine Zeit und Fernen von Herzen.' Ach, das ‚Fernen von Herzen', das war ihre Schuld, ihre schwere, schlimme Schuld! Die ließ sich nicht beseitigen, aber sühnen. ‚Fernen von Herzen', — mochte es seine Zeit gehabt haben und nun die Zeit gekommen sein für das Herzen, das heimliche stille Herzen des gekränkten, des geliebten, des vom Herzen entfernten Mannes! Aber nur ahnen, leise fühlen sollte er die Liebkosung ihrer Seele, — nur keine Profanation des süßen Geheimnisses ihrer Brust, nicht einmal vor dem Scharfblick seines Verstandes! Dann würde sie gewißlich vor Scham vergehen! —

August Wichmann aber begegnete ihr weiter mit würdevoller Freundlichkeit. Sie gewahrte auf seinem offenen Angesicht den Stempel eines festen Charakters, den kein Mißgeschick zu beugen vermag. Doch ihrem durch die Liebe geschärften Blick entging auch nicht der seltene Ausdruck stillen Wehs, der über die freundlichen Züge hinhuschte, wie der Schatten eines Schmetterlings über ein Blumenbeet. Bei solcher Wahrnehmung fühlte sie ihre Liebe als eine schmerzliche Seligkeit. Auch die Entsagung erschien ihr nun als etwas Herrliches, werth, ein bescheidenes Mädchenleben mit ihrem Inhalt zu erfüllen, denn auf ihrem Boden vermochte die köstliche Frucht heilbringender Menschen- und Nächstenliebe zu gedeihen. Bot doch die enge Welt, in der Mamsell Bärbchen lebte, die kleine märkische Stadt, abseits vom Getriebe der Residenz, in jener Zeit wirthschaftlicher Armuth und Unbeholfenheit, reichliche Gelegenheit, Werke der Nächstenliebe zu üben, still und dem Auge der Neugier verborgen.

Eines Abends in der ersten December-Woche trafen Mamsell Bärbchen und der Herr Postmeister vor dem Hause zusammen, in dem der Herr Eins mit seiner jungen Frau Iduna wohnte, die aber nicht Frau Eins, sondern nach der nunmehrigen Stellung ihres Mannes Frau Rectorin genannt wurde. Die Mamsell war auf dem Nachhauseweg von einer armen, bettsiechen Häuslerin, bei der sie ein bißchen Ordnung in die Wirthschaft und Appell unter die ausgelassenen Rangen gebracht hatte. Der Herr Postmeister aber gedachte, ein Stündlein bei den lieben Rectorsleuten zuzubringen; so sagte er, nachdem er ihr „Guten Abend" geboten und bescheidentlich: „Woher so spät des Weges?" gefragt. Die Mamsell gab lächelnd zur Antwort, sie hätte allerhand Pflichten, mit denen ein älteres Mädchen die sonstige Leere ihres Tages ausfüllen könne, jetzt habe sie ein Stündchen Kindermuhme bei armen Leuten gespielt und müsse schnell heim, um noch einen Posten durchgelaufener Strümpfe zu stopfen und Hemdchen zu flicken, die sie von dort in ihrem Handkorbe, den sie unter einem weiten Umschlagtuch trug, mitgenommen habe. In diesem Augenblick wurde im erhellten Wohnstübchen des Rectors, vor dessen Fenster die beiden standen, das Klavier angeschlagen und gleich darauf begann eine angenehme Stimme, Frau Iduna war's, Agathe's Cavatine aus dem damals funkelnagelneuen „Freischütz" zu singen. O, welch herrliche Weise zu den frommen Worten:

‚Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt —'

Mamsell Bärbchen und der junge Postmeister horchten hin —

‚Es waltet dort ein heil'ger Wille,
Nicht blindem Zufall dient die Welt.'

Da kam der schwere Thieme'sche Frachtwagen vom Berliner Thor die Straße herauf gerumpelt; mit dem Anhören des Gesangs war's vorbei; aber die durch Wort und Weise erweckte Stimmung hielt noch ein wenig vor, sodaß die Mamsell, als sie jetzt dem jungen Mann zum Abschied zunickte, mit merklich bebender Stimme sagte:

„Nicht wahr? Wie richtig und schön: ‚Nicht blindem Zufall dient die Welt'. Ich weiß wohl, daß alle unsere Irrthümer geschehen müssen, damit wir die Wahrheit erkennen und bei ihr beharren." Dann wandte sie sich kurz in einiger Bestürzung über diesen Sermon kurz um und kehrte hurtigen Schrittes heim.

Drei Wochen darauf war Weihnacht, schöne, weiße Weihnacht mit blauem Himmel zu Häupten und knirschendem Schnee unter den Füßen der Kirchgänger. Das mußte ja grüne Ostern geben und ganz und gar ein gesegnetes neues Jahr! Auch Mamsell Bärbchen saß auf ihrem Platz in der Marienkirche und lauschte andächtig der Predigt, der uralten, die Herzen ewig von neuem bewegenden und erhebenden Freudenbotschaft von der Geburt des Christkindleins, das der himmlische Vater herniedergesandt hat, auf daß es die Welt mit ihm versöhne. ‚Auf daß es die Welt mit ihm versöhne'. Diese Wendung brauchte der Herr Oberprediger in seiner Rede. Wo hatte Bärbchen die gleichen Worte doch schon gehört? Blitzschnell kam ihr die Erinnerung an einen schönen Herbsttag vor langen Jahren; in dem Garten der Hegermühle draußen vor'm Thor war's; blanke Aepfel verbreiteten lieblichen Duft; einen hatte sie eben kaum angebissen und dann, ärgerlich über ein Witzwort des freundlichen Gebers, bei Seite geworfen. Schmollend stand sie da, der gute Junge jedoch verscheuchte ihren Groll durch Erzählung eines anmuthigen Märchens; da sprach er zum Schluß jenes Wort von der Versöhnung. Das hallte ihr nun in den Ohren wieder. „Und diese That der göttlichen Liebe," fuhr der Redner auf der Kanzel fort, „wirkt nach der christlichen Sage nicht nur im Reich der lebendigen Seelen, sondern auch in der unbeseelten und todten Natur ein ewiges Wunder, denn in der Christnacht heißt es, werden die unterm Eise fließenden Wasser zu Wein und die dürren Bäume und Sträucher zu blühendem Rosmarin, daß auch sie theilnehmen an dem Jubel über die Geburt des Versöhners." Also predigte der Geistliche von der Erscheinung des Christkindes, Bärbchen aber folgte seinen Worten nur mit halbem Ohr. Nicht wie Kunde von der Versöhnung zwischen Gott und Welt, sondern zwischen zwei armen Menschenkindern ging's ihr durch den Sinn.

Wie aus Zwang wandte sie das Gesicht nach der anderen Seite der Kirchenstühle, wo sie zu Beginn des Gottesdienstes den heimlich Geliebten hatte eintreten sehen. Da saß er und schaute mit leuchtenden Augen zum Redner hinauf, auf seinem Antlitz aber lag ein deutlicher Ausdruck schier weltlicher Fröhlichkeit. —

Unter den letzten Orgeltönen verließ Bärbchen mit dem Herrn Papa und Tante Minona die Kirche und wandelte mit ihnen ehrbaren Schrittes nach Hause. Als die Klingel über der Flurthür die Eintretenden anmeldete, fuhr das Mädchen aus der Küche auf sie los und rief:

„Mamsell, Mamsell! Und Herr Stadt-Chirurgus! Und Mamsell Tante! Sehen Sie doch bloß, was auf dem alten Scheusal von Wäschestange auf unserem Hof für 'ne Weihnachtsbescherung steckt! Auf dem alten Knüppel blüht's ja rein wie im Sommer!"

Die drei folgten dem ganz aus'm Häuschen gerathenen Mädchen nach dem Hof, und siehe da! Oben auf dem dürren Kienstamm, in einem frisch eingeschnittenen Spalt, steckte ein halbes Dutzend blüthenvoller Zweiglein. Kirschbaum-Zweige waren's, Barbara-Zweige.

Das Mädchen hatte niemand bemerkt, der das blühende Wunder dorthin verpflanzt haben konnte. Sie und Tante Minona, sowie auch der Herr Chirurgus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fanden des Staunens viel Worte. Mamsell Bärbchen aber hielt freudig erschrocken die Hand aufs Herz gepreßt und schwieg, denn zu ihr sprach eine jauchzende innere Stimme: „Versöhnt! Versöhnt! Jetzt ist das ‚Fernen von Herzen' vorbei und eine unendliche Zeit des Behaltens und Liebens gekommen!" Und wie es also ihr allein vernehmlich erklang, da traten ihr zum anderen Mal Thränen ins Auge, doch diesmal Thränen unsäglicher Wonne.

Als am folgenden Pfingstfest Mamsell Bärbchen an der Hand ihres Bräutigams, des Herrn Postmeisters August Wichmann, zur Kirche ging und all die grünen Maien an Thüren und Fenstern sah, sprach sie leise zum Geliebten:

„Wie zartsinnig ist's von Dir gewesen, und wie innig dank' ich Dir dafür, daß Du mir keine grünen Maien gesteckt hast; meine Maien sind hellschimmernde Blüthen, die in strengem Winterfrost zum Licht und Leben aufbrechen, gleichwie es der Liebe geschah, die meines Herzens Starrheit in selige Gluth verwandelt hat." — — —

Urgroßmütterchen schweigt. —

Sie hat uns die Geschichte ihrer Jugend, ihrer Thorheit, ihres Glücks erzählt. Es ist derweile völlig dunkel geworden. Die Magd bringt die brennende Lampe herein und stellt sie auf den Sophatisch. Wiederum treten die Umrisse der beiden Schattenbilder unter dem ovalen Spiegel deutlich hervor. Die greise Frau wendet den Blick dorthin. Ich glaube nicht, daß ihr Auge die Bilder genau zu erkennen vermag; dennoch sieht sie die Züge des geliebten Mannes, mit dem vereint sie viele Jahre irdischen Glückes genossen, bis ihn der Tod aus dieser Zeitlichkeit abgerufen hat.

Wir beiden jungen aber drücken der Ahne die Hand, küssen die welke, und verlassen mit scheuen Tritten das Zimmer, um den heiligen Frieden nicht zu stören, den Erinnerung alter Zeit auf breitem Fittich hereingetragen hat.

Nachdruck verboten.

Preisgekrönt.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

Sie saßen an einem schön gedeckten Kaffeetisch, auf dessen Mitte eine Riesentorte prangte, ganz mit täuschend nachgeahmten Bienen besät, dem Sinnbild des Fleißes. Und wahrlich, die Hände, die sich mit so großer Vorsicht der feinen Porzellantassen bedienten, sie gaben ein beredtes Zeugniß, daß ihre Aufgabe im Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen.

Sie kamen soeben aus dem Rathhaus, diese fünf nicht mehr dem jugendlichen Alter angehörenden Erscheinungen, alle mit dem Kreuz auf der Brust, das sie zur Belohnung für eine langjährige Dienstzeit erhalten hatten. Ricke und die sehr sorgfältig gekleidete und äußerst zierliche Theres hatten ihr Kreuz am heutigen Tag, zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums, bekommen, während die Gretel mit ihrer dicken gelben Uhrkette, und Lene, das Urbild einer wohlgenährten und selbstbewußten Herrschaftsköchin, einer älteren Generation angehörten und mit dem Preis für eine dreißigjährige Dienstzeit bedacht worden waren.

Oben am Tisch aber thronte das Rosele in der großen Flügelhaube, die ihr in jungen Jahren so reizend zu Gesicht gestanden und jetzt den stark ergrauten Scheitel der bald Siebzigjährigen beschattete; auf ihrer Brust prangte das goldene Kreuz für eine Dienstzeit von fünfzig Jahren.

Ein blutjunges Ding, kaum siebzehnjährig, mit ängstlich angespannten Haaren und großen verwunderten Augen, bediente die angesehene Versammlung. Aber sie that's mit sichtlicher Beklommenheit, denn die Ricke, ihre Tante, ließ kein Auge von ihr; sie war die Wirthin, in dem Hause ihrer Herrschaft fand die Nachmittagsfeier statt.

Durchdrungen von ihrer Verantwortlichkeit, vermochte denn auch die Ricke keinen Augenblick still zu sitzen.

„Nur keinen Flecken auf das schön' Damasttuch," rief sie das junge Ding an. „So ein Unsinn! Ohne mir ein Wort zu sagen, decken die Frau Geheimrath ihr feinstes Sach' auf; was hat man denn weiter davon, als daß man in Todesängsten lebt, 's geschieht 'was."

„Nein, es freut uns, denn es ist eine Ehr'," sagte das Rosele, „und bleiben Sie jetzt einmal um Gottes willen ruhig sitzen, Ricke, und lassen Sie uns die Sach' in Frieden genießen!"

„Sie ist und bleibt wie ein Zündnadelgewehr, das alle Augenblick losgeht," meinte die Gretel, worauf die Ricke sich mit einem Ha! in ihr Schicksal ergab und auf ihrem Stuhl Platz nahm.

Aber schweigen konnte sie nicht: „Helen', ich sag' Dir's, — ich bind' Dir's auf die Seel', ein einzig's Kaffeetröpfle, und das ganz' Tischtuch ist ruinirt!" —

Das junge Ding fing an zu kichern, wurde dunkelroth im Gesicht und wußte sich nicht anders zu helfen, als indem es schleunigst die Kaffeekanne auf den Tisch setzte.

Sofort bemächtigte sich Ricke der Kanne: „So 'was Dumm's," schalt sie, „immer das Gekicher, — von morgens bis abends kichert das Geschöpf, und wenn ich nur wüßt', warum? Aber wegen gar nix auf der Herrgottswelt."

„Sie ist halt noch jung," sagte das Rosele, „da braucht's nicht viel."

„Sie haben gut reden," begehrte die Ricke auf, „aber ich hab' die Verantwortung; ihre Mutter, meine Schwester, hat sie mir geschickt, so ein Land-Confect! Und in einem halben Jahr soll ich sie für einen Dienst erzogen haben, — nein," unterbrach sie sich, „nicht zusammen gerückt am Tisch, da gehört die nicht hin! Dort am Büffet hab' ich ihr ein Blechbrettle hingelegt, da mag sie ihren Kaffee trinken, denn ein kleines Kind treibt's nicht ärger als die."

„Wie lang' ist sie denn da?" fragte Rosele.

„Ha, schon über acht Tag' —"

„Da kann man auch noch nicht viel verlangen."

„So, wenn ich den ganzen Tag an sie hinred'! Jetzt schaut nur, wie sie wieder in ihre Schürz' 'nein kichert! Guck' Du Dich lieber um, 's ist gescheiter, und nimm Dir ein Exempel: hast's gesehen heut' auf dem Rathhaus, was man für Ehren erntet, wenn man ein ordentlicher Dienstbot' ist? Eine, die alle Jahr in einem andern Haus 'rumschlampt, die sitzt in ihren alten Tagen nicht mit dem Kreuz da und wird von der ganzen Stadt estimirt und im Tagblättle gelesen."

„Ja, das ist wirklich wahr," nahm das Rosele das Wort, „es ist eine Freud', so einen Tag zu erleben; einen General, der eine Schlacht gewonnen hat, kann man nicht mehr ehren, als mir das heut' von der ganzen Nachbarschaft widerfahren ist; und was so schön ist, daß man so mit jedem Preis der Landesmutter näher rückt; man ist wie befreundet mit einander; heut' war ihre erste Frag': ‚Und wie geht's mit den Füßen, Rosele?'"

„Und zu mir," unterbrach sie Ricke, „zu mir hat sie gesagt, sie hab' schon viel von mir gehört; das war mir so unverhofft, daß mir's 'rausgefahren ist: ‚Ha, das ist doch nicht der Müh' werth, Großherzogliche Hoheit', — anstatt ‚Königliche'; ich hab' mir aber auch nachher eine Ohrfeig' geben."

„Ja, so kann's einem gehen," sagte die Gretel, „ich weiß noch, ich hab' 's erst' Mal in der Angst ‚Hochwürden' zur Frau Großherzogin gesagt; ich bin halt aus einem katholischen Ort."

Jetzt lachten sie alle, und Helen', das junge Ding, richtete mit ihrem vollen Mund ein solches Unheil auf dem Blechbrettchen an, daß Ricke's Behauptung, ihre Nichte gehöre nicht an den Tisch, glänzend gerechtfertigt war.

Wie der Blitz stand sie an des Mädchens Seite, als dieses eben mit der Schürze den Schaden wieder gut machen wollte.

„Halt, hinaus mit der Kaffeebrüh'," commandirte sie, „und schämen thust Dich bis über die Ohren!"

Mit dunkelrothem Kopf nahm die Kleine ihr Brettchen; sie schämte sich in der That und war dem Weinen nahe.

„Nur nicht den Muth verloren!" rief ihr die freundliche Stimme Rosele's nach.

Und die behäbige Lene gab auch ihren Senf: „Schön die Gedanken beisammen haben, nicht immer an and're Sachen denken; oder haben Sie vielleicht eine Bekanntschaft?"

„Nein, die Bleichsucht," sagte die Helen' und zog mit ihrem Brettchen ab.

„Sie scheint mir aber noch eine ziemliche Unschuld zu sein," meinte die Gretel, „denn sonst weiß doch jedes, was eine Bekanntschaft ist."

Rosele lachte: „Auf dem Land fragt man halt: ‚haben Sie einen Schatz?'"

„O Gott bewahr', für so 'was Ernstes hat die noch keinen Sinn," sagte die Ricke, „die thät' am liebsten noch den ganzen Tag mit dem Hundle, dem Fifi, spielen; 's hat heut' schon ein Drama abgesetzt, weil sie ihn hat hier haben wollen; ‚Nein', hab' ich gesagt, ‚das Thier will immer die Hauptperson sein, und außerdem sollst Du lernen, daß man nicht immer seinen Kopf durchsetzen darf'."

Helen' war während der Rede der Tante wieder herein gekommen und nahm ganz bescheiden auf einem kleinen Stühlchen hinter dem Büffet Platz; sie hatte den Fifi unter der Schürze und hielt ihm die Schnauze zu; er quiekste aber doch ganz bedenklich, nur hatte jetzt niemand Zeit, darauf zu achten, denn Ricke, die entdeckt hatte, daß noch so viel Kaffee in der Kanne war, fing mit jeder ihrer Freundinnen, die sich gegen eine dritte Tasse wehrte, Händel an.

„Sie dürfen 'was sagen, daß man nicht immer seinen Kopf durchsetzen soll," meinte das Rosele, „so ein heiliger Eifer, mit dem Sie immer zu Werk gehen, Ricke, — das mag auch manchmal 'was Beschwerliches für Ihre Herrschaft haben?"

„Ja, ja," gab die Ricke zu, „ich vertrag's nicht gut, wenn ich zum Beispiel mein Repertoir gemacht hab', und's kommt einer und wirft mir's über den Haufen."

Die Rosel nickte: „Ja, wir haben auch unsre Schattenseiten; ich bin zum Beispiel ein bißle empfindlich."

„Ich hab' den Eigensinn," sagte die Gretel.

„Und ich bin grob," verkündete Lene's Baßstimme.

Alle sahen nach der Theres' hin, allein sie sagte nichts, sondern behielt ihre Schattenseite für sich.

„Sie, Ihre Brill' sitzt Ihnen aber auch nicht," sagte das Rosele zur Ricke, nachdem sie alle eine Arbeit zur Hand genommen hatten.

„Ha, 's ist halt 'm Herr Geheimrath selig seine," gab die Ricke zur Antwort, „er hat viere hinterlassen, und die müssen doch aufgetragen werden. So ganz klar seh' ich freilich nicht durch, aber für meine Kisseneinsätz' reicht's gerad' noch; zwei Dutzend will ich fertig haben, bis unser Mariele achtzehn ist; jetzt ist sie vierzehn."

„Da hat die Tante Geduld, mit dem Mariele, aber mit mir nicht!" rief die Helen' aus ihrem Winkel heraus.

„Vor allen Dingen hast Du ‚Fräulein Marie' zu sagen und nicht ‚Mariele'," begehrte die Ricke auf, „aber daß ich jetzt zur Hauptsach' komm', — ich hab' nämlich gerad' wollen mit Euch Rath pflegen, wo ich denn um's Himmels willen das Mädel hin thun soll, denn die Hauptsach' ist eben doch, daß sich so ein junges Ding gleich von vornen herein richtig organisirt."

Schnell fuhr das rosige, stark aufgestülpte Näschen der Helen' hinter dem Büffet hervor: „Eine Freundin, die ich als an der Kirch' treff', hat zu mir gesagt, — geb' nur nicht zu Adeligen, da kriegt man nicht genug zu essen."

„Bitte recht sehr!" ließ sich die leise, gehaltene Stimme der Theres' vernehmen, „da muß ich denn doch den Adel in Schutz nehmen: in den fünfundzwanzig Jahren, daß ich bei meiner gnädigen Frau bin, darf ich nie 'was Extra's für sie kochen, sondern stets für's Allgemeine; nie wird sich bei uns angefahren oder ein heftiges Wort gesagt; ich hab' gern anfangs, wie ich noch jung war, ein wenig gemault, wenn mir 'was nicht nach dem Sinn ging, das haben mir die gnädige Frau direct durch ihre Liebenswürdigkeit ausgetrieben, sodaß ich beschämt diesen Fehler ablegte. Und vom Herrn Bruder, Seiner Excellenz, die zuweilen bei uns speisen, bekomme ich stets zwei Mark wegen der Umständ', denn sie sind Vegetarianer."

„Versteht denn so einer deutsch?" fragte die Helen', wurde aber von ihrer Tante durch ein: „Sei nicht so ungebildet!" zum Stillschweigen gebracht.

„No, aber so viel weiß man halt doch," bemerkte die Gretel, „der Adel halt' sich für 'was Besonderes und will nie nix von andern Leuten wissen."

„Ha," meinte die Ricke, „da wären wir ja eigentlich auch von Adel, denn wir sind auch am liebsten unter uns und mögen von den gewöhnlichen Dienstboten, wie sie heut' zu Tag' sind, nix wissen."

„Sagen Sie doch nicht immer Dienstboten," unterbrach sie die Theres', „ich kann das Wort nicht leiden; es ist gerad' so veraltet, wie die gedruckten Röck', die die Mädchen früher getragen haben."

„Gellen Sie aber, Sie sind insfiszirt!" triumphirte die Ricke, „ich sag's ja immer, über ihren Adel laßt sie nix kommen, gleich macht sie ein Gesicht, wie eine beleidigte Gräfin!"

„Nun ja, so gehört's sich doch auch," fiel ihr das Rosele in die Rede, „das wär' noch schöner, wenn man nicht zu seiner Herrschaft hielt! Mag die Theres' ihren Adel fürs Höchste ansehen, ich halt's meist' auf den gebildeten Mittelstand; alle großen Erfindungen: 's Gas, 's elektrische Licht, Steinkohlen, Dampf und Maschinenbau, — alles, was überhaupt 'was Recht's ist, hat der gebildete Mittelstand erfunden."

„So, und der Bismarck?" fragte die Theres', „hat der vielleicht nichts erfunden?"

„Ha, natürlich, 's einig' Deutschland," sagte die Ricke, „man liest doch seine Zeitung, mir entgeht nix! Aber wir wollen uns jetzt lieber nicht in die Politik vertiefen, denn das weiß jeder, da giebt's gleich Händel; helft mir lieber einen guten Dienst ausfindig machen für die Helen'."

„Nur nicht zu Offiziersleut'," schrie diese aus ihrer Ecke, „meine Freundin hat mir gesagt, da soll's immer nach außen hin stott sein, und man muß sich halber todt schaffen und wird doch für nix angesehen."

„Potz Tausend!" fuhr die Ricke auf, „Du scheinst mir ja eine recht nette Freundin aufgegabelt zu haben; die wird cassirt. Hättst Du unsern Premier-Lieutenant gesehen, da wolltst anders reden, Du einfältige Person! Letzten Sommer, wie die Frau Geheimrath und's Mariele fort waren, hab' ich dürfen vierzehn Tag' zum jungen Paar, ins Elsaß. Ich kann nur sagen, wenn's überall so zuging, in allen Häusern, da wär's kein Unglück, Dienstbot' zu sein. Nein, ich laß nix über den Militarismus kommen; unser Herr Premier-Lieutenant ist die Güte in Uniform, so groß hab' ich sie noch gar nie im Civil angetroffen."

„No ja," sagte die Gretel, „'s giebt Ausnahmen, aber im großen ganzen —"

„Im großen ganzen sind auch die Dienstmädle nix werth, heißt's, und wir sitzen auch da und sind ordentlich," erklärte die Ricke.

„So ist's," sagte das Rosele, „drum ereifere ich mich nie, denn 's hat alles zwei Seiten in der Welt. Nur wenn man mich fragt, wo man ein junges Mädle hinthun soll, so bleib' ich dabei und schlag' den gebildeten Mittelstand vor, wo die Frau nach allem sieht, und so ein Mädle immer unter Aufsicht ist. Bei reichen Herrschaften ist das anders."

„Ja, das weiß ich noch von der Schul' her," ertönte Helen's Stimme von dem Büffet her, „eher kommt ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich!"

„Jetzt hör' einer das vorsintfluthisch' Geschwätz!" lachte die Gretel auf; „daß meine Frau reich ist, das hat noch keinem Menschen 'was geschadet, im Gegentheil: zwei Buben von meinem Bruder hat sie studiren lassen, und für ein taubstummes Kind von meiner Schwester sorgt sie auch, außerdem daß ich einmal recht angenehm leben kann, wenn meine Frau stirbt; aber Gott erhalt' sie mir noch recht lang'! Nein, der Reichthum ist nicht zu verachten! Nicht wahr, Lene, Sie wissen auch, was er werth ist?"

Diese nickte: „Will's meinen! Um Gottes Willen, so ein kleiner Herd mit einem oder zwei Pfündle Fleisch, das wär' nimmer mein Fall! Ich bin so rechte Händ' voll gewöhnt; ein überraschend's Abendessen von zehn Personen ist mir nix, und wenn der Herr Commerzienrath um halbe Eins telephonirt: ‚Ich bring' drei Herren zu Tisch', — so haben sie um halb Zwei ein Diner, mit dem er Ehr' einlegt. Und wegen dem Nadelöhr-Vergleich brauchen wir uns auch nicht betroffen zu fühlen, denn was wir an jungen Künstlern 'rausfüttern, unterstützen und ausbilden lassen, das geht in die Tausende."

„Hm," meinte die Ricke, indem sie mit einer gewissen Geringschätzung die Nase rümpfte, „Künstler, so Opernsänger oder Schauspielersleut', das wär' doch 's Letzt', wo ich die Helen' hinthun möcht'!"

„Ricke!" Das war Rosele, und sie, die behauptet hatte, sie ereifere sich nie, war ganz hochroth vor Empörung.

„Das ist auch wieder in Bausch und Bogen geurtheilt," sprudelte sie hervor, „der Theater-Beruf geht freilich oft tief in die Nacht hinein, und das ist nicht bequem, aber darum kann doch Ordnung im System sein: unser Neffe ist wenigstens ein ausgezeichneter junger Mann, trotzdem er Schauspieler ist; der dürft' sich ruhig neben Ihren Premier-Lieutenant stellen, da dreh' ich keine Hand um. Wenn er deklamirt, da laufen mir gerad' die Thränen über die Backen, und daß ich den halben Schiller auswendig kenn', das dank' ich unserm Neffen ganz allein, denn es ist doch auch 'was Schönes um die Poesie, die einem lehrt, daß man nicht nur fürs Essen und Trinken auf der Welt ist."

„Hm," meinte die Lene, „die Hauptsach' ist's aber doch."

„Jetzt aber," rief die Helen' in heller Ungeduld aus ihrer Ecke hervor, „zu den Juden darf man ganz gewiß nicht, denn da kommt man um sein Christenthum!"

Die Ricke schlug die Hände zusammen: „Was die in der kurzen Zeit alles aufgeschnappt hat, auch noch in den Antisssismus red't sie 'nein! Ich will Dir 'was sagen, ich hab' ein paar gute Freundinnen, die bei Juden dienen und gerad' so oft in die Kirch' gehen als ich."

„Wenigstens," sagte die Karolin', „einen bescheidenen Ton hat man in den Judenfamilien nicht vor Augen —"

Und die Gretel setzte hinzu: „Ich für meine Person glaub' einmal nicht an eine rechte Anhänglichkeit zwischen Juden und Christen —"

„So, und die Eva?" fragte das Rosele, „Ihr erinnert Euch doch an die Eva? Ein Menschenleben lang haben wir zwei droben im Rathhaussaal auf derselben Bank neben einander gesessen; sechzig Jahr' hat die Eva in einem jüdischen Haus gedient. So lang' ich leb', vergeß' ich das Bild nicht, wie sie das letzte Mal vor die Frau Großherzogin hingetreten ist, schneeweiß, ganz gebeugt, geführt von den beiden Söhnen ihrer Herrschaft,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

4. Loggia mit Balcon, Maaßenstraße 14.

die auch schon alte Herren waren: 's hat alles geheult, auch der Frau Großherzogin sind die Thränen über die Wangen geflossen. Ich hab' selbig's Mal denkt: ‚Wie schön, wenn man auf die Menschen so einen Eindruck macht, der ihnen fürs Leben bleibt.'"

Die Stille, die diesen Worten folgte, wurde durch ein lautes Gequiekse aus der Ecke unterbrochen.

„Ha, jetzt hört aber aller Verstand auf!" schrie die über alle Maßen erboste Ricke, und schoß nach jener dunkeln Ecke, „wer so wüst thut, der gehört, — bei Gott! — nicht in eine gebildete Gesellschaft!"

„Ich war's ja gar nicht," vertheidigte sich die von ihrer Tante unsanft aus der Ecke gezogene Helen', „der Fifi war's!" — Und sie hielt der Ricke das zappelnde Hundchen unter die Nase.

Alles lachte, nur die Ricke nicht, die in höchster Indignation ausrief: „Und hab' ich Dir's nicht streng verboten, der Fifi dürft' nicht 'rein?"

„Ha", meinte die Kleine, „ich hab' doch auch 'was haben müssen, wo Ihr so ernsthaft geredet habt; wenn meine Freundin von den Leuten red't, das ist viel unterhaltlicher, da sind's nicht lauter Engel."

„Das ist halt, ‚wie man in den Wald ruft, so ruft's 'raus'," sagte das Rosele, „wer selber ordentlich ist, der findet auch ordentliche Leut'."

Und die Ricke gab ihrer Nichte einen Stoß in die Seite: „Nimm Dir ein Exempel dran!"

In diesem Augenblick flogen die beiden Flügelthüren in den geräumigen Salon auf, und den erstaunten Blicken der Anwesenden bot sich ein gar rührendes Bild dar, — Maria Stuart inmitten ihrer weinenden Frauen.

„Jesses," flüsterte die Ricke, „unser Mariele in der Frau Geheimrath ihrem weißseidenen Hochzeitskleid!"

„Was klagt Ihr?" begann die jugendliche Königin, „warum weint Ihr? Freuen solltet Ihr Euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel nun endlich naht —"

Daß Melvil, an den die unglückliche Königin sich wandte, die Hausmütze des Herrn Premier-Lieutenants trug, störte weder die Spielenden noch die Zuschauer in ihrer Illusion. Sie war so echt, daß nicht nur die letzteren in Thränen schwammen, sondern auch die Spielenden kaum ihrer Rührung Herr zu bleiben vermochten. Ja, Mariele, die Königin, mußte zum Schluß ihrer Abschiedsworte fortwährend ihr Taschentuch zu Hülfe nehmen, und kein Mensch konnte sie mehr verstehen.

Lord Leicester dagegen führte seinen Monolog mit der größten Sicherheit durch; die Darstellerin dieser Rolle war ein kleines, rundliches Mädchen mit der hellsten Stimme der Welt; alles was sie sagte, klang so lustig wie möglich, aber sie suchte den Mangel ihres Organs dadurch gut zu machen, daß sie erschrecklich die Stirne runzelte und zum Erbarmen seufzte; und jeder war von ihrer Verzweiflung überzeugt.

„Es ist unserem Neffen seine Roll'," flüsterte das Rosele und sprach den ganzen Monolog mit halblauter Stimme nach.

Ein wahres Gruseln aber erfaßte die Versammlung als die Stelle kam:

„Es wird still, — ganz still;
Nur Schluchzen hör' ich, und
die Weiber weinen. —
Sie wird entkleidet. — Horch!
der Schemel wird
Gerückt. — Sie kniet aufs
Kissen, — legt das Haupt —"

Sie schrieen alle mit bei dem gräßlichen Schrei, den Leicester zum Schlusse ausstieß, gerade als ging's ihnen aus eigene Haupt, und die jugendlichen Darsteller hatten alle Ursache, mit dem Effect ihres Festspiels zufrieden zu sein.

„Aber Kinder," sagte die Frau Geheimräthin, welche erschien, und nicht wenig erstaunt war, die ganze Gesellschaft in Thränen aufgelöst zu finden, „warum habt Ihr denn gerade so etwas Trauriges für den heutigen Tag gewählt?"

„Das hat seinen Grund," gab ihr das Töchterchen zur Antwort, „wenn die Ricke aus dem Theater kommt, sagt sie immer: 's war nix, es sind gar keine gestorben —"

„Nun, dann habt ihr's ja getroffen," meinte die Geheimräthin, „ich aber will mit einer Flasche Schaumwein den ergriffenen Gemüthern wieder aufzuhelfen suchen —"

„Was," protestirte die Ricke, „so eine unverantwortliche Verschwendung, Frau Geheimrath, — das kann ich nicht zugeben, das nehmen wir alle nicht an!"

Es half aber nichts, die Kinder credenzten der preisgekrönten Dienstbotenschar den schäumenden Moselwein in schönen hohen Stengelgläsern, und Rosele, die Seniorin, erhob das ihre mit den Worten:

„Alle guten Herrschaften sollen leben!"

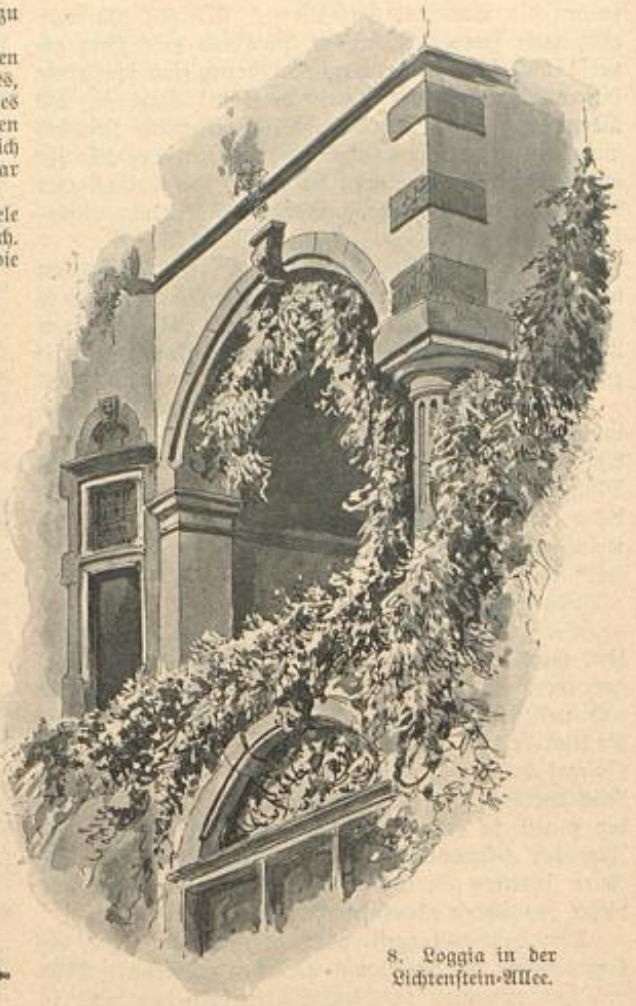
Worauf die Jugend einstimmig in den Ruf ausbrach:

„Nein, die guten Dienstboten, die guten Dienstboten hoch!"

Ende.

5. Loggia mit Balcon, Maaßenstraße 12.

7. Balcons in der Pritzwalkerstraße.



8. Loggia in der Lichtenstein-Allee.

6. Balcon am Künstlerheim.

9. Balcons in der Händelstraße.

Berliner Balcon-Bilder. Von O. Günther-Naumburg in Charlottenburg. Siehe den Artikel Seite 70.

Nachdruck verboten.

Zum Gedächtniß der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar.

Von E. von Bojanowski in Weimar.

Erschütternd tönte die jähe Trauerkunde von dem plötzlichen Hinscheiden der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar hinein in die ausklingenden Festtage der Centenar-Feier, weit über die engeren Grenzen ihres eigenen Landes, das seinen unersetzlichen Verlust noch kaum zu fassen vermag, überall schmerzlichste Theilnahme erweckend. Denn als eine jener ebenso seltenen wie hochsinnigen Fürstennaturen, die in der Bethätigung ihrer Fürstenpflicht den maßgebenden Inhalt ihres Lebens erblicken, haben weitere Kreise der Besten unserer Nation der Fürstin längst die dankbare Anerkennung

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zufriedene Gesellschaft. Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 72.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entgegengebracht, die in dem Verständniß für das von ihr Erschaffene und Erstrebte wie in der Würdigung ihrer Geist und Charakter nach gleich bedeutenden Wesenheit wurzelt.

Dem geistes- und charakterstarken Fürstengeschlecht der Oranier angehörend, hat die Großherzogin Sophie, eine geborene Prinzeß der Niederlande (geboren den 8. April 1824), von ihren Vorfahren den geistigen Scharfblick, der die Dinge in ihrem Kernpunkt erfaßt, und die organisatorische Begabung, die durch planvollen Ausbau ihren Schöpfungen die Dauer sichert, überkommen. Sie hat in den mannigfaltigen Aufgaben, denen sie sich gegenübergestellt sah, und auch auf politischem Gebiet, als sie in dem Kriegsjahr in Abwesenheit des Großherzogs die Regentschaft leitete, jenes Erbtheil bewährt.

Die sorgfältige Erziehung der trefflichen Eltern hatte es verstanden, den Charakter der jungen Prinzeß, die sich allezeit dem Wahren und Echten zugewandt zeigte, in harmonischer Uebereinstimmung mit ihrer hervorragenden geistigen Begabung zu entwickeln, — eine Begabung, die sich schon früh durch die ausgesprochene Vorliebe für ernste Studien, wie durch ein feines Verständniß für die Kunst, namentlich Musik und Malerei bekundete. Doch wurde darüber keineswegs die praktische Ausbildung auf allen Gebieten weiblicher Thätigkeit vernachlässigt, welche dem Urtheil der Fürstin später jene auch den kleinsten Details gerecht werdende Sachkenntniß verlieh. Was hier als zarte Knospen ihres jugendlichen Geisteslebens aufgesproßt, das sollte sich dereinst als reiche Blüthen und Früchte an ihrem Lebensbaum erschließen.

Durch ihre Vermählung (8. Oktober 1842) mit dem damaligen Erbgroßherzog Carl Alexander sah sich die Prinzessin in eine neue Heimat versetzt, und das Land, an dessen Spitze sie sich berufen fand, behauptete als Pflegestätte deutschen Geisteslebens seine eigene Stelle in der Geschichte des deutschen Vaterlandes; ihm diese innerhalb der durch die wechselnden Zeitläufte bedingten Grenzen zu erhalten, das war das Ziel, für welches die Großherzogin in Gemeinschaft mit dem Gemahl ihre besten Kräfte eingesetzt hat.

Ihrer Neigung für ernstes Geistesleben und künstlerische Darbietungen entsprechend, hat sie, die gründliche Kennerin der Literatur, den regsten Antheil an allen Bestrebungen dieser Art genommen. Wie sie im Laufe fast jedes Winters Professoren der Landes-Universität zu Jena zu Vorlesungen vor einem kleineren Kreise in ihren Privat-Gemächern auffordern ließ, — noch acht Tage vor ihrem Ende empfing sie bei solcher Gelegenheit ihre Gäste, — so wandte sie jedem künstlerischen Ereigniß, Theater-Vorstellungen oder Musik-Aufführungen, ja jeder bedeutenderen Persönlichkeit ihr wohlwollendes und beobachtendes Interesse zu.

Als der Enkel Goethe's testamentarisch den gesammten Nachlaß des Dichters in ihre Hände legte, und als bald darauf der Enkel Schiller's ihr seinen handschriftlichen Besitz überwies, sah die hohe Frau aus diesem Acte pietätvollen Vertrauens eine neue Aufgabe sich erwachsen. Durch die Errichtung des Schiller-Goethe-Archives, das sie in liberalster Weise der forschenden Wissenschaft zugänglich gemacht hat, und das gleichzeitig bestimmt ist, auch den literarischen Nachlaß anderer bedeutender deutscher Schriftsteller aufzunehmen, hat sie für das Geistesleben der Nation in gewissem Sinn einen Mittelpunkt in Weimar geschaffen und den ihr übermachten geistigen Besitz in hochsinniger Würdigung seiner Bedeutung für die Gesammtheit an diese zurückgegeben. In diesem Gefühl erlebte sie in freudiger Genugthuung im vorigen Sommer die feierliche Einweihung des nach ihren Angaben ausgeführten Prachtbaues, der sich auf einem Hügel oberhalb Weimars erhebt, ein Denkmal, das ihren Namen auch äußerlich mit der klassischen Epoche Weimars untrennbar verknüpft.

Ihre hohe Auffassung von dem Beruf der Fürstin hatte sie, neben der von ihr mit eingehender Sorgfalt geleiteten Erziehung ihrer Kinder, zu wahrhaft landesmütterlichem Walten, das ihre hohe Seelengüte menschlich schön offenbaren sollte, Zeit finden lassen. Als Protectorin der Frauen-Vereine und anderer Wohlthätigkeits-Anstalten wandte sie ihre helfende Fürsorge jenem großen, speciell-weiblichen Gebiete der Volkswohlfahrt zu. An die Spitze dieser Institutionen gestellt, hat sie reiche Gelegenheit gefunden, ihre mildthätige Gesinnung Nothständen aller Art gegenüber zu bewähren. Eine Fürsorge, die ihre innerliche Vertiefung erfährt, nicht allein durch die fürstliche Großmuth, mit der sie ihre Mittel gespendet hat, sondern auch durch die ihrem Charakter eigene Energie, mit der sie systematisch, soweit dies möglich, die grundlegenden Ursachen jener Nothstände zu beseitigen suchte. Es ist ein weitverzweigtes Gebiet socialen wie häuslichen Lebens, dem die Großherzogin in rastloser Thätigkeit ihre Theilnahme zugewandt hatte.

Hier war es recht eigentlich, wo sie ihr organisatorisches Talent bewährte, nicht nur in dem allen Anforderungen der Neuzeit gemäßen Ausbau vorhandener Institutionen, sondern vor allem in den großartigen Schöpfungen, die sie selbst ins Leben gerufen hat. In erster Linie galt ihre Fürsorge dem weiblichen Geschlecht, daß sie durch eine angemessene, praktische wie sittliche Erziehung zu einer verständigen Erfüllung seiner Pflichten zu befähigen suchte. Zu diesem Zweck hat die Fürstin außer dem Sophienstift, einer musterhaften, höheren Erziehungs-Anstalt, im Anschluß an die Volksschule Koch- und Handarbeits-Unterricht eingeführt. Ihrer eigensten Initiative aber dankt die Krankenpflegerinnen-Anstalt, die ihren Namen trägt, ihre Entstehung. Die hier aufgenommenen Pflegeschwestern erfuhren in besonderem, ihnen allen gewiß unvergeßlichem Grade das beinahe mütterlich zu nennende Wohlwollen der hohen Frau. Die hier ausgebildeten Schwestern haben als Gemeinde-Pflegerinnen weiten Kreisen des Landes den Segen dieser Anstalt fühlbar gemacht, und in gleicher Weise kommt das von ihr begründete Kinder-Heilbad in Sulza allen Schichten der Bevölkerung zu gut. Und noch in den letzten Lebenswochen war die Großherzogin mit dem Gedanken an eine ins Leben zu rufende Volks-Heilstätte beschäftigt. So war in der That ihr Sinn in edler Humanität rastlos auf das Beste ihres Volkes gerichtet.

Ihr Leben erschien in all seinen mannigfaltigen Beziehungen durch unzählige Bande mit dem weimarischen Lande, dem Volke verwachsen, das durch beinahe fünfundfünfzig Jahre hindurch theilgenommen hatte an Freud' und Leid seines Herrscherhauses. War doch die goldene Hochzeit des Fürstenpaares inmitten der jubelnden Bevölkerung festlich begangen worden, hatte doch mit der großherzoglichen Familie das Land Leid getragen, als bald darauf der Erbgroßherzog schwerer Krankheit erlag. So schien der Zusammenhang zwischen Volk und Fürstin unlöslich, und heute, da die Großherzogin durch einen sanften Tod heimgerufen worden ist, mitten aus ihrem Leben der Pflichterfüllung heraus, — sie hatte noch an dem ihrem Ende vorangehenden 22. März es sich nicht nehmen lassen, wenigstens von ihrem Fenster aus den Festzug der Stadt zu begrüßen und seine Abordnungen in einer Audienz bei sich zu sehen, — heute kommt in allen Kreisen, bei Vornehmen wie Geringen, durch ihr Ableben das Gefühl einer beinahe persönlichen Verwaisung zum Ausdruck. Wer immer sich ihr hatte nahen dürfen, der vermochte sich dem Eindruck ihrer bedeutenden Persönlichkeit, in der sich vollendete fürstliche Würde mit liebenswürdiger Grazie des Geistes und huldvollem Wohlwollen vereinigte, nicht zu entziehen. So fand jeder, dem es vergönnt war, seine Kraft in den Dienst der Fürstin zu stellen, in ihrer so unendlich zartfühlend ausgedrückten Anerkennung seiner Leistungen die höchste Befriedigung. Denn die Fürstin verstand es wie wenige, für jede Gelegenheit in seltenem Taktgefühl das rechte tröstende, aufmunternde oder ermahnende Wort zu finden, und alle die, welche ihr einmal nahe getreten, durch Freundlichkeits-Erweisungen ihres treuen Gedenkens zu versichern.

Fürwahr, es sind mehr wie äußerliche Trauer-Bezeugungen, mit denen das Volk seine Fürstin zur letzten Ruhestätte begleitet; sie alle, die sie beweinen, fühlen, und darin liegt das beredte Zeugniß für ihre, die fürstliche und menschliche Persönlichkeit gleich harmonisch zum Ausdruck bringende Individualität, daß mit der Großherzogin Sophie eine jener edeln, durch Charakter-Größe und Seelenhoheit über die Alltäglichkeit hinausgehobenen Frauengestalten aus dem Leben geschieden ist. Eine Wirkung solcher Art hinterläßt nur der durch religiösen Glauben innerlich gefestete, in strenger Selbstzucht gereifte Mensch. Die Fürstin selbst, wie dichte Schleier sie auch über ihre persönlichen Empfindungen und Erfahrungen zu breiten pflegte, läßt uns einen Blick auf dies Fundament werfen, auf das sich ihr Wesen wie ihr Handeln gründeten. Ihrer eigenen Anordnung gemäß erfolgte ihre feierliche Beisetzung unter den Klängen des glaubensstarken Reformations-Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott", als Ausdruck ihrer evangelischen Ueberzeugungstreue, und in jenen Lebensregeln, die die Großherzogin für die Pflegeschwestern des Sophienhauses niederschrieb, heißt es an einer Stelle, die wohl als Selbstbekenntniß gedeutet werden darf: „Die Herrschaft über sich selbst ist Vorbedingung für jede Tüchtigkeit und für ernsthafte und gewissenhafte Ausführung übernommener Pflichten."

Das Leben der Fürstin hat seinen Abschluß gefunden; aber es ist das Vorrecht der Hochgestellten, daß ihre Lebensbahnen weithin sichtbar bleiben, und daß viele aus ihnen Anregung zu eigenem Thun schöpfen. Möchten sie doch alle, die Zeuge sein durften von dem segenbringenden Walten der verewigten Großherzogin Sophie, der Pflicht eingedenk bleiben, auch in der eigenen Lebensführung dem hohen Vorbild dieser Fürstin nachzueifern, denn „das Bewußtsein," so ruft sie ihnen zu, „das anvertraute Leben nützlich auszufüllen, den christlichen Pflichten nach bestem Wissen und Können nachzukommen bestrebt zu sein, gewährt eine Freudigkeit, die schwere Erfahrungen und Prüfungen nicht zu trüben vermögen." —

Nachdruck verboten.

Frühlingsbraut.

Von Richard Zoozmann in Berlin.

Von Frühlingsahnung webt es
Ringsum geheimnißvoll,
Von frischen Säften lebt es,
Bis Keim und Knospe schwoll.
Da tönt ein süßes Singen
In Feld und Waldesraum
Und weckt die erste Rose
Aus ihrem Blüthentraum.

Das Bächlein hüpft und rieselt hell
Vom Bergeshang ins Land,
Und trägt hinaus die Kunde schnell:
Der Lenz, der Lenz erstand!
Die Blumenglocken läuten
Im Frühlings-Sonnenglanz,
Und Bursch' und Mädchen schlingen
Im Grünen den fröhlichen Tanz.

Ein Plätzchen in sonniger Halde
Ist mir bekannt allein,
Dort blüht vom ganzen Walde
Das schönste Röselein.
Schon klopft in rascheren Schlägen
Dir, meine Rose, entgegen
Mein Herz so fröhlich und laut,
Dir, meiner Frühlingsbraut!

Nachdruck verboten.

Berliner Balcon-Bilder.

Von Johannes Wilda in Wernigerode.

Siehe die Illustrationen Seite 65 und 68.

Man muß den Gegnern Berlins zugeben, daß die Riesenstadt an einer gewissen Einförmigkeit leidet. Diese Einförmigkeit beruht auf natürlichen und historischen Gründen. Einestheils wurde sie bedingt durch die mächtige, von der Bau-Speculation beherrschte Entfaltung in der geringe Niveau-Unterschiede bietenden Ebene, andererseits durch den mathematischen, nüchternen und sparsamen preußischen Geist. Die Versuche der Hohenzollern, ihre Residenz zu einer „schönen" Stadt zu machen, haben trotzdem nur selten geruht, und man muß anerkennen, daß ihnen das Werk mit thatkräftiger Hülfe der Bürger im ganzen gelungen ist. Die flache Lage hat den Verkehr erleichtert und weite Straßen-Perspectiven ermöglicht. In der Ost-West-Linie beleben Wasserläufe das Bild, das namentlich im Theil Alt-Köln, nach der breiten Oberspree zu, ein vom übrigen Berlin total verschiedenes, an eine Seestadt gemahnendes Gepräge erhält. Man kann aber zweifelhaft sein, ob das Berlin des scheidenden 19. Jahrhunderts die bescheidene preußische Residenz zu Beginn des Säculums an malerischem Reiz übertrifft. Man sehe nur im heutigen Charlottenburg die Reste der altmodischen, kleinbürgerlichen, aber traulichen Gärten, zwischen den riesigen kahlen Abstürzen der modernen Hauswände, und denke dann, daß auch das übrige Berlin überwiegend einst eine solche Gartenstadt war, so blickt man doppelt mißmuthig auf die endlosen Reihen der wie riesige, leere Canäle starr sich kreuzenden Straßen, auf die immerhin erfreulichen, aber doch im steifen Reglement angeordneten Alleen und die, trotz großer gärtnerischer Virtuosität, zuweilen etwas langweiligen Schmuckplätze. Dazu überall dieser Glanz, diese Protzigkeit, diese Talmi-Vornehmheit, diese Vermengung von allen Stilen alter Zeiten, von Echtem und Falschem. Wahrhaftig, der Anblick eines hier und da noch stehen gebliebenen, anmuthig beschatteten Hauses aus der Urgroßvaterzeit macht dagegen mit seinen ruhigen Linien, mit seinen gemächlichen Flächen, trotz seiner Nüchternheit und Aermlichkeit einen wahrhaft vornehmen Eindruck!

Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Wir können die Zeit nicht zurückschrauben und wollen es auch nicht. Die Kunst regt dennoch ihre Schwingen freier. Schlechtes Pflaster schlechte Oefen, klägliche Beleuchtung, Mangel an Canalisation, Bädern u. s. w., — alles das wollen wir nicht wieder haben! Alles Neue ist unbehaglich. Zumal das Ueberstürzte, Speculative. Allein ein gewisses Manco des Jetzt gegen das Einst bleibt. Es ist nicht wegzudisputiren Und der Großstädter fühlt dies auch, speciell der Berliner. Die alte Liebe zur Natur ist nicht erloschen, sie lebt fort in dem heißen Backstein-Meer, und eben sie schuf die Balcons! Der Balcon ist für den neuen, speciell Berliner-Stil charakteristisch geworden. Vielleicht ahmen andere deutsche Städte dies wieder nach, wie sie der Großstadt auf märkischem Sand so manches nachgeahmt haben. Kein Neubau mehr in N, S, O und W, ohne so und soviel Balcons in Vor-, Hinter- und Quergebäuden. Balcons oder Loggien, oder die Combination von beiden. Der Balcon bildet nachgerade das Charakteristische der Berliner Straßen, wie der Berner Fenstersitz (von den Steinlauben abgesehen) für die Schweizer Bundes-Hauptstadt oder die in Eisen und Glas construirten Veranden für das moderne Bremen. Die Häuser-Fronten gewinnen dadurch ein um so anmuthigeres Ansehen als die große Blumenliebhaberei der Berliner alles thut, um das Auge durch farbigen, sorgfältig gepflegten Schmuck von Geranien, Fuchsien, Petunien, Winden u. s. w. zu erfreuen. Ganze Lauben, zu denen namentlich der wilde Wein herangezogen wird, geben lauschige Plätzchen ab, wie z. B. die Zeichnung aus der Neuen Winterfeldtstraße (3.) sie vorführt. Dazwischen hängen Blumen- oder Licht-Ampeln und Lampions. Namentlich an den warmen Sommerabenden hat man oft ein reizendes Bild, wenn überall aus dem Blattgrün an den Häuser-Fronten der Lampenschimmer freundlich strahlt. Dann spielt sich ein behaglicher, freundlicher Theil des Berliner Lebens auf den Balcons ab, und vielleicht am behaglichsten, wenn auch nicht so elegant, in den vom Kleinbürgerthum bewohnten, minder vornehmen Straßen. Noch viel reizvoller würde das Bild sein, wenn nicht eine gewisse Uniformität sich geltend machte. Aber eine Reihe von Häusern, — diese schrecklichen unprofilirten, kopflosen, d. h. dachlosen Riesenhäuser, — an dem „egal" ein Balcönchen über dem anderen klebt, — das wird auf die Dauer fast ebenso langweilig, wie lauter glatte Fronten!

Selbstverständlich befinden sich die architektonisch werthvollsten und orginellsten Balcons im Westen, in Charlottenburg, in der Umrundung des Thiergartens u. s. w. Da wäre namentlich der Balcon an dem eigenartigen Künstlerheim in der Fasanenstraße (6.) zu erwähnen, dann die Balcons in der Händelstraße (5), Maaßenstraße (4. u. 9) und Stülerstraße (1.). Zu beachten bleibt der Unterschied zwischen den nestartig angeklebten Außenbalcons, die der Zugluft sehr exponirt sind, den Galerie-Balcons, die oft zu schmal ausfallen, den Loggien und den Combinationen von Loggia und Balcons. Letztere Arten sind aus Gründen der Behaglichkeit und Gesundheit bei den starken klimatischen Schwankungen doch vorzuziehen. Welchen Spielraum die Architektur hier findet, zeigen die Loggia in der Lichtenstein-Allee (8.) und die Balcons des in der Prinzwalker-Straße (7.), Berlin N, gelegenen Hauses. Zuletzt sei auch noch der aus echtdeutschen Formen entstandenen Erker-Balcons gedacht, wie ihn das Haus in der Lessingstraße (2.) in Berlin NW zeigt.

Man kann über diese allgemeine Einbürgerung der Balcons nur erfreut sein; einmal weil Architektur und Gärtnerei, künstlerischer Sinn der Bevölkerung und Reiz der Straßenbilder dadurch außerordentlich gewonnen haben, dann weil sie dem eingepferchten Großstädter den steten Genuß natürlicher Schönheit und relativ guter Luft ermöglichen; allein, könnte ein Zusammenhang der Balcons mit dem Anwachsen der Katarrhe und schlimmen Erkältungen statistisch nachgewiesen werden, so fürchte ich, daß die geliebten Balcons etwas in Mißcredit gerathen würden. Dennoch möchte man sie nicht wieder missen, aber man benutze sie stets mit Vorsicht und bevorzuge die Loggien, die nur zuweilen den Fehler haben, das dahinterliegende Zimmer zu verdunkeln. Am erfreulichsten bleibt, wie schon erwähnt, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wirkung der Balcon-Liebhaberei in den Stadtvierteln, wo die Vorderhäuser, ja selbst schon die „Belle-Etage" von Arbeitern bewohnt sind. Ueberall, sei es an der Grenze Moabits, hinter dem Humboldtshain, oder wo immer im N, S, O und W, an den Rändern des städtischen Riesenkörpers, wo das Proletariat den Charakter der Straße bestimmt, schaffen sie einen Schimmer der Wohlhabenheit, ja selbst der Poesie, der nicht wenig dazu beiträgt, daß uns nirgend in ganz Berlin das Elend und die Verkommenheit in so erschreckender Gestalt und Massenhaftigkeit entgegenstarren, wie in den Straßenbildern der älteren Großstädte Europas.

Nachdruck verboten.

Mädchenschule und Kochunterricht.

Von Dr. Arthur Sperling in Berlin.

Vor kurzer Zeit ist unter dem Namen „Frankfurter Arbeiter-Budgets" eine von der Volkswirthschaftlichen Section des Freien Deutschen Hochstiftes herausgegebene Broschüre erschienen, welche eines größeren öffentlichen Interesses werth ist. Zum ersten Mal, — soviel mir bekannt, — sind darin die Haushaltungs-Kosten mehrerer Arbeiter-Familien in Tabellen zusammengestellt worden. Was diese Familien an Brod, Fleisch, Fett, Butter, Gemüse, Eiern u. s. w. täglich, wöchentlich, monatlich und jährlich verzehren, wieviel die Ausgaben für Wohnung, Kleidung und gewisse Luxus-Bedürfnisse, wie z. B. Bier und Cigarren, in denselben Zeiten thatsächlich betragen, wieviel davon auf den Kopf der Erwachsenen und der Kinder entfällt, und in welchem Verhältniß die wirklichen und nothwendigen Ausgaben zu den Einnahmen des Ernährers der Familie stehen, — das ersieht man aus diesen Tabellen.

Gerade der letzte Punkt ist von besonderer Wichtigkeit. Denn sofort taucht die so bedeutsame volkswirthschaftliche Frage auf: ob der Arbeiter nicht in vielen Fällen weniger verdient, als er zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verdienen müßte. Und daran knüpft sich die weitere Frage, ob die Beantwortung der ersteren nur von der Lohnerhöhung zu erwarten sein kann, oder auch noch von anderen Maßnahmen.

Mit der Beantwortung der zweiten Frage beschäftigt sich eine kürzlich erschienene, beachtenswerthe Schrift von Otto Rademann (Bockenheim-Frankfurt a. M.), die in Anlehnung an die zuerst erwähnte Broschüre nachweist, daß z. B. in dem einen Falle die Ernährung der Arbeiter-Familie nach den heutzutage gültigen Ernährungs-Grundsätzen statt mit 740 Mk. 65 Pfg. bereits mit 503 Mk. 70 Pfg. hätte leicht und gut bewerkstelligt werden können, daß also in einem Jahre in dem Haushalt eine Ersparniß von 236 Mk. 86 Pfg. möglich gewesen wäre.

Was hat das mit dem Kochunterricht in der Mädchenschule zu thun? —

Sehr einfach: Wenn die Frau des Arbeiters es gelernt hätte, besser zu wirthschaften, so hätte sie beim Einkauf, bei der Wahl und Zubereitung der für den Familien-Tisch bestimmten Speisen viel ersparen können, ohne den Nährwerth der Kost zu kürzen. Mit weniger Geld wäre die Ernährung der Familie ebenso gut und reichlich gewesen, und das Einkommen ihres Mannes hätte zum Unterhalt der Familie ausgereicht, während jetzt — Schulden oder Almosen das Deficit decken müssen.

Als ich kürzlich die beiden genannten Broschüren in die Hand bekam, belebte sich in mir die Erinnerung an eine weise Einrichtung, die ich bei Gelegenheit eines Sommerbesuches im vorigen Jahre in München in der dortigen Volksschule Neuhausen kennen gelernt hatte. Von den trefflich ventilirten Klassenzimmern und ihrer Ausstattung mit best-construirten Tischen und Bänken, von der Reichhaltigkeit der vorhandenen Lehrmittel in Gestalt von Globen, Wandkarten, ethnologischen Tafeln, botanischen, zoologischen und mineralischen Sammlungen, von den hellen, luftigen Turnsälen und den weiten Spielplätzen gewann ich den Eindruck, daß ich sie auch an anderen Stellen bereits in gleicher Vollkommenheit gesehen haben könnte. Was mich aber für den in der Schule herrschenden Geist mit Bewunderung erfüllte und in mir jeden Zweifel darüber zerstörte, daß die Oberleitung dieser Schule den Bedürfnissen des Volkes, dessen Kinder hier erzogen werden, mit klarem Blick und sicherem Wollen gegenüberstand, das war die Kochschule.

Eine Kochschule inmitten einer Volksschule, an welcher die Schülerinnen der sogen. VIII. Klasse, die im achten Schul- und im vierzehnten Lebensjahre stehen, theilnehmen, — der in den Stundenplan der Volksschule eingereihte Kochunterricht, — das war mir neu. Die Bedeutung, welche ich dieser Neu-Einrichtung beimaß, veranlaßte mich zu Nachforschungen darüber, welche Städte und welche Schulen ähnliche Einrichtungen ins Leben gerufen haben, und so erfuhr ich denn, daß München allen anderen Städten voran bereits in vierzehn anderen Schulen achte Klassen geschaffen hat. Nach dem vor mir liegenden Stunden- und Lehrplan theilt sich der gesammte Unterricht in zwei Stunden Religion, vier Stunden Handarbeit, sechs Stunden deutsche Sprache, vier Stunden Rechnen, zwei Stunden Zeichnen, zwei Stunden Turnen und acht Stunden Haushaltungs-Kunde mit Schulküche. An dem letzteren nehmen zwei Abtheilungen von je vierundzwanzig Mädchen theil, sodaß jede einmal in der Woche an die Reihe kommt, während die andere in derselben Zeit den Handarbeits-Unterricht genießt. Die Theilnahme an der Kochschule ist den Kindern, resp. deren Eltern bisher freigestellt worden; es hat sich aber noch niemals ein Mädchen davon ausgeschlossen. Die ursprüngliche Feindseligkeit gegen die Neu-Einrichtung ist einer warmen Sympathie dafür von allen Seiten gewichen.

Die Kochschule in Neuhausen besitzt vier getrennte Kochherde mit den dazu gehörigen Anrichtetischen, Kochgeräthen, Speise- und Gewürzschränken, Spülvorrichtungen und dergl. Die vierundzwanzig Mädchen werden in vier Gruppen von je sechs beschäftigt, sodaß jeder Kochherd gewissermaßen eine Küche für sich bildet. Der Unterricht beginnt regelmäßig mit der Herbeischaffung der nöthigen Materialien: Holz, Kohle, Wasser. Sodann erfolgt der Einkauf der dem Speisezettel des betreffenden Tages entsprechenden Nahrungsmittel, und zwar durch die Schülerinnen selbst: mittels wirklichen Geldes, daß sie zu diesem Zweck in die Hand bekommen, entweder bei der Lehrerin aus deren Vorräthen oder unter Leitung der Lehrerin in den Geschäften. Jedes Kind hat in einem besonders dazu bestimmten Heft nach erfolgter Anweisung über jeden Posten seines Einkaufs-Rechnung zu legen und alles genau zu buchen. Nachdem das Nothwendige zusammengetragen, beginnt der theoretische Unterricht als Vorbereitung für das Kochen selbst. An jedem Tage wird immer nur ein Gericht bereitet, an jedem der vier Herde das gleiche; als Bedürfniß wird die für eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern gehörige Nahrungsmenge in Gestalt von drei Portionen, — auf jedes Kind wird je eine halbe Portion gerechnet, — angenommen. Und wenn die Speisen fertig sind, setzen sich die Kinder an die bereits vorher sauber gedeckten Tische und verzehren mit kritischem Geschmack und mit dem Wohlgefühl des Genusses des Selbstgeschaffenen die Früchte ihrer Thätigkeit. Nach Beendigung des Mahles werden die gebrauchten Geschirre gespült, gereinigt, geputzt, und die Küche so geordnet, wie sie vor ihrem Gebrauch gewesen. Das Recept des Gerichtes wird mit Kostenberechnung in ein eigenes Kochbuch eingetragen. In jedem Monat wird ein „Waschtag" angesetzt, an welchem nach vorhergegangener theoretischer Belehrung die gebrauchte Küchenwäsche von den Kindern selber gereinigt wird.

Erwähnt muß es werden, daß zu der Schulküche ein Küchengarten gehört, in welchem eine Anzahl der gewöhnlichsten Gemüse und Suppenkräuter unter Anleitung der Lehrerin von den Kindern gesät, gepflanzt, bestellt und, nach Bedürfniß, geerntet werden. Die für den Einkauf der nothwendigen Nahrungs- und Genußmittel aufgewandten Kosten, welche von der Stadtverwaltung gern zur Verfügung gestellt wurden, — abgesehen natürlich von den einmaligen Kosten der Einrichtung, — betrugen für das Schuljahr 400 Mark.

Gegenüber dieser hervorragenden Bethätigung volkswirthschaftlichen Verständnisses in Bayerns Hauptstadt, die vorzugsweise auf die Wirksamkeit des dortigen städtischen Schulraths Dr. Kerschensteiner zurückzuführen ist, betrübt es uns fast, sagen zu müssen, wie weit die deutsche Haupt- und Residenzstadt in dieser Beziehung zurücksteht. Berlin hat nur eine einzige solche Kochschule, und zwar in der 196. Gemeindeschule, — in der Müllerstraße, — an deren Unterricht freilich die Schülerinnen der ersten Klassen von fünf anderen Schulen in Gruppen von je 22, also im ganzen 132, theilnehmen. Dieselbe ist von dem „Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend" begründet und mit einem zweimaligen Zuschuß aus dem Stadtsäckel von je 500 Mk. bis jetzt erhalten worden. Während von anderen deutschen Städten Chemnitz jährlich 8200 Mk., Karlsruhe 6000 Mk., Köln 3000 Mk., Glauchau und Heidelberg je 3000 Mk., Kiel 2900 Mk. u. s. w. für die gedachten Zwecke aufgewendet werden, hat Berlin bisher nur zwei Mal je 500 Mk., — abgesehen von der freien Hergabe der Räumlichkeiten, — dafür übrig gehabt! Wie sehr im übrigen das Princip der Hereinziehung des Kochunterrichts in die Mädchenschulen in deutschen Landen bereits Wurzel gefaßt hat, ersieht man aus der Thatsache, daß diese Einrichtung in dreiundachtzig Städten schon perfect geworden ist, und in weiteren einundzwanzig Städten für die nächste Zeit geplant wird.

Freilich erreichen wir damit andere Länder noch nicht, denn die Schulverwaltung der Stadt Paris hat bereits im Jahre 1886 für alle Mädchen der Volksschule den theoretischen und praktischen Haushaltungs-Unterricht in den Lehrplan aufgenommen, und die Stadt London soll bereits vor zehn Jahren 20000 Schulmädchen in siebenundneunzig Volksschulen am Kochunterricht haben theilnehmen lassen.

Welchen Verhältnissen der arbeitenden Bevölkerung die Einführung des Haushaltungs-Unterrichts in die Volksschule als ein tiefgefühltes Bedürfniß entspricht, geht aus dem Bericht eines Lothringischen Fabrik-Inspektors hervor, welcher schreibt:

„Die Ernährungsweise der Arbeiter ist häufig durchaus ungenügend und unzweckmäßig, selbst da, wo der Lohn ein ausreichender ist. Die ungeeignete Auswahl und Zubereitung der Speisen wird nur zu häufig dadurch bedingt, daß die Arbeiterfrauen sich aus Fabrik-Arbeiterinnen recrutiren, denen früher fast jede Gelegenheit gefehlt hat, sich im Kochen auszubilden und deshalb von dem Werthe der Nahrungsstoffe und deren schmackhafter Zubereitung nichts verstehen. Daß hierdurch die Ernährung leidet, und außerdem die Lebenshaltung in der Arbeiter-Familie wesentlich vertheuert wird, kann man nur zu häufig wahrnehmen. Es kommt noch hinzu, daß die Frau, der die elementarsten haushälterischen Kenntnisse fehlen, es nicht versteht, das Haus zu einem traulichen Heim zu gestalten, wodurch der Mann und die erwachsenen Söhne nur zu oft verleitet werden, den Weg zur Schänke einzuschlagen. Das Schnapstrinken nimmt leider in der Arbeiter-Bevölkerung eine immer größere Ausdehnung an. Beim Besuch besserer Arbeiter-Familien hatte ich schon einige Male Gelegenheit, den Ausspruch zu vernehmen, daß ein Verwandter oder Bekannter es zu nichts bringen könne, weil die Frau eine frühere Fabrik-Arbeiterin gewesen sei und nichts verstehe."

Vom volkswirthschaftlichen Standtpunkt aus ist in der That besonders auf den Punkt der größte Werth zu legen, daß unsere zukünftigen Frauen und Mütter eingehend unterwiesen werden, wie sie ihre Männer und ihre Kinder zu ernähren haben, um ihre Gesundheit zu erhalten. Dazu dient der Kochunterricht im weitesten Sinne. Denn nicht dazu soll die Kochkunst gelehrt werden, um für verwöhnte Gaumen leckere Speisen zu bereiten, sondern sie soll dem Zweck dienen, in der täglichen Auswahl der Speisen diejenige Bereitung und Mischung kennen zu lernen, welche nach Maßgabe der vorhandenen Mittel geeignet ist, den Verbrauch an Nährstoffen genügend zu ersetzen, Einnahme und Ausgabe zu balanciren. Darum soll schon auf der Schule das Verständniß der künftigen Hausfrauen dafür geweckt werden, daß der Mensch erfahrungsgemäß einer gewissen Menge von Eiweiß, Kohle-Hydraten, Fetten, Wasser, Salzen zum Unterhalt seines Lebens bedarf: verhältnißmäßig mehr der schwer schaffende Arbeiter, weniger der ruhende oder kranke Mann, weniger die schwächliche Frau oder das Kind. Es soll ihr geläufig werden, daß diese Nahrungsmittel nahrhafter sind als jene, d. h. daß die einen mehr der genannten Substanzen enthalten als die anderen, und daß eine gemischte Kost, d. h. eine Kost, welche jene Stoffe in einem bestimmten Verhältniß enthält, die beste ist. Verfährt eine Frau in ihrem Haushalt nach der ihr schon auf der Schule eingeprägten Regeln, so wird sie sich um das Wohl der menschlichen Gesellschaft insofern ein Verdienst erwerben, als sie in ihrem engen Kreise zu einem Schutz-Patron der Gesundheit wird. Und das bedeutet im socialen Leben sehr, sehr viel!

Die Einwirkungen des Haushaltungs-Unterrichts der Mädchen auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung können sich ja nur sehr allmählich bemerkbar machen, und sie sind selbstverständlich auch nur ein kleiner Theil der dazu beitragenden Ursachen. Um so interessanter ist es, einige unmittelbare Folgen desselben kennen zu lernen.

Entgegen den von gegnerischer Seite gegen die Neuerung gemachten Einwendungen, heben die Berichte der sechs Rectoren der Gemeinde-Mädchenschulen, deren Schülerinnen am Kochunterricht theilnehmen, einstimmig hervor, daß der Einfluß desselben ein in jeder Beziehung günstiger und erfreulicher ist. Der Kochunterricht, heißt es da, befördere den regelmäßigen Schulbesuch in sichtlicher Weise und vermindere die Zahl der Dispensations-Gesuche; die anfangs gefürchtete Beeinträchtigung des Handarbeits-Unterrichts sei durchaus nicht eingetreten; im Gegentheil sei die Uebung des Auges und der Hand im Hauswirthschaftlichen Unterricht, die Gewöhnung der Mädchen an Sauberkeit und Ordnung der Handarbeits-Stunde zu gute gekommen; die Schülerinnen der Schulküche zeichneten sich auch in den naturwissenschaftlichen Fächern aus, da ja der ganze Kochunterricht eigentlich angewandte Naturkunde sei; gerade die Beziehung von Physik, Chemie, Botanik, Zoologie zum gewöhnlichen Leben erwecke bei den Kindern das größte Interesse; die Kinder fühlen, daß sie nicht mehr allein für die Schule, sondern für das Leben lernen, und in dieser Beziehung wirke der Kochunterricht auf den Schulunterricht geradezu reformirend. Aber noch mehr. Es wird hervorgehoben, daß die „Erziehung zum Fleiß und zur Aufmerksamkeit, zur Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung, zum Gehorsam und zur Verträglichkeit nothwendigerweise auf das gesammte sittliche Verhalten der Mädchen einen segensvollen Einfluß ausüben muß. Und wenn für den Werth des Unterrichts," so heißt es dann weiter, „das Interesse der Kinder und die Freudigkeit, mit der sie sich demselben hingeben, spricht, so muß die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit des Kommens, das emsige, fröhliche Leben und Treiben in der Schulküche, die Bereitwilligkeit, Freudigkeit und der Eifer, mit dem sich die Mädchen allen Arbeiten unterziehen, als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß der hauswirthschaftliche Unterricht ein inneres Bedürfniß der Mädchen befriedigt und für die harmonische Ausbildung der weiblichen Jugend nicht mehr entbehrt werden kann." Schließlich darf es auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Kinder viel von dem Erlernten nach Hause tragen und in die Familie verpflanzen, sodaß die Eltern sofort die Früchte des Unterrichts genießen, und manche Mutter in ihrer Tochter eine wirkliche nicht mehr zu entbehrende „Stütze" erblicken darf.

Ich mag es gern glauben, was einer der genannten Berichte sagte, daß sich die in der Schulküche schaffenden Mädchen „so recht in ihrem Element" befinden. Wie sollte es anders sein! Fühlt doch ein jedes von ihnen, daß in dieser Thätigkeit ein großer Theil ihres Berufes liegt, der ihnen von der Natur schon in die Wiege gelegt ist!

Nachdruck verboten.

Pariser Briefe.

Von Käthe Schirmacher in Paris.

VI.

Ein Besuch im Bon Marché.

Als ich neulich Abend gegen halb neun die Rue Notre Dame des Champs hinunterging, strömten mir so viele Menschen entgegen, daß ich mir sagen mußte: „Da ist irgend eine Versammlung aus, sonst könnte das hier nicht so wimmeln." Die Menschen gingen aber ihren ruhigen Schritt, als ob sie ganz gewohnte Wege wandelten. „Ja, wo kommt denn diese ganze Völkerschaft her?" fragte ich mich. Da kam ich an den Bon Marché und sah, wie von dort aus die Scharen sich ergossen: Es war Geschäftsschluß in dem großen Mode-Magazin, und die Angestellten waren mir vorher auf ihrem Nachhausewege begegnet. — Das große Reservoir, sozusagen, leerte sich.

Daß der Bon Marché ein bedeutendes Pariser Geschäftshaus in Moden und Neuheiten ist, weiß jeder: wie man es aber eingerichtet hat, wie es functionirt, welche sociale Rolle es spielt, ist weniger bekannt. Davon möchte ich meine Leser unterhalten.

Im Rechteck, von vier großen Straßen umgeben, steht der Bon Marché auf dem linken Seine-Ufer. Nicht immer füllte er das große Geviert zwischen der rue de Sèvres und der rue de Babylone, der rue du Bac und der rue Velpeau. Er war bis 1852 allerdings schon unter dem Namen Bon Marché ein bescheidenes Kaufhaus, in das um jene Zeit der Stifter des jetzigen Hauses, Aristide Boucicaut, als Theilhaber eintrat. Im Jahre 1863 übernahm er das Geschäft allein, und es entwickelte sich so (der Warenumsatz stieg von 450000 Francs auf 7 Millionen), daß 1869 bereits der erste Stein zu dem heutigen Gebäude gelegt werden konnte. Eisen, Stein und Glas sind dessen Bestandtheile, lauter feuerfestes Material. Der große Bau gruppirt sich um neun Lichthöfe, die numerirt sind; im Erdgeschoß befinden sich die Dampf- und electrischen Maschinen, für die das Haus außer dem Dienstpersonal noch einen eigenen Techniker hält. Parterre, erster und zweiter Stock enthalten die Verkaufsräume; im dritten Stock befinden sich die Küchen, Speisesäle und die Wohnräume für einen Theil der Angestellten.

Das große Kaufhaus liegt in einem engen und alten Pariser Stadtviertel: da aber ein Square davor angelegt ist, wird die Pariser Sommerhitze dadurch etwas gemildert. Nichts desto weniger ist der Bon Marché an heißen Tagen ein recht unerquicklicher Aufenthalt, und um den Lärm, die Hitze und die schwere Luft dort täglich von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends auszuhalten, dazu gehören kräftige Gesundheit und Gewöhnung. Wie es äußerlich in einem solchen Pariser Mode-Magazin zugeht, welches Leben und Treiben dort herrscht, ist in Zola's: „Au bonheur des Dames" genügend geschildert.

Daher will ich lieber die Frage beantworten: Wie hat sich dieses große Geschäft, das einzig in seiner Art, nämlich eine Actien-Gesellschaft seiner Angestellten ist, das einen Warenumschlag von über 160 Millionen Francs jährlich hat, das 5000 Menschen beschäftigt, — wie hat es sich so groß entwickeln können? Die Antwort ist einfach genug: Durch Intelligenz und Güte, beide vertreten in den Stiftern des Hauses, dem Ehepaar Aristide und Marguerite Boucicaut, geborene Guérin.

Aristide Boucicaut, eines Hutmachers Sohn aus der Provinz,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der seit 1863 den ursprünglichen Bon Marché mit einem Warenumsatz von 7 Millionen für sich allein übernahm, verzeichnete im Jahre 1869 schon einen jährlichen Warenumsatz von 21 Millionen, d. h. in sechs Jahren war der Umsatz verdreifacht, ja im Jahre 1877 sogar fast schon verzehnfacht (67 Millionen).

Den jährlichen Warenumsatz so sehr wie möglich zu heben, viel zu verkaufen, gut zu verkaufen, zugleich aber billig zu verkaufen, d. h. ohne großen Eigengewinn an jedem Stück, das waren Boucicaut's kaufmännische Grundsätze. Er führte es zugleich ein, daß man die Preise in allgemein verständlichen Ziffern angab, um zu vermeiden, daß die Ware je nach dem Aussehen der Käufer billiger oder theurer abgegeben wurde. Er wollte vor allem Ehrlichkeit im Handel. Das Sinken der Preise in der ganzen Textil-Branche, das seit vierzig Jahren eingetreten ist, erleichterte natürlich Boucicaut sein Streben, gut und billig zu verkaufen; denn vorher hatte man nur gute aber theure, neben billiger aber schlechter Ware gehabt. Sein Gedanke jedoch, daß kleiner Gewinn, wenn man ihn nur vervielfacht, dennoch zu Reichthum führen kann, dieser Gedanke war erst das eigentlich fruchtbringende Princip, das ihm gestattete, die günstige Conjunctur in der Textil-Branche für sich zu benützen und die Organisation seines Hauses ins Große zu führen. Aus diesem Princip erklärt sich dann der gewaltige jährliche Warenumsatz des Bon Marché, der im Jahre 1893 (das sind die letzten mir zugänglichen Angaben) von seinen 150 Millionen Umsatz 118 Millionen an seine Lieferanten zahlte, 24 Millionen für Gehälter und Betriebsunkosten ausgab, und einen jährlichen Netto-Gewinn von nur acht Millionen im Kasten behielt.

Doch nicht nur die kaufmännische Seite des Geschäfts beachtete Boucicaut. Von Anfang an beschäftigte ihn auch die Stellung seiner Beamten. War er doch selbst „Ellenreiter" oder, wie man in Paris sagt, „Calicot" gewesen. Er wußte also, wie denen zu Muthe ist, die hinter dem Ladentisch stehen; deshalb gab er erstens Gehälter, von denen man leben und sparen konnte; zweitens nahm er selbst Sparsummen seiner Angestellten zu 6 % Zinsen in Verwaltung; endlich gab er ihnen Procente an dem Umsatz, den sie selbst vermittelten, d. h. er wendete sich an die eigene Initiative seiner Beamten, um ihnen klar zu machen, daß sie im Leben und im Fortkommen eben auf sich selbst zu zählen hätten.

Mit der Zeit hat sich dann die Organisation des großen Kaufhauses so weit ausgebildet, daß der dort Eintretende heute eine völlig gesicherte Zukunft findet, daß er vor allem durch eigene Tüchtigkeit heraufkommen kann. Und zwar so: Der Bon Marché führt etwa 140 verschiedene Verkaufs-Gegenstände, dementsprechend hat er etwa 140 verschiedene Abtheilungen (rayons genannt); jede Abtheilung steht unter einem Leiter, Chef de rayon, dem ein Sous-chef beigegeben ist. Sämmtliche Chefs de rayons, Sous-chefs, sowie die Chefs de Service und die Inspecteurs haben nun gewisse Vorrechte: sie dürfen während der weniger starken Verkaufszeiten (1. Januar bis 1. März; 15. Juni bis 15. September) das Geschäft schon um ½7 Uhr verlassen; sie haben jährlich zwei bis drei Wochen Ferien; sie nehmen im Speisesaal einen besonderen Tisch ein und sitzen auf Stühlen, statt wie die anderen Angestellten auf Bänken. Natürlich sind ihre Gehälter auch höher und bei der Verwaltung der Actien-Gesellschaft hat ihre Meinung besonderes Gewicht.

Ihre Untergebenen, — aber zugleich ihre Mit-Actionäre und insofern auch ihres Gleichen, — sind die Verkäufer und Verkäuferinnen des Bon Marché, die Kassirer, die Buchhalter; die Angestellten in den Musterräumen, die Correspondenten und Expedienten; dazu kommt dann noch das ganze Außenpersonal: die Kutscher, die Ausläufer, die Mechaniker, Heizer, Stallknechte, Wächter, sowie eine ganze Schar von Arbeitsmännern und Scheuerfrauen ꝛc. Der Bon Marché hat demnach etwa 5000 Angestellte, darunter 650 Frauen. Es ist also ein ganzer Staat, der im großen Block zwischen den vier lärmenden Pariser Straßen liegt.

In diesem Staat kann, wie bereits gesagt, jeder zu Geld und Ehren kommen. Als Aristide Boucicaut 1877 starb, hinterließ er den Bon Marché freilich seinem Sohne, und als dieser 1879 starb, gingen Vermögen und Geschäft auf die Witwe über. Sie nun faßte den Gedanken, das große Kaufhaus schon bei ihren Lebzeiten in eine Actien-Gesellschaft zu verwandeln, um es bei ihrem Tode dann lebensfähig und denjenigen nutzbringend zu hinterlassen, die an seinem Gedeihen vollen Antheil hatten, nämlich den Angestellten des Bon Marché. Deshalb verwandelte Madame Boucicaut im Jahre 1879 bereits das ihr persönlich gehörende Geschäft in eine Actien-Gesellschaft mit einem Kapital von zwanzig Millionen, ausgegeben in vierhundert Einzel-Actien, die nur von Angestellten des Bon Marché besessen werden können. Da die Actien wiederum in Achtel zerlegt worden sind, der ganze Bon Marché daher sozusagen aus 3200 Achtelscheinen besteht, ist es selbst den geringeren Angestellten mit der Zeit möglich, ein solches Achtel zu erwerben und dadurch zu einem Actionär zu werden, der Antheil am Reingewinn hat. Im Jahre 1893 waren fünfhundert Angestellte des Bon Marché solche Actionäre. Und von dem Reingewinn des Jahres 1893, der 8 Millionen betrug, wurden 6 800 000 Francs an je fünfhundert Actionäre vertheilt; der Rest von 1 200 000 Francs fiel zwei Reserve-Fonds zu.

Denn man denkt an Alter, Krankheit und Tod im Bon Marché! Schon Aristide Boucicaut hatte daran gedacht und eine Gesellschaft gegründet, die heute: „La Prévoyance (Voraussicht) Boucicaut" heißt. Jeder Angestellte, Mann oder Frau, der fünf Jahre im Geschäft ist, hat einen Antheil an dieser Kasse, in welche jährlich ein Theil des Reingewinnes fließt. Der Antheil eines jeden wird im Verhältniß zum Gehalt berechnet; denn man sagt sich: das Gehalt ist ein Maßstab der persönlichen Leistung, nach der persönlichen Leistung ist also auch der Antheil am Reingewinn zu bemessen. Auf diese Art kann jeder ständige Beamte des Bon Marché sich mit der Zeit ein kleines Kapital sammeln, das ihm mit 4 % verzinst wird, entweder einen Nothgroschen bildet oder zum Ankauf von Actien verwendet wird. Dieses ist das Werk des Geschäftsgründers. Frau Boucicaut hat dann noch einen Pensions-Fonds für die Angestellten ins Leben gerufen, und die Angestellten selbst haben endlich eine Hülfs- und Pensions-Kasse für die Arbeiter und Arbeiterinnen des Bon Marché gegründet. So sorgt immer einer für den anderen und zugleich durch eigene Tüchtigkeit jeder für sich selbst.

Bei fünftausend Angestellten, bei Tausenden von Käufern, in einem Geschäft, das Hunderte von Menschen in seinen Musterräumen und Expeditionen beschäftigt und regelmäßig zweimal wöchentlich an 277 französische Oertlichkeiten allein die Bestellungen absendet, ist natürlich ein munteres Leben und Treiben, geht überhaupt alles ins Große.

Da das Personal den ganzen Tag zur Hand sein, dabei aber doch auch ernährt werden muß, sind geräumige Küchen errichtet, und jeder Angestellte erhält zwei Mahlzeiten täglich, für die er nichts bezahlt; natürlich wird die Nahrung dann aber als ein Theil des Gehaltes betrachtet. Diese Küchen des Bon Marché sind Riesenküchen, wie wir sie aus den Märchen kennen: die Kochtöpfe dort fassen achthundert Liter Suppe; auf den Herden können dreihundert Beefsteaks oder Cotelettes auf einmal gebraten werden; und soll das gesammte Personal Omelette essen, so gehören zehntausend Eier dazu. Zu jeder Mahlzeit wird den Angestellten ein halber Liter Wein oder eine Flasche Bier verabreicht. Die Männer holen ihr Essen an den Schaltern, den Frauen wird es in ihrem eigenen Speisesaal servirt.

Der Bon Marché ist eine Stätte, wo der Frau einmal ihr Recht geschieht, wo man ihr sogar anscheinend gewisse Vorrechte gewährt. Das geschieht aber wohl aus der Ueberlegung, daß die Frau, weil körperlich gemeinhin weniger widerstandsfähig bei gleicher Arbeit wie der Mann, doch mehr Kraft zusetzt als dieser. Was ihre Rechte im Bon Marché betrifft, so wird sie für die gleiche Arbeit dort ebenso bezahlt wie der Mann; sie hat die gleichen Aussichten auf Vorwärtskommen, Anspruch auf die gleichen Posten. Was ihre Vorrechte betrifft, so darf sie, gleich den Chefs de rayons, des Morgens etwas später kommen (fünf Minuten); im Speisesaal der Frauen sind, wie bei den Chefs de rayons, Stühle, nicht Bänke, in Gebrauch; endlich haben die Frauen bei der „Prévoyance Boucicaut" schon mit fünfzehn Dienstjahren ein Anrecht auf Auszahlung ihres vollen Kapitals, die Männer hingegen erst mit zwanzig Dienstjahren.

Fügen wir noch hinzu, daß keine Angestellte, wenn sie heirathet, zum Ausscheiden aus ihrer Stellung gezwungen ist. Diese Gerechtigkeit gegen die arbeitende Frau und die Berücksichtigung ihrer besonderen Bedürfnisse, ist sicherlich zum großen Theil auf Madame Boucicaut's Thätigkeit zurückzuführen. Denn war Aristide Boucicaut ein „Calicot" gewesen, so Marguerite Guérin eine einfache Arbeiterin. Als solche hat sie erfahren, was arbeiten für eine Frau bedeutet, und sie hat gewünscht, das Ihrige zu thun, um der Frau günstigere Arbeitsbedingungen zu sichern. Zu diesen günstigeren Bedingungen gehört es auch, daß die jungen Mädchen (sowie übrigens auch ein Theil der jungen Leute), die im Bon Marché angestellt sind, aber nicht bei ihren Eltern leben können, im Geschäft selbst wohnen. Schön getrennt von einander und beiderseitig mit der strictesten Weisung, um elf Uhr nachts zu Hause zu sein, aber doch sauber und gut aufgehoben und beschützt. Den Angestellten steht außerdem eine Bibliothek zur Verfügung; sie erhalten Unterricht in englischer Sprache; sie haben einen Musik- und einen Fechtverein. Bei all diesen Veranstaltungen herrscht meist strenge Trennung der Geschlechter; aus dem einfachen Grunde, weil wir in Europa gemeinhin noch nicht so weit sind, um Männer und Frauen ohne Nachtheile frei mit einander verkehren zu lassen. Das ist bedauerlich, aber vorläufig nicht zu ändern.

Jedenfalls ist die „Republick des Bon Marché", wie man das Geschäft genannt hat, eine moderne Einrichtung von großer kaufmännischer und socialer Bedeutung. Man kann daran sehen, was die Begabung und der Wille des einzelnen vermögen, und was Gemeinsinn bedeutet. Madame Boucicaut hat außerdem durch Verwandlung ihres persönlichen Besitzes in eine Actien-Gesellschaft gezeigt, auf welche Weise die Socialisirung des Kapitals in völlig friedfertiger Weise vor sich gehen kann. Eine Gefahr besteht nun allerdings dabei: obgleich die Actien des Bon Marché nur von Angestellten selbst besessen werden dürfen, so kann doch niemand diejenigen Angestellten, die pensionirt werden, zwingen, auf den Besitz ihrer Actien zu verzichten. Deshalb kann der Augenblick kommen, wo der Bon Marché einmal ganz den früheren Angestellten des Geschäfts oder deren Erben gehört, womit dann der Zweck der Actien-Gesellschaft, der nämlich, die Arbeitenden zu Kapitalisten zu machen, völlig verfehlt wäre. Ein anderer Mangel des Bon Marché ist, daß selbst bei seinen so humanen Einrichtungen die unteren Angestellten dort niemals Ferien erhalten; sie haben, die zweiundfünfzig Sonntage mit eingerechnet, nur sechzig Feiertage im Jahre. Das ist bei so anstrengendem Dienst, der ohne längere Ruhepausen fortgesetzt werden muß, sehr wenig. Immerhin haben die Angestellten des Bon Marché wenigstens den Sonntag frei, was in Frankreich durchaus nicht in allen Geschäften der Fall ist. Daß die weiblichen Angestellten, wenn unbeschäftigt, sich hinsetzen dürfen, ist im Bon Marché jedoch noch nicht erreicht.

So ist denn noch manches an der dortigen Organisation zu bessern. Immerhin muß anerkannt werden, daß in diesem Geschäft sowohl kaufmännisch klug, wie menschlich gut vorgegangen worden, und daß die beiden Gründer des Hauses, Aristide und Marguerite Boucicaut, wenn ihre Büsten und Bilder im Bon Marché auch etwas zu reichlich vertreten sind, wirklich etwas geleistet haben. Ihre Nachfolger, die Leiter des heutigen Bon Marché, sind drei Männer: Morin, Fillot und Rocois, deren Streben natürlich darauf geht, das Geschäft nach den Grundsätzen des verstorbenen Prinzipals weiter zu entwickeln. Da ihre große Organisation gedeiht, zeigen sie sie gern dem Publicum, und wer nach Paris kommt, versäume nicht, sich nachmittags ½4 Uhr die Riesenkessel und Speisesäle des Bon Marché anzusehen. Es lohnt der Mühe.

Nachdruck verboten.

Im Frühling.

Zu der Zeichnung von O. Dinger in Düsseldorf.

Siehe Seite 65.

Wie wandert sich's gut auf dem stillen Waldwege zwischen dem jungen Buchengrün, das der Lenz hervorgelockt hat. Eine Riesenhecke, in der die Vögel jubiliren, schließt der Wald den Weg ein und schützt die Dahinwandelnden vor unberufenen Späheraugen. Denn sie wandeln zu Zweien, wie sich's im Frühling ziemt, und sie haben sich viele geheime und süße Dinge zu sagen, die der Vogelsang übertönt, damit sie kein Lauscher hören kann. Sie selber aber sehen vielleicht nichts von der Frühlingsherrlichkeit um sie her und hören nichts von dem Jubel der Vögel in den Zweigen. Und doch werden sie ihr Leben lang dieses schönsten Lenztages gedenken: ist's doch nicht nur Frühling um sie her, sondern auch Liebesfrühling in ihren Herzen.

A. S.

Nachdruck verboten.

Zufriedene Gesellschaft.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 69.

„König ist der Hirtenknabe", heißt es im Liede. Das ist, auf den Schafbuben, den uns Karl Rickelt inmitten seiner Herde zeigt, angewandt, eine gewiß zu starke poetische Uebertreibung, trotzdem auch dieser „Hirtenknabe" sich eine thronartige Erhöhung als Sitzplatz ausgesucht hat, und der kräftige Stecken in seiner Hand wohl ein Scepter bedeuten könnte. In der Haltung des Jungen, in seinem Gesichtsausdruck, in der ganzen Scenerie liegt so gar nichts, was an das romantische Land der Dichtung erinnert, in dem die Hirtenknaben Könige sind, sondern nur die gesunde Wirklichkeit, in der der Schafbub' ein Schafbub' bleibt, bis er mit den Jahren vielleicht zum Kuhhirten avancirt. Aber zufrieden ist er trotzdem, und zufrieden ist auch seine Herde mit ihm. Auch fühlt er sich wohl nicht mit Unrecht ein wenig als Selbstherrscher, wenn er hier draußen, wo er der Verantwortliche ist, und wo ihm niemand dreinreden darf, seiner Herde seinen Willen dictirt. Vielleicht gehört sogar Schafsgeduld dazu, sich immer seinem Willen zu fügen. Augenblicklich aber ist Regierungspause. Der Schafbub' weiß, daß ungestörtes Wiederkäuen zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten seiner Pflegbefohlenen gehört. Er selbst hat auch das Bedürfniß, eine Weile still zu sitzen, wenn er seine derbe Brodschnitte zum Mittagessen verzehrt hat. Hirt und Herde sind satt, sie genießen die ersehnte Ruhe und genießen halb unbewußt den schönen Frühlingstag, — eine zufriedene Gesellschaft, wie man sie in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit nicht allzu häufig beisammen finden dürfte.

O. B.

Redactions-Post.

Antworten.

Malerin in München. — Ueber die Lingnerfarbe, die von dem Maler Otto Lingner in Berlin erfundenen Malfarben, äußert sich Professor Max Koner sehr begeistert: „Nach vieler Irrfahrt durch Nacht zum Licht! Ihre Farben schenken mir das Gesuchte. Leuchtkraft, Durchsichtigkeit, Geschmeidigkeit, Ausgiebigkeit in Bezug auf die Malerei und bei der Uebermalung eine immer schöner werdende Behandlungsfähigkeit. So ist wohl das Verfahren unserer Altmeister gewesen." Die Beobachtungen, die allerdings erst verhältnißmäßig kurze Zeit angestellt werden konnten, haben in Bezug auf die Unveränderlichkeit der Farben gleichfalls ein günstiges Resultat ergeben. Die Farben werden jetzt fabrikmäßig im eigenen Laboratorium, Charlottenburg, Carmerstraße 10, hergestellt.

v. Z. in H. — Der große Wandteppich, den kürzlich Herr Dr. Braunitz in Jeßnitz dem Kunstgewerbe-Museum überwiesen hat, stammt ursprünglich aus der Cathedrale zu Nancy und gehörte dann längere Zeit zum Inventarium des Schlosses Favorite bei Baden, der eigenartigen Schöpfung der Markgräfin Sibylla. Er ist flandrische Arbeit des 15. Jahrhunderts und zeigt eine allegorische Darstellung der Temperantia auf hohem Wagen, die von einem zahlreichen Gefolge biblischer und antiker Figuren umgeben ist.

Hrn. v. B. in R. — Zu Ihrer altdeutschen Speisenkarte verlangen Sie von uns einen entsprechenden Ausdruck für „Serviette". In der sog. altdeutschen Zeit gab es solche freilich noch nicht, und man muß also ein Wort erfinden; als naheliegend schlagen wir Ihnen „Mundtuch" vor, und wenn Sie nach „Obst, Eis oder Gefrorenem und Kaffee" das „Mahl" beendet haben und die „Mahlstube" mit dem „Spielzimmer" vertauschen, so verlangen Sie zum Billard nicht ein „Cuene", sondern einen „Billardstock". Das Wort „Billard" wird kaum zu ersetzen sein.

K.

A. Schloß P. — Prinz Franz Joseph von Battenberg ist der jüngste Bruder des ersten Fürsten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg. Er trat bei Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges in bulgarische Dienste und theilte auch das Schicksal des Fürsten, als dieser von meuternden Offizieren gezwungen wurde, Bulgarien zu verlassen. Nach der Abdankung seines Bruders lebte Prinz Franz Joseph längere Zeit in Leipzig, erwarb an der dortigen Universität den Dr. phil. und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen ein umfangreiches Werk über Bulgarien als sehr zuverlässig gerühmt wird. Seine kürzlich erfolgte Verlobung mit der Prinzessin Anna von Montenegro läßt es durchaus nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß der Prinz dazu ausersehen ist, in der Entwicklung der orientalischen Wirren noch einmal eine Rolle zu spielen.

Antonie N. in B. — Ein Portrait der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen veröffentlichten wir im XIX. Jahrgang, Heft 19, aus Anlaß der Goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares. In demselben Hefte finden Sie auch die Abbildungen der Stiftungen der heimgegangenen Fürstin, des Sophienhauses und des Sophienstifts in Weimar und des Kinder-Heilbads in Sulza.

T. Ungarn. Wir hoffen Ihrem Wunsch bald entsprechen zu können.

Eine Wette. Fritz von Uhde's erstes Gemälde religiösen Inhalts war „Christus als Kinderfreund".

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 10, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Mai 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

Die Nachmittagssonne schien in die mit allerhand abgenütztem und altmodischem Hausrath ausgestattete Wohnstube. Ein langes, dürres, ältliches Frauenzimmer kam herein und stellte einen Teller auf den gedeckten Tisch, der drei Tassen aufwies, — zwei geleerte und eine noch unbenützte, — und über dem, wie eine unsichtbare Wolke, der aufdringliche Duft einer geringen Kaffeesorte schwebte.

„Ah, — Trauben!"

Es klang wie ein vorgenießendes Schmatzen, und die rundliche, noch immer nicht ganz reizlose Frauengestalt, die in einem schmutzigen Schlafrock auf dem Sopha hinter dem Kaffeetische mehr lag als saß, richtete sich zugleich vergnügt auf. Mit der vollen, weißen Hand, die das einzige Gepflegte an der ganzen Erscheinung war, und die einmal sehr schön gewesen sein mußte, langte sie nach dem Teller.

Allein die Dürre zog ihn weg. Ihre spitzigen, lederbraunen Finger hielten eine der Weintrauben in die Höhe.

„Schau sie doch erst an, Oerszi, Leckermaul! Schönere sind in ganz Budapest nicht zu finden. Und was meinst Du? . . . Nur 38 Kreuzer das Kilo!"

„Wirklich! Aber nun gieb her!" rief Oerszi ungeduldig, und während sie zu schmausen begann, fragte sie: „Von der alten Marus?"

„Ja. Sie wollte durchaus 45 Kreuzer dafür, weil sie so schön seien! Das dumme Thier! Als ob wir das zahlen könnten! Ich drohte, ihr die Kundschaft zu verderben, da gab sie flugs nach."

„Ja, aufs Feilschen verstehst Du Dich," lobte Oerszi, „fast so gut wie ich aufs Kochen."

„Natürlich! Mit Deiner Kochkunst mußt Du immer prahlen!" rief die ältere Schwester giftig. Sie hatte sich auf einem Stuhl an dem Tische niedergelassen und entschied sich jetzt eben, nach langem Wählen, bei dem sie mit ihrer knochigen Hand jede einzelne Traube aufgenommen und wieder zurückgelegt hatte, für eine dunkelblaue mit kleinen Beeren, die ganz besonders süß aussah. Sie aß in häßlicher Weise und saugte an jedem einzelnen Beerlein so lange, bis ganz gewiß kein Tröpflein Saft mehr darin zurückblieb.

Oerszi hüllte sich in Schweigen. Erst nachdem sie sich an den Trauben volles Genüge gethan, dann ihre rundlichen Finger im Wasserglas abgespült und sie an der Serviette reinlich abgetrocknet hatte, wobei sie sie mit vieler Liebe betrachtete und sich dann in der Sopha-Ecke wie ein Igel zusammenrollte, um von der Arbeit des Genießens auszuruhen, beliebte ihr eine Antwort auf den Ausfall der Schwester: „Ob es nicht wahr ist! Sag' selbst, Bertha: mit so wenig Geld, wie wir ausgeben können, leben wir eigentlich ganz famos. Ich lasse Dir Deinen Antheil Verdienst daran; laß Du mir den meinen. Reichte unser Vermögen etwa aus, uns eine Köchin zu halten, wie ich eine bin? Aber Du, Griesgram, kannst gegen niemanden gerecht sein! Na, — mir thut das nichts."

Bertha zuckte nur mit den hagern Schultern; ihre Gedanken hatten inzwischen eine andere Richtung genommen. „Wo Lenke wieder bleibt?" brummte sie und berührte nach einander die beiden Porzellan-Kannen, die vor ihr standen, und von denen die eine am Henkel, die andere am Schnabel schadhaft war, „der Kaffee wird ganz kalt."

„Lenke trinkt ihn auch kalt," bemerkte Oerszi mit der vorigen Ruhe, aber in spöttischem Tone, „die ist über solche Dinge erhaben."

Im selben Augenblicke ging die Thür auf. Ein noch junges, schlankes, sehr anmuthiges Mädchen trat herein, die Wangen erhitzt vom schnellen Gehen, etwas athemlos vom raschen Treppensteigen, einen großen Stoß Schreibhefte in der Hand, den sie auf den Tisch niederlegte.

„Guten Abend, Bertha-néni, Oerszi-néni (néni = Tante). Ich bin in der Schule aufgehalten worden. — War Geysa etwa schon hier?"

„Ach was!" rief Bertha wegwerfend, „der hat's jetzt nie so eilig. Kommt alle Tage später! Das könntest Du doch schon wissen! Wenn Du seinetwegen so gerannt bist —"

Lenke wurde blaß. „Es ist noch gar nicht so spät," sagte sie leise, mehr zu sich selbst, denn als Antwort für die Tante, „ein paar Minuten über die Zeit. Und wie oft wartete er lange auf mich!"

„Früher schon!"

Das erbarmungslose Wort drohte Thränen in die Augen des jungen Mädchens zu treiben; sie bezwang sich aber tapfer. Nur ein leises Zittern der Lippen konnte sie nicht ganz unterdrücken.

„Ach Gott! Wie mag man sich eines Mannes wegen so aufregen!" gähnte Oerszi, die eine Haarnadel aus ihrer ohnehin sehr derangirten Frisur gezogen hatte und damit ihre Nägel zu putzen begann; „wahrhaftig, ich sehe alle Tage mehr ein, wie klug ich war, indem ich mir nie etwas aus den Männern machte."

„Ich bin gar nicht aufgeregt," sprach Lenke heftig, „ich wüßte keinen Grund dafür." Und sich wieder beherrschend, fügte sie ruhig hinzu: „Wenn es mich auch hart ankommt, — es ist doch natürlich, daß Geysa jetzt einen Theil seiner freien Zeit seinen Verwandten widmet."

„Seinen reichen Verwandten!" höhnte Bertha.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst?"

Im nächsten Moment ärgerte sich Lenke über sich selbst, daß sie sich hatte hinreißen lassen, die Stichelei der Tante zu beantworten.

Bertha öffnete bereits die schmalen Lippen; allein Oerszi, die Scenen unbehaglich fand, winkte ihr energisch, und so schluckte sie für diesmal die Bosheit hinunter, zu der sie angesetzt hatte.

Prinz Sizzo von Schwarzburg und seine Gemahlin, Prinzessin Alexandra, geb. Prinzessin von Anhalt.

Nach Photographien von R. Perscheid, Hof-Photograph, Leipzig und Dessau.

Siehe den Artikel Seite 78.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lenke hatte den runden Strohhut abgelegt, die Hefte weggetragen und setzte sich nun an den Kaffeetisch. Schweigend schenkte sie sich den inzwischen wirklich völlig erkalteten Kaffee ein und trank ihn gleichgültig hinunter. Oerszi, die sie von ihrer Ecke aus beobachtete, nickte lächelnd vor sich hin; es war, wie sie gesagt hatte: die wußte nicht einmal, ob das Getränk warm sei oder nicht!

„Iß von den Trauben," forderte Bertha die Nichte auf, indem sie ihr den stark geleerten Teller hinschob. „Sie sind ausgezeichnet und spottbillig. Ganze 7 Kreuzer habe ich der Marus abgehandelt."

„Ich danke," sagte Lenke.

„Warum nimmst Du nicht?"

„Ich habe keine Lust."

„Dummheiten!"

„Weißt Du's nicht?" rief Oerszi belustigt; „es kränkt sie, daß Du der Alten nicht lieber 7 Kreuzer über den Preis zahltest."

„Da wirst Du weit kommen als Hausfrau, meine liebe Lenke! Geysa hat am Ende so Unrecht nicht, wenn er Dich sitzen läßt. — Oder solltest Du insgeheim einen Haupttreffer gemacht haben, den Du ihm zubringst?"

„Man muß ja nicht gerade Obst essen, wenn man es nicht bezahlen kann," murmelte das Mädchen, dessen Nerven heut' offenbar stark gereizt waren, mit leise zitternder Stimme und fügte hinzu: „Marus und ihre drei verlassenen Enkelkinder sind jedenfalls schlechter daran, als wir."

Ehe jemand hierauf etwas erwidern konnte, öffnete sich, nach leichtem Klopfen, abermals die Thür. Einen Jubelschrei ausstoßend flog Lenke an den Hals des Eintretenden.

Es war ein hübscher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Er hatte ein freundliches, gutmüthiges Gesicht, dem man es ansah, daß es gern lachte, gern heiter dreinschauen mochte.

Gerührt durch ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit drückte er die Braut fest an sich. „Ein bissel spät," sagte er erröthend, nachdem er die Tanten begrüßt hatte, und hob Lenke's Kinn in die Höhe, um ihr, Verzeihung bittend, in die Augen zu blicken, „es ging nicht anders."

„Warum ging es nicht anders?" fragte Bertha trocken.

„Das kümmert doch Dich nichts!" meinte Oerszi.

„Kommst Du, um mich zu einem Spaziergange abzuholen?" erkundigte sich Lenke erwartungsvoll.

„Ja, — nein! Das heißt: bist Du nicht müde? Heut' machtest Du ja auch nachmittags den Weg zur Schule. Waren Deine dreißig Rangen brav?"

„Recht brav!" erwiderte Lenke heiter; „und müde bin ich gar nicht, und es ist ein so schöner Abend! — Und draußen werden wir allein sein!" Das letztere dachte sie nur.

„Nun, so setze Deinen Hut auf; bis acht Uhr habe ich Zeit."

„Bis acht Uhr?" wiederholte Lenke und sah ihn an.

Er konnte nicht verhindern, daß er abermals ein bißchen roth wurde. Das Blut kam und ging so leicht in seinem hübschen Gesichte.

„Onkel und Tante gaben keine Ruhe, bis ich versprach, mit ihnen in der ‚Hungaria' zu soupiren. — Sie werden demnächst ihren Besuch bei Euch machen," fügte er hastig hinzu; „ich bin sehr froh; — wenn sie Dich einmal kennen, mußt Du überall mit dabei sein."

„Es hätte den Herrschaften schon längst belieben können, uns zu besuchen," bemerkte Bertha, die den Kaffeetisch abgeräumt hatte und nun mit dem Strickstrumpf in den Händen und der Brille auf der Nase am Fenster saß.

„Aber Bertha-néni! Eine Uebersiedlung giebt so viel zu thun —"

Ihr Verlobter zog Lenke an sich und küßte sie. Man sah unter dem Hut ihr glückseliges Erglühen. Dann knöpfte Geysa ihr die Handschuhe zu, legte hierauf ihren Arm in den seinen und empfahl sich den Tanten.

„Es ist wirklich am gescheidtesten, spazieren zu gehen," meinte er, während er und Lenke die ziemlich schlechte Treppe hinabstiegen, — blieb stehen, schaute sich rasch um und umarmte die Braut dann nochmals herzhaft. „Armes Schätzchen!" flüsterte er dabei, „Du hast es arg bei den beiden! Oerszi-néni, mit der wäre es noch zum Aushalten, obwohl — ihren Schlafrock, den darf man nicht anschauen! — Aber die andere!" — Es schüttelte ihn förmlich.

Lenke schmiegte sich weich an ihn. „Ich werde es ja bald besser haben," dachte sie, „sehr, sehr gut!" Es fiel ihr dabei nicht auf, daß diesen naheliegenden Gedanken eigentlich er hätte haben und aussprechen sollen.

Sie betraten die Straße. Lenke und ihre Tanten wohnten in Ofen. Drüben in Pest war es zu theuer, und dann: Lenke war an einer Volksschule in Ofen angestellt, also wäre es zu beschwerlich für sie gewesen, jeden Tag den weiten Weg von Pest herüber zu gehen. Sie mochte aber auch lieber hier wohnen. In Ofen ist alles still und bescheiden; keine prunkenden, neuen Straßen, wie drüben; das paßte besser für Leute in kleinen Verhältnissen. Auch Lenke's neues Heim sollte in Ofen sein, um so mehr, als Geysa's Bureau sich ebenfalls hier befand. Das Brautpaar hatte schon einige Wohnungen angesehen, aber noch keine ganz entsprechende gefunden. Heute, als Lenke aus der Schule zurückkehrte, war ihr wieder ein Zettel an einem Hausthor ins Auge gefallen: „Zwei Zimmer und Küche zu vermiethen." Das Haus hatte ihr einen guten Eindruck gemacht; sie wäre gern jetzt mit Geysa hingegangen, aber irgend etwas in ihr hielt sie ab, ihm die Sache vorzuschlagen. „Wir haben heute so wenig Zeit," sagte sie sich.

Da sie wenig Zeit hatten, wendeten sie sich dem nahen Burggarten zu. Sie gingen überhaupt beide gern dort, besonders auf der obersten Terrasse. Von dort ist die Aussicht so wunderbar schön; auch befinden sich hier stets nur wenige Leute, — meistens Kindermädchen mit ihren allenfallsigen Begleitern; man konnte ungestört plaudern.

Und an dieser Stelle hatten sie einander zuerst gesehen. Mehr als drei Jahre waren es nun! Lenke kehrte aus ihrer Schule, und er aus seinem Amte heim, und beide hatten den Umweg genommen, weil es ein so herrlicher Frühlingstag war. Von welchen Zufälligkeiten die menschlichen Geschicke abhängen! Wären Lenke und Geysa an jenem Tage auf dem directen Wege nach Hause gegangen, so hätten sie einander wahrscheinlich nie kennen gelernt.

Lenke trat damals für einen Augenblick an die Brüstung der Terrasse und schaute auf das unvergleichliche, in Sonnenschein getauchte Bild nieder, das sich vor ihr ausbreitete.

Ihre liebliche, reizvolle Gestalt, ihr feines Profil, ein Ausdruck unbewußten, versonnenen Sehnens, der über ihrer Erscheinung lag, als sie so frei, von der hellen Luft umflossen dort stand, einen blühenden Kastanienzweig in den gesenkten Händen, fielen dem vorübergehenden jungen Mann auf. Anstatt weiter zu schreiten, setzte er sich still auf eine Bank, um zu warten, bis sie sich umwenden würde. Es geschah, und ihre schönen, braunen, weichen Augen begegneten seinem mit achtungsvollem Interesse auf sie gerichteten Blicke. Ein leises Roth färbte ihre zarten Wangen, sie sah zu Boden und ging still an ihm vorüber ihres Weges. Er konnte sie nicht vergessen. Seine fünfundzwanzigjährige Phantasie stellte ihm unaufhörlich ihr Bild vor Augen, sammt dem Hauch von Poesie, der in jenem Moment über ihr gelegen hatte, und sein leicht erregtes Herz fühlte sich tief berührt von der kaum trüglichen Vorstellung, daß dieses liebliche Wesen, das so geschaffen schien, Glück zu geben, sicher nicht glücklich war. Er ärgerte sich, ihr nicht von weitem gefolgt zu sein; Tag für Tag wanderte er über die Bastei, um sie wieder zu treffen, — aber sie erschien nicht. Endlich kam sie doch; — schon aus der Ferne erkannte er ihren leichten, anmuthigen Gang, — und kam in Gesellschaft einer Familie, mit der er oberflächlich bekannt war. Der Himmel wollte es, das war klar! Geysa wagte nicht, eine sofortige Vorstellung herbeizuführen; er begnügte sich, die Damen mit großer Ehrerbietung zu grüßen; aber nun standen ihm Mittel und Wege offen, Lenke's Namen zu erfahren und sich ihr zu nähern. Gelegentlich einer auf sein Betreiben von jener Familie veranstalteten Landpartie sprach er sie zum ersten Male. Wie oft hörte sie später die Versicherung von ihm, daß er, noch ehe er das erste Wort von ihren Lippen gehört hatte, schon toll in sie verliebt gewesen sei. Nach acht Tagen waren sie verlobt mit einander. Mit der Heirath ging es nicht so schnell! Geysa, der eben so wenig Vermögen besaß, wie Lenke, mußte sein Vorrücken im Dienste, — er gehörte dem Beamtenstande des Unterrichts-Ministeriums an, — abwarten, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Herd zu gründen. Beiden erschien das Warten leicht; sie fühlten sich schon selig, daß sie sich verloben durften, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Es gab niemanden, der ihnen solche bereiten konnte. Geysa war elternlos und mündig, und Lenke, die genau im selben Alter mit ihm stand, war es ebenfalls. Ihre Tanten hatten ihr nichts zu sagen. Lenke wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihnen, weil die beiden ihre einzigen Verwandten, ihr einziger natürlicher Anschluß waren; aber sie bezahlte ihren Unterhalt von dem Gelde, das sie als Lehrerin erwarb und war also nur insoweit abhängig von ihnen, als ihre Mittel nicht zu einer ganz selbständigen Existenz reichten, und sie bei Fremden ein höheres Kostgeld zu entrichten gehabt hätte, — ein Umstand, den sie oft genug zu hören bekam. Daß Lenke dafür den Tanten in ihrer freien Zeit manche häusliche Mühe abnahm, besonders alle Gänge und Besorgungen für sie verrichtete, selbst wenn sie von der Schule noch so müde war, und daß sie Bertha in einer schweren Krankheit aufopfernd gepflegt hatte, — Oerszi war zu so etwas ganz unbrauchbar, — kam dabei weiter nicht zur Sprache.

Wenn schon die Tanten den Heirathsplan ihrer Nichte nicht durchkreuzen konnten, so mißbilligten sie doch laut und rückhaltslos ihre „thörichte Verlobung". Beide waren hartgesottene Männer-Verächterinnen, — Oerszi, die als junges Mädchen, trotz ihres schmalen Vermögensstandes, ihrer großen Schönheit wegen sehr umworben gewesen war, aber keinen ihrer Freier erhört hatte, — aus natürlicher Anlage, einer unüberwindlichen Herzens- und Sinnenkälte, — Bertha, weil sie nie in ihrem Leben einen Freier zu erhören oder abzuweisen gehabt hatte. Die eine begrüßte die Mittheilung von Lenke's jungem Glück, statt mit einem Segenswunsche, mit der originellen, aber ehrlichen Bemerkung: „Ich begreife nicht, wie ein Mädel so dumm sein kann, zu heirathen"; die andere mit der hämischen Prophezeiung: „Verloben und Heirathen ist zweierlei, das wirst Du schon sehen! Was soll bei diesem Unsinn herauskommen?"

Vielleicht dachten auch weniger mißgünstige Personen als Bertha, angesichts der Schwierigkeit der Verhältnisse, damals ähnlich wie sie. Und nun war es doch so weit! Vor kurzem hatte Geysa seine Beförderung erhalten; die Verbindung war möglich geworden, — wenn auch eben nicht mehr als das. In sechs Wochen sollte die Hochzeit sein. Die jahrelange Prüfungszeit war so gut wie vorüber.

Wie zärtlich und lange hatte Geysa Lenke umfangen, als er ihr die Nachricht brachte! Wie hatte sie, wortlos vor Glück, an seinem Herzen gelegen und in innigster Weise seine Liebkosungen erwidert. Und dann hatten sie sich sofort hingesetzt und Voranschläge für die nothwendige Einrichtung gemacht und hin- und herberathen, wie alles am schnellsten und besten zu beschaffen und zu vollenden wäre. Jede freie Stunde verging von da an in ähnlicher, eifriger Thätigkeit, und es wurde von beiden als eine rechte Störung empfunden, daß Geysa gerade jetzt einen Brief seines Vaterbruders erhielt, der bisher in Arad gelebt hatte, aber nun zum Curial-Richter in Budapest ernannt worden war, und der dem Neffen eine Menge Aufträge gab, die mit seiner bevorstehenden Uebersiedlung zusammenhingen. Eine Wohnung sollte Geysa ausfindig machen, mit Möbelhändlern und Tapezierern verhandeln, und was dergleichen Dinge mehr waren. Fast jeden Tag kam ein langes Schreiben des sehr pedantischen, alten Herrn, und als er mit seiner Familie endlich selbst einrückte und fürs erste im Hotel ‚Hungaria' abstieg, begannen die Ansprüche an den jungen Mann, der seinem Onkel mehrfach verpflichtet war, — auch bei seiner Beförderung hatte dessen Hand ein bißchen mitgewirkt, — erst recht. Daß er durch alles das vielfach seiner Braut entzogen wurde, fand wenig Berücksichtigung; man brauchte ihn, man wünschte seine Dienste, seine Gesellschaft, und man war gewöhnt, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen. Lenke würde ihn nach der Hochzeit genug haben; bis dahin konnte man in Ordnung und in den neuen Verhältnissen eingelebt sein. Und eigentlich erfreute sich diese Heirath nicht gerade der Sympathie der Verwandten. — So lange sie in der Provinz wohnten, berührte sie die Sache wenig, sie kümmerten sich nicht viel um die Angelegenheiten anderer Leute; aber in derselben Stadt, die nun ihr Aufenthalt wurde, arme Verwandte zu haben, so nahe Verwandte, war nicht gerade angenehm. Und sie befanden sich jetzt in einer so angesehenen Stellung, — einem Curial-Richter gebührt der Titel „Méltosagos" (Hochgeboren), den sonst nur Aristokraten führen! — Verleugnen würden sie deshalb Geysa und Lenke nicht, dazu waren sie zu gutmüthig und hatten zu viel Familien-Sinn. Auch konnte Geysa es recht weit bringen; er hatte gut angefangen, war bei seinen Vorgesetzten allgemein beliebt und ein solider junger Mann. Nur eben schade, daß er sich durch die Verbindung mit der armen Lehrerin Bleigewichte an die Füße hängte! Das hatte ihm der Onkel gleich bei seiner Verlobung warnend zu Gemüthe geführt, — aber natürlich vergeblich, denn er war ja bis über die Ohren verliebt in seine schöne Braut. Seine verschiedenen Vorzüge, die den Verwandten gerade bei dem jetzigen lebhaften Verkehr mit ihm recht vor Augen traten, hätten es ihm so leicht machen müssen, eine bessere Partie zu finden, wenn er danach gesucht haben würde, trotzdem er kein Geld besaß: — mein Gott! Heut zu Tage sind die Heiraths-Candidaten rar, und man muß zugreifen, wenn es sich um einen anständigen Menschen handelt. Da war z. B. ihre Mariska, — sie konnte gewiß An-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sprüche machen; nun, die Eltern wollten froh sein, wenn sie ihnen einen so hübschen, braven, gefälligen, hoffnungsvollen Schwiegersohn ins Haus brachte, wie Geysa.

Die neue Wohnung von Curial-Richters befand sich in der Andrassy-Straße, der schönsten Straße von Pest; sie bestand aus acht Zimmern, obwohl die Familie nur drei Personen umfaßte: Vater, Mutter und Tochter, und hatte einen Balcon, von dem aus es gar lustig war, dem bunten Treiben der Großstadt zuzusehen. Geysa erzählte Lenke davon, während sie jetzt spazieren gingen; er schilderte ihr auch die Pracht der Räume, deren Einrichtung nun vollendet war, und rühmte, wie geschmackvoll und behaglich alles sei. Lenke interessirte sich mehr für die künftigen Bewohner, die bald ihre Verwandten sein sollten. Von ihnen sprach Geysa nie viel. „Du wirst sie ja kennen lernen," meinte er. Was Mariska betraf, so erzählte er bloß einmal, daß sie als Kind ein schwarzbrauner Teufel gewesen sei, der ihm, dem Gymnasiasten, der zuweilen die Ferien im Hause des Onkels zubrachte, mit Vorliebe, hinterrücks heranschleichend, spitzige Haferkörner zwischen Hals und Hemdkragen gesteckt habe, und daß er sie deshalb nicht leiden konnte. Damals zählte sie sechs oder sieben Jahre; seither hatte er sie nicht wiedergesehen bis jetzt. Jetzt war sie natürlich ein sehr wohlerzogenes Fräulein, das an derartige Streiche nicht mehr dachte.

„Sonntag Vormittag dürften sie Euch besuchen," sagte Geysa und bat Lenke zugleich, Oerszi zu bestimmen, daß sie zu dieser Gelegenheit ein reines Kleid anziehe. Ein solches werde sie ja doch besitzen, fügte er, etwas gezwungen lachend, hinzu. Er erinnere sich nicht, ob er in den drei Jahren etwas dergleichen an ihr gesehen habe.

„Wenn sie vormittags kommen, zeigt Oerszi-néni sich nicht," meinte Lenke harmlos. „Dann steckt sie in ihrer Küche, und ich glaube, wenn die Königin bei uns erschiene, könnte selbst dies sie nicht bewegen, ihren Mehlauflauf oder was sie gerade im Werke hätte, im Stiche zu lassen."

„Nun, dann ist es ja gut," erwiderte Geysa, nicht unzufrieden, „denn vormittags werden sie kommen, wie es üblich ist bei ersten Besuchen."

Das Gespräch zwischen den Verlobten war heut' nicht besonders lebhaft. Eine ganze Weile schritten sie schweigend unter den Bäumen hin. Da es ein Abend spät im September war, webte hier bereits eine leichte Dämmerung. Geysa betrachtete verstohlen die Braut, die still vor sich hinträumte, glücklich, daß sie an seinem Arme ging, daß ihr diese friedliche Stunde geschenkt war, nach einem Tage, der an mancherlei Plage reich gewesen, wie die meisten ihrer Tage. Je seltener sie jetzt mit dem Geliebten zusammen sein konnte, desto tiefer genoß sie jeden Augenblick, der ihr diese Gunst gewährte.

„Wie edel und schön ihre Züge sind!" dachte Geysa, „viel schöner, viel edler als die Mariska's!"

Warum zog er denn den Vergleich? Er fragte es sich selbst. Was ging ihn Mariska an? Lenke war seine Braut, die liebe, liebe, gute Lenke! Lenke, die eine so traurige Kindheit verlebt hatte, an der Seite einer jahrelang hinsiechenden, stets von Sorgen bedrückten Mutter, — den Vater hatte sie früh verloren, — Lenke, die sich in einem Alter, in dem andere Mädchen tanzen und sich gedankenlos ihrer Jugend freuen, in einen harten Lebenskampf hinausgestoßen sah und nicht einmal den Trost eines freundlichen Heims besaß; Lenke, die kaum gewußt hatte, was jung sein heißt, ehe sie ihn kennen lernte, und der er gelobt, — wie oft gelobt hatte! — sie für alles zu entschädigen, was sie an Schwerem zu tragen gehabt hatte: für alle Einsamkeit, alle Entbehrungen, allen Glücksmangel früherer Tage; Lenke, die so innig an ihm hing, die so treu, so vertrauend, — und so ahnungslos war, und die er nie zu verlassen und zu verrathen vermöchte. Nein, niemals wäre ihm das möglich; er müßte sich selbst darum verachten! Sie hatte recht, so ruhig zu sein, trotzdem es die Hexe Bertha sicher nicht an Sticheleien fehlen ließ, davon hatte er heut' eine Probe erhalten; — er würde sie erlösen aus diesem greulichen Leben mit den Tanten, er würde sie glücklich machen, wie er es sich vorgenommen hatte. Niemals hatte er etwas anderes gedacht; in den ganzen drei Jahren nicht, — und auch nicht in den letzten acht Tagen.

Eine große Weichheit kam über Geysa; er zog Lenke's Arm fester an sich und beugte sich unter den großen Strohhut, um ihr zärtlich in die Augen zu sehen. Sie blickte auf; eine Blutwelle übergoß ihr Antlitz; ohne der Vorbeigehenden zu achten, lehnte sie ihren Kopf leise an seine Schulter.

„Mein süßes Lieb!" flüsterte er, „bald bist Du ganz mein!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bäuerin.

Erzählung von A. von Auerswald in Berlin.

Es ist Weihnachtsabend, und die „rothe Guste" hat sich mit ihrer Arbeit beeilt, um recht bald zu den Eltern zu können. Rothe Guste wird sie genannt, weil sie braunrothes Haar hat, und sie wird oft deswegen gehänselt. Aber sie lacht nur dazu, denn sie hat ein goldenes Herz und hat ihr Leben lang nicht daran gedacht, etwas übel zu nehmen, oder überhaupt an sich gedacht. Immer für andere gearbeitet, so lange sie denken kann: für den blinden Vater, für die halb gelähmte Mutter, für die jungen, unbehülflichen Geschwister. Und nun gar zu Weihnachten! Seit Wochen schon hat sie keine Minute für sich! Erst muß die Arbeit bei der Bäuerin gemacht werden, — und sauber, denn die ist eigen, und vor ihren scharfen Augen besteht nichts Schlechtes, — dann muß sie stricken und nähen und flicken, um für die vielen Geschwister etwas Gutes zusammenzustöppeln. Nun ist sie aber auch mit allem fertig; Strümpfe und Jäckchen sind sauber zusammengepackt, sie bindet sich das blaue Tuch um den rothen Kopf und guckt in die Stube zur Bäuerin.

„Ich geh' jetzt, Bäuerin, wenn's Euch recht ist."

Die steht etwas schwerfällig von ihrem Stuhl auf, — eine große, hagere Frau mit einem starknochigen, energischen Gesicht und hellen, scharfen Augen, vor deren Zürnen man sich wohl fürchten könnte. Jetzt sehen sie aber gütig auf die Magd.

„Es ist gut, Guste," sagt sie mit einer tiefen, ruhigen Stimme. „Und hier hab' ich noch 'was," — sie reicht ihr ein geheimnißvoll verschnürtes Packet, — „damit für Dich doch auch 'was ist. Lauf hin und komm zur Zeit mit den Kleinen, wenn ich bescher'!"

Gustel dankt strahlend und stürzt hinaus. Die Bäuerin sieht sie noch durch das Schneegestöber über den Hof streben, hört, wie sich das Thor schließt, und setzt sich dann wieder auf ihren Stuhl mit dem Gefühl, daß sie nun ganz allein im Hause ist. Wer irgend Verwandtes hat, hat sich beurlaubt, und sie hat alle gehen lassen, weil Weihnachten, was sich liebt, ja so gern zusammen ist. Für sie ist's allerdings einsam, aber nur für kurze Zeit. Wenn es dunkel ist, kommen die armen Kinder, die sie alle Jahr beschenkt, und für welche die Gaben auch diesmal bereit liegen.

Die Bäuerin greift mit ihren welken, knochigen Händen zum Strickzeug. Es ist nicht gut, müßig zu sein, besonders wenn man allein ist, denn dann kommen die Gedanken, alle die Gedanken, denen man nicht entfliehen kann. Draußen fällt der Schnee. Es hat den ganzen Tag geschneit, vom frühen Morgen an, und dazu ist es schneidend kalt. Vom Fenster aus kann sie sehen, wie sich auf den Dächern Flocke an Flocke schmiegt. Die Luft ist ruhig; gleichmäßig und lautlos senkt sich das weiße Gestöber aus dem dichten grauen Himmel. Aber das Zimmer, in dem die Bäuerin sitzt, ist warm und gemüthlich, für das Fest blitzblank und sauber gescheuert. Auf die reinen Dielen ist frischer Sand gestreut, den schweren Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, ziert eine schneeweiße Decke. Die Fenster sind ganz hell und durchsichtig gerieben, und von außen häuft sich der Schnee daran und zieht sich immer höher hinauf; blühende Blumenstöcke stehen auf den Brettern. In dem mächtigen weißen Kachelofen prasselt ein lustiges Feuer, dessen Schein auf dem Fußboden hin und her tanzt. Manchmal knackt es hell auf, dann lodert die Flamme höher, und ihr Schein fällt bis auf den ehrwürdigen Wandschrank aus dunkelbraunem Nußholz, den Stolz der Bäuerin. Er ist ein Erbstück der Familie, mit vielen schön geschnitzten Windungen und Schnörkeln verziert, und birgt viel gutes, selbstgesponnenes Linnen, die Arbeit langer, einsamer Winterabende, welche sie über Kummer und Sorge hat hinwegführen müssen, daran ihr das Herz brechen wollte. Wer aber wird das alles einmal erhalten, wenn sie todt ist? Wer wird sich darum kümmern, ob sie selbst es mit Fleiß und Liebe gesponnen?

Die Bäuerin seufzt schwer und zürnend, die regsamen Hände senken sich unthätig, der helle Blick heftet sich starr und düster in die schneeige Dämmerung draußen, das ganze Gesicht spricht von Gram und harten innerlichen Kämpfen.

Sie hat sich noch nicht an die Einsamkeit gewöhnen können; wie ein Alp lastet sie auf ihrer Brust und heute mehr noch, als an anderen Tagen. Früher, vor Jahren, es ist schon lange her, da hat sie sich nicht fremder Leute Kinder laden brauchen, um auch bescheren zu können, um Freude und Leben um sich zu haben, jauchzende Stimmen zu hören, dankbare Augen zu sehen. Auch liebevolle? Kaum! Jedes Kind, das seinen Theil hat, strebt nach Hause, um Vater und Mutter, Bruder und Schwester die neuen Herrlichkeiten zu zeigen. Nur die rothe Guste bleibt zuletzt noch übrig und liest dann buchstabirend, stockend und manchmal vor Rührung und Glück mit der sommersprossigen Hand über die runden Augen fahrend, das heilige Evangelium. Die Bäuerin aber sitzt kerzengerade und mit gefalteten Händen in ihrem Stuhl, den Blick mit selbstbewußter Festigkeit vor sich hingerichtet.

Das ist schon viele Jahre so gewesen, so lange, — sie kann sich kaum mehr denken, daß es überhaupt nicht so sein muß. Und doch, einmal früher, — wie war es so anders! Wer hätte es ihr prophezeit, damals, als der jetzt so stille Hof noch von jauchzendem Kindergeschrei erfüllt war, daß sie so verlassen hier sitzen würde? Und noch weiter zurück schweifen die Gedanken, zu den sonnigen, windigen Frühlingstagen, als sie hier einzog als Herrin. Sie war das reichste Mädchen im Dorf gewesen, und viele sagten, auch das schönste, ihr Josef der reichste Bursch und der stattlichste, muthigste, beste von allen gewiß. Wie die Schüsse krachten, die Hochzeitsgäste jubelten, und die Guirlanden im Winde schwankten! „Glück und Segen der jungen Braut!" Und das war ihr reichlich geworden!

Die Bäuerin lehnt sich in den Stuhl zurück; die Erinnerungen kommen, sie kann ihnen nicht entfliehen, sie steigen aus der wachsenden Dämmerung, sie umringen sie dicht und sprechen mit alten lieben Stimmen, bald Freude und Lächeln, bald Schmerz und Zürnen in ihr ausdrucksvolles Gesicht rufend.

Draußen fällt noch immer tonlos, dicht und langsam der Schnee. Ein Knecht watet in hohen Stiefeln zu den Ställen durch den Schnee, außer ihr die einzige lebende Seele in dem Gehöft.

Hatte es früher wohl auch so endlose Winter gegeben? O nein! Da waren die Abende so schnell vergangen bei Scherz und Lachen, wenn die junge schmucke Bäuerin am Spinnrad saß und dem Bauer, der sich Pfeifen schnitzte, Geschichten erzählte, die sie in der Spinnstube gehört, da war der Frühling immer zu früh gekommen, weil der Josef nun hinaus mußte aufs Feld, und sie die langen Tage allein blieb. Denn Josef war ein tüchtiger Bauer, wie er sein muß, selbst immer den Knechten voraus bei der Arbeit! Das brachte aber auch Segen und Reichthum. Keiner hatte die Wagen so voll geladen wie er bei der Ernte, keinem häufte sich der goldene Segen so wie ihm.

All dieses Glück der ersten Jahre! Drei muntere, rothwangige, stämmige Kinder! Weihnachten, welch ein Fest des Jubels, wenn die Lichter an dem Bäumchen flammten, und weiße, scharfe Kinderzähnchen hastig in die großen Pfefferkuchen bissen! Die Bäuerin entsann sich, wie selig sie in jener Zeit gewesen, wie das Glück ihr oft fast die Brust gesprengt hatte, weil es so groß, so übergroß gewesen.

Dann aber, als der Winter sich zum Frühling neigte, als die Acker-Geräthschaften schon hergestellt wurden, ging es auf einmal wie ein banges Jagen durch das Dorf, ein Würgengel, die Diphteritis, ging von Haus zu Haus. Sie klopfte an jede Thür und wollte ihr Opfer haben, und grenzenloser Kummer kam über viele. Wie sie in jener Zeit gefleht hatte, daß Gott sie verschonen, daß er nicht auch auf ihr Haus seine schwere Hand legen wolle! Was hatte es geholfen? Der Würger trat auch bei ihnen ein und berührte alle drei Kinder. Da saß sie an ihren Bettchen mit gerungenen Händen und konnte ihnen nicht helfen. Sie sah, wie sie litten, sich in Todesqualen wanden, und konnte ihr Leiden nicht erleichtern! Welch eine Nacht! Die würde sie nie vergessen! Und sie war ganz allein. Der Josef war zum Doctor geritten.

„Herrgott, wofür strafst Du mich? Was habe ich Dir gethan?" flehte sie mit zuckenden Lippen und starrem Blick.

Das Stöhnen der Kleinen durchschnitt ihr Herz, sie hielt sich die Ohren zu, um es nicht mehr zu hören, aber sie sah ja die Angst, die vorwurfsvolle Bitte in den kläglichen Augen, die sich hülfesuchend nach der Mutter wandten.

„Warum hilfst Du nicht? Du kannst es ja!" schienen sie anklagend zu sprechen.

„Tödte mich, Gott, grausamer Gott!" schrie sie fast. „Ich kann diese Leiden nicht sehen."

Tief in der Nacht kehrte Josef auf schweißtriefendem Pferde zurück. Er hatte den Doctor nicht zu Hause getroffen, aber seine Frau hatte ihm einige Anweisungen gegeben, den Kindern zu helfen und ihm versprochen, ihren Mann, sobald er zurückkäme, zu schicken. Flüsternd theilte er alles der Bäuerin mit, dann handelten sie nach den erhaltenen Anweisungen und glitten stumm von Bett zu Bett. Lange, bange Stunden schlichen hin. Die Lampe brannte trüber und trüber, allmählich ging sie aus. Aber schon erwachte der Tag, und ein grauer, matter Wintermorgen guckte durch die Fenster. Doch zwei der Kleinen sahen es nicht mehr tagen, sie hatten ausgelitten. Mit gebrochenen, blinden Augen starrten sie in die sich mühsam vorkämpfende Sonne, die weißen Gesichtchen im letzten Todeskampf verzerrt. Laut weinend lagen der Bauer und die Bäuerin mit gefalteten Händen vor den stillen Lieblingen, und über den beiden Verlorenen vergaßen sie fast das dritte, das mit rothen Bäckchen sanft athmend den Genesungsschlaf schlief.

Als der Doctor kam, müde, überarbeitet, kaum mehr fähig, sich aufrecht zu halten, konnte er den gebrochenen Eltern nur sagen, daß das dritte Kind gerettet wäre. Aber noch denselben Tag jagte wieder ein Reiter zur Stadt und rief ihn zum zweiten Mal hinaus, denn nun hatte es den Bauer selbst ergriffen. Mit bewußtlosem Blick wälzte er sich in immer wilderem Fieber und erkannte selbst sein Weib nicht mehr, das vornübergebeugt, mit starren, trocknen Augen in die Weite blickend, an seinem Bette saß. Als der Doctor eintrat, sah sie ihn an, aber nicht fragend, sondern nur schwer und düster, daß er fast erschrak. Sie wußte, daß nicht Mensch noch Gott ihn retten würden.

Der Bauer starb. Thränenlos und mit seltsam verzerrtem Gesicht drückte sie seine Augen zu und faltete seine starren Hände. Dann sah sie sich um, ihr Mund zuckte, als ob er lächeln wolle, aber es ging nicht; ein halb stöhnender Seufzer entquoll ihren Lippen, und mit dumpfem Fall stürzte sie bewußtlos zu Boden. — —

Als die drei Särge, zwei kleine und ein großer, von dem Hof hinausgetragen wurden, folgte die Bäuerin ungebeugt und aufrecht, aber sie erkannte niemand und grüßte niemand. Ihr Blick war fest nach vorn gerichtet, ihre Miene unbeweglich, undurchdringlich. Sie hörte nichts von den herzlichen, tröstenden Worten des alten Pastors, aber als die Särge nach unten gelassen wurden, fuhr sie auf und trat schnell vor, als könne sie sie nicht lassen, als wolle sie ihnen nach. Dann aber ließ sie die Arme, wie in hoffnungsloser Trauer, schlaff sinken und neigte den Kopf.

Der Prediger ging mit ihr nach Hause und sprach ihr Trost zu. Er sprach von dem kleinen Josef, den ihr Gottes Güte ja gelassen, für den sie nun leben müsse, aber sie verstand ihn gar nicht. Sie war froh, als sie allein in dem weiten hellen Zimmer war, und blieb da sitzen, ohne zu essen oder zu trinken. Es war, als habe das Entsetzen jener Nächte ihre Lebenskraft gelähmt. Sie kümmerte sich nicht um die Wirthschaft, sie fragte nicht nach dem kleinen Josef, der allmählich wieder kräftig wurde. Wenn er sich an sie schmiegte, wie früher, und nach dem lieben Vater und Brüderchen und Schwesterchen fragte, sah sie ihn erst lange groß und erstaunt an, bis sie ihn erkannte, und schob ihn dann ungeduldig von sich.

Als er aber wieder ausgehen durfte, nahm sie ihn mit sich auf den Kirchhof. Unterwegs pflückte er Feldblumen für die Gräber, denn Knechte und Mägde hatten ihm gesagt, daß Vater und Geschwister nun in der dunkeln Erde lägen. Als sie auf dem Kirchhof angekommen waren, setzte sich die Bäuerin stumm auf den Rasen nieder und sah mit demselben starren, regungslosen Blick, den sie jetzt immer hatte, auf die frischen Gräber, wo das junge Grün schon zu sprossen begann. Da sprang der kleine Bursche auf sie zu.

„Mutter, ich habe dem Lieserl Anemonen gepflanzt, die mochte es immer so gut leiden."

„Wozu? Es ist ja todt," sagte die Bäuerin rauh.

„Nun ja," fragte der Kleine mit großen Augen, „aber es spielt doch noch, gelt?"

Seit all' den Tagen zum ersten Mal sah die Bäuerin den Knaben an, wurde sich seines Besitzes bewußt. Sie streckte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nach dem Gewitter. — Nach dem Gemälde von Gilbert von Canal in München. — Siehe Seite 80.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre große Hand nach ihm aus und bog ihn ein wenig zurück, mit ihren gramdunkeln Augen sah sie ihn an in verzehrender Liebe. Durfte sie klagen, da Gott ihr noch diesen gelassen, da so viel Reichthum noch ihr eigen war?

„Mein Bub'!" sagte sie zärtlich mit Nachdruck und heimlicher Freude, stand auf, nahm ihn an der Hand und ging mit festen Schritten zum Gehöft zurück.

Von dem Tage an war eine Veränderung mit der Bäuerin vorgegangen. Für ihren Bub' wollte sie nun arbeiten, für ihn nur leben, das Gut wollte sie in Ordnung halten und noch verbessern, um ihm einst ein schönes Erbe übergeben zu können. Die schlechte Wirthschaft, die seit ihres Mannes Tode schon eingerissen, mußte aufhören. Die Knechte sollten schon fühlen, daß ihr Auge über alles wache, und daß auch das Regiment einer Frau streng sein könne. Oft sah man sie mit großen ruhigen Schritten über den Hof zu den Ställen schreiten, sah sie im Felde stehen, die Arbeit überwachen oder hörte ihre Stimme, den Leuten Befehle zurufen. Aber auch die Mägde im Hause blieben nicht unbeaufsichtigt. Es schien, als habe sie ihre Augen überall, als könne vor ihren scharfen, durchdringenden Blicken nichts verborgen bleiben. Auch ließ sie nichts durchgehen. Wo ihr Ungehorsam oder Faulheit begegneten, war sie streng, ja fast hart, Unredlichkeit gegenüber aber unerbittlich, und der Schuldige mußte ohne Gnade ihren Hof verlassen.

„Sanftmuth taugt nichts," pflegte sie zu sagen. „Ich helfe ihnen nur, wenn sie durch die Strafe erkennen, daß sie wirklich 'was Unrechtes gethan haben."

Sonst aber fühlten die Leute sich wohl unter ihrem Regiment, denn es war eine ruhige, feste und zielbewußte Hand, die sie leitete.

„Gar nicht, wie 'ne Frau," sagten die Knechte bewundernd. Bei dieser anstrengenden, alle Gedanken in Anspruch nehmenden Thätigkeit erwachte bald wieder ihr Lebensmuth. Ueber das vergrämte Gesicht zog ein Hauch von Freude, und bei des kleinen Josef Späßen funkelte in ihren hellen Augen ein fröhliches Lachen.

Vasen und Schüsseln der Majolica-Fabrik Rozenburg im Haag. — Siehe den Artikel Seite 78.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Josef wuchs auf, wie rechte Bauernburschen es müssen. Ueberall war er mit dabei auf dem Felde, ritt mit „Ho“ und „Hü“ die Pferde in die Schwemme oder schwang von dem hochbeladenen Erntewagen die schwere, große Peitsche. Mit anderen Kindern spielen mochte er nicht. Er war dann scheu und verlegen, und ihre derben Späße und kinderhaften Rohheiten machten ihn entweder rasend vor Zorn, daß er blind auf sie zuschlug, oder er lief laut weinend fort und blieb dann den ganzen Tag untröstlich. Der Mutter war es recht. Sie hatte diesen Knaben mit einer Liebe in ihr Herz geschlossen, die niemand der meist kalt, ja fast hart erscheinenden Frau zugetraut hätte, und sie war es zufrieden, daß Josef sich so fast völlig an sie anschloß. Strafte sie ihn auch streng für seine wilde Heftigkeit, sie ermahnte ihn nicht, die Gespielen wieder aufzusuchen und so bildete sich bald in dem oft einsamen Knaben ein Hang zum Alleinsein und Träumen, und es hinderte ihn nichts, denselben zu nähren. Durch die Schule wurde er nur noch unterstützt. Der Lehrer, ein noch junger Mann mit idealen Träumen, freute sich, unter den robusten und schwerfälligen Kindern endlich ein weiches, bildungsfähiges Gemüth entdeckt zu haben, auf dessen Pflege er nun sein besonderes Augenmerk richtete. Am liebsten hätte er den Knaben auf ein Gymnasium gebracht, aber dagegen verwahrte sich die Mutter und auch der alte Pfarrer energisch. Er sollte einmal ein Bauer werden, wie sein Vater gewesen, und kein Student, da konnte ihm all das unnöthige Zeug, das sie in der Stadt lehrten, nur schaden. Der Lehrer gab sich zufrieden, aber was er selbst in seinem Herzen trug an Schätzen von Poesie und Wissen, die da brach lagen zu niemands Nutzen, das gab er nun dem Knaben Stück für Stück und nährte seine Phantasie, daß sie sich mächtig entfaltete.

Josef war eine weiche, empfängliche Natur und hatte eigentlich wenig Aehnlichkeit mit seiner Mutter. Seinen Augen fehlte der wache, helle Glanz, seinem Gesicht die feste, besonnene Ruhe, die sich in jedem Augenblick wahrt, aber all ihren Gefühlsreichthum hatte er erhalten, und da kein bewußter, starker Wille in ihm war, ihn zu zügeln, brach er oft in wilder Heftigkeit aus, die ihm alle Besinnung raubte. So wuchs er nun heran zum Jüngling. Sie lebten still mit einander, er und die Bäuerin, beide so reich an tiefer Liebe für den anderen und doch sich eigentlich fern. Sie waren ja auch fast Gegensätze, er mit seiner stürmischen Unbesonnenheit, die sich leicht verletzt und abgestoßen fühlte, sie mit ihrer gefaßten Ruhe, die oft fast Kälte schien.

Die Wirthschaft behielt die Bäuerin in den Händen. Josef half wohl hie und da, aber ihrer thätigen Natur, die wie zum Herrschen bestimmt schien, war es unmöglich, jetzt zurückzutreten, und es war ihr nicht unlieb, daß Josef so wenig Lust zeigte, praktisch mit anzugreifen. Lieber also, als daß er ziemlich unnütz im Felde stand, wanderte er in den Wald, träumte in das Blaue oder las mit mehr Empfinden als geistigem Verständniß in den Büchern, die ihm der Pfarrer lieh. Der alte Pfarrer sah dies Treiben und schüttelte bedenklich den Kopf, er sah manches, was ihn mit Besorgniß erfüllte, aber er wußte nicht, wie er helfen sollte.

Indes vernachlässigte Josef auch bald seine Bücher, und seine Spaziergänge, die erst ins Weite geführt hatten, wie es eben kam, hatten bald ihr bestimmtes Ziel gefunden. Die Bäuerin erfuhr es erst durch andere, daß ihr Sohn des Försters Tochter liebe und sie ihr als Schwiegertochter zu bringen gedenke. Sie fragte ihn nicht danach. Wie sie die eigenen Gefühle streng und schamvoll bewahrte, schonte sie auch die anderer, und es gefiel ihr, daß Josef nicht davon sprach. Nur beobachtete sie ihn jetzt mehr als früher und lächelte manchmal heimlich, wenn er bald niedergeschlagen und stumm, bald fröhlich und gesprächig heimkehrte. Indessen dauerte es nicht lange, so bemerkte sie, daß eine Veränderung mit ihm vorging. Die trüben Stimmungen wurden häufiger, zwischen den Brauen erschien eine Falte drohenden Unmuths, die sich dort bald festsetzte, und die Augen hatten einen düstern Blick. Er sprach kaum mehr, aß wenig, und manchmal seufzte er tief auf und ballte, ihm selber unbewußt, die Faust, wie in schwerem Grimm. Die Mutter forschte nicht, sie that, als merke sie es gar nicht. Unbefangen ging sie einher, redete mit ihm und blieb scheinbar heiter, wie immer, obgleich ihr Herz voll Sorge war.

Eines Abends kam er nach Hause mit wirrem Haar, düstern Augen und bleichem Gesicht. Er setzte sich auf einen Stuhl und starrte wie abwesend vor sich nieder. Nun sprach die Bäuerin doch: hastig, verlegen und sich im Zimmer beschäftigend, suchte sie ihm zuzureden. Er hörte sie regungslos bis zu Ende an, dann stand er still auf und ging in sein Zimmer. Lange noch hörte sie seinen wuchtigen Schritt, wie er oben auf und ab ging. Am nächsten Morgen begegnete sie ihm auf dem Hof. Sie erschrak fast, so bleich und übernächtig sah er aus. Er schien sie nicht zu bemerken und wollte an ihr vorüber. Sie trat ihm in den Weg.

„Josef, willst Du jetzt fortgehn? Du bist krank. Was ist Dir?“

Er fuhr zusammen, die Stumpfheit wich aus seinen Zügen, und er sah sie mit stummer Verzweiflung an. Dann ging er langsam, ohne ein Wort zu sagen, an ihr vorüber zum Hof hinaus.

Die Bäuerin blieb den ganzen Tag in großer Aufregung und mit einer unerklärlichen Angst im Herzen. Auch bei der Arbeit wich dieselbe nicht, sondern wuchs nur immer mehr an, sodaß sie kaum den Abend erwarten konnte. Aber Josef kam nicht, wie sie gehofft hatte, zum Essen zurück. Da legte sich ein Alp auf ihre Brust, der sie zu allem unfähig machte. Vergebens rief sie sich ins Gedächtniß zurück, wie oft er früher erst spät heimgekommen war, daß ihre Furcht thöricht und unbegründet wäre; sie konnte gegen ihre furchtbare Sorge nicht ankämpfen und war nur froh, als Knechte und Mägde endlich mit Lärm ihre Stühle zurückschoben und sie allein ließen.

Unruhig schritt sie im Zimmer auf und nieder, lauschte auf jedes Geräusch, das sich draußen erhob, und wandte die Augen oft im stillen Flehen nach oben. Endlich, gerade als sie sich niederlegen wollte, um am nächsten Tage frisch zu sein, hörte sie, wie das Hofthor zugeschlagen wurde, wie die Hunde laut und wüthend aufbellten, beschwichtigende Rufe und laute Wechselreden. Sie eilte an die Hausthür und sah mehrere Laternen sich auf sie zu bewegen. Es waren ein paar Knechte, und in der Mitte mit feierlicher, wichtiger Miene der Ortsgendarm, der auf sie zutrat.

„Im Namen des Gesetzes, Bäuerin, liefert mir Euren Sohn aus, den Ihr hier versteckt haltet!“

Die Bäuerin richtete ihre hagere Gestalt hoch auf; ihre hellen Augen funkelten feindselig aus dem bleich gewordenen Gesicht, ihre Hand ballte sich um den Thürpfosten.

„Mein Sohn ist heute früh weggegangen und nicht wiedergekommen. Was wollt Ihr von ihm?“

„Ich bin im Namen des Gesetzes gekommen, ihn zu verhaften,“ sagte der Mann und warf sich in die Brust. „Der Förster aus H. ist heute todt vorgefunden, und Euer Sohn ist des Mordes verdächtig.“

Die Bäuerin blieb einen Augenblick regungslos, es dunkelte vor ihren Augen, riesige schwarze Tücher wälzten sich vor ihr hin und her, dann blitzten tausend Sterne darin auf und zuckten durcheinander, und dann plötzlich erkannte sie wieder das breite Gesicht des Gendarmen, schwach von einer Laterne beleuchtet, das erwartungsvoll zu ihr in die Höh' starrte. Da schrie sie auf in Zorn und Empörung, in maßlos durchbrechender Wuth.

„Du lügst, Du schlechter Mensch! Was willst Du hier? Mein Josef soll ein Mörder sein? Geh, geh und erzähl' andern Deine Märchen! Und Ihr,“ fuhr sie die Knechte an, die stumm daneben standen, „was steht Ihr da und rührt Euch nicht? Hört Ihr das von Eurem Bauern und zeigt dem nicht den Weg?“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Holländische Majolica.

Von Irene Braun im Haag.

Siehe die Abbildungen auf Seite 77.

Wenn man bei uns von Majolica aus Holland hört, so denkt man an die alte Delfter Fabrik, an die schönen blauweißen Schalen und Vasen, die viereckigen Kacheln mit den amüsanten Windmühlen und Kanalbildchen darauf, die einzeln oder der Länge nach zusammengesetzt verwendet werden, man sieht die großen Teller mit mehr oder minder gelungenen Nachbildungen von Werken berühmter Künstler, — Mesdag vor allem, — und die fast lebensgroßen Copien Rembrandt'scher Portrait-Köpfe, welche durch das, was sie eben nicht erreichen können, lebhaft an die Originale erinnern. Das Delfter Blau ist auch bei uns Mode geworden.

Im Haag besteht indessen eine Fabrik, die an phantasievoll künstlerischer Wirkung ihrer Erzeugnisse die Delfter Industrie weit übertrifft, — die Plateelbakkerij Rozenburg.

Ueber die technische Einrichtung der 1885 gegründeten Fabrik zu berichten, ist der Zweck dieser Zeilen nicht. Die Zubereitung und Behandlung des Materials, das Formen, Gießen, Glasiren und Brennen geschieht, so viel sich bei einem flüchtigen Besuch der Arbeitsräume beurtheilen läßt, in ähnlicher Weise wie in der Berliner Porzellan-Manufactur oder bei Cantagalli in Florenz. Was den besonderen Vorzug der Rozenburg-Majolica ausmacht, ist die durchaus originelle Decoration, die kühne Zusammenstellung und die wunderbare Leuchtkraft der Farben.

Es wird so viel über die Charakterlosigkeit unserer Zeit geklagt, über das Nachahmen und künstlich Wiederbeleben vergangener Formen; hier aber besteht ein Stück ganz eigenartigen Kunstgewerbes, das in keinem Museum sein Vorbild hat. Eine Einwirkung vom Osten her ist wohl nicht zu verkennen; die Art aber, wie die orientalische Dekorationsweise auf naturalistische Formen angewandt wird, ergiebt ganz neue Wirkungen.

Die Form der Gefäße ist durchweg gut, meist einfach, in schönen Verhältnissen; manchmal fällt ein besonders breit geschwungener Henkel, ein kräftig umgeschlagener Vasenrand, ein stark gegliederter Deckel auf.

In den Anfangszeiten der Fabrik, unter dem genialen Director P. Colebrander, entstanden Vasen und Platten größten Formats, mit reichem Farbenschmuck gedeckt, von echt decorativer Wirkung. Es läßt sich oft kaum mehr sagen, ob der Zeichnung überhaupt eine Naturform zu Grunde gelegen hatte. Die leuchtenden Farbflecken breiten sich aus, verschmelzen mit einander, fließen in den Grund, der Grund tritt wieder in Formen hervor, der Raum zwischen den blumenartigen Gebilden ergiebt wieder Schmetterlingsflügel, — das Auge folgt den reizvollen Linien, und gerade weil die einzelne Form oft nicht deutlich zu erkennen ist, vereinigt sich das Ganze zu einer unendlich wohlthätigen malerischen Wirkung.

Die Colebrander-Arbeiten sind sehr geschätzt, in der bekannten Gallerie von Mesdag befinden sich vielleicht die schönsten Stücke aus jener Zeit.

Indessen ist die Fabrik unter dem jetzigen Director, Jurriaan Kok, zu einer erstaunlichen Vielseitigkeit gediehen, und die Art, wie zum Theil unscheinbare Pflanzen- und Thiermotive kühn stilisirt zur Wirkung kommen, ist in ihrer Weise so originell wie die wundersamen Ornament-Compositionen der ersten Zeit. Eine große, von oben rothbraun, von unten bläulich grundirte Vase zeigt z. B. nur Stengel, Blatt und Blüthe der Taubnessel als Decoration, und dieses sonst nicht als malerisch anerkannte Gewächs schmückt die Vase schöner als „Rosen, Tulpen, Nelken“. Ueber eine noch größere, metallisch blauschillernde Vase legt sich eine einzige gelbe Lilie hin, auf einer anderen breitet sich eine Sonnenblume aus; es versteht sich von selbst, daß bei solcher Einfachheit die Zeichnung der Blume meisterhaft sein muß. Dann wieder sind Pflanzenformen von natürlicher Bewegung zu einem stilvollen Ornament verbunden. Sehr wirkungsvoll ist eine fast meterhohe Vase, deren breite Wölbung ein Pfau mit offenem Rad deckt. Manche Gefäße sind nur Farbe, z. B. ein lichtgrüner Ton von einem wahren Edelsteinglanz, in welchen vom oberen Rande aus ein tiefer Goldton getropft und geflossen ist, der sich scheinbar willkürlich über die Wölbung vertheilt, in Wahrheit aber durch das feinste ornamentale Gefühl angeordnet ist. Ein andermal überzieht die ganze Vase ein blauer Ton, dessen Reiz nur im Wechsel von lichteren und dunkleren Flecken besteht. Die schmalen Platten zum Schutz der Thüren, bei uns aus Glas oder Porzellan, sieht man hier ebenfalls aus „Aardenwerk“ hergestellt, eine schlank aufsteigende gelbe Wasserlilie auf bläulichem Grund bildet vielleicht die Verzierung. Vielfach werden Standuhren in Majolica-Gehäuse gefaßt; dazu passend hat man dann etwas niedriger zwei Vasen oder auch nur vasenartige Aufsätze, die drei Stücke bilden die Garnitur für den hier üblichen Kaminsims. Oft wird auch die ganze Kamin-Verkleidung aus einzelnen Kacheln zusammengesetzt und mit einer groß und flott gezeichneten Composition im Ganzen bemalt. Solche Kamin- und Wand-Verkleidungen bestehen oft aus 150—4000 Kacheln: in einem hiesigen technischen Institut ist das Vestibül mit solchen Platten ganz ausgekleidet.

Auch kleine Landschaften werden auf Majolica gemalt, — amüsante Bildchen, in kecken Zügen mit wenigen starken Farben hingestrichen, von dunklem Grund oder einem leichten Ornament-Rand eingefaßt; ferner giebt es ganze Bilder in vielen Farben auf großen Platten, und Stadtansichten, aus Kacheln zusammengesetzt, wozu der Haag selber mit seinem reizenden Stadthaus gute Motive liefert.

Die Farben der Fabrik sind, wie fast alle Majolica-Farben, starken Veränderungen im Brennen unterworfen: die Palette scheint reicher als in irgend einer anderen ähnlichen Fabrik.

Das Brennmaterial ist Gas, jede Stunde werden 100 kg Steinkohlen in Gas verwandelt, das an den Außenwänden der Oefen in zwei Meter hohen Flammen emporschlägt, sodaß die bemalten und mit der weißen Glasur überzogenen Gefäße in den zugemauerten Oefen langsam in Glut kommen.

Die kleinste Störung, ein unbemerkter Riß in der Ofenwand, einige Wärmegrade zu viel, einige zu wenig, können die ganze kostbare Füllung verderben. Billig ist darum Majolica nirgends, auch hier nicht, aber die Rozenburg-Waren sind ihren Preis redlich werth, und die Fabrik hat einen enormen Absatz; sie versendet nach Amerika, nach England und Frankreich ꝛc., auch nach Deutschland; Niederlagen sind in Frankfurt bei Bing & Co., in Stuttgart bei Schöttle & Co., und in Crefeld bei G. Franz; aber den richtigen Eindruck von dieser überaus reichen und geschmackvollen Industrie wird man sich am besten im Haag, in dem Magazin (Parkstraße) holen.

Nachdruck verboten.

Prinz und Prinzessin Sizzo von Schwarzburg.

Von Otto Preuß in Berlin.

Siehe die Portraits auf Seite 73.

Der um die Erbfolge im Fürstenthum Lippe-Detmold zwischen dem Fürsten von Schaumburg-Lippe und der gräflichen Linie Lippe-Biesterfeld entbrannte Streit hat das Gute im Gefolge gehabt, daß er die Fürstenhäuser zweier deutscher Fürstenthümer, der Fürstenhäuser von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, an die Zukunft mahnte. Sowohl die Ehe des Fürsten Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen, wie diejenige des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt ist kinderlos, und der einzige Erbe beider Häuser war der bereits in der Mitte der sechziger Jahre stehende, unvermählte Prinz Leopold von Schwarzburg-Sondershausen. Ein Sohn aus der Ehe des 1867 verstorbenen Fürsten Friedrich Günther von Schwarzburg-Rudolstadt mit der Adoptiv-Tochter des Prinzen Wilhelm von Anhalt, der zur Prinzessin von Anhalt erhobenen Gräfin Helene von Reina, Prinz Sizzo von Leutenberg, galt bis dahin nicht zur Thronfolge berechtigt. Durch Schwarzburg-Rudolstädtisches Gesetz vom 1. Juni 1896 und durch Schwarzburg-Sondershausen'sches Gesetz vom 14. August 1896, dem am 21. April desselben Jahres eine zustimmende Erklärung der Agnaten beider fürstlichen Linien vorangegangen war, wurde Prinz Sizzo von Leutenberg als ebenbürtiger Angehöriger des Fürstlichen Hauses Schwarzburg anerkannt und für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes in der gegenwärtig regierenden Linie des Fürstlichen Hauses Schwarzburg-Rudolstadt zur Succession berufen. Am 8. November wurde dem Prinzen der Titel eines Prinzen von Schwarzburg verliehen. Dieser Anerkennung seiner Erbfolgerechte folgte sehr bald Verlobung und Vermählung des Prinzen Sizzo von Schwarzburg mit der Prinzessin Alexandra von Anhalt, der jüngsten Tochter des herzoglichen Paares. Prinz Sizzo ist am 3. Juni 1860 geboren, Prinzessin Alexandra am 4. April 1868. Nachdem der Prinz längere Jahre Dienst bei dem 1. Kürassir-Regiment in Breslau gethan hatte, — er steht jetzt als Rittmeister à la suite der Armee, — zog er sich nach Rudolstadt und auf seinen Besitz Groß-Harthau im Königreich Sachsen zurück. Prinzessin Alexandra ist durch Anmuth und Liebenswürdigkeit eine Zierde des Dessauer Hofes gewesen, und es ist dem jungen Paar im Sturm gelungen, sich die Sympathien der Rudolstädter Bevölkerung zu erobern.

Nachdruck verboten.

Das Wahlrecht der Frauen.

Von Richard Wulckow in Darmstadt.

Sie nach links gravitirenden Freunde der Frauenbewegung werden sich den 17. Februar 1897 in ihren Notizbüchern durch einen rothen Freudenstrich als einen besonderen Festtag kennzeichnen. Was ist denn an diesem denkwürdigen Tage geschehen? Das englische Unterhaus nahm mit einer Majorität von einundsiebzig Stimmen in zweiter Lesung the female suffrage bill, also das politische Stimmrecht der Frauen, an. Das ist immerhin eine bemerkenswerthe Thatsache; daraus aber den Schluß zu ziehen, daß die Vorlage in England thatsächlich wird Gesetz werden, wäre überaus voreilig. Der 17. Februar fiel auf einen Mittwoch, und die Sitzung fand nachmittags statt. Das ist für englische Verhältnisse stets ein bedenkliches Zeichen, denn wichtige und interessante Dinge pflegt man dort nicht an einem Mittwoch-Nachmittag zu verhandeln. Deshalb sagt die „Daily Mail“ auch bezüglich dieser Vorlage ganz naiv: „Its second reading passed on a Wednesday afternoon, and, that done, there is an end of it.“ (Die zweite Lesung fand an einem Mittwoch-Nachmittag statt, und wenn das geschehen, so ist es damit zu Ende.) Aber auch die anderen Zeitungen haben für die „Bedeutung“ der Sache anscheinend kein rechtes Verständniß und scheuen sich nicht, sie von der komischen Seite anzusehen und die ganze Verhandlung für „a huge joke“ zu erklären, was ja wohl ungefähr soviel wie einen „Ulk“ bedeutet.

Die Gründe, mit denen der Antragsteller, Mr. Faithfull Beggs, die Forderung des Wahlrechts für die Frauen begründete, dürfen wir hier nicht aufzählen; es sind ungefähr dieselben, mit denen vor etwa dreißig Jahren Stuart Mill seinen gleichen Antrag begründete, und die im Mai 1892 die „Womens Liberal Federation“ ins Treffen führte. Daß Herrn Beggs das kleine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Malheur passirte, daß er über die Tragweite seines Antrags nicht recht orientirt war, und selbst nicht wußte, ob die verheiratheten Frauen in den Entwurf mit einbegriffen waren oder nicht, läßt auch die Vermuthung zu, daß er denselben nicht recht durchgearbeitet hatte, und auf ihn vielleicht das Dichterwort paßt: „Du denkst zu schieben, und Du wirst geschoben", — nämlich von den Frauen.

In dem einen Punkt hatte freilich der Antragsteller unbedingt recht: daß heutzutage die Frauen in England schon eine bedeutende Rolle spielen und politische Bildung und Interesse besitzen, und daß sie ferner mit gutem Erfolge bereits zu Stadtverordneten, Armenvorstehern und Schulräthen gewählt werden. Solche großen und bedeutenden politischen Frauen-Vereinigungen, wie die conservative Primrose-League und die liberale Womens-Federation, welche großen politischen Einfluß besitzen, und von denen die Frauenrechtlerinnen ihren Appell beziehen, sind bei uns in Deutschland völlig unbekannte Dinge. Wenn Herr Beggs behauptete, daß der Hauptgegner der Bill, Labouchère, seine Wahl in Northampton den schönen Frauen von der Primrose-League verdanke, so wird er wohl nicht unrecht haben. Denn es ist in England durchaus nichts Neues, daß die Frauen einen sehr wesentlichen politischen Einfluß haben, den sie sich durch ihre politische Bildung und ihre Thätigkeit in den Vereinen erwerben, ja daß sie nöthigenfalls dorthin eilen, wo ein Wahlsitz ihrer Partei bedroht ist, und mit Eifer ihre Beredtsamkeit an den Wählern und deren Frauen versuchen. Die Unermüdlichkeit und Ausdauer, mit der sie dabei von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt pilgern und endlose Reden halten, entzieht sich völlig unserem deutschen Verständniß, — ein Zeichen, daß unsere politische Bildung und unser politisches Interesse ein geringeres ist und mit dem unserer englischen Vettern, — pardon: Basen, — nicht verglichen werden darf. Eine ganz richtige psychologische Erwägung war es auch, die einen großen Theil der englischen Frauenrechtlerinnen dazu bestimmte, das Frauen-Stimmrecht zunächst nur für die unverheiratheten und verwitweten Mitglieder des Geschlechts zu beanspruchen.

Ist es einmal das Geschick des Mannes, daß er aus dem Kampfe der politischen Meinungen, aus den Wahlkämpfen, Agitationen und Discussionen nur selten Herz und Empfindung ganz unberührt und lauter zurückbringen kann und also ein gutes Stück seiner Objectivität und Herzensreinheit verlieren muß, so müssen diese seelischen Erregungen mit um so größerer Sorgfalt von dem Leben der Frau ferngehalten werden, deren hoher Kulturberuf gerade aus der Lauterkeit und Unbefangenheit des Empfindens seine besten Kräfte zieht. Wie oft hat in den bewegten Zeiten der Wahlen ein in die Massen geworfenes Schlagwort Kampf und Bitterkeit hervorgerufen, wie oft ist der Meinungs- und Principien-Kampf zu einem gehässigen persönlichen Streit geworden, der schmerzliche Wunden schlug!

Wie es Pflicht des Mannes ist, das Gesetz zu schützen und im nöthigen Falle sein Land mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, so wird er auch allein das Recht beanspruchen dürfen, entscheidende Beschlüsse über Staats-Einrichtungen zu fassen, die man für heilsam und gut erkannt hat, und für die man mit Gut und Blut einzutreten willens ist. Der Staat ist tief zu beklagen, der in Zeiten schwerer politischer Kämpfe diese unter thätiger Theilnahme der Frauen zu führen hätte, denn unfehlbar würde er damit die Wurzeln seiner Kraft zerstören. Diese segensvolle Kraft aber liegt in dem Frieden des häuslichen Herdes. Wenn die Frau nun aus stürmisch bewegten Versammlungen kommt, ihre Leidenschaft in Schwingungen gerathen ist, und ihre Seele unter den unvermeidlichen Nachwirkungen heftiger Auseinandersetzungen bebt, — wird sie da im stande sein, in derselben Stunde ihr Haus und ihre Kinder zu versorgen und ihr Tagewerk, wie sonst, mit Sorgfalt und Treue zu verrichten?

Hier liegt aber der Punkt, der bei den englischen Verhandlungen nicht genügend berücksichtigt wird: nicht nur die verheirathete Frau, sondern auch die Witwe und das Mädchen müssen vor den erwähnten Erregungen geschützt werden, wenn der heilige Friede des Hauses erhalten werden soll. Denn auch sie wirken auf den Kreis ihrer nächsten Umgebung wesentlich ein, und ihre Erregung, die sie aus politischen Discussionen heimbringen, wird sich nothwendig in diesem ihrem Kreise peinlich fühlbar machen. Für den Mann sind in der Gegenwart solche Kämpfe und Erregungen unvermeidlich, und sein kräftigeres Naturell setzt ihnen größeren Widerstand entgegen; aber gerade deshalb ist sein Bedürfniß so groß, das innere gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen durch die friedlichen Bilder seiner Häuslichkeit und das freundliche Walten seiner Gattin und seiner Töchter. Nehmen die letzteren aber thätigen Antheil an Wahlkämpfen, so wird der Friede des Hauses ebenfalls illusorisch, denn auch sie werden das Bedürfniß fühlen, die Discussionen der politischen Arena „am stillen Herd" weiter zu spinnen und die behagliche Ruhe des Hauses in Frage zu stellen. Diese Erwägungen sind in ihrer Berechtigung auch den Engländern klar, und deshalb wird auch bei ihnen das weibliche Stimmrecht auf dem Papier stehen bleiben und nimmer praktisch werden, mögen einzelne besonders dazu veranlagte Frauen sich auch politischen Einfluß und Geltung zu verschaffen wissen. Durchaus thöricht aber war es, daß die englischen Frauenführerinnen in ihren Aufrufen und Programmen die Verschiedenartigkeit der Geschlechter gänzlich ignorirten und von der Frauenwelt als von einer Classe sprachen, wie man etwa von Adel, Geistlichkeit oder Arbeiterstand spricht. In dieser Thorheit mag ein Quantum Schlauheit stecken, aber die Vorspiegelung ist falsch und unwahr. Und ebenso thöricht war es, daß sie sich den Anschein gaben, als erhofften sie von der thätigen Mitwirkung der Frauen am politischen Leben eine Milderung der Härten und Schroffheiten in den Parteikämpfen, denn thatsächlich wurden die politischen Verhandlungen der Frauen stets mit einer gewissen Schärfe und Herbheit geführt, und so wurde dem ruhigen Beobachter die Besorgniß nahe gelegt, daß eine Folge der Frauen-Betheiligung an ernsten politischen Verhandlungen die Abirrung des weiblichen Sinnes nach der Richtung der Verhärtung und Schroffheit sein werde. Wer Berliner Versammlungen mit weiblichen Theilnehmern beigewohnt hat, wird diese Besorgniß nachempfinden, wenngleich der urwüchsige Berliner Humor sehr oft ein gewisses versöhnendes Element in die Discussion hineinträgt und ihr oft ihre Schärfe und Bitterkeit benimmt. Was dagegen die Beredtsamkeit einer englischen Dame im politischen Leben bedeutet, das definirte kürzlich ein Londoner Polizeirichter, der erklärte, er mache sich anheischig, eher den Lauf der Themse aufzuhalten, als den Redestrom einer politischen Engländerin!

Wer deutsche Art auch nur einigermaßen kennt und würdigt, gewinnt leicht die Ueberzeugung, daß die Bethätigung der Frauen am öffentlichen Leben kaum jemals eine starke Ausdehnung gewinnen wird, daß der Anspruch an das active Wahlrecht aber, wenn er bei uns jemals ernstlich erhoben werden sollte, niemals auf Verwirklichung zu rechnen hätte. Die deutschen Frauen, — es muß trotz des Widerspruchs einzelner enragirter Frauenrechtlerinnen klipp und klar herausgesagt werden, — haben nun einmal keine lebendigen politischen Interessen. Der politische Theil der Zeitungen ist ihnen gleichgültig, Parlaments-Nachrichten erst recht, und wer öfters die Reichstags-Tribüne besucht hat, der weiß, daß auch bei hochpolitischen Debatten die weibliche Zuhörerschaft eine sehr kleine ist. Gerichts-Verhandlungen pikanten oder interessanten Charakters dagegen werden von ihnen sehr geschätzt und besucht, auch dann, wenn die zarte, echt weibliche Scheu sie davon zurückhalten sollte. Es wäre unrichtig, hier einen Widerspruch im Verhalten der Frauen construiren zu wollen. Wenn sie sich der angebornen weiblichen Scheu für solche „interessanten" Gerichts-Verhandlungen entäußern, so werden sie von dem unzerstörbaren Triebe nach dem Geheimnißvollen, Dunkeln, Romantischen bestimmt, das sie sich von den Verhandlungen versprechen; für die Politik aber bleibt diese Scheu an ihnen haften, weil sie auf diesem Gebiete aus sich heraustreten, auf Widerspruch und scharfe Widerlegung gefaßt sein müssen. Der im öffentlichen Leben stehende Mann ist an Kampf und Widerspruch gewöhnt; sie bilden einen Theil seines Wirkens und Lebens. Die Frauen aber bringen dafür nicht die nöthige Kraft und Widerstandsfähigkeit und ebenso wenig auch die erforderliche Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit mit und wissen nicht, fest und unbeirrt durch Einwände und Widerspruch, ihre Anschauung zu vertheidigen und durchzusetzen. Das alles ist aber in eminentem Sinne erforderlich bei politischen Wahlen und den damit verbundenen Kämpfen. Denn das Stimmrecht soll ausgeübt werden auf Grund festgewurzelter, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung errungener Ueberzeugungen, die ein Theil unseres geistigen Besitzes, unserer ganzen inneren Persönlichkeit sind. Hier treten wir mit dem Nachdruck unserer ganzen Individualität für das Gesammtwohl, für den nach unserer Ueberzeugung vernünftigen und nothwendigen Ausbau des geschichtlich Entstandenen und Erkämpften ein und suchen unsere Meinung durch Wort und Schrift und Kampf zur Geltung zu bringen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüth, Temperament und Affect bewegt werden, daß unsere Seele oft die reingestimmte Harmonie verliert und in dem widerstreitenden Kampf der auf einander prallenden Anschauungen verwirrt, beunruhigt, getäuscht wird.

Wenn sich daher die Frau schon im allgemeinen nicht leicht zur thätigen Antheilnahme an der Behandlung öffentlicher Fragen entschließen wird, so wird ihre Scheu vor dem Eintritt in den Wahlkampf eine noch unendlich berechtigtere sein, weil die sorgende Frage immer vor der Seele schwebt, ob nicht Kränkungen, Angriffe und Enttäuschungen diesem Eintritt unmittelbar folgen werden?

Wenn man daher auch die Frauen immer mehr aus ihrer bisherigen Unfreiheit erlösen, ihren freien Willen achten, sie auf jede Weise zu neuen geeigneten Berufsarten befähigen und ihnen auch sonst die Bahn zum thätigen Eingreifen in Fragen des öffentlichen Lebens frei machen soll, so werden doch wahre und ernste Freunde der Frauen und der Frauenbewegung große Bedenken tragen müssen, die Ausübung dieses Rechts in weiterem Umfange für gut und wünschenswerth zu erklären und ihnen diese Ausübung zu empfehlen. Denn es wird sich immer die Frage aufdrängen, ob nicht gerade diejenigen Eigenschaften, die uns das Geschlecht lieb und werth machen, und die seine im Weltgefüge so bedeutsame Stellung begründen, durch eine thätige Antheilnahme am öffentlichen und politischen Leben eine schwere Schädigung erleiden werden, und ob mit dieser Schädigung die traditionelle Verehrung der Frauen, die sie bei allen Kulturvölkern genießen, sich nicht verflachen und vermindern würde. „Unter allem, was als Schönheit Gewalt über den Menschen hat, ist nach der ewigen Ordnung der Dinge und der Welt die Frau das Gewaltigste." Und zwar nicht etwa nur die von den Dichtern in so vielen Zungen und in immer neuen Formen gepriesene Frauenschönheit an sich, sondern vielmehr noch die Schönheit in ihrer Wirkung: die Milde und Harmonie, die sie um sich zu breiten weiß, und die mit ihrem stillen Walten und Wirken alles umfaßt, was sie mit ihrem beglückenden, milden Hauche erreichen kann.

Man darf nicht einwenden, daß die heutige „rauhe Zeit" die Frauen in die Oeffentlichkeit drängt und sie dort zur Wahrung ihrer Interessen zwingt. In dieser Allgemeinheit hat die Behauptung keine Gültigkeit. Wer sich besonders berufen und fest genug fühlt, seinen und seines Geschlechts Interessen in der Oeffentlichkeit und im Versammlungssaale Geltung zu verschaffen, dem mag es nicht verwehrt sein: es aber als Richtschnur und Pflicht für alle Frauen hinzustellen oder zur Nacheiferung zu empfehlen, liegt durchaus nicht im Interesse einer vernünftigen Entwicklung der Frauenfrage, die noch immer alle Ursache hat, sich in möglichst enger Fühlung mit dem Bewußtsein des gebildeten Volkes zu halten und jede Ueberschreitung des Maßes taktvoll zu vermeiden. Die vielgenannte „rauhe Zeit nöthigt die Frauen zur Selbständigkeit im Denken und Handeln und zur Vergrößerung ihres Erwerbsgebietes", und deshalb sollten alle denkenden Männer sich regen, um diese Erwerbsfähigkeit der Frauen nach jeder anständigen Richtung hin zu erweitern; zur Theilnahme am politischen Leben, zu Reden und Discussionen in öffentlichen Versammlungen oder gar zur Inanspruchnahme des Wahlrechts drängt die rauhe Zeit nicht. Selbst im gepriesenen England befestigt sich dieser Standpunkt mehr und mehr, und nicht ohne innere Genugthuung lasen wir vor einiger Zeit im „Nineteenth Century" eine dahingehende Erklärung von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands. Die Damen erklären dort, daß nichts ihnen ferner liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frau herabzusetzen, „aber," so fahren dieselben fort, „gerade weil wir tief erfüllt sind von dem großen Werthe dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlfahrt des Gemeinwesens beitragen, widersetzen wir uns einer Bewegung, welche diesen Beitrag schwer zu schädigen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer bloß äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht bloß ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch entsittlichend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eifersüchteleien werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Abtheilungen der menschlichen Familie dahingehen sollte, daß jede die ihr eigenthümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwerthet." Diesen Worten fügen sie dann noch ausdrücklich hinzu: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlaments-Wahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts in England als eine widerliche, unnöthige Maßregel erscheinen, die ebenso verderblich für die Frauen, wie für den Staat wirken müßte."

Ich glaube, daß in Deutschland solche Kundgebungen von den Führerinnen der Frauenbewegung zu wenig beherzigt oder ignorirt werden. Beides wäre falsch und verderblich. Die Frauen, welche ernstlich auf ihre eigentliche Bestimmung und Stellung in der Welt halten, werden immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß sie um so mehr von ihrem inneren Werth und Zauber einbüßen, je mehr sie von der äußeren Gleichstellung mit den Männern erlangen, und je mehr sie sich dem erregenden Treiben in öffentlichen politischen Versammlungen aussetzen. Es handelt sich aber hierbei nicht etwa darum, die Frauen gänzlich vom öffentlichen Leben fern zu halten, sondern bestimmte Grenzen zu ziehen, die den Reiz und Zauber der weiblichen Eigenart nicht gefährden. Die Frauen lediglich bei ihrer häuslichen und wirthschaftlichen „Bestimmung" festhalten zu wollen, geht heute aus ethischen und wirthschaftlichen Gründen nicht mehr an, es klingt daher recht anachronistisch, wenn man im Parlamente die Frauen vorsichtig auf das „Haus" verweist und mit der Einräumung gewisser politischer Rechte sogleich „amerikanische Zustände" befürchtet. Hat man aber, wie ich annehme, bei dem Fernhalten von dem Forum des öffentlichen Lebens die Erhaltung guter deutscher Frauenart und Frauensitte im Auge, so ist das zwar sehr anerkennenswerth, es collidirt aber in sehr fühlbarer Weise mit den heutigen Zeitverhältnissen, die die Bethätigung der eigenen Kraft und Beanlagung in den Fragen des öffentlichen Lebens rücksichtslos auch von Frauen verlangen. Ich sehe nicht ein, warum die Frauen nicht über sociale, wirthschaftliche, ja politische Fragen discutiren sollen, wenn ihnen die Gegenstände interessant sind, und sie sich die genügende Fachkenntniß angeeignet haben. Meint man damit die weibliche Eigenart schon zu gefährden? Dann müßte man ihnen doch erst eine Zeit hindurch Gelegenheit geben, sich im öffentlichen Leben zu bethätigen, und wenn dann die Erfahrung lehrt, daß diese Beschäftigung dem eigentlichen Wesen der Frau widerstrebt, dann werden die Frauen in ihrer großen Mehrheit selbst die Ausübung ihres Rechts aufgeben. Das alte Wahrwort, daß sich „eines nicht für alle schickt", wird sich auch hier bewähren: die bei weitem meisten Frauen werden nicht viel Geschmack an der Bethätigung im öffentlichen oder gar politischen Leben finden, nur wenige energische, kraftvoll-männliche Naturen werden sich in dieser Bethätigung wohl und heimisch fühlen. Die Natur durch die deutsche Reichsgesetzgebung unterstützen, ist, wie ein bekannter witziger Parlamentarier richtig meinte, im wesentlichen überflüssig, da die Natur sich besser auf die Gesetzgebung versteht; es ist vielleicht auch richtig, daß für viele Frauen der Impuls zur Bethätigung am politischen Leben durch ein freieres Vereinsrecht schwächer wird, da dann der jetzt vorhandene Reiz des Verbotenen aufhört . . . .

Die vorjährigen Verhandlungen des Reichstags über das Vereins- und Versammlungsrecht haben die Frauenfrage nur gestreift, bestimmte Directiven und maßgebende oder fruchtbare Anregungen haben sie nicht gebracht. Es scheint, als ob die Frauenfrage für das Gros unserer Volksvertreter noch immer nicht Gegenstand ernsten Studiums geworden ist, die Debatte würde sonst nicht an der Oberfläche stehen geblieben sein, sondern die tiefere sittliche Bedeutung einer Betheiligung der Frauen am öffentlichen Leben dargelegt haben. Jedenfalls ist der jetzige Zustand, an dem durch das bürgerliche Gesetzbuch nichts Wesentliches geändert ist, ein widerspruchsvoller und unhaltbarer. Die Frauen dürfen als Besucherinnen wie als Rednerinnen an politischen Versammlungen theilnehmen, politischen Vereinen dürfen sie aber nicht angehören, ja nicht einmal den Festen derselben beiwohnen! Nun ist aber der Begriff eines „politischen Vereins" keineswegs klar und feststehend, sondern schwankend und dehnbar. Das Reichsgericht nimmt nach seinen Entscheidungen an, daß unter „politisch" das zu verstehen ist, was die Verfassung, die Verwaltung und Gesetzgebung des Reiches, sowie die internationalen Angelegenheiten angeht; es pflegt aber auch wirthschaftliche Fragen mit „politisch" zu bezeichnen, wenn es sich dabei um Aenderung bestehender Verhältnisse durch staatlichen Zwang handelt, oder überhaupt um sociale Fragen und Gesetzgebung. Ein Urtheil des Kammergerichts will unter Politik alles einbeziehen, was unter den Begriff der Staatswissenschaft fällt oder fallen kann. Man sieht, wie streitig und schwankend der Begriff „politisch" ist, und wie schwer es sich praktisch mit demselben operirt, besonders, wenn seitens der Regierungen Neigung zu Beschränkungen vorhanden ist. Man kommt vielleicht aus diesem Begriffszwiespalt am besten heraus, wenn man unter Politik hier die Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens versteht und die Frage einfach so stellt, ob die Frauen in Versammlungen, Vereinen, in Wort und That sich am öffentlichen Leben betheiligen können oder nicht.

Wir haben unseren Standpunkt darzulegen und zu begründen gesucht und können uns zum Schlusse kurz resümiren. Wer auf eine Lösung der großen socialen Zukunfts-Aufgaben hofft und an ihr mitarbeiten will, der muß die Schranken beseitigen helfen, die der politischen und socialen Bildung der Frau entgegenstehen, niemand aber hat an dieser Bildung ein größeres Interesse, als der Staat selbst, der die Lösung jener großen Aufgaben vorzubereiten hat. Das jetzige Leben verlangt gebieterisch von einer gebildeten Frau einen klaren Blick in das politische Leben und seine Strömungen, in die Strebungen und Wege der verschiedenen Parteien und in die Maßnahmen der Regierung, damit sie nicht nur in Wirklichkeit die Gefährtin ihres Mannes und die Erzieherin ihrer heranwachsenden Söhne sein, sondern auch als selbständige Persönlichkeit die verständnißvolle Beurtheilerin politischer Erscheinungen, Persönlichkeiten und Situationen darstellen und mit Goethe's Leonore sprechen kann:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen."

Es will mir scheinen, als ob die Mehrzahl der gebildeten deutschen Frauen der Gegenwart diesen Standpunkt noch nicht erreicht habe. Aber neben dieser theoretischen Erkenntniß kann auch eine gewisse thätige Theilnahme am öffentlichen Leben, die sich in freier Aussprache der gewonnenen Ueberzeugungen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

äußern mag, ohne Bedenken zugestanden werden, denn diese Theilnahme, die freieren und impulsiven Naturen zum Bedürfniß werden kann, wird die Eigenart des Geschlechts kaum schädigen können, da sie nicht die Leidenschaften anregt, auch nicht Haus und Familie beeinflußt, sondern lediglich die Abgabe eines wohlerwogenen Urtheils über öffentliche Zustände und Verhältnisse bedeutet, eines Urtheils, das sich in wirthschaftlichen und gewerblichen Dingen ganz besonders werthvoll erweisen kann. Daß sich die Frauen bei ihrem öffentlichen Auftreten jeder Härte und Bitterkeit enthalten und ruhig und sachlich discutiren sollen, daß sich temperamentvolle Naturen einen kräftigen Zügel anzulegen haben, ist schon aus dem praktischen Grunde erforderlich, damit nicht aus dem maßlosen und unvorsichtigen Auftreten der einzelnen Kapital geschlagen und gegen das Heraustreten der Frauen in die Oeffentlichkeit überhaupt protestirt werde. Ich bin weit davon entfernt, der allzu großen Vorsicht und Zimperlichkeit das Wort zu reden, da ich sehr wohl weiß, daß für die Einführung seiner gewonnenen Anschauungen, besonders wenn sie Neues bieten, ein lebhaftes und warmes Empfinden, Wärme und Begeisterung sehr wirksame Mittel sind, von diesen schönen Dingen aber ist Keckheit, herausforderndes und beißendes oder anmaßendes Wesen sehr wohl zu unterscheiden. Diese Eigenthümlichkeiten sind durchaus unweiblich und schaden auch der besten Sache, — vor allem der Entwickelung der Frauenbewegung selbst.

Vor der Frage des politischen Stimmrechts machen wir aus den oben dargelegten Gründen Halt. Wenn hiergegen geltend gemacht wird, daß die Versagung des Stimmrechts gleichbedeutend sei mit dem Ausschluß der Frauen von der Politik überhaupt, und daß ein solcher Ausschluß eine ungerechte Härte bedeute, da schon zu Anfang dieses Jahrhunderts die deutschen Frauen sehr energisch in die Politik eingegriffen hätten, so ist dieser Einwand nicht logisch und — etwas übertrieben. Frauen werden stets in gewissem Sinne und Umfange politischen Einfluß ausüben, wie es von jeher der Fall gewesen ist. Ihr Einfluß auf die politischen Männer wird um so größer sein, je klüger, vorsichtiger und liebenswürdiger sie diesen Einfluß geltend zu machen wissen. Nur in diesem Sinne ist des Fürsten Bismarck bekanntes Wort zu verstehen, daß es in Deutschland wohlbestellt ist, wenn die Frauen sich zur Politik halten. Davon weit entfernt liegt das Auftreten der Frauen in der politischen Arena oder gar die Forderung des Stimmrechts. Was aber die politische Thätigkeit der Frauen nach den Befreiungskriegen betrifft, so kann dieselbe nur aus dem Verständniß jener unheilvollen Zeit gedeutet werden. Damals stand das Metternich'sche Polizeispitzel-System in voller Blüthe, und die Reaction verfolgte grausam und rücksichtlos die Männer von freier Gesinnung. Die Frauen fragten nun nach dem Grunde dieser traurigen Erscheinungen, denen ihre Gatten, Brüder und Söhne zum Opfer fielen; sie wußten am besten, daß ihr Handeln und ihre Ueberzeugungen nur aus reinster patriotischer Empfindung entstanden war und ihnen keine Spur einer niedrigen oder an sich verwerflichen Gesinnung nachgewiesen werden konnte. Kein Wunder, daß ihr haßerfülltes Herz den heißen Wunsch fühlte, mitzustreiten im Kampfe der Männer für die gefährdeten heiligsten Güter: für Recht, Wahrheit und Freiheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Das und das allein war die Politik der Frauen in jener trüben Zeit, mit der die unsrige, — Gott sei Dank, — kein Analogon bietet.

Nachdruck verboten.

Verlorene Spur.

Von Clotilde von Schwartzkoppen in Berlin.

Ich bin dereinst vor Jahren
Durch einen Wald gefahren,
Einen wunderschönen Wald,
Gezogen von muthigen Rossen,
Vom Sonnenlichte umflossen,
Vom Jubel der Vögel umschallt.

Ringsum die Büsche blühten
Und gold'ne Käfer sprühten,
Leuchtfunken gleich, durch den Wald,
Eichhörnchen hüpft' in den Zweigen,
Und der Himmel hing voll Geigen
In dem wunderschönen Wald.

Nun fragt Ihr allerwegen:
Wo ist der Wald gelegen
Mit seinem Märchenglück?
Ach, Freunde, mein Herz war trunken,
Und ich fürchte, der Wald ist versunken —
Ich finde den Weg nicht zurück.

Nachdruck verboten.

Auf Reisen.

Von P. G. Heims in Bleckendorf.

Es war ja seiner Zeit wunderschön im „Goldenen Kiel", in den Tagen der Kanalfeier, um die Sommer-Sonnenwende des Jahres 1895. Weniger schön aber war es am Abend des vorhergehenden Tages auf dem Klosterthor-Bahnhof in Hamburg, auf dem eine unabsehbare Menge von Fahrgästen auf- und abfluthete, die der Beförderung harrten. Und endlich kam langsam der leere Zug angefahren. Nun begann ein Sturm auf die Wagenabtheile, der an klassische Muster erinnerte; wer am rücksichtslosesten seine Ellenbogen gebrauchte, am brutalsten sich vordrängte, am entschlossensten den Vordermann an den Rockschößen zurückzog und sich an seine Stelle auf das Trittbrett schwang, der hatte eben gewonnen. Man kann im ganzen annehmen, daß die Zurückgebliebenen, auf den zweiten Zug Wartenden, die anständigeren Leute waren. — Und doch sollte es mir und einigen von ihnen ganz sonderbar ergehen. Endlich setzte sich um Mitternacht auch dieser Zug in Bewegung, in dem ich mir in einem Abtheil zweiter Klasse einen Eckplatz neben der Thür erobert hatte. Da wurde diese Thür noch einmal aufgerissen und eine Dame hineingeschoben, der ein Herr folgte. Die Thür schlug zu, der Zug kam in Fahrt: „Verzeihen Sie, — wir **mußten** mit!" erklärte der Herr, „aber wir stehen!" Mir gegenüber stand die Dame in eine Ecke gelehnt. Sie schien todtmüde zu sein. Es waren sonst nur Herren im Abtheil, darunter einige, die sich rühmten, ein Billet erster Klasse zu besitzen. „Ob wohl einer der Herren der Dame seinen Platz anbieten wird?" fuhr es mir durch den Sinn. Aber ich wußte genau, daß keiner es thun würde, und endlich ließ mir mein Gewissen keine Ruhe mehr: ich that es. Mit einem Seufzer der Erschöpfung ließ sie sich in die Kissen fallen. Aber ich war auch **sehr** müde von einem langen, bewegten Reisetage und schlief im Stehen ein. Da hörte ich die Stimme des Gatten: „Laß den Herrn wieder sitzen, Anna!", und ich merkte, wie er mich stützte. Ich nahm das Opfer nicht an, sondern stand weiter, bis das Ehepaar auf einer Zwischenstation ausstieg. Aber nicht **einem einzigen** der bequem sitzenden Gentlemen im Abtheil war es eingefallen, **mir einmal Wechsel und Ablösung anzubieten!** Warum war ich so dumm gewesen, der Dame zulieb meinen bequemen Sitz aufzugeben, die übrigens ihrerseits so erkenntlich war, mir beim Aussteigen mit einem freundlichen Wort des Dankes die Hand zu reichen!

Der ganze Vorgang war durchaus bezeichnend für die Art unserer „Cavaliere", dem größten Durchschnitt nach, oder sagen wir: unserer „reisenden Herren"; denn auf Reisen lernt man den Menschen eigentlich kennen, wenn er meint, lauter Unbekannten gegenüber keine Rücksichten nehmen zu müssen. Weniger bezeichnend war es, daß die Dame sich bedankte. Man macht da manchmal auch die allersonderbarsten Erfahrungen, die wieder als Erklärung für manche Rücksichtslosigkeiten gelten kann, die wider Damen verübt werden. Aber es machte mir einen angenehmen Eindruck, durch die Art ihres Dankes zu erfahren, daß ich einer „Dame" meinen Platz eingeräumt hatte.

Die Frage: „Wollen wir einmal tauschen?" hätte mich seitens eines der damaligen Herren durchaus nicht unangenehm berührt. Wohl aber thut es so manche andere, die einem auf der Bahn entgegengeschleudert wird, wenn etwa der brave Nachbar gleich beim Einsteigen anfängt: „Na, wo wollen **Sie** denn hin? Kannibalische Hitze heute, — was?" Und dann geht's los, als wenn ein Damm gerissen wäre zur Hochwasserzeit. Und das soll im Damen-Coupé manchmal nicht viel anders sein. Es ist ja zum Reißen an der Nothleine, wenn man das Schicksal hat, solch einem geschwätzigen Menschen in die Hände zu fallen! Da mag sich ein etwas drastisches Recept empfehlen, das einmal einer angewandt haben soll, dem es zu viel wurde, als das Gegenüber darauf bestand, sie müßten einander im vergangenen Sommer schon begegnet sein. „Ja, ich entsinne mich jetzt, Sie haben recht," sagte der Gequälte ruhig, „im vorigen Sommer saß ich im Zuchthaus." Es wurde danach sehr still. — Aber eben so widerwärtig ist die öde Vornehmthuerei, die dem bei gegebener Veranlassung höflich Fragenden die Antwort ungezogen verweigert oder sie in einem Ton giebt, dessen ein „Gentleman" oder eine „Dame" sich nie bedienen wird, wie ich mich dessen entsinne einem Herrn gegenüber, den ich, halb unwillkürlich, nach dem Namen einer auftauchenden Bergkuppe fragte. Das ist die Rücksichtslosigkeit eines „Parvenü". Groß in solchen Rücksichtslosigkeiten sind die Herren Engländer, wie sie bei uns als Import-Ware auf unseren Eisenbahnen umherfahren, — so vom Kaliber der Bashfords. Ich fuhr einmal auf einer rheinischen Bahn lange Zeit ganz allein zur schönen Sommerzeit in einem Abtheil für mich. Aber endlich wurde auf einer Station die Thür aufgerissen, und drei englisch redende Persönlichkeiten stiegen ein: ein junger Bursche von etwa sechzehn Jahren, ein gleichalteriger Backfisch und eine etwas ältere Lady. Zunächst wurde nun das ganze Coupé mit Decken und Koffern und Schachteln und Schirmen und einem Lawntennis-Apparat oben und unten vollgepackt, und dann begann, ohne jede Beachtung des „Vierten", eine Idylle sich abzuspielen, der ich mit starrer Verwunderung zusah. Sie waren ganz **at home**. Ich baute mir schließlich aus den **rackets** und einem ihrer zusammengerollten Plaids einen Wall gegen die Füße des Jünglings, den er nach Behagen zertrampeln konnte, und zerbrach mir den Kopf darüber, in welchem Verhältniß die drei wohl zu einander stehen könnten. Angenehme Gesellschaft!

In die Reihe der Rücksichtslosigkeiten kann das **Rauchen** gehören, **auch** im Rauch-Coupé! Man erzählt sich da eine sehr hübsche Geschichte: Ein stattlicher Herr stieg eines Tages, die brennende Cigarre im Munde, frohgemuth in ein solches ein. Dort saß ein junges Mädchen, die sehr elend aussah und ihn bat, doch nicht zu rauchen, sie sei leidend und könne es nicht vertragen und habe doch keinen anderen Platz erlangen können. Der Herr war wehrlos der freundlichen Bitte einer Dame gegenüber und warf seine Cigarre zum Fenster hinaus. Auf der nächsten Station stieg ein aus kurzer Pfeife rauchender Student ein. Auf den artigen Hinweis des Herrn auf seinen kranken Schützling gab der qualmende Studio eine grobe Antwort, worauf jener etwas murmelte von einem Stück Rindfleisch und einem Ochsen, von dem man nicht mehr verlangen könne. Da brauste der Jüngling auf und überreichte dem alten Herrn seine Karte, „um zu contrahiren". Dieser besah sie sich nachdenklich und sah dann wieder den zornglühenden jungen Mann an und sagte dann ruhig: „Eine Karte habe ich nicht bei mir; aber ich heiße Kreuzberg, Thierbändiger!" Und zugleich versetzte er dem Musenjünger eine Ohrfeige, die der Pfeife und dem Streit ein schnelles Ende machte, — etwas gröblich, aber nach dem Congruenz-Satz von Keil und Klotz. Und manchmal thut es einem leid darum, daß die zur rechten Zeit entschlossen groben Leute im Aussterben sind.

Eine Liebenswürdigkeit, der man leider oft begegnet, ist die, daß da, wo der Zug durch eine besonders schöne Gegend geht, irgend ein breitrückiger Herr, — eine „Dame" wird das **nie** thun! — sich ins Fenster legt und selbiges Fenster sammt der Gegend als sein persönlich gepachtetes Eigenthum ansieht, gänzlich unbekümmert um die lauten oder leisen Klagen der sonstigen Mitreisenden. Da gefiel mir einmal ein Schaffner ausnehmend, dem ein Herr, der mit seiner jungen Frau reiste, sein Leid klagte über einen derartig rücksichtsvollen Gentleman, wie der auf einer Station ausgestiegen war, um sich zu erquicken. „Lassen Sie nur," sagte der Schaffner lächelnd; und als jener wieder eingestiegen war, sagte er listig: „Nun passen's auf, nun kommt die schönst' Gegend, hier wo Sie beid' sitzen! Drüben ist nix als a Felswand." Sofort pflanzte sich der edle Mitpilger an dem Fenster zwischen den beiden auf. Fröhlich wanderten sie aus nach der anderen Seite: „Lassen Sie uns tauschen?" bat der junge Ehemann. Und als nun das prächtige Thal sich gerade auf **ihrer** Seite aufthat in seiner blühenden Abgrundtiefe und drüben eine himmelhohe Felswand das Licht absperrte, da steckten sie fröhlich die Köpfe zusammen, und er sagte vergnüglich: „Dat Brüden geiht üm!"*)

Recht nett ist es ja auch, wenn so ein liebenswürdiger Mensch auf jeder Station aussteigt und die Füße und Schienbeine der Mitreisenden achtet, als wären es eitel Prell- und Pflastersteine. Da müßte man's machen, wie jener Sachse, der, zum achten Mal auf die Zehen getreten, freundlich sagte: „Aber mein kutestes Herrchen, — da sagt man doch wenigstens: hoppsa!" Aber man könnte es ja auch anders machen.

Der Ausdruck: „pomadig" kommt bekanntlich nicht von „Pomade" her, sondern von einem slavischen Wort „**pomale**", nach und nach. Aber es ist trotzdem ein durchaus deutscher Begriff geworden, und man ärgert sich auch in der Heimat oft genug darüber, wie heimisch er bei uns ist. Da steigt eine junge oder alte Frau aus, auf einem Arm ein Kind, in der anderen Hand den schweren Koffer, den sie mitgenommen. Es wird ihr nicht immer hülfreiche Hand geboten werden! Oder einer oder eine steigt ein: da ist's ein wohlthuendes Gefühl, wenn es freundlich herausklingt: „Darf ich ihnen behülflich sein?" Aber oft hört man's nicht, und oft bleibt der Gruß, den der Einsteigende in angemessener Weise ausspricht, in ärgerlicher Weise unerwidert. Ich wiederhole: von „Damen" nie! Denn das war keine **Dame**, die dem Schaffner zurief: „Ich habe Ihnen gesagt, ich wollte allein bleiben! Geben Sie mir ein anderes Coupé!" Und der Schaffner lachte, und der Herr lachte auch. Und eine „Dame" wird nie ausgelacht!

Es giebt ja gewisse kleine Herzens-Höflichkeiten, die ganz bezeichnend sind. Die drei Herren, die die Nacht über Scat spielten und Cognac tranken und den vierten nicht schlafen ließen, waren doch im Grunde nur Rowdies; und jener, der sein Gegenüber anknurrte, als er in Gedanken die Hand nach der ausgelesenen und herabgleitenden Zeitung des anderen ausstreckte: „Das ist **meine**!" gefiel mir weit weniger, als der junge Offizier in Civil, der sie seinem vis-à-vis freundlich reichte: „Befehlen Sie?", während der dicke Herr vom Dorfe, der seine Wurst überall ausbietet, und das junge Mädchen, das dem ihr Gegenübersitzenden Eierschalen und Semmelkrumen unbekümmert vom eigenen Schoß auf die neuen hellen Sommerhosen bürstet, beide nicht ganz zur guten Gesellschaft gehören dürften, wenn auch in verschiedener Weise.

Daß sie „dritter" gefahren sind, soll ihnen an sich nicht zum Tadel gerechnet werden. Man erzählt von einem sehr angesehenen älteren Geistlichen, der von seinen Amtsbrüdern auf dem Bahnsteig erwartet wurde und auch endlich kam, einem Abtheil „dritter Güte" entsteigend. „Aber Herr Superintendent," redete ihn einer in liebendem Vorwurf an, „Sie sind ‚**dritter**' gefahren?" — „Ja," sagte der alte Herr listig lächelnd, „wissen Sie, Herr Bruder, in meinen Jahren wird mir das Stehen **vierter** Klasse zu sauer!" — Das Gegenstück dazu war ein junges Mädchen, das einer sehr ansehnlichen Pfarrfrau auf dem Bahnsteig begegnete. „Ach, wir fahren wohl zusammen? Ich fahre ‚dritter'!" „Und ich fahre ‚zweiter'," sagte die Maid hoheitsvoll und stieg ein. — Es war um die Frühlingszeit, und die Gänslein waren eben flügge geworden, die des Stations-Vorstehers Lotte zum Wasser trieb. Und die Sonne lächelte und die Pfarrfrau lächelte.

*) Das Necken geht die Reihe herum.

Nachdruck verboten.

Nach dem Gewitter.

Zu dem Bilde von **Gilbert von Canal** in München.
Siehe Seite 76.

Der Aufruhr der Natur hat seinen Höhepunkt überschritten. Noch jagt der Sturm die Wolken am Himmel, aber was er verrichtet, ist nur noch Aufräumungs-Arbeit. In kurzem wird die Luft klar und der Himmel blauer sein, als er erschien, ehe sich die Gewitterwolken finster und drohend zusammenballten. Auch der vom Gewitterregen stark angeschwollene Gießbach, der jetzt noch rauschend zu Thale strömt, wird bald wieder ein sanftes Wässerchen sein, dessen Murmeln wie die Melodie eines Wanderliedes klingt. Eine wundervolle aromatische Frische entströmt dem Boden, wie neubelebt glänzt das Grün der Bäume und Sträucher. Es war ein nothwendiges Gewitter, das unter Donner und Blitz die Atmosphäre reinigte und den erstickenden Dunst hinwegfegte.

Redactions-Post

Antworten.

Irma v. B., Ober-Ungarn. — Sie haben in der Thatsache recht, daß die gräfliche Familie Nemes v. Hidvég und die Familie Bélics de Lajlófalva ungarische Familien sind. Es ist also sicher nicht ganz correct, wenn der Herr Verfasser unseres Artikels „Ein Zweckfest in der Berliner Gesellschaft" die Gräfin Nemes und Frau von Bélics liebenswürdige **Oesterreicherinnen** nennt. Aber wir glauben, Sie versichern zu können, daß der Herr Verfasser durchaus nicht beabsichtigt hat, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Ungarns anzutasten oder auch nur anzuzweifeln. Er ist einfach dem Berliner Sprachgebrauch gefolgt, der usancemäßig die österreichisch-ungarische Botschaft kurzweg die österreichische Botschaft, und den österreichisch-ungarischen Botschafter den österreichischen Botschafter nennt, und hat dementsprechend die Damen der Botschaft Oesterreicherinnen genannt. In Deutschland wird daher der Herr Verfasser kaum mißverstanden werden, und es scheint uns auch in Ungarn nur auf Grund einer besonderen Empfindlichkeit möglich, ihn soweit mißzuverstehen, daß man es für nothwendig hält, ihm zu sagen: „Ungarn ist keine Provinz von Oesterreich; wir haben voriges Jahr unser **Millenium** gefeiert; Ungarn ist ein Königreich, und wir beanspruchen es mit tausendjährigem Recht, daß wo wir auftreten, sollen wir als Ungarinnen betrachtet werden."

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 11, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

(1. Fortsetzung.)

Nun sprach er es doch aus; ein paar Thränen tropften aus Lenke's Augen, Thränen einer unnennbaren Seligkeit.

O ja, — man muß auf hoher See gewesen sein, bei Sturm und Kälte, um zu wissen, wie es thut, wenn der Hafen winkt!

Als sie um acht Uhr, — Geysa würde etwas verspätet in die „Hungaria" kommen, aber das that nichts, — auf der Treppe zu Lenke's Wohnung Abschied nahmen, drückte Geysa die Braut wieder und wieder fest an sein Herz.

Die Tanten bemerkten den leuchtenden Schein auf dem Antlitz der Zurückgekehrten. Oerszi lächelte spöttisch, Bertha verzog den Mund zu einer säuerlichen Grimasse.

Lenke sah keines von beiden. Uebrigens beeilte sie sich, gleich nach dem Abendessen in ihrem kleinen Zimmer zu verschwinden. Die Schulhefte mußten noch heute durchgesehen werden.

Sie zündete ihr Lämpchen an und trat dann zum Fenster, um das Rouleau herabzulassen. Hinter der gegenüberliegenden niederen Häuserreihe war die Matthias-Kirche sichtbar, die gleichsam in das Fenster hineinschaute. Lenke liebte diesen wunderschönen, gothischen Bau sehr; ja, sie hatte eine Art Beziehung zu ihm gewonnen: sein täglicher Anblick war das einzige, was ihr, seit sie hier bei den Tanten wohnte, eine Art Heimatsgefühl gab.

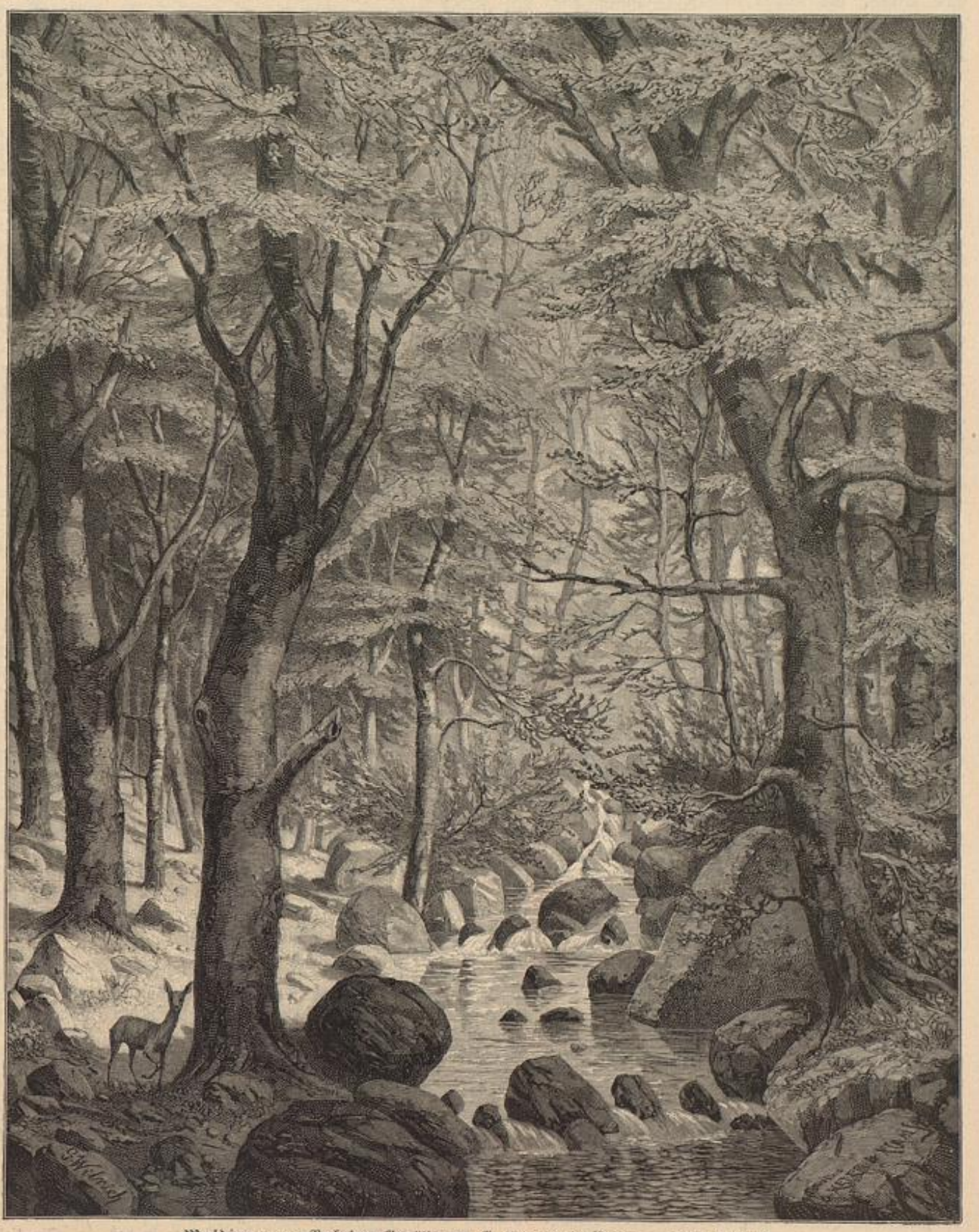
Auch heut' warf sie einen flüchtigen grüßenden Blick nach der hohen, steinernen Freundin, während das Rouleau herabrollte. Dann überkam sie wieder die ganze, mächtige Empfindung ihres Glückes. Still schloß sie das Fenster und begab sich, von dieser Glücksempfindung getragen, heiter an ihre mühselige Beschäftigung. Hie und da war ihr, als klänge Zigeuner-Musik an ihr Ohr, — die Musik, die Geysa jetzt in der „Hungaria" beim Souper hörte; sie schaute dann wohl einen Augenblick träumend vor sich hin, arbeitete aber gleich wieder pflichtgetreu weiter. Morgen würde sie ihn ja wiedersehen, und übermorgen, und alle Tage! Und bald, — hatte er gesagt, — würden sie für immer ganz beisammen sein.

Am nächsten Sonntag machte Lenke sich des Morgens auf, um jene zwei Zimmer in Augenschein zu nehmen. Sie ging allein; Geysa konnte immer nicht abkommen, wenn man aber noch länger zögerte, so würde die Wohnung vielleicht anderweitig vergeben. Deshalb hatte Geysa Lenke gebeten, erst allein nachzusehen, ob es überhaupt etwas damit sei, dann werde er sich jedenfalls in den allernächsten Tagen frei machen, um mit ihr nochmals hinzugehen und abzuschließen.

Als Lenke die Treppe in dem fremden Hause hinaufging, begegnete ihr eine Amme mit einem Kinde auf den Armen, das in zierliche Decken gehüllt war. Lenke blieb stehen; sie konnte schwer an einem Kinde vorübergehen, ohne stehen zu bleiben, und dieses hier war so reizend. „Wie alt ist es?" fragte sie die Amme, der die Bewunderung des jungen Mädchens sichtlich schmeichelte.

„Drei Monate!"

„Erst!" Lenke warf noch einen Blick auf das kleine, rosige Geschöpf und schritt dann, freundlich grüßend, weiter ihrem Ziele zu. Die Wohnung gefiel ihr ausnehmend gut; welch ein glücklicher Zufall, daß sie sie entdeckt hatte, und daß der Preis stimmte! Die Küche mußte man tünchen lassen, im übrigen war alles nett und rein. Die Aussicht von den Fenstern auf die Donau hinaus entzückte Lenke und würde Geysa entzücken. Und wie groß und hell die Zimmer waren!



Waldinneres. Nach dem Gemälde von G. Wilrich in Berlin. — Siehe Seite 88.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In Gedanken begann Lenke sie einzurichten. Ob alles gut Platz haben würde? Dort, im Hintergrunde wäre ein geschütztes Winkelchen für eine Wiege, dachte sie plötzlich und erröthete im nächsten Moment tief, obwohl sie sich ganz allein befand, denn die Hausbesorgerin, die ihr die leerstehende Wohnung geöffnet hatte, saß in der Küche wartend auf einer alten Kiste.

Es war sonderbar: Wenn Lenke sich die Zukunft ausmalte, übersprang ihre Phantasie stets eine Stufe; sie dachte sich immer als Mutter. Kam das daher, weil sie so viel Liebe zu Kindern hatte? Sie war nicht ohne Neigung für den Beruf Lehrerin geworden. Aber dreißig fremden Kindern Lesen und Schreiben beizubringen und sie außer den Unterrichtsstunden nicht zu sehen, das war nicht das Richtige. Wie anders, ein Kind immer um sich zu haben, es sein eigen zu nennen, ihm alles zu sein, wenigstens, so lange es noch klein ist: Hort und Schutz und Vorsehung, so weit dies in menschlicher Macht liegt.

Lenke ging in die Küche zurück und sagte der Hausbesorgerin, daß sie längstens übermorgen bestimmten Bescheid bringen würde. Nun wohl, so lange könne gewartet werden, meinte die Frau, die das junge Mädchen nicht ohne Sympathie betrachtete; aber länger nicht, denn es hätten schon verschiedene andere heute auch Gefallen an der Wohnung gefunden.

Lenke beeilte sich heimzukommen; sie hatte sich über die Zeit aufgehalten, es schlug zwölf Uhr. Schon im Vorzimmer hörte sie fremde Stimmen aus der Wohnstube dringen; das mußten Geysa's Verwandte sein. Dann war er auch da! Eben erklang auch sein Lachen, sein liebes, fröhliches Lachen! Rasch und freudig öffnete sie die Thür und trat ein.

Das erste, was sie erblickte, war Oerszi, die in ihrem gewöhnlichen, mit Flecken aller Art besäten Schlafrocke, der noch dazu nachlässig zugeknöpft war, in einem Lehnstuhle lag, — ein unangenehmes Wunder, das die Neugierde vollbracht haben mußte. Auf dem Sopha saß Bertha, so steif, als habe sie ein Lineal geschluckt, und neben ihr eine sehr elegante, noch recht jugendliche Dame. Dann kam der kleine, weißhaarige Curial-Richter, dem man seine neue Würde von weitem ansah, und dann ein blühendes, schwarzbraunes, sehr zierlich gekleidetes, junges Fräulein, mit dunkeln, blitzenden, neugierigen Augen, neben dem Geysa gesessen hatte, der bei Lenke's Eintritt aufgesprungen war und sie nun der Gesellschaft zuführte.

Alle, mit Ausnahme der beiden Tanten, erhoben sich. Die Frau Curial-Richter küßte Lenke freundlich auf die Stirn, Mariska auf beide Wangen, wobei sie aber eigentlich die ihren nur so hinhielt, der Curial-Richter schüttelte ihr die Hand, indem er sie zugleich ziemlich ungenirt betrachtete. Er war ja ein alter Herr, dem das erlaubt sein mußte.

Lenke erröthete ein wenig, blieb aber unbefangen.

Man nahm wieder Platz; ein etwas mühseliges Gespräch, das nicht recht fort wollte, kam in Gang. Die Frau Curial-Richter hatte dabei immer dasselbe liebenswürdige Lächeln auf den vollen Lippen, der Herr Curial-Richter kreuzte die Hände über dem goldenen Knopf seines Stockes und schaute anhaltend darauf nieder, als suche er ängstlich zu vermeiden, daß sein Blick die neben ihm sitzende Oerszi streife, — er hielt pedantisch auf Reinlichkeit, — und Mariska's Augen wurden immer größer und immer neugieriger. „Die ist ja alt!" hatte die Achtzehnjährige sofort beim ersten Anblick der Achtundzwanzigjährigen gedacht, und diese Entdeckung kam ihr gar zu merkwürdig vor. Geysa's Braut ein so unjunges Mädchen! Konnte man sich das vorstellen? Geysa war so jung und so lustig!

Lenke hatte den Verwandten ihres Bräutigams herzlich entgegen zu kommen gedacht; es wäre ihr dies natürlich gewesen. Aber sie brachte es bloß zu der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, die ihre Wohlerzogenheit in diesem Falle von ihr forderte. Es blieben für sie Geysa's Verwandte, — aber sie würde diesen Menschen nie näher kommen, das wußte sie nun. Es berührte sie fast verwunderlich, Geysa so vertraut mit ihnen zu sehen.

Das Peinlichste war ihr seine Befangenheit, die er nicht ganz zu verbergen vermochte. Er that ihr leid, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht besser vorgesorgt hatte, um ihm wenigstens die Verlegenheit über Oerszi's Erscheinung zu ersparen.

Sie ahnte nicht, daß ihn in diesem Augenblicke ganz anderes beschäftigte. Wenn er auch nicht dasselbe dachte, wie Mariska, — neben deren fast noch knospenhafter Jugend fiel es auch ihm auf, daß Lenke eigentlich verblüht sei. Den Jahren nach war sie wohl nicht alt, — aber Kummer und Nachtarbeit und geplagte Tage und die jahrelange, quälende Ungewißheit über die Zukunft ihrer Liebe, — die wollten auch gezählt sein. Gestern, da er in der Dämmerung die Spuren, die alles dies zurückgelassen hatte, nicht sah, rührte ihn die Erinnerung daran, heute bedrückte sie ihn. Lenke war schöner als Mariska, das sagte er sich auch jetzt, da er sie beisammen sah; aber frisch, wie diese, war sie nicht!

Die Visite währte nicht sehr lange. Man verabredete für den Nachmittag eine Fahrt nach der Margarethen-Insel, an der Lenke theilnehmen sollte, und dann brachen die Herrschaften auf. Geysa begleitete seine Verwandten, um noch einen Besuch mit ihnen zu machen; nach dem Essen würde er Lenke abholen.

Vor dem Hause hielt der Fiaker, der die Gesellschaft nach Pest zurückzubringen hatte. Das Gespräch wurde noch gezwungener, als die vier im Wagen saßen: die Eltern im Fond, ihnen gegenüber Mariska und Geysa. Der Curial-Richter zeigte den Seinen im Vorbeifahren verschiedene Veränderungen, die das Stadtbild in den letzten Jahren, — den Jahren eines mächtigen Aufschwunges, — erfahren hatte und stellte hie und da eine Frage an den Neffen, der alle diese Jahre ein Bewohner der Hauptstadt gewesen war. Mariska blickte aufmerksam umher und lachte alle Augenblicke laut auf, weil sie im Straßentreiben bald dies, bald jenes entdeckte, was sie komisch fand, oder auch nur, weil sie, wie alle übermüthig sorglosen jungen Menschen, überhaupt gern lachte und dazu nicht erst einen wirklichen Anlaß brauchte.

Sie sah dabei allemal nach Geysa, als erwartete sie, daß er mitlachen würde. Zu anderer Zeit wäre es sicher geschehen; aber in diesem Augenblicke zeigte er eine zerstreute, zugeknöpfte Miene. Er befand sich in sehr schlechter Stimmung, in der ihn dieses lustige Lachen förmlich reizte.

Von Lenke's Tanten wurde gar nicht, von ihr selbst nur sehr wenig gesprochen. „Sie ist sehr lieb, — sie muß trübe Tage durchgemacht haben!" — das war so ziemlich alles. Geysa hätte seine Braut von den Verwandten gern warm und rückhaltslos loben gehört; sie verdiente es doch! Er hätte gewünscht, daß man ihm gratulirt, ihm so recht herzlich prophezeit hätte, daß er an ihrer Seite sehr glücklich werden würde. Davon war nun keine Spur.

„Sie kennen sie nicht näher," sagte er sich; „sie kennen sie nicht so, wie ich sie kenne."

Dennoch lag noch ein Schatten auf seinen Zügen, als er um drei Uhr kam, Lenke abzuholen.

Sie sah den Schatten; sie war schon seit Vormittag nicht mehr froh. Bertha's Bosheiten, denen sie während des Essens ausgesetzt gewesen war, die hatten nichts zu sagen; aber das Herz lag ihr schwer wie Blei in der Brust, — sie wußte selbst nicht recht warum?

Mechanisch hatte sie sich geschmückt für den Ausflug, hatte ihr hübschestes Kleid angelegt, das sommerliche hellblaue Kleid, das Geysa an ihr liebte, und dabei im Spiegel die Bemerkung gemacht, daß sie bleich und matt aussehe, und dann daran gedacht, daß das neben Mariska doppelt auffallen würde. Aber sie war schon, als Geysa sich mit ihr verlobte, nicht mehr achtzehn Jahre alt gewesen und hatte ihm doch gefallen! Und wie oft hatte er ihr seither gesagt, daß sie schön sei, und daß er ihre feinen Züge über alles lieblich fände. Also, was sollten denn diese dummen Gedanken! Wenn sie erst glücklich sein würde, ganz glücklich und beruhigt, würde sie auch noch einmal frisch und blühend werden, — mehr vielleicht, als sie es je gewesen. Wie viele blühend schöne Frauen von dreißig, von zweiunddreißig Jahren giebt es; auch sie würde so werden, Liebe und Glück würden sie dazu machen. Sie wußte es, — bestimmt wußte sie es. Sie fühlte tief, daß noch eine Fülle von Kraft in ihr lag, und daß sie der Blume gleichen würde, die lange im Schatten gestanden hat und sich nun im Sonnenlicht doppelt reich entfaltet.

Aber es half ihr alles nichts; der dumpfe Druck wollte nicht von ihr weichen; sie hatte große Mühe, Geysa nichts davon merken zu lassen. Und so gingen sie, scheinbar unbefangen mit einander plaudernd, und doch jedes innerlich in seinem Gleichgewichte gestört, zum Landungsplatze der Dampfer hinunter.

Die Margarethen-Insel ist eine grüne Perle im Schmucke von Budapest. Am allerschönsten erscheint sie, wenn sie einsam in ihrer Muschel ruht, — der schimmernden Donau. Nur dann genießt man den ganzen Reiz ihrer zaubervollen Frische, die in solcher Nähe der großen Stadt doppelt mächtig wirkt.

Aber leider ist die Margarethen-Insel fast nie einsam, — außer in den frühen Stunden des Morgens, — und am allerwenigsten an einem Sonntag-Nachmittage. Ein übervolles Schiff nach dem andern kam herangedampft und entlud immer neue Menschenschwärme, die alle Wege und Plätze des nicht sehr ausgedehnten Eilandes überflutheten. Von den Kaffeehäusern schmetterten Militär-Musikbanden ihre lauten Klänge in das Gesurre und Getreibe hinein. Alles in allem gehörten robuste oder stumpfe Nerven dazu, um den Aufenthalt hier heute angenehm, ja nur erträglich zu finden. Die Familie des Curial-Richters hatte offenbar solche Nerven aus der Provinz mitgebracht; ihr gefiel's in dem Gewühle, das für sie etwas Neues war. Aber Lenke litt darunter; sie wünschte sich weit fort von all diesen geputzten, schwatzenden, gaffenden, lärmenden Menschen, irgendwohin an einen stillen, traulichen Ort, wo sie mit Geysa allein wäre. Wohl ging sie als seine Braut an seinem Arme; aber an seiner anderen Seite ging Mariska in ihrem grellrothen Kleide und mit ihrem grellrothen Sonnenschirme, die Lenke in den Augen weh thaten, ja sie zuletzt förmlich hypnotisirten, und obwohl Geysa sich sichtlich bemühte, seine Aufmerksamkeit der Verlobten zuzuwenden, vergaß er sich doch alle Augenblicke und lachte und scherzte mit der munteren Cousine, als sei Lenke gar nicht anwesend. Er war mit einem Mal aufgeregt lustig.

Hinter den drei jungen Leuten schritten die Eltern, die leise, — aber doch nicht leise genug für ein feines erregtes Ohr, — Bemerkungen mit einander austauschten. Lenke glaubte Worte zu vernehmen wie: „Zu schade! — Eine Uebereilung! — Nicht mehr zu ändern! — Sie hätten so gut zusammen gepaßt!" —

Vielleicht bildete Lenke sich das auch nur ein. — Endlich hielt sie es nicht länger aus. Ganz plötzlich, ohne recht zu wissen, was sie that, zog sie ihren Arm aus dem Geysa's und eilte der Gesellschaft voraus. Sie kannte die Insel genau. Da herum, bei der Ruine, mußte ein schmaler Weg sein, der zu einer versteckten Stelle des flachen Ufers führte. Dort würde es still sein, dort waren gewiß keine Menschen, dort wollte sie hin. Mehr dachte sie nicht. Erst als sie unten war und die Wellen sah, wie sie den Sand bespülten, überkam sie ein unwiderstehlicher Zug nach dem Wasser, eine unklare, aber überwältigende Vorstellung, als würde „alles gut" sein, wenn sie nur erst drin wäre in den grünen Fluthen, als müsse sie, um jeden Preis, geradeaus hineinschreiten. Es war eine vollständige Sinnesverwirrung.

„Lenke!" rief Geysa's besorgte Stimme, „geh' doch nicht so weit hinaus, Du holst Dir nasse Füße!" Schon war er auch bei ihr und legte ihren Arm wieder in den seinen.

„Weshalb bist Du uns durchgegangen?" fragte er, nicht ohne Befangenheit, aber ohne etwas von dem Zustande zu ahnen, in dem Lenke sich noch eben befunden hatte.

„Ein Scherz! Ich wollte sehen, ob Ihr mich finden würdet," lächelte sie mit bleichen Lippen.

Auch Mariska war herangekommen. Ihre jungen Augen schauten Lenke verwundert an. In diesem Momente trat es besonders stark hervor, daß sie noch etwas Kindliches, Unreifes in ihrem Wesen hatte, das sie vielleicht immer behalten würde; aber der Zug, der in den Winkeln ihres rothen Mundes, dessen Lippen zu dick und stark aufgeworfen waren, — es schimmerten jedoch prachtvolle Zähne dahinter, — saß, sprach nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade darum unverkennbar: „Was ich mir in den Kopf setze, das pflege ich zu erreichen."

Für jetzt fand sie es an diesem Plätzchen „ganz reizend!" Und was es da für schöne Kieselsteine gab! Sie bückte sich, hob eine Handvoll auf, warf die größere Hälfte wieder fort und steckte die andere in ihre Kleidertasche, die davon zuletzt ganz schwer wurde. Wozu sie die Steine mitnahm, wußte sie so wenig, als es sonst jemand wissen konnte. Sie gefielen ihr eben.

Dann trat man den Rückweg zu den Eltern an, die auf einer Bank ziemlich ungeduldig des Wieder-Erscheinens der Jugend harrten, deren plötzliches Verschwinden hinter der Ruine ihnen nicht ganz verständlich geworden war. Sie fanden es an der Zeit, sich nach einem Tische vor einem Kaffeehause umzusehen, in der Nähe der Musik, um bei deren Klängen Eis essen zu können; in der Hauptsache war man ja dazu hergekommen.

Das Brautpaar ging wieder mit einander. Geysa sprach fast nicht mehr mit Mariska. Auch später, bei der abendlichen Heimfahrt auf dem Schiffe, das den gleich einer Illumination flimmernden Lichtern der Stadt zu dampfte, hatte er nur Sorgfalt für Lenke, und als er sie dann nach Hause gebracht hatte und im Vorzimmer von ihr Abschied nahm, wobei das verschlafene Dienstmädchen wartend die Kerze hielt, küßte er nicht nur ihre Lippen und ihre Augen, sondern auch ihre Hände mit besonderer Zärtlichkeit. Sie erwiderte seine Küsse nicht, lächelte ihn aber liebevoll an, ehe sie sich trennten.

„Er ist so gut, — und so reuig!" dachte sie, als sie allein in ihrem Zimmer stand.

Sie ließ sich angekleidet auf das Bett fallen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

preßte das Gesicht fest in die Kissen, damit die Tanten, die im Nebenzimmer schliefen, ihr herzbrechendes Schluchzen nicht hören sollten.

Ein neuer Tag kam, und Lenke begab sich wie an jedem Morgen der Woche in die Schule, um Unterricht zu geben. Es wollte anfangs nicht recht gehen damit, — die Kinder sahen ihre zerstreute, blasse Lehrerin erstaunt an, — aber allmählich beruhigte sie sich gerade im Zwange der Pflicht. Als sie heimkehrte, fühlte sie sich wieder frischer und hoffnungsvoller. Es war doch eigentlich nichts geschehen; ihre Nerven waren gestern überreizt gewesen.

Nachmittags erschien Geysa sehr pünktlich. Ein starkes Gewitter brach aus, kaum daß er eingetreten war, und so mußte man heute zu Hause bleiben. Während Oerszi in der Küche hantirte, um das Abendbrod herzustellen, an dem Geysa, nach langer Zeit, wieder einmal theilnehmen sollte, und Bertha auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster Wäsche flickte, saß das Brautpaar in der zweiten Fensternische. Geysa hatte ein Buch mitgebracht, das beide schon längst gern kennen lernen wollten und las vor. Blitz und Donner waren vorüber, aber ein eintöniger Regen klatschte nieder. Lenke hielt die Hände müßig im Schoße und sah auf Geysa. „Er liest ebenso zerstreut, wie ich zerstreut zuhöre," dachte sie.

Beim Nachtmahl fühlte Oerszi sich geschmeichelt, weil der junge Mann der von ihr bereiteten Speise Ehre anthat; aber Bertha's scharfe Stimme fuhr sofort dazwischen: „Bilde Dir nur nichts ein! — Man kann sich auch zum Essen zwingen."

„Alte Hexe!" dachte Geysa erbittert und wunderte sich, daß er Lenke's unangenehme Umgebung drei Jahre lang zu ertragen vermocht hatte. „Wenn Sie mich meinen, Bertha-néni, da sind Sie im Irrthum! Ich finde diese Coteletten in der That vorzüglich, bessere giebt es in der ‚Hungaria' nicht. Bitte noch eines!"

Lenke stach nur so ein bißchen mit der Gabel auf ihrem Teller herum.

Bald, nachdem man abgegessen hatte, ging Geysa fort.

„Du siehst müde aus, liebes Herz," sagte er zu Lenke, „wahrscheinlich von gestern; dieses Menschengedränge auf dem Schiff und auf der Insel war auch wirklich schauderhaft. Es wird Dir gut thun, heute früh die Ruhe zu suchen."

Lenke kämmte vor dem Schlafengehen ihr Haar. Morgen sollten sie wegen der Wohnung Bescheid sagen; Geysa wußte es, sie hatte ihm noch am Sonntag Vormittag, vor den Verwandten, ihren freudigen Bericht erstattet; — er war heute mit keinem Worte auf die Sache zu sprechen gekommen, und so hatte auch sie davon geschwiegen. Offenbar hatte er die Dringlichkeit der Angelegenheit vergessen und dachte gar nicht daran.

Es würden also andere Leute in die freundlichen Zimmer einziehen! Ob es glückliche Leute sein werden? .... Leute, die eine Wiege mitbrachten! ...

Wo sie und Geysa wohl eine andere Wohnung finden würden? Der Hochzeits-Termin war so nahe! Wenige Wochen.

Sie holte den bereits gekauften Myrtenkranz aus seinem Carton und setzte ihn vor dem Spiegel auf. Aber da erschrak sie, weil sie bei der schlechten Beleuchtung durch die kleine Lampe so unheimlich blaß darunter hervorsah. Und plötzlich kam es ihr wie ein Traum vor, daß sie diesen Kranz tragen würde. —

Die Familie des Curial-Richters war nun in ihrem schönen Hause installirt und gab eine große Soiré, um es einzuweihen und ihre neuen Bekannten um sich zu versammeln. Natürlich war Lenke eingeladen, nachdem Geysa's Tante zuerst vorsichtig in Erfahrung gebracht hatte, daß der Seidenstoff, den sie seiner Verlobten als Brautgeschenk gegeben, bereits zu einer Toilette verarbeitet sei. Das Kleid war von Lenke ihrer kleinen Ausstattung beigefügt worden, die sie in den Jahren ihres Brautstandes langsam zusammengespart und angefertigt hatte.

Sie sah schön aus in dem Amethist-farbenen, glänzenden Stoffe, der ihr etwas Frauenhaftes gab, und Geysa fühlte sich nach langer Zeit wieder einmal befriedigt von der Erscheinung seiner Braut. Ja, wenn er sie immer in einem solchen Rahmen sehen könnte! Kleider machen Leute. Erst, seit er so viel mit der luxuriösen Mariska verkehrte, wußte Geysa, welchen Einfluß ein elegantes Ensemble in der Toilette einer Frau auf einen Mann auszuüben vermag. Früher hatte er nichts davon verstanden, aber jetzt war ihm auf einmal der Sinn dafür aufgegangen. Nettigkeit, an der es bei Lenke nie fehlte, war ja gut; aber es gab doch noch anderes. Und während er sie jetzt bewunderte, als sie in ihrem schönen Anzuge vor ihm stand, konnte er sich nicht enthalten, leise mit der Hand an dem knisternden, schillernden Stoffe hinabzustreichen.

Er würde ihr keine solchen Kleider kaufen können, auch nichts von den vielen anderen zierlichen und distinguirten Dingen, ohne die er sich Mariska gar nicht denken konnte.

Lenke selbst hatte das Seidenkleid nur sehr ungern und auf Geysa's ausdrücklichen Wunsch angezogen; sie wäre viel lieber in ihrem einfachen, weißen Wollkleid in der Gesellschaft erschienen. Ihr kam dieser ihr von den reichen Leuten geschenkte Staat, obwohl sie ihn zu tragen verstand, wie etwas Erborgtes vor, und sie fühlte auf einmal, daß ein Mangel an Taktgefühl in der Gabe lag, die sie zuerst harmlos, ja mit weiblichem Wohlgefallen entgegengenommen hatte. Am peinlichsten aber berührte es sie, daß Geysa diese Empfindung offenbar nicht theilte, nichts darin fand, daß die Verwandten ihm die Braut „herausputzten", damit sie sich vor ihren Bekannten nicht zu schämen hätten. Sie verscheuchte jedoch diese schlimme Vorstellung gleich wieder; Geysa hatte gewiß gar nicht über die Sache nachgedacht, und es war ja am Ende begreiflich, wenn er sich freute, daß sie schön aussah, und daß seine Verlobte hinter den andern Frauen der Gesellschaft nicht zurückstand, — in einem Kreise, in dem nun einmal Aeußerlichkeiten ausschlaggebend waren. Zuletzt überwog die süße Befriedigung, daß sie ihm gefiel, alle anderen Gedanken und Empfindungen.

Lenke war recht heiter an diesem Abend; eine ruhige Sicherheit, wie sie sie lange nicht in sich gefühlt hatte, erfüllte ihr Herz und gab ihr etwas Gehobenes und Freies, das ihr den vielen fremden Leuten gegenüber gut zu statten kam; die schöne Umgebung behagte auch ihr, und das Neue, das für sie in einer größeren Gesellschaft lag, zerstreute sie angenehm, — bis sie zufällig in einen kleinen Salon trat und dort Geysa mit Mariska allein an einem Tische stehend fand. Es war wohl gar nichts dabei; Mariska erzählte ihr sofort, daß Geysa ihr helfe ein Gesellschafts-Spiel vorzubereiten und zeigte ihr die Papierstreifen, die sie zu dem Zwecke geschnitten hatten, indem sie sie aufforderte, sich gleichfalls an dieser Arbeit zu betheiligen, — sie wären noch nicht fertig und könnten weiteren Beistand brauchen. Aber Lenke hatte die Art, in der sie bei ihrem Eintritt die Köpfe der beiden einander zugeneigt gesehen hatte, sodaß ihre Haare sich berührten, einen Stich ins Herz gegeben und den fühlte sie fortan unausgesetzt.

Ihre Heiterkeit verwandelte sich in eine erzwungene, und die Leute meinten schließlich: So besonders glückstrahlend sehe das Brautpaar nicht aus. Dann erkundigte man sich bei der Hausfrau und dem Hausherrn nach den näheren Verhältnissen, und als man von dem Vermögensmangel der Braut hörte, erklärten die vernünftigen Leute, eine solche Heirat sei doch eigentlich ein Unsinn. Die Curial-Richterin zuckte bedauernd die Achseln dazu, und der Curial-Richter zuckte bedauernd die Achseln; des Menschen Wille sei sein Himmelreich, sagten sie.

Eine Mutter von sechs überreifen, ledigen Töchtern, die alle in den gleichen, canariengelben Kleidern im Neben-Salon umherflatterten oder saßen, aber rief: „Je nun! Sie läßt ihn wohl nicht aus!"

Es war bloßer Zufall, daß die Braut es nicht hörte. —

Wie Geysa es gesagt hatte, mußte nun Lenke „überall dabei" sein. Curial-Richters luden das Brautpaar fortwährend ein: ins Theater, zu Ausflügen, zu Spazierfahrten oder zu kleinen „Familien-Diners".

Das war sehr liebenswürdig von ihnen und man konnte unmöglich oder doch nur selten ablehnen; aber alle diese Dinge nahmen Lenke sehr viel Zeit weg. Um ihre Arbeiten für die Schule fertig zu bringen, mußte sie oft des Nachts lange aufsitzen und sah dann am Tage müde und überwacht aus. Das Schlimmste aber: sie hatte nun Geysa fast niemals mehr für sich allein. Gerade jetzt, in dieser letzten Zeit vor der Hochzeit, wo es so vieles zu besprechen gab, konnten die beiden oft lange kaum ein vertrauliches Wort wechseln. Geysa zeigte sich bei alledem immer liebevoll und aufmerksam gegen Lenke; aber sie sah doch, — was sie sah. Sie sah, daß ihm die Unmöglichkeit ungestörten Beisammenseins keineswegs so schwer erträglich war wie ihr, ja vielleicht eher — erwünscht! Sie wollte, sie konnte es nicht glauben; sie schalt sich mißtrauisch und thöricht. Aber während sie sich einer ihr aufgezwungenen Geselligkeit widmete und es sich abrang, stets ein heiteres Gesicht dazu mitzubringen, und während sie in Schule und Haus scheinbar ruhig ihre Pflichten und Geschäfte durchführte, erfüllte und beherrschte sie Tag und Nacht, stündlich und in jeder Minute unausgesetzt ein Gedanke, eine Empfindung, ein Gebet: „Herr! laß den Kelch vorüber gehen! O Herr, — laß den Kelch vorüber gehen!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bäuerin.

Erzählung von A. von Auerswald in Berlin.

(Schluß.)

Aber der Gendarm drängte sich streng und gewichtig vor.

„Ihr habt mich beleidigt," sagte er, „in Ausübung meines Amtes beleidigt, aber ich will Euch verzeihen. Ich denk' schon, es muß Euch nicht angenehm sein. Hier aber steht klipp und klar," — und er wies mit dem breiten Daumen auf ein Papier, — „daß ich den Bauer Josef Huber verhaften soll, und wenn er nicht freiwillig kommt, das Haus nach ihm durchsuchen muß. Platz da!"

Aber die Bäuerin rührte sich noch nicht von der Thür. Ihre Augen fuhren suchend im Kreise umher, ob ihr niemand beistehen wolle, in ihrem Gesicht lag verzerrte Todesangst. Die Knechte sahen stumm vor sich nieder.

„Muß ich?" stieß sie endlich hervor. „Muß ich?"

Der Großknecht nickte.

„Es geht nicht anders, Bäuerin. Ueberdies, wenn der Bauer unschuldig ist, wird's unser Herrgott schon an den Tag bringen."

„Wenn er ist?" schrie sie fast. „Er ist es! Aber die Schande, die Schande!"

Der Gendarm durchsuchte das Haus, und als er den Gesuchten nicht fand, ritt er wieder fort. Die Bäuerin hieß die Knechte gehen, sie blieb die ganze Nacht auf und wartete.

Josef kam nicht.

Des Morgens war sie auf dem Felde, ruhig wie sonst. Ihr Auge wich keinem Forschen aus, aber wo sich flüsternde Gruppen von Knechten und Mägden bildeten, trat sie dazwischen, streng und finster. Wer konnte wissen, was sie dachte? In ihrem undurchdringlichen Gesicht war nichts zu lesen. Aber in den Augen brannte ein flackerndes Feuer voll Unruhe und Erwartung. Aber es kam nichts. Die Sonne schlich träge an dem glänzend blauen Himmel aufwärts, sie neigte sich wieder und verschwand endlich, in glühenden Purpur getaucht. Der Tag war wie jeder andere vergangen, aber die entsetzliche Spannung, die über allem hing, verging nicht.

Zum Abendessen wurde kaum ein Wort gesprochen. Nur die Teller und Messer klapperten gleichförmig, unerträglich laut, und Knechte und Mägde machten unglaublich dumme Gesichter, in dem Bemühen, unbefangen zu erscheinen. Allen war es eine Erleichterung, als die Mahlzeit beendet war. Die Bäuerin blieb mit hartem Ausdruck regungslos am Tisch sitzen. Da wandte der Großknecht sich in der Thür um, schloß sie hinter den andern und ging zurück. Fragend und ungeduldig sah sie auf.

„Nun?"

„Ich hätte Euch etwas zu sagen, Bäuerin," sagte er unbeholfen, aber treuherzig. „Es geht Euch ja mehr an, als uns alle, — vom Bauer," setzte er erklärend hinzu.

Sie half ihm nicht, fortzufahren, ihre Mienen zuckten auch nicht, sie sah ihn nur gerade an.

„Der Peter kam von der Stadt und hat's uns erzählt," fuhr er also nach einigem Zögern fort. „Der Bauer soll sich den Herren vom Gericht gestellt haben, sagte er, und soll alles bekannt haben."

„Was bekannt?" rief die Bäuerin und sprang auf.

„Daß er im Zorn den Förster erschlagen," sagte der Knecht langsam.

Ein schreiender Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Es ist nicht wahr!" rief sie dann zornig. „Ich glaub's nicht, und wenn Ihr alle es sagt!"

Der Großknecht ging, und wieder saß die Bäuerin die ganze Nacht und wartete, starr und unbeweglich, aber am Morgen war ihre Gestalt wie gebrochen, und ihr Auge glanzlos.

Dessenungeachtet war sie bei der Arbeit, wie jeden Tag. Nur hielt sie den Blick gesenkt, wenn sie an den Leuten vorbeikam, und ihre Stimme klang viel leiser, als gewöhnlich. Manchmal stand sie ganz selbstvergessen da und schaute vor sich hin mit schlaff herabhängenden Armen und geneigtem Kopf. Sie wartete noch immer. Die Leute arbeiteten stumm und unverdrossen. Es zeigte sich jetzt, wie viel Achtung und Liebe die Bäuerin bei ihnen genoß. Keiner sprach ein Wort über die ganze Sache, aber doch zuckte die Bäuerin zusammen, wenn überhaupt nur zwei mit einander redeten, voll Angst und Mißtrauen, und in die hellen, stolzen, unerschrockenen Augen trat ein scheuer, fast demüthiger Ausdruck.

Des Abends setzte sie sich hin und schrieb mit großer, schwerer Hand einen Brief. Es waren wenig Worte, sie fragte nur ihren Sohn, ob er ein Mörder wäre oder nicht: „Ja oder nein, und mach' nicht viel Gered', wie die Stadtleute." Dann klebte sie ihn zu und saß wieder dumpf brütend vornübergebeugt, bis es tagte. Der Großknecht mußte ihn zur Stadt an seine Adresse tragen und sollte auf Antwort warten. Er kam erst des Abends zurück. Die Bäuerin war ihm ein weites Stück entgegen gegangen. Sie nahm ihm mit kurzem Dank die Antwort ab, die er brachte, und ohne weiter eine Frage zu stellen, ging sie zurück.

Der Sohn schrieb in bitterer, ernster Reue, in heißer, trostloser Verzweiflung, er bat um die Vergebung der Mutter, an der allein ihm etwas gelegen sei. Ja, er habe es gethan, aber in dem Augenblicke habe er von sich selbst nichts gewußt. Der junge Förster aus H. habe auch um des Försters Tochter geworben, er habe oft in ihrer Gegenwart über ihn, den Bauernsohn, gespottet, der sich mehr zu sein dünke, als die anderen, weil er ein wenig mehr gelernt. Zuerst sei des Försters Tochter ihm wohlgesinnt gewesen, er habe es wohl gemerkt, aber der andere habe so Schlechtes von ihm geredet, daß sie ihn schließlich nicht mehr angesehen, und dann habe jener ihm in beleidigender Weise die Thür gewiesen, als ob er kein ehrlicher Mensch wäre. Und nun sei er es ja auch nicht mehr! Keiner würde ihn mehr anblicken oder seine Hand nehmen wollen. Und auf der Mutter Namen habe er Schande und Unehre gebracht für alle ihre Liebe. Würde sie ihm vergeben können? Das sei sein einziger Gedanke, sein einziges Gebet vor Gott. Aber er erhoffe alles von der alles überwindenden Mutterliebe, vor deren Richterstuhl er sich stelle.

Oft ging es wie ein Aufschluchzen durch die Zeilen, ein tiefes, demüthiges Zagen, ein strenges, rücksichtsloses Selbstverurtheilen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Bäuerin aber schrieb:

„Du bist mein Sohn nicht mehr. Dein Gut steht für Dich bereit. Wenn Du kommst, es zu verwalten, gehe ich. Unsere Wege gehen auseinander. Gott sei Dir gnädig! Du hast ein Leben auf Deinem Gewissen.“

Des Morgens fanden ihre Leute sie bewußtlos auf der Erde liegen und neben ihr den adressierten Brief.

Die Bäuerin wurde krank, um so schlimmer, da sie es noch nie gewesen. Sie konnte ihr Bett nicht verlassen, einem heftigen Fieber folgte eine unendliche Schwäche. In dieser Zeit pflegte sie die rothe Guste, die erst kürzlich auf den Hof gekommen war, mit rührender Treue und Aufopferung. Auf dem Hof aber ging es bunt her. Der Großknecht hatte die Oberleitung übernommen, aber überall fehlte der Rath und die Hülfe der Bäuerin. So lange sie gesund war, hatte sie alles fast allein geleitet, sodaß den Leuten das selbständige Denken ungewohnt war. Und sobald sie, allerdings erst nach Wochen, wieder im Genesen war, kam alle Augenblicke jemand, um Rath und Meinung einzuholen.

„Ohne Euch geht's halt nicht, Bäuerin,“ sagte der Großknecht. „Nichts ist recht.“

Die Bäuerin lächelte trübe, aber es war doch ein Lächeln, das erste seit der schweren Schickung. Und weil sie sah, daß es ohne sie nicht ging, bekam sie auch wieder Lebensmuth und dadurch Lebenskraft. Es wurde besser mit ihr.

Da kam der alte Pastor zu ihr und fing an, von ihrem Sohn zu reden. Sie wollte ihn bleich und zornig unterbrechen, aber er sah sie milde und beschwichtigend an, und aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn verstummte sie. Er hatte ihn gesehen und gesprochen. Josef hatte den letzten Brief seiner Mutter erhalten und

aber gefaßt, und die Augen, wenn auch müde, doch stolz und etwas starr, da war auch nicht einer unter allen, der das Herz gehabt hätte, zu sagen: „Ich mag nimmer bei Euch dienen, weil Euer Sohn ein Mörder ist.“

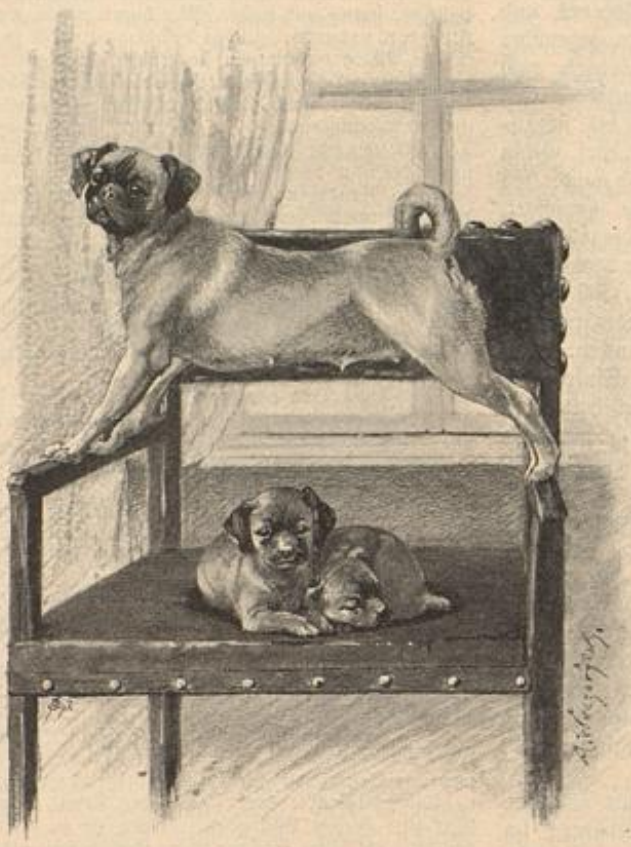
Der Großknecht sagte: „Wir bleiben,“ und die anderen murmelten: „Wenn's Euch recht ist, wir bleiben alle.“

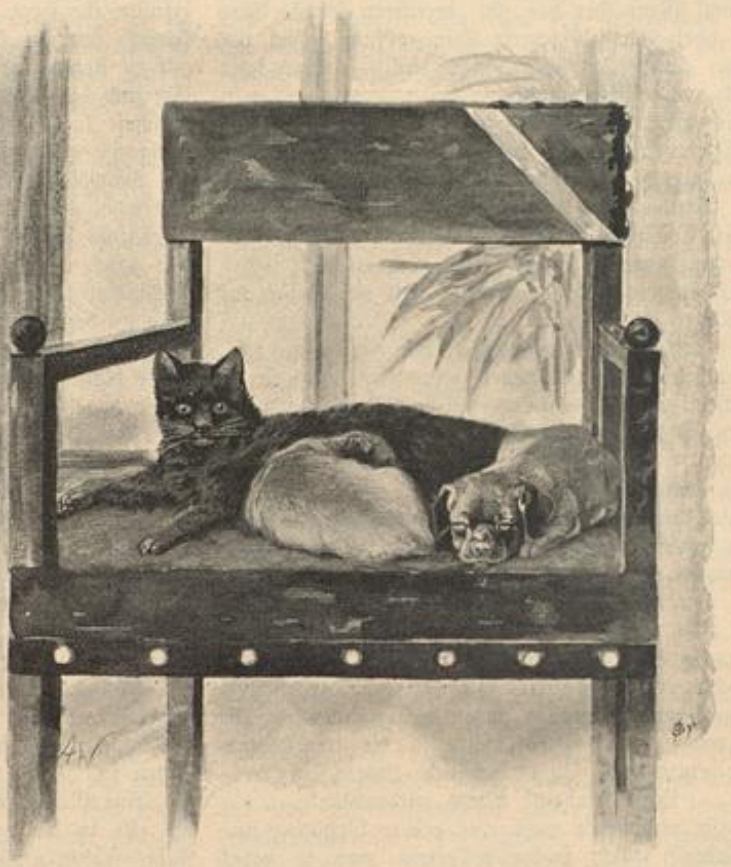
Da leuchteten ihre Augen etwas heller, sie dankte ihnen und nahm von dem Tag an ihre Arbeit wieder auf. Es wurde, wie es früher gewesen. Auf ihren strengen Befehl wurde von Josef nie ein Ton mehr gesprochen, bei keiner Gelegenheit. Er war todt für sie und für alle, sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Und Jahr um Jahr verging. Wie viele seitdem? Sie wußte es nicht und hatte sie nicht gezählt. Aber ihr Haar war weiß geworden, und ihr Gang langsam und unsicher. Sie war eine Greisin geworden. Nur die Augen leuchteten noch ebenso zuversichtlich, so scharf und stolz. Die rothe Guste hatte sie zu sich genommen, und ihre alten Eltern unterstützte sie reichlich. Sie fühlte, daß das Mädchen sie lieb hatte, und das that ihr wohl, denn hinter dem kalten Aeußeren lebte noch immer ein starkes, tiefes Gefühl. Deshalb lud sie auch die armen Kinder zu Weihnachten, aber wenn sie dann gegangen waren, jubelnd und stampfend, dann war es ihr immer noch einmal so einsam. Die Bäuerin seufzte, als sie an die langen, stillen, trüben Jahre dachte, davon eins wie das andere verging, eins wie das andere.

Draußen fiel noch immer sachte der Schnee, aber es war allmählich ganz dunkel geworden. Jetzt fiel das Hofthor krachend zu, und die Bäuerin fuhr auf.

Mein Gott, wie hatte sie die Zeit verträumt, die Kinder mußten ja gleich da sein!





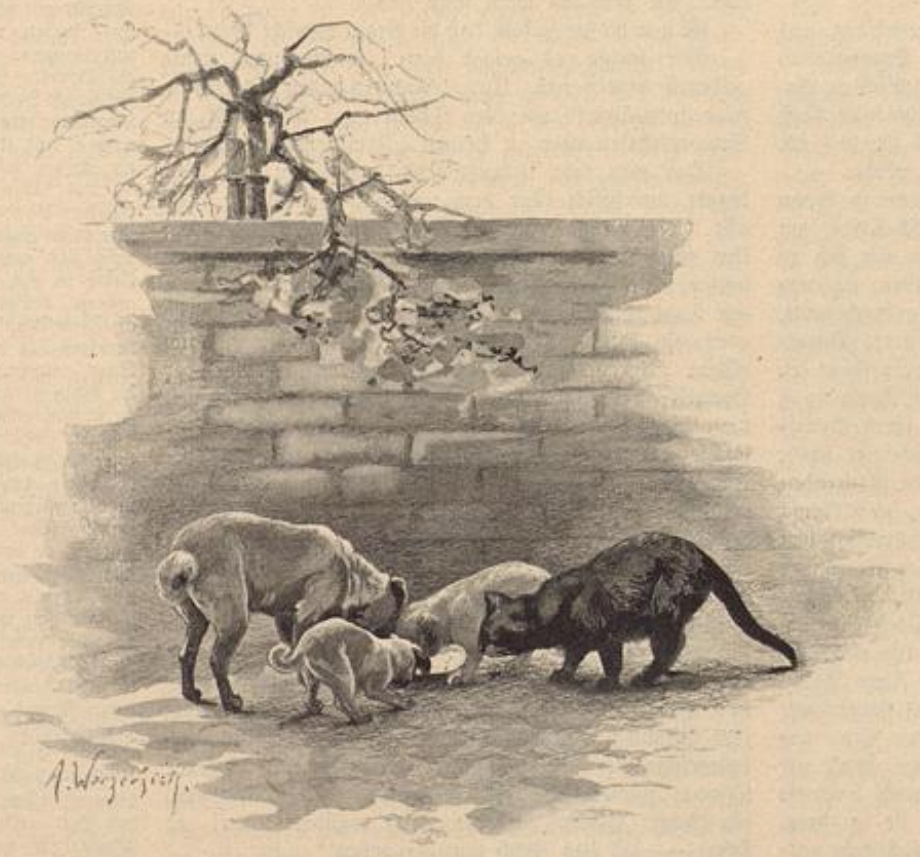
war voll Verzweiflung. Sein Urtheil war schon während ihrer Krankheit gesprochen: fünf Jahre Gefängniß. Gerne wollte er so büßen, aber nur ein Wort der Vergebung aus ihrem Munde wäre ihm grenzenloser Trost gewesen. Was fragte er nach dem Gut? Er wollte nie wiederkehren, seine Schande fern von ihr verbergen, aber die Gewißheit ihrer Verzeihung ersehnte er, nur daran lag ihm etwas.

„Gebt sie ihm,“ sagte der alte Mann bittend. „Euer Sohn ist nicht schlecht, und wir sollen nicht richten, sagt der Herr.“

„Ich kann nicht,“ sagte das Weib, finster und streng. „Ich versteh' auch nicht, was Ihr redet, Hochwürden. Stadtleut' scheinen eine andre Meinung darüber zu haben, als wir Bauern. Aber ohne Wahrheit ist sie und ohne Kraft. ‚Du sollst nicht tödten‘, hat der Herrgott gesagt, und das habt Ihr und ich und auch der Josef darinnen eingeschrieben. Wenn das im Herzen schweigt, wenn das ihm vergiebt, dann ist es schlimm. Bei mir schweigt es nicht und vergiebt ihm nicht. Ich kann's nicht.“

Der Pastor kannte ihren Starrsinn schon von früher. Vor dieser festen, unerschütterlichen Ueberzeugung verging seine ganze Beredsamkeit. Er merkte es an einem Gefühl der Schwäche und Nichtigkeit in sich, daß er für diesen Kampf zu schwach war, und traurig verließ er sie, ohne daß er dem Josef ein Wort der Vergebung überbringen konnte.

Die Bäuerin aber rief ihre Leute zusammen und fragte, wer von ihnen nach all dem Vorgefallenen noch bei ihr bleiben wolle. Schäme sich jemand des Dienstes, so wolle sie ihn gut auslohnen und würde es ihm nimmer verdenken. Wie sie so dastand mit ergrautem Haar, von der Krankheit gebeugt,



Wie Katz' und Hund! Nach photographischen Augenblicks-Aufnahmen gezeichnet von A. Weczerzick in Charlottenburg. — Siehe den Artikel Seite 86.

Sie stand auf und legte das Strickzeug zusammen. Das Feuer im Ofen war erloschen, nur noch rothe Gluth war darin und warf einen sanften, ruhigen, runden Schein auf die Diele. Mit schlürfenden Schritten ging die alte Frau zum Tisch und zündete mit etwas zitternden Händen langsam und unbeholfen die Lampe an. Die Bibel lag aufgeschlagen daneben, und der Lehnstuhl war bequem zurechtgestellt. Die rothe Guste hatte für alles gesorgt. Eben wollte sich die Bäuerin setzen, als ein rascher, fester Schritt ertönte und die Thür hastig aufgerissen wurde. Nach dem langen Dunkel noch von dem Lampenlicht geblendet, starrte sie nach der Thür, ohne etwas anderes zu erkennen, als eine dunkle Gestalt, die regungslos in dem Rahmen stehen blieb. Dann plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, mit Entsetzen schrie sie: „Josef!“

„Ja, Josef!“ rief der Mann mit halb erstickter Stimme, stürzte vor, fiel auf die Kniee, streckte die Hände nach ihr aus und rief: „Mutter, Mutter, kannst Du mir vergeben?“

Abwehrend aber bog sie sich rückwärts.

„Fort! Fort!“ rief sie mit vorgestreckten Armen. „Faß' mich nicht an, an Deinen Händen klebt Blut!“

„Ist das Dein Empfang, Mutter?“ rief er wieder. „Kannst Du noch nicht vergessen? Noch nicht vergeben? Nur den einen Gedanken habe ich all die Jahre gehabt, und ich gehe nicht, ehe ich Deine Verzeihung, Deinen Segen habe!“

„Ich werde gehen!“ sagte die Bäuerin mit unnatürlich ruhiger Stimme. „Du kommst, Dein Gut in Besitz zu nehmen. Du kannst es. Ich gehe noch heute Abend.“

„Ich frage nichts nach dem Gut!“ rief

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

er mit Heftigkeit. „In all den Jahren, wo ich fern von Dir in der Fremde unter Demüthigung und unendlicher Mühe gearbeitet habe, habe ich nur daran gedacht, einst Deine Vergebung zu erlangen. Ich habe ja so lange gebüßt."

„Ich darf Dir nicht vergeben," sagte die Bäuerin kalt, mit starrem Blick und fester Stimme.

Der Mann richtete sich auf. Eine entsetzliche Angst vor dieser unbeugsamen Härte wuchs in seinem Innern und machte ihn fast kraftlos.

„Ich habe gebüßt, Mutter," sagte er leise. „Fünf Jahre lang bin ich im Gefängniß gewesen, habe Luft und Sonnenschein, habe die herrliche Freiheit entbehrt. Vor den Menschen ist meine Schuld getilgt, und Du, Mutter, willst strenger sein?"

„Vor den Menschen?" fragte sie und erhob den Blick. „Vor den Herren vom Gericht, vor den Stadtleuten, die von Gott nichts wissen und nichts wissen wollen, — vor den Menschen nicht! Wer hören wird, daß Du Blut vergossen hast, wird Dich fliehen, sich von Dir wenden und Dich fürchten. Und das ist das Gericht Gottes, das ist das Kains-Zeichen! Nein, Gott ist noch nicht todt, er und seine Gesetze leben noch in unserem Herzen!" sagte sie mit Festigkeit.

„Ja, das sind die Menschen, die so richten," rief er da und seine Stimme zitterte vor innerer Qual, „aber Du, Du bist meine Mutter, Du stehst an Gottes statt, bist mir gestellt als Richterin. Nichts will ich für wahr halten, als was Du sagst. Urtheile über mich, ich will es nehmen als von Gott gesprochen! Du bist meine Mutter: sei barmherzig, urtheile milde!"

Und er neigte sein Haupt und lauschte, und die milden Worte des Predigers, der ihm im Gefängniß Vergebung verkündet, waren verhallt, vergangen war das innere Bewußtsein, sie empfangen zu haben. Alles war eitel, nur seine Schuld stand wieder vor ihm in seiner Größe, und dort stand sein einziger Richter, seine Mutter.

Die aber hatte sich hoch empor gerichtet, wie in alter Zeit, ihr Auge blitzte königlich und vernichtend.

„Willst Du mein Urtheil," rief sie, „so will ich es Dir künden, wie ich muß. Ja, an Gottes statt stehe ich hier, und darum kann ich nicht anders richten, als er gerichtet. Ich habe keine Vergebung," rief sie und legte ihre Hand auf die Bibel, „ich habe nur ein Verdammen: Unstät und flüchtig sollst Du sein auf Erden, und verflucht ist die Stätte, die Dein Fuß betritt!"

Laut, klangvoll hallten die Worte durch das Zimmer, zitterten nach, und eine tiefe Todtesstille folgte.

Das Haupt auf die Brust geneigt, mit schwer keuchendem Athem stand Josef da.

Da erklang auf einmal ein Ton, gedämpft und lieblich, der durch beider Herzen zuckte — die Glocken begannen, das heilige Weihnachtsfest einzuläuten. Durch die Stille traf er sie beide, und beide lauschten, und er wuchs und wuchs und schwoll an und schien das ganze Zimmer zu erfüllen mit den heil'gen altvertrauten Freudenklängen.

„Weihnachten!" sprach Josef leise, zögernd, als scheue er sich, die Stille zu unterbrechen. „Heute wurde unser Heiland geboren und heute sangen die Engel: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen'."

„Und Du hast diesen Frieden gebrochen," rief die Bäuerin. „Als Du jenen Mord begingst, sprachst Du Hohn allen heiligen Gesetzen der Liebe und des Friedens, schlugst Du die Nägel durch die Hände des seufzenden Heilands! Du hast sein Wohlgefallen verscherzt!"

„Unser Heiland vergab dem Schächer am Kreuz," rief er und streckte in schluchzender Verzweiflung seine Hände vor.

„Unser Heiland hat gesagt: ‚Nicht nur, wer seinen Bruder tödtet, nein, schon wer ihm zürnet, ist des Gerichts schuldig'."

„Und weiter habt Ihr mir nichts zu sagen, Mutter," und noch einmal qualvoll flehend: „Mutter!"

Sie aber richtete ihr Auge unverwandt geradeaus und sagte: „Nein, ich habe weiter nichts zu sagen."

Bleich und erschüttert schaute er sie an. Sein Urtheil war gesprochen. Seine Kraft war zu Ende, er wußte nichts, nichts mehr, was diese starre, grausame Gerechtigkeit hätte brechen können.

Da erklang ein leichter Schritt. Die rothe Guste stand vor ihnen mit blassem Gesicht und blitzenden Augen. Sie war schon lange mit den Kindern gekommen, die nun draußen warteten, und hatte in der Thür gestanden, unbemerkt von den beiden, staunend, fassungslos den raschen Wechselreden lauschend. Jetzt ging sie auf die Bäuerin zu, ernsthaft, zuversichtlich.

„Bäuerin," rief sie hell mit fester Stimme, „so darf doch nur verurtheilen, wer selbst keine Schuld hat!"

Die fuhr empor, wie aus schwerem Traum, und sah sie erst verständnißlos an.

„Was willst Du?" sagte sie dann in milderem Ton. „Du hast hier nichts zu sagen, schweig!"

Aber die rothe Guste schüttelte den Kopf. Ein großes Mitleid ging durch ihre Seele wie ein heißer Strom, und ließ sie nicht zur Besinnung kommen, hob sie über sich selbst hinaus.

„Wer soll's denn sagen?" rief sie. „Ich meine nicht die Schuld, die jeder hat, von der der Pastor redet, ich meine die Schuld, die Ihr an dem Mord habt, Bäuerin."

Die trat ein wenig vor, ihre Augen hefteten sich flammend in die aufrichtigen, vor Eifer strahlenden des Mädchens.

„Ich Schuld an diesem Mord, ich? Träumst Du?" rief sie.

„Nein, ich träume nicht. Alle sagen's und haben recht. Daß der Josef jetzt nicht im Zuchthaus sitzt, als ein Einbrecher, daran habt Ihr nicht Schuld, aber daß er damals das thun konnt'! Wenn der Bauer gelebt hätte, wär's nicht geschehen. Aber Ihr ließt ihn laufen, ohne Zucht, ohne Arbeit, wolltet selber das Gut noch behalten."

Die Bäuerin packte sie an dem Arm. Ihr Gesicht war fahl geworden, in ihren Zügen zuckte es drohend.

„Wer sagt das?" stieß sie hervor, „wer sagt das?"

„Der Großknecht sagt es und die Mägde und der neue Herr Pastor, der es vom alten gehört hat — alle! So ist es gekommen: Ihr habt nicht darum gesorgt, nicht nach ihm ge-

Sudanesische Lanzenreiter. Nach dem Gemälde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. — Siehe Seite 88.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fragt, was er treibt. Und als er den Förster nun erschlug im Zorn, ohne Besinnung, da habt Ihr ihn verstoßen, hart, unerbittlich, — selbstgerecht, sagt der Herr Pfarrer."

Die Bäuerin wandte sich mit einem dumpfen Laut ab, aber die rothe Guste war im Zuge und hielt nicht ein. Muthig, vorwärts getrieben von Zorn und Erbarmen sprach sie weiter, was sie von anderen gehört hatte, was sie selbst empfand.

„Wenn einer aus dem Gefängniß kommt, guckt ihn keiner mehr an, will keiner 'was von ihm wissen. Arbeit findet er nicht, und helfen thut ihm auch keiner. Aber manchmal hat er noch Eltern, 'ne Mutter! Der Josef nicht. Die sagte: ‚In meinem Hause bleibt keiner, der Schuld auf sich geladen hat'. Und hattet Ihr nicht selbst Schuld, Bäuerin, nicht vor den Menschen, aber vorm lieben Herrgott? Und was sollte nun aus dem Josef werden? Verkommen mußte er ganz und gar. Aber er ist es nicht, er ist wiedergekommen, heute am Weihnachtsabend, und nun, wo er da ist und bittet —"

Sie hielt bestürzt inne. Durch das Zimmer zitterte ein Laut, kurz, rauh, abgebrochen, wie aus dumpfem Metall: „Josef!"

Der hatte abseits gestanden, regungslos, stumm, wie ohne Leben. Jetzt fuhr er auf, stürzte auf die Bäuerin zu, fiel auf die Knie und faßte ihre Hände.

„Mutter! Mutter!"

„Josef! Bub'! Vergieb mir!"

„Ich will es gut machen, Mutter. Ich will es gut machen an Dir!"

Sie zog ihn empor, sie hielten sich umfangen. —

Die rothe Guste weinte sonst so leicht, jetzt aber stand sie thränenlos, und die strenge, harte Bäuerin und der fremde, ernste Mann schluchzten wie zwei Kinder.

Da schlich sie sich still auf den Zehen hinaus zu den Kleinen, die schon ungeduldig auf die Bescherung warteten.

Es dauerte noch ein Weilchen damit. Aber endlich brannten die Lichter am Tannenbaum, und die Kinder drängten herein. Da stand die Bäuerin, weich und glücklich lächelnd, und neben ihr der Josef mit festem, ernstem Gesicht. Aber auf dem Tisch schimmerten die rothen Aepfel und lockten die Pfefferkuchen.

„Wie schön! Wie wunderschön!"

Und dann singen sie an, ihren Weihnachtsgesang zu singen, während die rothe Guste verstohlen und glücklich die beiden betrachtete und sich wunderte, wie sie sich ähnlich sahen, Mutter und Sohn.

Hell aber erklangen die Stimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen."

Nachdruck verboten.

Wie Katz' und Hund.

Von Hugo Weiß in Charlottenburg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 84.

Die Feindschaft zwischen Hunden und Katzen ist eine sprüchwörtliche und muß tief in der Natur der beiden begründet sein, da sie ein Krieg ohne Ende geblieben ist, trotzdem beide Thiere die intimsten Hausgenossen des Menschen geworden sind. Selten findet man ein erträgliches Zusammenleben von Hund und Katze in denselben Räumen, noch seltener aber ist es, daß sich ein wirkliches Freundschafts-Verhältniß zwischen beiden herausbildet. Eine solche seltene Freundschaft wird durch unsere nach photographischen Augenblicks-Aufnahmen gezeichneten Bilder documentarisch belegt. „Schnux" heißt der schwarze Kater, auf den Namen „Boba" hört die graue Mopshündin, die, der sprüchwörtlichen Feindschaft zwischen Hunden und Katzen zum Trotz, sich in engster Freundschaft zusammenfanden. Ein Künstler vermittelte die erste Bekanntschaft zwischen beiden. Der Kater Schnux war noch ein vollkommenes Kind, sechs Wochen alt, als er der Mopshündin als Spielgefährte beigesellt wurde. Trotzdem zeigte die im tiefsten, glänzendsten Schwarz gefärbte Katze bei der ersten Begrüßung eine instinctive Abneigung gegen den ihr aufgezwungenen Hundefreund: mit weitgeöffneten, kreisrunden, goldgelben Augen starrte sie der harmlosen Boba entgegen und erwiderte die Annäherungs-Versuche des Hundes, indem sie ihn anfauchte und mit ihren Krallen nach ihm schlug. Beiden Thieren wurde im Schlafzimmer des Künstlers je ein Korb als Lager angewiesen. Aber der eine Korb wurde sehr bald überflüssig, da des jungen Katers Bedürfniß nach Wärme den Sieg über seine instinctive Abneigung davontrug: Schnux schlich nächtlicher Weile in den Korb der Mops-Hündin und schmiegte sich an ihr wärmendes Fell, was diese sich gutmüthig und gern gefallen ließ. Von da ab waren die Bande der Freundschaft für immer geknüpft, die beiden Thiere wurden unzertrennliche Spielgefährten und lebten in einer idealen Gütergemeinschaft, die selbst vor dem Futternapf niemals zu Streitigkeiten führte. Erstaunlich aber war es, wie der Kater Schnux, der inzwischen die Kinderschuhe vollständig abgelegt hatte und zu einem großen Thiere herangewachsen war, aus seinem Freundschafts-Verhältniß zu Boba ernste Pflichten für sich entspringen sah, als die Mops-Hündin einen Wurf junger Möpse zur Welt gebracht hatte. Der Mutter waren zwei von den rattenähnlichen, unförmlich daliegenden, piepsenden Geschöpfen belassen worden, auf die der Kater sofort seine Freundschaft für die Mutter übertrug. Mit tragikomischem Ernst und mit einem Eifer, der fast befürchten ließ, daß das dünne Fellchen der jungen Hunde der rauhen Zunge des Katers nicht standhalten würde, half Schnux seiner Freundin Boba, die Kinder in einen sauberen Zustand versetzen. Sehr bald konnte die junge Mutter ihre Spaziergänge wieder aufnehmen, ohne sich zu großer Gewissenlosigkeit gegen ihre Nachkommenschaft schuldig zu machen; denn mit wichtiger Miene saß Schnux an dem Korb der jungen Möpse, sobald Boba ihre Kinder verlassen hatte, und wachte darüber, daß ihnen nichts geschah. Wurden die Kleinen unruhig, ehe ihre Mutter zurückkehrte, dann sprang der Kater Schnux behutsam in den Korb und wärmte die Frierenden mit seinem Leibe, wie einst ihre Mutter ihn gewärmt hatte. Ja, es muß gesagt sein, daß der Kater Schnux es mit seinen freiwillig übernommenen Onkelpflichten ernster nahm als Boba mit ihren Mutterpflichten, die ihrem leichten Naturell schnell als eine Last erschienen. Erziehung und Unterhaltung der beiden jungen Möpse ruhten sehr bald ganz auf den Schultern des Katers, der niemals müde oder ungeduldig wurde, sich mit ihnen zu beschäftigen. Auch erwiderten die jungen Hunde seine Zuneigung bald in dem Maße, daß sie sich fast mehr zu ihm hingezogen fühlten als zu ihrer Mutter und selbst dann Schutz und Wärme bei ihm suchten, wenn die Mutter zu Haus weilte. Dem merkwürdigen Freundschafts-Verhältniß zwischen Hund und Katze hat der frühe Tod der Mops-Hündin vor kurzem ein Ende bereitet. Die Thierfreundinnen unter unseren Leserinnen aber werden gewiß gerne von den Bildern friedlichen und engen Zusammenlebens der natürlichen Feinde um so lieber Kenntniß nehmen, da sie, wie bereits gesagt, nach photographischen Aufnahmen gezeichnet sind und daher documentarische Beweiskraft beanspruchen dürfen.

Nachdruck verboten.

Mahlzeiten und Küchen-Recepte am Orinoko.

Eine Plauderei von Friedrich J. Pajeken in Hamburg.

Es ist Mittag. Kein Lüftchen regt sich. Langsam wälzen sich die Fluthen des Riesenstromes zwischen den mit dichtem Urwald bedeckten Ufern dem Meere zu. Ein Flimmern liegt über dem beinahe spiegelglatten Wasser, in welchem sich die Strahlen der mit versengender Gluth vom wolkenlosen, klaren, tiefblauen Himmel fast senkrecht herniederbrennenden Sonne blendend brechen. Nur das leise Plätschern der Wellen am Ufer unterbricht die lautlose Stille. Träge rastet die Thierwelt während der drückenden Schwüle des Tages; erst der kühlere Abend erweckt sie zu neuem Leben, zum Aufsuchen der Nahrung, der Mahlzeit.

An einer Biegung des Stromes, wo lange, ungetheilte Riesenwedel der Temiche-Palme mit ihrer leuchtend gelben Färbung sich auffallend gegen die dunkelgrüne Umgebung abheben, quillt bläulicher Rauch aus der die Fluthen begrenzenden Waldmauer. Unweit des Ufers im Dickicht ist ein kleiner Platz von Schlinggewächsen und Pflanzen gesäubert. Auf acht in die Erde gesteckten Pfählen ruht ein flaches Dach aus Palmblättern, unter dem von Pfahl zu Pfahl einige Hängematten befestigt sind, in welchen nackte Gestalten von dunkler Hautfarbe schaukeln; andere liegen regungslos auf dem Boden ausgestreckt. — Es sind Karaïben-Indianer, Bewohner der Orinoko-Ufer. Neben der Hütte hockt eine Anzahl bis auf einen Schurz aus Baumfasern gleichfalls nackter Frauen, Mädchen und Kinder um zwei Feuer.

Alle sind schweigsam; auch sie bedrückt die Hitze, obgleich es hier im undurchdringlichen Schatten der Bäume sehr viel kühler ist als draußen auf dem sonnigen Strome.

Die Frauen und Mädchen sind mit der Herrichtung einer Mahlzeit beschäftigt. Außer einer Reihe fußlanger Fische, — eine Welsart, — die über den Flammen rösten, stehen auf den Feuern drei Kessel. In dem einen brodelt mit Haut und Haaren ein junges Nabelschwein; in dem zweiten Kessel schmoren dünne, runde Kuchen, bereitet aus dem geriebenen Marke der Moriche-Palme, das mit dem Fette dicker Käferlarven vermengt ist: eine Delicatesse für den Indianer trotz des eigenthümlich faulen Geschmackes, und in dem dritten Kessel kochen in einer starken Capsikum-(Pfeffer-)Brühe Ameisenleiber. Cassabe-Brod, aus der Wurzel der bitteren Yuca hergestellt, dient als Beigabe.

Aber das Getränk wird bei der Mahlzeit nicht fehlen. Es befindet sich in einem kleinen Canoe, das, sorgfältig mit Baumrinde bedeckt, unter einigen großblättrigen Pflanzen verborgen steht und heißt: „Palwari". Zwar ist es sehr nahrhaft, erfrischend und mundet nicht schlecht, — es ähnelt unserer Bierkaltschale mit etwas säuerlichem Geschmack; — aber die sonderbare Zubereitung schreckt jeden Nicht-Indianer ab, es anders als höchstens der Wissenschaft halber zu genießen. Sie geschieht in folgender Weise: Das schon erwähnte Cassabe-Brod wird von den Frauen und Mädchen gekaut und in ein altes Canoe oder in einen für diesen Zweck ausgehöhlten Baumstamm gespieen. Ist genügend von diesem Brei angesammelt, wird heißes Wasser darauf gegossen; die Masse geht nun in Gährung über, und in etwa drei Tagen ist das bei allen Indianerstämmen der südamerikanischen Tropen so sehr beliebte Getränk fertig. Es wirkt, in großen Mengen genossen, sogar berauschend und darf bei Festlichkeiten oder bei einem größeren Gastmahl nicht fehlen.

Obgleich sich die Indianer bei der Mahlzeit in Ermangelung von Gabeln und Löffeln ihrer Finger bedienen, gestatten sie sich doch den Luxus eines Tischtuches in Gestalt einer aus Palmenfasern geflochtenen Matte. Den Schluß der Mahlzeit bilden verschiedene Urwaldfrüchte, die nach unseren Begriffen größtenteils einen absonderlichen, meistens faulen Geschmack haben.

Diese kurze Aufzählung von Indianer-Speisen, die natürlicherweise je nach der Jahreszeit wechseln und bedeutend mannigfaltiger sind, aber immer „eigenthümlich" bleiben, mag genügen. Wenden wir uns nun weiter dem Orinoko hinauf zu den kleinen Anpflanzungen der Mestizen, Zambos und Mulatten, die hier und da zerstreut am erhöhten Ufer des Stromes liegen, um zu sehen, wie es dort mit den Mahlzeiten bestellt ist.

Wieder stehen vor einer kleinen, mit den Wedeln der Temiche-Palme gedeckten, halb offenen Hütte die Kessel auf dem Feuer an der Erde; daneben erblicken wir auch noch eine Pfanne, in der ein Paar fette Papageien oder Hühnerkücken braten. — In dem einen Kessel brodelt der kartoffelartige Ocumo oder ein anderes der Anpflanzung entnommenes Gemüse, wie beispielsweise der unserem Sellerie in Geschmack und Form ähnliche Apio. In einem zweiten Kessel kochen die bei dem geringeren Volk Venezuela's sehr beliebten und nahrhaften Frijoles: kleine, weiße Bohnen von vortrefflichem Geschmack.

Bezüglich des Fleisches sind diese Bewohner der Orinoko-Ufer auf Wildfleisch angewiesen, wenn sie sich nicht bei einem Besuche der weiter stromaufwärts liegenden Stadt mit einem Vorrath von Carne seca (an der Luft getrocknete, lange, sehr unappetitlich schwarz aussehende Fleischstreifen) versorgen. Rehe und Hirsche giebt es hinreichend auf den sich hier bis nahe an den Strom erstreckenden Savanas (Steppen), und manchen schmackhaften Braten liefern im Walde Papageien, Tauben, Pauhis und andere Vögel, am Ufer des Flusses Enten und Gänse. Außerdem herrscht nie Mangel an wohlschmeckenden Fischen, sowie Schildkröten. Ein Leckerbissen sind ferner die auf den weiten Playas (Sandflächen am Ufer) eben vor Eintritt der Regenzeit (Mai bis October) zu findenden Schildkröten-Eier, etwa von der Größe eines Tauben-Eies, doch mit pergamentartiger Schale. Die dotterreichen Krokodil-Eier werden ebenfalls gegessen; aber man schätzt sie weniger, da sie sehr trocken sind und nur durch einen bedeutenden Zusatz von Fett schmackhafter werden.

Das schon bei der Indianer-Mahlzeit erwähnte Cassabe spielt auch hier bei den Mahlzeiten, wie überhaupt in ganz Venezuela, eine hervorragende Rolle. Es vertritt das Brod beinahe vollständig und hat die besonders für die Tropen vorzügliche Eigenschaft, daß es sich sehr lange Zeit genießbar erhält. Hergestellt wird es folgendermaßen: Die langen, schneeweißen Wurzeln der Yuca brava oder amarga (bittere Yuca) werden zu Brei gerieben, den man in einem korbartigen Geflecht stark preßt, wodurch der in den Wurzeln enthaltene, sehr giftige Saft entfernt wird. Nachdem die nunmehr gewonnene Masse gelockert ist, trocknet oder röstet man sie etwa einen Centimeter dick auf großen, runden, irdenen Platten, und das Cassabe ist fertig. Sein Aussehen hat viel Aehnlichkeit mit zusammengepreßten Sägespänen. Im übrigen ist es hart, schmeckt jedoch, in Wasser aufgeweicht, gar nicht unangenehm.

Als erfrischendes Getränk dient diesen Uferbewohnern Guarapo, das sie aus Zuckerrohr oder, falls ihnen dasselbe fehlt, aus braunem Rohzucker (Papelon) bereiten. Auch Masato, ein durch Kochen und Gähren von Mais hergestelltes Getränk, ist sehr beliebt.

Schon etwas reichhaltiger gestaltet sich die Speisefolge der Mahlzeiten der Morichaleros (Anpflanzer in unmittelbarer Nähe von Ciudad Bolivar (Angostura), sowie diejenige der in der Stadt selbst wohnenden Arbeiter. — Auch bei ihnen wird am offenen Feuer gekocht; dasselbe brennt jedoch auf einem Herde aus Ziegelsteinen hinten im Hofe unter einem Schutzdach aus Palmwedeln oder Pfannen. — Morgens in aller Frühe wandern die Frauen zum Marktplatz der Stadt, um ihren Bedarf an Lebensmitteln für den Tag, hauptsächlich Fleisch, einzuhandeln. Dieser Artikel wird nur bis zehn Uhr morgens feilgeboten; was dann nicht veräußert ist, wird aus gesundheitlichen Rücksichten von der Behörde beschlagnahmt und hinter dem von offenen Hallen umgebenen Marktplatze an das Ufer geworfen, wo Hunderte von Zamuros (große, schwarze Aasgeier) bereits auf die ihnen täglich bevorstehende Mahlzeit warten. — Händler mit Gemüse, Käse, Früchten u. s. w. sind gleichfalls auf dem Markte; alles übrige, für die Herstellung der Speisen Nöthige, besonders Knoblauch, der bei jedem Gerichte reichlich verwendet wird, ist in den Pulperias (kleineren Verkaufsläden der Stadt) erhältlich.

Kehrt der Arbeiter von seinem Tagewerke heim, so findet er auf seiner Tafel eine knollenreiche Suppe, in dieser gekochtes Fleisch, sowie eine Anzahl sehr appetitlich aussehender, gebratener Bananen vor, während dem Morichalero eine gebratene oder gekochte Iguana (große Eidechse), deren schneeweißes Fleisch wie zartes Kückenfleisch schmeckt, sowie eine Schüssel knoblauchduftender Frijoles vorgesetzt wird. — In einer anderen Hütte vor oder in der Stadt giebt es Carne frita, in kleine Stücke gehacktes und gebackenes Fleisch, dazu geröstete, süße Yuca-Wurzeln oder in Fett geschmortes Fleisch nebst einem Brei von Knoblauch und den kartoffelähnlichen Ocumos, ein Gericht, dessen Geruch schon hinreichen würde, uns den Appetit zu verderben. — Außer den vielen zum Theil sehr schmackhaften Fischarten, die der Orinoko auf die Tafel liefert, wird auch der von Deutschland eingeführte Stockfisch gern gegessen.

Neben dem Cassabe-Brod wird gleichfalls viel Arepa, eine Art Maisbrod, welches sehr wohlschmeckend ist, genossen. Um dasselbe herzustellen, entfernt man durch Stampfen der Maiskörner in einem hölzernen Mörser deren Schalen. Nachdem die Körner dann in wenigem Wasser auf gelindem Feuer eingeweicht sind, werden sie auf einen flachen Stein vermittelst eines runden Steines zu einem Brei verrieben, der hierauf in kleine, flache Kuchen geformt und auf einer irdenen Platte gebacken wird.

Von den zahlreichen am Orinoko wachsenden Früchten genießt das Volk gern die etwas nach Terpentin schmeckenden, aber ungemein durststillenden Mangos, ferner außer Bananen, Camburis (eine kleinere Bananenart) und mehrere Sorten sehr erfrischender Melonen, unter denen die mächtige, wasserreiche, rothfleischige Patilla besonders bevorzugt ist.

Einer großen Vorliebe erfreuen sich bei Jung und Alt, Männer, Frauen und Kindern, jegliche Sorten Dulces (Süßigkeiten), welche aus Reis, Mais und vielen Früchten mit einem bedeutenden Zusatz von Zucker bereitet und an den Straßenecken von meistens alten, farbigen Frauen verkauft werden. Unermüdlich verscheuchen dieselben mit einem oft von Reinlichkeit weit entfernten Tuche die zahllosen Fliegen, welche, sobald das Tuch nicht in Bewegung ist, die süße Ware gleich einer schwarzen Kruste bedecken.

Sehr viel begehrt wird ein Dulce, Turone genannt, das aus einer Mischung von geriebener Kokosnuß und braunem Zucker besteht, und dem auch wir unser Wohlgefallen nicht versagen können.

Mehr oder weniger finden wir die soeben aufgeführten Gerichte der Arbeiter und Morichaleros auch auf der Tafel der ersten Gesellschaftsklasse der Stadt. Sehen wir nun, wie es weiter damit bestellt ist, und da wollen wir mit den Mahlzeiten unserer Landsleute, — die größeren Handelshäuser in Ciudad Bolivar befinden sich beinahe ausschließlich in deutschen Händen, — welche, durch unsere gute, deutsche Küche verwöhnt, wohl Ursache haben, sich sehr bald nach den heimatlichen Fleischtöpfen zurückzusehnen, beginnen. — Mehreren deutschen Frauen dient als Erwerbszweig die Zubereitung von Speisen hauptsächlich für die Angestellten und unverheiratheten Chefs der deutschen Handelshäuser, und gewiß gern befriedigten sie ihre Kundschaft; aber es muß bei dem guten Willen bleiben, da es selbst ihrer Kunst nicht gelingt, die geringe Anzahl der für uns genießbaren, einheimischen Gerichte zu vermehren. Suppe, Fleisch oder Fisch, zwei bis drei Wurzel- oder Knollenarten, die erst mit der Gewohnheit einigermaßen schmecken, oder verschiedene Sorten Nudeln und zum Schluß irgend eine Süßigkeit, das ist ungefähr die tägliche Speisefolge. Von Deutschland eingeführte Büchsengemüse, die der Einfuhrzoll sehr vertheuert, werden selten genossen, und ebenso ist unsere Kartoffel, die in der Wärme schnell verdirbt, eine Seltenheit, und daher große Delikatesse.

In der trockenen Jahreszeit werden häufig auf den Landgütern, — ebenfalls Morichales genannt, — der wohlhabenderen Familien unweit der Stadt Parandas (Picknicks) veranstaltet, die gewöhnlich mit einer größeren Festmahlzeit verknüpft sind. An langen, aus Tonnen, Kisten und Brettern hergerichteten Tafeln im Schatten hoher, dichtbelaubter Mango-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und Tamarinden-Bäume oder Palmen versammeln sich die oft zahlreichen Theilnehmer. Aus Brettern, Böcken und Kisten sind auch die Sitze hergestellt, das von mehreren Familien hergeliehene Geschirr hat verschiedene Größen, Formen und Farben; ähnlich ist es auch mit den Gläsern, Messern, Gabeln und Löffeln, auf einigen Tafeln fehlt sogar das Tischzeug: doch das erhöht gerade den Reiz des Ländlichen und die heitere Stimmung.

Die Mahlzeit beginnt mit dem National-Gerichte der Venezolaner, der Sancoche: einer ganz vorzüglichen, ungemein kräftigen Suppe. Dieselbe enthält neben verschiedenen pikanten Gewürzen beinahe alle Landesgemüse, wie z. B. die Knollen der süßen Yuca, die in Stücke geschnittenen, kürbisähnlichen Auyamas und Chalottas, die Ocumos und auch kartoffelartigen Batatas, die Sellerie-ähnlichen Apios, Bananen und Frijoles, die zusammen mit Rindfleisch oder Hühnern gekocht werden.

Der Sancoche folgt geröstetes Fleisch. Ein am Morgen geschlachtetes Kalb ist in große Stücke zerlegt, die auf fünf bis sechs Fuß lange Stangen gespießt sind, worauf diese in Form einer Pyramide aufgestellt werden, unter der man ein Feuer langsam brennen läßt, bis das Fleisch gar ist. Die Stangen werden nun von den Peones (Dienern), die auch das Rösten des Fleisches besorgen, den an der Tafel sitzenden Herren vorgehalten, welche von dem Braten für ihre Dame und für sich nach Belieben abschneiden. — Als Nebenspeise dienen gebratene Maiskolben, gekochte junge Maiskörner in einer seimigen, aus geschwitztem Mehl und Fett hergestellten Sauce, gebratene Bananen, Frijoles u. s. w. — Dazu getrunken wird Rothwein und Limonade, sowie Selterswasser mit Rum oder Cognac.

Den Schluß der Mahlzeit bilden außer eingekochten Süßigkeiten und Käse die mannigfaltigsten Früchte: goldgelbe Mangos, birnenförmige, grüne Aguacates, die, mit Salz bestrichen, vortrefflich munden, gelbe, birnenartige Guayabas, apfelförmige, gelbbraune Nisperos, dunkel-violette Ciruelas, traubenförmige, grüne Mamones, sowie frische Feigen, Apfelsinen, Annanas, Bananen u. s. w.

Eine eigenartige Sitte sind die in einigen Orten am Orinoko zur Weihnachtszeit üblichen nächtlichen Festmahle: Calendas. Am Abend erfolgt dazu die Einladung, worauf man nachts etwa zwischen zwei und drei Uhr durch lauten Lärm vor dem Hause, Musik und dem Knallen und Prasseln abbrennender Feuerwerkskörper aus dem Schlummer aufgestört wird. Eilig kleidet man sich an und zieht mit dem draußen versammelten, lachenden und scherzenden Haufen weiter, der noch einige Schläfer weckt und sich dann unter Musik und Gesang nach dem Hause des Gastgebers begiebt, wo alle mit Ayacas, auch einem National-Gerichte Venezuela's, bewirthet werden. — Die Ayacas lassen sich mit Fleisch-Pasteten vergleichen. Eine Fleisch-Farce mit Capern, anderen Gewürzen und etwas Knoblauch wird in einen auf einem Brette flach gewalzten Teig aus Maismehl geschlagen und dieses Päckchen, in ein gedörrtes Bananenblatt gewickelt, gekocht. — Süßigkeiten und Käse, — man liebt es, beides zusammen zu essen, wie z. B. auch eine Tasse Chokolade nie ohne Käse verabfolgt wird, — werden außerdem gereicht, und nach einer Stunde fröhlichem Beisammenseins kehrt man wieder heim, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Unsere Landsleute am Orinoko in Ciudad Bolivar haben auch ihre Festmahle im gewissen Sinne des Wortes, und zwar wenn ein am Platze bekanntes, deutsches Schiff im Hafen angekommen ist; dann geht es abends nach des Tages Last und Mühen an Bord, und schmunzelnd geleitet dort der Kapitän seine Gäste unter das Sonnenzelt auf das Achterdeck, wo bereits eine Tafel sauber gedeckt steht.

„Erst 'n littjen Genever; dat bekummt beter!" meint der freundliche Wirth, und nachdem alle getrunken haben, wird der Koch benachrichtigt, daß das „Schaffen" beginnen kann. — Gleichfalls schmunzelnd naht er mit einer dampfenden Schüssel; er weiß, wie sehr heute seine Speisen gewürdigt werden. Pfiffig lächelnd hebt er den Deckel und ein „Ah!" ertönt aus aller Munde. — Erbsensuppe mit Pöckelfleisch! — Wie das schmeckt!

„Kinners! Lat' noch 'n beten Platz!" ruft nach einer Weile der Kapitän, dem das Vergnügen über die Eßlust seiner Gäste aus Augen und Gesicht leuchtet. — Wieder naht schmunzelnd der Koch und stellt zu allgemeiner freudiger Ueberraschung eine Schüssel voll Pellkartoffeln und einen Teller Heringe auf den Tisch. — Sorgsam, tief und kühl im Raum des Schiffes ist das Fäßchen Heringe für den heutigen Abend aufbewahrt gewesen; trotzdem hat sich in der andauernden Hitze, der Schiff und Ladung in den letzten Wochen der Reise ausgesetzt war, das Fleisch der Fische schon bedenklich von den Gräten gelöst; doch, — was kümmert das den Liebhaber, welcher seit langer, langer Zeit, diese salzige Delicatesse entbehren mußte. — Die Kartoffeln haben ebenfalls schon gelitten; aber auch sie werden mit Hochgenuß verzehrt.

„Nu verget' ok dat Drinken nich; Fisch mot swommen. Kinners!" mahnt der biedere Kapitän und entkorkt fleißig eine Anzahl der Bierflaschen, welche, in nasse Strümpfe gehüllt, in dichter Reihe an der einen Seite des Sonnenzeltes schaukeln. Durch die Verdunstung des Wassers wird die Flüssigkeit in den Flaschen abgekühlt. — Gern wird der Aufforderung Folge geleistet und das erste „Hoch soll er leben!" gilt dem freundlichen Gastgeber.

Die Sonne ist mittlerweile hinter den westlichen Urwäldern hinabgetaucht, und eine leichte, erfrischende, östliche Brise kräuselt die Wellen des breiten, majestätischen Stromes, in welchem sich die noch am Himmel purpurglühenden Wolken spiegeln; doch bald erblaßt ihr Schein. Rasch zunehmend wird es dunkel, und wenige Minuten später leuchten aus dem schwarzen Aether die Sterne auf die Erde hernieder.

Vom Deck des Schiffes erschallen deutsche Lieder in die stille Nacht hinaus. Heute weilen die Gedanken unserer Landsleute mehr noch als sonst bei ihren Lieben daheim; die deutsche Mahlzeit rief die Erinnerung an die ferne, theure Heimat doppelt wach.

Nachdruck verboten.

Die Frauen als Imkerinnen.

Von Karl Krüger in Zechlinerhütte.

So vieler Erwerbszweige der weibliche Unternehmungsgeist sich auch schon bemächtigt hat, so wurde bisher einer derselben in fast unbegreiflicher Weise vernachlässigt: Die Bienenzucht! Diese blieb fast ausschließlich und unbestritten den Männern überlassen, und niemand beachtete die Ausnahmen, die es gewiß zu allen Zeiten gegeben hat, niemand unter den Frauen verfiel auf den Gedanken, daß hier eine Quelle des höchsten Segens und reichlichen Erwerbes gerade für das weibliche Geschlecht zu finden sei. Der Großherzogin Louise von Baden, dieser edeln, unermüdlich auf das Wohl der Frauen bedachten Tochter unseres unvergeßlichen großen Kaisers, bleibt unbestritten das Verdienst, die ersten Imker-Kurse für Frauen ins Leben gerufen zu haben. Der erste Kursus fand 1892 in Eberbach statt: es nahmen daran dreizehn Damen Theil. Zur Bestreitung der Unkosten waren von der Großherzogin 200 Mark, eben so viel war von dem Ministerium des Innern angewiesen worden. Seitdem wurden in verschiedenen Städten Badens solche Kurse des Oefteren abgehalten. Ein Kursus in Heidelberg wurde dadurch besonders belehrend und interessant, daß während des Unterrichts nicht weniger als neunundzwanzig Schwärme fielen. Lobend erwähnt der Bericht, daß alle Damen sich sehr muthig zeigten.

Gewiß, es wird da manches Samenkorn gesät, das, aufgegangen, herrliche Früchte zeitigt. Die Frauen brauchen sich alsdann nicht darauf zu beschränken, Handlangerinnen ihrer imkernden Männer zu sein, — sie können selbständig und erfolgreich Bienenzucht betreiben. Dieselbe ist geeignet, alleinstehenden Damen und ihres Ernährers beraubten Witwen eine Nebenquelle des Erwerbs zu sichern, falls sie in einer kleinen Stadt oder in ländlicher Gegend sich angesiedelt haben. Sehr viele Beamten-Familien, das muß man berücksichtigen, besitzen nichts weiter als ein eigenes kleines Heim; so bleibt der Witwe neben dem oft verschuldeten Hause nichts als ihre schmale Pension. Wie willkommen würden ihr da die nöthigen Kenntnisse und Handgriffe in der Imkerei sein, um theils durch Honig-, Wachs- und Schwärmeverkauf Geld zu verdienen, theils die köstlichen Producte in der eigenen Wirthschaft zu verwerthen!

Es giebt aber auch unverheirathete Damen genug, die wohl gerne die Stadt verlassen möchten, um in der Provinz an einem gesunden, billigen Oertchen zu leben, — wenn sie nur wüßten, wovon sie den nöthigen Unterhalt bestreiten könnten. Diesen gebe ich den Rath: treibt Bienenzucht! Hier bietet sich ein Nebenerwerb, der manchmal recht beträchtlich sein kann und gewiß mehr einbringt als die Thätigkeit mit der Nadel. Es giebt weiter so manche Dame, ledig oder verheirathet, welche in ihrem ländlichen Heim nicht Zerstreuung findet und doch von der Sorge um ein landwirthschaftliches Hauswesen nicht in Anspruch genommen wird. Was soll sie machen, um die Langeweile zu verscheuchen und den Stunden schnelleren Flügelschlag zu verleihen, namentlich, wenn zudem der Mann entweder den ganzen Tag abwesend oder durch sein Geschäft vollauf in Anspruch genommen ist? Sie greift zu Handarbeiten oder zur Roman-Lectüre. Wie viel mehr Unterhaltung für Geist und Herz hätte sie, wie viel nützlicher könnte sie ihre Zeit verwenden, wenn sie sich der Bienenzucht widmete!

Denn es giebt in der That nichts Edleres, nichts Erhebenderes, als der Umgang mit den Bienen. Dr. Dzierzon, der ehrwürdige Altmeister der Bienenzucht, schrieb einmal: „Der Umgang mit den Bienen, die Betrachtung ihres kunstvollen Baues, ihres nie rastenden Fleißes im Eintragen des süßen Nektars, so lange ihn die Natur spendet, ihres munteren Vorspiels, besonders ihrer lustigen Tänze beim Schwärmen, gewährt ein Vergnügen, das nur der ermessen kann, der es gekostet hat." Ferner nannte ein Schweizer, Peter Jacob aus Frauenbrunnen, die Bienenzucht ein Mittel zur Volks-Veredelung. „Der Bienenzüchter wird nicht gedankenlos die Schöpfung durchschreiten; beim freudigen Summen der Bienen im Walde wird er sich bemühen, auf die Ursache des Honigflusses zu kommen, und er wird neue Millionen von Wesen finden, die sich ihres Lebens freuen und durch ihr Dasein den Schöpfer preisen. Ein Wunder führt zum anderen, bis an die Schranken, wo das Wissen und Erkennen aufhört, wo der Glaube an eine höhere unsichtbare Macht beginnen muß, die der Kleinsten gedenkt und das Größte ordnet. Mustern wir die Bienenfreunde in Gedanken durch! Wir werden wenig Trunkenbolde, wenig an Leib und Seele Heruntergekommene unter ihnen finden. Es sind meistens fleißige, für das Wohl ihrer Familie besorgte Hausväter; wahrhaft erhebend und ermunternd ist das Bewußtsein, daß Lehrer, Aerzte, Geistliche und ein großer Kreis gebildeter Männer, deren Namen weithin glänzen, es nicht verschmähten, in ihre Reihen einzutreten."

Auch ein Bienenzüchter, der Graf Stosch auf Manze, schrieb einst: „Die Biene fesselt an das eigene Heim; hat ein Bienenzüchter sonst nichts zu thun, so geht er zu seinen Immen und vergißt dort jegliches Ungemach. Man kann sich nach dem Wandel von hunderten von Bienenzüchtern erkundigen, und man wird kaum einen finden, der seine Freistunden im Wirthshaus zubrächte oder auch nur unordentlich und faul wäre. Die Bienenzüchter sind fast ohne Ausnahme ein häusliches fleißiges Völkchen im Volke."

Darum treiben auch nicht alle Bienenzüchter die Imkerei nur des materiellen Nutzens wegen. Der Bienengarten ist ihnen ihre schönste Erholung, ihre edelste, billigste Freude. Man halte sich Bienen, und man hat täglich tausend neue Freuden; man lerne ihr Thun und Treiben, ihre Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit kennen; man beobachte ihre verständige Baukunst, überhaupt ihr Treiben im Innern des Stockes, beobachte sie, wie sie, mit Honig und Blumenstaub beladen, vor Müdigkeit kaum das Flugloch erreichen, wie sie sich ihrer Last entledigen und dann ohne Mittagstisch und Mittagsruhe und Abendtrunk wieder hinauseilen zu neuer Arbeit, man lausche mit Hochgenuß dem herrlichen Schlummerliede der Bienen am Abend, dem Freudengesange eines ausziehenden Schwarms! Und welche Freuden bereitet uns erst eine reichliche Honigernte! Wie viele Freuden kann man mit dieser Göttergabe jedermann, besonders aber der lieben Jugend bereiten! Der Umgang mit den Bienen weckt in jedem empfänglichen Gemüth Gefallen an den Wundern der Natur.

Weil die Bienenzucht so überaus interessant ist, so hat es denn auch unter den Frauen schon Imkerinnen gegeben. Ich nenne da u. a. Miß Gayton in Herefordshire, die sich auch außerhalb Englands Grenzen schon einen Namen gemacht. Bemerkenswerth ist die Abrechnung, die sie 1888 über ihren damals achtjährigen Betrieb aufstellte; darnach fing sie mit einem Schwarm Bienen an, der sich nach und nach derartig vermehrte, daß sie in der sechsten Saison achtundzwanzig Stöcke besaß. In diesem Jahre gaben die vier besten davon schon vor dem 1. Juli 87, 86, 85 und 84 Pfund Honig, und die Einnahmen aus dem Verkauf beliefen sich auf 908 Mark. In einem anderen Jahre wog der Inhalt des schlechtesten Kastens 78 Pfund, in einem dritten nur 29 Pfund. In Amerika ist ferner eine Frau Mitarbeiterin an einem Bienen-Journal und eine der bedeutendsten Imkerinnen in der ganzen Union; in Baden hat eine Dame für ihre Leistungen in der Bienenzucht eine Medaille erhalten.

Ein Erträgniß, wie das der Miß Gayton, ist durchaus nichts Ungewöhnliches: Mr. Howard erzählt von einem Fall, wo aus einem Stocke 198 Pfund Honig entnommen wurden, und ein Lehrer, Herr Bierling in Niederhaslach, am Fuß der Burg Niedeck im Elsaß, hat von einem einzigen Stock 300 Pfund ernten können. Ein Imker hatte von zwölf Völkern 7 Centner geerntet und den Centner mit 70 Mark verkauft. Ein anderer erntete von vier Völkern 360 Pfund.

Doch das sind immerhin bemerkenswerthe Ausnahmen, und sie beweisen nur, was die Bienen in guten Jahren leisten können, „wenn Honig umfluthet das Bienenhaus". Die Erträge sind abhängig von der Witterung, und diese macht oft genug alle Kunst zu Schanden. Im Durchschnitt aber rechnet man pro Volk auf 15 bis 30 Pfund Honig, gute und schlechte Jahre zusammengenommen. Man darf daher nicht seine ganze Existenz auf die Bienenzucht begründen wollen, sondern sie nur als einen Nebenerwerb betrachten, der alsdann bei einiger Umsicht recht ansehnliche Erträge liefert. Wo Wald, Wiesen und Obstgärten sich ausbreiten, da ist die Imkerei am lohnendsten; namentlich der Wald ist willkommen, weil da auch Blaubeeren und Erdbeeren wachsen, und im August, wo die Felder abgemäht sind, das Heidekraut anfängt seinen Nektar zu spenden. Wo eine solche Gegend sich darbietet, da wage man ruhig einen Anfang in der Bienenzucht mit dem Ankauf von zwei Völkern oder Schwärmen. Für den Stand bestimme man eine etwas schattige, abgelegene, windgeschützte Stelle im Garten.

„Ja," wird wohl manche Dame mir erwidern, „Honig haben für mich und die Kinder oder zum Verkauf, das möchte ich schon, wenn nur — die Bienenstiche nicht wären, und wenn ich nicht, — o Schrecken! — rauchen müßte! Ohne Rauch, so sagt man ja, lassen sich die Bienen nicht behandeln."

Das letztere ist richtig; aber, meine Damen, nach der primitiven Art, wie Sie vielleicht die Bauern haben imkern sehen, dürfen Sie die Bienenzucht, die auf der Höhe der Zeit stehen soll, — und dann allein ist sie des Gebildeten würdig, — nicht beurtheilen! Die Imker-Pfeife, so gut sie auch für Männer paßt, ist doch längst ein überwundener Standpunkt; wir haben jetzt den sogenannten Smoker, einen handlangen Blasebalg mit drei Finger dickem Blechschornstein; dieser wird mit verfaultem Holze geheizt, und wenn der Rauchstrahl die Bienen trifft, so kriechen sie unfehlbar zu Kreuze. Doch auch der Smoker ist schon überholt worden, da er durch seine Schwere, und weil er zwei Hände zu seiner Bedienung erfordert, manchem unbequem geworden. Jetzt haben wir den Dietrich'schen Rauchbläser und den Zähringer'schen Handraucher, welch letzterer, am Aermel angeklemmt, wie ein Zerstäuber mit einer Hand benutzt wird.

Auch vor den Bienenstichen kann man sich schützen; vor allem lerne man die Natur der Bienen kennen und bewahre Ruhe und Selbstbeherrschung ihnen gegenüber. Die Bienen, die auf den Waben sitzen, pflegen nicht stechlustig zu sein, weil der Honig alle Bosheit vertreibt. Man kann eine Wabe, über und über mit vielen Hunderten von Bienen besetzt, ruhig in die Hand nehmen und forttragen, ohne daß auch nur eine aufsliegt. Dagegen diejenigen Bienen, die an den Wänden des Kastens sitzen, müssen einen Rauchstrahl erhalten, da sie es sind, die ihren Stachel gewetzt haben und bereit sind, auf die Hand des Räubers ihrer Schätze loszufahren. Aber ein Strahl, — und gedemüthigt kehren sie um! Im übrigen ist es vollkommen zu billigen, wenn die Imkerin den Kopf durch einen Schleier, über den Strohhut gestreift, — und die Hände durch Gummi-Handschuhe schützt; ohne ein paar Stiche würde es sonst doch nicht abgehen, und sie können zuweilen schmerzhaft werden, wenn es auch wahr ist, daß der Körper sich daran gewöhnt und zuletzt keine Geschwulst mehr entsteht. Zu behaupten, Bienenstiche seien gesund, nun, so weit wollen wir doch nicht gehen, wenn es auch Verhältnisse giebt, unter denen dadurch Rheumatismus geheilt werden kann.

Ueberdies ist die Behandlung der Bienen jetzt ungleich leichter und bequemer gegen früher geworden. Die beweglichen Waben, diese herrliche Erfindung Vater Dzierzon's, lassen sich aus dem Kasten herausnehmen und wieder einsetzen, was beim alten Korbstock nicht möglich war. Seitdem unterscheidet man Mobil- und Stabil-Imkerei. Zudem werden die Kasten jetzt auch mit beweglicher Decke (dem Lagerkasten) oder beweglichem Bodenbrett (dem Stülper) angefertigt, wodurch einzelne Waben, ohne die anderen zu berühren, herausgenommen werden können. Auf diese Weise werden die Bienen in möglichst geringem Maße gestört, und nur wenige fliegen auf, namentlich im Honigraum.

Sollten meine Ausführungen einige der Leserinnen dieses Blattes überzeugt und zu dem Entschlusse gebracht haben, im Frühjahr mit der Anlage eines Bienenstandes zu beginnen, so entsteht doch noch die Frage: Auf welche Weise wird die angehende Imkerin am zweckmäßigsten in ihren schönen Beruf eingeführt? Da bieten sich denn der Lehrbücher gar viele, zuerst Beßler's „Anleitung" (Verlag von Kohlhammer in Stuttgart), dann Huber's „Nützlichste Bienenzucht" (Verlag von Schauenburg in Lahr) und endlich Ilgen's „Anleitung" (Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld). Alle drei Bücher ergänzen einander und führen den Leser so recht in die Theorie der Bienenzucht ein. Und diese Theorie, das Wissen, ist das Fundament der Imkerei, ist die Vorbedingung für das Können. Bevor man anfängt zu imkern und für das Wohl vieler Tausenden kleiner Lebewesen zu sorgen, — enthält ein Völkchen deren doch ca. 50,000, — ziemt es sich, den Bienenstand und seine Organisation kennen zu lernen. „Vor allem lernet Theorie, sonst bleibt Ihr Stümper Euer Leben lang!" An der Hand guter Bücher aber wird einem alles licht und klar; wenn wir

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

uns klar machen können, warum und wozu wir dies thun und jenes unterlassen, so werden wir Mißgriffe vermeiden lernen und größere Erfolge erzielen, als deren der einfache Landmann sich zu rühmen vermag.

Nur nicht gleich groß anfangen wollen! Besser klein anfangen und groß aufhören, als umgekehrt! Zu Beginn werden doch trotz der besten Theorie Fehler genug gemacht, und die Bienen sind es, die dafür zu büßen haben. Zudem kostet selbst der kleinste Anfang, wenn er nicht geradezu bauernmäßig sein soll, doch immer etwas Geld. Der Umgang mit unseren stachelbewehrten kleinen Pfleglingen will doch auch erst gelernt sein, und da wären selbst ein halbes Dutzend Völker noch zu viel. Später, sowie der Bienenstand sich mehrt, — und er mag sich mehren wie er will, — so ist doch kein Griff in die Tasche mehr nöthig, sondern alle Geräthe und neue Wohnungen werden aus dem Erlös von Honig und Wachs bezahlt, und neue Völker, diese Wohnungen zu besetzen, kommen von selbst aus den Schwärmen, oder wir machen Kunstschwärme.

Zwei Kasten, mit Schwärmen besetzt, genügen für den Anfang vollständig. Ein Kasten allerdings wäre zu wenig, denn auf einem Beine kann niemand stehen; wie leicht ereignet sich ein Unglück oder Mißgeschick, z. B. die Bienenmutter kommt um oder geht verloren; was dann, wenn der Imker nicht aus einem zweiten Kasten Aushülfe schaffen kann? Bei zwei Völkern aber hilft eins dem andern aus, — natürlich nur unter Eingriff des Züchters.

Nun bleibt noch zu erörtern: Was für eine Art von Bienenwohnung empfiehlt sich Anfängerinnen und überhaupt Imkerinnen am meisten? Sich darüber selbst schlüssig zu machen ist schwer, weil es eine solche Unzahl von Systemen giebt. Im großen ganzen unterscheidet man aber die Ständer- und die Lagerkasten. Von ersteren wird der Vier-Etager als erfolgreich zum Ueberwintern empfohlen, auch nimmt er nur wenig Raum fort, und 4 Kästen lassen sich zu einer viereckigen Säule zusammenstellen und mit Sockel und gemeinsamen Dach versehen. Aber man kann nicht, wie bei Lagerkasten, mit einem Griff zu jeder Wabe gelangen, — es müssen z. B. neun Scheiben fortgezogen werden, um zu der zehnten zu gelangen. Darum gebührt für Anfängerinnen und wegen der leichten Behandlung dem Lagerkasten und unter diesen wieder dem Ilgenkasten der Vorzug, den Tischlermeister Berkhahn in Glinkermühle bei Alt-Sarnow sehr schön für 12,50 Mk. liefert.

Unter den Bienenrassen, wenn man die Wahl hat, sei die deutsch-italienische Biene wegen ihres großen Fleißes und ihrer Sanftmuth empfohlen. Außerdem erfreut sie das Auge durch die schönen Goldringe um den Hinterleib und den leisen, schwebenden Flug.

Um sich über Bezugsquellen für Bienen und alle Geräthe zu unterrichten, abonnire man zum Preise von 1 Mk. jährlich direct beim Verleger R. Michaelis in Leipzig-Reudnitz auf die monatlich erscheinende „Leipziger Bienenzeitung".

Wo also die geeignete Oertlichkeit vorhanden ist, da wage man ruhig einen Anfang in der Bienenzucht, und man wird dies nicht nur nicht bereuen, sondern im Gegentheil sich eine nie versiegende Quelle stiller Freuden geschaffen haben.

Nachdruck verboten.

Die Kunst, Bowlen zu brauen.

Von H. von Remagen in Köln.

Es giebt sonst ganz gute und brave Menschen, die aber ihre Bowlen aus den wunderlichsten Stoffen zusammengießen: Aus Moselwein, Rheinwein, Rothwein, Sherry, Thee, Champagner, Citronen und allerhand Ingredienzen, den bekannten „Schuß" Cognac oder Arrac nicht zu vergessen. Eine derartige Zubereitung ist Weinpantscherei, ist einfach barbarisch und nicht selten schuld daran, daß die Bowle und ihre liebenswürdigen Wirkungen so gänzlich verkannt und nicht verstanden werden.

Vornehme Einfachheit sei der erste und letzte Grundsatz bei Zubereitung einer Bowle: ein leichtes, feines Moselblümchen, eine frische Frucht, ein Stück Eis und eine Idee Zucker, das sind die Elemente für eine gute Bowle. Allenfalls nehme man, namentlich zu gewissen Bowlen, noch ein paar Flaschen Sect. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel. Des weiteren müssen die einzelnen Bestandtheile, aus denen sich die Bowle zusammensetzt, absolut rein und fehlerfrei sein. Eine einzige wurmstichige Frucht, ein Stück unsauberen Eises kann die Bowle um ihren Duft, um ihren Wohlgeschmack bringen. Namentlich prüfe man jede Flasche auf den sogenannten „Pfropfengeschmack" hin; ein paar Tropfen aus einer dumpfigen Flasche können der Ruin eines sonst edlen Gebräues werden. Selbst der Sect, den man zugießt, bedarf der Prüfung, auch muß der Bindfaden, der oben am Flaschenhalse sitzt, vor dem Eingießen sorgfältig entfernt werden. Rieselt der Sect darüber, so bekommt dieser und mit ihm die Bowle, die er würzen soll, einen störenden Beigeschmack.

Ein Wort noch über die Verwendung des Eises. Hat man davon reichlich, so ist es natürlich am besten, das Bowlen-Gefäß rechtzeitig in ein größeres, ganz mit Eis gefülltes Gefäß zu stellen. Auf diese Weise wird die Temperatur des Getränkes ideal. Ist indessen nicht genug Eis vorhanden, so empfiehlt es sich, den Wein langsam und bedächtig über ein ausgewähltes Eisstück in das Gefäß zu gießen. Wer zum Abkühlen große Eisstücke in die Bowle wirft, beweist, daß er vom Bowlen-Brauen nichts versteht; einmal verdünnt er den Stoff, und dann kann er ihn sehr leicht seines feinen Geschmackes berauben.

Sind wir so über die allgemeinen Grundsätze der Bowlen-Kunst ins Klare gekommen, so lohnt es sich, die einzelnen Gebräue etwas genauer zu betrachten. Eras, — wohl der vornehmste „Kenner" auf diesem Gebiet, — unterscheidet da zunächst die Jahreszeiten-Bowlen, deren es vier giebt: die Waldmeister- oder Mai-Bowle, die Erdbeer-Bowle, die Pfirsich-Bowle und die Ananas-Bowle. Die erste trinkt man von Mitte Mai bis Mitte Juni, die zweite von Mitte Juni bis Mitte Juli, die dritte bis Mitte August und die vierte bis September. Die beliebteste, aber wohl nicht die feinste und wohlschmeckendste, ist unzweifelhaft die Waldmeister-Bowle. Viele Fachleute sind der Ansicht, daß sie, auch bei sorgfältiger Zubereitung, Kopfschmerzen verursache. Ich bestreite dies! Allerdings fordere ich für die Bowle die größte Vorsicht bei der Mischung: ganz reinen Moselwein, da das zarte Aroma des Waldmeisters sich mit der Kohlensäure des Rheinweines nicht verträgt, keinen Sect, und vor allem frische Pflanzen! Zu warnen ist davor, die Wurzeln oder „Schnitt-Enden" des Waldmeisters mit der Bowle in Berührung zu bringen, weil aus der Pflanze nur das Aroma und nicht der Saft extrahirt werden soll. Es ist daher zu empfehlen, die Waldmeister-Pflanzen in Bündel zusammenzubinden und mit dem Kopf nur so tief in den Wein zu stellen, daß die Stengel darüber hinausragen. Nachdem so der Wein lange genug gezogen, gewinnt man die richtige Essenz und für die damit anzufertigende Bowle den richtigen Geschmack. Ganz zu verwerfen ist die Methode, die Blättchen und Zweigspitzen mit einer Schere abzuschneiden und direct in die Bowle zu werfen, sodaß das Grünzeug, obwohl später durch ein Sieb entfernt, vorläufig ganz lustig darin umherschwimmt. Auf diese Weise wird der Bowle der volle Pflanzensaft mitgetheilt, der Magen vergiftet,

von Radetzky-Mikulicz,
Intendant des Hoftheaters in Oldenburg.
Nach einer Photographie von Th. Schuhmann & Sohn, Hof-Photographs, Karlsruhe.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

und ein starker „Gehirndruck" wird die Folge sein. Falsch ist es, wenn man sich und andern einreden will, der Träger des Waldmeister-Aromas sei ein im Wasser leicht löslicher Stoff, der sich auch im getrockneten Waldmeister sehr gut conservire, sodaß man zur Bowle ebenso gut getrockneten, wie frischen Waldmeister nehmen könne. Eras schreibt darüber: „Getrockneter Waldmeister riecht allerdings sehr gut, aber frisches Heu thut dies auch. Mr. Atkinson in London bereitet daraus ein treffliches Parfüm; kein Zweifüßler ist jedoch bisher auf die Idee gekommen, eine Bowle damit anzusetzen." Dagegen läßt sich nichts sagen.

Von besonderer Feinheit ist die Erdbeer-Bowle; ein wonnigliches Getränk, das in seinen goldigen Farbenlichtern beseligend in das durstige Herz hineinleuchtet und dort den Geist des Humors entfesselt. Auch gehört sie zu den „vornehmen" Bowlen, die unbedingt einen Zusatz von Sect erfordern. Sehr wichtig bei Zubereitung der Erdbeer-Bowle ist die Behandlung der Frucht, — des „Gemüses", wie es „unter Kameraden" heißt. Bei hochreifen, getriebenen Erdbeeren, also bei Treibhaus-Früchten, kann man die zerquetschte und mit klarem Zucker gemengte Masse getrost in die Bowle hineinschütten und darin lassen; das zarte Fleisch der Erdbeeren verursacht keine Unbequemlichkeiten. Aus der gemeinen Garten- oder Wald-Erdbeere soll, nachdem sie ebenfalls mit Zucker zerdrückt ist, erst ein Extract gewonnen und dieser durch ein Haarsieb in den Bowlen-Wein gegossen werden, während man die herrliche, aromatische Gebirgs-Erdbeere, die Königin unter den Erdbeeren, vorher mit etwas Zucker ansetzt und dann unzerdrückt in den Wein hineinthut; die Frucht ist so zart, daß sie „auf der Zunge zergeht". —

Nicht minder fein und lieblich, als die Erdbeer-Bowle, ist die Pfirsich-Bowle. Sie wird neben der Waldmeister-Bowle am meisten getrunken und erfreut sich gerechtfertigter Beliebtheit. Auch bei ihr hängt das Meiste von der Güte und Behandlung der Frucht ab. Diese muß vollkommen reif sein und sich leicht und bequem schälen lassen, vor allem aber darf kein Stockfleck daran haften; ferner soll man hübsch darauf achten, die Pfirsiche zweckmäßig zu zerkleinern; die Frucht zu zerschneiden, ist verkehrt, weil zuviel Aroma und Duft dabei entweicht; wohl aber bleibt ihre volle Feinheit im Geschmack erhalten, wenn man sie unter Zusatz von geriebenem Zucker mit der Gabel zerdrückt und die so gewonnene Masse ohne weiteres in den Wein hineinthut. Die Pfirsich-Bowle mit einigen Gläsern Rothwein zu „färben", ist eine gräuliche Sitte, aber noch schlimmer ist es, Maraschino oder einen andern Liqueur hineinzugießen. Das sind „Nuancen", die besonders geistreich sein sollen, im Grunde aber den Geschmack und vor allem die Wirkung einer feinen Bowle gründlich verderben.

Als letzte der Jahreszeiten-Bowlen wurde die Ananas-Bowle, die „Aristokratin" unter den Bowlen, erwähnt. Die Gelehrten sind sich darüber einig, daß eine vollendete Ananas-Bowle nur aus frischen Früchten zu gewinnen ist. Das „Gemüse" wird sehr fein geschnitten, eine Zeit lang dem Wirken des dazwischen gestreuten Zuckers ausgesetzt und dazu ein freundliches Weinchen und ein Posten Sect gethan. Dann ist es ein Gebräu für Götter! Nicht verständlich ist mir die Abneigung, mit der Eras gegen die aus „eingelegten" Ananas bereiteten Bowlen zu Felde zieht. Natürlicherweise sind frische Früchte, wie ich eben bereits bemerkte, stets vorzuziehen, indessen kann man bei vorsichtiger Behandlung auch aus conservirter Ananas ein sehr wohlschmeckendes und edles Getränk herstellen.

Mit diesen vier Arten ist das Kapitel der leichten und gesunden Bowlen eigentlich geschlossen. Alles übrige, was hier noch existirt, gehört mehr oder weniger in das Gebiet der Weinpantscherei und entbehrt des — wissenschaftlichen Interesses. Als ein entsetzlicher Unfug darf es bezeichnet werden, Bowlen aus Melonen, Sellerie, blühendem Wein oder gar — risum teneatis, amici! — aus Rosedablumen zu brauen! Weniger trostlos scheint mir die sogenannte Pomeranzen-Bowle zu sein, die sich jederzeit schnell herstellen läßt. Zu dieser extrahirt man in einem verdeckten Weinglase ganz feingeschälte, dunkelgrüne Pomeranzenschale, fügt dann den Extract zu Weißwein und Rothwein, der im Verhältniß von 2:1 gemischt wurde, und gewinnt so eine recht achtbare Flüssigkeit. Die Angostura-Bowle sei hier der Vollständigkeit halber angeführt: Man nehme eine halbe Flasche Moselwein, eine halbe Flasche Sect, ein Gläschen von dem bekannten Angostura-Schnaps und gieße alles über ein Stückchen Eis. — Zum Schluß erwähne ich noch ein wohlbekanntes, tiefernstes Gebräu, das als die Krone des menschlichen Witzes gelten soll. Das Recept ist das einfachste von der Welt: zwei Flaschen schwerer Burgunder und eine Flasche Sect über ein großes Stück klaren Eises gegossen; dazu vier Loth Zucker, genau abgewogen. Probatum est! Wer keinen Burgunder zur Hand hat, nehme englischen Porter; auch das ist gut, — wirkt aber wie ein Verhängniß!

Nachdruck verboten.

Die Intendanten der deutschen Hoftheater.

Von Otto Preuß in Berlin.

II.

Herr von Radetzky-Mikulicz.

Siehe das nebenstehende Portrait.

Der neue Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg, Herr von Radetzky-Mikulicz, ist seiner Ernennung nach der jüngste unter den Hoftheater-Intendanten. Herr von Radetzky ist im Jahre 1851 in Riga als Sohn eines Diplomaten geboren, dem er in seinem zwölften Jahre nach Deutschland folgte. Er absolvirte das Gymnasium in Glogau und Dresden und trat nach bestandenem Abiturienten-Examen in das Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment ein, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Von 1879—82 besuchte er die Kriegs-Akademie. Daneben fand er indessen schon damals häufig Gelegenheit, seine Vorliebe für die Bühne zu bethätigen, indem er für die Theater-Abende des Regiments Stücke schrieb, die von ihm selbst inscenirt und unter seiner schauspielerischen Mitwirkung mit großem Beifall, mehrfach in Gegenwart des jetzigen Kaisers, aufgeführt wurden. 1888 wurde Herr von Radetzky in das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7 versetzt und ein Jahr später als Adjutant des damaligen Herzogs von Edinburg nach Coburg commandirt, mit dem er größere Reisen nach Spanien, Portugal und Frankreich machte. Seine 1890 erfolgte Versetzung als Compagnie-Chef in das 4. Badische Leib-Grenadier-Regiment wurde auch auf seine künstlerische Richtung von maßgebendem Einfluß. Der Aufenthalt in Karlsruhe, wo unter des genialen Felix Mottl Leitung hervorragende Aufführungen der Opern Richard Wagners stattfinden, machte aus dem bisherigen Anti-Wagnerianer einen aufrichtigen und verständnißvollen Verehrer des Meisters, der wiederholt zu den Musikfesten nach Bayreuth pilgerte. Am 15. September 1896 wurde Herr von Radetzky-Mikulicz provisorisch mit der Leitung der Hofkapelle und des Hoftheaters in Oldenburg beauftragt und am 1. Januar erfolgte seine definitive Ernennung zum dienstthuenden Kammerherrn des Großherzogs und zum Chef der Hofkapelle und Intendanten des Großherzoglichen Hoftheaters, nachdem Herr von Radetzky vorher seinen Abschied aus dem Militärdienst als Major genommen hatte.

Nachdruck verboten.

Waldinneres.

Zu dem Bilde von G. Wilrich in Berlin. — Siehe Seite 81.

Im Frühlingsgrün prangt der Buchenwald wie ein großer, stiller, von schlanken Säulen getragener Dom. Nur der Waldbach rauscht plätschernd über das Felsgeröll, und die Vögel schmettern ihr Lied in den Wipfeln der Bäume. Wo die Sonne auf dem frischen Laube zittert, da glüht und glänzt es wie Smaragden, und durch die Wipfel steht das Auge hinein in das unendliche Blau des Himmels. Ein Ort zum Ausruhen und Träumen wie geschaffen, den uns das Bild des Künstlers festhält. A. S.

Nachdruck verboten.

Sudanesische Lanzenreiter.

Zu dem Bilde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. —

Siehe Seite 85.

Lange sind die Sudanesischen Lanzenreiter als Vorhut des Heeres des gefürchteten Mahdi der Schrecken des Sudan gewesen. Plötzlich tauchten sie bald hier, bald dort auf, weite Strecken der wasserlosen Hochebene auf ihren schnellfüßigen Kameelen durcheilend, und wohin sie kamen, erfüllten sie die Bevölkerung mit Entsetzen. Wußte man doch, daß ihnen bald ein Heerhaufe des Mahdi folgen und wie ein Heuschreckenschwarm das Land ringsum in eine Wüste verwandeln würde. Grausam und blutdürstig wie ihr Herr, der Mahdi selbst, verschonten diese wilden Scharen nichts Lebendes. Noch heute ziehen diese Horden wie Räuberbanden durch das Land. Aber der panische Schrecken, den sie verbreiteten, als der Mahdi noch lebte, ist gewichen; die Bevölkerung wappnet sich hier und dort wohl gar zum Widerstande gegen sie. Denn ebenso schnell, wie die Herrschaft des Mahdi zu einer Gefahr für das ganze nördliche Afrika anwuchs, ebenso schnell ist sie nach seinem Tode unter seinem Nachfolger zerfallen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo das Reich des Mahdi ganz zersplittert sein wird und diese Sudanesischen Lanzenreiter nur noch auf eigene Faust Krieg gegen die zu friedlicher Beschäftigung zurückkehrende Bevölkerung führen werden. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Abonnent in N., Böhmen. — Wenden Sie Sich an eine renommirte Theater-Agentur, die sich mit dem Vertrieb von Bühnenstücken beschäftigt. Sie können ganz sicher sein, daß von einer solchen Ihre Anonymität gewahrt werden wird.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 12, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. — Siehe den Artikel Seite 94.

Nachdruck verboten.

Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte.

Von Anna Gräfin Pongrácz in Wien.

(Schluß.)

Eine momentane Verirrung der Phantasie, das konnte ja sein, das kommt ja auch in der Ehe vor, in sonst glücklichen Ehen. Nach drei Jahren der Treue konnte es doch nichts anderes sein!

Sie hatten nun bereits eine Wohnung. In derselben Hetze und mit derselben Flüchtigkeit, mit der sie jetzt alles thaten, hatten sie sie genommen. Geysa war es, der auf einmal dazu trieb, mit einer nervösen Ungeduld, als müsse er Versäumtes nachholen, — und das war ja auch eigentlich der Fall. — Es waren ebenfalls zwei Zimmer, aber ohne freundliche Aussicht, klein und etwas dumpf. „Wir können ja gelegentlich wieder ausziehen, wenn wir etwas Besseres finden," meinte Geysa; „für jetzt bleibt uns keine Wahl, ein Nest müssen wir haben." Lenke sah sich in dem „Nest" kaum um; Geysa hatte ja recht: auf die Räume kommt es nicht an, — man kann überall glücklich sein. Sie blickte ihn still an, als er das sagte und antwortete nichts darauf. Da zog er sie an sich und bedeckte sie mit Küssen. Und Lenke schlang die Arme um ihn und küßte ihn wieder.

Sie wollte „glauben".

„Gott, die lieben einander!" erzählte die Vermietherin ihrem „Alten", und schmunzelte dabei. Eine andere als eine sehr verliebte Partei, meinte sie, hätte wohl an den schlechten Fußböden und alten Oefen Anstoß genommen, deretwegen die Wohnung schon so lange leer stand, aber nun war sie angebracht. —

Ihre Stelle hatte Lenke auch schon aufgegeben; seit acht Tagen war sie frei. Am nächsten Sonntag sollte das erste Aufgebot sein.

Beim Tischler standen die ausgewählten Möbel und harrten der Abholung. Die Einrichtung für das Wohnzimmer zahlte Geysa, die für das Schlafzimmer und die Küche Lenke; so hatten sie es untereinander ausgemacht. Als Lenke's Mutter starb, war ihr Hausrath verkauft worden. Das bißchen Geld, das dafür einkam, hatte Lenke in die Sparkasse gelegt. Und in der letzten Zeit kramte Oerszi eines Tages lange in ihrem Schranke und zog schließlich einen, in schmutziges Seidenpapier gehüllten, aber nicht ganz werthlosen, alten ungarischen Schmuck hervor, den sie Lenke schenkte mit dem Bedeuten, ihn zu verkaufen, da sie wohl eine kleine Beisteuer zu ihren jetzigen Ausgaben brauchen könne. An barem Gelde gebe keine der Tanten Lenke etwas, obwohl sie bei ihrer virtuosen und scrupellosen Sparsamkeit nicht den ganzen Zinsen-Ertrag des bescheidenen Kapitals verzehrten, das sie von ihren Eltern geerbt hatten; aber nun reichte es doch, und Lenke, in ihrem einfachen Sinne, fand ihre kleine Einrichtung sogar sehr hübsch. Daß es die „eigene" war, bildete wohl ihren größten Reiz.

Eines Vormittags ging Lenke nochmals zu dem Tischler; sie wollte noch ein Wandschränkchen für die Küche bestellen. Der Tischler wohnte in der Festung; sie fuhr mit der Drahtseilbahn hinauf. Als sie ihr Geschäft ausgeführt hatte, sah sie auf die Uhr; es war noch früh. Da sie schon

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. Siehe den Artikel Seite 94.

oben war, wollte sie auf der Burggarten-Terrasse noch ein bißchen frische Luft schöpfen.

Die welken Kastanienblätter raschelten unter ihrem Schritte, der Himmel hing trüb und herbstlich über der Welt, die Terrasse war noch leerer, als sonst.

Auf einer Bank saß Geysa.

Trotz des Geraschels der Blätter hörte er ihr Nahen nicht, er blickte nicht auf. Wie angewurzelt blieb Lenke stehen; halb verdeckt von einem Baumstamme, gegen den sie sich lehnte, beobachtete sie ihren Verlobten.

Keine Ahnung sagte ihm, daß ihr Auge auf ihm ruhte.

In unaussprechlich müder, verdrossener Haltung, wie sie sie nie an ihm gesehen hatte, saß er da. Und einmal schlug er die Hände vor sein Antlitz, und als er sie sinken ließ, trugen seine sonst so heiteren Züge den Ausdruck einer tiefen Trostlosigkeit und Entmuthigung.

Er saß auf derselben Bank, von der er Lenke vor drei Jahren betrachtet hatte. Aber das wußte er nicht, — oder vielleicht dachte er just daran?

Lenke schlich leise hinweg. Auf dem Heimwege, den sie unbewußt einschlug, dachte sie an allerhand. An alles, was Geysa ihr aus seiner Jugend erzählt hatte. Es war im Gegensatz zur ihrigen eine leichte Jugend gewesen, denn wenn seine Eltern nicht wohlhabend waren, so bezog doch sein Vater als Sectionsrath ein hübsches Gehalt, und er wie die Mutter waren gute, liebevolle, dabei aber leichtlebige, lebensfrohe Menschen. Ihr rasch nach einander erfolgter Tod hatte den Sohn hart getroffen; allein er stand damals in dem glücklichen Alter, in dem wir das Leben vor uns offen sehen, und die Welt selbst dem Aermsten verheißungsvoll entgegenlacht, wie viel mehr einem gesunden, nicht unbegabten Manne. Nahrungssorgen lernte er nicht kennen; sein Gehalt und der Sparpfennig, den ihm die Eltern hinterlassen hatten, reichten für ihn allein. — Geysa hatte eigentlich nie Schweres zu tragen, nie zu kämpfen gehabt .... Und wenn er Mariska heiratete, so würde er auch nie zu kämpfen haben ....

„Mit ihr ebener Weg, — mit mir ein steiles Hinanklimmen."

Früher war es Lenke nie in den Sinn gekommen, daß Geysa das Los, das er mit ihr gewählt hatte, zu schwer finden könnte. Ihrer Kraft

In einer amerikanischen Mädchenschule: Nach dem Maskenball. Siehe den Artikel Seite 94.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

war es nicht schwer erschienen. Eher mochte sie sich vorstellen, daß in einem solchen Emporringen von Stufe zu Stufe, — durch Thätigkeit und Ausdauer, — ein Reiz liegen könnte, und sie hatte davon geträumt, daß sie ihm dabei eine Stütze und kein Hinderniß sein würde.

Noch zwei Tage vergingen, Tage, an denen Lenke so lustig erschien, daß es jedermann auffiel. Ihre Augen flackerten und glänzten; manchmal schloß sie sie für einen Augenblick, als überkomme sie ein Schwindel; aber das war gleich wieder vorbei. Geysa bemerkte nichts. „Schön, daß Du so vergnügt bist!" sprach er einmal, nachdem er über ein Witzwort, das sie hinwarf, überlaut gelacht hatte, „ich bin es auch." —

Und dann kam eine Stunde — in Lenke's kleinem Zimmer, in das sie ihn gebeten hatte einzutreten, in der sagte sie Geysa, daß sie ihm sein Wort zurückgebe: sie hätten sich beide geirrt, indem sie gemeint, mit einander glücklich werden zu können.

Er stürzte vor ihr nieder, wie vom Blitze getroffen, und umfaßte ihre Kniee. „Niemals! niemals!" rief er. Wie sie so schlecht von ihm denken könne. Jetzt, — im letzten Augenblicke! — Nie in seinem Leben werde er ihr untreu sein, nie sie verlassen!

Sie beugte sich über ihn, umfaßte mit ihren weichen, leise bebenden Händen seinen Kopf, richtete sein Antlitz in die Höhe und sah ihm tief in die Augen:

„Liebst Du mich, — oder liebst Du Mariska?" fragte sie fest.

Er schrie auf und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides. „Lenke! warum sprichst Du das aus?!" stammelte er außer sich.

„Weil es die Wahrheit ist, — und die Wahrheit muß man aussprechen" — sagte die leichenblasse Lenke mit einer wunderbaren, ihr selbst unbegreiflichen Ruhe. „Sei ein Mann! Sei ehrlich! — Und mach' es kurz! Wir könnten doch nie mehr glücklich sein mit einander. Hier hast Du Deinen Ring", — sie zog ihn vom Finger, — „gieb mir den meinen — oder nein: behalte ihn zum Andenken!" Nun zitterte ihre Stimme doch.

„Lenke!" rief Geysa verzweifelt, den Ring abwehrend und ihre Hände in den seinen pressend, „ich lasse Dich nicht; ich kann Dich nicht verlassen! Was soll aus Dir werden?"

Er wußte nicht, wie er sich verrieth! Lenke lächelte müde. „Ich bin nicht die erste," sagte sie sanft beschwichtigend, „und ich bin ja nicht die Schwächste; es wird schon gehen. Sorge Dich nicht um mich!"

Er weinte zu ihren Füßen. „Geh!" sagte sie mit einem Male, fühlend, daß die Beherrschung sie verlassen wollte, fast schroff und gleich darauf sehr weich noch einmal: „Geh! — Das taugt uns beiden nicht!"

Sie zog ihn empor, und als er vor ihr stand, — noch immer fassungslos und verwirrt und jetzt wortlos, — legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn noch einmal und duldete es, daß er sie leidenschaftlich heftig umfaßte wie einst. Dann aber drängte sie ihn zur Thür. Er wußte in seiner Betäubung nicht, wie er hinauskam. Auf der Treppe blieb er stehen. „Nein!" rief es noch einmal in ihm, „es ist unmöglich! ich kann sie nicht verlassen!" Es schien ihm, daß er sie nie früher so geliebt hatte, wie jetzt. Er wollte umkehren, — er wollte für immer zurück zu ihr! — Nach einigen Secunden qualvollen Schwankens stieg er langsam die Treppe vollends hinunter.

Als er auf der Straße angelangt war, und der kühle Herbstregen, der niederging, ihm erfrischend ins Gesicht schlug, durchzuckte es ihn: „Frei"!

. . . . . Und Lenke lebte weiter mit den Tanten. Der Herbst verging, es wurde Winter; der Winter verging, es wurde Frühling. Von Geysa hörte sie nichts mehr, sah ihn auch nicht wieder. Er fing wohl zwanzig Briefe an sie an, — aber beendete keinen. Was sollte er ihr sagen? Ihre Verzeihung erflehen? — Sie grollte ihm ja nicht. Ihr erklären? — Wie sollte er ihr erklären, was ihm selbst unbegreiflich schien: die Wandlung, die sich in ihm vollzogen hatte.

In der ersten Zeit nach der Trennung strich er zur Dämmerstunde oft in der Nähe ihres Hauses herum, wie ein ruheloser Geist; aber wenn das Thor ging, erschrak er in dem Gedanken, daß sie heraustreten könnte, und verbarg sich im Schatten, oder eilte fort.

Davon wußte Lenke nun nichts; doch dachte sie sich wohl etwas dergleichen.

Der Curial-Richter erschien bei ihr und forderte sie sehr freundlich auf, jederzeit über ihn zu verfügen, wenn er ihr in irgend etwas nützlich sein könne. Lenke hatte bereits ein Gesuch um Wiederanstellung an einer Schule eingereicht; er versprach sofort, es zu befürworten, er habe einflußreiche Freunde, Lenke könne sicher darauf rechnen, bald eine gute Stelle zu erhalten. Sie dankte, bat ihn aber zögernd, — offenbar wollte sie nicht, daß es schroff herauskäme, — sich ihretwegen nicht zu bemühen. Er wurde roth und sah weg, und dann sagte er noch hastig, daß er mit dem Tischler gesprochen habe, damit er den Möbelkauf anstandslos rückgängig mache, und daß wegen der Wohnung auch alles in Ordnung sei.

Es kam ihm dabei selbst so vor, als ob er mit Lenke über ein Begräbniß verhandelte.

Ja, hier war etwas gestorben.

Und wie elend sie aussah! Eingefallen, abgemagert, — um zehn Jahr gealtert in der kurzen Frist. — Aber ruhig schien sie zu sein.

Als er sich von ihr verabschiedete, behielt er Lenke's kalte, kleine Hand einen Augenblick in der seinen, — und plötzlich beugte sich der alte Herr und drückte einen leisen Kuß darauf.

„Er bedankt sich dafür, daß ich mich seiner Tochter aus dem Wege räumte," durchzuckte es Lenke bitter, und unwillkürlich zog sie ihre Hand zurück. Nein, um diese Leute hatte sie es nicht gethan!

Der Curial-Richter aber fühlte, während er die Treppe hinabstieg, eine ungewöhnliche Wärme in seiner Herzgegend. „Ein tüchtiges Mädel!" — Und er bedauerte aufrichtig, daß Lenke nicht mehr Glück, — d. h. mehr Geld, — hatte. Für ihn bestand die Frage bloß darin.

Nach nicht allzulanger Zeit kam die Antwort auf Lenke's Gesuch. Sie brachte ihre neuerliche Ernennung. Die Stelle war ein wenig schlechter, als ihre frühere, insofern sie jetzt einen weiten Weg, eine dumpfigere, engere Schulstube und dafür kein höheres Gehalt hatte; aber es war das Versprechen beigefügt, daß die nächste Stelle mit höherem Gehalt, die frei würde, ihr zufallen sollte. Der Curial-Richter hatte offenbar doch für sie gewirkt. Sie mußte schon froh sein, überhaupt so rasch wieder untergekommen zu sein. Mit Privatstunden, mit denen sie es inzwischen versucht hatte, ging es doch viel schwerer.

Nun wandelte sie also wieder allmorgendlich und mehrmals in der Woche auch nachmittags in ihre Klasse, kam nach treuer — ach, mit so großer Selbstüberwindung geleisteter Arbeit, nach Hause und wurde hier von Bertha's Stichelreden empfangen.

Wie die dürre Person mit ihrem vertrockneten Herzen sich darin gütlich that! Hatte sie es nicht immer gesagt? Aber die Prinzessin-Braut glaubte ihr nicht, bis es wahr wurde, bis der schöne Prinz sie richtig im Stiche ließ. Als ob sie nicht wüßte, „wie die Männer sind!"

Die „Verlassene" schwebte immerfort, bei jeder Gelegenheit, auf den gallenbittern Lippen, sodaß es selbst der phlegmatischen Oerszi zu viel wurde und sie die Schwester anfuhr: „Kannst Du nicht Ruhe geben? Alte neidische Giftblase! Du wärest todtfroh, wenn Dich ein Bräutigam sitzen gelassen hätte, denn dann hättest Du wenigstens einmal einen gehabt!"

So verstrich die Zeit für Lenke. Ihren Myrtenkranz hatte sie der jungen Tochter ihrer Hausfrau geschenkt, die demnächst Hochzeit halten sollte, und das amethystfarbene Seidenkleid kaufte eine Collegin ihr für einen billigen Preis ab. Sie mochte aber das dafür gelöste Geld nicht behalten, und so gab sie es im Geheimen der alten Marus für ihre Enkelinnen. Geysa's Ring, der bei ihr zurückgeblieben war, that sie in die Armenbüchse, die im Schulhause hing.

Wenn sie Träume hegte, bestanden sie darin, daß sie für sich allein wohnen könnte. Sei's in einer Dachkammer, aber allein. Jetzt war sie ja schon alt genug dazu, und sie sah um so vieles älter aus, als sie war.

Erhielt sie die höhere Stelle, die ihr versprochen war, — und das mußte doch einmal geschehen, da sie ihre Pflichten erfüllte und die Sympathie ihrer Vorgesetzten, wie ihrer Schüler besaß, — so würde es möglich sein. Dann hatte sie doch einen eigenen Herd, — wenn auch einen freudlosen. — Und vielleicht verbesserte sich ihre Lage mit der Zeit noch weiterhin ein wenig, sodaß sie ein Kind in ihr Heim bringen könnte, — irgend ein von der Straße aufgelesenes, elendes Geschöpfchen, das am Ende bei ihr auch nicht mehr frieren und hungern konnte, als es gewöhnt war, und wenigstens an ihrem Herzen einen traulichen Fleck fand, von dem sich die Welt freundlicher ansah. Und wenn es dann einmal, nach Kinderart, trotz aller Entbehrungen, so recht heiter und vergnügt wäre, unter ihrem Dache, sich wohl fühlte in ihrem Schutze, — und vielleicht die kleinen Aermchen um ihren Hals schlänge und ihr ein kindliches Kosewort ins Ohr flüsterte, — dann würde auch sie wieder froh werden. —

Anfangs April verlobte Geysa sich mit Mariska, und am 3. Mai fand die Trauung statt, — drüben in Pest, in der großen Leopoldstädter Pfarrkirche. Diesmal war es ein kurzer Brautstand gewesen.

Die Ankündigung der Vermählung stand in den Zeitungen; es war ja eine elegante Hochzeit.

Die Tanten, selbst Bertha, hatten sich den Tag über freundlich gegen Lenke bezeigt, in der ungeschickten Weise, in der Menschen das fertig bringen, denen Wohlwollen etwas Fremdes, Ungewohntes ist. Niemals waren die beiden Lenke so unsympathisch gewesen, wie heute; nie hatte Oerszi's üppige, vernachlässigte Erscheinung sie mehr angeekelt, als da sie sich am Morgen von ihr an sich ziehen und küssen lassen mußte; nie war ihr Bertha's Hand so abstoßend knöchern, und ihre harte Stimme so widerwärtig erschienen, als da sie ihr am Nachmittag, beim Heimkommen aus der Schule, ein für sie von einer Bekannten ausgeliehenes Buch überreichte, — einen alten Roman, der sie „zerstreuen" sollte.

Und nun war es Nacht, eine herrliche Vollmondnacht! Es mochte ein Uhr sein; die Welt schlief.

In ihrem weißen, langen Nachtgewande, über das ihr aufgelöstes Haar floß, kniete Lenke am geöffneten Fenster ihres Zimmers. Ihre Arme lagen verschränkt auf dem Fensterbrett, ihr Haupt war auf sie niedergesunken.

Sie war schön in diesem Augenblicke, schöner als Mariska heute im Brautschleier gewesen, — wenn schon in anderer Art. Die Stärke ihres Seelenlebens gab ihrer Haltung, ihrer Gestalt, ihrem blassen Profil, so weit es sichtbar war, einen eigenthümlichen, intensiven Reiz.

Ein Künstler, der sie so gesehen hätte, würde sie wohl gern als den „Schmerz" dargestellt haben.

Aber sie dachte nicht daran, ob sie noch schön sein könne, oder nicht.

Das Leben lag schwer auf ihr in dieser Stunde!

Es schien ihr alles Lug und Trug, — ihre ganze Kraft! — Sie hatte das Opfer gebracht, — aber sie verblutete daran . . . sie fühlte es! . . .

Das Schweigen der schlummernden Welt wurde immer tiefer und tiefer. — Und doch zog es wie ein leises, heimliches Raunen durch diese tiefe Stille. Auch die Nacht hat ihre Stimme. Aber Lenke hörte sie nicht.

Ein verspäteter, verirrter Falter, der sich an süßen Baumblüthen trunken gesogen haben mochte, streifte flatternd ihren Scheitel. Müde erhob sie den Kopf. Drüben, auf ihrem Hügel stand die Matthiaskirche schneeweiß im Mondlicht und wie von einem geisterhaften Hauche umwoben, der dem vertrauten Bilde etwas Fremdartiges, Geheimnißvolles verlieh. Lenke's Blick blieb darauf haften. Mit den Händen das Fensterkreuz umfassend, schaute sie lange nach dem herrlichen Bauwerk, an dem alles und jedes, jede Einzelheit und das Ganze, von einem einzigen, zur Höhe strebenden Zuge wie beseelt erscheint:

Empor!

Je unverwandter Lenke hinüberblickte, desto mehr schien es ihr, als ob zwischen den schimmernden Zacken und Spitzen, bald hier, bald dort, Geysa's Antlitz auftauchte, — heiter und lachend, dann gedrückt und verzweifelt, und dann wieder heiter, — das Antlitz, das ihr durch drei Jahre so vertraut geworden war, das Antlitz des einzigen Mannes, den sie geliebt hatte. Es war wie eine Vision, und sie konnte die Augen nicht abwenden. Zuletzt schaute sie mit Anstrengung darauf hin, — aber es half nichts. Das Bild verdämmerte. Die Contouren verschwammen, es erblaßte; hie und da zeigte sich noch eine Spur, dann verschwand auch die letzte hinter der Kirche, sie sah es nicht mehr . . . .

Nur die Kirche stand da, — schweigend, groß, — mit diesem machtvollen, mitreißenden Zuge nach Oben.

Um wen weinte Lenke?

Um einen Fremden.

Was zu einander gehört, das scheidet sich nie auf ewig, nicht einmal durch den eigenen Willen.

Was sich scheidet — innerlich, das hat nun und nimmer zu einander gehört.

Vielleicht wußte Lenke's unbewußtes Wesen besser Bescheid als ihr bewußtes. Hatte sie darum vor allem von dem Mutterglücke geträumt? Wenn zwei Menschen sich finden, die in Wahrheit zu einander gehören, dann tritt vor der Seligkeit ihrer Vereinigung alles andere zurück, selbst die Mutterschaft.

Geysa's Natur wies ihn zu Mariska, wenn er auch mehr werth war als sie, nicht zu Lenke; und sie wies ihn auf die breite, staubige, aber bequeme Fahrstraße, auf der er mit ihr dahinrollen konnte, nicht zu dem thaufrischen, aber mühsamen Gebirgspfad an Lenke's Hand, für den seine Kräfte nicht ausreichten. Er war nur dem Zuge der Wahrheit gefolgt. Lenke hatte dies dunkel gefühlt und ihn deshalb nicht verdammt. Was ihn zu ihr führte, war ein Irrthum, wie er tausend-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mal vorkommt im Leben. Als sie das damals aussprach, — um eine Formel für die Trennung zu finden, — glaubte sie selbst noch nicht daran. Aber die Ehe mit ihm würde ihr die Erkenntniß gebracht haben. Nicht plötzlich vielleicht, nicht jäh, — aber bei tausend kleinen Gelegenheiten, und vor allem im rauhen Kampfe des Daseins. Die Stunde wäre unausbleiblich gekommen, in der sie sich entwerthet gefühlt hätte, in dem Bewußtsein, daß sie sich einem Manne zu eigen gegeben, dessen innerstes Wesen ihrem innersten Wesen nicht verwandt war, und daß er nun Herr sei über sie, und sie sich ihm nicht entziehen könne.

Jetzt war sie frei und gehörte sich.

O ja: das volle Menschenglück ist nur dort, wo zwei eins sind, — und es ist ein Glück über alle Beschreibung. Aber an Geysa's Seite konnte Lenke es niemals finden. Auch wenn ihr Lebenstraum sich erfüllt hätte, — dieses echte, wahre, höchste Glück, es wäre ihr nicht zu Theil geworden, wie es den allerwenigsten Sterblichen zu Theil wird. — Um was trauerte sie?

Wie oft geschieht es im Leben, daß die zwei Menschenhälften, die ein Ganzes bilden, zusammentreffen und sich verbinden dürfen? Warum es so ist? — Wer vermag es zu sagen! — Aber wie oft geschieht es? Die großen Loose der irdischen Lotterie können immer nur einigen Wenigen zufallen, — die anderen alle ziehen Nieten, — in dieser oder jener Form: aber doch Nieten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als aus der Niete durch eigene Kraft etwas zu machen, und wenn sie nur selbst etwas sind, so gelingt dies auch. —

Das Wesen, das in Wahrheit zu ihrem Wesen gehörte, das allein ihr das höchste Glück geben könnte, und für das sie das höchste Glück wäre, — ein Glück über alles: wo mochte es weilen? — In diesem Dasein würde sie ihm nicht mehr begegnen — vielleicht in einem anderen! . . . .

Noch immer kniete Lenke im Mondlicht und blickte nach der schimmernden, leuchtenden Kirche. Ein tiefes, stummes Dankgefühl bewegte ihre Seele wie ein Gebet: ihre Sehnsucht war von ihr genommen, ihr Leid war von ihr genommen, — es war Friede in ihr.

Nachdruck verboten.

Mein Freund Gerhard.

Novellette von Reinhold Gehlhar in Berlin.

Ich habe mich auf mein Zimmer zurückgezogen, um meine Correspondenz zu erledigen. Aber die Feder will nicht von der Stelle. Mein Freund, in dessen gastlichem Hause ich weile, ist heute so seltsam, so heimlich, — unheimlich erregt, — und Unruhe steckt an. Ob es noch immer die alte Geschichte ist, die ihm zu schaffen macht? Sicher.

Ich stehe auf und sehe zum Fenster hinaus. Die Sonne steht schon tief am Himmel, sie legt ihre Strahlen wagrecht über die weiten Felder und webt ein goldiges, schwebendes Netz über die im Frühlingsodem dampfende Brache und über die nebligen Wiesen. Eine rothe Linie umrandet den Dachfirst des gräflichen Schlosses, das über die alten dunklen Bäume des Parkes hinaussieht, und dort auf dem hohen Thurmfensterchen der Kapelle, deren Umrisse durch den leichten Laubschleier des Grüns hindurchschimmern, glüht ein rothes Licht.

Dort, in jener Kapelle, habe ich heute zum ersten Mal zusammengesehen. Wirklich, es sind schon fünf Jahre her. Ich wollte nach dem Wintergualm der Großstadt mir einmal wieder die Lungen recht voll athmen mit reiner, frischer Frühlingsluft, da gedachte ich meines liebsten Studienfreundes. Ich wußte, Raum hatte er genug in seinem großen Pfarrhause, das er nur mit seiner lieben, guten Mutter allein bewohnte. Ein Brief, — eine umgehende Antwort, dann war ich da.

Er war ganz der Alte geblieben: ein gut Theil ernster wohl, — und den kecken Schnurrbart hatte er verloren, — aber doch der liebe Junge von früher, von tadelloser Sicherheit und Reinheit des Empfindens und Wollens. Und dazu die alte harmlose Fröhlichkeit, — gar manchmal haben wir zusammengesessen, und Hochehrwürden und ich, wir haben „corpsgesimpelt" wie nur je zwei üppige Füchslein. Seitdem habe ich in jedem Frühling mehrere Wochen bei ihm zugebracht, das alte Pfarrhaus mit den beiden schattigen Linden vor der Thüre, mit den dämmernden, gemüthlichen Räumen ist mir lieb und werth geworden. Und hinter dem Hause, in dem Garten mit den Nußbaumgängen und Fliederlauben feiere ich das Frühlings-Ankunftsfest nun schon das fünfte Mal.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Also vor fünf Jahren. — Kaum war ich eine Stunde Gast dieses Hauses, als sich mein Freund entschuldigte.

„Die Pflicht ruft, — ich muß zum Schloß. Ich gebe nämlich der Tochter des Grafen privaten Konfirmations-Unterricht. In einigen Wochen ist ihre Einsegnung."

Die Zeit wurde mir in Gesellschaft seiner Mutter, die mich mit geheimem und gerechtem Stolz durch das Haus, durch die Wirthschaft und den Garten führte, nicht lang.

Da war er auch schon wieder zurück.

Wir saßen beim Thee. Gerhard, so heißt mein Freund, war seltsam still. Ein eigenartiges Empfinden schien in ihm nachzuzittern, in seinen Augen flimmerte es, während er nachdenklich in seine Tasse blickte und mit dem Löffel spielte.

„Ein wunderbares Mädchen," sagte er plötzlich, „die Seele so weich und reich, so voll und rein austönend. Eine Menschenblüthe, so edel und köstlich — —"

„Daß der Herr Gärtner sie am liebsten für sich selber aufziehen und in seinen Pfarrgarten versetzen möchte," warf ich mit leichtem Spott ein.

Ein Zug des Erschreckens glitt über sein Gesicht. Er schüttelte mit langsamer Bewegung den Kopf.

„Ein Geistlicher begegnet in seinem Beruf nur zu oft der Verstocktheit und Stumpfheit," antwortete er, „darum ist es eine wahre Herzensfreude, in eine junge, feinfühlige Menschenseele hineinlegen zu können, was man selbst als höchstes Leben im Herzen trägt, die ewigen großen Gottesgedanken. Es ist ein köstliches Geben, aber ein noch reicheres Empfangen. Das Wort, in eine verständnißoffene, rein gestimmte Seele hineingesprochen, kommt als Doppelklang in das eigene Herz zurück, — ein geheimnißvolles Wechselleben. Die Stunden des letzten Jahres, in denen ich dem Kinde des Grafen Unterricht ertheilen durfte, gehören zu den köstlichsten meines Berufslebens."

Er schwieg, in sein sonst etwas bleiches Gesicht waren rothe Flecken der Erregung getreten.

„Wie alt ist denn dieses Wunderkind?" fragte ich.

„In einigen Monaten wird Comtesse Dorothea siebenzehn Jahre."

Jedenfalls ein ziemlich ausgewachsenes Kind, — schwebte mir auf den Lippen zu sagen. Aber der leichte Spott wollte nicht recht heraus. Ich weiß nicht, wie es kam — ich war, fast wider Willen, ernst geworden.

„Du schwärmst," sagte ich, ich meinte es als leise Warnung, — „du schwärmst wie nur jemals als feuriger Corpsbursche."

„Es ist ein anderes Feuer," sagte er mit stillem, fast wehmüthigem Lächeln.

Seine hellen, ruhigen Augen, unter deren Blick man den Eindruck hatte, bis ins Innerste durchschaut zu sein, sahen mich voll und ehrlich an. Ich glaubte ihm, in ihm war nie ein Falsch. Bis zur Rücksichtslosigkeit gegen sich pflegte er in sich wahr und klar zu sein.

Und doch, — sollte er sich nicht hier, wider Wissen und Willen, in eine Selbsttäuschung künstlich hineingearbeitet haben?

Unwillkürlich blickte ich ihn beobachtend, prüfend an.

Freilich, auf dieser hohen, reinen Stirn lag der stille Adel des Gedankens, des Ideals, — aber dieser volle, sinnliche Mund, dieses energische Kinn, diese breite Brust, — er war doch auch ein Mann mit vollschlagenden Pulsen, mit verlangenden Sinnen.

Wird Gerhard immer nur im Pastorrock mit dieser jungen Dame verkehren?

Die Tochter des vornehmen, reichen Hauses und ein simpler Landpastor, — ich glaubte, eine Fluth von äußeren Verwicklungen und innern Kämpfen über meinen Freund hereinbrechen zu sehen.

Doch mochte es sein, — mein Freund war Manns genug zu kämpfen, war Manns genug zu siegen oder zu entsagen.

Ich dachte nicht weiter daran.

Der Tag der Einsegnung war da. Ich, als des Pastors Freund und Gast, war zu der Feier in der Kapelle geladen. Gerhard war in einer heimlichen Aufregung, als sollte er seine erste Predigt halten.

Die Kapelle ist ein winzig kleines Kirchlein mitten im Park. Im siebenzehnten Jahrhundert hatte ein Edelfräulein sie erbaut, um, wie man erzählt, eine unglückliche Liebe darin zur Ruhe zu beten. Das Bildniß dieser Dame hängt in einer Nische der Kapelle. Seitdem haben hier alle kirchlichen Familienfeste ihre Weihe empfangen, auch dann noch, als das Dorf eine Kirche erhielt.

Es war nur eine kleine Versammlung, die sich heute hier zusammenfand, — der Graf, schon in seiner äußeren, vornehmen Erscheinung der stolze Aristokrat: seine Gattin, eine behaglich rundliche Dame mit gemüthlichem, rosigem Gesicht, mehrere Verwandte und die nächsten Nachbarn, meist Namen von Rang und Klang.

Ich sah Comtesse Dorothea zum ersten Mal, bei meinem ersten Besuch war sie unsichtbar. Jetzt fuhr es mir, als ich sie sah, wie ein Schreck bis in das Herz, — ein Schreck um meinen Freund —: die junge Dame war von überraschender Schönheit. Die wunderbar fein und rein geformten Züge erinnerten mich an eine Holbein'sche Madonna. Eine goldhelle Fluth leicht gewellten Haares umrandete die Umrisse des Kopfes wie ein Heiligenschein. Aus den dunklen Augen blickte ein sinnender Ernst, der fast zu gehalten war für so viel Jugend, Schönheit und Glück. Unwillkürlich wandte ich mich dem Bilde der Ahnfrau in der Nische zu, — ich hatte es vorhin schon betrachtet, — aus dem verblichenen Gesicht blickten dieselben dunklen schwermüthigen Augen.

Die letzten Töne der kleinen Orgel schwebten hinsterbend durch den dämmrigen Raum, Gerhard begann zu sprechen.

Er sprach, wie er war, — gerade fast bis zur Steifheit, klar fast bis zur Nüchternheit, doch man spürte jedem Wort warm pulsirendes Leben ab. Jedes Wort war ein Träger seiner Persönlichkeit, — schlicht, wahr, warm. Heute wollte es mir scheinen, als ob trotz seiner sicheren Ruhe ein Ton innerer, vertiefter Auffassung in seinen Worten mitschwang.

Wie ich die beiden, — den Pastor in seiner schwarzen Amtstracht und die junge Dame in ihrem blüthenweißen Kleide, — wie ich diese hohen, schlanken Gestalten einander gegenüber sah, wie sich ihre Augen, die hellen des Mannes und die dunklen des Mädchens, an einander hefteten, da kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß diese beiden Menschen für einander geschaffen sind. Und obwohl dieser Gedanke nicht in die ernste Bedeutung dieser Stunde hineinpaßte, so beherrschte er mich doch völlig. Ja, als nun das junge Mädchen niederkniete, als er, sich zu ihr herabbeugend, seine Hände auf ihren Scheitel legte und mit leis vibrirender Stimme den Segen sprach, da verstärkte sich trotz alles Ankämpfens jener Gedanke so sehr in mir, daß es mir schien, als ob in diesem Augenblick nicht nur ein Himmelsbund, sondern auch ein menschlicher Herzensbund seine Weihe empfinge.

Jetzt fand das Sonnenlicht einen Weg in das träumende Halbdunkel des Raumes. Die Lichtwellen flutheten über die Teppiche, daß ihre Farben im satten Glanz leuchteten, — umflutheten die helle Mädchengestalt wie Wogen sonnigen Glückes.

Ein Lichthauch glitt wie Geisterhand auch über das Bild in der Ecke, doch das dunkle Auge der Ahnfrau schien nur noch ernster auf das jüngste Kind ihres Geschlechtes herniederzusehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später. Im gräflichen Schloß war große Gesellschaft. Verwandte waren zum Besuch, unter ihnen ein Neffe der Gräfin, ein Baron S., ein junger, flotter Offizier, der schon öfter Gast seiner Verwandten gewesen war. Er hatte die Comtesse zu Tisch geführt und ihr in unzweideutiger Weise den Hof gemacht.

Nach dem Diner schwärmte die Gesellschaft in den Park aus. Erst als sich die Schatten des Abends in die Gänge und Gründe senkten, fand man sich wieder in den glänzenden Räumen des Hauses zusammen.

Ich sah mich nach Gerhard um, er war nicht zu finden. Auch die Comtesse vermochte ich nirgends zu entdecken.

Um nach ihnen auszuspähen, trat ich noch einmal in die Halle hinaus und blickte in den Garten. Ein fast sinnbetäubender Frühlingsbrodem lastete feuchtwarm auf der Erde.

Aus dem Dunkel eines Laubganges lösten sich zwei Gestalten, Gerhard war es und die Comtesse. Ich ging ihnen entgegen, meine Anrede fand eine zerstreute, einsilbige Antwort. Beide waren seltsam still, eine mächtige Erregung schien in ihnen nachzuzittern und wich jetzt mehr und mehr einer friedlichen Weihe.

Ich glaubte zu wissen: es war geschehen, ihre Herzen hatten sich gefunden. — Armer, glücklicher Freund, dachte ich. —

In dem Gewühl der Gesellschaft benutzte ich eine Gelegenheit, ihm, einem plötzlichen Impuls folgend, leise die Hand zu drücken. Er sah mich mit stummem Staunen an.

Die Gastgeber, auch die Comtesse, waren auf einmal verschwunden. Ein geheimnißvolles Wispern und Flüstern ging durch die Gesellschaft, man steckte die Köpfe zusammen und raunte sich etwas zu.

Und jetzt erschien die Comtesse in der Thür, sie hatte ihren Arm in den des Barons S. gelegt. Hinter ihnen erschien das gräfliche Ehepaar.

Eine erwartungsvolle Stille war plötzlich entstanden. Und jetzt trat der Graf vor.

„Meine Herrschaften, ich gebe mir die Ehre, Sie von der soeben erfolgten Verlobung meiner Tochter mit Baron S. in Kenntniß zu setzen."

Ich war wie betäubt; — wie im Traume sah ich um mich herum ein Drängen, ein Hin- und Herfluthen, ein Gratuliren und Händeschütteln ohne Ende. Mit kaum verhehlter Angst suchte mein Blick Gerhard, — eben beugte er sich in tadelloser Ruhe und Sicherheit über die Hand der Gräfin. Ich athmete erleichtert auf.

Comtesse Dorothea nahm die Glückwünsche mit stillem, etwas maskenartigem Lächeln auf.

Es war schon spät, als wir nach Hause gingen.

Ein milchiger dicker Nebel ballte sich um uns athembeklemmend zusammen, ich sah meines Freundes Gestalt neben mir nur in zerfließenden Umrissen.

„Ich war heute Brautwerber," sagte er schlicht.

„Du? — —"

„Ja. Baron S. hat schon lange um ihre Hand geworben. Die Eltern wünschten die Verbindung aus einer Zahl schwerwiegender Gründe. Sie liebt ihn nicht, bis heute Abend hatte sie sich Bedenkzeit ausgebeten. Im Garten fragte sie mich, ihren Seelsorger, um Rath."

Er schwieg eine Weile und ging neben mir, als habe er mich vergessen.

„Und du?" erinnerte ich.

„Ich fragte sie nach dem vierten Gebot."

Er sprach so ruhig, als handelte es sich für ihn um die gleichgültigste Sache. Wieder versank er in Schweigen.

„Sie wird es schwer haben," sagte er dann plötzlich.

Ich hatte das Gefühl, als habe er sagen wollen: sie wird es schwerer haben als ich. — — —

Ein Jahr später war ich auf dem Schloß Hochzeitsgast. Gerhard war vor der Trauung in einer so mächtigen Aufregung, obgleich er sie mit aller Energie seines starken Willens zu verbergen und niederzukämpfen sich bemühte, — daß ich um seine Traurede Angst hatte. Aber er sprach ruhig und herzlich wie immer. Und als er beim Diner die Toaste auf das junge Paar ausbrachte, sprach er so launig und heiter, so hell und frisch, daß ich wie aus befreitem Herzen aufathmete und alle Kämpfe, in denen ich ihn wähnte, nunmehr nur für Bilder meiner Phantasie hielt.

Wenige Wochen darauf wurde diese meine Sicherheit aber wieder schwankend.

Gerhard, der sich allein zu Hause glaubte, setzte sich an das Klavier. Er präludirte, ungekünstelt wie es seine Art war, aber nicht ohne Kunst. Dann sang er mit seinem schönen Bariton, — es war das Schubert'sche Lied:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrt' ihr Bildniß an."

Die dunklen, gehaltenen Töne des Liedes schwebten wie Traumeswehen zu mir herüber, eine bange verhaltene Wehmuth zitterte in des Sängers Stimme. Und nun der Schluß:

„Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'." —

Ich lauschte gebannt wie in Herzensangst. So ist es doch wahr, — so mit impulsivem Gefühlsausbruch trotz aller Schlichtheit erschütternd, kann nur einer singen, der selbst die Klage um eine verlorene Liebe im Herzen trägt.

Die Jahre gingen hin. Mit jedem neuen Besuch ist mir das Pfarrhaus und der Pfarrherr lieber geworden. Der Umgang mit diesem geraden, treuen Menschen war mir nach einem Winter großstädtischer Geselligkeit stets wie ein Jungbrunnen. Seine stets gleichmäßige, heitere Ruhe, sein immer gleich klares, sicheres Empfinden war für mich ein Labsal, ein Correktiv, an dem ich mich selber immer wieder zurechtfand.

Seine Liebe schien todt. Die junge Frau war manchmal zum Besuch, sie verkehrten wie gute alte Bekannte.

Seit vorigem Jahr aber ging, anfangs allmählich, ihm selbst unbewußt, eine seltsame Veränderung mit Gerhard vor.

Ich fragte nach dem Ergehen der Familie des Barons. Es kostete ihn sichtliche Anstrengung zu antworten.

„Der Baron ist nach B. versetzt, — eine Art Straf-Versetzung für leichtfertiges Leben. Er spielt und trinkt und —" sein Gesicht verzerrte sich, nur mühsam brachte er es heraus, — „und er ist seiner Frau nicht treu."

„Woher weißt Du's?" fragte ich erschreckt.

„Mein Bruder steht in demselben Regiment, und da er weiß — —" Er brach ab. „Er schreibt mir manchmal darüber," setzte er hinzu.

Seitdem bemerkte ich an ihm öfter eine geheime Unruhe, eine Art Nervosität, die dem ruhigen, selbstbewußten Mann sonst fremd gewesen war. Wenn ich ihn prüfend und besorgt ansah, klagte er über Verdrießlichkeiten im Amt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In einer amerikanischen Mädchenschule: Verbotene nächtliche Schmauserei.
Siehe den Artikel Seite 94.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Die Demokratinnen am Wahltage.
Siehe den Artikel Seite 94.

In einer amerikanischen Mädchenschule: Die Republikanerinnen am Wahltage. — Siehe den Artikel Seite 94.

Nun bin ich wieder seit einigen Wochen Gerhard's Gast. Er macht mir ernstliche Sorge; sein Wesen ist unstät, als lebe er in einer geheimen Angst.

„Sie ist hier," sagte er, ohne daß ich fragte, in nervöser Hast. „Wahrscheinlich für immer, — sie wollen sich trennen."

Diese Wochen brachten unausgesetzt Pein und Peinlichkeiten. Gerhard leidet schwer. Er ist ständig in einer fieberhaften Erregung, schwankend zwischen selbstquälerischem Grübeln und erzwungener, lauter Gesprächigkeit, zwischen heftiger Ungeduld nnd mürrischer Schlaffheit, — Launen, die ihm früher fremd waren. Ich kenne ihn nicht mehr wieder.

Vor vierzehn Tagen, beim Gottesdienst, sah ich die Baronin. Ein Zug von Gleichgültigkeit und Müdigkeit prägte sich auf dem schönen Gesicht aus.

Gerhard sprach über den Text aus der Passionsgeschichte: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Es war erschütternd, — so habe ich meinen Gerhard noch nie sprechen hören, diese Gewalt habe ich ihm nie zugetraut. Freilich, — er predigte, was er lebte, jetzt gerade lebte. Stand er doch selbst in dem quälenden Kampf, des Fleisches Wünsche und Triebe niederzuringen, ob das Herz auch darüber verblute.

Die Baronin war bleich bis an die Lippen. Sie blickte unverwandt in den Schoß, als fürchte sie, daß das Auge verrathen würde, was doch Geheimniß bleiben müsse. — —

Gerhard meidet das Schloß, er flieht alle Gelegenheiten, wo er denken kann, die Baronin zu treffen. Ich spüre es ihm ab, daß er einen schweren Verzweiflungskampf gegen seine Liebe kämpft und merke doch, daß diese Liebe lange Jahre zurückgedrängt und niedergehalten, jetzt mit sieghafter Macht durchbricht, allen Willenszwang, alle Vernunftgründe niedertretend.

Das Unglück der Baronin, an dem er sich wohl indirect Schuld giebt, hat seine Liebe aus ihrer künstlichen Betäubung zu schmerzlichem Bewußtsein wachgerüttelt.

Ich leide mit meinem Freunde und lebe in der ständigen Angst vor irgend einer Katastrophe.

Und seit gestern scheint eine solche näher gerückt zu sein, vielleicht unmittelbar bevorzustehen.

Wir sahen zusammen die Postsachen durch. Während der Lectüre eines Briefes wurde er plötzlich bleich wie der Tod, er mußte sich halten, um nicht zu schwanken. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ sich für den Tag entschuldigen, er habe zu arbeiten.

Ich hörte seine gleichmäßigen Schritte, wie er stundenlang das Zimmer durchmaß. Gegen Abend ging er fort. „Auf das Schloß," hinterließ er. Wochenlang war er nicht dort gewesen, — heute dieser plötzliche Besuch? Ich ahnte irgend eine Entscheidung.

Mehrere Stunden später kam eine Frau, die den Herrn Pastor sehr dringend amtlich zu sprechen hatte. Wir schickten zum Schloß und erhielten die Nachricht, daß er seit zwei Stunden schon die Herrschaften verlassen hätte.

Wo war Gerhard geblieben? Eine quälende Unruhe stieg in mir auf.

Es wurde spät, — er kam nicht. Ich eilte in das Dorf, — keiner wußte Bescheid. Eine alte Frau wollte ihn im Walde gesehen haben.

Vielleicht ist er von der Straße weg zu einem Kranken gebeten worden. Die Mutter beruhigte sich damit, ist es doch schon manchmal so gewesen. Mich aber quälte eine geheime Angst.

Ich lag bereits zu Bett, als ich ihn kommen hörte. Wie den Tag über durchmaß er mit ruhelosen Schritten das Zimmer.

Aber er war ja wieder da, ich beruhigte mich und schlief ein. Gegen Morgen wachte ich auf, es war vier Uhr, — noch immer hörte ich seine gleichmäßigen Schritte.

Des Morgens erkannte ich ihn kaum wieder, sein Gesicht war erdfahl und wie im Folterschmerz verzerrt. Er sprach kein Wort, ich wollte auf ihn einreden, — er wehrte mit der Hand ab und versuchte zu lächeln, — es war ein halb irres Lächeln, das seine Mundwinkel verzog.

Man sah es ihm an, wie er sich zum Denken und Sprechen quälen mußte.

Den Tag über blieb er wieder allein. Jeder Versuch, zu ihm zu dringen, war vergebens.

Was war geschehen? Was wird noch geschehen?

Es ist dunkel geworden. Wolkenfetzen hängen am Himmel. Vereinzelte blasse Sterne werfen ein spukhaft zitterndes Licht auf den Dorfweg.

Ich will wieder in das Wohnzimmer. Da geht die Hausthür. Schwer, wie geschleudert, fällt sie wieder in das Schloß.

Jetzt aus Gerhard's Zimmer ein lautes Stimmengewirr, — seine Stimme und die eines anderen Mannes.

Ich lausche gespannt. Mein Herz krampft sich in einer ungewissen Angst zusammen, als geschehe jetzt etwas Fürchterliches.

Jetzt geht wieder die Hausthür. Ich öffne das Fenster und spähe hinaus. Ein Mann tritt auf die Straße, der Diener ist's vom Schloß.

„Friedrich!" rufe ich an. Er tritt zum Fenster, sein Gesicht ist verstört, die alten Augen weinen.

„O, Herr Doctor, das Unglück! Der Herr Baron ist todt, — im Duell erschossen! Eben kam die Depesche. Die alte Gnädige liegt in Ohnmacht, und die junge Gnädige sitzt da, als wär' hier oben" er zeigt nach der Stirn, — „etwas gerissen! Der Herr Pastor möcht' nur schnell kommen!"

Des alten Mannes graues Haupt wankt hin und her.

Ich schließe das Fenster. Wohl ist die plötzliche Nachricht erschütternd, aber ich athme doch wie erleichtert auf, — ich hatte Schlimmeres gefürchtet. An dem Leben des Erschossenen war nicht viel daran, sage ich mir, es stand nur besseren Menschen im Wege zu ihrem Glück.

Ich habe das Gefühl, als dürfe ich meinem Freunde zu dieser Nachricht Glück wünschen. Mit diesem Empfinden trete ich zu ihm ein.

Ich bin einigermaßen verblüfft, Gerhard vor mir zu sehen in seiner souveränen Ruhe, die früher ihm eigen war, — hat die Nachricht diese Wandlung hervorgebracht?

„Ich weiß alles," sage ich.

Er sieht mich mit seltsam zuckendem Blick an.

„Du weißt nichts, aber Du sollst alles erfahren", entgegnet er. Seine Stimme klingt ruhig, aber eigenthümlich hart.

Ich setze mich, begierig auf seine Erklärung, er bleibt leicht an den Schreibtisch gelehnt stehen.

„Ich weiß seit gestern früh," beginnt er mit sonderbar gleichgültiger Stimme, „daß dieses Duell stattfinden wird. Mein Bruder schrieb es mir. Es waren die denkbar schwersten Bedingungen. Der Gegner des Barons, ein ausgezeichneter Pistolenschütze, schwer gekränkt, hatte sich vorgenommen, den Baron zu tödten. Ich sollte die Baronin sofort nach B. zurückschicken. Sie würde nicht ohne Einfluß auf eine eventuelle Versöhnung sein, da sie mit der Frau des Gegners sehr intim befreundet sei. Und wenn eine solche nicht zu stande käme, so würde sie sich den Vorwurf ersparen können, in der Sterbestunde des Mannes, der doch immerhin ihr Gatte ist, unversöhnt in der Ferne geweilt zu haben. — Ich wußte seit gestern, was der heutige Tag bringen würde. Gestern aber packte mich der Teufel, ich entdeckte mich auf dem Gedanken, den Tod jenes Mannes zu wünschen. Und immer heißer quoll dieses Verlangen an. Ich kämpfte schwer und — siegte. Ich ging zur Baronin, mich meines schweren Auftrags zu entledigen."

Er schwieg eine Weile, als müsse er Kraft sammeln. Seine Ruhe kommt mir auf einmal unheimlich vor, auf seinem Gesicht liegt die Starrheit einer Todtenmaske, ich empfinde etwas wie kaltes Grauen.

„Ich traf sie allein," fährt er unnatürlich gleichgültig fort. „Wir saßen einander gegenüber wie so oft, und wie oft haben wir es verstanden, uns ruhig zu unterhalten, als kennten wir uns kaum! Und gestern, gerade gestern mußte es geschehen! Sie spricht sich aus zu mir, sie schüttet mir ihr Herz aus. All der Jammer der letzten Jahre, das Elend eines gequälten

In einer amerikanischen Mädchenschule: „Die Enthaltsamen" am Wahltage. — Siehe den Artikel Seite 94.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gräberstätte zu Blidah. Nach dem Gemälde von P. Reiffenstein in Weimar. — Siehe Seite 96.

Herzens an der Seite eines ungeliebten, lasterhaften und zuletzt verächtlichen Menschen deckt sie mir auf und aus jedem Wort, das sie zu mir spricht, fühl' ich, spür' ich eins heraus, — daß sie mich liebt, schon seit Jahren liebt! Wie ein Rausch steigt es mir aus dem Herzen zum Hirn. Als erbärmlicher Mummenschanz, den ich mit mir selbst getrieben, erscheinen mir auf einmal fünf Jahre ehrlichen Kampfes. Es drängt mich mit quälender Gewalt, vor ihr niederzusinken, ihre Hand zu zu küssen, ihren Mund zu küssen, — — ich thue es nicht. Krampfhaft klammere ich mich an den Auftrag, den ich habe, und der uns trennen muß. Ich will sprechen, aber kein Wort kommt aus meiner Kehle. Ich weiß und sag' es mir immer von neuem: von meinen Worten hängt vielleicht das Leben eines Menschen, gewiß aber die Versöhnung eines dem Tode Geweihten ab, — und doch schweige ich. Wieder steigt ein wahnwitziges, heißes Verlangen nach dem Tode jenes anderen in mir auf, — soll ich das geliebte Weib jetzt, wo ich meine Liebe erwidert weiß, jetzt, wo sie mein werden kann, soll ich es zum zweiten Mal jenem anderen opfern? — Nein, nein, nein! schreit jeder Nerv in mir. Ich bin keines Urtheils mehr fähig, meiner Sinne kaum mehr mächtig, blutroth flimmert es vor meinen Augen. — Dort auf dem Kaminsims steht die Uhr, es ist halb fünf. Um sieben geht der Zug, ein und eine halbe Stunde braucht der Wagen mit guten Pferden bis zur Bahn. Jetzt muß ich es sagen, — doch ich schweige. Ich halte ihre Hand und sehe sie an, — was sie gesprochen, was wir gesprochen, weiß ich nicht mehr. Mit fürchterlicher Spannung verfolge ich den Zeiger, — zehn Minuten, fünf Minuten vor fünf, — ich schweige. Eine teuflische Freude regt sich in mir. Fünf Uhr, — fieberheiß steigt es in mein Hirn, — ein viertel auf sechs, ich habe das Gefühl, als ob ich aufschreien muß, und doch schweig' ich, — halb sechs, jetzt müßte sie an der Biegung zur Chaussee sein, es würgt an meiner Kehle, — dreiviertel sechs, jetzt schaffen es auch die schnellsten Pferde nicht mehr, — und da, jetzt kommt der lang verhaltene Schrei aus meiner Brust, ich verliere die Herrschaft über meine Sinne, — Qual, Angst, Liebe fluthen in eins, — ich weiß nicht mehr, was ich thue, — ich halte das geliebte Weib, — eines anderen Weib! — in meinen Armen, ich küsse ihren Mund und fühle ihre Küsse, — wir lachen, wir weinen, — und dann kommt mir plötzlich das Bewußtsein dessen, was ich gethan. Ich reiße mich los, ich stürze hinaus wie von Furien gehetzt, — wie ein Dieb, — ein Mörder."

Er schweigt. Nur seine stockenden Athemzüge verrathen seine Erregung. Diese unheimliche Ruhe weht mich an wie Grabesluft.

„Ueber die nächsten Stunden weiß ich nichts, ich war wohl dem Wahnsinn nahe. Später lief ich zur Poststation und depeschirte an meinen Bruder: Duell auf jeden Fall hintertreiben! Es war umsonst, die heutige Nachricht beweist es. Ich fürchtete, die Qual der letzten vierundzwanzig Stunden würde meinen Geist zerstören. Jetzt bin ich ruhig, die Entscheidung ist gefallen. Ich weiß, wie's kommen muß, ich habe mein Glück mit eigener Hand zerstört, eine schwache Minute vernichtete die Frucht eines fünf Jahre langen Kampfes. Sie hätte mein werden können, — jetzt trennt uns der Schatten jenes Mannes und eigene Schuld. Ich habe kein Anrecht mehr auf dieses Glück; es ist vorüber, — Gott gebe ihrem Herzen Ruhe und meinem Sühne."

Ich stehe auf und trete zu ihm.

„Nein, rede mir nichts," sagte er gelassen. „Denke Dir die Sache vor unserem Ehrengericht. Und hier, in meinem Herzen, habe ich eins, das unerbittlich zu urtheilen weiß ... Entschuldige mich, — ich muß gehen, die Pflicht ruft."

Sein Gesicht ist wie erstarrt, er nickt mir gleichmüthig zu, mit festen langen Schritten geht er hinaus.

Ich blicke ihm durch das Fenster nach. Jetzt in dem Licht, das aus dem Bauernhause dort dringt, sehe ich noch einmal deutlich seine hohe schlanke Gestalt.

Er geht wie immer, stolz und aufrecht, sicher und fest, wie ein Sieger in der Schlacht, und doch trägt er eine Todeswunde im Herzen.

Noch lange schaue ich in das Dunkel hinaus, das schweigend auf dem Dorfanger brütet. Da legt sich eine leichte Hand auf meine Schulter. Gerhard's Mutter ist es. Besorgt sucht mein Blick ihr Auge, doch sie blickt ruhig und freundlich wie immer.

„Lassen Sie ihn," sagt sie, „reden Sie nicht mit ihm darüber. Er findet sich am ehesten allein zurecht. Er wird nicht zum zweiten Mal ihr Glück und sein Glück zerstören wollen. Warten wir ab, ich kenne Gerhard's Herz. Die Erschütterung wird ihm heilsam sein, — jetzt wird er einsehen lernen, daß es etwas giebt, das mehr werth ist, als seine harte, grausame Pflicht, — nämlich die Liebe, die des anderen Last trägt, die Liebe, die nimmer aufhöret . . ."

Und in den freundlichen Augen der alten Frau leuchtet es hell und hoffnungsfroh auf.

Nachdruck verboten.

Aus meinen Berufsjahren an einer amerikanischen Mädchenschule.

Von J. J. in San Remo.

Siehe die Abbildungen auf Seite 89 und 92.

Wenn ich an die Zeit meiner Thätigkeit an der amerikanischen Mädchenschule denke, welcher diese flüchtige Skizze gewidmet ist, so ist es mir stets ums Herz wie an jenem ersten Abend, als die wackelige Pensions-Kutsche mich vom Bahnhof abgeholt, durch das verschlafene Dörfchen Godfrey gefahren und am offenen Portal eines prächtigen, hell beleuchteten Gebäudes abgesetzt hatte. Müde und abgespannt von der langen Fahrt von New-York bis an die Grenze des Staates Missouri, ein wenig mißgestimmt darüber, daß meine Person trotz häufigen Waschens von Kopf bis zu Fuß in „Staub gewickelt" erschien, nervös beim Gedanken an all die fremden Gesichter, deren Augen ich schon auf mir ruhen fühlte, — stieg ich die breiten Stufen zum Haupteingang empor, um mit einem Schlag alle Abspannung, alle Mißstimmung, alle Nervosität zu verlieren beim bloßen Klang einer Stimme, welche rief: „Welcome, welcome in Monticello!" Manche Stimmen besitzen eine Zauberkraft, — das frische, fröhliche, metallische „Welcome!" der Vorsteherin von Monticello, Miß H . . . . . klingt mir jetzt noch in den Ohren und macht mir das Herz warm.

Monticello liegt etwa eine Bahnstunde von St. Louis entfernt, mitten in welligem Prairie-Land. Vierzig Acker Landes schließen sich an den eigentlichen Park voll köstlicher Rasenplätze und schattiger Alleen. Ein Wäldchen umschließt den klaren Weiher, der im Winter zur Eisbahn verwandelt wird, Ruhebänke stehen unter hochstämmigen Fichten, in den Geisblattlauben liegen winzige Nester schillernder Kolibris versteckt, wohlgepflegte Fußwege laden zu idyllischen Spaziergängen ein. Der Winter kommt spät und der Frühling so bald und so rasch, daß es nicht schwer wird, an seinen „Zauberstab" zu glauben. Allerdings bringt er auch so manchen Sturm, so manches Ungewitter, welches die Schieferplatten von den malerischen Thürmchen Monticello's weht, und die ältesten Bäume des Parks auseinander bricht.

Zum Glück schließt die Schule, ehe sich die Schattenseiten dieser fast tropischen Natur allzu unangenehm fühlbar machen. Die Hauptarbeitszeit fällt auf die Herbst- und Winter-Saison, von October bis Ende April. Am 24. September kommen neue und alte Schülerinnen aus allen Staaten an; dann werden sie in die verschiedenen Klassen getheilt; ein paar Tage später beginnt der Unterricht, und nach kurzer Zeit weiß die Lehrerin „die Böcke von den Schafen" zu unterscheiden.

Amerikanerinnen zu unterrichten ist keine leichte Aufgabe; das sagte ich mir schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Monticello, als ich von ihnen mit Fragen, wie die folgenden, bestürmt wurde: „Wie lange wird es dauern, bis ich französisch sprechen kann?" „Müssen wir Grammatik auch studiren?" „Wie lang muß ich arbeiten, um das Nöthigste fürs Ausland zu lernen?" Ein eigenes Gefühl überkam mich, als ich zum ersten Mal das Podium meiner Klasse betrat. Da saßen zwischen fünfzehn bis zwanzig sehr hübscher, sehr intelligenter, aber sehr oberflächlicher Mädchen, viele mit dem unentbehrlichen Panama-Fächer in der Hand und der ebenso geliebten Gummistange im Mund. Diese beiden Artikel erklärte ich von der ersten Stunde an für Luxus-Artikel und confiscirte sie (mit verschiedenen Zuckerdüten) bis nach der Stunde. Die Lernbegierigen hatten sich in die ersten Reihen der Bänke gesetzt und hefteten ungeduldige Augen auf mich. Feuer, Enthusiasmus und Intelligenz strahlte aus diesen Augen . . . . drei große Factoren im Studium, aber ich ahnte, daß es an Ausdauer zu systematischem Lernen fehlen würde, und ich hatte recht. Die Amerikanerin will laufen, ehe sie gehen, schwimmen, ehe sie tauchen, fliegen, ehe sie flattern kann. Das „dash and push", welches ihr Volk so stark kennzeichnet, kommt bei ihr so sehr zum Durchbruch, daß sich die Lehrerin mit unendlicher Geduld und großer Festigkeit bewaffnen muß, will sie zu systematischem Studium anhalten. Dazu muß der Unterricht so interessant wie nur möglich gestaltet werden, damit sich auch die Dummen und Trägen angezogen fühlen. Ich unterrichtete nie länger als eine gute halbe Stunde; ich hielt nie ein Buch in der Hand; ich kam nie zum Unterricht, ohne meinen Stoff so gründlich vorbereitet zu haben, daß ich ihn so frei und ungezwungen behandeln konnte wie irgend ein Conversations-Thema im Salon. Zweimal wöchentlich gab ich eine Grammatikstunde, frei, ohne Buch, in der Sprache, in der ich unterrichtete. Viermal hatten wir Conversations- und Lesestunde. Ich lehrte nach der natürlichen Methode; es war die einzige, mit welcher ich meine Schülerinnen dauernd fesseln konnte. Ich darf sagen, ohne (wie ich hoffe) als eingebildet zu erscheinen, daß wir diese Stunden ungemein genossen. — Da die meisten Mädchen nur Französisch lernten, um von ihren Eltern die Erlaubniß zu einem „trip to Europe" (namentlich Paris) zu erringen, so reiste ich, sobald sie dessen einigermaßen fähig waren, im Geiste nach Frankreich, ließ sie dort ihre Wohnung miethen, Kleider kaufen, Rechnungen bezahlen, Abenteuer durchmachen, Bilder-Galerien besuchen, — kurz, sich amüsiren. Klassisch war diese Art des Unterrichtens nicht; sie stellte all meine alt-hergebrachten Ideen auf den Kopf, aber sie war erfolgreich, und das war die Hauptsache. Nach sechs Monaten sprachen die normal begabten und fleißigen Schülerinnen sehr nett und behandelten auch schriftlich die ihnen gegebenen Themata gut. Ihre Aussprache zu verbessern, war fast eine Sysiphus-Arbeit, denn sowohl das Gehör wie die Zungenfertigkeit waren, was moderne Sprachen betraf, höchst mangelhaft. Die Kartoffel, welche in den Kehlen der Engländerinnen zu stecken scheint, so bald sie Französisch sprechen sollen, war bei den Amerikanerinnen zum Kartoffelkloß geworden; an einem „moi" oder „croix" erstickten sie fast. Mit unserer deutschen Sprache ging's leichter und besser. Viele der Mädchen verkehrten in deutschen Kreisen; auch ähneln sich so viele deutsche und englische Wörter, daß wir von Anfang an ein kleines Lexicon zu leichten Conversationen zusammenstellen konnten; dagegen hielten die fünf Declinationen, vom Teufel zusammengestellt und bis an die Zähne mit „Ausnahmen" bewaffnet, unseren Siegesmarsch gewiß drei Monate lang zurück.

Es gab einige Unterrichtsfächer, die sich großer Popularität erfreuten, während andere von grimmigem Haß verfolgt wurden. Latein war beliebt, obwohl es auch nicht an vielen fehlte, die brummend und ärgerlich die amerikanisch praktische Frage aufwarfen: „What good will it do me?" (Wozu wird mir's nützen?) Musik wurde von neunzig aus hundert mit Lust, Liebe und — großer Oberflächlichkeit betrieben. Tonleitern litten unter allgemeiner Verachtung, dagegen wurden die Walzer von Chopin vom Morgen bis abends gehört; man war nirgends sicher vor ihnen. Klassische Musik war übrigens den meisten unverständlich, dagegen erfreuten sich leicht verständliche Albumblätter und Effect machende Salon-Stücke großer Beliebtheit. Das Banjo, auf dem lustige und klagende Neger-Melodieen gespielt wurden, war das bevorzugte Instrument der Freistunden. Geschichte (namentlich römische), zog wie kein anderes Fach. Eine an Geist und Witz hervorragende Dame verstand es, Geschichts- und Literatur-Stunden zu wahren Festen zu machen. Für Mathematik fanden sich nur wenig Liebhaberinnen, und Astronomie war hauptsächlich deshalb interessant, weil man dabei auf das Dach stieg und sich die Sterne durchs Fernrohr betrachtete. Naturgeschichte bot eine angenehme Aussicht auf Streifereien durch Wald und Flur, aber Grammatik, Geologie, Algebra und Trigonometrie schmeckten den Armen, die sich in ihres Herzens Einfalt diese Fächer zum Studium erwählt, so gut wie etwa eine Dosis Bitterwasser, nüchtern genommen. Es war übrigens erlaubt, ein Studium, in dem man absolut keine Fortschritte machte, nach den ersten Monaten mit einem andern zu vertauschen, das mehr Aussicht auf Auszeichnung bot. Jedes Mädchen war verpflichtet, drei Fächer zu studiren; nebenbei lernten die meisten Musik und Malen; das Atelier war natürlich stets dicht besetzt.

Wir standen sehr früh auf in Monticello; im Winter um ein halb sieben, im Sommer schon um sechs Uhr. Um acht Uhr begann der Unterricht der verschiedenen Klassen, welche die Mädchen mehr ihrer Leistungsfähigkeit, als ihrem Alter nach besetzten. Die meisten von ihnen zählten von sechzehn bis neunzehn Jahren. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gespeist, und um ein halb zwei Uhr saßen wir schon wieder im Schulzimmer. Um halb vier Uhr war aller Unterricht zu Ende. Fröhlich zogen die Mädchen ins Freie, — ohne Begleitung der Lehrerin. Wohnten wir doch auf dem Lande!

Um sechs Uhr wurde zu Abend gegessen, und dann erfolgte eine Erholungsstunde im Tanzsaal, der tagsüber zu Turnübungen diente. Die nicht tanzen konnten oder wollten, statteten sich auf den Zimmern Besuch ab oder quälten irgend eine populäre Lehrerin um eine schöne Geschichte, die gut ausgehen mußte. Dem Tanzvergnügen auf dem Fuße folgte eine sehr schöne Erholungsstunde, während welcher die Lehrerin der Oberklassen interessante Aufsätze aus guten Journalen vorlas. Von acht bis neun Uhr wurden Aufgaben für den folgenden Tag gearbeitet; dann huschte man wohl noch über den Corridor, holte sich einen Krug Wasser, hielt ein kleines Rendez-vous zu Häupten der Treppe oder in einer Fensternische ab, um zehn Uhr aber war das ganze große Gebäude in tiefes Schweigen gehüllt. Zuletzt verlosch auch der Lichtschein in den Zimmern der Vorsteherin, und das Dunkel, in welchem die Schule lag, wurde nur jede halbe Stunde gebrochen, wenn der Nachtwächter mit brennender Laterne durch die verschiedenen Gänge wanderte, um nachzusehen, ob alles in guter Ordnung war. Da kam es denn allerdings ein- oder zweimal im Jahre vor, daß dieser brave Schutzmann mit erschrecktem Gesicht und zitternder Hand an die Thüre der Haushälterin pochte, um ihr mitzutheilen, er habe Lichtschimmer in einem der kleinen Spiel- oder Erholungszimmer gesehen. Und es kam ferner vor, daß die Haushälterin in der Stille der Nacht auf ein Häuflein verwegener junger Damen traf, die sich in einem dieser Zimmer Rendez-vous gegeben, um dort, — o des Verbrechens! — eine Cigarette zu rauchen oder eine von St. Louis eingeschmuggelte Schachtel Bonbons zu essen. Solche Vergehen gegen die Schulordnung und den Gehorsam wurden übrigens von der sonst sehr nachsichtigen Vorsteherin streng bestraft; aber der beißende Sarcasmus, mit welchem diese den jungen Uebelthäterinnen die Thorheit ihres Benehmens klar machte, wurde mehr von ihnen gefürchtet als einige Tage Stuben-Arrest. Trotz der hie und da vorkommenden Insubordinationen brachte sie den ihr anvertrauten Mädchen stets dieselbe Liebe und dasselbe Vertrauen entgegen; sie hatte im großen und ganzen fast nie Ursache, ein solches Verfahren zu bereuen.

Monticello beschäftigte keine männlichen Lehrer, aber viele von den Lehrerinnen hatten einige Jahre auf der Universität zugebracht. Die Lehrerinnen wurden mit jedem Jahr neu engagirt; befriedigten sie nicht, so blieb die Einladung aus, was etwa dasselbe bedeutet, als wenn der chinesische Beamte die seidene Schnur zugeschickt bekommt. Zwar, erhängen braucht sie sich nicht, — aber:

„Johanna geht, — und nimmer kehrt sie wieder."

Hat aber „Johanna" das Glück, Vorsteherin und Schülerinnen zu befriedigen (letztere haben in dieser Sache ein gewichtiges Wort zu sprechen), so kann sie kaum ein behaglicheres, angenehmeres Heim finden als Monticello, denn auch sie genießt fast unumschränkte Freiheit, und (wenn sie es versteht, Mädchenherzen zu gewinnen) fast unbegrenzte Liebe. Denn die jungen Amerikanerinnen des Westens sind sehr impulsiv, und es bedarf nur eines freundlichen Entgegenkommens, um sich binnen kurzer Zeit eine Anzahl jugendlicher Verehrerinnen zu schaffen.

Feste und Vergnügungen waren keineswegs von unserem Schul-Programm verbannt. Da gab's vor allen Dingen (außer den Weihnachts-, Ostern- und Pfingstferien, die die Schülerinnen zu Hause verbrachten) das große Dankfest des 24. Novembers, das in ganz Amerika mit Jubel und Truthahn-Diners en gros gefeiert wird. In Monticello gelangte der Truthahn allerdings nicht zu der hohen Ehrenstufe, die er sonst im Lande einnimmt: erstens, weil die Mädchen wohl wußten, daß dieser erste Truthahn nur der Vorläufer zu all den anderen war, die im Winter allsonntäglich auf den Mittagstisch kamen, zweitens, weil niemand Zeit fand, sich gemüthlich am blühenden Wohlergehen Amerika's zu erfreuen (für dessen bildliche Darstellung man den Truthahn, ohne seine Einwilligung und sehr zu seinem Leidwesen, erkoren), denn am Abend um acht Uhr begann der Maskenball, das Glanzereigniß der Saison. Da mußte noch in geschlossenen Zimmern geschneidert, frisirt und drapirt werden; da wurden geheimnißvolle Zwiegespräche gepflogen, und die Puderbüchse und der Farbentopf wanderten von Zimmer zu Zimmer. Männliche Gäste waren nicht eingeladen, deshalb mußte dieser Fehler (in den Augen der Mädchen fast ein Verbrechen) auf geniale Weise vertuscht werden. So kam es, daß, trotz der Abwesenheit von männlichen Besuchern, jedes Mädchen abends um acht Uhr am Arm eines Galans erschien. Die Busenfreundin hatte sich für den Abend in einen Busenfreund verwandelt und fühlte sich in der Rolle so glücklich, daß sie nach Schluß des Balles mit Seufzen und Wehklagen an den nächsten Morgen dachte, der mit den unterbrochenen Lectionen auch wieder enge Taillen und lange Röcke brachte. Washington's Geburtstag wurde ebenfalls durch ein solennes Diner mit nachfolgendem „freien" Nachmittag gefeiert.

Der sogenannte „Washington-Pudding," welcher dem „father of the country" zu Ehren auf den Tisch kam, erweckte in mir allerdings das Gegentheil von patriotischen Gefühlen, ich erholte mich aber meist von den Folgen dieses vaterländischen Diners durch eine Spazierfahrt in Miß H . . . .'s altmodischer Kutsche, welche vom bereits mittelalterlichen Roß „Grover Cleveland" gezogen wurde. Miß H. war nämlich Demokratin mit Leib und Seele. Mein erstes Schuljahr fiel gerade in die Zeit der Wahlen, und ich sah mit Erstaunen, welch regen, fast leidenschaftlichen Antheil die ganze Schule an den politischen Zuständen und Fragen nahm. Die Hälfte unserer Mädchen waren democrats, die andere Hälfte republicans. Ein paar Farmerstöchter aus dem Dorf, welche theil am Unterricht nahmen, kämpften für die Partei der „probibitionists," — also Anti-Wein, Anti-Bier, anti- irgend ein Getränk, außer Kaffee und Milch. Da der Tag der Wahlen als Feiertag betrachtet wurde, so kann er wohl einen Platz auf der Vergnügungsliste finden. Schon am Morgen gegen neun Uhr versammelten sich Vorsteherin, Lehrerinnen und Schülerinnen in der Kapelle, um

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihre „Stimmen" für oder gegen Cleveland abzugeben. Zwei große Vasen rechts und links vom Podium nahmen die „Stimmen", resp. die Wahlzettel der jugendlichen Politikerinnen auf. Betrug war unmöglich, denn eine der ältesten Lehrerinnen (ich hatte sie scherzend den „Hohenpriester Monticello's" getauft) stand wie die verkörperte Unbestechlichkeit zwischen den Vasen. Sie auch war es, welche am Abend die Stimmen zählte. Am Nachmittag bildeten Demokraten und Republikaner zwei große Züge, die, reich mit Bannern, Fahnen, hohen Hüten und patriotischen Sprüchen ausgestattet, rechts und links von der Gasanstalt im Hinterhofe aus durch den Park schritten. Kam es zu einem Zusammenstoß der zwei Parteien, so entstand ein weithin tönendes Geschrei.

Die Republikanerinnen riefen mit gellenden Tönen: „Lang' lebe Harrison!" Dabei schwenkten sie ihre Banner und die mit Sprüchen und Versen umwundenen Hüte. Die Demokratinnen übertönten das Geschrei der feindlichen Partei dadurch, daß sie die aus der Küche geraubten Kupfer- und Zinndeckel lärmend aneinander schlugen; auch trug eine der patriotischsten jungen Damen einen lebendigen Hahn, der seinen Gefühlen (welcher Art sie auch waren) durch schrilles Krähen Ausdruck gab. Ganz im Hintergrund der Bäume tauchte das Banner der „Enthaltsamen" auf, deren kleine Zahl und schüchternes Auftreten den Sarkasmus der anderen Parteien hervorrief. Nachdem Lehrerinnen und Schülerinnen sich also eine Stunde lang im Park ausgetollt, erwartete die Patriotinnen ein gutes Abendessen. Allgemeiner Waffenstillstand wurde bis an den nächsten Morgen geschlossen, aber als es sich am anderen Tag herausstellte, daß die Republikanerinnen sieben Stimmen mehr zählten als die Demokratinnen, wurden (um in diplomatischer Weise zu schreiben) „die freundlichen Beziehungen wieder abgebrochen". Denn obwohl unser politischer Kampf in der Schule nur ein Spiel war, so lag doch hinter diesem Spiel ein gewisser Ernst. Alle wußten, daß sie vielleicht früher oder später wirklich und wahrhaftig ihre Stimme für das Wohl und Wehe des Vaterlandes abgeben würden; und so war das Spiel theilweise eine Vorbereitung auf die Zeit, in welcher amerikanische Frauen Hand in Hand mit ihren Vätern, Gatten oder Brüdern ihr „Für oder Wider" niederschreiben werden. Ob das Vaterland dabei profitiren wird, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Schreiberin dieser Skizze steht außerhalb der sogenannten „Frauenbewegung", sie enthält sich deshalb aller Bemerkungen über diesen Punkt.

Die Arbeitszeit der amerikanischen Schulen dauert acht bis neun Monate. Wie rasch vergehen diese unter geregelter Arbeit und Erholung! Die Schlußfeier (Commencement, wie sie drüben seltsamer Weise genannt wird) kommt schneller, als man es für möglich gehalten; sie findet Anfang Mai oder Anfang Juni statt. Da hat Monticello sein schönstes Kleid angezogen. Büsche und Beete stehen in vollem Schmuck herrlicher Blüthen und Blumen; buntfarbige Vögel fliegen durch die warme Luft; prächtig belaubte Bäume weben ein grünes Dach über den weichen Rasenplätzen. Eine Musik-Kapelle spielt auf einem im Freien errichteten Podium. Scharenweise kommen die Eltern der jungen Mädchen gezogen, welche die schmerzlich entbehrten Lieblinge für den Sommer heim holen, aber auch eine große Zahl theilnehmender Freunde oder neugieriger Bewohner der umliegenden Ortschaften schwärmt im Park umher und betrachtet lächelnd das festliche Treiben. Um neun Uhr morgens beginnt die officielle Feier; da wandeln die jungen Mädchen durch die dichtgedrängten Reihen der Besucher die große Treppe hinab in die festlich geschmückte Kapelle und nehmen, wie am Sonntag Morgen, auf den Stühlen Platz. Ein reizender Anblick, diese weiß gekleideten, jugendlich-anmuthigen Gestalten, diese lebhaft bewegten Gesichter, welche dem Podium zugewandt sind, denn dort sitzen die Schülerinnen der Oberklasse, die ihr Schluß-Examen gemacht haben und die Schule auf immer verlassen. Rechts von ihnen haben die Herren vom Comité und die Festredner Platz genommen; letztere halten etwas allzu hochtönende Ansprachen, von denen keine an das Herz der jungen Mädchen klingt, wie die der Vorsteherin, welche ihnen in einfachen aber packenden Worten und ergreifendem Ernst die Pflichten der Frau ans Herz legt. Emancipation, Politik, Gelehrsamkeit sind aus ihrer Rede verbannt, und das echt Weibliche, das ewig Weibliche tritt so stark in den Vordergrund, daß dem Gegner der Frauenbewegung das Herz im Leibe lacht. Nicht daß die Vorsteherin ihren vorangeschrittenen Ansichten und ihrer tiefen Ueberzeugung von dem großen Berufe der Frau untreu wird, aber mit Recht dringt die geistvolle Dame, welche ihr impulsives, selbstbewußtes und etwas oberflächliches Mädchen-Publicum kennt, auf die Erziehung des Herzens und des Gemüthes, auf die Pflichten der Hausfrau. Sie weiß, daß dies wunde Punkte im amerikanischen Frauenleben sind. — Ein schöner Chorgesang endet die Morgenfeier, welcher das für alle Gäste bereitete Diner folgt. Am Nachmittag aber entführt ein Zug nach dem anderen die Schar der Schülerinnen, und abends um neun Uhr steht Monticello einsam und ruhig im weiten Park. Aber in tausend Familien spricht man über den schönen Festtag, und tausend junge Mädchen erzählen mit dankbarem Herzen von der „Alma Mater", der herrlichen Schule, in der sie, wie vor Jahren ihre Mütter, mit Liebe, Fleiß und Geduld zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen wurden.

Nachdruck verboten.

Die Freuden-Groschen.

Von Karin Gräfin Bussy in Laasow.

Geld ist mir bisher stets als das Prosaischste und Leblosete auf Erden erschienen, und doch hat mich neulich der Anblick von zwei Fünfmarkstücken und von einigen Zehnpfennig-Nickeln zu Thränen gerührt. Sie lagen in einem kleinen Kasten aus gelbem Holz mit Blechbeschlägen, — Lory's Sparbüchse. Wie gut hatte ich einst diesen kleinen Kasten gekannt, in dem sie so sorgsam ihre Ersparnisse aufhob, nur um sie anderen zu geben. Sie konnte von keiner Bitte hören, keine in der Zeitung lesen, sie konnte nicht anders, sie mußte dem Bittenden etwas geben. Und so kam es, daß Lory im ersten Jahre nach ihrer Rückkehr aus der Pension sich in steter Geldverlegenheit befand. Sie bekam ein reichliches Taschengeld, aber sie langte nie damit. Die Eltern schalten, Lory weinte, aber es erfuhr niemand, wohin das Geld gewandert war. Einmal kam es doch an den Tag, als unsere Mutter die Geduld verlor und genaue Rechenschaft über den Verbleib des Taschengeldes forderte. Und nun sollte Lory die schwere Kunst lernen, ihr Wohlthun ihren Verhältnissen anzupassen. Da las sie in einer Zeitschrift religiösen Inhalts, daß jemand vorschlug, ein jeder solle für eine Freude, die ihm der liebe Gott schenke, welcher Art sie auch sei, ob himmlischen oder irdischen Ursprungs, aus Dankbarkeit einen Groschen den Armen geben, und um ein System in ihre Freigiebigkeit zu bringen, wollte sie dies auch thun. Sie kaufte sich die kleine gelbe Sparbüchse und da ihr junges Leben sehr reich an Freuden aller Art war, so wanderte mancher „Freuden-Groschen" hinein.

Bald aber erkrankte Lory, um nach unsäglichen Schmerzen zu sterben. Der Epheu auf dem Grabe, in dem sie nun seit acht Jahren ruht, ist dicht und grün, und die jungen Frauen unserer Brüder und ihre Kinder wissen nur dem Namen nach, wer sie war. Zuweilen spricht einer unserer Bekannten mit mir von „der seligen Comtesse Lory", mit jenem weichen Ton in der Stimme, mit dem man von den Todten spricht, aber das ist alles, bis auf das Nichtvergessenkönnen unserer Herzen. Und neulich an einem stillen Sonntagnachmittage besah ich mir allerlei alte Sachen, — Andenken an begrabene Menschen und an todte Zeiten, kleine unscheinbare Dinge, deren Werth niemand kennt, als der, dem sie gehören, jene Dinge von denen Owen Meredite so ergreifend sagt: „hard world harm them not, my right to keep them, hath been sorely earn'd." — Da fand ich unter anderen kleinen Heiligthümern die alte Sparbüchse, in die einst Lory's junge schlanke Hände die „Freuden-Groschen" hineinlegten.

In ihrer langen Krankheit hatte ich sie nie mehr bei ihr gesehen. Man sah damals so viel anderes, so viel Herzzerreißendes, Trauriges! Vor meiner Seele steht ihre zarte, hinschwindende Gestalt, ihr abgezehrtes Gesichtchen, mit den großen, blauen Kinderaugen, die uns geduldig ansahen und so angstvoll zu fragen schienen: muß ich denn sterben und ich bin doch noch so jung? — Diese langen bangen Wintermonate voll dunkler Tage und endloser Nächte, voll Schmerz und Kampf, voll Auflehnung und voll Ergebung bis das junge gequälte Herz endlich still stand und der Frieden Gottes auf dem blassen schönen Todtenantlitz leuchtend lag. Und aus jener letzten Zeit des Leidens, in der es uns, die wir sie so lieb hatten, schien, als sei sie für sie nur eine lange düstere Nacht, die sie uns erhellte durch ihre Geduld, in die aber für sie auch nicht ein Freudenstrahl fiel, — da kamen die Freuden-Groschen aus Lory's Sparbüchse, wie ich aus den Notizen ersehe, die sie mit zitternden Buchstaben auf einem Zettel notirte, der neben dem Gelde liegt. Mein Gott, welches waren denn die Freuden, für die sie den Dank hier niedergelegt hatte? Waren es Lichtstrahlen, die Du ihr sandtest, von denen wir nichts wußten? War es etwas von dem, was in keines Menschen Seele je gekommen, was kein Auge gesehen und was kein Ohr gehört, was Du aber denen bereitet hast, die Dich lieben und was ihre Augen schon sehen durften und ihre Ohren schon vernehmen, so nah der ewigen Heimat? Wie geweiht kam mir dies Geld vor, das sie hier zurückgelassen, weil sie nicht mehr die Zeit gehabt hatte es einem anderen zu geben, der auch litt und seufzte wie sie. Das eine der beiden Fünfmarkstücke habe ich jetzt in ihrem Namen einem blinden Kinde gegeben, von dem anderen aber kann ich mich nicht trennen. Immer wenn ich von einer Bitte höre, scheint sie mir noch nicht groß genug, um Lory's letzte Freuden-Groschen dafür hinzugeben, und es wandert an seiner Stelle ein anderes Geldstück in die Welt, das nicht von sterbenden Händen gehalten wurde und das keinen Heiligenschein für mich trägt!

Nachdruck verboten.

Vom vierblättrigen Klee.

Ein Märchen von Elsa Fürstin Cantacuzène in München.

Damals, als der liebe Herrgott alle die Blumen und Blätter erschaffen hatte in den Wiesen und Feldern, da ließ er, — kaum eine Spanne weit von einander, — einen rothen und einen weißen Klee aus dem Boden wachsen. Knospenhaft guckten die Köpfe noch aus den dreitheiligen Blättlein hervor und nickten sich zu. Gar gern wären die beiden näher beisammen gestanden, um sich alles ins Ohr zu flüstern, was sie entzückte von des Sommers aufkeimender Herrlichkeit. Weil sie aber festgewurzelt waren, konnten sie nicht von der Stelle, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich nach der Decke zu strecken. Die Decke war für sie der blaue Himmel, der sich über ihnen wölbte. Nach ihm streckten sie also ihre schlanken Stiele, und die laue Luft und das frische Bergwasser ließen sie fröhlich in die Höhe schießen. Waren sie erst einmal recht groß gewachsen, dann wollten sie den Wind zu Hülfe rufen: der würde ihre Köpfchen schon zu einander neigen.

Und so geschah es auch.

O, welch seliges Leben begann da! Plaudern konnten sie nun nach Herzenslust, und die süßesten Düfte hauchten sie sich zu. Der Wind aber trieb ein loses Spiel: als er des Abends einst wieder über die Höhen strich, da beugte er die zwei Kleeköpfchen so dicht zusammen, daß sie wonnig erzitterten und der Rothe es nicht lassen konnte, die kleine weiße Blüthe zu küssen. Die erglühte nun ganz rosig, und der kecke Räuber selber wurde so dunkelroth, als es nur je ein Alpenklee gewesen ist.

Der Wind lief davon. Er hatte über Nacht noch viel zu thun. Doch den nächsten Morgen, da würde er wieder kommen, und wie herrlich sollte es dann werden! Unterdessen zog der Mond herauf und schaute lächelnd in die Träume der beiden Blüthen. Ahnungslos in wonnigem Schlummer merkten sie nicht, wie eine böse große Spinne, voll Gift und Neid, graue Fäden spann und ein Netz daraus webte, fein und fest.

Emsig hatte die graue Hexe im Mondenschein gearbeitet, unhörbar, rastlos, die ganze Nacht. Und als die Morgensonnenstrahlen den Schlaf aus den Blumenkelchen lockten und der Frühwind zu den zwei Kleeblüthen geflogen kam, zu süßem Spiel, da spannte sich das große Schleiernetz zwischen ihnen aus. Umsonst rüttelte der Wind an den hohen Gräserhalmen, an denen die Spinne es aufgehängt, vergebens suchte er das dünne Gewebe zu zerreißen: es zitterte, doch es hielt fest. Getrennt waren die beiden, ihr Glück war zerstört.

Da ließen sie die Köpflein hängen und weinten jeden Morgen und jeden Abend die größten Thautropfen. Höhnisch saß die alte Spinne in ihrem Netz, stolz auf ihr Werk. „Nimm doch den Schmetterling, der Dich umkost," rief sie der armen weißen Blüthe zu, „der ist schmuck und jung und voll schmachtender Lust! Oder den braunen Maikäfer dort: wenn auch nicht Schönheit ihn plagt, treu scheint er und verständig! — Und Du mein kecker, liebestrunk'ner Rother! Wilde Hummeln und sparsame Bienenmütter buhlen um Deine Gunst; locken Dich ihre aufgespeicherten Schätze nicht? Und schau, wie die schillernde Libelle Dich umgaukelt, schenk ihr Dein heißes Herz!" Doch, was gingen Käfer und Schmetterlinge die beiden Liebenden an? Mochten sie anderswo flattern und werben!

„Rother Klee, —
Weißer Klee, —
Tiefes Weh
Füllt das Herz den beiden,
Seit man sie thät scheiden!"

So zirpten die Grillen im Gras, und so sang es die Lerche in die Morgenluft hinaus. Schwarzgetupfte Marienkäfer und lustige junge Fliegen wollten mitleidig die heißen Liebesgrüße wenigstens hin und her tragen; doch sie verfingen sich im trügerischen Netz. Sogar einem muthigen Johanniswürmchen erging es nicht besser, obgleich es die Sache sehr klug anfangen wollte und sich mit seinem Laternchen in einer stockdunkeln Nacht auf den Weg machte. So war denn alles gescheitert. Trostlos sahen die zwei Armen in den lachenden Sonnenglanz.

Nun aber kam Johannisnacht! Wundersam geheimnißvoll regt es sich da in allen Knospen und Kelchen, in allen Blüthen wird es lebendig: denn es ist der Blumenelfen wonniger Festtag. Und wenn ein solches Elflein gerade um Mitternacht einen Mondstrahl erwischt, der es hinaufträgt zum lieben Herrgott, dann darf es eine Bitte an ihn richten, und die Bitte wird immer erfüllt.

O, wie hatten die Kleeblüthen sich nach der Zauberstunde gesehnt, und wie hatten sie allabendlich den Mond gebeten, sie gewiß nicht zu vergessen um Johannis-Mitternacht! Nun verhallte der letzte Glockenschlag, und — wäre ein Sonntagskind da gewesen, so hätte es zwei herzige Elflein hinaufgleiten sehen auf silberigem Mondstrahl zum Himmelsvater. Freilich, wie sie dann Hand in Hand vor ihn hingetreten sind und ihre Bitte vorgetragen haben, und wie er freundlich mit ihnen gesprochen hat, das hätte sogar das Sonntagskind nicht sehen können. Aber ein Sternchen hat es ihnen erzählt; ein neugieriges Sternchen, das gehorcht hatte und zum Schlüsselloch hineingeguckt, was zwar beides im Himmel eigentlich verboten ist.

Zuerst also hat der liebe Gott sie um ihr Begehr gefragt, dann haben sie ihm ihr Herzeleid geklagt und ihn gebeten: „Zerstör das Netz und laß die garst'ge Spinne sterben!" Er aber, der Herr, der viel weiser ist und nicht so kurzsichtig wie verliebte Blumenkinder, der schüttelte den Kopf und lächelte: „Doch all die anderen tückischen Spinnen, die im bergenden Dunkel der Nächte auf Erden wirken und weben, feine trennende Fäden und Netze, — wie wollt Ihr Euch ihrer erwehren? Hat Eure Liebe nichts Besseres ersonnen?"

Da fielen die zwei Elflein sich in die Arme und umschlossen sich, so fest sie nur konnten. „O, lieber Gott," riefen sie flehend, „nimm uns alles, was Du willst, nur laß uns beisammen! Von unsern drei Blättchen wollen wir Dir jedes das schönste schenken, — als Dankesopfer, nimm's hin! — Die vier, die uns aber bleiben, die trenne nicht mehr, bitte bitte! Ein einziger Stengel soll sie tragen, vereinigt für immer!"

Den kleinen Engeln, die im Halbkreis um ihren Schöpfer standen, waren schon lange die hellen Thränen in die Augen gekommen vor Rührung ob solcher Liebestreu. Unser Herrgott aber sprach: „Euer Wunsch sei Euch gewährt; es ist ja heut Johannisnacht!"

Die ist also vom vierblättrigen Klee der Geburtstag geworden. Seitdem dürfen die Engel, die damals dabei gewesen sind, manchmal einen pflanzen. Aber sie dürfen's nur, wenn sie irgendwo auf der Erde ein Menschenpaar entdecken können, das ebenso treu zusammen hält, wie der rothe und der weiße Klee.

Und darum sind die „Vierblättrigen" gar so selten!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Zur Geschichte der weltlichen Frauen-Orden.

Von Dorothee Goebler in Berlin.

Das Vereinsleben, welches gerade in unseren Tagen so manche wunderbare Blüthe treibt, verdankt sein erstes Aufsprießen durchaus nicht nur der modernen Zeit. Seine Anfänge reichen bis in das graue Alterthum zurück. Der Geselligkeitstrieb, den Allmutter Natur in jede Brust gepflanzt, ließ den Menschen schon frühzeitig die Gemeinschaft anderer gleichgesinnter Genossen suchen, um mit ihnen vereint zu streben, zu schaffen und sich der errungenen Erfolge zu freuen. Zwei Ideale schwebten dem Mittelalter als die höchsten vor: Gottesdienst und Rittertugend, aus dem Zusammenfluß beider entstanden die ersten geistlichen Ritterorden.

Mitten im vollen Leben stehend und doch dem Dienste der Jungfrau und ihres Sohnes geweiht, bot der geistliche Orden dem wilden Junker vortreffliche Gelegenheit, der Kirche zu dienen, ohne der weltlichen Lust vollkommen entsagen zu müssen; und so fanden die Vereinigungen der Templer bald regen Zuspruch, selbst die Söhne der Fürsten und Könige setzten eine Ehre darin, unter ihren Fahnen zu streiten.

Es waren indessen nicht nur die Männer, die nach der Vereinigung mit anderen strebten, auch die Frauen thaten ihnen nach. Hielten die Templer es für ihre heiligste Pflicht, zu Ehren Gottes Wunden zu schlagen, so erkannte das sanfte Herz des Weibes bald, daß es noch dankbarer sei, mit milden Händen Wunden zu heilen. Die ersten geistlichen Frauen-Orden widmeten sich demgemäß ausschließlich der Krankenpflege und anderen Werken der Barmherzigkeit.

Als eigentliche Begründerin der Frauen-Orden gilt die heilige Syncletia. Früh verwaist hatte sich die Jungfrau in die Wüste zurückgezogen, um dort der Buße zu leben. Der Ruf von ihrer Frömmigkeit drang sehr bald in die Welt hinaus und brachte ihr Schülerinnen zu. Um 318 war die Zahl derselben schon so gewachsen, daß sie an die Gründung eines eigenen Klosters denken mußte; in der Wüste Thebais wurde es erbaut. Eine Ordensregel bestand in diesem ersten Kloster noch nicht. Syncletia wirkte allein durch das Beispiel; Nächstenliebe und Arbeitsamkeit schwebten ihr als höchste Ziele vor. In Bezug auf Kleidung war sie sehr streng. Ihre Farbe sollte die der verwelkten Rosen sein, das wallende Haupthaar mußte unter einer dichten Binde verschwinden. Dem einen Orden folgten bald mehr und mehr, wie es indessen die Männer nicht immer in die strenge Abgeschiedenheit der Klöster zog, so suchten auch bald die Frauen Vereinigungen, die ihnen neben dem Gottesdienste die Theilnahme an den Freuden der Welt erlaubte, — die weltlichen Damen-Orden entstanden neben den geistlichen.

Die älteste Gemeinschaft dieser Art ist die der Johanniterinnen, die sich zuerst in Jerusalem selbst eine Heimat suchten. Schon in ihrem Aeußeren unterschieden sie sich wesentlich von den Nonnen der heiligen Syncletia; das Kopftuch war ihrer Tracht allerdings verblieben, an die Stelle des fahlen Nonnenkleides trat indessen ein außerordentlich kostbares und farbenprächtiges Gewand. Ueber den weitwallenden rothen Rock und das faltenlose schwarze Mieder fiel ein rother Mantel mit hellem Pelzbesatz und langer Schleppe, auf der Brust prangte das Ordenskreuz. Als die Ungläubigen die Insel Rhodus in ihre Macht bekamen, legten die ritterlichen Ordensschwestern allerdings Trauer an, aber auch das neue schwarze Gewand erhielt durch die weiße Garnirung des Kopftuchs, die weißen Kreuze auf Brust und Schultern und die prächtige Schärpe, welche in kunstvoller Arbeit die Marterwerkzeuge Christi zeigte, einen mehr als einfachen Ausputz. Nach der 1187 erfolgten Eroberung Jerusalems durch die Heiden verloren sich die Johanniterinnen über alle Länder; erst als ihnen die Gemahlin Alfons II. von Arragonien zu Sixenna eine neue Zufluchtsstätte anwies, sammelten sie sich wieder zu innigerer Gemeinschaft.

Auch der Orden der Beghuinen erfreute sich in jener entlegenen Zeit vielen Zuspruchs. Fürstinnen und Bürgerfrauen standen Seite an Seite in seinen Reihen. Halb weltlich, halb geistlich, bot er seinen Schwestern eine Zuflucht vor den Stürmen des Lebens und wehrte ihnen doch die Theilnahme an eben diesem Leben nicht. Frau Fama behauptet sogar, die frommen Damen hätten an letzterem mehr als gerade nöthig theilgenommen. Der Beghuinen-Orden blühte besonders in Deutschland, die Hauptwirksamkeit seiner Mitglieder erstreckte sich auf die Krankenpflege, vor allem waren die Aussätzigen ihrer Obhut unterstellt. Eingeschlossen in die Georgenspitäler, wären diese Unglücklichen von aller Welt verlassen gewesen, hätten die Beghuinen nicht ihren Verkehr mit dem Außendasein vermittelt.

Allein auch sonst schoß das Ordenswesen üppig empor. Die Frauen vom deutschen Orden fanden neben ihren ruhmreichen Brüdern allerdings wenig Anerkennung, allein auch ihrer Thätigkeit fehlte es an Erfolgen nicht.

Die Hauptstätte der Damen-Orden blieb vorläufig Spanien. Neben dem Orden von Calatrava blühte hier noch der Orden des heiligen Jacob, beide zum Schutze gegen die Einfälle der Mauren gegründet. Von den Mitgliedern verlangte man die Ahnenprobe auf vier Geschlechter, zugleich mußten sie das Gelübde des Gehorsams und der Keuschheit ablegen. Fiel den Rittern als erste Aufgabe der Kampf gegen die Mauren zu, so hatten die Damen die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau in jeder Beziehung zur Anerkennung zu bringen. Die Schwestern von Calatrava trugen ein weißes Gewand mit rothem Ordenskreuz und schwarzem Kopftuch, die von St. Jacob hüllten sich in weite, faltenreiche, schwarze Kleider, über welche ein weißer Mantel fiel. Beide Orden bestehen noch heute; aber nur der König kann die Großmeisterwürde in ihnen übernehmen.

Direct aus einer Klostergemeinschaft hervorgegangen war der Orden von Nivelle in Brabant. Gegründet von ehemaligen Benediktiner-Nonnen, gehörte er zu den vornehmsten Vereinigungen der Frauenwelt, die Zahl seiner Mitglieder war nur gering, denn zur Aufnahme erforderlich waren nicht weniger als zweiunddreißig adlige Ahnen und zwar in ununterbrochener Reihenfolge. Außerdem kostete diese Aufnahme, sowie das ganze Ordensleben ungeheuere Summen; die Tracht war in jeder Beziehung kostbar und luxuriös. Bei der Ceremonie der Einweihung schon trug die neue Schwester ein weißes Gewand aus feinster Leinewand, über welches in weiten Falten der schwere, mit Hermelin gefütterte schwarze Sammetmantel fiel. Das Ordensgelübde wurde in der Kirche auf einen Degen abgelegt. Welchen Zwecken die Vereinigung diente, weiß man nicht mehr, besonders nutzbringend für die Allgemeinheit scheint dieselbe also nicht gewesen zu sein.

Kein Damen-Orden direct, aber doch ein solcher, der auch Frauen in seinen Reihen duldete, war der besonders in Norddeutschland sehr verbreitete Kaland. Ursprünglich von Priestern begründet und nur aus solchen bestehend, nahm er sehr bald auch Weltliche in seinen Reihen auf. Als seine Ziele galten Krankenpflege und Wohlthätigkeit, sowie Beistand in der letzten Todesnoth und Fürbitte für die Seelen der Verstorbenen. In erster Linie nahmen sich die Kalandsherren der heimatslosen Wanderer an, die in den Kalandshöfen beherbergt und verpflegt wurden. Als die Frauen zum Orden Zutritt erhielten, arteten die Zusammenkünfte bald zu wüsten Bachanalien aus, und der Volksmund meinte etwas boshaft: es wäre nur gut, daß die Mitglieder über alle Vorkommnisse Stillschweigen gelobt hätten, man könnte sonst nette Dinge zu hören bekommen.

Als erster wirklich selbständig arbeitender Damen-Orden hat wohl die Vereinigung der Ordensfrauen von der Passion zu gelten, die um den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts begründet wurde. Ueber ihre Stifter weiß die Chronik nichts mehr zu berichten, die Wirksamkeit der Mitglieder erstreckte sich gleichfalls auf die Krankenpflege und den Dienst der Barmherzigkeit; sie lebten in den Hospitälern selbst und waren über die ganze damalige Kulturwelt verbreitet. Auch die Tracht der Passionsschwestern war äußerst kostbar. Der mit rothen Aermeln verzierte weiße Rock wurde von einem rothen, mit reichem Goldschmuck versehenen Gürtel zusammengehalten. Ein schwarz gefütterter, weißer Mantel hing um die Schultern, während ein kostbarer weißer Schleier das Haupt umschlang, gerade über der Stirn der Trägerin prangte ein kleines rothes Kreuz.

Mit dem im Wechsel der Zeiten immer weiter fortschreitenden Verfall der Kirche und der Religiosität überhaupt kam auch in die Frauen-Orden ein neuer, durchaus weltlicher Zug. Ihre Bestrebungen gelten nicht mehr dem Gottesdienst allein, sie wenden sich auch allgemeineren Interessen zu, suchen die Frauen zur Höchst-Entwicklung ihrer weiblichen Tugenden anzuspornen, oder nehmen sie als ein Zeichen besonderer Ehrung in die Reihen ihrer Mitglieder auf.

So stiftete Johann I. von Castilien den „Damen-Orden von der Schärpe", um durch seine Verleihung jene tapferen Frauen zu belohnen, die bei der Belagerung von Piacenza durch die Engländer die Männer immer von neuem zum Kampfe antrieben. Dem einen Verdienst-Orden folgten bald mehr. Die „Blumentöpfe der Mäßigkeit" in der Steiermark, die „Kornähre" in der Bretagne, der schwedische „Marie Eleonora-Orden" und der „Damen-Orden zur himmlischen Halskette" in Oesterreich waren gleichfalls bestimmt, weibliche Verdienste zu würdigen und zu lohnen, verschwanden indessen schneller als sie gekommen.

Ein gleiches Schicksal ereilte den von Luise Elisabeth von Merseburg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegründeten „Orden des Todtenkopfes", und die von der Witwe des Kaisers Ferdinand III., Eleonore von Gonzaga, gestiftete Vereinigung der „Sclavinnen der Tugend". Beide Orden sollten ihre Schwestern vor allzu üppigem Lebenswandel zurückhalten, fanden aber gerade deshalb nur zu Lebzeiten ihrer mächtigen Stifterinnen Anerkennung. Die Zeiten mittelalterlicher Askese waren eben vorbei, die lebensfrohen Lichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten auch in erster Reihe die Lebensfreude auf ihre Banner geschrieben.

Sehr vernünftigen Bestrebungen huldigte der Joachims-Orden in Sachsen-Coburg, der seinen Mitgliedern als heiligste Pflicht das Abschaffen der Ammen gebot. Einen wunderbaren Gegensatz bildeten jedoch der Orden der Treue, gegründet von der Gemahlin Christians VI. von Dänemark und der Orden de la Cordilière, den die Witwe Karls VIII. von Frankreich gestiftet hatte. Sollte der erstere seine Mitglieder zur strengsten Pflichterfüllung in der Ehe erziehen, so war der letztere gewissermaßen eine Vereinigung glücklicher Witwen und feierte die von ihren Männern erlösten Frauen. —

Von den heute noch bestehenden Frauen-Orden findet sich der älteste in Oesterreich; es ist das „Sternenkreuz". Seine Gründung wurde durch einen eigenthümlichen Vorgang veranlaßt. Im Hause Habsburg erbte seit alten Zeiten eine kostbare, sorglich gehütete Reliquie fort, ein Splitterchen von dem Kreuze Christi. Als die verwittwete Kaiserin Eleonore, Tochter Karls II. von Mantua, das Kleinod in ihrer Obhut hatte, brach in ihrem Zimmer Feuer aus. Der ganze Inhalt des Raumes fiel den Flammen zum Opfer, nur der Splitter vom Kreuze fand sich unversehrt in dem zertrümmerten Reliquien-Schrein. Zur Erinnerung an die wunderbare Rettung gründete die fromme Fürstin den Orden vom Sternenkreuz, dessen Aufgaben vorzüglich die Verehrung des Kreuzes, Frömmigkeit und Nächstenliebe sind. Großmeisterin ist gewöhnlich die Kaiserin selbst oder eine der ihr nächststehenden Prinzessinnen. Eine besondere Tracht ist den Schwestern nicht vorgeschrieben, wohl aber tragen sie auf der linken Brust ihr Ordenszeichen. Es ist das ein ovales Schildchen, auf dem sich der doppelte Adler mit goldenem Kreuz befindet.

Dem Sternenkreuz an Alter gleich kommt der russische Katharinen-Orden. Peter I. gründete ihn 1711 aus Dank gegen seine Gemahlin, die ihn durch einen klugen Friedensschluß vor drohender türkischer Gefangenschaft befreite. Der Katharinen-Orden hat besonders durch die Gründung von Schulen und milden Stiftungen unzähliges Gute gethan. Das Ordenszeichen trägt auf der einen Seite das Bild der heiligen Katharina, auf der anderen ein Nest junger Adler, die von den Alten Atzung empfangen, und wird an einem grellrothen Bande mit silberner Einfassung getragen.

Die zahlreichsten Frauen-Orden findet man in Bayern. Der 1766 von der Kurfürstin Elisabeth Augusta gegründete Orden der heiligen Elisabeth nimmt außer den Prinzessinnen und den Palast-Damen nur noch sechs dem höchsten Adel angehörende Mitglieder auf. Der ihm 1784 folgende St. Annen-Orden des Damenstifts zu München, sowie der 1803 gegründete gleichnamige des Damenstiftes zu Würzburg waren schon etwas weniger exclusiv, allein erst der Theresien-Orden (1827) wurde auch weiteren Kreisen zugänglich, das 1870 gestiftete Verdienstkreuz wird an Männer und Frauen gleichzeitig verliehen.

Von den übrigen Ländern haben Spanien und Portugal die ältesten Orden aufzuweisen, den „Marie-Luisen-Orden", der schon 1792 entstand und den Orden der heiligen Isabella, dessen Stiftung in das erste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts fällt; beide nehmen nur Mitglieder aus den vornehmen Kreisen auf. Der Marie-Louisen-Orden verpflichtet seine Schwestern, die Krankenhäuser zu besuchen und am Geschick der Leidenden theil zu nehmen. Sein Abzeichen besteht aus einem achtspitzigen goldenen, weiß und lila emaillirten Kreuz, dessen Mitte das Bild des heiligen Ferdinand zeigt. Der Orden der heiligen Isabella präsentirt sich als goldene Medaille mit dem Bilde seiner Schutzpatronin und hängt an einem rosa Bande.

Von den preußischen ist der 1814 von Friedrich Wilhelm III. gegründete Luisen-Orden als der älteste anzusehen. Das kleine schwarz-goldene Kreuz mit dem blauen Schildchen wurde jenen edeln Frauen verliehen, die dem Vaterlande in schwerer Zeit durch glühenden Patriotismus und helfende Liebeswerke zur Seite standen. Ursprünglich sollte sich die Zahl der Mitglieder nur auf hundert belaufen, Preußen darf stolz darauf sein, daß diese Zahl sich als zu klein erwies. Aehnlichen Zwecken wie der Luisen-Orden dienten das preußische Verdienstkreuz, der sächsische Sidonien-Orden und der Olga-Orden in Württemberg, alle drei 1871 gegründet und bestimmt, die Brust jener muthigen Frauen zu zieren, welche im Kampf gegen Frankreich die Wunden heilten, die der Krieg geschlagen. Das Verdienstkreuz zeigt auf schwarzem Email-Grund ein rothes, weißgerändertes Kreuz und wird am schwarz-weißen Bande getragen. Der Sidonien-Orden trägt seinen Namen zu Ehren der Gemahlin Herzog Albrechts des Beherzten und besteht aus einem achtspitzigen weiß-emaillirten Kreuz, dessen Mittelschild im dunkelblau-geränderten weißen Felde das Portrait der Herzogin Sidonie trägt. Der Olga-Orden verdankt seinen Namen der Königin von Württemberg. Als Ordenszeichen dient ein silbernes Kreuz, dessen Arme in Kleeblattform auslaufen; ein auf den Silbergrund gelegtes zweites rothes Kreuz trägt den Namenszug des Königs und der Königin.

Als jüngster im Reich der Frauen-Orden tritt endlich das 1883 von der Königin Victoria gegründete „Rothe Kreuz" hervor; wunderbarer Weise ist England, dessen Frauen denen anderer Länder in der Oeffentlichkeit so weit voraus sind, gerade das letzte, welches eine Auszeichnung für weibliche Verdienste fand. Es steht darin sogar zurück hinter Persien, dessen schmählich gemordeter Schah Nassr-ed din schon 1873 einen „persischen Frauen-Orden" gründete.

Nächstenliebe und Frömmigkeit haben einst in entlegener Vorzeit die ersten Frauen-Orden gestiftet. Nächstenliebe und Frömmigkeit, die beiden schönsten Tugenden des Weibes, sind ihnen bis auf unsere Tage treu geblieben, nicht mit Unrecht darf man wohl behaupten, daß die Geschichte der Frauen-Orden eines der hervorragendsten Ehrenblätter ist in der Geschichte der gesammten Frauenwelt.

Nachdruck verboten.

Gräberstätte zu Blidah.

Zu dem Bilde von P. Reiffenstein in Weimar.

Siehe Seite 93.

P. Reiffenstein, der Künstler, der uns eine der heiligen Stätten der Mohammedaner, die Gräberstätte zu Blidah, so charakteristisch vor Augen führt, hat zwar sein ständiges Heim in Weimar, aber der malerische Orient lockt ihn oft zu langen Studienreisen aus diesem hinaus: auch gegenwärtig weilt der Künstler schon seit Monaten wieder in Indien, um neue Motive für seine Bilder, neue Studien für seine Skizzenmappen zu sammeln. Blidah ist die Hauptstadt eines Arrondissements der französischen Provinz Algier, deren Bevölkerung sich zu ziemlich gleichen Theilen aus einheimischen und französischen Elementen mischt. Ungefähr eine halbe Meile von Blidah an der Straße nach Medeah befinden sich die Grabmäler des mohammedanischen Heiligen Mohammed-el-Kebir und seiner zwei Söhne, die von den Eingeborenen, um dort ihre Andacht zu verrichten, von den Europäern um ihrer malerischen Lage Willen viel besucht werden. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

Zur Kunst, Bowlen zu brauen. — Herr H. von Remagen giebt in dem vorigen Heft höchst schätzenswerthe Mittheilungen über dieses Thema, verkehrt dabei aber Bowlen aus blühendem Wein.

Mir ist die Abneigung gegen eine Weinblüthen-Bowle, das köstlichste Getränk welches mir bekannt, unverständlich. Es mag ja manchem leid thun, den „Schein" der edlen Rede zu brechen; er läßt ihn lieber zur Traube reifen, oder auch diese lieber zu Wein keltern. Zur Weinblüthen-Bowle genügt aber vollkommen Jungfernwein. Ich lasse das Recept nach dem schon viel verbreiteten, im Verlage dieses Blattes erschienenen Buche „Sophia" folgen: Man thut eine gute Hand voll Weinblüthen, am besten von vitis odoratissima, auf zwei Flaschen Moselwein, Oesterreicher oder Tiroler Weißen und läßt dieselben eine halbe Stunde ziehen. Nach Geschmack giebt man Zucker hinzu und dann noch vier Flaschen vom gleichen Wein, eine Flasche kohlensaures Wasser, sowie kurz vor dem Auftragen eine Flasche Sect. Die Terrine ist von Anfang an in ein Gefäß mit reichlich Eis zu stellen, dem soviel Wasser hinzuzugeben ist, daß beides bis auf einige Finger breit zum Rande der Terrine geht. Diese Bowle reicht für zehn Personen. — Ein Zusatz von Schaumwein (NB. gutem!) schadet keiner Bowle. Auf je vier bis fünf Flaschen kann man eine Flasche Schaumwein rechnen, die erst unmittelbar vor dem Anrichten zugegossen wird. Bowlen sollen kühl, aber nicht eisig sein. Es genügt, den Wein zwei Stunden vor dem Ansetzen der Bowle auf Eis zu legen, und die Bowle selbst etwa eine Stunde vor dem Anrichten in Eis zu stellen. Im Nothfalle thut's auch ein recht kühler Keller oder recht kaltes Wasser. X.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. Juli 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die schöne Cadoranerin.

Novelle von

Georg Freiherr von Ompteda in Dresden.

Wir kamen vom Pusterthal über den Kreuzbergpaß nach Italien hinab. Kaum hatten wir die Grenze überschritten, so gewannen auch schon die Ortschaften ein anderes Aussehen: Deutsche Reinlichkeit und Ordnung wichen, Bettelwesen begann, die Häuser zeigten sich verwahrlost, unsauber, verräuchert. Der sorgsame Bewurf der Wände, der freundliche weiße Anstrich fehlte, und die Gebäude schauten aus, als wären sie nicht fertig, mitten im Bau stehen geblieben. Einzelne trugen ihr Dach schief, wie einen Hut, auf das Ohr oder in die Stirn gesetzt.

Die Dolomit-Landschaft blieb gleich schön. Allmählich nahm sie mildere, weichere Formen an, und nachdem wir das enge, gewaltige Thal hinter uns hatten, wo wir hoch über der schäumenden Piave fuhren und gegenüber die tausend Fuß hohen Wände des Terza Grandemassion sich emporthürmten, da that sich plötzlich das Thal von Pieve di Cadore auf.

Als wir uns dem Fort-gekrönten Orte näherten, die Landschaft üppiger ward, Maisfelder sich einstellten und Laubbäume, deren Anblick wir in Wochen des ernsten Hochgebirges fast aus dem Gedächtniß verloren, da versöhnten wir uns allmählich mit den baufälligen Häusern und dem Volke, das hinter dem Wagen lief, Kußhände warf und: „un soldo!“ flehte.

Langsam zogen uns die Pferde die Straße hinan, nach dem Orte, wo Tizian einst geboren. Es war gegen Abend; die grünen Fensterläden fingen an sich zu öffnen, in den Thüren standen Neugierige und schauten nach den Fremden aus. Wir fuhren am „Progresso“ vor, dem ersten Gasthof am Markt, dem gegenüber sich das Denkmal erhob des größten Sohnes von Pieve di Cadore.

Nach dem Abendessen gingen wir hinaus vor das Hotel und wanderten ein wenig auf und nieder. Die Dunkelheit drohte hereinzubrechen, deshalb schlug ich vor, schnell noch einmal durch den Ort zu gehen, um einen allgemeinen Eindruck zu bekommen, denn am nächsten Morgen wollten wir schon zu früher Stunde nach Cortina d'Ampezzo weiter.

So schlenderten wir denn die Hauptstraße hinab, an der Kirche vorüber. Neugierig lasen wir die italienischen Aufschriften über den Läden, an den Häusern und freuten uns über die große Zahl von „Vendito di vino“ oder „Vendito di liquori“. Vor den Thüren saßen, standen die Leute, schauten aus den Fenstern. Auf einem Platze spielten junge Leute Ball, den sie sich mit holzbeschienter Hand zuschlugen, um ihn, wenn er wiederkam, mit sicherem Schlage zurückzuschleudern.

Gegen die Straße zu ward der tiefergelegene Platz durch eine Mauer abgeschlossen, an der Jung und Alt lehnte, um dem Spiele zuzusehen. Gute Treffer wurden beifällig belohnt, Fehlschläge belacht oder bedauert: Alles schien eifrig theilzunehmen an Erfolg oder Niederlage.

Ich sah mir die Zuschauer von der Seite an, die in ihrer gespannten Aufmerksamkeit interessanter schienen als die Spieler dort unten. Ein Krüppel hockte auf der Mauer. Ihm fehlten die Beine, auf einem Wägelchen schob er sich fort, das neben ihm stand, und es war ein Räthsel, wie er die Mauer hinaufgekommen. Daneben lehnten dunkeläugige Mädchen, Körbe auf dem Rücken, in denen sie Erde zum Straßenbau trugen. Sie waren zerschlissen gekleidet, Rücken wie Händen sah man die schwere Arbeit an; aber alle hatten einen feinen Zug der Schönheit.

Aus der nahen Carabinieri-Kaserne waren zwei Carabinieris gekommen und schauten gleichfalls dem Spiele zu. Auf der Straße ging im Eilschritt eine Alpenjäger-Patrouille vorüber, wohl dem Fort zu, das sich hoch über den Häusern erhob.

Je mehr der Abend hereinbrach, desto belebter ward es. Zu zweien liefen die Mädchen auf und ab im bloßen Kopf oder mit bunten Tüchern im Haar. Die schwarzen Augen, die leichtgebräunte Gesichtsfarbe gaben ihnen für unseren Blick, die wir aus dem Pusterthale kamen, wo nur wenige Mädchen etwas Anziehendes haben, einen eigenen, besonderen Reiz.

„Was für schöne Gesichter man doch hier sieht!“ sagte ich unwillkürlich zum Freunde, und er gab selbstverständlich zurück:

„In der Geburtsstadt Tizian's?“

Da hörten die Ballspieler unten mit ihrem Spiel

Schuhplattler. Nach dem Gemälde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 104.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auf, vielleicht waren sie müde, vielleicht konnte man den Ball nicht mehr scharf genug erkennen. Die Zuschauer glitten von der Mauer herab, drehten sich herum und strömten die Straße hinauf und hinab. Dabei gewahrte ich ein Mädchen, das mit ihrer Freundin langsam den übrigen folgte.

Fast im selben Augenblick stieß mich mein Begleiter an:

„Sehen Sie 'mal! Da, da, die Große!"

Sie ging dicht an uns vorüber, und beide bekamen wir aus den großen schwarzen Augen einen Blick zugeworfen, daß mich fast ein verlegenes Gefühl überschlich. Gekleidet war sie halb städtisch, das heißt, ihr einfaches Kleid, das die prachtvolle üppige Figur eng umschloß, zeigte das Bestreben, der herrschenden Mode nahe zu kommen. Im schwarzen Haar trug sie nichts, im Mundwinkel eine winzige brennendrothe Alpenrose, wie man sie selten sieht, wie sie nur in großen Höhen blühen. Sie zeigte lächelnd die Zähne, weiß, eng geschlossen, regelmäßig, und beugte sich zu ihrer unscheinbaren Begleiterin, als antworte sie auf einen Scherz.

Doch es war nur Koketterie: Die andere hatte kein Wort gesprochen.

Nun schritt sie dahin mit leicht wiegendem Gang, ein wenig herausfordernd, aber auffallend stolz und schön, und immer rechts, links die Augen werfend. Wir blickten ihr nach, bis sie an der Straßenbiegung verschwunden war, dann kehrten wir langsam zum „Progresso" zurück. Unterwegs drückte der Freund seine Bewunderung aus: Solch ein schönes Mädchen habe er selten gesehen. Ich meinte, nachdem ich ihm zugestimmt, nur das Augenspiel gefalle mir nicht, denn ich gestand mir, so etwas von Blickewerfen noch nicht erlebt zu haben.

Der Freund behauptete, das sei italienische Art.

Die Dunkelheit war mittlerweile gänzlich hereingebrochen. Im „Progresso" flammten die Lichter auf, der kleine Marktplatz erhellte sich von allen Seiten, sogar in Tizian's Geburtshause, neben unserem Hotel, vor dem ein schöner alter Brunnen plätscherte, entzündete sich eine einsame Lampe. Ueber uns wölbte sich der Himmel in sternenklarer Pracht. Es war ganz still in Pieve di Cadore.

Wir waren noch die herbe Luft der Höhen gewohnt, und uns schien der Abend drückend heiß, sodaß wir übereinkamen, uns noch eine Stunde ins Café zu setzen, unter ein Zeltdach am Markt. Dort hatten eine Menge Italiener Platz genommen: Sommerfrischler aus Venedig, Treviso, Belluno, vielleicht sogar weiter, aus Verona oder Mailand.

An einem kleinen Marmortischchen fanden wir Platz, gerade das Denkmal des größten Cadoraner vor Augen. Um uns herum wurde leise geplaudert, italienisch, zum Theil französisch mit schwachem italienischem Accent. Wir wollten Eis essen, doch bei unseren mangelhaften Sprachkenntnissen gelang es uns nicht, es dem Mädchen verständlich zu machen. Gerade das Wort fehlte uns.

Da fragte ein Herr vom Nebentisch herüber, ein alter Mann mit weißem Bart, hellem Sommeranzug, Strohhut und rother Cravate:

„Vous désirez des glaces, Messieurs?"

„Oui, Monsieur."

Und der Fremde übersetzte der Kellnerin:

„Gelato!"

Nun war im eigentlichen Sinne das Eis gebrochen. Wir bekamen das Gewünschte, und ich tauschte ein paar artige Dankesworte mit dem alten Herrn. Dann blieben wir schweigend sitzen und starrten in die sternenflimmernde Nacht hinaus. Kein Wort ward gesprochen: wir gaben uns ganz dem Zauber dieses Abendbildes hin.

Vor dem Café spazierten noch immer die Mädchen auf und ab, kichernd und sich wichtige Geheimnisse erzählend, Arm in Arm an einander gedrängt. Ab und zu gingen ein paar Fremde dazwischen aus dem Hotel. Und da kam auch die große Schönheit wieder des Weges. Erst im letzten Augenblick erkannte ich sie, als sie in den Lichtbereich des Café trat. Wieder warf sie ihre Blicke nach allen Seiten, immer hing ihr die Alpenrose im Mundwinkel.

Wir blickten ihr nach, und sie fesselte derartig unsere Aufmerksamkeit, daß wir beide nur noch darauf lauerten, wann sie wiederkäme. Nach einigen Minuten schritt sie von neuem an uns vorbei, drehte um und kam zurück. Sie legte also offenbar immer eine gewisse Strecke zurück.

Ein Dutzend mal mochte sie auf und ab gegangen sein, stiller und stiller war die Straße geworden, die übrigen blieben allmählich fort, und endlich kehrte auch sie nicht wieder.

Der Mond war aufgegangen und schien in weißem Licht auf den Platz vor dem „Progresso". Unter seinen hellen Strahlen ward die Beleuchtung im Hotel schmutzig gelb. In Tizian's Hause erlosch die Lampe.

Da legte mir der Freund leicht die Hand auf den Arm:

„Wenn ich wie Du das Talent hätte, Novellen zu schreiben: das gäbe eine Novelle!"

Bei diesen Worten stand mir mit einem Schlage, als hätte der Anstoß nur das Bild lösen müssen, eine Geschichte vor Augen, und ich sagte:

„Das ließe sich schon machen! Hier ist ja an Ort und Stelle alles gegeben, nur etwas Phantasie dazu, und die Novelle ist da!"

Der Freund wollte sofort hören, wie die Geschichte werden sollte, und ich erklärte ihm mit wenigen Worten andeutend:

„Ich denke es mir etwa so: Der alte Tizian, der draußen in der Welt Ehre, Ruhm und Höchstes genossen, kehrt als Meister in seine Vaterstadt zurück. Das alte Haus bezieht er am Markt, wo er geboren ist, und lebt nun still in dem unscheinbaren Gebirgsneste, nur seiner Kunst. Für die Kirche malt er noch ein Bild aus Dankbarkeit, sonst hat er den Pinsel aus der Hand gelegt und will den Abend seines Lebens still genießen. Seine Augen sehen die Schönheit wie einst, die sanften Linien der Hügel, bläulich verschwimmend im Abendlicht, die wilden Formen der Dolomiten-Berge dort oben, des Monti Marmarole, vor allem des höchsten und kühnsten, über die Wolken empor sich thürmend, des Monte Froppa. Weit drüben aber über dem Cadoraner-Thal die Terza Grande. Und wie einst entzückt seinen Blick ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge.

Vor seinem Hause sitzt der alte Meister, die Kinder ziehen den Hut, wenn sie vorüberschreiten, ehrfürchtig, und eines flüstert dem anderen zu: „Das ist Tiziano". Aus der Ebene ist Besuch gekommen: Ein junger Florentiner, den der Herzog geschickt. Er soll ein Bild bestellen, ein letztes Bild. Kein anderer kommt dem Tizian gleich, keiner kann es malen.

Aber der alte Mann schüttelt nur langsam den Kopf. Es ist Feierabend. Er arbeitet nicht mehr.

Und andere Abgesandte nahen: Ein junger Priester, sie brauchen ein Altarbild. Der größte Meister ist dem Bischof eben gut genug für die wunderthätige Muttergottes. Mit Gold soll das Kunstwerk aufgewogen werden, und die Madonna wird dessen gedenken, der sie ehrt.

Doch der alte Künstler schüttelt nur langsam den Kopf. Es ist Feierabend. Er arbeitet nicht mehr.

Den Abgesandten zeigt er die welke Hand, sie ist müde und er sagt zu ihnen:

„Seht Ihr denn nicht, daß sie zittert?"

Und sie antworten:

„Sie ist noch stark genug! Und wenn sie zittert, ist sie auch zitternd noch eines Meisters Hand!"

Da sieht Tizian sie ernst und lange an:

„Soll ich mein Lebenswerk verderben nun, wo mein Auge nicht mehr scharf ist und meine Hand bebt?"

Die Abgesandten gehen, und es heißt im Lande: „Tiziano ist alt, Tiziano malt nicht mehr."

Vor seinem Hause sitzt der alte Meister, und wie einst entzückt seinen Blick die scharfe Form der Marmarole, die gewaltige Terza Grande, und hier unten im Ort ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge. Die Kinder ziehen ehrfürchtig den Hut, und eines flüstert dem anderen zu: „Das ist Tiziano". Mählich wird es Abend. Die Dunkelheit bricht an. Ueber den Häuptern flimmern die Sterne. In den Häusern entzündet sich hier und da ein Licht.

Arm in Arm kommen die Mädchen vorüber. Alle grüßen den Greis.

Da plötzlich schärft sich sein Auge. Er hebt den Kopf, einem Mädchen schaut er nach, wie er bis zu seinem Alter noch keines gesehen. Aber das Dämmerlicht kann täuschen, und als sie am Arm der Freundin den Weg zurückkehrt, steht der alte Meister von der Bank auf, tritt vor und läßt sie dicht an sich vorbeischreiten.

Sie ist groß und von üppiger Gestalt. Ihr schwarzes Auge brennt, das tuchlose Haar ist frei im Knoten auf dem Scheitel zusammengesteckt. Kirschroth sind ihre Lippen, blendendweiß die Zähne, und im Mundwinkel hängt ihr eine brennendrothe Alpenrose, wie sie nur ganz oben wachsen. Mit leicht wiegendem Gang schreitet sie hin, herausfordernd, als wollte sie sagen: „Bin ich nicht schön?"

Als sie an Tizian vorüberkommt, schaut sie ihn an mit ihren kecken, blitzenden Augen, und da denkt der alte Meister plötzlich wieder seiner Kunst. Sein Auge wird wieder jung, es leuchtet und saugt die Umrisse der Schönheit ein. Seine Hand schließt sich, als faßte sie den Pinsel. Er weiß es bestimmt: er wird das schöne Mädchen malen.

Am anderen Morgen spannt er die Leinwand auf und ordnet die Farben, sucht Pinsel und Palette hervor und geht ans Werk. Wie er die Schönheit gesehen, wie sie ihm im Gedächtniß steht, so entwirft er ihr Bild. Sein Auge ist fest, wie damals, als es jung war, seine Hand sicher und schnell.

Der alte Meister hat sich eingeschlossen, um sein Werk zu vollenden, nur zur Abendstunde sitzt er vor der Thür und wartet, bis das Mädchen vorüberkommt. Er studirt sie Linie um Linie, er betrachtet sie, als dürfe er nie wieder ihre Züge vergessen. Aber niemandem spricht er von seiner Arbeit. Und als er fertig ist, bleibt er lange vor dem Bilde stehen. Er findet, es ist gut. Seinem Alter wird es keine Schande machen. Doch er hat es abgelehnt, der Muttergottes die Ehre zu erweisen. Niemand darf sein Werk schauen.

Nur das Mädchen soll es sehen.

Und eines Tages, als mittags, wo die Straße verödet liegt in der Sonnengluth, die Schönheit lächelnd vorübergeht, tritt der alte Meister in die Thür seines Hauses und ruft sie herein. Sie weiß, was es bedeutet, von Tizian gemalt zu sein, und mit erglühenden Wangen bleibt sie unbeweglich stehen, als der Maler an das Bild tritt und nach der Natur mit eilender Hand letzte Lichter und Farben auf die Leinwand wirft.

Er ist fertig. Palette und Pinsel legt er fort. Fort für immer. Nun wird er kein Bild wieder malen. Er küßt mit sanften Greisenlippen das schöne Mädchen auf die Stirn und läßt sie hinaus.

Dann bleibt er allein mit seinem Werk. Er betrachtet es lange, und es gefällt ihm, er ist stolz auf die letzte Arbeit seines Lebens. Damit kann er schließen. Jetzt wird er wirklich Feierabend machen. Jetzt kann es im Lande heißen: „Tiziano ist alt, Tiziano malt nicht mehr". Nun mögen die Abgesandten kommen der Fürsten und Priester: Er spricht die Wahrheit, die Farben vertrocknen, die Pinsel werden spröde und hart.

Doch der alte Meister denkt der Muttergottes, der er die Ehre nicht hat thun wollen. Eine andere Leinwand nimmt er und spannt sie über das Bild, eng darüber, daß man die doppelte Schicht nicht gewahrt. Am anderen Tage soll Vecelli, sein Schüler, darauf eine Arbeit beginnen. Der Bischof mag sie bekommen. Der alte Meister will nicht mehr, aber des Schülers kunstreiche Hand soll der Muttergottes die Ehre geben.

So glaubt sich Tizian entsühnt.

Und der junge Priester holt das Bild. Auf dem Altar der wunderthätigen Muttergottes wird es aufgestellt. Ein Raunen geht durchs Land: wer kranken Herzens zur Madonna kommt, wem eine Schöne Wunden schlug, der wird geheilt. Das Bild ist schöner doch als alle.

Der alte Meister hört es. Er nickt langsam, als es ihm berichtet wird.

Vor seinem Hause sitzt er an den lauen sternenhellen Abenden, die Kinder ziehen ehrfürchtig den Hut und flüstern: „Das ist Tiziano". Wie einst entzücken die Heimatberge seinen Blick: der wilde Monte Froppa, gewaltig, kühn die Terza Grande. Wie einst erfreuen seinen Blick: ein schönes Gesicht, ein dunkles Auge.

Arm in Arm kommen die Mädchen vorüber. Alle grüßen den Greis. Nur die Schönheit ist nicht mehr dabei. Sie ist fort aus Pieve di Cadore. Es heißt, in San Vito fand sie einen Mann.

Aber Tizian meint, sie sei fort, drunten, wo die wunderthätige Muttergottes hängt. Doch der alte Meister ist nun an die hundert Jahre bald. Sein Auge wird schwach, seine Hand zittert, sein Gedächtniß läßt nach, und die Leute begreifen es nicht, was er sagt, wenn sie ihn nach seinem letzten Meisterwerke fragen, das eine heilige Familie gewesen sein soll, denn dann antwortet er geheimnißvoll, und letzte Lebensgluth leuchtet in seinem schönheitsdurstigen Auge auf:

„Das Mädchen mit der Blume!" . . . .

Ich hatte geendet, und der Freund fragte erstaunt:

„Ist denn das eine wahre Geschichte?"

„Nein, wenigstens habe ich sie eben erfunden."

„Das sollten Sie wirklich schreiben. Und es müßte heißen: „Das schöne Mädchen von Pieve di Cadore!"

Aber der Name gefiel mir nicht, und das ganze war ja nur eine flüchtige Laune: Darum wehrte ich lachend ab:

„So dürfte der Titel nicht lauten. Das ist zu lang. Ich würde lieber sagen: „Die schöne Cadoranerin". Die Sache hat nur einen Haken. Ich erinnere mich zwar, daß Tizian beinahe hundert Jahre alt geworden ist, aber ob er je wieder nach Pieve gekommen ist, ob er im hohen Alter aufgehört hat zu malen, das weiß ich alles nicht. Historische Novellen aber . . . ."

Ehe ich meinen Satz beenden konnte, hatte sich der alte Herr am Nebentisch erhoben, der uns vorhin als Dolmetsch gedient, war zu uns herangetreten und sagte — wiederum auf Französisch:

„Entschuldigen Sie, wenn ich den Lauscher gemacht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

habe, aber Sie sprachen laut genug, daß ich es unwillkürlich habe hören müssen. Sie dachten wohl, es verstände hier niemand Deutsch. Nun . . . ich bin mehrere Jahre in München gewesen und verstehe so ziemlich Ihre Muttersprache. Ich habe nur die Uebung verlernt und getraue mich nicht, Deutsch zu sprechen. Sie verstehen ja Französisch . . .

„Jawohl, allerdings . . ."

„Nun gut. Ich habe vorhin gehört, Sie sind Schriftsteller . . . ."

Ich wußte nicht, wo das hinausging, und erhob mich nun auch, weil es mir peinlich war, den alten, sehr vornehm ausschauenden Herrn so lange stehen zu lassen. Er fuhr fort:

„Ich habe die kleine improvisirte Geschichte gehört, die mich sehr interessirt hat . . ."

„Es war ja nur ein Scherz."

„Er hat mich aber unterhalten, weil ich daraus gesehen habe, wie die Phantasie des Dichters die Dinge ganz anders malt, als sie sind. Wir haben in Italien die Schule der Veristen. Sie sind wohl nicht . . ."

„Ich gehöre allerdings keiner Schule oder Richtung an. Ich suche der Natur nahe zu kommen, lasse jedoch auch die Phantasie gelten. Kurzum, ich schreibe, wie mir die Feder gewachsen ist, so zu sagen . . ."

Der alte Herr nickte bedächtig:

„Sehr gut, sehr gut! Es ist mir nun interessant gewesen, zu beobachten, wie sehr die Wirklichkeit von dem abweicht, was Sie vorhin erzählt haben. Ich denke, es müßte für Sie wiederum von Interesse sein, zu hören, was dies Leben erzählt, im Gegensatz zu dem, was Sie Sich ausgedacht haben."

„Sehr von Interesse, natürlich!"

„Gestatten Sie also, daß ich Ihnen von den Mädchen etwas erzähle?"

Ich war sehr erfreut über die leichtlebige Liebenswürdigkeit des alten Herrn und lud ihn ein, an unserem Tische Platz zu nehmen. Er dankte und setzte sich. Mein Freund hatte versucht, sich vorzustellen, doch der alte Italiener lüftete nur höflich seinen Strohhut und brummte etwas von „Guten Abend".

Der Fremde begann sofort:

„Ich nehme zuerst an, daß wir dasselbe Mädchen im Auge haben: Die große schöne Person, die vorhin mit der Kleinen öfters hier auf und nieder ging, mit der Alpenrose im Mundwinkel."

„Allerdings, die meinte ich."

„Ein schönes Mädchen. Ah, eine schöne Vertreterin unserer Nation. Im Norden sieht man solche Mädchen nicht!"

„Nein."

„Sie heißt Enrichitta Menardi. Der Vater ist Weinhändler hier in Pieve. Unten in der Contrada Arsenale wohnt er. Das Mädchen ist erst siebzehn Jahre alt!"

Wir waren erstaunt, so daß er noch einmal versichern mußte, sie sei erst siebzehn Jahre. Ich hatte sie auf zweiundzwanzig geschätzt. Nun fuhr der alte Herr fort zu erzählen:

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich seit mehreren Jahren den Sommer in Pieve zu verbringen pflege, während ich in Mailand wohne. Die kleine Enrichitta habe ich mit Bonbons gefüttert, als sie noch nicht zehn Jahre zählte. Es war immer ein auffallend hübsches Kind. Ich wohne stets bei denselben Leuten, im Hause neben dem Weinhändler. Daher weiß ich auch so ziemlich über die Verhältnisse der Leute Bescheid.

Mit Tiziano stehen sie jedenfalls in keiner Verbindung.

Aber der alte Menardi hat dafür eine andere Verbindung: die mit seinem Keller. Und die ist sehr innig. Er säuft. Das heißt er säuft stark. Er säuft selbst sehr stark. Die Mutter ist lange todt, und die Kleine, die Enrichitta, ist so wild aufgewachsen. Viel Erziehung hat sie wohl nicht bekommen, — wer hätte sich auch darum kümmern können? Da ist es denn kein Wunder, wenn sie den ganzen Tag auf der Straße liegt. Denn sie ist nicht viel zu Haus. Immer läuft sie herum, um dem Vater zu entgehen, der mit seinen Freunden zu Hause unten in der Stube sitzt und trinkt. Er hält sie frei, darum sind es seine Freunde.

Da nun Enrichitta immer auf den Gassen ist, so hat sie so etwas Dreistes bekommen, so die Augen überall . . . wie Sie ja gesehen haben. Aber in Wirklichkeit ist die Sache nicht so schlimm. Es sollte nur 'mal einer ungezogen gegen sie sein, der würde es schon zu hören bekommen!

Das wissen auch die Leute hier in Pieve, daß es bei ihr nur die Augen sind und nicht das Herz. Ihr Herz, das ist vergeben. Ihr Herz ist in . . . Verzeihen Sie eine Frage: wie kamen Sie vorhin auf San Vito?"

Offengestanden wußte ich es wirklich selbst nicht zu sagen. Ich zuckte die Achseln:

„Das weiß ich nicht . . . es fiel mir gerade so ein. Wie ich unsere Wagen-Route für morgen früh im Reisehandbuch nachlas, da kam irgendwo hier in der Nähe der Name San Vito vor. Weil ich nun einen Nachbarort von Pieve di Cadore brauchte, so nahm ich San Vito. Dorthin sollte Tizian's Schöne verschwunden sein!"

Der alte Herr zog sich seine rothe Cravate zurecht und setzte mit einem Ruck den Strohhut in den Nacken:

„San Vito! Das ist das einzigste, wo Ihre Novelle stimmt. Ihr Herz ist in San Vito. Daher hat sie auch die Alpenrosen!"

„Aus San Vito?"

„Jawohl, aus San Vito. Die Alpenrosen stammen vom Monte Antelao oder vom Pelmo. Haben Sie gesehen, wie roth, wie dunkel sie sind? Die sind kräftig und ganz frisch. Von ganz hoch oben kommen sie, denn weiter unten ist ihre Zeit längst vorbei. Da sind sie matt und schon gebleicht, verwelkt. Es weiß auch jeder hier im Ort, wer der Enrichitta die schönen Alpenrosen bringt, und gerade deshalb hat sie immer eine in der Hand oder im Mund. Sie will es zeigen, daß sie von ihm sind.

Nur zu Haus zeigt sie's nicht, denn der Vater darf es nicht sehen. Um keinen Preis. Der nähme sie ihr gleich fort und schlüge sie ihr aus den Fingern. Und das verhält sich so:

Die Enrichitta, die will immer 'was Besonders haben. Das war schon von jeher so, seitdem ich sie kenne. Ob ihr der Vater einen Mann bestimmt hat, kann ich zwar nicht sagen, aber ich denke es mir, denn mit dem, den sie haben will, ist er nicht einverstanden. Das ist ein armer Bursche, aber ein bildschöner Kerl. Der Santo Bassi, aus San Vito. Er ist Bergführer."

Nun machte der alte Herr eine Pause, holte ein roth und weiß gewürfeltes seidenes Taschentuch hervor und fing an, sich zu schnauben. Er faltete das Tuch wieder zusammen und steckte es ein:

„Das ist ein bayrischer Catarrh. Den habe ich seit München. Also . . . wo war ich doch: Santo Bassi aus San Vito di Cadore, Bergführer. Ja, Bergführer. Sie sehen also, mit Tizian's ist es nichts. Die Wirklichkeit ist stets anders, als die Herren Schriftsteller sie darstellen. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich bin ein fürchterlich prosaischer Mensch, und wenn ich solche Geschichten höre, wie vorhin, dann reizt es mich immer, der Wahrheit zum Recht zu verhelfen. Die Welt ist nun 'mal nicht . . . nicht poetisch . . . Sind Sie mir böse . . .?"

Dabei schob er seinen Strohhut wieder ganz nach vorn, daß er ihm dieses Mal beinahe bis an die Augenbrauen ging. Ich mußte unwillkürlich lachen und gab die Versicherung, nicht eine Secunde verstimmt gewesen zu sein. Mein Freund dagegen schien sich über den alten Herrn geärgert zu haben. Er verstand Französisch so ziemlich, doch er sprach es nicht, darum sagte er Deutsch:

„Die Thatsache, daß das Mädchen einen Bergführer oder den Bergführer Santo Bassi aus San Vito liebt, mag ja der Wirklichkeit entsprechen, aber sie ergiebt darum trotz aller ihrer Wahrheit noch keine Novelle."

Doch der alte Herr ließ sich nicht irre machen:

„Ah, unseren Veristen würde das vielleicht dennoch genügen . . . Das ist doch immerhin sehr schön und 'was Besonderes, daß dieses prachtvolle Mädchen, das sicher irgend einen Conte bekommen könnte, vielleicht einen Principe, nicht von ihrem armen Führer lassen will."

„Werden sie sich denn heirathen?" fragte ich.

„Gewiß! Sie sparen dazu. Ich weiß, daß sie sparen. Sie spart es sich an ihren Kleidern ab, und das will was heißen bei so einem Mädchen. Er legt alles bei Seite, was er verdient. Und er verdient viel. Er ist einer der kühnsten und besten Dolomiten-Führer. Wenn es Erstbesteigungen giebt oder neue Anstiege versucht werden, da nehmen die großen Alpinisten, wenn sie nicht allein gehen, immer Santo Bassi mit. Drum ist er auch selten zu Haus in San Vito. Er ist immer unterwegs. Schon im Herbst pflegt er engagirt zu sein für den nächsten Sommer, und für Außergewöhnliches wird er natürlich auch außergewöhnlich bezahlt.

Nun denken Sie Sich die Sorge und Angst von dem Mädchen. Es wird ja nichts passiren, aber es kann doch etwas geschehen. Wissen kann man's nicht, um so weniger, da er, wenn der Lohn hoch ist, natürlich alles versucht. Sie läßt sich nichts merken, die Enrichitta, immer geht sie herum, als ob ihr alles zu Füßen läge, immer hat sie die Augen überall. Das ist nun 'mal ihre Art so, aber das kann ich Ihnen sagen, die denkt doch nur an ihren Santo!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

„Der schwarze Mann!"

Dem Leben nach erzählt von M. Schmidt-Cartlow in Berlin.

I.

Sylvie!"

„Ja, Bobby!"

„Sylvie, ich seh' so 'was!" . . .

„Was denn?"

Eine Zeitlang bleibt's still in dem dunklen Raum; es ist spät in der Nacht. Dann hört sich's plötzlich wie das erstickte Schluchzen eines Kindes an, das sein Köpfchen in Kissen vergräbt.

„Hast Du wieder Angst, Bobby?" Keine Antwort erfolgt, nur ein erneutes, jämmerliches Weinen.

„Na, Bobby, was siehst Du denn? . . . 'Was Schwarzes?"

„Nein, 'was Weißes!"

„Wo, Bobby?"

„Da!" . . . Ein gellender, unartikulirter Schrei! Dann patscht Etwas mit nackten Beinchen über den Fußboden hin, und in der Thür erscheint eine weibliche Gestalt mit der Lampe. Die wirft ihren hellen Schein auf ein merkwürdiges Bild! Kerzengerade in seinem kleinen Bett aufgerichtet steht ein vielleicht fünfjähriger Knabe. Er hat ein todtenblasses Gesichtchen, das niemand vergessen könnte, der es einmal gesehen. Selbst das Entsetzen, selbst die Todesangst, welche sich in seinen Zügen ausprägt, vermag ihrer Lieblichkeit keinen Abbruch zu thun. Das Kind zittert wie Espenlaub. Seine ausgestreckten Hände weisen auf einen Punkt in der Luft, auf etwas Weißes, das sich leise hin und her bewegt. Seine großen, ausdrucksvollen Augen starren darauf hin, als hätten sie einen Geist gesehen!

Neben der vergitterten Bettstelle, die Arme wie beschützend um den kleinen Bruder geschlungen, steht Sylvie im Nachtröckchen. Sie ist etwas älter, ebenso blond und ebenso blauäugig wie der Knabe, aber nicht so schön; sie sieht blühender, gesunder aus!

„S'ist ja bloß die Gardine, Bobbychen!" sagt sie tröstend, während das Lampenlicht hell auf das „Weiße" fällt, das bei jedem neuen Windstoß, der an den Fensterläden rüttelt, auf und nieder tanzt. Aber gleich darauf, mit einem scheuen Blick auf ihre nackten Füße, läßt sie Bobby los.

„Fräulein kommt!" hat der Kleine sie verstanden, dann huscht sie in ihr eigenes Bett zurück.

Bobby's große, erschrockene Augen lösen sich plötzlich von der Gardine los. Sie bleiben mit ihrem starren Blick auf „Fräulein" haften, die jetzt die Lampe aus den Händen setzt und zu den Kindern herantritt. Seit drei Jahren hat sie ihre Erziehung geleitet und mit einem einzigen Blick die Situation erkannt!

„Fräulein" ist das, was man gewöhnlich „eine sympathische Erscheinung" zu nennen pflegt; sie trägt das Haar mit äußerster Einfachheit glattgescheitelt hinter den Ohren und macht den Eindruck, als ob sie niemals heftig werden könne. Ihre Züge sind regelmäßig. Es liegt etwas Bestimmtes, eine große Festigkeit des Willens darin ausgesprochen. Ihre ganze Erscheinung könnte vermuthen lassen, daß sie eine zwingende Gewalt über sich selbst, wie über andere habe. Besonders in ihren Augen ist dergleichen zu lesen, die nicht erzürnt, aber strenge auf den zitternden Knaben blicken. Es sind so kühle, kluge, durchdringende Augen!

Daß Fräulein Lorm „klug" ist, findet der neue Inspector auch, der sich im Nebenzimmer mit ihr und der Castellanin schöngeistig beschäftigt. Dergleichen Lese-Abende bieten für den Mann, der Werth darauf legt, eine gebildete Frau zu heirathen, die günstigste Gelegenheit, dieselbe auch nach dieser Richtung hin zu prüfen, ehe er das Herzensbündniß wirklich schließt, und der Inspector Grunow, welcher sich selbständig zu machen wünscht, legt in diesem Falle großen Werth darauf. Er findet es in hohem Grade zartfühlend von der Castellanin, daß sie z. B. mit ihm und Fräulein Lorm gemeinsam „Die Weber" von Gerhart Hauptmann liest!

Weniger ihr geistiges Verständniß weiß er an ihr zu schätzen, als jenes feine Taktgefühl, mit ihrer Gegenwart dem Fräulein und ihm zu gegenseitiger Schätzung zu verhelfen. Aber des Inspectors Gedankenleben soll Nebensache bleiben, und wir kehren daher zu Fräulein Lorm und ihren kleinen Zöglingen zurück!

Sie hat ohne Umstände das aufgeregte Kind in sein Bettchen gelegt und beugt sich nun tief über das holde, blasse Gesicht.

„Bobby," sagt sie mit leiser, eindringlicher Stimme, „wie konntest Du nur so gottlos sein, nach dem Beten noch solchen Lärm zu machen und mich so heftig zu erschrecken?

Und Du, Sylvie, mit den bloßen Füßen auf der kalten Erde! Ihr wollt wohl, daß Euch die neue Mama mit einem tüchtigen Schnupfenfieber gleich am ersten Morgen in die Betten schickt? Es würde Euch nur recht geschehen, weil Ihr so unfolgsame, böse Kinder seid!"

Bobby's Engelsgesichtchen bekommt jetzt einen trotzigen Ausdruck, der vollkommen irdisch ist.

„Will keine neue Mama!" sagt er mit einem Seitenblick auf die Gardine und ist plötzlich glühend roth geworden. Seine Pulse schlagen wirklich wie im Fieber.

Fräulein Lorm lacht leise, aber ganz leise auf.

„Glaub's wohl!" — spricht sie vor sich hin und deckt den Kleinen bis zum Halse zu.

„Ich aber will jetzt, daß Du ein guter Junge bist und endlich schlafen wirst! Ein guter, braver Junge, wie ich ihn vorhin in sein Bett gesteckt! . . . Hast Du mich verstanden, Bobby? Ich muß nun wieder gehen!"

„Nein, nein! . . . Bleib' hier!" Die kleinen, brennenden Hände klammern sich an Fräulein Lorm's Faltenärmel fest. Todesangst und Entsetzen kehren zurück in die lieblichen Züge.

„Mußt ja nich' weggehen! Bobby kann nich' allein schlafen! . . . Nein, nein! Er kann nich'!"

„Und weshalb nicht?" fragt Fräulein Lorm mit einem so ruhigen, gleichgültigen Gesicht, daß das Kind sich vom Trotz aufs Bitten verlegt.

„Weil, weil, . . . nu, weil das Weiße wiederkommen wird! Ach, bleib' doch bei mir, — bitte, bitte, ich hab' so Angst!" Die in die Aermel festgekrallten Fingerchen lösen sich los, die kleinen Arme schlingen sich um Fräuleins Nacken, fest, voller Innigkeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„O, Du!“ . . . fleht die süße Kinderstimme, zärtlich, schmeichelnd, — „geh' ja nich' fort von Bobby!“ . . . Und die hellen Thränen rollen über das lächelnde Mäulchen. — — —

Fräulein Lorm richtet sich empor. Sie wirft einen Blick auf Sylvie, ob die auch zugedeckt im Bette liegt. Die alte Kirchenuhr schlägt gerade zwölf vom Thurme, die höchste Zeit also, daß die Kinder zur Ruhe kommen! Nur sie selbst muß noch unbedingt den letzten Akt der „Weber“ zu Ende lesen! Sie wird ihn nicht beenden können, wenn Bobby in diesem aufgeregten Zustande sich selber überlassen bleibt! Und sie ist so gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten! Aus diesem Grunde greift sie zu dem letzten, unfehlbaren Mittel, das ihr und ihm vollkommene Ruhe sichern wird.

„Das mit dem Weißen ist ja Unsinn, Bobby!“ sagt sie strenge. „Das war ja die Gardine, die durch den Luftzug hin- und herbewegt wird, und außerdem kommt nie ein Geist zu Kindern, wenn sie artig sind! Wenn Du nun aber nicht folgsam bist, nicht mäuschenstill, jetzt gleich, Bobby, dann werde ich in die Küche gehen und Euch den „Schwarzen Mann“ ins Zimmer schicken, der Euch in seinen großen Sack steckt und in den Schornstein hängt! Du kennst ihn doch, mein Kind? — Derselbe, der Euch neulich holen wollte! . . . Ich gehe gleich!“

Sehr selten im Leben hat Fräulein Lorm ihren Zweck verfehlt! Auch augenblicklich hat sie ihn erreicht! Sie kann nun ruhig ins Nebenzimmer gehen, ruhig „Die Weber“ zu Ende lesen. Bobby ist still geworden! Er wird sie nicht mehr stören! Er starrt die Sprecherin mit seinen großen Augen an und erinnert sich, wie schrecklich das gewesen, als neulich jener „Schwarze Mann“ zu ihm und Sylvie gekommen! Sein Herz steht beinahe still vor Angst. Unter den seidigen, blonden Ringellocken liegt feuchter Schweiß, und Fräulein trocknet seine Stirn ab, ohne ihre Gesichtszüge zu verändern. Dann nimmt sie die Lampe und leuchtet noch einmal über die beiden Kinderbetten. Auch Sylvie scheint müde zu werden, — so ist ja alles in Ordnung!

Es giebt Menschen, welche niemals, in keiner Lebenslage, ihren Principien untreu werden; Fräulein Lorm gehört zu diesen Menschen! Sie hat diese Kinder nie geschlagen, weil körperliche Züchtigung gegen ihr persönliches Empfinden ist; es ist ihre Ueberzeugung, daß Schläge Lärm und oftmals auch Verstocktheit hervorrufen. Ihre Erziehungs-Methode ist eine andere und befriedigt sie vollkommen. Sie hält das Gefühl der Furcht für wirksamer als das des physischen Schmerzes, besonders für ein so sensitives Kind wie Bobby! Sie hat es oft erprobt in ihrer langjährigen Thätigkeit, und unsere Grundsätze gewinnen größtentheils erst Festigkeit durch die Erfahrungen unseres Lebens! — Man hat allgemein behauptet, daß Bobby und Sylvie sogenannte „Musterkinder“ seien, daß sie aufs Wort gehorchten, und ersterer hat eben ja wieder den Beweis geliefert! Beinah ist es jämmerlich, wie sehr sich der alberne, kleine Bengel fürchtet, aber er schweigt wenigstens, und Fräulein Lorm ist der Ansicht, daß ihre eigenartige Methode Liebe und Vertrauen in dem Kinderherzen weit mehr aufrecht erhält als körperliche Strafen! So darf sie Bobby und Sylvie jetzt getrost sich selber überlassen und den ergreifenden Schluß des berühmten Dramas in der entsprechenden Stimmung zu Ende lesen! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Es ist wirklich erstaunlich,“ sagt der Inspector bei ihrem Wiederkommen, „wie groß der Einfluß ist, den Sie auf Kinder ausüben! — Ein paar Minuten und der Friede ist wieder hergestellt!“

Ein Blick aufrichtiger Bewunderung begleitet seine Worte. Fräulein Lorm lächelt bescheiden.

„Durch die unschädlichsten Mittel, angewandt zur rechten Zeit, erreichen wir am meisten im Leben, Herr Inspector!“ Darauf setzt sie sich an die Seite der Castellanin und fährt in ihrer Lectüre fort.

* * *

Nebenan im Schlafzimmer bleibt alles still! Still wenigstens für die Lesenden! Sylvie richtet sich leise auf, damit die Bettstelle nicht knarren soll.

„Bobbychen, schläfst Du?“

„Ja!“ . . .

Aber das ist nur wie ein ängstlicher, flüsternder Hauch, dann hört man nichts weiter, als den fiebernden Athem des Kleinen.

„Du, Bobby, ich glaub', Fräulein ist gar nicht zu dem schwarzen Mann in die Küche gegangen; die hat selber Angst! . . . Schlaf' nu man weiter, Bobbychen!“

Und dann erstirbt auch das Flüstern. Sylvie schläft endlich ein, und Bobby denkt an den großen, weiten, tiefen Sack des „Schwarzen“, der oben zugebunden wird, damit nie ein Kind daraus entschlüpfen kann, das er sich einmal darin gefangen hat. Es kommt zuerst in den Schornstein, und dann bringt er's zur Hexe, die es schlachtet oder im Backofen verbrennt!

Bobby bleibt mäuschenstill. Er glüht wie die Flammen selber, und er ist nicht mehr allein. Der ganze höllische Teufelsspuk umsteht sein vergittertes Bettchen. Der blickt geradewegs in die weitgeöffneten Augen des Kindes, die keine Thränen haben, weil sie nicht weinen dürfen, weil Bobby stumm sein muß! Draußen stürmt der Wind, und Fräulein Lorm liest drinnen die Geschichte der Armen. Dergleichen ist besonders schaurig, wenn der Sturm in den Wipfeln der alten Bäume haust! Nie aber hat sie diesem armen Kinde die kleinste Geschichte von einem Englein erzählt, das es des Nachts behütet und an seinem Bettchen wacht. Warum hat Fräulein Lorm das nie gethan? — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

II.

Gerade achtzehn Jahre war Gretchen von Rhoden geworden, als der Graf Stauffen um ihre Hand angehalten und sie zur Mutter seiner beiden kleinen Waisen auserwählt hatte. Ihr erster „Ausgehwinter“ war's gewesen, sie selber noch das reine Kind in aller Augen, aber sie hatte „Ja“ gesagt. Es störte sie nicht im geringsten, daß die Bekannten sie nicht alt genug für ihr neues, pflichtenreiches Leben erachteten. Für fünf kleinere Geschwister hatte sie ja bisher gesorgt, und für die Eltern war sie stets der verkörperte Sonnenschein gewesen. Warum durfte sie nun nicht Graf Stauffen's Sonnenschein werden, für den sie seit dem letzten Weihnachtsball geschwärmt, und den sie jetzt schon wirklich lieb gewonnen hatte? Warum durfte sie nicht mit seinen Kindern weiter spielen? . . . Es sollten so liebliche und so wohlerzogene Kinder sein und noch so klein! Gretchen konnte nicht begreifen, weshalb man ihr mit diesen ewigen Bedenken kam? Sie war so glücklich in dem Bewußtsein, eine Braut zu sein! — So ungeheuer früh schon, als die erste aller ihrer Freundinnen! Einmal freilich hatte sie bitterlich geweint, als wieder ein neuer Gratulant nicht ganz das unerschütterliche Vertrauen in ihre achtzehn Jahre setzte, das doch Graf Stauffen in sie gesetzt. Bitterlich hatte sie geweint, und mehr als den besten Willen konnte sie nicht mitbringen in ihre junge Ehe. Warum würde er sie sonst zu seiner Frau gewollt haben, wenn er ihr nicht vertraute? Und darauf war sie zu ihm gegangen und hatte ihm die Sache zur Entscheidung vorgelegt, die unschuldigen Kinderaugen noch voller Thränen.

„Clemens,“ hatte sie gemeint, „wenn Du vielleicht doch denkst, daß ich nicht gut genug für Deine lieben Kleinen sorgen werde, daß ich es noch nicht so recht verstehe, dann möchte es am Ende besser sein, wenn Du mich gar nicht zu Deiner Frau nimmst! Bitte, sage es mir dann offen, Clemens!“

Sie war ein so herziges, kleines Ding in jenem Augenblick gewesen! Und da diese rührende Selbstlosigkeit, außer ihr, wahrscheinlich keine einzige in seiner ganzen Damenbekanntschaft bewiesen hätte, so drückte Graf Stauffen sie mit warmer Herzlichkeit an seine Brust und versuchte es, ihr einzuprägen, daß sie eine derartige Frage niemals wieder an ihn richten dürfe!

Damit war Gretchen endgültig über diesen Punkt beruhigt worden und dann auch wirklich als eine der reinsten, lieblichsten Bräute mit dem gereiften Mann vor den Altar getreten.

Das war eine schöne, feierliche Stunde gewesen, aber beinahe noch feierlicher war's ihr vorgekommen, als sie dann bald darauf, schon im Reisekleid, Abschied von ihrem Großmütterchen genommen. Das hatte nicht Theil an den Festlichkeiten nehmen können, weil es gelähmt in seinem Rollstuhl saß, und gerade bei Gretchens Eintritt fiel auf diesen Rollstuhl die Sonne, ein Streifchen Wintersonnenlicht, wie es die Februar-Nachmittage bieten, aber es machte das weiße Haar so glänzend und das faltige Gesicht so froh. Die Alte sah aus, als sei sie mitten unter den vergnügten Menschen gewesen und habe nichts entbehrt. Seltsam klingt es vielleicht, aber Gretchen hatte die Empfindung gehabt, als sei sie heute zum zweiten Mal in einer Kirche. Und jungen Leuten, wenn sie mit sehr alten in nähere, geistige Berührung treten, soll das häufiger so ergehen. Die Runzeln, die Falten, die Erfahrungen sind dann die Predigt. Sie ist oft eindringlicher in ihrer schlichten Weise als jene in den Gotteshäusern.

„Leb' wohl, Großchen!“ sagte die kleine Gräfin Stauffen, die gar keine Zeit mehr hatte, weil draußen schon die Droschke auf sie wartete. „Ich bin schnell gekommen, um Dir noch einmal einen Kuß zu geben! . . . Ich muß gleich wieder fort! . . . Du weißt, von langem Warten ist Clemens kein Freund! Adieu, mein liebes, liebes Großchen!“ —

Sie lachte schelmisch auf und schlang die Arme um die alte Frau. Halb war sie noch hier, halb war sie schon weit fort auf der Hochzeitsreise, die doch das Herrlichste blieb, das Allerschönste, das sie ihrem Verlobten abgeschmeichelt hatte! Bis jetzt hatte sie noch nichts von der wunderschönen Welt gekannt. Nun sollte sie dieselbe kennen lernen. Es zog sie hinaus mit jubelnder Freude, — es hielt etwas sie fest in diesem kleinen, sonnenbeglänzten Raum.

Großmütterchen war's nicht allein, die lächelnd ihre Hände nahm und einige Minuten lang nicht wieder frei gab. So milde war es, dieses Lächeln der alten Frau.

„Ja,“ sagte sie, „vielleicht ist es eine lange Reise, mein Herzenskind, die Du heute mit Deinem Manne angetreten! Mögest Du ihm die Gefährtin werden, die Leid und Freude mit ihm theilt, die nie vergißt, daß sie zusammen in die Heimat wandern, die stets bedenkt, wie viel Gott ihr ans Herz gelegt, und daß er einst viel von ihr fordern wird! Du bist kein Kind mehr, nun Du heilige Pflichten übernommen hast. Von jetzt ab ist Dein Platz bei Deinen Kindern!“ Das war die Predigt der Alten gewesen! Ernst, schlicht und wahr!

Mit ihrem weißen Haar kannte sie das Leben besser, als das junge, glückliche Geschöpf. Und Gretchen vergaß es nie, wie sie ihr gerade das gesagt, was Recht und Pflicht für sie geworden. Noch niemand hatte ihr das heute, an ihrem Hochzeitstage, so ernst und ungeschminkt gesagt. Dann flog sie die Treppe hinunter und fuhr mit ihrem Gatten hinaus in die Sonne.

Es giebt Tage, wo gleichsam alles damit übergoldet ist. Die Alte oben im Erkerstübchen nickte den Reisenden zu und sah ihnen noch lange nach mit ihrem milden Lächeln . . .

Sie dachte, daß dieser Schritt des Mannes, den er in eine neue Zukunft that, ein großes Risico gewesen, — sie dachte, daß er kein Kind zur zweiten Mutter seiner Kinder hätte wählen sollen, aber sie dachte auch, daß ja so manches, was wir kurzsichtigen Menschen nicht übersehen können, oftmals zum Besten ausschlägt und in Segen endet.

So kam es, daß Großmütterchen ohne Sorge in ihres Lieblings Zukunft blickte. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Das junge Paar war von Florenz nach Rom und von dort weiter nach Capri gegangen. Gretchens Briefe, die sie mit gewissenhafter Pünktlichkeit nach Hause sandte, sprudelten über von einem unbeschreiblichen Entzücken. Sie schien weder geistige Abspannung, noch körperliche Müdigkeit zu empfinden, und nur aus den letzten, klein gekritzelten Karten ging hervor, daß Graf Stauffen anfing, müde zu werden. Auf der allerletzten, die in Sorrent gestempelt war, stand kurz, daß die entzückende Hochzeitsreise um eine Woche zu früh beendet werden müsse, da Bobby ein Schnupfenfieber bekommen, und Clemens keine Ruhe mehr in der Ferne habe.

„Diese verwünschte Reiserei!“ sagte Herr von Rhoden, der sich in Stauffen's Seele hineindachte und all dergleichen für unnöthigen Plunder hielt.

„Armes Ding!“ meinte mitleidig die Mutter, welche an die Prosa einer Krankenpflege denken mochte, und: „Gott sei Dank, daß sie endlich ihren rechtmäßigen Platz einnimmt!“ sagte Großmütterchen von ihrem Rollstuhl her. Sie war eine sehr einfache, alte Frau, aber gegen diese überzeugende Wahrheit wußte niemand etwas einzuwenden. Das wenige, das sie sprach, war immer erprobt und weise. — — —

(Schluß folgt.)

Victoria, Königin von Großbritannien und Irland.
Nach einer Photographie von Russel & Sons in London.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben der Königin Victoria von England.

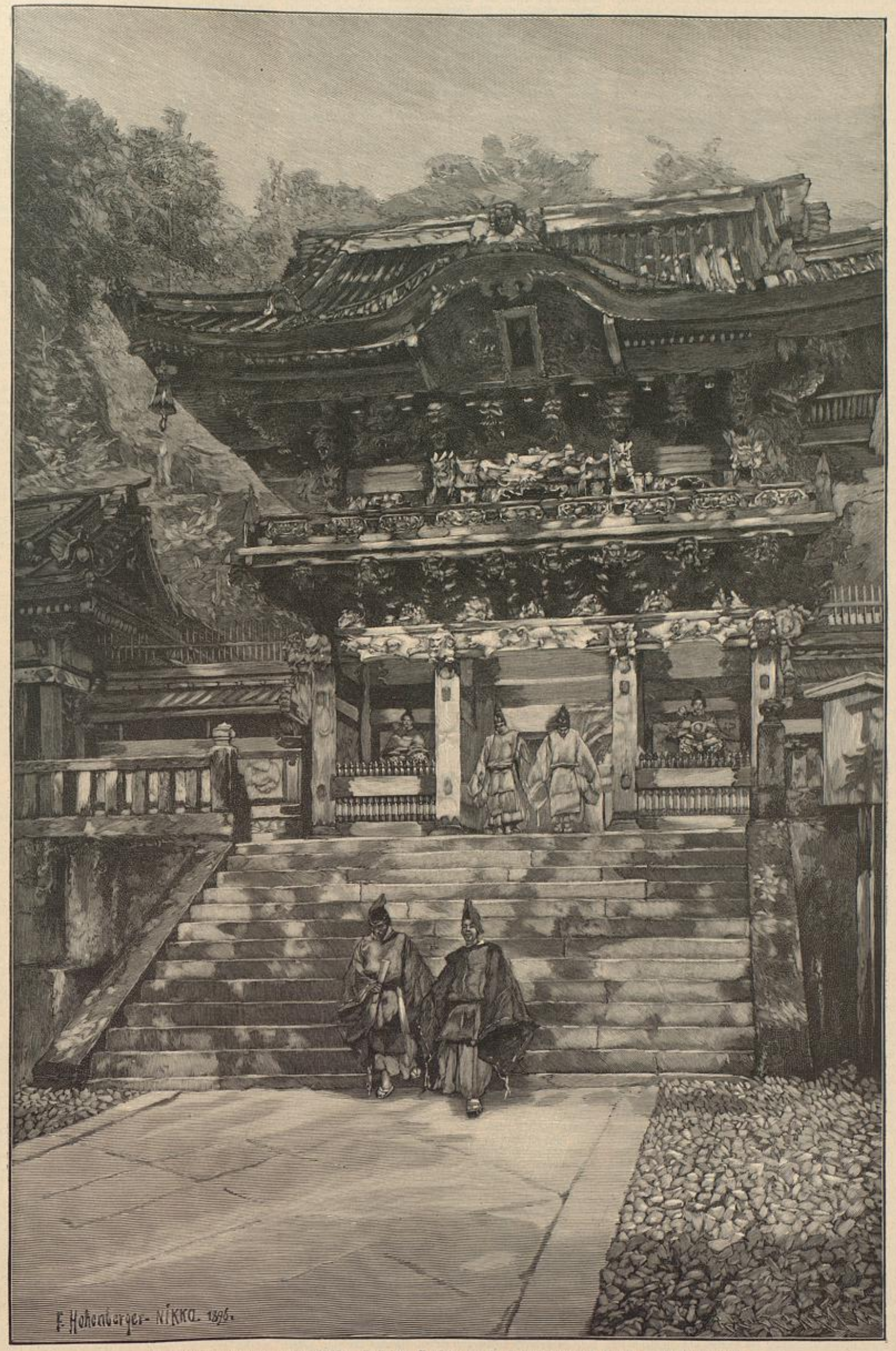
Von Erna Schmidt in Berlin.

Siehe nebenstehendes Portrait.

Am 20. Juni d. J. feierte die englische Nation das sechzigjährige Regierungs-Jubiläum ihrer Königin, — ein seltenes Fest, das bis jetzt einzig in der Geschichte Englands dasteht, denn nie zuvor ruhte das Scepter des Königreichs so dauernd in einer Hand; nur viermal in der langen Reihe seiner Beherrscher ist eine annähernd lange Regierungszeit zu verzeichnen gewesen. Heinrich III. (1216—73) regierte 57 Jahre, Eduard III. (1327—77) 50 Jahre, die Königin Elisabeth (1559—1604) 45 Jahre, Georg III. endlich (1760—1820) 59 Jahre. Wie das glorreiche Zeitalter Elisabeths England einst als Erstes in den Waffen und in der Literatur sah, so kann Englands jetzige Königin den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine in mehr als einer Hinsicht segensreiche Regierung geführt, in den vereinigten Reichen ihres Landes manche treffliche Neuerung eingerichtet, die Grenzen ihrer außereuropäischen Besitzungen erweitert und gesichert zu haben. Nicht ohne Kriegsgeschrei und Kriegsgefahren, nicht ohne politische Wirren und Schwierigkeiten mancher Art verflossen die 60 Regierungs-Jahre der 78jährigen Königin, der, ebenso wie ihrem Gemahl, persönliche Anfeindungen, selbst meuterische Angriffe nicht erspart blieben. Der Krimkrieg forderte die größten Opfer, die Greuel in Indien erfüllten Europa mit Schrecken und Abscheu, Streitigkeiten mit Jung-England in Nordamerika wie in Irland, Kämpfe und Blutvergießen in Aegypten und in den englischen Colonien gefährdeten Gut und Leben britischer Söhne, im Lande selbst aber herrschte Frieden, selbst in den Jahren, wo fast jeder andere der europäischen Staaten revolutionären Strömungen ausgesetzt war. Kunst und Wissenschaft gediehen unter der Regierung der Königin Victoria, Handel, Gewerbe und Industrie blühten, Kirche und Staat gingen Hand in Hand in dem Bestreben, England gut und groß zu machen.

Der im Jahre 1817 erfolgte Tod der Prinzessin Charlotte, einzigen Kindes des regierenden Königs Georg IV. und seiner Gemahlin Caroline von Braunschweig-Wolfenbüttel, ließ schon

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Das Yōmei-mon-Thor in Nikko. Nach dem Gemälde von F. Hohenberger in Berlin. — Siehe Seite 104.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fürchten, daß die Königskrone Englands über kurz oder lang an eine Seitenlinie übergehen würde, denn des Königs zweiter Bruder William war kinderlos und Prinz Edward noch unvermählt. Großen Jubel erregte daher die Verbindung des genannten Prinzen mit der verwitweten Prinzessin Marie Louise von Leiningen im Jahre 1818 und die am 24. Mai 1819 in Kensington Palace erfolgte Geburt eines Töchterchens, der Prinzessin Alexandrine Victoria, „The little May-blossom", wie sie fortan durch ganz England hieß. Noch hielt man für ausgeschlossen, daß dies Kind je berufen sein sollte, Englands Thron dereinst zu besteigen, der plötzliche Tod seines Vaters, des Herzogs Edward von Kent und Strathearne (am 23. Jan. 1820) jedoch ließ daran fast keinen Zweifel mehr. 1830 starb Georg IV., und sein Bruder, William IV., bestieg den Thron. Schon bei seinem Regierungs-Antritt wurden Bestimmungen getroffen, nach welchen im Fall seines Todes die Erbfolge auf seine Nichte Victoria von Kent übergehen sollte. Mit verdoppelter Sorgfalt umgab die verwittwete Herzogin von Kent nun die Prinzessin, an der die Hoffnungen einer ganzen Nation hingen; sie erzog sie zum Genuß aller kindlichen Freuden und Freiheiten und hielt sie frei von Ueberhebung und Selbstbewußtsein. Pünktlichkeit und Gehorsam, Rücksichtnahme auf andere und Güte gegen Untergebene wurden ihr vor allem als höchste Tugenden eingeprägt. Die Erkenntniß ihrer hohen Bestimmung aber wurde ihr so lange wie möglich vorenthalten. — Canon Wilberforce schildert das Zusammenleben von Mutter und Kind in einem Briefe mit wenigen charakteristischen Worten: „Gestern ließ mich die Herzogin zu sich bitten. Als ich eintrat, saß sie in einem niedrigen Sessel, neben ihr auf dem Teppich spielte ihr hübsches, kräftiges Töchterchen, die kleine Prinzessin Drina, die bald auch mit mir gut Freund wurde." Andere beschreiben die kleine Prinzessin als „ein äußerst lebhaftes Kind mit rothen Wangen und großen hellblauen Augen", ferner: „Prinzeßchen, im einfachen, grauen Leinenkittel, den großen, runden Strohhut halb im Nacken, begoß mit großem Eifer ihre Blumen und — ihre kleinen Füße, bis die Herzogin Einhalt gebot." — Folgende und andere Geschichtchen aus ihrer Jugendzeit finden sich in einem jüngst erschienenen Buch: „The Queen's resolve" von Ch. Bullock. Einmal war die Prinzessin eine Weile emsig mit Harken und Aufladen von Gras beschäftigt. Plötzlich warf sie die Harke von sich und stieß das halb beladene Wägelchen zur Seite. „Bin müde und mag nicht mehr; ich möchte jetzt auf meinem Esel reiten!" antwortete sie auf die Frage ihrer Gouvernante. „Nein, Prinzeß, das geht nicht, man läßt keine Arbeit unvollendet," lautete darauf der Verweis, und Englands künftige Königin nahm gehorsam, wenn auch mit Seufzen die ihr schwere Arbeit wieder auf. — Einst bei einem Aufenthalt in Ramsgate, einem Seebad in Kent, war die Prinzessin sehr schnell gelaufen und vornüber in den Sand gefallen. Ein Herr half ihr auf. Sie weinte, faßte sich aber schnell, dankte höflich und sagte: „Das kommt davon! Ein Glück, daß Mama es nicht gesehen hat, sie würde sonst sagen: ‚Die Prinzessin von England darf aber nicht so wild sein!'" Dann ging sie gemessenen Schrittes auf ihre inzwischen herangekommene Erzieherin zu.

Früh zeigte Prinzessin Victoria Liebe zur Musik; mit ihrem feinen Stimmchen sang sie als sechsjähriges Kind bereits allerlei niedliche Lieder, das Klavierspiel dagegen scheint ihr manche Plage verursacht zu haben. Einst nach mühseliger Uebestunde, in der besonders die linke Hand nicht pariren wollte, wandte sich die Prinzessin an ihre Lehrerin: „Sie haben mir immer gesagt, ich müßte tüchtig üben, um das Klavier zu beherrschen. Soll ich Ihnen einmal sagen, wie das am schnellsten geht? — So!" — Und sie klappte den Deckel über die Tasten, zog den Schlüssel ab und hielt ihn lachend in die Höhe. — „So! Nun bin ich Herrin über das Klavier, auch ohne zu üben, und ich werde ihm nur gestatten, wieder laut zu reden, wenn es mir gefällt!" — Es „gefiel" der kleinen Prinzessin aber schon nach wenig Minuten, das Klavier „wieder sprechen zu lassen"! Prinzessin Victoria mußte eben früh gehorchen lernen, weil sie dereinst herrschen sollte. Rührend ist die Scene, in der ihr klar wurde, daß sie Englands zukünftige Königin sei. Die Prinzessin hatte eine große Vorliebe für Geschichte, in der Mr. Davy, der nachmalige Bischof von Peterborough ihr Unterricht ertheilte. Die Stunde, worin er einige Ereignisse aus dem letzten Jahrhundert besprochen hatte, war zu Ende, und die Prinzessin trat einen Moment ans Fenster, um dem verehrten Lehrer freundlich nachzuwinken. Inzwischen legte die Baronesse Lehzen, — ihre Erzieherin, — die mit der Herzogin dieserhalb zuvor Rücksprache genommen hatte, die genealogische Tabelle des Hauses Hannover in das Buch. Als die Prinzessin es später wieder öffnete um, wie gewöhnlich, nach der Stunde das Gehörte nachzulesen, gewahrte sie das Blatt. „Was ist das?" fragte sie, „Solch ein Papier habe ich sonst noch nie gesehen!" — „Es war bisher auch noch nicht nöthig," erwiderte die Baronin Lehzen ruhig. — Prinzessin Victoria saß eine ganze Weile stumm vor der Tabelle, die sie studirte: „Ich stehe dem Throne also näher als ich es ahnte," sagte sie endlich halblaut, wie zu sich selbst und fügte nach einigem Zögern dann laut, zu ihrer Erzieherin gewandt, hinzu: „Wie stolz würden manche sein! Aber nicht wahr? doch nur weil sie nicht wissen, wie schwer es Fürsten haben? Es ist wohl viel Glanz dabei, aber noch viel mehr Verantwortlichkeit." — Und nach einer Weile: „Ich will gut sein, ja, ich will gut sein!!" —

In der That verdoppelte die Prinzessin von dem Tage an ihren Fleiß. Sie war ein begabtes Kind. In ihrem elften Jahr sprach sie bereits fließend mehrere moderne Sprachen, las Virgil und Horaz in der Ursprache und besaß auch recht hübsche Kenntnisse in anderen Wissenschaften, besonders im Rechnen. Sehr viel Freude hatte die Prinzessin am Religions-Unterricht und am Zeichnen. Mit ihrem zwölften Jahr begannen die Vorbereitungen auf ihre künftigen Herrscherpflichten; zunächst erhielt sie den ersten Unterricht in der englischen Verfassung und in National-Oeconomie durch Professor Amos. In ihrer Mutter hatte sie die beste, verständigste Führerin, die mit der Baronin Lehzen den Charakter und durch tüchtige Lehrkräfte die natürlichen Gaben der Prinzessin aufs glücklichste zu entwickeln bestrebt war. Durch häufige Reisen und Aufenthalt in den verschiedensten Gegenden des Reiches machte die Herzogin die künftige Königin mit dem Land und seinen Bewohnern bekannt; der Besuch von Fabrikstädten lehrte sie die Erzeugnisse des Landes und die Art ihrer Hervorbringung kennen, dabei versäumte die Herzogin nie, den Blick ihres Kindes dahin zu lenken, wo Noth und Mangel wohnten, wo Elend und Sorge zu lindern war. „Ich möchte Dich zu einem guten Menschen erziehen, dann wirst Du eine gute Königin werden," sagte sie einst. Das Leben und Wirken der Königin Victoria beweist, daß es der Mutter gelungen ist.

Am 30. August 1835 vollzog der Erzbischof von Canterbury, assistirt vom Bischof von London, in der königlichen Capelle des St. James' Palast in Gegenwart der Herzogin-Witwe von Kent, des Königs, der Königin Adelaide und der Herzogin von Sachsen-Weimar, nebst andern Mitgliedern des Königlichen Hauses, die Confirmation der Prinzessin Victoria. Kaum zwei Jahre später, — am 20. Juni 1837 ward sie Englands Königin.

Als der Erzbischof von Canterbury, begleitet vom Lord-Kanzler, ihr an dem Tage früh morgens die Nachricht von dem Ableben ihres Oheims nach Windsor brachte, waren ihre ersten Worte: „Ist's denn wahr! So bitten Sie für mich zu Gott um seinen Segen!" — „Mit Gott!" Das war und blieb Zeit ihres Lebens in guten wie in bösen Tagen ein Wort, das ihr Muth und Freudigkeit und reichsten Trost gewährte; Demuth und Bescheidenheit kennzeichneten stets ihre Handlungen als Königin. Sehr schwer wurde es ihr zuerst, sich als das Ziel allgemeinster Aufmerksamkeit zu fühlen. Am Tage der Proclamation in St. James' Palast, als das brausende: „God save our youthful Queen!" vieltausendstimmig zu ihr emporschallte, hielt sie sich nur mühsam aufrecht, einen Augenblick barg sie weinend das Haupt an der Brust der über alles geliebten Mutter. Zu einer ganz besonders prächtigen Feier gestaltete sich ihre Krönung im Westminster am 28. Juni des folgenden Jahres, wo der jungen Monarchin inmitten zahlloser auserlesener Gäste, Fürstlichkeiten und Gesandtschaften fast aller europäischen Höfe und der Edlen ihres eigenen Landes vom Erzbischof von Canterbury die altehrwürdige Krone St. Edward's aufs Haupt gesetzt wurde. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Die junge Königin trug über dem weißen, mit kostbaren Spitzen besetzten Atlasgewande den purpurnen Krönungsmantel; die Schulter war mit den höchsten Ordenszeichen geschmückt, eine schlichte Goldspange legte sich um ihren Scheitel. Als sie die Stufen zu St. Edward's Thron emporstieg, lag auf ihrem jugendfrischen Gesicht ein Schimmer von jenem Licht, das nicht irdischen Ursprungs ist; Erwartung und Hoffnung, Demuth, Bescheidenheit und Ergebung in Gottes heiligen Willen spiegelten sich darin, und dazwischen lag ein rührend hülfloses Etwas, das ihr die Herzen ihres Volkes auf immer gewann. „Unsere" Königin war sie bis dahin, — unsere Königin wurde sie fortan. — Gott erhalte sie uns lange!" —

Zwei Jahre verflossen, — eine Zeit, in der die junge Königin Rechte und Pflichten ihres Standes auszuüben Gelegenheit fand, die ihr aber auch die Gewißheit brachte, daß es gar einsam ist auf jener Höhe, „wo Fürsten stehen", und wo selbst die Mutter nur den zweiten Rang einnimmt. Groß war daher die freudige Erregung des ganzen Volkes, das seiner jungen Fürstin einen Ehegemahl längst gewünscht, als der Vetter der Königin, Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha (geboren im August 1819), im Jahre 1839 seinen Besuch in England wiederholte, und sich mit der Königin verlobte, worauf die Hochzeit am 10. Februar 1840 folgte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein Takt, mit der er sich in die schwierige Stellung eines Prinz-Gemahls hineinfand, die innige Liebe, die ihn mit seiner Gemahlin verband, ließen auch ihn einen der Königin ebenbürtigen Platz im Herzen des Volkes finden, für dessen Wohl er bis zum letzten Augenblick seines Lebens mit seiner Königin vereint gestrebt hat. Einundzwanzig Jahre glücklicher Ehe waren der Königin und ihrem Gemahl beschieden, neun Kinder wurden ihnen geboren. Die älteste Tochter Victoria „Prinzess Royal", geb. 21. November 1840, wurde die Gemahlin des Kronprinzen von Preußen, der Prinz von Wales heirathete Prinzessin Alexandra von Dänemark, Prinzessin Alice vermählte sich mit dem Prinzen Ludwig von Hessen, Prinz Alfred (Herzog von Edinburg) heirathete die Großfürstin Marie von Rußland, Prinzessin Helene den Prinzen Christian, Prinzessin Louise den Marquis von Lorne, Prinz Arthur (Herzog von Connaught) heirathete die Prinzessin Louise von Preußen, Prinz Leopold (Herzog von Albany) heirathete Prinzessin Helene von Waldeck-Pyrmont, und Prinzeß Beatrice heirathete Prinz Heinrich von Battenberg.

Wie glücklich das häusliche Leben der Königin gewesen, spricht sie selbst aus in Briefen und in ihren Tagebüchern aus späterer Zeit: „...Er (Prinz Albert) ist einzig in seiner Fürsorge, rührend in seiner Güte, mit der er jeden Stein aus meinem Wege räumt. Wie kann ich ihm je genug danken!" „Ich bin geradezu bürgerlich glücklich!" Wie das königliche Paar die Regierungsgeschäfte vereint besorgte, so war auch ihr vereintes Interesse der Erziehung und Ueberwachung ihrer Kinder gewidmet. Die Königin selbst ertheilte regelmäßig den ersten Unterricht, und neben vorzüglichen Lehrern war der Prinz-Gemahl nicht nur als Erzieher, sondern auch als Lehrer seiner Kinder thätig. Der Lieblingsaufenthalt der königlichen Kinder war Osborne, wo sie sich nach Herzenslust tummeln und beschäftigen konnten, auch in Balmoral, — mitten im Hochland, mit einer Aussicht auf die wild zerklüfteten, haidebewachsenen Berge, zur Seite das Flüßchen Dee mit seinen capriciösen Windungen, — weilten die Königin und ihr Gemahl mit ihrer Familie alljährlich mehrere Monate. Von hier aus wurden weite Spaziergänge unternommen; unerkannt erschien das königliche Paar in den Hochlandhütten, speiste unter dem niederen Dach, und erfreute sich an der großartigen Natur und an der köstlichen Urwüchsigkeit der Schotten. Zwei Bücher erstanden hier aus der Feder der Königin; 1869 erschien das erste: Leaves from the journal of our Life in the Highlands, 1885 wurde das zweite veröffentlicht: More leaves from the journal of our life in the Highlands. — Beide legen Zeugniß ab für den lebhaften Geist der Königin, ihren Blick für Naturschönheit und die Fähigkeit, das Gesehene hübsch zu schildern.

Das Jahr 1861, das so glückverheißend begann, brachte tiefe Trauer über die Königin und ihr Land. Im Frühling verlor sie ihre Mutter, und am 14. December desselben Jahres wurde der heißgeliebte Gatte ihr durch den Tod entrissen, zum bittersten Schmerz der Königin und des ganzen Landes. „Albert der Gute" nannte ihn das Volk mit vollem Recht. Sein Interesse für die Vorgänge im öffentlichen Leben, für Kunst, Wissenschaft und Handel, sein weises, maßvolles Urtheil in politischen Angelegenheiten sicherten ihm die höchste Anerkennung aller Nationen. Die Königin war wie gebrochen. Arbeit allein und die unerbittlichen Regierungspflichten, noch reicheres Wohlthun als bisher, Unterhaltungen mit ihrem verehrten Seelsorger Dr. Norman Macleod, auch die Correspondenz mit ihren fernen Kindern, Besuche von ihnen und ihren Enkeln halfen der gebeugten Königin endlich den Verlust tragen, der ihr bis heute unersetzlich scheint, der aber nicht der letzte geblieben ist. Als im Jahre 1877 die Königin zur Kaiserin von Indien proclamirt und zehn Jahre später ihr 50jähriges Regierungs-Jubiläum gefeiert wurde, fehlte schon mancher aus dem Kreise ihrer Kinder und derer, die ihrem Herzen theuer waren, — seither hat der Tod noch reichere Ernte gehalten. Aber Englands Königin ist nicht vereinsamt. „Ich bin Gott dankbar, daß er mir nicht alles genommen hat. Als meine Kinder nicht mehr klein waren, hatte ich Enkel, und jetzt sind Gottlob wieder Urenkel da, an denen ich mich freuen, um die ich mich sorgen kann," sagte die Königin jüngst zu einer ihr nahestehenden Persönlichkeit, und schaute voll Liebe auf die muntere Kinderschar, die um sie spielte. Mit Dankbarkeit blickt auch ganz England auf zu einer Herrscherin, die mit weiser, gütiger Hand die Zügel der Regierung zu führen und die Liebe und Verehrung ihres Volkes zu erwerben verstand.

Nachdruck verboten.

Einiges aus dem Schwesternberuf.

Von H. Cornelius in Wiesbaden.

I.

Nein, es ist ja kaum zu glauben! Fräulein von K . . . . ist also wirklich eingetreten als Schwester vom Rothen Kreuz?"

„Thatsächlich, gnädige Frau, sie soll von jeher eigenthümliche Ansichten gehabt und immer etwas Besonderes gewollt haben. Wie weit dies richtig, kann ich ja nicht bezeugen, — es wird so viel geklatscht!" „Ja freilich! Ob es aber wirklich so schwer ist, Schwester zu sein? Ich denke mir, mit einer Portion Pflichtgefühl und gutem Willen läßt sich die Sache schon machen."

Diese Unterhaltung, verehrter Leser, war mir, bei Uebernahme einer Pflege, zu hören vergönnt. Ich möchte mir erlauben, mit einigen Worten gerade den Punkt zu beleuchten, auf den es beim Schwesternberuf besonders ankommt.

Schwester zu werden, ist nicht schwer: man wählt den Verein, stellt die nothwendige Caution, wird eingekleidet und — ist somit Schwester, — aber ob man eine gute wird, bleibt offene Frage. Mit nachstehenden Beispielen gelingt es mir vielleicht, Gesagtes zu erläutern.

Frau B . . . war eine frohe, lebenslustige Dame, — hatte Vermögen, einen Mann, der sie zärtlich liebte, und konnte sich, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr wünschen. Da brach die Cholera in Hamburg aus. Als eines der letzten Opfer dieser unheilvollen Seuche wurde Herr B . . . dahingerafft. Seine Gattin war untröstlich. Sie konnte und wollte auch den Verlust nicht verwinden. An Zerstreuungen fand sie kein Genügen, Lectüre, Kunst und Handarbeiten gewährten ihr keine Befriedigung, und die Wirthschaft für sie allein machte keine Umstände. Wozu wären auch die Dienstboten da? Doch das Leben, wie es jetzt war, wurde Frau B . . . unerträglich. Sie sehnte sich nach einer Beschäftigung, die sie vollkommen in Anspruch nahm, und, — dies aber nur ganz nebenbei, — die die Gesellschaft genügend würdigte, und welche vielleicht auch anderen von einigen Nutzen wäre. Nach einigem Hin- und Her-Ueberlegen beschloß Frau B . . ., Schwester zu werden.

* * *

Im Hause des Barons von S . . . . herrschte helle Freude. Fräulein Erna hatte sich mit einem Lieutenant verlobt und schwebte, als glückliche Braut, im siebenten Himmel. Leider sollte der schöne Traum nicht lange währen: es fiel ein Reif auch in „dieser" Frühlingsnacht. Es stellte sich heraus, daß Lieutenant von K . . . leidenschaftlicher Spieler war, und daß in seinem großen, menschenfreundlichen Herzen mehr Raum war, als nur für seine Braut allein. Erna kämpfte lange mit sich, — ihr Herz zog sie zu ihrem Bräutigam, während Vernunft und Ehrgefühl geboten, die Verlobung zu lösen, was auch endlich, auf Wunsch der Eltern, erfolgte. Daß Erna's Vertrauen zu den Menschen tief erschüttert war, ist wohl nicht zu verwundern. Sie fand weder zu Hause, noch in Gesellschaft Ruhe, da jede Uniform, jedes Säbelklirren sie an entschwundenes Glück erinnerte. Da erwachte in ihr, sich schließlich zu festem Willen gestaltend, der „unbesiegbare" Wunsch, sich der Krankenpflege zu widmen und somit der Gesellschaft den Rücken zu kehren.

* * *

In beiden genannten Fällen waren die Triebfedern zur Wahl des Schwesternberufes Unglück und bittere Enttäuschungen. Wie eine Wohlthat empfanden daher am Anfang die beiden Damen das mehr oder weniger abgeschlossene, ruhige Leben. Die Entbehrungen wurden als „Opfer" betrachtet, heldenmüthig mit in den Kauf genommen; auch sonstige Klippen ließen sich mit Pflichtgefühl und gutem Willen umgehen. Von nicht geringem Einfluß sind auch in der ersten Zeit die vielen neuen Eindrücke. Jeder aber, der meint, man lebe als Schwester von der „Welt" abgeschlossen, irrt sich. Nirgends mehr, als z. B. in der Privatpflege, lernt man die Welt kennen. Man steht den mannigfachsten Verhältnissen gegenüber, man blickt tief in manches Familien-Leben hinein, — ist es da ein Wunder, wenn diese Eindrücke auch nachträglich den Geist beschäftigen? Wenn das Schicksal des Pfleglings ein vom Glück mehr begünstigtes ist, als das eigene, — kann es unnatürlich scheinen, wenn sich ganz leise das Gefühl im Menschen regt: „Warum?" Warum dürfen viele, ja hundert andere ungeschmälert ihr Glück genießen, während man selbst . . . . . ? Erst unklar, dann aber immer mächtiger, wird dieser Gedanke, der, einem Baumstamme gleich, seine Zweige und Aeste in unsere Gedankenwelt erstreckt, schließlich die Oberhand behaltend. Jetzt erst scheinen einem die Entbehrungen wirklich als solche; das beständige Beugen des Ich unter fremden Willen und das Bewußtsein, nie sein eigener Herr zu sein, wird zuletzt unerträglich und führt, wenn man ehrlich gegen sich selbst ist, zu der Erkenntniß, daß man mit solchen Gefühlen nicht eine gute Schwester sein kann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der dritte Grund, der viele bewegt, die Krankenpflege als Beruf zu erwählen, ist die Nahrungssorge, die Nothwendigkeit, sich eine eigene Existenz zu schaffen. Mag auch ein ganz Theil „Neigung zum Beruf" hinzukommen, — es werden sich trotzdem verschiedene Mängel herausstellen. Die Anforderungen, welche die Krankenpflege an die Körperkräfte macht, sind groß, — und die pecuniäre Entschädigung dafür so gering, daß man sie in gar kein Verhältniß zu einander bringen kann. Nach einigem Ueberlegen wird jedem das klar zum Bewußtsein kommen und viel zu denken geben. Gut, wenn der Körper die Strapazen während der langen Reihe von Jahren, welche erforderlich sind, um eine Pensions-Berechtigung zu erlangen, aushalten kann, — wenn aber nicht, was dann?

Meiner Meinung nach muß der Beweggrund zur Wahl des Schwesternberufes nur echte Liebe sein. Nur diese wahre Liebe zum Beruf läßt die Launen der Kranken, die nicht wenigen Entbehrungen und Enttäuschungen mit der richtigen Geduld ertragen. Natürlich müssen jetzt auch, um eine vollkommene Schwester abzugeben, alle Tugenden, wie Treue, Demuth, Gehorsam, Pflichtgefühl, guter Wille ꝛc. ꝛc., hinzukommen, — denn Kranke pflegen, heißt mehr, als an ihrem Bett zu sitzen, ihnen spannende Erzählungen vorzulesen, — und dann und wann einen Löffel voll Arznei zu reichen!

Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht doch Charaktere giebt, die, selbst wenn sie aus anderen Gründen, als aus Liebe zum Berufe Schwester geworden sind, in jahrelang treu bewährtem Erfüllen ihrer Pflichten innere Zufriedenheit, ja sogar eine gewisse Freudigkeit finden werden, die ihnen das ersetzt, was andere unter Glück verstehen, oder das Bessere: wirkliches Glück.

Alles hier von mir Gesagte bezieht sich aber nur auf den wirklichen Schwesternberuf und nicht auf die jetzt so beliebte Phrase, die mir erst neulich wieder zu Ohren gekommen: „Es ist ja jetzt Mode, eine Zeit lang Schwester gewesen zu sein."

Es verdient alle Anerkennung und ist aller Ehren werth, daß sich junge Mädchen aus gebildeten, ja selbst hohen Kreisen dazu „hergeben", die Krankenpflege zu erlernen, resp. sich mit der ersten Hülfe bei Unglücksfällen und den Nothverbänden bekannt zu machen. Doch gerade in dieser Hinsicht muß man noch oft gegen die allerengherzigsten Ansichten ankämpfen. Vieles wird als „unweiblich" verworfen, was einer Frau gerade den Stempel der Weiblichkeit aufprägen könnte, — denn des Weibes Natur ist mütterliches Fürsorgen. Vielfach wird auch in der „Jugend" ein Stein des Anstoßes gesucht — und gefunden. Ist es denn so etwas Absurdes, wenn man wünscht, gerade junge Mädchen zu dem schweren Beruf heranzubilden, die noch die jugendliche Spannkraft, Begeisterungsfähigkeit besitzen, und die sich noch ohne zu große Ueberwindung fremdem Willen beugen können?

Ebenso groß aber, wie der Unterschied zwischen Dilettantismus und wahrer Kunst ist, — ebenso verschieden ist der Schwesternberuf von dem Cursus, den junge Damen zwei bis drei Monate, auch wohl ein halbes Jahr lang „betreiben".

II.

„Was hat eine Schwester eigentlich zu thun?" Wie oft wird diese Frage an Betheiligte gestellt! Da man darauf nur sagen kann: Viel! — und dieses „Viel" eine Antwort ist, welche alles und zugleich nichts besagt, so möchte ich gern eine kleine Skizze darüber folgen lassen, was eine Schwester in sich verkörpern muß, um ihren Pflichten gerecht zu werden. Weit entfernt bin ich von dem Gedanken, diese Pflichten einzeln zu beschreiben, denn da würde ich wohl großen Anstoß erregen. Leute, die von Krankheiten sowieso nichts hören wollen, denen bei dem Gedanken an Nasenbluten schon schlecht wird, würden nur verächtlich die Nase rümpfen und sagen: „Pfui, wie unästhetisch! Wie kann man nur so etwas in einem nichtmedicinischen Artikel klarlegen?" Diejenigen aber, welche in ihren Familien Krankheitsfälle hatten, werden aus eigener Erfahrung ganz genau wissen, was alles dazu gehört, einen Patienten von morgens bis abends gewissenhaft zu besorgen.

Ich würde zwei Hauptmomente im Schaffen einer Schwester festhalten, um daran die nöthigen Erklärungen zu knüpfen: den rein praktischen Theil, und den psychischen.

Vorausgesetzt, daß die körperlichen Kräfte vorhanden sind, kann praktisch arbeiten jeder Mensch, der einigermaßen guten Willen und das Vermögen hat, nachzumachen, was andere ihm zeigen. Und das soll ja gerade eine Schwester. Sie muß sogar oft, bei der anfangs ganz natürlichen Unkenntniß der Krankenpflege, den Anordnungen der Vorgesetzten blindlings Folge leisten. Der Sinn dieser und jener Handreichung wird ihr erst später begreiflich. Gewöhnlich bestehen die ersten Anfänge einer jungen Schwester in sogenanntem Handlangerdienst der Erfahrenen gegenüber. Erst nach und nach darf sie kleine Arbeiten im Krankenzimmer selbständig besorgen: lernt Temperatur-Messungen, das Baden, Waschen und Kämmen der Patienten, was oft von schwierigster Art ist. Man kann sich ja auch leicht vorstellen, daß diese im alltäglichen Leben fortwährend vorkommenden Sachen im Krankendienst anders gehandhabt werden müssen. Man denke nur an einen Schwerkranken, der im Bett nicht gerührt werden darf, — oder an Elemente, die die Existenz von Wasser, Seife und Kamm als durchaus überflüssig betrachten. Nun kommt das Umbetten, das eventuelle Verbinden und Lagern der Operirten, das Umschlägemachen, und, nicht zuletzt, das Vertheilen und Reichen der Arzeneien und Speisen, wozu eine nicht geringe Geschicklichkeit gehört. Dieses sind so die täglich sich wiederholenden Pflichten, während die übrige Zeit reichlich durch die Befriedigung der sonstigen Bedürfnisse der Kranken ausgefüllt wird. Natürlich ergiebt sich ein großer Unterschied bei der Pflege von Kindern und Erwachsenen, Männern und Frauen, dann, — ob man innere oder äußere Krankheiten zur Pflege hat, ob dieselben ansteckender Art, und ob die Kranken fieberfrei oder bewußtlos sind. Anders ist der Dienst in Krankenhäusern und Kliniken, als im Privathaus und in der Armenpflege. Nicht zu vergessen ist der Posten einer Schwester im Operations-Saal und in der Nachtwache. — Schattenhaft ist dieser Umriß einer Thätigkeit, die, eigentlich aus fortwährenden kleinen Arbeiten bestehend, zu einer Verantwortlichkeit anwächst, die von vielen nicht verstanden und deshalb nicht gewürdigt wird, obgleich diese vielen oft ihre liebsten Angehörigen der Pflege einer Schwester anvertrauen.

Ein großer Fortschritt im Wesen der Vereine von Schwestern-Genossenschaften ist darin zu verzeichnen, daß sie so viel wie möglich danach trachten, gebildete Damen aufzunehmen, welchen der Eintritt als Schwester den Anfang eines Berufes bedeutet und nicht eine schutzgebende Lebensstellung nach einem vielleicht etwas „bewegten" Leben.

Ein Mensch, dessen Können und Wissen von den Kranken oft ein rührendes Vertrauen entgegengebracht wird, muß moralischen Hintergrund, muß Charakter haben, der sich fest und unabänderlich an das Gute hält, — — muß Religion haben. Um darin eine Richtschnur zu haben, könnte man vielleicht ein Gesetz formuliren, das nur zehn Worte enthält .... Worte, die gewichtig, verantwortlich sind, welche ein Menschenleben groß und lebenswerth erscheinen lassen können:

1) Gehorsam ist der Schwester erste Pflicht, — Gehorsam bis zur militärischen Subordination. Je weniger sie in einem gegebenen Befehle sucht, je mehr sie ihren Vorgesetzten darin vertraut, daß dieselben nur das Beste wollen, desto leichter und freudiger wird sie ihren Pflichten genügen und desto eher in der Arbeit Befriedigung finden.

2) Treue:

Sei getreu, getreu in Pflicht und Liebe, —
Täglich festige Dein Herz aufs neu,
Und wenn Dir das Glück nicht treu verbliebe,
Thu's ihm zuvor, bleib' Du getreu! (Frieda Schanz.)

Diese schönen Strophen möchte ich ohne weitere Erläuterung hierher setzen.

3) Die edle Tugend der Demuth ist für niemand unentbehrlicher als für eine Schwester. Niemand hat auch so viel Herzensgeduld nothwendig, wie ein Mensch, der andere gesund machen will und dazu gepanzert sein muß, mit einem harten Schild gegen Enttäuschungen bei Mißerfolgen, aber auch gegen Hochmuth und Selbstüberhebung bei schönen Resultaten.

4, 5, 6) Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, — drei Eigenschaften, die jeder Mensch besitzen muß, der Ausspruch auf das Prädikat „gebildet" macht.

7, 8, 9) Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Verschwiegenheit sind ganz natürliche Folgen eines edeln Thun und Wollen's.

10) Verträglichkeit ist sociale Bedingung, denn ohne dieselbe ist ein Zusammenleben mit fremden und verschiedenartigen Elementen eine Unmöglichkeit.

Zum Schluß möchte ich der Schwester als Geleitwort sagen: „In alles sich finden, und an nichts sich gewöhnen, das ist die beste Gewohnheit."

Allerdings etwas schroffe Worte, die jedoch den Vortheil haben, einer Schwester den Idealismus des Berufes zu wahren, ohne welchen die Ausübung desselben zu einer Last und Bürde würde, denn der schweren und unangenehmen Momente giebt es genug.

Auch ist der Idealismus unbedingte Nothwendigkeit bei der Wartung des Kranken, der außer körperlicher Pflege auch psychische verlangt. Letzteres ist allgemeines Bedürfniß, zeigt sich aber so individuell, daß eine gründliche Menschenkenntniß erforderlich ist, um immer das Richtige zu treffen.

Mögen alle, die den Schwesternberuf erwählen, ihn mit Liebe, Treue und Freudigkeit ausüben!

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

VI.*)

Etwas über Münzen, Maße und Gewichte in Old England.

Der in Deutschland beliebte Ausdruck „der praktische Engländer" muß aus älterer Zeit stammen, aus einer Zeit, wo uns England als das unternehmendste Volk Europa's erschien, welches schnell Theorien in Praxis umzusetzen verstand. Unternehmend freilich sind die Engländer auch heute noch. Die geographische Lage des Inselreiches, welche die Bewohner förmlich herausfordert zu ausgedehnten Verbindungen in fernen Ländern, wird die Unternehmungslust wohl immer bei ihnen wach erhalten und sie vor der Gefahr kleinlichen Krämergeistes bewahren, die einem Binnenlande eher droht. Praktisch aber ist der Engländer von heute nicht mehr. Nicht mehr, denn den Beinamen mögen sie wohl früher verdient haben, dafür legen noch manche Ueberreste und Zeichen einstigen Forträumens alten Ballastes Zeugniß ab; aber auf diesen Lorbeeren vergangener Tage ruhen sie nun aus. Und wenn man eine Weile im Lande lebt, dann dämmert es einem nach und nach, daß das fromme Vorurtheil von dem „praktischen Engländer", welches man mit herüber genommen, ganz unbegründet, eigentlich recht grundfalsch ist. Es ist allerdings nicht Kleinlichkeit, die ihn davon abhält, praktische Neuerungen schnell und erfolgreich einzuführen, aber er ist einerseits zu conservativ und, je nach der Gemüthsart des Beurtheilers, von einer bewunderns- oder verdammenswerthen Geduld besessen, andererseits geht ihm, obwohl er ein bezeichnendes Wort für die Thätigkeit hat, doch die Eigenschaft tüchtigen „managements" ab, wie es in Deutschland mit jeder Neueinführung zu Tage tritt. „Mehr Licht!" möchte man zuerst ausrufen, wenn man herüber kommt. In diesem erleuchteten Lande liegt die Beleuchtung in der Kindheit. Die Straßen spärlich erhellt, wo keine glänzenden Schaufenster ihnen zu Hülfe kommen, kleinere Bahnhöfe selbst der Stadt erinnern mit ihren winzigen Gasflämmchen an die Zeit der Thranlampen, in den drawing-rooms läßt sich die Familie after dinner unter höchstens von einer Kuppel eingeschlossener Gasbeleuchtung nieder, deren Hin- und Herflackern kein Cylinder Einhalt gebietet; nur sehr, sehr allmählich gewinnen Gasglühlicht und elektrisches Licht Einfluß. Und wie sehnt man sich schließlich noch danach, erst auch zu der unter der miserabeln Beleuchtung Platz nehmenden Gruppe zu gehören, wenn der Droschkenkutscher uns in strömendem Regen vor einem der irgendwo versteckt nummerirten Häuser absetzt mit der lakonischen Bemerkung: „Das wird ungefähr Nr. 25 sein", und es uns überläßt, von Haus zu Haus zu gehen, durch den Vorgarten, bis dicht an die Hausthür, um endlich die ersehnte Nr. 25 zu finden. O die schönen, großen, schwarz-weißen Hausnummern in Berlin! Der Kutscher hatte ganz recht; von seinem Stand- oder Sitzpunkt aus war es unmöglich, die Nummer zu ermitteln, und er hatte schon genug Schwierigkeiten, der arme Kerl, um die Straße zu finden. Denn Straßenschilder werden nur wie eine Rarität vertheilt, und er mußte thatsächlich Passanten fragen, wie die Straße heiße, in der wir uns befanden und in der wir schon zwei Ecken passirt hatten. Das war einer der ersten Punkte, der an dem „praktischen Engländer" bei mir rüttelte. Auch in großen sozialen Aufgaben staatlicher oder städtischer Gemeinschaft, wie Wasserversorgung, Straßenreinigung, Schulen, vermag man ihn nicht zu entdecken, wenn man in London lebt. Glasgow schwebt uns immer als das Muster einer Stadtverwaltung vor, welche sich mit großer Energie und bedeutendem Geschick sozialer Aufgaben bemächtigt, aber der Schotte ist ein völlig anderer Menschenschlag als der Engländer. Beurtheilt man den Engländer nach seiner Metropole, — und dazu liegt eine gewisse Berechtigung vor, — dann kann man ihn in tausend Sachen bewundern und hochhalten, aber just das Prädikat „praktisch" wird man ihm nicht zugestehen. Das Telephon, in anderen Ländern ein Faktor von beherrschender Wichtigkeit, spielt in dem Verkehr der Weltstadt London eine ganz untergeordnete Rolle, weil es theuer (£ 20 = 400 Mark jährlich) und schlecht verwaltet ist, die Post steht an Schnelligkeit, Zuverlässigkeit, Billigkeit und Coulanz weit hinter continentalen Ländern zurück, und die vielgepriesenen Eisenbahnen fahren allerdings schneller als z. B. in Deutschland, sind aber ungleich theurer und namentlich im internen Verkehr in London weniger zuverlässig als die deutschen, auch fast durchweg schlechter, zum Theil geradezu miserabel eingerichtet. Eisenbahnen, Telephon, Wasserversorgung und Gasbeleuchtung liegen, wie nebenbei bemerkt sein mag, in Privathänden.

Mag man nun aber auch über manche Einrichtung im Lande verschiedener Meinung sein, so wird es doch kaum jemand geben, der das Münzen-, Maß- und Gewichtswesen Großbritanniens vom praktischen Standpunkte aus vertheidigen könnte. In der Schule, — ich meine in deutschen Schulen, — wird schon das englische System im Vergleich zu unserem schwer gefunden, und doch hat man da noch gar keine rechte Ahnung, wie es erst in Wirklichkeit damit bestellt ist. In der ersten Zeit, wo man meint, noch alles „mitnehmen" zu müssen, ließ ich mich auch einmal von den verlockenden Anpreisungen des Besitzers einer Wage verführen, um zu der, wie er versicherte, so werthvollen Erkenntniß meines Gewichtes zu gelangen. „8 stones 3", lautete das Verdict. Stones = Steine? Mir wurde etwas bunt. „Geben Sie es mir lieber in Pfunden", bat ich den Mann, denn englische Pfunde, das wußte ich, sind den deutschen Pfunden fast gleich. „1 hundred weight 3 pounds", erklärte der Ehrenmann. Ich stellte die Zuverlässigkeit seines schätzbaren Instruments in Zweifel. „Vor vier Wochen wog ich noch 115 Pfd., und jetzt auf einmal 103?" „I beg your pardon, Madam, 103? Wer sagt denn 103? One hundred weight (was im Schreiben cwt. abgekürzt wird) and 3 pounds macht ja genau 115 Pfund!" Und durch diese praktische Lection erfuhr ich denn, daß unter „a hundred weight" 112 Pfd. verstanden werden. Ein „stone" ist 14 Pfd. Menschen werden nach „stone" gewogen, auch manches andere noch, z. B. Wolle; 2 stones Wolle aber sind 1 tod, $6^1/_2$ tods wieder 1 wey, 2 weys sind 1 sack, und 12 sacks endlich 1 last oder 39 hundred weights oder, — was ich aber nicht ohne Papier und Bleistift herausbekomme, 4368 Pfund. Und das ist nur erst Wolle! Dann kommt das landläufige sogenannte „Kaufmanns-Gewicht": 16 drachms = 1 ounce, 16 ounces = 1 Pfd., 28 Pfd. = $^1/_4$ Centner ꝛc. Wieder anders ist das Apotheker-Gewicht, noch wieder anders das Goldgewicht, verschiedenes Gewicht ist maßgebend für Stroh und für Heu, ja selbst Kohlen und Cokes werden nicht nach gleichem Gewicht gekauft.

Münzen glaubt man ja gleichfalls zu kennen, wenn man herüber kommt. 1 £ oder sovereign ist ungefähr 20 Mark gleich, 1 shilling ungefähr 1 Mark, das wird sich schon machen. Es macht sich aber garnicht so leicht. Denn in das complicirte gesetzlich feststehende System haben sich noch allerlei Eindringlinge eingeschmuggelt, die zum Theil gar sonderbar sich ausnehmen. So z. B. „half a crown" (2 sh. 6 pence), „eine halbe Krone", die ewig halb bleibt, auch wenn ihrer zwei oder mehr zusammen sind. „Für 4 oder 6 halbe Kronen sollte man das und das bekommen," hört sich zu drollig an für jemand, der erwartet, daß 2 Halbe 1 Ganzes ergeben, um so mehr, als auch eine Münze im Werthe von 2 halben Kronen, nämlich ein Fünfschillingstück, existirt. Dann kommt der Warenhändler mit seinen farthings, das ist $^1/_4$ penny. Selbst im Westend kosten die Stoffe mit Vorliebe z. B. 4/11 $^3/_4$ (was „four and eleven pence three farthings" ausgesprochen wird), um die höhere Zahl „5 sh." zu vermeiden, und wenn ich $13^3/_4$ yards davon kaufe, bin ich nur froh, daß der Verkäufer und nicht ich das Rechen-Exempel zu lösen hat. Beim Volke sind slang terms für Münzen sehr beliebt. 1 shilling heißt „bob", 1 sixpence ist ein „tanner", 1 sovereign 1 „quid", 1 penny wird „a copper" genannt. 2 pence und 3 pence werden allgemein in „toppens" und „thrippens" abgekürzt, 1 £ 1 sh. stellt „1 Guinea" dar. Diese vornehme Münze oder vielmehr der Münzbegriff kommt z. B. bei Möbeln in Anwendung, auch bei eleganteren Toiletten, welche durchweg nach Guineas gekauft werden, bei Subscriptionen, die ja besonders heuer im Jubiläums-Jahr wie die Pilze aus der Erde schießen, und glücklicherweise u. a. auch bei Autoren-Honoraren, weshalb wir denn über diesen Punkt nicht weiter murren wollen.

Bier und Wein erhält der gewöhnliche Sterbliche im „pint" (welches der Abwechselung wegen „peint" ausgesprochen wird), oder, wenn es hoch kommt, im quart, das sind 2 pints, oder gar, wenn er unsolide ist, im gallon, das sind 4 quarts, die ungefähr $4^1/_2$ Liter darstellen. Im Engros-Handel aber werden die beiden Getränke mit gar verschiedenem Maß gemessen, denn auf 1 hogshead Wein gehen 63 gallons, während einem hogshead Bier nur 54 gallons gegönnt werden. Dann giebt es als Biermaße noch firkin, kilderkin, barrel, puncheon und butt, während Wein nach tierce, hogshead, puncheon (welches aber wieder vom Biermaß abweicht), pipe und tun gemessen wird.

Das Yard als Längenmaß ist auch bei uns, dem Namen nach wenigstens, bekannt; es ist etwas kleiner als das Meter, etwa 11 yards gleichen 10 Meter. Ein yard hat 36 inches, 1 inch ist auf Maßbändern gewöhnlich in 16 Theile getheilt, welche Eintheilung mangels kleinerer Maaß-Einheiten bei Zeichnungen und dergleichen dazu nöthigt, $^1/_{32}$ inch oder selbst $^1/_{64}$ inch anzugeben. 1 yard ist gleichzeitig 3 Fuß, dieselben Fuß liegen auch den Flächenmaßen zu Grunde: fathom, pole, furlong,

*) Vergl. Heft 6.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

link, chain, naut. mile oder knot (Knoten: 6080 Fuß), und endlich auch der englischen, der schottischen und der irischen Meile, welche der größeren Complicirtheit wegen wieder unter sich verschieden sind. Geradezu monströs erscheint es, wenn $5^1/_2$ yards 1 rod ergeben, und $30^1/_4$ square yards (Quadrat-yards) 1 square rod. Was würde Archimedes dazu sagen! — Selbst das Zählen ist hier zu Lande nicht einmal ganz einfach. Da giebt es 1 dozen, das sind 12 Stück, aber daneben noch ein „long dozen", oder auch „baker's dozen", nämlich 13 Stück; dann 1 gross = 12 dozen und ein „great gross", welches 12 gross darstellt. 20 Stück bilden 1 score, 21 Stück wieder ein „long score", 5 score (100 Stück) sind ein „short hundred", während 6 score (120 Stück) ein „long hundred" repräsentiren. Unsere seltsame Zählart von Mandel und Schock für Eier würde in dieses System viel besser als in unser metrisches passen, ist aber nicht vertreten. Eier werden viel vernünftiger hier per „shilling" gekauft, und auf die Frage, wie theuer die Eier heute seien, bekommt man zur Antwort: „12, madam," das heißt: „für 1 shilling giebt es heute 12 Eier". Dagegen wird in Devonshire, wie mir wiederholt glaubwürdig versichert worden ist, noch heutigen Tages Butter per yard (Längenmaß) verkauft, und das, sollte ich meinen, schießt den Vogel ab, oder, wie es hier zu Lande heißt: „it takes the cake."

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein System von der Complicirtheit wie das englische Münzen-, Maß- und Gewichtswesen, noch von einem anderen Standpunkt aus als dem laissez faire, Vertheidiger fände. Aber in den Erörterungen, die schon so lange hin- und hergehen, um endlich das metrische Maß auch in England einzuführen, ersteht dem alten System manch eifriger Apostel. „Decimal-Maß", eiferte einer von ihnen, „ist barbarisch. Mit zehn Fingern ist der Mensch geboren; ist es nicht offenbar, daß es die primitivste Art und demnach die niedrigste Stufe der Kultur darstellt, die 10 zur Grundlage des Maßes zu legen? Unser System beweist eben, auf wie hoher Kulturstufe wir stehen, und wir sollten dieses sichtbare Zeichen unseres kulturellen Fortschritts aufgeben und zur Barbarei zurückkehren? Nimmermehr!" Und siehe da, auch dieser Heilige findet seine Gemeinde!

Nachdruck verboten.

Das Yomei-mon-Thor in Nikko.

Von Adolf Fischer in Berlin.

Siehe das Bild Seite 101.

Franz Hohenberger, ein junger Wiener Künstler, Schüler des verstorbenen berühmten Orientmalers Carl Leopold Müller in Wien, vollendete seine Studien in Paris, wo er zwei Jahre in eifrigster Thätigkeit verlebte. Hohenberger begleitete mich, als ich das zweite Mal nach Japan reiste, in das herrliche Land, um dort Kunststudien zu machen. Zweifellos zählt Hohenberger zu den jüngeren Meistern, deren Name in nicht allzuferner Zeit in erster Linie genannt werden dürfte. Mit seiner umfangreichen Collection japanischer Bilder, die er während eines mehr als einjährigen Aufenthaltes in Japan nach der Natur malte, bewies er, daß sein Können sich über alle Gebiete der Malkunst erstreckt, und wo bisher eine Gesammt-Ausstellung seiner Bilder stattfand, wie in Berlin, Düsseldorf, Cöln u. s. w., erntete seine vielseitige Begabung die ungetheilteste Anerkennung aller Sachverständigen und Kunstfreunde.

Das Bild, das hier wiedergegeben ist, stellt das Yomei-mon-Thor, das im Jeyasu-Tempelbezirk in Nikko steht, dar; es ist das prächtigste ganz Japans.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts bauten die Tokugawa-shogune Jeyasu und Iemitsu an einem von der Natur überreich bedachten Orte des etwa hundert englische Meilen nördlich von Tokyo gelegenen herrlichen Nikkogebirges, inmitten wunderbarer Cryptomeren-Wälder, Mausoleen zu ihrem Gedächtnisse. Die der Erinnerung dieser mächtigen Herrscher geweihten Tempelstätten haben eine sehr bedeutende Ausdehnung; sie bestehen aus verschiedenen Höfen, die durch Wälle und Gitter getrennt, doch durch imposante Thore mit einander verbunden sind.

In den Höfen stehen Schatzhäuser, Bibliothek, Brunnenhaus, Tanzhalle für die heiligen Tänze, Priesterwohnungen, der Stall für das heilige Pony u. s. w.

Das Yomei-mon-Thor gehört zum terrassenförmig aufsteigenden Complex des Jeyasu-Tempels; dreizehn breite Steinstufen führen zu demselben empor, es verbindet den zweiten mit dem dritten Tempelhof und besteht, wie alle japanischen Tempelbauten, aus Holz. Es dürfte kaum ein zweites Bauwerk geben, das diesem an blendendem Glanz und Farbenreichthum gleich kommt, kaum eines, das trotzdem so vornehm und harmonisch wirkt!

In den Nischen zu beiden Seiten des Eingangs sitzt je eine Gestalt aus dem shintoistischen Pantheon, Sadaijin und Udaijin geheißen, in der alten Hoftracht: auf dem Schoß haben sie einen Bogen liegen, auf ihrem Rücken hängt ein Köcher mit Pfeilen.

Die Pfeile, sowie die Gitterstäbe, die diese Nischen einschließen, sind von oben bis unten mit Schnitzwerk, geometrische Muster darstellend, bedeckt, weiß bemalt und mit gravirten goldgelben Bronze-Beschlägen reich verziert. Um zu verhüten, daß die tadellose Schönheit des Kunstwerkes den Neid der Götter errege und also Ungemach auf das Haus der Tokugawa lenke, schnitzte der Künstler auf eine Säule mit Absicht einmal das Muster verkehrt, das oberste zu unterst.

Aus den auf den Säulen ruhenden Balken treten als Balkenköpfe Kirin (chinesische Hundslöwen) hervor, auch auf den Querbalken selbst sind eben solche Fabelthiere im Hoch-Relief, in ganzer Figur und laufend dargestellt. Hohenberger, der das Tempelthor nur auf seine malerische Wirkung hin darstellte, konnte nicht das überreiche Schnitzwerk, all die zahllosen Verzierungen ausführen, da er ja nur die Grundstimmung, den Gesammteindruck wiedergeben wollte.

Erwähnen will ich noch, daß die reich geschnitzte, bunt bemalte Brustwehr, die noch um den Umgang des Obergeschosses zieht, von goldenen Kirin getragen wird, die sich über stufenartig aufsteigende Consolen erheben. Ueber der Brustwehr steigen abermals geschnitzte und weiß bemalte Pfeiler auf, weit vorspringende gehörnte Drachenköpfe schließen dieselben oben ab, auch das breite Mittelfeld des querliegenden Balkens wird von zwei mächtigen, mit einander kämpfenden Drachen bedeckt. Hierüber zieht sich eine Reihe imposanter goldener Drachenköpfe mit weit geöffneten rothen Rachen, die das nach oben geschweifte Dach tragen, an dessen Enden Zierglocken hängen. First, sowie Giebelseiten desselben sind reich mit goldgelben Bronze-Beschlägen verziert, zu den schwarzblauen, wellenförmigen Dachziegeln bilden sie einen wirkungsvollen Gegensatz. Links und rechts vom Thore dehnen sich Kreuzgänge aus, in denen Priester und Pilger Andachten verrichten.

Jahrhunderte alte, ehrwürdige, dunkelgrüne Cryptomeren-Bäume schließen den Tempelbezirk nach allen Seiten ab, sie bilden einen wunderbaren Kontrast zu den farbenfrohen phantastischen Baudenkmälern. Kunst und Natur gehen in Japan Hand in Hand, sie sind von einander unzertrennlich, ergänzen sich gegenseitig. Die den Göttern geweihten Stätten liegen ausnahmslos in wunderbaren Hainen; zweifellos wurde die Entwicklung der Baukunst stark beeinflußt von dem ernsten, ruhigen Rahmen, den die Natur bot. Lägen unsere Gotteshäuser stets in Eichen- oder Tannenhainen, so hätten dieselben sicherlich ein farbigeres Aussehen gewonnen, als dies heute der Fall ist; man würde gesucht haben, farbige Gegensätze hervorzurufen. Die auf dem Bilde die Treppe ernst herabschreitenden Shinto-Priester kommen eben von einer Andachtsübung; ihre weitärmeligen Gaze-Gewänder sieht man oftmals in den auffallendsten Farben, doch sind sie stets nur einfarbig, im Gegensatze zu denen der buddhistischen Priester. Die Inful-artige Mütze, Boshi geheißen, ist entweder aus Gaze-Stoff, meist aber aus steifem Papier und mit einem braunen Lack überzogen.

Nachdruck verboten.

Die Kosten eines Brautstandes und einer Hochzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Von Dr. G. Schuster in Charlottenburg.

Gar häufig hört man heutzutage Klagen über übertriebene Ansprüche der Frauen an das Leben, die es vielen jungen Männern unmöglich machen, einen eigenen Hausstand zu gründen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und inwieweit diese Klagen berechtigt sind, sondern nur an einem schlagenden Beispiele darthun, daß dieselben vielleicht zu keiner Zeit mehr am Platze gewesen wären, als in der „guten alten Zeit". Im Jahre 1702 feierte ein ehrsamer Frankfurter Bürger seine Hochzeit mit einer Apothekers-Tochter. Die Kosten, welche dieses Ereigniß und der ihm vorausgehende Brautstand dem glücklichen Bräutigam verursacht haben, hat er gewissenhaft aufgezeichnet. Aus dem umfangreichen Schriftstück erhalten wir einen annähernden Begriff von der vielgerühmten Einfachheit unserer Vorfahren und lernen die Nothwendigkeit der ungezählten, in den früheren Jahrhunderten erlassenen Luxus-Gesetze ermessen.

Im ersten Kapitel berechnet der Bräutigam, „was er vor der Hochzeit seiner Liebsten verehrt". Wir erfahren hier zunächst, daß die Verlobung im Jahre 1701 stattgefunden hat, um dann weiter zu hören, daß die Braut jeden Sonntag den Besuch ihres Zukünftigen erhielt. Außer einem Blumenstrauß à 1 fl., — eine dabei regelmäßig wiederkehrende Gabe, — empfing sie fortwährend kostbare Geschenke, als da sind: Französische Seidenbänder und Seidenstoffe, Brabanter Spitzen, goldgestickte Handschuhe, blauseidene Strümpfe u. dgl., sodaß beispielsweise der Besuch am 20. August 1701 9 fl. 15 Kr., am 27. August 12 fl. 15 Kr., am 3. September 9 fl. 40 Kr., am 9. September sogar 24 fl. 49 Kr. Kosten verursachte. Zum Geburtstage empfing die Braut Geschenke, darunter einen Hermelin-Muff und nicht weniger als 6 Pfund Confitüren im Gesammtwerthe von 133 fl. 14. Kr.

Der zweite umfangreiche Abschnitt registrirt, „was hin und wieder ausgeben". An der Spitze stehen die Ausgaben für Geschenke an die drei Schwestern der Braut. Außer je einem Paar römischer Handschuhe erhielten die beiden jüngeren silberne Puderschachteln für 42 fl., während die älteste Schwester durch ein Diamantkreuz im Werthe von 50 fl. ausgezeichnet wurde. Hieran schließt sich eine Uebersicht über die anderen Verwandten verehrten Geschenke und die dafür aufgewendeten Mittel. Ein „Herr Vetter" und eine „Jungfer Baas, so wegen meiner Mariage sich viel bemüht", empfingen jener ein silbernes Waschbecken mit dito Kanne, deren Kaufpreis mit $74^1/_2$ fl. angegeben wird, diese ein silbernes Becken für $37^1/_2$ fl. Vermuthlich wollte der Geschenkgeber dadurch dem auch schon zu seiner Zeit geltenden Grundsatze, daß eine Hand die andere wasche, einen praktischen Ausdruck verleihen. Anderen Gliedern der vielköpfigen Verwandtschaft wurden — und zwar den männlichen silberne Degengriffe und Löffel, den weiblichen silberne Puderschachteln à 10 fl. 36 Kr. an Werth dargebracht. Der „studiosus theologiae, so Hochzeit-Carmina gemachet", wurde für seine Mühewaltung mit einer baren Entschädigung von 10 fl. bedacht, und für einen Tanz-Cursus, an dem das Brautpaar mit zwei Schwestern während $1^1/_2$ Monaten theilgenommen, wurden 11 fl. aufgewendet. „Herr Feuerlein Mahler" erhielt „vor unsere beiden Contrefaits" merkwürdiger Weise nur 39 fl., ein anderer Künstler dagegen, der den Rahmen dazu geschnitten und ihn vergoldet hatte, 66 fl. — Die „Braut-Paruque" ist mit $22^1/_2$ fl., der Brautdegen mit 27 fl. und der kattunene Bettvorhang mit 43 fl. in Rechnung gestellt. Das Kapitel schließt mit einer Aufstellung der den Dienstboten gespendeten Trinkgelder. Der geplagte Bräutigam zahlte den Mägden für „Heimleuchten" das erste Mal 3 fl., für 8 Mal hernach 8 fl., für 14 Mal folgend 7 fl., „zu geschweigen, was zuvor an die Mägde verehrt".

Der dritte Abschnitt handelt von den „Auslagen der Hochzeit". Zur Hochzeit, welche drei Tage währte, lieferte die Braut die Speisen, während der Bräutigam die Local-Miethe, die Musik, Bedienung und die Getränke zu bestreiten hatte. Die Feier selbst wurde in dem „christlichen Gotteshaus", dem „Kaufhause zum Braunfels", begangen, welches für diesen Tag sammt „Behenckung" (Decoration) für die Summe von 21 fl. gemiethet war. An 4 Kutscher wurden pro Tag 12 fl. und an 2 Hellebardiere „für zwei Tage aufwarten" 6 fl. verabfolgt, an die Tafeldecker („Tischdiener") „für die Tische aufzuschlagen und den dritten Tag aufzuwarten" nur 5 fl. An 24 Fackelträger wurden 3 fl., an die Musikanten 35 fl. 45 Kr. gezahlt und für Leuchter 4 fl. aufgewendet. Geradezu colossal waren die Ausgaben für Wein. Es wurden von den Hochzeitsgästen vertilgt: erstens 1 Ohm $13^1/_4$ Viertel (1 Ohm enthielt etwa 150 Liter) guter 84er (Jahrgang 1684) für 150 fl. 45 Kr., dann 3 Ohm 3 Viertel 94er für 184 fl. 16 Kr., ferner 2 Ohm 3 Viertel 97er für 48 fl. und 22 Kr. Außerdem wurde 1 Ohm für 3 fl. 30 Kr. und für 10 fl. 30 Kr. Sauerwasser getrunken. Für Gläser waren 7 fl. 24 Kr. und an den Küfer 8 fl. 36 Kr. zu zahlen. Der „Hochzeitslader" wurde mit 3 fl., die „Straßenjungen, so ihn begleitet", mit 2 fl., die Knechte, „so auf mich und meine liebste aufgewartet", mit 3 fl. bedacht und die Stadtarmen durch ein Geschenk von 50 fl. erfreut. An Auslagen des „Brautschmucks" sind verzeichnet: 1) für einen Diamantschmuck von einem Juden in Hamburg 852 fl. 22 Kr.; 2) für einen zweiten desgl., in Frankfurt gekauft, 225 fl. und für „beide zu fassen" 35 fl.; 3) für eine vergüldete Sackuhr 67 fl. 30 Kr.; 4) für eine silberne Toilette, von einem Augsburger Silberschmied bezogen, nebst silbernem „vergüldeten Spiegel", einer Decke von Taffit und Silberspitzen, einer silbernen Kehrbürste, einem „vergüldeten Riechwasser-Büchslein" dazu, „2 wohlriechende Lucchefer Küßlein (Kissen), so aus Italien mitgebracht", 334 fl. und 32 Kr.

Nachdruck verboten.

Schuhplattler.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.

Siehe Seite 97.

Karl Rickelt ist wie wenig andere Künstler ein Kenner des tiroler Volkslebens. Trotzdem er Norddeutscher von Geburt ist, ist er doch in Tirol heimisch geworden, und mit Vorliebe sucht er seine Motive in dem schönen Berglande, das von München aus so leicht zu erreichen ist. Auf seinem Bilde „Schuhplattler" führt er uns in das behaglich ausgestattete Gastzimmer eines tiroler Dorfwirthshauses. Der Zitherspieler, den guten tiroler Rothwein vor sich, dampft aus seiner kurzen Pfeife, als sei es nicht nur seine Aufgabe, den Tanzenden aufzuspielen, sondern auch das ganze Zimmer einzuräuchern, und das Schuhplattler-Paar dreht sich um sich selbst und um einander, von Zeit zu Zeit laute Jauchzer ausstoßend. Zufriedene und vergnügte Leute sind es, die uns der Künstler vorführt, und vergnügte und zufriedene Gesichter sieht man immer gerne. O. P.

Redactions-Post.

Antworten.

v. G. in Magdeburg. — Der Aufruf, der zu einer Sammlung für Detlev v. Liliencron anregt, hat folgenden Wortlaut:

Der Dichter Detlev v. Liliencron begeht nächstens seinen vierundfünfzigsten Geburtstag, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen ist, sich durch seine Schriften ein ihrer Bedeutung angemessenes, sorgenfreies Dasein zu verschaffen. Die unterzeichneten Künstler und Kunstfreunde, deren Blick sich auf das Lichtvolle dieser Erscheinung richtet, halten es für eine Ehrenpflicht Deutschlands, einem Dichter, der wie kaum ein anderer deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen. Es ergeht hiermit der Aufruf, allgemein nach bestem Vermögen dazu beizusteuern, daß ihm (in Form einer Leibrente oder sonstwie) seine stete wirthschaftliche Sorge abgenommen und sein ferneres Schaffen erleichtert werden kann. Zur Entgegennahme von Beiträgen ist die Geschäftsstelle des mitunterzeichneten Herrn Consuls Auerbach (Berlin W, Taubenstr. 20) bereit; die Einzahlungen wolle man mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung" versehen. Nach Schluß der Sammlung, spätestens am 1. October d. J., wird an alle Beitraggeber als Quittung eine alphabetische Namen-Liste (auf Wunsch nur mit Nennung der Anfangsbuchstaben) nebst beigedruckter Angabe der einzelnen Beträge versandt, zugleich auch über die Verwendungsart der ganzen Summe berichtet werden. L. Auerbach. Hermann Bahr. Wilhelm Bode. E. Frhr. v. Bodenhausen. A. Böcklin. R. Dehmel. Marie v. Ebner-Eschenbach. Th. Fontane. E. M. Geyger. Klaus Groth. Gerhart Hauptmann. K. v. d. Heydt. G. Hirth. H. Graf v. Keßler. M. Klinger. A. Lichtwark. Max Liebermann. Rud. Maison. A. A. Oberländer. Wilh. Raabe. Emanuel Reicher. W. v. Seidlitz. Richard Strauß. Hans Thoma. F. v. Uhde.

Clara, München. — Ob ein Sammler von illustrirten Postkarten nur solche mit Ansichten sammeln, oder ob er seine Sammlung auch durch Postkarten mit aufgedruckten Genre-Bildchen bereichern darf, ist ganz dem Ermessen des Sammlers anheimgegeben. Regeln für derartige Liebhabereien lassen sich nicht aufstellen, und die Serie „Gnomen-Postkarten" von W. Haller, Verlag von H. Schick in Freiburg i. B., ist künstlerisch und technisch so hübsch ausgeführt, daß die einzelnen Karten des Aufbewahrens mehr werth sind, als viele der ganz unkünstlerisch hergestellten Ansichtskarten.

Radsport. — Die interessantesten Rennen dieses Jahres werden im Juli in Glasgow ausgefochten. Sie würden da Gelegenheit haben, die berühmtesten Fahrer aller Länder beisammen zu sehen. Ein Vorurtheil gegen das Fahrrad kann wohl nur noch bei denen bestehen, denen das neue Verkehrsmittel bisher unbekannt geblieben ist; über den Radsport, wie er auf den Rennbahnen betrieben wird, sind die Meinungen dagegen mit Recht getheilt.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 14, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Juli 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die schöne Cadoranerin.

Novelle von Georg Freiherr von Ompteda in Dresden.

(Schluß.)

Wenn er in der Nähe mit seinem „Herrn" ist, in Cortina oder so, dann kommt er abends heimlich nach Pieve und bringt ihr ein paar Alpenrosen oder eine Blume, obgleich er die Nacht vorher um drei Uhr auf den Popenq oder so gegangen ist und vielleicht am folgenden Morgen wieder auf die Croda da Lago muß.

Ich dächte, das gäbe doch auch eine Novelle. Was meinen Sie? Da brauchte man doch den alten Tiziano nicht zu bemühen."

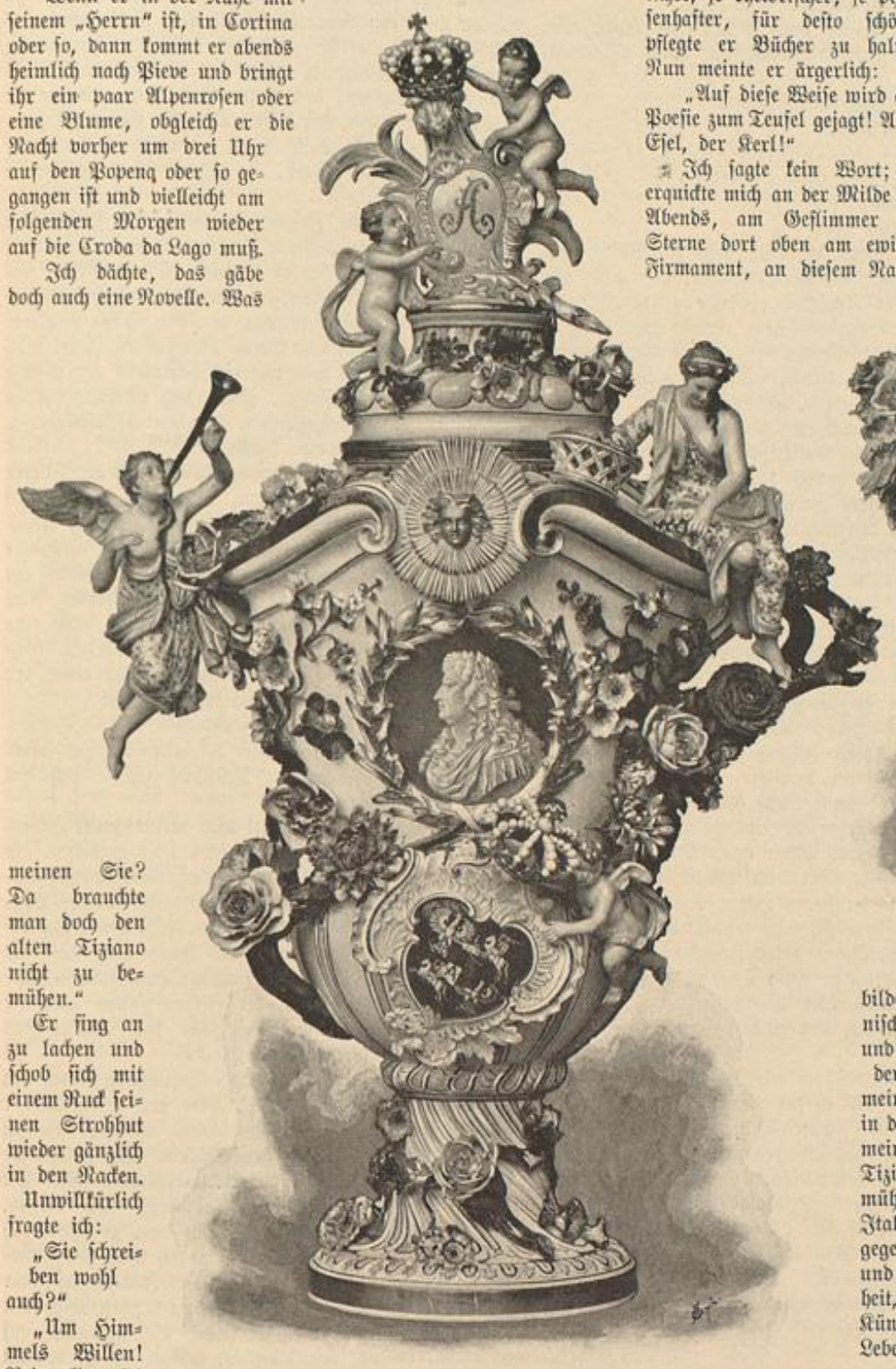
Er fing an zu lachen und schob sich mit einem Ruck seinen Strohhut wieder gänzlich in den Nacken.

Unwillkürlich fragte ich:

„Sie schreiben wohl auch?"

„Um Himmels Willen! Nein, Gott sei Dank! Nein! Ich denke mir das fürchterlich, seine Phantasie immer so anstrengen zu müssen. Ich bin ein alter Mann und will Ruhe haben. Aber ich beobachte im Stillen. Das macht mir Spaß, und ich habe immer gefunden, daß das Leben viel schönere und bessere, ergreifendere Geschichten erzählt als Ihre Bücher."

Damit stand er auf, überwand noch einmal einen fürchterlichen Schnupfen-Anfall, wünschte uns „Gute Nacht" und „Glückliche Reise", zahlte und trollte langsam in die Nacht hinaus.



Wir sahen ihn nach Tizian's Hause zu gehen. Sein Strohhut war noch einige Zeit sichtbar, dann war er verschwunden. Das Café hatte sich geleert, und wir saßen allein. Mein Freund, etwas Materialist im Leben und nüchtern, verlangte eine unwirkliche Kunst, je süßlicher, je rhetorischer, je phrasenhafter, für desto schöner pflegte er Bücher zu halten. Nun meinte er ärgerlich:

„Auf diese Weise wird alle Poesie zum Teufel gejagt! Alter Esel, der Kerl!"

Ich sagte kein Wort; ich erquickte mich an der Milde des Abends, am Geflimmer der Sterne dort oben am ewigen Firmament, an diesem Nachtbilde des kleinen italienischen Bergstädtchens, und ein bitteres Gefühl der Unzulänglichkeit meiner Kunst zog mir in die Seele. Was war meine Erfindung vom Tizian, den ich „bemüht", wie sich der alte Italiener ausgedrückt, gegen die Einfachheit und ergreifende Schönheit, wie sie der höchste Künstler bildet: Das Leben!

Die schönste Cadoranerin liebt einen einfachen Bergführer, und er bezwingt die schroffsten Thürme der Dolomiten, lothrechte Wände, steingefährdete Eisrinnen, handbreite schwindelnde Felsengrate, setzt täglich sein Leben aufs Spiel, um das Geld zusammen zu bringen, daß sie zu einander kommen können!

Es war spät geworden. Wir brachen auf, zur Ruhe zu gehen. Bald verlöschten im „Progresso" die letzten Lichter.

Als wir am nächsten Morgen Pieve di Cadore verließen, schauten die Häuser noch ganz verschlafen aus. Unwillkürlich fiel mir die schöne Cadoranerin wieder ein, und bei unserer Fahrt durch den Ort, die stillen Gassen, lugte ich nach allen Seiten, ob ich sie nicht irgendwo erblicken möchte. Ich dachte mir aus, sie könnte uns vielleicht auf der schönen breiten, kühngebauten Straße begegnen, der „strada d'Allemagna", die von Venedig kam und über San Vito und Cortina nach dem Pusterthale führte. Aber nirgends war sie zu sehen.

Ein paar Mädchen bettelten uns an mit bloßen Füßen und braunem Gesicht, mit dunkeln, auch schönen Augen, aber Enrichitta Menardi schaute doch noch anders aus! Sie gab ein Bild, wenn man sie nur ein einziges Mal flüchtig gesehen, ein Bild, das im Gedächtniß hängen blieb. So stolz, so aufrecht schritt keine andere, solche Züge gab es nicht wieder, solche Augen leuchteten nur einmal, und keine warf so die Blicke umher, daß man fast beängstigt ward, obwohl nichts weiter dahinterstecken mochte.

Trotz der Worte des alten Italieners fiel mir Tizian ein. Wenn er sie gesehen, er hätte sie doch gemalt, „das Mädchen mit der Alpenrose". Und wie wir uns immer weiter von dem alten Bergneste entfernten, verblaßte in meinem Herzen der Spott des alten „Veristen". Die Gestalt des schönen Mädchens gewann in meiner Erinnerung etwas Romantisches, etwas Feststehendes und doch fast Legenden-umwobenes.

Wir hielten in San Vito. Die Pferde wurden getränkt. Da schaute ich mich nach allen Seiten um, als habe der kleine Ort etwas Besonderes gewonnen. Hier also wohnte Santo Bassi! Ein halbwüchsiger Bursche hielt unseren Thieren den Tränkeimer vor. Den fragte ich nach Santo Bassi, ob er fort wäre oder gerade im Dorf. Doch, — ob mein Italienisch zu un-

Vieux Saxe. Vasen und Tassen der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meißen. Siehe den Artikel Seite 110.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

verständlich war, — kurzum, er schüttelte nur immer den Kopf.

Immer weiter ging es, immer weiter, über Cortina dem Pusterthale wieder zu, und als wir am Abend nach Schluderbach kamen, und die herbe Luft des engen Bergthales, der großen Höhe, uns wieder umwehte, als die farbenarme Tracht der Frauen uns nun auffiel, und daß längst das Kopftuch dem Hute gewichen, als das Tiroler Deutsch uns wieder entgegenklang, da war es mir, als wäre das alles da unten in Pieve di Cadore eigentlich nur ein Traum gewesen. Ich mußte lachen, wenn ich an den alten Italiener dachte im Café mit seiner praktischen Poesie-Auffassung. Wie ein Märchen kam es mir alles vor.

Nur die Gestalt der schönen Cadoranerin blieb mir vor den Augen.

Ein paar Tage später war auch die für den Augenblick meiner Phantasie entrückt, denn die gewaltig ernste Umgebung der „Drei Zinnen-Hütte", die ich zum ersten Mal sah, hielt mich ganz gefangen.

Ich war von Sexten aus mit meinem Führer nachmittags durch das Fischeleinthal, an den Dolomit-Zinnen Dreischusterspitze, Elfer, Zwölfer vorüber, in ein paar Stunden hinaufgestiegen, um den anderen Morgen eine Besteigung zu machen, aber je näher wir der Hütte kamen, desto zweifelhafter wurde das Wetter. Die jähen Thürme der „Drei Zinnen" waren zwar noch sichtbar, aber sie schauten gespenstisch aus tief hängenden Wolken heraus. Es hatte etwas Feierliches, diese große Oede und Einsamkeit hier oben, und in diesem Schutt- und Trümmermeere von wilden Zacken und Schroffen, von jähen Spitzen, die in abenteuerlichen Gestalten rings das kleine Hoch-Plateau umstanden, lag das winzige Werk von Menschenhand: Die kleine Schutzhütte des Alpenvereins.

Wir waren ganz allein mit dem Hüttenwart, der den ganzen Sommer hindurch hier haust, über siebentausend Fuß hoch. Nach dem Abendessen setzten wir uns auf die Bank vor die Hütte, nur kurz, denn wir wollten bald zur Ruhe.

Die Nebel geisterten umher, tief bis zum Boden, sie schlichen über die Felsen hin: träger Dunst. Es war kalt, und ich wickelte mich in den Wettermantel. Da tauchten zwei Gestalten auf, man hörte das Klirren eines Pickels beim Aufstoßen im Geröll, und sie kamen an uns vorüber. Ein großer schlanker, aber kräftig gebauter Führer mit dunkelm Gesicht und schwarzem Schnurrbärtchen. Artig lüftete er den Hut und sagte:

„Guten Abend!"

Ihm folgte ein starker Herr, bebrillt mit blondem Vollbart, schwer schnaufend vom Marsch. Er setzte sich sofort in der Hütte und verlangte zu essen. Wir hörten ihn fragen, unterhandeln und schimpfen. Dann wurde wieder alles still, und nach einer Weile kam der Hüttenwart zu uns heraus und erzählte, der Gast habe allerlei Ansprüche gestellt, als ob er sich in einem großen Hotel befände. Er habe sich darüber aufgehalten, daß es nur Conserven gäbe.

Ich ärgerte mich darüber und sagte zu dem neuen Führer, der neben uns vor der Hütte stand:

„Der gute Mann sollte sich doch freuen, daß er überhaupt etwas kriegt und nicht in den Felsen bivouakiren muß!"

Schmunzelnd zuckte der große junge Führer die Achseln. Er gab mir recht, nur wollte er gegen seinen Herrn nichts sagen. Das gefiel mir von ihm, und da der Dicke in der Hütte sitzen blieb, so fing ich mit dem Führer ein Gespräch an. Deutsch sprach er mit einem gewissen Accent. Ich hielt ihn auch seines Aeußeren wegen für einen Ladiner, vielleicht aus dem Grödner Thal, da er gelegentlich erwähnte, er sei nicht von hier.

Ich erfuhr, daß er auf vier Wochen dauernd von zwei Engländern gemiethet sei, mit denen er seit ein paar Jahren zu gehen pflege. Sie wären jetzt unten in Schluderbach und machten ein paar Tage Rast. Dem einen sei bei der Besteigung der Croda rossa gestern durch einen Stein, den der andere losgemacht, der Fuß verletzt worden. Während der unfreiwilligen Ruhepause hätten sie ihm erlaubt, eine Tour mit anderen Herren anzunehmen. So wäre er heute Abend auf die Drei-Zinnen-Hütte gekommen.

„Und was wird morgen früh gemacht?" fragte ich.

„Die kleine Zinne; aber i mein', die große ist für den Anfang auch gut, daß i weiß, wie der Herr sein Sachen macht."

Neben einander standen sie vor uns, die gefürchteten Zinnen, die große, wie eine gewaltige Kathedrale, in der Vorderansicht, den Blick auf Portal und Thurm, war gerade beinahe vom Nebel frei, — die kleine Zinne noch jäher, wilder, unnahbarer geformt, einem Dachreiter auf dem gothischen Dome gleich, kleiner aber noch spitzer, ein Felsgebilde, das einst bis in neueste Zeit für unersteiglich gegolten, verbarg sich in Wolken.

Ich wollte Bedenken dagegen äußern, auf die Zinnen zu gehen, wenn man die bergsteigenden Fähigkeiten des Begleiters nicht kennt. Doch der Führer mußte selbst wissen, was er zu thun und zu lassen hatte. Ich mochte mich nicht einmischen, und beruhigt ward ich auch durch den jungen Mann, der mir weiter erzählte, daß „sein Herr", wie er ihm unterwegs mitgetheilt, „eine Menge Berge in der Schweiz gemacht".

Bald darauf gingen wir zur Ruhe. Der junge fremde Führer zuerst: er bedurfte des Schlafes, denn in den nächsten Tagen standen ihm mit seinen beiden Engländern große Anstrengungen bevor. Er kam eigens zu mir um „Gute Nacht" zu sagen, lüftete in seiner ungezierten, höflichen und doch stolzen Weise den Hut, daß man sein glänzendes, tiefschwarzes Lockenhaar sah, und ich gab ihm, wie ich es immer thue, kräftig die Hand. Diese Leute sind unsere Kameraden während vieler Stunden in Schnee und Eis, auf schlechten Felsen. Unser Leben hängt mehr wie ein Mal an ihrem Seil. Dort sind sie beinahe unsere Herren, — soll das Verhältniß sich nun auf sicherem Hüttenboden umkehren?

Während ich meinem eigenen Führer „Gute Nacht" wünschte, fiel mir ein, nach dem Namen des schönen kräftigen Burschen zu fragen.

„I denk', Sie kennen ihn. I hab' mir denkt, Sie hab'n scho vielleicht früher amal an Tour z'sammen macht!"

„Ich sehe ihn zum ersten Mal!"

„Das ischt der Bassi."

„Santo?"

„Santo Bassi! Jo!"

„Aus San Vito?"

„Aus San Vito! Jo!"

Unwillkürlich drehte ich mich nach der Seite um, wo der junge Führer verschwunden war, als müsse ich ihn mir nach dieser Neuigkeit genauer ansehen. Doch er lag wohl schon oben im Heu. Eigen war es mir doch, nun auch den Liebhaber der schönen Cadoranerin durch Zufall getroffen zu haben. Sie paßten zu einander! Es war ein schöner Bursche, ohne Zweifel!

Die Nebel hatten inzwischen die Zinnen wieder völlig verdeckt, aber auch die Dunkelheit war beinahe ganz hereingebrochen. Wir hatten jede Hoffnung auf eine Aenderung des Wetters aufgegeben, und ich ging mit dem Bewußtsein in den Schlafraum, daß ich am anderen Morgen würde ausschlafen können.

Mit Lärm, Brummen, Schelten stand der dicke Herr in der Nacht auf. Da ich durch seine Rücksichtslosigkeit nun doch nicht mehr schlafen konnte, erhob ich mich ebenfalls und trat fröstelnd und verschlafen vor die Hütte.

Es hatte kaum zu dämmern begonnen, und noch immer lag alles im Nebel. Während der Stunden, die wir geruht, war Regen niedergegangen. Das Geröll rundum zeigte es in der dunkleren Färbung schon an. Ich streckte die Hand aus: Jetzt hatte es aufgehört zu regnen, aber nach kurzer Verständigung mit meinem Führer gaben wir unsere Pläne auf. Die Temperatur war dermaßen gesunken seit dem Abend, daß wir annehmen konnten, in größeren Höhen würde Neuschnee gefallen sein. Ich beschloß, mich, wenn ein freundliches Geschick den unangenehmen dicken Herren entführt, noch einmal ein paar Stunden aufs Ohr zu legen. Dann konnten wir gemächlich über den Lavaredo-Sattel zum Misurina-See absteigen oder vielleicht durch das Rienzthal nach Landro.

Santo Bassi stand schon reisefertig da mit Rucksack und Seil, den Eispickel in der Hand.

Wir wünschten uns „Guten Morgen", und ich fragte, ob sie, in Anbetracht des Wetters über Landro oder den Misurina-See nach Schluderbach zurückkehren würden.

„Ueber die Zinnen!" meinte lächelnd Santo Bassi.

Erstaunt antwortete ich: „Bei dem Wetter?"

„Es wird schön! Und mein Herr will. Mir is's scho recht!" gab er zurück.

Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen: „Und denken Sie nicht an Pieve?"

„Pieve?"

Erstaunt blitzte er mich aus seinen dunkeln Augen an. Es war, als wollte er zuerst böse werden, dann aber sah er mir ins Gesicht, und als ich noch mit einem Ton der Bewunderung sprach: „La bella Enrichitta!" fing er an zu lachen, wobei er eine Färbung dunkler ward, und meinte nur überlegen, indem er die kräftigen schönen Glieder straffte:

„Ah . . . . Chi va piano, va sano!"

Mein Widerwillen, der dicke Herr erschien, und, ohne auch nur Lebewohl zu sagen, streifte er mich im Vorübergehen mit einem Blicke, der soviel heißen mochte als: „Was hast Du Dich eigentlich mit meinem Führer zu unterhalten? Der geht Dich gar nichts an!" Santo Bassi aber nahm freundlich den Hut ab und rief mir noch im Gehen zu, wohl in der Meinung, ich verstände Italienisch, und dadurch vielleicht zutraulich gemacht:

„Grazil, Signore, pro ‚la bella'! A rivederci!"

Und mir stand unwillkürlich wieder die schöne Cadoranerin vor Augen, lässig die Alpenrose im Mundwinkel, die ihr Santo Bassi geschenkt.

Ich trat wieder in den Schlafraum, warf mich auf die Matratze, wickelte mich in meine Decke und freute mich wie ein König, nun endlich das Zimmer allein zu besitzen. Darüber schlief ich bald ein und holte die gestörte Nachtruhe so gründlich nach, daß es längst Morgen war, als ich erwachte.

Die Zinnen schauten ganz wundersam aus: Unten noch immer verschleiert, oben jedoch frei. Dichte Nebelschleier wanden sich um die jähen Spitzen, stiegen hier und dort, senkten sich an anderen Stellen. Ein Riß in den Wolken, und plötzlich zeigte sich ein Stück blauer Himmel, aber er verschwand sofort wieder. Dann tauchte links einmal die Pyramide des Paternkofels auf, um nach ein paar Secunden wieder in den grauen Dunstballen zu vergehen.

Mein Führer meinte, heute würde wohl niemand zur Hütte heraufkommen, und es wäre das Beste, wir machten uns nun auch bald auf den Weg. Da ich den Abstieg über den Lavaredo-Sattel noch nicht kannte, so beschlossen wir, dorthin zu gehen. Ich war ein wenig in gedrückter Stimmung wegen des Wetters, da ich, ein bescheidener Steiger, nur meine Bergfahrten wegen der Schönheit der Blicke, der Erhabenheit der Gebirgseinsamkeiten unternehme. Doch da es bei unserem Aufbruche ein bißchen heller ward, so klärte sich auch meine Laune auf.

Gerade als wir gingen, kam noch eine Gesellschaft von Landro herauf: mehrere Damen und mehrere Herren mit zwei Führern, schwer bepackt. Sie wollten, wie wir aus ihren Gesprächen entnahmen, gern eine Besteigung der kleinen Zinne erleben, von der sie die fürchterlichsten Dinge gehört und hatten offenbar die Idee, solch eine Kletterei werde dort wie ein Schaustück den Gästen vorgeführt. Das unsichere, jedoch sich klärende Wetter war ihnen willkommen gewesen, da etwaige Besteigungen nun wahrscheinlich später stattfanden.

Als sie hörten, ein Herr sei heute früh mit Führer auf die große Zinne gegangen, wären sie am liebsten sofort wieder aufgebrochen. Doch sie hatten sich eingebildet, wie es nun herauskam, die Hütte stände unmittelbar unter den Zinnen, etwa wie die Bauhütte am Kölner Dom. Nun waren sie sichtlich empört, daß man, um auf die Anstiegsseite zu gelangen, noch eine Stunde zu gehen hätte. Eine der Damen erklärte, nicht einen Schritt mehr machen zu wollen, und einer der Herren sagte mit norddeutschem Sprachklang:

„Ich bin überhaupt wie zerschlagen!"

So beschloß die Gesellschaft vor allen Dingen sofort zu frühstücken. Nach dem Frühstück würde sich das weitere schon finden.

Durch dieses Zwischenspiel war meine ganze Heiterkeit wiedergekommen, und ich mußte laut auflachen, als mir mein Führer erzählte, das Gerücht von den Zinnenbesteigungen komme wahrscheinlich von den beiden Engländern Santo Bassi's, deren Thaten wohl von Schluderbach nach Landro gedrungen, und denen man, vielleicht gerade, weil Santo thatsächlich nach der Drei-Zinnen-Hütte gegangen, eine Besteigung der kleinen Zinne über die Nordwand andichte, allerdings eine der schwierigsten Klettereien in den gesammten Alpen.

Wir querten gemächlich einen Schutthang unter den Wänden des Paternkofels, in dem ein ausgetretener Pfad hinlief. Immer näher kamen wir der kleinen Zinne, um die unser Weg herumführte. Die Felswände stiegen fast unvermittelt aus den Karrenfeldern auf. Sie ragten düster aus dem Nebel, schwarz vom Regen. Langsam bummelten wir hin. Ab und zu warf ich einen Blick auf die Zinne, an die sich eine ganze Geschichte knüpft, von der einst Michel Innerkofler, der berühmte Dolomiten-Führer, der später drüben, nicht fern von uns, am Monte Cristallo, seinen Tod gefunden, auf die Frage, ob ihr beizukommen, gesagt: „Ja, wannst Flügel hätt'st!"

Und doch hatte er sie bezwungen! Ein ganzes Ersteigungsfieber hatte sich daran geknüpft. Eine neue Aera des Bergsteigens hatte sie eingeleitet; das Wort „unmöglich" schien, seitdem sie noch von Norden über den fast senkrechten, kirchthurmartigen Absturz erstiegen worden, aus dem alpinen Sprachschatze getilgt.

Die kleine Zinne war historisch geworden.

Ich betrachtete sie wieder genauer, als wir uns nun der Südseite gegenüber befanden, wo der Einstieg stattfindet. Nun kamen wir dem kleinen Schuttsattel nahe, der sie von der großen Zinne trennt. Deren Wände stiegen weniger fürchterlich zu den Wolken empor. Schutt, Absätze und Bänder, steil geschroffte, doch gut

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gangbare Felsen vermitteln in den unteren Regionen den Anstieg.

Wir blieben einen Augenblick halten und lehnten uns auf die Pickel.

„Jetzt müssen's längst im Abstieg sein!“ meinte mein Führer, nachdenklich die Zeit überschlagend. Ich glaubte, der Santo würde mit dem Dicken schon geraume Zeit der Misurina-Straße zusteuern, doch mein Begleiter sagte lächelnd, während er den Halt benutzte, um sich die Pfeife anzuzünden:

„I glaub nit, daß 's scho herunter kommen sind. Die werd'n sich nit beeilt hab'n, und verschnaufen müssen's sich a am Gipfel.“

Mir kam ein Gedanke:

„Vielleicht sehen wir sie herunterkommen!“

„Scho meglich!“

Und unwillkürlich gingen wir näher an die Wände heran. Sie wuchsen und wuchsen aus dem Dunste: Kleine Zacken bildeten sich zu mächtigen Felsen heraus, niedrige Stufen schwollen zu hohen Wandabsätzen an, immer jäher, immer gewaltiger wurden die wilden Schroffen und Abstürze. Weiter oben alles verhüllt. Es schien mir sogar, als ob die Schleier besonders dick wären. Es flößte mir eine leise Besorgniß ein:

„Ist's nicht unvorsichtig bei dem Nebel?“

„Ah, na! Der Santo der kennt die Zinne so genau. Wann's dem Herrn nicht um eine scheene Aussicht zu thun ischt. Dem Santo ischt der Nebel scho recht!“

Ich erfuhr noch, der Dicke sei ein nobler Herr, habe der Santo behauptet, wenn er auch immer schimpfe. Er habe dem Santo eine gute Bezahlung zugesagt, wenn er mitgehe, denn in Schluderbach wären sonst alle Führer versagt gewesen gestern, und die Gesellschaft, die wir oben auf der Hütte verlassen, würde die Führer auch wohl nur bei dem Wetter bekommen haben.

Nun waren wir ganz nahe herangekommen. Rucksäcke und Pickel, die vor der Kletterei abgelegt werden, meinte ich gerade unter der der großen Zinne zugekehrten Wand auf dem Geröll liegen zu sehen. Als dunkler Fleck zeichneten sie sich ab.

„Sie sind also auf die kleine Zinne?“ fragte ich erstaunt, doch mein Führer blickte nur starr hinüber, ohne mir eine Antwort zu geben. Ich begann noch einmal:

„Dort legt man doch das Gepäck ab für die kleine, aber nicht für die große . . .“

Meines Begleiters Züge hatten einen furchtbaren Ernst angenommen:

„Dort hat man sei Lebtag nix abgelegt! Das ischt . . . das ischt . . .“

Und er schaute wieder mit angespannten Nerven hinüber nach dem kleinen, durch eine Anhäufung des Schuttes davor, nur undeutlich zu erkennenden, schwarzen Fleck. Er schien noch immer keine Worte zu finden, sondern trat links auf einen Felsblock, der vielleicht eine bessere Uebersicht ermöglichte. Ich nahm sofort meinen Feldstecher vor die Augen und fast im selben Athem riefen wir:

„Ein Mensch!“

Einen Rücken konnte man erkennen und etwas wie einen Stiefel, der über das Geröll emporsah. Die Stellung erschien so wunderbar, daß von einem Ruhen nicht die Rede sein konnte, und dort unter die Felswände, wo immer von den schmalen Bändern und Gesimsen gerade bei diesem Wetter ein Steinfall zu befürchten stand, würde sich niemand legen.

Es schien fast ohne Zweifel: Es war ein Abgestürzter.

Wir liefen so schnell uns die Füße über das Geröll trugen nach der Stelle hin, und je näher wir kamen desto sicherer ward unsere Vermuthung. Immer deutlicher wurden die Umrisse des Körpers, der dort lag, und als ich nur noch einige Schritte entfernt war, sah ich eine zweite, wie es mir dünkte, leblose Masse, nur wenige Schritte davon.

Es war Santo Bassi mit seinem Herrn.

Keuchend noch vom eiligen Lauf standen wir neben den beiden. Der erste Blick brachte uns die Gewißheit: Hier war jede Hülfe vergebens. Der Tourist war sehr entstellt, wohl von mehrmaligem Aufschlagen auf Bänder und Stufen. Sein Führer lag da auf dem Rücken als schliefe er ruhig. Der Hut befand sich ein Stück davon. Aus Santo Bassi's schwarzem Lockenhaar schaute eine furchtbare, ohne jeden Zweifel sofort tödtliche Wunde.

Der Fremde hatte das Seil noch um den Leib, aber es war zwischen ihm und seinem Führer gerissen. Das mittelste Stück fehlte. Vielleicht hing es irgendwo noch oben an einem Felsen.

Mein alter Führer stand tief erschüttert neben den Todten. Er nahm den Hut mit seinem Führerzeichen und Gamsbart vom Kopfe, strich sich mit der braunen Hand das ergraute Blondhaar, und eine Thräne lief über seine sonnenverbrannte Wange in den langen graublonden struppigen Bart. Ich sah, wie ein salziger Tropfen ihm auf dem Handrücken zitterte, um perlend abzufließen.

Der alte Mann fing leise an zu beten.

Und auch ich zog den Hut. Es war still um uns, die Nebel geisterten wieder umher, von Ferne, ganz von Ferne hörten wir das Aufschlagen eines Steines, der irgendwo als Todesgruß von der Ferne herabgesandt worden.

Ich betrachtete Santo Bassi's Hand, sie hielt noch immer krampfhaft das Seil umspannt, das tief ins Fleisch geschnitten. Blutige Spuren zeigten, wie bis zur letzten Secunde der junge Führer seine Pflicht gethan.

Eine kurze Besprechung mit meinem Führer, und wir kamen überein, daß er zur Hütte eilen sollte um die traurige Botschaft zu bringen. Vielleicht war die Gesellschaft noch da, die gern eine Besteigung erleben wollte und stellte ihre beiden Führer zur Verfügung. Wie eine Ironie des Schicksals dünkte es mir, daß sie gerade recht gekommen.

Ich sollte, bis die Führer einträfen, bei den Verunglückten bleiben, den unglücklichen Berggenossen den letzten Dienst zu erweisen.

Ein Stück wich ich zurück, um nicht unter der Wand zu stehen, an der die Todten vielleicht Steine losgemacht, die noch einmal herunter sausen konnten. Der alte Führer eilte davon zur Hütte. Er sprang über die Platten und Steine, er lief in langen Sätzen. Kleiner wurde er und kleiner, dann verschwand er hinter dem Felsen. Ich hörte noch Poltern und Rollen unter seinen Tritten, dann erstarben auch diese Laute menschlicher Anwesenheit, und ich stand ganz allein als Wache bei den Todten.

Den Pickel bohrte ich in das Geröll, lehnte mich auf die eiserne Haue, die Waffe des Bergsteigers im Kampfe mit den Höhen, und hielt stumm die Todtenwacht. Der Fremde lag etwas tiefer, ich sah ihn von meinem Standpunkte kaum. Nur Santo Bassi erblickte ich deutlich. Immer schaute er noch aus, als wolle er schlafen. Wie ich hinüberstarrte, fiel mir sein Rock erst auf, der zerrissen und durchlöchert war wie ein Sieb.

Ich schaute zu den Felswänden hinan, von denen die beiden den langen letzten, tiefen Fall gethan. Ich blickte hinauf, um die Stelle zu ergründen, wo sie ausgeglitten, oder wo der Herr den Fehltritt gemacht, den Santo nicht mehr hatte ungefährlich machen können. Seine vom Seil zerschnittenen Hände zeigten an, daß er Menschenmögliches aufgeboten, um im Sturz die schwere Masse zu halten. Waren sie bei einer Traverse gefallen? Hatte der eigenmächtige Mann gegen die Weisung des Führers gehandelt? War er vielleicht abgestürzt, während Santo geklettert, um einen sicheren Standpunkt zu erreichen? Hatten sie die kleine Zinne versucht, statt der großen, vielleicht weil der Herr gedrängt, weil er höheren Lohn versprochen?

Sie hatten keinen Zeugen. Niemand würde je ihr Geheimniß klären. Santo Bassi konnte nie wieder den Mund aufthun, um zu erzählen wie es gekommen.

Nie wieder brachte er eine Alpenrose der schönen Cadoranerin!

Und wie ich an sie dachte, während die Wolken tiefer und tiefer an den furchtbaren Wänden der kleinen Zinne niedersanken, während die tiefe Oede und Einsamkeit des ewigen Hochgebirges mich umgab, wo antwortlos der Laut der Menschenstimme verklang, wo nichts sich regte in der grenzenlosen Stille, als nur der Donner eines Steinfalles, des Todesgrußes der Höhen, da stand mir plötzlich, wie durch eine Luftspiegelung der Phantasie jenes freundliche sonnige Alpenthal vor Augen, jene Bergstadt Tizian's: Pieve di Cadore.

Es war mir, als säße ich wieder drunten im Café am lauen Sommerabend unter dem sternenfunkelnden Firmament, und vor mir, hart mich streifend, ging die Schönheit am Arme der Freundin vorüber, lächelnd, die schwarzen Augen werfend, mit wiegendem stolzen Gang gleich einer Königin, die Alpenrose im Mundwinkel, eine dunkelrothe, dunkel wie sie nur ganz oben wächst in großen Höhen, — ganz oben in großen Höhen, wo mit zerschmetterten Gliedern der lag, auf den sie wartete, der ihr nie wieder eine Alpenrose brächte.

Mir schien meine Geschichte von Tizian und der schönen Cadoranerin, die ich mir ersonnen, sehr matt, sehr falsch. Der alte Herr in Pieve hatte recht gehabt: Die Wirklichkeit war ganz anders, das Leben hatte andere, reichere, sattere, grellere Farben auf seiner Palette.

Ich lehnte mich fest auf meinen Pickel und sann und sann.

Die Nebel waren fast bis zum Geröll niedergesunken, sie hatten die jähen Wände versteckt, die Feuchtigkeitgesättigten Wolken begannen sich zu lösen, ein feiner Regen sickerte langsam auf das Gestein.

Nachdruck verboten.

„Der schwarze Mann!“

Dem Leben nach erzählt von M. Schmidt-Cartlow in Berlin.

(Schluß.)

III.

Der Märzschnee glitzert auf den Bäumen und Sträuchern des alten Schloßparks zu Eschenrode. An Bobby's Krankenbett sitzt Sylvie und windet an einem Schneeglöckchenkranz für die „neue“ Mama, die der Papa ihnen von seiner Reise mitbringen will. Die Hälfte der feinen Stiele brechen die kleinen ungeschickten Finger ab, und schließlich bleiben nur weiße Köpfchen übrig. Aber Sylvie betrübt das nicht! Irgend jemand hat heute von dieser neuen Mama gesprochen und etwas von „Liebhaben“ dabei gesagt. Nun überlegt das Kind den ganzen Tag, wie das wohl werden wird? Es hat nie etwas anderes über Stiefmütter gewußt, als daß sie kleine Kinder schlagen, und ist immer froh gewesen, daß es Fräulein Lorm gehabt, die ihm und Bobby nie einen einzigen Schlag gegeben! Nun sollte es eine Stiefmutter bekommen, die es lieb haben wollte! . . .

Außer dem Papa, der immer draußen auf den Feldern war oder fort auf Reisen, hatte niemand die Kleine so richtig lieb gehabt, aber sie war oft einsam gewesen und wußte nicht, warum, weil doch Bobby immer mit ihr spielte! Während sie jetzt über alle diese wichtigen Dinge nachdenkt, bricht sie die Blumenköpfchen ab. Wahrscheinlich muß diese neue Mama von Gold, oder aus dem Himmel herausgekommen sein, weil sie so gut sein soll, und das Herz schlägt ihr vor Aufregung, etwas so Schönes, Wunderbares, sehen zu dürfen. Eben so laut schlägt es, wie vor der Christbescherung am Weihnachtsabend.

Bobby, in seinen weißen Kissen, glüht wie eine Feuerkugel. Er hat es mit den Augen verfolgt, wie Sylvie beinahe jeden Stengel abgebrochen. Ihm ist das ein Zeitvertreib gewesen, — nun steckt er sein Fingerchen in den Mund.

„Hab' so Weh-Weh!“ wimmert er mit seiner heiseren, weinerlichen Stimme.

„Sehr tolles?“ fragt das kleine Mädchen zärtlich und bricht dabei auch noch den letzten Blumenstengel ab.

„Hm! . . . Sehr tolles!“

Sylvie ist beruhigt. Sie reicht ihm tröstend ein Schneeglöckchen herüber, und als er weiter wimmert, holt sie ihm ihre Lieblingspuppe, die grüne Tirolerin.

Bobby ist ein müdes, krankes Kind, das bald weiter quarren wird, aber diese Puppe, die ihre Augen öffnen und schließen kann, liebt er über alles. — Er beginnt, sie auszuziehen und zieht sie dann wieder an . . .

Er setzt Sylvie's Kranz auf ihre blonden Zöpfe, er preßt sie in seine Arme und küßt sie auf ihre runden, starren Glasaugen. Er hat sie so lieb, so lieb! Der erste schwache Freudenschimmer huscht über sein verweintes Gesichtchen. Aber alles dies macht ihn heiß, und er muß wieder schlucken. Er kann gar nicht mehr schlucken, der arme, kleine Kerl!

„Hab' so Weh-Weh!“

Die Thränen stürzen aus seinen Augen. Die Tirolerin ist vergessen! Sylvie kümmert das nicht mehr! Ihre ganze Seele ist bei der neuen „goldenen“ Mama, die in diesem Moment im Schlitten über den Schloßhof fährt. Sie hört die Glocken läuten und stürzt ans Fenster. Ihre Augen leuchten wie eine kleine Menschensonne, aber sie merkt es nicht, wie bitterlich ihr Brüderchen vor Schmerzen weint.

Fräulein Lorm im Nebenzimmer hat es gehört, und als sie in die Thür tritt, denkt Bobby plötzlich ans Dunkelwerden! . . .

Er sieht das Fräulein niemals kommen, ohne irgend etwas Schreckliches zu denken!

„Du weißt doch,“ sagt sie mit gedämpfter Stimme, und ist bemüht, ihm die Thränen abzutrocknen, „Du weißt doch, Bobby, wer diese Nacht durch Euer Zimmer gehen wird, wenn Du kein gutes, frommes Kind gewesen bist?“

„Wer?“ unterbricht sie der Kleine athemlos, schon in Erwartung eines neuen Geistes.

Fräulein Lorm thut, als horche sie mit Sylvie auf die Schlittenglocken.

„Nun, Eure Mutter!“

Ein Seufzer der Erleichterung . . .

„Bloß die lebendige, die uns der Papa mitbringt?“

„Nein, Eure todte!“

Fräulein Lorm sagt das kalt, mitleidslos, aber Bobby kreischt auf voller Entsetzen. Er weiß, daß sie kommen wird, weil die andere es gesagt hat, und diese andere gäbe etwas darum, hätte sie es nicht gesagt!

Zum ersten Mal im Leben hat sie diesem verschüchterten Kinde gegenüber ihren Zweck verfehlt! Zum ersten Mal hat sie sich völlig verrechnet! —

Kurze Zeit darauf, als Graf Stauffen seinen Kleinen die neue Mutter bringt und Sylvie auf ihrem Schoß vergeblich nach dem goldenen Krönchen sucht, das sie in ihren Haaren vermuthet hat, liegt Bobby in wilden Fieber-Phantasien, in der Gesellschaft von hundert Geistern, die alle als schreckliches Gerippe in einem weißen Laken durch das Zimmer huschen! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Dunkelheit bricht herein! Gretchen sitzt an dem Krankenbett ihres kleinen Sohnes, endlich an ihrem rechtmäßigen Platz! — Sie hat die Lampe bringen lassen und legt nasse Tücher auf sein brennendes Köpfchen.

Fräulein Lorm, deren Gegenwart das Kind zu beängstigen scheint, hat sie hinausgeschickt. Sie selbst ist nicht schwarz, auch nicht weiß gekleidet, und sie hat augenscheinlich etwas Beruhigendes für seine überreizten Nerven. Es muß sie nicht für einen Geist ansehen! Alles andere sonst, das sein Bettchen umsteht, sind Spukgestalten! . . . Es kennt sie, es plappert ihren Namen vor sich hin, und Gretchen lauscht darauf! Sie hat noch nie in ihrem Leben ein so krankes Kind gesehen! —

Mit einem jähen Ruck zieht Bobby das Deckbett über die Augen. Er sieht Jakob, den alten Kutscher, der im vorigen Jahr gestorben ist, und den ihm Fräulein Lorm so oft geschickt, noch nach dem Tode! . . . Er sieht lauter winzige, schwarze Männchen auf seinem Deckbett hüpfen, mit großen, glühenden Augen, o! wie glühend! Sie wollen ihn greifen, in ihre Säcke stecken, und dann binden sie sie oben zu. Er sieht, wie sie es machen! Es ist so eng in diesen Säcken, so finster, so furcht-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bar! Und plötzlich weist die zitternde, kleine Hand nach oben hinauf! Höher .... immer höher! Es kommt etwas geflogen!

„Was ist Dir, Liebchen?“ fragt die junge Frau, welche die Vorgänge in des Kindes Seele nur halb erräth und doch bemerkt, wie es körperlich und geistig leidet.

Bobby faltet die Händchen vor der Gestalt, die ihm entgegenschwebt.

„Die todte Mutti kommt!“ ... flüstert er, mit weitgeöffneten Augen, selbst wie der Tod so blaß.

Und dann richtet er sich hoch empor! Es sieht wie ein langer, flatternder Mantel aus, den die Gestalt da oben trägt, wie ein ungeheurer Geistermantel, faltig, blaßgrau, weißlich schimmernd, — und jetzt! ... jetzt breitet sie ihn über Bobby aus, und er muß ersticken! ... —

Ein Fieberschauer schüttelt das todtkranke Kind! ... —

Gretchen legt den kleinen Körper sanft zurück. .. Erschöpft schließen sich seine Augen.

„Weißt Du wohl, Liebling,“ sagt sie dicht an seinem Ohr, „daß es ein Engel ist, der eben da geflogen kam? Er rauscht mit seinen schönen, goldenen Flügeln wie der Wind und will in dieser Nacht an Deinem Bettchen stehen und Dich behüten! Siehst Du ihn mit seinem freundlichen Gesicht?“ —

Gar etwas Wunderbares ist es um das Glauben und Schauen eines Kindes!

Bobby hat die Augen wieder weit geöffnet! Er lauscht! ... Er sieht! ...

Ueber die holden Züge huscht ein Ausdruck hin, so süß, so still-glückselig, wie ich ihn nicht mit der Feder wiedergeben kann! ... Es ist kein Traum allein! Das Kind sieht wirklich seinen guten Engel!

Die Reaction tritt ein, durch die zum erstem Mal der Schlaf in seine Augen kommt. Still wird es, immer stiller, von Minute zu Minute! Die alte Wanduhr tickt! ...

Sie macht das einzige Geräusch, und Gretchen denkt darüber nach, wie wahr ihr altes Großmütterchen gesprochen! ... Wie ernst es ist, die Kinderschuhe auszuziehen und jene weite, pflichtenreiche Reise durch das Leben anzutreten! —

— — — —

Viele Tage sind darüber hingegangen! Gretchen sitzt noch immer an Bobby's Krankenbett, aber die Pflicht ist es jetzt nicht mehr allein, jetzt ist es auch die Liebe, die sie hier wachen läßt, innige, aufopfernde Liebe, die sich selbst vergißt um des geliebten Wesens willen!

Niemand von den Ihrigen, sie selber nicht, hatte je geahnt, daß ihre Seele jemanden so lieben könne, wie sie dieses hülflose Kind lieben gelernt, dem sie der Inbegriff von Glück und Frieden geworden! Sie alle hatten es vergessen, über das Schicksal der Liebe nachzudenken! Sie wird uns wohl gegeben, aber was wir lieben sollen, wird uns nur geliehen! Wenn sie zur Reise kommt, dann nimmt Gott wieder, was sie nährte, und Liebe bleibt allein!

Gretchen beobachtet den kleinen Schläfer ... Sie weiß, daß die Heftigkeit der Krankheit gebrochen ist, und zum ersten Mal hat heute der Arzt Hoffnung auf Besserung gegeben. Wie sie sich über das Bettchen beugt, schlägt Bobby seine Augen auf. Sie haben jenen zärtlichen, fragenden Ausdruck, der ihnen in lichten Momenten häufig eigen ist! Das Kinderhändchen schmiegt sich in die ihre.

„Mutti!“

Es klingt so süß, dieses Wort, besonders für Gretchen, die nicht Bobby's rechte Mutter ist und doch für ihn denkt und sorgt wie eine solche, die ihm sein ganzes Leben hindurch jene echte, wahre Mutterliebe schenken würde!

„Mutti, fliegt da wieder ein schöner Engel durch die Stube?“ ...

„Ich denke wohl, Herzchen! Das ist immer derselbe, der Dich behütet hat, als Du so krank warst, der jeden Abend wiederkommt!“

„Immer derselbe?“ — wiederholt das Kind, „der all die häßlichen, schwarzen Männer weggeschickt, als Du mit Papa zu uns kamst? ... Weißt Du noch, Mutti?“ ...

Bobby sieht so glücklich aus! Es liegt ein seltsamer Ausdruck in den großen, blauen Augen, welche theils auf Gretchens Gesicht, theils auf den Engel gerichtet sind, den sie zu sehen glauben. —

„Ist es sehr schön zu fliegen, Mutti?“

„Sehr schön, aber schlaf' jetzt wieder ein, mein Liebling!“

Vieux Saxe. Gruppen, Figuren, Schalen und Leuchter der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meißen.

Siehe den Artikel Seite 110.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich hab' bloß so Durst!"

Gretchen holt die Himbeer-Limonade vom Krankentisch, und der Kleine trinkt in langen, vollen Zügen. Er erscheint ihr schwächer, nun das Fieber nachgelassen hat, aber sie weiß ja, daß sie wenigstens nun wieder hoffen darf. Dann bleibt es eine Viertelstunde still, und nur die Wanduhr tickt leise ihren alten, monotonen Schlag, der niemanden stört. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mutti, erzähl' mir, wie das auf dem Bilde ist!"

„Auf was für einem Bilde, Bobby?"

„Auf Deinem! Wie macht der gute Engel das, wenn er mit dem kleinen Kinde in den Himmel fliegt? . . . So hoch, über all die Häuser fort? Ist es nicht zu schwer für ihn?"

Gretchen versteht jetzt diese Frage. Bobby meint das Bild, das allbekannt geworden ist unter dem Titel: „Zu Gott". Sie hat es ihm einmal selbst gezeigt, und es hat hier über ihrem Schreibtisch seinen Platz bekommen.

„Wie macht der Engel das?" fragt Bobby wieder, so sehnsüchtig, als hinge seine Seligkeit von ihrer Antwort ab.

„Er trägt es in seinen Armen, Liebchen, und hält es so fest, daß es nicht zur Erde fallen kann!"

„Und das ist dann Fliegen, Mutti?"

Gretchen nickt, und es kommt ihr vor, als werde Bobby's Gesichtchen von Minute zu Minute schöner, als träume seine kleine Seele von tausend wunderbaren Dingen, die ihr selbst verborgen sind. Seine Finger, die wie Spinnenfäden durchsichtig geworden, zittern in ihrer Hand.

„Möchtest Du etwas, mein süßer Liebling? . . . Alle Wünsche wollen Papa und ich Dir gern erfüllen!" . . .

Gretchen möchte aufstehen und Clemens rufen! Bobby's Alabasterbläße ist so auffallend geworden! Sie kann aber nicht fort!

Das Kind richtet sich langsam, lächelnd auf. Es legt schmeichelnd die Aermchen um seiner Mutter Hals.

„Was will mein kleiner Schatz?"

„Weiß nich'!" sagt es mit seiner leisen, süßen Stimme, „bloß fliegen! . . . Mutti, woll'n wir 'mal?"

Wahrscheinlich meint es, den Engel in ihr zu sehen, der auf dem Bilde mit dem Kindlein gen Himmel fliegt! Wahrscheinlich!

Das ist kein Fieber! Das ist der Tod! Ganz plötzlich lassen die Hände los, das matte Körperchen sinkt zurück. Ein Zucken huscht um das lächelnde Mündchen! Dann ist alles vorüber! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich übergehe die ausführliche Schilderung verschiedener Dinge, die sich im Laufe der Zeit, nachdem Bobby gestorben, in Eschenrode ereignet haben. Dem Ausspruch des Arztes zufolge war die Körper-Constitution des Knaben durch die beständige Nervenüberreizung so geschwächt, durch die seelischen Erregungen, die beinahe täglich durch Geister- und Spukgeschichten hervorgerufen, so vollständig zerrüttet worden, daß dieselbe einer schweren Krankheit nicht Widerstand hatte leisten können. Auch Fräulein Lorm's Abgang aus Eschenrode übergehe ich mit Schweigen. Der ergreifende Ernst der Thatsache spricht für sich selbst genug! Möchte er eine Warnung sein für alle die, welche bisher die Sache leicht genommen, welche nur zu gern den „schwarzen Mann" für ein Kinderleben verwerthen, weil er bequem für ihre Zwecke ist, weil er stumm macht, ohne Lärm zu machen! Möchten sie alle an die Verantwortung denken, die sie mit einer solchen Kinderseele übernommen haben! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf Bobby's kleinem Hügel, dicht hinter der Kirchhofsmauer, blühen die schönsten Veilchen . . . Sylvie sitzt in der Frühlingssonne und pflückt davon. Das eiserne Gitterthor knarrt in seinen rostigen Angeln und schlägt hinter einem alten Mütterchen zusammen, das eine große Gießkanne in den Händen trägt. Es geht mit ihr von Grab zu Grab und begießt darauf die Blumen. Sylvie hält inne im Veilchenpflücken . . . sie kennt die Alte! Es ist die Frau vom Kutscher Jakob, der voriges Jahr gestorben ist, und all die vielen großen und kleinen Gräber gehören ihr allein! Sylvie mag sie gern leiden! Sie hat zu Hause eine so hübsche, weiße Ziege, die garnicht stößt mit ihren Hörnern, und Sylvie darf in den Stall gehen, so oft sie will! Sie sieht zu, wie die Alte es macht, wenn sie die Blumen begießt. Es muß gar zu schwer sein, diese große Gießkanne zu tragen! Sylvie geht zu ihr heran.

„Sind das hier alle Deine kleinen Kinder, Rieke?" fragt sie interessirt, indem sie auf die Gräber weist.

„Alle mitsammen, Dirning! 'S sind halt genug!"

Die Alte läßt sich nicht stören. Sie jätet das Unkraut auf dem kleinsten Hügel aus, das um das bescheidene Holzkreuz wuchert.

„O, das ist gut!" sagt die Kleine, „dann haben sie's viel besser, als unser Bobby, der immer allein sein muß!"

„Mußt ihn besuchen, Dirning, mußt ihm frische Blümel bringen! Die Todten lieben's halt auf diese Weise!"

„Thun wir auch, Rieke! Ich und Mutti besuchen ihn jeden Tag, und der Papa geht oft noch, wenn es schon dunkel wird, aber wenn er dann wieder weg ist, bleibt Bobby ja doch allein!"

„Rieke jätet weiter . . . Wahrscheinlich weiß sie keinen Rath zu geben! Als ob die Todten nicht zufrieden wären, wenn sie's nur still und friedlich haben!

„Nu aber weiß ich 'was!" sagt Sylvie plötzlich mit freudestrahlendem Gesicht, „das hilft dafür!" . . . Und sie hüpft über den Gottesacker hin, durch die schmalen Stege hindurch, zwischen den gepflegten und den verfallenen Gräbern. Ihre kleine Seele ist erfüllt von einem einzigen großen, befreienden Gedanken! Sie will ihre „Dolly" holen, die Tirolerin, die Bobby so lieb gehabt, — — sie will sie ihm schenken!

Als sie zurückkommt, ist die alte Rieke fort! Sie küßt ihre Puppe noch einmal auf die schönen Rosenlippen, weil sie weiß, daß sie ihr von jetzt ab nicht mehr gehört. Wenn es regnet in der Nacht, so wird das ihr grünes Kleid mit den goldenen Knöpfen gewiß sehr häßlich machen, und die blonden Zöpfe werden sich nie wieder kämmen lassen! . . .

Sie weiß das alles, die kleine Sylvie, aber wenn Bobby die „Dolly" hat, wird er nicht mehr so allein in seinem Grabe sein! Sie setzt sie steif gegen das Marmorkreuz, mitten unter die verwelkten Kränze, und dann geht sie überglücklich nach Hause. Gewiß! Die „Dolly" ist viel besser für das todte Brüderchen als alle seine frischen Blumen! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mutti, was ist eigentlich, wo die Welt zu Ende ist?"

„Der Himmel, Sylvie!"

Die Wrutki-Quelle bei Abbazia. Nach dem Gemälde von E. T. Compton in Feldafing. — Siehe Seite 112.

„Ach so! . . . Und ist denn der Himmel immer? Geht der nie zu Ende?"

„Niemals, Sylvie!"

„Ja, aber warum bin ich und Du und der Papa denn noch nicht, wo Bobby ist? Ich möchte auch sein, wo 'was immer ist!"

Sylvie blickt nachdenklich vor sich hin, und ihre Mutti bindet die Schleife ihres Nachtröckchens zu.

Vor noch nicht langer Zeit hat sie selbst viel weniger, als ihre kleine Tochter, über dergleichen tiefgehende Fragen nachgedacht.

So kann es kommen, daß die Kinder unbewußt die Großen reifen und erziehen helfen!

„Mutti, sag' mir 'mal, warum müssen wir noch warten, bis wir in den Himmel kommen?"

„Weil wir noch besser werden sollen, Sylvie!"

„So gut wie Bobby war? War der richtig gut genug?"

Gretchen antwortet nicht sogleich. Sie nickt nur und glaubt vielleicht, daß dies genügt, aber sie irrt darin!

„Mutti, warum war unser Bobby gut genug?"

O, dieses „Warum" eines Kindes! Und doch hat es ein Recht, es auszusprechen! Wir aber haben die Pflicht, es niemals unbefriedigt zurückzuweisen! Das Kind hat ein Recht auf sich selbst, auf sein kleines Leben, so gut wie der Erwachsene ein Recht auf seine Individualität besitzt! Es hat seine eigene, kleine Welt und seinen eigenen Willen! Wir Großen sollen diesem letzteren gerecht werden, soweit das möglich ist und segenbringend für seine innere Entwicklung! Wir sollen das fragende Kind belehren!

„Mutti, ist Bobby darum so früh in den Himmel gegangen, weil er nu fertig war für den lieben Gott?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja, Sylvie, weil er zu gut war für diese Erde!"

„O, darum!" . . . sagt die Kleine und spricht dann ihr Abendgebet:

„Lieber Gott, ich bitt' Dich,
Mach' mich fromm,
Daß ich nu bald zu Bobby
In den Himmel komm'!"

Zwei Worte hat sie hinzugefügt, weil sie „so gern bald ‚da sein möchte, wo 'was immer ist'!" Dann schläft sie gesund und glücklich ein . . . Sie weiß, ihr Brüderchen spielt diese Nacht mit der Dolly, die zwischen seinen Blumen sitzt, und ist nicht mehr so allein!

Wir aber wollen sie schlafen lassen, diese beiden glücklichen Kleinen, jedes auf seine eigene Weise, und sie werden glücklich erwachen!

Nachdruck verboten.

Vieux Saxe.

Von A. B. in Dresden.

Siehe die Abbildungen auf Seite 105 und 108.

Vieux Saxe! Welche Fülle kulturhistorischer Erinnerungen wird damit heraufbeschworen! Ein ganzes Zeitalter tändelnder, gefälliger Boudoir-Poesie, zärtlicher Liebesabenteuer und unverzeihlichen Leichtsinns, — eine Welt, die der Sturmwind der französischen Revolution hinwegfegte, und die mit tief tragischem Ende fast zu hart büßte, was sie in naiver Genußsucht verbrochen. Marmor und Bronze verewigen die Thaten und Heroen der Geschichte, das gleichfalls dem Zahn der Zeit trotzende Porzellan setzt dem Geschmack, der Mode, den häuslichen und geselligen Sitten und Gebräuchen ein bleibendes Denkmal. Freilich ist es in seinen Kunsterzeugnissen, wie alle Luxus-Gegenstände, auf die oberen Zehntausend beschränkt, die aber spiegelt es in ihren wechselnden Launen mit erstaunlicher Treue wieder.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts begann die Vorliebe für Porzellan an den europäischen Fürstenhöfen sich einzubürgern. Die meist nach dem Vorbilde von Versailles lebenden Potentaten legten kostbare Sammlungen an, vor allem aber der kunstsinnige August II. von Sachsen, der nachmalige König von Polen. Mit großer Leidenschaft wurden von ihm chinesische, japanische, indische und persische Porzellane gesammelt, und die findigen Köpfe des Landes bemühten sich vergebens, die kostbare Masse herzustellen. Da, im Jahre 1707, glückte es dem früheren Apotheker-Lehrling Joh. Friedr. Böttger, der August dem Starken versprochen hatte, Gold zu machen, und deshalb von ihm bis zur Erfüllung seines Versprechens gefangen gehalten wurde, statt des Goldes eine braunrothe Masse zu erfinden, die alle bisherigen Versuche, Porzellan nachzuahmen, weit übertraf. Der König erblickte hierin Aussicht auf eine andere Goldquelle und ermächtigte seinen Alchimisten Böttger durch ein Decret vom 20. November 1709 zur Gründung einer Fabrik.

„Es machte Gott, der große Schöpfer,
Aus einen Goldmacher einen Töpfer"

ließ darum Böttger in goldnen Lettern über sein Laboratorium setzen.

Das ursprüngliche „Saxe" war von rother Farbe. Zahlreiche solcher Geschirre finden sich noch in den Räumen der Manufactur und in der kgl. Porzellan- und Gefäßsammlung zu Dresden vor. Sie zeigen bereits eine sehr gefällige, künstlerische Form. Da sind kleine Theekännchen, deren Deckel von Blättern und deren Henkel von Stielen gebildet werden. Eine andere Theekanne besteht aus einem aufgerichteten Fisch; eine dritte trägt statt der Henkel zwei geschmeidige Eidechsen. Geschliffen zeigt dies Porzellan die verschiedensten Nuancen, vom dunkelsten Braun bis zum lichten Rothgelb. Berühmt ist ein kleines Bas-Relief, Judith, mit dem Haupte des Holofernes, darstellend. Der Grund ist blank geschliffen: die Figuren dagegen haben durch eine leichte Politur an Schärfe und Bestimmtheit der Umrisse verloren. Daran schließt sich ein rothglasirtes Porzellan, dessen Farbe und Vergoldung durch einen eigenen Glanz an die Lackarbeiten der Japaner erinnern. Eigenthümlich ist das eisenfarbige Porzellan ohne Schliff und Glasur, aus dem ein 12 Zoll hohes Frauenbild gefertigt ward. Die Formen der übrigen daraus hergestellten Gegenstände sind höchst originell; manche zeigen noch Spuren von Vergoldung. Endlich gab es schwarz glasirtes Porzellan. Es wurde mit Arabesken und Blumen, freilich nur mittelst Oelfarbe, verziert und mit guter Vergoldung versehen. So ging die Manufactur bereits ihre eigenen künstlerischen Wege.

Der Zufall blieb Böttger treu. 1711 entdeckte er in seinem Haarpuder das Kaolin, die weiße, echte Porzellan-Erde. Auf der nächsten Ostermesse schon gelangten weiße Gegenstände zum Verkauf. Zur Bemalung verwendete man Blau unter Glasur. Mit diesem ausgeführte chinesische Muster bildeten die erste Decorations-Weise; damals bereits entstand das so bekannte Zwiebelmuster, dem eine chinesische Wasserpflanze (Nelumbo) zu Grunde liegt. Die ursprünglichen Fabrikzeichen ahmten chinesische Marken nach. Sie alle sind in Dr. Gräße's „Guide de l'Amateur de Porcelaines" genau verzeichnet.

Bald aber trat das wirkliche Meißener Zeichen, die gekreuzten Kurschwerter auf.

Nach Böttger's Tode nahm die Manufactur einen großartigen Aufschwung, und zwar durch den ausgezeichneten Modelleur Kändler. Er und seine Gehülfen schufen das eigentliche, ideale „Vieux Saxe", einen Schatz von Anmuth, Gefälligkeit und Zartheit, das in der Keramik bis jetzt einzig dasteht. Kändler suchte getreu den Charakter seiner Zeit wiederzugeben, und wie verstand er ihn! Der geniale Meister schuf mit seinen Nippes nicht Puppen, sondern Persönlichkeiten. Ein jedes Köpfchen ist eine Individualität für sich, frisch aus dem vollen Menschenleben herausgegriffen. Freilich war es damals nicht schwer, diesen glücklichen Griff zu thun. Die Porzellan-Künstler standen mit dem Hof in engster Beziehung, und dieser Hof war einer der prächtigsten, vergnügungssüchtigsten der ganzen Welt. Gala-Festzüge, Damenrennen, opernhaft mythologische Aufführungen, Bauernhochzeiten, Schäferspiele, Jagden und Carnevals-Scherze wechselten in tollem Reigen mit einander ab. Heute erschien irgend ein fürstlicher Besuch als Jupiter, August der Starke als Apoll und die Cavaliere und Damen bevölkerten als phantastisch aufgeputzte mythologische Figuren einen recht heiteren Olymp. Morgen gaben König und Königin ein Bauernfest im Gasthaus „Zum verbundenen Herzen" und empfingen als gemüthlich joviale Wirthsleute eine Schar neckischer Bauern und Bäuerinnen in bunten National-Trachten, oder in den naiv leichtfertigen, hochgeschürzten Schäfer-Kostümen. Ein ander Mal wieder drapirte sich der ganze Hof in die pomphaft überladenen Gewänder der italienischen Oper und stelzte in den Heldengestalten Griechenlands gespreizt und liebeschmachtend einher. Das alles copirte Kändler mit überraschender Echtheit, und er suchte sich die vornehmsten Don Juans und die pikantesten Dämchen als Modelle aus. Das Material, das biegsame, jeder Geradlinigkeit und Härte abholde Porzellan, erwies sich für die geschwungene Anmuth und capriciöse Leichtigkeit der Linien des Rococo wie geschaffen. Seine Bestimmung als zierliche Boudoir-Kunst ward endgültig festgestellt.

Die Werke der damaligen Zeit sind unschätzbar und fast unzählbar. Hunderte von gepuderten Cavalieren und Damen umschwärmen uns: auf den wunderbar fein modellirten Gesichtchen lose Neckerei, Verliebtheit oder kokettes Schmachten. Gott Amor, als schlauer Herzenskenner, drängt sich überall hinzu; er scheint die ganze Welt wie Marionetten an unsichtbaren Fäden zu lenken: kindisch übermüthig lacht er sich ins Fäustchen: sie müssen doch alle thun, was er will! Schon die Putten und Kinder tändeln als Pärchen, und trifft man den einen oder die andere allein an, so ist gewiß das Pendant nicht weit, — oder es wird einzeln irgend eine verführerische Kunst, wie Harfenspiel, Flöte, Clavicymbal eingeübt. Die niedlichen Musikanten und Musikantinnen treten gleich serienweise auf, — es existirt sogar ein aus zwölf Figuren bestehendes Affen-Konzert.

Graf Brühl, der bekannte Günstling August's III., läßt sich mit seiner Gemahlin als Gärtner und Gärtnerin modelliren. Ihm reihen sich zahllose Schäfer- und Schäferinnen an, unvermeidlich weiße Lämmlein hütend. Die Gräfin Cosel, die später so unglückliche Geliebte August des Starken, bildet oft in den verschiedensten Stellungen und Kostümen den Mittelpunkt anmuthiger Gruppen. So sehen wir sie mit August II. beim Kartenspiel, einem Cavalier bei Hofe Harfe vorspielend, oder dem Flöten-Konzert eines anderen lauschend. Jedenfalls ist sie auch eine der Papageien fütternden, sich putzenden oder mit Blumen und Schmuck tändelnden Schönen, deren Köpfchen sich kokett über den mit Spitzen verzierten Miedern wiegen. Die wunderbar fein gearbeiteten Spitzenbesätze (sie werden durch peinliches Auftragen einer feinen Masse in Stäbchenform ungeheuer mühsam hergestellt) bilden eine Hauptzierde der Rococo-Figürchen. Manches Anecdotenhafte meldet Frau Fama von den einzelnen Gruppen. Ein altes Factotum der Manufactur weiß verschiedenes zu erzählen, was aber für empfindliche Damenohren nicht geeignet erscheint. Der Geist der Zeit ließ an Leichtfertigkeit nichts zu wünschen übrig, und die derbe Komik mancher Genre-Bilder blickt sogar, trotz ihrer Grazie en miniature, noch ein wenig durch. Der bekannte, auf einem Ziegenbock reitende Schneider verewigt die Person des Grafen Hennicke, den Sohn eines Schneiders, der sich zum Günstling des allmächtigen Grafen Brühl aufschwang. Der König, den es reizte, ihn ein wenig zu demüthigen, soll ihm einst die humoristische Figur übersandt haben. Einer anderen Lesart nach aber ist es der Hofschneider des Fürsten, der den brennenden Wunsch aussprach, einmal einer Gala-Tafel beiwohnen zu dürfen. Er wurde in Porzellan modellirt und als ständiger Schmuck auf die Hoftafel gesetzt, — und dürfte wohl kaum in dieser Ehre völlige Befriedigung gefunden haben.

Ueberaus anmuthig sind die Genre-Bilder, die Familien-Scenen und Kindergruppen; fast immer sind sie neckisch und humorvoll. Was in Frankreich Boucher, Lancret, Van Loo, Pater und der geniale Antoine Watteau malten, gab Kändler plastisch wieder. Auf Vasen, Dosen, zierlichen Nippes oder großen Prunkstücken wurden die Bilder jener Maler copirt, von leicht geschwungener Cartouche umrahmt und sehr zart in den Farben gehalten. Oft auch benutzte man nur eine Farbe, das bekannte Kupfergrün oder ein helles, grelles Roth, wobei die Mal-Technik genau den Kupferstich nachahmte. Kändler schuf ferner eine Reihe von Schau- und Prunkstücken, die zumeist als Geschenke an fremde Fürstenhöfe gingen, deren Modelle man aber noch jederzeit benutzt. Es werden gerühmt: ein 1750 modellirter Spiegelrahmen, mit Figuren, Blumen und Laubwerk verziert, der von August III. Ludwig XV. zum Geschenk gemacht wurde. Der Künstler durfte sein Werk selbst dem französischen Hofe überreichen. Ferner eine große Gruppe mit einem Crucifix, als Geschenk für den Papst; vierzig allegorische Gruppen für die russische Kaiserin und endlich habsburgische Kaiserbüsten für den Wiener Hof. Herrliche, mit reichen Blumenbelegen verzierte Vasen, kostbare Uhrgehäuse, zahlreiche Leuchter und Consolen schließen sich an. Das Großartigste als Gruppe aber bietet die aus 23 Figuren bestehende Parnaß-Gruppe, eine Huldigung für August III.

Mit Vorliebe ahmte man auch die verzerrte, fratzenhafte Kunst China's und Japans nach, — darauf hin deuten noch die derb komischen Pagoden und verschiedene vogel- und hundeartige Ungeheuer in großen Dimensionen. Pfauen, Puter, Papageien, Gemsen, Hunde und Katzen, namentlich aber Affen waren gleichfalls in beträchtlicher Größe als Flur- und Terrassenschmuck beliebt. Man muß diese Stücke aber als verfehlt betrachten, weil sich die Nippes-Kunst zur Ausführung massiger Körper durchaus nicht eignet.

Während des zweiten schlesischen Krieges wurden sämmtliche Vorräthe in Dresden und Meißen für preußische Rechnung verkauft. Der churfächsische Archivrat Schimmelmann jedoch erwarb sie für 200,000 Thlr. zurück und rettete so seiner Heimat einen fast unbezahlbaren Schatz. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfolgte, nach Jahren trauriger Kriegsnoth, eine zweite Glanz-Periode der Meißener Manufactur. Sie ist mit dem Namen des Kämmerers, Grafen Marcolini verknüpft, dem die Oberleitung der Fabrik übertragen wurde. Er taufte das Porzellan ‚Marcolini' und ließ, um es zu kennzeichnen, ein blaues Sternchen unter das übliche Fabrikzeichen setzen (※). Es ist allein für diese Periode das Merkmal untrüglicher Echtheit. Berühmt sind aus derselben zwei Déjeuners, das eine mit Bildern nach der Dresdener Galerie, das andere mit Prospecten vom Prater in Wien, eine Amorinen-Gruppe, eine Allegorie auf die Kaiserin Katharina II. als Besiegerin Tauriens, die drei Grazien nach Schenan und gefällige Arbeiten nach Josiah Wedgewood. Die Wedgewood-Decoration besteht im Auflegen feingepreßter Relief-Figürchen, meist nach antiken Sujets, auf Tassen, Vasen ꝛc. Sie ist mit Rücksicht auf den Empire-Stil wieder sehr in Aufnahme gekommen. Inzwischen ging der schon etwas nüchterne Stil Louis XVI. in den Empire-Stil über und brachte eine Rückkehr zur Antike mit sich. Man schaute sie nicht mehr mit Rococo-Augen an und kehrte zur echten, dem Porzellan weniger günstigen Geradlinigkeit zurück. Das Bisquit-Porzellan, — zweimal ohne Glasur gebrannt, — kam in Mode, und hierin liegt die Stärke jener Zeit. Ganz vorzügliche Kunstwerke wurden geschaffen, u. a. eine treffliche Nachbildung der Gruppe des Castor und Pollux von Ildefonso, Amor und Psyche, der florentinische Homeros, Sokrates, Antinous und die mediceische Venus. Neuschöpfungen waren: Selene und Endymion, Hero und Leander, Zephyr und Flora, die drei Grazien, Apoll und Daphne, der so bekannte Amoretten-Verkauf und zahllose Opferknaben ꝛc. ꝛc. Es finden sich auch einige weißglasirte christliche Figuren noch vor, die in dieser Periode entstanden. Die berühmte Hubertusgruppe, auf Bestellung der Königin von Sachsen kürzlich wiederum gefertigt, die Statue des heiligen Wenzel von Böhmen, der Tod des heiligen Xaverius und eine große Kreuzigung.

Das eiserne Scepter Napoleons, das auf allen wie ein mächtiger Druck lastete und sogar der bildenden, freien Kunst einen Gewaltstil aufzwang, gab der Anmuth und Grazie des Rococo den Todesstreich. In der rührigen Neuzeit aber hat er eine Wiedergeburt gefeiert, und der kostbare Schatz wird unermüdlich benutzt, erweitert und vervollkommnet nach den weisen Worten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Nachdruck verboten.

Zum Andenken an Carl Maria von Weber.

Von E. Schmidt in Berlin.

Siehe die Abbildungen auf S. 112.

Wenn es das Kennzeichen des Genius ist, Werke zu schaffen von höchstem Reiz für Mit- und Nachwelt, von entscheidendem Einfluß auf Gegenwart und Zukunft, Werke von bleibender Dauer, so steht C. M. von Weber unbedingt in der Reihe der ersten Genien unter den Opern-Componisten, vornehmlich derer des deutschen Volkes". Mit diesen Worten charakterisirt F. W. Jähns den Meister, dessen Leben und Wirken gerade jetzt wieder besonderes Interesse erregen dürfte, wo sein erstes und größtes romantisches Werk, „Der Freischütz", binnen kurzem die sechshundertste Aufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin erleben wird.

„Abends als erste Oper im neuen Schauspielhaus „Der Freischütz"; wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen. Ouverture und Volkslied da capo verlangt, überhaupt von siebzehn Musikstücken vierzehn lärmend applaudirt. Alles ging aber auch vortrefflich. Ich wurde herausgerufen und nahm Madame Seidler („Agathe") und Mlle. Eunicke („Aennchen") mit. Gedichte und Kränze flogen. — Soli Deo Gloria!" So schrieb am Abend des 18. Juni 1821 Carl Maria von Weber in sein Tagebuch.

Jene Aufführung am 21. Juni 1821 bedeutete einen Umschwung in der musikalischen Richtung des Jahrhunderts, einen vollständigen Sieg der deutsch-romantischen über die italienische Kunst, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts an deutschen Höfen zumeist gepflegt und auch in Berlin an Gasparo Luigi Spontini, dem allgewaltigen General-Musik-Director des Opernhaus-Orchesters, den eifrigsten Vertreter und Förderer gefunden hatte. Wie in Dresden die Rivalen Francesco Morlacchi und Carl Maria von Weber einander gegenüber standen, so gingen auch in Berlin die beiden Richtungen, deutsch und italienisch, nicht friedlich neben einander her. „Hie Spontini, hie Weber" klang der Ruf zwischen den Anhängern beider Parteien in jenem Jahre 1821, da Spontini's „Olympia" und Weber's „Freischütz" kurz nach einander über die Berliner Hofbühne gingen, und Weber's Meisterwerk des Italieners „Olympia" zwar weit in den Schatten stellte, aber manche Angriffe von Gegnern der „neuen Richtung" sich gefallen lassen mußte. „Ein Singspiel ist's, ein Liederspiel, nichts weiter!" rief der erzürnte Spontini, — und selbst Professor Carl Friedrich Zeller, der damalige Leiter der Berliner Sing-Akademie wußte seinem Freunde Goethe nur geringschätzend über den Freischütz zu schreiben: „Von eigentlicher Leidenschaft habe ich vor allem Gebläse eigentlich wenig gemerkt. Kinder und Weiber sind toll und voll davon. Teufel schwarz, Jugend weiß, Theater belebt, Orchester in Bewegung, — und daß der Componist kein „Spinozist" ist, magst Du daraus abnehmen, daß er ein so kolossales Nichts aus benanntem Nihilo geschaffen hat!" — Nur Graf Carl von Brühl, der General-Intendant der Berliner Hofbühne, auf dessen ausdrücklichen Wunsch der „Freischütz" zur Aufführung gekommen war, blieb auch ferner der treueste Beschützer Weber's.

Sechsundsiebzig Jahre sind seit jener ersten Aufführung des „Freischütz" verflossen; andere Meister haben Großes, — in anderer Weise vielleicht Größeres geschaffen, aber auf seinem Siegeszuge durch die alte und neue Welt hat Weber's ewig junger „Freischütz" daneben an Werth und Werthschätzung nicht eingebüßt. Jetzt wie vor sechsundsiebzig Jahren entfesselt er diesseit wie jenseit des Oceans den ungetheilten, begeisterten Beifall seiner Hörer, denn er trägt in schöner Form den Stempel echt deutschen Wesens: Wahrheit, Einfachheit und Tiefe.

Carl Maria Friedrich Ernest Freiherr von Weber wurde am 18. December 1786 zu Eutin im Oldenburgischen als neuntes Kind des Kapellmeisters und Theater-Unternehmers Karl Anton von Weber und als erstes von dessen zweiter Gemahlin, Genoveva, geb. von Brenner, geboren. Bei dem unstäten Wanderleben, das sein Vater führte, mußte Carl Maria's Erziehung und Belehrung höchst lückenhaft bleiben, mehr noch, nachdem auch seine Mutter im Jahre 1798 ihm durch den Tod entrissen wurde. Wohl zeigte der Knabe mancherlei wissenschaftliche Begabung, sein musikalisches Talent jedoch trat so wenig hervor, daß sein erster Lehrer, sein Halbbruder Fritz, einst zu ihm sagte: „Carl, Du kannst alles andere werden, ein Musiker wirst Du nun und nimmer!" Erst vom Jahr 1796 an erhielt der Knabe, so gut es auf den Reisen seines Vaters zu ermöglichen war, geregelten Unterricht im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Klavierspiel, u. a. bei J. P. Heuschkel in Hildburghausen, theoretischen Unterricht bei Michael Haydn in Salzburg, ferner in München bei J. N. Kalcher; — er errang auch hier und Componist kleinerer Stücke wie einer (verbrannten) Oper. Trotzdem konnte C. M. von Weber sich nicht entschließen, ganz der Musik zu leben, vielmehr hatte den im Zeichnen geschickten Jüngling die damals von A. Senefelder erfundene Kunst der Lithographie so angezogen, daß er mit seinem für alles Neue leicht begeisterten Vater 1800 nach Freiberg i. S. übersiedelte, um hier „die Lithographie im Großen zu betreiben". Dies mechanische Arbeiten stieß jedoch den jungen Weber bald ab, er gab die Lithographie auf, um sich von jetzt an nur mit dem Studium der Musik und der Composition zu befassen und verschiedene Kunstreisen durch Deutschland zu machen. 1801 ging Franz Anton nach Salzburg zurück, Carl Maria dagegen nach Wien, wo er während der Dauer eines Jahres seine letzte musikalische Ausbildung bei dem Abt Vogler erhielt. 1804 ward C. M. von Weber auf Empfehlung des Abtes Vogler als Kapellmeister an das Breslauer Stadt-Theater engagirt, doch schon 1806 gab er die Stellung wieder auf und ging mit seinem Vater als „Herzogl. Musik-Intendant" des Prinzen Eugen von Württemberg nach Carlsruhe i. Schl., 1807 in Diensten des Prinzen Ludwig von Württemberg nach Stuttgart in eine gesicherte Stellung. 1810 ward durch eine schwere Unbesonnenheit seines bei ihm wohnenden Vaters dieses Verhältniß wieder gelöst, und fast mittellos verließen Vater und Sohn Stuttgart, um abwechselnd in Mannheim, Darmstadt, Frankfurt a. M., Prag, Leipzig, Gotha ꝛc. zu leben. 1812 kam C. M. von Weber zum ersten Mal nach Berlin, wo er die Erst-Aufführung seiner „Silvana" leitete. Hier starb auch sein Vater Franz Anton, für den er bis zu seinem Tode treu gesorgt, dessen abenteuerlich-ruheloses Wesen aber manchen Schatten auf Carl Maria's Leben geworfen hatte. 1813 übernahm der junge Künstler das Amt eines Kapellmeisters an der deutschen Oper zu Prag, doch seinen Urlaub verlebte Weber alljährlich in Berlin, in dessen kunstgebildeten Kreisen er bald heimisch ward. Besonders dem Zoologen Professor Hinrich Lichtenstein schloß er sich innig an; in seinem Familienkreise fand er auch Gelegenheit, sich der längst verehrten Schauspielerin Caroline Brandt zu nähern, die am 4. November 1817 seine Gattin wurde, nachdem Weber inzwischen seine Stellung in Prag aufgegeben und eine andere als königlicher Kapellmeister am Dresdener Hof-Theater angetreten hatte. In Dresden sollte auf des Königs Friedrich August I. Wunsch neben der unter Morlacchi stehenden italienischen, eine deutsche Oper gegründet werden, und Weber war dazu ausersehen, diesen Plan verwirklichen zu helfen. Die Stellung des jungen Kapellmeisters war außerordentlich schwierig, da sie einen offenen und geheimen Kampf mit den „Italienern" bedeutete, und vorderhand wenig Sympathie für die „deutsche Oper" in musikalischen und anderen Kreisen zu erhoffen war. Weber's liebenswürdige, geistreiche Gattin, die bei ihrer Verheirathung der Bühne entsagt hatte, wußte aber das Hauswesen ihm so heimisch zu gestalten, jede Mißhelligkeit in seinen Dienstverhältnissen ihn so weit vergessen zu machen, daß der Componist voll frohen Eifers sein schweres Amt weiter führte. So begann denn für C. M. von Weber jetzt jene fast stürmische Schaffens-Periode, deren Ergebnisse ihn zum volksthümlichsten aller Componisten Deutschlands machen sollten. Das inzwischen abgebrochene Ceccarelli'sche Landhaus im „Italienischen Dörfchen", das idyllische Felsner'sche Winzerhäuschen an der Klein-Hosterwitzer Berglehne in der Nähe des Lustschlosses Pillnitz, das gleichfalls bereits niedergerissene Sommerhaus in Kosel's Garten wurden im Laufe der Jahre 1818—25 Geburtsstätten der größten Weber'schen Tondichtungen, unter denen der „Freischütz" stets den ersten Rang einnehmen wird. (Jetzt gehört das „Weberhaus" in Hosterwitz einem Beamten der sächsisch-böhmischen Dampfschiffahrt und ist regelmäßig der Sommersitz des Königl. sächsischen Kriegsministers Edler von der Planitz. Eine bronzene Gedenktafel an der Vorderseite des Hauses (nach der Landstraße zu) mit der Inschrift „Carl Maria von Weber 1818—19, 1822—24", giebt von des längst geschiedenen Meisters Aufenthalt dort treue Kunde.) Schon 1810 war Weber zuerst mit der alten Volkssage des „Freischütz" bekannt geworden, die ihm einen passenden Text zu einer Oper zu geben versprach, und sein Freund, Alexander von Dusch, hatte die Sage zu bearbeiten versprochen; doch erst dem Dichter Friedrich Kind war es vorbehalten, des Meisters Mitarbeiter an der Freischütz-Schöpfung zu werden. Vom 21. Februar bis 1. März 1817 verfaßte Kind das Buch, das zuerst „der Probeschuß", dann „die Jägersbraut" hieß und endlich, doch erst nach der Composition durch Weber, den Namen „der Freischütz" erhielt. Weber's Arbeit daran dauerte mit mancherlei Unterbrechungen vom 12. Juli 1817 bis zum 13. Mai 1820, — ja eigentlich 1821. Dafür ist auch die Oper ein Wunderwerk voll unvergänglicher Schönheit. Während des Jahres 1818 ruhte die Arbeit Weber's am „Freischütz" fast gänzlich, doch gelangte die große Messe No. I in Es zur Vollendung, die Jubel-Ouverture, Lieder und anderes erstand; dem Meister blieb außer seiner Amtsthätigkeit und bei seiner schwankenden Gesundheit wenig Muße für größere Arbeiten.

Das Jahr 1819 brachte ihm den Verlust eines Kindes und warf ihn wiederum aufs Krankenlager, sodaß er auch der ehrenden Aufforderung seines Gönners, des Grafen Brühl, den „Freischütz" für die Aufführung in Berlin zu beschleunigen, nicht Folge leisten konnte. Im September kehrte Weber nach Dresden zurück, nahm am 23. October endlich wiederum die Arbeit am „Freischütz" auf und begann die Instrumentirung, die am Schluß des Jahres bis auf den dritten Akt und die Ouverture vollendet war. Erneutes Kranksein ließ Weber während des Jahres 1820 nicht viel am „Freischütz" arbeiten. Mitte April zog er mit Familie in das Landhaus in Kosel's Garten, in der Antonstadt-Dresden, und hier wurde der „Freischütz", die achte seiner Opern, am 13. Mai mit der Ouverture vorläufig beendet, jedoch erst völlig abgeschlossen in Berlin am 28. Mai 1821 mit der Aennchen-Romanze und Arie (Nr. 13). Bereits am 14. März 1821 war „Preciosa" in Berlin in Scene gegangen, mit dem „Freischütz" aber trat Weber in die Reihe der ersten Tondichter ein. Erdrückt fast von dem Jubel der Berliner, doch krank und mit den Anzeichen eines schweren Brustleidens kehrte Weber nach Dresden heim. Allein sein Schaffensdrang ließ ihn nicht ruhen. 1823 leitete Weber in Wien persönlich seine inzwischen in elf Monaten vollendete Oper „Euryanthe", sein „Schmerzenskind". Das Jahr 1826 endlich brachte die Aufführung seines „Schwanengesangs", des „Oberon" im Covent-Garden-Theater zu London, die er persönlich zu leiten von dem Manager, Kemble, aufgefordert war. Am 5. März traf Weber in Begleitung des berühmten Flötisten Fürstenau über Paris, wo er Cherubini kennen gelernt hatte, in London ein. — Sir George Smart, der Begründer der „London Philharmonic Society", nahm ihn gastlich auf. Publicum und Darsteller brachten dem Componisten und seinem „Oberon", der in englischer Sprache gegeben wurde, eine in England bisher nie dagewesene Begeisterung entgegen. Aber die vielfachen Aufregungen und ein unbezwingliches Heimweh nach Weib und Kindern verkürzten die Tage des todtkranken Meisters. Am 5. Juni früh morgens 7 Uhr fand man ihn, wie schlafend, leblos auf seinem Lager. Unter großer allseitiger Theilnahme wurde seine Leiche zunächst in der Moorfields-Kapelle zu London beigesetzt, erst 1844 erfolgte die Ueberführung nach dem katholischen Friedhofe in der Friedrichstadt zu Dresden in das Familiengrab, wo auch Weber's Söhne, der 1844 gestorbene Alexander und Max Maria (gest. 1881), sowie Weber's Gattin, die ihm 1852 im Tode folgte, ruhen. Ein einfaches Grabmal aus Sandstein mit den Namen der Verstorbenen zeigt die letzte Ruhestätte Weber's und seiner Familie; seit dem 11. October 1860 schmückt ein erzenes Standbild, modellirt von Rietschel, die Stadt Dresden. Im Herzen des Deutschen aber lebt unvergänglich das Erinnern an den Meister, der den Muth hatte, ein Bahnbrecher der romantischen Richtung und der Vertreter des Deutschthums in der Oper zu sein.

Nachdruck verboten.

Kleine Märtyrer.

Von K. Schirmacher in Paris.

Ein hellerleuchteter Saal, Kerzen, Blumen, geputzte Menschen, freundliche Gesichter, das war das Schauspiel, welches ein kürzlich in Brüssel veranstaltetes Wohlthätigkeitsfest bot. — Während Musik und Vorträge wechselten, ließ ich die Blicke über die Versammlung schweifen; bald wurden sie von einer kaum mittelgroßen, eleganten Männergestalt gefesselt, deren ausdrucksvoller Kopf mit ungewöhnlich klugen und zugleich ungewöhnlich gütigen Augen in die Welt sah.

„Wer ist das?" fragte ich eine vorbeikommende Bekannte die Vorsitzende des Brüsseler Frauenvereins.

„O, das ist jemand, mit dem Sie Sich sehr gut verstehen werden, einer unserer wärmsten Freunde und Anhänger, der Kapitän X. von der Kriegsschule," antwortete sie und benutzte eine eintretende Pause, um uns mit einander bekannt zu machen.

„Der Kapitän X. von der Kriegsschule?" dachte ich, „und der ein Freund der Frauenfrage? Das ist ja etwas ganz Neues," und ich sah mir daraufhin die schlanke Gestalt im tadellosen Civil-Rock noch einmal so genau an. Stand dieser merkwürdige Kapitän doch jetzt ganz dicht vor mir und mit ihm seine anmuthige, blonde Frau, die sich bald auch an dem folgenden Gespräch betheiligte.

„Wie sind Sie, Herr Kapitän, zu einem Anhänger der Frauenbewegung geworden?" fragte ich im Laufe der Unterhaltung.

„Durch meine Frau," entgegnete er lächelnd, dann setzte er ernster hinzu, „aber auch durch das Elend der Welt, vor allem durch das Leiden der Kinder . . ."

Als ich den Kapitän darauf etwas erstaunt ansah, denn in der Kriegsschule kümmert man sich für gewöhnlich nicht viel um das Elend der Welt und noch weniger um das Leiden der Kinder, da fuhr mein Gegenüber freundlich fort: „Sie kennen eben Brüssel nicht; sehen Sie, hier in diesem hellen Saal giebt man ein Wohlthätigkeitsfest, weil eine Menge Menschen in dieser reichen, lustigen Stadt leben, denen wohlgethan werden muß, die arm und elend sind. Gehen Sie einmal in die Straßen hinter Sanct Gudula, unten am Fluß. Streifen Sie einmal durch die flämischen Arbeiterviertel, dort können Sie etwas von Noth und Armuth sehen. Die Aermsten unter den Armen, die Elendesten unter den Elenden sind aber die Kinder, welche man mißhandelt, und die sich nicht schützen können . . ."

„O," fiel ich ein, „haben Sie auch hier in Brüssel so entsetzliche Fälle, wie den, der eben in Paris geschehen ist, der Fall, daß Eltern ihr eigenes Kind buchstäblich zu Tode gequält haben?"

„Jawohl," antwortete der Kapitän, „häufig kommt Aehnliches auch bei uns vor. Deshalb wollte ich fragen: Sind Sie schon bei den ‚Kleinen Märtyrern' gewesen?"

Als ich verneinte, fuhr der Kapitän fort: „Dann thun Sie es doch morgen; ich werde Sie anmelden, und glauben Sie, es wird Sie nicht gereuen!"

Ich nahm dankbar an, und am nächsten Morgen wanderte ich nach der Rue des Dominicains, im alten, unteren Stadttheile Brüssels gelegen. Auf dem Wege dahin ging mir so manches durch den Kopf, darunter auch eine Geschichte, die mir seiner Zeit viel Spaß gemacht. In Frankreich, wo es Sitte ist, die kleinen Kinder auf dem Lande bei Ammen in Pflege zu geben, besteht ein Gesetz, nach seinem Urheber la loi Roussel genannt, welches die strenge Ueberwachung dieser Pflegekinder und ihrer Pflegemütter anordnet; denn Nachlässigkeit oder Brutalität lassen sich letztere auch in Frankreich zu Schulden kommen. Solch eine Ueberwachung der kleinen Pflegekinder, — man nennt sie auf französisch les poupons (die Püppchen), — setzt natürlich ein zahlreiches Personal und deshalb nahmhafte Geldmittel voraus. Da die Gesellschaft sich nun nicht immer auf ihren wahren Vortheil versteht, — denn was wäre wichtiger als die Gesundheit der zukünftigen Generation? — fließen die Mittel für diesen Zweck nur spärlich, und das Gesetz Roussel theilt das Schicksal anderer ausgezeichneter Gesetze: es wird oft nicht angewendet. In einem französischen Departement nun befand sich ein Oberpräsident, der, gleich dem Kapitän X., von dem Leiden der Kinder etwas zu wissen schien, der daher alles daransetzte, daß in seinem Gebiete das Gesetz Roussel genau beobachtet würde. Folge davon: Die Pflegekinder im ganzen Departement gediehen, wurden dick und rund, und der Oberpräsident erhielt den Spitznamen: Le Préfet Poupon, weil er die Poupons so energisch unter seinen Schutz genommen hatte. In Frankreich geht es eben ohne einen Scherz nie ab; ich denke aber, der Oberpräsident wird sich den Zunamen zur Ehre angerechnet haben.

Unter solchen Gedanken langte ich vor dem mir bezeichneten Hause an: Oeuvre des Enfants Martyrs stand auf kupferner Platte an der Thür. Ich klingelte, worauf eine Pförtnerin, mit einem ‚Poupon' im Arm, mich freundlich zurecht wies; dann stieg ich die Freitreppe eines schönen, alterthümlichen Privathauses hinauf und wurde zu der Leiterin des Asyls geführt. Eine schlanke, blondhaarige Frau mit ruhigen, flämischen Zügen und blauen Augen empfing mich. Da Kapitän X. mich, seinem Versprechen gemäß, bei ihr angemeldet hatte, zeigte sie mir gern das ganze Haus.

Es war in dem Stil und mit der Raumverschwendung eines Patricier-Heims gebaut, hatte auch früher dem Vicomte de Grimberge gehört, dem Stifter des Asyls. Welche Beweggründe, welche persönlichen Erfahrungen diesen Mann dazu bestimmt, das Oeuvre des Enfants Martyrs zu gründen, konnte ich leider nicht erfahren. Wahrscheinlich hat er in den engen Straßen der Brüsseler Arbeiterviertel Scenen der Elternrohheit, des Kinderelends gesehen, die ihn zur Gründung seines Asyls bestimmten. Im Vorzimmer hat er dort ein Gemälde aufhängen lassen: Eine Lichtgestalt schützt ein solches Märtyrerkind gegen die Wuth entarteter Eltern.

Als die Leiterin mich dorthin führte, stand gerade ein Trüppchen kleiner Buben mit der Lehrerin vor dem Bilde und betrachteten es. Ich denke mir, sie müssen es in ihren kleinen, durch frühes Leiden vor der Zeit realistisch gewordenen Köpfen für ein schönes Märchen gehalten haben. Der Vater mit den geballten Fäusten, die Mutter mit dem bösen Lachen, die Scherben am Boden, der umgeworfene Stuhl und das zitternde Kind, das kannten sie recht wohl als Wahrheit. Die Lichtgestalt aber, die hatte sie gewöhnlich im Stich gelassen. Oder waren sie schon so weit, um zu begreifen, daß menschliche Güte, daß Philanthropie, daß dieses freundliche Asyl des Vicomte de Grimberge durch die weiße Frauensigur verkörpert werden sollte? Vielleicht. Gar so intelligent sahen übrigens diese kleinen Mißhandelten, die man böswilligen, trunksüchtigen oder unsittlichen Eltern entzogen hatte, nicht aus. Mit ihren meist bleichen Gesichtern und meist schwermüthigen, dunkeln Augen machten sie einen traurigen Eindruck. Es waren, wie gesagt, lauter Knaben. „Ein Zufall", wie die Leiterin meinte und hinzufügte: „wir haben oft auch eben so viele Mädchen; nur dieses Jahr scheint die elterliche Wuth sich gerade gegen die Knaben zu richten."

„Wer führt Ihnen die Kinder zu?" fragte ich.

„Die Polizei, oft auch Nachbarn, die der Polizei Anzeige von elterlichen Brutalitäten machen. Wir nehmen die Kinder bei uns auf, kleiden, speisen, beherbergen sie, geben ihnen auch Unterricht und bringen sie dann in ehrenwerthen Familien unter, wo sie dauernd überwacht werden."

„So", dachte ich, „da besteht also ein Gesetz Roussel im kleinen; die Franzosen hätten dem Vicomte gewiß schon einen Spitznamen gegeben: le Vicomte Enfant, oder le Vicomte Martyr, oder noch besser l'Enfant Martyr. Nun, er würde sich wohl nichts daraus gemacht haben".

Damit traten wir in das Sitzungszimmer des Vorstandes, dann in die Bureau-Räume und endlich in den Eß- und Spielsaal der kleinen Märtyrer ein. Die kamen gerade in dem Augenblick von ihrer Anschauungsstunde vor dem Gemälde zurück und durften nun in den Garten gehen. Darüber wurden sie ganz lebhaft, und als ich vorschlug, — es war im Monat Januar, — sie sollten einen großen Schneemann machen mit Kohlenaugen und einem Mund aus Ziegelscherben, da stürmten sie fröhlich davon und rollten Schneeklumpen zusammen, die einem Gambrinus als Mittelstück hätten dienen können. Der Jammer, den diese Kinder früher erlitten, verflog also in dem freundlichen Heim, dessen großer Garten bald von lustigen Rufen wiederhallte.

„Aus was für Familien stammen die Kinder meist?" fragte ich die Leiterin, die mit mütterlicher Sorgfalt den Davoneilenden noch Tücher um den Hals gelegt und einem der Knaben die beim Spielen so gefährliche Brille abgenommen hatte.

„Aus armen Familien und hauptsächlich aus Trinker-Familien," war ihre Antwort. „Wollen Sie unser Album sehen?"

„Ihr Album?" wiederholte ich.

„Jawohl!" erklärte die Leiterin, „jedes Kind, das zu uns kommt, wird photographirt, und aus diesen Bildern ist mit der Zeit eine ganze Sammlung entstanden; die will ich Ihnen zeigen."

Damit legte sie den dicken Band vor mich auf den Tisch. Ich habe ihn von Anfang bis Ende durchgesehen, um das Buch mit einem Seufzer zu schließen. Welch eine Jammergeschichte haben mir die kleinen Gesichter erzählt! Wie sah man es den meisten Kindern schon an, daß sie die Erben von Trinkern, ja von Verbrechern waren. Neben kleinen Wesen, die verdummt, kraftlos, verkommen aussahen, traten andere, besonders Knaben hervor, deren viereckiger Schädel, vorspringender Unterkiefer und trotziger Blick die Raubthiernatur deutlich kennzeichneten.

„Das müssen unbequeme Gäste sein," sagte ich zu der Leiterin.

„O ja!" meinte sie. „Die Knaben, die Sie jetzt bei uns sehen, sind gute, kleine Jungen und von den Mißhandlungen noch nicht verdorben. Manches Kind aber war schon bei uns, aller bösen Neigungen voll. Von Gerade-Ansehen keine Rede; stets etwas Verstecktes; Freude am Wehthun, am Schaden. Diebsgelüste und wirkliche Verbrecher-Neigungen. Wenn wir solche Kinder im Hause hatten, war eine fortwährende Aufsicht nothwendig. Aber daß dem so war, that uns selbst im Herzen weh."

Schweigend drehten wir einige andere Blätter des Albums um. Ein liebliches Mädchengesicht fiel mir in die Augen. „Wer ist das?"

„Die Heldin einer sehr traurigen Geschichte," sagte die Leiterin, „das unglückliche Kind einer elenden Mutter; haben Sie nie von dem großen Proceß," — sie nannte einen Namen, der seiner Zeit durch alle Blätter ging, — „sprechen hören?" Ich bejahte stumm. „Wir sehen hier viel," sagte die Leiterin schlicht und that das Album des Jammers in den Schrein zurück.

„Wie halten Sie diese traurigen Eindrücke nur auf die Dauer aus?" fragte ich wieder.

„Es giebt auch viel Erfreuliches," wurde mir geantwortet. „Wir haben hier z. B. im Hause eine Pflege-Anstalt für Säug-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

linge und eine Klein-Kinderbewahr-Anstalt. Wollen Sie die noch sehen?"

Ich nahm bereitwilligst an, und so stiegen wir zuerst zu den schon auf eigenen Beinchen herumwackelnden Pfleglingen der Krippe hinauf. So viele große Augen, blonde Haare, bunte Schürzchen gab es da! Man ließ die kleine Welt nach Belieben spielen, schlafen oder stillsitzen. Einige saßen so Stunden lang in ihren Stühlen, das waren die Bleichsüchtigen, Skrofulösen. Andere stampften und tollten munter umher; noch andere, nicht daran zu gewöhnen, ihren Nachmittagsschlaf im sauberen Bett zu halten, krochen hartnäckig in die Nähe des Ofens zurück, um dort, am Boden liegend, die Augen zu schließen.

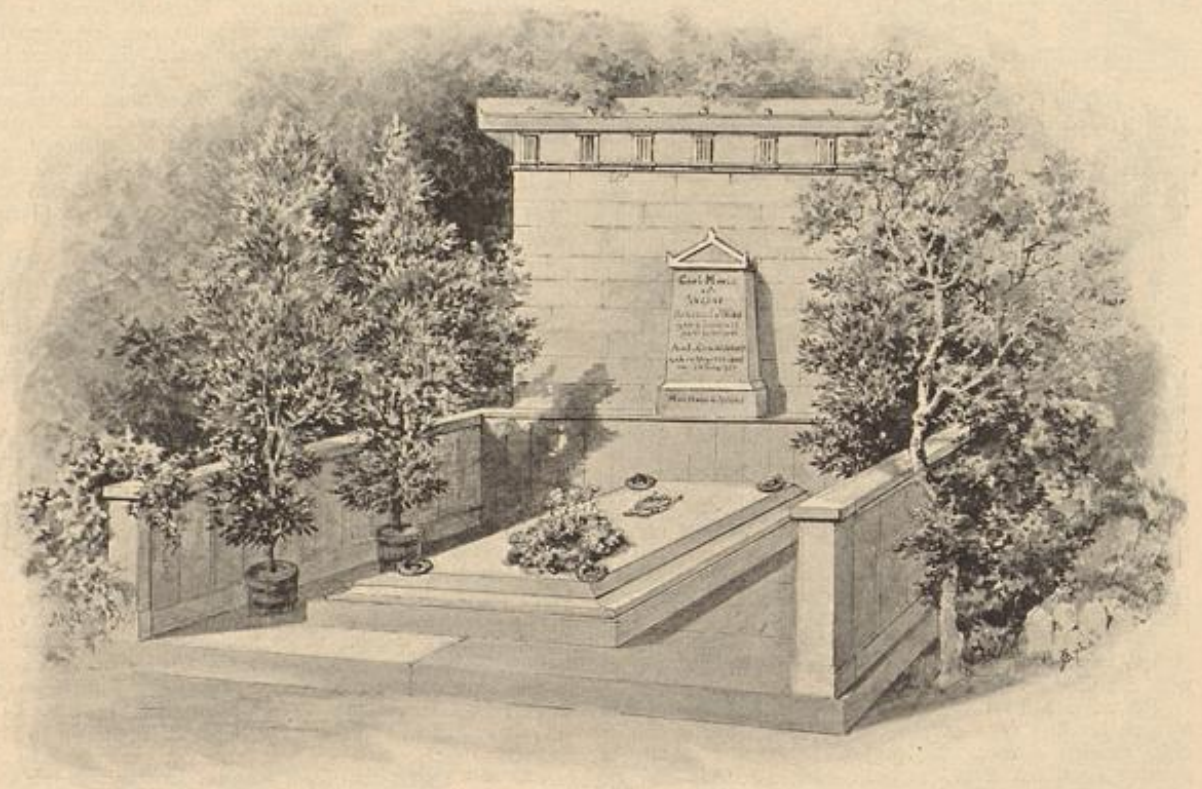
Die meisten Kinder waren freundlich, zutraulich. Sie eilten dem fremden Besucher mit offenen Aermchen entgegen, sie wollten geliebkost, gestreichelt werden. Ja, als man ihnen Kuchen ausgetheilt, kamen sie sogar, von der süßen Speise anzubieten, sodaß man gern unter ihnen blieb, und lachend zusah, wie sie die Thür des Nebenzimmers umlagerten, wo in großen Apparaten die Nachmittagsmilch gekocht wurde. Sie waren, wie man sagt, ‚heidenvergnügt'.

Ein anderes Bild bot sich bei den ganz Kleinen. Sechzehn winzige Schreihälse in sechzehn kleinen Betten; kaum hörte eines auf zu schreien, so quäkte das andere. Waren sie auch ganz zufrieden, so ließen sie doch den andern zur Gesellschaft ihre hohen, dünnen Stimmchen mit erschallen. Und auf allen Seiten war zu thun: hier hatte ein Kindlein eine zu trockene Kehle, da ein anderes ein nicht mehr trockenes Bettchen. Der dürstende Schreihals verlangte seine Flasche, und der kleine Froschmensch wollte umgekleidet werden. War das ein Durcheinander! Wirklich um den Kopf zu verlieren.

Ganz unbewegt aber, nur aus freundlichen Augen ihre Zöglinge bewachend, saß eine alte Wärterin in der Mitte des Zimmers. Sie ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Eins nach dem andern kam an die Reihe, wußte sie doch so gut die wahren von den eingebildeten Leiden ihrer Kleinen zu unterscheiden. Sie wartete sie ruhig, gütig und gewissenhaft, unterstützt von einer jungen Helferin. Die alte Frau hat täglich 12 bis 14 Stunden Dienst; das junge Mädchen schläft sogar des Nachts bei den Kindern, die ganz im Hause in Pension sind. Beide Frauen werden, mit Beköstigung, höchstens 3 Mark täglich verdienen. Und trotzdem diese wirklich aufopfernde Güte! Es ist, als ob die Mauern des alten Grimberge-Hauses den Geist der Güte und des Opfermuthes mittheilen könnten. Denn ohne diesen Geist müßte die Energie dort am Ende doch erlahmen.

So aber bleibt sie frisch. Leiterin, Lehrerinnen, die alte Wärterin und jungen Hülfskräfte haben, gerade so wie der Vicomte Grimberge und der Kapitän X. von der Kriegsschule, begriffen, daß hier in aller Stille etwas Großes geschaffen wird, daß kein Opfer zu schwer, um die Kindheit, die trotz unserer Civilisation noch namenlosen Brutalitäten

Carl Maria von Weber's Wohnhaus in Hosterwitz. — Nach einer Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz.
Siehe den Artikel Seite 110.



Carl Maria von Weber's Grabstätte in Dresden. — Nach einer Zeichnung von A. Reinhardt in Loschwitz.
Siehe den Artikel Seite 110.

ausgesetzt ist, zu beschützen, daß sie alle tagtäglich für die kleinen Märtyrer, oder die, welche zu Märtyrern werden könnten, die Lichtgestalt des Gemäldes verkörpern sollen, das uns im Vorzimmer der Grimberge-Stiftung begrüßt.

Nachdruck verboten.

Bescheidene Wünsche.

Von Irene Braun in München.

Wenn die Grammatik nur moderner wäre! Heut fragt' ich eine Spanierin im Traum: ‚Mein Fräulein, haben Sie die Lichtputz-Schere?' . . . . . sagt Ferdinand von Hornstein in den amüsanten Versen, die seine Reise nach Brasilien begleiten.

Dieselbe, „lo smoccolatoio", erschien mir als ehrwürdige Reliquie aus meiner zweiten italienischen Lection, als ich in Verona auf einer halbdunkeln Gasthof-Treppe umsonst nach dem Namen für „Zündhölzer" im Wörterbuch suchte. — Wenn man erst einmal dahin reist, wo jenes Geräth der Altvordern noch im Gebrauch ist, dann pflegt man Italienisch zu können. Dagegen giebt es ein eben so schönes Wort, das ganz denselben grammatikalischen Dienst thut, und das man schon auf der Zoll-Station in Ala schmerzlich vermißt: lo scontrino, der Gepäckschein.

Die neueste Auflage des „Sauer" ist schon moderner geworden, — aber anderes von derselben Art besteht ruhig weiter, und wer als Erwachsener ein Lehrbuch zur Hand nimmt, um sich die fremde Sprache rasch und praktisch zu eigen zu machen, der wird, je nach Temperament, betrübt oder wild über all den Ballast, den er von Anfang an mitschleppen muß.

Da giebt es moralische Erzählungen von der Grille und der Ameise, von Tantalus, dem Sohn Jupiters ꝛc. Was hilft mir's, wenn ich mich auf den Umgang mit Grillen verstehe und nicht weiß, wie man den Kellner ruft?

Warum giebt es keine moralische Erzählung: Der Orient-Expreß- und der Bummelzug?

Man hat ja Sprachführer, die alle nothwendigen Bezeichnungen enthalten und für flüchtigen Aufenthalt im Lande genügen, aber wer die fremde Sprache zu dauerndem Gebrauch lernen will, müßte nicht gezwungen sein, erst einmal alles im Gedächtniß zu behalten, was er nicht braucht!

In meiner holländischen Grammatik steht ein herzinniges Gespräch mit einem Duzfreund über dessen Befinden und das meinige. Nun muß man wissen, daß in Holland das „Du" gar nicht vorhanden ist: wiedergegeben wird es hier durch die altväterliche Form „Gij", „Ihr". Die einzig gebräuchliche Form ist für den Fremden das „Sie", wie bei uns. Außerdem, — wenn ich noch nicht weiter bin im Holländischen als die betreffende Lection anzeigt, so habe ich gar keinen intimen Jugendfreund, mit dem ich holländisch reden müßte!

Ich kenne einen Engländer, der seinen Bruder auf deutsch „Sie" nennt; einmal sagte ich ihm, wie komisch das für uns klingt. Er antwortete ganz ernsthaft: „Ich werde nie einen andern Menschen in Deutschland „Du" nennen. Glauben Sie, daß es meinen Bruder glücklich macht, wenn ich alle diese schwierigen Formen nur für ihn allein auswendig lerne?"

Der Mann hatte recht. Warum lernen wir also nicht auch baldmöglichst das „Sie" gebrauchen?

Noch ein Wunsch! Diese Lehrbücher sind von Männern geschrieben. Warum fragte nie einer seine Frau nach den deutschen Namen für die Bestandtheile der weiblichen Toilette und nach den technischen Ausdrücken auf dem Wäschezettel? In jedem Lehrbuch giebt es eine Rubrik dafür, und ich habe die meinige auch auswendig gelernt, ehe ich nach Italien ging, aber als ich zum ersten Mal Wäsche notiren sollte, ging es mir fast wie dem böhmischen Burschen, der die Kleidungsstücke seines Lieutenants hinmalt, weil er sie nicht schreiben kann.

Und noch etwas. Jedem Fremdling werden dieselben Fragen gestellt: „Wie gefällt es Ihnen hier? Haben Sie Sich gut eingewöhnt? Denken Sie lange zu bleiben?" — Noch nie aber hat jemand von mir wissen wollen, ob der König in der Dorfherberge übernachten wird, was der Lohn der Tapferkeit sei, und warum Tantalus die Aepfel über seinem Haupt nicht abpflücken kann, — sollte sich hieraus nicht ein Wegweiser für das Zusammenstellen der Uebungssätze ergeben?

Vielleicht wäre es an der Zeit, einen Mittelweg zu finden zwischen dem Sprachführer und der sittlich so gediegenen und praktisch so unbequemen Grammatik!

Nachdruck verboten.

Die Wrutki-Quelle bei Abbazia.

Nach dem Gemälde von E. T. Compton in Feldafing.
Siehe Seite 109.

Von dem Luftkurort Abbazia, der in wenigen Jahren einen so rapiden Aufschwung genommen hat, führt durch dichten Lorbeer- und Eichwald ein Weg von zwanzig Minuten nach der Wrutki-Quelle, die versteckt in einer Falte des Monte Maggiore am Quarnero entspringt. Schon in alter Zeit muß diese Quelle als Wasch- oder Tränkeplatz gedient haben, da die sie umgebenden Felswände von Menschenhänden muldenförmig ausgemeißelt sind, um das Wasser aufzunehmen. Im Frühjahr oder nach ergiebigem Regen fließt das Wasser an drei Stellen aus der Felswand der wilden Schlucht und sammelt sich in diesen flachen Becken. Am Boden der Schlucht selbst, die von einem schwachen Bächlein berieselt wird, sind größere Vertiefungen ausgemeißelt, in denen sich zu allen Zeiten trübes Wasser hält, das von den slavonischen Frauen der nächsten Umgebung noch heute zum Waschen ihrer Linnen benutzt wird. An der Quelle vorbei führt der Saumweg zum Schutzhaus an der Fortezza und auf den Monte Maggiore. Er mündet in die herrliche Reichsstraße, die von Fiume über Mattaglio führt und in der Fortsetzung, — einerseits nach Triest, andererseits nach Pola, — ganz Istrien durchquert. T. F. C.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. v. Szczepański, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 15, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. August 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

Unter der Thür einer geräumigen, wohlgehaltenen Küche lehnte ein junges Mädchen und trommelte mit dem Hacken ihres Stiefels gegen eine neben ihr stehende Holzkiste.

„Liebe alte Dortel, ich bitt' Dich um alles in der Welt!“ sprudelte sie hervor, — „siehst Du,' wenn Du dieses Doppelkinnchen machst, kann ich Dich gar nicht leiden, denn das ist immer das Vorzeichen Deiner Beharrlichkeit, — nur dies eine eine Mal nimm Vernunft an und verstehe meinen Schmerz! — Siehst Du denn nicht ein, wie unangenehm das für mich ist, immer schon um ein Uhr zu Hause sein zu müssen, während meine beste Freundin bis halb zwei auf der Eisbahn bleiben darf? Hast Du denn keinen Sinn für diese sündhafte Verkürzung meiner Freude?“

„Nein!“ sagte die rundliche, äußerst phlegmatisch aussehende Persönlichkeit, welche am Herd stand, „wir essen um eins, wie's bei der Frau selig der Brauch war, und so bleibt's!“

„Ungeheuer!“ brauste das junge Mädchen auf und eilte über den Flur auf eine Thür zu, die sie aufriß: „Vater, Vater, Du mußt endlich einmal ein Machtwort sprechen! Es ist die höchste Zeit, es ist nicht mehr auszuhalten mit der Dortel, — Du mußt mir helfen, Vater!“

„Mein Gott, was ist denn schon wieder?“ fragte er, indem er sich mit einer hastigen Bewegung durchs Haar fuhr, „gieb doch lieber nach, Kindchen?“

„Aber Vater, was will ich denn? Um halb zwei erst speisen, — ist das vielleicht ein Verbrechen?“

„Nein, — aber —“

„Nun also.“ Sie nahm ihren Vater schmeichelnd beim Arm: „Komm, Du mußt es ihr befehlen, — fest: ‚es wird alle Tage eine halbe Stunde später gespeist, so lang es eine Eisbahn giebt.‘“

Widerwillig, mit einem Gesicht, in dem sich das größte Unbehagen spiegelte, ließ er sich zur Küche zerren. Da drinnen war ein Zischen und Prasseln, daß man sein eigenes Wort nicht hörte, und als der Herr des Hauses mit seiner bescheidenen Stimme anhub: „Liebe Dortel,“ — schrie sie aus dem sie umhüllenden Dampf heraus: „Haben Sie 'was gesagt, Herr Doctor? Ich hab' jetzt keine Zeit, sonst hängt mir mein Braten an —!“

„Da darf man Sie wirklich nicht stören,“ meinte er, „komm, komm, Elsbeth!“ — Und diesmal war er es, der das widerstrebende Töchterchen mit sich fort riß.

„Weißt Du, Vater,“ rief sie ihm nach, als er in seine Arbeitsstube ging, „Du bist die Schwäche in Person, Du hast gar keine Energie!“

Er seufzte. Rathloser konnte man dem Leben nicht gegenüber stehen, als dieser Mann mit dem bereits ergrauten Kopf, der über alle möglichen Dinge dieser Welt nachgedacht hatte, nur nicht über die tausend

Amanda. Nach dem Gemälde von Wilhelm Kray.

Siehe Seite 119.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleinigkeiten, die das tägliche Leben mit sich zu bringen pflegt. Dafür hatte die Frau gesorgt, die an alles gedacht, und deren Führung er sich außerhalb seines Berufes vollständig überlassen hatte. Sie war gestorben, als das einzige Kind vierzehn Jahre zählte, den Mann in einer beispiellosen Verzweiflung zurücklassend.

Zu seiner maßlosen Verwunderung kam jedoch die Suppe nach wie vor alle Tage pünktlich auf den Tisch, und seine Kleider hingen auch wie immer, schön sauber gebürstet, an ihrem alten Platz. Das that die Dortel; sie hatte vor zwanzig Jahren ihren ersten Dienst bei Frau Berndal angetreten, die ihr den eigenen Willen ausgetrieben und sie so erzogen, wie sich's für den Berndal'schen Haushalt schickte. Ueber diesen hinaus dachte sie nicht, und deshalb fand es der Anwalt für gerathen, seines Kindes wegen eine Dame ins Haus zu nehmen, aber davon wollte Elsbeth nichts wissen; sie erklärte, von niemanden erzogen werden zu wollen, als von ihrem Vater; auch sei es gerade genug, daß sie sich in die eigensinnige Dortel zu finden habe.

Es giebt verschiedene Arten des Jungseins, wie es dürftige und kraftstrotzende Pflanzen giebt; Elsbeth war die Jugend in ihrer ganzen Herrlichkeit. Schon als sie noch im Kinderwagen saß, machte sie Eroberungen ohne Ende; als sie zur Schule ging, bekam sie auch schon im ersten Jahr den ersten Liebesbrief:

„Liebe Elsbeth!

Da wir Dich durch meine Schwester schon ein Bißchen Kennen thun, wollen wir Dich Bussiren.

Mit tausend Grießen und Küssen

Dein Robert Braun, Sextaner.
Dein Julius Meyer, Sextaner."

„So ein Frätzchen ist doch ein wahres Unglück!" klagte Frau Berndal ihrem Gatten. „Wenn man sie nicht zurückhielte, sie wär' den ganzen Tag auf der Gasse, denn da heißt's alle paar Schritte: ‚Das hübsche Kind, — das reizende Kind', — und das gefällt ihr."

Und als der Anwalt mit seinem milden Lächeln meinte: „Geh, was hat das zu sagen?" wurde die kleine Frau ganz aufgeregt:

„Was das zu sagen hat? Daß ich meine ganze Energie dieser einfältigen Bewunderung entgegensetzen muß, einen wahren Kampf zu kämpfen habe, um das Kind vor dem traurigen Schicksal zu bewahren, ein eitles, selbstgefälliges und ganz und gar oberflächliches Geschöpf zu werden!"

Und nun starb diese Frau, und das aufblühende Kind war so gut wie sich selbst überlassen; Dortel holte die kleine Elsbeth zwar alle Tage von der Gasse herein und ruhte nicht, bis die Schularbeiten gemacht waren, gerade wie es die Frau selig gethan hatte. Als jedoch Elsbeth der Schule entwachsen war, war's auch mit Dortel's Weisheit zu Ende, denn nunmehr fehlte ihr das Vorbild, das ihr träger Geist durchaus zum Handeln nöthig hatte. Für das junge freudedurstige Wesen aber gab's fortan keinen Halt mehr. Nur hinaus, in Bewegung sein, dieses ganze lebendige Dasein mit der Luft einzuathmen; Gass' auf, Gass' ab zu rennen, mit den gleichalterigen Freundinnen, und dann heimzukehren, berauscht von all der Freude, von all der Bewunderung, die sie auf Tritt und Schritt genossen.

„O Vater, Vater, es war wieder so wundervoll!" Damit stürmte sie in die große, etwas düstere Arbeitsstube, mit den Tischen voll Aktenstößen und den dicken schwärzlichen Büchern in den Schränken längs der Wände.

Und der gute Anwalt schaute von seiner Arbeit auf, in das leuchtende Gesicht seines Lieblings; sie war ja so jung, kaum siebzehn, weshalb sollte sie sich nicht ihres Lebens freuen? Sie ging ja mit ihren Freundinnen draußen auf der Gasse, und für die Tanzstunde hatte die Mutter einer Jugendfreundin sie unter ihren Schutz genommen; da war sie wohl aufgehoben. Was sie sonst den Tag über trieb, während er mit seinem Beruf beschäftigt war, darnach erkundigte er sich nicht, das fiel ihm gar nicht ein; er sah sie nur kommen und gehen, immer strahlend und frisch wie der junge Tag, und er war der Meinung, daß, wenn ihr nichts fehle, überhaupt alles in Ordnung sei.

Und ihr fehlte ganz gewiß nichts; sie brauchte nur zum Haus hinaus zu gehen, da stand schon auf dem Trottoir gegenüber, immer auf demselben Fleck, der Tanzstundsverehrer Nummer 1; ein paar Häuser weiter, und der Eisverehrer tauchte auf; beide gingen nun hüben und drüben auf der Straße, in angemessener Entfernung hinter ihr her bis zur Kaiserstraße, wo sich noch eine ganze Menge Verehrer untergeordneten Ranges aufhielten, die aber der beiden Bevorzugten wegen sich nie ins Vordertreffen wagten. Elsbeth unterhielt sich köstlich; sich zu sagen, daß sie mit einem Blick jeden einzelnen dieser jungen Leute glücklich oder unglücklich machen könne, das versetzte sie in ein beständiges, inneres Kichern, das manchmal, — freilich ganz gegen ihren Willen, — auch laut wurde. In der Nähe des väterlichen Hauses nahm dann ihre Miene plötzlich einen ernsten, ja beinahe finsteren Ausdruck an, — nicht des Vaters wegen, — Gott bewahr'! Aber gegenüber im Nachbarhaus, da wohnte ihr Feind. Ja, sie hatte einen Feind in Gestalt eines geradnasigen, dunkelblonden Professors, mit grauen, äußerst unfreundlichen Augen. Den ganzen Tag saß der Mensch hinter seinem Fenster ohne Vorhänge und schrieb darauf los, und wenn sie zu ihrer Hausthür herauskam, dann sah er auf, und es traf sie ein ganz absonderlich grimmiger Blick. Der Elende! Er mißgönnte es ihr offenbar, daß sie sich ihres Lebens freute. Mochte er! Ein Mensch, der ein Gesicht hatte wie tausend andere, was ging der sie an? — Sie hatte freilich keine Mutter neben sich, die ihr das Glück einer Heirath als das Höchste hinstellte, das einem Mädchen widerfahren kann, sie hörte nichts von der Nothwendigkeit einer Versorgung und was alles in diesem Sinn einem jungen Geschöpf ans Herz gelegt zu werden pflegt; sie hörte nur die Dortel bei jeder Gelegenheit behaupten: ‚der Ehestand ist ein Wehestand'. — Und darnach sehnte sich Elsbeth ganz gewiß nicht; nur wenn das Große eintrat, jene Leidenschaft, wie sie sie aus den Romanen, die sie las, kannte und auf der Bühne dargestellt sah, — diesem Großen, Mächtigen, Wunderbaren wollte sie sich ergeben, das stand in ihr fest, aber sie sehnte es nicht herbei; einstweilen hatte sie keinen andern Wunsch, als den, ihre Jugend zu genießen, der inneren Freudebedürftigkeit nach Kräften genug zu thun. Sie lachte ihre Freundinnen aus, die nicht wie sie, jedes Buch lesen, jede Vorstellung im Theater besuchen durften. Sie hatte eine gar übermüthige Art zu sagen: ‚Ich erlaube es mir', — wenn eine der Mütter ihrer Freundinnen es für gut fand, eine Sache nicht zu erlauben.

Und in der That, es fing schon an, in der kleinen Welt, in der sich Elsbeth bewegte, nicht mehr so ganz geheuer für sie zu sein. Kleine Rügen wurden ihr zu Theil aus dem Munde der Tanzstunden-Mütter, sie sei zu ausgelassen, ihr ungebundenes Wesen wirke ansteckend auf die Herren und verderbe den guten Ton. Elsbeth, die kleine selbstherrliche Elsbeth, die schon lange kein Mensch mehr tadelte, ließ sich diese Eingriffe in ihr Wesen natürlich nicht gefallen und blieb wie sie war. Da kam eines Tages eine der Mütter, — diejenige, der Elsbeth für die Tanzstunde anvertraut war, — zum Herrn Anwalt und bat ihn um eine Unterredung. Sie sah dabei Elsbeth mit einem Blick an, in dem zu lesen war: ‚Liebes Kind, laß uns allein!' — Aber die Kleine nahm ganz dicht neben ihrem Vater Platz, schlang den Arm in den seinen und sah mit ihren großen, dunkeln Augen der Anklägerin kerzengerad' ins Gesicht.

„Ich komme in der wohlmeinendsten Absicht, Herr Doctor," begann die Dame, „es kann nicht so bleiben in der Tanzstunde, wie es jetzt ist; Elsbeth kennt keine Zurückhaltung, ja, ich möchte fast sagen, keine Bescheidenheit; sie thut alles, nur nicht das, was sie soll, und hört nicht auf das, was wir ihr sagen. Ich bin deshalb gekommen, Sie zu bitten, Ihren Einfluß bei dem Kinde geltend zu machen; ich bin überzeugt, ihre Mutter hätte das alles nicht gebilligt; sie hat die Erziehung sehr ernst genommen, und es lag durchaus nicht in ihrer Absicht, daß Elsbeth eine Straßenblume werde, wie das leider, — ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Herr Doctor, — einstweilen der Fall ist."

Der gute Anwalt murmelte etwas von Dank und geleitete die Dame in höchster Bestürzung zur Thür hinaus.

„Aber Elsbeth!" sagte er zurückkehrend, „Kindchen, was machst Du denn für Sachen?"

Sie flog ihm an den Hals: „Sei nur ruhig, alter Vater, wir zwei, wir halten zusammen, gelt, und lassen uns nichts vormachen?! Ich bitte Dich, ich soll nicht lachen! Und so etwas Lächerliches wie den Tanzlehrer hast Du in Deinem Leben nicht gesehen! So, — „sie machte es ihm vor", so setzt er seine Füße, und mit dieser Stimme, die vor Affectation fast überschnappt, kommandirt er:

‚Häckchen, Spitzchen, eins, zwei, drei,
Häckchen, Spitzchen, eins, zwei, drei!'

Und da sitzen die Mütter und sehen ganz ernsthaft zu, wie er hüpft, und wie wir hüpfen. Und wenn ich dann lache, dann heißt es, ich habe mich unbescheiden benommten. Aber ich werde mich rächen! In der nächsten Tanzstunde sollen mir einmal alle die Mädel nach einander sitzen bleiben, das ist die größte Strafe für diese Mütter, die fortwährend etwas an mir auszusetzen haben!"

Der Anwalt sagte sich: ‚Ja, hier muß ich meinen Einfluß geltend machen, es ist die höchste Zeit'. „Elsbeth," wandte er sich an sein Töchterchen, „ich glaube wirklich, daß Du ein wenig zu übermüthig bist."

Sie sah ihn mit dem liebenswürdigsten Schelmenlächeln an: „Nicht die Spur! Weißt Du, Vater, alte Leute verstehen nicht viel von Tanzstund-Angelegenheiten, das müssen wir Junge unter einander ausmachen."

Hm, — da saß er und sann über seinen Einfluß nach; seine selige Frau, ja, wenn die noch lebte, es wäre niemals so weit gekommen. Mit welch unerschütterlicher Ruhe verstand sie es, den Uebermuthsanfällen Elsbeth's einen Dämpfer aufzusetzen!

„Du bildest Dir wohl ein, Du seist der Großvater dieser kleinen Person", hatte seine Frau öfter zu ihm gesagt, denn wenn er sich einmal in die Erziehung mischte, so war's nur, um Partei für die Kleine zu nehmen.

Und so war's geblieben; er hatte die Schwäche eines Großvaters und die Bequemlichkeit des alten Mannes. Da er jedoch keine Ahnung hatte, was er hätte thun sollen, so ließ er die Sache auf sich beruhen, um so mehr, als er kein Freund davon war, unangenehme Dinge ins Auge zu fassen. Er machte, daß er in sein Bureau kam, da war er an seinem Platz.

Berndal war ein gesuchter Anwalt, der durch seine Tüchtigkeit, sein Wohlwollen und seine Rechtlichkeit einen guten Ruf hatte. Aber heute sollte ihm das Vergessen unangenehmer Dinge nicht so leicht werden wie sonst; die Worte einer alten Frau, deren Sache er mit redlichem Eifer zu einem guten Schluß geführt hatte, waren ihm in alle Glieder gefahren: „Herr Doctor," hatte sie zu ihm gesagt, „Sie sind wie ein guter Vater zu mir gewesen, Gott vergelt's Ihnen an Ihren Kindern!" „Und Deinem Kinde bist Du kein Vater", fuhr es ihm durch den Sinn, „das mutterlose Geschöpf an Deiner Seite wächst auf wie eine wilde Blume; ich weiß nichts von ihrem Treiben, nichts von ihrem Denken. Sich selbst überlassen wie sie ist, kann ihr jeden Augenblick etwas zustoßen, etwas geschehen."

„Mein Gott," sprach er laut, „wo ist sie jetzt, wo treibt sie sich herum?" Eine plötzliche Angst erfaßte ihn, er nahm seinen Hut und stürzte in die Küche:

„Dortel, Dortel, wo ist die Elsbeth?"

„Wo wird sie sein?" bekam er zur Antwort, „in der Kaiserstraße, dort kann man sie zu jeder Zeit finden!"

„Wie können Sie ihr das erlauben?" polterte er heraus.

„Ich? Von mir läßt sie sich schon lange nichts mehr sagen, Herr Anwalt, das ist Ihnen Ihr Sach'! —"

Es war ein wunderschöner Maientag, die ganze Kaiserstraße war mit Sonne angefüllt, als der Anwalt auf der Bildfläche derselben erschien mit seinem raschen Geschäftsschritt, unter dem Arm den Aktenstoß, den er aus Zerstreutheit mitgenommen hatte. Er gehörte zu der Sorte Menschen, die auf der Straße nichts hören und nichts sehen; jetzt aber, da er seine Tochter suchte, sah er mit auffälliger Hast nach rechts und links, wobei er in der zur Mittagszeit sehr belebten Straße manchen Seitenstoß erhielt und austheilte. Mit einem Male sah er etwas Leuchtendes daherkommen, etwas heiter Farbiges, das im Glanze der Wintersonne doppelt lebte und wirkte. Alles sah der Gestalt nach, die mehr schwebte als ging; die langen Franzen eines türkischen Shawls flatterten wie glitzernde Flügel hinter ihr her, sie trug eine Mütze von weißem Pelz, Kleid und Jacke von dunkelrother Farbe waren mit ebensolchem Pelz besetzt.

Es war Parade, die Militär-Kapelle spielte einen rauschenden Walzer, und der arme Anwalt, der dem Strom entgegen ging, hatte seine liebe Noth in dem Gedränge. Plötzlich stand jene blendende Erscheinung, nach der alle Leute sahen, dicht vor ihm und sagte:

„Guten Tag, Vater!"

Er fuhr ordentlich zusammen: „Bist Du das? Wie siehst Du aus?"

Elsbeth, sonst nie um eine Antwort verlegen, warf plötzlich einen erschrockenen Blick auf ihren Vater. — Ja wohl, wie sah sie aus neben diesem schlichten, würdigen Mann?

Als ob es hinter ihnen brenne, mit so großen Schritten machte er sich davon, um aus der fatalen Kaiserstraße hinauszukommen. Elsbeth flog neben ihm her; sie hatte auf des Vaters Frage: „Wo sind Deine Freundinnen?" keine Antwort gegeben. Unter der Hausthür wiederholte er die Frage: „Wie kommt es, daß Du ohne Deine Freundinnen auf der Kaiserstraße bist?"

Sie traten in die große Arbeitsstube, und Elsbeth schwang sich auf einen der Seitentische: „Weil ich überhaupt keine Freundinnen mehr habe," sagte sie, „und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch mit der Tanzstunde ist es aus, aber alle Herren sind auf meiner Seite, und nicht weniger als sieben sind ausgetreten."

Der Anwalt fuhr sich, wie immer wenn er rathlos war, durch die Haare: „So sag' mir doch, was ist denn geschehen?"

Sie nickte: „Alles will ich Dir sagen; mein Fehler war, daß ich mich wirklich rächte, nachdem die Mutter meiner Freundin dagewesen war, um sich über mich zu beklagen; ich machte das mit meinen Verehrern aus, und alle jungen Mädchen mußten während einer Tour sitzen bleiben, auch Lena, meine beste Freundin; sie hätte nicht erlauben dürfen, daß ihre Mutter mich verklagte!"

„Aber, das ist doch nicht an Dir," unterbrach sie der Vater.

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Es muß Gerechtigkeit in der Welt sein! Zum Schlusse der Tanzstunde sagte mir Lena's Mutter, daß sie ein Mädchen, wie ich eines sei, nicht länger unter ihren Schutz zu nehmen wünsche. Ich ging also das nächste Mal allein in die Tanzstunde, — o ja, ganz selbständig, — Dortel brachte mich, wie immer, in die Garderobe, und ich hatte mich aus purem Trotz wunderschön gemacht, — ein Kleid mit dreierlei Roth — es leuchtete nur so —"

„Abscheulich!" entsetzte sich der Anwalt.

„Wundervoll war's, ich merkte es an den Müttern; sie steckten mit einem Mal alle die Köpfe zusammen. Meinst Du, eine meiner Freundinnen hätte mir die Hand gegeben, oder ein Wort mit mir gesprochen? Aber meine Verehrer hielten zu mir, und wir tanzten, wir tanzten in einem fort, und plötzlich, denke Dir, denke Dir, Vater, war keine einzige Dame mehr da, — sie haben mich alle im Stich gelassen! So etwas hätte meine Mutter ganz gewiß nicht gethan, ich würde es ihr niemals erlaubt haben!"

Und Elsbeth glitt von ihrem Sitz herunter und warf sich auf das große, breite Canapee, wo sie in ein bitteres, ihren ganzen Körper erschütterndes Weinen ausbrach. Ihr Vater hatte sie zanken, sie ernsthaft zur Rede stellen wollen, nun lag sie da in ihrem Schmerz, und ihre Thränen brannten ihm auf die Seele.

„Aber Kind," sagte er, „warum hast Du mir denn von all dem, was in Dir vorging, nichts gesagt?"

„Weil ich stark sein wollte, und selbstständig, — und wenn ich nicht gesprochen hätte, so hätte mich diese Schwäche auch ganz gewiß nicht übermannt!" —

Sie versuchte ihre Thränen zu trocknen, die aber immer wieder hervorstürzten. „Es ist aber auch so bitter, wenn man sich sagen muß, daß man keinen Menschen mehr achten kann, weder das weibliche noch das männliche Geschlecht!"

Der Anwalt mußte unwillkürlich lächeln: „Da gehst Du denn doch ein wenig zu weit!"

Elsbeth erhob das Haupt: „Wie so? Elf Mütter, und darunter nicht eine, die sich des mutterlosen Kindes liebevoll angenommen hätte! Getadelt, ja, haben sie mich alle, aber so ganz ohne Liebe; die nahm ab in dem Maß, als meine Verehrer zunahmen; und das habe ich gemerkt, und das war mir so entsetzlich verächtlich, — pfui! pfui!"

„Elsbeth, Kind, Du hast kein Maß!" —

„Ach, Vater," unterbrach sie ihn, „Du bist ja viel zu harmlos, Du kennst die Menschen nicht! So neidisch wie die Frauen, so schwach sind die Männer; glaubst Du, daß je ein einziger meiner Verehrer den Muth gehabt hätte, mir zu sagen, ich thue Unrecht, oder was ich behaupte, sei nicht richtig? Ich versichere Dir, wenn ich von ihnen verlangt hätte, sie sollen sich mit den Füßen am Kronleuchter aufhängen, sie hätten es gethan!"

Der Anwalt nahm den Arm seines Töchterchens und ging mit ihr im Zimmer auf und ab.

„Glaube mir, mein Kind, Deine neunzehnjährigen Tanzstundsherrchen, das ist noch nicht das männliche Geschlecht! Es giebt schon Männer, denen es nicht einfallen würde, sich auf Dein Geheiß hin mit den Füßen an einen Kronleuchter aufzuhängen."

Elsbeth warf einen kurzen Blick nach dem Fenster gegenüber. „Bah!" meinte sie und schüttelte den Kopf, „wenn ich Dir sage, daß uralte Herren dastehen und mich angaffen, als sei ich ein Meerwunder?"

„Das kommt von Deinem auffallenden, rothen Kleide," sagte der Anwalt, „Du darfst nicht länger so gehen!"

„Das kann nicht Dein Ernst sein, Vater, denn ich kann mit dem besten Willen kein Unrecht darin sehen, diese schöne leuchtende Farbe zu lieben."

Der Anwalt seufzte: „So wollen wir uns darin einigen, Du gehst nicht mehr allein aus; ich begleite Dich, oder Dortel —"

„Nein, Vater! Das kannst, das darfst Du mir nicht anthun! Denke nur, wie sie dann alle über mich lachen: ‚Aha, jetzt wird sie gehütet!' — Und ich habe immer so geprahlt mit meiner Selbständigkeit!" —

„Du siehst, wie weit Du damit gekommen bist; Du hast keine Freundinnen mehr, man hat Dich aus der Tanzstunde gestoßen —"

„Still, still, nicht solche Dinge sagen, bitte!" unterbrach ihn Elsbeth. „Ich will nicht unglücklich sein, und zudem, — weißt Du, was Lena's Mutter für Grundsätze hat? — ‚Man muß vor allen Dingen nur immer recht bewundernd zu den Männern aufschauen, das haben sie am liebsten,' belehrte sie ihre Tochter, und Mili's Mutter, die sagte gar: ‚Ein Mädchen hat die Verpflichtung, sich so früh wie möglich zu verloben.' — Ich habe natürlich nicht geschwiegen, sondern meinen Freundinnen erklärt: ‚Eure Mütter sind entweder nicht bei Trost, oder nicht geschеidt.' Und das haben sie mir nie verziehen; von dem Augenblick an war ich das räudige Schaf in der Tanzstunde, und es hieß fortwährend: ‚Du bist zu laut, zu auffallend, das schickt sich nicht, und jenes schickt sich nicht!' — Und was habe ich denn gethan? Weiter nichts, als daß ich meine Verehrer außerordentlich schlecht behandelt habe. Dagegen Lena, die nie zu auffallend, nie zu laut war, weißt Du, was die gethan hat? Ein Gedicht hat sie angenommen, in dem von Liebe stand, und Mili, die immer ein Gesicht macht wie ein Schaf, hat sich von ihrem Verehrer Chokoladen-Plätzchen schenken lassen. Schrecklich, nicht? Und da soll man nun Respect vor diesen Müttern haben, die ihre Kinder zur Heuchelei erziehen? Aber Du mußt über alle diese Dinge schweigen wie das Grab, denn eigentlich hätte ich nichts sagen sollen; ich habe es aber gethan, damit Du siehst, wie die Welt ist, und nicht ganz über mich verzweifelst. Bist Du jetzt getröstet? Sei so gut und nicke!"

Sie zog ihm den Kopf herunter, zwei-, dreimal, und es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte in ihr Lachen mit einstimmen.

„So, nun bin ich wieder vergnügt!" rief sie aus. „Nun rasch zu Tisch, damit ich auf die Eisbahn komme, dort soll das letzte Restchen Trübsal abgeschüttelt werden."

„Aber," meinte der Anwalt, „wenn Du nun nicht länger mit Deinen Freundinnen zusammen sein kannst?"

„Hab' keine Angst," unterbrach ihn Elsbeth, „es ist alles vorbei, auch mit den Verehrern werde ich kein Wort sprechen, und Du weißt, man kann sich auf mich verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Wladiu.

Eine galizische Studie von Victor Blüthgen in Freienwalde a/O.

Vom Lemberger Bahnhofe führt eine Landstraße ins Freie. Davon zweigt sich bald eine kurze Sackstraße ab, an der rechts ein versumpfter und verschilfter Teich liegt, weiter ein ehemaliges Vorwerk, auf das noch ein paar unbedeutende Gehöfte folgen.

Dieses Vorwerk gehört Wladiu's Tante, der Frau Nasarewitsch, und bei ihr wohnt er selber als Pflegesohn und einziges ihr näher verwandtes Glied der edeln Familie Nasarewitsch.

Das Vorwerk besteht aus ein paar wackligen, alten Wirthschaftsgebäuden rechts von der Straße, die das Inventar der Wirthschaft bergen, nämlich eine Kuh, die Milch giebt, um sie in der Stadt zu verkaufen, sowie eine Britschka und ein altes Rößlein, die den Transport bewerkstelligen.

Nicht bloß den Milch-Transport — sie bilden beide zugleich die Staats-Equipage Wladiu's und seiner Tante. Die Wahrheit zu sagen: ein erbarmungswürdiges Beförderungsmittel. Die Britschka ist so beängstigend locker in den Gelenken, daß man beständig in Angst sein muß, sie verliert eines der nothwendigen Glieder. Und der Gaul ist ein kleiner, struppiger, spahndürrer Galizier mit krummen Vorderbeinen und hängender Zunge.

Wladiu fährt auch nie in dem Gefährt bis in die Stadt, sondern steigt vor derselben ab und läßt die Tante Nasarewitsch allein weiter kutschiren. Denn er ist ein junger Mann, der sich genirt; hingegen ist die Tante in dieser Richtung ohne Bedenken.

Das Gutshaus, welches auf der linken Seite in einem zaunumschlossenen Gartengrundstück liegt, ist, äußerlich genommen, ein ziemlich verfallen aussehender, einstöckiger, quergestellter Bau mit einem kurzen Flügelansatz hinten, und im Innern recht verzwickt eingetheilt und bewohnt.

Die Frau Nasarewitsch bewohnt mit dem Neffen die Vorder-Front des Hauses. Man gelangt in die Wohnung durch das Eckzimmer, welches sich als ein flurartiger Raum darstellt; Bruchstücke, Reste von Fliesen und eingeschleppter Lehm bilden zusammen eine Art Mosaik-Fußboden; rechts hinten in der Ecke ist ein Herd, der den Raum zugleich als Küche legitimirt; links hinten führt eine Treppe auf den Boden, in einem Bretterverschlage, hinter dem sich noch ein durch eine wurmfräßige Thür verschließbarer Verschlag befindet. Eine Thür daneben durchbricht die Wand, und man gelangt durch sie in die rückwärtige Wohnung.

Der Verschlag ist vermiethet; in ihm haust Josefa Radwanska, ein scheues, weibliches Wesen von zweifelhaftem Alter, von dem man im Hause nur weiß, daß es tagsüber als Näherin in der Stadt sich aufhält und des Nachts grausam schnarcht.

Die rückwärtige Wohnung ist gleichfalls vermiethet, dort wohnt der Herr Wisokinsky mit Gattin.

Was endlich den Flügel mit dem einen Giebel betrifft, so hat denselben der Herr Kwiatkowsky mit zwei Töchtern inne, stille, fleißige Leute, die den Garten in Pacht haben; er liefert alljährlich herrliche Obsternten, die von Obsthändlern in der Stadt abgefahren werden. Von diesen Miethern wird nicht viel die Rede sein in unserer Geschichte, wohl aber von den Wisokinsky'schen, von Wladiu und von seiner Tante.

Der Herr Wisokinsky ist ein ehemaliger Guts-Administrator, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Wie viel von den Einkünften seines Herrn er in seiner vieljährigen Thätigkeit für sich beiseite gelegt hat, das weiß selbst seine Gattin nicht — jedenfalls mehr, als seine Lebensweise und seine Frömmigkeit vermuthen lassen! Wenigstens würden seine Berufsgenossen, vielleicht sein ehemaliger Herr selber, ihn andernfalls über die Achsel ansehen in der Meinung, daß der Ochs ganz besonders dumm sein müßte, den man an eine volle Krippe stellt, und der nicht frißt. Seinem Aeußeren nach ist er ein ruhiger, ziemlich schweigsamer mittelgroßer Mann, der in den sechziger Jahren steht, mit einem frischen, gerötheten Gesicht und einem fast weißen Schnurrbart mit aufgedrehten Spitzen. Frühmorgens, wenn er aufgestanden, geht er vor eine Schüssel voll Wasser, taucht das Gesicht hinein und nimmt bei dieser Gelegenheit tüchtig den Mund voll, worauf er die Stube auf und nieder geht und rechts und links durch die Zähne spritzt. Alsdann fährt er mit einem Handtuch über das Gesicht, greift zu einem Besen und kehrt die Stube; denn Frau Wisokinska schläft in den Tag hinein. Sein Frühstück besteht unweigerlich aus einem Teller Kümmelsuppe, die er für sich und die Gattin, winters im Stubenofen, sommers auf dem gemeinsamen Herd im Nasarewitsch'schen Entree kocht.

Jetzt beginnt sein Tag. Er zieht den polnischen Schnürenrock an, steckt die Beine sammt dem Ende der weiten polnischen Hosen in die hohen Stiefel, setzt eine alte Jagdmütze auf, ergreift ein Gebetbuch und geht aus — im Sommer und bei gutem Wetter in die Felder, im Winter und bei schlechtem Wetter in die Kirche. Wenn er zurückkehrt, bringt er der Gattin in Papier gewickelt vom Zoll das Fleisch für den Mittag mit. Der Rest des Tages verläuft einfacher: wenn er nicht mit Frau Wisokinska Patience legt, so trinkt er schluckweis, sei es Thee, sei es irgend eine Sorte Schnaps, von dem er sich stets eine Auswahl hält, und dazwischen brät er Kartoffeln in der heißen Asche und ißt davon.

Frau Wisokinska hält nicht viel auf Ausgehen, ausgenommen ihre Kirchgänge; sie kocht, legt Patience oder besucht sich herüber und hinüber mit Frau Nasarewitsch und schwatzt mit ihr. Sie ist eine lange, unheimlich magere Person mit einem Kaninchengesicht, theilt merkwürdigerweise auch die nervöse Gewohnheit dieser Geschöpfe, häufig mit der Nase zu zucken.

Ist Wladiu daheim, so spielen diese drei Personen Preference.

Was Frau Nasarewitsch betrifft, so ist sie Witwe und, im Gegensatz zur Frau Wisokinska, klein und rundlich. Außerdem hängen der einen die grauen Haarsträhne eben so liederlich über die Ohren herunter, wie der andern, auch beide tragen sich gleich, — Sommer: Rock, Jacke und Babuschen, Winter: Bauernpelze, Männerstiefel.

Da ist nun Wladiu ein ganz anderer Mann. Er kann sich überall sehen lassen, wie nur irgend ein gut gewachsener, leidlich hübscher, junger Edelmann von fünfundzwanzig Jahren. Wenn er in die Stadt spazirt oder fährt (und bei schlechtem Wetter ist ohne Wagen gar nicht in die Stadt zu kommen, obwohl es nur zehn Minuten Wegs bis zur Zollstelle ist), so kann man ihn das eine Mal im modischen Jacket-Anzug, das andre Mal im Schnürenrock und in Stulpstiefeln erblicken, und man wird in jedem Falle finden, daß er gut aussieht.

Es ist selbstverständlich für einen eleganten jungen Mann in seinen Jahren, daß er womöglich alle Tage ins Kaffeehaus geht und Billard spielt. Ja, die Tante Nasarewitsch, deren Stolz er ist, hält darauf, daß er dies thut. Da ist Fedunia, die Milchmagd — was hat sie nachmittags zu arbeiten? Warum soll sie nicht bei schlechtem Wetter anspannen und den jungen Herrn bis zum Zoll fahren und nachts, wo es dunkel ist und er sich nicht zu geniren braucht, ihn vom Kaffeehause abholen?

Es ist wahr: mit der Kasse der Frau Nasarewitsch war es übel bestellt. Sie hatte zwar nicht geringe Hoffnungen in Gestalt von drei Prozessen, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, und die sich auf ehemalige Besitzthümer der Nasarewitsche bezogen, weshalb sie denn auch häufig beim Advokaten in der Stadt zu thun hatte. Aber ihre verfügbaren Einkünfte lieferten außer dem Milchertrag nur ihre Miether. Und da diese Erträge zu wenig mehr hinreichten, als um die Gerichtskosten und die persönlichen Bedürfnisse Wladiu's zu bestreiten, so lebte sie im übrigen auf Borg. Zuweilen wurden ihre Gläubiger unangenehm; war der Zeitpunkt gekommen, wo sie nicht mehr zu beschwichtigen waren, was sich immer durch das Erscheinen des Executors andeutete, so nahm sie mit Hülfe eines gefälligen Israeliten eine neue Hypothek auf ihr Grundstück auf. Um große Summen handelte es sich dabei nicht, denn die häusliche Lebensweise der beiden Nasarewitsche war sehr einfach und mehr auf die polnischen Grüptöpfe, als auf egyptische Fleischtöpfe gerichtet.

Die Fürsorge für Wladiu's standesgemäßes Leben außerhalb hatte immerhin zur Folge, daß die Miethen gewöhnlich schon im Voraus aufgebraucht waren, wenn der Fälligkeits-Termin kam.

„Ich bitte, Almetschku (die eine Kwiatkowsky'sche), haben Sie nicht fünf Gulden zur Hand? Der arme Wladiu möchte doch so gern ins Kaffeehaus gehen, und ich hab' nichts für ihn. Der arme Bursch hat ohnedem nichts vom Leben, so jung wie er ist!"

Man könnte sagen, es wäre wohl angebracht gewesen, daß der Herr Wladiu sich einen Verdienst gesucht hätte. Allein derselbe hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen geistige oder körperliche Anstrengungen irgend welcher Art. Die ganze Vergangenheit der Nasarewitsche protestirte gegen solche. Und wenn von den drei Prozessen, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, nur einer gewonnen wurde, so hatte er jedenfalls nicht nöthig, seine Lebensweise zu ändern.

Uebrigens war es, wenn alle Stränge rissen, wohl anzunehmen, daß ein so hübscher junger Bursch eine reiche Frau bekam, auch wenn es gerade keine Schönheit war. Wenn man Wladiu reden hörte, so gab es deren bereits, die auf ihn warteten, zum Beispiel die eine Schlächterstochter aus dem Gewölbe neben dem Kaffeehause, ferner eine noch recht fesche Witwe, freilich eine Jüdin, von der sogar der Geschäftsvermittler der Tante, ihr weitläufiger Verwandter, zugestand, daß sie „schwer" sei; ferner die einzige Tochter eines Groß-Trafikanten, später

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einmal die junge Frau eines reichen, klapprigen und steinalten Majors. Doch Wladiu war vorläufig noch nicht fürs Heirathen. Er konnte ja später wohl auch noch eine ganz andere Auswahl haben.

Eines Tages gab es einen Aufruhr in diesen einförmigen, alltäglichen Verhältnissen.

Es war im Juni, und es hatte acht Tage nach einander sehr melancholisch geregnet; Tante Nasarewitsch war in aller Frühe mit dem Milchwagen nach der Stadt gefahren, um erst in die Frühmesse und dann zum Advocaten zu gehen.

Hier theilte man ihr schonend mit, daß sie den ersten der drei Prozesse, von denen keiner unter fünf Jahr alt war, verloren hatte; in letzter Instanz verloren!

„Es war der, bei welchem wir am wenigsten Aussicht hatten," sagte der Advokat. „Ich hatte gleich nicht viel Hoffnung. Bei den beiden anderen, so denke ich bestimmt, haben wir mehr Glück."

Wladiu hatte sich kurz zuvor mit den Wisokinskys zur Preference niedergesetzt, als ihm die Tante durch die Thür zurief, er möge einmal herüber kommen. „Es muß etwas geschehen sein," sagte Frau Wisokinska, indem sie mit den Nasenflügeln zuckte und die Karten niederlegte, „geben Sie Acht, Herr Wladiu, sie wäre sonst bei der Thür eingetreten!"

Frau Nasarewitsch stand noch in dem weiten altmodischen Mantel, den sie auf ihren Stadtfahrten anzuziehen pflegte, im Küchenvorraum und sah recht niedergeschlagen aus.

„Ich muß Dir sagen, Wladiu, es giebt keine Gerechtigkeit mehr bei unsern Gerichten, denn ich habe den einen Prozeß wegen Tschenstowo verloren. Nicht nur, daß diese Oesterreicher unserem Vaterlande den Hals umgedreht haben, sie bringen uns außerdem noch durch ihre grundschlechten Richter, diese Erzräuber, um unser Geld!"

Sie hielt bei ihrer Jeremiade den Kopf noch mehr vorgeneigt als sonst, und ihr wenig anziehendes, für gewöhnlich recht ausdrucksloses Gesicht zeigte eine Mischung von Zorn und Trauer. Auch das regelmäßige, schlaffe Antlitz des Neffen, in dem nur die Nase ein wenig zu lang gerathen war, ward um einen Schein blasser.

„Dieser Advokat wird ein Esel sein, Tante Nasarewitsch," sagte er. „Wer weiß, ob er nicht von der anderen Partei gespickt worden ist, das ist mir noch glaubhafter. Auf eines von beiden wette ich."

„Glaube das nicht, Wladiu," versetzte sie und schüttelte den Kopf mit dem schwarzen Strohhut, auf dem eine Bandschleife und eine dürftige Feder saß. „Es ist nicht mehr in seiner Hand gelegen, mir in dieser Sache zu nützen. Er ist ein ganz guter Mann, wiewohl er jüdisch ist. Komm herein ins Zimmer, ich kann mich jetzt gar nicht bei den Wisokinsky'schen sehen lassen, so schlecht ist mir zu Muthe."

Wladiu folgte ihr und half ihr im Zimmer den Mantel abnehmen, und sie setzte den Hut ab und ließ sich in einen Fauteuil fallen.

„Wir haben noch zwei Prozesse, Tante Nasarewi," versuchte er gleich dem Advokaten, zu trösten, wiewohl ihm die Sache selber sehr nahe ging.

„Das sagt Ihr, aber es ist schlimm, es ist schlimm! Es wird wieder sehr viel Kosten geben, und ich weiß nicht, wo ich das Geld hernehmen soll. Der Sacher wird immer schwieriger, er nimmt schon so hohe Procente . . ."

Die Rede erstickte mit einem Gemurmel.

„Ah was!" rief Wladiu, „es ist nicht immer schlecht Wetter! Wer weiß, was kommt! Ich werde mich indes umschaun . . ."

Er fand nicht mehr die Zeit, sich über diese dunkeln Andeutungen näher auszulassen, denn draußen rief eine Stimme in den Flur hinein: „Holla, Wisokinsky! . ." worauf Wladiu abbrach und die Thür öffnete. Da stand der Postbote mit einem Briefe in der Hand, die Stiefel bis zu den Knieen voll Schlamm. Und Wladiu eilte, die Verbindungsthür zu dem Wisokinsky'schen Quartier zu gewinnen und den Ruf des Boten zu wiederholen, worauf er mit Herrn Wisokinsky kam und dem feierlichen Akt der Ueberreichung beiwohnte.

„Von Przemysl," sagte Herr Wisokinsky, „von meinem Bruder . . . Ist bei Ihnen etwas geschehen, Herr Wladiu? Vielleicht etwas Unangenehmes, was Gott verhüte?"

„Nicht gerade, — nur einen Verdruß hat die Frau Tante gehabt. Wenn es Ihnen recht ist, so spielen wir nachher weiter. Natürlich werden Sie erst den Brief lesen!"

„Ich bitte, Herr Wladiu," sagte der Herr Wisokinsky und ging, um seine Brille zu nehmen und den seltenen Genuß einer Brief-Lectüre mit seiner Gattin zusammen zu erleben, während Wladiu von dem Ereigniß seiner Tante Mittheilung machte. Die hatte leider nicht die rechte Stimmung, um es zu würdigen, zeigte sich vielmehr fortgesetzt so geschlagen von ihrem Mißgeschick, entgegen ihrer sonstigen Art, daß der Neffe vorzog, bald wieder zu Wisokinsky's zu gehen.

Der Herr Wisokinsky las soeben langsam den Schluß des Briefes, sah dann auf und sagte: „Wir werden Besuch haben, Herr Wladiu, denken Sie an! Die Sonia will kommen, die Tochter meines Bruders, des Magazin-Verwalters. Was will solch ein Dämchen bei uns? Sie wird wahrscheinlich eine rechte feine Stadtdame sein: sie leben dort gut und werden wohl nicht viel sparen."

Wladiu hatte plötzlich ein angenehmes Gefühl. „Nun," sagte er zuversichtlich, „ich werde schon sorgen helfen, daß sie sich nicht langweilt. Sprachen Sie nicht einmal aus, Ihr Herr Bruder wäre Ihr einziger Verwandter?"

„Das ist er," bestätigte der Herr Wisokinsky.

Ein vernichtetes Kunstblatt. Erinnerung an König Ludwig II. und Prinzessin Sophie.

Siehe Seite 119.

„Wir werden sie aufnehmen, so gut wir können," sagte Frau Wisokinska, „und der Herr Wladiu wird ihr ein wenig Lemberg zeigen. Ich hoffe, daß sie besseres Wetter haben wird, als in den letzten Tagen war. Sie kann bleiben, so lange es ihr hier gefällt."

„Haben Sie keine Photographie von ihr?" fragte Wladiu.

„Nein, sie haben es bisher verabsäumt, eine zu schicken. Ist's vielleicht gefällig, weiter zu spielen, Herr Wladiu? . . .

Wladiu erzählte der Tante nachher davon, sehr interessirt. „Wir werden sehen, Tante Nasarewitsch!" fügte er mit einem leichten Fingerschnipsen hinzu. „Ich kann mir denken, was diese junge Dame hierher führt, und es wird mich unterhalten, sie zu beobachten."

„Wieso meinst Du das, Wladiu? Ich verstehe Dich nicht, ich habe heute meinen Kopf nicht recht beisammen."

„Nun," sagte Wladiu so hin, „die Wisokinsky's — sind sie alte Leute oder nicht? Haben sie Kinder oder haben sie keine? Haben sie etwas hinter sich oder nicht? Ich denke, es ist nicht wenig; und außer dieser jungen Dame und ihren Eltern haben sie keine näheren Anverwandten. Es lohnt da wohl, einmal nach ihnen zu sehen und sich liebenswürdig zu machen, denn sonst könnten die Wisokinskys auch ihre Anverwandten vergessen und dagegen vorziehen, mit dem Gelde für ihr Seelenheil zu sorgen."

Tante Nasarewitsch sah ihn mit ihren gerötheten Augen bewundernd an. „Du bist doch ein kluger Bursch, Wladiu, daß Du gleich auf solch einen Gedanken kommst! Es ist schade; ich glaube, Du wärest ein besserer Advokat geworden, als der unserige; und es ist eine schöne Sache, wenn man alle Tage Expens-Noten ausschreiben lassen kann, so wie der," schloß sie mit einem Seufzer.

Wladiu zog vor, darauf nichts zu erwidern. Er lächelte bloß und fuhr aus seinem früheren Gedankengange heraus fort: „Sie kommt aus Przemysl und ist eine Magazin-Verwaltertochter. Wahrscheinlich glaubt sie, daß die Wisokinskys hier ein feines Haus führen. Sie wird schöne Augen machen, wenn Tante Wisokinska sie früh vor Kümmelsuppe setzt, und wird doch nicht wagen, sie auszuschlagen, aus Furcht, daß man ihr dies übel nehmen könnte. Ich bin bloß neugierig, wie lange sie das aushält! Ich werde wohl ein wenig für das Fräulein sorgen müssen, damit sie nicht vor Langerweile stirbt."

Tante Nasarewitsch dachte nach. Dann hob sie die Augen und sagte: „Du nimmst es, wie ich glaube, ein wenig leicht mit den Frauen, Wladiu. Ich hoffe, daß Du Dich hier etwas vorsichtig beträgst."

„Ah bah!" lachte darauf Wladiu selbstgefällig. „Ich scherze mit ihr, wenn sie hübsch ist. Was werde ich weiter thun?" Und er senkte, in angenehme Bilder sich vertiefend, seine etwas lange Nase auf die Buchweizengrütze nieder, in die er tapfer einzuhauen begann.

* * *

Drei Tage später geschieht es denn, daß Fräulein Sonia Wisokinska, ahnungslos bezüglich dessen, was ihr in Aussicht steht, auf dem Bahnhof in Lemberg eintrifft. Das Wetter hat sich zum Guten gewendet, die untergehende Abendsonne bescheint freundlich Onkel Wisokinsky und Tante Wisokinska sowie Herrn Wladiu, welche sie erwartet haben; letzterer wirft Feuerblicke aus seinen stark vergrößerten, wasserblauen Augen und zeigt eine äußerst befriedigte Miene, als ein lebhaftes, hübsches und zierliches Fräulein im besten Alter, mit blühenden Farben und in durchaus modischer Toilette sich auf Hin- und Herfragen als die Erwartete entpuppt und dem Onkel und der Tante die Hand küßt, wofür sie namentlich von Tante Wisokinska die verwandtschaftlichste Begrüßung erntet.

„Hier ist auch der Herr Wladiu Nasarewitsch, der Neffe unserer Hausfrau. Er wird ein wenig helfen, daß Du nicht vor Langerweile stirbst bei uns."

„Wenn das gnädige Fräulein damit einverstanden sein wird," sagt höflich der Herr Wladiu und verbeugt sich. Und das Fräulein wehrt: „Ich bitte," und prüft ihn mit einem raschen, aber ausgiebigen Musterungsblick ihrer klugen, braunen Augen. „Wir haben im Winter so viele Vergnügungen in Przemysl, daß mir nichts dienlicher ist, als mich ein wenig davon auszuruhen. Wenn es irgend angeht, soll ich mich eigentlich bei Ihnen langweilen."

„O, ich hoffe, das wird der Herr Wladiu nicht erlauben . . ." meint Frau Wisokinska und schnuffelt auf ihre Art. „Gieb ihm Deinen Gepäckschein; wir haben einen Fiaker genommen, denn der Weg zu uns ist von dem abscheulichen Wetter in der letzten Woche übel zugerichtet, wie Du an unseren Stiefeln sehen kannst." Sie hatte ihre Kleider hoch aufgeschürzt und zeigte ihre Männerstiefel, die aussahen, als wären sie eben aus einem Sumpf gezogen.

Der Kutscher war durch ein hohes Trinkgeld bestochen worden, schielte indessen doch mißvergnügt auf die Fußbekleidung der drei Eingeborenen und brummte. Gleichwohl fuhr er, und die Gesellschaft vertrieb sich vollkommen die Zeit damit, Acht zu geben, daß man mit dem Kleide und dem zierlichen Schuhwerk des Fräulein Sonia nicht in Berührung kam, wobei Wladiu hinreichend Gelegenheit fand, die Kleinheit ihrer Füßchen zu bewundern.

Welch ein Glück ist ihm da in den Weg gelaufen! Hol' der Teufel den verlorenen Prozeß! Er hat zwar schon die zwei Tage vorher ein dunkles Vorgefühl gehabt, daß er sein Herz an diese junge Wisokinsky'sche Anverwandte verlieren wird; allein daß sie es ihm so leicht machen wird, sich zu verlieben, hätte er nicht gedacht!

Die kleine, rundliche Frau Nasarewitsch stand in der Thür, als der Fiaker einfuhr, und als Wladiu dem Fräulein aus dem Wagen geholfen hatte und sie der Tante zuführte, die auch einen Handkuß bekam, blinzelte er dieser ausdrucksvoll zu, ehe er sich umkehrte, um das Köfferchen ins Haus zu tragen.

„Ihr Herr Neffe ist sehr gütig," sagte Fräulein Sonia; „ich will hoffen, daß ich Ihnen hier nicht zu sehr zur Last falle."

„Ich bitte," dehnte hier Frau Nasarewitsch und umarmte sie ceremoniell, „so ein schönes Fräulein . . . man erinnert sich seiner Jugend; nicht so, liebe Wisokinska? Aber ich will nicht aufhalten. Wenn's nachher gefällig ist? Ich habe gebeten, diesen Abend bei mir zu speisen," erläuterte sie zu Fräulein Sonia. „Ich denke, Sie werden schon Appetit haben."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol. Nach dem Gemälde von C. Wuttke in München. — Siehe Seite 119.

Die Wisokinskys gingen mit ihrem Gast durch die Küche, wo es nach Backhähndeln und Rauch roch, Wladiu hinterher. Als er zurückkam, trat er zur Tante an den Herd.

„Ein schönes Mädchen!“ sagte er mit Enthusiasmus.

„Gewiß ist sie das, Wladiu! Ich fürchte nur, sie ist sehr verwöhnt. Doch dies kann uns gleichgültig sein.“

„Nun, das will ich nicht sagen,“ meinte Wladiu feurig. „Ich habe nie ein schöneres Mädchen gesehen. Ah freilich, ich werde mich nicht lumpen lassen!“ schloß er, mehr für sich.

Die Tante Nasarewitsch sah etwas ängstlich aus. „Auf ein paar Wochen!“ sagte sie. „Ich wollte nichts sagen, wenn sie eine Partie für Dich wäre, aber das glaube ich doch nicht.“

„Das wäre zu überlegen,“ sprach Wladiu leicht hin. „Von einem Magazin-Verwalter darf man annehmen, daß er seiner einzigen Tochter etwas zu geben hat: und mit den Wisokinskys würde sich vielleicht reden lassen, wenn sie es richtig anfängt, — danach wenigstens zu urtheilen, wie sie sich zu ihr benehmen.“

Tante Nasarewitsch drehte etwas nervös ein Backhendel um.

„Ich bin da nicht maßgebend; wenn Du Dich nur nicht verrechnest, Wladiu! Was die Wisokinskys betrifft, so wünsche ich ihnen noch ein langes Leben, aber ehe sie todt sind, ist von ihnen nichts zu haben, wie ich glaube . . .“

Drüben sagte Frau Wisokinska: „Du wirst schon entschuldigen, liebe Sonia, wir alten Leute sind nicht besonders auf Besuch eingerichtet; Du mußt fürlieb nehmen, so gut wie wir's haben. Ich habe Dir dies Bett zurecht gemacht: Onkel wird im Wohnzimmer schlafen, solange Du uns beehrst, da können wir zwei früh ungenirt ruhen, solange es uns gefällt. Ich weiß ja, Ihr jungen Dinger schlaft auch gern in den Tag hinein.“

Das Fräulein sah sich ein wenig beklommen in dem ländlich einfach ausgestatteten Schlafraum um, in dem die Luft dumpfig war: aber sie beeilte sich, zu sagen: „O Tante Wisokinska, es ist sehr nett hier; ich bedaure nur, den Onkel gestört zu haben . . .“

„Es ist ganz gut so. Er sorgt drüben für uns, und wenn wir aufstehen, brauchen wir uns nur hinzusetzen und zu frühstücken. Er ist ein so guter Mann, wie ich Dir nur einen wünschen kann. Aber Dein Herz wird wohl schon gewählt haben . . . nun, ich will nicht gleich den ersten Abend danach fragen! Der Herr Wladiu mag nur das seine in Acht nehmen, denn Du bist ein herziges Ding.“

Und sie ging, die Nichte zu umarmen.

„Wie gefällt Dir der Herr Wladiu?“

„Er scheint ja ein netter Mann zu sein. Was treibt er eigentlich?“

„Die Wahrheit zu sagen: gar nichts. Aber, das ist jedermanns Sache, wie er seine Zeit verbringt. Frau Nasarewitsch sorgt für ihn, wie man nur für einen Sohn sorgen kann, — die Kleider häng' nur hier aus, — sieh, sieh, allerliebst bist Du ausstaffirt! Wenn bloß gut Wetter bleiben wollte!“

Fräulein Sonia war fertig, und sie kehrten zum Onkel Wisokinsky zurück, der stillvergnügt in der Stube spazirte, in welcher noch eben das einfache Mobiliar, die lederbezogenen Sitzmöbel zu erkennen waren. Dann ging's zu der Nasarewitsch hinüber, wo es freilich ein gut Theil stattlicher aussah: da waren die Polster mit lauter alten Handstickereien bezogen, schöne bunte, altpolnische Muster, überall Reste der einstigen Herrlichkeit der Nasarewitsche.

Fräulein Sonia bekam sofort eine große Hochachtung vor dieser Familie. Der Herr Wladiu gehört also einem vornehmen Hause an, in dem die Söhne nicht zu arbeiten pflegen. Er sieht in der That danach aus. Freilich hat seine Tante keine Köchin und trägt sich neben ihm sehr einfach und nachlässig . . . aber die Wisokinsky'schen erscheinen ebenso einfach und haben es gewiß nicht nöthig. Man lebt hier wie auf dem Lande. Im übrigen trinkt man Wein zum Abendessen, und Herr Wladiu stößt viel mit ihr an und ist äußerst lustig und liebenswürdig . . .

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Fenster und Fensterbehang.

Von Luise Hagen in Berlin.

In die dämmerigen Erdhütten des Landvolkes der melancholischen Bretagne dringt, wie uns Pierre Loti erzählt, das Tageslicht nur durch „Luken“, primitive runde Lichtöffnungen mit trüben Glasscheiben, an denen Farnkräuter die feinzackigen Umrisse ihrer Blätter sichtbar werden lassen. Die zähe Liebe jener starren Bauern-Naturen zum Althergebrachten hat dort ein Stück Vergangenheit erhalten, über welches die vorwärts eilende Kultur hinweg geschritten ist, so schnell, daß heutzutage sich niemand mehr einen Zustand menschlicher Wohnungen ohne Fensterglas möglich denken kann. Und doch gehört gerade das Fensterglas zu den verhältnißmäßig jüngsten Segnungen der Kultur.

An irländischen Burgen, die noch aus dem siebenten Jahrhundert n. Chr. erhalten sind, bestehen die Fenster aus handbreiten und armeshohen Spalten in dem etwa acht Fuß dicken Felsgemäuer, welches in schräger Richtung, nach außen sich verengend, durchbrochen ist, um das Tageslicht einzulassen. Weidengeflecht ersetzte den stolzen irischen Königen die Fensterscheiben, und die fürstlichen Hallen, die traulichen Kemnaten, aus denen Horand mit verführerischem Sange die edle Gudrun herauslockte, wurden gegen die Unbill der eindringenden Nässe und Kälte überdies durch Gobelins und Wandteppiche geschützt.

Wohl war das Glas schon den Phöniziern und Aegyptern in sehr früher Zeit bekannt, allein man verstand nicht, es zu pressen. Zuerst schätzte man es als Edelstein, später lernte man es schleifen und in Formen blasen. Die Spiegel der schönen Römerin bestanden bekanntlich aus polirtem Metall; erst in der Zeit Karls des Großen war die Kunst des Glaspressens so weit gediehen, daß man kleine Handspiegel verfertigte. Bahnbrechend wurde hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, die kirchliche Kunst.

Um das Jahr 1079 begann man zu Tegernsee in Bayern die farbigen Kirchenfenster zu fertigen, — die 900jährige Erinnerung an diese Thatsache wurde im Herbst 1879 durch ein Gedenkfest begangen, — immer aber blieben die einzelnen Glasscheiben noch klein, und die Bleifassungen, in welche man die prächtig leuchtenden Heiligengestalten der gothischen Kirchenfenster einfügte, waren ebensosehr ein praktischer Nothbehelf wie ein künstlerisches Hülfsmittel, um die Figuren gegen die einströmende Lichtfülle in scharfen Umrissen herauszuheben.

Das gothische Spitzbogen-Fenster der Burgen und Schlösser jener Zeit bedurfte keines Behanges, keiner Gardine in unserm Sinne des Wortes. Seine Form verhinderte einerseits schon, daß eine zu große Lichtmenge das Auge von oben her traf, andererseits widersprach es dem Stilgefühl jener Zeit, eine Stoff-Drapirung der Bogenform des Fensters anzupassen.

Als dann das deutsche Bürgerthum in der Renaissance seine stolze Kraft zu entfalten begann, hatte man gelernt, Butzenscheiben zu fabriziren, und ein mit Glas geschlossenes Fenster wurde ein Luxus, den sich eine beträchtliche Anzahl wohlhabender Leute leisten konnte. Die Form des Fensters nahm an Breite zu; in der Höhe verminderte sie sich, wenigstens um den Spitzbogentheil. Ein eigentliches Bedürfniß für eine Gardine lag wegen des grünlichen Tones im Glase und wegen der geringen Höhe der Fenster auch jetzt noch nicht vor. So finden sich z. B. in den zwei prächtigen Renaissance-Zimmern aus der Friedrich Wilhelm-Stiftung der Stadt Berlin im königlichen Kunstgewerbe-Museum keine Fensterbehänge.

Noch im siebzehnten Jahrhundert wurden übrigens in England die Glasfenster so hoch geschätzt, daß ein Graf, als er auf Reisen ging, seine Fensterflügel ausheben ließ, um sie zu schonen. In der Mehrzahl aller Wohnungen vertrat damals noch das Oelpapier die Stelle des Fensterglases. Am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man in den italienischen Städten manchen prächtigen Palast finden, der nur papierene Fensterscheiben besaß. Dies Jahrhundert der Aufklärung veränderte indessen die Form des Fensters sehr wesentlich. Sie wurden höher und schmäler. Damit war denn auch die Nothwendigkeit gegeben, einen Fensterbehang zu schaffen, der das Auge gegen allzustarke Lichtmenge von oben schützte. Die Gardine war nicht länger ein bloßer Prunk-Gegenstand für fürstliche Schlösser, sie wurde zum Erforderniß des Bürgerhauses. Da sie nur Schatten spenden, nicht Kälte ausschließen sollte, genügte leichterer Stoff, den man mit Vorliebe weiß wählte. Die Kupferstiche Chodowiecki's zeigen uns solche Gardinen, die meistens noch in geraden langen Falten niederwallen und einen beweglichen Ausdruck beibehalten, sodaß wenigstens der Schein erweckt wird, als sollten sie nach Bedarf rück- und vorwärts gezogen werden. Im Goethe-Hause zu Weimar sehen wir kurze, bogenförmig drapirte weiße Fensterbehänge, welche nirgends verrathen, daß sie zum Hin- und Herziehen bestimmt sind. Das steife, altmodische Rouleau mußte zu Hülfe genommen werden, wenn man damals ein Fenster verdecken wollte.

Mittlerweile vergrößern sich die Fensterscheiben immer mehr, allein es sind noch viele einzelne Stücke erforderlich, um ein Fensterkreuz zu füllen. Auf der ersten Welt-Ausstellung zu London im Jahre 1856 staunte man über Glasscheiben, die heute nur noch ausreichen, um ein sehr winziges Schaufenster zu decken.

In den modernen Häusern unserer Tage hat das Fenster eine solche Höhe erreicht, daß das natürliche Stilgefühl unbedingt ein Bindeglied zwischen dem dunkeln Mauerwerk und dem hellen Fensterglas erheischt.

Die gestärkte weiße oder cremefarbene Gardine mit dem festonnirten Zackenabschluß genügt nicht mehr, wie andererseits das steife Rouleau dem verfeinerten Schönheitsgefühl nicht mehr entspricht, und so kommen wir zu dem Fensterbehang aus festem Stoff, der sich in Farbe und Gewebe der übrigen Ausstattung des Raumes harmonisch anzupassen hat, sowie dem eigentlichen Vorhang, dem beweglichen Fensterschleier aus leichtem Material, der zur Milderung des Lichtes dient. Das gab der modernen Textil-Industrie ein weites, dankbares Feld zum Schaffen, und sie hat es in ausgiebigster und erfreulichster Weise bestellt. Ganz besonders auf dem Gebiete des „store“, unter welcher Bezeichnung der Fensterschleier aus seiner englischen Heimat bei uns sich eingebürgert, ist die Mannigfaltigkeit überraschend.

Wie schnell ist eine Fülle von Spielarten erstanden! Da sind die fleißigen Erzgebirgler und Voigtländer geschäftig, große einheitliche Zeichnungen auf die Fensterschleier zu zaubern, in jenen Geweben, die unter dem Namen englischer Tüll in den Handel kommen, oder in Aufnäharbeit auf Tüllgrund, je nach dem Grade der Kostbarkeit durch Tambarir-Arbeit oder Handstickerei vervollständigt. Künstlerhand hat wundervolle Muster im Stil des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen, mit welchen der duftige indische (Liberty) Mull, die schmiegsame Bastseide bedruckt werden, um ebenfalls als Fensterschleier zu dienen. Tüllgrund, mit Spitzenbändchen benäht und durchbrochen, wetteifern an Vornehmheit mit den kostbaren Cluny-Gardinen, denen geklöppelte Spitzen-Einsätze gegeben werden. Ein farbiges Granatapfel-Muster auf Madras-Mull und Nähmaschinen-Stickerei auf Müller-Gaze beweisen, daß künstlerisches Bestreben nach stilvoller Zeichnung und Maschinenarbeit nicht mehr auf gespanntem Fuße mit einander stehen. Der weiche, einheitliche Fluß der Falten deutet überall die Beweglichkeit des Stoffes an und dient dem schwereren farbigen Fensterbehang gewissermaßen als Folie. Auch letzterer bietet der Hand- wie Maschinenarbeit Gelegenheit, sich zu bethätigen. Sehr wirkungsvoll erweisen sich hier jene Kurbelsteppereien, die den mühevollen Schnurstickereien der alten Zeit nacheifern, vor allem aber die verschiedenen Arten von Aufnäharbeit, — mit einem Wort, solche Techniken, die auf großen Flächen und in gewisser Entfernung noch decorativ und ausdrucksvoll zur Geltung kommen.

Mit Stoffwahl und Ausstattung ist aber das Kapitel vom Fensterbehang durchaus nicht erschöpft. Hier erscheint die Anordnung von großer Wichtigkeit, und indem wir dieselbe den geübten Händen des Tapeziers überlassen, ist die Frage keineswegs befriedigend gelöst. Im Gegentheil, das Arrangement darf möglichst wenig an handwerksmäßige Uebung mahnen, ist doch die Faltengebung eine Kunst, deren besondere Gesetze nichts anschaulicher lehrt, als die faltenreichen Gewänder der alten Griechen und Römer. Jede Falte soll sich deutlich auf ihre Entstehung zurückführen lassen und mit ihrem Ausgangspunkt sichtlich vereint bleiben, — immer auf Grund des frei und natürlich sich Ergebenden. Und gerade bei einem Arrangement, das bestimmt ist, dauernd das Auge zu erfreuen, muß alles Steife, Ueberladene und Kleinliche vermieden werden, die Linien müssen in der Ruhe stets bewegt, klar und zwanglos fließend wirken.

Fensterschleier und Fensterbehang dürfen als ein Ausdrucksmittel des Geistes unserer Zeit angesehen werden. Sie sind, in der Art wie wir sie jetzt haben, Erfindungen unserer Zeit, und der Kulturforscher kommender Jahrhunderte wird ihnen seine Aufmerksamkeit nicht versagen können, wenn die deutschen Frauen verstehen, dieses Geschenk der Neuzeit mit richtigem Verständniß auszubeuten.

Seit einigen Jahrzehnten macht sich neben der Anwendung der weißen Bogen-Gardinen und der englischen Fensterschleier mit ihren farbigen Stoffbehängen eine dritte Richtung in der Ausgestaltung der Wohnhausfenster mit allem Nachdruck geltend; es ist dies die Rückkehr zur alterthümlichen Glasmalerei mit unterbrochenen Flächen. Denn die große, grelle Lichtquelle der modernen Fenster, ob sie nun noch so sehr umhangen ist, will sich nicht harmonisch in die trauliche Innerlichkeit der warm und farbig ausgeschmückten Wohnungen fügen. Kein anderer Ausweg bleibt, um auch diese Klippe zu umschiffen, als farbige Lichtwirkung durch das Glas mit möglichst geringer Einbuße an Lichtstärke. Wohlgemerkt aber ist bei solcher Malerei Einfachheit in Linien- und Farbengebung erforderlich, nur ornamentale Verzierungen, Pflanzen-Motive, Ranken, architektonische Formen eignen sich, bei denen die alte Zusammensetzung farbiger Flächen möglichst rein eingehalten wird, dazu kommt dann die milde Dämpfung, welche die unebene Oberfläche des Kathedral-Glases hervorbringt. Der künstlerische Mißgriff, lebensgroße Bilder in voller Portrait-Treue auf die glattglasigen Fensterflächen zu malen, wird ja ohnehin in einem Wohnhause selten sein. Schöne Anregungen für die Glasmalerei von Wohnhausfenstern, wie sie sein soll, bietet die Tiroler Glasmalerei zu Innsbruck, welche wieder genau die alterthümlichen, bemalten Butzenscheiben verfertigt.

In unserer modernen Zeit der Miethswohnungen und Massenumzüge freilich will die farbige Fensterbemalung als eine Zumuthung erscheinen, es gehört dazu unbedingt das Gefühl der Seßhaftigkeit, der Besitz des eigenen Hauses. Die Fensterbehänge und Gardinen kann man mitnehmen, wenn man umzieht, das ist „modern“. Aber vielleicht, wenn einst abseits von den großen Verkehrs-Centren der Weltstädte das schöne Streben zur Wahrheit geworden ist, daß jede arbeitsame Familie ihre eigene Heimstätte hat, wird gerade die milde und sanfte Stimmung, welche ein farbiges Fenster einem Raume verleiht, dazu beitragen, das Heimgefühl zu verinnerlichen.

Nachdruck verboten.

Zehn Minuten Aufenthalt.

Novellette von Stefanie Keyser in Sondershausen.

Lichtenfels! Alles aussteigen!“

Der Zug hielt auf dem Bahnhof, den eine freundliche mitteldeutsche Landschaft, vom stillen Main durchflossen, von grünen Höhenzügen eingerahmt, umgiebt. Die Dampfrosse stießen ihre rußigen Athemzüge in die sonnenflimmernde Luft und sausten zu frischer Fütterung nach ihren verräucherten Behausungen.

Das bunte Gewimmel der Reisenden überfluthete den Bahnsteig.

Kurze Befehlsworte, laute Zurufe, erregte Damen- und ungeduldige Herrenstimmen schallten durcheinander. Dazwischen zog sich weihevolles Summen. Oberfränkische Bauern, die Frauen, schwarze, von Bandpuffen umbauschte Hauben auf den Köpfen, die Männer im Sonntagsrock, ordneten sich zu einer Wallfahrt; eintönig ihre Gebete murmelnd, folgten sie der Fahne mit dem Bilde ihres Schutz-Patrons durch Obstpflanzungen voll Marienbildern nach der prächtigen, zweigethürmten Kirche von Vierzehnheiligen.

Fromme Melodien, an alte Kirchenmusik und Sonntagsläuten gemahnend, tönten auch aus einer Gruppe, die den Zug nach Bayreuth erwartete.

Es war eine kosmopolitische Gesellschaft, alle Sprachen redend, Aristokraten und Bohémiens gleichberechtigt nebeneinander, Damen in Toiletten von raffinirtestem Chic und von gesuchtester Nachlässigkeit.

„Parsifal-Tolle! Wir sind eben in den Hundstagen,“ sagte ein Herr, der, auf seinen Stock gestützt, der Restauration zusteuerte. „Dieser Unfug noch zu dem Aufenthalt in dem Nest, wohin mich gewiß zehn Pferde nicht brächten, wenn es nicht Station für Kissingen wäre! Was meinen die Herren? Sect mit Pfirsichen, oder Sect mit Porter? Etwas Vernünftiges trinken wir doch bei solcher Mittagsgluth.“

„Ich muß verzichten,“ entschuldigte sich einer der Angeredeten, der mit Ammonshörnern vom Staffelberg und Achaten aus den nahen Steinbrüchen beladen war. „Ich will sogleich nach Kloster Banz aufbrechen,“ — seine Augen suchten die ehemalige Benedictiner-Abtei, welche hoch und stolz vom bewaldeten Berg herabschaute, — „möchte die Petrefacten-Sammlung sehen, die der Herzog Max von Bayern da oben unterbringen ließ. Gegen den Ichthyosaurus sind Ihre Crocodile, lieber Funk,“ — er wandte sich an einen dritten Herrn, — „die Ihnen beim Bau Ihrer ägyptischen Bahnen über die Schienen gelaufen sind, kleine Eidechsen. — Also, glückliche Reise, meine Herren!“

Der Badegast für Kissingen zuckte mitleidig die Achseln. „Dirigiren wir uns nach der Restauration, bester Funk. Die Kellner wedeln schon um uns herum wie getreue Hausthiere. Ah so! Sie erwarten noch eine Depesche? Unermüdlicher! Schon wieder neue Pläne? Na, ich belege einstweilen einen Platz für Sie.“ Er verschwand hinter der gedeckten Tafel, Funk begab sich ins Telegraphen-Bureau.

Der Beamte schüttelte auf seine Frage den Kopf.

In der blasirten Haltung des Weltmannes, nachlässig den Reisemantel über den Schultern, wandte auch Funk sich dem Speisesaal zu.

Aber plötzlich hielt er an. Seine stattliche Gestalt richtete sich auf. Der durchdringende Blick haftete an einer schönen blonden Dame, die der Bayreuther Gruppe langsam zuging.

„Wer ist diese famose Erscheinung mit der Goldmähne?“ fragte eine elegante Frau, die in eine Wolke von Veloutine-Duft und Atkinson'schem Parfum eingehüllt war.

„Neue Kundry,“ erwiderte der Herr, an dessen Arm sie hing, eifrig durch sein Monocle äugend, „Wagnersängerin par excellence.“

Unverwandt hing Funk's Blick an ihr, die in der souverainen Unbefangenheit heranschritt, welche die Kunst verleiht. Das leise Knistern des mit Seide gefütterten Lodenkleides begleitete jeden wie von strengem Rhythmus getragenen Schritt. Ein Schleier wehte von ihrem Hut, zartblau wie Bergesduft.

Sie war noch dieselbe! Sie trug auch damals gern Blau;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es däuchte ihn immer, als schimmere ein Stückchen Himmel, wenn sie auftauchte, — damals, — in der Rosenzeit.

Nein, doch nicht dieselbe. Die Bühnenluft hatte das schöne Gesicht gebleicht, die Thaufrische verwischt. Das Freudige, Erwartungsvolle lag nicht mehr in den Zügen, deren edler Schnitt schärfer geworden erschien.

Ja, ja! Wenn man erreicht, was man so heiß ersehnte, dann ist der Duft der Hoffnung verschwunden.

Jetzt ging sie an ihm vorüber.

Und wie einst, — einst in der Rosenzeit wurde sie unruhig; die blauen Augen irrten wie von etwas gestört umher, — und, — das Herz schlug ihm plötzlich hochauf, — sie blieb stehen.

„Ah!" Es war ein Ton äußerster, freudigster Überraschung, und ihr Gesicht überzog sich plötzlich mit der alten Rosenfarbe.

„Sie erinnern Sich meiner?" sagte er, den Hut in der Hand, und in seinen klugen Augen leuchtete es auf. „Des ehemaligen armen Ingenieurs, der die Eisenbahn nach Ihrer Musikstadt baute?"

„Können Sie fragen?" erwiderte sie mit weichem Vorwurf. „Der große Meister Franz Liszt hat einmal gesagt: ‚Schafft euch Erinnerungen!' Nun, Sie gehören zu den Erinnerungen der einstigen unbemittelten Gesangesschülerin."

„Jetzt sind Sie berühmt."

„Und Sie bilden sich zum Krösus aus."

„Ja, wir haben erreicht, was wir erstrebten," stimmte er fast wehmüthig zu, „praktische, moderne Menschen, die wir waren: Ruhm und Geld."

Beide unterdrückten einen Seufzer.

Es war still auf dem Bahnhof geworden. Das Publicum hatte sich zerstreut. Nur ein Kanarienvogel sang leise am offenen Fenster des Stations-Gebäudes; aus dem bescheidenen Gärtchen voll Verbenen und Reseden zog süßer Duft herüber.

„Denken Sie noch," fragte Funk leise „an den Garten des einst so beliebten Komikers, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und nun seine Rosen zärtlich pflegte?"

Ihre Brauen zuckten. „Um sich von den ewigen gemalten Versatzstücken zu erholen. O ja! Dort trafen wir uns, zwar immer ohne Verabredung —"

„Aber jeden Abend," ergänzte Funk lächelnd. „Denken Sie auch noch daran, was er sagte, wenn wir uns unsere Hoffnungen für die Zukunft anvertrauten, die jeder sich planvoll gestalten wollte? — ‚Kinder, glaubt nur nicht, daß ihr zufrieden seid, wenn ihr erreicht, was ihr jetzt erstrebt. Ich wünschte mir in der Jugend, daß eine ganze Stadt sich über mich todtlachen möchte, und als das allabendlich geschah, hatte ich kein größeres Verlangen, als den Hamlet spielen zu dürfen. Nichts ist mir unwandelbar lieb geblieben, als mein braves Weib, die als „komische Alte" unsere Villa mit verdienen half. Deshalb rathe ich euch: vergeßt das Beste nicht.'"

Sie nickte, in Gedanken versunken. „Wie erhoben wir uns damals über den guten dicken Mann und seine ebenso gute dicke Frau, die sorglich die ausfallenden Rosenblätter sammelte."

„Und dann ging es forsch an das Abschiednehmen," fuhr er mit ironischen Lächeln fort. „Liszt kam, — o, ich sehe ihn noch, den alten Herrn im langen Rock des Abbés, mit dem silberweißen Haar und dem riesigen Blumen-Bouquet, das er wie eine gefeierte Schönheit trug, während seine vornehme russische Freundin das Courier-Täschchen umgehangen hatte! Sie folgten seinem Rath, dem Sprechgesang sich zu widmen, und reisten zu einem anderen Lehrer."

„Aber vorher," unterbrach sie ihn, „schaute ich zu, wie Sie den ersten Zug auf der neuen Bahn führten. Es sah schneidig aus, als Sie auf der bekränzten Locomotive standen in Frack, Cylinder, weißer Binde, die weiß behandschuhte Rechte auf das schwarze Ungethüm gelegt."

„Das wissen Sie noch nach einem Jahrzehnt?" fragte er hingenommen. „O, wenn Sie ahnten!" —

Er hielt einen Augenblick inne. Dann war es, als ob die kühle Haltung des Weltmannes vor der aufsteigenden Jugenderinnerung dahin schmelze wie Wachs an der Flamme.

„Da ringt man und kämpft, und ist endlich, — endlich der ersehnte Gipfel erklommen, und man meint, nun solle das Glück den Erfolg krönen, da ists öde und leer um uns — in uns geworden! Wohl rauscht manche Stunde voll leichter Freuden über solch armen, schwachen Erdensohn hin, aber immer ist die Stimme im Herzen zu hören, die da sagt: ‚Alles gäbest du für ein einziges unschuldiges Wandeln unter den Rosen.'"

Sie schlug die Augen voll zu ihm auf. Thränen schimmerten darin. „Wenn ich einmal in der Unrast meines Lebens den Ton nicht finden kann für den Schmerz um ein ewig Verlorenes, dann — beschwöre ich jene Zeit herauf. Wir haben ja nie größere Erfolge, als wenn wir ein Stück von unserem Leben hingeben." Um ihre Lippen spielte ein wehmüthiges Lächeln.

Ein paar Athemzüge lang schwiegen beide.

Dann sprach er tief bewegt: „So geht es uns Menschen des heutigen Tages: immer die Gedanken wie hypnotisirt auf einen Punkt gerichtet, — und darüber das Beste vergessen."

„Leider, ach leider!" flüsterte sie mit schmerzlich bebender Stimme.

Da, — ein schrilles Läuten.

„Schnellzug nach Höchst, — Neuenmarkt, — Bayreuth!". —

Sie schrie auf: „Um Gottes willen! mein Zug! Um fünf Uhr Probe zum Parsifal."

Es blieb keine Zeit zu einem herzlichen Abschiedswort. Nur noch einmal winkte sie hastig zurück mit dem blauen Foulard.

Athemlos sank sie in die Polster der ersten Klasse.

Fauchend und zischend setzte die Locomotive ein.

Jetzt Sammlung! Die Kunst verlangt den ganzen Menschen. Das Rosenparadies ihrer Jugend versank, — mahnend stieg die Höllenrose Kundry vor ihr auf. Würde ihr der wilde Naturschrei der nach Erlösung schmachtenden Zauberin gelingen?

Funk stand auf dem Perron, und seine Augen versanken in dem Sommerduft, in dem sein Jugendtraum verschwand.

„Mein Herr, das Telegramm, auf das Sie warteten, ist angelangt," erklang die Stimme des Telegraphen-Boten neben ihm.

Hastig entfaltete er das Blatt. „Doch noch Zahnradbahn auf den Kyffhäuser!" murmelte er dann. Seine Gedanken überflogen noch einmal alle Chancen des Unternehmens. „Da gilt es schnell zu handeln, damit uns niemand zuvorkommt."

Er eilte dem Stations-Chef nach. „Haben Sie eine geheizte Maschine zur Verfügung? Ich muß den Schnellzug in Eisenach noch erreichen."

Ein Laufen und Rennen, — die Telegraphen spielten, — die Dampfpfeife schrillte.

Diesmal die Hand im grauen wildledernen Handschuh auf das schwarze Ungethüm gelegt, sauste Funk davon nach einer dem Zuge Kundry's entgegengesetzten Richtung. —

In schwindelnder Hast schwingt sich das Triebrad des modernen Lebens; wen es einmal erfaßt hat, den vermag auch der heilige Gral nicht davon zu erlösen. Der Sehnsucht der Seele nachzuhängen, bleibt keine Zeit.

Nachdruck verboten.

Warum?

Von Aleardo Aleardi.

Sag mir: warum, wenn von der grünen Aue
Ein Lied herüber tönt, gedenk' ich Dein?
Sag mir: warum, wenn ich zum Himmel schaue,
Strahlst Du mir aus der Sterne gold'nem Schein?

Sag mir: warum mir's heute ist, als wäre
Von Dir ein Abglanz nur die Welt ringsum?
Du in den Blumen, in der Luft, im Meere . . . .
Du lächelst? . . . . Also weißt Du es, warum?

Aus dem Italienischen übertragen
von W. von Schnehen.

Nachdruck verboten.

Amanda.

Nach dem Gemälde von Wilhelm Kray. — Siehe Seite 113.

Der Schöpfer jener farbenprächtigen Gemälde, auf denen sich Najaden und Nixen tummeln, führt uns in dem Bilde, welches unser vorliegendes Heft ziert, zwar eine Elfengestalt vor Augen, aber eine solche von Fleisch und Blut. Sinnend und mit einem Anflug von Schwermuth lauscht die junge Dame einem Erzähler — vielleicht ist es der Künstler selbst gewesen, der ihr, als er sie malte, ein Märchen erzählte: von einem Fischerknaben, der in Liebe entbrannt war für eine schöne Wassernixe. Er hatte sie in einer lauen Vollmondnacht am Ufer spielen sehen, und seitdem saß er Nacht für Nacht am Meeresrand und starrte hinaus auf die tanzenden Wellen. Sie liebte ihn, aber sie zeigte sich ihm nicht mehr, denn sie wußte es, Verderben bringt es dem Sterblichen, wenn er, von Nixenarmen umschlungen, die kühlen Lippen der Meerjungfrau im Kusse berührt. Eines Abends aber hatte er sie doch überrascht. Sie saß am Ufer und hatte sich einen Kranz von Wasserlilien gewunden, dabei sang sie ein Lied, so zauberisch schön, daß ihm fast die Brust zerspringen wollte vor Wonne und Weh. Er stürzte vor ihr nieder und wollte sie umfassen, sie entwich aber schnell, streckte ihm die Hände abwehrend entgegen und rief ihm zu: „Entfliehe, Geliebter, der Meergott haßt die Menschen!" — Er aber hörte nicht auf die Warnung, sprang in einen Nachen und eilte ihr nach, und als sie in der Tiefe verschwand, folgte er ihr ohne Bedenken. Gurgelnd schlossen sich die Wellen über ihm, und als er wieder an der Oberfläche erschien, war das Leben von ihm entflohen — er hatte sich an den Lippen der Nixe den Tod getrunken. — Leises Weinen durchzitterte die Luft. Die Nixe trug den Leblosen in den Nachen, bettete seinen Kopf in ihren Schoß und küßte ihn immer und immer wieder. Dann nahm sie den Kranz aus ihrem Haar und drückte ihn dem Knaben auf die feuchten Locken. — —

„Eine traurige Geschichte, Meister," sagte Amanda, „ich sehe die beiden vor mir, denn Sie haben sie ja gemalt. Aber weshalb erzählen Sie mir so Trauriges?"

„Ist das Los des Fischerknaben nicht beneidenswerth?" fragte der lebensfrohe Künstler, „es muß doch herrlich sein, in dem Augenblicke zu sterben, in dem man sich bewußt wurde, sein Ideal erreicht zu haben. — Weshalb ich Ihnen das Märchen erzählte? Sie machen, wenn Sie allein sind und sich unbeobachtet wissen, so ernste, liebe Augen — die konnte ich bei unseren Sitzungen nie wiederfinden. Jetzt eben haben Sie mir sie gezeigt, und ich habe sie festgehalten. Ihr Portrait ist fertig, treten Sie an die Staffelei und sagen Sie mir, ob ich — mein Ideal erreicht habe." H.

Nachdruck verboten.

Ein vernichtetes Kunstblatt.

Erinnerung an König Ludwig und Prinzessin Sophie.

Siehe Seite 116.

Der Tod der unglücklichen Herzogin von Alençon hat eine Reihe von Erinnerungen aus vergangenen Tagen wachgerufen; es ist bekannt, daß die Herzogin einst dazu berufen war, als Gemahlin König Ludwigs II. auf Bayerns Königsthron zu sitzen, daß die Verlobung aber kurz vor der Hochzeit zurückging. Viele Photographien, welche König Ludwig und seine Braut, Prinzessin Sophie, zeigen, wurden wieder hervorgesucht; das eigenartigste und zugleich seltenste Bild aus jener Zeit ist aber unstreitig dasjenige, von dessen mittlerem Theile wir heute eine Reproduction veröffentlichen. König Ludwig und die Prinzessin sind bereits als Königspaar dargestellt. Die geflügelte Idealgestalt unterhalb des Brautpaares ist auf dem Originale in ganzer Figur zu sehen, sie sitzt auf einer Marmorbank und stützt die Lyra auf die Werke unserer Musik-Heroen, unter denen Wagner als der Liebling König Ludwigs besonders ausgezeichnet ist. Das Ganze ist von einer Art Triumphbogen umgeben, auf dem zwei Putten lehnen. In zwei Medaillons sieht man das Residenzschloß des Königs und das Palais des Herzogs Max. Der Kupferstich trägt die Unterschrift „Zur Vermählung Ihrer Majestäten König Ludwig II. und Königin Sophie von Bayern. Dem bayerischen Volke gewidmet", ist von F. Wanderer gezeichnet und von A. Meermann in Kupfer gestochen. König Ludwig ließ s. Z. die Platte und sämmtliche Drucke vor seinen Augen vernichten; wir verdanken es aber einem ganz besonders glücklichen Zufall, daß wir in den Besitz eines erhalten gebliebenen Exemplares gelangten, und es dürfte unsere Leserinnen gewiß interessiren, etwas über die Vorgeschichte des Kupferstiches zu erfahren.

Der jugendliche König von Bayern war zwar ritterlich und liebenswürdig gegen Damen, aber keine durfte sich rühmen, ihn je gefesselt zu haben. Da fiel dem Könige auf einem Hofballe die Herzogin Sophie auf, die in ihrer bestrickenden Schönheit, gehoben durch eine äußerst geschmackvolle Toilette, einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sofort den Entschluß faßte, am anderen Tage bei dem Herzoge Max im Palais an der Ludwigstraße um ihre Hand anzuhalten. Der König konnte die Nacht über nicht schlafen. Schon in aller Frühe — gegen sechs Uhr — bat er seine Mutter, die Königin Marie, für ihn um die Hand der Herzogin zu bitten. Die gute Königin fuhr voll Freude sofort — es war um sieben Uhr früh — zu dem Herzoge und überbrachte den Herzenswunsch ihres Sohnes. Gegen neun Uhr erschien der König selbst, und um zehn Uhr fand die feierliche Verlobung statt. In Bayern herrschte außerordentlicher Jubel, und zu der auf den 12. October 1867 festgesetzten Hochzeitsfeier wurden allenthalben im Lande Vorbereitungen getroffen. Alle Acte der Feierlichkeiten waren festgestellt und vorbereitet; auch lagen bereits fünftausend Exemplare des oben erwähnten Erinnerungsblattes zur Versendung an die Staats- und Gemeinde-Aemter bereit. Da verbreitete sich am 11. October das Gerücht von der Auflösung des Verlöbnisses. Das Gerücht bestätigte sich. General von Sauer, damals Flügeladjutant des Königs, war mit der Verständigung der Herzogin betraut worden.

Es ist damals viel über die Gründe, die eine so rasche Lösung des Liebesverhältnisses herbeiführten, gesprochen worden. Man will wissen, daß der Vater der Braut die Freiheit seiner Tochter zurückverlangt haben soll; es wurde aber auch gesagt, daß König Ludwig zurückgetreten sei. Die Wahrheit wird wohl nie an die Oeffentlichkeit kommen, und es ist müßig, Vermuthungen Raum zu geben. Thatsache ist, daß König Ludwig durch nichts mehr an seine früher angebetete Braut erinnert werden wollte. Die Marmorbüste der Braut schleuderte der König mit eigener Hand durch ein Fenster, und die Kupferplatte des Erinnerungsblattes wurde in des Königs Gegenwart zerschmettert, die fertigen Drucke durchschlagen und zum Einstampfen gegeben. Durch einen Zufall aber entgingen, wie es heißt, einige wenige Exemplare der Vernichtung; man fand sie später in einer Tischschublade; niemand wußte, wie sie dorthin gekommen waren. Unser Exemplar ist das einzige uns bekannte. Niemand wird das Bild ohne Wehmuth betrachten. Wenn die einstige Königsbraut später auch dem Herzog von Alençon die Hand reichte, so ist doch der Gedanke an jene schwere Zeit nie von ihr gewichen, und oft ist sie von tiefer Melancholie, die sich zeitweise nahezu bis zur Geisteskrankheit steigerte, heimgesucht worden. Der unglückliche König hat nicht minder gelitten. Wer weiß, ob nicht das Drama am Starnberger See mit der Aufhebung der Verlobung seinen Anfang genommen hatte. Ein eigenthümliches Zusammentreffen aber ist es, daß beide Verlobte durch die Elemente dahingerafft wurden, — er durchs Wasser, sie durchs Feuer.

Nachdruck verboten.

Frühlingslandschaft bei Arco in Süd-Tirol.

Nach dem Gemälde von C. Wuttke in München.

Siehe Seite 117.

Wenn man von Arco im Thale des Sarcaflusses wenige Minuten aufwärts geht, gelangt man bald zur Kirche und dem von herrlichen Wein- und Obstgärten umgebenen Kloster der Kapuziner von Arco. Eine Cypressen-Allee führt zur Rechten nach dem, auf einem sanften Hügel gelegenen Heiligthum. Die Kirche wurde im Jahre 1585 vom Grafen Arco erbaut und den Kapuzinermönchen übergeben. Unter Joseph II. im Jahre 1787 wurden die Mönche vertrieben. Erst dreizehn Jahre später kehrten sie zurück, mußten ihre Heimstätte jedoch abermals verlassen, als das Land von dem französischen Erbfolgekriege unter Napoleon (1810) heimgesucht wurde.

Franz I. rief die Kapuziner in ihr Kloster zurück, und sie blieben bis heute in dessen Besitz, erhielten sogar später noch das malerisch gelegene Schlößchen des Grafen Arco zum Geschenk.

Jenseits der rauschenden Sarca erheben sich majestätische Felsen, deren Gipfel von malerischen Burgruinen gekrönt sind. Kirche und Kloster sind auf unserem Bilde größtentheils hinter Oelbäumen versteckt, im Mittelgrunde aber grüßt uns „la casa bianca", ein allen Arco-Freunden wohlbekannter Ausflugspunkt, und fern im Hintergrunde sehen wir die Schnee- und Gletscherhäupter der Presanella-Gruppen, die sich bis zur Höhe von 3500 Meter erheben.

Wenn im April der Frühling dies gesegnete Thal ganz mit Blüthen überschüttet, so bezaubert uns hier ein Landschaftsbild einzig in seiner Art. Unser Künstler hat es vermocht, die Poesie der Landschaft in sein Bild hineinzulegen; wir spüren fast die friedliche Stille, die über dem Thale ruht, und vermeinen fast, den süßen Duft der Frühlingsblüthen zu athmen.

Nachdruck verboten.

Bernhard Baumeister.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Siehe das Portrait auf Seite 120.

Der Wechsel im Kunstgeschmack, der sich in unseren Tagen vollzog und sich naturgemäß auch auf die darstellende Kunst erstreckte, hat so manchen bisher im Vordergrunde des Interesses und der Beliebtheit stehenden Künstler aus der innegehabten Position verdrängt oder ihn veranlaßt, sein Talent den Forderungen der immer weitere Kreise umfassenden Bewegung anzupassen. Zu den wenigen darstellenden Künstlern, die es nicht nöthig hatten, der neuen Richtung irgend welche Concessionen zu machen, und die trotzdem auf der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Bedeutung verblieben sind, gehört Bernhard Baumeister. Zur Zeit, als die neuen Bestrebungen, — welche im Grunde nichts anderes sind, als die Wiederholung und die Wiederaufnahme früherer Geschmacksrichtungen, mit ihren Schlagworten von Naturwahrheit, Realismus u. s. w. — noch nicht auf die Bildfläche getreten waren, entzückte Baumeister längst seine Zuhörer durch die schlichte und dabei so eindrucksvolle Art seiner Darstellungsweise, durch die einfache, treuherzige Kraft

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Rede, durch das Markige und Kernige seines Wesens. Und wie er war, so ist er geblieben. Er weiß nicht, was die neuen Richtungen vorschreiben. Er hat seine Kunst nie in den Dienst des Tages gestellt, sie nicht der Mode unterthan gemacht, sondern sein Können stets auf das Bleibende, auf das Dauernde gerichtet. Was er spricht, kommt vom Herzen und tönt deshalb in den Herzen wieder. Es giebt bei ihm kein willkürliches Spielen mit Lauten und Affecten; jedes seiner Worte ist, wie es der Dichter vorschreibt: Fleisch und Blut und schlagendes Herz; was er spricht, ist lebendig und wächst natürlich aus der Situation heraus. Es ist Kunst, die wieder Natur geworden ist, aber verklärte, veredelte Natur.

Die Berliner hatten Gelegenheit, den Künstler in einigen seiner hervorragendsten Rollen, so in Otto Ludwig's „Erbförster", sowie als Pedro Crespo in Calderon's „Richter von Zalamea" kennen zu lernen. Ueber die Rolle im „Erbförster" äußerte sich einst Otto Ludwig selbst in folgender Weise:

„Der Förster ist eine mächtige, zusammengefaßte, sich selbst beherrschende Natur, — fest bis zum eisenköpfigen Eigensinn. Die Gewohnheit, sein ausgreifendes Wesen zu beherrschen, seine starken innigen Gefühle zusammenzuhalten, giebt ihm das Vornehme, die Ruhe, das plastisch Große, die Bewußtheit seiner Gewalt über sich selbst und über andere. Je mächtiger sein Gefühl, seine Leidenschaft, desto imposanter die ruhige Gewalt, mit der er sie zurückhält. Mit der Wiedergabe einer solchen Gestalt ganze und volle Wirkung zu erzielen, wird nur einer mächtigen, in sich zusammengefaßten, voll und ganz sich beherrschenden Natur gelingen."

Wie es Baumeister gelingt, diese Gestalt zu verkörpern, beweist am besten das schöne Wort eines Berliner Theater-Referenten, der nach der Aufführung des „Erbförster" erklärte: einem solchen Künstler gegenüber habe die Kritik die Aufgabe, die Feder wegzulegen und mit zu bewundern, sich mit zu freuen.

Das gleiche Urtheil galt auch der Darstellung des „Crespo", die zu den gewaltigsten und erschütterndsten Schauspieler-Leistungen zählt, welche die dramatische Kunst unserer Tage aufzuweisen hat.

Baumeister ist im Jahre 1830 in Posen geboren. Er gehört dem Burg-Theater seit 1852, also volle 45 Jahre, an. Zuerst trat er in kleinen Liebhaberrollen auf. In der Schar hervorragender Künstler, die der damalige Director Laube an dieser Bühne vereinigte, fand der junge Anfänger reichlich Gelegenheit, Vorzügliches zu sehen und zu hören, und so entwickelte und bildete er sein großes ursprüngliches Talent, bis es zur Bewältigung der größten Aufgaben reif war. Seit vielen Jahren nimmt Baumeister als Schauspieler und Regisseur neben Sonnenthal die erste Stellung ein. Nach dem Tode von Roderich Anschütz ging ein Theil der von diesem Darsteller gespielten Rollen an Baumeister über. Was Laube in seiner „Geschichte des Burg-Theaters" dem verstorbenen Anschütz nachrühmt, findet man bei Baumeister wieder: „Einen ausdrucksvollen Kopf, ein herrliches Organ, klare nachdrucksvolle Rede, ein warmes Herz, ein ehrliches Gemüth und eine begeisterte Hingebung an edle Zwecke. Er läutert, was er anfaßt, und erhebt es zu Bedeutung. Er erklärt den Gedanken mit logischer Sicherheit, er gruppirt die Rede mit ordnendem Verstande und wirft den starken Hauch des Schwunges dorthin, wohin er gehört."

Aus der reichen Zahl der von Baumeister geschaffenen Gestalten seien noch zwei ganz besonders hervorgehoben. Die eine ist der „Götz von Berlichingen". Die Vollkraft, die frische Herbheit und die gedrungene Sprachfülle dieses feudalen Revolutionärs kommen der Eigenart Baumeister's ganz besonders nahe. Eine andere, hocherquickliche und herzerfreuende Leistung ist sein „Falstaff," der jedem unvergeßlich bleiben wird, der ihn gesehen. Der niedrige Humor dieses stets angetrunkenen Haudegens wird in Baumeisters Wiedergabe veredelt, ohne von seiner Ursprünglichkeit etwas zu verlieren; er ist, wie es von dem Darsteller dieser Rolle wohl oft verlangt, aber selten geboten wurde, zugleich niedrig und imposant: niedrig durch den Standpunkt, der ihm angewiesen ist, imposant durch die unangreifbare humoristische Selbstzufriedenheit, mit der er diesen Standpunkt ausfüllt. So erreicht diese Episode in Baumeister's Darstellung den Vollwerth einer selbständigen, klassischen Komödie.

Baumeister ist aber nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein guter, edler Mensch. Stets dienstbereit und gefällig, hilft er, wo er kann; er hat mit seinen bescheidenen Mitteln mehr Wohlthaten erwiesen und mehr Thränen getrocknet, als mancher Millionär. Eine sonnig heiter angelegte Natur, liebt er und weiß er stets Behagen und Fröhlichkeit um sich zu verbreiten. Kommt es vor, daß ihm einer etwas in den Weg legt, dann lodert er nicht auf in Zorn und Haß, sondern er ersinnt einen Schabernack, einen lustigen Streich, der seinem Gegner eine leichte Verlegenheit bereitet, und sein Rachebedürfniß ist damit befriedigt. Solcher „Baumeister-Stückchen" giebt es eine Legion. Wie er einst einem Collegen, der ihn ungestüm an die Bezahlung einer kleinen Schuld mahnte, den Betrag auf der Scene in einer Römer-Tragödie, — während er ihm die Hand zum Abschied reicht, — in kleiner Münze in die Hand drückt, sodaß der Partner genöthigt ist, den Akt mit geballter Faust zu Ende zu spielen; wie er nächtlicherweise mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen bei einem andern Collegen eindringt, um durch eine wohlorganisirte Katzenmusik einen Wortbruch zu rächen, — diese und ähnliche Stückchen sind wiederholt erzählt worden. Weniger bekannt dürfte es jedoch sein, daß Baumeister zu Beginn seiner Laufbahn nahe daran war, durch einen tollen Streich seine Stellung am Burg-Theater zu verlieren, und daß es nur dem verständigen und rechtzeitigen Eingreifen des Directors Laube zu danken war, daß Baumeisters Talent der Hofbühne erhalten blieb.

Das kam so: Baumeister, der zeitlebens ein großer Freund eines guten, kühlen Tropfens war, kam einmal nach einem „starken Frühstück" etwas weinselig ins Theater. Man gab die „Maccabäer", und Baumeister hatte einen der heldenmüthigen Brüder zu mimen. Plötzlich wandelte ihn die Lust an, die wenigen Sätze seiner Rolle in einem Dialekt zu sprechen, der weder vom Dichter vorgeschrieben, noch vom Regisseur empfohlen worden war, — mit einem Wort: er mauschelte. Darob, wie begreiflich, großes Entsetzen unter den Mitwirkenden. Man stellt ihn nach Schluß des Aktes zur Rede; er entschuldigt sich und verspricht, den Ulk fortab sein zu lassen; allein sein angeheiterter Zustand läßt ihn alsbald rückfällig werden, und er setzt die früher angeschlagene Tonart fort. Wohl mag hierzu auch der Umstand beigetragen haben, daß der gefürchtete Director an diesem Abende nicht im Hause war. Nach Schluß des zweiten Aktes muß aber Baumeister auf Anordnung des Regisseurs seine Rolle abgeben, ein College springt für ihn ein, und Baumeister wird nach Hause gebracht und verfällt, daselbst angelangt, nach wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen, Baumeister lag noch im Bette, steht Laube vor ihm. „Was haben Sie denn gestern angestellt?" schnarrt er ihn an; „der oberste Chef Graf Lanskoronski war im Theater und hat in aller Gottesfrühe schon nach mir geschickt." „Wahrhaftig, Director, ich weiß es nicht mehr", antwortet der jetzt ernüchterte und über seine Zukunft etwas beunruhigte Künstler, „ich hatte stark gefrühstückt, und da . . ." „Na, wollen sehen, was zu machen ist," antwortet Laube. „Kleiden Sie Sich sogleich an, und kommen Sie aufs Bureau!" Eine halbe Stunde später erwartete der Künstler den Director vor der kleinen Thür, die zu dem Cabinet des Allgewaltigen führte. „Böse Geschichte!" flüsterte Laube, heraustretend, ihm zu. „Widersprechen Sie aber nicht, lassen Sie Sich ruhig alles sagen. Seine Excellenz erwartet Sie," fügte er laut hinzu. Baumeister trat ein. Als ihn der Graf erblickt, wird er roth vor Wuth. „Sie sind Hofschauspieler," schnaubt er ihn an, „und kommen — besoffen, — ja besoffen! — ins Theater? Schande, — Schande, — Schande!" stößt er dreimal in gesteigertem Ton hervor. Und dann fügt er ruhiger im Amtsstyl hinzu: „Sie sind entlassen!" Baumeister verbeugt sich, ohne ein Wort zu erwidern, und geht.

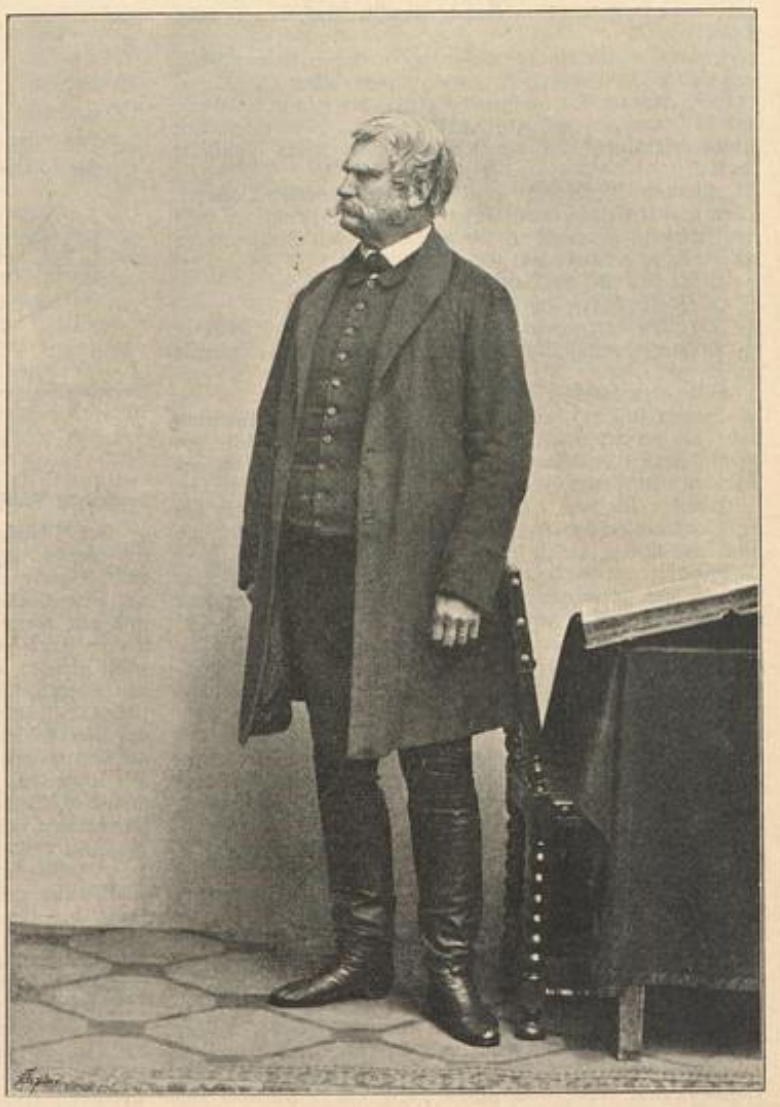
Bei der Thür erwartet ihn Laube. „Nun, — was ist?" „Ich bin entlassen." „Haben Sie etwas erwidert?" „Nichts." „Gut, werde versuchen, Sie herauszuputzen." Sprach's und verschwand wieder im Cabinet.

Unser Künstler verbrachte jetzt einige böse Augenblicke. Die Entlassung aus dem Verbande des Hoftheaters, — das war denn doch ein harter Schlag. Jetzt bereute er wohl ernstlich. Aber er hatte nicht viel Zeit dazu. Schon stand Laube wieder vor ihm. „Ich habe es durchgesetzt, daß Sie für diesmal mit 500 fl. Strafe davonkommen." „Herr du meine Güte, 500 fl.! — Woher denn . . . 500 fl. nehmen? . . ."

Laube zuckt die Achsel und geht, den reuigen Sünder seinen Gewissensqualen überlassend. Während dieser noch hin- und herspintisirt und überlegt, ob nicht die erste auferlegte Strafe der zweiten, absolut unerfüllbaren vorzuziehen wäre, tritt der Chef der finanziellen Abtheilung des Hoftheaters auf ihn zu. — „Sie, Baumeister," flüstert er ihm ins Ohr — „ich habe mich gestern im Theater köstlich unterhalten! Ich hab's gleich gemerkt, daß es mit Ihnen nicht ganz richtig war. Doch wegen der 500 fl. Strafe," fügte er noch leiser hinzu, „machen Sie Sich keine Sorgen; ich werde für Sie 1000 fl. Vorschuß beantragen, da bleibt Ihnen noch etwas zum Verjubeln übrig. Und den ganzen Vorschuß schenken wir Ihnen dann einmal gelegentlich."

So ward der Künstler aus der Tiefe der Verzweiflung wieder zur Höhe des Jubels gehoben, — und seine Augen leuchten heute noch vor Freude, wenn er diese Geschichte erzählt.

Baumeister gehört zu jenen bevorzugten Naturen, deren künstlerisches Wesen selbst durch die dahineilende Zeit keine Einbuße erfahren hat. Im Gegentheile! Wie der gesunde Baum alljährlich Ring an Ring ansetzt und an Festigkeit und Widerstandskraft zunimmt, so erweiterte und vertiefte sich von Jahr zu Jahr der Zauber dieses begnadeten Talentes. Die hinreißende Wirkung Baumeister's wurzelt darin, daß bei ihm Natur und Poesie, Schönheit und Wahrheit einander durchdringen. So verkörpert er, was von so vielen angestrebt und von so wenigen nur erreicht wird, die wahre, echte Kunst.



Bernhard Baumeister

Nach einer Photographie von R. Krziwanek in Wien.

Siehe den Artikel auf Seite 119.

Redactions-Post

Antworten.

L. W. in Flensburg. — Ihre humoristische Plauderei hat uns viele Freude gemacht, namentlich, da wir eine treffliche Beobachterin und eine warmfühlende Menschenfreundin in der Verfasserin zu erkennen glauben. Ihre Vorliebe für die norddeutschen Himmelbetten theilen wir aber nicht, wir lieben das Himmelbett nur, weil es Fritz Reuter in der „Franzosentid" zu einem so überaus humoristischen Kapitel Anlaß gab; im übrigen verdammen wir es energisch! Das Unpraktische dieses Hausrathes aus der guten alten Zeit liegt auf der Hand: der Luftaustausch wird durch die Vorhänge wesentlich gehemmt, und der unter solcher Umhüllung schlafende Mensch ist für eine gewisse Zeit gezwungen, immer wieder dieselbe Luft einzuathmen, da der Erneuerungsprozeß zu langsam vor sich geht. — Sie werden sich das unpraktische Möbel hoffentlich nicht anschaffen. Lassen Sie recht bald wieder von sich hören. Besten Gruß!

Frau v. B. in Tilsit. — Der Künstler-Verein Malkasten wurde am 6. August 1848, hauptsächlich auf Anregung Emanuel Jaupe's gestiftet. Als Wappen führt der Malkasten den deutschen Reichsadler, der in den Fängen statt Scepter und Reichsapfel Bierglas und Hausschlüssel hält, und sein Wahlspruch heißt: „Durch komm' ich doch, komm' ich durch". Eines der glanzvollsten Feste des Malkastens war dasjenige im Jahre 1877 zu Ehren der Anwesenheit Kaiser Wilhelm I.

Helene St. in Gotha. — Der Brautkranz hat sich erst im vierten Jahrhundert bei christlichen Trauungen eingebürgert. Die Myrte war ursprünglich den Adligen vorbehalten, während die Bürgermädchen sich mit der sogen. Brautkrone (aus Silber- und Golddraht, Glas, Flitter und Papier hergestellt) schmückten. Später fand der Verlobungsring durch die Römer Eingang, doch erhielt ihn anfangs nur die Braut allein. Die verschiedenartigen Ceremonien bei der Verlobungsfeier können wir Ihnen an dieser Stelle nicht aufzählen, doch mag eine im „Nuodlieb", einer Erzählung aus dem elften Jahrhundert, dargestellte hier Platz finden: Der Bräutigam übergiebt der Braut den Ring auf dem Griffe des Schwertes mit den Worten: „Wie der Ring Deinen Finger fest umschließt, so gelobe ich Dir feste, unwandelbare Treue." Hierauf übergiebt der Vater die Braut an den Bräutigam, indem er sagt: „Hiermit übergebe ich meine Schutzbefohlene Eurer Treu und Gnade und bitte Euch bei der Treue, mit der ich sie Euch übergebe, daß Ihr ein gerechter und gnädiger Vogt seid und kein schlechter Schützer werdet." — Daß Sie nur ein „theoretisches Interesse" an dem Gegenstande nehmen, glauben wir Ihnen, da Sie es sagen, bitten Sie aber doch, uns s. Z. eine Verlobungsanzeige zu senden.

Kunstfreundin in München. — So viel wir ermitteln konnten, war es die französische Malerin Lebrun, welche Gottfried Mind den Namen **Le Raphael des Chats** beilegte. Der Name wurde damals sehr schnell bekannt, sodaß sich viele Fremde in Bern nur noch nach dem „Katzenraphael" erkundigten, denn von Mind wußten sie nichts. Der Künstler starb am 7. Nov. 1814, nicht am 10. Nov., wie Sie angeben. — Wenn Sie uns Ihre Adresse schreiben wollen, werden wir Ihnen brieflich noch manches Interessante über M. mittheilen.

Treue Abonnentin in Wesel. — Sie sind im Unrecht, aber auch Ihre Freundin hat die Entfernung der Erde von der Sonne um einige tausend Kilometer zu gering angegeben. Vor uns liegt der Bericht des Professors Dr. Auwers, aus dem hervorgeht, daß die Entfernung der Erde von der Sonne nach den Ergebnissen aus den deutschen heliometrischen Messungen bei den beiden Venus-Durchgängen von 1874 und 1882 jetzt mit einer Genauigkeit bestimmt worden sind, wie sie vorher noch nicht erreicht wurde. Aus den beiden Venus-Durchgängen des vorigen Jahrhunderts hatte Encke die lineare Entfernung der Sonne von der Erde zu 153 000 000 km berechnet, ein Werth, der lange Zeit Geltung behielt, aber um etwa ein Dreißigstel seines Betrages zu groß angenommen war. Die deutschen Heliometer-Beobachtungen bei den Venus-Durchgängen 1874 in China, Persien, auf der Kerguelen-Insel und den Auckland-Inseln, und 1882 in Nordamerika, Bahia, Blanca und an der Magelhaens-Straße haben nun ergeben, daß die Entfernung 148 138 000 km (oder 19 085 066½ deutsche Meilen) beträgt.

D. T. in Altona. — Wir danken Ihnen für Ihre Anregung und werden wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahrganges einen Aufsatz über das Thema veröffentlichen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 16, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. August 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war verschwunden; noch war es nicht dunkel, aber die Laternen brannten schon, und ihr flackerndes Licht schien roth durch den wirbelnden Schnee, der in harten Flöckchen zur Erde fiel. Um diese Zeit war's, als Elsbeth sich dem väterlichen Hause näherte. Sie kam daher, ganz beschneit, mit hochrothen Wangen und lustig blitzenden Augen. Was hatte sie aber auch alles erlebt! Kaum hatte sie die Schlittschuhe an den Füßen gehabt, war's auch schon vorbei gewesen mit allen traurigen Gedanken. Die rothe Wintersonne goß ihr leuchtendes Licht über die weite, spiegelglatte Fläche, über die Elsbeth in großen, sicher ausgeführten Bogen dahinfuhr. Die Tanzstunden-Verehrer stürmten sofort herbei, aber Elsbeth verbat sich mit der größten Entschiedenheit jede Begleitung; sie trieb die Hartherzigkeit so weit, daß sie ihren Hauptverehrer auf die klägliche Versicherung hin: ‚Sie werfen mich in den Abgrund der Verzweiflung,' mit einem: ‚Nur hinunter!' abfertigte.

Die am Rande der Eisbahn herumtrippelnden Mütter, die ehemaligen Freundinnen, mit denen sie sonst in lustigem Geplauder dahingefahren war, sie alle sollten sehen, sie brauchte niemand, sie war sich selber genug. Sie bemerkte es wohl, daß Lena und zwei andere Freundinnen sie fortwährend verfolgten, bald dicht hinter ihr, bald ihr fast zur Seite fahrend, aber Elsbeth war blind, bis sie sich plötzlich gefangen sah, denn die jungen Mädchen hatten einen Kreis um sie gebildet und hielten sich an den Händen fest. Hierauf erfolgten die Zugeständnisse: „Wir vermissen Dich alle!" „Wir möchten Dich bitten, wieder gut zu sein." —

„Und Eure Mütter?" fragte Elsbeth.

„Mama hat gesagt, wenn Du sie um Verzeihung bittest, soll alles vergessen sein," meinte Lena.

„Ich um Verzeihung bitten? Nie!" erklärte Elsbeth, durchbrach den Kreis und flog davon, ohne ihres Weges zu achten, sodaß sie mit aller Wucht gegen jemand anprallte. Der vor ihr stand, war der mit dem schlichten, blonden Haar und den bösen, grauen Augen, der Professor aus dem Nachbarhause.

Er stellte sich vor: „Reichert."

Sie neigte das Köpfchen: „Ich weiß —"

Hierauf liefen sie neben einander her, und alles an ihm mißfiel ihr. Da er nicht sprach dachte sie: ‚Er muß schüchtern sein, ich will ihm zu Hülfe kommen'. „Wenn man nur das ganze Jahr eine Eisbahn hätte," warf sie hin.

Aber er war nicht wie ihre Tanzstunden-Verehrer, die jede Bemerkung aus ihrem Munde mit Enthusiasmus aufnahmen.

„Sie haben früh Ihre Mutter verloren?" fragte er, ohne ihren Ausspruch auch nur der Beachtung werth zu finden.

„Ich habe früh lernen müssen, selbständig zu sein," gab sie zur Antwort.

„Was verstehen Sie unter Selbständigkeit?"

„Nun, daß man nicht bei jeder Gelegenheit fragt: ‚Was soll ich thun?', sondern daß man einfach thut —"

„Was einem gefällt," half er nach.

Mehr noch als seine Worte verletzte sie sein Lächeln.

„Aus welchem Grunde soll man denn thun, was einem nicht gefällt?"

Wieder blieb die Antwort aus. Sie wandte erzürnt den Kopf nach dem Professor hin, der aber seine ganze Aufmerksamkeit ein paar kleinen Jungen zugewandt

Dorfidyll aus dem Spreewald. Von Jacques Schenker.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. u. O. Brockmann's Nachf. in Dresden.
Siehe Seite 128.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hatte, die damit beschäftigt waren, auf einander loszuhauen. Elsbeth schoß es durch den Kopf: ‚Gab er Dir am Ende keine Antwort, weil das, was Du fragtest, ihm zu albern war?‘ Da rief der Professor sie an: „Sehen Sie einmal diesen kleinen Jungen!“ — „Ja, schäme Dich nur,“ wandte er sich an diesen, „wer betrügt, muß sich schämen! — Sie haben ausgemacht, wer am längsten auf einem Fuß zu fahren vermag, da hat er sich mit dem andern Fuß nachgeholfen, und obgleich sie es alle sahen, er leugnete. Jedenfalls muß er Strafe haben und darf heute nicht mehr mitspielen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“ wandte er sich an Elsbeth.

Sie zuckte die Achseln: „Ich begreife nicht, wie man sich für solche unwichtige Dinge interessiren kann.“

„Für mich ist nichts unwichtig,“ erklärte er; „meine Mutter pflegte bei jeder Gelegenheit zu sagen: ‚Kinder, Geld fürs Theater haben wir keines, wer aber ein offenes Auge hat, dem wird an allen Ecken und Enden was vorgespielt‘. Damit hat sie uns allen den Star gestochen, und es ist mir, wenn ich nach Hause komme, immer ein wahrer Genuß, mit meinen Schwestern auszugehen; kein Kind ist ihnen unbekannt, jeder Hund hat seine Geschichte, und es geht kein armes, altes Weib vorbei, dessen Schicksal sie nicht zu lindern gesucht hätten. Aber,“ sagte er, auf seine Uhr blickend, „ich komme jetzt in die Lage, thun zu müssen, was mir vielleicht in diesem Augenblick nicht so ganz gefällt: das Vergnügen aufzugeben und der Pflicht zu folgen. Uebrigens,“ setzte er mit einem eigenen Lächeln hinzu, „ich will mich nicht besser machen, als mir zukommt, ich glaube, ich bin ein solcher Pflichtmensch, daß ich es nicht einmal über mich brächte, die Stunde, die ich mir für das Vergnügen erlaubt, zu überschreiten.“

Elsbeth sah ihn mit dem aufrichtigsten Entsetzen an: „Da fehlt's Ihnen an Muth! Sehen Sie mich an, ich erlaube mir, den ganzen Tag dem Vergnügen zu leben, und habe gar keine Gewissensbisse“.

Er sah in ihre lichtbraunen, in heiterem Selbstbewußtsein glänzenden Augen.

„Da hätten wir also beide etwas versäumt: mir geht der leichte Sinn ab und Ihnen — der ernste.“

„Fort mit ihm, ich will ihn niemals kennen lernen,“ rief sie aus, indem sie mit dem Schlittschuh nach hinten ausschlug, wie ein Gassenjunge.

Der Professor trat mit etwas zerstreuter Miene seinen Heimweg an.

Es war nicht so ganz ein Spiel des Zufalls gewesen, als er auf der Eisbahn mit Elsbeth zusammenstieß; er hatte sie mit der Absicht umkreist, endlich ihre Bekanntschaft zu machen, nachdem er dieses reizende, über alle Begriffe unruhige Wesen fast ein Jahr lang von seinem Fenster aus beobachtet hatte. Und nun war er ärgerlich über das Gefühl der Enttäuschung, das sich seiner bemächtigte, und er schalt sich unvernünftig; was hatte er denn erwarten können von einem Geschöpf, das nur dem Vergnügen nachjagte und mehr auf der Gasse als zu Hause war. Freilich, eine heimliche, leise Hoffnung hatte trotzdem in seinem Herzen gelebt; nun aber wußte er's nur zu genau: das war nicht das Mädchen, das er in das einfache Bürgerhaus seiner Eltern hätte bringen dürfen, nicht die Gefährtin, die seiner schlichten Denkungsart entsprach.

Mit welcher Sicherheit war dieses siebzehnjährige Geschöpf ihm, dem so viel älteren Manne, entgegengetreten; er hatte geradezu Mühe gehabt, seiner angeborenen Schüchternheit Herr zu bleiben. Nie hatte er sich dieser Eigenschaft, die ihm noch von der Erziehung anhaftete, so geschämt. Er war nicht wie andere junge Leute aufgewachsen; Tanzstunde und Bälle waren ihm fremd geblieben; erst seit er in der kleinen Universitäts-Stadt als Professor weilte, opferte er dann und wann der Geselligkeit ein paar Stunden; vorher war er nur fleißig gewesen und hatte für nichts anderes Sinn gehabt. Seinem Vater, einem kleinen Beamten in einer kleinen Stadt, war es nicht leicht geworden, den einzigen Sohn studiren zu lassen; nach ihm kamen vier Töchter. Und wie oft hatte die Mutter ihm ans Herz gelegt: „An Dir ist's, einmal für Deine Schwestern zu sorgen, denn für Dich ist all unser Erspartes draufgegangen, wenn sie nicht heirathen, haben sie einmal nichts —.“

Unter dem Druck dieser Verantwortlichkeit war er zu dem ernsten, pflichtgestrengen Menschen geworden, der gar nicht fähig war, einer so lebensfrischen, in Freiheit aufgewachsenen Natur, wie Elsbeth eine war, ein Verständniß entgegenzubringen.

Und Elsbeth hatte auch keines für ihn, — sie athmete förmlich auf; vielleicht hatte sie insgeheim ein wenig Angst gehabt vor den grauen Augen, die so ernst waren und so klar. Nun aber wußte sie's, der war's ganz gewiß nicht, dem zu liebe man seine schöne, herrliche Mädchenzeit zum Opfer brachte. Sie hatte es gleich heraus gehabt, wie wenig gewandt er war, und es amüsirte sie über die Maßen, daß so ein alter Professor einem so jungen Mädchen gegenüber nicht sicherer aufzutreten verstand.

Gerade vor ihrem väterlichen Haus brannte eine Laterne, und drinnen im Flur war es auch schon hell. In dieser doppelten Beleuchtung stieß Elsbeth, die rasch ins Haus wollte, mit einem Wesen zusammen, das eben im Begriff war, auf die Straße zu treten, — einem alten, kleinen Weibchen in vielen Röcken, mit einem dicken grauen Shawl, in dem ihre Hände staken; auf dem Kopf trug sie eine gestrickte Kapuze, deren Vordertheil ihr bis auf die Augenbrauen hing; aus der warmen Hülle schaute ein kleines, verhutzeltes Gesichtchen heraus, mit blinzelnden, halb erloschenen Augen.

So standen sich die beiden gegenüber, jedes hell beleuchtet durch das Licht von draußen und drinnen; ein größerer Contrast war nicht denkbar. Elsbeth sah das alte Wesen an, und wie der Blitz schossen ihr die Worte des Professors durch den Sinn, der von seinen Schwestern erzählte, es gehe kein armes, altes Weib an ihnen vorbei, dessen Schicksal sie nicht schon zu lindern gesucht hätten.

„Wer sind Sie?“ fragte sie, dicht vor der Alten stehen bleibend.

„Ha, 's' Aufwaschweible vom dritten Stock, ich komm' ja bald siebzehn Jahr ins Haus.“

„So lang schon!“ verwunderte sich Elsbeth, „wie kommt's, daß ich Sie nie gesehen habe?“

„Wenn man halt alt ist,“ meinte das Frauchen, „da will kein Mensch mehr was von einem wissen.“

Elsbeth sah die Sprecherin erstaunt an, sie begriff nicht, wie man so etwas sagen konnte, ohne sich halb todt dabei zu weinen.

„Aber,“ sagte sie, indem sie die Alte, die weiter wollte, festhielt, „es geht Ihnen doch nicht schlecht?“

„Ich hab' Arbeit,“ lautete die Antwort.

„Ja und sonst? — Sind Sie denn ganz ohne Freude im Leben?“

„Hm,“ die Alte trippelte auf ihren kurzen Beinchen herum, „ja freilich, der Sonntag ist mir schon eine Freud', weil ich da zweimal Kaffee krieg'.“ —

Erregt, die Kappe im Genick, die klirrenden Schlittschuhe am Arm, stürzte Elsbeth in die Arbeitsstube ihres Vaters: „Denke Dir, denke Dir, — hast Du das Aufwaschweible vom dritten Stock schon gesehen, das über siebzehn Jahre schon ins Haus kommt?“

„Gewiß, Du nicht?“

„Nein, aber heut', — zufällig, — denke Dir, sie hat keine andere Freude auf der Welt, als den Sonntag, weil sie da zweimal Kaffee bekommt. Wie viel Geld glaubst Du, daß sie brauchte, um täglich zweimal Kaffee trinken zu können?“

„Hm,“ meinte er, indem er ganz eigen vor sich hinlächelte, „eine Mark ungefähr.“

„Bitte, wir wollen ihr das geben.“

„Wir? Nein, mein Kindchen, wer einem Menschen Gutes thun will, der muß das von sich aus thun —“

„Aber was ist denn eine Mark, Vater?“

„Versuch's einmal, was dazu gehört, um eine zu verdienen; im Ernst, bringe dieser Armen ein paar Stunden Deiner Zeit zum Opfer, indem Du die Mark, die Du ihr zu geben wünschest, durch Arbeit verdienst.“

„Ja, aber wie denn?“ fragte Elsbeth.

„Die Gelegenheit wäre gerade günstig; einer meiner Schreiber leidet an Rheumatismus, der ihn sehr am Schreiben hindert. Ich zahle für den Bogen vierzig Pfennig und würde Dir in Anbetracht der guten That fünfzig geben; mit der Abschrift von zwei Bogen hättest Du Deine Mark verdient.“

„Wie,“ rief Elsbeth aus, „aber das ist ja herrlich! Täglich soll ich eine ganze Mark verdienen können? Ja, warum hast Du mir denn das nicht früher gesagt? Wie lange schon könnte die arme Alte ihren Kaffee haben!“

„Aber Kind, sie ist uns so oft auf der Treppe oder im Flur begegnet; wie kommt's, daß Dir das arme Geschöpf heute erst aufgefallen ist?“

Elsbeth wurde ein wenig roth: „Hm, da könnte am Ende der Professor schuld daran sein; er erzählte, wie seine Mutter sie alle das Beobachten lehrte.“

„Der Professor,“ sagte der Anwalt verwundert, „welcher Professor?“

„Der Nachbar drüben; ich habe ihn auf der Eisbahn kennen gelernt.“

„Aber Du sagtest mir doch, Du wolltest mit keinem einzigen Herrn —“

„Ich bitte Dich, Vater, das ist doch kein Verehrer, das ist ja ein ganz ungefährlicher Mensch, so gar nicht gewandt; ich möchte nur wissen, wozu ein Mensch so viel weiß, wenn man's ihm nicht einmal anmerkt.“

„Wozu?“ Der Anwalt ging, wie das seine Gewohnheit war, wenn er etwas überlegte, ein paarmal im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er vor seinem Töchterchen stehen: „Bist Du frei, heute Abend?“

„Leider,“ sagte sie, „kein Theater, kein Konzert.“

„Dann komme mit mir; frage nicht, vertraue dich einfach meiner Führung an.“

Des Abends nahm er den Arm seines Töchterchens, und sie wandelten mit einander die Kaiserstraße entlang, zur Universität. Sie fanden kaum noch Platz in dem großen Hörsaal, in dem sich, außer den jungen Leuten, Damen jeden Alters eingefunden hatten.

„Aber Vater, was soll ich denn hier?“ flüsterte Elsbeth ganz entsetzt.

„Nur erfahren, wozu es gut ist, wenn ein Mensch etwas weiß,“ gab er zur Antwort.

Im nächsten Augenblick ging die Thür auf, und Professor Reichert erschien; er trat an den Katheder und begann.

„Wir beschäftigen uns heute mit dem ästhetischen Wohlgefallen, mit dem Kapitel: ‚Das Reich des Schönen in der Kunst‘.“

Elsbeth machte große Augen; sie hörte lauter Dinge, von denen sie nichts verstand, und da ihr unruhiger Sinn zum Aufmerken nicht erzogen war, so wußte sie nicht recht, ob sie sich mehr schämen oder ärgern sollte. Nach und nach aber gingen diese Gefühle in ein immer größer werdendes Staunen über, und sie mußte sich gestehen: wie so ganz anders nimmt sich dieser Mann hier im Hörsaal aus, als draußen auf der Eisbahn. Wie frei und sicher klang seine Sprache, wie warm ging er in seinem Gegenstand auf! Elsbeth bemerkte recht wohl, mit welcher Aufmerksamkeit die Hörer an seinen Lippen hingen, und sie fragte sich insgeheim: Mein Gott, sollte ich denn unter all' diesen Menschen die Dümmste sein, die einzige, die nichts versteht?

Sie nahm sich zusammen, sie schloß die Augen, mit aller Macht sich zu concentriren suchend, und als es ihr endlich gelungen war, da erstaunte sie, wie sie vorher so ganz ohne Verständniß hatte sein können. Es war ja gar nicht so schwer zu begreifen, es klang alles so einfach, so selbstverständlich aus seinem Munde; hatte sie es nicht hundert Mal an sich selbst erlebt, im Theater zum Beispiel, wenn sie sich so ganz hingerissen fühlte, so völlig selber sich vergaß über der Darstellung einer großen Dichtung. Das also nannte man ästhetisches Wohlgefallen, dieses zeitweilige Aufgehen unseres Selbst im Genuß des Betrachtens. Elsbeth war ganz glücklich; immer leichter vermochte sie dem Sprecher zu folgen, immer mehr fesselte sie diese Welt des Denkens und des Schauens, von der sie bisher keine Ahnung gehabt. Es ging ihr jetzt umgekehrt wie zu Anfang der Vorlesung; da hatte sie nur an den Menschen gedacht, jetzt nahm der Inhalt der Rede sie so gefangen, daß sie darüber des Sprechers vergaß.

Schweigend ging sie nach dem Vortrag am Arm ihres Vaters nach Hause.

„Was mag wohl in dem Köpfchen vorgehen?“ fragte er sich. „Da sie schweigt, glaube ich fast, der Nachbar hat ihr Eindruck gemacht.“ —

Am anderen Morgen saßen Vater und Tochter beim Frühstück; der Kaffee wurde in dem freundlichen Veranda-Zimmer genommen, das sich Elsbeth ganz nach ihrem Geschmack auf das allerlustigste eingerichtet hatte.

Sie war eifrig beschäftigt, das Weiche der Brödchen in kleine Stücke zu reißen, denn Elsbeth war eine große Vogelliebhaberin, und erst, wenn ihre kleinen Kostgänger, die Amseln, Meisen, Finken und Spatzen, sich um ihr Frühstück stritten, gönnte sie sich auch das ihre.

„Wie man sich doch in seinem nächsten Angehörigen irren kann,“ meinte sie, mit einem schalkhaften Blick nach ihrem die Zeitung lesenden Vater, „Du bist ja ein ganz heimtückischer Mensch, Herr Anwalt.“

„Ich, — wieso?“

„Nun, Du nimmst mich da in diese Vorlesung mit, von der ich nicht die Hälfte verstehe, also wohl oder übel überzeugt sein muß, was für ein furchtbar gelehrter Mensch der Professor ist.“ Sie lächelte ihren Vater herausfordernd an: „Das bringt ihn aber meinem Ideal noch nicht um einen Finger breit näher.“

„Deinem Ideal? Wie sieht denn das aus? Du hast Dir da wohl was zusammengezimmert aus dem Lohengrin, Romeo und so weiter?“

Sie lachte hell auf: „Gefehlt! Gefehlt! Das meint man mit sechzehn Jahren, da ist man so dumm und glaubt, die Liebe müsse etwas Großes, Mächtiges, Ueberzeugendes an sich haben. Jetzt denke ich ganz anders; ich weiß genau, was ich will. Ja, ja,“ nickte sie ihrem Vater zu, indem sie ganz ernsthaft that, während ihr alle losen Geister aus den Augen blitzten, „liebenswürdig muß er sein, heiter, ein sprühender Mensch, und ich muß ihm ganz recht sein, er muß mich nur um meiner selbst willen lieb haben und darf keinen Augenblick denken: ‚wird sie eine ausgezeichnete Hausfrau sein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

meine Strümpfe wunderschön stopfen und mir nie widersprechen?' Das muß ihm alles einerlei sein, wie's auch mir einerlei ist, ob der Mann, der mir gefällt, eine hohe oder eine bescheidene Stellung einnimmt; denn gefällt er mir, so ist er in meinen Augen ein König, und wenn er nur ein Schreiber wäre."

„Hm ja, so redet man mit siebzehn Jahren," meinte der Anwalt.

„Soll ich vielleicht wie mit achtzig reden?" fragte Elsbeth. „O Vater, Vater, ich durchschaue Dich wie ein Wasserglas, Du machst jetzt Deinen krummen Kopf, was immer ein Zeichen Deiner inneren Betrübniß ist, aber ich kann Dir nicht helfen, und wenn Du Dir's noch so schön ausgedacht hast, es wird nichts daraus!"

„Was denn?" fragte er mit einem vergeblichen Versuch, so unbefangen wie möglich dreinzusehen.

Elsbeth schlug in komischem Entsetzen die Hände zusammen: „Nein, wie kann man nur so unschuldig aussehen und ein solcher Heuchler sein? Was denn, fragst Du? Du hast mit Dir selbst ausgemacht, er, — der Professor nämlich, wäre der richtige Mann für Deine liebe, unartige Elsbeth; er, der Professor hätte die feste Hand, die ihr Noth thäte, und würde aus ihr die brave, fleißige, ewig in Pflichten aufgehende Frau machen, so wie sie im Buch steht, — brrr! Wenn Du Dir das aber nicht ausgedacht haben solltest, Vater, so antworte mir, bitte, mit einem lauten, vernehmlichen Nein."

Der Anwalt lachte: die Kleine hatte ihm wirklich die Gedanken so genau wie möglich abgelesen.

„Ja, glaubst Du denn," fragte er, sich hastig erhebend, „ich habe nichts zu thun, als mit Dir den halben Morgen zu verplaudern?"

„Keine Antwort ist auch eine," rief ihm die Tochter nach, aber schon im nächsten Augenblick stand sie ganz ernsthaft da, an den Tisch gelehnt, anscheinend dem Treiben der Vögel zusehend; jedoch ihr Blick hatte etwas seltsam Abwesendes, in sich gekehrtes. Es war ihr nicht so schwer gefallen, des Vaters Gedanken zu errathen, waren es doch auch ihre eigenen; in der Vorlesung hatte diese leise, unbequeme Stimme sie zum ersten Mal belästigt: „Der, der ist der Mann, Dich zu leiten, Dich zu bessern —"

Sie fuhr erschreckt auf, und wie um ihren eigenen Gedanken zu entfliehen, eilte sie zur Thür hinaus, in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

Er hatte sie erwartet; auf dem kleinen Tisch am Fenster lag alles, was sie zu ihrem Unternehmen nothwendig hatte, und sie machte sich unverzüglich ans Werk; sie wußte, gegenüber am Fenster saß der Professor und erhob nicht ein einziges Mal den Blick, wie im Taglohn darauf los arbeitend.

Der Anwalt schrieb an seinem Pult, oder er hatte in den Büreau-Zimmern nebenan zu thun; er hatte geglaubt, sein Töchterchen alle Augenblick zur Ordnung rufen zu müssen, und war nun ganz erbaut, wie ernsthaft sie die Sache nahm. Er war schwach genug, das tiefste Mitleiden mit ihr zu empfinden, und damit sie eine kleine Unterhaltung habe, empfing er einen Clienten in ihrer Gegenwart; ein dürrer alter Bauer erzählte eine weitschweifige Geschichte, warum er processiren wollte: Da war der Bruder seiner Frau, der hatte freilich einen Haufen Kinder, und die Noth saß ihm auf der Schwelle, aber er, der Bauer, wollte seine vierhundert Mark endlich heraus haben, die er ihm vor Jahren geliehen; wenn er auch keine Kinder habe, so sei das doch kein Grund, immer in der Familie den Gutgenug zu machen, er wolle sein redlich Verdientes auch selber genießen.

Nun freilich, — der Anwalt gab ihm ganz recht und redete dem Mann so zulieb, daß Elsbeth alle Mühe hatte, ihrer Empörung Herr zu werden und nicht dreinzureden. Mit eins aber kam der Vater so ganz sachte von dem Recht des Bauern zu dem Unglück des Schwagers, und jenes Recht wurde so klein, so klein im Vergleich zu dem Unglück, das plötzlich ein so ernstes, ein so vorwurfsvolles Gesicht annahm. Es war keine Viertelstunde verflossen, da hatte der Bauer alle Lust zum Processiren verloren; er ging ganz beschämt rückwärts zur Thür hinaus, indem er die Worte hervorstotterte: „Meine Frau, meine Frau, — Herr Doctor, wird Ihnen segnen!" —

Dieser Vorgang machte auf Elsbeth einen eigenen Eindruck; sie erkannte plötzlich, daß ihr Vater nicht nur der schwache, bequeme Mann war, wie er sich ihr gegenüber und im Hause zeigte; und es flog ihr durch den Kopf: Auch der drüben ist ein ganz anderer, als Du Dir eingebildet hast.

Als der Vater die Hand auf ihre Schulter legte mit der Frage: „Bist Du fertig, Kindchen? Die Schreiber gehen um Zwölf nach Hause, —" schmiegte sie einen Augenblick die Wange gegen diese Hand, die sie nie gezüchtigt hatte, und nahm dann mit hochrothen Wangen das erste Geld, das sie verdient hatte, in Empfang.

Alsdann wartete sie draußen auf dem Flur, bis der schlürfende Tritt der Aufwaschfrau die steinerne Treppe herauf kam. Schnell öffnete sie die Thür: „Aufwaschweible, hören Sie, da ist eine Mark, — alle Tage sollen Sie eine Mark haben, damit Sie auch an den Wochentagen zweimal Kaffee trinken können; verstanden?"

„Eine Mark," sagte die Alte, „alle Tag eine Mark für weiter nichts als zum Kaffee trinken, da muß ich mich doch gewiß verhört haben?"

„Nein, nein," erklärte Elsbeth, „so ist's, alle Tage eine Mark — nur zum Kaffee trinken." —

„O Herr Jeses, was giebt's doch für gute Leut'," — das Aufwaschweible fing an zu lachen, das heißt, es war nicht recht zu erkennen, was diesen eingeschrumpften, zahnlosen Mund plötzlich erzittern machte, während ihre harten trockenen Finger mit krampfhafter Hast die kleine weiche Hand umschlossen, die ihr eine so unverhoffte Gabe reichte.

Elsbeth begab sich in ihr Zimmer und nahm ein Buch; ihre Augen flogen über die Zeilen, aber ihre Seele war nicht dabei. Jawohl, der drüben hatte ihr den Star gestochen; das menschliche Elend, das sie nie beachtet, an das sie nie gedacht, es war jetzt auf einmal für sie vorhanden und beengte sie und gab ihr zu denken. —

„Das ist ja ein schrecklicher Mensch," brauste sie auf, „fort, fort mit ihm, — ich will doch sehen, ob ich ihn nicht los werde" —

„Weißt Du was?" sagte sie nach Tisch zu ihrem Vater, „ich warte, bis Du Deine Cigarre geraucht hast, dann begleitest Du mich zur Eisbahn."

Und der alte Herr war so hochbeglückt über diese Gnade, daß er die Hälfte seiner Cigarre auf der Gasse rauchte, nur um sein Töchterchen nicht warten zu lassen. Sie nahm seinen Arm; der drüben sollte sehen, daß sie ihren Schutz hatte, daß es nicht nöthig war, erziehliche Rathschläge an sie zu verschwenden.

Der Professor kam ihnen wirklich entgegen, als sie die Eisbahn betraten; er begrüßte den Anwalt, den er kannte, mit dem er oft denselben Weg ging, und während die beiden plauderten, befestigte Elsbeth rasch ihre Schlittschuhe und flog davon.

„Heute hat sie alles Recht, sich auszutummeln," sagte der Anwalt, ihr nachblickend, „sie hat sich nämlich zur Beschützerin der kleinen Aufwaschfrau, die ins Haus kommt, aufgeworfen und schreibt mir nun täglich zwei Bogen ab, damit sie dem armen Wesen eine Lebensfreude machen kann. Jetzt habe ich sie für ein paar Stunden fest, die wilde Hummel," meinte er mit einem vergnügten Lächeln, „empfehle mich, Herr Professor."

Dem war ganz eigen zu Muthe: Am Ende, — vielleicht, — er dachte den Gedanken nicht aus, es wurde ihm nur plötzlich heiß, und er riß den Hut vom Kopf, indem er sich aufmachte, um Elsbeth zu suchen, obgleich er völlig mit sich im Reinen gewesen war, das Mädchen in Zukunft zu meiden.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zur Erinnerung an Jacob von Falke.

Von Julius Lessing in Berlin.

Siehe das Portrait auf Seite 124.

Zwei Jahre sind es her, daß der Altmeister der kunstgewerblichen Wissenschaft, der Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, Jacob von Falke, seinen siebzigsten Geburtstag feierte, getragen von der Verehrung zahlloser Freunde aus allen Theilen der gebildeten Welt. Dann hat er sich nach gethaner Arbeit von dem Felde seines Wirkens still zurückgezogen; er hat noch seine Lebens-Erinnerungen*) gesammelt und ist dann ruhig und schmerzlos, ohne Krankheit und ohne Anzeichen nahenden Verfalls, am 11. Juni, von einem Gehirnschlag getroffen, schnell dahingeschieden, ein harmonisches Leben friedlich ausklingend.

Das Bild, das er uns in seinen „Lebens-Erinnerungen" hinterlassen, würde uns den Mann in seinem vollen Werthe zeigen, wenn es die tiefe Bescheidenheit seines Wesens über sich vermocht hätte, auch von dem Widerklange zu berichten, den sein Wirken mehr als vierzig Jahre in der weiten Welt gefunden. Den Lesern dieses Blattes ist Falke kein Fremder, oft genug hat er an dieser Stelle zu empfänglichen Seelen gesprochen. Aber wem überhaupt in gebildeten Kreisen deutscher Zunge wäre Falke ein Fremder? Nur wenigen Sterblichen war gleich ihm die Gabe geworden, weithin vernehmlich über das zu reden, was ihm am Herzen lag, wie ein Prediger, — er gebraucht selbst dieses Bild, — zu wiederholen und immer zu wiederholen, was ihm Sache der heiligsten Ueberzeugung war, und daher seine Hörer niemals zu ermüden, sondern immer wieder zu erbauen und zu bestärken. Und diese seine Worte erschollen nicht nur einer engen Gemeinde von Kunstfreunden, sondern er wußte auch die Seelen derer zu gewinnen, die weitab standen von diesem Gebiete der Betrachtungen; machte er sie nicht zu Jüngern, so flößte er ihnen wenigstens Achtung vor dem ein, was ihm Gewissenssache war und schuf einen fruchtbaren Boden für immer weitere Aussaat. So war sein Wirken, wenn auch mit der Feder, fast mehr noch persönlicher als literarischer Natur, seine Schriften trafen das Bedürfniß des Moments mit siegreicher Kraft; die Bedeutung seiner Persönlichkeit darf weniger nach dem Schatze gelehrter Werke, als nach dem Wirken innerhalb seiner Zeit beurtheilt werden.

*) Lebens-Erinnerungen von Jacob von Falke. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897. 366 Seiten. 8°.

Wir wissen wie jung die Bewegung ist, die wir als kunstgewerbliche zu bezeichnen pflegen. Als Jacob Falke am 21. Juni 1825 in Ratzeburg geboren wurde, war von derartigen Fragen und Studien auch außerhalb Deutschlands noch nicht die Rede. Falke schildert in einem der reizvollsten Kapitel seines oben erwähnten Werkes, wie er in jener weltentrückten Idylle aufgewachsen ist, dem kleinen, halb zu Mecklenburg, halb zu dem damals noch dänischen Lauenburg gehörenden Landstädtchen, dessen rothe Ziegelhäuser im Kranze der Gärten auf einer kleinen Insel inmitten eines Landsees lagen, „wie ein Gericht rothgekochter Krebse in Petersilie auf blanker Schüssel." Aus einer Familie von Förstern und Landwirthen wuchs in seinem Elternhause ein tüchtiges Geschlecht von elf Geschwistern empor, von denen der eine Bruder, Johannes, vielfach gemeinsam mit Jacob gearbeitet hat. Falke bezog 1845 die Universität Erlangen, die noch in voller Abgelegenheit fast ausschließlich von Söhnen der fränkischen Lande besucht wurde, er wurde Burschenschafter, Bubenreuther, aber ohne jegliche politische Färbung; auch als er 1847 nach Göttingen kam und dort das „tolle Jahr" 1848 erlebte, bestand die ganze politische Thätigkeit der Studenten darin, daß sie, 600 Mann stark, feierlich aus der Stadt auszogen, „weil das Rauchen auf den Straßen verboten war." Es geschah dies aber zu Anfang der Ferien, und am Schlusse derselben kamen sie wieder und durften nunmehr rauchen. Diese ganz anspruchslosen, ohne jede Tendenz geschriebenen Schilderungen des damaligen Studentenlebens sind eine sehr lehrreiche Ergänzung zu den Aufzeichnungen anderer Männer von 1848, die ihre eigene Erregung von dem ganzen Volke getheilt glaubten. Dabei war Falke kein Duckmäuser, auch in Göttingen war er Burschenschafter, hat 1848 das Fest auf der Wartburg mitgemacht und hatte in herrlichen Fußreisen das deutsche Land weithin kennen gelernt. Seine Knabenjahre hatten ihn in die nordischen Hansastädte, vor allem häufig nach Lübeck geführt, als Student war er oft in Nürnberg und kam durch ganz Franken und Schwaben, dessen romantische Reize Uhland erschlossen hatte. Dann führte ihn sein Stern als Gymnasiallehrer 1850 nach Hildesheim, dem Stammsitz altsächsischer Kunst.

Von eigentlichen Kunststudien war in dieser Zeit noch keine Rede, eine solche Disciplin existirte weder auf den Universitäten noch in der Literatur, nur die griechisch-römische Kunst wurde von der klassischen Archäologie gepflegt; um die Gothik fingen die Romantiker an, sich zu kümmern; daß die Renaissance und gar die nachfolgenden Perioden der wissenschaftlichen Beachtung werth sein könnten, fiel damals noch niemandem ein.

Für Falke wurde es entscheidend, daß er, als gelernter Philologe und Historiker, eine Stelle als Erzieher im Hause des Fürsten Solms-Braunfels annahm. Dies führte ihn mit einem Schlage in die große Welt und vornehmlich in Düsseldorf in die kleine, damals sehr regsame Welt der bildenden Künstler.

Von Schloß Braunfels aus ging es in die hessischen Lande, dann kamen mit der fürstlichen Familie lange Aufenthalte in Hannover, Dresden, in Oesterreich, wo sich Beziehungen anknüpften, die später sein Leben bestimmten.

Falke war damals ganz erfüllt von allem, was er Herrliches von alter deutscher Kunst gesehen; er empfand die historischen Studien früherer Art als leer und einseitig, es drängte ihn, die Berichte von den Kriegs- und Staats-Actionen mit lebendiger Anschauung zu füllen. Aber was wir jetzt als Kulturgeschichte anerkennen, war damals auch noch kein wissenschaftliches Fach, allenfalls kümmerten sich die Maler um allerhand Details für ihre Bilder; Falke hatte hier, wie später, den Instinct des Zeitgeistes, er wuchs aus sich selbst in diese Studien hinein, noch nicht wissend, wohin sie ihn führen würden.

Das Jahr 1855 brachte ihn an seine richtige Stelle, an das erst drei Jahr alte Germanische National-Museum in Nürnberg, wo auch sein Bruder Johannes thätig war. Man wird seine Berichte über die thatendurstige und doch so eng begrenzte Thätigkeit jener Jahre nicht ohne innige Theilnahme lesen. Falke hatte die Kupferstiche für die Repertorien des Museums zu ordnen, dort lernte er auch die ersten kunstgeschichtlichen Schriften von Schnaase kennen. In dessen Niederländischen Briefen fand er, was er suchte: die Erkenntniß, daß nicht nur die Kunst, sondern jegliche Form der Lebensführung, des Geräthes, der Kleidung zu einem organischen Ganzen, einer bestimmten Kultur gehöre und aus dieser heraus verstanden werden müsse. So war nichts mehr unwichtig, sondern auch das Kleinste ein Glied in einer Kette, — die Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinung, die sich scheinbar launenhaft in Tracht und Mode ausspricht, war organisch zu erklären. Aus diesen Anschauungen erwuchs sein erstes größeres Werk: „Deutsche Trachten- und Modenwelt", bezeichnenderweise ohne Abbildungen, in einer systematischen, kulturgeschichtlichen Darstellung der Entwicklung.

Aus den engen Verhältnissen des damals noch ganz mittelalterlichen Nürnberg kam er 1858, und nunmehr endgültig, nach Wien auf den Ruf des Fürsten Lichtenstein, dem er schon 1852 persönlich nahe getreten war. Falke übernahm die fürstliche Bibliothek und zugleich die Aufgabe, die Geschichte des Hauses zu schreiben, die in drei starken, auf Urkunden beruhenden Bänden abgeschlossen wurde. Zugleich hatte Falke die Gemälde und sonstigen Kunstsammlungen zu verwalten; bis zu seinem endgültigen Fortgange von Wien blieb dieser Zusammenhang gewahrt, und wir alle kannten ihn in seinem behaglichen Hause am Lichtenstein'schen Park. Dort gründete er auch seine reich beglückte Ehe mit der ganz ungewöhnlich reizenden und geistvollen Irländerin Emma Stevenson, die er in Nürnberg kennen gelernt hatte, und die der Stern seines Lebens blieb. Von den Söhnen dieser Ehe folgte einer, Otto von Falke, der Laufbahn seines Vaters; er ist der jetzige Director des Kölner Kunstgewerbe-Museums.

In Wien erwarteten Falke bald größere Aufgaben. Seit der Begründung des South Kensington-Museums in London, im Anschluß an die Welt-Ausstellung von 1851, war es ein feststehendes Programm geworden, daß dem in der modernen Fabrikarbeit verfallenen Gewerbe die nöthigen Lebenskräfte dadurch zugeführt werden müßten, daß man ihm die besten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Jacob von Falke.
Nach einer Photographie von Prof. Fritz Luckhardt in Wien.
Siehe den Artikel auf Seite 123.

Kunstwerke aller Länder und Zeiten als Vorbild beschaffe. Falke hatte mit diesen Bestrebungen schon in Nürnberg zu thun gehabt, wo Kreling seine Schule zuerst an die Gothik, allmählich aber auch an Werke der Renaissance anlehnte.

In Wien betrieb der geniale Eitelberger seit 1862 die Gründung des Oesterreichischen Museums. Die auf seine Anregung verfaßten Artikel von Falke in der amtlichen Wiener Zeitung bereiteten den Boden vor, 1864 konnte das Museum eröffnet werden, in welchem Falke als Director der Sammlungen fungirte, bis er 1885 nach Eitelberger's Tode die Leitung in weiterem Umfange übernahm und bis zuletzt fortführte.

Dieses Museum war das erste seiner Art auf deutsch-österreichischem Boden; für ganz Deutschland wurde es der Grundstein aller einschlagenden Arbeiten bis zum heutigen Tage, und niemand ist in deutschen Landen, der diesen Arbeiten nicht dankbarlichst verpflichtet wäre. Falke's Lebensthätigkeit vollständig darstellen, hieße zugleich die Geschichte dieses Instituts schreiben. Falke selbst hat in seinen Erinnerungen vieles davon erzählt, ohne eine Vollständigkeit anzustreben, selbst leitende Personen, wie Bruno Bucher, sind nicht erwähnt. Desto klarer sind die leitenden Gedanken dargelegt. Ohne bestimmte Absicht kam man im Zuge der Zeit dahin, die Formen der Renaissance als besonders mustergültig anzuerkennen und somit wenigstens eine Zeit lang auf ganz festem Boden zu stehen. Daneben wurden andere Perioden, besonders die orientalische Kunst, stark herangezogen. Mit überraschender Schnelle erblühte in Wien ein Kunstgewerbe, das auf der Welt-Ausstellung von 1873 seinen Höhepunkt zeigte. Falke hatte hierbei vor allem das Verdienst, die leitenden Gesichtspunkte den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, seine schriftstellerische Propaganda war geradezu unerschöpflich. Ich erinnere mich mit aufrichtiger Dankbarkeit, welchen Eindruck auf mich, als jungen Studenten 1861—62 seine Aufsätze in Westermann's Monatsheften machten, wie sie geradezu bestimmend auf meine späteren Arbeiten einwirkten. Falke griff allgemein bekannte Gegenstände des täglichen Gebrauchs heraus, zeigte an ihnen Werth und Unwerth der Form, ließ uns, — zunächst auf rein verstandesmäßiger Bahn, — erwägen, ob eine solche Form angemessen oder vernünftig sei. Selbst wer ein derartiges Stück nie gesehen, konnte ihm auf diesem Wege folgen. Mit ihm verurtheilte man die sogenannten „Ideen", aus denen heraus ein Tintenfaß wie ein Opernglucker, ein hölzerner Leuchter wie einer aus Leder aussah u. s. w. Man lernte die Rechte würdigen, welche Material und Technik an der Form haben, und war nun bereit, an seiner Hand die Werke gesunder Kunst-Epochen als Vorbilder zu studiren.

Dieser Methode, die an seinem Ideal, Plato, herangebildet ist, blieb Falke treu bis an sein Lebensende; noch in seinen „Erinnerungen" beginnt das Kapitel über die ästhetische Reform des Kunstgewerbes mit derselben Reihe von Fragen, und selbst jetzt, nach so vielen grundlosen Errungenschaften, konnten ihn harmlose Thorheiten, wie sie der weibliche Dilettantismus hervorbringt, als unvernünftig höchlichst verstimmen.

Falke hatte die Kraft und bis zu einem gewissen Grade auch die Einseitigkeit aller Reformatoren: ihm war der zündende Gedanke zunächst das Wichtigste, er gestaltete jeden Stoff verstandesgemäß, übersichtlich und wie selbstverständlich. Die vielen oft unlösbaren Fragen des Wie und Wo dieser Kunst-Prinzipien blieben zunächst bei Seite. Dies hinderte Falke nicht, auf die historischen Einzelheiten in der Geschichte des Kunstgewerbes einzugehen; er hat auch hierin werthvolle Beiträge geliefert, aber seine eigentliche Bedeutung lag in der zusammenfassenden Darstellung, in welcher er in jedem Falle nur genau so viel gab, als der betreffende Leserkreis in dem gegebenen Falle brauchen konnte. Hierauf beruht auch die große Wirkung seines Buches „Die Kunst im Hause" und seiner zahllosen Beiträge zu wissenschaftlichen und populären Zeitschriften, wie sich deren auch die Illustrirte Frauen-Zeitung rühmen darf.

Für Falke war es, — auch hierin glich er den großen Reformatoren, — ein Bedürfniß, für seine Propaganda auf festem Boden zu stehen. Die in der Renaissance wurzelnde Formensprache, das bewußte Zurückgehen auf alte, nur mäßig für moderne Bedürfnisse umzugestaltende Vorbilder blieb ihm maßgebend bis zu seinem Ende. An die Möglichkeit wirklich neuer Formen glaubte er nicht (pag. 227): „Die gewaltige Entwicklung der Architektur, das Anwachsen der Städte, die Pracht- und Riesenbauten der öffentlichen kirchlichen wie weltlichen Gebäude, — nicht einmal ein neues Kapitäl haben sie schaffen können!" Das ist richtig; aber dabei übersieht Falke den modernen Eisenbau, der ein Kapitäl überhaupt nicht mehr gebraucht! Von dem Wandel der Anschauungen, der uns jetzt alle unwiderstehlich ergreift, ist Falke unberührt geblieben. Wir dürfen ihn darum beneiden. Ihm ist das seltene Geschick geworden, in einer bestimmten Geistesrichtung aufzuwachsen, sich von ihr tragen zu lassen und sie zu leiten, ohne an ihr irre zu werden. Als die neuen Winde einsetzten, hatte er die Segel eingezogen und sich still beschaulich, seinen Erinnerungen lebend, in den Hafen zurückgezogen. So steht das Bild dieses wahrhaft liebenswürdigen, vortrefflichen Mannes harmonisch geschlossen vor uns, als wahre Verkörperung einer Periode, welcher Deutschland, Oesterreich und alle verwandten Länder nach Nord und Süd hin eine überraschend schnelle und vielseitige Entwicklung auf kunstgewerblichem Gebiete verdanken. Mögen jetzt auch vielfach neue Wege eingeschlagen werden, was hier geleistet worden ist, bleibt die Grundlage für alle kommende Entwicklung, und mit dem Segen, den sie verbreitet, wird Jacob von Falke's Name unlösbar verbunden bleiben.

Nachdruck verboten.

Wladiu.

Eine galizische Studie von Victor Blüthgen in Freienwalde a/O.

(Schluß.)

So beginnen ein paar Wochen, zum Glück vom schönsten Wetter begünstigt.

Die beiden jungen Leute begegnen einander gleich am nächsten Morgen im Obstgarten, wie auf Verabredung. Ein wunderschöner Vormittag in der absterbenden Obstblüthe.

„Nun, haben gnädiges Fräulein eine gute Nacht gehabt?" fragt Wladiu mit eleganter Verbeugung.

„O ich danke, ich habe sehr lange geschlafen."

„Hat Sie der Herr Onkel nicht aufgeweckt? Er hat ein sonderbares Vergnügen daran, früh in der Stube herum zu spucken und sie aufzukehren. Er liebt die Einfachheit; aber er ist ein netter Herr."

„Er wird vom Lande her seine Gewohnheiten haben," sagt sie, hinter ihrem Schirmchen lächelnd.

„Gewiß! Ganz wie meine Frau Tante! Sie bleibt dabei, die einfache Frau zu spielen, die sich so ärmlich behilft, als habe sie nicht fünf Gulden in der Tasche. Dabei prozessirt sie noch um zwei Güter, die ihr gehören werden."

„Ei, da kann man ja gratuliren, Herr Nasarewitsch. Da werden Sie eines Tages ein sehr großer Herr sein, denn ich höre, daß Sie ihr Erbe sind. Es ist gut, daß ich jetzt die Zeit gewählt habe, um Sie kennen zu lernen, denn später würden Sie mich vermuthlich nicht angeschaut haben."

Wladiu neigt den Kopf, sieht ihr unter dem Schirm durch in die Augen und sagt verbindlich: „Gnädiges Fräulein werden schon ganz anderen Leuten die Köpfe verdreht haben."

„Ach, das sind lose Scherze!" spricht sie geschmeichelt. Auch die klügsten Mädchen können dergleichen vertragen. „Aber wie kommt es, daß Ihre Frau Tante um die Güter prozessiren muß?"

„O ganz einfach: Die Nasarewitsche haben im Aufstand mitgekämpft und schwere Opfer gebracht; da haben hundsföttische deutsche Verwalter ihre Verlegenheiten gemißbraucht und sich betrügerischerweise in ihre Nester gesetzt. Hundsblut das! Wir werden es ihnen zeigen! Tante Nasarewitsch hat geschworen, die schwarzen Kleider zu tragen, bis dies geschehen ist. Außerdem wird sie bis dahin so ärmlich leben, daß man für sie betteln möchte. Wenigstens ist sie so verständig, dergleichen nicht auch von mir zu verlangen! Sie vermiethet jeden Winkel und capricirt sich darauf, mit einem elenden Milchfuhrwerk auszukommen. Nun, Gott ist gut. Auf diese Art wurde mir doch das Glück, gnädiges Fräulein kennen zu lernen."

„Ah, das wird so groß nicht sein," sagt sie und wiegt ihr hübsches Köpfchen. „Ist's gefällig, ein wenig in dieser Laube Platz zu nehmen, Herr Nasarewitsch?"

Er ist wahrhaftig ein hübscher, artiger Mensch und nach allem, was sie sieht und hört, eine gute Partie. Die Wisokinskys halten ja offenbar auch große Stücke auf ihn. Es ist nun an ihr, anzudeuten, daß sie sich ganz wohl neben ihm sehen lassen kann, wenn sie auch nicht gerade eine Aristokratin ist. So bemerkt sie denn gleich, als sie in der noch recht sonnigen Lattenlaube mit der Berankung von wildem Wein sitzen, durch die blühende Krone eines völlig krumm gewachsenen Apfelbaums von der Aussicht auf den Kwiatkowsky'schen Flügel geschieden: „Ich für mein Theil möchte denn doch nicht verurtheilt sein, lange hier bei Onkel und Tante zu leben. Die möchten schön die Augen sperren, wenn sie sähen, was für ein Haus wir in Przemysl führen! Aber ich kann mich ja nur freuen, daß sie so sparen, ganz wie Sie auch, Herr Nasarewitsch, in Bezug auf Ihre Frau Tante; denn ich darf wohl annehmen, daß sie dies für mich thun. Aber ich schenke Ihnen da ein großes Vertrauen, indem ich Ihnen dies sage," schloß sie schalkhaft, indem sie mit ihrem Schirmchen wie mit einem Fächer spielte.

„Ah, das wäre schon eines Kavaliers würdig, Mißbrauch damit zu treiben!" wehrt er mit Noblesse.

„Papa verwöhnt mich vielleicht zu sehr, und man läßt sich das so gern gefallen, wenn man jung ist. Bei Papa's Stellung ist das auch erklärlich: wir verkehren viel mit Militär . . ."

Das schlägt Wladiu in die Glieder. Da hat dieses reizende Fräulein schwerlich ihr Herz noch frei.

„O," sagt er und senkt melancholisch den Kopf, „da darf man ja nicht glauben, daß Ihr Herz noch Ihnen gehört."

Sie lachte. „Vielleicht gerade erst recht darum! Zwischen den Herrn Militärs ist man auf der Hut. Wenn man unter ihnen aufwächst, verlieren sie viel von ihrer Gefährlichkeit. Herr Nasarewitsch waren nie Militär?"

„Nein; meine Tante hat es zu verhindern gewußt, daß ich einer Armee angehörte, die unser Geschlecht fast vernichtet hat." (In Wahrheit hatte man ihn zu engbrüstig gefunden.) Er runzelt wichtig die Stirn.

Der Eindruck dieser Erklärung auf Fräulein Sonia war der gewünschte. Sie schämte sich ordentlich neben diesem ausgezeichneten Patrioten. So gab sie denn auch dem Gespräch rasch eine geschickte Wendung, indem sie einige recht wenig schmeichelhafte Zeichnungen von Offizieren entwarf, nicht ohne, wo es anging, anzudeuten, daß sie mit diesen Herren ein paar Jahre hindurch recht unbarmherzig gespielt habe. Da war sogar ein Prinz Rohan darunter, ihr Haupttänzer, und der Neffe eines preußischen Ministers, und der Graf X. und der Baron Z. . . .

Nun wußte der Herr Wladiu, daß ein Kavalier kein Bedenken zu tragen brauchte, sich ihr zu widmen!

In dieser sonderbaren und verwahrlosten Umgebung zwei so junge Leute, wie zwei Edelsteine in schlechter Fassung (so taxirt einer den anderen), auf einander angewiesen, was wird das geben?

* * *

Fräulein Sonia braucht früh keine Kümmelsuppe zu essen, der Onkel ist bei seinen Einkäufen auch auf Kaffee für sie bedacht gewesen, bedenkt die Küche überhaupt splendider als sonst und sorgt sogar, daß die Nichte immer ein paar Gulden in der Tasche hat, wiewohl sie wenig gebraucht, denn wenn sie in der Stadt spazieren geht, ist, anfangs wenigstens, außer Wladiu, immer Tante Wisokinska bei ihr. Später allerdings immer häufiger Wladiu allein, doch das ändert nichts, er wird sie doch nicht zahlen lassen!

Ja, er hat mehr Geld als sonst, woher, das braucht niemand zu wissen, für jetzt nicht einmal Tante Nasarewitsch. Es genügt, daß er mit einer so elegant gekleideten jungen Dame, welche die Erbin der Wisokinskys ist, in beständigem vertraulichen Zusammensein gesehen wird und eine gewisse Miene aufsetzt, wenn er nach ihr gefragt wird, um ihm Credit zu schaffen. Die Wisokinskys sind reiche Leute: das hat er immer gesagt! Dieser beneidenswerthe Herr Wladiu! Seine Bekannten behandeln ihn plötzlich mit achtungsvoller Artigkeit; wenn er mit diesem reizenden Mädchen im Konzertgarten oder vorm Kaffeehause sitzt, kommen sie, ihm warm die Hand zu drücken und sich nach seinem Befinden zu erkundigen, was er mit einer früher an ihm unbekannten wohlwollenden Ueberlegenheit beantwortet. Er kann nicht hindern, daß sich einer oder der andere die Erlaubniß ausbittet, sich zu ihnen zu setzen, aber er ermuntert niemand und weiß später allerlei Lustiges von jedem zu erzählen oder anzudeuten, der sich den Muth zu einer Annäherung genommen.

Sie amüsiren sich beide über die ganze Welt, über Tante Nasarewitsch und die Wisokinskys, über die anderen Miether und Fedunia mit der Milchkutsche, in der sie wohl zum Spaß bis zum Zoll fahren, über tausend Dinge, die sie sehen und die ihnen einfallen. Sie verstehen sich ausgezeichnet mit einander. Sonia nimmt am Ende sogar Wladiu's Arm an, wenn sie in die Stadt gehen; unter Wladiu's Bekanntschaft herrscht nach drei Wochen kein Zweifel, daß dies eine Verlobung geben wird, wenn sie beide nicht schon heimlich verlobt sind!

Wladiu sagt nicht ja, nicht nein, wenn er gefragt wird, er schmunzelt bloß bedeutungsvoll.

Sind sie nicht beide wie für einander geschaffen? Und hat das Schicksal nicht deutlich seine Absichten verrathen, indem es sie so bequem zusammenführte?

Es scheint nicht, daß die beiden Frauen ihnen etwas in den Weg legen wollen. Tante Wisokinska ist auf alle Fälle ein gutes Geschöpf, und solche Frauen haben Freude dran, wenn sich ein junges Paar zusammenfindet, und helfen gern Gelegenheit machen. Tante Nasarewitsch sieht immer ein wenig sauertöpfisch aus und schielt wohl öfters beobachtend, allein man merkt nicht, daß sie den Wunsch hegte, sich einzumischen.

Ueber Onkel Wisokinsky freilich wird man nicht ganz klar. Er hat sich neuerdings eine gewisse kurze und rauhe Art zu sprechen angeeignet, die man sonst an ihm nicht kannte, und vermeidet es auf eine in Wahrheit recht unbehagliche Manier, sich mit den jungen Leuten zu beschäftigen.

Sie empfinden das beide, allein keines spricht dem anderen davon; höchstens werfen sie einmal einander einen Blick darüber zu. Sie wollen keine Störung.

* * *

Eines Tages fragt Tante Wisokinska ihren Mann: „Was hast Du denn, Stasiu? Du brummst wie ein Bär, wenn auch nicht laut, so doch inwendig, ich merke Dir's an."

„Ah, die Sache mit dem Herrn Wladiu und der Sonia gefällt mir nicht, wenn Du es wissen willst. Das wird mir zu ernsthaft!"

„Ach, was Du gleich denkst! Laß doch das Kind, was hat sie sonst bei uns!"

„Ich denke, was richtig ist. Sie hat nichts, denn sie hat mir einen Brief ihres Vaters gegeben, daß Du's nur weißt, worin er geborgt haben will. Der Jasiu war immer auf den Großen hinaus, besonders seit er sich verheirathet hat. Ich werde mich hüten, ihm Geld zu leihen, dann kommt er in drei Monaten wieder damit. Und der Herr Wladiu ist ein Nichtsthuer und im Grunde ein Hungerleider, wenn er mir auch sonst angenehm ist. Worauf sollen die zwei heirathen?"

„Wie Du denkst, Stasiu. Aber was wird denn einmal aus unserem Gelde werden? Wir könnten die Sonia ganz gut schon bei Lebzeiten unterstützen, wenn sie einen so guten Mann bekommt, wie der Wladiu ist. Andere in der Stadt, reiche Mädchen und junge Witwen, nähmen ihn gleich wie er ist."

„Soll er die heirathen! So lange ich lebe, werde ich mein Geld nicht dazu hergeben, daß einer, der so jung und gesund ist, herumlaufen und den feinen Herrn spielen kann. Ich glaube auch nicht, daß der Jasiu mit so einem Mann für die Sonia zufrieden wäre, einem, der von ihm ziehen möchte, wo er doch selbst nicht auskommt."

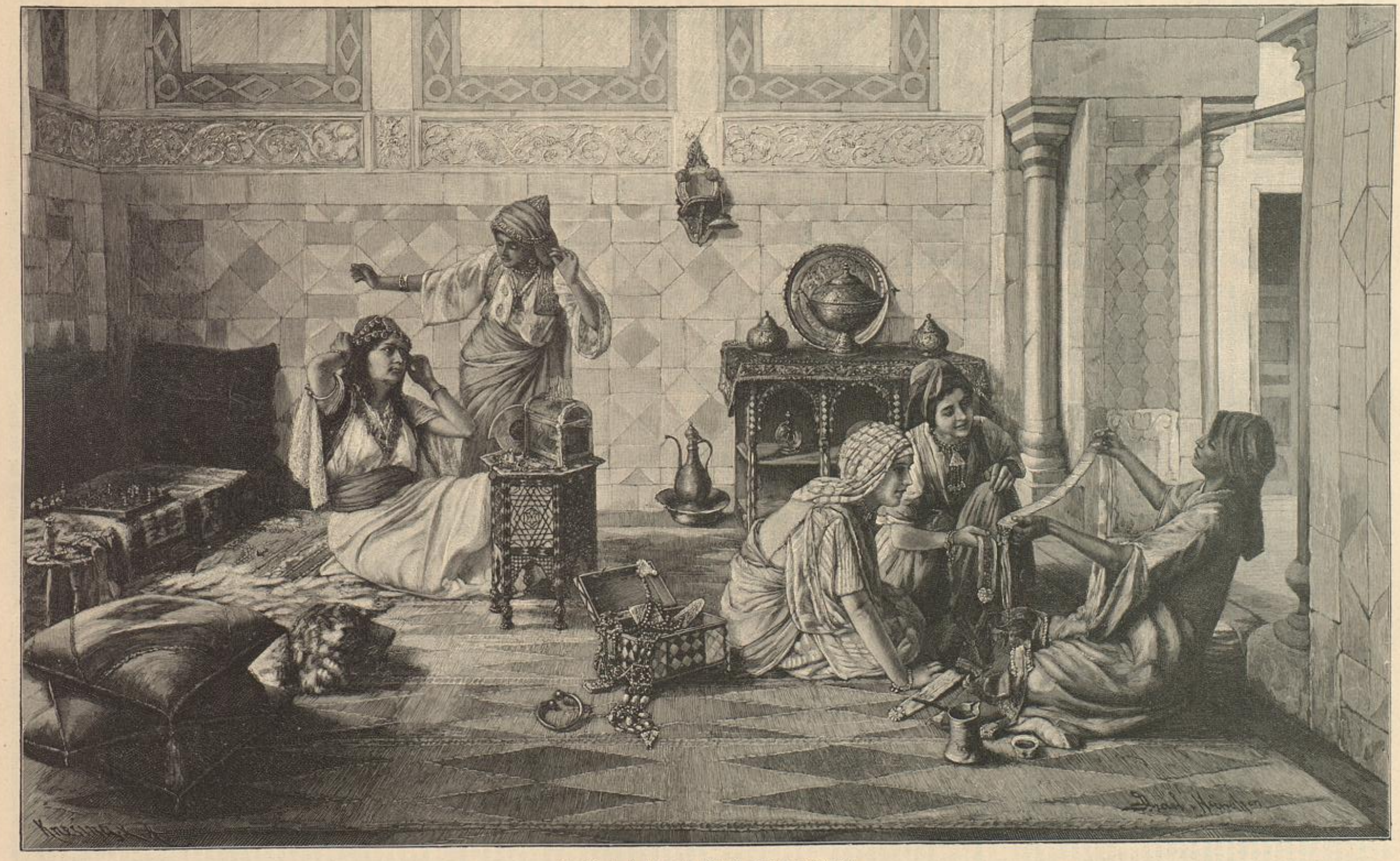
„Nun nun," begütigte Frau Wisokinska betroffen, „jedenfalls ist es das Beste, die beiden jungen Leute ruhig gewähren zu lassen die kurze Zeit, daß die Sonia noch hier ist. Denn wenn sie ernstlich mit einander ständen, so würde man nur in das Feuer blasen, wenn man sie stören würde. In Przemysl wird sie ihn schon vergessen; in ihrem Alter wechselt die Liebe wie Tag und Nacht. Aber was Du von den Verhältnissen der Nasarewitschischen sprichst, scheint mir doch wohl zuviel gesagt, und wenn Du den Herrn Wladiu einen Hungerleider nennst, so ist das wohl ein zu hartes Wort."

„Ich dächte doch, Du wüßtest, wie oft sie schon vor dem Executor davon gelaufen ist."

„Sie hat doch immer nachher die Sache beigelegt; es ist doch wohl nur Nachlässigkeit von ihr, denn ich habe nicht ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Händlerin im Harem. Von D. Israel in München.
Nach einer Photographie von B. Reiffenstein in München.
Siehe Seite 128.

sehen, daß sie schon etwas auf das Versatzamt hätte schaffen müssen."

„Wenn Du so lange lebst, Celka, was Gott gebe, so wirst Du es schon noch zu sehen bekommen. Nichts haben sie, faule Prozesse haben sie." Er regte sich ordentlich auf.

Tante Wisokinska schüttelte heimlich den Kopf. Aber sie war zu sehr gewöhnt, ihrem Manne unbedingtes Vertrauen entgegen zu bringen, als daß nicht ein Stachel von seinen Reden in ihr zurückgeblieben wäre. Vielleicht war es doch gut, die beiden ein wenig zu warnen!

„Der Onkel meint," sagte sie, als sie diesen Abend mit Sonia schlafen ging, „daß die Nasarewitschischen so arm wären, wie ich gar nicht gedacht habe. Er ist der Meinung, daß der Herr Wladiu besser daran thäte, sich mit irgend einer Arbeit etwas zu verdienen, statt daß er beständig nur spazieren oder in die Kaffeehäuser geht. Natürlich, so lange Du hier bist, liebes Kind, ist es etwas anderes. Ich wüßte nicht, ob Du nicht schon längst wieder in Przemysl säßest, wenn er nicht wäre."

Fräulein Sonia lächelte für sich. „O, das wohl nicht. Aber was die Armuth der Frau Nasarewitsch betrifft, so kann das auch bloßer Schein sein, Tante Wisokinska. Ich habe so etwas gehört."

„Wohl vom Herrn Wladiu?"

„Wenn ich's sagen soll: ja! Ueber diesen Punkt darfst Du, glaube ich, Onkel beruhigen."

„Siehst Du, ich dachte es mir," sagte die Tante erleichtert, „und habe ihm auch widersprochen. Er ist manchmal recht mißtrauisch, wiewohl diesmal nur aus Fürsorge für Dich. Nun, schweigen wir darüber!"

Und Fräulein Sonia lächelte noch im Einschlafen. Jetzt wußte sie wenigstens, weshalb der Onkel sich so sonderbar stellte.

* * *

Am Morgen darauf fuhr Frau Nasarewitsch in aller Frühe mit Fedunia in die Stadt. Sie hatte am Tage zuvor ein Schreiben zugestellt erhalten, das ihr neuerdings Kopfzerbrechen machte. Als sie zurückkehrte, sah sie recht jämmerlich aus. Aber als Wladiu sie darüber zur Rede stellte, sagte sie so vor sich hin: „O, es ist nichts!" und dabei blieb sie.

Sie war im allgemeinen verschlossen, was ihre Sorgen betraf, und Wladiu ließ ihr darin recht gern ihren Willen. Jetzt, wo er ganz berauscht war von feuriger Liebe, hatte er erst recht für nichts Sinn, außer was Sonia betraf. Eben jetzt erwog er beständig: ob sie wohl schon aufgestanden sein möchte? Denn sie schlief in der That gewöhnlich mit der Tante, bis der halbe Vormittag um war. Zwischendurch wiederholte er sich, daß es nun doch wohl an der Zeit sei, sich dieses reizenden Mädchens zu versichern, und arbeitete die schwungvollen Worte aus, mit denen er das große Ereigniß einleiten wollte: eine einfache Frage ließ der Enthusiasmus, mit dem er sie anbetete, nicht zu.

Dennoch vergingen zwei Tage, ohne daß er dazu kam, seine Absicht auszuführen. Er wollte einen der nachmittägigen Stadtausgänge dazu benutzen, aber merkwürdigerweise zeigte Tante Wisokinska durch zwei Tage wieder das Verlangen, sie zu begleiten, den einen, um das Militär-Concert zu hören, den anderen, um Eis zu essen, worauf sie sonst nie sonderlichen Appetit verrathen. Die Wahrheit zu sagen, so war dies doch eine Nachwirkung der Bedenken ihres Mannes.

Am dritten Tage, als Wisokinsky gegen Mittag vom Zoll heimkehrte, mit einem guten Stück Kälbernem im Arm, pfiff er. Dies war etwas so Ungewöhnliches an ihm, daß sowohl seine Gattin, wie Wladiu und Sonia, die in der Wisokinsky'schen Wohnung beisammen saßen (Tante Nasarewitsch war gerade zum Kochen hinausgegangen), ihn erstaunt betrachteten.

„Was erlebe ich an Dir, Wisokinsky!" sagte die gute Frau erfreut. „Du bist so vergnügt, wie ich Dich lange nicht mehr kenne."

„O, ich traf einen alten Bekannten, mit dem ich mich sehr angenehm unterhalten habe," sagte Onkel Wisokinsky, plötzlich wieder gleichgültiger aussehend, indem er das Packet auf den Tisch legte und das Gebetbuch dazu.

„Wer ist es denn gewesen?"

„Du wirst es später erfahren, Celka; ich habe meine Gründe, jetzt darüber zu schweigen."

„Ei, ei," kopfschüttelte Tante Wisokinska, „was Du doch für Heimlichkeiten hast." Und sie schnuffelte wie immer, wenn sie etwas interessirte, mit ihrem Kaninchengesicht, aber sie fragte nicht weiter.

Die jungen Leute gingen noch ein wenig in die Luft, Sonia blieb jetzt immer über den Vormittag in ihrem hübschen Morgenrock, weil Wladiu fand, daß sie der ganz besonders reizend kleidete. Als sie draußen waren, sagte Wisokinsky zu seiner Frau:

„Celka, Du mußt es durchsetzen, daß die beiden heute Nachmittag nicht zur Stadt gehen, sondern bei der Nasarewitsch drüben sind, wenn es fünf Uhr ist, hörst Du?"

„Was hast Du mit ihnen vor, Stasiu?" fragt sie neugierig. „Ich dachte mir schon, daß es etwas geben würde, als Du vorhin so ankamst."

„Frage nicht und sage auch zu niemand davon; es muß so hinten herum geschehen, daß Du sie festhältst."

„Gut! Aber ich weiß schon, es bedeutet nicht viel Gutes, wenn die Männer Heimlichkeiten haben."

„O, manchmal doch," sagte er, wobei ein Zug von Arglist über sein Gesicht ging.

Tante Wisokinska grübelte, wie sie es anfangen sollte, um ihm den Willen zu thun. Endlich sagte sie: „Wie wäre es, Stasiu, wenn ich am Nachmittag Krapfen bük und uns damit bei der Nasarewitsch zur Jausen ansagte?"

„Wie Du das machen willst!"

„So wirst Du aber noch einen Gang in die Stadt thun müssen und die Zuthaten besorgen."

Auf einen Gang kam es ihm wahrhaftig nicht an, ein so passionirter Läufer wie er war, und diesmal erst recht nicht, wo er eine so vergnügte Sache im Kopfe hatte. Gerade als er ging, kam die Frau Nasarewitsch herein melden, daß der Herd in der Küche nunmehr frei sei.

„Ich bitte, Frau Nasarewitsch, ich habe gerade ein Anliegen," sagte die Wisokinska. „Was sagen Sie: ich werde am Nachmittag Krapfen backen und mich damit bei Ihnen zur Jausen einstellen, wäre Ihnen das recht? Die jungen Leute fliegen alle Tage aus, und man hat nichts von ihnen; ich dachte, wir könnten sie auch einmal für uns hier festmachen."

„Ah, das ist schon ein Gedanke. Aber Sie machen sich so viele Umstände, meine liebe . . ."

„Ich bitte schön, nicht im Geringsten . . ."

* * *

Den jungen Leuten will es gar nicht passen, daß sie zu Hause bleiben sollen; besonders Wladiu nicht, der heute endlich zum Ziele zu kommen gehofft hat. Aber es ging nicht gut an, sich zu sträuben. So zieht sich denn am Nachmittag ein guter Krapfenduft durch das Haus, und als die Krapfen gerade fertig sind, kommt der Herr Wisokinsky, zum Ausgehen gerüstet, in die Küche und sagt:

„Mich wirst Du schon entschuldigen, Celka, ich habe meinem Bekannten versprochen, noch ein Weilchen mit ihm beisammen zu sein. Ich möchte Dir rathen, punkt fünf Uhr auf zehn Minuten zu uns hinüber zu gehen, unter welchem Vorwande immer."

Damit trollte er sich auffallend eilig, die Frau Wisokinska in kopfschüttelnder Verwirrung zurücklassend.

„In meinem Leben sah ich ihn noch nicht so," sagte sie bei sich. „Wen er da getroffen hat, möchte ich fürs Leben gern wissen."

Gleichviel, sie geht mit der Schüssel voll Krapfen zur Frau Nasarewitsch hinein, die schon mit den jungen Leuten am Tisch sitzt und ihr bestes Gedeck aufgelegt hat, und berichtet. Man tröstet sich ja auch bald; die Krapfen sind ausgezeichnet, und nicht lange, so herrscht gute Laune am Tische. Freilich verliert Frau Nasarewitsch auch jetzt nicht ganz das Gedrückte, was sie immer an sich hat, und Frau Wisokinska schielt zuweilen zerstreut auf die alte hübsche Standuhr in der Ecke, mit dem gravirten Metall-Zifferblatt.

Auf einmal sieht sie, daß es fünf Uhr ist und steht auf.

„Ich bitte, mich auf ein paar Augenblicke zu entschuldigen," sagt sie. „Ich werde gleich wieder da sein."

Sie geht hinüber, unterwegs immer schnuffelnd und den Kopf schüttelnd. „Was dahinter wohl stecken mag? Es scheint, daß ich etwas erleben werde, aber Gott mag wissen, was es sein wird," sagt sie drüben für sich und sieht sich im Zimmer um, ob es da etwas für sie zu thun giebt.

Hüben beißt die Frau Nasarewitsch soeben in einen neuen Krapfen, wobei sie einen Seitenblick zum Fenster wirft. Da plötzlich, — einen Moment sitzt sie entgeistert, dann auf einmal springt sie wie von der Tarantel gestochen auf, schleudert den guten Krapfen von sich, als sei er lebendig geworden, und thut ein paar Schritte in die Stube hinein, wobei sie Augen macht wie ein verängstigtes Wild.

„Jessus Maria Josef! — Geht ihr beide zu den Kwiatkowsky'schen hinüber, Wladiu — aber rasch!"

Und mit wahnsinniger Hast, daß alles an ihr fliegt, schießt sie zur Thür nach der Küche hin, reißt sie auf, schleudert sie von draußen zu; — man hört sie den Schlüssel umdrehen und abziehen, darauf die Thür zum Wisokinky'schen Flur auf und zuschlagen . . .

Fort ist sie! Sonia sitzt wie betäubt, starrt zum Fenster, während Wladiu gleichfalls aufspringt: „Was ist, Herr Wladiu?" Und sie wendet sich wieder zum Fenster.

Auf der Straße draußen, am Zaun entlang, schlendert gemüthlich ein Mann in einer Art Uniform, mit einer schwarzen Mappe unter dem Arm. Im Augenblick steht er still, legt die Hand über die Augen und späht gerade herein, worauf er befriedigt herübernickt.

„O, Teufel!" sagt Wladiu. „Es ist ein Bekannter, Fräulein Sonia, mit dem wir nichts zu thun haben möchten. Ist's gefällig, in die Schlafstube nebenan zu treten?" Und er sperrt nach drei raschen Sprüngen die Thür zur nächtlichen Residenz der Tante Nasarewitsch auf.

„Warum soll ich das?" fragt Sonia zaudernd, offenbar durch die erhaltene Aufklärung nicht sehr beruhigt, indem sie einen Blick durch die Thür wirft. Hastig streift ihr Auge umher: „Da ist der große Schirm, Herr Wladiu, ich werde dahinter treten, wenn Sie wünschen, daß der Herr mich nicht bemerken soll." Sie huscht auch schon hinter den Wandschirm.

Ein kurzes Besinnen, dann steht Wladiu bei ihr.

„Pst! Fräulein Sonia, ich bitte, Sich ganz still zu verhalten . . ."

Es ist ein ausgiebig hoher und breiter Schirm, mit einer schönen, halbverblaßten Figurenstickerei darauf, und die beiden dahinter sind sicherlich vom Fenster aus nicht zu sehen. Dennoch sieht Wladiu beunruhigt aus. Allein diese vertraute Nähe des geliebten Wesens übt ihren Zauber, indem sie sein Blut in Wallung bringt. Er vergißt alles, nimmt ihre kleine Hand, die sie ihm widerstrebend läßt, und küßt sie inbrünstig.

„Sonia, süße Sonia . . ."

Ein stampfender Schritt in der Küche, — jetzt klopft es.

„Gnädige Frau Nasarewitsch . . ." sagt eine rauhe Stimme geschäftsmäßig.

Die Klinke raschelt und quiekt.

„Ich bitte, gnädige Frau, aufzusperren; die gnädige Frau wird diesmal zu Haus sein."

„Den Teufel wird sie," murmelte Wladiu unwillkürlich. In ihm fliegt alles vor leidenschaftlicher Erregung. Er drückt die kleine Hand und führt sie immer aufs neue an die Lippen, während Sonia wie erstarrt ist, eher einer Ohnmacht nahe, als verliebt. Sie haucht bloß: „Jessus, Jessus — nicht doch jetzt, Herr Wladiu . . ."

„Ich bitte, gnädige Frau Nasarewitsch, es ist eine ganz kleine Sache diesmal, um die ich pfänden soll, hundertzweiundfünfzig Gulden, dreißig Kreuzer, — die gnädige Frau Nasarewitsch wird das liegen haben . . ." fährt die Brummstimme draußen, möglichst in Flötenlage übergehend, fort.

„Gepfändet soll werden," zischelt Sonia entsetzt und fährt mit dem Kopf in die Höhe. „Jessus, Jessus, so ist das der Executor — Sie sagten doch, es wäre ein Bekannter von Ihnen?"

Wladiu wand sich wie ein Aal am Spieß, lächelte krampfhaft. „Süße — ach, Sonia — Sie wissen, Tante Nasarewitsch redet aller Welt ein, daß sie arm ist. — Sie zahlt immer erst dem Executor . . ."

„Ja, aber warum zahlt sie nicht? Warum läuft sie fort?"

Wladiu wägt den Kopf in seiner Bedrängniß. „Mädchen, Sonia . . ."

In diesem Augenblick rasselt die Klinke wieder, diesmal stärker, und draußen flötet es noch schmelzender: „Sie werden aufsperren, junger Herr; Sie sind gewiß im Zimmer, denn ich habe Sie durchs Fenster bemerkt."

„Ein Narr ist er," murrt Wladiu jetzt ärgerlich. „Was will er von mir? Ich bin ihn nichts schuldig."

„Mein Gott, so sperren Sie ihm doch auf," haucht Sonia verzweifelt und entreißt ihm ihre Hand.

Jetzt geht auch dem Manne draußen die Geduld aus. „Sie werden mich nicht zum Narren haben wollen, gnädiger Herr Nasarewitsch —" und er schlägt auf die Klinke und reißt dran, als müsse die Thür herausfallen. Sonia bekommt vor Angst wieder einen Schwäche-Anfall, Wladiu beeilt sich, sie aufzufangen, versucht sie zu küssen; da durchläuft sie's, und sie stammelt: „Nein, nein — Jessus Maria, schaffen Sie den Menschen fort — —!"

Sie findet die Kraft, sich aufzurichten, stößt Wladiu zurück; der zieht die Brauen zusammen, macht ein ziemlich dummes Gesicht, aber er faßt einen Entschluß. Er nimmt die Kommodschuhe von den Füßen, noch ein zärtlicher Blick, dann schleicht er auf Strümpfen in das offene Schlafzimmer und möglichst leise weiter, zu den Kwiatkowsky'schen hinüber. Bald darauf sieht ihn Sonia am Fenster vorbei gehn.

„Ich bleibe nicht hier," haucht sie, „in so einem Hausstande leben, — nicht um die Welt! Ein Schwindler ist ja das!"

Indem ward in der Küche die Stimme der Tante Wisokinska laut, welche sagte: „Was wollen Sie? Ich kann versichern, daß die Frau Nasarewitsch nicht zu Hause ist. Ah, — da ist der Herr Wladiu."

Mehr war nicht zu hören, denn der Herr Executor verließ die Küche, um draußen mit Herrn Wladiu zu verhandeln.

Sonia war halbtodt. Der Executor! Das ist ein Gespenst; das gehört zum Schrecklichsten, was es giebt. Sie glaubt auf einmal an nichts mehr, was ihr Wladiu vorgeplaudert. Hier ist Armuth, jämmerliche Noth! Und plötzlich nimmt sie ihren Muth in beide Hände und rennt in das Nebenzimmer, durch eine Thür hinaus, — da ist ein Corridor und er führt um eine Ecke, — — Gott sei Dank, da steht die Tante Wisokinska! Und Sonia fliegt ihr um den Hals und fängt herzbrechend an zu schluchzen.

„O Tante Wisokinska, ich bleibe nicht länger, ich fahre nach Haus. Ich will den Herrn Wladiu Nasarewitsch nicht wiedersehen, denn er hat mich belogen."

„Nun, nun, — das ist freilich ein unglückliches Zusammentreffen. Ich habe wohl dergleichen schon öfter erlebt, — vielleicht ist es wirklich besser, daß Du nach Przemysl fährst; wenn ich nicht irre, so wird es dem Onkel Wisokinsky sogar lieb sein, — nicht, weil er dich gern einbüßte, davon kann keine Rede sein, sondern wegen Herrn Wladiu. Komm nur herein mein Kind . . ."

Ist die Frau Nasarewitsch drinnen?"

„Nein, die ist nur durchgelaufen. Sie hat sich zu Nachbarsleuten begeben, wie sie das in solchem Falle zu thun pflegt. Du brauchst Dich heute vor niemand mehr sehn zu lassen, wenn Dir das am Herzen liegt, kannst Dich im Schlafzimmer aufhalten; ich werde sagen, daß Du Dich krank fühltest."

Wladiu bekam das zu hören, als er gleich darauf erschien, um die schlimme Scharte auszuwetzen. Recht beunruhigt zog er ab, nachdem er in einer auffällig laut gesprochenen Rede sich über die dumme Caprice der Tante beklagt, die doch das Geld liegen habe!

Diese erschien ein wenig später, wehklagte ihrerseits über die Parteilichkeit der Gerichte und das Mißgeschick, das die Nasarewitsche verfolge, die doch Märtyrer für die polnische Sache seien, sowie über die Hartherzigkeit des Juden Sacher, der nichts mehr leihen wolle. Darauf ging sie zu Wladiu hinüber.

Viel später erst kam Onkel Wisokinsky. Er sagte bloß „Ah" und „So so", als ihn Tante Wisokinska gleich mit dem Bericht über das Geschehene überfiel; aber er schnitt ein solches Gesicht dabei, daß diese nicht umhin konnte, ihm auf den Kopf zuzusagen: er habe vorher um das Kommen des Executors gewußt.

„Nun, — was wäre dabei?" knurrte er mit Händereiben. „Hätte ich's ändern können? Wie werde ich denn der Frau Nasarewitsch und dem Wladiu die Schulden zahlen?"

Er zeigte sich sehr einverstanden damit, daß Sonia am frühen Morgen abreiste, ging zu ihr und sagte ihr das.

„Es ist besser so; der Herr Wladiu könnte sich etwas einbilden, und er ist doch kein Mann für Dich." Sonia wurde roth, als er das aussprach, aber sie nickte als kluges Mädchen dazu.

Wladiu und seine Tante meldeten sich diesen Abend nicht mehr. Sie hatten drüben zuerst ein recht gedrücktes Wiedersehen gefeiert.

„Du wirst mir gewiß bös sein, Wladiu, denn diesmal fügte es sich ganz besonders unglücklich für Dich." Damit hatte sich Tante Nasarewitsch eingeführt. Sie setzte sich erst an den Tisch zu dem Rest der guten Krapfen, ehe sie ihn ängstlich anschielte.

Er stand am Fenster, ohne sich umzuwenden.

„Es war mir, bei Gott, nicht möglich, das Geld rechtzeitig zu beschaffen, wiewohl ich mir gerade jetzt alle Mühe gegeben."

„Wenn mir's nur die Frau Tante rechtzeitig gesagt hätte, so würde ich vielleicht Rath geschafft haben," warf er etwas protzig hinter sich. „Ah bah," sagte er dann auf einmal, drehte sich auf dem Hacken herum. „Polen ist noch nicht verloren. Ich werde vielleicht jetzt auf ein paar Stunden ins Kaffeehaus gehen. Die Geschichte ist zu dumm, — zu dumm . . ."

„Ja, das thu doch, Wladiu," rief sie erleichtert. „Schaff Dir andere Gedanken! Denn jetzt wird es übel um Dein armes Herz bestellt sein."

Als er fort war, machte sie sich über die Krapfen her und trank den kaltgewordenen Kaffee, sichtlich befriedigt.

„Gelobt sei Gott," murmelte sie für sich. „Es traf sich so gut als möglich. Der Wladiu muß eine andere heirathen, sonst weiß ich nicht, was werden soll. Er thut mir so leid, der Arme!"

* * *

Der Herr Wladiu war nicht wenig betreten, als er am folgenden Vormittag erfuhr, daß Sonia Wisokinska in aller Frühe abgedampft sei. „Ihr war so unwohl, daß sie so bald wie möglich nach Hause zu kommen wünschte," sagte Frau Wisokinska theilnehmend.

Zwar erkundigte er sich nach Sonia's Adresse, verfaßte auch ein vorwurfsvolles Schriftstück, worin er unter anderem versicherte, daß er der Tante Nasarewitsch schön den Kopf gewaschen habe, und am Schlusse seiner Liebe endlich den erwünschten schwungvollen Ausdruck gab. Doch erhielt er trotz geduldigen Wartens keine Antwort, worauf er sich tief gekränkt seinen älteren Heirathsaussichten wieder zuwandte.

Ich kann nur vermuthen, daß er mit einer davon inzwischen Ernst gemacht hat, und rathe auf die Verwandte des Sacher. Denn was die zwei hoffnungsvollen Prozesse betrifft, so reichte der Credit der beiden Nasarewitsche ganz gewiß nicht so lange, bis dieselben beendigt waren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

I.

Wenn die Sonne hinter den fernen Höhen verschwunden ist, die Schatten in einander fließen und abendliches Dunkel sich über die Fluren ausbreitet, dann belebt sich das weite Himmelsgewölbe allmählich mit Sternen. Zuerst taucht hier und da, wie verstohlen, ein blinzelndes Sternlein auf, man sieht es einen Augenblick funkeln und kann es gleich darauf nicht mehr wiederfinden; aber sobald die Dunkelheit mehr und mehr die Erde bedeckt, werden die Sterne am Himmel deutlicher, und zuletzt ist das ganze Firmament mit ihnen gleichsam wie besäet. Dieser Anblick des gestirnten Himmels ist jedem von der Kindheit an bekannt; aber nur sehr wenige sind mit dem Sternenteppich etwas vertraut, und nur die wenigsten wissen, welchen unsagbaren Genuß die Betrachtung des gestirnten Himmels gewährt, wie sie das Gemüth erhebt über die kleinen Freuden und großen Leiden, die der Tag bringt, und wie sie süßen Seelenfrieden dem Herzen spendet. In unseren großen Städten, mit ihren engen Straßen und hohen Häusern, mit ihrer nächtlichen Beleuchtung und dem ununterbrochenen Hasten und Jagen der Bevölkerung, ist allerdings eine ruhige, völlig ungestörte Betrachtung des nächtlichen Sternenhimmels kaum möglich; wer aber das Glück hat, eine Zeit lang auf dem Lande verweilen zu können, sollte sich dort die Betrachtung des gestirnten Himmels in einer klaren Sommer- oder Herbstnacht nicht entgehen lassen. Der Genuß, den diese Betrachtung gewährt, ist eine Quelle edler Freuden, die sich immer neu erschließt, auch wenn später nur ein Theil des gestirnten Himmels den Blicken zugänglich bleibt. Auch darf man nicht wähnen, daß weitläufige und tiefe Vorstudien nöthig seien, um sich in die Wunder des Himmels zu versenken, vielmehr ist es leicht, ein ziemlich weitgehendes Verständniß der Himmelserscheinungen zu erwerben, ohne mehr Geistesanstrengung aufzuwenden als zum Lesen eines Romans erforderlich ist. Der Astronom muß freilich sehr gründliche und schwierige Studien anstellen, wenn er den Anforderungen seiner Wissenschaft genügen und die Himmelskunde selbständig fördern will, allein die Ergebnisse seiner Forschungen, besonders soweit sie die Beschaffenheit der Weltkörper und ihre Ordnung im Raume betreffen, sind durchweg leicht verständlich. Wer sich nun auf diesem Gebiete etwas näher umschauen will, kann dies sehr leicht ausführen, indem er in sternenklarer Nacht den Blick zum Himmelsgewölbe emporwendet. Er ist dann sozusagen gleich auf dem Schauplatze der Erscheinungen und sieht vor seinen Augen das Heer der Sterne aufsteigen und niedersinken, rastlos und geräuschlos wie seit den ältesten Zeiten. Diese Drehung des Sternenhimmels von Osten nach Westen ist eine altbekannte Thatsache, die sich schon den ältesten Völkern bemerkbar gemacht haben muß; die Phönizier aber scheinen zuerst beobachtet zu haben, daß dabei ein Stern, der Polarstern, der hoch im Norden am Himmel steht, in Ruhe bleibt, sodaß alle anderen Sterne sich täglich um ihn drehen. Sie benutzten ihn daher auf ihren Meeresfahrten als Leitstern, um stets die Nordrichtung feststellen zu können, verheimlichten aber anderen Völkern diese Kenntniß. Erst der Philosoph Thales machte die Griechen mit dem phönizischen Leitstern bekannt, doch war die Schifffahrt derselben noch so primitiv, daß nur wenige aus der Kenntniß des Polarsterns Nutzen zogen. Dagegen war die Meinung allgemein verbreitet, daß die Himmelssphäre aus einem festen Stoff bestehe, eine Hohlkugel sei, an welcher die Sterne nach Art der Nägel befestigt wären. Während sie mit dieser Hohlkugel sich täglich einmal um die Erde drehten, behielten sie selbst gegen einander eine unveränderte Stellung; man nennt sie daher Fixsterne, d. h. eingeheftete, unbewegliche Sterne. Die Ansicht, der Himmel sei eine ungeheure Hohlkugel, und gar noch die von dem Philosophen Anaximenes im sechsten Jahrhundert v. Chr. ausgesprochene Meinung, diese Hohlkugel bestehe aus Krystall, kommt uns ungereimt vor, und dennoch blieb sie bis zum Mittelalter vorherrschend, selbst die größten Denker, Männer wie Aristoteles und Cicero haben nicht daran gezweifelt. Aber noch mehr: die Alten glaubten auch, daß diese krystallene Himmelskugel eine wirkliche Achse mit Zapfen besitze. Der berühmte Vitruv lehrte: „Der Himmel ist das, was sich unaufhörlich mittels einer Achse um Erde und Meer dreht; die Enden dieser Achse sind wie zwei Zapfen, welche dieselbe unterstützen, denn an diesen beiden Punkten hat die Macht, welche die Natur regiert, zwei Angeln angebracht, die als Mittelpunkte dienen. Eine derselben ist von der Erde und dem Meere aus nach oben gegen die nördlichen Sterne gerichtet, die andere aber auf der entgegengesetzten Seite, unterhalb der Erde, gegen Süden. An diesen Angeln sind, wie an zwei Mittelpunkten, kleine Naben angebracht, wie bei einem Rade oder einer Drehbank, um welche sich der Himmel ohne Aufhören dreht."

Obgleich es auch bei den Alten einige erleuchtete Männer gegeben hat, welche die tägliche Umdrehung des Himmels für eine bloße Scheinbewegung hielten, die dadurch entstehe, daß unsere Erde sich von Westen nach Osten um ihre Achse drehe, so fand diese Meinung doch keine Beachtung. Man konnte sich nicht von der Ansicht losreißen, die Erde sei der Mittelpunkt der ganzen Welt und befinde sich in Ruhe; ihre ungeheuere, schwere Masse war unmittelbar zugänglich und bildete die Unterlage für alles menschliche Dasein, die Luft dagegen erschien frei und leicht, und das sie umschließende Krystallgewölbe hielt man für leichter beweglich als die Erdmasse.

Erst Copernicus wies durch eine Reihe von Schlüssen nach, daß die Erde sich einmal täglich von West nach Ost um ihre Achse bewegt, und daß lediglich dadurch die scheinbare Bewegung des ganzen Sternenhimmels in der entgegengesetzten Richtung erfolgt. Das Buch, in welchem Copernicus diese Lehre der Welt verkündigte, erschien im Jahre 1543; er selbst hat die Wirkung desselben nicht erlebt, denn als das erste Exemplar des Werkes in seine Hände gelangte, lag er im Todeskampfe, und sein Geist war nicht mehr auf das Irdische gerichtet. Heute zweifelt kein verständiger Mensch daran, daß die tägliche Bewegung des gestirnten Himmels nur Schein ist und hervorgerufen wird durch eine entgegengesetzt gerichtete Umdrehungsbewegung der Erdkugel, indessen sind thatsächliche, wirklich augenfällige Beweise hierfür erst im gegenwärtigen Jahrhundert erbracht worden. Unter ihnen ist der von Foucault in Paris im Jahr 1851 zuerst angestellte Pendel-Versuch der berühmteste und für den Laien überzeugendste. Er beruht auf folgender Thatsache: Wenn man auf einer horizontalen, runden Scheibe zwei senkrechte Holzstäbchen anbringt, diese oben durch einen Querstab verbindet und aus der Mitte dieses letzteren einen Faden herabhängen läßt, an dessen unterm Ende eine Bleikugel befestigt ist, so hängt diese im Zustande der Ruhe senkrecht über dem Mittelpunkt der Scheibe. Bringt man die Kugel aus ihrer Ruhelage, so pendelt sie hin und her, ohne jedoch die Richtung ihrer Schwingungen merklich zu ändern. Dreht man nun die Scheibe sehr langsam und vorsichtig horizontal um ihren Mittelpunkt, so dreht sich natürlich der Querbalken mit, aber die Richtung des hin und her schwingenden Pendels bleibt unverändert, sie wird durch die Drehung des Aufhängepunktes nicht verändert. Nehmen wir nun an, man befinde sich mit einem sehr langen Pendel, welches stundenlang hin und her schwingt, genau über dem Nordpol der Erde und setze es dort in Bewegung. Da die Schwingungsebene des Pendels unverändert bleibt, so wird der Beobachter am Nordpole infolge der Erdumdrehung sich in vierundzwanzig Stunden einmal um diese Schwingungsebene herumbewegen. Da er aber die Bewegung der Erde nicht fühlt, so wird es ihm vorkommen, als drehe sich die Schwingungsebene des Pendels in vierundzwanzig Stunden einmal von Ost nach West. Auf dem Nordpol kann dieser Versuch allerdings nicht angestellt werden, weil noch niemand bis zum Nordpol gekommen ist, allein, es läßt sich berechnen, um wie viel sich die Schwingungsebene eines Pendels an jedem beliebigen Orte der Erde in einer gewissen Zeit scheinbar drehen muß, weil die Erde sich in Wirklichkeit unter ihr hinweg dreht. Durch angestellte Versuche hat sich ergeben, daß das Pendel in der That um den berechneten Betrag aus seiner Richtung abweicht. Die interessantesten Experimente dieser Art wurden im Kölner Dom angestellt. Das benutzte Pendel hatte eine Länge von beinahe 150 Fuß, und es brauchte zu jeder Schwingung volle vierzehn Secunden. An der Kugel war unten eine Spitze angebracht, welche die Richtung der Schwingung in einer Schicht feinen Sandes anzeigte. Schon nach wenigen Schwingungen konnte man deutlich erkennen, wie sich die Richtung mehr und mehr gegen Westen vorschob, und nach einer Stunde war die Kugel um $11^2/_3$ Grad aus der Anfangsrichtung gewichen, genau so viel als die Berechnung vorher ergeben hatte. Professor Garthe, welcher diese Versuche 1852 im Kölner Dom ausführte, erzählte mir, der Eindruck derselben sei nicht nur für die Zuschauer, sondern auch für ihn ein unbeschreiblicher gewesen. In dem hohen Chor des Doms sah man das Pendel in majestätischer Langsamkeit seine Schwingungen ausführen, kein Lüftchen regte sich, Todesstille herrschte in den weiten Hallen, aber das Pendel änderte langsam und gleichmäßig seine Schwingungsrichtung, Grad um Grad wich es von der Anfangslinie ab, und doch war nichts zu sehen, was diese Drehung hätte verursachen können! Angesichts dieses Schauspiels wurde es auch dem Uneingeweihten klar: nicht das Pendel wich aus seiner Linie, sondern die ganze Domkirche drehte sich in der entgegengesetzten Richtung, die Erde drehte sich unter dem Pendel hinweg! Aus den Reihen der Zuschauer aber ertönte plötzlich eine Stimme: „Copernicus, Du hast gesiegt!"

Nachdruck verboten.

Auch eine Dichterin.

Skizze von Johanna M. Lankau in Dresden.

Kein Mensch hätte es ihr angesehen, wenn sie in ihrem altmodischen Regenmantel und dem einfachen Capote-Hütchen so eilig durch die Straßen rannte. Ein schweres Bücherpacket und der theegrüne Regenschirm liefen immer und immer getreulich mit. Sie sah weder rechts noch links und bemerkte ihre Freunde erst, wenn diese sie ansprachen, aber auf dem Wege stehen bleiben, war nicht ihre Sache! — Nur oben bei Treumann und Sohn wurde Halt gemacht, und zwar jeden Tag zwei- oder viermal, je nachdem sie vor- oder nachmittags oder auch zu beiden Tageszeiten in der Armenschule Unterricht ertheilte. An sechs Wochentagen jahraus, jahrein sechzig bis siebzig Kinder unterrichten müssen, sie bis zur Ermüdung durch den Zahlenkreis von 1 bis 100 jagen oder mit ihnen lautiren: i n - in, i m - im und so weiter bis in die blaue Unendlichkeit, — immer dasselbe elementare Einerlei zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre hindurch ausüben müssen, ohne pedantisch, wunderlich und verknöchert zu werden, sondern stets die stille, glückliche Heiterkeit und Zufriedenheit im Gesicht und in der Brust zu haben, das ist nur möglich, wenn man ein warmes Herz, eine reiche Phantasie, ein tiefes, begeisterungsfähiges Innenleben„ kurz, wenn man ein Dichtergemüth vom lieben Gott erhalten hat! Nun werdet Ihr den Literatur-Kalender zur Hand nehmen und ihren Namen suchen! Erspart Euch die Mühe, — sie steht nicht darin! Nie kam ein Band Gedichte oder Novellen unter die schwarzen Typen der Druckerpresse, und dennoch ist sie ebensogut eine Dichterin wie manche andere, deren Bücher mehrere Auflagen erleben und deren Lorbeeren in den Himmel wachsen. Freilich, dem Himmel ist ihre kleine Vorstadtwohnung am nächsten, über vier steile dunkle Treppen, durch eine mit allen möglichen Gerüchen erfüllte Atmosphäre, — diesen „Armen Leute-Geruch" ist sie aber von der Schule her schon gewöhnt, der fällt ihr deshalb nicht mehr auf die Nerven, — gelangt sie in ihr Stübchen, das im Sommer unerträglich heiß, im Winter empfindlich kalt ist. Als ob es nicht umgekehrt sein könnte! -

Freundliche, helle Gardinen, grüne Epheu- und Geranien-Stöcke zieren das Fenster. Von der Decke herab hängt der kleine runde Vogelkäfig, dessen Thürchen immer offen ist; denn Freiheit ist die Hauptbedingung für einen Sänger, sonst gerathen die Lieder schwermüthig, und zuletzt hört's Singen ganz auf. Natürlich, — wer es an sich selbst erfahren hat, muß es am besten verstehen! Den meisten Raum im Zimmer nimmt der Bücherschrank ein. Den nennt sie nicht anders als ihre „Speisekammer", denn all die papierenen Schätze hat sie sich vom Munde abgedarbt. Wenn sie dann die Thüren zurückschlägt und mit der schmalen, mageren Hand liebkosend über die Bücherreihen streicht, da fühlt sie, daß diese Bände ihr beinahe noch lieber als ihre Schulkinder sind, denn jene bleiben ihr treu und verlassen sie nicht, wie die frohe, lebhafte Schar, die jede Ostern jubelnd zu der anderen Lehrerin in die nächsthöhere Klasse zieht. Freilich birgt ihre Schatzkammer noch nicht die Blüthen der allerneuesten Literatur; die Bücher der Dichter der Gegenwart sind theuer, — und allem Theuern entsagen zu müssen, war bisher stets ihr Los. Aber sie weiß doch von jeder Neuerscheinung, kennt jeden neuen Titel und ist aus den Zeitungs-Kritiken auch so ziemlich über den Inhalt unterrichtet, was allerdings einem gemalten Mittagessen gleichkommt, — erst der Genuß verhilft zum richtigen Geschmack. Jeden Tag beeilt sie sich auf dem Schulwege, denn die ersparten fünf Minuten opfert sie oben am alten Markte dem Bücherladen von Treumann und Sohn. Schon von weitem bemerkt sie die ausgelegten Neuigkeiten, und wie beutegierige Indianer eilen ihre Blicke über die Bücher und Broschüren im Schaufenster. Mit langem Halse, auf den Zehen stehend, streckt und reckt sich ihre zierliche Gestalt empor, um hoch oben die verschnörkelte Buchstabenreihe auf dem blau-rothen Einbande zu enträthseln. Daß solche Extravaganzen jetzt modern sind! Sonderbar ist nur, daß sie früher noch kleinere und kunstvollere Druckschrift lesen konnte, gewiß ist das farbige Papier schuld! Oder sollten ihre Augen anfangen, Mucken zu bekommen? Ach, Unsinn! Sie ist ja erst fünfundvierzig gewesen und fühlt sich noch gar nicht alt; wie sollte sie es auch? Sie hat ja gar keine Zeit zum Altwerden! Es ist ihr überhaupt wie ein Wunder, daß sie schon so lange auf der schönen Welt lebt. Ihre Kindheit ist ihr erinnerlich wie eine lichtumflossene Aue voll Liebe und Freiheit, — dann kommt ein breiter tiefer Abgrund, der viele geliebte theure Menschen, Jugend und Freude, Liebesglück und Lebenshoffnungen verschlungen hat. Während andere Mädchen ihres Alters bei Spiel und Tanz, auf Maien-Spaziergängen oder Schlitten-Partien Lust und Freude kennen lernten, da saß sie über die Bücher gebückt und beschrieb die weißen Seiten mit vielen zierlichen Buchstaben. Wenn dann die jungen Leute von drüben gegen Mitternacht lachend aus dem Theater oder vom Tanzkränzchen zurückkehrten, da stand sie erst müde und abgespannt von ihrer Arbeit auf und schraubte ihre Lampe aus, sie hatte ja auch Gesellschafter gehabt: ihr Tintenfaß und den Federkiel!

Aber wie die Wegwarte endlich zum Blühen kommt, so war's auch mit ihrem Herzen gewesen. Ueber Nacht sproßten zarte, duftige Blüthen und Ranken, die umhegten und umkosten die Gestalt eines unschönen Mannes, von dem die Leute sagten, daß keiner einen schlechteren Gang und eckigere Manieren habe als er. Ach und gerade dieser Mann mußte der Erwählte ihres Herzens sein! Ihr war er jedoch der Herrlichste von allen, ihr Idol, ihr Gott, den sie im stillen anbetete. Freilich ganz im stillen, und der Mann mit dem Kinderherzen und dem unbeholfenen Aeußeren fand auch sie liebenswerth. Er besang sie in glühenden, formvollendeten Versen, verglich ihre blauen Augen mit Veilchenblumen und Himmelsbläue, ihre blonden Haare mit Seidenflocken und Sonnengold, — bis endlich jene Stunde kam, wo sie sich ihre Liebe und die Hoffnungslosigkeit derselben gestanden. Er — ein armer Literat, der kaum für sich etwas zu beißen hatte, sie — eine mittellose Hilfslehrerin an der Armenschule! Mußte schon das Brod der Armut gegessen werden, so wollte es jedes frei und allein essen, ohne die Thränen des anderen als Zukost zu haben. Sie gingen still auseinander wie zwei, die durch ein Gitter in einen schönen Garten sehen: zusammen ist ihnen der Eintritt verwehrt, und keines will allein ohne das andere hineingehen. . .

Ueber jene trübe Zeit half ihr fleißige, treue Arbeit hinweg, in schlafloser Nacht waren ihr Bücher die besten Tröster. Da durfte ihre Phantasie den herrlichen Garten durchstreifen, Rosen brechen, aus silbernen Quellen schöpfen, in Sonnenlicht und Freiheit schwelgen; da wandelte selig umschlungen ein Paar, das sonst Zeit und Raum und die Sorge des Lebens auf ewig trennte. Sie besaß die Gabe, sich ganz in die Gedankenwelt ihres Dichters zu versenken, eins mit seinen Ideen zu werden, seine Art zu denken und zu empfinden ging derartig in sie über, daß ohne ihre Absicht, ihre Stimmung, ihre Miene, sogar ihre Stimme den Ton verriethen, der dem Werke des gerade von ihr gelesenen Schriftstellers zu Grunde lag. — So hat sie bis heute immer in einer anderen, glücklichen, selbstgeschaffenen Welt gelebt. Eigentlich stehen ihr nur die Abendstunden und Sonntage zur freien Verfügung; der Unterricht, die Correcturen und die bescheidene Führung ihres kleinen Haushaltes nehmen ihre ganze übrige Zeit in Anspruch. Aber außer diesen kurzen Mußestunden hat sie zuweilen Augenblicke, die sie für alle Schätze der Welt nicht hingeben möchte. An solchen Tagen geht es ihr wie in dem Märchen, wo alles, was berührt wurde, sich in Gold verwandelte. Da scheint es, wenn sie früh erwacht, als ob ihr Stübchen eine hohe, säulengetragene Halle mit schimmernden Bildwerken und marmornen Fliesen, duftenden Springbrunnen und purpurfarbenen Teppichen sei, als ob ein üppiger Hain von dunklen Lorbeergesträuchen, silberblättrigen Eucalypten, breitschirmigen Pinien, zierlichen Myrthen und rothglühenden Granatbäumen durch's Fenster winke, und über allem ein wolkenloser, türkisblauer Himmel läge und rings umher weiche, sonnenwarme, duftende Luft wehe. Unten auf der Straße kommen ihr die Menschen so ganz anders vor! Sie schreiten ihr entgegen wie reine, hehre Wesen ohne Sünde und Schuld, ohne Alltagsstaub und kleinliche Gelüste, ohne Goldgier und Geiz. Und sie selbst wandelt mit gehobener Seele, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, dahin, — unbekümmert über die verwunderten Blicke der Leute, die nicht begreifen, wie man an einem feucht-kalten Octobermorgen so verklärte, lächelnde, ziellos ins Blaue blickende Augen haben kann —, daß überhaupt eine mit so vielen Büchern bepackte Armenschullehrerin anders als unzufrieden und verdrossen in die Welt sehen könne. Sie merkt von allem nichts und spinnt ihren sonnigen Traum weiter aus, bis an die breitflügeligen Thüren des grauen Schulhauses. Hier steht sie aufathmend still und schließt wie mit einem Ruck in Gedanken das goldene Märchenbuch, denn sowie sie die Schwelle der Schulstube überschreitet, ist sie die demüthige Dienerin der Pflicht, — der strengen, unerbittlichen Herrscherin, die keine Phantastereien duldet, sondern fleißige Arbeit und aufreibende Thätigkeit verlangt und die alle unschuldigen Freuden, sogar das Herzblut und Lebensmark ihrer Unterthanen zum Opfer fordert.

In der Schulstube umringt eine Schaar braun-, schwarz- und flachsköpfiger Kinder die freundlich lächelnde Lehrerin, deren Hand jede der vielen kleinen, braunen Hände mit warmem Drucke umschließt. Eines der Kleinen bringt ihr ein Sträußchen halberfrorener Herbstastern mit, ein anderes ein selbstgesammeltes Bündel Grünfutter für das Piepmätzchen zu Haus, ein drittes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eine Hand voll rother Hagebutten, die, weil das kleine Mädchen so gern damit spielt, gewiß auch das Herz der Lehrerin entzücken müssen. . . . . Sie nimmt alles dankbar an und läßt keine der geringsten Gaben vergessen liegen, sie weiß, wie gern Kinder schenken und wie weh ein unbeachtetes Geschenk thut. Als letzte kommt ein kleines, lahmes Mädchen, das keinen Garten besitzt und nicht spazieren gehen kann. Die Mutter schenkte ihr am Morgen drei Pflaumen, — endlich hat auch sie eine Gabe für die liebe Lehrerin! Mit schüchternem, freudigzagendem Blick hält sie dem Fräulein das Päckchen entgegen —; Stolz und dankbare Liebe verschönen das welke, kränkliche Kindergesichtchen, als die Lehrerin ihr gerührt verspricht, „zwei der schönen Pflaumen" in der Pause zu verschmausen, die dritte soll das „Mareile" aber selbst kosten.

Auf dem Heimweg erscheint unserer Freundin das Bücherpacket lange nicht so schwer als andere Male, und die Wirklichkeit kommt ihr plötzlich nicht mehr so rauh und kalt vor, es ist, als ob über den grauen Häusern ein warmer, rosiger Hauch läge. Als sie durch die herbstlich gefärbten Stadtanlagen schreitet, flattert von einem der roth und gelben Bäume ein purpurnes Blatt unter den theegrünen Regenschirm. . . . So schenkt oft der Himmel einem einsamen Herzen einen kleinen Liebesfunken, der es erwärmt, beseligt, reich und glücklich macht! Viele andere bemerken so ein unscheinbares Flämmchen kaum, es gehört eben ein Dichtergemüth dazu, sich über verschämte Liebe und fallendes Herbstlaub zu freuen!

Nachdruck verboten.

Die Büttelflasche, das Wahrzeichen der Stadt Bautzen.

Aus unserem Leserkreise wurde uns die Photographie, von der wir untenstehend eine Reproduction veröffentlichen, mit der Bitte um eine Erklärung des merkwürdigen Gegenstandes übersandt. Wir erfüllen den Wunsch unserer geschätzten Abonnentin um so lieber, als wir annehmen, daß das Thema für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Unsere Abbildung stellt das Wahrzeichen der Stadt Bautzen, die Büttelflasche, dar.

Bevor wir näher auf die Bedeutung dieses Wahrzeichens eingehen, möchten wir aber erst eine Erklärung der Wahrzeichen im allgemeinen geben: Unter Wahrzeichen verstand man ursprünglich jedes charakteristische Merkmal einer Sache, durch welche sich diese von einer anderen unterscheidet. So pflegte man früher im Volksmunde selbst Feuermale und Leberflecke im Gesicht eines Menschen, sowie erhaltene Wunden beim Turnier mit gedecktem Visir als Wahrzeichen zu benennen. Unter dieser Bedeutung ist uns das Wort jedoch nicht mehr geläufig; wir verstehen unter Wahrzeichen hauptsächlich Städte-Wahrzeichen, und diese sind, etymologisch betrachtet, das Zeichen der Gewahrsame, d. h. die Umgrenzung der Orte, namentlich die Weichbild-Kreuze, Wette- oder Wethin-Kreuze. Wir erinnern uns hierbei an das Sprichwort „am Kreuze liegen", d. h. in schlechten Verhältnissen sich befinden: im Mittelalter machte man mit den Bettlern wenig Umstände, man entledigte sich ihrer auf die Art, daß die Bettelvögte sie zur Stadt hinaus bis zum Weichbilde führten; dort mochten sie — am Kreuze liegen bleiben.

Die Weichbild-Kreuze waren außerdem aber auch Wortzeichen, sichtliche Erkennungszeichen und Bilder für Losungsworte, und sie kommen deshalb auch oft „Worzeichen" geschrieben im Mittelalter vor. Sie sind aber auch sehr häufig Zeichen zum Andenken einer Sache oder Begebenheit, — z. B. Einstürze von Häusern, Thürmen ꝛc.

Die Büttelflasche in Bautzen.

Schließlich wurden, als ihre ursprüngliche Bedeutung beim Volke zum Theil in Vergessenheit gerathen war, auch Baudenkzeichen und auffällige Bildwerke an Kirchen, Brücken und Privathäusern, ferner alte Trudenbäume, Wirthshauszeichen, Schandsteine, Brunnen u. s. w. zu Wahrzeichen. Auch eigenartige Echos, — wir erinnern z. B. an das auf dem Kasseler Marktplatz, — sowie von einem bestimmten Standpunkte gesehene, humoristisch wirkende Gegenstände, z. B. die Statue eines Heiligen auf dem Dache der Schloßkirche in Dresden, die, von einer Stelle der Töpferstraße gesehen, den Anschein erweckt, als wenn der Heilige mit Aufmerksamkeit in einen Schornstein (des Schlosses) guckt u. s. w. erlangten die Bedeutung des Wahrzeichens.

Die Volks-Phantasie, die in Geschichtsfälschung bekanntlich Großes leistet, hat sich all dieser falsch verstandenen Gegenstände bemächtigt und sie mit einer Sage oder Legende umkleidet, und so barock manche dieser Geschichten sind, die größere Mehrzahl ist es werth, der Nachwelt erhalten zu werden.

Die Büttelflasche in Bautzen.
Nach einem alten Holzschnitte.

Noch vor 70 bis 80 Jahren, als die Wanderbücher noch nicht im Gebrauch waren und der Handwerksgeselle auf sogenannte Kundschaft oder den bloßen Lehrbrief wanderte, spielten die Wahrzeichen bei den Handwerksleuten eine große Rolle. Die Kenntniß der Wahrzeichen war für den Wanderburschen unbedingt nothwendig, denn nur damit konnte er dem examinirenden Altgesellen den Beweis liefern, daß er in dieser oder jener Stadt gewesen sei. Mit der Einführung der Eisenbahn ist so manche Eigenthümlichkeit aus der guten alten Zeit verschwunden, dazu gehört auch die Poesie des Wanderlebens. Die Landstraßen sind verödet, und wenn man heutzutage einem Bruder Straubinger mit dem Felleisen auf der Schulter begegnet, ist man meist geneigt, ihn für einen Stromer zu halten. Der praktische Nutzen der Wahrzeichen ist mit Einführung der Wanderbücher in Wegfall gekommen, niemand achtet mehr auf sie. Leider aber muß heutzutage manches alte ehrwürdige Haus einem modernen Prachtbau Platz machen, und dabei verschwindet ein Wahrzeichen nach dem andern. Es wäre zu wünschen, daß von den alten Bildwerken wenigstens Abbildungen aufbewahrt würden, und unserer Leserinnen würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie dazu beitrügen, daß dies geschehe. Auch die Liebhaberphotographen könnten hier viel Nutzen schaffen, wenn sie es sich zur Aufgabe machten, sämmtliche Wahrzeichen in ihrer Stadt, so weit sie zu photographiren sind, im Bilde festzuhalten.

Wir lassen nun die Erklärung der Büttelflasche folgen: Unter mehreren im Mittelalter fast in ganz Deutschland, sowie in Frankreich und selbst im Norden in Anwendung gebrachten Strafen hat sich vorzüglich die fast ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmte Strafe des Steintragens bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts im Gebrauch erhalten. Verleumderinnen und zänkische Frauen, die sich wörtlich oder thätlich gegen einander vergingen, kamen bei weitem nicht so leichten Kaufes davon, wie in unseren Tagen, wo dergleichen mit einer öffentlichen Ehrenerklärung oder einigen Mark Strafe abgethan wird. Ein weit härteres Los wartete ihrer; denn mit einem schweren, in eisernen Bändern am Halse hängenden Steine mußten sie vom Ort ihres Wohnplatzes an einen anderen, oder durch mehrere Straßen der Stadt wandern. Zuweilen mußten sie auch eine dreimalige Promenade um den Marktplatz oder um das Rathhaus machen, bei welcher sie obendrein von dem Gerichtsfrohn und einem Trommler begleitet wurden. So verschieden übrigens die Form dieser Schandsteine war, ebenso verschieden war auch die Ceremonie, mit der die Vollstreckung der Strafe verbunden war. In Lübeck hatten die Steine die Form einer ovalen Schüssel; an anderen Orten gab man ihnen die Figur eines Frauenkopfes, dessen ausgestreckte Zunge mit einem Vorlegeschloß versehen war; oft hatten die Steine die Gestalt einer Katze oder, — wie in Bautzen, — die Form einer runden Flasche. Man nannte deshalb die Strafe selbst das Flaschentragen oder das Trinken aus des Büttels Flasche.

Das Gewicht dieses Halsgeschmeides war verschieden. Nach einem Dortmunder Statut vom Jahre 1348 soll der Stein einen Centner schwer sein. Ein altes schlesisch-sächsisches Rechtsbuch berichtet übrigens von zwei Steinen: „Der eine soll ihnen hinten hangen, der andere vorn, und ein jeglicher soll ein gewogen Stein behalben." Die Bautzener Büttelflasche hat jedoch nur ein Gewicht von 33 Pfund, sie ist aus Sandstein gearbeitet, und die Figuren sind darauf gemalt. Der Text auf der Flasche ist nicht mehr vollständig zu entziffern; nach einem alten Holzschnitte, der uns von einem Freunde unserer Zeitschrift überlassen wurde und den wir ebenfalls reproduciren, lautet er:

Wenn sich Mägd' und Weiber schlagen, müssen sie die
Flasche tragen.

Nach den in den Bautzen'schen Jahrbüchern befindlichen Nachrichten wurde sie im Jahre 1672 renovirt. Am 2. September desselben Jahres mußte eine wendische Frau die Flasche dreimal ums Rathhaus tragen, weil sie eine andere mit dem Rockenstecken geschlagen hatte; der Stecken wurde ihr vom Gerichtsdiener vorangetragen. Im Jahre 1678 ist die Strafe noch einmal verhängt worden, dann verschwindet die Büttelflasche aus den Gerichtsbüchern der Stadt Bautzen.

Wir richten an unsere geehrten Leserinnen die höfliche Bitte, Umschau nach alten Wahrzeichen zu halten und uns, — so weit sie zu erreichen sind, — Abbildungen einzusenden. Wo keine Abbildungen existiren, sind wir für eine kurze Mittheilung und Beschreibung des Gegenstandes sehr dankbar. Besonders erwünscht sind uns aber auch Sagen, welche sich auf die Wahrzeichen beziehen.

Wir hoffen im Interesse der Sache auf recht reiche Einsendungen und werden das Geeignete s. Z. in unserer Zeitschrift veröffentlichen. Die Red.

Nachdruck verboten.

Händlerin im Harem.

Nach dem Gemälde von D. Israel in München.
Siehe Seite 125.

Man pflegt Konstantinopel, Neapel und Lissabon als die drei herrlichst gelegenen Städte Europas zu preisen, giebt aber Konstantinopel den Vorzug, denn keine der beiden anderen Städte übt auf den Beschauer einen so sinnberückenden Reiz aus als das unvergleichliche Byzanz. Wo findet man auch eine Aussicht gleich der vom Thurm von Galata, von dem aus man über tausende von Dächern, Gärten, Kuppeln und Minareten hinweg das Schwarze Meer und den Marmara-See erblickt und auf die mit Villen und Kiosken besäten Ufer des Bosporus sieht, zwischen denen sich unzählige Segelschiffe und Ruderboote dahinbewegen. Ein schöneres Bild auch kann man sich kaum vorstellen, als wenn man bei sinkender Sonne durch den Bosporus dahinfährt, dann um die Spitze des Serail in das Goldene Horn einbiegt und ringsum die bleigedeckten Kuppeln, die Minarete mit ihren goldenen Halbmonden, die aus hochstämmigen Palmendickicht und dunkelm Cedernwald aufragenden Paläste und Thürme der Stadt mit Purpurlicht überströmt sieht. Leicht wiegt der Nachen durch die Fluth und schneidet mit schnellem Kiel die krystallklaren Wellen; leis umfächelt uns die laue Luft, — vom Ufer ertönen Flöte und Tambourin. Hier und da sieht man am Ufer Gruppen von Männern, die sich in süßem Nichtsthun auf den Rasen hingestreckt haben und ihre Wasserpfeifen rauchen, auch verschleierte Schönen aus dem Harem erblickt man, die sich mit Spiel und Tanz ergötzen. Wahrlich ein Bild aus Tausend und eine Nacht.

Konstantinopel ist aber nicht überall schön. Die größte Mehrzahl der Straßen, mit ihren elenden, verwahrlosten Häusern, ist enge und schmutzig; nichts weniger als prächtig gekleidete Menschen lungern herum und tragen dazu bei, das widrige Straßenbild noch abstoßender zu gestalten. Auch die stolzen Paläste der Reichen können uns keine Sympathie einflößen, wenn wir uns mit dem Gedanken befreunden sollten, darin leben zu müssen. All die verschwenderische Pracht, mit der die Paläste ausgestattet sind, würde wohl keine unserer Leserinnen veranlassen können, mit den Insassen zu tauschen. Das Frauenleben der Damen des Harems ist öde und leer. Sie finden nur an dem Glanz und Schimmer Gefallen, und da sie keine geistigen Interessen haben, ist die tödtliche Langeweile ihr Los. Ist es ein Wunder, wenn sie in Eitelkeit und Habsucht einander zu übertreffen suchen, wenn sie Intriguen anzetteln und kindische Spielereien treiben, nur um sich zu beschäftigen? Den größten Theil des Tages liegen sie träumend auf schwellenden Kissen oder kostbaren Fellen, und wenn es hoch kommt, schwingen sie sich zu einer Partie Schach auf — auch das wird ihnen langweilig, und so begrüßen sie es mit Freuden, wenn sich eine Händlerin im Harem sehen läßt, die Schmucksachen oder dergleichen zum Kauf anbietet. Dann kommt Leben in die träge Gesellschaft, dann sind sie ganz bei der Sache, alles zu betrachten und anzuprobiren, und da ihr Herr und Gebieter sie nicht allzukarg mit Taschengeld bedenkt, wird viel unnützer Tand gekauft. Unser Künstler führt uns ein solches Bild vor Augen, er hat die Haremsfrauen trefflich dargestellt, ebenso die Händlerin. Die letztere braucht keine sonderlichen Ueberredungskünste anzuwenden, ihre Ware loszuwerden, nur ein wenig Geduld muß sie haben, im übrigen weiß sie es schon, sie hat eine mächtige Fürsprecherin bei den Schönen — die Eitelkeit.

Nachdruck verboten.

Ein Dorfidyll im Spreewalde.

Nach dem Gemälde von J. Schenker. — Siehe Seite 121.

Es ist in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommen, eine Vergnügungsfahrt durch den Spreewald zu unternehmen, und in der That bietet eine solche viel Anregendes und Belehrendes zugleich. Nicht nur die wendische und wendisch sprechende Bevölkerung in ihrer malerischen Tracht und ihren Sitten und Gebräuchen muthet den Fremden eigenartig an, es berührt auch seltsam, mitten im Deutschen Reiche einen Volksstamm zu finden, welcher sein Slaventhum in Sprache und Sitte bewahrt hat und des Deutschen kaum mächtig ist, — ja, man begegnet dort nicht selten Leuten, die kein Wort Deutsch verstehen. Nicht minder übt die Landschaft auf den Beschauer einen bestrickenden Reiz aus.

Das Land wird von der Spree vielarmig durchschnitten, viele Kanäle sind zur Entwässerung des sumpfigen Bodens angelegt, und so ist der Verkehr zwischen den einzelnen Dörfern und Gehöften fast nur auf dem Wasserwege möglich. Wer aber eine monotone Landschaft, ähnlich der holländischen, zu finden glaubt, der wird angenehm enttäuscht, wenn er üppige Wiesen und Felder von reichem Waldstand unterbrochen findet. Wenn man in einem Kahne von einem Dorfe zum andern fährt, kommt man häufig durch einen Wald; die Bäume haben ihre Zweige über das Wasser gebreitet und theilweise ein Laubdach gewölbt, daß man den Himmel nicht mehr sieht. Kein Laut dringt zu uns, nur das von den kräftigen Armen der Spreewälderin geführte Ruder klatscht leise ins Wasser.

Die strohgedeckten Wohnhäuser der Spreewälder sind klein und schmucklos, doch sie genügen den bescheidenen Ansprüchen der Bewohner vollkommen; was sie aber so reizvoll macht, ist ihre malerische Lage. Von Erlenbäumen beschattet, spiegeln sie sich im Wasser, auf dem schnatternde Enten lustig umherschwimmen. Die Wenden müssen friedfertige Leute sein, denn sie sind ja auf einander angewiesen; — wüßte man's aber nicht, man merkte es an ihren Wohnstätten, sie athmen Frieden und Bescheidenheit. H.

Redactions-Post.

Johanna L. in Prag. — So gerne wir Ihnen gefällig sind, möchten wir Ihnen doch keinen Rath geben, denn wir würden uns damit eine zu große Verantwortung aufbürden. Eine offene Aussprache wird jedenfalls am ersten zum Ziel führen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur: für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 17, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Freude und Schmerz.

Von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Schluß.)

Inzwischen hatte es zu schneien angefangen, und als der Professor mit Elsbeth zusammentraf, trug er einen Kranz von weißen Haaren, der ihm ein seltsam verändertes Aussehen verlieh.

„Wie schön wird ihn das Alter kleiden", schoß es Elsbeth durch den Kopf, allein schon im nächsten Augenblick bereute sie dies innerliche Zugeständniß, und sie erklärte, indem sie lachend den Kopf zurückwarf:

„Nun ist's mit der Eisbahn bald zu Ende, aber das macht nichts, dann fahre ich Rad!"

„Glauben Sie, daß Ihr Vater damit einverstanden sein wird?"

„Mein Vater? Ich lasse mir überhaupt nichts verbieten und erlauben; ich thu', was ich für gut finde!"

Schon im nächsten Augenblick bereute sie das Gesagte; der Blick, mit dem der Professor sie ansah, war nicht nur erstaunt; er war im höchsten Grade mißbilligend. Wenn er nur wenigstens ein Wort gesagt hätte, — aber diese stille Verachtung! — In ihrem Aerger fuhr Elsbeth einer Stelle zu, wo das Eis schon tiefe Risse hatte und das Wasser sich zeigte.

„Sie werden einbrechen," rief ihr der Professor nach, „bleiben Sie zurück!"

Wie heftig, wie befehlend er das sagte. Lieber ins Wasser als gehorchen! Sie nahm einen Anlauf und war glücklich über die böse Stelle weg.

„Was hätten Sie gethan," fragte sie, zu ihm zurückkehrend, „wenn ich eingebrochen wäre?"

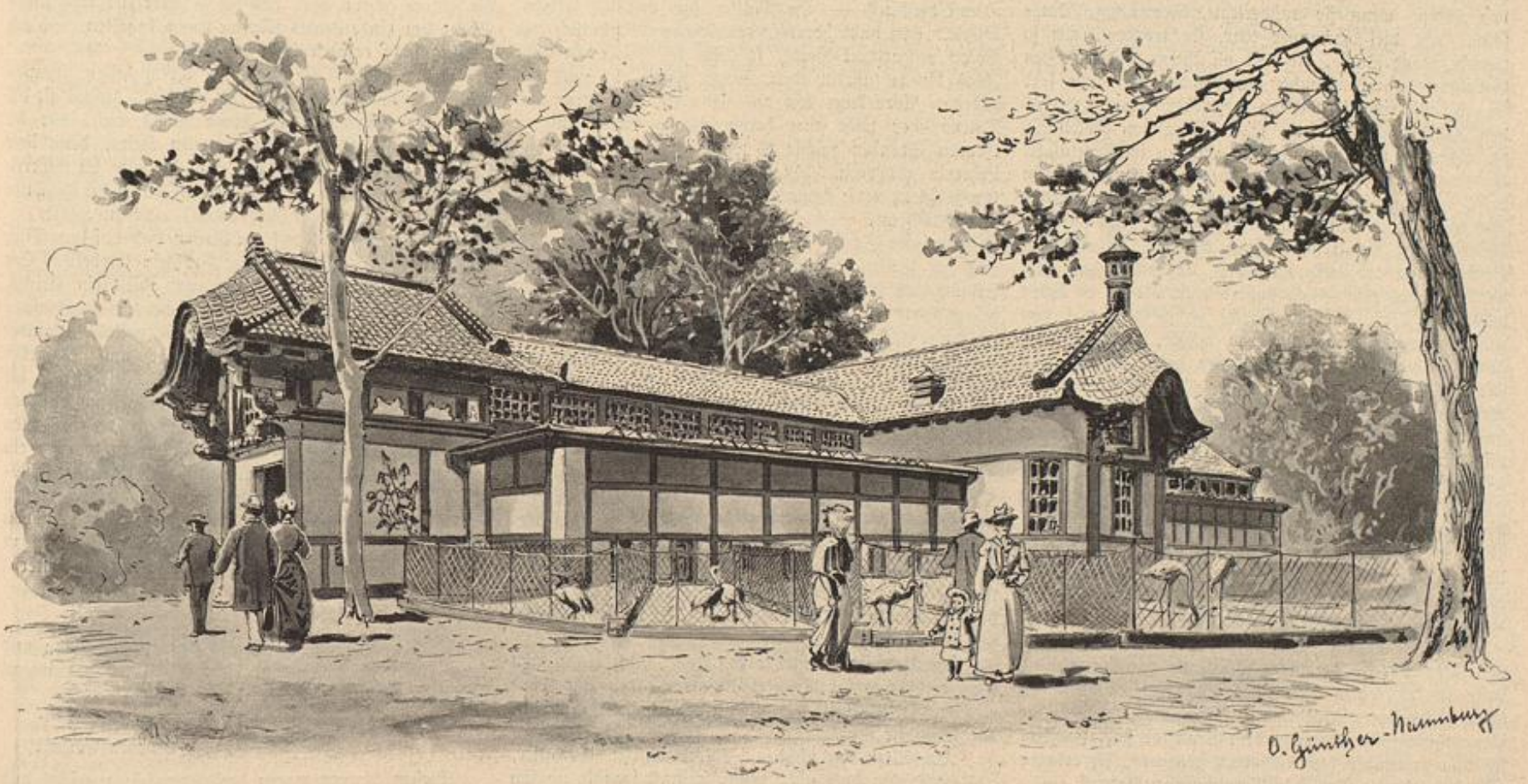
„Ich hätte Sie wahrscheinlich herausgeholt," gab er zur Antwort, „aber vielleicht unterlassen Sie diese Späße, wenn Sie kein Publicum mehr haben."

Er ging, und da es thaute, war keine Aussicht auf ein ferneres Begegnen. Elsbeth hätte viel darum gegeben, wenn sie die Erinnerung an jenes letzte Zusammentreffen auf der Eisbahn aus ihrem Gedächtniß hätte löschen können. Sie und der Professor saßen jetzt täglich jedes an seinem Fenster, anscheinend ganz und gar in ihre Arbeiten vertieft, aber mit jedem Tag begriff Elsbeth weniger, wie sie diesem Manne gegenüber so kindisch, so ganz und gar albern hatte sein können. Es war freilich ihre Absicht gewesen, ihm so abweisend wie möglich entgegenzutreten, allein hätte dies nicht in einer anderen Form geschehen können, — in einer ernsten, hoheitsvollen Form? Wenn er nun von ihr dachte, sie sei ein unerzogenes, keckes Ding, so war er vollständig im Recht; indes, man ist nicht gern verachtet, nicht einmal von dem Mann, der einem mißfällt. Ob sie nun wollte oder nicht, immer wieder traf sie's wie ein Stich in die Seele, wenn sie an seine Augen dachte, die so ehrlich waren, so ernst und so klar, — Augen, die alles rügten, nie etwas durchgehen ließen. Welch eine Tortur! Wie vollkommen müßte eine Frau an der Seite eines solchen Mannes sein! Da kam das Vergnügen natürlich immer zuletzt, und es gab nur Pflichten, langweilige, über alle Begriffe ernsthafte Pflichten. —

Es fiel ihr gar nicht ein, daß sie ja die ganze Zeit her mit der Erfüllung einer solchen Pflicht beschäftigt war, ganz aus eigenem Antrieb und noch dazu mit der größten Freudigkeit. Aus den zwei Bogen, die sie ihrem alten „Weibchen" zulieb abschrieb, waren vier geworden; sie rührte sich den ganzen Morgen nicht mehr vom Fleck, denn der Vater hatte ihr eine Sommerreise versprochen, und nun galt's, eine kleine Summe im Voraus zu verdienen, damit ihr Schützling nicht auf schmale Kost gesetzt war, während sie in Freuden lebte. O ja, und wie wollte sie sich freuen! Auf diese Reise setzte sie ihre ganze Hoffnung, die sollte sie von all den quälenden und unbequemen Gedanken erlösen, daß sie wieder fröhlich wurde wie zuvor. Es war ja schon gar nicht mehr zum Aushalten; wenn sie auf der Straße ging, und es begegnete ihr eine junge Frau, die sich mit ihrem Kind schleppte, benahm's ihr geradezu den Athem; eine Angst, ein Schrecken überfiel sie vor dem Ernst, der Verantwortlichkeit des Frauendaseins: gefesselt für immer, gehalten an allen Enden seines Wesens, nie mehr unbedingt frei sein können, — ja, warum drängte sich denn alles diesem schrecklichen Schicksal entgegen? Galt denn allen diesen heirathslustigen Mädchen die Freiheit, die ihr so köstlich dünkte, nichts?

Mit welcher Wonne schwang sie sich des Nachmittags auf ihr blank schimmerndes Stahlroß und sauste davon, hinaus aus den Gassen, ins freie, ins weite Land; da wurde ihr wieder wohl, da fand sie ihre Frische wieder, ihren Uebermuth, ihre glückselige Gedankenlosigkeit —

Der Professor aber saß voll Unruhe über seiner Arbeit, von Zeit zu Zeit einen grimmen Blick hinüber, ins Nachbargebiet sendend. Er konnte den alten Mann nicht begreifen, der das junge Geschöpf allein, Gott weiß wie weit, fahren ließ, ohne daran zu denken, was ihr alles zustoßen konnte, unvorsichtig wie sie war und ohne Schutz. Denn wenn er auch durchaus bei der Ansicht blieb, daß ein Mädchen wie Elsbeth nimmermehr für einen Mann wie er einer war, paßte, — ihr letztes Zusammensein hatte ihn darin nur noch bestärkt, — er brachte es trotz aller Vernunftgründe nicht dahin, ruhig zu bleiben, sobald er Elsbeth allein auf der Landstraße wußte. Er hatte sich bisher immer so in der Gewalt gehabt, und nun mit einem Mal sah er sich mitten in



Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin.
Von O. Günther-Naumburg in Berlin. — Siehe Seite 136.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Zwiespalt, dessen er mit all seiner Energie nicht Herr zu werden vermochte. Warum nur mußte ihm Elsbeth's Gesichtchen so unbeschreiblich gut gefallen, während ihn ihre Aeußerungen geradezu abstießen? Sie lauteten freilich ganz anders als die, welche er aus dem Munde anderer Frauen zu hören bekam. Der junge, so anerkannt tüchtige Professor wurde mit Einladungen überschüttet; die Mütter brachten ihm unumwunden ihre Sympathien entgegen, die jungen Mädchen, denen er sich näherte, bewunderten ihn, bevor er den Mund aufgethan. Wie leicht, wie normal hätte alles ablaufen können, — und doch! —

Eines Tages gewahrte Elsbeth, daß, wohin sie auch fuhr, in einer gewissen Entfernung immer ein zweites Rad auftauchte und sie begleitete; es kam und verschwand, war aber immer da, wo sich ein paar Handwerksburschen zeigten, oder wenn Elsbeth in ein Dorf fuhr. Sie wurde endlich ärgerlich und nahm den Radfahrer aufs Korn; eben war er hinter ihr, da machte sie Kehrt; er bog zwar in einen Seitenweg, aber zu spät. — Nun wußte sie's; erst erschrak sie bis in den Tod, und dann breitete sich eine dunkle Gluth über ihr Gesicht, und eine heiße Empörung loderte in ihrem Innern auf.

„Wie kann er", preßte sie hervor, „wie darf er; welches Recht nimmt sich der Mensch!" — Indes, die lebhafte Bewegung, der frische Luftzug brachte auffallend rasch diese heftige Wallung zum Ausgleich. War's nicht eigentlich ein Triumph für sie, daß er radelte? Ein Beweis, daß er nicht gänzlich in seiner Pflichttreue erstarrt war, daß man ihn seinen Büchern entziehen, am Ende gar auf Stunden seiner Beschäftigung abtrünnig machen konnte. „Fahr' Du nur zu", frohlockte sie, „mich kriegst Du doch nicht!" — Und es machte ihr eine heimtückische Freude, ihn, der erklärt hatte, eine Stunde für das Vergnügen sei genug, die doppelte Zeit und noch länger in der Irre herum zu führen.

Es bekam ihm wunderbar; sein blasses Gelehrtengesicht nahm zusehends eine kräftigere Färbung an, und ihm wurde seltsam weit und froh ums Herz, wie nie in seinem Leben; denn nie noch hatte ihn ein Vergnügen so hingenommen, weil er in jede Erholung, die er sich gönnte, seine Pflichten mitnahm, die Arbeit, die er im Kopf hatte, immer mit sich selber geizend, in der Besorgniß, zu viel Zeit zu verlieren. Nun aber verging's ihm immer mehr, das bängliche nach der Uhr blicken; das unruhige schnelle Wesen da vor ihm entriß ihn seiner Bedächtigkeit und entführte ihn seinem mahnenden Gewissen. Und wunderbar, jetzt in dieser Entfernung von einander verstanden sich die beiden viel besser; ihre Aeußerungen, die fortwährend Verstimmungen zwischen ihnen hervorgerufen hatten, fielen weg, und sie hatten Muße, über einander klar zu werden. Warum war er nur so böse auf das junge, übermüthige Geschöpf gewesen? wie hatte er das unberathene, mutterlose Kind so streng, ja so pedantisch beurtheilen können? Sie war so jung, alles in ihr quoll über von Leben; wenn sie unüberlegte, übermüthige Dinge sagte, wie viel harmloser war sie trotzdem, als so manche junge Dame, die mit all ihrem mädchenhaften Gebahren so unverkennbar durchblicken ließ, wie sehr sie es auf eine Eroberung abgesehen hatte. Nichts von alledem bei Elsbeth, keine Spur von Koketterie, ja, nicht der leiseste Wunsch zu gefallen, im Gegentheil! Und war sie nicht im Recht, wenn sie den Menschen floh, der für ihr Wesen nur Tadel haben würde? Sie wahrte ihr Selbst, und was that er denn anders? Welches war die Ursache seines Aergers, seiner tiefen Verstimmung? Doch nur der Umstand, daß das Mädchen, das ihm gefiel, anders war, als er es haben wollte, daß er, um ihr gerecht zu werden, viel von seinem eigenen Selbst aufgeben müßte, ja, mit seiner Familie schwere Kämpfe zu bestehen haben würde, denn Elsbeths Ausspruch: „Ich lasse mir überhaupt nichts verbieten und erlauben, ich thue was ich für gut finde", — und seine Mutter, die ihre Töchter lehrte: „Das Weib ist zum Dienen und Dulden geboren", — wie sollten sich Menschen mit so entgegengesetzten Anschauungen jemals zusammenfinden? Schon der Gedanke an sein Vaterhaus legte sich trennend zwischen ihn und das Mädchen, von dem sein Herz doch nicht lassen konnte. Und es überkam ihn etwas wie Scham bei dem Gedanken — sie an meiner Stelle hätte den Muth, bedingungslos ihrem Herzen zu folgen.

Es kam der Tag, an dem Elsbeth zum letzten Mal vor ihrer Abreise an ihrem Platz, am Fenster saß; sie hatte in der letzten Zeit jeden Tag drei Stunden mit ihrer Schreiberei zugebracht, ahnungslos, welch' eine Genugthuung sie ihrerseits dem Professor gab, nachdem sie ihm gegenüber den Ausspruch gethan: „Ich erlaube mir, den ganzen Tag dem Vergnügen zu leben". —

Wenn Elsbeth aufrichtig hätte sein wollen, so hätte sie sich sagen müssen: „Es ist nicht wahr, daß ich mich auf die Reise freue." Sie behauptete aber den ganzen Tag das Gegentheil; und als sie mit ihrem Vater in den Wagen stieg, um an die Bahn zu fahren, geschah's, daß ihr plötzlich ein ganz unvermutheter Thränenstrom aus den Augen brach.

„Was ist Dir denn?" fragte sie der aufs höchste erstaunte Anwalt.

„Es ist, —" sie faßte sich schnell, — „das Aufwaschweible war so bewegt, als ich ihr zum Abschied das Geld gab; es sagte immerfort: ‚Das ist zu viel, zu viel' — und weinte die ganze Treppe hinauf."

Der Professor sah den Abfahrenden nach; er sah die Dortel drüben am Fenster erscheinen, wie sie herumfegte und -wischte und dann die Läden schloß. Aber wenn er geglaubt hatte, nun ungestört, ohne irgendwelche Zerstreuung arbeiten zu können, sah er sich enttäuscht. Es war da etwas in seinem Herzen eingezogen, ein heißer quälender Schmerz, der ihm mehr Zerstreuung gab, als der Anblick des reizenden kleinen Kopfes da unten am Fenster. Er war mit Lust aufgestanden, mit Freudigkeit an die Arbeit gegangen und hatte das so hingenommen, seines Glückes unbewußt; nun erschien es ihm in der Erinnerung mit jedem Tag größer und größer und machte ihm die Gegenwart unleidlich. Endlich hielt er's gar nicht mehr aus und reiste eine Woche früher in seine Heimat, als er vorgehabt hatte.

So war denn alles zu, die Fenster hüben und die Fenster drüben, aber die kleinen Quälgeister, die da hin und her geflogen waren, nahmen ihren Flug ungesäumt ins Weite, und sie verfehlten ihre Opfer nicht. Den Professor trieben sie gar schon nach vierzehn Tagen wieder in die Stadtwohnung zurück. Seine einzige Rettung war das Rad; schnell fuhr er ins Freie, sowie die Verzweiflung ihn anpackte bei dem Gedanken: Wenn sie sich auf ihrer Reise verlobte, — wenn ich sie verlieren sollte. — Zweimal war er schon mit seinem Handkoffer an der Bahn gewesen, um ihr nachzureisen, aber im letzten Augenblick hatte er sich seines Beginnens geschämt und war wieder umgekehrt.

Er hatte nämlich zu Hause alles anders angetroffen, als er sich gedacht; die Reden, die er sich ausgesonnen, um die übermüthigen und unhäuslichen Eigenschaften eines gewissen jungen Mädchens in ein günstiges Licht zu stellen, sie waren ganz und gar überflüssig gewesen.

Es kam ihm vor, als habe sich alles im Hause verändert, seit er das letzte Mal, bei der Hochzeit seiner ältesten Schwester, mit den Seinen zusammen gewesen war. Er sprach darüber mit Hedwig, seiner Lieblingsschwester, die des Bruders klare graue Augen hatte, im übrigen aber ein untersetztes, wenig hübsches Mädchen war.

„Weißt Du," sagte sie, „es hat immer wie ein Alb auf der ganzen Familie gelegen: vier Mädchen und kein Vermögen. Der Vater seufzte beim Frühstück, beim Mittagessen und Nachtessen: ‚Ich bin ein müder, alter Mann, aber es hilft nichts, ich muß bis zum Grab im Dienst bleiben!' — Die Mutter kam aus der Athemlosigkeit gar nicht heraus, denn wenn sie glücklich den Vater aufgerichtet hatte, so kam die Reihe an uns: ‚Was könntet ihr werden, wozu eignet ihr euch am besten?' Aber keine von uns hatte ein ausgesprochenes Talent oder sonst eine hervorragende Gabe, und zu theuern Stunden reichte es auch nicht, sonst wäre ich Lehrerin geworden. Du weißt, wie glücklich es unsere Große gleich traf: kaum war sie ein halbes Jahr Stütze der Hausfrau, machte sie die gute Partie. Ich bot mich meinem Schwager als Ladenjungfer an; er machte mich zu seinem Buchhalter mit zweitausend Mark Besoldung; ich könne es aber noch weiter bringen, hat er gesagt, denn das Geschäft gehe immer flotter. Und das ist noch nicht alles; hast Du nicht bemerkt, wie unsere Dritte immer roth wird, so oft drüben, am Apothekerladen die Klingel geht? Da giebt's auch bald 'was, und so athmen denn die Eltern auf, und wir alle mit, — und da weht denn nun freilich eine ganz andere Luft bei uns."

In der That, wo war die Strenge, die Unerbittlichkeit der Eltern hingekommen? Als seine jüngste Schwester zu spät zu Tisch kam, und er, der so viel ältere Bruder, sich den Tadel gegen sie erlaubte: „Wie, Du warst den halben Morgen auf der Gasse, und nun kommst Du erst nach der Suppe?" Was antwortete da die Mutter: „Ach laß sie nur! Mag sie sich austoben, das ist gesund."

Der Professor schüttelte den Kopf: „Ich kenne mich nicht mehr aus bei Reichert's!" worauf der Vater mit einiger Verlegenheit bemerkte: „Ich sag's ja immer, der Balg ist verzogen! —"

„Ach Alter, thu' nicht so," unterbrach ihn die Mutter, „es ist Dir ja doch nicht ernst; weißt," wandte sie sich an ihren Aeltesten, „mit den Jahren läßt der schöne Eifer nach; man lernt ab- und zugeben später und einsehen, daß nicht jeder sein kann, wie man ihn haben will. Du dauerst mich oft jetzt, wie streng Du's gehabt hast, aber man sieht es gar oft in der Welt, wie schlimm so ein einziger Sohn ausarten kann in einem Kreis von Schwestern, die ihm alles zulieb thun und dadurch den Egoismus in ihm groß ziehen. Da habe ich mir so geholfen, daß ich Dir's früh und spät vorsagte: ‚Wir haben kein Vermögen, Deine Schwestern werden sich nicht verheirathen, es ist Deine Pflicht, einmal für alle zu sorgen. —'"

„Und damals schon, Mutter," unterbrach sie Hedwig, „habe ich mir vorgenommen, ich werde ihm helfen; er soll sich nicht mit der Last von vier Schwestern durchs Leben plagen; er soll sich verheirathen, damit das ausgezeichnete, pflichtgetreue, über alle Begriffe brave Geschlecht der Reichert nicht aussterbe. Hoffentlich," wandte sie sich an ihren Bruder, „kriegst Du eine recht leichtlebige Frau!" —

Der hielt's nach dieser Unterhaltung nicht länger unter den Seinen aus; denn es wurde ihm mit einem Male schwer, jene Würde zu bewahren, die sie alle an ihm gewohnt waren; er reiste in seine Stadtwohnung zurück.

Und eines Morgens, siehe da, öffneten sich die Fensterladen des Nachbarhauses; die Scheiben dahinter blickten in frischgescheuerter Pracht, und ein ebenso beredtes Zeugniß von Dortels Thaten gaben die tadellos geplätteten Vorhänge. Die Magd aber ging mit ihrem würdevollen Schritt und dem großen Handkorb auf den Markt, und als sie zurückkehrte, trug sie einen Strauß Astern in der Hand.

Astern! Der Professor nahm seinen Hut und rannte davon.

Ein paar Stunden später stand er mit hochklopfendem Herzen hinter seinem Fenster, das sich in einen vollständigen Blumengarten umgewandelt hatte, voll der herrlichsten Rosen und Veilchen, als sei nicht der Herbst, als sei der verheißungsvollste Frühling bei ihm eingezogen.

Elsbeths erster Blick traf dieses Fenster, als sie an der Seite ihres Vaters in die Straße fuhr.

Sie hatte sie auf der Reise nicht wieder gefunden, die alte Fröhlichkeit und Zuversicht. So oft sie auch ihren Vater veranlaßt hatte, den Platz zu wechseln und weiter zu reisen, die zwei ernsten grauen Augen gingen immer mit. Wenn sie sich einmal vergaß und die alte Ausgelassenheit über sie kam, hervorgerufen durch die Huldigungen, die ihr auf Schritt und Tritt zu Theil wurden, — der gute, bequeme Vater war nie zur Stelle, die grauen Augen immer. Ihr Blick machte sie oft plötzlich still und in sich gekehrt; sie mußte sich gestehen, es war nicht weit her mit ihrer Selbständigkeit, sie war zu jung, zu lebhaft und unerfahren, um ohne Schutz mit all den Männern verkehren zu dürfen, die sich um das so auffallend hübsche Mädchen bemühten. Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf: „Was ist es nur, woher kommt es, daß überall, wo ich erscheine, die Frauen gegen mich und die Männer für mich sind? Sollte am Ende Lena's Mutter Recht behalten, und ich wirklich nicht erzogen sein?"

Und nun stand sie wieder in ihrem hellen, freundlichen Mädchenzimmer, aber ihr war, als gingen sie all die heitern, buntscheckigen Dinge nichts mehr an; sie fühlte sich fremd in ihrem eigenen Heim, denn ihre Erfahrungen lasteten auf ihr, und die alte Selbstherrlichkeit, die sonst nie einen trüben Gedanken bei ihr hatte aufkommen lassen, kam ihr diesmal nicht zu Hülfe.

Da fiel ihr Blick auf ein Packet, das auf dem Tisch lag und die Aufschrift trug: ‚Fräulein Elsbeth'. Sie nahm den Papierumschlag weg und hielt ein kleines, blau angestrichenes Kästchen in der Hand mit abgeblaßten rothen Blumen. Der an den Deckel geklebte Papierstreifen enthielt die Worte: ‚Freude und Schmerz'. Elsbeth las die Aufschrift ein zweites Mal, öffnete die kleine Lade und leerte deren Inhalt vor sich auf den Tisch; ein Rosenkranz kam zum Vorschein, dessen Perlen durch den Gebrauch fast schwarz geworden waren, ein wächsernes Christkindchen, mit völlig verwischten Gesichtszügen, ein schwarzes Haarwischlein, von einem rothen Faden zusammen gebunden; zwei Briefe, der eine von gelblich verblichener Farbe, der andere neu, lagen zu unterst im Kästchen. Elsbeth öffnete zuerst den erstern; er lautete:

„Liebe Zäzilia

Endlich bin Ich ein Angestellter an der Bahn und kann Nächstenz Gottseidank die Hochzeit los gehen zwei Flaschenweiv bringe Ich mit

Dein sehnsuchsvoller
Leopold Gerber."

Diesem Namen waren drei Kreuzlein zugefügt und dicht darunter, mit einer Stecknadel angeheftet, stand folgende Todesanzeige:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Gott dem Allmächtigen hat es gefallen meinen geliebten Bräutigam Leopold Gerber, Bahnarbeiter, durch zwei Pusser in ein besseres Jenseits abzurufen.

Die tieftrauernde Braut
Cäcilie Birnstöckle."

Elsbeth hatte den andern Brief geöffnet, in dem mit zittrigen Buchstaben die wenigen Worte standen:

„Ein schöner Gruß und ich bin dod. Es macht aber Nichts und ich dank noch viel Mals.

Das Aufwaschweible selig.

Meine Andenken gehören Ihnen zum ewigen Vermächtniß Amen."

Wie traumverloren saß Elsbeth vor diesen armseligen Schätzen eines erloschenen Daseins. Es zuckte ihr um den Mund, und sie drückte plötzlich einen demüthigen Kuß auf das vergilbte Papierchen mit der Inschrift: ‚Freude und Schmerz'.

Sie wußte es nun, sie faßte es endlich: die beiden gehörten zusammen; es war unbeschreiblich kindisch von ihr gewesen, nur das eine zu wollen. Die grauen Augen sahen sie wieder an, und sie beugte sich vor ihrer klaren ernsten Macht, — der war frei, der war selbständig, weil er tüchtig war, weil er sich's errungen hatte, sie aber bedurfte eines Haltes, einer Leitung. —

Die Dortel erschien unter der Thür: „Fräulein Elsbeth, Sie möchten zum Herrn Doctor hinüber kommen!"

Das junge Mädchen erhob sich; sie nahm der Alten Vermächtniß mit; so trat sie bei ihrem Vater ein.

Der stand mitten im Zimmer, neben ihm der Professor, beide tief erregt; Elsbeth blieb erschreckt unter der Thür stehen.

„Kind," begann der Anwalt, aber die Stimme versagte ihm, er konnte nicht weiter reden. Es war auch nicht nöthig; der Professor war Elsbeth entgegengeeilt, und sie schauten sich an, fest und innig; was das Leben bringen mochte an Freude und Schmerz, sie waren bereit, sie wollten alles mit einander theilen; es gab keine Bedenken mehr für sie.

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

VII.*)

Dienstboten-Verhältnisse in England.

Die 255,500 Personen, welche die letzte Volkszählung in Großbritannien als „häusliche Dienstboten" aufführte, dürfen sich gegenwärtig über Mangel an öffentlichem Interesse nicht beklagen. Social-Politiker und National-Oekonomen ziehen sie in den Bereich ihrer Studien, Schriftsteller von Beruf suchen „The Domestic-servant-difficulty" vom psychologischen Standpunkt aus zu ergründen und theoretisch der Frage zu Leibe zu gehen, während Praktiker aller Stände, die Kleinbürgersfrau neben der Gräfin, Erfahrungen und Weisheitssprüche aus dem Leben mit mehr oder weniger literarischer und oratorischer Gewandtheit der Oeffentlichkeit unterbreiten. Alle sind darin einig, daß die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer im häuslichen Betriebe, unbefriedigt sind und im Interesse aller Theile dringend einer Besserung bedürfen. Neben den akademischen Erörterungen gehen denn auch praktische Schritte aller Art. So hat sich in Manchester bereits eine Vereinigung von Arbeitgebern „The Ladies' Domestic Association" gebildet, nicht um über die eigenen ewigen Dienstmädchen-Calamitäten in alter Weise zu lamentiren, sondern um die Mißstände zu untersuchen, unter denen ihre Arbeitnehmer zu leiden haben, und um diese Mißstände, wenn möglich, zu beseitigen. Denn das ist auch den national-ökonomisch Ungeschulten nunmehr klar geworden, daß der Mangel an guten Dienstboten, also die Abneigung besserer Elemente, sich diesem Beruf zu widmen, in den die Arbeitnehmer, trotz erheblicher Vortheile, unbefriedigenden Verhältnissen des Berufes seinen Grund haben muß. —

Aber während alle Welt sich mit ihr beschäftigt, scheint sie selbst, Mary Ann, an der Besserung ihrer Lage nicht sonderlich interessirt zu sein. Zwar existirt in dem Dorado der Trades Unions auch ein Gewerkverein für häusliche Dienstboten, aber bis jetzt hat er es weder zu ansehnlicher Mitgliederzahl, noch zu Reformen irgend welcher Art gebracht. Das nimmt freilich denjenigen nicht Wunder, der englische Dienstmädchen kennt. Von allen conservativen Engländern ist das Dienstmädchen am conservativsten. Wehe dem armen Manne, der einer Erfindung, die in das häusliche Leben einzugreifen bestimmt ist, Eingang zu verschaffen sucht; sei es eine neue Art von Kehrbesen, oder von Backpulver, oder ein Kohlenanzünder, — sie finden keine Gnade vor Mary Ann's Augen. Nicht einmal ein Versuch wird gemacht. Man hat ja „immer" mit dem ihr so wohlbekannten Besen gefegt, keine der früheren Mistresses hat das Backpulver angewendet, und Kohlen anders als mit Holz anzuzünden, — wer hätte das je gehört? Darum hält es auch für deutsche Familien hier so ungeheuer schwer, heimatliche Gewohnheiten beizubehalten, und wenn man bei selbst noch nicht acclimatisirten Landsleuten drei Gänge auf einem Teller vereinigt findet (manchmal, sage und schreibe: sieben verschiedene Gerichte in friedlicher Eintracht beisammen), dann ist der dienstbare Geist der Grund dafür.

Mit ihrer deutschen Collegin verglichen, steht sich das englische Dienstmädchen in mancherlei Hinsicht bei weitem besser. Eine Köchin darf in London und auch in der Provinz einen Lohn von £ 22 bis 28 jährlich beanspruchen (440 bis 560 Mark), ein Hausmädchen £ 18 bis 20 (360 bis 400 Mark), und selbst ein Mädchen für alles, the maid-of-all-work oder „general servant", kurzweg „general" genannt, die von den National-Oekonomen zu den „unskilled labourers", den „ungelernten Arbeitern" gezählt wird, bekommt je nach Alter und Dienstdauer £ 15, 18, auch £ 20 und darüber. Aber auch der verhältnißmäßig höhere Lohn vermag die Abneigung nicht zu überwinden, die gegen den Dienst als „general" existirt. In den Augen der Mädchen ist eine gewisse Degradation damit verbunden, und es sind nicht nur die faktischen Nachtheile des Berufes, die Einsamkeit und Unfreiheit, die „slavery downstairs", die sie in die Fabriken treibt, sondern zum Theil ist der bloße Name „general servant" das Schreckgespenst.

Darum versuchte der Manchester Frauenverein, einen anderen Namen für die Beschäftigung zu finden, um sie der vorurtheiligen Unbeliebtheit zu entkleiden, aber die Vorschläge der Etymologen trafen noch nicht das Rechte und wurden verworfen. —

Zu den Löhnen tritt häufig noch Biergeld anstatt des Bieres, was, wie von manchen Seiten behauptet wird, sich als Hülfe gegen das unerträglichste Uebel eines englischen Dienstboten, die Trunksucht, erwiesen hat. In großen Haushalten wird vielfach die ganze Beköstigung in Geldeswerth verabreicht. Wie Statistiker festgestellt haben, wird die Beköstigung den männlichen Dienstboten mit 60 bis 70 Mark monatlich, weiblichen mit 50 bis 60 Mark vergütet. In solchen Haushalten wird dann eine der jüngeren Mädchen zur Bedienung der Dienerschaft ernannt, namentlich hinsichtlich der Verproviantirung, die natürlich beträchtlich unter dem vergüteten Preise hergestellt wird. Trotzdem behaupten die Anhänger dieses Systems unter den Arbeitgebern, daß es erheblich vortheilhafter für sie sei, als die Beköstigung in eigener Regie, und es erscheint einem einleuchtend, wenn man den Erfahrungen der Gräfin von Malmesbury lauscht, wie ihr Kutscher vorsorglich nach jedem Mittagessen den nicht vertilgten Theil des Bratens dem Kehrichthaufen einverleibte, „damit Auge und Magen nicht durch ein zweites Erscheinen des Gerichtes, sei es kalt oder als Haché, beleidigt werden."

Zu den Löhnen tritt ferner noch ein Theil der Kleidung, nicht nur für den livrirten Diener, sondern auch in dem bescheidensten Haushalt für das Dienstmädchen. Das englische Dienstmädchen trägt, so zu sagen, eine Uniform. Auf dem ganzen britischen Eiland ist sie von nachmittags an in schwarzem Kleid mit weißer Schürze zu sehen, mit steifem weißen Umlegekragen und Manschetten, ein kleidsames Batist-Häubchen mit mehr oder weniger langen und breiten Bändern auf dem wohlfrisirten Kopf. Morgens wird ein Waschkleid getragen, und das für den Nachmittag nicht mehr genügend frische Häubchen tritt in den Morgendienst über. Wenn es auch hier ausgedient hat, ist häufig seine Laufbahn vollendet, denn oft ist es so complicirten Charakters, daß es wohlfeiler ist, es zu erneuern als es zu waschen. Das Häubchen wird von der „Mistreß" geliefert, oft auch das schwarze Kleid und die weißen Schürzen, und selbst in ökonomischen Haushalten wird letztere nebst Kragen und Manschetten außer dem Hause „auf neu" gewaschen, denn auf das smart Aussehen des dienstbaren Geistes am Nachmittag wird großer Werth gelegt. —

Schwarze Kleidung erfreut sich in diesem Stande auch außerhalb des Dienstes großer Beliebtheit, und man findet nicht selten Dienstmädchen, die seit ihrer Kindheit nie ein farbiges wollenes Kleid besessen haben. Allerdings ist das Ausgehekleid nicht von so spartanischer Einfachheit, wie die auf Latzschürze und Manschetten berechnete tägliche Tracht.

Das englische Dienstmädchen hat ziemlich häufig Gelegenheit, das elegantere Kleid zu benutzen. Jeden zweiten Sonntag, in manchen Häusern auch jeden Sonntag, ist sie von nachmittags an frei, ferner hat sie gewöhnlich einen Nachmittag im Monat zu privaten Einkäufen, dem „shopping", das ja hier solch große Rolle spielt, und ein Tag im Monat gehört ihr ganz und gar. An diesem Tage hat sie fast gar keine Pflichten, und selbst als maid-of-all-work liegt ihr kaum mehr ob als das Bereiten des Frühstücks. Die Familie begnügt sich an dem Tage mit kaltem Diner, oder es wird eine Hülfe in Gestalt eines jener „charwomen" angenommen, die hier wie bei uns nie ohne Korb antreten, gegen Abend von ihren Kindern besucht werden und sich allgemeiner Unbeliebtheit erfreuen. Ohne den freien Tag im Monat würde ein Dienstmädchen, und vollends „a general", ihr Leben unerträglich finden, ja er ist ihr noch wichtiger, als der Sommer-Urlaub. Aber auch der ist ihr sicher, vierzehntägige Sommer-Ferien sind fast allgemeine Sitte. Freilich wird davon nicht in allen Fällen Gebrauch gemacht, denn ein Mädchen, das keine zu besuchenden Freunde in der Nähe hat, wird häufig die großen Ausgaben einer längeren Reise scheuen. Gar manche erkennen die großen pecuniären Vortheile dieses Berufes und geben sich der „häuslichen Sklaverei," wie sie es nennen, mit all ihren Entbehrungen hin, um sich ein Heirathsgut zu ersparen oder alte Eltern zu unterstützen oder dergl., und so findet man denn sparsame Charaktere unter ihnen. Ob sie aber im allgemeinen sparsamer und besser sind als unsere Dienstmädchen? Hier zu Lande wird jeder unbedenklich die Frage verneinen. „Vor allen Dingen," sagt man hier, „ist das deutsche Mädchen nicht dem Trunke ergeben," dann wird ihr Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit und die allen Deutschen beigelegte Gründlichkeit nachgerühmt: und so ist gerade ein Artikel, an dem im Vaterlande gar viel auszusetzen ist, einer der wenigen „made in Germany", die sich hier eines gewissen Ansehens erfreuen. Auch unsere alte Gesinde-Ordnung genießt hier eine ungeahnte Achtung, und vollends Dienstbuch und Miethsthaler werden als Ideal betrachtet. Deren Stelle ist hier durch nichts vertreten. Ohne ein Zeugniß vorweisen zu können, bezieht sich das Dienstmädchen auf eine ihrer früheren Mistresses, und da persönliche Erkundigung bei Londoner Entfernungen oft eine Tagereise bedeutet, werden schriftliche Auskünfte erbeten, die, wie die Klage lautet, in wenig gewissenhafter Weise zu günstig oder zu ungünstig ausgestellt werden. Die Miethsfrau, dieses ebenso unvermeidliche wie unbeliebte Factotum, lobt ihre Klientin natürlich mit Beredsamkeit, aber dennoch ist es nicht selten, daß diese einfach nicht zuzieht oder nach kurzer Zeit ohne Kündigung unter dem Schutze der Dunkelheit das Haus auf Nimmerwiedersehen verläßt. Auch die wohlthätigen Anstalten, welche die Stellenvermittlung für Dienstmädchen in die Hand genommen haben, erfreuen sich nicht allzu großer Sympathien.

Den Armen-Pflegerinnen wird zwar nachgerühmt, daß sie sittenstrenge und brauchbare Mädchen nachweisen, aber vielen „Herrschaften", welche das Mädchen nach allen Himmelsrichtungen hin befragen, ist das Verhör peinlich, dem sie sich zu unterwerfen haben. Ein Formular ist auszufüllen, enthaltend Beruf des Hausherrn oder sonstiger Familien-Glieder, Anzahl und Alter der letzteren, Anzahl der Räume, Beschreibung des Mädchenzimmers, Angabe der freien Zeit ꝛc.; wenn diese Angaben befriedigend ausfallen, begiebt sich eine Pflegerin zu persönlicher Besichtigung in das betreffende Haus und eventuell zum Abschluß des Vertrages, welcher unvermeidlich auch die Klausel enthält, daß das Mädchen von Mitgliedern der Association for Befriending Young Servants besucht werden darf, etwas, woran zahlreiche Mistresses noch mehr Anstoß nehmen, als an den Präliminarien. Dergleichen Institute kommen aber schließlich überhaupt fast nur für jüngere oder ganz junge Mädchen in Betracht, während in anderen Fällen, und namentlich für Special-Dienste, die Klippe der Gesinde-Bureaux nur durch gelegentliche Empfehlung oder durch Zeitungs-Annoncen zu umschiffen ist. Die Kündigung wird gewöhnlich vierwöchentlich festgesetzt, doch sind auch 14 Tage nicht selten. Merkwürdigerweise zieht das Mädchen am Morgen ab, aber erst am Abend zu, und man kann die Behauptung hören, daß der häufige Stellenwechsel mit der Errungenschaft dieses freien Tages in gewissem Zusammenhange stehe.

Welche Behandlung die Dienstboten hier zu Lande gewohnlich genießen, läßt sich, wie überall, kaum allgemein zusammenfassen. Denn obwohl die Gleichmäßigkeit englischer Haushalte einen gewissen Anhalt giebt, hängt doch bei der eigenthümlichen Natur des Berufes die Stellung jedes Dienstmädchens von dem Charakter der Mistreß ab. In einem Hause erzählte man als Curiosum, daß eine deutsche Dame nach mehrwöchentlichem Besuch dem Hausmädchen beim Abschied die Hand reichte, in anderen und reichlich so guten Häusern aber verschmäht man es nicht, sich dem Dienstmädchen auch menschlich zu nähern. Von Arbeiterschutz-Gesetzen irgend welcher Art wird der Stand nicht erreicht, die große sociale Gesetzgebung des Landes hat vor der Küche als Werkstätte Halt gemacht. Auch hier hat die Manchester-Vereinigung auf Deutschland hingewiesen, wo durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherung wenigstens der Anfang gemacht ist, diese Arbeiterklasse in die Versicherungs-Gesetzgebung mit einzuschließen.

Die Region der Mädchen, sofern sie nicht in den Zimmern beschäftigt sind, ist gewöhnlich „downstairs." denn meistens sind Küche und Mädchenzimmer im Souterrain. Diese Einrichtung hat nicht nur die Nachtheile einer beschwerlichen und ermüdenden Verbindung mit der eigentlichen Familien-Wohnung, sondern sie bedeutet auch für die Mädchen einen beständigen Aufenthalt in dumpfen und halbdunkeln Räumen. In manchen Häusern schlafen sie in Dachzimmern, die meist hell und luftig sind. Wo Dienstboten beiderlei Geschlechts gehalten werden, bewohnen die weiblichen gewöhnlich den obersten, die männlichen den untersten Theil des Hauses. In solchen Häusern ist dann ein besonderes Eßzimmer und oft auch noch ein gemeinsames Wohnzimmer im Souterrain für die Dienerschaft vorhanden, und gemäß der Etiquette, die man oben in den Herrschaftsräumen beobachtet, wird auch in den unteren Regionen auf Rang und Stand gehalten, oft mit noch größerer Strikthеit als oben. Man unterscheidet „niedere" und „höhere" Dienerschaft, und wo beispielsweise beide Kategorien zusammen speisen, geht die Mahlzeit schweigend vor sich, denn den „Niederen" geziemt eine Unterhaltung nicht, und den „Höheren" geht sie gegen die Standesehre. Erst wenn nach aufgehobener Tafel die Höheren sich in ein anderes Zimmer begeben, um den Kaffee zu nehmen, geht in beiden Lagern die Unterhaltung vor sich. Dem „Parvenu" (der vom „Niederen" zum „Höheren" aufgestiegen ist), werden unten noch größere gesellschaftliche Schwierigkeiten bereitet, als seinem neu geadelten Schicksalsgenossen oben, so groß meistens, daß er den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit mit einem neuen Felde vertauscht, indem er von vornherein als „Höherer" auftritt. Die Dienerschaft von Gästen wird mit Namen und Titel ihrer Herrschaft angeredet und zählt, was immer zu Hause ihr Rang sein mag, als Gast zu den „Höheren," ein Kapitel zu dem Sitten-Kodex, der dem Takt der unteren Region Ehre macht. — Die männlichen Diener haben meist keine sehr anstrengende Thätigkeit und werden oft nur als Staffage gehalten. Bei manchen Posten geht es so weit, daß behauptet wird, die Bezeichnung „footman" beziehe sich darauf, daß der Mann per Fuß bezahlt werde. Wendet man sich an ein Vermiethungs-Bureau behufs Engagement eines Lakaien zum Empfang von Gästen, so lautet die erste Frage: „Wie groß muß er sein?" Besteht man auf 6 Fuß, so wird man ihn unter £ 35 oder 40 (700 bis 800 Mark) jährlich nicht bekommen, ist man aber mit $5^1/_2$ Fuß zufrieden, so läßt sich ein Beträchtliches sparen. Zwei Posten werden mit Vorliebe mit Vertretern der französischen Nation besetzt, die des Kammermädchens und des Küchen-Chefs, „französische Küche" bildet das Ideal des aristokratischen Engländers. Ganz eigenthümlich erscheint es, daß behauptet wird, das Feld des männlichen Dieners werde zusehends kleiner, das gewandte Zimmermädchen steche ihn aus. In diesem Falle sollen es aber nicht materielle Gründe sein, welche die männliche Arbeitskraft durch weibliche ersetzt, sondern der männliche Diener, so heißt es, besitze keine Anpassungs-Fähigkeit, er sei zu steif und schwerfällig, eine Behauptung, welche indessen in anderer Lesart vielleicht dahin lauten dürfte, daß die Abneigung gegen die mit dem Beruf verbundene Unfreiheit naturgemäß bei dem Manne noch stärker hervortritt, als bei der Frau.

Neuerdings ist eine Bewegung eingeleitet worden, um „gentlewomen," d. h. Frauen besserer Stände, dem Beruf, namentlich den „gelernten" Zweigen desselben (Köchin, Hausmädchen ꝛc.), zuzuführen, und es sind in der That Fälle bekannt, in denen der Versuch geglückt ist. Aber trotz der eminenten materiellen Vortheile, die der häusliche Dienst im Vergleich zu den sogenannten „höheren Berufen" bietet, hält es doch außerordentlich schwer, ihm Sympathien zu erwerben. Man sieht es auch immer mehr ein, daß in dem gegenwärtigen Stadium große Hindernisse dem im Wege stehen, aber man giebt die Hoffnung nicht auf, die Thätigkeit so zu gestalten, daß sie für bessere Elemente Anziehungskraft besitzt.

*) Vgl. Heft 6 u. 13.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Magusche.

Eine Geschichte von der kurischen Nehrung von Wanda von Bartels in München.

Es war im Juli, und die Sonne brannte auf den Sand der Nehrung hernieder, als wollte sie das Maß von Hitze, das der kurze Sommer ihr dort zu vertheilen erlaubt, mit einem Mal ausschütten. Blendend hell hoben sich die Kuppen der Dünenkette von dem einförmigen Blau des Firmaments, nur eine leise schwingende Linie dunstiger Hitze vermittelte den Uebergang und milderte die Farben dort, wo sie aneinanderstießen. Schwer lagerte die Gluth über den Wellen der Ostsee, die in leisen Athemzügen träge über die Granit-Brocken des Strandes liefen; zu schwach selbst, um die blutrothen Tangzweige, daran hier und dort ein winziges Bröckchen Bernstein flimmerte, von der Stelle zu bewegen. Kein Ton in der Luft, als das Summen der Mückenschwärme, deren ungeheure Mengen in grünlich schillernden Wölkchen über den Tangstreifen tanzten, ruhelos durcheinanderschwirrend, ungestört der glühenden Sonnenstrahlen sich freuend, stunden-, stundenlang.

Ueber die niedrige Vordüne kamen ein paar Krähen geflattert, unruhig, als ob sie gescheucht würden, und nicht lange danach tauchte ein helles Kopftuch über dem Sandhügel auf, wie ein großer weißgefiederter Vogel; eine helle Jacke folgte, und am Ende stand Magusche, wie sie leibte und lebte, bis zum dunkeln Rock mit dem grünen Saum und den unförmlichen Holzschuhen (die sie dort „Ganserompe" nennen), auf dem Rücken der Vordüne. Sie mochte wohl ein paarmal tief Athem schöpfen, weil der Sand locker und die Vordüne steil zu ersteigen war, denn sie stand einen Augenblick ganz still da oben: dann ging sie langsam auf den Sandhügeln entlang, durch das raschelnde blaue Strandgras, — nicht schlendernd, sondern mit den festen Tritten eines, der um eines Zweckes willen ausgegangen.

Ab und an beugte sie sich nieder, schnitt das bläuliche Gezweig der Stranddisteln dicht über dem sandigen Boden ab und sammelte es in ihre Schürze. Es wuchs nicht viel davon auf der Vordüne, und die Sonne brannte so heiß auf den Sand hernieder, daß es wahrlich kein Vergnügen sein mochte, dort oben auf und ab zu gehen, sondern eher eine Arbeit.

Magusche aber hörte nicht auf, bis ihre Schürze hoch mit den stachligen Zweiglein gefüllt war; dann kniete sie nieder in den glühenden Sand, löste ihre Schürzenbänder, verknüpfte sie mit den Zipfeln und schickte sich an, mit dem großen Bündel am Arm dorthin zurückzukehren, von wo sie gekommen. Und das war weit, — über die ganze Breite der Nehrung, denn ihr Dorf lag am gelben Wasser des kurischen Haffs, wie die andern auch.

Es war schön, über das blühende Heidekraut zu gehen und durch den duftenden Thymian, der in großen, violetten Flecken den weißen Sand bedeckte, bestrebt, den flüchtig Dahinstiebenden festzuhalten. Wie kleine Inseln tauchten die bewachsenen Stellen aus dem weißen, brennenden Sandmeer hervor, spärlich zuerst, dicht am Abhang der Vordüne und oft halb überweht, dann aber dichter und vermischt mit trockenem grauen Moos und Wachholder. Wilde Bienen und große, grünschillernde Fliegen flogen sumsend auf, wo Magusche's grüner Rocksaum über die Blüthen streifte, oder eine Eidechse barg sich raschelnd in den rothen Nadeln des Vorjahrs; sonst war es still ringsum und der Weg wohl geschickt, um auf ihm seinen Gedanken nachzuhängen.

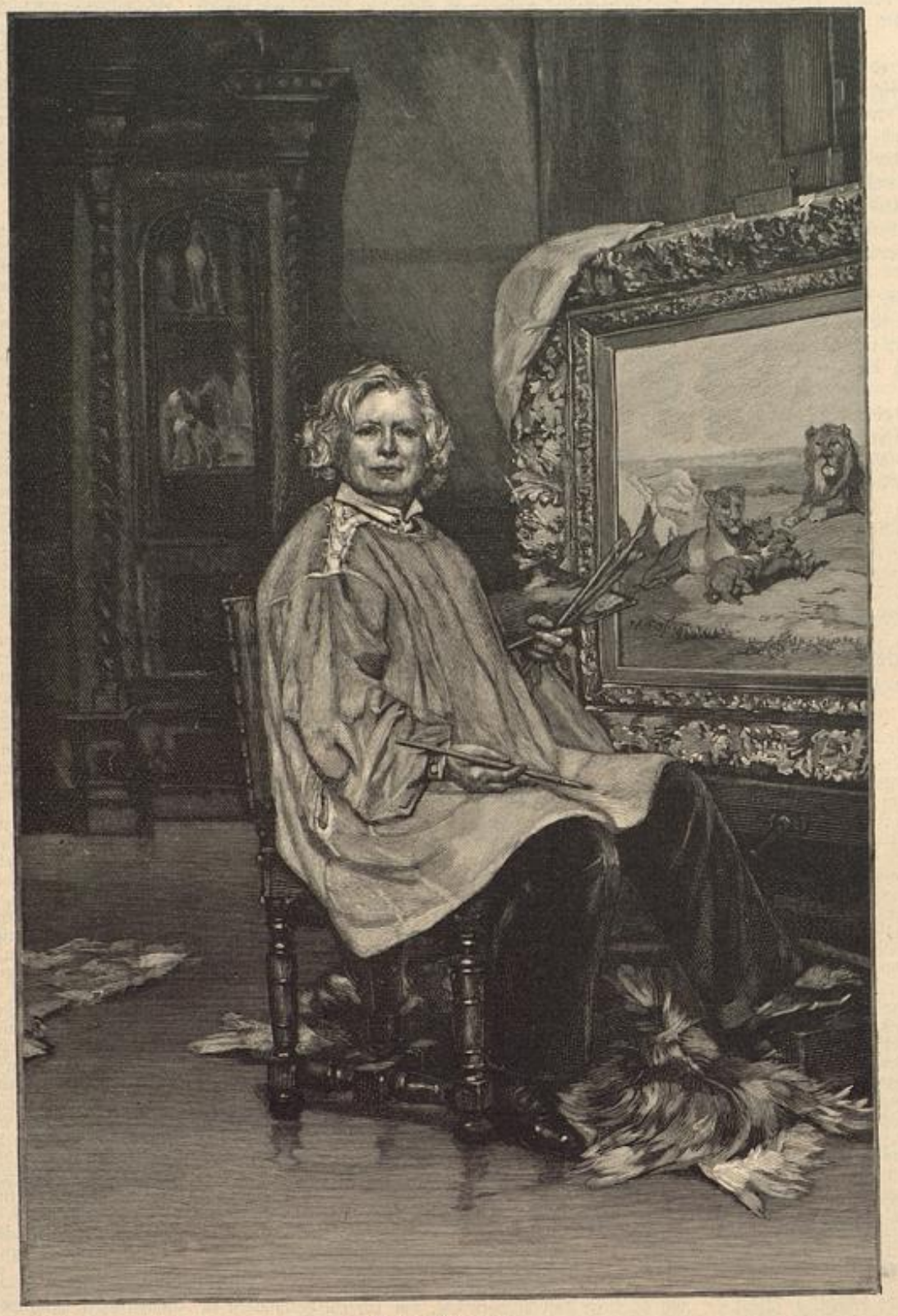
Aber in Magusche's Gesicht, das durch das weit überstehende weiße Kopftuch halb beschattet und auch wieder halb erhellt war, stand nichts davon zu lesen. Ihre ruhigen, dunkelgrauen Augen folgten ohne Voreingenommenheit allem, was um sie her ihr der Beachtung werth schien, während sie gleichmäßigen Schrittes ihren Weg verfolgte, bis Thymian und Heide hinter ihr lagen und mooriger, schwarzer Grund sie aufnahm.

Espen mit zitterndem Blattwerk und schwarzgrüne Erlen wuchsen dort, wo sie ging, und in den weißen Torfgrund hatten die schweren Hufe des Elchwildes ihre Spuren gedrückt. Es war schwermüthig dort, trotz der Sonne; und ob die Sprossen der Espen kaum eines Mannes Höhe hatten und die Erlenbäume dünne Stämme, so lag doch etwas wunderlich Altes, Vorzeitliches über dem Stückchen Moorland, als sei es von der vorüberrollenden Zeit vergessen worden. Und wunderlich vorzeitlich stand Magusche selber in der Landschaft, als ob sie gleich jung war, wie die Erlenbüsche; denn ihr Antlitz vom mattbräunlichen Ton der Hinduweiber, war nicht deutsch oder slavisch, sondern sprach durch den sanften, ein wenig gedrückten Ausdruck davon, daß sie einem niemals selbständigen Volksstamm entsprossen sein mußte, fremd da oben und frierend, obgleich vor mehr denn tausend Jahren dorthin verschlagen.

Wie singen die litthauischen Mädchen:

Sonnchen brannte heiß und strahlend
Dort, von dannen einst wir kamen,
Eh' wir, vor den Feinden fliehend,
Unsern Weg nach Norden nahmen.

Wilde große Blumen banden,
Schlangen wir ums Haupt zu Kränzen.
Nicht allein die bitt're Raute
Schmückte uns zu Fest und Tänzen. —



Rosa Bonheur.
Nach dem Gemälde von Achille Fould. — Siehe Seite 136.

Nordwind jagt die Todesgöttin;
Jene Zeit ist lang vergangen.
Hier ist Sturm und kalter Winter.
Wie wir zittern! Wie wir bangen!

Aber Magusche sang nicht. Ruhig durchschritt sie das Moorland, an dessen Ausgang die Preißelbeeren anfingen sich zu röthen, und stieg dann die Düne hinan, hinter der das Dorf lag. Der Sand war locker, wie Schnee, aber sie sank nicht ein, denn die Ganserompe glitten darüber hinweg, wie ein paar winzige Haffboote. Ab und an lag es auf dem blendenden Sand wie ein grauer Ring, bald größer, bald geringer an Umfang, und Magusche machte einen Bogen um diese Stellen. Denn die grauen Ringe sind die Bäume eines Waldes, den vor Zeiten die Düne begrub und die der Wind nun frei bläst. Der Stamm selbst ist verwittert und morsch geworden, aber die Rinde steht, einer hohlen Riesensäule gleich, unter dem Sande, und manch einer, der auf solchen grauen Ring trat, ist in dem hohlen Stamm versunken und vom Sand begraben, ohne daß ein menschliches Wesen sein wunderliches Grab ahnte.

Droben, auf der Kuppe der Düne, stand das Mädchen einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen.

Schwarz und dunkel lag das Dorf zu ihren Füßen. Wie eine Reihe durstiger Elche, plump und lang streckten sich die Häuser bis dicht an das Wasser des Haffs. Kein Schornstein unterbrach die lange, gedrückte Fläche der Rohrdächer, die der überall durchquellende Rauch schwärzlich gefärbt hatte. Sand kam von der steilen Wand der Düne niedergestäubt, gleichviel, ob der Wind blies oder ruhte, und grub es ein; langsam, aber so sicher und unbezweifelbar, wie der Winter dem Herbste folgt.

Magusche sprang den Abhang hinunter, daß der lose Sand in kleinen Sturzbächen hinter ihr herrieselte; nun noch einen kleinen Bogen um den halb in Sande verwehten Kirchhof, und dann stand sie vor Adomas Bastic's Thür.

Adomas Bastic war Magusche's Vater, und die Thür war mit einer wunderlich dunkelblauen, traurigen Farbe gemalt, wie alle anderen Thüren und Fenster im Dorf, und da es Sonntag war, so war sie geschlossen, und Magusche mußte den hölzernen Riegel mit dem Strick aufziehen, was ein kleines Geräusch verursachte; so kam es, daß alle, die in dem großen Flur beisammen kauerten, sich nach ihr umsahen, als sie eintrat.

Ach Gott, was für ein Haufen von Menschen da beisammen war auf dem holperigen Estrich! Da war Adomas Bastic und Jons, sein jüngerer Bruder, die sahen einer aus, wie der andere, mit dickem, strohblondem Haar auf ihren runden Köpfen, rund herum glatt geschoren, — keine Spur von Bart, wie es sich an einem Sonntag gehört, — und hockten beide am Boden, und zwischen ihnen stand eine kleine Tonne, über deren Rand hingen sie die haarscharfen Lachsangeln, jede mit einem glitzernden Fischlein bespießt. Und da war Jons sein Weib, die das Feuer schürte, das am Boden hinter einem kleinen Lehmwall flackerte und seinen blauen Rauch hinaufsandte unter das Dach, wo die Netze hingen; und Jons seine Kinder, ein ganzes kleines Gekrabbel in einer Ecke, und dicht am Feuer „das Mütterchen", die Ahne, auf einem Strohstuhl zusammengekauert. Ihre rechte, runzelige Hand hielt sie über die flackernden Flammen, obgleich draußen die Juli-Sonne brannte; mit der linken drückte sie eine alte Streitaxt von grünem Stein, die der Wind einmal irgendwo aus dem Sande geweht, gegen ihre Wange, denn der Stein half gar gut gegen das Reißen.

„Ach Gottchen, ach jachen," sagte Adomas Bastic gerade zu Jons und spießte ein Fischchen, „wie ist Lachschen doch klüger als Mensch, Jonschen, mein Bester! Faß' Du an Buchchen mit schmutzige Finger und bring's Pforrer, wo ist Klügste von uns. Pforrer wird sehen, wird riechen Buchchen, — — wird doch nicht merken schmutzige Finger. Aber nimm Angel mit schmutzige Finger!! Ach Gottchen, — ach Gottchen, nicht Lachschen, nicht jüngstes, nicht dümmstes wird beißen!"

Und Jons nickte und Jeke nickte, und Mütterchen murmelte etwas in die rothen Torfflammen, was sicherlich eine Zustimmung bedeutete; da gerade klinkte Magusche die Thür auf, trat ein, legte die Schürze mit den blauen Stranddisteln, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Estrich zwischen die Ahne und das Tönnchen mit den Lachsangeln und sah dann über sie alle weg durch die offene Hinterthür in die blendende Sonne hinaus; recht wie jemand, der etwas angerichtet hat und nun thut, als ginge es ihn nichts an. Einen Augenblick war alles still.

Jeke, des Jons Weib, war die erste, die sprach.

„Magusche will heirathen," sagte sie und bückte sich, um die blauen Stranddisteln zu befühlen.

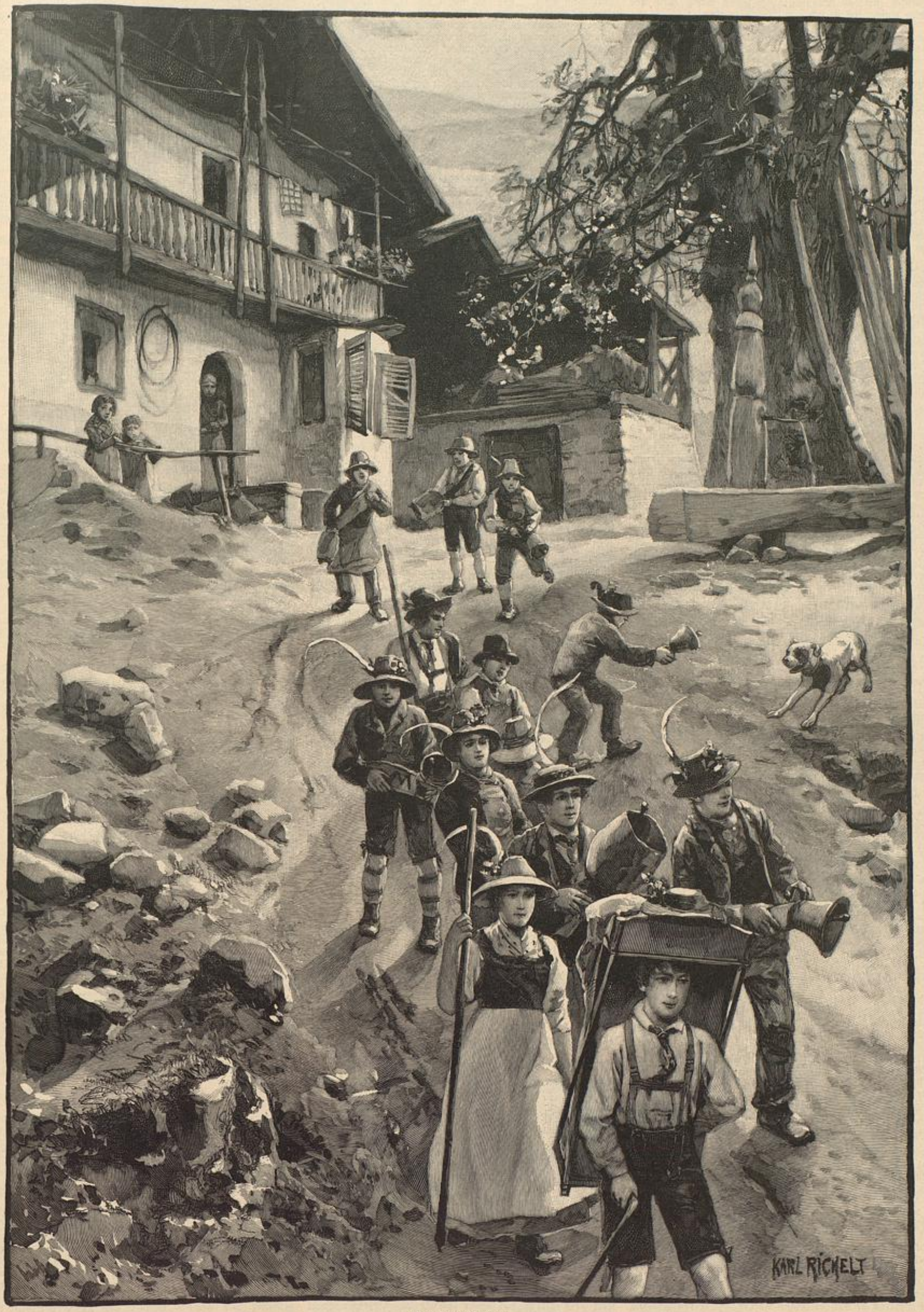
„Magusche will heirathen?" sagte die Ahne und rührte mit dem Bastschuh an die Disteln, daß sie raschelten, und dann schrieen die Kinder, wie ein Chor von kleinen Teufeln: „Magusche will heirathen!" stürzten sich auf das Mädchen, und die Mädchen heulten, und die Buben gaben ihr Rippenstöße, ganz wie es in der Ordnung war.

Adomas Bastic war lange still.

„Bist klug, Tochter," sagte er dann. „Mutter ist todt, Vater ist alt; sollst Mann haben. Es ist gut so, Magusche. Sollst auf September heirathen!"

Da setzte Magusche sich nieder auf den Estrich und begann von den blauen Stranddisteln zwei schöne Kronen zu flechten, eine größere und eine kleinere, jede in Form einer Glocke, und als Klöppel kam in jede eine schöne rothe Papierrose an einem Faden. Darunter wollte sie mit ihrem Bräutigam sitzen, wenn sie Hochzeit halten würde im September; das war so gewiß, wie daß die Düne das Dorf verschütten würde zu ihrer be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Grasausläuten.

Nach dem Gemälde von Karl Rickelt. — Siehe Seite 136.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stimmten Zeit, ob Magusche gleich keinen Schatz hatte und keinen wußte, den sie sich zum Manne begehrte.

Dafür war Jeke da, denn sie war Magusche's nächste weibliche Verwandte, und darum band sie sogleich ihr helles Kopftuch über ihre krausen rothen Haare, sowie sie nur ein wenig zur Besinnung gekommen war und sagte: „Ich gehe zur Karalene." Dann schob sie sich zur Thür hinaus mit blitzenden Augen, denn es war nicht oft, daß eine so jung wie Jeke dazu kam, einen Freier auszusuchen. Das thaten meist die Mütter. Aber Magusche's Mutter war todt.

Magusche sah ihr nach, wie sie die Dorfstraße entlang ging, denn Jeke hatte nur die untere Hälfte der Thür geschlossen. Und da die Straße nur das kleine Stücklein Strand bedeutete, welches das Haffwasser vor den Giebeln der Häuser frei ließ, so konnte man Jeke's grüne Rocksäume hin und her schwanken sehen, bis sie die Thür der Karalene aufklinkte und dahinter verschwand. Mochte wohl einen Augenblick lang durch Magusche's Kopf der Gedanke blitzen, wen von den jungen Burschen die Karalene für sie vorgeschlagen würde, und ob es einer vom Dorf sein könnte oder von Karwoiten oder von Perwelk oder Nidden oder gar von den großen Dörfern vom Festland, etwa von Paßlaidßen oder Tammowischken.

War aber äußerlich nichts davon zu merken. Ruhig flocht sie weiter an den Kronen von Stranddisteln, während Adómas Bastic und Jons die Fischchen spießten und einen Angelhaken zum andern legten. Keines sprach, nur die Ahne seufzte manchmal tief auf, wenn sie die grüne Steinaxt auf die kalte Seite wandte.

Was war denn da auch viel zu reden! Die Karalene würde schon alles machen. Ja, die Karalene! Das war eine Kluge! Karalene heißt Königin, und wenn je eines Menschen Name seine Bedeutung ausgesprochen, so war es hier, denn sie regierte das Dorf, ob sie gleich keine reiche Frau war, weil sie alles wußte, alles that und Rath für alle hatte.

Wenn ein Gewitter kam, während die Enten brüteten, so besprach sie die Nester, damit die Eier nicht vom Donner faulten; zog eine Windhose über das Haff (und das war nicht selten), dann stand die Karalene vor ihrer Thür und beschwor die Windhose, daß sie an den Netzen und Reusen des Dorfes keinen Schaden anrichte. Wenn einer starb im Dorf, so kam sie und goß Wasser rings um sein Bett, damit des Verstorbenen Seele nicht als Giftinne oder Vampyr zurückkehre und die Lebenden schrecke. Und wenn jemand heirathen wollte, wie Magusche, so wußte sie sicherlich den Passendsten auszusuchen. Darum waren sie so ruhig bei Adómas Bastic unter dem schwarzgeräucherten Strohdach: die Karalene würde es schon machen.

Es währte eine hübsche Zeit, bis Jeke zurückkam; aber das war selbstverständlich, denn Adómas Bastic war nicht nur Fischer schlechtweg, er war Fischerwirth, d. h. er hatte irgendwo dort in den Dünen, wo das Moor anfängt, ein Stückchen beackertes Land, auf dem Kartoffeln wuchsen und Rüben und dünner Hafer, und er hatte ein Pferd, — ja; da konnte die Karalene nicht sagen, wie bei den Fischertöchtern: „Nimm den Enskys oder den Kristauf!" O nein, für Magusche paßte nicht ein jeder, und darum sollte die Jeke spät am Abend noch einmal wiederkommen und ein paar fette Enten mitbringen und ein Bündchen Flachs, dann wollten sie noch einmal reden.

So thaten sie denn. Und am Sonntag danach kam der Bursch, den die Karalene vorgeschlagen, der hieß Lauras und war von Karwoiten. Er gefiel Magusche, und Magusche gefiel ihm, und so war die Geschichte abgemacht, und im September waren sie Mann und Frau.

Still und stolz war Magusche gewesen; nun wurde sie wie eine Lerche, denn sie hatte einen Schatz, und dieser Schatz war ihr lieber Mann, der Lauras. Sie hieß nun auch nicht mehr Magusche, sondern Laurene, d. i. des Lauras Weib, und es war gut, daß sie einen andern Namen bekommen hatte, denn sie war nun und nimmer dieselbe.

Wenn der Lauras mit Adómas Bastic aufs Haff sollte, um Aalreusen zu legen, so nahm er so lange Abschied von der Laurene, bis der Alte ungeduldig schimpfte; wenn sie in die See fuhren auf Lachse, saß Magusche schon stundenlang auf der Vordüne, ehe sie heimkehrten, und sie thaten, als wären sie jahrelang getrennt gewesen. Wie Kinder liefen sie des Sonntags Hand in Hand über die große Düne und warfen sich mit Sand; und wenn die Männer fort waren und Magusche war allein, dann vergaß sie, das Pferd zu füttern und die Enten aus dem Stall zu jagen, denn sie strickte an einer wollenen Jacke für den Lauras, weiß mit blauen Blumen und einem schönen kurischen Spruch in der Borte. Darüber verging ihr die Zeit am besten. Sonst hatte sie alles hingenommen, wie es gekommen war, aber seit sie den Lauras kannte, sollte die Zeit Flügel haben, wenn er draußen war, und Ketten, wenn er heimkehrte, und lauter so thörichte Dinge mehr.

Aber die Zeit kümmerte sich nicht um Magusche's Wünsche. Sie hatte genug zu thun, immer ein bestimmtes Stück von der Ewigkeit zur gesetzten Frist herunter zu haspeln, darum eilte sie, wie sie konnte. Dabei war nichts zu ändern, und so kam es, daß der Herbst da war, ehe sie daran dachten. Ein schöner, stiller Herbst, ohne Stürme und Unwetter, der den Espenbäumen die gelben Blätter so langsam löste, daß sie wie müde Schmetterlinge zu Boden sanken, ohne noch einmal aufzuflattern. Da lief Magusche mit Lauras ins Moor und half ihm Schlagnetze stellen für die Krähen, die sie zu hunderten fingen; kam wohl auch mitunter, daß ein Fischadler ins Netz fiel, der darin tobte, wie ein gefangener Held, sodaß sie ihn mit Mühe zu meistern vermochten, oder ein Elch trabte vorüber und verscheuchte die Krähen, sodaß sie von Anfang beginnen mußten. Adómas Bastic hatte auch Krähen gefangen, und Magusche hatte die Federn gesammelt und das Fleisch eingesalzen, wie sie jetzt auch that, aber sie hatte nicht gewußt, daß dies alles so lästige Arbeit sei.

Der lange, sonnige Herbst hatte das Haff flach gemacht, und es wimmelte von Fischen, und in jedem Haus hatten sie alle Hände vollauf zu schaffen mit Reusen legen und aufnehmen und Netze flicken und packen und fortschaffen der Aale. Gerade da bekam Adómas Bastic das Reißen und konnte am Abend nicht mit Lauras hinausfahren zu den Reusen; so ging Magusche mit.

Es war nicht weit von Sonnenuntergang, als sie ihr Boot durch das raschelnde Schilf schoben. Magusche stand hinten, und während sie mit der langen Ruderstange in den Schlamm stach, lachte sie den andern zu, die ihre Boote ebenfalls hinausschoben, um nach den Reusen zu sehen.

„Wie die Magusche eine andere geworden ist," sagten die Leute vom Dorf. „Sie thut nichts als lachen und singen," und sie sahen ihr nach, wie sie so hell und lustig in ihrem Boote stand und der Wind ihre grünen Rocksäume schwenkte. Und dann ruderten sie, einer hinter dem andern her, an den Platz, wo die Reusen lagen, und es war nicht viel überflüssige Zeit zum Sprechen, denn in dem flachen Wasser mußte ein jeder wohl darauf achten, daß er nicht festfuhr.

Lauras und Magusche waren den übrigen um ein weniges voraus, und sie schwatzten und lachten, wie sie meistens thaten, bis sie nicht weit von den Reusen waren. Auf einmal hielt Magusche mitten in dem Satz inne, den sie eben begonnen, und helles Zornroth überlief ihr Gesicht.

„Ei Lauras," sagte sie hastig, „sieh schnell, — sie sind in den Reusen!"

Der Lauras fuhr herum wie der Blitz, und dann tauchte er die Ruder ins Wasser und zog aus allen Kräften, denn mitten in ihren Reusen saß ein polnisches Holzboot festgefahren, und mit Stangen schoben und drückten die Polacken, um loszukommen und dabei zerrissen sie des Lauras Netze gar jämmerlich.

„Hol' Euch Satan, Flissacken, schafpelzige!" schrie Lauras wüthend und tauchte die Ruder ein, daß das gelbe Wasser hoch aufspritzte. „Heraus aus den Netzen, das sollt Ihr mir zahlen!"

„Wart', zahl' Dir schon, Kur', dummer!" sagte der Pole, der dem Lauras am nächsten stand, und ehe der sich's versah, sauste die Stange des Polen auf ihn nieder, daß er lautlos zusammensank.

Einen Augenblick war hüben und drüben alles wie erstarrt. Da rieselte ein kleiner dunkler Tropfen aus des Lauras Schläfe, der hob den Bann. Mit laut gellendem Schrei hob Magusche die lange Ruderstange, aber fluchend riß der Polenbaas seinen Knecht zurück. Da kamen die andern vom Dorf, und ihre flachen Boote umringten das Holzfloß, und die Stangen durchpfiffen die Luft und trafen mit helltönendem Klang aufeinander, während die Menschen brüllten, wie wilde Thiere. Es war eine Schlacht, wie zu Zeiten der Hansa, und sie endete damit, daß sie den, der den Lauras erschlagen, mit sich führten, ob die Polen sich gleich tapfer um ihren Landsmann balgten.

Sie hatten ihn mit Stricken gebunden, und nun lag er in seinem schmutzig grauen Schafspelz in dem Boot, das den andern voran den Weg nach dem Dorfe nahm, ganz zusammengeschnürt, wie ein Bündel. Die Mütze war ihm vom Kopf gefallen, sein struppiges, schwarzes Haar hing in zusammengeklebten Strähnen über seine Augen, sodaß man nicht viel von seinem Gesicht sehen konnte. Wenn er aber den Kopf bewegte, sodaß das Haar zurückfiel, so sahen seine Augen wild und unruhig darunter hervor nach dem Boot, das dem seinen folgte; und das war Magusche's Boot.

Sie stand aufrecht darin, und der Wind schwenkte ihre grünen Rocksäume, wie vorhin, da sie mit Lauras hinausfuhr; und da sie allein war und das Boot mit der Stange vorwärts stoßen mußte, so arbeitete sie hart und mit fliegendem Athem. Aber ihr Antlitz war weiß, wie von Stein, geworden, nur ihre Augen waren lebendig geblieben. Sie blitzten wie dunkler Stahl, und ihre Nasenflügel bebten, und jedesmal, wenn sie die Ruderstange aus dem Wasser hob, zuckte der Gefangene zusammen, denn ihre bebenden Hände, ihr fliegender Athem und die Funken, die aus ihren Augen sprühten, weissagten ihm nichts Gutes. Keinen Blick hatte sie für den todten Lauras, der mit seiner Jacke zugedeckt hinter ihr im Boote lag. Wie im Fieber, und doch weiß bis in die Lippen, stieß sie die Ruderstange ins Wasser und zog sie heraus, schneller, immer schneller und die Augen unverwandt auf den gerichtet, der ihr den Lauras erschlagen.

Doch sie war ein Weib und war allein, und das Boot, darin der Pole lag, regierten zwei Männer. Sie sahen sich nicht um nach Magusche, denn sie redeten miteinander von des Lauras jachem Ende, und ohne sich weiter zu beeilen, ruderten sie ihr Boot ruhig fort, wie sie es gewohnt waren, stetig und sicher. So kam es, daß Magusche's Boot erst an das ihre stieß, als sie das Schilf dicht am Dorfe erreicht hatten. Das gab einen dumpfen Stoß, und als die Männer sich umsahen, da sahen sie Magusche in ihrem Boote stehen, hoch und groß und mit weißem Antlitz, die Ruderstange mit beiden Armen hoch über ihrem Kopf erhoben, und während ihre Augensterne schwarzblau wurden, wie Gewitterwolken, ließ sie die Stange auf des Lauras Mörder niedersausen.

Das konnte keiner mehr hindern. Hätte auch niemand wollen, wenn er es selbst vermocht hätte, denn sie fanden: dies sei Magusche's Recht.

Danach sahen sie sie schwanken, wie einen Baumwipfel, den der Wind wiegt, ganz langsam, und dann fiel sie vornüber auf den Bootsrand, und wie eine Todte trugen sie sie heim zu ihrem Vater.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Kapitel über „Häusliche Kunst".

Von Theod. von Rommel in Deutz-Köln.

Schaudernd trat Else einen Schritt zurück, — wahrlich, diese Baumgruppe war prachtvoll gelungen: wie die lichte Birke sich so zart und duftig von der dunkeln Ulme abhob! Und daneben die Blutbuche, — einfach köstlich! Sie nahm ihren Platz vor der Staffelei wieder ein und begann, dem leicht untermalten Hirsch sein charakteristisches Gepräge zu geben.

„Wie wird Alfred sich freuen," dachte sie lächelnd, „diese Füllung für den Jagdschrank macht letzteren zu einem Prunkstück, um das ihn seine Kameraden und Jagdfreunde beneiden werden, — und um sein talentvolles Frauchen noch mehr — — —"

„'n Tag, Schatz, so fleißig?" Der hastig eintretende Hauptmann warf einen flüchtigen Blick auf die Staffelei, dann auf die Uhr. „Laß, bitte, gleich das Essen auftragen, — ich habe kaum eine Stunde Zeit und bin fürchterlich hungrig."

„Aber, —" Else schrak zusammen, „es ist erst ein Viertel nach zwölf."

„Um Ein Uhr Dreißig kommt der Rekruten-Transport aus Köln, — ich sagte Dir doch gestern, daß wir um zwölf essen müßten! Heda! Hiero—ny—mus!" Der Bursche stürzte herbei, um den staubigen Dienstrock aufzufangen und die „Strippen" unter den Stiefeln zu lösen. „Punkt eins den zweiten Rock und die besseren Stiefeln! Daß ein Paar anständiger, heiler Handschuhe da sind, verstanden?!"

Schuldbewußt eilte Else zu ihrem Nähtisch, dessen unterstes Fach einen Berg zerrissener Handschuhe versteckte, riß ein Paar heraus und flog in die Küche. „Anna, flicken Sie 'mal die Finger, — schnell, schnell! Ist das Essen fertig?"

„I wo denn!" sagte Anna erstaunt. „Gnädige Frau haben es doch auf halb zwei befohlen wie immer; ich wollte gerade den Braten beisetzen."

„Was thun? Der Herr will gleich essen.

„Hieronymus kann ja nebenan ein Paar Coteletten holen gehen, die sind gleich fertig."

Aber Hieronymus kopfschüttelte den Auftrag von sich ab. „Isch muß noch de Säbel putze, un in Stall muß isch au' noch!"

„Gehen Sie schnell, Anna!"

„Aber, gnädige Frau, die Handschuhe!" Anna fand es als besseres Mädchen unter ihrer Würde, mit dem Korbe auszugehen.

Else kam eine glorioſe Idee: sie ergriff den rohen Kalbsnierenbraten, säbelte einige Stücke davon ab und briet sie rasch auf offenem Feuer. „Ach Gott, die Kartoffeln!" — Sie waren noch nicht aufgesetzt.

„Donnerwetter! Wann kriegt man denn endlich sein bißchen Futter?!" tönte es aus der Eßstube.

O, er bekam um ein Uhr etwas zu essen, der arme hungrige Hauptmann! Geschmacklose Wassersuppe, schwarzgebratene Fleischstücke und halbgare Kartoffeln. „Hieronymus, schnell Brod, Butter und Käse!" — eine vernichtende Kritik!

Beim hastigen Umkleiden warf der Bursche mit dem schönen Namen die Terpentin-Flasche um und begoß die zweite Garnitur. Nun war Alfred's Geduld erschöpft: „Geschwind den besten Rock, Sie Heupferd! —" und: „Sei so freundlich, mit Deiner Malerei das Eßzimmer zu verschonen, — der Gestank macht Kopfweh, und das Dr . . . . zeug ruinirt die Kleider, — eine theuere Schmiererei! — Zum Teufel, kümmere Dich lieber um die Küche, daß man 'was Genießbares erhält! — —"

Ob die Abnahme des Rekruten-Transportes so lange dauerte, oder ob Hauptmann Hartwig seinem mißhandelten Magen im Restaurant Genugthuung bot, — er war um halb sechs noch nicht zu Hause, um welche Zeit Else sich seufzend entschloß, rasch den Café der Frau Landgerichtsrath Helmer zu besuchen.

„Liebste Frau Hauptmann, ich dachte schon, Sie hätten mich vergessen . ."

Die Damen waren alle im Boudoir der Hausfrau versammelt, einem geräumigen Eckzimmer mit hellem Erker, der zum Atelier umgewandelt war. Der ganze Raum zeigte einen Anstrich von gesuchter Genialität: die Tapete war kaum sichtbar vor allerlei selbstgemalten und -gebrannten Bildern, auch ausgetuschten Holzschnitten und Stahlstichen; Gips-Modelle bekrönten die Schränke. In der Ecke neben dem Erker beleuchtete eine in Kleineisen-Arbeit nicht übermäßig exact ausgeführte Ampel ein hohes, mehrtheiliges Gestell, dessen Wände gewagte Bronzemalerei-Blumen zierten, und dessen Fächer alle nur erdenklichen Handwerkskasten der schönen Künste füllten. Der Platin-Apparat, die Kerbschnitt- und Lederpunz-Werkzeuge, Gummiknetmasse, Papierblumen-Material, eine photographische Camera, ein Modellir-Carton für Gips-Reliefs, — und noch vieles andere fand sich vor.

Else unterdrückte einen Seufzer, — ja, andere Ehemänner hatten das Verständniß für die künstlerischen Bedürfnisse ihrer Frauen!

„O," lachte gerade die geniale Hausfrau auf eine diesbezügliche Frage, „hier ist mein Reich; mein Mann hat hier nichts zu sagen („wo anders auch nicht," flüsterte eine boshafte Nachbarin Else ins Ohr), er betritt meine „Raritätenwinkel" fast nie. Hier male, schnitze und brenne ich den ganzen Tag, bis ich müde bin; dann lese ich drüben noch ein Stündchen oder greife zu einer Handarbeit, — dabei vergeht die Zeit nur allzu schnell, das können Sie glauben!"

„Stört Sie nie der Haushalt?" wagte Else zu fragen.

„Der Haushalt? Der darf mich nicht stören. Jeden Sonnabend gebe ich meinen Leuten das Küchenbuch mit den täglichen Speisezetteln und sonstige Verordnungen, sowie das nöthige Geld, das sie zu verrechnen haben. Meine Haushälterin ließe es sich auch gar nicht gefallen, wenn ich in der Küche nachsehen wollte. Und für den hohen Lohn kann ich wohl verlangen, daß alles am Schnürchen geht."

„Ach ja, bei perfecten Leuten —"

„Und keine Kinder im Hause, — das Töchterchen ist doch noch im Pensionat?"

„Gewiß, dort bleibt sie auch noch zwei Jahre —"

Ein Gefühl von Neid stieg in Else auf, — wer es auch so gut hätte! Sie besaß kein Atelier, keine „perfecten" Leute, und ihr kleiner Curt plagte sie genug und zwang sie zum beständigen Aufpassen; wie böse war Alfred neulich gewesen, als der Bengel an einer Oelfarbentube geleckt und sich den Magen verdorben hatte!

Sie besah nur flüchtig das neueste Kunstwerk der glücklichen Gastgeberin: ein Fenster des Ateliers hatte eine Borte aus vergoldeten Streichhölzern erhalten, die weniger schön als merkwürdig aussah. Auf die staunenden und bewundernden Ausrufe sagte die Künstlerin bescheiden-stolz: „ja, sehen Sie, ich mache so gern aus nichts etwas und habe mir schon lange den Kopf zerbrochen, wozu man die abgebrannten Streichhölzer verwenden kann."

„Weggeworfen gefallen sie mir besser," flüsterte Else's Nachbarin.

„Hier übrigens mein letztes Werk." Die Frau Landgerichtsrath holte einen großen Gegenstand, der sich als Ofenschirm erwies. Er bestand aus einem mit zusammengenähten Seidenresten überzogenen Pappdeckel; diesen bunten Hintergrund, an dem alle Farben, außer Roth, vertreten waren, schmückte ein flott in Oel gemalter Mohnblumenzweig.

„Entzückend!" rief Else diesmal aufrichtig und mußte ihrer Nachbarin recht geben, die leise sagte: „Sehen Sie, das ist nun wirklich schön, — aber Mohnblumen in Oel sind das einzige, was sie thatsächlich kann; alles übrige ist Schund. Ich wollte, ich hätte ein Drittel der vergeudeten Zeit!"

Die Sprecherin war eine kleine magere Frau, die sich Else auf dem Heimwege anschloß und von ihren acht Kindern erzählte.

„Früher glaubte ich auch, zu den Berufenen zu gehören," sagte sie zuletzt, „ich habe als Mädchen sogar in der Kunstgewerbe-Ausstellung den großen ersten Preis erhalten für ein gemaltes und gesticktes Banner und wurde überhäuft mit Ehrenbezeugungen. Aber ich versichere Sie, seit ich verheirathet bin, habe ich den Pinsel nur zum Anstreichen von Dielen und Küchenstühlen benutzt und die Nadel zum Ausbessern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und Kinderkleider-Nähen. Und ich bin auch so glücklich, — ohne Ruhm!"

Else schauderte. —

Der Jagdschrank wurde nicht fertig; aber eine zwei Meter lange Leinwand, auf der sich rothe Kreidestriche herumtummelten, kündigte ihren Entschluß an, daß sie „mehr Künstlertrieb als Hausfrauen-Begabung" in sich spürte.

Alfred ging dem „widerlichen Gestank" aus dem Wege und erklärte, wenn er keine ordentliche Häuslichkeit fände, kehre er eben zu seinen Junggesellen-Gewohnheiten zurück.

Kurze Zeit darauf machte Else nach einem einsamen Mittagessen sich auf den Weg zu ihrer Cousine Marianne, die an einen Artillerie-Hauptmann Erich verheirathet war. Da die Regimenter in sich wohl einen regen, unter einander aber lauen Verkehr pflegen, sah man sich nicht allzu häufig.

Der Bursche in der Drillichjacke öffnete und bat um ihren Namen. „Einen Augenblick!" — er trat hinter die Glasthür, durchsuchte ein Notizbuch und sagte dann: „Die gnädige Frau lassen bitten!"

Erstaunt deutete Else auf das Buch: „Woher wissen Sie denn —?"

Der Soldat zeigte treuherzig das abgegriffene Notizbuch: „Da haben Frau Hauptmann alle Namen aufgeschrieben, die Besuche machen kommen und die Regeln: Sonntags wird stets angenommen, falls die Herrschaften zu Hause sind und keinen Gegenbefehl geben, wochentags nur zwischen fünf und sechs, falls — — Bei Verwandten," er machte eine Verbeugung, „immer annehmen, zu jeder Zeit, — die stehen extra, sehen Sie. Ihren werthen Namen habe ich noch nicht gekannt; die übrigen kenne ich beinahe alle auswendig. — Bitte, hier eintreten! — —"

„Das ist auch eine ‚häusliche Kunst'," dachte Else, der fürchterlichen Dummheiten des lieben Hieronymus sich erinnernd, der die Kochfrau in den Salon führte und den General wegschickte mit dem Bemerken: die gnädige Frau sei noch nicht angezogen.

In dem Kinderzimmer bot sich ihr ein reizendes Bild: Marianne saß im einfachen, netten Hauskleid malend am Fenster, neben ihr, ebenfalls eifrig beschäftigt, ein Junge von zehn und ein Mädchen von acht Jahren.

„Die reinsten Heinzelmännchen! Haltet Ihr denn keine Mittagsruhe?"

„So wenig wie Du," lachte Marianne, sie begrüßend.

„Wir arbeiten zu Vaters Geburtstag," erklärte Nina wichtig, und Karl hob stolz sein Schnitzmesser und deutete auf das vor ihm liegende Lineal. Dann holte er unaufgefordert einen Stuhl für die Tante und legte Arbeit und Werkzeug sorgsam in die Schublade. „Bubi ist wach," meldete er dann, hinter dem großen Bettschirm verschwindend, der das geräumige Zimmer fast in zwei Hälften teilte.

„So hole die Flasche, und dann marsch, in den Garten, — Du auch, Nina!" Die Kleine verzog den Mund, ging aber gehorsam.

„Du bist kategorisch."

„Wie wollte ich sonst die drei Kinder bändigen, mit dem einen Dienstmädchen! Ist auch gesund, wie kräftige Kost. Zuckerwerk verdirbt Magen und Charakter."

„Sei nicht so moralisch, sonst krieg' ich Katzenjammer."

„Ei, ei, — was hast Du angestellt?"

„Nichts. Aber — — — sag erst 'mal: Du malst und ‚künstlerst' doch auch?"

„Wunderschöner Ausdruck! Ja, ‚ich künstlere' auch, — sieh doch!"

„Reizend! was giebt es?"

„Einen Sessel für meinen Gatten; d. h. das Gestell ist alt und hatte früher eine von den unpraktischen Sammetstickereien. Nun soll diese Lederarbeit daraufkommen, — ist sie nicht von vornehmer Wirkung? Wenn man etwas Uebung hat, ist die Sache gar nicht so schwer."

„Was macht denn Nina dabei?"

„Sie flicht Lederstreifen zur Borte für Armlehnen und Rückwand."

„Großartig! Hat sie dazu Geduld?"

„Sie ist stolz darauf, — was denkst Du! Sieh hier, — wenn ich hiermit fertig bin, will ich eine superporte malen. Das Brett ist einer alten Kiste entnommen, und Nina hat die Grundirung geliefert."

„Unmöglich!"

„Oho! Ich mischte die Kreide- und Leimlösung, sie strich sie mit einem großen Pinsel auf; ich schliff ab, und sie grundirte diese schöne vom dunkeln Braun in hell-Lederfarben übergehende Schattirung."

„Das ist ein Talent!"

„Keine Spur, bloß ein Kind, das genau thut, was man sagt. Ich gebe ihr die fertig gemischten Farben, sie trägt sie in den angegebenen Zwischenräumen auf, und ich habe bloß noch mit dem Vertreiber zu arbeiten."

„Was sagt Henry zu Deiner Kunst?"

„Er ist entzückt davon. Durch ihn habe ich erst gelernt, wirkliche kleine Kunstwerke zu schaffen."

„Ach, alle anderen Männer scheinen Engel! Kann er Terpentin riechen und Siccatif?"

„Nein, da flieht er."

„Alfred auch! Wie machst Du's denn?"

„Ich male eben hier, im Kinderzimmer, das er nur vorübergehend betritt."

„Aber —"

„Die Kinder, meinst Du. Denen schadet ein bißchen Terpentin nichts; so viel ist's ja nicht, ich bin doch keine Berufsmalerin! Und dann, siehst Du, dies Fenster hat oben Gaze, kein Glas. Ich nahm wohlweislich den größten Raum mit drei Fenstern zum Kinderzimmer. An jener Querwand hinter dem Schirm stehen die drei Bettchen, — das Fußende nach der Mitte des Zimmers gerichtet. Jenes Fenster bleibt verschlossen, es beherbergt die Tannenbäumchen, die den Walduft imitiren sollen. Die kleinen Bettladen kennst Du, die habe ich eigenhändig auf weißem Tannenholz gebrannt und lackirt; ebenso die Kommode und die beiden Schränke."

„Ja, diese sind besonders entzückend, der eine trägt Bilder aus Dornröschen, der andere aus Aschenbrödel."

„Niedlich, nicht wahr? Und sehr praktisch; da Kinderkleider so kurz sind, ließ ich unten noch zwei Bretter einfügen, die prächtige Wäschefächer abgeben und später zu entfernen sind."

„Das runde Spieltischchen hast Du auch gebrannt und die Stühlchen! Ich erinnere mich, daß Karl sie zum zweiten oder dritten Geburtstag bekam; wie gut sich die Figuren und Thierchen gehalten haben."

„Ich will sie für Bubi doch noch 'mal frisch brennen."

„Aha, für das Nesthäkchen! — Was ist das für ein niedliches Sitzmöbel?"

„Das ist, — pardon! — ein ‚cache-pot', aber nicht für Blumentöpfe. Er besteht aus einer Kiste, deren Oeffnung nach vorn genommen wurde. Oben als Sitzgelegenheit ein Kissen, innen Tapete, ringsum rosa Cretonne mit bordeaux Band-Garnitur. — Unser Arbeitsplätzchen ist das große Podium, das unter den beiden Fenstern, worauf wir gemüthlich sitzen. Es hat genügend Schubladen für Spielsachen und so weiter. Hier mein Nähtisch," — sie hob die Platte, auf der sie arbeitete, ab, — „dort der Kinder Arbeitstisch."

„Gnädige Frau, der Herr Hauptmann sind erwacht."

„Brennt die Kaffeemaschine?"

„Zu Befehl, ja."

„Sagen Sie, wir kämen sogleich. Setzen Sie noch eine Tasse auf!"

„Hab' ich schon gethan."

„Sehr gut, — es freut mich, daß Sie selbständig denken."

Der Bursche grinste übers ganze Gesicht und verschwand.

„Herrgott, Du verstehst's! Mich lachten die Leute aus, wenn ich so schulmeisterlich mit ihnen reden wollte."

„Glaub' ich nicht, Elsi! Du mußt Dir nur angewöhnen, immer ruhig und gelassen zu bleiben, den Leuten erhaben, quasi älter zu erscheinen. Respect muß sein, deshalb freundlich, aber ein kleines bißchen von oben herab; dabei gleichmäßig ruhig, selbst wenn Du ihnen am liebsten etwas an den Kopf werfen möchtest."

„Ach, hast auch Du solche Gelüste?"

„Gehabt, — gewiß."

„O, ich werde sie nie los!"

„Marianne warf einen prüfenden Blick auf den Kaffeetisch, und klingelte.

„Josef, der Zucker fehlt."

„Aber er steht dicht neben Dir auf dem Büffet!" sagte Else.

Marianne lächelte. „Es ist nicht der eine Schritt dahin, den ich etwa scheue; es ist der Grundsatz, dem Gedächtniß des Burschen einzuprägen, was auf den Tisch gehört."

„Jawoll, an meiner Frau ist eine Lehrerin verloren gegangen," nickte Henry ernsthaft, „wie hat sie mich gedrillt, Elsi, — fabelhaft!"

„Ach, mein Mann läßt sich nicht drillen!"

„Meiner auch nicht," tröstete Marianne, „glaube ihm nur nicht! Das erste Jahr unserer Ehe quälten wir uns schrecklich, weil wir uns absolut gegenseitig „ziehen" wollten. Ich glaubte, heirathen heiße eben bloß „gnädige Frau" spielen, musiciren und malen nach Herzenslust und für das übrige Dienstboten sorgen zu lassen. Aber der böse Mann machte mir klar, daß Kochen, Haus und Leute regieren größere Fertigkeit und Geduld verlangt, als Malen und Klavierspielen. Ich lernte bei ihm, daß die Ehe nur bei einem geordneten Haushalt glücklich sein kann, und er lernte bei mir, daß die Frau nicht bloß Haushälterin sein darf, daß sie das einförmige Gleichmaß der Tage durch Kunst und Poesie schmücken soll, daß sie abwechselnd Kochlöffel und Pinsel, oder dergleichen zur Hand nehmen darf, — jedes zu seiner Zeit. Ich zeigte ihm, daß künstlerische Decorations-Gegenstände, die jeder Mann liebt, nicht kostspielig und „antik" zu sein brauchen, — er lehrte mich dafür, daß es unkünstlerisch ist, im Kleinen kleinlich zu sein. Hier, unterbrach sie sich, „sie selbst!" — sie nahm ein prächtiges Tambourin von der Wand, „darin siehst Du unser beider Lehren vereinigt. Dies ist eine Tortenschachtel, mit einem schönen glatten Fensterleder straff wie eine Trommel überspannt. Ich brannte eine römische Landschaft darauf, die dann, mit Lasur-Farben ausgemalt, wie eine Sepia-Malerei auf Sammet aussieht. Nun hielt ich es für fertig, aber Henry besorgte erst den rothen Holzrand ringsum und dann mit unendlicher Mühe die echten großen Schellen und den rothen Behang. Nun ist es charakteristisch und trotz des einfachen Materials ein Decorations-Stück von schöner Wirkung."

„Prächtig! das ist 'was anderes als die Streichholzfenster von Frau Helmer!"

„Siehst Du," rief Henry, „das ist auch so eine, die mich zur Verzweiflung bringen könnte! Die Losung der modernen Dilettanten ist: ‚aus nichts etwas machen,' — das Motto ist gut, aber was machen sie denn aus „nichts?" Wieder „nichts!" Oder nennen sie die tausend unnützen verstaubten Kinkerlitzchen „etwas"? Ich nicht! Was um seiner selbst willen da ist, muß schön sein, das sind Ziergegenstände. Aber schmutzige Ballblumen decoriren nicht mehr, aus bewickelten Haarnadeln mag ich keinen Photographie-Ständer, und wer den Platinstift nicht führen kann, hänge keine „ver"brannten, verzeichneten Bilder auf. Nur kein Schund! — Es ist schrecklich, wie darin gesündigt wird! Das ist gerade, als ob im Haushalt mit Margarine gekocht würde, oder der Mann nichts Anständiges zu essen haben sollte."

„Höre auf, Henry! Mit Deinen Vergleichen steht's gewöhnlich schlimm, — Deine Logik ist nicht weit her!"

„Ach was, ein Soldat braucht keine Logik! — Hab' ich nicht recht, Elsi?"

„Ich glaube, ja," sagte diese nachdenklich.

„Du glaubst bloß, — ich habe recht, sag' ich Dir! Die sogenannte häusliche Kunst besteht nicht in dem bißchen Malen und Decoriren, das man schließlich auch für Geld haben kann. Es ist ein gewisses Etwas, das die Räder der Haushaltsmaschine lautlos drehen läßt, das Wohlbehagen schafft, auch wenn die Frau nicht eigenhändig kocht oder malt. Die Kunst, eine Miethswohnung zum Heim zu machen, das ist die richtige „häusliche Kunst", — einerlei, ob die Frau Malerin von Fach ist, oder bloß Kochkünstlerin, oder in beidem Dilettantin; wer dies versteht, der verdient die große, goldene Medaille: das Glück!"

Else nickte und verabschiedete sich. Sie fand es äußerst schwierig, den richtigen Zeitpunkt für den Gebrauch von Kochlöffel oder Pinsel zu erfassen. Als sie zu Hause sah, daß Curtchen die Staffelei umgestürzt und sich ein Loch ins Köpfchen geschlagen hatte, ließ sie sämmtliches Malgeräth auf den Speicher schaffen und verfiel in das Extrem der „nimmerruhenden" Hausfrau. Da dies ihrer Unerfahrenheit nichts schadet, und allzugroßer Eifer nie übermäßig lange anhält, so ist zu hoffen, daß Hauptmann Alfred etwa nächstes Jahr seinen Jagdschrank erhält, ohne auf das Mittagessen verzichten zu müssen, und daß Frau Else auch noch einmal die goldene Medaille verdienen wird.

Nachdruck verboten.

Die Insurgentin.

Eine wahre Geschichte von Heinrich Foerster.

Zur Zeit meiner glücklichen Jugend kam ich zum ersten Male nach Kreta. Anläßlich der letzten Pariser Weltausstellung war ich in der französischen Hauptstadt gewesen und hatte in einem alten royalistischen Hause des Faubourg St. Germain die Baronin Marie Esperance de S., mit der ich seit langem in brieflichem Verkehre stand, persönlich kennen gelernt und die Einladung der in jeder Hinsicht bedeutenden Dame gern angenommen, sie im Herbst auf ihren kretischen Besitzungen zu besuchen. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils in Folge von Erlebnissen, die der Baronin das Bedürfniß nach ungestörter Einsamkeit nahelegten, und theils aus Interesse an Land und Leuten, das sie bei einem flüchtigen Besuche der südlichen Insel gewonnen hatte, pflegte sie seit Jahren den Winter und oft auch den Sommer auf „Kiriti" zu verbringen.

Mein damaliger kretischer Aufenthalt gehört zu den schönsten und leuchtendsten Erinnerungen, die ich besitze. Zum ersten Male nahm mich der Zauber einer südlichen Landschaft gefangen, wenn ich auf weiten Ritten durch die Berge streifte, oder wenn ich hinunter nach Canea fuhr, das farbenbunte Bild eines orientalischen Hafenplatzes, alle Tage aber verklärte die feinsinnige Gastfreundschaft einer Frau, deren Name in französischen, wie englischen Literaturkreisen gleich geachtet ist. Welch' eine Fülle interessanter Bekanntschaften drängte sich in jenen Tagen zusammen: die liebenswürdigen Damen des österreichischen General-Consuls, in dessen Hause eine echt österreichische Gemüthlichkeit herrschte, britische Kaufherren, ein Münchener Maler, Madame Liane Miramare, die brillantenbehängte, ewig Bonbons naschende Asiatin mit dem Firniß Pariser Eleganz, Sr. Excellenz der Herr Gouverneur Pascha, ein humaner, fein gebildeter Mann, der gute, dicke, athenische Pope, Fatime, die liebliche Tscherkessin, des Gouverneurs so und sovielte Gemahlin, Charis, das anmuthige Hirtenmädchen von Khalepa, die mir Führerin und Lehrerin ward auf meinen Forscherzügen in die blumigen Gefilde der uralten, kretischen Volkspoesie, — und Du vor allen anderen . . . Teresa mia!

Im vorigen Jahre kam ich wieder nach Kreta. Die glücklichen Jugendtage waren längst vorüber. Des Lebens bitterstes Leid hatte mich aus der Heimat getrieben, ein körperliches Leiden kategorisch nach dem Süden verlangt. Wie anders war alles geworden! Auch auf Kreta. Die Meisten meiner einstigen Bekannten fand ich nicht wieder. Nur der Kawaß der Baronin, ein schöner, stattlicher Armenier, der zu mir auf das Schiff kam, um sich meines Gepäcks zu bemächtigen, war derselbe, die unverändert Liebenswürdige und Gütige, die Baronin selbst, die mich in ihrem Dog-cart am Quai erwartete; freilich die Züge um den feinen Mund hatten sich verschärft, das schöne, volle Haar war grau geworden, aber sie scherzte, „Muß denn mit dem Schnee des Hauptes das Eis in des Menschen Herz treten!" Und leise fügte sie den Spruch aus ihrem Wappen hinzu: semper idem.

Wie einst auch begrüßte mich droben in der Villa Khalepa die, deren Gruß mich damals glücklich gemacht, — Teresa mia! Sie kam aus einer der unglücklichsten Ehen, die ich kenne, sie hatte Jugend und Lebenslust verloren. Als wir uns, beide fern dem Lande unserer Geburt auf fremder Erde, die Hand gaben, da waren wir wie zwei verirrte Kinder, die Heimweh haben und ohne Heimat sind.

Die Baronin hatte noch einige Gäste im Hause: einen englischen Vetter und ein befreundetes Ehepaar aus der Schweiz.

Obwohl es überall im Lande gährte, und man alle Tage von Zusammenstößen zwischen dem türkischen Militär und den sich in den Bergen versammelnden Aufrührerischen hörte, unternahmen wir doch Ausflüge, die uns für einige Tage von Hause fortführten. Es war wohl etwas kühn und wagehalsig, und wir sollten dafür mit einigen Stunden Angst bestraft werden. Wir hatten die letzte Nacht mehr romantisch als comfortabel in einem auf lieblicher Bergeshöhe gelegenen Castell verbracht, in dem eine kleine türkische Besatzung lag. Die Sonne kam eben herauf, als mich Flintenschüsse weckten. Eine kleine Schar Insurgenten hatte einen Ueberfall des Castells geplant und gewagt. Vorerst schützten uns die starken Mauern und die wohlgezielten, aus sicheren Schießscharten kommenden Schüsse unserer türkischen Wirthe. Trotzdem war die Situation auf die Dauer nicht ungefährlich. Man hatte diesen Ueberfall keineswegs erwartet, die Munition war knapp, die Insurgenten verhältnißmäßig in beträchtlicher Zahl und von einem fanatischen Muthe beseelt.

Das Schießen dauerte schon stundenlang. In der Nähe der Schießscharten athmete ich bereits die unangenehme Luft des Schlachtfeldes: Rauch und Pulvergeruch, Blutdunst und Schweiß. Da, — auf einmal schwiegen die Schüsse der Angreifer. Einen Augenblick herrschte unheimliche Stille. Man hörte unterdrückte Rufe, das Schmerzgestöhn der Verwundeten, das leise, letzte Schluchzen der Sterbenden, — und dann erscholl laut und gellend ein Wuthgeheul, ein Angstschrei aus allen Kehlen: die Insurgenten waren verloren! Eine ziemlich starke Escorte Gensdarmerie, die das Land durchzog, war, durch den Lärm angelockt, auf der durch den Wald geschützten Seite des Berges herangekommen und hatte die kühnen Angreifer umstellt: eine Salve, — — noch eine, — — — und eine dritte, — — — sie mußten sich ergeben.

Die Gefangenen wurden in sicheren Gewahrsam gebracht, den schwer Verwundeten halfen wir, so gut wir konnten, die Sterbenden und Todten bettete man im Schatten des inneren Hofes.

So war es Mittag geworden, die Sonne hinderte uns an der Fortsetzung unserer Reise, und wir beschlossen, erst gegen Abend unsere Pferde zu satteln.

Ich ging, mir noch einmal die Kampfstätte anzusehen. Da gewahrte ich plötzlich am Waldsaum drüben einen jungen Menschen. Seine Kleidung, die zur Hälfte aus Uniformstücken bestand, die Flinte über der Achsel, der Revolver im Gürtel, sagte mir auf den ersten Blick, daß er einer von den Aufrührerischen sein mußte.

Ich konnte nicht begreifen, warum er sich hier, wo ihm auf alle Fälle Gefahr drohte, herumtreibe. Ich rief ihn an, er hörte und kam näher.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er war ein ganz junger, auffallend hübscher Bursch, dem die kurze Jacke und das runde Käppi ein schmuckes Aussehen gab.

Ob ihn die Furcht jetzt nun doch scheu machte? Ich hatte Mühe einige Worte aus ihm heraus zu bekommen. Vielleicht war daran auch mein wenig schönes und sein sehr gebrochenes Englisch schuld, denn als ich ihn in der Sprache seines Landes anredete, wurde er zutraulicher. Er bat mich um meine Vermittelung. Er wünsche die Verwundeten und die Todten — dabei zitterte seine Stimme, als wolle sie im Schluchzen ersticken — zu sehen. Mit Hülfe der Baronin, die in den maßgebenden türkischen Kreisen Ansehen und Einfluß besaß, konnte ich ihm wohl zur Erfüllung seiner Bitte verhelfen; ich machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß es dann möglicherweise um seine Freiheit geschehen sein werde. Er bestand trotzdem auf seinen Wunsch.

Mir gefiel der junge Fremde; er war so hübsch, so sympathisch, seine Bewegungen so anmuthig, seine Art zu sprechen, so bescheiden, daß er im Fluge mein Wohlwollen gewonnen hatte. Ich that für ihn, was ich thun konnte.

Umgeben von einer Anzahl türkischer Soldaten, zwei Offizieren und der Baronin, die sich leicht auf Teresa Fromenti's Arm stützte, gingen wir zu der Arkadenhalle des Hofes, wo die Todten lagen. Der Fremde schien ruhig und gefaßt, und doch verrieth mir ein unruhiges Leben in den Fingern den hohen Grad seiner Erregung. Jeden der Todten sah er genau an, seine Lippen bewegten sich wie im stillen Gebet. Schließlich kamen wir an den Ort, wo wir den schönen, kraftvollen Mann gebettet hatten, welcher der Anführer der übrigen gewesen zu sein schien. Noch im Tode und obgleich er furchtbar zugerichtet war, lag auf seinen Zügen ein Ausdruck von Muth und Begeisterung. Ein Blick nur, — und der Fremde stürzte mit gellendem Schrei auf ihn zu. Er kniete neben ihm und sah ihn starr an, er faßte die blutige Hand, er küßte die kalte Stirn, — und dann kauerte er wieder neben ihm, als glaube er es doch noch nicht, daß es ein Todter sei, als müsse er warten, ob nicht das Leben zurückkehre.

Mit einem Male lachte er, erst leise, — und dann laut und kreischend, ein unheimliches, irrsinniges Lachen. Und nun fing er an, mit dem Todten zu sprechen, flüsternd, daß ich es nicht verstand, sanft, als wolle er ihn überreden.

Plötzlich dann sprang er auf. Sein erhitztes Antlitz überflog ein glückliches Lächeln, als er ein wenig zurücktrat und dann mit graziösem, tänzelndem Schritt wieder auf den Todten zuging. Es schienen mir die ersten Bewegungen eines Nationaltanzes zu sein, dem ich oft schon zugesehen hatte. Als er dem Todten gegenüber stand, zögerte er einen Augenblick, dann mit schnellem Entschluß ergriff er ihn und riß ihn empor mit einer ungestümen Kraft, die man der jugendschlanken Gestalt nicht zugetraut hätte, schwenkte ihn herum und tanzte mit dem leblos hin und her geschleiften Körper in rasender Drehung, bis der Todte seinen Armen entglitt und schwer aufschlagend zu Boden stürzte. Wie erstarrt stand der Fremde da.

Ein lähmender Schrecken hatte uns alle gefangen gehalten, jetzt siegte bei mir das Mitleid, das schmerzend mein Herz zusammenzog, und ob die Scene auch so grausig war, daß ich die Augen hätte schließen mögen, trat ich doch schnell auf den Unglücklichen zu.

„Haltet ein! Beruhigt Euch! Laßt dem Todten die Ruhe!"

Da flammte es in den schönen Augen jäh auf, die Adern unter der zarten Stirn schwollen, weißer Schaum netzte den hübschen Mund.

„Todt", rief er „Todt? Er ist todt? Ihr habt ihn getödtet — — Mörder seid ihr — — — Mörder!"

Und, den Säbel wild schwingend, drang er gegen uns vor. — Entsetzt wich ich zurück, die Offiziere sprangen dazwischen, der Säbelhieb eines Gensdarmen traf den Rasenden zu Tode, lautlos brach er neben der Leiche zusammen. Ich beugte mich zu dem Bewußtlosen.

Das Antlitz war kreideweiß, die Augen geschlossen, die schön geschwungenen Lippen wie durstend halb geöffnet.

Das Blut aus der breit klaffenden Kopfwunde strömte über die Schläfen, ich wollte es trocknen, stillen, fortwischen, da schlug er die Augen auf, klar und ohne jeden irren Ausdruck, seine Lippen bewegten sich.

Ich hielt mein Ohr an seinen Mund und fing das Wort auf, das er zweimal wiederholte: „Durst . . . . Durst . . ."

Ich winkte unserem Reitknecht und ließ mir meine Feldflasche reichen, in der ich noch etwas Genzaner Wein hatte.

Ich träufelte ein paar Tropfen auf die zitternden, heißen Lippen, dann kniete ich neben dem Unglücklichen und wollte dem zu Tode Getroffenen Jacke und Hemd lockern, — da fuhr ich erschrocken zurück.

„Mein Gott, — es ist eine Frau — —!"

Ein eigenthümlich seliges Lächeln ging über das sterbende Antlitz. In den qualvollen Schmerzen, die den feinen Kopf durchziehen mußten, lächelten die Augen wie verklärt.

Und leise und zart wie der Hauch eines Sommerabendwindes flüsterte der im Tode zuckende Mund: „Ja, — ich bin eine Frau . . . ." und nach einer Weile lauter, wie durchtönt von Glück und Jubel, und doch mit dem letzten Athemzuge des schwindenden Lebens verklingend: „Sein Weib . . . ." — — —

Als wir wenige Tage später auf dem Rückwege nach Khalepa waren, besuchten wir die Gräber der Gefallenen. Unter einem Hügel schlummern der Insurgentenführer und sein Weib, die Insurgentin.

Unsere kleine Gesellschaft war schon weiter geschritten, nur ich stand noch in wehmuthvollem Sinnen, und durch Zufall trat Teresa an meiner Seite. Wie im Selbstgespräch sagte ich, von dem Grabe Abschied nehmend: „Die armen Leute, von denen das Vaterland ihr Glück als Opfer forderte!"

Teresa hatte das schöne Haupt zur Seite gewandt. Ich fühlte es sozusagen, wie sie mit aufsteigenden Thränen kämpfte. Dann sah sie mich an, und während sich eine Thräne, einer Perle gleich, von den langen, dunklen Wimpern löste, sagte sie mit der ungestümen Leidenschaftlichkeit ihres südländischen Herzens: „Ich neide sie um ihr Glück! Sie ist für den Geliebten gestorben, sie hat ihn bis zum Tode besessen, das Bekenntniß zu ihm hat ihre letzte Erdenminute verklärt, der Tod hat sie vereint — ein glückliches Los!" Als habe sie zu viel gesprochen und als sei sie erschrocken über sich selbst, hielt sie plötzlich ein, langsam schritt sie den anderen nach.

„Teresa . . ." sagte ich leise und bang, und wenn sie mich noch einmal angeschaut hätte, ich hätte wohl das thörichte Wort gesprochen, das sich mir im Banne der Jugenderinnerung auf die Lippen drängte.

Aber der Wind, der von dem wunderbar leuchtenden Meer herwehte, entführte ihren Namen, sie mochte ihn nicht gehört haben. Mit gesenktem Haupte und müden Schritten ging sie weiter. Wir haben nie wieder von dem Grabe der Insurgentin gesprochen, nie wieder auch von dem, was wir begraben mußten.

Nachdruck verboten.

Grasausläuten.

Nach dem Gemälde von Karl Rickelt. — Siehe Seite 133.

Zu den Bräuchen und Belustigungen, durch welche das Landvolk seiner Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck verleiht, gehört auch das „Grasausläuten".

Vor Zeiten über das ganze deutsche Alpengebiet verbreitet, hat es sich jetzt fast nur mehr im tieferen Unterinnthal und Zillerthal erhalten. Wer am Georgi-Abend (24. April) durch eine der Ortschaften Schwaz, Vomp, Jenbach, Kramsach, Brixlegg, Breitenbach geht, kann diesem von der männlichen und weiblichen Dorfjugend arrangirten Zuge leicht begegnen.

Voran zieht der breitschultrige „Melker" mit dem herkömmlichen rußigen Sennerhemd und darüber gekreuzten rothen Hosenträgern. Auf dem Rücken trägt er die beim Aufzug zur Alpe übliche „Kopfkraxe", aus der hölzerne Milchschüsseln, eine dickbekrustete Mus(Brei)pfanne und ein eiserner Kochhafen schauen. Ihm folgen paarweise in taktmäßiger hopsender Bewegung die Buben mit den Schellen; den Schluß macht der in Lumpen gekleidete „Wurzengraber". Aus dem Rückkorb desselben gucken Graswurzeln, Kröten, Eidechsen und ähnliches grausliches Zeug. Die Stelle der „lustigen Person" vertritt der flinke „Hudeler", der mit seinem kohlschwarzen Gesicht allerlei Grimassen schneidet, mit einer großen Sennerpeitsche knallt und den zuschauenden Diendlen (Mädchen) das Gesicht mit seiner rußigen Melkerpfanne zu schwärzen sucht.

So geht der Zug unter ohrenzerreißendem Geschelle und Gejohle durch die Dorfgassen auf die Felder, wo man den Korb des Wurzengrabers wenn möglich mit blühenden Kirschbaumzweigen füllt. Auf weiten Umwegen kehrt man dann durch eine andere Gasse in das Dorf zurück. Darauf erhalten die Glocken- und Schellenträger, besonders von denjenigen Bauern, an deren Feldern der Zug vorübergegangen, Brod, Butter und Käse, hie und da auch Geld. Man glaubt nämlich, daß durch diesen lärmenden Umzug das Wachsthum, besonders der Wiesen befördert werde. Merkwürdig ist, daß nach dem „Grasausläuten" das Vieh nicht mehr auf die Wiesen getrieben werden darf.

In Fügen (Zillerthal) geht beim „Grasausläuten" ein alter Mann mit. Es ist dies zweifellos noch eine verblaßte Erinnerung an die Vorführung des „Kampfes zwischen Sommer und Winter", wobei letzterer durch einen alten Mann oder durch den Tod symbolisch vertreten wurde.

Früher wurde der oben geschilderte Brauch, der manche Aehnlichkeit mit dem salzburgischen „Kühetreiben" hat, auch von großen Burschen geübt; jetzt kommt dies unseres Wissens nur mehr hie und da, z. B. im unterinnthalischen Dorfe Breitenbach vor. Dann geht es allerdings nicht so solid her, wie bei den harmlosen Umzügen der Kinder, und das ohrenbetäubende Schellengeklirre, Johlen und Peitschenknallen, welches bis tief in die Nacht Gassen auf, Gassen ab und von Gehöft zu Gehöft hallt, hat etwas unheimlich Aufregendes. Doch ist man trotzdem im allgemeinen dieser altvererbten Volkssitte nicht abhold, wenn diese wilde Jagd auch manchmal im Gasthause eine kleine Rauferei als Nachspiel hat.

Nachdruck verboten.

Rosa Bonheur.

Nach dem Gemälde von Achille Fould. — Siehe Seite 132.

Wenn man die größten Künstler unseres Zeitalters aufzählt, so wird der Name der französischen Malerin Rosa Bonheur unter den ersten und besten genannt; ihre Gemälde sind sehr geschätzt, sie werden mit Gold aufgewogen, und es ist keine Seltenheit, daß ein Gemälde, — wenn überhaupt einmal eins zur Versteigerung gelangt, — mit Hunderttausenden bezahlt wird. Erst vor kurzer Zeit wurde das bekannteste Gemälde „Der Pferdemarkt" für eine halbe Million Francs verkauft.

Was die Gemälde der Künstlerin besonders auszeichnet, ist die Naturwahrheit aller Gestalten, die Einfachheit der Darstellung und ein poetischer Hauch, der über dem Ganzen liegt. Wenn der Künstlerin auch ein männlicher Zug, der sich besonders in der Darstellung von Pferden und Stieren offenbart, nicht abgesprochen werden darf, so schimmert doch meist das weibliche, weiche Temperament durch, und vielleicht ist gerade dieser Umstand die Ursache, daß ihre Gemälde einen so unendlichen Zauber auf den Beschauer ausüben.

Rosa Bonheur ist am 16. März 1822 in Bordeaux geboren; sie entstammt einer großen Künstlerfamilie, denn nicht nur ihr Vater, sondern alle ihre Geschwister waren Maler; sie besitzen fast alle einen gewissen Ruf und sind merkwürdigerweise auch alle Thiermaler. Rosa aber ist als Künstlerin die größte unter ihnen. Trotzdem der Vater in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, ließ er doch allen seinen Kindern eine sorgsame Erziehung angedeihen; von ihm erhielt auch Rosa den ersten Unterricht. Er hat das große Talent seiner Tochter frühzeitig erkannt, und gerade von ihr trennte er sich nur mit schweren Herzen, als seine Frau gestorben und er gezwungen war, seine Kinder in eine ländliche Pension zu geben, um selbst nach Paris ziehen und dort die Mittel zur Erhaltung seiner Kinder verdienen zu können.

Rosa hatte bei ihrem Vater so viel gelernt, daß sie auf eigene Hand weiter arbeiten konnte; sie besuchte die Viehmärkte und Schlachthäuser und machte dort emsige Studien. Die Eigenartigkeit ihres Berufes und der Verkehr mit rohen ungebildeten Menschen brachte es mit sich, daß sie sich der Männerkleidung bediente, trotzdem wurde sie aber von den Viehtreibern und Schlächtern häufig belästigt. Sie ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern behielt ihr Ziel fest im Auge, und mit der Zeit gelang es ihr auch, selbst den rohen Menschen durch ihre Kunst Achtung abzugewinnen, ja sie erzählt noch heute mit Stolz, daß sich mehrere Männer zu ihren Beschützern aufgeworfen hätten, und daß manche Schlägerei ihretwegen entstanden sei.

Im Jahre 1840 stellte Rosa zum ersten Male aus! Es waren zwar noch ziemlich unvollkommene Gemälde, aber sie fanden solche Beachtung, daß der Ruhm der jungen Künstlerin zu ihrem Vater drang, der sich darauf sogleich zu seinem Töchterchen aufmachte, um zu sehen, was sie geleistet habe. Im Jahre 1845 erhielt Rosa die Medaille dritter Classe. Großes Aufsehen aber machte im Jahre 1848 ihr Gemälde „Rinderherde in Cantal", für welches ihr die Medaille erster Classe zugesprochen wurde. Damit war ihr Ruhm begründet und ihre Zukunft für alle Zeit gesichert. — Die junge Künstlerin ist durch die ihr gewidmeten Auszeichnungen nicht geblendet worden, sie hat fleißig weiter gearbeitet, und es war ihr das höchste Glück, daß ihr Vater es noch erlebte, wie seine Tochter und Schülerin seinen Namen zu hohen Ehren brachte.

Heute lebt die Künstlerin auf ihrem Schlosse By in tiefster Waldeinsamkeit. Sie arbeitet noch immer, trotzdem sie sich ein großes Vermögen erworben hat, — aber sie malt jetzt nur zu ihrem Vergnügen. Neugierigen ist ihr Atelier streng verschlossen, nur Auserwählten gelingt es, Einlaß zu erhalten. Wer aber zu den Auserwählten zählt, der weiß die Liebenswürdigkeit der alten Dame mit den treuen Augen und dem schneeweißen Haar nicht genug zu rühmen. Heiter plaudernd sitzt sie arbeitend vor ihrer Staffelei und erzählt ein Erlebniß aus ihrer Jugend oder von ihrem Vater, nie aber davon, daß sie mit Auszeichnungen überhäuft wurde und sogar zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurde. — An eins muß sich der Besucher allerdings erst gewöhnen: die Künstlerin trägt im Atelier noch immer Männerkleidung. Sie sagt, daß diese ihr bequemer sei, wenn sie eine Leiter ersteigen, oder niederknieen müsse, sie fühle sich freier darin und könne besser arbeiten. Das wollen wir ihr wohl glauben; einer großen Künstlerin sieht man außerdem kleine Eigenthümlichkeiten gerne nach. H.

Nachdruck verboten.

Das Haus für Stelzvögel im Zoologischen Garten zu Berlin.

Von O. Günther-Naumburg in Berlin. — Siehe Seite 129.

Der Zoologische Garten zu Berlin hat in jüngster Zeit durch den Bau neuer, ebensowohl durch ihre entsprechende äußere Ausstattung, als auch durch ihre zweckmäßige innere Einrichtung bemerkenswerther Thierhäuser manche Verschönerung erfahren. Unter den neuerdings errichteten Gebäuden dieser Art verdient in erster Linie das seiner Vollendung entgegensehende „Haus für Stelzvögel" hervorgehoben zu werden. Dasselbe befindet sich gegenüber dem großen Vogelhause und erstreckt sich in einer Länge von ca. 50 Metern bis dicht an die südliche Straßenfront des Gartens. Die Architekten Kaiser und v. Großheim in Berlin, nach deren Plänen bereits mehrere neue Thierhäuser erbaut wurden, haben auch zu dem Stelzvogelhause den Entwurf geliefert; die Ausführung desselben liegt in den Händen der Berliner Firma Held und Franke. Das in japanischem Stil aufgeführte Gebäude besteht aus einem rechteckigen Mittelbau, an dessen Längsseiten sich gleichfalls rechteckige Seitenflügel anschließen; letztere endigen in einen kleinen Vorbau, durch welchen man in das Innere des Hauses gelangt. Das Mitteldach der Seitenflügel ruht auf einer Glasfenster-Galerie, welche nebst Spengler'schen Buckeldächern und seitlich angebrachten Fenstern zur Erhellung der einzelnen Räume dient. Die äußeren Mauern sind aus Fachwerk hergestellt, während die Innenwände aus massivem Mauerwerk bestehen. Verleihen schon die architektonischen Formen, vor allem die charakteristischen geschweiften Dachsäume, dem Gebäude ein ebenso eigenartiges wie gefälliges Aussehen, so wird der durch dasselbe hervorgerufene Eindruck durch die Farbenzusammenstellung wesentlich erhöht. Hellgrüne, glacierte Ziegel bilden die Eindeckung der Dachflächen, während First und Grat das gleiche Material in dunkelrother Farbe zeigen. Die Farbe des Holzes ist mit wenigen Ausnahmen gleichfalls dunkelroth und bildet besonders zu den hellfarbigen Wänden einen lebhaften Contrast. Die Portale sind mit Thierköpfen und Guirlanden, die Seitenwände eines jeden Vorbaues mit farbigen Blumen geschmückt. Zur Aufnahme der Thiere dient eine Reihe an den inneren Seitenwänden angebrachter Käfige, und zwar sind diejenigen der Fleischfresser durch Glas, die übrigen durch Drahtgitter verschlossen. Wasserbassins und sonstige Einrichtungen, welche die Lebensweise der Vögel erfordert, geben der inneren Einrichtung ein charakteristisches, der Heimat der ausländischen Bewohner entsprechendes Gepräge. Voraussichtlich werden die langbeinigen Herren dieses Hauses schon im Herbst ihre bisherigen Wohnstätten verlassen und das neue Heim in Besitz nehmen können. H. Düring.

Redactions-Post.

Antworten.

Besorgte Mutter in Plön. — Sie brauchen keine Angst zu haben, die Ringelnatter ist so harmlos und furchtsam, daß es erst vieler Kunststücke bedarf, sie überhaupt zum Zubeißen zu bewegen. Die Fälle, von denen Sie gehört haben, sind große Seltenheiten, und dann haben besondere Umstände dazu beigetragen, daß nach dem Bisse Vergiftungs-Erscheinungen beobachtet wurden. Im allgemeinen wird der Biß giftzahnloser Schlangen für ungefährlich gehalten, wenn aber trotzdem Vergiftungen vorgekommen sind, so glauben wir nicht, daß diese eine Folge des gereizten Zustandes der Schlange sind, — man nahm früher an, der Speichel der Schlange würde in gereiztem Zustande giftig, — sondern daß der Speichel von dem Schleim verschlungener Frösche vergiftet ist. Sie kennen doch die Thatsache, daß man sich eine Augenentzündung zuziehen kann, wenn der Schleim von einem Frosche zufällig ins Auge kommt.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¼ M. — Berlin und Wien, 15. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

Zwischen all dem wunderlichen Krimskrams einer todten Vergangenheit war's, wo das moderne Kind des neunzehnten Jahrhunderts die häßlichen Worte gesprochen hatte, welche Bernt Mussow in der Seele brannten und dort ein schmerzhaftes Wehgefühl zurückließen.

Er war angenehm angeregt gewesen. Dieser kleine Salon der Frau von Willberg, mit seiner Empire-Einrichtung von reinstem Stil, rief in ihm stets die Empfindung des Heimischseins wach, die Erinnerung an die eigene enge Heimat im lieben Norddeutschland, wo, neben der Pietät für den von Großeltern und Urgroßeltern überkommenen Hausrath, zugleich der Kultus der klassischen Kunst hochgehalten wurde.

Sie waren eben etwas altmodische Leute, die Mussow's, konnten sich nicht in die neue Zeit hineinfinden, wußten auch übrigens in ihrem fernab gelegenen Erdenwinkel nicht viel davon und sahen die Welt vom professorlichen Philologen-Standpunkt an. Es kam für sie fast einer umwälzenden Staats-Action gleich, als Bernt, der seine künstlerischen Studien auf der kleinen heimischen Akademie begonnen und vollendet hatte, nach München übersiedelte, wo sich ihm ein reicheres Feld für seine Thätigkeit zu eröffnen versprach und weitere Förderung durch das Studium der alten Meister.

Der Begriff „Münchener Kunst" umschloß für sie die klassischen Schätze der alten Pinakothek, sie umschloß aber auch Namen wie Feuerbach, Cornelius, Kaulbach und Piloty, und der junge Mussow rückte mit einem ganzen Berg tüchtiger Principien in die Musenstadt an der Isar ein, ging auch zuerst gerade und ernsthaft den vorgeschriebenen Weg und eiferte gegen die Neuerer, welche ihren jungen überschäumenden Realismus den ehrwürdigen Traditionen entgegenzusetzen wagten. Aber dann kam er doch hie und da mit diesen Neuerern in nähere Berührung. Das ungebundene Junggesellen-Leben führte sie zusammen. Mit der schnell aufflammenden Anschlußfähigkeit der Jugend schloß er Freundschaften ohne Berücksichtigung der künstlerischen Richtung. Er besuchte Ateliers und Sonder-Ausstellungen, die alles auf den Kopf stellten, was ihm bis dahin heilig gewesen war; er vernahm kecke aufrührerische Reden, bei denen ihm Hören und Sehen verging, und wenn er mit den neuen Freunden hinauszog, um Studien nach der Natur zu machen, kam ihm die Wahrnehmung, daß man eben diese Natur ganz individuell auffassen und in einer Weise zur Darstellung bringen könne, welche gewaltig von der Schablone abwich, durch deren Brille er die Dinge zu sehen gewohnt war.

Ehe er es sich versah, tappte er blindlings in den brandenden Wogen umher, welche der Kampf der neuen Schulen gegen die Vertreter der bisher allein berechtigten Kunstrichtung aufschäumen ließ. Ganz hülflos stand er da, wollte gern sich selbst getreu bleiben und vermochte doch nicht, sich dem Reiz zu verschließen, der in der freien Bahn lag, welche Jungdeutschland für sich beanspruchte.

Und heimlich versuchte er es in der Stille seines kleinen Ateliers, einmal nach dieser oder jener Manier, die ihn nun gerade beeinflußte, zu arbeiten, und wenn er sich ein paar Tage da hineingedacht hatte, ekelte ihn die eigene Arbeit an, daß er die Leinwand voller Wuth von der Staffelei riß und hinter den großen Renaissance-Schrank stopfte, den er sich als erstes Erforderniß eines Künstlerheims von einem Antiquar erhandelt hatte. Diese neue Manier lag in ihm nun einmal nicht, und dann versuchte er es wieder in der alten, auf der heimischen Akademie erlernten Weise, ohne daß es ihm besser gelang. Er war ganz unsicher geworden. So viel Neues hatte er im Verlauf der letzten Monate kennen gelernt, daß über all dem Kennen ihm das Können abhanden kam.

Dort hinter dem Schrank lag jetzt schon ein ganzes Häufchen solcher angefangenen Nachempfindeleien begraben, und immer wieder riß ihn jede schnell aufflackernde Begeisterung für irgend etwas Absonderliches in neue

Siehe den Artikel auf Seite 142.

Versuche hinein, ohne daß er doch so den Ausdruck für das zu finden vermochte, was als künstlerisches Empfinden in ihm nach Bethätigung seiner Ideen rang. Er konnte eben nicht über sich hinaus, litt unter der anerzogenen Correctheit und Begrenztheit der Auffassung. Alles, was ihm als groß und ideal für den Entwurf eines Bildes vorschwebte, mit dem er die Welt zu erobern gedachte, wurde klein und philiströs, sobald er mit correcter, gut geschulter Hand nach hergebrachten Regeln diesen Entwurf auf der Leinwand festzuhalten bestrebt war.

Darüber hatte er eine Jahres-Ausstellung vorbei gehen lassen, ohne es zu wagen, in die große Concurrenz mit einzutreten. Nun stand die zweite in Sicht, und immer hatte er sich noch nicht entdeckt, suchte haltlos nach einer Richtung umher, der er sich anschließen könne, während er doch noch mitten im Alten steckte. Es fehlte ihm eben der Muth, aus sich herauszutreten und, nach dem Vorbild von Jungdeutschland, mit kecker Hand die Welt mit einer neuen Schule, seiner eigenen Schule, zu beglücken. Die, aus welcher er hervorgegangen, haftete ihm an als etwas, von dem er sich nicht loszumachen vermochte, und mit Entsetzen sah er die Geldmittel, welche die liebevolle Vorsorge selbst nicht sehr begüterter Eltern ihm angewiesen, zusammenschmelzen.

Er hatte sich das so leicht gedacht, in der Kunst-Metropole Erwerbsquellen zu finden, und nahm mit Bestürzung wahr, daß rings um ihn her hunderte von jungen Künstlern erfolglos um die nackte Existenz rangen.

In all diesen Nöthen war ihm das Willberg'sche Haus, für welches er Empfehlungen aus der Heimat mitgebracht hatte, ein rettendes Asyl. Da konnte er sich wieder an dem Anblick des Alten, Hergebrachten, Gewohnten erquicken und stählen, denn das Willberg'sche Ehepaar hielt unentwegt an einer Kunst- und Lebensrichtung fest, welche ihren Jugendjahren Glanz und Schönheit gegeben hatten, wenn schon es freundlich die gastlichen Pforten allen öffnete, welche Gefallen daran fanden, mit frohen alten Leuten froh zu verkehren, ohne Ansehen der Person und der Strömung, der die Person angehörte. Da trafen sich denn die Anhänger der verschiedensten „Ismen" in friedlicher Geselligkeit, und hier war es, wo Bernt Mussow zum ersten Mal die Bekanntschaft von Fräulein Dora Sandel gemacht hatte.

Sie führte mit ihrer Schwester zusammen ein Atelier für Kunststickerei und Malerei, und daß dieses Atelier so gut ging und so reiche Einnahmen erzielte, lag wohl freilich in erster Linie an den genialen Entwürfen der blonden Dora, deren Schirme, Wand-Decorationen, Fächer und Kissen ihren Weg bis in die fernsten Welttheile hinein fanden, in zweiter Linie jedoch auch in dem Umstand, daß man sich schwer ein herzigeres Köpfchen denken konnte, als das ihre.

Förmlich Mode war es geworden, zu der schönen Kunstgewerbtreibenden zu wallfahren und von ihr Bestellungen ausführen zu lassen, welche man einer ebenso begabten, aber weniger hübschen Concurrentin schwerlich gemacht hätte. Und als praktisches Kind ihrer Zeit nützte sie diese Mode aus und verlangte und erzielte Preise, die es ihr ermöglichten, nicht allein auf dem angenehmsten Fuß zu leben, sondern auch ein kleines Vermögen zurückzulegen.

Das gab ihr ein ungeheueres Selbstbewußtsein; und das Gefühl, auf eigenen Füßen zu stehen und die jungen Künstler ihrer Bekanntschaft überflügelt zu haben, ließ sie mit einem starken Uebermuth, der zuweilen in verächtliches Unterschätzen ausartete, auf jene herabsehen.

Natürlich war sie Frauenrechtlerin, und obwohl ihr nicht ganz klar schien, was sie in ihrer bevorzugten Lage eigentlich damit zu erreichen strebte, fehlte sie doch auf keiner der zahlreichen Frauen-Versammlungen und rechtelte das ganze Jahr hindurch munter mit, wobei sie es sich angelegen sein ließ, ihr Haar kurz zu scheren, daß es sich nur oberhalb der weißen Stirn wie ein seidenweiches goldenes Bürstchen emporbäumte, und ein gewisses männliches, etwas burschikoses Wesen zur Schau zu tragen. Auch der Reform-Kleidung nahm sie sich mit Eifer an, weil diese weichen, weiten, wickelnden Gewänder ohne einschnürendes Mieder vortrefflich zu ihrer biegsamen Gestalt paßten. Die Rechtlerei kleidete sie alles in allem gut, wie etwa ein gewagtes Pierrette-Kostüm; doch wies sie energisch jeden Verdacht des Gefallenwollens von der Hand und erging sich in einem Ton scharfer Gehässigkeit, wo von den Männern im allgemeinen als Princip die Rede war, das bekämpft werden müsse, während sie im Einzelfall entschieden nachsichtiger schien.

Mit diesem Persönchen traf Bernt Mussow also im Willberg'schen Hause zusammen, und das herzgewinnende Lächeln, das die blonde Sirene für jeden in Bereitschaft hatte, bethörte den jungen Mann, welcher noch in den altmodischsten Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter zu einander befangen war.

Sie sprach auch sehr verständig über Beruf und Arbeit und schien so vertrauenerweckend, daß Bernt schließlich nicht umhin konnte, ihr sein Herz auszuschütten und ihr von seinen künstlerischen Nöthen und Zweifeln Mittheilung zu machen.

Jeden weniger unbefangenen Menschen würde der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ironische Ausdruck stutzig gemacht haben, mit welchem Fräulein Dora ihn anhörte, doch er bemerkte das nicht einmal, sprach sich in eine schöne Wärme hinein, die sein Gesicht röthete, und seine Offenheit gab ihm etwas knabenhaft Liebenswürdiges. Sie betrachtete ihn schließlich mit einer gewissen nachdenklichen Aufmerksamkeit, die er für Theilnahme hielt, während die junge Dame doch nur überlegenes Mitleid mit der Schwäche und Haltlosigkeit der Männer empfand, die sich ganz mit Unrecht das starke Geschlecht zu nennen beliebten.

„Wie gut Sie sind!" sagte er endlich und hob seine wirklich schönen, beredten Augen dankbar zu den ihren. „Da hören Sie nun schon eine halbe Stunde geduldig meine Jeremiaden mit an."

„Oh, keine Ursache!" entgegnete sie obenhin und schämte sich ein bißchen vor seiner Treuherzigkeit. „Es hat mich sehr interessirt, — wirklich sehr."

„Es geht doch nichts über weibliche Herzensgüte! Ja, ja, ich sah es auf den ersten Blick, daß Sie ein warmer, mitfühlender Mensch sein müßten. Darin kenne ich mich aus."

Beinahe hätte sie ihm ins Gesicht gelacht. Doch seine Zutraulichkeit gefiel ihr eigentlich, und da sie merkte, daß sie auch seinen Augen wohlgefällig sei, ließ sie alle ihre kleinen Künste der Cocetterie spielen, in denen sie, wenn sie wollte, trotz aller Rechtlerei Meisterin war, und verdrehte dem armen Jungen ordentlich den Kopf.

Während des allgemeinen Aufbruchs trat er zu ihr heran und fragte ehrerbietig, ob er sie heimgeleiten dürfe.

„Warum denn?" fragte sie sehr verwundert.

„Nun, ich meine doch, einer jungen Dame kann es nicht angenehm sein, abends allein durch die Straßen zu gehen."

Sie lachte gerade heraus und warf den Kopf auf.

„Ich bin durchaus in der Lage, mich selbst zu beschützen und Belästigungen abzuschütteln."

„Trotzdem möchte ich um die Erlaubniß bitten."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich kann Sie nicht hindern, mit mir den gleichen Weg zu gehen."

Er war überglücklich und schritt durch die menschenüberfüllten Straßen mit einer Ehrerbietung neben ihr her, die beinah etwas Feierliches hatte.

Das machte sie ungeduldig.

Es wäre ihr ein Triumph gewesen, wenn er zudringlich geworden wäre und ihr Gelegenheit gegeben hätte, ihn gehörig abzufertigen und sich dann ihres leichten Sieges und ihrer Sicherheit in der Handhabung unverschämter Männer zu freuen. Wie artig und wohlerzogen er war! Das paßte gar nicht in ihren Kram. Es war entschieden ihre Pflicht, seine innerste, wohl nur maskirte Abscheulichkeit ans Licht zu bringen, um dann sagen zu können: „Seht, so sind die Männer. Wir Frauen sind doch bessere Menschen!"

Mit süßem Lächeln reichte sie ihm vor der Thür die Hand und dankte ihm für die Begleitung, und als er hastig fragte, wann und wo er sie wiedersehen werde, erfuhr er, daß sie jeden Montag bei Frau von Willberg den Thee zu nehmen pflege.

Das schrieb er sich hinters Ohr, und von da an hatte das Willberg'sche Haus keinen glücklicheren Stammgast an den Montagen als Bernt Mussow.

Es war an diesen Tagen zuweilen ein wenig einsilbig hergegangen. Die Gesellschaft bestand aus bunt zusammengewürfelten Elementen, welche gerade um dieser Buntheit willen Gesprächs-Themata vermieden, die geeignet schienen, die heterogenen Geister aufeinander platzen zu lassen. Jetzt hatten die Leute ihre Freude an den kleinen Scharmützeln, welche zwischen Dora Sandel und Bernt Mussow allwöchentlich an dem gastlichen Theetisch stattfanden.

Er war bestrebt, ihr die idealen Anschauungen zugänglich zu machen, in welchen sein Innerstes wurzelte und die einer Zeit angehörten, mit welcher die heutige Jugend nichts mehr anzufangen weiß. Bernt sprach logisch und klar und führte einen Schatz gediegener Bildung ins Treffen, mit dem Dora nicht Schritt halten konnte, weil ihr von Hause aus diese gründliche Vorbildung fehlte. Sie hingegen suchte ihn zu ihren ultramodernen Principien zu bekehren, und hierbei kam ihr zu statten, daß sie durch glänzende Einfälle und natürlichen Witz, welche alle Mängel ihrer Theorien und Einwände verdeckten, eine nicht zu unterschätzende Gegnerin war und die Lacher oft genug auf ihrer Seite hatte.

Bernt blieb aber immer in den Grenzen achtungsvoller Ritterlichkeit, er sah das schonungsbedürftige Weib in ihr, dessen reizenden Capricen Rechnung getragen werden müsse.

Gerade das reizte Fräulein Dora auf das äußerste. Sie wollte nicht geschont werden, wollte als ebenbürtige Gegnerin für voll angesehen werden, und ihre Ausfälle wurden um so heftiger, je länger sie auf die erste unehrerbietige Aeußerung warten mußte, die ihr Gelegenheit gegeben hätte, über die Brutalität der Männer Zeter zu schreien.

„Was wissen Sie denn von Idealismus?" rief sie eines Tages geringschätzig, als sie von dem Gegner stark in die Enge getrieben worden war. „Sie tappen selbst noch umher, wie der Blinde unter den Farben, haben noch nicht einmal eine eigene künstlerische Richtung. Worin besteht denn Ihr künstlerisches Ideal? So sagen Sie's doch! Das ist das allein Maßgebende. Mit Ihren allgemein gehaltenen Phantastereien werden Sie keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken, geschweige denn, uns zu Ihren Ansichten bekehren können. Das, was man in seinem Beruf ist, das ist man auch im Leben."

Er verstummte. Sie hatte da eine Wunde berührt, von der sie wohl selbst nicht ahnte, wie schmerzhaft sie sei, und ganz rücksichtslos öffentlich zur Sprache gebracht, was er ihr, ihr allein, in einer Anwandlung spontanen Vertrauens an jenem Abend ihres ersten Zusammenseins mitgetheilt hatte.

Im Augenblick reute sie das übermüthig Hingeworfene, weil sie sah, daß er darunter litt. Aller Augen richteten sich neugierig auf ihn. Sie hatte ihn geradezu an den Pranger gestellt, und ein leises Bangen, wie er es aufnehmen werde, bemächtigte sich ihrer.

Bernt faßte sich schnell. Er wollte der Tafelrunde nicht das Schauspiel einer Niederlage geben, wollte wenigstens einen geordneten Rückzug antreten, und sich vor seiner Gegnerin verbeugend, sagte er, wenngleich mit zornbebender Stimme: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Ich bin wirklich nicht in der Lage, mitreden zu können, wo so gewichtige Kämpferinnen, denen die Kunst der ideale Selbstzweck ist, und welche deren berufenste Vertreterinnen sind, in die Schranken treten."

Nun lachte alles auf Dora's Kosten, denn sie hatte es oft genug ganz naiv ausgesprochen, daß ihre Kunst nach Brod gehe und sie das Handwerk nur betreibe, weil es für sie einen goldenen Boden habe.

Sie ärgerte sich umso mehr, als er ihr keine Gelegenheit mehr gab, die Scharte auszuwetzen, sondern von Redouten und ähnlichem Unsinn zu sprechen begann, als sei sie keiner ernsthaften Unterhaltung werth. Auch stand er bald danach auf und empfahl sich, ohne ihr das Anerbieten zu machen, sie wie sonst heimzugeleiten.

Bernt war innerlich erregter, als er sich den Anschein gab. Eine förmliche Wuth hatte ihn gepackt, gegen sich selbst, gegen die blonde Feindin, von deren Zauberbann er nicht mehr los konnte, und die ihn doch so erbarmungslos quälte.

Recht hatte sie. Wie durfte er von Idealen sprechen, er, der noch nicht einmal das eigene künstlerische Ideal gefunden hatte? Ein elender Stümper war er, weiter nichts! Als er zu Hause angekommen war, warf er sich verzweifelt in den vor der Staffelei stehenden Holzstuhl und betrachtete seinen neuesten Entwurf, einen stillen Weiher mit Abendstimmung und untergehender Sonne, welche durch braune Kiefernstämme leuchtete. Er hatte die Studien dazu im verflossenen Herbst fleißig nach der Natur gemacht, nun es aber galt, das Gemälde auszuführen, konnte er sich wieder nicht von den Einflüssen befreien, welche ihn immer, ohne daß er es recht merkte, gefangen nahmen. Das war alles so nachempfunden, halb Uhde'sche Staffage, halb Hofmann'sche Manier!

Alle Lampen und Kerzen, die in seinem Bereich waren, zündete er an, um das halb vollendete Machwerk einer genauen Betrachtung zu unterziehen. Und in diesem grellen und unerbittlichen Schein kam es ihm stümperhaft und elend vor. Das war nicht das, was er gewollt. All sein Können verkroch sich in der unselbständig nachempfundenen Manier, sobald er Stift und Pinsel zur Hand nahm. Er erinnerte sich genau der reichen warmen Empfindung, die ihn beim Anblick eben jenes Weihers in der großen farbengesättigten Natur durchfluthet hatte, des schönen starken Wollens, das er gehabt. Was war von alledem geblieben, was war daraus geworden? Ein Stück Leinwand, zwei Meter im Geviert, mit blaß verschwommenen und doch kleinlichen landschaftlichen Formen darauf, ohne Stimmung, ohne Kraft.

Ja, wenn er hätte zu dem Alten zurückkehren können, zu der Schule, aus der er hervorgegangen war! Aber er steckte zu tief drin in dem Neuen, hatte zu viel Fremdartiges gesehen, in dem er sich noch nicht zurecht zu finden vermochte, hatte sich arm daran gesehen und wußte nun nicht mehr aus noch ein.

Und darauf, auf diese seine Kunst, seine daheim von allen gepriesene Begabung hatte er eine Existenz bauen wollen? Er hatte glauben können, daß es ihm beschieden sein werde, den Lorbeer um seine Stirn zu winden und eine hervorragende Stellung unter den Zeitgenossen zu erringen? Lächerlich! Es blieb ihm wahrhaftig nichts übrig, als den Farbenkasten zuzuklappen und zu erklären: „Ich bin nichts und kann nichts!"

Doch was dann? — Ja, dann hatte er eben Schiffbruch erlitten und seine moralische Insolvenz eingestanden. Er war zu alt, um noch vollständig umsatteln zu können. Mit sechsundzwanzig Jahren ist man nicht mehr jung genug, um eine neue Berufswahl zu treffen, zu welcher die Vorstudien fehlen. Sein ganzes Herz hing außerdem an der Kunst. Von Klein auf hatte er nur für sie Interesse gehabt, die ihm jetzt schnöde den Rücken wenden zu wollen schien, in dem Moment, wo er sich ihr mit Leib und Seele zu eigen gegeben.

Da hatte er nun wochenlang von früh bis zur Dämmerung seinen ganzen Fleiß eingesetzt, und mit einmal öffneten ihm ein paar übermüthige Worte die Augen über sich und seine künstlerische Unfähigkeit, gerade als er sich mit der Hoffnung trug, einen großen Wurf thun zu können, der seinen Namen mit einem Schlage bekannt machen und ihm die Möglichkeit geben sollte, sich eine sichere Existenz aufzubauen, die er mit jemand theilen konnte. Denn darüber war er sich ganz klar, daß eine neue, mächtige Triebfeder des Vorwärtsstrebens mit der Liebe zu Dora Sandel in sein Leben getreten sei. Als reifer, fertiger, überall anerkannter Künstler wollte er vor sie hintreten und um sie werben. Er war bis zur Tollheit vernarrt in sie, vermochte sich ein Leben, in dem sie keine Rolle spielte, gar nicht mehr auszudenken, und bei allen ihren stachligen kleinen Bemerkungen überkam ihn jedes Mal das Verlangen, diesen spottenden Mund durch heiße Küsse zum Schweigen zu bringen, sie, die so eitel auf ihre Berufsleistungen war, den höchsten und schönsten Beruf des Weibes zu lehren.

Das war nun alles vorüber. Ihre vorhin ihm hingeworfene Herausforderung war herzlos und grausam gewesen und hatte ihm gezeigt, daß sie nichts für ihn empfand, — gar nichts. Eine trostlose Oede schien sich vor ihm aufzuthun, in der er keinen Lichtstrahl sah, nichts, was ihm etwa eine Hoffnung für die Zukunft lassen konnte.

Und er saß vor seinem unfertigen Bilde und starrte es mit immer trüber werdenden Augen an. Nein, das war nicht der große Wurf, von dem er geträumt. Daraus konnte in aller Ewigkeit nichts werden. Die Individualität fehlte ihm und damit die Befähigung zur Meisterschaft.

Die Kerzen brannten herunter, lang waren sie ja ohnehin nicht gewesen; jetzt erloschen sie, eine nach der andern, auch die eine der beiden Petroleum-Lampen ging aus; ein übelriechender Qualm erfüllte das Zimmer.

Bernt erwachte aus seinen trostlosen Träumereien, strich sich mit der Hand über die Stirn und wollte nach der Uhr sehen. Sie war stehen geblieben, der Zeiger wies noch auf zehn Minuten vor Vier. Emporspringend ging er zum Fenster hin, hinter dessen Vorhängen es hell wurde, da hielt der junge Tag seinen Einzug, und Bernt sah mit seinen überwachten Augen und seinem müden Herzen in das herrliche Morgenbild hinaus.

Noch traumumfangen breitete sich die große Stadt, in weißliche Nebelwolken gehüllt, vor ihm aus, und aus den wogenden Schleiern tauchten die Kronen der Bäume am Karlsplatz mit bräunlich schwellenden Knospen, glänzend und tropfend von Feuchtigkeit empor. Es lag etwas Geheimnißvolles in diesem wallenden Dunstmeer, das sich weich und weiß um die Dinge legte und deren Formen aufzulösen schien, sodaß die Häusermassen ringsumher geradezu gigantisch aufragten. Dann glänzte hier ein Fenster auf und dann dort, mit plötzlichem feurigem Leuchten. Die große Lichtspenderin Sonne war, wenn auch selbst den Städtern noch unsichtbar, in ihr Recht getreten, und am mattgefärbten Himmel begannen leichtsinnige Morgenwölkchen ihr Spiel mit dem beweglichen Südost.

Bernt sah dies alles vom Atelier-Fenster an. Seine Hand umkrampfte noch immer den Vorhang, den er unwillkürlich zurückgezogen hatte. Ja, wer das so malen, wer das festhalten konnte! Das war Stimmung! Das war Natur! Doch ihm würde es in aller Ewigkeit nicht gelingen, so viel stand fest. Und aufseufzend wandte er sich in den noch halb dunkeln Raum zurück, in welchem die einzige noch brennende Lampe einen gelben blassen Fleck bildete, welcher erfolglos gegen das allmählig eindringende Tageslicht ankämpfte. Er besaß nicht einmal mehr so viel Energie, sie zu löschen. Mochte sie doch von selbst ausgehen, wenn sie wollte. Nur schlafen wollte er, nichts mehr denken!

Und er warf sich auf das Bett, das mitsammt dem verhüllenden Wandschirm eine Ecke des Ateliers einnahm, und begrub das Gesicht in die Kissen.

Doch auch der Schlaf, der ihn einige kurze Stunden hindurch bis zum Klopfen der Putzerin umfing, vermochte nicht, seine Lebensgeister zu frischer Schaffensfreudigkeit neu zu erwecken. Wie zerschlagen fühlte er sich an Leib und Seele, und statt des frohen Eifers, der ihn sonst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jeden Morgen von der brodelnden Kaffeemaschine fort an die Staffelei trieb, fühlte er nichts als stumpfsinnige Leere in sich, die ihn thatenlos auf den alten wackeligen Divan streckte.

Da lag er stundenlang, die Arme über dem Kopf verschränkt, und grübelte finster vor sich hin. Und der Tag verging. Er konnte den Entschluß nicht finden, zum Essen zu gehen. Der Gedanke an das lustige Geschwätz der Kameraden am gemüthlichen Stammtisch in der dunkeln Ecke des Restaurants, wo sie ihre Mahlzeiten gemeinsam einzunehmen pflegten, war ihm unerträglich. Sie alle sprachen von ihrer Arbeit, ihren Aussichten. Dieser und jener hatte sogar lohnende Aufträge. Sie standen eben auf eigenen Füßen oder besaßen doch wenigstens ihren festen künstlerischen Standpunkt. Nur er allein brachte nichts vor sich, weil er über sich hinaus gewollt und sein Können überschätzt hatte.

Heimlich, wie ein Geächteter, schlich er mit dem sinkenden Abend in die Straßen und suchte auf Umwegen ein weit gelegenes Wirtshaus auf. Der Hunger trieb ihn hinaus. Noch hatte er ja Geld. Noch war er der Pensionär seiner Eltern. Unwillkürlich lachte er bitter auf. Ja, das würde er wohl in alle Ewigkeit bleiben. Er war nicht der Mann dazu, sich eine Existenz zu gründen, eine eigene Familie mit seiner Arbeit zu ernähren. Und wie er die Theresienstraße kreuzte, deren elektrische Kugellampen schnurgerade, eine hinter der anderen, in der Perspective zusammenflossen und sich anscheinend zuspitzten, wie eine feurige Lanze, schien ihm diese grellleuchtende harte Linie ein Symbol der neuen Zeit. Etwas unerbittlich Grausames lag in der Helle und Härte, an dem gerade in die Dunkelheit Herausschießenden, Zielbewußten. Es that ihm weh, und er eilte hastig weiter, der Schillingstraße zu, wo ihm ein stilles kleines Wirthshaus bekannt war.

Während er auf das bestellte Abendbrod wartete, nahm er gedankenlos die „Fliegenden Blätter" zur Hand. Mit einmal gab es ihm einen Ruck. Als Maler hatte er keine Zukunft; warum aber sollte er nicht wie so viele andere als Zeichner und Illustrator ein lohnendes Auskommen finden? Es war ja ein Schritt vom Wege, der ihn bis zur höchsten Spitze emporführen sollte, doch das Illustriren war immerhin eine einträgliche Beschäftigung, und es war kein Grund vorhanden, weshalb ihm nicht glücken sollte, was so vielen schon geglückt war. Ihm wurde wieder ganz froh und leicht ums Herz. Wie hatte ihm dieser Ausweg nicht schon längst einfallen können! Das war's vielleicht gerade, wo seine eigentliche Begabung lag. Eingehend vertiefte er sich in das Studium der „Fliegenden Blätter", prüfte bald diese, bald jene Manier. Dann stand sein Entschluß fest.

Nach Hause stürmend, konnte er den nächsten Morgen kaum erwarten. Oh, jetzt wollte er sich schon rühren, nun er mit sich einig war. Eine Reihe von Entwürfen wirbelte ihm im Kopfe herum, Illustrationen moderner Gedichte, Plakate, Journal-Einbände und Ornamente. All das wollte er an verschiedenen Stellen einreichen, sei es bei einer lithographischen Anstalt oder bei einem großen Plakat-Institut, vielleicht glückte es ihm auch bei den Verlegern der zahllosen illustrirten Zeitschriften.

Ein fieberhafter Thätigkeitsdrang packte ihn. Nicht mehr nach künstlerischen Ehren ging sein Sinn, nur Brod wollte er verdienen, sich auf eigene Füße stellen. Wie eine fixe Idee bohrte es sich in sein Gehirn, daß er in die Lage kommen müsse, eine Familie zu ernähren. Dann konnte er der Spöttereien mit dem Selbstbewußtsein gegenüber treten, das sie zu Schau trug. Er war entschlossen, ein Zusammentreffen mit ihr bis dahin zu vermeiden. Freilich, zwei bis drei Monate konnten darüber vergehen. Doch was machte das aus. Dann war er ein Mann, der seine Bahn klar vor sich sah und nicht mehr haltlosen Phantomen nachjagte. Vielleicht würde sie ihn auch ein wenig, ein ganz klein wenig vermissen, würde in den Willberg'schen Salon kommen mit dem triumphirenden Gefühl, ihr Opfer dort, wie sonst, zu ihren Füßen zu finden, bis mit dem Befremden über sein Ausbleiben endlich sich die Sehnsucht nach ihm sich einstellte.

Eine Woche hindurch arbeitete er eifrig und ausdauernd. Er war diese Art der Beschäftigung nicht gewohnt, sie ermüdete ihn und machte ihn ungeduldig, aber das Ziel, das er sich gesetzt, trieb ihn vorwärts. Es gab Zeichner, die als Illustratoren einen Weltruf besaßen und außerdem jährlich ein kleines Vermögen verdienten. Die berühmten Franzosen verschmähten es nicht, Plakat-Entwürfe zu machen, ja es gehörte eigentlich geradezu zum künstlerisch modernen guten Ton, sich an Plakat-Concurrenzen zu betheiligen. Alle diese Erwägungen hoben Bernts Stimmung, und als der Montag herankam, erklärte er sich vor sich selbst energisch, daß er sich stark genug fühle, dem bisher allwöchentlich eingehaltenen Zusammensein mit der schönen, nur zu sehr geliebten Feindin aus dem Wege zu gehen; ja er schrieb sogar an verschiedene seiner Freunde, um einen gemüthlichen Abend im Café Luitpold mit ihnen zu verabreden.

Doch der Abend kam und mit ihm die Sehnsucht nach dem behaglichen Theetisch, an dem er die letzten Monate hindurch allwöchentlich so schöne Stunden verlebt hatte. Der Gedanke, sich ins raucherfüllte, menschendurchwogte Café zu begeben, um mit einigen Kameraden Fachsimpeleien und Specialitäten-Bühnenklatsch zu sprechen, wurde ihm unüberwindlich. Aber er wollte doch fest bleiben. Festigkeit gehörte nun einmal zu seinem neuen Programm, und entschlossen schlug er den Weg zur Briennerstraße ein.

Die Luft war köstlich, trotzdem der März noch in den Kinderschuhen stand. Lenzduft und Lenztreiben allerorten. Es war auch eigentlich noch früh, er konnte ganz gut ein wenig umherspazieren und sich nach heißer Tagesarbeit erquicken. Und mit einmal stand er, ohne daß er es sich hätte erklären können, wie er dahin gekommen, in einer der stillen, nach dem englischen Garten hin führenden Straßen und starrte wie hypnotisirt nach den hellen Fenstern hinauf, welche vermuthen ließen, daß dort oben Gäste versammelt seien.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

II.

Die Vertheilung der Sterne über die Himmelsfläche ist eine sehr unregelmäßige, ebenso ist die Helligkeit oder der Glanz der Fixsterne im einzelnen äußerst verschieden. An gewissen Stellen des Himmels sieht man zahlreiche hell funkelnde Sterne auf engem Raume zusammengedrängt, während an anderen Stellen nur wenige und schwach leuchtende Sternchen sich dem Auge darbieten. Um sich nun am Himmel leichter zurechtzufinden, hat man schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Kultur einzelne Gruppen von Sternen zusammengefaßt und ihnen Namen gegeben. So entstanden die Sternbilder und ebenso die Benennungen einzelner sehr heller Sterne. Zu Homer's Zeiten kannten die Griechen noch nicht das Sternbild des kleinen Bären, und der große Bär oder Himmelswagen hieß später bei ihnen „die Dreherin", weil dieses Sternbild den Himmelspol umkreist. Uralt sind die Sternbilder des Thierkreises, und wahrscheinlich stammen sie zum Theil aus den Zeiten der alten Chaldäer; die heutigen Namen sind diesen Sternbildern und Sternen von den Griechen beigelegt worden. Während des Jahreslaufs durchwandert die Sonne diese zwölf Sternbilder, aber die hohe Dauer des Jahres selbst knüpfte sich für die ältesten Völker zunächst an Erfahrungen, die sie auf der Erde machten. So begannen die alten Egypter zur Zeit der ersten Pharaonen ihr Jahr mit dem heutigen siebzehnten Juni, der als der erste Tag des Anschwellens des Nils galt, und da zufällig um diese Zeit der hellste Stern des Himmels, der Sirius, morgens vor Aufgang der Sonne am Osthimmel sichtbar wurde, so brachte man ihn mit dem Anschwellen des Nils und dem Jahresanfang in Verbindung. Auch kannten die alten Egypter nur drei Jahreszeiten, nämlich die Zeit der Ueberschwemmung des Nils, die Zeit der Saat und die der Ernte und Dürre. Die Namen der zwölf Sternbilder des Thierkreises sind: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Man darf aber nicht glauben, daß zwischen diesen Namen und der Gruppirung der Sterne in den betreffenden Sternbildern auch nur die leiseste Aehnlichkeit bestehe, und das Gleiche gilt für die Namen aller übrigen Sternbilder. Die Alten kannten nur achtundvierzig Sternbilder, später hat man zwischen diese noch eine Anzahl anderer eingefügt, und als der südliche Himmel bekannt wurde, entstand das Bedürfniß, auch dessen Sterne zu Bildern zusammenzufassen. Man ist dabei leider nicht sehr glücklich gewesen, denn Sternbilder mit den Namen: Pfau, Kranich, Phönix, Indianer, amerikanische Gans u. s. w. nehmen sich neben den uralten Bezeichnungen: Orion, Hercules, Kassiopeja, Ophiuchus u. s. w. doch recht kläglich aus. Dies fühlte im siebzehnten Jahrhundert der Jesuit Schiller so lebhaft, daß er alles Ernstes den Vorschlag machte, die sämmtlichen bisherigen Sternbilder zu streichen und an ihrer Stelle dem südlichen Himmel Bilder aus dem Alten, und dem nördlichen Bilder aus dem Neuen Testamente einzuräumen, den zwölf Bildern des Thierreiches aber die zwölf Apostel zu substituiren. Dieser Vorschlag erschien aber selbst damals zu abgeschmackt, um auf Beifall rechnen zu können. Heute haben die Sternbilder als solche nur eine historische Bedeutung, der Astronom bedarf ihrer eigentlich nicht, ja von den sehr lichtschwachen, nur im Fernrohre sichtbaren Sternen kann man oft gar nicht bestimmt sagen, in welchem Sternbilde sie stehen, weil die Grenzen dieser Sternbilder nur ziemlich willkürlich gezogen werden. Dagegen bedienen sich die Astronomen auch heute noch der Namen mancher hellen Sterne; so z. B. heißt der hellste Stern im Sternbilde des großen Hundes: Sirius, Aldebaran heißt der hellste Stern im Stier, Regulus der hellste Stern im großen Löwen, Prokyon der hellste Stern im kleinen Hund, Wega der glänzendste Stern in der Leyer, Altair der hellste im Adler, Capella der hellste im Fuhrmann u. s. w.

Vom Sirius an, dem hellsten Fixstern des Himmels, sieht man alle Abstufungen der Helligkeit bis zu den kleinsten Sternchen, die man wahrnehmen kann, ja an vielen Punkten des Himmels glaubt man nur in einzelnen Momenten noch kleine Lichtpünktchen aufblitzen zu sehen, die gleich darauf wieder verschwinden. Diese ungleiche Helligkeit und regellose Vertheilung der Sterne macht eine Schätzung ihrer Anzahl sehr schwierig. Wenn man fragt, wie viel Sterne jemand in einer klaren Nacht mit bloßem Auge wahrzunehmen glaubt, so kann man die verschiedensten Schätzungen hören. Der eine spricht von vielen Tausenden, ein anderer von Hunderttausenden, ein dritter hält die Anzahl überhaupt für unermeßlich groß. Die Astronomen haben aber die dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne ganz genau gezählt und aufgezeichnet, und man kann sicher überzeugt sein, daß auch das schärfste menschliche Auge im Laufe des ganzen Jahres an unserem Himmel nicht mehr als höchstens 5000 Sterne wahrzunehmen vermag. Das ist eine so geringe Anzahl, daß mancher sich darüber wundern wird, und doch ist das Ergebniß vollkommen sicher, und wer den Versuch machen wollte, sich selbst davon zu überzeugen, wird bei weitem noch nicht diese Anzahl zusammenbringen.

Schon die alten Astronomen haben die Sterne je nach ihrer Helligkeit in Größenklassen unterschieden, indem sie die hellsten als erste Größe bezeichneten, die schwächsten dagegen, welche man noch eben mit bloßem Auge sehen kann, zur sechsten Größe rechneten. Diese Unterscheidung macht keinen großen Anspruch auf Genauigkeit, aber sie hat sich doch bis heute erhalten, und man sieht auf den Sternkarten Bezeichnungen für die Sterne erster, zweiter, dritter Größe u. s. w. Als das Fernrohr erfunden war, fand man sogleich, daß es noch viele Sterne giebt, welche man mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmen kann, und je vollkommener die Ferngläser wurden, umso mehr Sterne wurden sichtbar. Man hat daher für diese nur in Teleskopen sichtbaren Sterne die Größenklassen fortgeführt und spricht von Sternen siebenter, achter, neunter, zehnter Größe, ja in den mächtigsten Teleskopen der Neuzeit erkennt man noch Sterne, die so lichtschwach sind, daß sie zur sechzehnten Größe gerechnet werden müssen.

Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, daß die Sterne umso zahlreicher sind, je lichtschwächer sie erscheinen. Am ganzen Himmel giebt es etwa zwanzig Sterne erster Größe, siebzig Sterne zweiter, zweihundert Sterne dritter, fünfhundert Sterne vierter, fünfzehnhundert Sterne fünfter, sechstausend Sterne sechster und zwanzigtausend Sterne siebenter Größe, sodaß durchschnittlich jede folgende Größenklasse dreimal so viel Sterne umfaßt, als die vorhergehende. Nach einer genauen Untersuchung, welche der berühmte Astronom Littrow angestellt hat, kann man annehmen, daß die Zahl sämmtlicher Sterne des Himmels, welche in unseren mächtigsten Fernrohren noch sichtbar sind, über eintausendzweihundert Millionen beträgt. Das ist eine so ungeheure Anzahl, daß wir uns keine richtige Vorstellung davon machen können, und doch ist damit der Reichthum des Universums an Sternen bei weitem nicht erschöpft. Jenseits der Grenze, welche unsere größten Teleskope in Raum erreichen, giebt es noch zahllose Sterne, die wir freilich nicht direct mehr sehen können, welche ihr Vorhandensein dagegen auf eine andere Weise sichtbar machen, nämlich mit Hülfe der Photographie. In der That ist die Himmels-Photographie heute in der Lage, auf der Platte Sterne sichtbar zu machen, welche das größte Fernrohr nicht mehr zeigt, und, wunderbar genug, diese uns sonst unsichtbaren Sterne haben mit ihrem eigenen Licht ihr Bild eingezeichnet, mit Lichtstrahlen, die seit Anfang der Welt unsichtbar den unermeßlichen Raum durchirrten. In diesen Stern-Photographien offenbart sich uns eine wahrhafte Unendlichkeit von Gestirnen, grenzenlos wie der Raum ist ihre Anzahl, niemand vermag sie zu zählen, kein menschlicher Verstand ihre Anordnung zu ergründen. Aber noch mehr. Rings um den Himmel zeigt sich ein matt leuchtender Bogen von nebligem Lichte, die sogenannte Milchstraße, welche man in klaren Nächten deutlich unter den Sternen verfolgen kann. Besonders im Sternbilde des Schwans zeigt sich die Milchstraße sehr glänzend, und man erkennt dort in ihr hellere Wölkchen, die hier und da von dunklen Streifen durchsetzt werden. Schon die Alten haben vermuthet, daß diese Milchstraße nichts anderes sei, als die Anhäufung einer unermeßlichen Zahl von Sternen, die so dicht gedrängt sind und so weit von uns abstehen, daß sie einzeln gar nicht mehr gesehen werden können und nur ihr vereinigtes Licht uns wie ein schwacher Nebelschimmer erscheint. Als das Fernrohr erfunden worden, fand man in der That, daß in der Milchstraße zahlreiche Sterne sichtbar werden, und die Anzahl dieser Sterne wurde immer größer, je mächtiger die Fernrohre wurden. Der große Fr. W. Herschel richtete zu Anfang dieses Jahrhunderts sein Riesen-Teleskop auf die Milchstraße, um sie ganz in Sterne aufzulösen, aber auch ihm gelang dies nicht, und im Jahre 1818 sagte er ausdrücklich, die Milchstraße sei für sein Telskop unergründlich. Er fand in ihr Stellen, an denen auf einem Fleck, scheinbar nicht größer als ein Nadelkopf, die Sterne zu Tausenden gedrängt standen, und wieder andere, wo auf schwarzem Grunde nicht das kleinste Sternlein leuchtete. Diese dunkeln, kreisförmigen Flecke sind gleichsam wie Oeffnungen in der Sternschicht. Herschel's Schwester, Caroline, hat über die Auffindung der ersten dieser „Oeffnungen" dem Sohne Herschel's folgendes geschrieben: „Eines Abends, als der Vater im Sternbilde des Skorpions den Himmel durchforschte, rief er nach langem peinlichen Schweigen plötzlich aus: ‚Hier ist wahrhaftig eine Oeffnung im Himmel!' Dann, nachdem er geraume Zeit diesen Ort betrachtet hatte, ließ er ihn entmuthigt vorüber ziehen." Diese Oeffnungen in der Sternschicht der Milchstraße sind später auch von anderen Beobachtern wiedergefunden worden, eine Erklärung dafür, weshalb dort bis in unergründliche Tiefen die Sterne fehlen, ist aber noch nicht gefunden. Seit Erfindung der Photographie hat man auch diese zur Aufnahme der Milchstraße benützt, und besonders auf der Lick-Sternwarte in Californien sind höchst merkwürdige Photographien derselben erhalten worden. Sie zeigen, daß die Milchstraße in ihren verschiedenen Theilen von verschiedener Structur ist. In einer Region bestehen die dem Auge neblig erscheinenden Partien aus hellen Sternen, während sie in anderen aus feinen Streifen gebildet werden, die den Staub-Partikelchen gleichen, in noch anderen sieht man auch auf den Photographien nichts als diffusen Nebel, vermischt mit hellen Sternchen. Dadurch wird die Thatsache klar, daß die Milchstraße auch für die mächtigsten photographischen Fernrohre unergründlich ist; die Myriaden kleinster Sterne, welche diese Apparate noch darstellen, stehen noch immer auf nebligem Grunde, dessen Zerlegung jenseits der Kraft unserer Instrumente bleibt. So giebt es auch hier keine Grenze, und nirgends wird dem Auge ein letzter Stern sichtbar, stets bleibt noch ein Unergründliches und Unfaßbares. Mit dem Dichter muß auch der Forscher ausrufen:

„Senke nieder, Adlergedank', dein Gefieder
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dohna.

Nachdruck verboten.

Durchs Müglitzthal.

Von Ferdinand von Wohldorf.
Mit Illustrationen von A. Reinhardt.

I.

Station Müglen „Erst!“ denkt der Reisende, „noch nicht einmal Pirna, wo die sächsische Schweiz anfängt, rücken wir uns also noch einmal gemüthlich zurecht.“ „Erlauben Sie, nein, — hier müssen wir aussteigen!“ „Was denn, wie denn? Die berühmten steinernen Napfkuchen liegen doch erst da hinten gerade vor uns?“ „Aber das Müglitzthal zweigt hier ab, und Sie haben Sich doch meiner Führerschaft anvertraut, gleichviel wohin, wenn's nur zu Schönem sei! Also hinaus jetzt, umsteigen in die Secundär-Bahn!“

Die Secundär-Bahn! Soll man sie eigentlich lieben oder hassen? Immer die eine gerade Linie entlang führt die große Hauptbahn die große Masse der Touristen, wie in unserem Falle von Dresden nach dem Schlaraffenlande der sächsischen Schweiz, deren Hauptformen Ludwig Richter in Bechstein's Märchenbuch durch obengestreifte Napfkuchen, — „Bäben“ sagt der Sachse, — so sehr bezeichnend wiedergegeben hat. Bastei, Schandau, Königstein, Lilienstein, Papststein, Pfaffenstein u. s. w., — lauter gute Sachen, aber immer wieder dieselben guten Sachen. Nur der verschmitzte Naturbummler (mit Verlaub zu sagen), nur der Sonderling unter den Touristen wagte sich tagemarschweit abseits von den beiden eisernen Parallelen, die neben der Elbe herlaufen. Er wagte sich abseits und fand Schönes und Freundliches, Erhabenes und Behagliches in Hülle und Fülle, wo muntere Wässerlein über die Mühlenräder grüner Thäler, wo Rehe durch die einsamen Hochwälder stattlicher Berge liefen. Mit der Zeit aber krochen die Secundär-Bahnen neugierig seinen Abwegen nach. Jetzt kann er schneller zu seinen stillen Lieblingsplätzen, — aber andere Leute sind auch so gescheit.

Je nun, das Müglitzthal wenigstens ist noch nicht durch die Eisenbahn verdorben, und gar zu schnell wird's auch mit diesem Verderben nicht gehen. Das vergnügte Bähnchen hier wird sich nicht auswachsen zu einer großen Bahn, auf der Zug hinter Zug pfeifend und polternd herdrängt, denn in den Bergen hört die Reise auf; es giebt hier keinen Durchgangsverkehr der großen Welt, es bleibt alles, sozusagen, Idylle. Und auch das Reise-Publicum wird sich nicht regimenterweise gerade zwischen diese zwei Thalwände schieben, denn wem Reisen bedeutet, die Doppelsterne im Bädecker abzugucken, der findet an der Müglitz nichts, was er mag. Es sind keine landwirthschaftlichen Millionen-Wunder an ihr zu sehen, keine Berge, die so berühmt sind, daß man in die Zeitungen kommt, wenn man beim Herunterfallen den Hals bricht, keine Felsen, die aussehen, wie man's eigentlich nicht glauben sollte, und kein Schnee, außer zu einer Jahreszeit, wo sich's paßt. Wer zur Naturbetrachtung ganz und gar nichts Eigenes mitbringt, wer nur durch die stärksten „Effecte“, nur durch Knaller und Schlager aus Stumpfsinn oder Blasirtheit aufgeweckt werden kann, — er ziehe in Frieden am Müglitzthale vorbei! Wer aber so viel in sich hat, daß seine Seele schon auf einen leiseren Anruf von draußen freundlich zu antworten vermag, wer im Herzen reich genug ist, daß er etwas zu geben hat: Sinn für Wald und Wiese, die sich in schönen Linien mit- und durcheinander heben und neigen, Auge für seine malerische Schönheiten in klarer Luft, Verständniß für geschichtliche Erinnerungen, Herz für ein schlichtes, treu arbeitendes und ernstes Volk, der wird an der Müglitz doppelt zurückempfangen, wo er giebt. Leben doch Leute, die sich geradezu verliebt haben in dieses Thal, das König Johann-Philalethes das schönste von Sachsen genannt hat.

Wie wir aus Müglen hinausfahren, dem fabrikreichen, das noch halb und halb wie eine Vorstadt von Dresden dreinschaut, hinaus und ins Müglitzthal hinein, da zeigt's ja schon reizvoll ein Bild, das sich oft in ihm mit ähnlichen Formen abwandelt: saftige Wiesen mit zerstreuten Busch- und Baumgruppen bis zu den Hängen, an denen oft der Fels zwischen den Bäumen hervorbricht, und die dann auf ihrem breiten Rücken wieder welliges Ackerland tragen, Felderland um zerstreute, stattliche Bauerngehöfte. Oft wie Burgen liegen sie droben, zumal wenn sie zu stolzen Herrensitzen ausgewachsen sind, wie des Herrn von Lüttichau Rittergut Gamig, an dem freilich kein kleinerer mitgebaut hat als Gottfried Semper, der Meister. Aber wir achten ihrer doch bald nicht mehr viel, denn vor uns, wo das Thal sich biegt, schließt nun ein entzückendes Bild die Ansicht: hoch an den Wänden des Thales klettern Häuser und Häuslein zu ihrer Kirche hinauf, die sie über den Kirchhof hin gar hüterlich überblickt, und weiterhin rechts zeugt altes Gemäuer davon, daß hier dereinst eine wackere Burg gestanden hat. Dohna ist's. Ach, die einst hier hausten, hatte schon Friedrich der Rothbart mit diesem Burggrafenthum belehnt; sie könnten viel erzählen, die alten Steine da, denn gar friedfertige Herren waren seine ehemaligen Gebieter zumeist nicht eben, wenn auch durch zwei Jahrhunderte im Dohna'schen Rathskeller ganz in der Nähe das „Dohn'sche Mal- und Ritterding“ ein Schöppenstuhl berühmter Rechtsweisheit war, zu dem man selbst vom Auslande her gelegentlich einmal Recht suchen ging. Jeschke von Dohna besonders trieb's etwas arg, aber da kam die Nemesis, und Markgraf Wilhelm der Einäugige schleifte ihm die Burg. Nur spärliche Trümmer stehen noch aus alter Zeit, denn den runden Thurm droben neben dem Schießhaus hat erst in diesem Jahrhundert ein Enkel des alten Geschlechts erbaut. Jetzt geht's droben friedlich zu, denn die Schützen, die zu Zeiten dort knallen, sind schwerlich kriegerischen Geblüts, sie meinen das nicht so schlimm, und wenn ihr König gleich nebenan das Fäßchen auflegen läßt, hat er keinen Aufruhr zu befürchten. Geh muthig selbst in den runden Thurm, o Wandrer, seine Verließe werden Dir kein Grausen anthun, denn weißt Du, was jetzt darin ist? Ein Tanzboden fürs junge Volk.

Lebe wohl, Dohna, Du liebes Nest, dessen Ahnen dereinst in schlimmen Zeiten den Dresdnern so muthig das Fleisch in die Mauern geschmuggelt haben, daß das schöne Privileg eigener Fleischbänke noch bis heute an sie erinnert; lebe wohl, Dohna, — auch der Zug einer Secundär-Bahn kann nicht ewig in Deinem Bahnhof verweilen, und heute dürfen wir Dich ja nur begrüßen! Weiter geht's,

Mühlbrücke in Dohna.

Schießhaus und Burg in Dohna.

an der Müglitz fort, durch Busch, Wald und Wiese an Häusern und auch an Fabriken vorbei, die der Wassernixen ungebrochene Naturmädelkraft zu allerlei Hantirungen anstellen. Enger wird das Thal und felsiger rechts und links sein Hang. Da kommt ein großes Schloß in Sicht, von dem jeder Schuljunge im Sachsenlande ob einer ganz merkwürdigen Thatsache weiß: es hat seine Keller, wo wohlgesittete Häuser sonst die Böden zu tragen pflegen, — droben im obersten Stockwerk. Wie hängt das zusammen? Schloß Weesenstein ist herumgebaut um einen steilen Felsen, den es nun sozusagen mitten im Leibe hat: bald als eine Wölbung, bald als eine Wand guckt er nun da, nun dort entgegen, wenn man in den Zimmern herumgeht, und Raum folgt auf Raum ganz querköpfig absonderlich: zum ersten Stockwerk steigt man bergab, und liegen die Keller im fünften droben, so liegen die Pferdeställe im dritten. Es ward auch von oben nach unten gebaut; seine obersten Theile sind seine ältesten. In ihnen gingen ja wohl die ersten Besitzer, eben jene Burggrafen von Dohna, noch aus und ein. Aber das ist lange her, lange selbst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

für ein steinern Haus; Schloß Weesenstein hat mancherlei Herren gehabt, ehe sein jetziger kam. Der ist des deutschen Reiches General-Feldmarschall Prinz Georg von Sachsen; beim Lustwandeln in seinem Schloßgarten mag er wohl flüchtig an Versailles gedenken. Nicht gar weit drüben übers Feld, der Elbe zu, liegt freilich Groß-Sedlitz, das mit ganz anderer Deutlichkeit an das große Vorbild aller fürstlichen Parkanlagen aus des Sonnenkönigs Zeitalter gemahnt.

Das Züglein klingelt auf dem Bähnlein weiter, — ein schöner Wald, nicht wahr, jetzt hier an den Hängen rechts? Ich will's schon glauben, es ist auch ein Parkwald. Droben, freundlicher Begleiter, liegt nämlich das Rittergut Maxen, dem gehört er zu. Nicht gar zu lange ist's her, da herrschte dort oben um den damaligen Besitzer, den preußischen Major von Serre, oft ein gar reges und eigenartiges Leben; sogar ein höchst exotischer und, was noch viel merkwürdiger, ein gleichzeitig künstlerisch thätiger Prinz war dabei. Siehst Du dort den Aussichts-Pavillon? Den hat er, Raden Saleh mit Namen, seinem Wirthe erbaut. Einmal aber sah man dort ältere und jüngere „Ritter vom Geist" besonders würdig und lebhaft debattiren, — weißt Du, worum sich's handelte? Denke nur, um die deutsche Schillerstiftung, die jetzt so segensreich manchem einen Dankeszoll stiftet, der besser begabt war, das Gold der Musen zu erwerben, als das Gold der Münzen, — man kann sagen: hier oben kam sie zu Stande! Und das schuf dann freilich eine freundlichere Erinnerung für den Ort, als die, so den „Finckenfang" umgeistert.

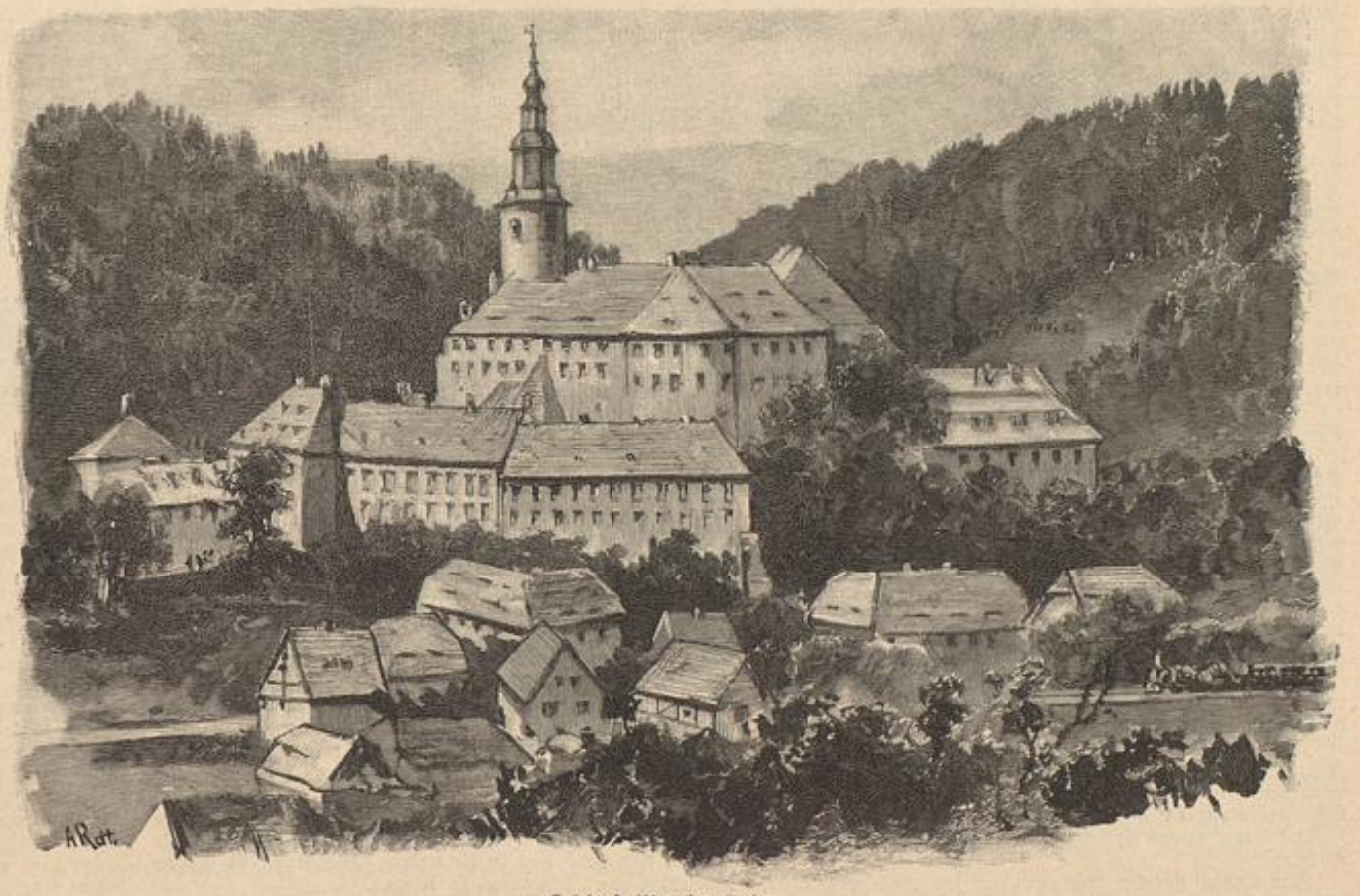
Den Finckenfang? Werden hier allen Vogelschutz-Gesetzen zum Trutz die Finken so massenhaft gefangen? Nein, der Finckenfang wird mit ck geschrieben, — wenn er nämlich ausnahmsweise 'mal richtig geschrieben wird. Du mußt das Bähnchen verlassen und das Thal in die Höhe steigen, dann siehst Du den Hügel dort oben rechts, von dem aus ein großes Gasthaus mit seiner hellen Terrasse viele Meilen im Umkreis die Leute herladet, eine berühmte Aussicht zu genießen. Aber damit treibt's weder Finken- noch Gimpelfang. Den Namen hat die Gegend anderswo her. Im Jahre 1759 war's, für die Preußen im ernstesten des ernsten siebenjährigen Krieges. In Dresden hatten sie, die Preußen, noch eben ganz fest gesessen, Schmettau hatte sie commandirt, und als die Reichsarmee anrückte, hatte der ihr tapfer zu widerstehen gedacht, — da war von Friedrich unmittelbar nach dem Schlachtenunglück von Kunnersdorf der Befehl gekommen: vor allem sind die Kassen zu sichern! Das hatte dem Schmettau den Muth genommen, er hatte capitulirt, nicht ahnend, daß Friedrich schon zu seinem Entsatze heranrückte. Mittlerweile war es des Königs Bruder, dem Prinzen Heinrich, gelungen, Daun's Oesterreichern ihre meisten Stellungen in Sachsen zu nehmen: jetzt, im November, standen sie in der Pirnaer Gegend und mußten wohl über die Grenze zurück. Dorthin aber schickte Friedrich den General von Finck mit einem kleinen Corps dem Feind in den Rücken, daß er Daun's Retirade nach Böhmen verhindere. Mit nur 12000 Leuten? Finck bemerkte dem König, das gehe doch kaum. Da ward der alte Fritz böse: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann: mach Er, daß Er fortkommt." O weh! Finck kam dem Preußenkönige gründlich „fort". Wohl wehrte er sich tapfer, als ihn die Uebermacht umschlossen hatte, die Daunischen aber „fingen" ihn doch mit seinem ganzen Corps, — und sie blieben nun lieber noch ein Weilchen in Sachsen. Freilich, der Preußenkönig blieb auch dort; bei Wilsdruff, also dem starken Feinde sozusagen gegenüber, bezog er trotzig mit seinem zusammengeschmolzenen Heere das Winter-Quartier.

Nicht nur wir Menschen wandeln uns mit den Zeiten, wir einzelnen Leute, nein, auch der ganze Charakter einer Gegend verändert mitunter verhältnißmäßig schnell sein Gesicht. Zu Daun's und des großen Friedrich Zeiten war die Straße durchs Müglitzthal von internationaler Bedeutung, zwischen Dresden und Teplitz, das einst auch bessere Jahre hatte, als jetzt, war sie die nächste nicht nur, sondern auch die bequemste Verbindung. Im Zeitalter des Dampfes kommt's auf eine Ecke nicht an; jetzt umfährt man hübsch das Erzgebirge, statt hinüberzuklettern, — der Reisende, der's eilig hat, fährt von Dresden nach Teplitz über Bodenbach. Aber ein Flügelrad schwirrt oft genug die Straße daher: Männlein und Weiblein sitzt darauf und radelt bei Glockensignal und Allheil mit dem schwerathmigen Dampfroß um die Wette, — besonders allerdings thalabwärts. Gut, daß auf dem Felsenblock dort, auf „Wittich's Raubschloß", der böse Mann nicht mehr haust, der von dort aus vor bald einem halben Jahrtausend die böhmischen Kaufleute „aufgehoben" haben soll, — auch solch eine stramme Radlerin hätte vor seinen Augen vielleicht mehr Gnade gefunden als gut gewesen. Der schlimme Wittich hat ja ohnehin übergenug auf dem Gewissen. Nun ja, sein Ende war auch danach: zweimal ist er todtgeschlagen worden, wenn beide Sagen recht haben, die darüber gehen. Denn nach der einen erschlug ihn sein eigener Sohn, nach der andern erschoß ihn Ritter Weinhold von Bärenstein, welchem für diese That vom Markgrafen ein zeitgemäß Privilegium ward: Wild, das er auf seinem Gebiete aufgehetzt, durfte er bis an die Dresdener Brücke verfolgen. Ich sprach neulich einen, der wollte ihn auf der Pragerstraße in Dresden haben mitternachts hinter einem Reh her spuken sehen, mitten zwischen den elektrischen Straßenbahnen, daß ihm die Kutscher das Signal gaben: Vorsicht. Höchst sonderbar habe das ausgesehen, meinte mein Gewährsmann, und der lügt sonst selten . . .

Aber nun treibt uns der Anblick eines würdigen Ortes die Possen aus dem Kopf: lieblich hinein ins Seitenthal gelagert, aus dem die Prießnitz ihres Weges kommt, grüßt uns freundlich, behäbig und „hell", wie die Sachsen im allgemeinen und die „hiesigen" ganz im besonderen sind, Glashütte. Und nun fühlen wir uns doch auch hier wieder und heute noch „international", denn Glashütte, das wissen wir ja, kennt man, so weit die Uhren gehen, zum mindesten die Taschenuhren. Ueber fünfzig Jahre ist es nun her, — anno 1845 war's, — daß der weitgereiste Dresdener Uhrmacher Ferdinand Adolf Lange den Plan verwirklichte, mit dem armen Volke der Glashütter Erzgebirgler eine neue Industrie zu gründen: er wußte das Ministerium für seine Sache zu gewinnen, und der Staat gewährte ihm eine kräftige Unterstützung. So wurden Hirten, Bergleute, arme Handwerker, Bauern hier oben zu Uhrmachern, das Glück trat der Unternehmerlust und der Rührigkeit zur Seite, die Glashütter Uhren kamen zu mehr und mehr Anerkennung und schließlich zu einem Weltruf; es gab ein großes Fest,' als man vor zwei Jahren dem Begründer dieses Gewerbes ein Denkmal setzte. Eine Uhrmacherschule, zu der jetzt Adepten dieser seinen Kunst aus fernen Ländern wallfahrten, und neue Fabriken entstanden zu der berühmten ältesten, und natürlich steht nun alles, was mit der Uhren-Fabrikation zusammenhängt, im Mittelpunkt des Lebens im Städtchen. Burkhardt's bekannte Rechenmaschine entsteht aber auch hier, auf daß sie beweise, wie der einmal erweckte Spintisir-Geist noch anderen Knifflichkeiten sich zuwendet, als dem Messer der Zeit. Und Holzwaren- und andere Fabriken noch bezeugen überhaupt, daß die Glashütter ein ungewöhnlich betriebsames Völkchen sind. Nur an was man zunächst bei ihrem Namen denkt, das darf man bei ihnen nicht suchen: Glashütten giebt's nicht. Glaserze fand man früher hier und verhüttete man, Silber daraus zu gewinnen: das gab den Namen, aber — „es war einmal". Lange Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege schon war's kein rechtes Leben und kein rechtes Sterben mit dem Glashütter Bergbau, 1876 erst erlöste ihn ein sanfter Tod. Immerhin ist der Ortsname auf unserem Wege die erste Mahnung daran, daß wir vom Elbthale her sacht ins Erzgebirge gekommen sind.

Wittich's Raubschloß.

Glashütte.



Schloß Weesenstein.

Nachdruck verboten.

Magusche.

Eine Geschichte von der kurischen Nehrung von Wanda von Bartels in München.

(Schluß.)

Und die Zeit lief. Sie spann den October zu Ende mit des Lauras Begräbniß auf dem Friedhof, auf dem die Düne die Grabhügel so sorgsam schichtet, daß sie am Ende aussehen, wie ein einziger großer Sandhaufen. Sie dämpfte die gelbe warme Herbstsonne und jagte die Nordstürme über das Haff, vor denen die Elche sich tief in die Moore und die jungen Schonungen flüchteten. Schnee lastete auf den Dächern, und der Frost suchte die ruhelose Düne festzuhalten, wo er konnte. Aber erst, als der November im Strom der Vergangenheit untertauchte, wie die übrigen Monate des Jahres, da gewann Magusche ihre Gesundheit wieder.

Das erste, was sie deutlich empfand, war, daß sie fror, und als sie sich entschloß, ihre Augen zu öffnen, sah sie, daß jene fahle Dämmerung um sie herrschte, die dem Morgen vorangeht. Sie schob ihren Kopf bis an die Bettkante. Da sah sie durch die offene Thür Jeke, ihres Oheims Weib, vor dem Feuer knien und wie sie sich mühte, es anzublasen. Der rothe Schein lief über Jeke's Antlitz und erlosch dann wieder, einmal, — zweimal, — dreimal; sie sah es ganz deutlich, obgleich sie zu müde war, sich zu bewegen. Dann hielt Jeke inne mit Blasen und wartete, bis die blauen hüpfenden Flämmchen sich auf den Scheiten niederließen. Der Rauch schlug ihr in die Augen, daß sie thränten, — — — ja, warum that Jeke das alles? Warum machte sie das Feuer, während Magusche im Bett lag, ohne sich zu rühren. War das nicht ihre eigene Sache?

Magusche hatte das Gefühl, als müsse sie hinaus und an Jeke's Stelle auf dem kalten Estrich stehen, die Arme übereinander geschlagen und fröstelnd und gähnend warten, bis das Feuer hell genug brannte, um die Hafermehlsuppe darüber zu kochen, wie sie es schon hundertmal gethan hatte, erst für ihren Vater, dann für den Lauras, ihren lieben — —.

Sie konnte nicht zu Ende denken, denn zugleich mit einem stechenden Schmerz im Hinterhaupte blitzte ihr die Erinnerung auf an das, was geschehen war. Er war ja todt, der Lauras! Sie hatten ihn ihr ja erschlagen. — — Und sie brach in ein fassungsloses Weinen aus, das ihr die Kehle zusammenschnürte und wie ein irres Gelächter hinausklang auf den Flur zu Jeke.

Schlaff fielen Jeke's Arme hinunter, und mit offenem Munde lauschte sie eines Augenblickes Länge auf die Töne, von denen sie nicht wußte, was sie bedeuteten. War Magusche über Nacht gestorben, und saß am Ende der Vampyr auf ihrem Bett und marterte ihre Seele? Ein Grausen packte sie an, und sie riß die Thür zu ihres Schwähers Kammer auf und schüttelte ihn am Arm.

„Auf, Adomas, schnell," schrie sie in seine Ohren, „was ist doch, o Gottchen, mit der Magusche!"

Es dauerte einiges, bis Adomas Bastic so weit wach war, um zu begreifen, was sie ihm sagte.

„Geh, Jeke, geh, Herzchen, Schwägerin," sagte er zitternd, als er verstanden, „geh, weck die Ahne. Sie soll die Bibel nehmen gegen den Vampyr, dann gehen wir zusammen."

Da ging Jeke zur Ahne. Die saß im Strohstuhl, denn sie hatte das Reißen (und für das Reißen ist es nicht gut, in den Federn zu liegen); die nahm die Bibel in die eine Hand, und in der andern hielt sie die Heiden-Streitaxt, mit der sie sonst ihre Wange kühlte, und dann gingen sie mit Adomas Bastic hinüber zu Magusche.

Das wilde Weinen, das sie wie ein Sturmwind geschüttelt hatte, war vorüber, nur langes zitterndes Schluchzen ohne Thränen durchtobte sie, wie bei den Kindern, wenn sie aufhören zu weinen. Ihre Augen öffneten sich weit beim Eintritt der drei und schlossen sich dann vor dem dunkelrothen flackernden Licht des Kienspans, den Jeke am Herdfeuer entzündet hatte und nun hoch über sich hielt, vorsichtig nach Magusche hinüberspähend.

„Bist todt, Maguschchen, mein Kindchen? Bist todt?" fragte die Ahne und preßte mit den verkrümmten Fingern ihrer linken Hand die Bibel an die Brust; mit der rechten legte sie Magusche die grüne Steinaxt auf die Stirn, sodaß Magusche, von der kalten Berührung erschreckt, die Augen weit aufriß.

„Sie ist nicht todt, Magusche, unser Kindchen," sagte die Ahne befriedigt und glitt seufzend auf einen Strohschemel, der neben Magusche's Bette stand.

„Wenn sie nicht todt ist, so ist sie gesund," sagte Adomas Bastic mit der Gewißheit eines Mannes, der immer das Rechte trifft. „Und es ist gut, daß die Magusche gesund ist, denn sie war ohne Sinne lange genug. Laß sagen im Dorf, Jeke, daß sie kommen, sich zu freuen über die Magusche. Und die Magusche soll aufstehen und sich freuen mit Adomas Bastic, weil sie entronnen ist der Giltinne*)."

Da dachte Magusche dessen, der der Giltinne nicht hatte entrinnen können, und von neuem schüttelte sie das Weinen.

„Was greinst, Magusche, mein Kindchen?" sagte Adomas Bastic und streichelte ihre Hand. „Wer wird weinen über einen, der liegt ruhig im Sand, und wo die Düne hat begraben schon in sechs Wochen sein Kreuz bis zum Spitzchen. — Sei lustig, Magusche! Da ist der Enskys und der Selmas und der Kristauf und noch mehr; die sind schon gewesen bei der Karalene und haben gefragt, welchen Du zuerst wirst nehmen. Und sei still, mein Kindchen! Du wirst eine Zeit gehen zu dem einen und eine Zeit zu dem andern, und dem Du am besten gefällst, der wird Dich nehmen zu seiner Hausfrau."

Magusche's Weinen war verstummt, und ihre Hand zuckte unter der schmeichelnden Berührung von ihres Vaters Fingern, während ihre Augen groß und starr an seinem Munde hingen.

„I mein Gottchen, wer wird sich so haben!" tröstete auch Jeke. „Du bist eine junge Wittwe, Magusche, wirst haben Leute genug, daß Du nur brauchst zu wählen, wie Du sie willst. Aber jetzt mußt Du aufstehen."

Und dann gingen sie hinaus alle drei, und Magusche blieb allein.

Ihre Augen starrten weit offen auf die geschlossene Thür, und in ihrem Kopf ging es wie ein Hammer, immer dasselbe: „Erst den Enskys, dann den Selmas, dann den Kristauf, und dem Du am besten gefällst, der nimmt Dich zu seiner Hausfrau", — und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne! Ja, so war es, so schrieb es die Sitte vor für eine junge Wittwe. Und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne. Und der Lauras liegt draußen . . . . . es war wie ein Hammer, immer dasselbe, immer dasselbe.

Zuletzt konnte sie es nicht mehr aushalten. Sie sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Es ging schwer, denn ihre Hände zitterten, und sie mußte sich öfters niedersetzen, um nicht hinzufallen, denn ihr Kopf war so dumpf und schwer, und immer arbeitete der Hammer: „Erst den Enskys, dann den Selmas, — und der Lauras liegt draußen unter dem Sand der Düne."

Als sie fertig war, ging sie hinaus. Da stand Jeke vor der Hausthür und schlachtete Enten. Magusche lehnte sich an den Thürpfosten und sah die Dorfstraße hinunter. Wie wunderlich still es war durch den Schnee, in dem jeder Ton versank, wie die Fußtritte der Menschen. Ganz weit, im letzten Haus etwa, schlug jemand auf ein Holz; das klang so laut und kalt und schrill in der Stille. Kleine hohle Eiskrusten standen über dem Haffwasser, das in der Winterstille zu schlafen schien. Dann sah sie auf Jeke, wie sie die flatternden Thiere zwischen ihre Knie klemmte, ihnen die Hälse zurückbog und einen scharfen Schnitt hineinthat, daß das heiße Blut in den Schnee fiel; und in ihrem Kopf ging es immer noch: „Erst den Enskys, dann den Selmas," — — — nein, das ging nicht gut an. Wenn auch diese todt wären, dann würden andere kommen und um sie freien, solange sie selber nicht todt war. Ja, sie selber. Auf einmal wurde es ihr ganz leicht zu Muthe.

„Wo ist der Vater?" fragte sie Jeke.

„Hab' ich ihn nicht gesehen; glaube, daß er das Boot macht fertig für mich, denn ich muß die Entchen nach Scholen bringen," sagte Jeke.

„Ich will mitfahren und Dir helfen," sagte Magusche. Und dann half sie ihr die Enten rupfen und in Körbe packen. Und dann trugen sie die Enten ins Boot. Jeke plauderte von allerlei Dingen, und Magusche sagte „ja" und sagte „nein", aber es war leicht zu merken, daß sie nicht immer wußte, wovon die Rede war; aber Jeke meinte bei sich, das käme von der Krankheit.

Am Ende gegen die Mittagszeit waren sie fertig. Vorsorglich schnitt Jeke zwei dicke Schnitten Schwarzbrod und geräucherten Speck, band beides in ein roth gewürfeltes Tuch, und dann machten sie das Boot klar, setzten die Segel und fuhren ab.

Der Wind kam von Finland herunter und brachte dunkle schwere Schneewolken mit. Aber er wehte so zäh und ohne abzusetzen, daß keine einzige Flocke sich löste. Nur das Haffwasser staute sich, wie unruhig witternde Wölfe, und die Wellen schoben die Köpfe zusammen, und das kleine Boot begann zu schlingern.

„Wir werden lange brauchen nach Scholen," sagte Jeke und nahm das Bupillis, das ist ein wunderlich gebogenes, ein wenig ausgehöhltes Holz (etwa wie eine lange hohle Hand), und begann vom Haffwasser zu schöpfen und das Segel damit anzugießen. Der Wind aber blies auf das nasse Segel und wandelte das Wasser in schweres, glitzerndes Eis, sodaß das Boot nun schwerfälliger als sonst über die Wellen glitt und das Segel nur widerwillig gehorchte.

„Du bist eine Thörin, Jeke, mit Deiner Ungeduld," sagte Magusche und sah nach den Wolken, „wir wären schneller gefahren mit dem trockenen Segel."

Sie sprachen nicht viel. Magusche hielt die Segelleine in ihren halberstarrten Fingern und das Steuer, Jeke stand vorn und schlug sich mit den Armen, hauchte auch wohl in die Finger, um warm zu werden. Es war eine lange Fahrt mit dem gefrorenen Segel, und halberstarrt kamen sie erst am Nachmittag gegen drei Uhr nach dem Ort ihrer Bestimmung, anstatt in wenigen Stunden.

An dem Platz, wo sie anlegten, ging einer vorbei, der die Frauen kannte.

„He, Magusche," rief er ihnen hinüber und schob die kurze Pfeife in den Mundwinkel, „na, wie thut's? Bist wieder gesund geworden?" Und lachend fragte er die Jeke: „Wen wird sie nehmen?"

„Weiß ich?" sagte Jeke und zuckte die Achseln. Und als etwas bemitleidenswerth Wunderliches setzte sie hinzu: „Sie weint um den Lauras."

Magusche schwieg. Ihr Hals schnürte sich gewaltsam zusammen, und sie schluckte an dem, was ihr in die Kehle stieg; aber sie bückte sich, ohne zu weinen, und reichte Jeke die Körbe mit den Enten ans Land.

„Geh voran, Jeke," sagte sie dann, als sie alle heraus waren, und sah an ihr vorbei auf die dunkeln, rauchgeschwärzten Moosdächer des Dorfes und auf die windzerzausten, krüppeligen Bäume, in deren Wipfeln die Krähen saßen und in den Wind schrieen. Jeke antwortete nicht. Sie nahm die Körbe mit den Enten und ging damit zur Botenfrau, die sie bestellt hatte. Mochte wohl denken, Magusche sei noch müde von der Krankheit.

Magusche sah ihr nach, bis sie zwischen den düstern Hütten verschwunden war, dann stand sie auf, um das Boot zum Heimweg zu wenden. Sie schwankte ein wenig, als das gelbe Haffwasser um des Bootes Spitze rauschte, und sie mußte sich fest auf die lange Ruderstange stützen, um nicht umzufallen; auch fiel ihr die Arbeit des Wendens augenscheinlich schwer in dem quirlenden Wasser, das den Nordwind spürte, denn sie war noch schwach. Aber sie stand hochaufgerichtet im Boot, und ihre grauen Augen prüften Wolken, Wind und Wellen mit ruhiger Sicherheit. Das Schwierigste war für sie, das halbgefrorene Segel wieder aufzuziehen, und fast meinte sie, ihre Kräfte versagen zu fühlen; aber am Ende war es oben und festgebunden und bereit, des Nordwinds Athem aufzufangen.

Hei, wie er hineinblies, daß die Nußschale von Boot sich weit auf die linke Seite legte und der Schaum auf dem Wellenrücken dicht an dicht mit dem Bootsrand Schritt hielt!

Magusche's Augen begannen zu leuchten. Sie lehnte sich leicht gegen den niedrigen Verschlag im Heck des Bootes, darinnen die Fischer Tau-Enden, Angeln, wohl auch eine warme Jacke oder den Oelrock aufzuheben pflegten, nahm die Segelleine in eine Hand und in die andere das Steuer und begann nordwärts gegen den Wind zu kreuzen.

Einen Augenblick wandte sie den Kopf nach dem Dorfe, darinnen sie Jeke gelassen, und es schoß ihr durch den Sinn, was sie wohl sagen würde, wenn sie, sich zur Heimkehr rüstend, das Boot nicht mehr fände. Aber sie tröstete sich, daß um diese Zeit viele von ihrem Dorf mit Enten nach Scholen führen, und daß es darum Jeke nicht an Gelegenheit mangeln würde, heimzukehren.

Auch war es nur der Blitz eines Gedankens, der sie daran zu denken quälte, denn es war schwer genug, gegen den Nordwind anzukreuzen und erforderte Magusche's ganze Geschicklichkeit und Kraft, da das Tosen von Minute zu Minute zunahm. Heulend jagte der Wind die dichtgeballten Wolken herauf, eine über die andere schiebend, bis das Tageslicht völlig verlöscht war und nur eine fahle Dämmerung die Luft erfüllte.

Wie die eisernen Ringe klirrten, als der Wind sie schüttelte! Wie das Segel flatterte und knallte, wie er hineinblies! Laut aufrauschend kippten die Wellen, wie helle gespenstige Berge, vor Magusche's Boot zusammen und verrannen, während über ihrem Haupte die Tau-Enden gegen den Mast klatschten, an dem ein Zittern niederlief, wie Furchtschauer, das den Boden des Bootes leise beben ließ, stunden-, stundenlang. Wie der Wind sich mühte, sie südwärts zu treiben, und wie Magusche langsam, aber sicher vordrang gegen Norden, immer kreuzend, immer hin und her, hin und her; und jedesmal beim Umwenden gewärtig, von ihm gepackt und hinabgezogen zu werden auf den schlammigen Grund des Haffes. Das war ein Kampf, schwer genug für ein Weib.

Aber sie hielt aus, denn sie wollte nicht hinunter auf den Schlamm, als Futter für die Aale, o nein, sie wollte etwas anderes, und darum hielt sie aus, bis sie taxirte, daß sie etwa auf der Höhe von Karwoiten sein müsse, zwei gute Stunden nordwärts von ihrem Heimatdorfe. Da that sie von selber, was der Nordwind ihr mit allem Heulen nicht hatte abringen können: ihre halberstorbenen Finger ließen das Segel nieder und kehrten die Spitze des Bootes nach Süden.

Hei, wie der Wind es packte und es vor sich herjagte von einer Welle zur andern, wie einen Pfeil! Das war eine Fahrt! Wenn die Wellen lang und flach waren, schoß es darüber weg, und sie nahmen es, eine von der anderen Rücken, und warfen es sich zu, schneller und schneller; wenn aber eine kurze Woge aufsprang, so fuhr des Bootes Spitze hinein, wie in einen Glasberg, und das eisige Wasser schäumte hinein und lief über Magusche's Füße, und der Wind blies es zu Eis. Ihre hölzernen Schuhe wurden schwer, und ihre grünen Rocksäume starrten von Eis und zogen sie nieder. Da zog sie ihr Tuch über den Kopf und kauerte neben den Verschlag auf den nassen Boden, die Hände um die Knie geschlungen. Der Nordwind rüttelte den Mast und blies die Falten des Segels auf, das vor ihr lag, sodaß es in der Dunkelheit aussah, als höben sich gespenstige Gestalten vor des Fahrzeuges Boden, um ihr zu drohen; aber ihre Augen starrten darüber weg ins Leere. Er blies auf ihre Finger und machte sie starr und todt; sie merkte es nicht. Er riß die Wolken auf, und eine Last von Schnee, fein wie Rauch und spitz wie Nadeln, stürzte nieder und hüllte sie ein, — sie saß, ohne sich zu rühren, und in ihr wurde es still und licht. In ihren Ohren fingen feine Glocken an zu läuten, ganz hell und in hohen Tönen; und ohne daß sie sich hätte Rechenschaft geben können, was es war, so wußte sie, daß hinter den Tönen etwas Herrliches war, was näher und näher kam, — so leicht, so leise, — — so wunderbar, — näher — — — und näher.

Gerade bei ihrem Dorfe setzte der Nordwind das Boot in das raschelnde todte Schilf des Vorjahres. Da braucht niemand ungläubig den weisen Kopf zu schütteln: es giebt so etwas. Gerade bei ihrem Dorfe. Und als sie sie heraushoben, war sie todt.

„Sie ist erfroren," sagten die klugen Leute; und dann muthmaßten sie, daß Jeke über Bord gefallen. Darin irrten sie nun freilich, denn Jeke lebte und kam zurück, aber mit Magusche war kein Irren möglich, darum begruben sie sie auf dem Friedhof, wo der Lauras lag; aber sie konnten es nicht begreifen, wie so ein junges, warmblütiges Weib hatte auf dem kurzen Wege erfrieren können.

Die Düne aber begriff es. Fest und fester deckte sie die Gräber zu und die melancholischen blauen Kreuze. Ob der Nordwind brüllte, oder der Regen tropfte, oder Schnee durch die Luft stob, — immer rieselte der Sand von oben herab auf die Gräber, darinnen der Lauras und die Laurene schlafen sollten, bis zur fröhlichen Auferstehung.

*) Giltinne = Todtesgöttin.

Nachdruck verboten.

August von Heyden.

Von Jaro Springer in Steglitz.

Siehe das Portrait auf Seite 137.

Mit August von Heyden, der am 1. Juni gestorben ist, hat die Berliner Kunst einen ihrer älteren Maler verloren, der einmal berufen schien, unter den Vordersten zu stehen. In den siebziger Jahren, wachgerufen und erhalten durch die Kriege und die politischen Ereignisse, war in Berlin eine Kunstrichtung aufgekommen, die, ohne das specifisch Berlinische aufzugeben oder zu verleugnen, zum ersten Mal der neuen Stellung Berlins entsprechend die gültige deutsche Kunst zum Ausdruck brachte. Nach den damaligen ästhetischen Anschauungen mußte die Historien-Malerei an erster Stelle berufen erscheinen, was diese Berliner Kunst wollte, darzulegen. Heyden, mit der besonderen Art seiner künstlerischen Begabung, wurde damals als einer der besten Vertreter dieser Berliner Kunst und als der gefeiert, in dessen historischen Bildern gefunden wurde, was man gerade sehen wollte.

August von Heyden ist der Weg zur Kunst nicht leicht geworden. Er wurde am 13. Juni 1827 in Breslau als Sohn des Regierungsraths Friedrich von Heyden geboren. Der Vater ist als Dichter bekannt, seine epische Dichtung „Das Wort der Frau" wird noch heute gelesen. Vom Vater erbte auch August von Heyden die in Schlesien von Alters her heimische Gabe erzählender Kunst, die er im späteren Leben übrigens nicht nur in seinen Bildern verwendete. Der eigenen Neigung entgegen, studirte Heyden in Breslau und Berlin Bergfach. Lange Jahre blieb er dem Beruf treu, und die tüchtige Kraft und seltene Energie, mit der er alles anfaßte, verschaffte ihm auch hier schnelle Erfolge. Als er sich 1859 endgültig zur Malerei wandte, war er schon mehrere Jahre verheirathet, und als Ehemann und Vater setzte er sich noch unter die Schüler der Akademie. Es war die Berliner Akademie. Man hat sich daran gewöhnt, den damaligen Unterricht der Berliner Akademie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gering zu schätzen. Da thut man ihm Unrecht. Er war ganz gewiß nicht schlechter, als der heutige, und verglichen mit den jetzigen Verhältnissen hatte er noch den Vortheil, daß er dem lernenden Künstler volle Freiheit gewährte. Es gab keine befehdete Richtung. Heyden lernte im Atelier Steffeck's, der damals manchem die Wege wies, der als Lehrer Berliner Künstler mehr bedeuten würde, wenn er seine Derbheit zu Kraft, seinen rohen Realismus zu einem gesunden hätte vertiefen können. An Frische und Lehrtalent fehlte es Steffeck nicht, vielleicht aber an Ernst. Die Grundlage, die er auch so gab und auch Heyden gab, war jedenfalls nicht schlecht und derart, daß darauf weiter gebaut werden konnte. Daß er sich bei allem, was man an Kunst in Berlin lernte, nur um eine vorläufige Anweisung, eine Art Elementar-Unterricht handelte, daß die eigentliche und feinere Schulung nur das Ausland geben konnte, war allgemeiner Glaube. Belgien und Frankreich galten als die bevorzugten Lehrstätten. Heyden ging nach Paris und arbeitete 1861 bis 1863 im Atelier Coutures. Als sein Schüler bezeichnete sich Heyden gern, und wenn er auch später die Grenzen Coutures erkannte, dankbar sprach er stets von seinem Lehrer. Die technische Erziehung und coloristische Ausbildung vollendete Heyden in Paris, Auffassung und Richtung hat er dorthin schon fertig mitgebracht. Den Abschluß des Pariser Aufenthalts bildete ein schöner Erfolg. Das hier fertig gestellte erste größere Bild, die heilige Barbara als Schutzpatronin der Bergleute, zugleich ein Abschied an den früheren Beruf, wurde im Pariser Salon 1863 ausgestellt und holte hier die goldene Medaille. Das Bild ist jetzt in einer kleinen rheinischen Kirche. Das gute Stück gesunder Romantik, das es zeigt, findet sich bis zuletzt in Heyden's Bildern, und dann, wenn er seinem Vorgange aus der deutschen Vergangenheit beigemischt erschien, sicherte es immer den Erfolg (die Volksmenge vor den Luther'schen Thesen, Luther und Frundsberg auf dem Wormser Reichstag). Dieser Neigung entstammt es auch, daß Heyden gern und zu einer Zeit, als Richard Wagner noch nicht in der Mode stand, aus der nordischen Mythologie Stoffe wählte. Die Walküren, jetzt im Königlichen Schloß, zeigen mehr als die eigentlichen Geschichtsbilder, diese besondere Richtung einer Phantasie. Vielleicht sind die Walküren das Beste, was er geschaffen hat. In seinen großzügigen Arbeiten decorativer und monumentaler Malerei (die beiden Vorhänge für das Opernhaus, der Thierkreis in der National-Galerie, die Wandgemälde im Keller und im Bürgersaal des Berliner Rathhauses) kommt das decorative Element mehr zu seinem Recht, als das monumentale. In der älteren Berliner Decorations-Malerei nimmt Heyden, wie ich glaube, keine unwichtige Stellung ein.

Hier aber, in diesen Blättern soll nicht des Malers allein gedacht werden. Für die „Illustrirte Frauen-Zeitung" war er mehr. Künstler und Gelehrter waren bei August von Heyden eins. Dem Historien-Maler war die Kenntniß der Trachten unerläßlich. Mit der ihn auszeichnenden Energie betrieb Heyden Kostüm-Studien, er sammelte ein Material und so reiche Kenntnisse, daß er bald als einzige Autorität für dieses Gebiet galt. Mehrfach hat er kostümgeschichtliche Artikel für die „Illustrirte Frauen-Zeitung" geschrieben: Ueber den Schuh, den Muff, die Trauerschnebbe. Als vom Jahre 1876 ab, aus der Initiative des Verlegers und Herausgebers hervorgegangen, die „Blätter für Kostümkunde" im Verlage und als Beilage der „Illustrirten Frauen-Zeitung" erschienen, wurde Heyden der unermüdliche Berather für das Unternehmen. Im Vorwort zum ersten Band steht darüber, daß August von Heyden „vom dritten Heft ab in hervorragendem Maße seine Kräfte dem Werke widmete und dasselbe gestalten half." Bis zum Jahre 1887, als das Unternehmen zum Abschluß kam, blieb Heyden's Theilnahme an den Blättern für Kostümkunde die gleiche. Dem Fernerstehenden mag hier eine kurze Aeußerung über dieses Kostümwerk gestattet sein. Es befriedigt zunächst künstlerisch, wenigstens vom dritten Heft ab, als an die Stelle des colorirten Stahlstiches der Holzschnitt trat. Außer Heyden finden sich unter den künstlerischen Mitarbeitern Burger, Defregger, Doepler, Gentz, Skarbina, Thumann. Nicht wenige Blätter, — so besonders die von Skarbina, — sind von hohem künstlerischen Werth. Vor anderen Werken ähnlicher Art sind die Blätter für Kostümkunde durch das Hinzunehmen der Volkstrachten ausgezeichnet. Die Untertitel „Historische und Volkstrachten" giebt dem Werke die Signatur. Auch bei den Volkstrachten dieselbe exacte Darstellung, wie bei den historischen Kostümen. Der beigegebene Text giebt in den meisten Fällen mehr als eine Beschreibung, ganz ernste Abhandlungen finden sich. Und namentlich wenn unter der Erläuterung die Chiffre A. v. H. steht, kann man immer auf eine gründliche und abschließende Darlegung rechnen. Die über die Blätter für Kostümkunde mit dem Freiherrn von Lipperheide geführte Correspondenz ist mir freundlich zur Verfügung gestellt und liegt mir vor. Sie zeigt, wie sorglich sich Heyden um das Unternehmen mühte. In einem Briefe vom 30. October 1876 schreibt Heyden an den Freiherrn von Lipperheide: „. . . . Ich hoffe auch bald für die Leitung unseres Unternehmens Ihnen eine Kraft an die Hand geben zu können, gegen welche die meinige doch nur sehr schwach erscheinen wird. Ich bin froh, die Sache in guten Gang gebracht zu haben, und bleibe der eifrigste Mitarbeiter, die Leitung aber muß doch in Händen liegen, die ihr viel mehr Zeit widmen können, als ich, wenn der Erfolg Ihrem überaus glücklichen Gedanken entsprechen soll. Ich kann Ihnen für den literarischen Theil nicht genug zur Hand gehen; wenn ich meine Pflicht voll erfüllen sollte, müßte ich die Zeit haben, alle Artikel, das Kostümfach betreffend, selbst zu schreiben, oder doch zu überarbeiten . . ." Immer der gleiche Ernst und das energische Zufassen, immer das bereitwillige Anerkennen fremder Arbeit, auch das freimüthige Zugeständniß, daß sie werthvoller als die eigene sei. So stand er auch in der Kunst und unter den Künstlern. In den letzten Jahren malte er weniger und stellte kaum noch aus. Er machte der jüngeren Generation Platz, aber nicht mürrisch und verbittert, nicht unter Lamentationen über Verderb und Untergang der Kunst. Er erkannte das Recht der jungen Kunst. Vornehm und immer ganz mühte er sich, ihr Bahn zu machen. Nicht deswegen allein trat er für die modernen Künstler ein, weil sein eigener Sohn unter ihnen in der vordersten Reihe stand. Bei dem Kampfe zwischen Alter und neuer Kunst handelte es sich für Heyden nicht um die Jugend, sondern um die Kunst.

Kampf und Arbeit füllten sein Leben bis zuletzt. In beiden fand er Genuß. Als eine ausgelebte harmonische Persönlichkeit steht August von Heyden in der Erinnerung, als eine kräftige Künstlernatur, die mit eigenem Willen sich Weg und Richtung schuf.

Nachdruck verboten.

Erste Studien auf dem Zweirade.

Von F. Ranzow in Berlin.

Als ich, ein wißbegieriger Adept, in die geheimnißvolle Kunst des Radfahrens eingeweiht wurde, die, damals noch ein Sport, heute schon laut amtlicher Auffassung ein Volks-Transport-Mittel geworden ist, da gab es noch keine Lehrsäle und Lehrbahnen, keine geprüften Meister in der Reichshauptstadt. Damals war noch der Händler, der seinem Kunden zu einem noch enormen Preise irgend eine „Maschine" angehängt hatte, durch geheiligten Brauch verpflichtet, den Knappen vom Stahlroß auch zum Ritter zu schlagen. Nach Werkstatt-Schluß, häufig sogar noch um die tiefe Mitternacht, trafen sich Lehrer und Schüler auf einer einsamen Straße, die wenig Fußgänger und vor allem wenig Wagen passirten; und das große Werk begann.

So lernte auch ich einst. Die Seitenfronten zweier öffentlicher Gebäude schließen eine Sackgasse ein, die ausgezeichnet gepflastert ist, — die erste Bedingung der Oertlichkeit, — in die sich aber nach Bureau-Schluß kaum je ein Gefährt verirrt. In den dunklen Fensterhöhlen der langen Fronten haust das Schweigen; nur zwei dralle Kellnerinnen, denen ihr Beruf in der kleinen Budike gerade Zeit läßt, bilden das Publicum meines Debuts in der Tragikomödie.

Eine kurze theoretische Belehrung macht den Anfang: „Also immer die Lenkstange in die Richtung drehen, wo Sie kippen. Un nu 'ruff!" Der Meister hält das Rad, ich schwinge mich in den Sattel. „So, nu treten!" Ich trete aus Leibeskräften, während der „Professor" die Lenkstange dirigirt. In merkwürdigem Zickzack geht es vorwärts, die Kellnerinnen machen Witze, der Lehrer keucht. Die Straße ist zu Ende, das Rad wird angehalten, ich steige ab. Hin und her, zehn Mal, geht die Reise. Allmählich finde ich Geschmack an der Sache, werden die Bewegungen nach rechts und links weniger krampfhaft; aber meine Hände pressen noch immer auf die Korkgriffe, als wollte ich die Lenkstange zermalmen, sodaß mich der Daumen schmerzt.

Der Meister läuft noch immer unermüdlich neben mir her; nur hat er den Angriffspunkt nach dem dritten Mal an meiner Taille und nach dem sechsten Mal an dem Sattel gewählt; mit virtuoser Kunst rückt mich der alte Rennfahrer jedes Mal wieder ins Gleichgewicht, wenn mein Schwerpunkt sich wesentlich aus der Unterstützungsebene zu entfernen droht. Dabei klingt unablässig sein ermahnendes „Treten, treten!" in meine Ohren. Uns beiden rieselt der Schweiß aus allen Poren. Wir genehmigen eine „kleine Weiße". Neu gestärkt geht's wieder an die Arbeit!

Wieder sitze ich im Sattel, wieder tönt das „Treten, treten!" — aber nach wenigen Metern ist es mir, als sei die Stimme entfernter, als sei der Meister und Helfer nicht neben mir. Umsehen kann ich mich natürlich nicht, aber ich habe das Gefühl, als halte mich niemand mehr. Ein jäher Schreck durchzuckt mich und mein Rad, — ach, es ist so empfindlich gegen Gemüthsbewegungen seines Reiters, — kippt nach rechts. Ich reiße die Lenkstange herum, kippe nach links, reiße die Stange noch viel stärker nach links und sehe mit stiller Verzweiflung dem Unvermeidlichen entgegen. Das Schicksal naht sich in Gestalt der Bordschwelle, das Rad macht einen Sprung, schnellt mich aus dem Sattel; ein Klirren von Stahl, ein Platschen von Menschenfleisch, — da liegt die Pastete!

Mit lachender Beschämung suche ich mich zusammen, mir ist kein ernstlicher Schaden geschehen, nur eine Schrunde am Knie und eine Schürfung an der Hand. Und wie der Riese Antäus erhebe ich mich in neuer Kraft, nachdem ich Mutter Erde berührt habe. Eine Art freudiger Wuth hat mich erfaßt: „Heute muß die Glocke werden." Das nächste Mal gelingt es mir schon, die ganze Strecke allein zurückzulegen, von dem einen Ende der Straße, wo mich der Meister „startet", bis zu dem andern Ende, wo mich der Geselle „trinkgeldhoffnungsvoll" in Empfang nimmt. Und so rolle ich hin und her, wie eine Thonkugel, die sich zwei Knaben abwechselnd zuschieben, und lasse es mich wenig kümmern, daß ich noch ein paar Mal vorzeitig herunter muß „von steiler Höh". Stolz pilgerte ich nach Hause.

Ach, ich ahnte nicht, durch welche Schrecken ich noch wallen mußte, ein unglücklicher Tamino, ehe ich in jene heiligen Hallen einfahren durfte, wo man das Purzeln nicht kennt. Der nächste Abend war den höheren Künsten des Auf- und Absteigens gewidmet. Und hier wurde mir meine Turnkunst zum Verhängniß. Die schneidige Eleganz, mit der ich mich in den Sattel zu schwingen, mit der ich beim Absprung in gestreckter Haltung, mit „hohlem Kreuz" und straffem Schwungbein meinem Lehrer nachzuahmen versuchte, ist sehr angebracht am festen Reck und Barren, aber gar nicht an einer Maschine, die nach allen vier Dimensionen beweglich ist, wenigstens so lange nicht, bis man die Zauberformel gelernt hat, die den stählernen Unhold bannt. Schließlich ging ich als Sieger aus dem Kampfe hervor; aber die ehrenvollen Narben, die ich davongetragen, hätte ich jedem andern gegönnt. Sie heilten schnell, bis auf eine, die sich quer über das Kniethell meiner besten Hose zog. Das edle Kleidungsstück schmückte bereits am nächsten Abend die cavalleristisch gerundeten Unterextremitäten meines Stiefelfuchses.

Hoch war der Preis, doch herrlich der Lohn. Fast niemals habe ich mich so vogelfroh und vogelleicht gefühlt, als an dem tauenden Junimorgen, als ich zum ersten Mal den Flug ins Weite wagte. Die Finken lärmten in den Birken, schnurgerade zog sich die Chaussee nach Osten, und vor mir, fern am Horizont, quollen Rosenwolken am Himmel empor, daß die Kiefernstämme starrten, wie eitel Rothgold. Der frische Morgenwind sang mir vor den Ohren, und ich war so selig, wie vor langen Jahren, als ich zum ersten Male die schwarzblaue Silhouette des Riesengebirges vor mir erscheinen sah, auf meiner ersten Wanderfahrt ins deutsche Land.

Ein herrlicher Tag! Wenn auch der große weiße Spitz der am Wege lagernden Zigeunerbande mir Wermuth in meinen Freudenbecher schüttete, als er kläffend und mit scherzhaften Attentaten auf meine Waden neben mir hersprang. Mein Rad schwankte bedenklich; noch besaß ich nicht die Kunst, die seither schon mancher Dorfköter zu seiner Trauer erfahren hat, die Kunst eines derben Hausknecht-Fußtrittes vom hohen Roß herab, und mußte „es eben leiden"; gerade wie einst, als sich mir eine Wespe auf die Nase setzte, während der Herr Feldwebel: „Stillgestanden!!!" commandirt hatte, hinderte mich auch hier eine höhere Gewalt, mich zu wehren.

Noch zwei Mal kam ich arg zum Scheitern. Das eine Mal, als ich kecklicherweise nach der Uhr sah. Da befand ich mich plötzlich in horizontaler Schichtung in einem Graben, der glücklicher Weise nicht mehr viel Wasser hatte. Mein Rad lag friedlich neben mir, einer der größten Vorzüge übrigens des Radelns vor dem Reiten; man wird zwar auch abgeworfen, aber der Gaul geht wenigstens nicht durch.

Das zweite Mal mußte ich die Erde küssen, als ich zuerst einen Berg hinabfuhr. Die Havel und der Himmel lachten beide, und ich schaute so recht selig in die silberne Weite vor mir, als mein Halbrenner plötzlich in Galopp überging. Beide Füße flogen von den Pedalen, ich klammerte mich krampfhaft an die Lenkstange und hockte in einer höchst wahrscheinlich sehr wenig graziösen Stellung auf dem durchgehenden Satan. Ein Glück, daß kein Amateur-Photograph mich „gemomentet" hat. Immer schneller wurde die Fahrt, immer toller pfiff der Wind vor meinen Ohren, krampfhaft hielt ich Gleichgewicht und Mitte. Endlich schien es mir, als lege sich die wilde Gewalt; ein schüchterner Versuch, das Pedal wieder zu fassen, ein Krach (mein Fuß war zwischen Schutzblech und Pneumatik gekommen), ein Sturz: und der Galopp war in ein „Ventre à terre" übergegangen! Das starke Blech war aufgerollt, wie ein Stück Papier. Der Himmel und die Havel lachten; und unten am Strom freuten sich zwei Schnitterinnen.

Seitdem habe ich in den Alpen „gegentreten" gelernt, und nach der Uhr sehen kann ich schon lange. Aber wenn ich durch die Welt fliege, beide Hände in den Hosentaschen, ganz unbekümmert um die Maschine, die für mich keine Mucken mehr hat, dann denke ich noch oft und gern an die schöne Zeit, wo mir das alles so neu war und so ein bißchen herzklopferisch bange. So muß es einem Kinde zu Muthe sein, das eben zu gehen gelernt hat.

Nachdruck verboten.

Die Kleinkunst auf der Münchener Kunst-Ausstellung.

Von Irene Braun in München.

Siehe die Abbildung auf Seite 144.

Wenn man die Münchener Kunst-Ausstellung durchwandert, theils bewundert, theils den Kopf geschüttelt, mit den Bekannten über die verschiedenen „—isten" gestritten, nur in Gedanken die ersten und zweiten Medaillen, vielleicht da und dort etwas anders vertheilt hat, zieht man sich gern in die Gemächer der Kleinkunst zurück, die uns zeigen, welch erfreulichen Aufschwung das Kunstgewerbe in unseren Tagen genommen hat, frei vom geistlosen Wiederholen althergebrachter Formen, doch auch ohne sich vom Geist der „Alten" loszusagen; lebenskräftig und, im Anschluß an die alte Lehrmeisterin Natur, noch unabsehbarer Weiterbildung fähig.

Und wie in England und Holland die decorativen Künste wieder mehr und mehr im Rang steigen, so verschmähen es auch unsere heutigen Künstler nicht, eine Form aus dem täglichen Leben zum Ausgangspunkt für ihre künstlerische Phantasie zu wählen und in der Beschränkung, die Zweck und Material auferlegen, sich als Meister zu zeigen.

In den beiden Räumen hier, — unsre Abbildung zeigt das vom Architekten Th. Fischer ausgestattete Zimmer, — ist eine glückliche Auswahl moderner Kleinkunst getroffen, die frisch und jugendlich wirkt und dabei doch nicht „über die Schnur haut".

Schon die allgemeine Farbenstimmung des Raumes wirkt vornehm und wohlthuend, ein sattes, feines Blaugrün ist der Grundton für Holzvertäfelung und Thüreinfassung und geht auch durch die decorativen Landschaften von Riemerschmied, welche, die Thür umschließend, reich und doch discret, zwei Wandflächen schmücken. Den Abschluß nach oben bildet ein heller Stuckfries von Erler, Wasserwogen und Seethiere; der Plafond zeigt leichtes blaugrünes Blätterwerk, von Goldbändern durchschnitten. Auch der Vorhang, der die Nische mit dem tief goldgelben Kachelofen halb abschließt, ist blaugrün, ein Werk aus H. Obrist's Atelier; auf schwerem Plüsch sind eine Unmenge kleiner Silberflämmchen gestickt, — sie mahnen auch wieder an die zitternd nach oben steigenden Luftwellen. An der anderen Wand hängt der berühmte „Peitschenhieb" des Meisters, auf brauner Seide gestickt, der Wunderbaum mit den seltsam geschwungenen Aesten; — die Schlingen, die eine durch die Luft sausende Peitsche beschrieb, haben ihm die Composition „suggerirt". Ueber der Nische schreitet auf röthlichem Feld ein stilisirter Panther, — Majolica-Platten aus dem Münchner Atelier der von Heider, die auch eine Reihe originell und kräftig behandelter Vasen und Schalen ausgestellt haben. Die Vasen von M. Länger in Karlsruhe sind dem Material nach einfach irdenes Geschirr, nach Form, Farbe und Decorations-Weise jedoch echt künstlerische Arbeiten; besonders schön wirken die schlanken Krüge, auf welchen langstielige Blumen, vom Grund aus wachsend, oben einen dichten, einfarbigen Kranz um die Vase bilden. Auch C. Kornhas in Karlsruhe stellt gute Gefäße aus, mit den lüster geflammten Glasuren, die in der Fünfkirchener Industrie von W. Zsolnay eine erstaunlich reiche Ausbildung erreicht haben. Der Reiz dieser Technik liegt darin, daß die Farben außer ihrem eigentlichen Ton noch einen anderen farbigen Metallglanz besitzen, der bei seitlich einfallendem Licht höchst reizvoll zur Geltung kommt. Es ist die Technik, die schon den maurischen und bestimmten altitalienischen Majoliken ihren hohen Werth verleiht, mit allen Hülfsmitteln moderner Wissenschaft weitergebildet. Wie mit verschiedenfarbigem Metall selbst gemalt, erscheinen die kostbaren Fayencen von Clement Massier in Golfe Juan bei Cannes, — theils in allen Regenbogen-Farben spielend, theils matt schimmernd; die wenigen Stücke hier geben nur einen schwachen Begriff von dieser großartigen, im Augenblick zu Paris in der sehr interessanten Exposition céramique reich vertretenen Industrie. Nur einen Seufzer unterdrückt man im Stillen: „Möchte doch die Majolica weniger kosten, welche die Simse dieser Bücherschränke und Büffets verziert!"

Auch die Schränke selbst von H. von Berlepsch haben etwas sehr Anziehendes; sie erinnern ein wenig an englische Formen, wirken aber sehr originell durch eine Zusammenstellung von gitterartig durchbrochenen und wieder geschlossenen Flächen, welch letztere mit wenig erhabenem und ganz discret getöntem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schnitzwerk decorirt sind. Die Motive der Schnitzerei halten sich dabei auf einer feinen Grenzlinie zwischen naturalistischer und stilisirender Behandlung; sehr reizend ist für eine Leiste der Klee, — Blüthe und Blatt, — verwendet. Gute Eisenbeschläge erhöhen die Wirkung.

Neu sind auch die getriebenen Metallwaren von G. Wilhelm und H. Lind, die zu dem matten und glänzenden Kupferton noch eine Art rothen Emails zeigen. Die Gläser von Koepping in Tulpen- und Lilienform, mit ihren schlanken Stengeln und den graziösen langen Blättern, sind schon bekannt, überraschen aber immer wieder durch ihre Feinheit in Form und Ton. Zu den kostbarsten Gefäßen gehört eine Collection von Gallé in Nancy, Vasen, wie aus Halb-Edelstein geschnitten, merkwürdig große Stücke darunter, von zartester Farbenwirkung: eine becherartige Vase z. B. trägt auf gelblich durchschimmerndem Grund in leisem Relief ganz wenige, blumenartige Gebilde, Mattrosa, Bräunlich, Grauviolett, — und im Katalog das Motto: Parle-moi doucement, sans voix parle à mon âme! Ueber ein anderes Stück steigt, nach einem Citat aus Victor Hugo, „der unendliche Friede des Himmels von allen Seiten hernieder", — was für die eine kleine Vase doch etwas überwältigend klingt.

Mancherlei kleine Metallwerke, Statuetten ꝛc. sind zum Schmuck in den Räumen vertheilt, die Leuchter von H. von Berlepsch zeichnen sich durch kräftig graziöse Formen aus.

Auch die Handwebereien sind neu, gobelinartige Gewebe, in denen der echt decorative Flächenstil mit wenigen, einfachen Tönen und kräftiger Umrandung sehr glücklich zum Ausdruck kommt. Besonders gut wirkt der Wandbehang mit Schwänen, nach einem Entwurf von Eckmann in Scherrebeck (Schlesw. Holst.) ausgeführt. In ähnlich decorativer Weise sind die Glasfenster von C. Ule behandelt, mehr Glasmosaik als -Malerei; der Entwurf von Riemerschmied zeigt flotte, jugendliche Gestalten beim Tennis-Spiel.

Auch unter den Schmuckstücken finden sich viele interessante Dinge, auch hier sind neue Wege eingeschlagen und manchmal durch minder kostbares Material eigenartige Effecte erzielt.

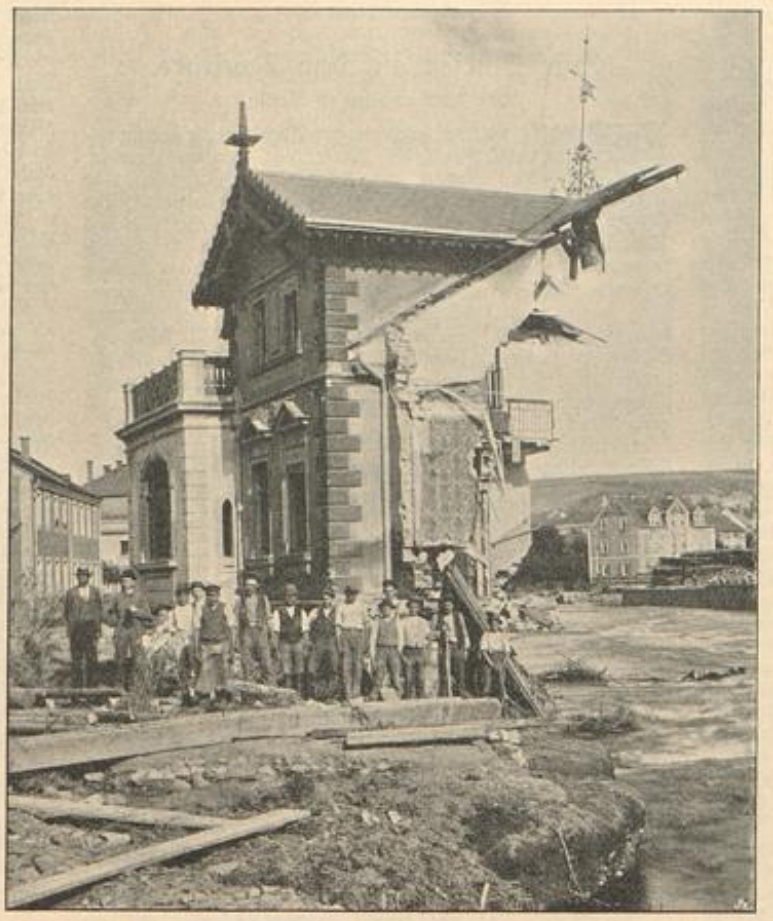
Noch viel Geschmackvolles wäre zu nennen, — auch die Holzeinlagen von Linde Kögel, nach eigenem Verfahren, und die Seidestickerei der Prinzessin E. Cantacuzene, und andere kleine Kunstwerke der Nadel, — fast jedes Stück hat sein Recht darauf, zu dem Bilde unseres modernen Kunstgewerbes mitzuwirken, und wem das Gedeihen unserer Kleinkunst am Herzen liegt, der wird frohen Muthes an diese Ecke der Ausstellung zurückdenken.

Nachdruck verboten.

Von der Ueberschwemmung bei Dresden.

Mit einer Abbildung nach einer Original-Photographie.

Seit Menschengedenken ist das Elbthal mit den einmündenden Thälern der Weißeritz, Müglitz, Gottleuba u. s. w. nicht von einem so furchtbaren Wasserunglück heimgesucht worden, wie in den letzten Julitagen des laufenden Jahres. In diesen engen Thälern, die sämmtlich dem Verkehr durch Haupt- und Nebeneisenbahnen bis in ihre innersten Winkel erschlossen sind, lebt eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung, die theils durch den Bergbau, theils durch die daran schließende Industrie oder durch den Ackerbau ihr Brod findet. Die Flüßchen, die durch diese Thäler oder, nach sächsischem Sprachgebrauch, Gründe der Elbe zuströmen, sind für gewöhnlich ganz friedfertig und unschuldig, sodaß sie das idyllische Bild der grünen Thäler nur in reizvoller Weise beleben und verschönern. Am 30. Juli aber waren diese Thäler und diese Flüsse nicht wiederzuerkennen. Die Weißeritz insbesondere, die mit ihren verschiedenen Quellflüssen durch den Plauen'schen und Rabenauer Grund fließt, glich an diesem Tage einem reißenden Meere, welches, die ganze Thalsohle ausfüllend, mit rasender Wuth dahinstürmte, Menschen und Menschenwerk unbarmherzig und widerstandlos vernichtend. Am Nachmittag begannen die Wasser plötzlich infolge der ungeheueren Regengüsse zu schwellen, und zwar mit so gewaltiger Schnelligkeit, daß viele Menschen mit knapper Noth nur ihr Leben zu retten vermochten, indem sie ihr Eigenthum den Wogen überließen. Viele aber hatten nicht einmal dazu die Zeit, sondern fanden ihr Grab

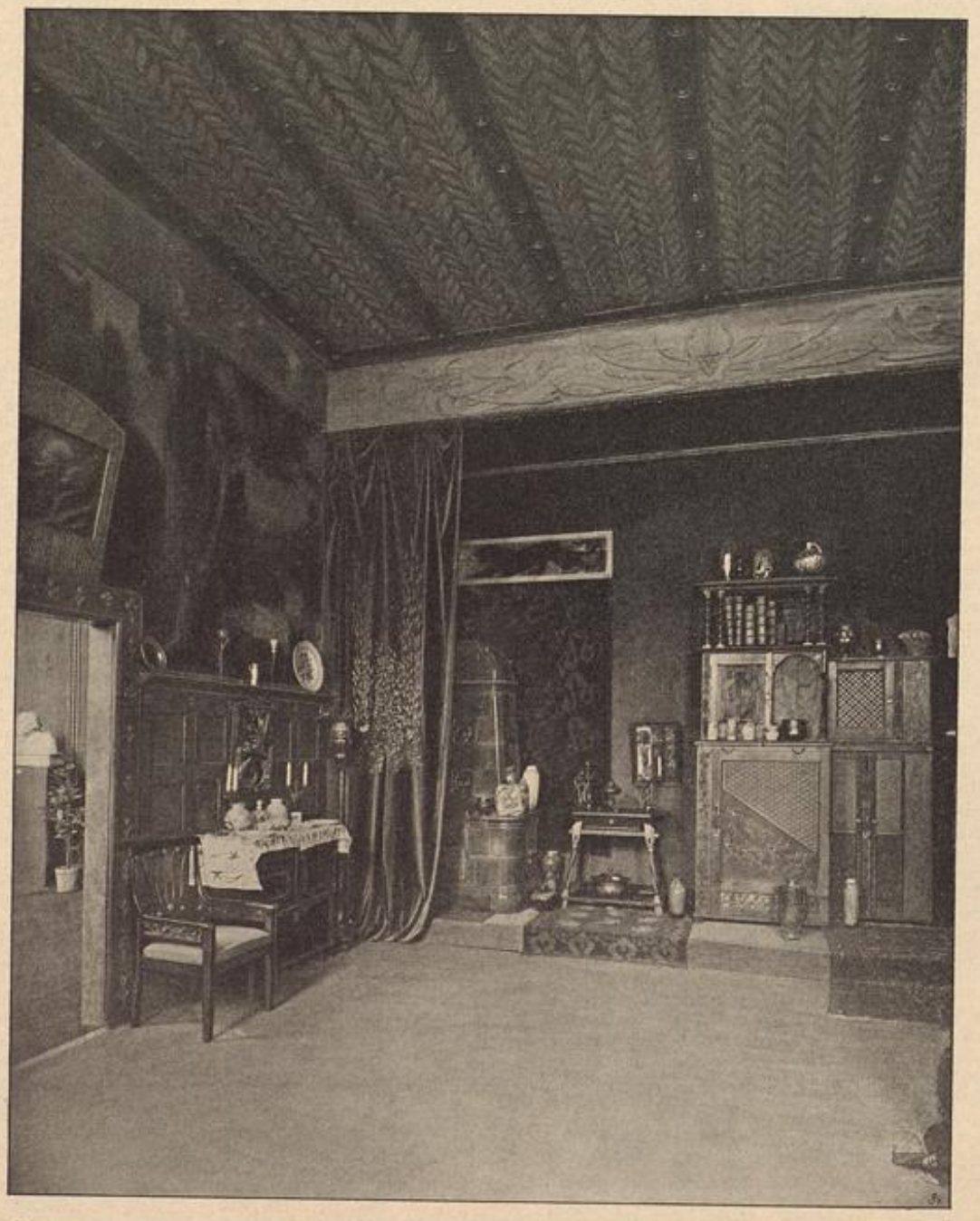


Von der Ueberschwemmung bei Dresden: Zerstörtes Haus in Potschappel.

inmitten der vom Wasser zerstörten und weggeschwemmten Häuser. In Potschappel, — aus welchem Orte wir eine Abbildung bringen, — sind ein Bäckereigrundstück, die Villa des Baumeisters Timmel und die Tischer'sche Schmiede gänzlich zerstört. Mit der Schmiede, die am Fuße des Thalaufstiegs nahe einer Brücke stand, gingen nicht weniger als elf Personen zu Grunde, die im Hause wohnten oder beschäftigt waren. Der Besitzer selbst soll sich, als er das hereinbrechende Unglück bemerkte, absichtlich mit in das Wasser gestürzt haben, obschon er sich hätte retten können. Noch Tage lang nach dem Unglück bot der Plauen'sche Grund einen grauenhaften Anblick: überall sah man zerstörte Straßen, umgestürzte Mauern, Geländer, Telegraphen-Stangen, Bäume und Einfriedigungssäulen, zerstörte Brücken, freihängende und herabgerissene Eisenbahnschienen, herabhängende Gasrohre, abgerissene, geborstene Häuser, Schuppen und Mauer-Ruinen, aufgehäufte Schlammmassen, abgerissene überfluthete und versandete Ländereien, ferner Brückenbogen und Eisenbahn-Tractate, die durch aufgehäufte Balken, Bretter und Steine, Bäume und Gestrüpp, auch Möbelstücke und Betten versperrt waren, eingerissene Buchten und Löcher, unter Wasser gesetzte Keller, verschlämmte Wohnungen und obdachlos umherirrende Bewohner, die vergeblich nach ihrem einzigen Besitzthum ausschauten. Mehr denn hundert Familien sind allein in Deuben obdachlos und aller Mittel entblößt. Aehnlich steht es in Plauen, Hainsberg, Döhlen, Cotta und Löbtau in unmittelbarer Nähe Dresdens, wo die Weißeritz in gleich fürchterlicher Weise gehaust hat. Tiefes Mitleid hat wohl jeden erfaßt, der das Bild der Zerstörung, den Jammer und das Elend der Betroffenen mit eigenen Augen gesehen hat, und dazu das Gefühl jämmerlicher Ohnmacht gegenüber dem Sturm der Elemente, die in wenigen Augenblicken zerstören, was Menschenhände in jahrelanger mühsamer Arbeit erbaut und geschaffen haben. Und doch, —

„Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n", —

es war ein wahrhaft großartiger Anblick, als die aufgeregten Fluthen noch anderen Tags durch das enge Thal dahinbrausten, und es ist ein wahrhaft erhebendes Gefühl, wenn wir jetzt hören und lesen, wie allenthalben die werkthätige Liebe sich regt und sorgt und giebt, um den Beschädigten zu ersetzen, was überhaupt zu ersetzen ist, zum Beweise, daß nicht bloß Materialismus und Eigennutz die Welt beherrschen, sondern auch Nächstenliebe und Barmherzigkeit.



Zimmereinrichtung in der Münchener Kunst-Ausstellung. Ausgestattet von Th. Fischer.

Redactions-Post.

Frau v. B. in Ulm. — Ob wir es für gut halten, daß Sie Ihr Töchterchen ein Tagebuch führen lassen, fragen Sie uns. Darauf können wir Ihnen eine bündige Antwort leider nicht geben; es kommt ganz darauf an, wie das Tagebuch geführt wird, dem einen wird es zum Fluch, dem andern zum Segen gereichen. Wer ernst angelegt und im stande ist, seine Erlebnisse möglichst objectiv zu betrachten, dem wird die Führung eines Tagebuches ersprießlich sein; wer aber etwas zur Eitelkeit neigt, dem muß das Tagebuch entschieden verboten werden. Die Eitlen, die sich abends mit Macht zu dem „geliebten Tagebuch" hingezogen fühlen, wollen Schwarz auf Weiß bewundern, was für einen correcten Lebenslauf sie den Tag über zu ihrer Freude geführt haben. Das Tagebuch wird in diesem Falle zum Stapelplatz von Sentimentalitäten und coquetten Selbstbespiegelungen. Dem entgehen selbst große Männer nicht. Lavater z. B. wurde durch sein Tagebuch vereitelt, während Fichte, Goethe, Byron ꝛc. durch dasselbe objectiv gefördert sind. Der vortreffliche Roman „David Copperfield" von Charles Dickens besteht zum größten Theil aus dem Tagebuch des Verfassers; — solche Tagebücher zu führen, vermögen allerdings nur Auserwählte!

Junge Hausfrau in Wolfenbüttel. — Wir können Ihnen unser aufrichtiges Mitleid nicht versagen, so sehr hat uns Ihre traurige Geschichte gerührt, die Sie uns — mit lachendem Gesichte erzählen. Aber einen Rath vermögen wir Ihnen leider nicht zu geben; vielleicht wissen Sie mit folgender kleinen Anekdote etwas anzufangen, — sie am richtigen Orte zu verwenden: Königin Marguerite von Italien fragte einst im Frühling ihren königlichen Gemahl um seine Meinung darüber, ob sie wohl noch jung genug wäre, ihr Lieblingskostüm, ein weißes Musselin-Kleid, zu tragen. „Diese Frage," erwiderte König Humbert, „erfordert reifliche Ueberlegung." — Einige Tage später langte eine große Kiste für die Königin in Monza an. Die Lakaien trugen sie in die Gemächer der Königin und meldeten dieser, wie ihnen befohlen war: „Die Antwort Seiner Majestät!" Die Kiste enthielt ein halbes Dutzend der duftigsten weißen Kostüme, welche der König für seine Gemahlin hatte anfertigen lassen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Heiu, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 19, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

(Fortsetzung.)

Vielleicht war es doch unhöflich, wenn er ohne Entschuldigung ausblieb. Nur hinaufspringen wollte er zu Willbergs, wirklich nur für einen Moment, um zu erklären, daß er für den Abend eine andere Verabredung habe. Fräulein Dora sollte schon sehen, daß sie nicht die Macht besaß, ihn zu halten und nach Belieben am Gängelbande zu führen.

Rasch eilte Bernt die Treppe empor.

Das Hausmädchen nahm ihm lächelnd Hut und Havelock ab und bemerkte, um zu zeigen, daß es auch nicht so ganz ohne Beobachtungsgabe sei: „Fräulein Sandel ist schon da."

Beinahe hätte er die Person grob angefahren. Was ging ihn das an? Doch ihm fehlten schlechterdings die Worte, so heftig klopfte sein Herz, und wie er eintrat, sah er nichts weiter als ein blondes Köpfchen, das sich ihm erwartungsvoll zuwandte.

Das ironische Lächeln, welches Dora's Lippen umspielte, hätte ihn wohl stutzig machen sollen, denn es sagte ganz deutlich: „Ich wußte wohl, daß Du nicht so viel Schneid haben würdest, mir zu zürnen." ‚Schneid' war nämlich einer ihrer Lieblingsausdrücke. Aber er fühlte sich nur so über alle Maßen froh, daß er keiner Ueberlegung fähig war.

Sie saß auf einem niedrigen Hocker am Kamin und wartete ganz ruhig, bis er die Wirthe nebst den anderen Anwesenden begrüßt haben würde, um dann zuletzt zu ihr zu kommen. Das Beste kam ja immer zuletzt.

Immer noch hatte er kein Wort der Entschuldigung und Erklärung vorgebracht. Es schien eben allen ganz selbstverständlich, daß er da war und blieb, und Dora schüttelte ihm burschikos die Hand, und paffte etwas hastig Rauchwolken aus der Cigarette, die sie zwischen den Zähnen hielt. Ehe er es sich versah, hielt er eine Theetasse in der einen Hand, die ihm Frau von Willberg gereicht, und ein Tellerchen mit pikanten Brötchen und Mayonnaise, das ihm die Enkelin des Hauses, ein flinkes Backfischlein, aufgenöthigt, in der andern. Dora lachte und deutete mit der Fußspitze auf einen Sitz in ihrer Nähe.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie machen eine etwas unglückliche Figur mit all den Eßwaren."

Er gehorchte. Ihm wollte kein unbefangenes Gesprächsthema einfallen.

„Nachtragend sind Sie nicht, wie ich sehe," begann sie die Unterhaltung.

„Ich weiß, daß man mit den Launen einer Dame Nachsicht haben muß."

Das war nun gerade keine sehr glückliche Antwort.

„Oh, wir machen keinen Anspruch auf Nachsicht," entgegnete Dora. „Vielleicht gehören Sie zu den Leuten, welche auch die linke Backe darbieten, wenn sie einen Schlag auf die rechte empfangen. Ich nicht. Ich gestehe, daß ich mich letzthin durch die geringschätzige Art, mit der Sie mich auf meinen Standpunkt als Kunsthandwerkerin hinwiesen, verletzt fühlte, und ich trage es Ihnen nach."

Uebelgelaunt. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.
Siehe Seite 152.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Welche Genugthuung verlangen Sie also von mir?“ scherzte er. „Wollen Sie mich zum Duell herausfordern?“

„Sprechen Sie nicht solchen Unsinn! Sie wissen, daß das nicht geht.“

„Warum nicht? Jeder Mann, der mich beleidigt, würde von mir zum Zweikampf herausgefordert werden. Wollen die Frauenrechtlerinnen sich mit den Männern auf gleichen Fuß stellen, so mögen sie das auch in dieser Beziehung thun. Aber da wird dann mit einmal das zarte Geschlecht ins Treffen geführt; es darf beleidigen, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden.“

Alle im Lauf der Woche in ihm angesammelte Bitterkeit kam in diesen von ihm etwas scharf hervorgestoßenen Worten zum Durchbruch. Das gewährte ihr eine gewisse Genugthuung und stellte ihre gute Stimmung wieder her. Er war doch noch gereizt, endlich einmal in der That gereizt.

„Das Duell ist ein ganz überwundener und durchaus unsittlicher Gebrauch!“ sagte sie ruhig. „Und vom rein menschlichen Standpunkt aus zu verdammen. Auf jede andere Weise bin ich bereit, den Strauß mit Ihnen auszufechten, zu dem Sie mir den Fehdehandschuh hingeworfen haben.“

„Da hört doch die Naturgeschichte auf! Ich hätte Ihnen den Fehdehandschuh hingeworfen? Ich? der ich nichts weiter verlange als —,“ beinah hätte er gesagt: „Als mein ganzes Leben in Liebe und Frieden an Ihrer Seite zu verbringen.“ — Doch besann er sich bei Zeiten und fügte hinzu: „Mit aller Welt in Frieden und Harmonie zu leben.“

„Sprechen wir uns nur klar aus. Was verstehen Sie unter Harmonie? Doch wohl nur etwas sehr Einseitiges. Die Suprematie des Mannes, Ihre Suprematie also, soll willig anerkannt werden. Wir anderen Menschen in langen Kleidern sollen uns vor derselben in Demuth beugen und unsere Unzulänglichkeit eingestehen, dann finden Sie den daraus entstehenden Zustand köstlich harmonisch.“

„Nein!“ rief er warm. „Im Gegentheil, ich bin bereit, die Suprematie des Weibes im vollsten Maße anzuerkennen und das Knie vor ihr zu beugen, in allem was uns Männern fern liegt, in der Anmuth, der Liebenswürdigkeit, dem schnellen Erfassen der Situationen, vor allem aber in der Herzensgüte. Ich gebe willig zu, daß die Frau, wenn auch zum Glück zarter beanlagt als wir, doch jeder seelischen Größe fähig ist —.“

„Hören Sie auf!“ unterbrach sie ihn. „Mir wird übel! Das sind so die Schlagworte, mit denen wir blind und dumm gemacht werden sollen. Warum spricht denn niemand davon, daß wir fürs praktische Leben einen sicheren Blick haben, und die Stellungen, die wir uns mühsam Schritt vor Schritt erkämpften, mit unbedingter Zuverlässigkeit bekleiden? Schlagen Sie doch gefälligst die Zeitungen auf. Beinah täglich können Sie da lesen, daß irgend ein Kassirer mit den ihm anvertrauten Ersparnissen armer Leute durchgebrannt ist. Nun giebt es aber bereits eine Unzahl von Kassirerinnen, und noch nie hat man gehört, daß eine von ihnen sich einer Veruntreuung schuldig gemacht hätte.“

Bernt konnte dem nichts entgegensetzen, weil es ihm an Beweismaterial mangelte. Er hielt noch immer die Tasse in der einen, den Teller in der anderen Hand, und sah sehr hülflos aus, weil er nicht wußte, wohin damit.

Dora lachte, schob einen kleinen Tisch, der in ihrer Nähe stand, neben ihn, befreite ihn von den beiden unbequemen Dingen, rückte dann selbst ihr Hockerchen mit an den Tisch, und nahm von seinem Teller ein Brötchen, das sie mit Appetit verzehrte.

Der Gedanke, jetzt noch ins Café Luitpold zu gehen, wäre heller Wahnsinn gewesen. Das war so gemüthlich hier, so häuslich! Alles hatte sich zu kleinen Gruppen zusammengefunden, und wie auf stillschweigende Verabredung ließ man ihn mit dem Gegenstand seiner Verehrung allein in dem Plauderwinkel am Kamin. Dazu summte der silberne Theekessel auf dem mit allerlei guten Dingen besetzten großen Mitteltisch gar vergnüglich.

„Welche Wohlthat für einen armen Junggesellen, einmal den Abend in einer schönen Häuslichkeit zubringen zu können!“ bemerkte Bernt. „Ja, wer auch erst so weit wäre, ein eigenes Heim gründen zu können, in welchem man liebe Gäste empfangen kann!“

„Halten Sie das für das Erstrebenswertheste, Gäste bei sich zu sehen?“

„Ich als Norddeutscher besitze natürlich in hohem Grade den Sinn für Gastfreundschaft. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als einen Kreis guter Freunde um den eigenen Tisch zu versammeln; dabei der eigenen lieben Hausfrau gegenüber zu sitzen, mit der man so eins ist, daß jeder Blick einen Gedankenaustausch bedeutet, und so recht das Gefühl häuslichen Behagens zu empfinden.“

„Das in Pantoffeln und in der Pfeife gipfelt. Ich kenne das schon!“ warf sie dazwischen.

„Ich rauche niemals Pfeifen!“ betheuerte er eifrig, „und was die Pantoffeln anbetrifft, so würde ich mir die gewiß abgewöhnen, wenn sie meiner Frau unlieb wären.“

Er fing an, den Kopf zu verlieren, und wer weiß, zu welchen Erklärungen er sich hätte hinreißen lassen, wenn sie ihn noch länger mit diesem lieblichen, fragenden Ausdruck angeschaut hätte. Doch ihr Gesicht wurde auf einmal wieder kühl und undurchdringlich, und während sie ihre Fußspitzen eingehend zu betrachten schien, warf sie ganz oberflächlich hin: „Ja ja; ich gestehe, daß ich auch ein gewisses Behagen um mich liebe. Indessen habe ich so viel geschäftlich zu thun, daß meine Häuslichkeit darunter leidet. Ich werde mich wohl nächstens nach einem Mann umthun, der mir den Haushalt führt. Ernähren kann ich ihn ja, und da er es nicht umsonst thun wird, werde ich die Ceremonie einer Trauung, unter Wahrung aller gesetzlichen Rechte, über mich ergehen lassen müssen.“

Sie hatte ihn wohl nur necken, vielleicht auch sich instinktiv gegen etwas zur Wehr setzen wollen, was über sie hereinbrach und gegen das sie sich als Frauenrechtlerin mit allen Kräften sträubte, denn es konnte ihr nicht entgehen, wo er hinaus wollte. Seit Wochen hatte sie es kommen sehen, hatte mit dem Feuer gespielt, und auf einmal überfiel sie die Angst, daß sie sich die stolzen Flügel ihres Selbstgefühls daran verbrennen könne. Jetzt wartete sie beinahe athemlos darauf, daß er sagen werde: „So lassen Sie mich dieser Mann sein!“ Und dann. — Ja was dann werden würde, das wußte sie selbst noch nicht. Vielleicht würde sie ihn mit der Bemerkung abfertigen, daß sie kein großes Zutrauen zu seinen haushälterischen Fähigkeiten besitze; — vielleicht aber auch die Segel streichen, und sich benehmen wie das erste beste liebesselige Durchschnittsmädchen.

Aber sie wartete vergebens. Die Worte wurden nicht gesprochen.

Bernt war es zu Muth, als werde ein Eimer eisigen Wassers über ihn ausgegossen und lösche seine frohe Stimmung. Ihre herzlose hochmüthige Anmaßung schlug ihm ins Gesicht und wandelte alle Liebe, die er für dieses Geschöpf empfunden hatte, in Verachtung. Wer so sprechen konnte, war jeder wahren Weiblichkeit bar und unfähig, Liebe zu empfinden und zu erwidern. Er hatte sich gründlich in dem Mädchen getäuscht. Es besaß wirklich nichts als sein reizendes Aeußeres und praktischen Geschäftssinn. Aber trotzdem krampfte ihm das Herz mit einem unendlichen Wehgefühl zusammen. Unfähig, auch nur den geringsten Bissen hinunter zu würgen, erhob er sich hastig, sah nach der Uhr und murmelte etwas von einer Verabredung, die er innehalten müsse.

Das bleiche verstörte Gesicht, mit dem er sich empfahl, und der Umstand, daß Dora mit gerunzelter Stirn und trotziger Haltung allein am Kamin sitzen blieb, sagten der Hausfrau, daß etwas Unliebsames zwischen den jungen Leuten vorgefallen sein müsse, und sie machte daher keinen Versuch, den Davonstürmenden festzuhalten.

Dora ihrerseits fühlte, daß alle Anwesenden, wenn auch ganz discret, nach ihr hinsahen, und mit plötzlicher erzwungener Lustigkeit sprang sie auf und rief lachend: „Unser Freund hat in seinem Benehmen zuweilen etwas Unvermitteltes, das an den bekannten Kanadier erinnert, der von Europens übertünchter Höflichkeit nichts wußte!“ Doch ihr war erbärmlich schlecht dabei zu Muthe.

Bernt hatte ihr nicht einmal die Hand zum Abschied gegeben. Sie wußte, daß sie diesmal zu weit gegangen und daß er wohl endgültig fertig mit ihr sei. Ein eigenthümliches Gefühl schnürte ihr die Kehle zusammen. Am liebsten wäre sie in heiße Reuethränen ausgebrochen. Doch das hätte wohl gar zu sehr weiblicher Schwäche ähnlich gesehen, und mit der ganzen Kraft ihrer Eitelkeit schluckte sie Thränen und Reue und Zorn hinunter und gab sich so munter und gesprächig, wie seit langer Zeit nicht. Schließlich war sie doch Siegerin geblieben und hatte diesem Manne gezeigt, wie sie über die Ehe dachte. Das war auch etwas werth.

Ein paar Tage hindurch redete sie sich in diese Siegesstimmung hinein und war dabei im geschäftlichen Verkehr und bei der Arbeit so launenhaft und unberechenbar, daß sie sich eine gewinnbringende Kundschaft verscherzte und ein Kissen, auf dessen zartgetöntem Seidenstoff gemalte und gestickte Orchideen des effektvollen Abschlusses harrten, total verdarb.

Danach wurde sie kleinlaut und weich, nachgiebig gegen alle Welt, und ging unruhig umher. Ihr kam mit einmal die Ueberzeugung, daß ihre kleine Häuslichkeit ein ziemlich unordentliches Gepräge besaß, und statt ihrer Schwester Vorwürfe darüber zu machen, wie sie es sonst unfehlbar gethan hätte, ließ sie sich herbei, selbst Hand anzulegen, wirthschaftete mit Feuereifer umher, fegte Staub ab, studirte ernsthaft in allerlei Kochbüchern und stellte sich zum Erstaunen der nachlässigen bayrischen Küchenfee an den Herd, um in eigener Person allerlei absonderliche Gerichte herzustellen, über deren Gelingen sie dann eine kindliche Freude empfand.

Diesmal wurde es selbst der ernsthaften, geduldigen Schwester, auf der inzwischen die Sorge für das Atelier allein lastete, zu bunt, und sie fragte, wann denn die wirthschaftliche Tändelei ein Ende haben werde. Es seien verschiedene Bestellungen eingelaufen, und Dora wisse doch recht gut, daß nur sie die Entwürfe dazu machen könne.

„Liebes Kind,“ kam die freundliche Antwort, — nebenbei bemerkt, war die Schwester um zehn Jahre älter, — „unsere Häuslichkeit hat auch Rechte an mich, und man soll uns arbeitenden Frauen nicht den Vorwurf machen können, daß wir jede weibliche Beschäftigung hintenan setzen.“

Das ging so die ganzen letzten Tage der Woche hindurch. Am Montag athmete sie dann tief auf, als läge etwas Ueberwundenes, Schweres hinter ihr, sie kleidet sich mit einer Sorgfalt für den Willberg'schen Thee-Abend an, welche etwas ganz ungewohntes war. Eine weiße Nackenrüsche aus duftigen Spitzen mußte in das blaue Velvet-Kleid hinein, und eine gelbe Rose im Gürtel schien unerläßlich, dem Eifer nach zu urtheilen, mit dem sie in allen umliegenden Blumenläden danach suchen ließ.

Ganz froh und freudig trat sie den gewohnten Gang an, denn sie war nun vollständig mit sich einig, daß sie Bernt Abbitte leisten, und ihn mit freundlichen Worten und gewinnender Anmuth zu ihren Füßen zurückzwingen werde.

Ihre Anstrengungen und löblichen Vorsätze waren indes umsonst. Bernt ließ sich nicht blicken, und aus übergroßem Zartgefühl sprach in ihrer Gegenwart niemand von ihm, sonst hätte sie wohl erfahren, daß er an das Willberg'sche Ehepaar einige Worte geschrieben und gebeten hatte, ihn nicht der Undankbarkeit zu zeihen, wenn er dem gastlichen Hause für längere Zeit fern bleibe.

Je froher und freudiger sie gekommen, um so niedergeschlagener und verwirrter trat sie den Rückweg an. Sie hatte bestimmt darauf gerechnet, daß er da sein und Frieden mit ihr machen werde. Nun sank ihr das Herz. Sie vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, daß sie ihn verloren haben könne. Mochte er als Künstler sein, was er wollte, als Mensch war er ihr lieber geworden als alles andere in der Welt. Sie konnte ihn nicht missen. Der Verkehr mit ihm war ihr nothwendig wie die Luft, wie das tägliche Brod. Nebenbei hatte ihre Eitelkeit auch einen empfindlichen Schlag erlitten, und wie sie heim kam, riß sie die Unglücksrose aus dem Kleide, warf sie auf die Erde, trat mit beiden Füßen auf ihr herum, und schluckste und schnüffelte dabei vor sich hin, daß die sonst mit stoischer Ruhe begabte Schwester theilnehmend fragte: „Was hast Du denn? Du bist wohl verschnupft?“

„Mein Gott, ich werde doch wohl noch schnüffeln dürfen, ohne Rechenschaft darüber geben zu müssen!“ klang es heftig zurück. „Natürlich habe ich den Schnupfen!“

Allmählich jedoch redete sie sich in die Ueberzeugung hinein, daß es ein bloßer Zufall gewesen, welcher Bernt am Montag fern gehalten hatte, daß er den nächsten Willberg'schen Abend gewiß nicht versäumen werde. Er konnte ja doch auch nicht mehr ohne sie sein! Und eine Woche lang ging sie hoffnungsvoll einher, um dann am nächsten Montag die nämliche Enttäuschung durchzumachen.

Diesmal weinte sie nicht, geberdete sich auch nicht wie ein ungezogenes Kind. Nur sehr blaß und still wurde sie, und müde und ernst ging sie herum.

Bernt ahnte nicht, daß sie sich die Sache so zu Herzen nahm. Er selbst litt sehr, und sein ganzer Optimismus ging ihm verloren. Immer klangen ihm die verächtlichen Worte im Ohr: „Ernähren kann ich ihn ja, und da er es nicht umsonst thun wird, werde ich wohl, unter Wahrung aller gesetzlichen Rechte, die Ceremonie der Trauung über mich ergehen lassen müssen.“

Nun, wenn sie ihn damit gemeint hatte, so dürfte sie doch wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Er wollte ihr schon zeigen, daß er im stande sei, sich selbst zu ernähren, und auch noch eine Frau dazu. Wenn es ihm gelang, was er jetzt so heiß anstrebte, sich als Illustrator und Ornamenten-Zeichner eine feste Stellung zu schaffen und einträgliche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm sichere Bürgschaften für die Zukunft boten, so würde er vor ihren Augen um das erste beste Mädchen, das ihm gefiel, werben, und sich eine Häuslichkeit einrichten, die ihr klar machen mußte, was sie sich verscherzt hatte.

So dachte er in den Momenten, in denen ihm der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zorn zu Kopf stieg. Aber es kamen auch Zeiten, in denen er verzweifelt seine verlorene Liebe bejammerte und vor Sehnsucht nach der noch immer leidenschaftlich Begehrten verging. Und immer kämpfte er alles tapfer nieder und arbeitete, wie er nie zuvor gearbeitet hatte, mit einer eisernen verbissenen Energie. Er ließ sich kaum Zeit zu den nothwendigen Mahlzeiten.

Abends war er dann abgespannt und saß theilnahmlos und müde im Kreise der Freunde, und all die überschäumende Jugendthorheit, die um ihn her tobte, brandete vergeblich gegen seinen Trübsinn an. Er hörte aus allem nur den Jubel über frohes Gelingen, über Lust und Freude an der Arbeit heraus und verglich damit das eigene mühsame Ringen mit einer Aufgabe, in die er sich nur künstlich hineinzwang, die ihm nicht lag, die er eben nur wie eine Last trug, welche er einem festen, ersehnten Ziele entgegenschleppte. Die Sorglosigkeit, mit der die Kameraden jeden Tag seine eigene Plage haben ließen und sich nicht um das ‚morgen' scherten, wenn ihnen nur das ‚heute' gehörte, brachte ihm die schweren Sorgen, welche ihn bedrückten, nur noch schärfer zum Bewußtsein. Und doch war ihm dieses Zusammensein ein Bedürfniß. Er hielt es nicht im Atelier aus, wenn die Dämmerung hereinbrach und seinen Mühen ein Ziel setzte. Nach der Stille, die den ganzen Tag über um ihn her geherrscht hatte, sehnte er sich nach menschlichen Stimmen und hellem Licht, nach etwas, das ihn auf andere Gedanken brachte.

Und dabei versuchte er, seine Energie zu prüfen, übte sich im Entsagen, um zu sehen, wie weit er es darin bringen könne. Zwei Gläser Bier machte er sich zum Gesetz, damit richtete er sich viele Stunden hindurch ein, versagte sich jede Art von Tabak, und stand Folterqualen aus, wenn rings um ihn her lustig getrunken und geraucht wurde. Hatte er denn ein Recht, sich's sorglos wohl sein zu lassen? Er war ja mit seinen sechsundzwanzig Jahren noch immer seinen Eltern zur Last, verdiente nichts.

Das sollte aber bald anders werden. Er arbeitete ja nach bestem Können und mit Fleiß, wie nie zuvor, und mußte nach irgend einer Richtung hin Erfolg haben. Mit zwei hervorragenden Verlagsfirmen und einer lithographischen Anstalt war er in Verbindung getreten, hatte Probe-Illustrationen, Plakat-Entwürfe und Ornamente für Bücher und Karten eingeschickt und zeichnete emsig weiter, um Neues in Bereitschaft zu haben, wenn Bestellungen einliefen. Währenddessen stand das unvollendete Bild, der stille Weiher mit dem Sonnen-Untergang immer noch auf der Staffelei und grinste ihn höhnisch an, wenn er so recht muthlos zu werden drohte. Welch verzweifelte Aehnlichkeit mit einer verlöschenden Petroleum-Lampe diese Sonne da hatte! Und erst die Nebelschleier, die sich auf dem Wasserspiegel zwischen dem Schilf entwickelten, — die schienen einem Kochtopf zu entquellen. Es war einfach niederdrückend, daß er keine Stimmung hier hinein zu bringen verstand! Mochte das Bild dort als fortwährende Mahnung an seine künstlerische Unzulänglichkeit stehen bleiben und verstauben!

Sein ganzes Interesse concentrirte sich jetzt allein auf die Ankunft der Postboten, die er auf ihrem Gang durch das Haus mit Herzklopfen verfolgte. Hörte er die schweren Stiefel des Stephanjüngers vor seiner Thür Halt machen, so stand ihm der Athem still.

Immer waren es belanglose Dinge, welche für ihn kamen: Rechnungen, Drucksachen, Ankündigungen. Die Wochen verstrichen. Er entschloß sich endlich, erneute Anfragen an die Firmen, welchen er seine Probe-Arbeiten eingeschickt, zu richten. Jetzt mußte doch eine Entscheidung kommen.

Eines Tages, als er zufällig gerade nicht darauf wartete, klopfte es.

„Herein!"

Der Postbote brachte ein flaches Päckchen, dessen Papphülle Bernt nichts Gutes erwarten ließ. Er konnte sich geraume Zeit hindurch nicht entschließen, das Päckchen zu öffnen. Es war ja klar, daß man ihm von irgend einer Seite seine Arbeiten zurücksandte. Endlich löste er den Bindfaden und überflog den beigefügten Brief.

Höfliches Bedauern. Der Verleger war mit Anerbietungen ähnlicher Art überfluthet, hatte seinen Bedarf auf ein Jahr hinaus gedeckt, würde sich trotzdem entschlossen haben, etwa Convenirendes zu nehmen, wenn die Blätter neue Ideen oder geniale Ideen verrathen hätten. Aber das sei alles schon so oft dagewesen, und, um es gerade herauszusagen, zu kleinlich in der Auffassung. Man brauche jetzt Frisches, Originelles ꝛc. ꝛc.

Der arme Kerl war wie vor den Kopf geschlagen. Wieder um eine Hoffnung ärmer! Er verriegelte die Thür, ging mit aufgeregten Schritten auf und nieder und warf sich dann der Länge nach aufs Sopha.

Was nun? Was sollte er thun, wenn auch die anderen von ihm unternommenen Schritte zu keinem Resultat führten? Dann starrte ihm der Hunger ins Gesicht, und es blieb ihm nur die Wahl, entweder den Eltern zum so und so vielten Mal zu schreiben: ‚Schickt mir Geld!' oder de- und wehmüthig heimzukehren, und zu bekennen: ‚Ich habe mit denen da draußen nicht Schritt halten können. Mein Talent reicht nur für das Kunstbedürfniß einer norddeutschen Provinzialstadt aus.' Tanten und Basen und Gevattern würden dann vielleicht bei ihm ihre Portraits malen lassen, weil er aus München kam und den Rummel verstehen müsse, unbekümmert darum, daß er eigentlich seines Zeichens Landschafter war und nur hie und da einmal ins Genre hinübergriff. Wenn er Glück hatte, wurde er möglicherweise der Lenbach seiner engen Heimat.

Es lag ein bitterer Humor in dem Gedanken. Er mußte gallig auflachen. Das sollte das Ende seiner Träume sein? Niemals! Lieber hier in der Fremde im Kampf um die Existenz und mit der Concurrenz verderben, als sich dieses Armuthszeugniß ausstellen!

Da lagen die Blätter, an die er so viel Fleiß gewendet. Er konnte sie getrost verbrennen. Mit einem Fluch schleuderte er sie zu Boden, um sie doch nach einer Weile beschämt wieder aufzunehmen. Durfte er denn gleich den Muth vollständig sinken lassen? Nahm sie dieser Verleger nicht, so nahm sie vielleicht ein anderer. Noch war Polen nicht verloren. Standen doch auch noch von zwei Seiten die Entscheidungen über seine anderen Probe-Arbeiten aus. Seine Hoffnungen belebten sich wieder. Er packte die Zeichnungen abermals sorgfältig ein und sandte sie mit einem Brief, der schon beinah eine flehentliche Bitte war, an den Verleger einer nicht gerade übermäßig wählerischen Familienzeitschrift.

Diesmal versprach er sich wirklich etwas davon. Wie hatte er sich auch gleich an eine der ersten und vornehmsten Verlagsfirmen wenden können! Zunächst mußte er doch als Illustrator und Zeichner bekannt werden. Freilich würden wiederum sechs Wochen ins Land gehen, bis er einer Annahme gewärtig sein konnte, und er mußte doch inzwischen leben. Aber er hegte die bestimmte Ueberzeugung, daß eine oder die andere seiner noch ausstehenden Probesendungen Erfolg haben werde, und mit der äußersten Sparsamkeit vermochte er ganz gut, sich noch ohne weiteren Zuschuß von seinen Eltern einige Zeit über Wasser zu halten.

Und er wartete aufs neue.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Privat-Eigenthum.

Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische.

Von Alwin Römer.

Gott sei dank! Der Weg war ein bißchen klotzig!" stöhnte im Vorgefühl der köstlichen Ruhe, der er sich in dem eben betretenen Hotelzimmer hingeben wollte, der junge, etwas arg verstaubte Radfahrer, Herr Baumeister Heinz Döring, und entledigte sich dabei der Halbstiefel. Er hatte eine tüchtige „Tour" zurückgelegt und war dabei nicht immer auf Straßen gefahren, die mit der Wasserwage auf ihre horizontale Lage hin geprüft waren. Bis zur Abendtafel in diesem herrlich gelegenen, einsamen Waldhotel, das er für etliche Tage als Mittelpunkt seiner Ausflüge erkoren hatte, blieben ihm noch über zwei Stunden Zeit, und die wollte er dem lieblichen Schlummer opfern, dessen Schatten sich schon beschwerend auf seine Augenlider senkten. Schnell hatte er sichs bequem gemacht, das Radfahrer-Kostüm mit einem leichten Hausanzug vertauscht, zum Ueberfluß noch ein Bändchen Reiselectüre aus dem vorangeschickten Koffer genommen und lag nun lang auf dem gut gepolsterten, braven, alten Kanapee, jede Secunde bereit, sich von seiner olympischen Hoheit Morpheus in die weichen Arme nehmen zu lassen. Lächelnd, weil er wußte, wie unnöthig es eigentlich sei, schlug er die erste Seite des Buches auf und blinzelte die Buchstaben an. Und richtig, kaum hatte er die ersten zehn Zeilen gelesen, ohne natürlich von ihrem Inhalt irgend etwas begriffen zu haben, da fielen ihm sachte die Lider zu, das Buch sank mit dem Arm langsam auf seine Brust herab, und leise, wohlig tiefe Athemzüge verkündeten den listig lauernden Stubenfliegen, die die Nasen eben Entschlummerter mit Vorliebe als Aussichtsthürme zu besteigen pflegen, daß ihr Vergnügen jetzt beginnen könne.

Aber ehe die erste dazu kam, den lockenden Gipfel, von dem aus der schöne braune Wald des Haupthaares, wie die kühn geschlungenen Linien der Schnurrbart-Höhenzüge so großartig zu betrachten waren, zu erreichen, war dem armen Opfer das Buch aus den sich leise lösenden Fingern geglitten und hatte mit jener berüchtigten Tücke des Objectes, die seiner Zeit „Auch Einer" festgenagelt hat, den etwas weit herunterhängenden Zipfel einer mit ein paar hundert zweifellos höchst nothwendigen Franzen versehenen Tischdecke dabei zu fassen vermocht, sodaß sich im Moment eine ganze Ladung von Dingen, die dem verderblichen „Zug nach unten" nicht widerstehen mochten, auf dem Körper Heinz Döring's Rendezvous gaben. Und da sich dabei auch ein ziemlich volles Glas Wasser befand, das sein boshaftes Naß in aufdringlichster Weise auf den Brustlatz des Schläfers ergoß, so war es kein Wunder, daß der sonst ganz respectabel tiefe Schlummer dadurch mit unangenehmer Plötzlichkeit unterbrochen wurde.

Leise fluchend sprang der Baumeister auf, besah sich kopfschüttelnd den Schaden, den dieser rothe Teufel von „Engelhorn" angerichtet hatte, wechselte die Kleidung noch einmal, rückte vorsichtshalber den Tisch mit der ebenso geschmackvollen wie praktischen Decke ab und legte sich dann zum zweiten Male nieder, neugierig, wie die zweite Station lauten werde, auf der der Eilzug seiner Träume nothgedrungen anhalten würde.

Ach, der Aermste sollte sich in seinen unheilvollen Ahnungen nicht betrogen haben! Keine fünf Minuten verharrte er auf seinem Sopha, von den letzten Wellenschlägen des eben überwundenen Kummers noch in den schnell wieder aufdämmernden Traum verfolgt, da drängten sich auf einmal, erst wie im leisen Tasten, dann aber unerbittlich lauter werdend, die Klänge eines nicht gerade „wohltemperirten" Klaviers in den Raum, und eine frische, silberreine Mädchenstimme hub gleich darauf an:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so klar wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt von Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!"

Natürlich waren auch etliche jener Fröhlichen, denen das Leben noch maite, vorhanden und ließen sich durchaus nicht nöthigen, in den verheißenden Refrain einzufallen, und so klang es alsbald in einem etwas gemischten, aber offenbar ehrlich gemeinten Chorus, während der Baumeister Heinz Döring auf seinem Kanapee einen gelinden Tobsuchtsanfall bekam: „Noch sind die Tage der Rosen," mit jenen kühnen Klangfiguren auf dem letzten Worte, die die meisten Leute so schön finden, daß sie sich gewöhnlich nie zur rechten Zeit von ihnen zu trennen vermögen. Und dann begann die zweite Strophe: „Frei ist das Herz, und frei ist das Lied . . ."

Aber das ging über die Kräfte unseres todtmüden Radfahrers. Mit beiden Beinen zugleich sprang er auf den Erdboden und raste zum Knopf der elektrischen Klingel.

„Mensch!" schrie er den Kellner an, der ganz bestürzt auf das nervöse Signal des Baumeisters heraufgelaufen kam, „was ist denn das für eine Gesellschaft da unten, die fortwährend brüllt?"

„Es brüllt doch niemand!" erklärte verständnißlos der befrackte Jüngling. „Ah so, Sie meinen, wer das schöne Lied jetzt singt? Das ist Fräulein Gisela Walrath und noch verschiedene andere von unseren Pensionärinnen!"

„So? . . . Na, dann grüßen Sie sie, bitte, von mir und sagen Sie den Herrschaften, es wäre ein sehr schönes Lied, und ihre Stimmen wären noch viel schöner, aber schlafen könnte man dabei nicht, und ich wäre hundemüde! Ob sie sich den Genuß nicht lieber bis nach der Abendtafel aufheben wollten?"

„Schön, ich werde es bestellen!"

„Sie, hören Sie 'mal, Ober, bestellen Sie das lieber nicht!" rief Döring, sich mäßigend, hinterdrein, „es genügt, wenn Sie in meinem Namen höflichst bitten, etwas gedämpfter zu konzertiren, weil man jeden Ton hier hört und ich gerne ein bißchen ruhen möchte!"

„Wie Sie befehlen!" bemerkte der Schwalbenschwanz und sprang die Treppe hinab, fest entschlossen, der fröhlichen Runde kein Wort von allem zu verschweigen. Heinz Döring hörte am geöffneten Fenster, wie unten plötzlich eine Art Entrüstungssturm losbrach und jemand ganz wüthend auf die Tasten losschlug, jedenfalls, um ihm dadurch zu beweisen, wie gleichgültig ihm sein Schlummer sei. Es war ganz recht, daß der Kellner kein Blatt vor den Mund genommen hatte. Das waren ja Vandalen ärgster Art da unten! Dann aber lauschte er überrascht dem Tone einer Damenstimme, die da erklärte: „Höflich ist der Herr nicht, meine Herrschaften; aber bei der entschieden ‚mitternächtigen' Stunde hat er ein Recht, daß wir seine Müdigkeit respectiren. Hören wir also auf und gehen zum Lawntennis-Platze!"

„Sehr gut!" riefen lachend einzelne Stimmen.

Daraufhin erschallte noch ein Gemurmel, das zur Hälfte aus Beifall, zur Hälfte aus Mißbilligung zusammengesetzt sein mochte, und dann wurde es still dort unten.

„Verrücktes Frauenzimmer: das muß man sagen!" brummte Heinz Döring in seinen Bart und huschte dann wieder auf seine Lagerstatt.

Die nächste halbe Stunde ging es ihm erträglich. Abgesehen von den neugierigen Fliegen, die geologische Forschungsreisen in seine Ohrmuschel und andere Gebiete der Nachbarschaft unternahmen, störte ihn nichts. Leider aber hatte er vergessen, sein Fenster wieder zu schließen, und da bis zum Morgen desselbigen Tages eine alte Dame mit einem jungen Fräulein in diesem Zimmer gewohnt hatten, deren gezähmter Zeisig gewöhnt war, zum Fenster aus- und einzufliegen, so geschah es plötzlich, daß der kleine gefiederte Kerl mit schrillem Gezwitscher auf dem Tische vor des Baumeisters Antlitz herumhüpfte und sich offenbar nicht genug in Verwunderung darüber thun konnte, daß hier „ein fremder Kerl" auf dem Sopha herumlag. Die Zimmerveränderung seiner Gebieterinnen mußte „Mätzchen" wohl gründlich beim Spielen draußen verschwitzt haben.

Heinz Döring hatte im Schlummer seine Hand nach der Tischkante hinübergestreckt. Mätzchen aber war gewöhnt, mit Fingern besonders vertraulich umzugehen. Er pickte daher ganz ungenirt auf die Rechte des Baumeisters los, bis dieser mit einem fürchterlichen Fluche zum dritten Male munter wurde. Entsetzt flüchtete das Vögelchen hinauf zur Gardinen-Stange und hielt dem Grobian von diesem erhabenen Standpunkte aus eine gepfefferte Ansprache, kam aber damit ganz und gar an den Unrechten, denn dieser brutale Mensch war so gereizt über die ehrlichen Wahrheiten Mätzchens, daß er aufsprang, das Handtuch zu einer Art Geißel drehte und versuchte, den tapferen Verfechter seiner Rechte hinauszujagen. Mätzchen flog darauf nach dem Ofen hinüber, dessen Kachelzinne ihm sicheren Schutz gewährte, und verstärkte von dort aus die Aeußerungen seiner Entrüstung.

„Es ist unglaublich!" stöhnte Heinz Döring. „So eine Pechbude habe ich mein Lebtag noch nicht gehabt!"

Und abermals lief er zur Klingel.

„Der Herr befehlen?" erkundigte sich lächelnd der Kellner.

„Was haben Sie denn hier für freche Vögel?" schnaubte der Baumeister.

„Vögel?"

„Ja, freilich! Kängurus sind's nicht! Da sehen Sie doch, dort oben auf dem Ofen . . ."

„Ach, das ist Fräulein Walrath's Mätzchen!"

„So? Na, dann sagen Sie Fräulein Walrath, sie möchte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schloß Tirol. Nach dem Gemälde von N. J. Helm in München.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.
Siehe Seite 152.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihren geehrten Vogel hübsch eingesperrt halten. Ich habe durchaus nichts dagegen, daß sie einen hat, beileibe nicht; aber ich will nichts damit zu thun haben, verstanden?"

„Fräulein ist daran auch unschuldig, Herr . . ., Herr . . . Die Damen hatten dies Zimmer vorher und sind heute früh erst nach der Waldseite umgezogen. Das weiß der kleine Kerl eben noch nicht richtig . . ."

„Ja, ja, schon gut. Nun schaffen Sie aber das Vieh hinaus. Ich möchte schlafen!"

Der Kellner versuchte darauf sein Heil und lockte, so süß er nur konnte. Aber Mätzchen schien ihm nicht sonderlich zu trauen. Es blickte ihn mit seinen kleinen schwarzen Spitzbubenaugen pfiffig von der Seite an und blieb auf seinem Posten.

„Er kommt nicht!" meinte der Jüngling endlich.

„Das scheint mir auch so!" spottete Heinz.

„Ich werde Fräulein Walrath rufen müssen!" erklärte schließlich der andere, trat ans Fenster und brüllte, so laut es seine Lungen hergeben wollten: „Fräulein Walrath, Ihr Mätzchen ist oben im alten Zimmer!" worauf es aus ziemlicher Entfernung: „Ich komme gleich!" zurückschallte. Eine Minute später flog auch schon eine junge Dame ins Zimmer, bei deren Anblick Heinz Döring in ein ganz merkwürdiges Erröthen verfiel, was seinem männlichen Gesicht nicht gerade übel stand. Wo hatte er dieses schöne schlanke Fräulein mit den dunkelblauen Augen, die das Feuer der schwarzen zu haben schienen, schon gesehen? Richtig, jetzt besann er sich. Im Sedan-Panorama hatte sie vor ein paar Wochen neben ihm gestanden und ihn schon damals durch ihr herrliches Ebenmaß, die Grazie ihrer Bewegungen, die mädchenhafte Reinheit ihres lieblichen Antlitzes entzückt. Er mußte sie an jenem Tage wohl etwas auffällig angestarrt haben; denn mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde des Unmuths hatte sie ihm plötzlich den Rücken zugewandt, und als sie gleich darauf hatte niesen müssen und er ihr, halb unwillkürlich, das etwas aus der Mode gekommene „Zur Gesundheit!" zugerufen hatte, war sie mit einem stolzen Blick, der sich jede Art von Vertraulichkeit energisch zu verbitten schien, zum Ausgang geschritten.

„Merkwürdig," dachte er mit einem leisen Gefühl der Beschämung über die damalige und auch die augenblickliche Scene, doch nicht minder mit einer Anwandlung aufwallender Freude, „wie man sich im Leben wiederfindet!"

Die junge Dame schien ihn nicht zu erkennen, obgleich sie bei seinem Anblick bestürzt zurückgewichen war. Sie hatte geglaubt, das Zimmer noch nicht wieder besetzt zu finden.

„Verzeihen Sie nur, mein Herr," sagte sie mit einem leisen Anflug von Verlegenheit, der sie allerliebst kleidete, „unser Mätzchen ist noch an diese Klause gewöhnt, die wir heute Mittag erst verlassen haben!" Und dabei hielt sie ihr Rakett wie ein Tellerchen zum Ofen hinauf und fing dann an, zu locken.

„Komm, komm, mein süßes Mätzchen!"

„Wenn er da noch widerstehen kann, hat er kein Herz!" sagte Heinz Döring galant, wofür ihn sofort ein sehr abkühlender Blick traf. Aber er hatte einen solchen erwartet und ließ sich dadurch also nicht sonderlich beirren.

„Sie haben übrigens durchaus keine Ursache, um Verzeihung zu bitten, gnädiges Fräulein," fuhr er fort. „Hätte ich vorhin mein Fenster nicht offen gelassen, so wäre ihr Vögelchen nicht in Versuchung gekommen, meinen Schlummer zu stören. Ueberhaupt, wenn ich nicht so sehr erschöpft von meiner Tour heute gewesen und dadurch mit meinen Nerven in Conflict gekommen wäre, würde mir der muntere Knirps entschieden Vergnügen gemacht haben. So aber —! Durch eine musikalische Barbarei schon vorher gestört —"

„Ah, dann habe ich sogar doppelt nöthig, Ihre Nachsicht anzurufen. Die ausübende Barbarin war ich, mein Herr! Entschuldigen Sie tausendmal, daß ich gewagt habe, Ihre zarten Ohren mit meiner widerwärtigen Stimme zu belästigen!"

Währenddessen war Mätzchen vergnügt vom Ofen hinunter gehüpft, hatte sich seiner schönen Herrin auf die Schulter gesetzt und verließ nun mit dieser in stummer Verachtung das Zimmer Heinz Döring's.

„Aber mein verehrtes gnädiges Fräulein," stammelte Heinz fassungslos, „ich meinte ja —, ich sagte doch nicht —"

Doch die Thür hatte sich hinter der beleidigten Königin schon geschlossen, und es blieb ihm nichts übrig, als den dumm grinsenden Kellner mit einer heftigen Verwünschung zum Teufel zu schicken.

Sein Schlafbedürfniß war merkwürdiger Weise zu Ende. Rasch entschlossen machte er jetzt Toilette und begab sich hinunter auf die Veranda, von wo aus sich ein prächtiger Blick über die nächsten Thäler und Höhen des Gebirges aufthat. Es wurde dort schon zur Abendtafel gedeckt. Außer den dienstbaren Geistern war jedoch niemand anwesend. Gelangweilt setzte sich Heinz an einen Tisch, auf dem eine ziemlich dickleibige Journal-Mappe lag, die merkwürdigerweise mit den neuesten Nummern der periodisch erscheinenden Witz- und Familien-Blätter gefüllt war, was seine Hochachtung vor diesem Waldhotel wieder langsam zum Steigen brachte.

Schmunzelnd vertiefte er sich in die letzten „Fliegenden", die er bei seiner Abreise im Kaffee daheim noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, und da ihm gerade eine sehr lustige Illustration Oberländer's vor Augen kam, konnte er seinem Zwerchfell keinen Zwang mehr anthun. Er fing an, ganz vergnügt aufzulachen. Dabei hatte er nicht bemerkt, daß seine schöne Feindin, die er vor einer Viertelstunde so beleidigt hatte, eingetreten war und ihn beobachtete. Erst als sich der Schatten einer Gestalt auf seinem Hefte bemerkbar machte, sah er auf und ihr direct in das etwas spöttisch verzogene Antlitz.

„Sie erlauben wohl!" sagte sie und griff nach der Mappe.

„Bitte!" entgegnete er, obgleich ihm das ziemlich dreist vorkam.

„Wollen Sie mir die «Fliegenden» nicht auch geben?" fragte sie in jenem Tone, der einer directen Nöthigung so ähnlich sieht, wie ein Kaffer einem Papua.

„Aber gestatten Sie," bemerkte er ärgerlich, „ich lese ja noch darin!"

„Wenn auch," erklärte sie darauf mit einem bezaubernd boshaften Lächeln. „Diese Mappe gehört nicht zur Wirthschaft hier. Sie ist Privat-Eigenthum!"

„Ja, dann allerdings!" sagte er hastig und vor Aerger roth werdend. „Das vermuthet man ja nicht, daß auf Wirthshaustischen Journale herumliegen, die nicht für jedermann sind!"

„O, wir stellen Sie auch sonst gern jedem zur Verfügung!" bemerkte sie. „Nur —"

„Nur mir nicht! Ich verstehe!" polterte er. „Aber ich mache auch gar keinen Anspruch darauf. Bitte!"

„Nur hatte meine Tante soeben den Wunsch geäußert, die vorhin angekommene Mappe zu durchblättern. Und da meine Tante krank und nervös ist, die «Fliegenden» aber ihre Lieblingslectüre bilden, so hatte ich mir gestattet, Sie zu unterbrechen!" führte Fräulein Giesela Walrath ihren Satz gleichmüthig zu Ende.

„Bitte!" würgte er nochmals und überlegte dabei, ob es nicht das Gerathenste sei, noch heute Abend weiter zu radeln oder sich wenigstens das Abendbrod auf seinem Zimmer serviren zu lassen. Wie er aber die prächtige Gestalt des jungen Mädchens, das sich eben so brillant an ihm gerächt hatte, durch die Veranda schweben sah und in den Mienen der sich langsam versammelnden Abendgäste nichts wie Freude und Verehrung für dieses süße Geschöpf bemerkte, packte ihn das unbändige Verlangen, sie zu bezwingen, ihr Achtung abzunöthigen, sie kleinmüthig zu seinen Füßen zu sehen.

Wie ein Rausch war es ihm angeflogen, und unabläßig beobachtete er sie in den nun folgenden Tagen, sobald er sich selbst unbeobachtet wußte. Und immer mehr ging ihm das Verständniß für ihre natürliche Frische und heitere Anmuth auf. Wie sie mit ihren Genossinnen im Hause verkehrte, wie sie das Personal im Zaum zu halten wußte, ohne von ihrer Liebenswürdigkeit dabei etwas einzubüßen, wie sie den ergrauenden Schwerenöther von Hotelier mit einer ihm durchaus unwillkommenen väterlichen Verehrung abspeiste, wie sie den jungen Elegants, die mit im Hause wohnten, mit dem bewundernswerthesten Takte zu begegnen vermochte, wenn deren Huldigungen einmal leise über den unsichtbaren Grenzstrich des Schicklichen hinausschweiften, wie sie vor allem ihrer kranken, launischen, schwer zu befriedigenden Tante mit echt töchterlicher Liebe und Unterordnung zur Hand ging: das erfüllte ihn mit nie gekanntem Entzücken! Und aus dem anfänglichen Wunsche, sie zu seinen Füßen zu sehen, ward leise, leise der innige Drang, ihre Vergebung zu erlangen, vor ihr auf den Knieen zu liegen und thörichte Worte der Leidenschaft zu stammeln.

Die kleine Gärtnerin. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim in Berlin. — Siehe Seite 152.

Leider aber schien dazu nicht die geringste Gelegenheit herbeikommen zu wollen. Durch den Vorfall in seinem Zimmer hatte sie, wie es schien, kein Fünkchen von Interesse mehr für ihn. Sie sah an ihm vorüber, wenn er sich blicken ließ, brach sofort ihren Gesang ab, wenn er aus dem Walde zurückkehrte und in der Veranda sichtbar ward, schnitt ihm sogar die Möglichkeit ab, zu grüßen, indem sie ostentativ nach der anderen Seite sah, wenn er vorüber ging. Er quittirte dies alles durch ein spöttisches Lächeln, das ihm glücklicherweise zu Gebote stand, auch wenn ihm das Herz blutete, und wenn sie sich auch den Anschein gab, als bemerke sie es nicht, so stachelte die Maske dieses ewigen Gleichmuthes sie dennoch ziemlich bitter. Ihre Vergleiche, die sie im stillen zwischen diesem impertinenten Menschen und den übrigen Vertretern des stärkeren Geschlechts in der Wald-Pension anstellte, fielen bei ihrer Ehrlichkeit leider alle zu Gunsten Heinz Döring's aus. Er war elegant, nobel, redegewandt, körperlich geübt und sicher im Auftreten, wußte durch ein geistvolles Wort oftmals einem Streite die Spitze abzubrechen oder einen der sich eigensinnig für ihre unreife Meinung erhitzenden Jünglinge der verdienten Lächerlichkeit zu überliefern. Mit heimlichem Groll mußte sie sich dies alles sagen. Wie schön wäre es gewesen, wenn sie beide sich vertragen hätten! Wie viel reizvoller wären diese köstlichen Sommertage dann noch geworden! Aber er hatte ja Schuld daran, dieser Barbar! Sie hatte doch nicht angefangen!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der König von Sedulien.

Von Ernst Muellenbach (E. Lenbach).

Im Garten vor dem Regierungs-Gebäude blühte der Crocus, und in den noch unbelaubten Kastanien der Allee, die längs dem Garten zum Strome hinführt, sangen Buchfinken und Amseln ihr erstes Frühlingslied. Durch die Allee wandelte von der Stadt her, langsam und steif, im langen, schwarzen Rock mit schwarzer Binde, hohem Stehkragen und Cylinder-Hut der Kanzleirath Friedrich Sperling. Im Laufe von fünfund-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zwanzig Jahren, jedes zu ungefähr dreihundert Arbeitstagen, hatte er sich so daran gewöhnt, um diese Zeit diesen Weg von seinem Speisehause zum Bureau zu wandeln, daß er nun auch für seine Sonntags-Nachmittage keinen besseren Spaziergang mehr wußte.

Aus den offenen Fenstern eines Saales im ersten Stock schollen einzelne Laute gewichtiger Männerstimmen über den stillen Vorgarten. Vor wenigen Tagen war der Strom, vom schmelzenden Schnee geschwellt, nochmals über die Ufer gestiegen und hatte in etlichen Gemeinden des Oberlandes schauerlich gehaust. Die Noth war groß. Darum hatte der neue Regierungs-Präsident, ein noch ziemlich junger, rühriger Herr, die Spitzen der Behörden, sowie den Commerzienrath Janssen und mehrere andere der reichsten Bürger heute versammelt, um im Anschluß an ein kleines Herrenfrühstück einen Hülfsausschuß zu bilden.

Um zwölf Uhr hatte das Frühstück begonnen, und jetzt um halb drei tagten die Herren noch immer; die Ueberschwemmung gab ihnen anscheinend viel zu rathen auf. Im Königreich Sedulien war um dieselbe Zeit eine noch viel größere Ueberschwemmung gewesen. Dort aber begann gerade ein junger König zu regieren, der nun sogleich einen glänzenden Beweis seiner Herrschertugenden gab: er öffnete seinen Staatsschatz für die Nothleidenden, sandte ganze Regimenter von Pionieren und Aerzten in das Ueberschwemmungsgebiet, ja, er erschien selber, um den Unglücklichen Trost und Hoffnung zu spenden; es gelang herrlich, und indem der Kanzleirath Sperling sich's ausmalte, färbten sich seine blassen mageren Wangen bis hinter die großen Brillengläser von einem schönen zarten Roth der Begeisterung.

Keiner unter allen Gelehrten im Deutschen Reiche wußte etwas von diesem Königreich Sedulien, und doch bestand es schon etliche Jahre länger als das Deutsche Reich. Friedrich Sperling, von klein auf ein besonderer Liebhaber von Landkarten und Geographie-Büchern, hatte es entdeckt, oder richtiger erfunden, — während einer der langen Krankheiten, die den schwächlichen Knaben während großer Abschnitte seiner Kinderzeit ans Bett bannten. Ueber dem Bette war an der blaugetünchten Zimmerwand eine dunklere, wasserfleckige Stelle, uneben, mit allerhand Körnchen, Sprüngen und Einbuchtungen. Für die Phantasie des Knaben wurden die Sprünge zu Strömen, die Körnchen zu Bergen und Städten und der ganze Wasserfleck zu einem Welttheil, der binnen kurzem mehr geschichtliche Umwälzungen und mehr gute Monarchen erlebte, als die Geschichte unserer gewöhnlichen Menschheit von Adam bis auf diesen Tag zu melden weiß. Auch prägte sich das Bild dieser anderen Welt dem Gedächtnisse Friedrich Sperling's tief ein; er bedurfte alsbald seiner getünchten Landkarte nicht mehr und hätte sie jederzeit aus dem Kopfe neu malen können, sammt allen Namen. Es wäre unnütz, zu erforschen, aus welchen unbewußten Anklängen oder Einfällen diese Namen herrührten, zumeist waren sie recht wohlklingend; das mächtigste Reich hieß Sedulien, seine Könige residirten in Supara und hörten sämmtlich auf den Namen Friedrich, Zustände und Sitten ihres Reiches aber waren sehr wandelbar, da sie sich stets danach richteten, was Friedrich Sperling gerade in der Schule durchnahm. Im Reiche Sedulien wurde gleichsam Sühne gegeben für alle betrübenden Geschichtsereignisse in der übrigen Menschheit. Wenn der Schöpfer dieses Reiches für die Schule gelernt hatte, wie Brutus und Cassius bei Philippi fielen, so siegten in Sedulien zwei edle Bürger über drei Tyrannen; es gab auch etwas wie ein Canossa in der Geschichte Seduliens, aber dort stand der König am Fenster und sah den anderen draußen im Schnee Buße thun, ließ ihn aber nicht drei Tage stehen, sondern vergab ihm sogleich; und die Befreiungskriege waren in Sedulien kaum nöthig, da dort ein dem Kaiser Napoleon sehr ähnlicher, bösartiger Kriegs-Tyrann gleich beim ersten Angriff sein Waterloo erlebte und nach einem fernab, inmitten der blauen Wand aufragenden Sandkorn verbannt wurde.

Als Friedrich auf der Schule eben das Zeugniß zum Einjährigen ersessen hatte, — für den Kurzsichtigen und Engbrüstigen eine rein ideale Auszeichnung, — starb sein Vater, und er mußte, wie dieser, die Subaltern-Laufbahn einschlagen, um sich selber durchzuhelfen. Damit hörten die Ausströmungen aus dem Schul-Pensum in die sedulische Geschichte auf, die sedulische Welt aber blieb bestehen und wurde darum nicht ärmer. Nicht bloß alles, was der einsame junge Mann in Büchern und Zeitungen von großen Ereignissen las, fand in ihr sein besseres Widerspiel, — auch was er selber in seinem eigenen engen Kreise zu erleben und zu leiden bekam. Andere ertränkten ihren Groll über bedenkliche Maßnahmen einer hohen vorgesetzten Behörde in Bier oder setzten ihn in eine lieblose Kritik persönlicher Eigenheiten der hohen Vorgesetzten um. Friedrich Sperling war zu dem einen zu mäßig und zu dem andern zu harmlos; aber er sorgte dafür, daß jede Verfügung und Neueinrichtung im „diesseitigen" königlichen Dienste, die vor den prüfenden Blicken des Subalternen nicht bestand, im Königreiche Sedulien einen einsichtsvollen Monarchen veranlaßte, das Gegentheil anzuordnen.

Die Welt erfuhr nach wie vor nichts von Sedulien, und das war ein großes Glück für den eigentlichen König dieses idealen Reiches. Denn hätte er den Leuten erst etwas von seiner wunderlichen Spielerei verrathen, so würde sich ganz ohne Zweifel bald ein Mann der Wissenschaft gefunden haben, der den Bürger zweier Welten als anziehendes Beispiel einer seltenen Art von Geisteskrankheit mit irgend einem schwierigen griechischen Namen und als jedenfalls zum königlichen Staatsdienst ungeeignet bezeichnete. So aber ließ man ihn unangefochten und schätzte ihn als einen ordentlichen, merkwürdig anspruchslosen Menschen, der zwar gesellschaftlich unbrauchbar war, aber sich auch nie über etwas beklagte. Es gab auf den Bureaux zuweilen Stunden, wo weder eine dringende Arbeit, noch die Nähe eines scharfsichtigen Chefs zu eifrigem Streben zwang. In solchen Ruhepausen beschäftigten sich die Collegen je nach Art und Neigung, einige erzählten sich 'was, andere dichteten für Vereins-Aufführungen oder spielten wohl gar Skat; Friedrich Sperling aber saß still und blickte in die Weite, nach seinem Lande Sedulien. Auf die Fragen der Collegen, was er treibe, hatte er stets nur dieselbe mit freundlichem Lächeln gegebene und mit Lachen aufgenommene Antwort: „Ich denke". Die Collegen gaben sich schließlich damit zufrieden. Einem der hohen Vorgesetzten aber, der zufällig auch davon hörte, schien ein so viel denkender diätarisch beschäftigter Secretär doch bedenklich, und daher veranlaßte er nach einigem Nachdenken, daß Friedrich Sperling in definitiver Anstellung zur Registratur versetzt wurde, wo man ihn einsam in einen Wirkungskreis bannte, der vornehmlich Ordnungssinn, Gewissenhaftigkeit und deutliche saubere Handschrift verlangte, der das Denken aber weder zu erfordern, noch zu befördern versprach. Und vielleicht war dies wiederum ein Glück für Friedrich Sperling; denn diese stille Thätigkeit erleichterte es ihm, seine Seele pünktlich nach des Dienstes immer gleich gestellter Uhr zwischen den Angelegenheiten des königlichen Staatsdienstes und des Königreiches Sedulien zu theilen, ohne daß ihm etwaige aufreizende Bemerkungen unzufriedener Collegen den Gegensatz der realen und seiner idealen Wahn- oder Traumwelt gar zu herausfordernd zeigten. Still und sorgsam erfüllte er seine Amtspflichten und wurde demgemäß anerkannt; nach der üblichen Zahl von Dienstjahren, ja sogar noch ein paar Jahre früher, empfing er den „Charakter" eines Kanzleirathes, sein Gehalt kletterte langsam und regelmäßig wie ein Faulthier in die Höhe, — bereits überstieg es die Bedürfnisse eines soliden Junggesellen, — und es gab Leute, die sich wunderten, warum der Kanzleirath Sperling als ein Mann in sicherer und pensionsberechtigter Stellung sich noch immer nicht nach einer Frau Sperling umsehe.

Daran dachte er längst nicht mehr, und in so bestimmter Form hatte er wohl kaum einmal daran zu denken gewagt. Aber es gab eine Zeit, — eine kurze Zeit, wo der damals noch sehr gering besoldete Diätar mehr als sonst durchs Fenster seines ärmlichen Zimmers schaute und von einem ihm selbst unerklärlichen Gefühl erröthete, wenn eine gewisse junge Nachbarin mit allerliebsten braunen Locken vorüberschritt. In der Armuth paßte sie ziemlich zu ihm, denn ihre Mutter war eine Beamtenwitwe mit kleiner Pension, und sie selber Verkäuferin in einem Chocoladen-Geschäft. Ungefähr ein Vierteljahr lang bewunderte und grüßte sie der Diätar Friedrich Sperling. Weiter kam er in dieser Welt nicht. In Sedulien aber war dies das merkwürdige Zeitalter, wo dort ein König Friedrich regierte, der als Schreiber verkleidet um eine schöne sittsame Verkäuferin warb und später an der Seite dieser holden Königin die menschenfreundlichsten, herrlichsten Stiftungen für arme Brautpaare begründete. Aber nach Ablauf eines Vierteljahres begann ein neues Blatt in der Geschichte des Traumlandes, ein anderer König Friedrich kam, der ehelos blieb, nur für sein Volk schuf und in seinen Mußestunden einsam, wie der Ritter Toggenburg, nach dem Fenster der Geliebten hinüberstarrte, die ihm ein grausames Geschick entrissen hatte; denn die Nachbarin vermählte sich mit einem fünfzehn Jahre älteren Fabrikanten Namens Janssen, der sich aus kleinen Anfängen sehr rührig und umsichtig hinaufarbeitete, bis er die größte Maschinenfabrik im Regierungsbezirk und die ausreichende Steuerkraft besaß, um zum Commerzienrath ernannt zu werden, — ungefähr um dieselbe Zeit, als Friedrich Sperling Kanzleirath wurde. —

Jene einzige Liebesgeschichte Friedrichs lag nun schon viele, viele Jahre hinter ihm; die einzige Tochter des Commerzienrathes war jetzt bald so alt, wie ihre Mutter damals gewesen war. Wie kam es, daß der einsame Träumer heute so oft daran denken mußte? Daß ihm ein hübsches, weiches Gesicht mit braunen, leuchtenden Augen und braunen Locken immerfort zwischen die herrlichsten Worte und Werke seines überschwemmungbesiegenden Königs von Sedulien gerieth? War es, weil die Luft so feucht und veilchenduftig war und die Vögel so munter sangen und die Straße so still wie damals, als er nach der ersten stummen Begrüßung mit der neuen Nachbarin hier seinen gewohnten Weg nach dem Bureau schritt?

Aber die Stille zerriß. Um die Wegbiegung, von der Stadt her, schnob und rasselte es pfeilschnell näher, ein wildes, feuriges Gespann mit schleifenden Zügeln. Der Kutscher kauerte machtlos, hülflos auf seinem Sitz, hinter ihm lagen in den seidenen Kissen zwei todtenblasse Gestalten, ein junges Mädchen und eine Frau, die sich verzweifelnd umschlangen und umsonst nach Hülfe ausstarrten. An den Fenstern des Regierungs-Gebäudes wurde es lebendig, Lakaien und Herren stürzten aus dem Portal, aber der Wagen war schon vorüber, dem Ufer zu, wo hinter dem niedrigen Eisengeländer der Strom im senkrecht ausgemauerten Bette rauschte . . .

In diesem Augenblick dachte und träumte der Kanzleirath Sperling nicht. Wie ein unbewußter, blitzschnell empfundener und befolgter Befehl war es, daß er sich dem Schreckniß entgegenwarf. Dann fühlte er mehrere furchtbare Stöße auf die Brust, es war ihm, als ob er vorwärts gerissen und geschleift würde, dann hielt es mit einem letzten dröhnenden Krachen still, er schlug nieder und empfand nichts mehr.

* * *

Als er die Augen wieder öffnete, sah er sich in einem großen, prächtigen Zimmer; durch die hohen Fenster schimmerte das Abendroth. Er empfand einen wunderlichen Druck auf der Brust, es wurde ihm seltsam schwer, sich zu bewegen, und nur undeutlich erkannte er die Gesichter der Herrschaften, die um sein Lager standen: sein oberster Chef, dann der Geheime Sanitätsrath, der Commerzienrath Janssen und andere vornehme Leute; er empfand es fast peinlich, daß er vor solchen Herrschaften so bequem da lag, vor denen er sonst kaum bequem zu stehen wagte.

Aber es war noch jemand da, außer den Herren und der barmherzigen Schwester, die mit einem Arznei-Glase links neben dem Lager stand. Auf seiner rechten Hand fühlte er einen weichen, zarten Druck, fühlte es warm niedertropfen; und als er mühsam das Haupt nach der anderen Seite wandte, sah er ein schönes junges Mädchen mit braunen Locken, das vor dem Bette kniete und weinend die magere Schreiberhand küßte. Das Abendroth flimmerte auf ihren Stirnlocken und umspann sie wie mit einem rothgoldenen Kronenband.

Er hörte die Stimme des jungen Regierungs-Präsidenten: „Nun, lieber Herr Kanzleirath, es macht sich ja wieder! Ich gratulire Ihnen zur Rettungs-Medaille! Werde noch heute Bericht erstatten. Sie haben sich als Held erwiesen. Werden schon bald wieder auf den Beinen sein."

Und der Geheime Sanitätsrath nickte und lächelte: „Natürlich! Jetzt nur Ruhe, mein lieber Herr Kanzleirath! Hier ist ein Tränkchen, das wird gut thun gegen die Schmerzen."

Dann winkte er den anderen, sie gingen leise hinaus, auch das junge Mädchen erhob sich, der Commerzienrath Janssen legte den Arm um sie und berührte die Hand des Kranken: „Leben Sie wohl, Herr Kanzleirath! Sie haben mir alles gerettet, ich bin Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet!" Dann geleitete er seine Tochter hinaus.

Der Kanzleirath verschluckte gehorsam den Trank, den ihm die Pflegerin einflößte. Der Arzt gab mit gedämpfter Stimme noch einige Befehle und verließ das Gemach. Das Abendroth schwand allmählich, die Dämmerung brach herein.

Der Präsident hatte die anderen Herrschaften bis ans Portal begleitet. Als er zurückkehrte, fand er den Arzt allein im Vorzimmer.

„Nun?" fragte er leise.

Der Geheime Sanitätsrath zuckte mit den Achseln. „Nichts mehr zu machen. In einigen Stunden ist es zu Ende."

„Jammerschade," sagte der Präsident. „Ein tüchtiger Beamter. Aber den Heldenmuth hätte ihm keiner zugetraut! — Wenn ich es ihm lohnen könnte!"

Der alte Arzt sah ihn scharf an. „Auch Ihnen hat er das Liebste gerettet, nicht wahr?"

Der Präsident drückte ihm die Hand. „Auch mir," erwiderte er. „Aber bitte, noch unter uns! Unter diesen Umständen, — Sie verstehen, — der Herr Commerzienrath wird meine officielle Werbung jetzt erst in einigen Tagen erwarten, — — nach dem Begräbniß." Er blickte fast scheu nach der geschlossenen Thür, als fürchtete er, der Kranke könnte das leise Wort gehört haben.

Aber der Kanzleirath Sperling hörte nichts mehr von dieser Welt. Durch sein müdes Hirn zog ein letztes, seliges Traumbild. Der letzte greise König von Sedulien, so lange vertrieben, verbannt, war von treuen Vasallen in sein Schloß zurückgeführt worden. Sie huldigten ihm alle, alle, die Prinzessin, die er zur Erbin seines Reiches ernannt, kniete vor ihm, sie küßte seine Hand, ihr goldenes Stirnband schimmerte im Abendschein, und er hob sie väterlich liebend zu sich empor. Nun war alles gut. Er fühlte sich so glücklich und müde; zufrieden lächelnd schloß er die Augen, um hienieden nicht mehr aufzuwachen.

Nachdruck verboten.

Drei Augenblicksbilder.

Von M. Tamms.

Die Commandeuse.

Das ganze Regiment hatte sich eingefunden, ihr Lebewohl zu sagen. Da standen sie, all die Getreuen, — Herren in Czapka und Säbel, mit aufgesetzten Bärten, Augengläsern, breiten Manschetten, Ketten-Armbändern, kurzen Röcken und weiten Hosen, und Damen in ihrer keulenärmeligen, federbütigen Sommerpracht. Alle hielten sie Blumen in den Fingern. Und alle lugten sie erwartungsvoll nach ihr aus.

War das ein Durcheinander, als sie endlich kam!

Siegend durchschritt sie das Heer ihrer Sklaven. Ihre hohe, zur Fülle neigende Gestalt wiegte sich stolz in den Hüften, und der Gruß des scharfgeschnittenen Gesichts war in jedem Zoll commandeusenmäßig. Schnell noch und huldvoll hielt sie Cercle, dann pfiff der Zugführer, und sie stieg, an der Hand des überglücklichen Regiments-Adjutanten, in ihr Coupé. Ein Heer blüthenweißer Taschentücher flatterte empor, an zweihundert Waschleder-Finger flogen an die Czapkas, — langsam glitt der Zug von dannen.

Da saß sie nun in ihrem Abtheil, allein, gelangweilt. Was kümmerten sie die flachen Wiesen und öden Felder, die an ihr vorübersausten? Himmel, wie eintönig! Und dazu dufteten die Blumen so stark! Blumen, Blumen, wohin sie blickte, auf den Sitzen, in den Netzen, — die guten Leute, sie so sehr zu verwöhnen! Und zu guterletzt waren gar sie daran Schuld, wenn sie sich an ihren Liebesgrüßen eine regelrechte Migräne holte.

Sie gähnte und schloß die Augen. Schlaff und welk lag ihr einst anmuthiges Gesicht in den Coupé-Polstern. In der Ruhe der Züge traten die vielen, kleinen Fältchen um Auge und Mund unbarmherzig als Zeugen nahenden Lebenswinters auf. Aber was thut's? Sie braucht sich ihrer nicht zu schämen, hat doch die sociale Stufenleiter mit derjenigen ihrer Jahre gleichen Schritt gehalten. Ein ganzes Regiment liegt ihr zu Füßen. — — — —

Noch im Einschlummern schwebt das bekannte, stolze Lächeln um ihren Mund.

Wie lange mag sie geschlafen haben? Wahrhaftig, da draußen ist, als sie jetzt emporfährt, aus dem nebligen Morgen ein siegendsonniger Sommertag geworden! Schnell schwingt sie sich aus den Polstern. Sind das, — sind das da hinten nicht Berge? Freilich, noch hüllen sie sich in blaue Schleier und dämmern nur eben gleich einer Fata Morgana am Horizont empor. Aber Berge sind es. Und hier unten ist ja auch der Fluß. Ihr Fluß! Was die zwei Worte umfassen!

Die Commandeuse sieht mit einem Mal ganz anders drein. Wie durch Zauberei weggewischt sind die Fältchen von Lippen und Stirn. Hoch, froh, erwartungsvoll, mit gerötheten Wangen und einem weichen Lächeln steht sie am Fenster. An den langen, gebogenen Wimpern glitzert es feucht. Ein zitternder Seufzer gleitet über ihre Lippen. „Grüß Gott, Heimat!" ruft sie zwischen Lachen und Weinen. Und plötzlich rafft und reißt sie von Sitzen und Netzen, was ihr an Blumen am nächsten liegt. Die Rosen des Oberst-Lieutenants, des Adjutanten schwüle Veilchen, Rittmeisters spitzenumhülltes Wagenrad, — — eins nach dem anderen fliegen sie mit kühnem Sprung hinunter in die hüpfenden Wellen. „Grüß Gott, Heimat!" Sie jubelt es ordentlich in den Sonnenschein hinaus. Jugendlich ist sie geworden, zum Verwundern jugendlich.

„Ratter, ratter" geht der Zug.

Allmählich treten die Berge aus ihrem Incognito hervor. Schimmernde Dächer, gezackte Giebel, spitze Thürme und verwitterte Thore drängen sich ihnen zu Füßen. Zwischendurch, immer eiliger, immer klarer und geschwätziger, murmelt der Fluß. Mit seinem hellsten Begrüßungspfiff stampft der Zug in den Bahnhof.

Ein wohlgenährter Gepäckträger, anscheinend durch Nichtsthun fett geworden, räkelt sich an der Säule. Ein frackschößiger Piccolo läßt sein „Warme Würstchen" durch die Lüfte gellen. Der rothbemützte Stations-Chef steht breitbeinig in der Halle. Hinter den nickenden Büschen des Bahngärtleins halten zwei fliegenumsummte Schimmel vor einem gelben Postwagen.

Kein Heer sporenklirrender Halbgötter! Keine weißgewaschene Ehren-Jungfrauenschar!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aber die Regiments-Commandeuse, die noch immer am Fenster lehnt, vermißt sie nicht. Sie sieht sich fast die Augen blind nach jenem alten Paar, das dort auf dem Perron steht. Wie ein Kind, dem der Märchenglanz des Weihnachtsbaumes die Blicke blendet, hat sie ihre Hände gefaltet. Ueber die Wangen laufen zwei stille Thränen. Und die zerwehten Haare umflattern ein seliges Gesicht.

Jung ist sie, — ganz kinderjung!

Die beiden alten Leute auf dem Perron sind währenddessen vorgetreten. Die behäbige Gestalt des Mannes reckt sich. Der Matrone blanke Vogelaugen prüfen Wagen nach Wagen. „Kind!“ ruft sie, „Herzenskind!!“

Da, — dort, — — die Commandeuse winkt und nickt aus dem Fenster. Aufjubeln die beiden Alten. So schnell die schwerfälligen Glieder wollen, streben sie vorwärts, Mütterchen mit den Händen aufgeregt die Luft durchfuchtelnd, Vater sich das Sacktuch aus der Tasche zupfend, weil die alten Augen zu beschlagen drohen. Und jauchzend fliegt die Tochter in die Arme ihrer Eltern. Ach Gott, die Wonne! Das Kind, das Kind ist wieder da!

* * *

Ja, lieben Leute, so geht's. Es giebt einen Jungbrunnen, durch dessen Bad selbst eine allerhöchstmögende Frau Regiments-Commandeuse sich willig wieder zum Kinde wandeln läßt. Und jeder von Euch kennt ihn. Heimat! heißt er. Wehe demjenigen, für den seine Wasser nicht mehr rauschen!

Programmelchen.

Sie ist nicht gut retouchirt, diese Photographie, aber ähnlich ist sie doch und von so großem Werth für mich, daß ich mich um keinen Preis von ihr trennen möchte.

Man denke sich einen langen, breiten, speisenbesetzten Tisch, so recht ein Muster-Büffet, wie man's in unserer Gegend als Oase in der Wüste langathmiger Tanzfeste bisweilen noch findet. Ein richtiges, kleines Verpflegungs-Fort. An den vier Ecken als Wachtthürme stehen die Pasteten; Remouladen- und Frucht-Saucen schlängeln sich durch wahre Wälle von süßen und sauren Speisen, und in der Mitte ist ein Waffen-Arsenal an Messern, Gabeln und Löffeln aufgespeichert, mittelst dessen man den Sturm getrost wagen kann.

Da war's, an einem solchem Büffet, daß ich mir als heimlicher Amateur-Photograph sein Bild einfing. Er stand da, vornübergeneigt, sodaß der Kronleuchter die Elfenbeinplatte seines durch die Haare gewachsenen Hauptes mit einer Licht-Aureole übergoß, und suchte über die Kneifergläser hinweg mit fröhlich zwinkernden Augen eine zur Attaque geeignete Stelle. Bald nickte er den Speisen, bald mir zu, als ich mit vollem Teller an ihm vorüberschritt, rieb sich die Hände und schmunzelte: „Ich mache mir erst mein Programmelchen!“

Sein Programmelchen! Er ahnte nicht, der gute, treue Mensch, daß er mit jenem Wort unbewußt eine Ueberschrift über sein ganzes Leben setzte. Nicht nur das essende und trinkende, — ach du lieber Gott! die Natur hat es weise eingerichtet, daß sie ihn klein geschaffen hat, dieweil die Decke, nach der er sich strecken muß, nicht gerade allzulang bemessen ist, — nein, sein Leben, wie es lacht und weint, Freundschaft hält, Ideale hegt, Glauben bewahrt und die reinste Kinderseele von der Welt im Busen trägt! Fürwahr, sein ganzes Dasein ist ein Programmelchen voll Liebe und Treue, das er in strenger Rechtschaffenheit aufgestellt und in unzerstörbarem Idealismus gehalten hat!

Ich glaube wohl, daß der große Herzenskundiger ihn dereinst als seinen getreuen Knecht zur Freude eingehen lassen wird. O, und ich sehe ihn schon im Geist, den guten, lieben Freund, wie er dann vor all den köstlichen Paradiesesfreuden stehen wird, — vornübergeneigt, sodaß die Milliarden großer und kleiner Sterne die Elfenbeinplatte seines Hauptes bestrahlen: wie er, über die Augengläser hinweg, mit staunenden Blicken die Himmelsgenüsse überschauen, sich schmunzelnd die Hände reiben und den Pförtner bitten wird: „Hab' noch ein Weilchen Geduld, lieber Petrus, — ich mache mir erst schnell noch mein Programmelchen!“

Das gelbe Kleid.

Sie war die Güte selbst gegen mich, und bald, nachdem wir uns kennen lernten, schoß die Freundschaft zwischen uns in Wurzel, — mit dem Frühling draußen um die Wette. O, das waren Maientage! In thauiger Morgenstunde durchstreiften wir Zwei die Wälder. Noch sehe ich uns wandern: sie trug das liebe gelbe Kleid mit der Piqué-Weste, das ihre schönen Glieder so schmiegsam umschloß. Das kluge Gesicht überschattete der Jägerhut, und zwischen die nach hinten gezwängten Ellbogen schob sie als Rückenstütze den festen Schirm. So, federnd und elastisch, eine Königin im einfachen Gewand, schritt sie neben mir über den Waldteppich — — stundenlang. Wo Schatten lockte, folgten wir der Ladung. Den Schoß voll schnellgerupfter Erdbeeren, die wir wohlig verschmausten, den Kopf voll rastlos quellender Gedanken, so genossen wir Natur und uns. Oder wir sammelten hinten am Teich, wo, schläfrig zusammengeringelt, im feuchten Moos die Kreuzotter sich sonnte, die ersten blassen Himmelsschlüssel und schmückten damit Gürtel und Hut.

Oft aber vergaßen wir alles, — blaue Luft, Tannengrün, Vogelsang und Erdbeerduft, — über unserem Gespräch. Was giebt es, das wir in jenen Morgen-Feierstunden nicht miteinander tauschten? Die unlöslichsten Ewigkeitsfragen pflückten wir vom Himmel und knackten uns daran fast die Zähne aus. Wir kletterten an unseren eigenen Gedanken so stolz in die Höhe, daß wir schließlich wie aus der Vogel-Perspective auf das Ameisengekribbel der menschlichen Leidenschaften herabschauten. Und dann wieder kroch unser grübelnder Geist in die Schlünde der Erde und in die Nebel fernster, altersgrauer Vergangenheit hinab, — bis wir schließlich, erschöpft und hungrig, an der kleinen Waldschänke Rast machten, und uns das übliche Schinkenbrod zur Brücke wurde, auf der wir fein säuberlich wieder zur Alltäglichkeit hinüberspazierten.

Ja, — das waren Maientage!

Allmählich aber, als der Sommer vorrückte und der Herbst herbeikam, begannen die zarten Triebe ihrer Freundschaft zu kränkeln. Es ging ihnen, wie Kindern, die zu schnell gewachsen sind: Saft und Kraft versagten. Ich konnte ihr nichts Neues mehr bieten. Sie hatte mich ausgelesen, die schöne Frau, und schlug nun das Buch zu, eilig nach neuer Lectüre greifend.

Mit einer anderen schritt sie durch die Wälder. Ich war vergessen. Plaudernd und lachend streifte sie an meinem Hause vorüber; und durch mein Fenster blickte ich ihr nach.

Sie trug dasselbe gelbe Kleid mit der hellen Weste; denselben Schleier; dieselben Handschuhe.

Und ich dachte bei mir: Wie haltbar doch solche Stoffe sind! Sie überdauern eine ganze Freundschaft und zwei junge, gesunde Augen dazu: — denn die meinen hatte ich mir fast aus dem Kopfe geweint.

Nachdruck verboten.

Schönheitsmittel früherer Jahrhunderte.

Von A. Oskar Klaußmann in Charlottenburg.

Es ist unsern Leserinnen gewiß bekannt, daß schon die ältesten Geschichtschreiber uns davon Nachricht geben, daß die Frauen Schönheitsmittel verwendeten, welche ebenso wie die heutigen Mittel dieser Art den Zweck hatten, die Schönheit des Körpers zu erhalten und zu fördern. Waschwasser und Salben für die Haut, Puder, Haarfärbe-Mittel, Zahnpulver, Pasten und allerlei andere Ingredienzien gab es schon im Alterthum, ja man kann sogar in der Anwendung dieser Schönheitsmittel eine gewisse Mode feststellen, auch läßt sich nachweisen, daß es gewissermaßen „Hochfluthen“ gegeben hat. Es gab Perioden in der Geschichte, wo die Frauen aller Stände eines Landes sich verpflichtet glaubten, Schönheitsmittel anwenden zu müssen, und wiederum kamen Zeiten, in denen die Schönheitsmittel sehr wenig Beachtung bei den Frauen fanden. Eine Hochfluth läßt sich in der letzten Zeit des römischen Kaiserreichs nachweisen, wo die römischen Frauen aller Stände die unsinnigsten und kostbarsten Schönheitsmittel anwendeten, wo eine römische Kaiserin auf Reisen fünfhundert Eselinnen mit sich führte, um in der Milch der Thiere alltäglich ein Bad zu nehmen, das ihre Schönheit erhalten sollte.

Eine ähnliche Hochfluth finden wir in dem Zeitalter Ludwigs XIV. und der darauf folgenden Epoche, nicht nur in Frankreich, sondern in all den Ländern, für welche die Sitten und Gebräuche des Hofes Ludwigs XIV. bewundernswürdige und nachahmenswerthe Beispiele waren. Aus einer Zeit vor dieser letzten Epoche, aus dem 15. und 16. Jahrhundert, möchten wir den Lesern und Leserinnen einige Schönheitsmittel mittheilen, die außerordentlich harmlos und nach heutigen Begriffen lächerlich sind; aber wir sollten uns wohl hüten, über diese unschuldigen Mittel zu lachen, denn unsere heutigen Schönheitsmittel sind noch lächerlicher, als die aus dem 15. und 16. Jahrhundert, sie sind meist gefährlich. Fast sämmtliche Schönheitsmittel, mit geringen Ausnahmen, besonders die französischen Fabrikate von „Schönheitswassern“, enthalten Gifte, Blei, Antimon u. s. w., und schaden dem Körper so außerordentlich, daß der Nutzen, den sie der Haut bringen, dazu in gar keinem Verhältniß steht.

Diese Schönheitsmittel des 15. und 16. Jahrhunderts verbreiteten sich meist durch die Tradition, da das Schreiben damals noch wenig beliebt war, am allerwenigsten aber von den Damen betrieben wurde. Von der Großmutter auf die Mutter und auf die Tochter vererbten sich durch Erzählung die Recepte für die Schönheitsmittel: Apotheker, Aerzte und kluge Frauen kannten dergleichen, und sie ließen es sich angelegen sein, ihre Geheimnisse anzupreisen und theuer zu verkaufen. Hin und wieder findet man aber doch Recept-Bücher, in denen die Ingredienzien ausführlich angegeben werden, aus denen sich die Schönheitsmittel zusammensetzten. So ist vor nunmehr zwei Jahren in Venedig ein Manuscript aufgefunden worden, welches nicht nur für die Geschichte und die Entwicklung der Schönheitsmittel, sondern auch für die Kunstgeschichte einen bedeutenden Werth hat. Dieses Buch, von einer Gräfin Mani verfaßt und „ricettario“, d. h. Recept-Buch, benannt, giebt vor allem Kunde über die Mittel für das Haarfärben.

Auf den alten Gemälden findet man nämlich die brünetten und schwarzhaarigen Römerinnen und Venezianerinnen mit goldblondem und röthlichem Haar, und die Forscher der Kunstgeschichte waren schon längst der Ansicht, daß diese Haarfarbe nicht eine natürliche, sondern eine künstlich hergestellte sei. Die Bestätigung dieser Ansicht findet sich in dem angedeuteten Buche. Man erfährt aus demselben, daß die Frauen im 15. und 16. Jahrhundert ihr Haar mit allerlei Tincturen, mit Seifen, Oelen und Wassern einrieben, sich dann mit unbedecktem Kopf und aufgelöstem Haar stundenlang dem glühendsten Sonnenbrand aussetzten und dadurch ein Bleichen ihres Haares, eine Umwandlung der schwarzen Farbe in eine goldblonde oder röthliche erzielten.

Sebastian Brant, der Verfasser des „Narrenschiff“, muß diese Sitte der Haarfärberei gekannt haben, und nach ihm müssen auch die Männer diese Haarfärbe-Mittel in Anwendung gebracht haben, denn in seinem Buche sagt er wörtlich in dem Kapitel „von den neuen Moden“:

„Jetzt lernen Männer Weiberart
Und schmieren sich mit Affenschmalz;
Mit Schwefel und Harz pufft man die Haar'
Und schlägt darein dann Eierklar,
Daß es im Schüsselkorb werd' kraus.
Der hängt den Kopf zum Fenster 'raus,
Der bleicht das Haar mit Sonn' und Feu'r.“

Das zu den vorstehenden Versen vorhandene Original-Bild trägt die Jahreszahl 1494. Auch in Deutschland pflegte man also damals, ebenso wie in Rom und Venedig, das Haar zu färben, und deutsche Recepte belehren uns auch über die Art und Weise, in der man diese Umfärbung der Haare herbeiführte.

In einem alten Recept-Buch nämlich, auf das sich die folgenden Zeilen immer wieder beziehen werden, wird als Mittel zum Haarbleichen angegeben: man solle das Haar täglich einmal mit grüner holländischer Seife bestreichen und es dann der Sonnengluth aussetzen. Ist die Seife eingetrocknet, so soll man die Haare mit Buttermilch wieder anfeuchten und hierauf trocknen lassen. Durch öftere Wiederholung dieses Mittels würde man eine hellere Haarfarbe erzielen. Vor der Pottasche wird gewarnt, da die Haare davon brüchig werden.

Nebenbei mag erwähnt werden, daß auch schon zur römischen Kaiserzeit sich die römischen Frauen durch künstliche Mittel ihr dunkles Haar in das goldblonde der germanischen Frauen umwandelten, welche Farbe damals gerade in Mode war.

Die Schönheitsmittel, die seit Jahrhunderten und auch in der von uns angedeuteten Zeit zur Anwendung kamen und sich auf die Pflege der Haare bezogen, hatten sonst meist zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Aufgaben zu erfüllen: das eine Mal das Wachsthum der Haare zu fördern, das andere Mal Haare zu entfernen, die sich an Stellen zeigten, wo sie nach den Begriffen von Schönheit nicht wachsen durften.

Um Haare fortzubringen, pflegte man dieselben Mittel anzuwenden, die man heute unter dem Namen „Depilatorien“ kennt, vor allem den Kalk, und unser Recept-Buch empfiehlt, „lebendigen Kalk“ zu feinem Pulver zu verreiben und mit einer scharfen Lauge eine Salbe daraus herzustellen; damit sollen die Haare weggetrieben werden. Es wird aber ausdrücklich erklärt, daß die Haare wieder wachsen, das Mittel daher wiederholt angewendet werden müsse.

Außer diesem Mittel wird empfohlen, Schöllkrautsaft mit Baumöl zu vermischen und damit den Ort zu bestreichen, auf dem die Haare verschwinden sollen. Beim Lesen des nächstfolgenden Receptes zur Entfernung von Haaren bitten wir aber die Leserin, nicht zu lachen; es lautet: „Nimm fünf Fledermäuse, brenne sie zu Pulver, das stoße zusammen mit Ameisen, so viel deren dazu genug sind, daß es eine Salbe werde; dann schmiere den Ort, auf dem die Haare stehen, und es werden keine Haare dableiben.“

Auch durch Pflaster, die man auf die behaarten Stellen legte, entfernte man die Haare, und ein Recept empfiehlt, dazu Tannenharz, Terpentin und gelbes Wachs zu nehmen, dasselbe in einem Tiegel zergehen zu lassen und die Nacht über ein Pflaster von dieser Masse aufzulegen, nachdem man die betreffende Stelle zuvor sorgfältig mit warmem Wasser abgewaschen hat.

Um im Gegentheil Haare *wachsen* zu lassen, nehme man Zwiebelsaft (Zwiebelsaft wird auch heute noch zur Förderung des Haarwuchses angewendet), mische ihn mit frischem weißen Honig, bade dann den Kopf in warmem Wasser und bestreiche die Haut mit dieser Salbe. Man nahm auch Blätter von Nußbäumen, Samen von „Sevenbaum“ und das Kräutlein Frauenhaar, kochte es zusammen mit Regenwasser in einem neuen Topf bis zur Hälfte ein, netzte die Spitzen der Haare damit und steckte sie unter die Schlafmütze.

Schon im Hohen Liede Salomons preist der Geliebte an der Braut den köstlichen Duft ihres Haares. Auch im 15. und 16. Jahrhundert wendete man wohlriechende Pulver an, um dem Haar einen angenehmen Duft zu geben. Ein solches Pulver wurde hergestellt aus Bisam, Gewürznägelein, Lavendel, Zibet und grauer Ambra. Dieses Pulver wurde direct in die Haare gestreut, oder man füllte es in kleine Säckchen von dünnstem Schafleder, befestigte diese Säckchen bei Nacht unter der Nachtmütze so, daß sie dem Haar auflagen und es parfümirten.

Ein anderes wohlriechendes Pulver fertigte man aus Moos an, das auf Eichen wuchs. Man that dasselbe in einen leinenen Sack und ließ es einen ganzen Tag im Wasser weichen; dann trat man es mit Füßen, wusch es in reinem Wasser und ließ es zwei, drei Tage trocknen; nun wurde es wieder getreten und gestoßen, dann wieder getrocknet und endlich mit Rosenwasser angefeuchtet und zu Pulver zerrieben. Das Rosenwasser machte wohl bei dem Mittel hier die Hauptsache, und das Eichenmoos war gewissermaßen nur der Träger des Wohlgeruchs.

Wie heute, pflegte man in jener Zeit auch die Schönheit des *Auges*. Rothe Augen galten für einen entschiedenen Schönheitsfehler, und um das Auge glänzend und klar zu machen, griff man zu den sonderbarsten Mitteln. Ein sehr einfaches Verfahren, das aber wahrscheinlich wenig half, war das, eine Schlange zu fangen, ihr die Haut abzustreifen und diese zu verbrennen. Wenn man den Rauch davon in die Augen ziehen ließ, wurden diese angeblich nicht nur gegen alle Gebrechen gefeit, sondern auch besonders schön und glänzend.

Ein nicht ungefährliches Mittel war: Fein gestoßenen Vitriol, mit Zucker und gepulverter florentinischer Violenwurz vermischt in weichem Brunnenwasser aufgelöst; hiervon wurde des Abends, vor dem Schlafengehen, in jeden Augenwinkel ein Tropfen geträufelt.

Man nahm auch das Dotter von einem gekochten Ei, preßte es durch ein leinenes Säckchen in ein Glas und goß Regenwasser hinzu. Dazu that man Bleizucker und ließ ebenfalls davon jeden Abend einen Tropfen in das Auge fallen. Wichtig war allerdings bei der Herstellung dieses Schönheitsmittels, daß das Säckchen mit einem *rothen Faden* zugebunden wurde! Natürlich handelte es sich bei diesem rothen Faden um die geheimnißvolle Kraft, die man der rothen Farbe, als der hellsten und auffälligsten, in jener Zeit zusprach.

Das *Schminken* ist seit dem Uranfang aller Kulturzeiten Brauch gewesen. Die Aegypter bereits schminkten sich, und arabische Aerzte und Chemiker erfanden ganz besondere, neue Zusammensetzungen, um das Gesicht schön roth oder weiß anzumalen.

Geben wir aus unserem Schatzkästlein ein Recept an, um rothe Schminke zu bereiten, wie sie im 16. Jahrhundert üblich war! Dasselbe muß allerdings aus der Zeit nach der Entdeckung Amerika's stammen, weil rothes Farbholz einen Hauptbestandtheil bildete. Man überschüttete das Holz mit starkem, destillirtem Weinessig, fügte dazu Wasser, pulverisirten Alaun und Fischleim und mischte es in einer Flasche. Mit dieser Schminke bemalte man mittelst eines Pinsels die Backen und Lippen und verrieb mit einem Finger die Farbe, um die richtige Tönung herzustellen. Man machte auch Schminkläppchen, indem man gereinigte Leinenläppchen sechs Tage in dieser Mischung liegen ließ.

Man färbte Wangen und Lippen anscheinend mit ein und demselben Färbe-Material, machte jedoch auch eine Art Lippen-Pomade aus Nußöl, in welchem man rothes Wachs zergehen ließ.

Um die Haut zu verschönen, und um das herbeizuführen, was man heute einen „guten und reinen Teint“ nennt, suchte man noch nach anderen Mitteln. Man bereitete allerlei „Wasser“, die bewirken sollten, die Haut rein, straff gespannt, glatt, glänzend und ohne Runzeln zu erhalten.

So mischte man im 16. Jahrhundert ein venetianisches Wasser für das Gesicht nach folgendem Recept: Man nehme im Maimonat von einer schwarzen Kuh eine gewisse Quantität Milch, thue in diese acht zerstoßene und in Stücke zerschnittene Citronen und vier Pomeranzen, außerdem etwas Honig, lasse alles in einem Bade von heißem Sande destilliren und gebrauche dieses Wasser zum Waschen.

Man kannte auch schon die kosmetischen Wirkungen der Kleie, die man heute noch mit Vorliebe anwendet. Im 16. Jahrhundert that man Roggenkleie in Weinessig, fügte dazu einige Eidotter und destillirte die Flüssigkeit auf warmem Wege. Das so erhaltene Wasser füllte man in Flaschen, verstopfte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

diese wohl und setzte die Flaschen noch acht bis zehn Tage der Sonne aus.

Ein anderes Schönheitswasser sollte nicht nur das Gesicht schön erhalten, sondern auch die Runzeln daraus vertreiben; das Recept ist so originell, daß wir es wörtlich, — allerdings in Hochdeutsch und nicht in der schwerfälligen Sprache der damaligen Zeit, — wiedergeben wollen, zumal es ein Beweis dafür ist, daß auch damals schon die Frauen keine Mühe scheuten, wenn es galt, Schönheitsmittel herzustellen.

Das Recept lautet: „Nimm fließendes Wasser, welches stark geschlagen ist, am besten also solches Wasser, welches durch ein Mühlenrad gegangen ist. Dieses thut man in ein Gefäß und schüttelt es einige Stunden. Dann seiht man es durch ein reines Tuch, füllt es in einen neuen Topf, wirft in diesen eine Handvoll Gerste, die vorher gereinigt und gewaschen worden ist, und läßt dann das Wasser mit der Gerste so lange kochen, bis die Körner zu keimen beginnen. Dann wird das Wasser abermals durch ein leinenes Tuch geseiht und in eine Flasche gefüllt, sodaß dieselbe dreiviertel voll ist. In jede Flasche kommen drei Tropfen weißen Balsam, dann aber muß die Flasche zehn bis zwölf Stunden ohne Aufhören geschüttelt werden, bis sich der Balsam ganz mit dem Wasser vereinigt hat. Wäscht man sich mit diesem Schönheitswasser, so gehen sogar die Runzeln nach einiger Zeit hinweg, man muß es aber täglich mindestens einmal ausführen.

Wir können hier selbstverständlich nicht annähernd ein Bild angeben, was alles zusammengerührt wurde, um die Gesichtshaut zu verschönern; man brauchte bunt durcheinander Schwefel, Weihrauch, Myrrhen, Petersilien-Samen, Pfirsichkörner, Rosmarin-Blüthen, Alaun, Weinstein, Citronen, Mandel-Blüthen, Weißwein, Wasser von Maiblumen, Erdbeerkraut, Weinhefe, Terpentin, Lilienblätter u. s. w. u. s. w.

Sommersprossen waren stets ein unangenehmer Schönheitsfehler, und bis heute ist es bekanntlich nicht gelungen, ein unfehlbares Mittel gegen diese unangenehmen Feinde eines zarten und reinen Teints aufzufinden. Vor einigen Jahrhunderten wendete man gegen Sommersprossen Bleiweiß, mit Eiern vermischt, als Pasta an, womit man das Gesicht wahrscheinlich nur bei Nacht einrieb.

Ein anderes Mittel bestand aus Schwefelblüthe, Brombeersaft, Weingeist und Eisenfeil-Spänen, welche zusammengethan und destillirt wurden. Mit diesem Wasser mußte man die Flecke am Morgen und Abend bestreichen; aber — verschwunden sind sie nicht!

Man nahm auch Citronensaft, Weingeist, Essig, pulverisirten Alaun und Rindsgalle, destillirte die Flüssigkeit und bestrich mit der daraus gewonnenen Tinktur die Sommersprossen. Der Effekt war derselbe wie bei dem vorhergenannten Mittel.

Gegen die sogenannten „Finnen" im Gesicht wendete man ein Mittel an, das jedenfalls sehr gefährlich war. Es bestand nämlich aus Vitriol, Grünspan und Alaun, welche in Branntwein aufgelöst wurden. Das Gesicht sollte morgens und abends damit gewaschen werden.

Neben der Haut des Gesichts pflegte man auch die Hände, da schon vor Jahrhunderten kleine und weiße Hände für eine besondere Schönheit galten. Zwei Recepte, welche Schönheitsmittel zur Erzeugung weißer und zarter Hände angeben, seien im folgenden gegeben:

Man nahm Aepfel, schälte sie, zerstieß sie in einem Steinmörser, besprengte sie mit Rosenwasser und Weißwein, rührte zerkrümeltes Weißbrod und zerstoßene geschälte und in Wein zerriebene Mandeln darunter, dazu fügte man ein wenig weiße Seife und kochte so eine Art Pasta, die man wohl als Waschseife für die Hände verwendete.

Ein noch kostbareres Mittel für die Hände bestand in zwei Pfund süßen Mandeln, die in einem marmornen Mörser gestoßen wurden. Man weichte sie dann in Ziegen- oder Kuhmilch, füllte sie in einen grobleinenen Sack und preßte sie unter einer Presse aus. Die ausgepreßte Flüssigkeit wurde in einem Kessel über Kohlenfeuer mit Borax, Walrath und Alaun unter beständigem Umrühren verkocht, dann wurden Krusten von weißem Brod hinzugefügt. Nach fünf- bis sechsstündigem Kochen entstand eine zusammenhängende „Masse", welche man zur Pflege der Hände als ein ganz „fürtreffliches" Mittel verwendete.

Weiße Zähne galten selbstverständlich immer für etwas besonders Schönes, und man darf sich daher nicht wundern, daß unter den Schönheitsmitteln der früheren Jahrhunderte Latwergen, Pasten und Pulver zum Reinigen der Zähne sich befinden. Hier folgen drei Recepte, aus denen wir gleichzeitig erfahren, in welcher Art und Weise man damals die Zähne pflegte:

Man nahm, erstens, Rosenwasser, Rosen-Syrup, weißen Honig und Wegebreit-Wasser zusammen, von jedem ein Loth, dazu vier Unzen Vitriol-Spiritus, mischte alles zusammen, goß von der Flüssigkeit auf ein Tuch und rieb die Zähne damit. Dann wurden Mund und Zähne noch gespült mit Wasser, das man aus Rosen oder aus Wegebreit gezogen hatte.

Das zweite Mittel lautet: Nimm Salbei, rothe Rosenblätter, von jedem so viel, als man zweimal mit den ersten drei Fingern erfassen kann, dazu eine Unze Viola-Wurzel, ein Quentin Rosenholz, zwei Quentin Mastix, ein Quentin Zimmetrinde, sechs Quentin Bimsstein, ein Loth pulverisirten rothen Sandel, sechs Quentin rothe Korallen, mache alles zu Pulver und daraus eine dünne Latwerge.

Das dritte Recept lehrt die Zubereitung einer Masse, die sich kneten ließ, und die man auf die Zähne auflegte, um diese weiß und gleichzeitig den Mund wohlriechend zu machen. Die sonderbarsten Ingredienzien verwendete man zu dieser Pasta: rothe Korallen, Dattelsteine, Perlen, durchgesiebten gelben Sandel, durchgesiebten Kalmus, Viol-Wurzel, für einen Schilling weißes Brod, das man trocknete, zerrieb und durchsiebte. Diese Masse übergoß man mit zwei Gläsern Rosenwassers, fügte noch einen in ganz kleine Stücke gehackten Apfel, sowie als Bindemittel Traganth, der in Rosenwasser aufgelöst war, hinzu und knetete alles zu einer Masse, die man beliebig verwenden konnte.

Da man unsere heutigen Zahnbürsten damals noch nicht kannte, rieb man die Zähne mit Tüchern oder mit geschnitzten Stäbchen von weißem Holz. Man machte auch Stenglein, d. h. Stäbchen aus allerlei Ingredienzien und rieb mit diesen die Zähne. (Die Reinigung der Zähne durch das Reiben mit Holzstäbchen findet man noch heute bei den Negern, insbesondere in Ostafrika.)

Wir schließen unsere flüchtige Uebersicht mit einem Gesetz, welches von dem englischen Parlament im Jahre 1779 auf Antrag der Regierung erlassen wurde. Die Anwendung von Schönheitsmitteln und Toiletten-Kunst hatten nach dem Vorgange Frankreichs nicht nur in Deutschland und England einen Umfang angenommen, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gab und die englische Regierung bewog, ein kräftiges Machtwort zu sprechen:

„Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Witwen, welche nach dem Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Unterthanen Seiner Majestät in verrätherischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Woll-Corsets, Reifröcke, Hackenschuhe und gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirath verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über das Vorgehen der Zauberei verhängt hat, und eine solche Heirath soll nach Ueberführung eines solchen Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden."

Wir möchten nicht unterlassen, noch zu wiederholen, daß sämmtliche der in unserm Aufsatze genannten Mittel in der That nur sehr wenig werth, manche aber geradezu gesundheitsgefährlich waren.

Nachdruck verboten.

Uebelgelaunt.

Nach dem Gemälde von H. Kaulbach. Siehe Seite 145.

Er ist ein braver Junge, der Beppo, kreuzbrav. Daß er manchmal einen dummen Streich machte, versteht sich von selbst, denn wozu wäre er sonst ein Junge; wurde er dabei aber von seinem Vater abgefaßt, dann gab's eine Strafpredigt oder auch wohl einen fühlbaren Denkzettel, — je nach der Schwere des Verbrechens. War sein Rücken in Mitleidenschaft gezogen, flüchtete Beppo zu seiner Mutter, nicht um sich Trost zu holen, denn sie war eine verständige Frau, die ihren Einzigen nicht verzog. Sie hielt ihm vielmehr noch eine eindringliche Strafpredigt, aber die war so milde und so sanft, ihre Worte klangen so melodisch, daß es Beppo scheinen wollte, als wär's der beste Balsam für seine schmerzende Kehrseite.

Beppo's Mutter war eine Italienerin. Ein Maler hatte sie und ihren alten Vater vor Jahren veranlaßt, mit nach München zu kommen, um ihm Modell zu stehen; sie war damals noch ein Kind. Und als sie heranwuchs und ihre südländische Schönheit sich herrlich entfaltete, wurde sie auch von den anderen Münchner Malern bestürmt, ihnen Modell zu stehen, ja sie kam geradezu in Mode und verdiente viel Geld. Aber auch Xaver hatte ihre Schönheit bemerkt, und der spielte den sämmtlichen Malern einen argen Streich; er ging mit der schönen Italienerin zum Pfarrer, der aus ihnen ein Paar machte, und dann zogen sie in die Berge, um das kleine Gasthaus von Xavers Vater zu übernehmen. In der ersten Zeit hatten sie Ruhe, als sie aber erst entdeckt waren, kamen die Maler zu Dutzenden gezogen, um die schöne Wirthin zu zeichnen. Xaver war zwar über das Aufblühen des Geschäfts sehr vergnügt, wollte jedoch von dem Abkonterfeien nichts wissen, — vielleicht war er ein wenig eifersüchtig, — er bedeutete den Malern, die Faxen zu lassen, denn eine Wirthin habe mehr zu thun, als sich stundenlang hinzusetzen und sich begaffen zu lassen. Er konnte indessen nicht hindern, daß die Musensöhne, wenn sie zu Mittag aßen oder ein Glas Bier tranken, ihr Skizzenbuch stets vor sich liegen hatten und darin krizzelten, sobald sich irgend eine Gelegenheit bot; — was wollte er machen? Da kam ihm der Beppo zu Hülfe. Beppo konnte noch nicht laufen, er lag vor dem Hause im Sande und ließ sich von der Sonne bescheinen, und sein Gesicht, seine Beinchen und seine Händchen waren so staubig, als wäre er wochenlang nicht gewaschen worden. Das machte dem kleinen Schelm aber gerade Spaß, er wühlte umsomehr im Sande herum, und seine schwarzen Augen glänzten vor Vergnügen. So hatte ihn ein Maler gezeichnet, und seitdem war die Aufmerksamkeit auf Beppo hingelenkt worden. Beppo war inzwischen acht Jahre alt und ein kräftiger Junge geworden. Viele Maler kamen nur seinetwegen ins kleine Gasthaus, um ihn zu malen, heute sogar der Meister Kaulbach aus München, dem der Beppo besonders gut gefiel. Beppo war ganz stolz und hatte schon sein italienisches „Gwand'l" angelegt und den alten Filz aufgesetzt, der kaum einem Hute mehr ähnlich sah, — aber so wollten's die Maler. Vergnügt präsentierte er sich der Mutter, indem er sich breitbeinig, die Hände in den Seiten, vor ihr hinstellte, — ein richtiger kleiner Italiano. „Gelt, Beppino mio," sagte die Mutter, „gehst noch und holst mir ein Brod, es ist keins mehr im Haus; die Magd hat in der Küche zu schaffen, — gelt, Beppinetto, sei brav und hol's!" Der aber mochte nicht. „Wenn ich mich zeig' in meinem zerrissenen Anzug, Mutterle, lachen mich die Jungen aus und hänseln mich, — und wenn ihrer viele sind, kann ich's doch nicht riskiren, mit ihnen zu raufen?"

Da streichelte die Mutter ihm die Wangen und sah ihn mit ihren lieben Augen an: „Geh, Beppinettino mio, geh und hol's! Du darfst aber nicht raufen, weißt doch, daß der Vater sonst zankt!"

Und Beppo ging.

Als er mit dem Brod im Arm zurückkam, hatten ihn aber doch einige Nachbarskinder gesehen, eilig liefen sie hinter ihm her und schrien das Beppo so verhaßte: „Nettel, Netti, Nettel, — Italiano, Betti, Bettel!" Beppo kribbelte es in den Fingern. Wie gern hätte er sein Brod auf die Erde gelegt und sich auf seine Gegner gestürzt, aber sein Mütterchen hatt's ihm ja ausdrücklich verboten, da durfte er's nicht. Er nahm also das Hasenpanier und lief heim. Die ganze Schar folgte ihm schreiend und johlend. Kurz vor seinem Hause hatte ihn einer der größten Jungen eingeholt und suchte ihm seinen Mantel herunterzuzerren. Da drehte sich Beppo unwillig um und blitzte den Uebermüthigen mit funkelnden Augen an, dann stellte er sich ruhig hin und sah mit Verachtung auf die Widersacher nieder. „Wartet nur, wenn ich erst abgemalt bin und meine anderen Kleider wieder angelegt habe, — dann — —!" Und mit Würde verschwand er in der Küchenthür, hinter welchem seine Mutter stand und die Scene beobachtete.

Ja ja, der Beppo ist ein braver Junge. H.

Nachdruck verboten.

Schloß Tirol.

Nach dem Gemälde von N. J. Helm in München. Siehe Seite 148.

Unter den zahlreichen alterthümlichen Burgen und Ruinen, welche von den Bergzinnen auf das Städtchen Meran hinabschauen, zeichnet sich besonders das auf dem Küchelberge gelegene Schloß Tirol, das Castra Toriola der Römer, aus. Es ist nicht nur sehr malerisch gelegen, sondern auch mit der Geschichte des Landes aufs innigste verknüpft, nennt man es doch die Stammburg, von der Tirol seinen Namen erhalten hat.

Das Land Tirol wurde anfangs von keltischen und gallischen Stämmen bewohnt, von denen die Rhätier der bekannteste sind. Unter Kaiser Augustus wurde es von den Römern erobert. Markomannen, Alemannen, Gothen und später die Hunnen unter Attila verheerten es wechselweise, dann wurde es von den Franken unterworfen und kam schließlich in die Hände der Bayern. Im zwölften Jahrhundert gelangte durch Kaiser Friedrich I. ein Theil des Landes an den Grafen Berthold von Andechs, der sich von da ab Herzog von Meran nannte. Als im Jahre 1248 der Mannesstamm der Grafen von Andechs ausstarb, kam das Land an den Grafen von Tirol, den Besitzer des Schlosses, und wurde im Jahre 1359 durch die einzige Tochter des Grafen Heinrich, die bekannte Margarethe Maultasche, ihren Vettern, den Herzögen von Oesterreich, vermacht. So kam Tirol an das Haus Oesterreich, welches im Jahre 1369 die bayerischen Ansprüche mit Geld abkaufte und im Jahre 1803 die bis dahin reichsunmittelbar gewesenen Gebiete der Bischöfe von Trient und Brixen einzog. Als dann das Land durch den Preßburger Frieden wiederum an Bayern abgetreten wurde, stand das Volk unter Andreas Hofer auf, um es Oesterreich zurückzugewinnen. Im Jahre 1814 kam Tirol endgültig wieder an Oesterreich.

Daß das Schloß während der vielen Kriege und Unruhen manchen Drangsalen ausgesetzt war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Gegenwärtig liegt der älteste Theil in Trümmern, während ein anderer neu hergestellt ist. Man genießt vom Schlosse aus eine unvergleichliche Aussicht, — ein Blick auf unsere Abbildung wird dies bestätigen.

Nachdruck verboten.

Die kleine Gärtnerin.

Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim in Berlin. Siehe Seite 149.

Landraths hatten ein Gartenfest arrangirt und dazu alles eingeladen, was von Jugend und Schönheit im Städtchen lebte. Es sollte herrlich werden: Nachmittags ein Schäferspiel, dann Tanz im Freien und abends Italienische Nacht und Feuerwerk. Sogar eine ganze Musik-Kapelle sollte aus Berlin kommen. — Auch Elsa hatte eine Einladung erhalten. Sie war glücklich, denn sie hatte noch nie eine größere Gesellschaft mitmachen dürfen, war sie doch kaum der Schule entwachsen. Dem Vater hatte sie das Versprechen abgeschmeichelt, ihr ein neues Kleid zu dem Feste zu schenken, und als es ihr zugesagt war, ließ sie der Mutter keine Ruhe, ein extrahübsches Kostüm mußte ausgewählt, die Stoffe mußten gekauft, die Schneiderin bestellt werden. O, sie würde schön sein in ihrem rothen Kleidchen mit dem zierlichen weißen Brusttuch, dem Spitzen-Schürzchen, den seidenen buntgestickten Strümpfen und den netten Lackschuhen. Ob Nachbars Franz wohl auch auf dem Feste sein würde? Gewiß! Und ob sie ihm gefallen und er mit ihr tanzen würde? Ihr Herz pochte bei dem Gedanken.

Dann war der große Tag gekommen, und Elsa stand im Garten des Landraths. Vor ihr wogte eine Menge geputzter jugendlicher Gestalten, zaghaft stand sie von fern, — ihr Muth hatte sie gänzlich verlassen. Und dort — ging Franz! Er hatte sie sogleich bemerkt und kam auf sie zu. Eine dunkle Röthe stieg ihr ins Gesicht. In ihrer Verlegenheit gab sie sich den Anschein, als bemerke sie ihn noch nicht, sie neigte sich zu einer Rose, als wolle sie sie pflücken. — —

So hat unser Künstler die kleine Gärtnerin gesehen und sie schnell gezeichnet.

Redactions-Post

Helene W. in Flinsberg i. Riesengeb. — Als es noch keine Regenschirme gab, schützte man sich mit sogenannten Regentüchern, einfachen viereckigen Tüchern, die man über den Kopf nahm und unter dem Kinn zusammenfaßte. Es liegt ja sehr nahe, sich auf diese Weise „vor Nässe zu schützen", und der Brauch ist auch uralt, obgleich wir erst im siebenten Jahrhundert die Regentücher in der Geschichte erwähnt finden. In der Bamberger Gegend benutzen die Bauernfrauen es noch heute. Der Regenschirm ist ohne Zweifel in Nachahmung des morgenländischen Sonnenschirms entstanden; er schloß sich anfangs ebensowenig wie dieser. So viel wir ermitteln konnten, ist er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu uns gekommen und wurde damals nur von vornehmen Leuten benutzt. Erst als ein Gestell erfunden wurde, mittelst dessen sich das Dach des Schirmes herunterklappen ließ, fand er weitere Verbreitung. Hoffentlich haben Sie in der letzten Zeit Ihrer Sommerfrische den Regenschirm nicht mehr gar zu oft gebrauchen müssen.

Angehende Schriftstellerin in Bamberg. — Ihr Brief ist vielversprechend. Senden Sie uns das Manuscript ein, wir werden es gerne prüfen.

Frau Luise W. Danzig. — Wir möchten Ihnen nicht empfehlen, Ihren Sohn zu bestimmen, sich der Forstwissenschaft zu widmen. Die Forstlaufbahn bietet augenblicklich wenig Aussicht. Die Vorbereitung ist langwierig und theuer, da, wie die Verhältnisse jetzt liegen, erst nach achtzehn- bis neunzehnjähriger Dienstzeit auf feste Anstellung gerechnet werden kann. Wenigstens in Anschauung des preußischen Staatsdienstes ist das Fach nur vermögenden Leuten zu empfehlen, oder solchen, die zeitweilig ins Ausland gehen wollen, denn dort sind die Verhältnisse etwas günstiger. — Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse angeben wollen, werden wir Ihnen Ausführliches schreiben.

Wißbegierige in Heidelberg. — Ihr Brief hat uns sehr erfreut; Sie werden bereits im vorliegenden Hefte Ihren Wunsch theilweise erfüllt sehen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 20, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Modern".

Novelle von A. von Klinckowstroem.

(Schluß.)

Die ewige Spannung, in der Bernt lebte, verbunden mit seelischen Leiden und körperlichen Entbehrungen, die er sich jetzt direct auferlegen mußte, denn er aß sich nur mehr einmal des Tages ordentlich satt, blieben nicht ohne Einwirkung auf seinen äußeren Menschen. Er wurde blaß und hohläugig, und ein verbitterter Leidenszug legte sich um seinen Mund. Auch ließ er sein sonst so sorgfältig gestutztes Haar struppig wachsen, weil er selbst die Ausgabe für den Friseur scheute, und nahm allmählich ein vernachlässigtes Aussehen an.

Bei Willbergs ließ er sich nicht blicken. Er schämte sich seiner äußerlichen Heruntergekommenheit, schämte sich auch, dort wie ein Hungriger zu essen, denn er traute sich nicht die Selbstüberwindung zu, in Anbetracht seines leeren Magens und der appetitlichen Dinge, die es dort stets gab, so zu thun, als speise er nur der Gesellschaft wegen ein wenig mit, wie die andern es thaten. Vor allen Dingen aber scheute er ein Zusammentreffen mit Dora.

Ihretwegen hätte er übrigens ruhig hingehen können, denn sie mied das gastliche Haus auch schon seit geraumer Zeit, seit sie sich überzeugt hatte, daß er absichtlich fern blieb.

Und dann kamen in seine schon ohnehin so verzweifelte Stimmung hinein Schlag auf Schlag neue Enttäuschungen. Der unerbittliche Postbote brachte die unglückseligen Päckchen in dem wohlbekannten Format zurück, eines nach dem andern; zuerst die Placat-Entwürfe und Ornamente von der lithographischen Anstalt.

Ein paarmal war er schon persönlich dagewesen, um sich nach einer Entscheidung zu erkundigen, bis man ihn dort barsch anließ. Ob er etwa glaube, daß man nichts weiter zu thun habe, als seine Angelegenheiten zu erledigen?

Er bat ganz bescheiden, man möge ihm doch bald eine Antwort zutheil werden lassen. Nun hatte er sie, diese Antwort, und sie lautete kurz und bündig: „Nicht flott, nicht modern genug, zu conventionell!" Und beinahe dieselben Worte, nur noch mit etwas Bedauern verbrämt, gebrauchte die zweite der großen Verlagsfirmen, an die er Illustrations-Proben gesandt hatte. Endlich, um das Maß seines Unglücks voll zu machen, kamen auch die Blätter zurück, die er schon zum zweiten Mal hatte in die Welt wandern lassen.

Da entsanken ihm Muth und Selbstvertrauen. Sein Leben schien ihm völlig verfehlt. Wozu war er denn überhaupt in der Welt nütze? Was leistete er, das ihm eine Existenz-Berechtigung gegeben hätte? Wie ein gefangenes Thier im Käfig lief er im Atelier hin und her. Die Wände schienen zusammenzurücken und ihn erdrücken zu wollen. Er hielt es nicht länger aus, er mußte hinaus ins Freie. Luft, Luft um jeden Preis, oder er erstickte an seinem gramvollen Zorn.

Und er stürzte hinaus, durchrannte die Straßen, ohne den ihm Begegnenden ins Gesicht zu sehen, sonst wäre ihm die junge Dame gewiß aufgefallen, die bei seinem Anblick stehen blieb und eine Bewegung machte, als wolle sie ihm die Hand entgegenstrecken. Aber er lief an ihr vorüber, hörte nicht einmal, daß sie seinen Namen hinter ihm herrief.

Die Dame war indessen entschlossen, sich nicht so ohne weiteres aus dem Felde schlagen zu lassen, sie folgte ihm mit einer Eile, welche der seinigen fast gleichkam. Trotzdem gewann er einen Vorsprung. Ihr ging der Athem aus. Sie merkte zu ihrem Schaden, daß, wo es Körperkraft und Ausdauer galt, der Mann der Frau jedenfalls überlegen ist. Mit einem Mal blieb er vor einem Schaufenster stehen, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, und starrte auf die Auslagen. Damit war ihr Zeit gegeben, die Entfernung zwischen ihnen zu verringern. Sie sah, wie er die Hand gegen die Stirn preßte und überlegte; dann ging er in den Laden.

Jetzt erreichte auch sie den Laden. Das Schaufenster, vor dem sie stand, gehörte einer Waffenhandlung. Durch die Glasscheiben der Thür konnte sie Bernt sehen. Er beugte sich über den Ladentisch und suchte unter einer Anzahl kleiner, dunkelblinkender Revolver, welche der Verkäufer vor ihm ausbreitete. Es dauerte eine Weile, bis sie handelseinig wurden. Der Verkäufer setzte dem Kaufenden die Construction auseinander, schob die schmalen Patronen in die dazu bestimmten Oeffnungen und verbeugte sich geschmeidig, als Bernt, ohne weiter zu feilschen, das Geld dafür auf den Tisch warf und die kleine Waffe in der Brusttasche seines Rockes barg.

Rasch trat er wieder auf die Straße hinaus, und da stand er der Dame, die draußen auf ihn wartete, Auge in Auge gegenüber.

Taufgang. Nach dem Gemälde von H. Laukota.

Photographie-Verlag von B. Angerer in Wien.

Siehe Seite 160.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sein Gesicht verzog sich krampfhaft. Unwillkürlich machte er einen Schritt zurück.

„Ich bitte Sie, hören Sie mich wenigstens einmal an!“ sagte jene sanft in beweglichem Ton. „Warum haben Sie mir nie Gelegenheit zu einer Aussprache gegeben, die allen Mißverständnissen zwischen uns ein Ende gemacht haben würde?“

Er schüttelte die Hand, welche sich auf seinen Arm legte, ab, wie ein lästiges Insect.

„Ich glaube nicht, daß von Mißverständnissen zwischen uns die Rede sein kann,“ erwiderte er hart, denn in ihm war in diesem Augenblick alles versteinert und kalt. Er empfand nichts als Zorn, daß sie sich ihm aufs neue in den Weg gestellt hatte. „Wir haben uns sehr gut verstanden, Fräulein Sandel, an jenem Abend, — Sie wissen wohl, — und ich denke, wir sind fertig miteinander.“

„Nein, nein!“ rief sie, und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie sah jetzt erst, wie verfallen und verhärmt er ausschaute. „Es war ja nicht mein Ernst. Sie müssen das doch gemerkt haben. Tausendmal habe ich seitdem meine Ungezogenheit bereut. Wenn ich mich nicht so sehr geschämt hätte, würde ich Ihnen geschrieben haben. O, warum that ich es nur nicht!“

„Es würde auch nichts an der Sache geändert haben. Sie hatten ganz recht. Ich kann mich nicht selbst ernähren, und vielleicht reichen meine Fähigkeiten nur so weit, um eine Haushälterin zu vertreten, aber ich habe nicht Lust, mich ruhig in diesen Standpunkt hinein zu finden. Ich bitte, lassen Sie mich meines Weges gehen.“

Er wandte den Kopf und sah beharrlich zur Seite, um nicht durch den Anblick ihrer Lieblichkeit weich und nachgiebig zu werden, und befreite dabei seinen Rockärmel, den sie angstvoll festhielt, aus ihrer Hand.

„Guten Tag, mein Fräulein. Genießen Sie Ihren Triumph!“

Ihre Arme sanken herab. Er sah nicht die zuckenden Lippen und schwimmenden Augen, sondern lief, wie von Furien verfolgt, heimwärts.

Anfänglich war es wohl seine Absicht gewesen, ganz ziellos ins Freie zu stürmen, weil er es allein mit seinem Jammer im Atelier nicht länger aushielt. Er fühlte und dachte nichts, als daß er die Qualen der letzten Wochen nicht länger zu ertragen vermochte und irgendwie ein Ende machen müsse. Dann war bei dem Anblick der im Schaufenster ausgelegten Waffen ein rascher Gedanke in ihm aufgeblitzt, den er, fieberhaft erregt wie er war, sofort zur That machen wollte. Aber draußen, in Gottes freier Natur sollte es geschehen. Er wollte sich noch einmal an all der Schönheit berauschen, mit der die Welt sich jetzt im Frühling so bräutlich geschmückt hatte. Nun war ihm dieses Geschöpf in den Weg gelaufen, um einen Sturm in ihm heraufzubeschwören, den er fürchtete, mit sich in das lebendige, Freude athmende Frühlingsweben hinauszutragen. Er fürchtete sich auch davor, daß sie ihm folgen könne, versuchen werde, ihn seinem Entschluß abwendig zu machen. Nur hinter der verschlossenen Thür des Ateliers war er sicher. Er konnte nicht schnell genug dorthin zurückkehren. Da war nichts Freundliches, Sonniges, Lebendiges, was ihn zu neuer Lebensfreude und Hoffnung hätte anregen können. Da war nur seine todte Kunst.

Lasset die Todten ihre Todten begraben!

Beide Hände gegen die hämmernden Schläfen gedrückt, rannte er wiederum auf und nieder.

Sollte er den Eltern schreiben und Abschied von ihnen nehmen?

Nein! Es war besser, wenn sie an einen unglücklichen Zufall glaubten und dem Sohn ein ungetrübtes Andenken bewahrten. Einem seiner Freunde wollte er hierüber genaue Instructionen hinterlassen.

Er schrieb sogleich, adressirte den Brief und legte ihn, allen sichtbar, auf den Bauerntisch am Fenster. Da auf einmal kam ihm der Gedanke, daß sein Körper vielleicht viele Tage hier im Atelier liegen könne, ehe ihn irgend jemand fand. Die Putzerin, die immer in der Frühe kam, würde denken, er sei verreist, wenn auf ihr Klopfen nicht geöffnet wurde, ebenso die Freunde, die ja ohnehin nicht allzuhäufig bei ihm vorsprachen.

Das war häßlich! Er vergegenwärtigte sich den Anblick, den er darbieten würde, wenn vielleicht nach einer Woche, vielleicht auch nach noch längerer Zeit irgend jemand Verdacht schöpfte und auf die Idee kam, mit Gewalt einzudringen. Ihm wurde übel bei der bloßen Vorstellung. Er legte den Revolver, den er schon in der Hand hielt, wieder fort, ging zur Thür und schloß diese auf.

Es kam ja immer viel herumvagabundirendes Volk, Bettler, Modelle u. s. w. Doch war schließlich nicht viel bei ihm zu stehlen, und ja, je eher er gefunden wurde, um so besser. Suchend blickte er im Atelier umher. Was konnte denn gestohlen werden? Er besaß wahrhaftig nicht viel, was die Habgier anderer reizen konnte! Die paar Kleider im Schrank waren nicht der Rede werth. Die goldene Uhr? Je nun, die trug er an seinem Körper, und an dem würde sich wohl niemand vergreifen. Vor den Todten pflegen die Lebendigen meist eine geradezu lächerliche Scheu zu haben. Seine unvollendeten Bilder? Es schien ausgeschlossen, daß sich ein Liebhaber dafür finden werde. Wahrhaftig, ein fideler Gedanke, der ihn noch in seinen letzten Augenblicken zu grimmigem Lachen reizte.

Da stand das Unglücksding auf der Staffelei.

Das wüthende Verlangen packte ihn, es zu vernichten, es so zuzurichten, daß kein Mensch mehr das ursprüngliche Motiv erkennen konnte. Dann mochte es weiter dastehen! Dann sagten die Leute vielleicht bedauernd: „Er war ein armer Irrsinniger und konnte nichts für seine Mißerfolge.“

Er riß den Farbenkasten auf und tupfte mit zornbebenden Fingern schreiende dicke Kleckse auf die Palette. Den dicksten Pinsel nahm er und warf grelles Roth auf die Stelle, wo die matte Sonne hinter den Kiefernstämmen leuchtete, und dann wieder Gelb und dann Violett.

„Da! Und da! Und da! Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!“

Jetzt konnten die Leute einmal rathen, was das ursprünglich vorgestellt hatte!

Das sollte Nebel sein, dieser leichte Dunst, der über dem Spiegel des Weihers schwebte? Ha, ha! Das konnte man vielleicht in der That dafür ansehen! Fort auch damit! Und wüthend schleuderte er Weiß und Grau und Braun und Grün gegen die durchsichtigen Gebilde, daß sie wie ein Höllenbrodem sich der klaffenden Tiefe zu entringen schienen. Und immer wieder strich er darin herum, übermalend, zusammenwischend. Jetzt noch von dem Roth, dem Gelb und dem Violett in den Wasserspiegel, nur recht grell und kraß aufgetragen! Nur die Farbe nicht gespart. Für wen auch noch sparen? Da! Die Kiefernstämme konnten auch noch von dem Ueberfluß etwas abbekommen. Man hätte sie ja sonst wirklich für das halten können, was sie sein sollten.

In all seiner Raserei arbeitete er doch unwillkürlich als Künstler mit künstlerischen Effecten; nur daß er glaubte, eine Caricatur der Natur herzustellen. Und ohne daß er es recht merkte, tobte sich damit der innere Sturm aus, die hochgradige Spannung seiner Nerven ließ nach. Er arbeitete sich allmählich in eine ruhigere, weichere Stimmung hinein, in eine körperliche Erschöpfung, wie sie nach all den wochenlangen vorausgegangenen Erregungen und Entbehrungen erklärlich war. Schließlich warf er die Pinsel weg, ließ die Palette achtlos zur Erde fallen und stürzte vor dem Divan in die Kniee, das Gesicht in die harte Polsterung drückend. Sterbensmüde war er und dachte doch nicht mehr ans Sterben. Vielleicht war es ihm überhaupt nicht ernst damit gewesen. Vielleicht hatte er vorhin in seiner furchtbaren Aufregung und Verzweiflung mit dem Gedanken als mit einem möglichen Ausweg nur gespielt. Hätte er wirklich Ernst machen wollen, so wäre ihm wohl nicht die Idee gekommen, an seinem Bilde noch einen Rache-Akt zu vollziehen, dann wäre er über all das hinaus gewesen.

Wie er so dalag, wurde hinter ihm die Thür geöffnet. Er hatte das leichte Klopfen, das vorausging, überhört. Den knarrenden Ton, mit dem jene sich in den Angeln drehte, vernahm er wohl, achtete indessen nicht darauf. Es war ihm ja alles so gleichgültig! Mochte doch hereinkommen, wer da wollte!

Und mit einmal kniete jemand neben ihm auf dem Fußboden, und weiche Arme umschlangen seinen Hals.

„Schicke mich doch nicht fort!“ bat eine Stimme dicht an seinem Ohr. „Mir ist so angst um Dich, so furchtbar angst!“

Bernt glaubte an ein Spiel seiner überreizten Nerven, aber sein Kopf, den er mit unwillkürlichem Aufseufzen zur Seite neigte, blieb an einer zitternden Schulter ruhen. Es ruhte sich gut da, und wenn es Einbildung war, so war es wenigstens eine süße. Aber die bewegliche Stimme, die so sanft zu flüstern verstand, bat weiter: „Laß mich doch nur jetzt bei Dir bleiben. Ich liebe Dich ja so über alle Maßen, und Du liebst mich ja auch. Alle Deine barschen Worte vorhin waren doch nur Komödie. Wir waren beide eigensinnig. Keines wollte dem andern das erste gute Wort geben. Aber ich weiß ganz gut, daß es an mir ist, das Wort zu sprechen. Verzeih' mir doch und laß alles vergeben und vergessen sein.“

In seinen Adern begann neues, warmes Leben zu pulsiren. Groll und Bitterkeit waren im Augenblick wie ausgelöscht, und es blieb nichts zurück als Scham. Ja, er schämte sich vor ihr, die so demüthig zu ihm sprach, als wäre er ein Mensch, der Achtung und Ehrfurcht beanspruchen könne. Und heftig den Kopf schüttelnd, rief er: „Du weißt ja gar nicht, wen Du vor Dir hast. Ich bin nichts weiter als ein elender Komödiant, der nicht einmal mit dem Sterben Ernst zu machen verstand.“

„Da sei Gott dafür gelobt!“ sagte Dora Sandel nun ganz fröhlich, denn mit dem traulichen Du hatte er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Zugehörigkeit zu ihr bekannt. „Ein Rest gesunden Menschenverstandes war Dir wenigstens geblieben. Wie kann man denn feige sterben wollen, jetzt im Frühling, wo es so schön in der Welt ist, besonders wenn man jemand so recht von Herzen lieb hat? Und wie kann man über jeden Mißerfolg gleich den Muth verlieren? Glaubst Du denn, daß nicht jeder mit Mißerfolgen zu kämpfen hat? Es hat Dir nur ein Mensch gefehlt, der Dir tröstend und aufrichtend zur Seite stand, und den hättest Du schon längst haben können, wenn Du ihm nur Gelegenheit gegeben hättest, das erlösende Wort zu sprechen. Aber jetzt ist er hier, der Mensch, der Dir gefehlt hat, und er wird Dich lehren, wieder an Dich selbst zu glauben. Mache doch nur die Augen auf, Du verträumter Junge Du, und gucke Dir die Natur an, und patze frisch darauf los, so wie Du denkst, daß es gut ist. Du hast doch das Zeug zum echten, rechten Künstler in Dir. Nur das Selbstvertrauen mangelt Dir. Du meinst immer, daß die andern es besser verstehen. So, wie man selbst es fühlt und sieht, soll man es machen, nicht wie andere fühlen und sehen.“

Es wurde Bernt zu Muth, als öffneten sich ihm die Pforten des Paradieses, nachdem er die Hölle durchschritten hatte. Stürmisch umfaßte er die beredte Trösterin, die ihm in der Stunde tiefster Niedergeschlagenheit aufrichtend zur Seite trat, und küßte ihr die Worte von den Lippen. Ein übermüthiges Glücksempfinden durchströmte ihn, umso energischer, je elender er sich vorher gefühlt hatte. Wie ein Kind trug er die Geliebte auf seinen Armen umher, konnte sich im Uebermaß des Freudenrausches nicht genug in Thorheiten thun. Und die Frauenrechtlerin, die in ihren Versammlungen den Mann im Princip bekämpfte, lachte glückselig dazu und war stolz, daß sie imstande war, so viel Glück über einen Menschen auszuschütten. Sie freute sich ihres Liebreizes, weil er Freude daran hatte, und es kam eine Ahnung über sie, daß der ganze Kampf um Gleichberechtigung, den der moderne Zeitgeist ins Leben gerufen, ein Unding sei, und daß das Weib damit die idealste Berechtigung verliere, die es immer besessen, um die es nicht mehr zu kämpfen brauchte, dem Manne das Ideale des Lebens zu verkörpern, das Erlösende, Lichte, Friede- und Freudebringende!

„Was hast Du denn da?“ fragte sie plötzlich staunend, auf das Bild deutend, das er vorher nach seiner Meinung zur Caricatur umgewandelt hatte. „Das ist eine ganz famose Arbeit! Ultramodern! Warum hast Du denn das nicht ausgestellt? Du würdest geradezu Furore damit machen.“

„Ach Kind!“ lachte er ganz leichtherzig. „Du siehst, die Farben sind noch naß und liegen fingerdick auf. Das ist mein Verzweiflungswerk. Laß uns nur nicht davon sprechen. Ich schäme mich meiner Raserei von vorhin. Aber sie hat mir gut gethan, und daher mag das Unding dort stehen bleiben, zur Erinnerung an die elendesten und schönsten Stunden meines Lebens.“

„Nein, nein!“ beharrte sie ernsthaft. „Das ist vortrefflich, das wirkt! Unbedingt mußt Du es im Kunstverein anmelden.“

„Unmöglich! Ich kann mich nicht lächerlich machen.“

„Aber davon ist keine Rede. So, wie es da steht, hier dicht vor unsern Augen, sieht es natürlich abscheulich aus. In der Fernwirkung ist es großartig. — Du weißt doch, daß der moderne Künstler immer nur für die Fernwirkung kleckst?“ fügte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu.

„Das haben die modernen Künstler mit der Frauenrechtlerei gemein, die auch nur auf die Fernwirkung berechnet ist und, in der Nähe, in den engen vier Wänden der eigenen Häuslichkeit besehen, zu einem Unding wird!“ gab er neckend zurück.

„Sie haben ja so recht, mein Herr!“ persiflirte sie ihn.

Und wieder fielen sie sich stürmisch in die Arme.

Es erwies sich indessen, daß Dora's klarer, praktischer Kopf das Richtige getroffen hatte. Bernt meldete das Bild beim Kunstverein an, nur seiner Braut zu Gefallen, ohne sich irgendwelche Illusionen zu machen; und wie es dort im Treppenhaus hing, jedem Besucher sofort in die Augen fallend, hatte es einen Erfolg, vor dem er selbst staunend, wie vor etwas Unbegreiflichem, stand.

Er war hingeschlichen, in der Ueberzeugung, eine neue Niederlage durchzumachen, und da sah er vor seinem von ihm selbst mißachteten Werk eine dichte Gruppe disputirender, aufmerksam prüfender Menschen stehen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

darunter einen bekannten Kritiker, welcher offenbar des Lobes voll schien und dem Publicum damit einen bestimmten Fingerzeig gab, was es davon zu halten habe.

Am nächsten Tage brachte das tonangebendste der Tagesblätter einen Artikel, der folgendermaßen begann: „Zu einer Zeit, in der die große Jahres-Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist es überraschend und erfreulich, im Kunstverein einem Bilde zu begegnen, das in seiner Frische und Originalität der Auffassung dazu angethan ist, dem jetzt arg vernachlässigten Kunsttempel erhöhte Anziehungskraft zu verleihen. Wir meinen den ‚Weiher mit Abendstimmung' von Bernt Mussow. Ein neuer Name unseres Wissens, der aber bestimmt scheint, Epoche und Schule zu machen. Der Künstler hat recht gethan, sich bis dahin in Verborgenheit zu halten, um gleich mit einer reifen, fertigen Arbeit an die Oeffentlichkeit zu treten, einer Arbeit, die neben glänzender Coloristik ein großes Können, geniale Begabung und eine kecke, sichere Hand verräth."

Dann folgte der Chor der anderen Zeitungen in derselben Tonart. Man pries den neuen Stern, der am Kunsthimmel aufgegangen sei, und am Schluß der Woche konnte man in den Abendblättern unter dem Strich die Notiz lesen: „Verkauft: Bernt Mussow's Weiher mit Abendstimmung. (Privat.)"

Bernt begriff es noch immer nicht, wie das so hatte kommen können, wie er, der bisher stets vergeblich Ringende, nun auf einmal 1500 Mark in der Hand halten und einen Namen haben konnte, der mit einem Schlage in aller Leute Mund war.

Unmittelbar nach Erscheinen der letzteren Zeitungsnotiz suchte ein Kunsthändler ihn auf, und dann noch einer. Sie ahnten die aufsteigende Berühmtheit und hätten sich gern seiner von vornherein bemächtigt. Er mußte sie indessen mit bedauerndem Achselzucken abweisen und auf die Zukunft vertrösten. Jetzt gehörte ihm ja die Zukunft. Nun wußte er, wie er es zu machen hatte, wo seine eigene individuelle Begabung lag. Mit einem Schlage hatte er sich selbst entdeckt. Also das wollten die Leute? Caricatur und Kleckserei, wenn es nur in der Ferne wirkte? Nun, denen konnte geholfen werden.

Und Schlag auf Schlag sandte er von jetzt an seine so schnell beliebt und bekannt gewordenen Werke in die Welt. Viel Zeit brauchte er ja nicht darauf zu verwenden. Es war ja so einfach. Keine sorgfältige, liebevolle Bearbeitung mehr. Nur frech und fröhlich fortgepatzt. Die vornehmsten Journale brachten in Stich und Schnitt Reproductionen seiner Bilder; photographische Firmen überboten sich um das Recht der Wiedergabe. Er war genöthigt, an der Thür seines Ateliers ein Placat anzubringen, mit der Inschrift: „In geschäftlichen Angelegenheiten nur von 12—1 Uhr zu sprechen." Sie hätten ihm sonst nicht die nothwendige Zeit zum Schaffen gelassen.

Frohen Herzens schlug er Kapital aus seiner neuen Berühmtheit, ein Kapital, das ihm mehr als reichlich die Mittel gab, den eigenen Hausstand aufs behaglichste zu gründen. Er wußte ja, daß er nur eine Eintagsfliege war, von der Laune der Kritik und des Publicums, von einer augenblicklich herrschenden Geschmacksrichtung wie auf Sturmesflügeln emporgetragen, und daß seine Zeit kurz sein werde, wie die der anderen Eintagsfliegen, deren Namen ein paar Jahre hindurch mit Flammenschrift am Kunsthimmel glänzten, bis sie in Dunkel und Vergessenheit verlöschten, bei Seite geschoben von neu auftauchenden Gestirnen, und er nahm diese seine Zeit wahr. Wozu hatte er auch eine praktische Frau, die ihm immer wiederholte: „Fordere nur Preise, bei denen Dir selbst ein Schwindel ankommt. Je höhere Forderungen ein Künstler stellt, umso höher wird er geschätzt. Und läßt Dich Deine Phantasie einmal im Stich, so gieb irgend etwas her, von dem man absolut nicht weiß, was es sein soll. Thu' einen kostbaren Rahmen darum und nenne es ‚Symphonie in Roth', oder ‚Lyrische Dichtung in Grün'. Nur keine Rücksicht auf den Beschauer!"

Ja, wenn er eben diese Frau nicht gehabt hätte, die immer auf dem Posten war, immer reizend, immer heiter, dann hätten ihn auch aller Ruhm und die Goldquellen, die jetzt so reichlich flossen, nicht gefreut. Mitten in geschäftlichen Verhandlungen packte ihn die Sehnsucht nach ihr, heimlich sah er nach der Uhr, die Minuten zählend, bis der Zeiger die erste Mittagsstunde meldete, welche ihm erlaubte, „die Bude zu schließen" und nach seiner nahe gelegenen Wohnung zu stürmen, wo Dora ihn mit rosigem, vom Küchenfeuer erhitztem Gesicht erwartete.

„Weißt Du," sagte sie einmal, „ich werde doch wohl mein Atelier aufgeben müssen. Es wird ohnehin nicht viel mit der Arbeit, wenn ich um elf Uhr schon heimlaufen muß, um nach dem Rechten zu sehen. Der Haushalt nimmt meine Kräfte vollauf in Anspruch, und wozu soll ich mich plagen, da mein Mann ja für mich arbeitet?"

Davon wollte er nun aber nichts wissen, denn er war doch ein wenig eitel auf die Leistungen seiner hübschen Frau, und es war ihr auch ganz lieb, daß er sie nicht beim Wort nahm, denn sie hätte ungern ganz auf ihre Thätigkeit verzichtet, auf die sie gleichfalls eitel war. So ging denn ein jedes von ihnen in der Frühe seiner eigenen Arbeit nach, und während ihr Mann seine modernen, vielbegehrten Bilder malte, besuchte Dora hier und da, nach wie vor Frauen-Versammlungen und rechtelte und protestelte, wenn sich die Gelegenheit bot, aus reinem Vergnügen, und nahm eine zustimmende Miene an, wenn es sich darum handelte, die Rechte der Männer zu verkürzen; und dann ging sie lachend heim, gab ihrem Manne einen Kuß und sagte: „Schatz, das war heute wieder ein Hauptspaß!"

„Ein recht modernes Ehepaar" hieß man sie. Insgeheim aber waren die beiden ganz altmodisch unvernünftig glücklich. Sie wußten ja, daß ihre Modernität nur Spiegelfechterei nach außen hin sei, und zuweilen am Sonntag nahm Bernt seine Frau unter den Arm und ging mit ihr in die alte Pinakothek, um sein Auge wieder einmal an den unsterblichen Meisterwerken einer vergangenen Zeit zu erquicken. Dann schritten sie stumm von einem Saal zum anderen, und Bernt wurde immer kleinlauter, bis er in den Schmerzensschrei ausbrach: „Mein Gott! Was sind wir denn, wir Nachgeborenen, die wir uns einbilden, die letzte Offenbarung der Kunst gehabt zu haben! Weiter nichts als Modefexen! Wir ergehen uns in Ungeheuerlichkeiten und fabeln von Genialität und blähen uns auf, um uns über unsere Unfähigkeit hinwegzutäuschen, es den alten Meistern gleich zu thun."

„Aber Ihr habt den Erfolg für Euch!" tröstete die verführerischste und praktischste aller Nothhelferinnen. „Und der ist doch ausschlaggebend!"

Nachdruck verboten.

Das Andreas Hofer-Spiel.

Von Dr. Felix Poppenberg in Charlottenburg.

Vor längerer Zeit konnte ich an dieser Stelle auf das Tiroler Freiheits-Kampfspiel hinweisen, das Karl Domanig zum Verfasser hat. Die ersten beiden Theile der Trilogie waren damals erschienen, jetzt ist der dritte Theil nachgefolgt. (Wie die ersten im Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.)

Drei Heldennamen sind mit dem Tiroler Freiheitskampf unlöslich verbunden. Der Name Speckbacher, der im Eisach- und Pusterthal den heiligen Krieg führte; der Name des Kronenwirthes von Hall, dessen Thaten im Unter-Innthal spielen, und der beste Name, — Andreas Hofer.

Mit kluger Oeconomie hat der Dichter dieser Trilogie die ersten beiden in den Mittelpunkt der ersten Theile seines Werkes gestellt; der Hauptheld, Andreas Hofer, der Sandwirth, steht zunächst durchaus zurück. Aber diese ersten beiden Theile sind nur eine stimmende Vorbereitung auf den dritten, in den nun mit beherrschender Macht der eigentliche Tiroler Freiheitsheld, Andreas Hofer, tritt.

Die Geschicke der beiden Männer, die seine Mitkämpfer waren, spiegelten die allgemeine Lage des Landes; in ihren Erlebnissen reflectirte sich die Geschichte ihrer Landsleute. Fühlen und Denken der Tiroler hörte man aus ihren schlichten Worten heraus. Die ganze Situation des Landes, das plötzlich, ohne es mit seinem einfachen, undiplomatischen Verstande einsehen zu können, sein Vaterlands-Empfinden wandeln und anderen Fahnen folgen soll, sprach klar und eindringlich zu Herzen.

Und nun, nachdem wir aus ihren Gestalten Eindruck und Bild der Zeit und ihrer Stimmung gewonnen, tritt auf die Scene der, der für das Wesen seines Volkes der Haupt-Repräsentant ist, der Bannerträger, der begeisternde Führer und der Märtyrer dieses Kampfes, der Sandwirth von Passeier. Wir gehen mit ihm durch seine Zweifel, Erfolge und bis zu seinem freudigen Opfertod.

Was von den ersten beiden Theilen, gilt auch von diesem. Karl Domanig hat den eigenthümlichen Ton eines Volksspiels getroffen, das primitive, gleichsam Holzgeschnitzte der Figuren, die natürliche volksthümliche Sprache, die übersichtliche Gliederung.

Die ersten Theile litten noch an mancher sentimentalen, theatralischen Ingredienz, das tritt hier im dritten viel mehr zurück; das Volksbuchmäßige, Herzhafte, Derb-Charakteristische überwiegt.

Sehr glücklich ist alles vermieden worden, was die Figur Hofer's ins Heroische, heldenhaft Stilisirte pathetisch erheben könnte. Das Menschliche an diesen Gestalten mit ihrem geraden Sinn ist die Hauptsache. So unverfälscht und kernig, ohne Schönfärberei in erzener Gliederstärke Heinrich Natter's Hofer vom Berge Isel herabschaut, so bäuerisch schlicht geht auch Domanig's Sandwirth einher.

In ihm ist vor allem, sinnbildlich für das ganze Volk, jenes gerade, reflexionslose Rechtsgefühl ausgebildet, jenes Rechtsgefühl, das nicht den Buchstaben klügelnd deutet, sondern auf die Stimme in der eigenen Brust hört; das elementare, primitive Rechtsgefühl des Otto Ludwig'schen Erbförsters und des Kleist'schen Michael Kohlhaas.

Die Tiroler empören sich gegen die Franzosen, weil sie an das Recht der Fremden nicht glauben können; in ihre undiplomatischen Köpfe will es nicht hinein, daß sie einfach abgetreten werden können. Die Stimme des Naturrechts ist bei ihnen viel stärker, als der Eindruck von Gesetzen und geschriebenem Obrigkeitsrecht. Sie fühlen sich in ihrem Gewissen nicht verpflichtet zu gehorchen; die Autorität der bloßen Macht hat keine Geltung bei ihnen. In einer für sie ganz selbstverständlichen Reaction lehnen sie sich dagegen auf.

Sie handeln ganz und gar im Rechtsbewußtsein und werden dennoch Schuldige, darin liegt die hohe Tragik dieses Kampfes.

Diese Tragik findet in Hofer ihren ergreifendsten Vertreter. Domanig zeigt, wie ein schlichter Mensch, durch die Ereignisse hervorgedrängt, in die erste Reihe gestellt wird; wie unter der großen Aufgabe eine Persönlichkeit wächst, wie so manche Zufälligkeit ihre Mithülfe leiht, und wie die Ereignisse der Weltgeschichte zerstörend sich abrollen, über die hinweg, die sie zu lenken und zu regieren glaubten.

So hat Domanig in fast allen Scenen das menschlich Schlichte, Kindliche Andreas Hofer's herausgearbeitet; das Naive, das selbst über die Aufgabe erstaunt, die ihm geworden ist, und das schwer an der Bürde und der Verantwortung trägt, aber doch nicht anders kann und müßte es daran sterben.

Die Stimmung der Müdigkeit und des Verzagens sind vor allem gelungen. Wie Hofer vor dem Posthaus in Schönberg mit dem Knaben des Posthalters spielt und hinaus auf die Felder sieht, wo die Kühe heim getrieben werden und von seinem eigenen Heimwesen spricht:

„O Lias, wenn ein End' herging! Wenn ich heim könnt', Lias, zu der Andl', zu den Kinderlen heim! Da, wo ich hin gehör', wo ich hin gehör'!"

Und dann, da es zu Ende geht, da er den Verräther schon hinter der Thür wittert:

„Mutter, bin ich denn jetzt nicht zuerst müd' g'nug, daß ihr mich alleweil so plagt? Ja, müd' wohl, — g'rad' zum Sterben! Schon auf der Gamsjagd ist mir einmal so gewesen, wie wir in Nebel gerathen sind, — ich bin noch ganz jung gewesen damals, und nicht heim g'funden haben wir ein vierzehn Stund' lang. — dort ist mir auch so g'wesen, accurat so wie jetzt öfter: daß ich mich hätt' hinlegen mögen und sterben, g'rad' nur, um rasten zu können!"

Das Nachspiel der Trilogie geht in der Franziskaner-Kirche zu Innsbruck vor sich, am Hoferdenkmal, im Hintergrund sieht man die Erz-Figuren vom Kaiser Max-Denkmal.

Die Freunde Hofer's treffen sich in gemeinsamem Gedenken und führen ihre Kinder an die geweihte Stelle.

Dies Nachspiel ist blasser ausgefallen und unlebendiger. Karl Domanig steht auf festerem Boden, wenn er mitten unter das Volk tritt, das Bäuerliche, Ländliche liegt ihm am besten; will er höhere Stände zeichnen, z. B. hier die französischen Offiziere, die Gräfin Baraguay, die Gemahlin des Oberbefehlshabers der französischen und italienischen Truppen in Tirol, so wird er hülflos. Ihm geräth die Gestalt nur in der alten nationalen Tracht, mit der derben Joppe und dem Stutzen und in der alten, kernigen, ungekünstelten Mundart. Und das ist für einen Volksspiel-Dichter die Hauptsache.

Nachdruck verboten.

Das versunkene Dorf.

Wenn die Sommerluft läßt drückend
Hängen ihrer Schwingen Paar,
Und des Himmels blaues Klar
Sonnengluthen schickt erstickend, —

Wenn der Fink zu träg' zum Singen,
Halm und Blüthe reglos steht, —
Durch die Todtenstille geht
Uebers Feld dann fernes Klingen.

Sind es Stimmen, sind es Glocken?
Doch nun tönt es anders drein, —
Sollt' es Menschensprache sein? —
Und Du hemmst den Fuß erschrocken.

Jetzo hallt's wie Sensendengeln,
Lauter wird's, — Geschrei und Ruf,
Kuhgeläut' und Rosseshuf,
Dumpfer Schall von Glockenschwengeln . . .

Wo Du stehst, vor manchem Jahre
Hier ein Dorf zur Tiefe sank:
Unterm Moore still und bang,
Ward ihm seine feuchte Bahre.

Und in stillen Sommertagen
Hörst Du, wie es heut' gescheh'n,
An die Arbeit alles geh'n,
Daß es lärmt von Roß und Wagen.

Und zur Zeit der gold'nen Ernte
Frohes Leben singt und klingt,
Bursch' und Maid den Reigen schlingt,
Tanzmusik ertönt, entfernte.

Sieh! Das Moor scheint sanft zu schwanken,
Und der Wald lauscht athembang;
Aus der Tiefe dringt der Klang
All' der Lust'gen, die versanken.

Keiner kennt vom Dorf den Namen,
Davon rings die Sage geht. —
Komm und sprich ein leis' Gebet
Für die Ruhelosen! — Amen!

Richard Zoozmann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

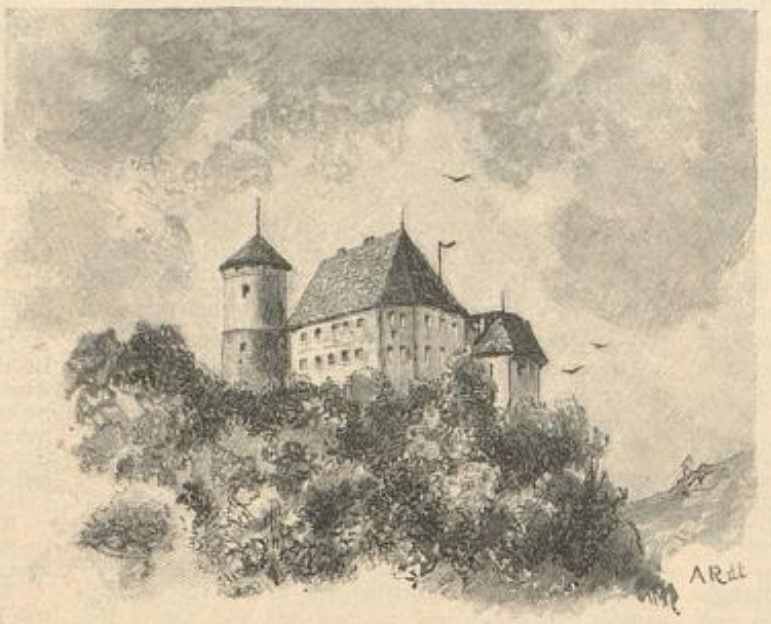
Durchs Müglitzthal.

Von Ferdinand von Wohldorf.
Mit Illustrationen von A. Reinhardt.

II.

Wie die Bahn ohne Hast im Thale weiter hinansteigt, kommt sie zwischen den zerstreuten Häusern und Mühlen neben allerhand Felspartien vorbei, deren eine geheißen ist: Bärenstein. Frau Sage, nie um eine Antwort verlegen, sagt uns prompt, warum sie so heißt: weil dort ein Jägersmann einen Meister Petz vom Felsen gestürzt hat. Schloß Bärenstein, das uns nun von der Höhe her anschaut, interessirt uns, auch ohne daß wir von seinen Sagen wissen, und auch nicht bloß, weil es der kleinsten Stadt Sachsens den Namen giebt, — denn es ist ein trotzig-charaktervoller Bau, sehr stolz dort oben hingepflanzt, wo es vom Thale mehr zu sehen bekommt, als es sich selber abgucken läßt.

Lauenstein soll soviel heißen, wie Löwenstein, — also hat der betreffende Jäger von diesem Felsen dereinst wahrscheinlich nach dem Bären einen Löwen in die Müglitz geworfen. Wie dem sei, wir preisen Dich, Löwen-Lauenstein, denn Du bist minder reservirt feudal, als der Stein der Bären: malerisch liegst, das wollt' ich meinen, auch Du auf Deiner Kuppe, aber doch gleichzeitig so gemüthlich und zugänglich, daß man's schnell begreift, wie Du so hurtig zu einer besuchten Sommerfrische aufblühen konntest, in der die Grundstücksbesitzer schon das Baustellen-Speculiren gelernt haben. Die alte schöne Kirche mit den Bildhauer-Arbeiten darin lockt zu Dir den Kunstfreund; die Schloßruine den Maler, das Waldleben rundum den Naturfreund, die kräftige Luft den Kranken, und wer ein Stückchen von all dem in sich hat, kommt natürlich am besten



Schloß Bärenstein.

auf seine Kosten. Wird Lauenstein jetzt (die Mode spricht ja auch da mit) von manchen Leuten vielleicht gar zu begeistert gepriesen, ein reizendes Fleckchen Welt ist's eben wirklich. Und bequeme Promenaden sorgen dafür, daß sich's hier überall in der Runde gut gehen, behagliche Wirthshäuser dafür, daß sich's hier überall gut sitzen läßt.

Ließen wir nun die Bahn im Stich, um der sauberen Müglitz durch Wald und Wiesen weiter entgegen zu marschiren, so führte uns eine lohnende Wanderung bald auf die Höhe des Erzgebirges, und in zwei Stunden von Lauenstein erreichten wir des deutschen Reiches Grenze unweit des Mückenthürmchens, das eine schon von Vater Humboldt hoch belobte Fernsicht weit übers Böhmerland bietet. So schön der Weg schon auf den Schienen war, eines zum mindesten hat dieses obere Müglitzthal vor dem Müglitzthale weiter drunten voraus, eines, was doch sonst jeder ehrliche Berggrund in allen Landen hat, was aber das Müglitzthal unterhalb Lauensteins entbehrt: klares Wasser im Bach. Denn davon haben wir ja bisher nur deshalb nicht gesprochen, weil man einer sonst so respectablen Sache nicht gern ihre Mängel vorhält: die Müglitz ist unrein, undurchsichtig, trüb, und zwar auf eine ganz besondere Weise, nämlich ziegelroth. Wäre ich eine Forelle, ich siedelte aus der Müglitz wo anders hin um, zumal wenn ich, wie das den Müglitzischen nachgesagt wird, von der allgemeinen Ziegelröthe dieses Milieu allmählich zu einer waschechten Forellen-Rothhaut würde. Treibt es die Müglitz mit ihrer Röthe doch so arg, daß man ihr Wasser noch lange nach ihrem Einlauf in die Elbe wie eine besondere Schicht unterscheiden kann, nein, mehr noch: daß an manchen Tagen die Elbe sich ihrer augenscheinlich schämt, denn roth verschämt fließt sie dann sogar noch durch die Hauptstadt. Gute Müglitz, bei Lauenstein sehen wir, daß Du an der ganzen Geschichte unschuldig bist: Dort aus dem Seitenthal, da kommt's ja her, das rothe Ungethüm, und gesellt sich Dir zu, dieses „rothe Wasser", wie es die Leute hier nennen. Merkwürdig, die Eisenbahn zieht's aber Dir selber vor, sie wendet sich ihm zu nach Geising und Altenberg hinauf. Das macht: die Eisenbahn ist ein Kind der Neuzeit, der Neuzeit geht nichts über die Industrie, und die rothe Wasserfarbe kommt von der Industrie.

Nur muß man mich nicht mißverstehen, als beschuldigte ich mit diesen Worten jene Gegend dort socialdemokratischer Gesinnung, die auf die Müglitz abfärbte. Ach nein, es ist ein ganz schlichtes, ganz conservatives, welt- und zeitfremdes Menschengeschlecht, das hier droben mühselig arbeiten muß, damit sich die Müglitz vom Zinnsande röthe. Der Zug hält in Geising, denn noch steiler bergauf klettern kann eine ehrliche Secundär-Bahn nicht. Komm, laß uns hinaufgehen nach Altenberg, weit ist es nicht, und es lohnt sich gar wohl, dem Völkchen dort guten Tag zu sagen.

Denn auf diesem hügeligen Hochlande hier, das sich so stimmungsvoll zwischen den Waldbergen hindehnt, wie ein nordisches Heideland, da oben ist das bedeutendste Zinnbergwerk des ganzen europäischen Continents. Wäre Zinn ein Metall, das man haben müßte, die Besitzer wären wohl steinreiche Leute, leider aber ist's kein gar wichtiger Bedarfs-Artikel, seit das milde, für jeden Verständigen wahrhaft edle Metall in den Haushaltungen durch leichtbrechendes Töpferzeug aus der Mode gedrängt ist. Im Jahr 1458 war's, da errichtete hier im Walde ein Köhler einen Meilerhaufen und setzte den Herd dazu aus dem rothen Gestein auf, das überall herumlag: als der Meiler erloschen war, fand er aus selbigem Gestein berglauteres Zinn ausgeschwitzt. Da ward der Köhler ein Bergmann, und von weit und breit zogen die Bergleute her, um aus dem Zinn Gold zu machen. Jetzt aber verwandelt sich's trauriger Weise zumeist nur in Nickel. Ein Jahrhundert nach dem ersten Fund sollen 380 Gruben hier oben gewesen sein. Jetzt fördert noch etwa ein halbes Tausend von Menschen hier oben Zinn an den Tag.

Wer andere und große Bergwerke kennt, dem erscheint das Altenberger Zinnbergwerk primitiv-mittelalterlich, möcht' ich fast sagen, obgleich es ehedem lange nicht so gescheidt betrieben worden ist, wie jetzt. Auf riesige Leitern zu Dutzenden gleichsam geklebt, gleiten die Menschen ruckweis bergab. Dreihundert Centner des zinnhaltigen rothen Porphyrs müssen die Hunte hinaufheben, soll nur ein einziger reinen Zinns daraus gewonnen werden. Und wie mühselig ist das Ausscheiden! In siebzehn Pochwerken stoßen an dreizehnhundert Pochstempel, in fünfzehn Wäschen arbeiten 80 Stoß-, Schüttel- und Waschherde, die Massen zu Sand zu zerbröckeln und den Sand zu schwemmen und zu waschen. Das ist's, was die Müglitz färbt. Als ein grauer Sand ist endlich das Zinnerz gewonnen, im Schmelzofen wird daraus das silbrige Metall. Was wird daraus? Meist geht es, man staunt darüber, nach Wien, um dort in Salzsäure wieder aufgelöst zu werden, zu Zinnsalz fürs Morgenland, wo man solches mehr noch als bei uns zum Rothfärben verwendet.

Die oft ganz wundersam charakteristischen Gestalten, die wir hier, rothbestäubt, ans Tageslicht steigen sehen, sind wenigstens insofern besser daran, als die Bergleute zumeist, da man in den Altenberger Gruben keine bösen Wetter kennt. Sonst aber ist ihre Arbeit schwer und immerhin auch gefahrvoll. Denn ganz tief unten ist nicht immer fester Bestand, langsam aber sicher bewegen sich unter ungeheurem Drucke die Lager des „schiebenden Gesteins", sodaß an den eigentlichen Abbau-Oertern die Gänge mit starken Pfosten versteift werden müssen. Da sehen wir wohl in verlassenen Gängen ganze Reihen von Stämmen zersplittert und zerborsten. Aber das kundige Auge erkennt doch fast immer zur rechten Zeit die Gefahr, denn, Gottlob, ist der Druck sehr gleichmäßig, der hier die Massen preßt. Und er erleichtert dem Bergmann sogar zuweilen, wie ein guter Kamerad, die Arbeit: er erlaubt ihm, „Schubörter" anzulegen, zu denen sich dann für geraume Zeit ganz von selbst die Erzmassen schieben, ihm zur Hand gleichsam, daß er nur abzufahren braucht.

Früher trieb man's bedenklicher. Da wurden in den „Zinnzwitter" kleine Höhlen gesprengt, in die machte man Feuer, welches alsdann die Decke zermürbte, daß sie einbrach. Auf den herabgestürzten Trümmern brannte man abermals Feuer an, bis neue Einstürze erfolgten, — und immer so weiter, daß mächtige Höhlen entstanden, Höhlen „wie ein Kirchengewölbe groß". Dabei aber gab's Unglücksfälle, den größten im Januar 1620. Ein Krachen, wie vom jüngsten Gericht, dröhnte damals durch die Winternacht: auf weite Strecken that sich die Erde auf, mit einem Dutzend Zechenhäusern ging der Boden in den Abgrund. Und im Bergwerke arbeiteten Menschen! Wunderbares Glück: Ein Treibschacht war heil geblieben, — hunderte rettete man, nur vier Mann fehlten! Und auch von diesen fand man nach drei Tagen noch drei am Leben, — ein

Schloß Lauenstein.

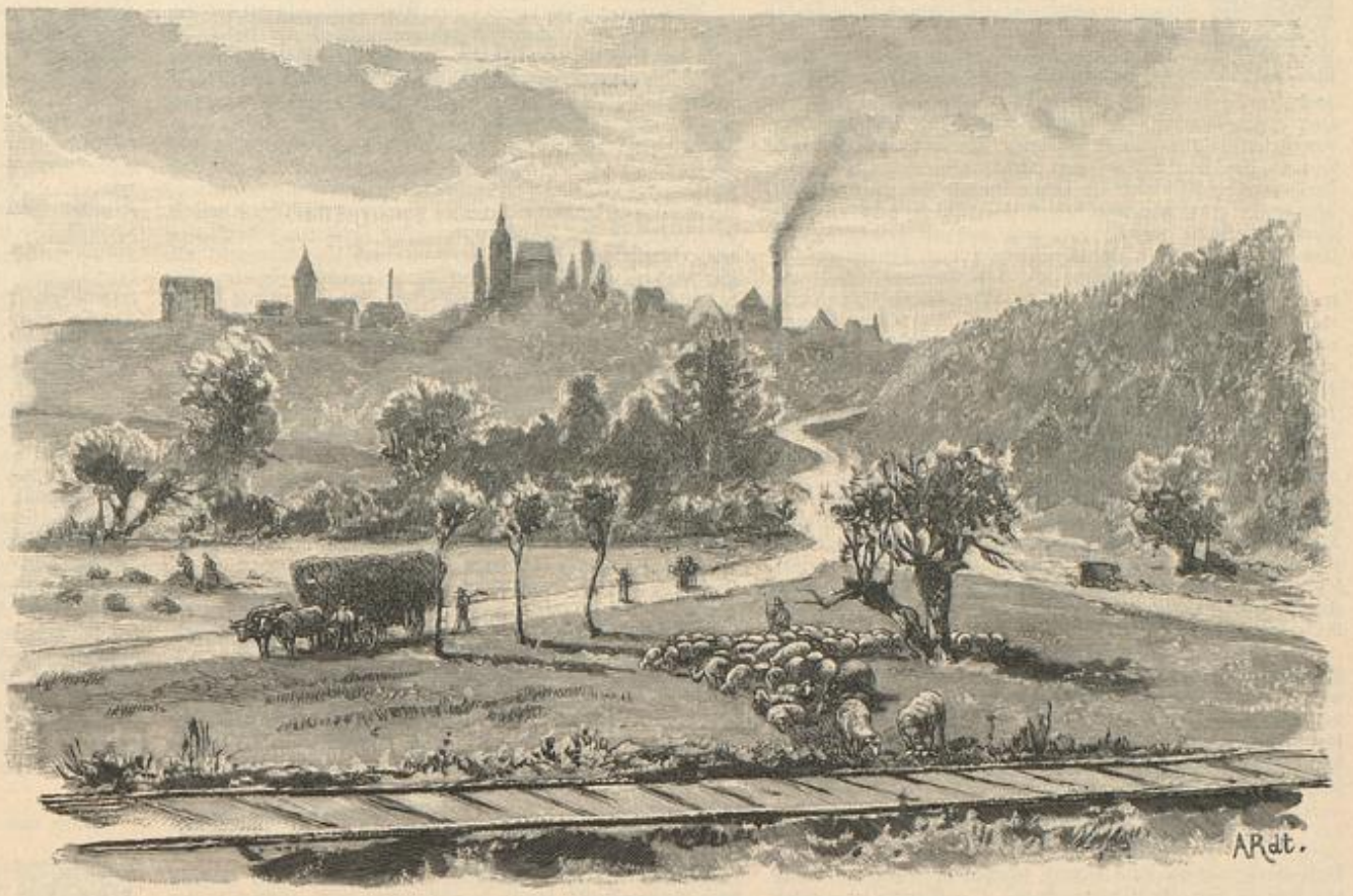
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einziger nur ward niemals wiedergesehen! Die „Binge“, der unheimliche Abgrund, den wir bei Altenberg sehen, ist sein Grab, — sie zeugt von jenem Unglück für alle Zeiten.

Hat das Finden des Zinns in Altenberg dem Völkchen droben nun eigentlich wirkliches Glück gebracht? Die Frage, die uns so oft eine Weile nach dem Auftauchen mit Jubel begrüßter Glückszufälle bedenklichen Gesichtes anschaut, sie lugt auch hinter dem Denkstein hervor, den sie hier oben, unweit der Binge, zur Erinnerung an jenen Freudentag gesetzt haben. Wenn wir uns umsehen, spricht nichts von großem Wohlstande, — ärmlich gekleidete Menschen in ärmlichen Heimstätten! Spitzgiebliche Häuser, mit Schindeln gedeckt, an denen die langen Leitern lehnen zur Rettung bei Feuersgefahr, gegen die dann auch die großen Thüren helfen müssen, — und das alles nur selten einmal fröhlich bemalt, meist ganz verwittert im Grau der Dürftigkeit. Obst- und Getreidebau ist auch in diesen Höhen schon des Schnees und der Spätfröste wegen ein zu unsicheres Geschäft, als daß es recht wesentlich helfen könnte, das Los der Bergleute zu erleichtern. Und die langen und strengen Winter heischen mehr Feuerung als die milderen im Thal, aus dem dereinst die Ahnen, des Zinns wegen, heraufgezogen sind, soweit sie nicht heimloses Volk aus der Fremde waren.

Eine richtige Heimat freilich haben sie hier oben gefunden, eine Heimat, die sie lieben. Ueberall, wo eine Landschaft recht einfach ist, finden wir ja die Heimatliebe besonders stark ausgeprägt; die großen, schlichten Linien prägen sich tiefer ins Gemüth, als der kleinlicheren bunter Wirrwarr. Hat das Müglitzthal im ganzen genommen mehr den Charakter des Anmuthigen und Heiteren, so zeigt die Altenberger Gegend viel mehr den des Ernstes und oft sogar entschieden der Erhabenheit. Die Erinnerung an nordisches Heideland erwähnte ich schon. Steigt man freilich auf eine der Kuppen hinauf, die von hier aus so niedrig aussehen und sich ja auch nur wenig über die Hochebene erheben, die aber doch über dem Meeresboden eine ganz stattliche Höhe erreichen, so ändert sich der Eindruck: Man sieht, daß jene „Heide“ doch nur verhältnißmäßig kleine freie Strecken bedeutet innerhalb eines gewaltigen Wäldermeeres. In der That: Nur wenig unterbrochen breitet der hohe Fichtenwald mit wohlgehaltenen Staatsforsten überallhin sein dunkles Grün über Meilen und Meilen aus, und schön und schauerlich ist's, wenn das Echo der Jagdflinten zwischen den Waldbergen hin- und wiederrollt oder im Spätherbst das Röhren der Hirsche durch die nächtliche Einsamkeit stöhnt.

So ist die kleine Welt hier oben nicht ohne Größe. Gelüstet's einen aber, noch weitere Ausschau zu halten ins liebe Vaterland hinein, das sich um die emsigen, aber stillen Kinder seiner Berge hier droben höchstens zur lockenden Wanderzeit mehr als pflichtgemäß bekümmert, ei, so muß man eben hinaufsteigen auf den Geisingberg, auf dem jetzt noch ein Thürmlein die Fichten überragt. Kann man in Altenberg ohne Anstrengung glauben, so um der Jahre hundert früher zu leben, als um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, — denn es ist so gar nichts „fin de siècle“ da, — auf dem Geising geht das schon nicht mehr leicht an, denn dort in der Ferne liegt Dresden, und es wird selbst für das Auge des Geising-Wanderers von etwas höchst Modernem beherrscht, von den riesigen Kasernenbauten der Albertstadt. Aber sie leuchten doch nur als schmale und kurze hellgelbe Striche im Bild, in einem Bilde, das aus Grün und Grün zusammengewebt ist, bis die Entfernung das Grün zum Blau umstimmt und das Gold der Felder es verdrängt, alles nicht gar zu oft vom Gewässer-Geglitzer oder vom Häuser-Geflimmer einer Ortschaft durchbrochen. Weit, hier bis in die Meißener, dort bis in die Bautzener Gegend, dort wieder bis an die Lausitz hinan, kann man sehen, und auf der anderen Seite bis zu den edelgeformten vulcanischen Bergen im Böhmerland, um die herum unser liebes Deutsch schon mit fremdem Idiome im Kampfe liegt.



Weg von Dohna nach Gamig.

Schmelzhütte der Zinnwerke Geising-Altenberg.

Der Geising.

Wer, „neuer Dinge begierig“, kein Freund davon ist, dieselbe Straße thalab zu ziehen, die ihn thalauf geführt hat, wer auch der starken Versuchung widerstehen mag, dem langsamen Aufstieg zum Erzgebirgskamme sächsischerseits den schnellen Abstieg nach Oesterreich hinunter folgen zu lassen, das ja nur eine halbe Stunde weit von hier seine Grenze hat, — der kann über Kipsdorf, Schmiedeberg und den Rabenauer Grund auf nicht viel weniger reizvoller Strecke wieder nach Dresden kommen. Also zu thun, ist ja eine so beliebte Sache im Lande der Gemüthlichkeit und des vergnügten Natur-Kneipens, daß die Bahnverwaltung trotz der Unterbrechung von Geising bis Kipsdorf Rundreisehefte dafür ausgiebt. Wer aber ganz weise nicht nur, sondern auch ganz gut zu Fuße ist, der meidet das Dampfroß, wie sanftmüthig es auch auf diesen schmalen Schienen hier sich von dannen bewege, und er meidet auch die großen Straßen, dieweil auf ihnen vom Geiste der Langeweile zum wenigsten ein Hauch doch leichtlich noch brütet. Nein, er schlängelt sich zum Elbthal nieder auf einem der zahllosen kleinen Wege, die an stillen Städtchen und verträumten Dörfern vorbei durch einsame Felder ziehen, über denen die Lerchen singen, durch dämmerige Wälder, durch welche Fuchs und Reh huschen, durch lauschige Gründe, durch welche Bäche schwätzen, denen selbst die Mühlenräder weiter drunten noch unbekannte Ungeheuer sind. Und wenn seine Wandertasche leer geworden ist vom mitgenommenen Proviant, so ist das Herz des Wanderers voll geworden von freundlichen Erinnerungen, an denen er viel längere Zeit schmausen kann. —

Große Binge bei Altenberg.

Freundliche Erinnerungen? — Ich lese diese Zeilen noch einmal, vier Wochen, nachdem ich sie geschrieben. Und wie eine bittere Ironie berührt mich das Wort, gebraucht in Verbindung mit dem Müglitzthal, denn über diese kleine Welt ist mittlerweile ein Naturereigniß niedergegangen, so furchtbar, wie sie wohl noch keines je erlebt hat. An anderer Stelle dieser Blätter ist von der furchtbaren Wassersnoth eingehender die Rede gewesen, die wie ein Höllenungeheuer in tiefschwarzer Nacht auch dieses friedliche Thal überfiel, seine Felder verwüstete, seine Straßen zerriß, seine Häuser zerbrach und Mensch und Thier ertränkte in wild hergezauberten neuen Seen von Berg zu Bergrand — unermeßlichen Schaden bringend und unsäglichen Jammer! So kann aus einem Idyll ein Trauerspiel werden, im eigentlichen Wortsinn „über Nacht“. Wer aber das Müglitzthal bewandern will, der darf sich nun sagen, daß er schon dadurch auch ein Scherflein beiträgt, unverschuldete Noth zu lindern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Privat-Eigenthum.

Eine lustige Geschichte aus der Sommerfrische.

Von Alwin Römer.

(Schluß.)

Fast eine Woche war in diesem gespannten Zustande ins Land gegangen, ohne daß sich die Situation auch nur im geringsten verschoben hätte.

Nun war es Sonntag geworden. Die Natur steckte wie in einem Feierkleide, so thaufrisch prangten die Wiesen, so weihevoll rauschten die Tannen. Im Hotel „Zur Waldheimath“ freilich wußte man heute nicht viel von Feiertagsstille und Festfrieden. Ein Theil des Personals war in das nächste Dorf zum Schützenfeste beurlaubt. Dadurch war die Thätigkeit im Hause doppelt fieberhaft. Unvorhergesehene große Gesellschaften hatten Einkehr gehalten, keine Hand im Hause war müßig, und trotzdem gelang es nicht immer, die Hungrigen und Durstigen alle zu befriedigen.

Heinz Döring, abgestoßen von dem Sonntagstrubel, war in den Wald gepilgert, wo er am dichtesten und heimlichsten war, und hatte sich den müßigen, ach, so süßen Träumereien von der Göttin seines Herzens ergeben, die ihn so constant mit Verachtung strafte. Dabei hatte er sich auch sein ganzes Sündenregister wieder vorgehalten und machte sich immer von neuem Vorwürfe über sein vorschnelles brüskes Verurtheilen jenes aus der fröhlichen Laune des Zufalls gesungenen Rosenliedes. Wie oft und wie begeistert hatte er selbst es früher gesungen! Was für ein Egoist war er doch gewesen an jenem Nachmittag, daß er es anderen so verargt und vergällt hatte! Und wenn auch das verstimmte Klavier ihn vielleicht besonders gereizt hatte, Gisela Walrath's prächtige Stimme hätte ihn sofort dafür entschädigen müssen! Aber man ist eben nachher immer klüger, dachte er seufzend. Es ist wie mit den Rathsherren, wenn sie die Treppe zum Rathskeller hinunterwandeln!

Dabei hatte er leise, ohne es zu merken, angefangen, das Roquette'sche Lied vor sich hinzusummen. Immer lauter kam es von seinen Lippen, immer feuriger strömten ihm die Worte vom Munde. Er achtete es nicht, daß er langsam wieder in die Nähe des Hotels gelangt war. Schmetternd klang es hinauf, just zu dem Fenster, aus dem sich halb verwundert, halb entrüstet Fräulein Gisela herausgelehnt hatte:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!“

Nun warf er einen Blick hinauf, sehnsüchtig bewegt; er wußte ja, daß sie hier ihr Zimmer hatte. Da klirrten im gleichen Augenblicke heftig die Scheiben, und voll Hast und Empörung zog sich das junge Mädchen vom Fenster zurück. Er hatte ihr den Refrain offenbar zum Hohne hinaufgesungen, der abscheuliche Mensch! O, wie sie ihn haßte! Wie sie ihn haßte!

Leider war ihr bei dem heftigen Zuschlagen des Fensterflügels ein Unglück geschehen. Die Medicin-Flasche ihrer Tante, aus der diese alle zwei Stunden einzunehmen pflegte und dann allemal die deutlichste Linderung ihrer Gallenstein-Schmerzen zu verspüren behauptete, war heruntergefallen und hatte ihren Inhalt bis auf den letzten Tropfen über den Fußboden ergossen. Was würde das für eine Scene geben, wenn die Tante es merkte! Sie sah nach der Uhr. Es blieb ihr noch eine gute Stunde Zeit, Ersatz zu schaffen. Aber die Apotheke war vier Kilometer weit entfernt. Zur rechten Zeit konnte der heilsame Trank unmöglich an Ort und Stelle sein!

Und all dieses Ungemach durch diesen boshaften Menschen! Es war, um Thränen zu vergießen vor Zorn und Jammer!

Glücklicherweise dachte sie daran, daß davon die Flasche erst recht nicht vorschriftsgemäß gefüllt werden könne, und so kramte sie denn eilig das Recept hervor und stieg hinab in die Küche, um sich vom Wirth einen Boten auszubitten.

Aber da kam sie heute bös an. Alle Liebenswürdigkeit nützte nichts.

„Wir wissen nicht, wie wir's schaffen sollen, liebstes Fräulein!“ ächzte er. „Sechzig Personen zum Abendtisch mehr und nur halbes Personal. Ich kann keinen Menschen entbehren, so leid es mir thut!“

„Aber der Kutscher hat doch nichts zu thun! So lassen Sie anspannen. Ich bezahle es!“

„Der Kutscher ist soeben nach Tannenhof gefahren. Kommt vor zehn nicht zurück!“

„Aber dort steht ein Fahrrad! Ihr Hausbursche kann gewiß radeln!“

„Der Hausbursche muß mit serviren!“

„Bis dahin kann er längst zurück sein, Papa Sieveking!“

„Nein, nein, es geht nicht. Außerdem gehört das Rad nicht ihm, mein Fräulein!“

„Schwindel!“ dachte sie und trat hinaus, es zu betrachten. Es war ein sehr elegant gebautes Stahlrößlein, auf dem die Entfernung zu der dummen Apotheke ganz sicher in einer Viertelstunde zurückzulegen war.

„Wem gehört es denn?“ fragte sie, wieder an das Küchenfenster tretend. Da antwortete ihr im Rücken an des Wirthes Statt eine Stimme: „Privat-Eigenthum, mein Fräulein!“

Sie fuhr herum und sah in das verlegen lächelnde Antlitz Heinz Döring's, dem diese etwas boshafte Anspielung eigentlich ganz wider Willen herausgeflogen war.

„Ah so, pardon!“ sagte sie schneidend, reichte das Recept zur Küche hinein und gab dem Wirth Auftrag, es wenigstens noch nach der Abendtafel zur Apotheke zu schicken. Die Fluth der Vorwürfe, die von der Tante ob des Malheurs über sie hereinbrechen würden, mußte sie nun schon über sich ergehen lassen. Erhobenen Hauptes schritt sie davon.

Heinz biß sich auf die Lippen. Was hatte er wieder angerichtet?

„Wie kam denn Fräulein Walrath darauf, sich nach meinem Rade zu erkundigen?“ fragte er den Wirth.

„Sie wollte gern ein Recept zur Apotheke besorgt haben und dachte, es gehörte unserem Hausburschen!“

„Ah . ., wenn ich nun einmal Ihren Hausburschen spielte?“ fragte Heinz launig.

„Sie wollten doch Ihren Herrn Bruder auf dem Schützenfeste treffen, Herr Baumeister?“ erinnerte ihn der Wirth.

„Das allerdings! Aber der kann warten. Schließlich weiß er ja, wo ich bin, und kann mich hier aufsuchen! Wenn er kommen sollte, sagen Sie ihm Bescheid! Und nun, her das Recept!“

Lachend reicht ihm der Wirth das schmale Zettelchen. Eine Minute später flog Heinz schon die Straße nach dem Städtchen hinab, wo er die nächste Apotheke wußte. Gisela konnte ihn erblicken, wie er um die zweite Waldecke bog und dachte dabei:

„Wenn er ein bißchen netter gewesen wäre, und ich auch, — dann, — ja dann wäre das ganze Unglück überhaupt nicht geschehen!“

Nach einer Weile wurde zur Abendtafel geläutet. Gisela hörte es mit heimlichem Mißbehagen. Stand ihr doch gleich nach dem Schlusse derselben der unangenehme Augenblick bevor, wo sie der alten, leicht verdrießlichen Erbtante, von deren Wohlwollen das Schicksal ihrer ganzen Familie abhing, gestehen mußte, was mit ihrer Arznei geschehen sei! Sie beschloß, die Tante recht lange bei Tische zu fesseln und auch nachher noch zu bewegen, unten zu bleiben, damit die Frist bis zur Entsendung des Hausburschen möglichst verkürzt würde. Wenn sie nachher sagen konnte, er sei schon unterwegs nach der Apotheke, so erstickte sie den Unwillen der alten Quälerin dadurch vielleicht im Keime. So bot sie denn nach der Abendtafel alle ihre Liebenswürdigkeit auf, die Tante unten zu halten. Die prächtige Aussicht, das schöne Wetter, die angenehme Gesellschaft, die Bereitwilligkeit, der Tante Lieblingslied „Behuet dich Gott,“ das Gisela sonst zu süßlich war, zu singen, vermochten im Verein schließlich, die Greisin zum Bleiben zu bestimmen.

„Aber,“ sagte sie ängstlich zu Gisela, als diese schon innerlich frohlockte, „meine Medicin möchte ich doch pünktlich nehmen, Du bist wohl so gut und springst hinauf, sie mir zu holen!“

O weh, an diese ganz natürliche Wendung der Dinge hatte der schlaue Blondkopf nicht gedacht. Ganz betreten entfernte sie sich aus dem Salon und erklomm, unzufrieden mit sich selbst, daß sie nicht doch lieber gleich die Wahrheit gesagt hatte, die Treppe zu ihren Zimmern.

Vor der Thür jedoch blieb sie plötzlich herzklopfend stehen. Bewegte sich nicht etwas hinter der Thür? Scholl nicht der Klang eines Schrittes heraus? Ein Dieb! dachte sie und drückte auf die Klinke, entschlossen, sofort um Hülfe zu schreien, wenn nicht vielleicht eines der Stubenmädchen darin sein sollte.

Der Sommerabend war hell.

Es war kein Stubenmädchen, das da eben ein Fläschchen mit einer langen papierenen Zunge am Halse auf den Tisch postirte. Es war ihr spöttischer Gegner, Herr Baumeister Heinz Döring. War es ein Widerschein des intensiven Abendrothes, der sich nun plötzlich über sein männliches Antlitz ergoß?

„O, gnädiges Fräulein,“ stammelte er, „das paßt schlecht! Sie sollten es ja gar nicht merken, daß ich —“

„Haben Sie mir die Medizin für meine Tante besorgt, Herr Baumeister?“ fragte sie mit einem leisen Zittern in der Stimme, den er für verhaltenen Aerger hielt.

„Ich war so frei!“ erklärte er trotzig. „Der Wirth bat mich darum, und da ich sowieso in dem Neste zu thun hatte, so . . .“

„Trotzdem bin ich Ihnen überaus verpflichtet!“ sagte sie, nach den richtigen Worten ringend. „Es ist mir peinlich, daß gerade Sie . . .“

„O bitte,“ fiel er etwas sarkastisch ein, „ich habe nur den Hausdiener vertreten. Geben Sie ihm ein Trinkgeld und die Sache ist erledigt!“

Hinaus war er, während sie sich die Lippen blutig biß.

„Gisela!“ hörte sie unten die Tante rufen, und seufzend griff sie nach der neuen Arzneiflasche. Den Vorwürfen der Tante entging sie jetzt wohl; aber dafür war sie um so niedergeschlagener über die Ursache dieser Rettung.

Im Salon unten fand sie den Baumeister am Fenster stehen. Mochte der Himmel wissen, über welch' neue Bosheit er da wieder nachgrübelte.

Auf einmal jedoch hörte sie einen leichten jugendlichen Schritt von der Thür her quer nach dem Fenster hineilen. Ein junger Radfahrer stürmte auf den Baumeister los und schlug ihn derb auf die Schulter.

„He, Heinz,“ rief er lachend, „heißt das Rendez-vous um sechs auf dem Liebenfelder Schützenfeste, was? Du bist mir ein netter Bruder!“

„Du mußt schon entschuldigen, mein Junge!“ sagte Heinz. „Eben wollte ich . . .“

„O, ich weiß Bescheid, der Wirth hat es mir verrathen. Du übst Dich für holde Damen im Minnedienst! Da hat so 'n armer Kerl von Bruder natürlich zurückzustehen!“

„Der Wirth ist ein Klatschmaul!“ erklärte Heinz mit einem scheuen Seitenblicke zu Gisela Walrath hinüber, der kein Wort von dieser Unterredung entgangen war. „Laß uns hinausgehen unter die Linden. Der Abend ist zu schön für das Zimmer!“

Und den Bruder mit sich fortziehend, schritt er der Thüre zu. Draußen saßen sie alsbald bei einer Flasche Steinberger und stießen herzlich mit ihren Gläsern an.

„Du,“ sagte plötzlich der Jüngere, „da war ein verdammt hübsches Mädel im Saale. Bei der alten, schiefen Urschel, weißt Du, mit dem ewigen Zahnschmerzen-Gesichte! Wer ist denn das? Kannst Du mich nicht vorstellen?“

„Thut mir leid,“ entgegnete der Baumeister, während ein leiser Schatten über seine Stirne huschte, „wir sind nicht bekannt miteinander!“

„Schade! . . . Aber Du gestattest doch, daß ich noch einmal ans Fenster trete und sie anschmachte? Es war ein zu süßer Käfer!“

„Thue deinen Gefühlen keinen Zwang an!“ sagte Heinz innerlich empört über diesen grünen Jungen, der so obenhin von der königlich schönen Gisela zu plappern wagte.

Erich Döring stand auf, um im Schatten der mächtigen Lindenbäume unbemerkt nach den Fenstern des Salons vorzudringen. Heinz stützte den Kopf in beide Hände, ein Gefühl bitterer Unzufriedenheit niederkämpfend.

„Auf ein Wort nur, Herr Baumeister!“ klang da plötzlich eine liebe, süße Stimme an sein Ohr. „Sie haben sich vorhin so ritterlich für mich geopfert und den Dank dafür absichtlich zurückweisen wollen. Aber das gelingt Ihnen nicht. Ich habe es wohl geahnt und nachher auch doppelt bestätigen hören . . . Nicht wahr, Sie . . . Sie sind mir nicht mehr böse und . . . Sie nehmen es an, daß ich Ihnen von Herzen . . .“

„Bitte, bitte, nicht weiter, gnädiges Fräulein ,“ flüsterte er weich. „Ich bin dreifach, vierfach, hundertfach in Ihrer Schuld. Sie erinnern sich gewiß nicht mehr. Aber schon im Sedan-Panorama vor vier Wochen fing es an!“

„Doch, doch!“ nickte sie, leise lächelnd.

„Und dann hier erst,“ fuhr er fort, „was bin ich Ihrer Lieblichkeit und Lebenslust gegenüber für ein Boshart gewesen, trotzdem mir innen, tief innen im Herzen ein ganz anderes Gefühl wohnte, von dem ich mich nur nicht getraue zu reden, weil ich fürchten muß, den eben so schön errungenen Frieden zwischen uns sofort wieder zu stören! Denn ich liebe Sie, Fräulein Gisela, liebe Sie mit der ganzen Gluth meines Herzens . . .“ flüsterte er, unlogisch wie alle Verliebten doch das Geheimniß preisgebend, das er im Grunde des Herzens für ewig zu bewahren beschlossen hatte.

Und da Fräulein Gisela Walrath auf ein so kühnes Geständniß hin nichts weiter, als halb bebend, halb jauchzend: „O Gott, Herr Baumeister!“ stammelte, ohne indessen das Hasenpanier zu ergreifen, vielleicht, weil ihr der Schreck über diese unerwartete Botschaft allzu heftig in die Glieder gefahren war, so drückte Heinz Döring, kühner werdend, das blonde Köpfchen Gisela's an seine Brust und suchte mit seinem Munde zunächst ihre schöne weiße Stirn.

„Du, ich finde die kleine Hexe nicht mehr!“ rief Erich verdrießlich und trat wieder in den Schatten der Linden, ehe die beiden Zeit gehabt hatten auseinander zu flüchten.

„Ja, zum Teufel, Heinz,“ fuhr der Jüngling erstaunt fort, „da ist sie ja! Und da sagst Du heimtückischer Kerl noch eben, Ihr wäret nicht bekannt miteinander? Das ist stark, höre!“

„Beruhige Dich, Kleiner!“ lachte Heinz vergnügt. „Für Dich hatte die Sache ja doch keinen Zweck. Fräulein Gisela Walrath ist nämlich von diesem Augenblicke an — mein Privat-Eigenthum!“

Und damit faßte er seine schnell eroberte Braut beherzt um die Taille, so eifrig sie sich auch dagegen zu sträuben schien und küßte sie nun auch auf die Lippen.

„Alle Wetter!“ murmelte Erich, dem das Wasser im Munde zusammenlief. Aber die beiden verliebten Ungeheuer dachten gar nicht daran, daß ein Bruder und künftiger Schwager auch gewisse Rechte habe . . .

So goß er denn trübselig ein Glas Rheinwein herunter und spülte damit den Neid weg, der in ihm aufsteigen wollte wegen dieses ganz widersinnig schönen Privat-Eigenthums eines anderen.

Nachdruck verboten.

Hohe Jagd.

Von Ludwig Ganghofer.

Alles unterliegt dem Wandel der Zeiten, das Große nicht minder, wie das Kleine, nicht minder der Ernst des Lebens, wie seine Freude und all seine jauchzende Lust. Diesen fließenden Wechsel hat auch das Waidwerk erfahren, nicht minder das prunkvolle Jagdvergnügen der fürstlichen Herren, wie die bescheidene Sonntagsfreude des Kleinjägers, der in müßiger Stunde sein Rebhuhn oder sein Häslein holt.

Vor einem Jahrtausend war die Jagd ein Kampfspiel, das heißen Muth, einen gestählten, allen Strapazen der Wildniß gewachsenen Körper und vollendete Uebung in allem Waffenwerk erforderte. Es war kühne Arbeit, einem anrennenden Bären den sicher tödtenden Fang ins Herz zu geben oder einen Urstier auf den gefällten Jagdspeer laufen zu lassen, ohne bei dem Ansturm des gewaltigen Thieres zu wanken. Solches Jagdspiel war den jungen Recken eine Vorschule für die ernste Stunde, in der es galt, den anrennenden Feind mit wuchtigem Schlag zu fällen. Solche Jagd versetzte jede Fiber in Gluth, befeuerte und berauschte, aber sie rührte auch alle Leidenschaften auf, den Jähzorn, die Eifersucht und den Haß; das Blut, das zu jenen Zeiten im Moos des Waldes verrann, war nicht immer nur der rothe Schweiß des Wildes. Siegfried wurde bei der Eberjagd erschlagen, und

„Die bluomen allenthalben
Von bluote waren naz.“

Neben solcher Tragik entsprangen der Jagd jener grauen Zeiten aber auch Ereignisse, welche durch Jahrhunderte für abertausende von Menschen zu einem sprudelnden Quell des Segens wurden. Karl der Große, der als leidenschaftlicher Jäger die wildreichsten Jagdgebiete der fränkischen und deutschen Lande zu seinem kaiserlichen Leibgeheg ernannte, entdeckte bei der Verfolgung eines verwundeten, in die Wildniß geflohenen Hirsches die heißen Quellen von Aachen, Kaiser Karl IV. die Quellen von Karlsbad. Berühmte Salzlager und Bergwerke wurden von Jägern entdeckt, und weidmännischen Abenteuern verdankten zahlreiche Klöster ihre Gründung, wie die Klöster Wessobrunn, Polling, Kremsmünster, Ebersberg, Thierhaupten, Metten, Sulzbach und andere mehr.

Die Zeit der Minnesänger, welche das höfische Leben verfeinerte und den Verkehr der Großen zu zierlichen Formen schliff, begann auch das wilde, urwüchsige Jagdgetobe der alten Zeiten in eine nach strengen Regeln ausgebildete Kunst des Waidwerks zu verwandeln. Tristan, „der ellende knabe“, gewann durch seine vielseitigen Jägerkünste und durch seine Kenntniß der Waidmannssprache und aller höfischen Jagdgebräuche die Gunst des greisen Königs Marke, dessen ungeschulte Jägerei er in der Kunde der Parforce-Jagd unterrichtete, in der Arbeit des Leithundes und im jagdgerechten Zerwirken des Wildes.

„Sinen mantel zôch er abe
und leite den ûf einen stoc:
er zôch höher sinen roc.
sin ermel vielt er vorne wider;
sin schoene hâr daz streich er nider,
uf sin ôre leite er daz. — —
er greif den hirz mit handen an
unde wolte in ûf den rucke legen.“

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert standen Parforce-Jagd und Reiherbeize in ihrer Blüthezeit, während das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert die hohe Jagd des Waldes zu vollendeten Formen ausbildete und das „eingestellte Jagen“ kultivirte, bei welchem große Waldgebiete mit „Zeug“ umgrenzt und durchzogen wurden, um ein Ausbrechen des Wildes zu verhindern und den Lauf desselben gegen die fürstlichen Stände zu richten. Dieses „Zeug“ bestand aus den „hohen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tüchern" und aus den „Lappen", welch letztere entweder aus weißen oder bunten Tuchlappen bestanden, die das Wappen und den Namenszug des fürstlichen Herren trugen und in kurzen Zwischenräumen an Stricke gereiht waren, oder aus den „Federlappen", die übrigens keine Erfindung der deutschen Jägerei sind, sondern bereits bei den Jagden der alten Römer in Verwendung kamen.

„Pennae in lineam contextae dicuntur formido." *)

Mehrere große, buntgefärbte Federn wurden, — jedes Büschel eine Spannenlänge vom andern entfernt, — an Schnüre geknotet, die man an Stangen aufrichtete oder über die Aeste der Bäume legte. Man brachte wohl, um die scheuende Wirkung zu steigern, zwei und drei solcher Lappenschnüre übereinander an, aber sie hielten das Rothwild, — namentlich das halb zahme Wild der Parkwälder, — nicht lange vor dem Ausbrechen zurück und versagten ihre Wirkung völlig auf das Schwarzwild, das immer lustig „durch die Federn" ging. Gegen diese Ausreißer halfen nur die „hohen Tücher", — schwere, drei Meter hohe Gewebe und starke Netze, die mit gegabelten Stellstangen aufgerichtet und straff gespannt wurden.

Diese „eingestellten Jagen" unterschieden sich in das „Hauptjagen", bei dem das Wild in meilenweitem Umkreis aus riesigen Waldbeständen auf einen kleinen, für das Jagen ausgewählten Bezirk zusammengetrieben und hier mit Tüchern eingeschlossen wurde, — in das „Contra-Jagen", bei dem man das Wild von zwei entgegengesetzten Seiten gegen die in der Mitte des Jagdgebietes errichteten Stände trieb, — und in das „bestätigte Jagen", bei dem das eingestellte oder freie Wild vor Beginn der Jagd mit Leithunden genau bestätigt wurde, meist zu dem Zweck, um nur einen einzigen, besonders starken Hirsch oder einen schweren Keiler vor den fürstlichen Stand zu bringen oder mit Hunden zu „forciren". Diese schwierige Jagd-Methode erforderte vor allem eine tüchtige, tadellos geschulte und völlig hirschgerechte Jägerei; sie erfreute sich zu allen Zeiten der besonderen Vorliebe fürstlicher Waidmänner und erfuhr um dieser Ursache willen eine Ausbildung, die den Namen waidmännischer Kunst mit vollem Rechte verdient. Der Zauber des Waldes und seines Thierlebens vereinigte sich hier mit der Waidmannsfreude und dem tiefen, nach jauchzender Aussprache drängenden Empfinden des Jägers zu blühender Romantik. Uralte, gereimte Sprüche, die sich vom Vater auf den Sohn vererbten und von einem dichterisch veranlagten Enkel geändert und vermehrt wurden, markirten jede Phase einer solchen Jagd. Da wurde der Morgen mit Hörnerschall und mit dem Ruf begrüßt:

„Wohlauf Ihr Fürsten und Herren, Ritter und Knecht,
Und all ihr schönen Jungfrauen,
Heut wöllen wir jagen recht
Und wöllen den edlen Hirsch anschauen,
Wohlauf und habet Fleiß, ihr Waideleut',
Bis daß der edle Hirsch auf der Seiten leit'!"

Mit solch gereimtem Sprüchlein wird der Befehl, zum Bestätigen des Hirsches auszuziehen, an den Jäger ertheilt, der seinen Leithund also anspricht:

„Hin, hin, frisch ritterlich,
Der helle Tag scheint über dich!
Hoho, mein trauter Gesell, hin zu jener Buchen,
Dort wöllen den edlen Hirsch wir suchen!
Wohlan, wohlan, hin zu jener Linden,
Dort wöllen wir den edlen Hirsch heut finden!
Hoho, Gesell, hin zu jener Eichen,
Merk auf und schau des edlen Hirsches Zeichen!"

Das Auffinden der Fährte, jedes „gerechte Zeichen", jeder „Wiedergang" des Hirsches, wie die Entdeckung der frisch zurückgelassenen Visiten-Karte, — das alles hat seine Formel und seinen fröhlichen Spruch. In Reimen meldet der Jäger seinem fürstlichen Herrn das Ergebniß der Suche und legt ihm, als unanzweifelbaren Beweis, auf Eichenblättern die frische Losung des bestätigten Hirsches auf die Tafel.

Das ist nun freilich Geschmack eines längst vergangenen Jahrhunderts, über den wir heute lächeln, doch ohne ihn schelten zu wollen. Die polirende Zeit hat von der Gestaltung der hohen Jagd alles Derbe fortgeschliffen, dabei aber auch manch ein Stück schönster Poesie beseitigt, welches werth gewesen wäre, daß es erhalten blieb.

Die Ausbildung der hohen Jagd zu solch complicirten Formen und unter Gebrauch solch eines vielgegliederten und kostspieligen Apparates war eine Wechselwirkung der unzulänglichen Jagdwaffen und dabei des Wunsches, großartige Schuß-Resultate zu erzielen. Aber alle kunstgemäße Entwickelung der fürstlichen Jagd hätte diesem Wunsche nicht entsprochen, wäre nicht in vergangenen Zeiten die Wildhege ein leichtes Spiel gewesen. Man ließ eben der Natur ihren freien Lauf, und das genügte. In Zeiten, in denen jeder Hofhund am Hals einen Knüppel tragen mußte, der ihn am Jagen verhinderte, und in denen das Wild die unumschränkte Herrschaft im Walde genoß und freien Zutritt zu jedem reifenden Getreidefeld und zu jeder blühende Wiese hatte, — in solchen Zeiten war mühelos ein Wildstand zu erziehen, dem es kaum merklichen Schaden brachte, wenn einer Seuche oder einem grimmigen Winter die Hirsche und Thiere zu tausenden zum Opfer fielen. Doch heutzutage, wo das Roth- und Schwarzwild aus den meisten offenen Wäldern verschwunden, in die geschlossenen Parke verbannt oder in die rauhen, schwer wegsamen Berge zurückgedrängt ist, — heutzutage, wo die Landwirthschaft und Forstkultur den berechtigten und gesetzlich begünstigten Vortritt vor aller Jagd genießen, heutzutage mußte sich die Wildhege zu einer Art von Wissenschaft entwickeln, wenn sie mit zäher Ausdauer und rastlosem Kampfe schöne Erfolge erzielen will, indem sie dem Wilde die ihm verschlossenen Nahrungsstätten durch waidmännische Fürsorge ersetzt. Dank dieser ausgebildeten und mit jedem neuen Jahre rastlos vorwärtsschreitenden Wissenschaft der Wildhege hat die fürstliche Jagd in Deutschland Reviere aufzuweisen, deren Wildreichthum den Vergleich mit den gerühmtesten Jagdgebieten vergangener Zeiten auszuhalten vermag, — so die Leibgehege der Könige von Württemberg und Sachsen, die Hochwild-Reviere des Herzogs von Coburg, der Fürsten von Pleß und Thurn und Taxis. Doch in erster Reihe zählen hier die mit Schwarzrücken, Schaufelwild und edlen, stolzgeweihten Hirschen reichbesetzten Reviere des deutschen Kaisers. Da ist vor allem der altehrwürdige Forst von Königswusterhausen zu nennen, — das Lieblings-Revier Kaiser Wilhelms des Großen, — die Schorfheide mit dem Jagdschloß Hubertusstock, das Jagdrevier zu Springe und in der Göhrde, das Hofjagd-Gehege im Grunewald und die wildreiche, in der Altmark gelegene Letzlinger Heide. Die Geschichte dieses letzteren Gebietes, das im Jahre 1843 zum Leibgehege erklärt wurde, hat eine historische Pikanterie aufzuweisen. Um dieses Jagdgebietes willen wären vor mehr als dreihundert Jahren die Urväter unseres Altreichskanzlers mit ihrem Landesherrn fast in ernstliches Zerwürfniß gerathen. In Fedor von Köppen's Bismarck-Biographie finden wir über diesen jagdrechtlichen Streitfall folgendes berichtet:

„Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wohnten auf Burgstall, dem Erblehnbesitz der Bismarcks, zwei Brüderpaare genannter Familie, Heinrich und Friedrich das ältere, Jobst und Georg das jüngere, einträchtlich beisammen. Da erhielten sie einen mächtigen Nachbar in dem Kurprinzen Hans Georg, dem damaligen Verweser des Havelberger Bischofssprengels, der in den Wäldern des Tanger zu jagen liebte und in Letzlingen ein eigenes Jagdschloß erbaute. Die Jagdreviere von Letzlingen und Burgstall grenzten dicht aneinander, und oft kam es zu Grenzstreitigkeiten zwischen dem kurfürstlichen Gefolge und den Bismarck'schen Jägern. Da fühlte der leidenschaftliche Jagdfreund Prinz Hans Georg sich versucht, auch Burgstall für sich zu gewinnen, um die herrlichen Waldungen des Tanger und der Oka zu einem weiten, fürstlichen Jagdreviere zu vereinigen, und ließ dem Bismarck'schen Brüderpaare Anerbietungen zu einem Tausche machen. Das war eine bittere Zumuthung für die ehrenfesten Getreuen auf Burgstall, daß sie dem jagdlustigen Herrn zu Gefallen ihren väterlichen Herd verlassen sollten. Vergebens stellten sie vor, daß ‚ihre Vorfahren mit Gut und Blut willig ihre Dienste dem Kurfürsten geleistet, daß sie lieber in dem althergebrachten zierlichen Stande bleiben, als leichtfertig denselben verrücken lassen wollten', — Kurprinz Hans Georg hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, die Jagd zu Burgstall müsse ihm zu eigen gehören, und ließ ihnen die Wahl zwischen der fürstlichen Ungnade und der Einwilligung zu einem Tauschantrage. Endlich, nach langem Zweifeln und Bedenken, entschlossen sich die Bismarcks, dem Frieden mit ihrem Landesherrn zuliebe, mit schwerem Herzen zu dem letzteren Schritt und unterzeichneten am 16. December 1562 im Jagdschlosse zu Letzlingen mit Kurprinz Johann einen Vertrag, demzufolge sie für ihr altes, liebes Burgstall das Amt und Dorf Schönhausen nebst dem früheren Tempelherrnhofe, das Dorf Fischbeck und das Kloster Crevese in Tausch nahmen."

Die Umgestaltung der Jagdwaffe von der Armbrust, dem „Stechlinbogen" und der Radschloßbüchse bis zum kleinkalibrigen Repetier-Stutzen mit dem Halbmantelgeschoß, die geänderten socialen Verhältnisse und der weitgehende Schutz, welchen Feld und Wald dem Wilde gegenüber genießen, haben nicht nur die Wildhege in den fürstlichen Revieren, sondern auch alle Formen der hohen Jagd auf das gründlichste geändert. An Stelle der hundertköpfigen Jägerei, wie sie die Fürsten vergangener Zeiten unterhielten, ist eine kleine Schar erprobter und geschulter Waidmänner getreten, die nicht mehr zur Hofhaltung gehören, sondern als Beamte die einzelnen Reviere verwalten. Und wird auch heute noch mit Lappen und hohen Tüchern, mit Findermeuten und Rüdemännern das „eingestellte Jagen" abgehalten, so hat sich die ganze Art dieser Jagd-Methode doch wesentlich vereinfacht.

Mehrere Tage vor dem für das Jagen festgesetzten Termin wird das Roth-, Dam- und Schwarzwild mit Heu, Kartoffeln und Eicheln in das Waldgebiet gelockt, in welchem die Jagd stattfinden soll. Hat sich das Wild in entsprechender Zeit gesammelt, so wird das Gebiet in aller Stille eingelappt und der von den Tüchern umschlossene Raum von einem Tag auf den anderen immer mehr verkleinert. Innerhalb dieses Raumes wird ein Theil des Wildes noch in feste, durch Falltücher verschlossene „Kammern" gesammelt, aus denen es auf den gegen die Fürstenstände gerichteten „Lauf" gebracht werden kann. Wird auf Schwarzwild gejagt, so werden an Stelle der freien Stände erhöhte, mit grünen Reisern verkleidete Kanzeln angebracht, um jede Gefährdung der Schützen durch angeschossene Sauen zu verhüten.

Schon am frühen Morgen des Jagdtages ist innerhalb des eingestellten Raumes alles in mustergültiger Ordnung; die Treiberkette ist aufgestellt, zwischen den Treibern sind zur Aufsicht die Förster und Jäger eingetheilt, und hinter der Treiberwehr harren die Rüdemänner mit der Meute, deren brennende Ungeduld kaum zu bändigen ist.

Schmetternde Hörnerklänge begrüßen die Ankunft des Kaisers und seiner fürstlichen Gäste. Der Jagdleiter erstattet den Rapport, und unter leisem Geplauder werden die Stände eingenommen. Nun kurze Stille und Schweigen im Wald, dessen Wipfel unter sachtem Winde rauschen, — dann wird mit Hörnerklang das Jagen angeblasen, das Tuch einer Kammer fällt, huschendes Leben regt sich im Wald, ein Hirsch mit mächtigem Kronengeweih jagt zwischen den Bäumen dahin, er stutzt und windet, er ahnt die Gefahr und fällt in rasende Flucht, — da hallt vom Kaiserstand der erste Schuß, und im Feuer bricht der stolzgeweihte Recke zu Boden. Rudel um Rudel flüchtet durch den Wald, eine Kammer nach der anderen wird geöffnet, über alle Stände hin krachen in lustiger Folge die Schüsse, und durch Horn-Signale geführt, setzt sich die lange, dichte Treiberkette in Bewegung. Erst gegen den Schluß des Jagens, wenn alles Roth- und Damwild auf den Lauf gekommen ist, wird die Findermeute zur Suche auf das im Dickicht steckende Schwarzwild und die Koppel der Saurüden zur Hetze gelöst. Das helle Geläut der Hunde erfüllt den Wald, und in das Gekläff der jagenden Meute mischen sich die befeuernden Rufe der Rüdemänner: „Ho Rito! — Horrido! Hu Su!" Immer spärlicher hallen von den Ständen die Schüsse, doch immer lauter kläfft und heult es in der Dickung, in deren grünem Genetz sich manch eine aufregungsvolle Jagd-Scene abspielt. Ein grober Keiler, der den Kaiserstand schwer angeschossen passirte, hat sich in die Büsche gedrückt, wo ihn die Rüden mit zornigem Eifer umläuten. Recht wagen sie sich nicht in die Nähe des schwarzen Ungethüms, dessen scharfe „Gewehre" ihnen drohend aus dem „Gebrech" entgegenblitzen. Der Keiler wetzt und schlägt die Büsche, daß sein Geifer und der schaumige Schweiß seiner Wunde nach allen Seiten spritzt. Unheimlich und tückisch funkeln die kleinen Lichter, und schon will er einen Ausfall gegen die ihn umringende Meute versuchen, aber da stürmt ein Jäger mit der Sauseder athemlosen Laufes einher. Sein Ruf und Anblick beseuert die Hunde, kläffend stürzen sie auf den Keiler los, um ihn festzulegen, — doch ein blitzschnelles Zucken der „Gewehre", und der erste der Rüden überschlägt sich heulend, um nie wieder aufzustehen. Unter Geprassel flüchtet das hauende Schwein durch die Büsche davon, läutend hetzt die Meute den Keiler, und dieser tobenden Jagd folgt mit langen Sprüngen der Jäger, dem der Jagdeifer und die Sorge um seine Hunde doppelte Kräfte verleihen. Endlich, in einer Ecke der Kammerzäune stellen die Rüden den Keiler, überfallen ihn und bringen ihn halb zu Boden. Er schüttelt sie ab und wird wieder hoch, — er sieht den Jäger kommen und stürzt diesem neuen Feind entgegen, — der aber tritt mit sicherer Ruhe einen Schritt zur Seite und bohrt die breite Klinge der Sauseder in das Herz des Keilers, der röchelnd niederbricht und im Stoß verendet.

Bei den Ständen sind die letzten Schüsse verhallt, der Pulverdampf kräuselt sich über die Wipfel der Bäume hinaus, und mit langgezogenen Horntönen wird das Treiben abgeblasen.

Ein paar Stunden später wird vor dem Jagdhaus auf grünem Rasen die Strecke gelegt, — die Strecke des Kaisers gesondert von der übrigen Beute. Während der Kaiser mit seinen Gästen die Strecke abschreitet, wird von der in Gala gekleideten Jägerei der „Tod" jeder erbeuteten Wildgattung und zum Schlusse das „Jagd vorbei" geblasen.

Bei solchen eingestellten Jagen, — wie in der Göhrde, in Letzlingen und in Springe, — werden neben zahlreichen Damhirschen und Rehen etwa 120 bis 140 Stück Rothwild und 150 bis 200 Stück Schwarzwild gestreckt. Die meisten und besten Stücke entfallen dabei auf die Schußliste des Kaisers, — nicht nur, weil der Kaiserstand an günstiger Lage und gutem Anlauf allen übrigen Ständen vorangeht. Der deutsche Kaiser ist ein Schütze, dem wenig andere sich an Treffsicherheit und raschgefaßter Ruhe vergleichen können. Dazu ein erfahrener Jäger, — ein Jäger im edelsten Sinn des Wortes. Das beweist seine Vorliebe für den einsamen, echt waidmännischen Birschgang. Nur von einem Jäger begleitet, der den Schweißhund führt, zieht er zur Birsch auf den Rehbock aus, wenn das junge Buchenlaub im Thau des Sommermorgens grünt, — und wenn sich im Wald die Blätter färben, zur Birsch auf den schreienden Hirsch.

Unter all den wildreichen Revieren, die ihm für ergiebige Birsche zu Gebote stehen, bevorzugt der Kaiser alljährlich um die Zeit der Hirschbrunst die wildherrliche Romintener Heide. Dieses Leibgehege, das sich der Kaiser selbst vor wenigen Jahren erst erwählte, und für dessen Aufblühen er mit Waidmannsfreude und sachkundigem Eifer sorgte, liegt im fernen Osten des Deutschen Reiches, in den Kreisen Goldap und Stallupönen, fast bis an die russische Grenze sich erstreckend. Auf waldiger Anhöhe, zu deren Füßen der Wildbach Rominte rauscht, ließ der Kaiser im Frühling 1892 ein Jagdschloß in norwegischem Stil errichten, einen luftigen, zierlich gegliederten Holzbau mit Altanen und Galerien, deren blinkende Dächer von den Wipfeln schlanker Föhren und Fichten überragt werden.

Rings um das lichte, leuchtende Schloß her dehnen sich weithin die dunkeln Wälder in einem Umfang von etwa vier Quadratmeilen. Fichten- und Föhrenbestände wechseln mit Erlenbrüchen, Moorflächen und saftigen Wiesen, — recht ein Revier, in dem sich der gekrönte König der Wälder, der edle Hirsch, eines Daseins erfreuen kann, das für seine kräftige Entwickelung nichts zu wünschen übrig läßt. Mit allen Vortheilen der Natur, welche der Aufzucht eines urwüchsigen Rothwildschlages entgegenkommt, verbindet sich noch eine erfahrene und sorgfältige Wildpflege. So hat sich in der Romintener Heide ein Schlag von Hirschen entwickelt, die in keinem anderen deutschen Wald ihresgleichen finden und durch Größe und Stärke der Geweihe an die Urhirsche vergangener Zeiten erinnern. Es wurden im Gebiet der Romintener Heide schon in früheren Jahren Hirsche von 16 und 18 Enden erlegt, welche 400 Pfund und darüber wogen. Im Jahre 1882 streckte Prinz Friedrich Karl in der Oberförsterei Theerbude einen Zwölfender, dessen starkes Geweih über 17 Pfund wog und in der Höhe 115, in der Ausladung 112, in der Länge der Augensprossen 40 und im Umfang der Stangen 23 cm maß. Während der letzten Jahre hat die Geweihstärke der Hirsche noch zugenommen und der gesammte Wildstand sich beträchtlich vermehrt, sodaß er heute auf etwa 1200 Stück Rothwild anzuschlagen ist, mit 500 geweihten Hirschen und 700 Thieren. Zur Zeit der Hirschbrunst hallt der Orgelschrei der capitalen Platzhirsche weithin durch alle Romintener Wälder, und vom Sinken der Sonne bis zum erwachenden Glanz des herbstlichen Morgens nimmt dieses dröhnende Waldkonzert kein Ende, — ein Jagd-Revier, so recht eines Kaisers würdig. Es lesen auch alljährlich alle deutschen Jäger mit gerechtem Staunen die Streckenberichte der Birschgänge, die der Kaiser zur Brunftzeit in der Romintener Heide unternimmt. So erlegte der hohe Waidmann in der Zeit vom 20. September bis 4. October 1895 neben anderen Hirschen in der Rominte zwei Hirsche von 18, einen Hirsch von 16 und drei Hirsche von 14 Enden. Die schönste und seltenste Jagd-Trophäe bescherte die Romintener Heide ihrem erlauchten Jagdherrn im Herbste 1896, — einen Hirsch von ungerad' 22 Enden, dessen Riesengeweih gegen 19 Pfund wog. Seit vielen Jahrzehnten wurde ein Hirsch von ähnlicher Geweihstärke in den deutschen Wäldern nicht zur Strecke gebracht. Wie schmuck und stolz muß der frische Bruch für so seltene Beute den schlichten grauen Jägerhut des Kaisers geziert haben! Möge die grüne Göttin dem höchsten Herrn aller deutschen Jägerei noch fröhliches und reiches Heil bescheren durch viele Jahre, — und möge sie zur Waidmannsfreude des Kaisers die herrlichen Jagdgefilde von Rominten mit ihrem ganz besonderen Schutz bedenken!

*) Federn, an eine Leine gereiht, werden „Scheu" genannt.

Nachdruck verboten.

Städte-Wahrzeichen.

Siehe die Abbildungen auf Seite 160.

II.

Unsere heutigen Abbildungen zeigen uns drei Wahrzeichen der alten Hansastadt Lübeck: die Maus und den Opferstock in der Marienkirche, sowie den Kamin in der Brautstube des Raths-Weinkellers.

Lübeck hat den Vorzug, sehr reich an Wahrzeichen zu sein; außer den drei genannten gelten der Löwe in der Domkirche, das Zeichen Heinrichs des Löwen, Gründers der Kirche, ferner das alte Holstenthor, ein Hufeisen am

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erker eines Hauses in der Königstraße und das Steinbild an demselben Hause, sowie der Merkur auf der sogen. Puppenbrücke, welcher dem in die Stadt Hineinkommenden seine schönste Seite in pluris naturalibus zeigt (Geibel hat die Figur besungen), noch als Wahrzeichen. Die Maus in der Marienkirche ist das vornehmste Wahrzeichen der Stadt. Von ihr geht die Sage, daß ein Lübecker Bürgermeister das Steinbild, — es ist eine Scene aus der Leidensgeschichte Christi, umrahmt von einem Eichbaum, an dessen Stamm eine Maus nagt, — gestiftet und dabei gesagt habe: „Ehe nicht die Maus diesen Stamm durchnagt hat, wird Lübeck nicht untergeh'n." In Wahrheit ist die Maus nichts anderes als das Sinnbild des Todes, wie es in früherer Zeit häufig angewandt wurde. — Die Sage vom Rattenfänger von Hameln ist ja auch darauf zurückzuführen, daß in verschiedenen Städten, — nicht bloß in Hameln, — Votiv-Bilder zum Andenken an ein großes Sterben aufgestellt wurden, auf welchen der Tod

Die Maus in der Marienkirche zu Lübeck.

als Spielmann, die Kinder als sein Gefolge und Mäuse als Sinnbild der Seuche oder des Todes dargestellt sind. Alles andere ist Zuthat der schaffenden Volks-Phantasie.

Der Opferstock in der Marienkirche rührt der Sage nach von einem Fleischermeister her. Der Mann hatte den Gotteskasten bestohlen und mit diesem Gelde große Reichthümer erworben, sein Gewissen ließ ihm aber keine Ruhe, er erstattete das Geld reichlich zurück und errichtete sich selber zur Buße die Figur, welche einen Mann darstellt, der eine mit Geld gefüllte Fleischermulde hält.

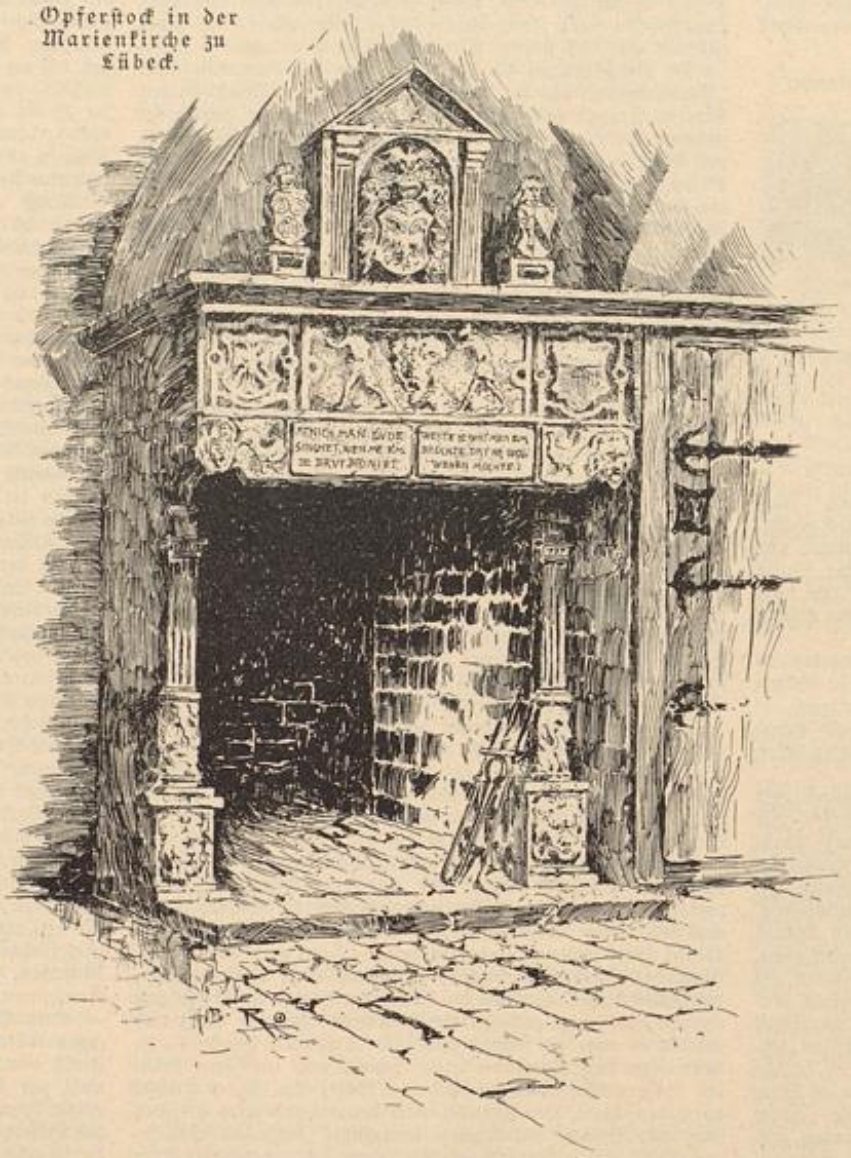
Opferstock in der Marienkirche zu Lübeck.

Interessanter ist die mit dem Kamin in der Brautstube in Zusammenhang gebrachte Geschichte: In alten Zeiten hatten die Feinde Lübecks sich verschworen, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Alle Vorkehrungen waren getroffen und an zahlreichen Stellen Minen gelegt. Am Morgen des für die Zerstörung festgesetzten Tages kam einer der Verschwörer im schnellsten Galopp in die Stadt geritten, band sein Pferd vor dem Rathskeller an und ging in den Keller, um sich ein Glas Wein geben zu lassen. Um die frühe Stunde waren noch sehr wenige Gäste im Keller. Er suchte sich ein stilles Plätzchen und fand es in der Brautstube. Dem Wirth mochte das verstörte Wesen des Gastes aufgefallen sein; als er ihm den Wein gebracht hatte, blieb er noch vor der Thür stehen. Da hörte er drinnen sprechen: „Mein Eid bindet mich, keinem Menschen das Geheimniß zu vertrauen, aber Dir „mein Glas" kann ich es erzählen!" Und nun verrieth er den ganzen Verschwörungsplan, dann warf er das Glas auf die Erde, schwang sich aufs Pferd und stürmte davon. Als er durch die Königstraße kam, verlor sein Pferd ein Hufeisen; es flog an das Dach eines Erkers und ist dort noch heute zu sehen. Der Wirth aber berief schnell den Rath der Stadt und erzählte ihm das Gehörte, die Minen wurden entdeckt und vernichtet und damit die Stadt gerettet.

Nach anderer Fassung soll sich der ganze Vorgang an dem erwähnten Hause der Königstraße abgespielt haben, — das Steinbild, ein Reitersmann mit einem Glase in der Hand giebt hierzu die Veranlassung.

Wie dem aber auch sei, die Brautstube kann der Sage entbehren, sie ist interessant genug, um ihre Bedeutung als Wahrzeichen zu rechtfertigen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden in diesem Zimmer die sogenannten „Brutkösten" (Hochzeitsfeier) abgehalten. Wer und durch wen der Kamin gestiftet wurde, darüber haben sich bisher keine Daten finden lassen, auf jeden Fall hat der Stifter keinen guten Beweggrund gehabt, davon giebt die recht bissige Inschrift ein beredtes Zeugniß. Sie lautet:

Manich (mancher)
Man lude (laut)
synghet,
Wenn me em de Brut
briniet (bringet),
Weste he, wat men em brochte,
Dat he wol wenen mochte.



Kamin in der Brautstube des Rathskellers zu Lübeck.

Vielleicht hat der Mann die mittelalterlich derb ausgesprochene Wahrheit des Spruches an sich selbst erfahren und sich damit zu trösten gesucht, sie auch anderen vor Augen zu halten.

Lübeck hat seiner Vergangenheit ein dankbares Andenken bewahrt, es hat pietätvoll, oft unter Aufwendung großer Opfer, Bau- und Bildwerke aus der alten Zeit vor dem Untergange geschützt, und so ist es nicht zu verwundern, daß man dort noch heute eine so reiche Zahl von Wahrzeichen vorfindet.

H.

Wir richten an unsere geehrten Leserinnen nochmals die höfliche Bitte, Umschau nach alten Wahrzeichen zu halten und uns, — so weit sie zu erreichen sind, — Abbildungen einzusenden. Wo keine Abbildungen existiren, sind wir für eine kurze Mittheilung sehr dankbar. Besonders erwünscht sind uns aber auch Sagen, welche sich auf die Wahrzeichen beziehen. Was unter Wahrzeichen zu verstehen ist, erklärten wir in unserem, in Heft 16 veröffentlichten Artikel: Die Büttelflasche, das Wahrzeichen der Stadt Bautzen. D. Red.

Nachdruck verboten.

Taufgang.

Nach dem Gemälde von H. Laukota.

Siehe Seite 153.

Die Taufpathen sind schon vor dem Altare versammelt, man wartet nur noch auf die Hauptperson, den kleinen Täufling. Da wird die Kirchenthür leise geöffnet und der neue Weltbürger erscheint. Man sieht ihn zwar nicht und er macht seine Anwesenheit auch nicht bemerkbar; in duftig weiße Linnen eingehüllt, ruht er auf den Armen seiner Mutter und schläft. Behutsam schreitet sie näher, sie hat kein Auge für das, was um sie vorgeht, ihr Blick ruht mit einer Zärtlichkeit auf ihrem Liebling, die über alle anderen Neigungen des Herzens geht. So wie sie ihr Kind jetzt behütet, wird sie es ihr Lebelang thun, — Mutterliebe vergeht nimmer. Der Vater schreitet ernst daneben, er gelobt sich, seine Pflicht getreulich zu erfüllen und seinen Sohn zu einem brauchbaren guten Menschen heranzubilden. „Mutterliebe und Vatertreu'" könnte man unser Bild auch nennen, die Künstlerin hat die schwere Aufgabe gelöst, beides trefflich zu charakterisiren, daneben aber hat sie auch verstanden zum Ausdruck zu bringen, daß diejenige die liebenswürdigste der Frauen ist, die in der Glorie der Mütterlichkeit die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrt hat.

Redaktions-Post

Frau Gertrud in Rotterdam. — Der Ausdruck basta (und damit basta!) ist vermuthlich während des dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache eingedrungen. Basta ist eine Imperativform von dem spanischen Zeitwort bastar (ital.: bastare), d. h. hinreichen, hinreichend sein.

Frieda P. in Osnabrück. — Ein derartiges Wiederkehren eines Ausspruches kann man häufig beobachten, ohne indessen berechtigt zu sein, an ein Plagiat zu denken. Kürzlich schrieben die Tageszeitungen, daß der s. Z. vom Hofprediger Frommel benutzte Spruch, „die Nacht ist keines Menschen Freund" in Seume's Spaziergang nach Syrakus zu finden sei, der es wahrscheinlich von Gellert (Die Frau und der Geist) entlehnte. Wir können noch hinzufügen, daß das Wort auch in Körners „Toni" enthalten ist: „Diese Schreckensnacht ist keines Menschen Freund" (1. Akt, 1. Auftr.). — Viel leichter kommen solche Wiederholungen bei Tondichtern vor: In Mozart's Zauberflöte z. B. finden wir eine ganze Arie aus Himmel's Fanchon Note für Note wieder, das Schwanenmotiv in Wagner's „Lohengrin" kann man zurückverfolgen bis ins Mittelalter, und die ersten beiden Takte von Carl Wilhelm's „Wacht am Rhein" finden sich in der Kantate „Gott und die Natur" von Meyerbeer.

Sorgsame Hausfrau in Tilsit. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Krankheits-Erscheinungen bei Ihren Kindern darauf zurückzuführen sind, daß zur Bereitung der Sandtorte verdorbenes Eiweiß verwendet wurde. Sie sind diesmal noch mit dem Schrecken davongekommen, wir warnen Sie aber, Eiweiß längere Zeit aufzubewahren. Vor einiger Zeit wurde in einer Berliner Familie Eiweiß zu einer Pudding-Sauce verwendet, welches etwa sechs Tage im Kaltschranke aufbewahrt worden war. Beim Quirlen dieses Eiweißes fiel es auf, daß es etwas trüb war, fade roch und erst nach Zusatz einiger frischer Eier Schaum bildete. Die Speise war von tadellosem Geschmack und wurde mit Appetit verzehrt. Ungefähr eine Viertelstunde später zeigten sich aber bei den Personen, welche davon genossen hatten, lähmungsartige Schwäche der gesammten Körpermuskulatur, starker Brechreiz u. s. w., und eine schnelle ärztliche Behandlung machte sich nothwendig.

Helene B. in München. — Sie sind im Recht, wenn Sie dem elektrischen Lichte eine wohlthuende Wirkung zuschreiben, Ihre Freundin hat aber auch Recht, wenn sie behauptet, daß es unerträglich sei. Dies hat seinen Grund darin, daß dieses Licht neben seiner bedeutenden Leuchtkraft und geringen Wärme-Ausstrahlung eine wesentliche nervenanregende Wirkung hat. Es wirkt dadurch wohlthätig auf nervenstarke Personen, die in einem elektrisch beleuchteten Raume sich beschäftigen, während dagegen nervenschwache Personen die länger dauernde Einwirkung als unbehagliche Nervenaufregung empfinden und sich dadurch besonders in ihrer geistigen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt fühlen, weil die geistige Spannkraft geschwächt und die Gedankensammlung erschwert wird.

L. W. in Rostock. — Wir können, ohne die Stickerei gesehen zu haben, kein Urtheil abgeben, halten es aber für möglich, daß sie echt ist. Der Doppeladler ist seit dem Jahre 1433 beständiges Symbol des deutschen Kaiserreiches bis zu dessen Verfall, er stammt aber bereits von König Konrad III. (1093—1152) her. Konrad schloß mit dem griechischen Kaiser Emanuel in Konstantinopel ein Bündniß; um diesem auch äußerlich einen sinnbildlichen Ausdruck zu geben, ließen beide Fürsten ihre Bannerzeichen, die Adler, in einen Doppeladler vereinigen, der nun weiterhin in Deutschland und im griechischen Reiche galt. Der deutsche Doppeladler ist an das Haus Oesterreich gekommen, während der griechische unter dem Czaren Iwan Wasiljewitsch von Rußland angenommen wurde. Beim österreichischen Doppeladler sind Schnabel und Fänge golden, beim russischen roth.

B. v. D. in Kaima (Rußland). Wir möchten Ihnen empfehlen, sich an den Direktor des Kensington-Museum in London zu wenden.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 21, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Rose Buch.

Von Cäsar Magnus.

„Sehen Sie doch 'mal, Herr Sanitätsrath, da ist gar schon eine Sommerblume!“ sagte Frau Helene von Buch und bückte sich zur Erde nieder, um die flammend rothe, zierlich gefiederte Blüthe zu betrachten.

Der Sanitätsrath Drescher setzte den goldgerandeten Kneifer auf, legte den Kopf leicht auf die rechte Seite, wie er meistens that, wenn er etwas aufmerksam musterte, und sagte dann:

„Dianthus barbatus. Schade um die hübsche Blume!“

„Warum ‚schade‘?“

„Muß erfrieren, gnädige Frau, ohne Rettung erfrieren. Hat sich zu zeitig entwickelt und ist nun den Anforderungen nicht gewachsen, die das launische Frühlingswetter an sie stellt.“

„Es ist doch wunderbar, daß eine einzelne Blüthe so von dem allgemeinen Naturgesetz gewissermaßen eigenmächtig abweichen kann.“

„Ist es auch; ist es sicherlich. Kommt aber nicht bloß bei Blumen vor.“

Aus der anderen Ecke des Gartens, wo die junge Welt „Dritten abschlagen“ und „Anschlag“ spielte, kam in eiligem Lauf ein Mädchen heran.

„Halt den Heinrich auf!“ rief sie athemlos schon von weitem; „er darf mich nicht fangen!“

Nun war sie herangekommen; ihr Blick fiel auf die rothe Nelke. Im Augenblick beugte sie sich nieder und pflückte die Blume noch im Laufen. Jetzt blieb sie stehen und hob die leuchtende Blüthe hoch empor, indem sie mit heller Stimme rief:

„Heinrich! Eine rothe Nelke! Du bekommst sie aber nicht!“ Dann wandte sie sich von neuem zu eiliger Flucht, denn in bedrohlicher Nähe bereits tauchte ihr Verfolger auf, ein langer blonder Junge.

„Prächtiger Kerl, der Heinrich,“ sagte der Sanitätsrath, indem er wohlwollend dem Jungen nachsah, der mit energischer, kraftvoller Bewegung vorwärts stürmte. „Er paßt so gut zu Ihrer Rose; ich sehe die beiden immer gern zusammen.“

„Sie sind auch unzertrennlich,“ sagte Frau von Buch lächelnd. „Kaum hat Rose ihre Schularbeiten beendet, da ist sie auch schon verschwunden. Dann läuft sie stundenlang mit Heinrich in den Feldern umher, sodaß ich mich schon manchmal gefragt habe, ob es denn ganz richtig ist, die Kinder so ohne alle Aufsicht allein herumstreifen zu lassen. Aber dann lasse ich's doch immer wieder gehen, denn ich glaube fest, daß Rose eins von den Mädchen ist, die sich selbst behüten, — soweit das bei den Kindern überhaupt schon in Frage kommt.“

Inzwischen war Rose doch von Heinrich ereilt worden; mit ziemlich derbem Schlag hatte er ihre Schulter getroffen. Nun standen sie vor einander, tief athmend, und sahen sich lachend in die Augen.

„Jetzt bist Du's, Rose,“ sagte Heinrich.

„Ja, jetzt muß ich's wieder sein. Ach, und das bringt einen so außer Athem. Ich kann schon garnicht mehr.“

„Du bist aber auch gelaufen! Ich habe mich ordentlich zusammen nehmen müssen, um Dich einzuholen.“

Rose lachte.

„Wenn ich nicht über den Buchsbaum gestolpert wäre, hättest Du mich überhaupt nicht bekommen.

„Doch! Ich wollte die rothe Nelke haben, und das hätte ich unter allen Umständen durchgesetzt.“

Anton Rubinstein. Nach dem Gemälde von P. Meyerheim in Berlin. — Siehe Seite 168.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Du hast sie ja noch gar nicht."

Heinrich ergriff des Mädchens Hand und sah ihr mit seinen guten blauen Augen bittend ins Gesicht.

„Rose!" sagte er leise.

Rose erröthete leicht.

„Na, dann will ich sie Dir nur geben," sagte sie, und zog in leichter Verlegenheit ihre Hand aus der seinen.

Heinrich nahm die Nelke und steckte sie in das Knopfloch seines Rockes.

„Nun trag' ich heut' Abend Deine Farben."

„Roth? Ist niemals meine Farbe! Meine Farbe ist Blau, himmelblau; das solltest Du lange wissen."

„Denkst Du dabei an unsere himmelblauen Husaren?"

„Vielleicht auch. Da sieh 'mal selbst, ist das nicht ein wunderhübsches Bild?"

Rose hatte recht. Die Husaren brachten einen heiteren Ton in die dunkel gekleidete Gesellschaft. Denn noch trugen die Damen fast alle ihre Winterkleidung. Nicht wie ein siegreicher König hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, schüchtern, wie ein Bittender, war er in diesem Jahre ins Land gekommen. Heute war eigentlich der erste Tag gewesen, der wie eine Ahnung seligen Lenzes über die Erde zog, aber nicht mit einem Male hatte die Sonne das Leben wecken können. Noch lag alles grau und farblos da. Kaum, daß die Stachelbeersträucher die ersten grünen Blattspitzen zeigten, und in den Rabatten, die die Gartenwege einfaßten, hob der Crocus seine weiß, gelb und violett gefärbten Kelchblätter. Ein feiner, weißlicher Dunst stieg aus dem lockeren, glänzend braunen Erdreich auf, und jetzt, da die Sonne hinter dem Agathenberge verschwand, wurde es mit einem Mal empfindlich kühl. Graue Dämmerung breitete sich rasch über dem Garten aus, und aus der eintönig dunkeln Umgebung leuchteten die himmelblauen, mit dicken Silberschnüren besetzten Pelze einiger Husaren-Offiziere zu Heinrich und Rose herüber.

Sie kehrten jetzt Hand in Hand, wie zwei Kinder, zu der Gesellschaft zurück, die eben im Begriff war, den Garten zu verlassen und ins Haus einzutreten.

„Fräulein Rose!" rief ihnen der Rittmeister Bornstedt entgegen, „kommen Sie doch 'mal her! Sie haben sich heut' den ganzen Tag noch nicht um mich gekümmert. Oder haben Sie etwa gar vergessen, daß wir uns am letzten Sonnabend allen Ernstes verlobt haben?"

Und Bornstedt lachte, daß sein riesiger Schnauzbart sich emporsträubte und die gutmüthigen kleinen Augen in dem rothen Gesicht fast verschwanden.

„Ach Gott, Herr von Bornstedt," schalt Frau Helene Buch, „lassen Sie mir doch das Kind in Ruhe! Sie wird noch ganz eitel werden, wenn ein Reiter wie Sie, dem alle Frauenherzen entgegenfliegen, sich mit ihrer unbedeutenden kleinen Person überhaupt abgiebt."

„Wenn aber doch das Herz spricht, gnädigste Frau?!" betheuerte Bornstedt mit komischem Ernst, und dabei zwinkerte er lustig mit den Augen.

Frau von Buch antwortete nicht. Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihn freundlich lächelnd an. Dann wandte sie sich zu ihrer Tochter.

„Wir wollen nun gleich mit unserem Theater anfangen. Geh hinein und sag' Tante Marie Bescheid! Wir kommen gleich."

Rose Buch nickte, winkte Heinrich Randow mit dem einzigen Wort: „Theater!" und verschwand in der Thür, die durch einen Glasvorbau in das Innere des Hauses führte.

„Tante, es geht los!" rief sie einer hochgewachsenen, schlanken Dame entgegen. „Mama läßt sagen, sie kommen gleich."

„Dann mach' nur, daß Du mit Deiner Toilette fertig wirst," sagte Tante Marie, die eben dabei war, an eine weiße Atlastaille ein paar Gaze-Flügel festzunähen. „Die anderen sind alle schon angezogen, aber Du hast Dich natürlich wieder bis zum letzten Moment mit Heinrich herumgejagt."

„Es war so hübsch draußen, Tante. Und wir kommen ja noch lange nicht dran."

„Wenn's erst angefangen hat, dann geht's fix hinter einander weg, also beeile Dich nur. Und Sie, Monsieur Heinrich, kommen Sie 'mal gleich mit; ich will Ihnen zeigen, wo ich Ihre Sachen hingelegt habe."

Die Bühne war in der einfachsten Art dadurch hergestellt, daß die Thüröffnung zwischen zwei Zimmern mit einem Vorhang verschlossen war. In dem einen Zimmer saßen die Zuschauer, in dem anderen wurde gespielt. Die Thüröffnung bildete den Rahmen für die Bühne. Zur Seite des Bühnenzimmers diente ein weiterer Raum als Garderobe. Zwei große Spiegel, ein paar Stühle und eine spanische Wand bildeten das ganze Meublement.

„So, lieber Heinrich," sagte Tante Marie, „hier ist alles, was Sie brauchen. Und Sie sind so freundlich, sich auf diese Seite des Zimmers zu beschränken. Das ist nämlich die Herren-Garderobe. Sollten Sie noch etwas brauchen, so setzen Sie nur diese Klingel in Bewegung; ich schicke Ihnen dann jemand. Uebrigens komme ich ohnedies selbst noch 'mal nachsehen, ehe Ihr Bild dran kommt. Aber nun muß ich das Zeichen zum Anfang geben, das Publicum wird mir sonst ungeduldig."

Gedämpft tönte das Rücken von Stühlen, das schwirrende Geräusch durcheinander sprechender Stimmen aus dem Zuschauerraum herüber. Nun plötzlich tiefe Stille. Und dann eigenthümlich klar der Klang einer einzelnen Kinderstimme. Es spielten nur Kinder heute abend. Heinrich und Rose waren bei weitem die ältesten und paßten eigentlich gar nicht mehr zu der übrigen kleinen Gesellschaft.

„Du, Heinrich," tönte Rose's Stimme von der anderen Seite der spanischen Wand, „horch 'mal, das ist Trude Sellin! Ich glaube, die ängstigt sich. — Und nun Erich Buddenbrock. Hör' 'mal, wie der Rittmeister Bornstedt lacht! Der ist nett. Nicht? Wie dumm, daß ich mich nicht eher angezogen habe; nun kann ich gar nichts von den anderen Sachen sehen. Und etwas mehr Licht könnte hier auch sein. In meinem Spiegel ist's miserabel finster. Da soll sich ein Mensch einen Rosenkranz im Haar zurechtstecken!"

Eine Weile war's still. Heinrich war fertig angekleidet und lehnte an der Thür, um auf Rose zu warten.

„So geht's wirklich beim besten Willen nicht," klang dann wieder des Mädchens helle Stimme. „Heinrich, hast Du nicht da drüben noch ein Licht? Gieb's 'mal her!"

Lebhaftes Bravo-Rufen und Händeklatschen tönte vom Zuschauerraum herüber. Tante Marie kam eilig in die Garderobe.

„Na, Kinder, seid Ihr fertig? Jetzt kommt nur noch ein lebendes Bild, — dann seid Ihr dran," hatte sie eigentlich sagen wollen, aber sie vollendete den Satz nicht, sie blieb verstummend in der Thür stehen.

Der eine Flügel der spanischen Wand war zurückgeschoben, und in der Oeffnung stand Rose Buch. Sie hatte die Oberkleidung, die sie im Garten getragen, abgeworfen und ihr Kostüm noch nicht angelegt, da sie zunächst mit dem Feststecken des Kranzes beschäftigt war. Und so stand sie denn in Strümpfen, um die schmalen Hüften ein kurzes weißes Röckchen, und von den glänzenden Schultern war das Spitzenhemdchen halb herunter geglitten. Entzückend schön sah das süße Kindergesichtchen aus unter dem vollen Kranz frischer Rosen.

„Na, wo ist mein Licht?" rief sie lachend Heinrich zu.

„Aber Rose," sagte Tante Marie ernst, „wie kannst Du Dich so sehen lassen!"

Heinrich, der das Mädchen regungslos mit großen, glänzenden Augen betrachtet hatte, wurde blutroth. Er trat hastig zum Fenster und sah durch die Vorhänge hinaus. Draußen war aber nichts zu sehen. Es war stockfinster im Garten.

Rose lachte unbekümmert.

„Na, Tante, wenn ich doch nicht genug Licht habe!" rief sie, und dann sprang sie, da Heinrich sich abgewendet, rasch an den kleinen Tisch, ergriff einen Leuchter und war im nächsten Augenblick wieder hinter der spanischen Wand verschwunden.

Dort aber lachte sie nicht mehr.

Ganz still setzte sie sich hin und saß lange regungslos. Eine brennende Röthe stieg langsam in ihr liebliches Gesichtchen und breitete sich bis unter die feinen Haarwurzeln. Und dann schob sie mit scheuer Bewegung den halb herabgeglittenen Aermel des Hemdchens wieder auf die Schulter und bedeckte den bloßen Hals mit den beiden flachen Händen, als schämte sie sich vor sich selbst.

Heinrich war leise nach der Bühne hinüber gegangen.

„So, nun kommt Euer Bild," sagte Tante Marie. „Sind die Schäfchen auch da und der Hirtenstab? Ja! Und wo bleibt denn nur Rose? Ich muß wahrhaftig wieder gehen und sie holen."

Heinrich und Rose sollten Goethe's „Haideröslein" nach Kaulbach stellen.

Es war alles zurechtgestellt und Heinrich auf seinem Platz, aber Rose kam lange nicht.

Der Vorhang theilte sich, Oberst Buch kam aus dem Zuschauerraum auf die Bühne.

„Woran liegt's denn, daß es nicht weiter geht?" fragte er kurz. „Wo ist Rose?"

Und als in diesem Augenblick das Mädchen eilig hinzutrat, sagte er ziemlich scharf:

„Du darfst nicht warten lassen, Rose, das ist unpassend! Und nun vorwärts, damit wir zu Tisch gehen können."

Tante Marie gab Rose noch die letzten Anweisungen: „Den rechten Arm noch ein wenig höher. So. Und den Fuß etwas mehr vor. Aber die Augen mußt Du vom Boden heben, Kind; das ist ja ganz unnatürlich, wenn Du so vor Dich hinsiehst! Also nun still stehen. Ich gebe gleich das Zeichen mit der Glocke. Jetzt!"

Rose hörte das leise Geräusch des zurückgehenden Vorhangs und hob zaghaft, wie ein schuldbewußtes Kind, die Augen zu Heinrich auf. Sie scheute sich fast, ihn anzusehen.

Wovor fürchtete sie sich denn eigentlich?

War es die Furcht davor, daß er in seiner manchmal noch recht knabenhaften Art sie auslachen würde wegen der Schelte, die sie von Tante Marie bekommen?

Nein, das nicht. Im Gegentheil. Wenn er sie anlachte, würde sie auch lachen, und alles war wieder gut.

Aber nun diese dumme Befangenheit.

Wenn sie doch wo anders hinsehen könnte!

Aber das durfte sie nicht, — und sie konnte es auch nicht. Heinrich hielt ihre Augen fest mit seinem Blick. Wie schöne Augen er hatte! Und wie seltsam er sie ansah. So hatte er sie noch nie angesehen. Doch, — einmal, — vorhin . . .

Und Rose fühlte, wie das heiße Blut ihr Gesicht und Nacken mit dunkelm Roth überfluthete. Mit leisem Beben schien ihre ganze Gestalt scheu zurückzuweichen, erschreckt, verwirrt von dem unbekannten Verlangen, das aus den großen blauen Augen vor ihr sprühte . . .

Keine halbe Minute standen die beiden sich so gegenüber, und doch schien es ihnen eine Ewigkeit. Ein neues, fremdes, banges Gefühl war in ihnen emporgestiegen und stand nun zwischen ihnen wie ein süßes Grauen.

Der Vorhang ging wieder zu.

Einen Augenblick noch Stille. Und dann ein Sturm des Beifalls.

„Noch 'mal! Noch 'mal! Unbedingt noch 'mal! Vorhang auf!" Die Wiederholung machte den Eindruck nicht mehr. Die beiden standen auch nicht mehr so gut. Der Zauber war gebrochen. In das Zuziehen des Vorhangs klang geräuschvoll der Aufbruch der Gesellschaft zum Souper.

„Nun sagen Sie mir bloß, gnädige Frau," wendete sich der Hauptmann Zedtwitz an Frau von Randow, „wie ist es denn nur möglich, daß zwei halbe Kinder dies Bild in solcher Vollendung stellen? Der stürmische Knabe, das ängstliche Mädchen, — es war doch viel schöner als das Kaulbach'sche Bild. Ich möchte sagen: so könnte Kaulbach es sich gedacht haben."

„Ja, ja," sagte Frau von Randow. „Und Rose sah auch recht niedlich aus."

Sie hatte nur ihren Jungen gesehen.

Oberst Buch trat auf Frau von Randow zu.

„Darf ich um Ihren Arm bitten, gnädige Frau? Wir haben nur ein ganz einfaches Buffet vor uns. Lieber Zedtwitz, wenn Sie Fräulein von Sellin führen wollen!"

Frau Helene Buch wich ihrem Tischherrn noch aus.

„Entschuldigen Sie mich noch einen Augenblick, Herr von Randow, „ich muß erst sehen, ob alles in Ordnung ist. Sie helfen mir, Herr von Bornstedt, nicht wahr? Die Kinder alle ins Nebenzimmer. So, und nun hier die Bowle auf den Tisch. Nein, um Gotteswillen, die nicht! Das ist ja die Kinder-Bowle. Da würden die Herren ein schönes Gesicht machen. Aber nun haben Sie ja keine Dame, Herr von Bornstedt. Dann kommen Sie an meine rechte Seite, dort am Fenster. Wenn ich jetzt bitten darf, Herr von Randow."

Schwirrend ging die Unterhaltung hin und her durch den Saal. Anfangs war fast nur vom Theater und von den lebenden Bildern die Rede.

„Wir wollen aber 'mal was anderes sprechen," sagte Oberst Buch über den Tisch hinüber zum Rittmeister Bornstedt, der mit wirklicher und echter Begeisterung von der kleinen Rose gesprochen hatte. „Kinder haben gute Ohren, wenn von ihnen die Rede ist, und es taugt nichts, die kleinen Mädchen vor der Zeit eitel zu machen. Sie werden's ohnedies früh genug. — Wie ist denn das? Kommt nicht morgen Königsmarck mit seiner Frau vom Urlaub zurück?"

„Ja, Gott sei Dank, Herr Oberst. Mir ist schon ganz bange geworden ohne die gewohnten Hausgenossen. Wenn man so wie ich, — als Junggeselle, — einsam haust, dann ist es eine Freude, wenigstens auf der Treppe täglich das liebe Gesicht einer hübschen kleinen Frau zu sehen!"

„Und das sagen Sie so in meiner Gegenwart," rief Frau von Buch, „nachdem Sie mir vor fünf Minuten feierlich versichert haben, meine Rose müßte Ihre Frau werden?"

„Das ist ganz 'was anderes, gnädigste Frau. Für Frau von Königsmarck habe ich nur kameradschaftliche Gefühle. Wir sind die intimsten Freunde."

„Das scheint so," mischte sich der Oberst Randow ins Gespräch. „Wenigstens ist mir erzählt worden, daß Frau von Königsmarck ihren ganzen Haushalt, mit Dienstboten und allem, während ihrer Abwesenheit Ihrer persönlichen Leitung unterstellt hat."

„Das ist auch der Fall," sagte Bornstedt nicht ohne

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Würde. „Jeden Morgen begebe ich mich in die Königsmarck'sche Wohnung, begieße die Blumen und füttere den Kanarienvogel. Dann gehe ich in den Stall, sehe nach den Pferden und mache der Mops-Familie eine Morgen-Visite. Auch vergesse ich nicht anzuordnen, daß täglich der Bursche die Köchin eine Stunde an der Hand um den Markt bewegt."

Frau von Buch lachte.

„Das sind nun wieder Ihre wunderlichen Redewendungen. Warum sagen Sie denn nicht einfach, ‚der Bursche führt die Köchin spazieren'?"

„Weil das dem Sachverhalt nicht entsprechen würde," entgegnete Bornstedt mit völligem Ernst. „Im Spazierengehen liegt etwas willkürliches. Spazieren geht der Mensch zu seinem Vergnügen. Hier aber handelt es sich um eine von mir angeordnete, aus hygienischen Rücksichten erforderliche, gewissermaßen dienstliche Bewegung."

Währenddessen saßen Heinrich und Rose im Nebenzimmer ziemlich still bei einander. Es war heute entschieden nicht so lustig, wie sonst, obgleich nicht recht einzusehen war, warum nicht.

Glücklicherweise waren sie beide noch in dem beneidenswerthen Alter, in dem man seine Eindrücke ganz unverhohlen ausspricht.

„Ich finde es heute so langweilig," sagte Rose Buch nach einer längeren Gesprächspause.

Heinrich fühlte sich nicht im mindesten beleidigt durch diese Aeußerung.

„Ich auch," entgegnete er einfach. „Die kleinen Kinder machen aber auch solchen Lärm, daß man gar nichts Vernünftiges sprechen kann."

Wieder eine Pause.

„Weißt Du, Heinrich," sagte Rose endlich, „es ist immer langweilig, wenn große Gesellschaft ist. Am besten ist's doch, wenn wir zwei allein sind. Komm mich morgen abholen!"

„Gut. Um welche Zeit?"

„So früh Du willst. Ich stehe zeitig auf."

„Wenn doch das Wetter morgen so wäre wie heute! Dann gehen wir hinunter nach den Wiesen. Ich weiß einen Graben, da giebts Salamander."

Rose nickte. Selbst ihre Spaziergänge, von denen sie sonst stundenlang sich unterhalten konnten, machten sie heute Abend nicht gesprächig.

Drüben war indessen die Tafel aufgehoben worden, und in dem großen, saalartigen, nach dem Garten zu gelegenen Zimmer begann nach den Klängen des Klaviers ein improvisirter Tanz.

„Komm," sagte Heinrich Randow, und faßte Rose's Hand, „wir wollen tanzen."

So gingen sie zusammen durch die Zimmer. Als sie den Saal betraten, bemerkte Rose, wie Bornstedt nach ihr herüber sah, und unwillkürlich entzog sie Heinrich ihre Hand.

Heinrich sah sie an.

„Willst Du nicht mit mir tanzen?"

„Doch."

Und nun tanzten sie.

Rose hatte immer gern getanzt. Aber so schön wie heute hatte Tante Marie doch noch nie gespielt. Da, — jetzt, — das Trio, wie wundervoll. Aber nun war es schon keine Melodie mehr, sondern ein allgemeines Tönen und Klingen, von dem sie getragen wurde, wie die Möve von der Brise. Es war ihr, als bewegten sich ihre Füße nicht mehr, als schwebe sie leicht, so leicht, immer weiter . . . die Wände, die Gesichter der Menschen waren längst verschwunden . . .

„Halt Dich einen Augenblick fest an mir," sagte Heinrich Randow. „Du bist etwas schwindelig geworden."

Rose legte leicht den Kopf auf Heinrichs Schulter. Nur zwei, drei Herzschläge stand sie so, dann hob sie den Kopf wieder und sah ihn an.

„Das war schön," sagte sie tief athmend.

Heinrich drückte leise ihre Hand.

„Darf ich auch um die Ehre bitten?" fragte der Rittmeister Bornstedt.

„Wenn ich Ihnen nicht zu schlecht tanze . . ." und Rose flog mit dem Rittmeister davon.

„Wissen Sie," sagte Bornstedt nachdenklich zu dem Sanitätsrath Drescher, „die kleine Rose tanzt ganz brillant. Und gar nicht mehr wie ein Kind. Man hat schon ordentlich 'was im Arm."

Der Sanitätsrath liebte es, alle Fragen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erörtern.

„Ich will Ihnen 'was sagen, lieber Herr Rittmeister," begann er. „Aber erst kommen Sie 'mal her. Ich werde Ihnen zu einem tadellosen Tropfen Rothwein verhelfen."

„Danke verbindlichst," sagte Bornstedt. „Trinke niemals Rothspohn in Gegenwart von Vorgesetzten."

„Aber warum denn? Das ist doch sehr solide."

„Eben. Zu solide. Hat einen ältlichen Anstrich. Für einen ganz jungen Mann ist das egal. Aber wenn man in meine Jahre kommt, muß man vorsichtig sein."

„Sie mit Ihren Jahren! Und dabei tanzen Sie wie ein Fähnrich. Aber, um wieder auf die kleine Buch zu kommen, — das ist ein ganz interessanter Fall. Da können Sie 'mal beobachten, wie in der Puppe der kommende Schmetterling schon vorgebildet ist. Der kindliche Körper zeigt nur gerade die erste Andeutung jungfräulicher Formen, aber achten Sie darauf, wie sie tanzt. Sie bewegt nicht mehr, wie ein Kind, nur die Füße; sie ist dabei mit Leib und Seele. Sehen Sie 'mal dort hinüber, wie sie aufsteht und zur Thür hinausgeht. In dem gleichmäßigen, gelassenen Fluß der Bewegungen, in der Art, wie sie mit der Hand die Falten des Kleides zusammenhält, zeigt sich schon das seiner selbst bewußte Weib. Und doch ist sie ein Kind. Sie sollten nur 'mal sehen, wie sie draußen im Garten auf die Zäune klettert."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Gedenktag in der Küche.

Von Dr. Wilhelm Stoß.

Daß Kessel plaudern können, — wer hätte es nicht schon selbst erlauscht? Wer hätte nicht, ohne erst von dem englischen Humoristen belehrt zu werden, die geheimnißvollen Weisen, all die heiteren und traurigen Geschichten verstanden, die wir aus dem Singen und Summen der Kessel heraus, oder besser in sie hineinhören? Nicht jedem Kessel aber ist das Recht gegeben, zu plaudern. Einem besonders, der es gerade in diesem Jahr hätte, ist gewaltsam der Mund verschlossen: dem Schnell- und Dampfkocher. Bei festlichen Gelegenheiten läßt selbst der Schweigsamste sich einmal hören. Schon bei silbernen und goldenen Hochzeiten, bei fünfundzwanzig- und fünfzigjährigen Gedenktagen, wie viel Reden werden da gehalten! Was ist das aber gegen fünfmalfünfzig Jahre, gegen ein ganzes Viertel-Jahrtausend? Einen zweihundertfünfzigjährigen Gedenktag kann unser Dampfkocher in diesem Jahre feiern, die zweihundertfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages seines Erfinders. Kein Wunder, wenn es da in ihm drängt und brodelt, auch einmal zu Worte zu kommen und den Parvenüs in der Küche, die blitzblank von den Regalen auf den schwarzen, fettigen Gesellen verächtlich herunterblicken, mit der Jahrhunderte alten Geschichte seiner Ahnen zu imponiren. Oeffnen wir ihm einmal sein Ventil und hören, was er uns zu erzählen hat.

„Der erste meiner Art," — so hebt er an, — „erblickte in London das Licht der Welt. Nicht in dem London von heute, von wo aus die halbe Welt regiert wird, sondern in dem alten London der Stuarts, just zu der Zeit, da die Whigs und Tories entstanden, die nachmals so viel von sich reden machten. Wir haben es immer mit den Tories gehalten, wir sind immer conservativ geblieben. Wir haben uns nicht geändert, nicht verbessert und nicht verschlechtert, zweihundert Jahre und darüber nicht. — Unter den Gelehrten des damaligen London war einer der ersten Robert Boyle. Zu ihm, dem großen Experimentator, wie ihn seine Landsleute nannten, kam eines Tages ein Franzose, ein Protestant. Er hieß Denis Papin. Er war kein Abenteurer, kein Flüchtling. In seiner Tasche trug er das Diplom als Arzt, das er sich an der Universität Angers erworben. Werthvoller noch war der Empfehlungsbrief, den ihm der berühmte Huygens, bei dem er in Paris Physik und Mechanik studirt hatte, an seinen englischen Collegen mitgegeben hatte. Boyle nahm den Fremdling als Gehülfen in seinem Laboratorium auf. Das war ein glückliches Ereigniß. Ihm verdankt die Menschheit mein und meiner Vorfahren Dasein. Ob nun Papin auf der Suche nach einer Dampfmaschine, oder, wie man sagt, durch die Absicht, Knochen zu kräftigen Suppen für die Krankenhäuser auszukochen, oder gar durch die eigennützige Zubereitung einer Taubensuppe den Anstoß zu seiner weltberühmten Erfindung erhalten hat, darüber hat sich Bestimmtes nicht ermitteln lassen. Genug, wir wissen, daß er uns gleich in unserer jetzigen vollkommenen Form in die Welt gesetzt hat. Darüber läßt unsere älteste Familien-Urkunde, im Jahre 1681 von Papin verfaßt, keinen Zweifel. Wasser kann in offenen Gefäßen nur bis zu einer bestimmten Temperatur erhitzt werden. Und legte man ganze Holzstöße und Kohlenberge unter so einen gewöhnlichen offenen Blech- oder Kupferkessel, es wäre vergebene Mühe. Ueber 100 Grad C. hinaus ist die Temperatur nicht zu bringen, alle übrige Kraft des Feuers wird zur Verwandlung des Wassers in Wasserdampf verbraucht. Was aber wird geschehen, fragte sich Papin, wenn man das Wasser daran verhindert, als Dampf davonzufliegen? Er befestigte den Deckel auf einem inwendig verzinkten kupfernen Topfe durch Schrauben, sodaß kein Dampf mehr entweichen konnte, und siehe da, die Temperatur des Wassers stieg weit über den gewöhnlichen Siedepunkt hinaus, nahezu auf das Doppelte, sodaß sich sonst unlösbare thierische Stoffe, wie Knochen, vollständig zersetzten. Um eine Explosion durch allzugroßen Druck der Dämpfe auf die Wände des Topfes zu verhüten, brachte Papin an dem Deckel ein Sicherheits-Ventil an. Ja, um ganz sicher zu gehen, versah er den Deckel noch mit einer kleinen Vertiefung, brachte einen Tropfen Wasser hinein und zählte die Secunden, die dieser zum Verdampfen brauchte. Fünf Secunden entsprachen einem Drucke, der zehnmal größer war, als der Luftdruck. Nun, wir in der Küche und meine in der Industrie dienenden Brüder haben solche übertriebene Vorsicht nicht nöthig. Zwanzig bis dreißig Grad über den gewöhnlichen Siedepunkt genügen, um das zäheste Fleisch weich zu kochen und Knochen auszuziehen, um Fleisch-Extract zu fabrizieren, um Bacillen zu tödten, Milch und andere Flüssigkeiten zu sterilisiren.

Aber ich will mir selbst heute kein Loblied singen, unserem Erfinder soll es gelten. Er verdient es, hat er doch noch viel berühmtere Dinge, als uns, erfunden. Ich will nur die Dampfmaschine und das Dampfschiff nennen. Ihr lacht? Ihr meint, das sei nicht wahr, weil nichts davon im Conversations-Lexicon steht. Ich sage euch aber, es ist wahr. Lange hat man's verschwiegen, angezweifelt, vergessen, bis ein Landsmann von ihm daran gegangen ist, alles, was Papin erfunden, geschrieben und erlebt hat, haarklein niederzuschreiben, — acht dicke Bücher voll sollen es werden! Ja, die Dampfmaschine hat er erfunden, wenn auch nicht gleich so fix und fertig, wie sie jetzt auf den Eisenbahnschienen läuft oder in den Fabriken arbeitet. Papin war, nachdem er sich zwölf Jahre lang in London, dazwischen zwei Jahre in Venedig, aufgehalten hatte, vom Landgrafen Karl von Hessen als Professor der Mathematik an die Universität Marburg berufen worden. Hier war es, wo er mit seinem Vorschlage, die Dampfkraft zum Heben von Wasser und zur Fortbewegung von Wagen und Schiffen zu benutzen, hervortrat. Schon im Jahre 1690 hat er eine solche Maschine genau beschrieben, zur Ausführung kam sie aber nicht. Auch nicht, als ihn der Landgraf von seinem Lehramt befreite und ihn zu sich nach seiner Hauptstadt Cassel berief. Dazu war er ein viel zu unruhiger Kopf. Eine Erfindung verdrängte die andere. Bald hat er Maschinen ersonnen, um Wasser aus den Bergwerken und Flüssen zu heben, bald will er die Elasticität verdichteter Luft benutzen, Wagen und Schiffe zu treiben und Granaten zu schleudern, bald will er die Kraft des Schießpulvers zu ähnlichen Leistungen verwenden. Kam es wirklich zur Ausführung eines Projectes, so wurde sie so hastig und unvorsichtig betrieben, daß sie mißglückte, wie z. B. der Versuch, das Wasser der Fulda mit Maschinen so hoch zu heben, daß Fontainen und Wasserfälle in den Gärten des Landgrafen damit gespeist werden könnten, ferner das Experiment mit einer Dampfkanone, das mehreren Menschen das Leben kostete. Gewiß wäre Denis Papin heute jedem Kinde als Erfinder des Dampfschiffes bekannt, wenn er nicht auch mit dieser Erfindung besonderes Unglück gehabt hätte. Schon dampfte, — es war im Jahre 1707, — sein kleines Schiff die Fulda hinab in die Weser hinein, als es plötzlich, nicht von Piraten, sondern von ehrsamen Schiffern der Weser gekapert wurde. Vergeblich berief sich Papin auf seinen Beschützer, den Landgrafen, um den man sich auf hannoverschem Gebiete, auf das er sich leichtsinniger Weise gewagt hatte, nicht kümmerte. Vergeblich bat er in seinem und der Wissenschaft Interesse um Schonung, — die eifersüchtigen Schiffer zertrümmerten Fahrzeug und Maschine und damit alle Hoffnungen des Erfinders. Das fortwährende Fehlschlagen seiner Projecte raubte ihm schließlich auch das Zutrauen des Landgrafen. Noch in demselben Jahre ging der schon sechzigjährige Papin wieder nach England. Hier aber erfuhr er erst recht das traurige Los des Erfinders: er gerieth in Noth. Mit Nahrungssorgen kämpfend, immer vergeblich bemüht, mit seinen Erfindungen doch noch durchzudringen, wanderte er schließlich wieder nach Cassel zurück. Hier ist er verschollen. Ueber die letzten Jahre seines Lebens, von seinem Ende wissen wir nichts. Daß aber sein Name nie vergessen wird, dafür werden wir sorgen, die bleibenden Zeugen seines Genies, die Dampfkocher."

Nachdruck verboten.

Aniela.

Eine Erzählung aus alter Zeit von Anna von den Eken.

Spätnacht ist's. Ueber die weiten, schneebedeckten Ebenen der Ukraine jagt der Sturm und treibt ein wildes Spiel mit den weißen, wirbelnden Flocken, dazu singt er ein uraltes schauriges Lied, das bald wie Kriegsgebraus klingt, bald wie das Weinen eines Kindes. Eine fahlgraue Dämmerung liegt über der schier endlosen Ebene, nirgends ein Lichtpunkt, nirgends die Contouren eines Baumes oder Hauses, und wehe dem Wanderer, der vor dem Herabsinken der Nacht kein schützendes Dach erreichte. Nimmer findet er heim aus diesem wallenden Flockenmeer, das Entsetzen packt ihn, so allein und verlassen zu sein zwischen Himmel und Erde, er flieht vorwärts und hetzt sich müde im tiefen Schnee, bis er zusammensinkt um auszuruhen, — nur einen Augenblick. —

Und dann kommt der Wind und singt ihm so seltsam süße Weisen, — Weisen, die er einstmals gehört, als Kind vielleicht, da ihn die Mutter in den Schlaf sang, — schlafen, ja, nur einen Augenblick!

Und die müden Lider fallen zu, die schaurige Einöde versinkt vor seinen Blicken, er träumt von einem knisternden Herdfeuer, von mitleidigen Menschen, die ihm warme Speisen reichen, und einem weichen Lager von trockenem Laub, worauf er seine müden Glieder ausstrecken kann und schlafen. — —

Aber in die Melodie des Sturmes mischt sich plötzlich etwas Anderes, Fremdes: schrille, abgerissene Töne, noch schauriger als das Heulen des Windes, weil sie unbegreiflich sind. Vielleicht ist es der Klageruf der Wölfe, die Nacht und Hunger aus den Wäldern lockt! Oder sind es die Seelen der hier gefallenen Polen und Tartaren, die aus ihren Gräbern auferstehen, ruhelos, um den alten, erbitterten Kampf von neuem zu beginnen? Und was kriecht da in der Ferne über das Schneefeld wie eine Riesenschlange mit feurigem Haupt?

Es kommt näher und wird immer größer, deutlicher, es kriecht nicht mehr, es saust, es fliegt heran! Voran ein unförmlicher Schlitten, mit sechs struppigen Pferdchen bespannt, und darauf wimmelt es von fidelnden, abenteuerlichen Gestalten mit braunen Gesichtern und blitzenden Augen, umflattert von nachtschwarzem Haar. Zigeuner sind's, phantastisch beleuchtet von den halb verlöschenden Fackeln. Wie die Geigen schwirren! Dazwischen klingt das Schellengeläute der Pferde, knallen die Peitschen. Und hinterdrein eine lange Reihe von kleinen Schlitten mit sonderbaren, pelzverhüllten Gestalten, an denen nichts Menschliches zu sehen, denn die Gesichter sind mit Masken bedeckt.

Den Zug beschließt ein Reiter. Mühsam nur zügelt er sein Roß und seines eigenen Herzens Ungeduld, welche allen vorbei jagen möchte, mit dem Sturm um die Wette, der erste am Ziel!

Drei Stunden schon fliegt der gespenstische Zug so dahin über die Steppe, nun noch am Walde entlang und dahinter liegt das Ziel, das Schloß des Woywoden.

Auf Ueberraschung ist es abgesehen, ganz unerwartet wollen die Gäste eintreffen. Aber der Thürmer hat beide Augen offen, — wehe ihm, wenn es anders wäre! — und stößt dreimal ins Horn, daß es weithin schallt, und es ist merkwürdig, wie munter plötzlich die faule, schläfrige Dienerschaft geworden!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

In unglaublich kurzer Zeit ist die Festhalle von zahllosen Kerzen erleuchtet, lodern in den Kaminen gewaltige Holzblöcke. Das Schloß, das vor einer Viertelstunde noch still und dunkel dalag, gleicht nun einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Die Pelzhüllen sind gefallen, und ein farbensattes Bild entrollt sich den Blicken. Kostbare Stoffe, flimmernde Juwelen, silberne Harnische und dazwischen Mönchskutten, Bauernkittel und allerlei fremde Trachten.

Der einzige Unmaskirte ist der Woywode; mit königlicher Würde bewegt er sich zwischen den Gästen. Sein langer Schnurrbart und das im Nacken ganz kurz geschorene Haar sind schneeweiß, aber das Gesicht zeigt, gleich dem markig gebauten Körper, fast jugendliche Frische.

Da erscheint am Eingange der Halle die Gestalt einer Greisin in kostbare, pelzverbrämte Gewänder gehüllt. Sie stützt sich schwer mit der linken Hand auf den Arm ihres Pagen, mit der rechten auf einen Krückstock; sie ist die Mutter des Woywoden, eine Fürstentochter. Langsam bewegt sie sich vorwärts, denn sie ist alt, sehr alt und von Gicht fast gelähmt. Das hagere Gesicht mit der welken, runzligen Haut, die zusammengepreßten Lippen über zahnlosem Munde, — wer sollte darin die einst so gefeierte Schönheit erkennen, der die Männerwelt Polens huldigend zu Füßen lag? Wo ist die schimmernde weiße Haut, der stolze Mund, wo die köstliche Fülle der schwarzen Haare! Und die Augen, diese strahlenden, siegesgewissen Sterne, deren Gluth so manche unheilvolle Flamme entzündete! Noch ist ihr Feuer nicht ganz erloschen, und haben sich auch die Lider wie Trauerflore halb darüber gesenkt, — es giebt Momente, in denen sie noch funkeln und sprühen, und das geschieht immer, wenn die Greisin sich der Jugend und ihrer Triumphe erinnert. —

Ehrfurchtsvoll neigen sich die Masken vor der Fürstin, welche den gekrümmten, schmerzenden Rücken möglichst aufzurichten sucht. Aber es gelingt ihr nicht, auch nicht das Lächeln, mit dem sie einst die Herzen bezaubert. Nur in der Art, wie sie grüßend das greise Haupt neigt, liegt noch ein Schimmer früherer Anmuth.

Der Woywode ist seiner Mutter entgegen geschritten und geleitet sie nun selbst zu einem erhöhten Sitze, von dem aus sie die ganze Halle übersehen kann.

„Wo ist Aniela?“ fragt er leise.

„Sie kleidet sich noch an, gieb ihr Zeit. Ich sandte ihr mein Brautkleid mit dem Diadem, und sie wird Freude daran haben, sich noch ein Weilchen im Spiegel zu bewundern. Doch wer sind Deine Gäste?“

„Ich weiß es noch nicht. Nur einen kannte ich gleich an seiner Größe, sowie an dem herrlichen Viergespann, das seines Gleichen sucht im weitesten Umkreise. Sehen Sie ihn nicht über alle hinwegragen, Mutter? Es ist der Fürst Olgierd Budry aus Litthauen.“

Ein freudiger Ausruf entfährt den Lippen der Greisin, und mit funkelnden Augen sucht sie die Gestalt des Fürsten. „Bring' ihn her zu mir, Waclaw, gleich! Ich kenne ihn gut, sehr gut, er ist der beste Tänzer, der kühnste Reiter! O, es ist lange her, daß ich ihn gesehen!“

„Er zählt kaum fünfundzwanzig Jahre, Mutter.“

„Fünfundzwanzig Jahre!“ seufzt die alte Frau enttäuscht, „dann war es sein Vater.“

„Seinem Vater haben die Tartaren einen Fuß abgehackt, als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, so muß es wohl sein Großvater gewesen sein.“

„Bin ich denn schon so alt?“ Das Feuer in ihren Augen erlischt, und sie starrt gedankenvoll vor sich hin. Jetzt giebt der Haushofmeister das Zeichen zum Beginn des Tanzes, denn soeben hat die Tochter des Woywoden die Festhalle betreten. Ihr Gewand von schimmerndem Silber-Brokat, mit der schweren Goldstickerei und kostbarem Pelzwerk besetzt, paßt wenig zu der zarten Mädchengestalt, aber das eitle Herz der Großmutter wollte, da sie sich selber nicht mehr in solch strahlenden Putz kleiden kann, ihre Schätze wenigstens an dem Enkelkinde bewundern lassen. Perlenschnüre und Edelsteine umschlingen den feinen, weißen Hals, und das diamantenfunkelnde Diadem ist mehr als ein Grafengut werth. Vor bald fünfundsechszig Jahren trug die junge Fürstin an ihrem Hochzeitstage zum ersten Male diesen Schmuck!

Trotzdem eine Maske das Gesicht verhüllt, weiß doch jeder im Saale, daß die Trägerin derselben Aniela ist, des Woywoden schönes, einziges Kind.

Aber wer ist der Pilger an ihrer Seite, der sie zum Tanze führt? Wie sonderbar sein einfaches Gewand von der strahlenden Gestalt seiner Dame absticht! Aber es ist ja Carneval, die Geigen der Zigeuner schwirren und locken so süß, wer hat da Zeit und Lust zum Denken! Der Woywode vielleicht und seine Mutter!

Der Name Olgierd hat eine Fluth von Erinnerungen in dem Herzen der alten Frau wachgerufen. Olgierd! Wie oft haben ihre Lippen in Schmerz und Reue diesen Namen gerufen! Er, der einzige, den sie wahrhaft geliebt, er war stolz, sehr stolz und ertrug es nicht, daß sie mit ihm spielte, daß ihr Herz nicht genug hatte an dieser einen Liebe und noch allerlei Unkraut daneben wachsen ließ. In wilder Eifersucht verzehrte sich seine leidenschaftliche Seele, — sie aber lachte dazu, der Macht ihrer Schönheit vertrauend, lachte, bis es zu spät war und sie ihn für immer verloren hatte! — Ihre Augen irren suchend durch die Halle. Ja, da steht er, an eine Säule gelehnt, — warum tanzt er nicht? Unbewußt haben ihre Lippen die letzten Worte ausgesprochen und, als hätten Mutter und Sohn denselben Gedankengang, antwortet der Woywode:

„Er scheint die Tanzlust seines Großvaters nicht geerbt zu haben.“ Und weiter gleiten die Augen der beiden zu Aniela's lichtvoller Erscheinung, die am Arme des Pilgers einem Nebensaale zuschreitet. Jetzt kommt plötzlich Leben in die unbewegliche Gestalt des Fürsten, er bahnt sich einen Weg durch die Reihen der Tanzenden und ist in wenig Augenblicken neben dem Paare. Tief beugt er sich zu Aniela herab, spricht einige Worte, dann führt er sie zurück und, — er ist doch ein echter Budry, — nun fliegen sie dahin im tollen, wirbelnden Tanze! Ein freudiges „Ah!“ entschlüpft den Lippen der Großmutter, und mit triumphirendem Lächeln schaut sie ihnen nach.

Auch der Woywode hat die kleine Scene beobachtet, und wie nun seine Augen denen der Mutter begegnen, welche ihn so erwartungsvoll fragend ansehen, nickt er nur leicht mit dem Kopfe, während ein stolz zufriedenes Lächeln seinen Mund umspielt.

„Seit wann?“ fragt die Fürstin.

„Vor noch nicht einer Woche tanzten sie zum ersten Male zusammen beim Grafen Zubanowski, dessen Gast er ist.“

„Und davon wußte ich nichts!“

„Wozu? Der Fürst wollte schon in einigen Tagen heimkehren.“

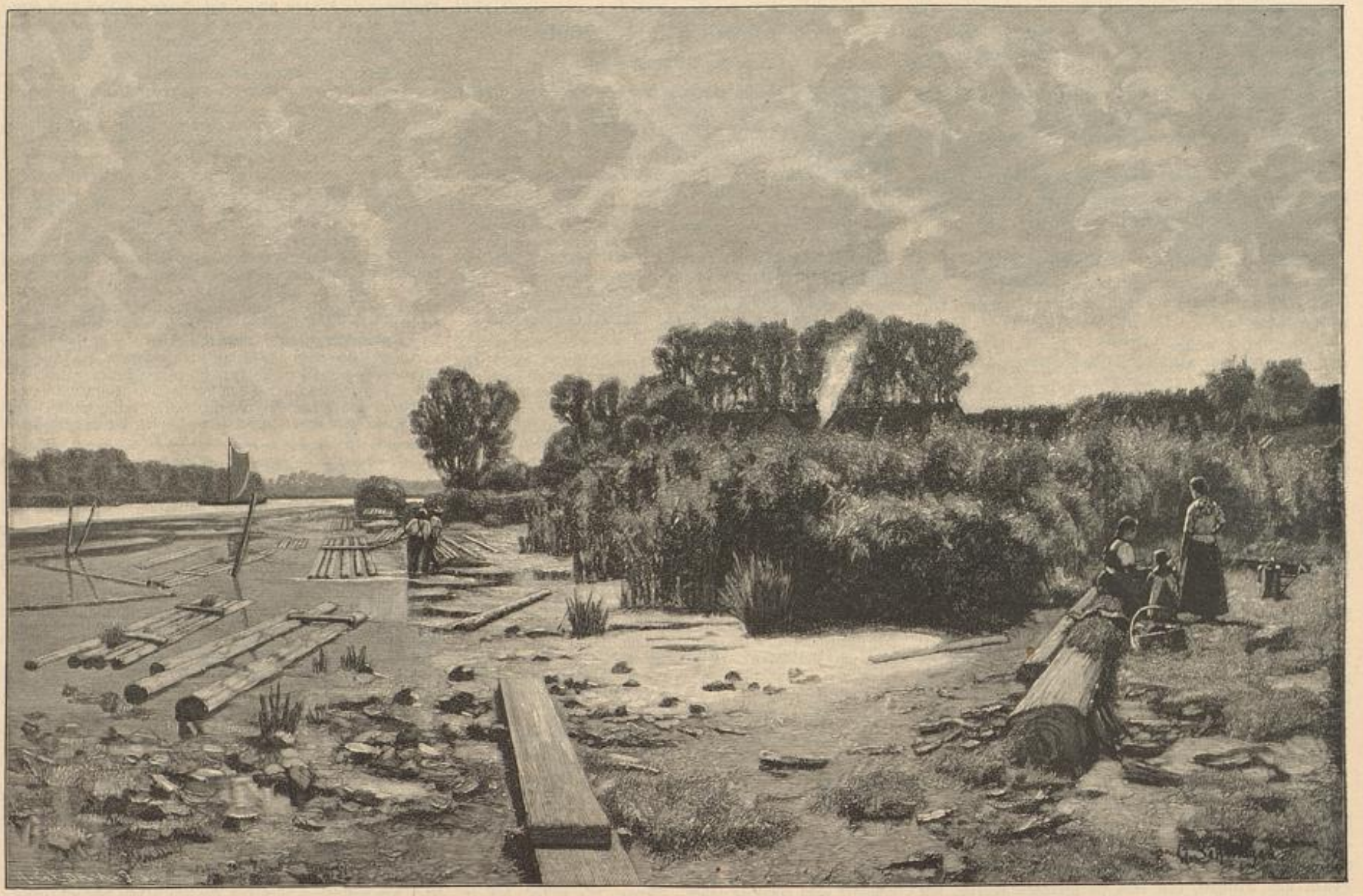
„Und ist nun doch geblieben,“ sagt die alte Frau mit einem sonderbaren Lächeln.

Der Pilger steht noch auf demselben Fleck, wo Aniela ihn verlassen. Ungeduldig erwartet er den letzten Geigenstrich Endlich! Aber seine Qual steigt, wie der Fürst Aniela zu ihrer Großmutter führt. Andere Masken drängen sich in ihre Nähe, man scherzt, plaudert, dann beginnt ein neuer Tanz. Die schöne, reiche Tochter des mächtigen Woywoden hat mehr Tänzer, als sie braucht!

Die Augen des Pilgers folgen ihr überall; er hat sich in eine der tiefen Fensternischen zurückgezogen, von dort aus kann er alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Hier wartet er, bis kurz vor Beginn des Mazur Aniela die Halle verläßt. Es ist der letzte Tanz vor Mitternacht, und mit ihm erreicht die ausgelassene Fröhlichkeit ihren Höhepunkt; sind erst die schützenden Masken gefallen, so richten sich mit einem Schlage alle die unsichtbaren Schranken wieder auf, die keiner ungestraft übersteigen darf. Aber noch ist man frei, und diese letzte Stunde soll gut ausgenützt werden. —

Die Zigeuner haben die allezeit durstigen Kehlen mit dem reichlich gespendeten Meth und feurigen Ungarwein genetzt, in ihren Augen glüht es wie heiße Sehnsucht, das wilde Blut kreist rascher unter der braunen Haut und läßt die Pulse klopfen. Nun stimmen sie die Geigen, und einige Augenblicke herrscht ein Durcheinander von fröhlichem Suchen und Finden, nun beginnt die Musik, und bei dem Commando: „do Mazura“ fliegen die Tänzer dahin wie der Sturmwind über die Steppe. Wie die Augen blitzen und die Herzen höher schlagen! Selbst der Graukopf vergißt seiner sechszig Jahre und all der kleinen Leiden, welche das Alter so mit sich bringt, wirbelt den langen, weißen Schnurrbart kühn in die Höhe und sucht noch eine Tänzerin zu gewinnen. Welche gesunden Polenfüße vermöchten auch bei den Klängen dieses feurigen, lebensprühenden Nationaltanzes ruhig am Boden zu wurzeln! Selbst die knöchernen Hände der alten Fürstin bewegen sich nach dem Takt der Musik auf der Lehne ihres Sessels, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgt sie den einzelnen Figuren des Tanzes. „O, noch einmal jung sein!“ flüsterten die welken Lippen. Aber wo ist Aniela?

Vergeblich suchen die Augen der Großmutter zwischen den Tanzenden, bis sie, unangenehm überrascht, Fürst Budry's Gestalt sieht, der eine fremde Maske am Arme führt. Nur ein Paar tanzt jetzt, — es ist der Pilger und seine Dame, — eine zierliche Krakowianka. Niemand kennt diese beiden, und



Sägemühle. Nach dem Gemälde von Georg Schmitgen in Berlin.

Photographie-Verlag von B. Reiffenstein in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Politik auf dem Lande. Nach dem Gemälde von Otto Heichert in Düsseldorf. — Siehe Seite 168.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bisher hat sie auch keiner beachtet. Jetzt aber, in der Mitte des Saales, kniet der Pilger plötzlich nieder und zieht, — nach altem Brauch, — einen Schuh von dem Fuß seiner Dame, welchen der eilig herbeigeeilte Schenke bis zum Rande mit funkelndem Ungarwein füllt. Der Pilger leert ihn auf einen Zug, und während er das zierliche Ding geschickt wieder befestigt, umbraust ihn der Beifall der leicht erregten Gemüther. Es ist eine Huldigung, welche der Mann nur der Dame seines Herzens bringt, und mit heimlichem Verlangen richtet sich manch Mädchenauge auf die glückliche Krakowianka.

Wer sind die beiden? Diese Frage beschäftigt einige Augenblicke alle Anwesenden, aber auch nur einige Augenblicke, denn neue Paare tanzen jetzt, und jeder Tänzer sucht es dem andern an Geschicklichkeit hervorzuthun. So bemerkt niemand, daß der Pilger mit seiner Dame die Halle verläßt, niemand, als der Woywode, der das Paar nicht aus den Augen verlor. Er winkt einen Pagen herbei.

„Du sorgst dafür, daß vor Mitternacht kein Schlitten den Schloßhof verläßt. Bei meinem Zorn!" fügt er drohend hinzu.

Währenddem hat das interessante Paar die Vorhalle erreicht. Es ist dies ein weiter, gewölbter Raum, mit den im Kriege erbeuteten Waffen und Harnischen reich verziert. Von den Wänden herab blicken die lebensgroßen Bilder der Vorfahren des Woywoden, und dazwischen sind die in Stein gemeißelten Wappen angebracht. In der Mitte der Halle steht ein gewaltiger Tisch, aus Eichenholz geschnitzt, mit einer Menge halbgefüllter, silberner und goldener Pokale darauf, sowie verstreut liegender Karten und Würfel. Hierher hatten sich die alten Edelleute zurückgezogen, welche die Freuden des Tanzes der jüngeren Generation überließen. Der Mazur aber hat alle herausgelockt, und so ist dieser Raum augenblicklich leer. An den Wänden entlang stehen Ruhebänke, mit Wolfs- und Bärenfellen bedeckt, und auf einer derselben hat sich das Paar niedergelassen. Vorsichtig schaut sich der Pilger um, es ist kein Mensch in der Nähe, und so lange die verlockende Musik aus der Festhalle schallt, wird auch wohl niemand kommen. Er nimmt die Maske ab, und ein Gesicht mit kühn blickenden, dunkeln Augen kommt zum Vorschein. Die Nase ist schmal, leicht gebogen, und der lange, schwarze Schnurrbart beschattet einen Mund, dessen schön geschwungene Linien gut mit dem energischen Kinn harmoniren.

„Endlich!" Die ganze Ungeduld eines liebenden Herzens zittert in diesem einen Wort. Er preßt das Mädchen fest an sich, dann hebt er ihre Maske auf, schaut einen Augenblick tief in die blauen Kinderaugen und, ehe es sich dessen wehren kann, drückt er rasch einen Kuß auf die frischen Lippen. Purpurgluth übergießt das reizende Gesicht.

„Ich bitte Dich, Stefan, sei nicht so unvorsichtig, Du hast mich schon beim Mazur so erschreckt."

Einen Augenblick blitzt der Uebermuth aus den Augen des Mannes: „O, sie sollten es sehen, alle, alle, daß ich Dich liebe, daß Du mein bist! Hätte ich es nur stolz und frei aller Welt zurufen dürfen, aber ich muß mich ja hinter einer elenden Maske verstecken," fügte er bitter hinzu. „Doch lange soll das nicht mehr dauern, ich schwöre es, hier, unter dem Bilde Deiner Mutter! Aniela, Liebling, erschrick nicht, ich kam, Abschied zu nehmen, aber nicht heute, nicht hier. Sieh, Dein Vater ist stolz, er würde sein einziges Kind nie einem Manne geben, der durch des Königs Ungnade fast allen Besitz verlor. Haben nun mächtige Freunde zu meinem Gunsten gesprochen oder schmolz des Königs Zorn seit dem Tode meines Vaters, — ich weiß es nicht, genug, — er sendet mich mit geheimer Botschaft zu fremden Fürsten. Kehre ich glücklich heim, oder vielmehr," — verbesserte er rasch, — „bringe ich gute Botschaft heim, so schenkt der König mir alle Güter zurück, die er einst meinem Vater genommen. Dann bin ich reich und darf es wagen, Dich zu begehren. Und nun mein Lieb, mein alles, sei tapfer und mach' mir das Scheiden nicht schwer, es soll ja zu unserem Glücke sein. Nur wenige Minuten bleiben mir noch an Deiner Seite, dann läutet die Glocke Mitternacht, und ich muß fort, denn niemand darf mich hier erkennen. Aber morgen, mit Tagesanbruch kehre ich zurück, willst Du mich dann erwarten unter dem Kreuz am Walde? Du kennst es ja!"

„Ich komme, Stefan. Aber Du darfst nicht fort, jetzt, in der Nacht. Denkst Du denn an keine Gefahr, an keine Wölfe! Das Schloß ist groß und hat gar manchen Raum, der Dir ein sicheres Versteck gewährt, ich bitte Dich, bleib' hier!"

„Unmöglich! Ich wäre ein Elender, wollte ich so die Gastfreundschaft mißbrauchen! Aber sei ohne Furcht, mein Roß ist schneller als der Wind, und meine Kugeln fehlen nie ihr Ziel, auch reite ich nicht weit. Eine Meile von hier liegt ein Bauernhof, eine elende Hütte, aber die Menschen darin sind mir treu ergeben aus alter Anhänglichkeit an meinem Vater, dessen Leibeigene sie einst waren. Morgen kehre ich dann zurück, um — Abschied zu nehmen! Und nun weine nicht, mein Liebling, ich darf nicht länger zögern, leb' wohl!"

„Die heilige Jungfrau beschütze Dich!" — In demselben Augenblicke verklangen die letzten Töne des Mazur, Stimmengewirr und lustiges Lachen ertönte lauter, und dann verkündeten zwölf dröhnende Schläge die Mitternacht.

Auf dem Hofe ist kein Mensch zu sehen, die zahlreiche Dienerschaft ist, soweit sie nicht in den Festräumen gebraucht wird, in der Küche beschäftigt; ist es doch keine Kleinigkeit, in wenig Stunden ein reiches Mahl für so viele Personen herzurichten; aber welcher Koch wäre im Carneval nicht auf solche Ueberfälle vorbereitet!

An den weiten Stallungen vorüber schreitet der Fremde bis zum anderen Ende des Hofes, wo er die Thür eines Holzschuppens öffnet. Ein freudiges Wiehern tönt ihm entgegen, aber ein kurzer, warnender Laut seines Herrn läßt das Thier augenblicklich verstummen; schmeichelnd nur reibt es den Kopf an der Schulter des Mannes. Dieser nimmt ihm den Mantel ab, womit er es vorsorglich bedeckt hatte, und streicht liebkosend über die glänzend schwarze Haut des edlen Pferdes, dann führt er es über den Hof bis vor das Thor, — es ist verschlossen! „Teufel," murmelt der junge Mann, „das fehlt noch!" Mit schnellem Blick mißt er die Höhe der Mauer, — da hinüber kann kein Pferd! Aber zehn Schritte weiter, die kleine Pforte, sie ist nur verriegelt. Also doch nicht gefangen! —

Inzwischen hat die alte Fürstin vergeblich nach ihrer Enkelin ausgeschaut, unmuthig, denn sie zürnt Aniela. Endlich schickt sie einen Pagen, seine junge Herrin zu suchen. Auch der Woywode scheint zornig, als er zu seiner Mutter kommt mit der Frage: „Wo ist Aniela?"

Da legt sich schüchtern eine Hand auf seinen Arm:

„Hier bin ich, Vater."

„Warum tanztest Du den Mazur nicht?" fragt die Fürstin streng.

„Ich war so müde, Großmutter."

„Müde," wiederholt die Greisin, und es klingt Spott und zornige Verachtung aus diesem einen Wort, „müde!" lacht sie schrill und höhnisch, „wann wäre eine echte Polin müde, wenn Mazur getanzt wird? Aber das ist das träge Blut Deiner Mutter, welches in Deinen Adern fließt."

Das gesenkte Haupt des jungen Mädchens richtet sich jäh auf, und in den sanften Kinderaugen blitzt der Zorn, wie sie die Fürstin stolz anschaut: „Großmutter, schmähen Sie die Todte nicht, Sie haben kein Recht dazu! Und außerdem, — ich tanzte nicht, weil ich nicht wollte!"

Aus dem Gesicht der alten Frau ist plötzlich aller Unmuth verschwunden. Sie sieht Aniela lächelnd an:

„So mag ich's leiden, das ist mein Blut! Hab's nicht so bös gemeint, Täubchen! Und nun noch ein freundlich Gesicht, sieh, dort kommt Fürst Budry."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Aschermittwoch ist angebrochen, und ein fahlgrauer Winterhimmel scheint die ganze Welt in ein Büßergewand hüllen zu wollen. So weit das Auge reicht, alles todt, öde, selbst der Sturm, der lustige, nimmermüde Geselle, ist eingeschlafen. Lautlos wirbeln feine weiße Flocken vom Himmel und verschleiern die Fernsicht.

Am Waldessaum entlang schreitet Aniela, hastig, und zuweilen sich scheu umblickend, ob auch niemand ihr folge. Ihr zur Seite mit bedächtigem Schritt, Sultan, ihr Lieblingshund und steter Begleiter. Noch eine Biegung des Weges, dann muß sie das Kreuz vor sich sehen. Da hebt Sultan den mächtigen Kopf und horcht, will dann mit gesträubtem Haar vorwärts stürzen, aber ein Wort seiner Herrin hält ihn zurück. Noch wenig Schritte, da steht sie vor dem Manne, dem ihr ganzes Herz gehört, da umschließen sie seine Arme, als wollte er sie nimmer lassen. Und dann sitzen sie unter dem Kreuz auf der Moosbank und fühlen keine Kälte, haben sich so viel zu sagen und sprechen doch gar wenig. Aber die Zeit versliegt, und es muß geschieden sein!

„Weine nicht, mein armes Lieb! Der Sommer vergeht gar schnell, und wenn der erste Schnee fällt, bin ich längst bei Dir, hier unter dem Kreuz, — willst Du mich erwarten?"

„O ich will! Alle Tage komme ich hierher, an Dich zu denken, die Zeit zu verträumen. Wärest Du erst zurück! Mir ist so bang, so sterbenstraurig."

Ihre blauen Augen schwimmen in Thränen, und das junge Herz zittert in nie gefühltem, heißem Weh.

Endlich macht sich Stefan frei von den ihn umschlingenden Armen, noch einen Kuß, einen letzten! Dann ein kurzes Pfeifen, worauf sein Rappe freudig wiehernd herbeitrabt. Der Reiter schwingt sich hinauf, und keines Wortes mächtig schwenkt er die Czapka zum letzten Gruß. — „Halt, Stefan! Den Sultan nimmst Du mit, er ist stark, stärker als ein Wolf und wird Dich beschützen. Geh' Sultan, geh' mit!"

Zögernd steht das treue Thier und schaut auf seine Herrin, dann zu dem Fremden. Er läuft eine Strecke mit, kommt winselnd zurück, als könne er sich nicht trennen, aber er muß gehorchen und dem Reiter folgen. Aniela steht und schaut ihm nach, bis der wirbelnde Schnee den Geliebten in undurchdringliche Schleier gehüllt, dann sinkt sie schluchzend vor dem Kreuze nieder. „O, Du Allmächtiger, führ' ihn glücklich zurück!" — —

Wie träge die Tage dahinschleichen! Aniela zählt die Wochen, die vergehen müssen, bis es Sommer und dann wieder Winter geworden. — Fürst Budry ist ein häufiger Gast im Schlosse, spielt mit dem Woywoden, hört geduldig die Erzählungen der Großmutter an, aber seine Gedanken sind nur bei Aniela, — was jeder sieht, nur sie selbst nicht, aber das glaubt niemand. Ihr jetzt so träumerisches Wesen, das Erschrecken und Erröthen wenn sie angeredet wird, — was könnte das anderes sein, als eine stille Liebe? Am glücklichsten darüber ist die Fürstin, kann sie doch jetzt an seinem Enkel sühnen, was sie einst an dem geliebten Mann verschuldet. Und sie hat sich nicht getäuscht, es kommt der Tag, wo er sie zur Vertrauten seiner Liebe macht und um ihre Fürsprache bittet. Merkwürdig, der stolze, ungestüme Mann, er fühlt sich dem kleinen Mädchen gegenüber so unsicher! — Aniela hört sie an mit bebenden Lippen und stockendem Athem.

„Schicken Sie ihn fort, Großmutter, denn ich liebe ihn nicht." Die Alte starrt sie ungläubig an, — einen Budry nicht lieben, scheint ihr unmöglich. Dann redet sie ihr zu, erst in Güte, dann streng, aber vergebens, Aniela beharrt bei ihrem Ausspruch: „Ich liebe ihn nicht, schicken Sie ihn fort!"

„Als ob das nur so ginge! Dein Vater gab dem Fürsten sein Wort und wird Dich zwingen."

Ein jähes Erschrecken malt sich auf Aniela's Zügen.

„Mich zwingen? Das darf nicht sein, ich gab einem anderen mein Wort und werde es halten."

Mehr ist aus ihr nicht herauszubringen.

Arme Aniela! Nun kommen schlimme Tage, denn der Woywode kennt keinen anderen Willen, als den eigenen. Aber Fürst Budry will eine Frau, die ihn liebt, er will warten, geduldig warten, bis sich ihr Herz ihm zugewandt, will sie nur zuweilen sehen und um ihre Liebe werben, — von einem Nebenbuhler erfährt er nichts! Grollend fügt sich der Woywode, aber unter einer Bedingung, — ist jener Unbekannte, dessen Namen ihr selbst kein Zornesausbruch des Vaters entreißen kann, über ein Jahr nicht zurückgekehrt, so heirathet Aniela den Fürsten, das muß sie feierlich geloben. Lange sträubt sie sich dagegen, aber es hilft ihr nichts, sie muß sich fügen.

In sechs Monaten wollte Stefan zurückkehren, sie hat also noch sechs Monate Frist, für den Fall, daß er länger ausbleibt. Und doch, sie weiß nicht warum, aber eine unsägliche Angst preßt ihr das Herz zusammen.

So vergeht der Winter. Die Moosbank unter dem Kreuze hat ihre Schneedecke verloren, die dunkeln Tannen des Waldes stecken frischgrüne Lichter auf, und die weite Steppe prangt im vollsten Frühlingsschmuck. Viele Stunden verträumt Aniela nun unter dem Kreuze; den Blick in die Ferne gerichtet, begleitet sie den Geliebten auf seinem Wege durch fremde Länder und zittert vor erträumten Gefahren. Wie langsam schleicht doch die Zeit, wäre nur erst der endlose Sommer dahin, mit dem ersten Schnee wollte er ja zurückkommen! —

Aber auch der Fürst leidet. Je hoffnungsloser seine Liebe scheint, desto mehr wächst sie und wird zur unheilvollen Flamme, zur Leidenschaft, die ihn verzehrt. Er denkt an keine Heimkehr mehr, er will Aniela als Gattin, auch wenn sie ihn nicht liebt. —

Endlich, endlich ist der Sommer vorüber, endlich fallen die ersten gelben Blätter! Mit fiebernder Ungeduld zählt Aniela die Tage, und je näher der Winter rückt, je mehr steigt die zitternde Unruhe ihres Herzens. —

Bleigraue Wolken decken den Himmel, und der Wind singt eine sonderbar klagende Weise. Es ist Allerseelen. Da fallen die ersten weißen Flocken — — Mit hochklopfendem Herzen eilt Aniela hinaus zum Kreuze, jetzt muß er ja kommen! Aber der Tag vergeht wie alle anderen, — kein Hufschlag, kein freudiges Bellen tönt an ihr Ohr. — Und wie dieser Tag, vergehen noch viele in unnennbarer Qual! Ihr rosiges Gesicht ist schmal und blaß geworden, und um die großen Augen lagern sich dunkle Schatten. Das frohe Kinderlächeln, sie hat es verlernt, und statt dessen zittern jetzt häufig Thränen in den Augen. — Des Woywoden Gesicht beginnt sich aufzuhellen, da der unbekannte Freier auszubleiben scheint, aber die Großmutter sieht besorgt aus, denn ihren scharfen Augen entgeht die Veränderung nicht, welche mit der Enkelin vorgeht. Wenn sie ihre Schönheit verliert, so wird sich vielleicht der Fürst zurückziehen, fürchtet die Alte. Aber sie kann unbesorgt sein, Fürst Budry denkt an keinen Rückzug! — —

Wie grauenvoll schnell nun plötzlich die Zeit versliegt! Aniela kann nicht mehr zum Kreuze hinaus, tiefer Schnee deckt alle Wege; eisi eisiger Nordost braust über die Steppe dahin und Wölfe machen selbst bei Tage die Gegend unsicher. —

Das Christfest ist vorüber, der Carneval beginnt und bringt neue Foltern für das arme, gequälte Herz. Nur wenige Wochen noch, dann ist sie die Braut eines anderen! Von früh bis spät sitzt sie am Fenster und starrt in die öde Winterlandschaft hinaus, und wenn der Schatten eines lebenden Wesens sich in der Ferne auf dem Schneefelde zeigt, so springt sie auf, das Herz klopft hörbar, — aber es ist nichts, immer nichts, kein Stefan naht ihr.

So vergeht ein Tag nach dem anderen, und Aniela's fiebernde Unruhe wandelt sich in dumpfe Verzweiflung. So kommt Fastnacht heran, ihr Verlobungstag!

Aniela hat sich ihrem Vater zu Füßen geworfen und um Gnade gefleht, nur einen Monat Frist, nur wenige Tage noch, — vergebens! —

Die Zofen schmücken sie mit einem weißen, silbergestickten Brautkleide und flechten in ihr Haar das funkelnde Diadem, das Geschenk der Großmutter.

Sie schickt die Gespielinnen und Dienerinnen fort und ist nun endlich allein, für wenige Stunden noch. Das Schloß ist voll von Gästen, kein Wunder, es gilt ja das Verlobungsfest der einzigen Tochter des mächtigen Woywoden!

Aniela hört von dem allen nichts, für sie ist die Welt versunken. Sie sitzt vor dem lodernden Kaminfeuer und starrt in die Flammen, in ihrem Kopfe giebt es nur noch einen Gedanken: Heute noch soll sie die Braut eines anderen sein, während Stefan vielleicht todt in fremder Erde liegt, oder, — — wenn er doch noch käme! Bei dem Gedanken springt sie auf, ein verzehrendes Feuer rast in ihren Adern, sie preßt die glühende Stirn an die kalten Fensterscheiben und starrt hinaus auf die leuchtende Schneedecke. „Da drüben, das ist der Wald und dort steht auch das Kreuz, unter welchem ich ihn erwarten sollte!" Sie preßt die kleinen Hände gegen die hämmernden Schläfen, — wie konnte sie nur so vergeßlich sein und ihn warten lassen! Sie muß hinaus, gleich!

Aber nicht durch die große Vorhalle, dort ist ja ihr Vater und wird sie festhalten. Nein, niemand soll sie halten, sie muß fort, durch die Zimmer ihrer Mutter, dann die schmale Treppe hinab und den Gang, welcher ins Freie führt. Aber schnell, ehe man kommt, sie zu holen. Jetzt ist sie draußen, fühlt nicht die eisige Nachtluft, nicht die Schneeflocken, welche der Sturm ihr ins Gesicht treibt. Lautlos, wie ein Gespenst, gleitet sie über den Hofraum dahin, dann, durch die kleine Pforte ins Freie gelangt, schlägt sie den Weg zum Walde ein. Da wirft sich der Sturm ihr entgegen, bläst ihr schweres Gewand auf, wie ein Segel und raubt ihr den Athem. Was will er, hat er Mitleid mit dem armen Kinde? Aber Aniela trotzt seinem Drängen; mit der Kraft der Verzweiflung arbeitet sie sich durch den tiefen Schnee bis zum Walde. Da steht das Kreuz, nun ist sie gerettet! Mit zitternden Knieen sinkt sie zu Boden, das Haupt mit dem schweren Diadem beugt sich herab; sie will beten und vermag es nicht, in ihrem armen Kopfe klopft und hämmert es, und die Gedanken wirbeln darin herum wie Schneeflocken. So bleibt sie bewegungslos, lange, lange. — —

Eine Flocke nach der anderen senkt sich auf das schimmernde Gewand, bis auch der letzte Silberflitter erloschen. Der Sturm erinnert sich eines alten, süß schmeichelnden Wiegenliedes und singt es leise, ganz leise — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ueber die weite Steppe daher fliegt ein Reiter. Er spornt sein müdes Roß zu rasender Eile, und in mächtigen Sätzen, bald vor, bald neben ihm, ein Hund. Vor dem Kreuze zieht er grüßend die Czapka und stürmt vorbei. Nicht so sein Gefährte, er bleibt zurück beim Kreuz, erst zögernd, dann plötzlich ein seltsames Geheul ausstoßend. Nun fliegt er wie ein Pfeil dem Reiter nach, springt hoch an dem Pferde hinauf, sodaß sich das erschreckte Thier wild aufbäumt und der Reiter nur mit Mühe im Sattel bleibt. Zornig hebt er die Peitsche, um sie auf dem Rücken des Hundes niedersausen zu lassen. Aber das Thier weicht aus und läuft kläglich heulend ein paar Schritte zurück, bleibt stehen und sieht, ob sein Herr ihm nicht folgt, dann kehrt er winselnd zum Kreuze zurück. Der Reiter hat kopfschüttelnd sein Pferd gewandt, ungeduldig über die Verzögerung. Nun ist auch er beim Kreuze angelangt, steigt ab und schaut verwundert dem Hunde zu, welcher eifrig im Schnee scharrt. Wie seltsam das flimmert und leuchtet! Er bückt sich und tastet mit der Hand, — das ist kein Schnee! Sein Herz hört plötzlich auf zu schlagen, — er fühlt eine kleine, eiskalte Hand in der seinigen und jetzt, — ein furchtbarer Schrei durchzittert die Luft, — Aniela! seine Aniela, todt, erfroren! In wahnsinnigem Schmerze wirft er sich neben der Geliebten in den Schnee, und ein Schluchzen, ein dumpfes Stöhnen entringt sich seiner Brust. Aber nur wenige Minuten dauert diese Schwäche, dann ermannt er sich, nimmt die starre, leblose Gestalt in seine Arme und schwingt sich damit auf das Pferd, und das edle Thier trägt die doppelte Last, als kenne es keine Müdigkeit. Die Zähne des Reiters knirschen vor Ingrimm, als die festlich erleuchteten Fenster des Schlosses vor ihm auftauchen.

Eine Schar Männer mit Fackeln kommt ihm entgegen. Sie sind ausgezogen, die Entflohene zu suchen. Nun sehen sie den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Reiter und das wehende weiße Gewand und wollen ihn anhalten, er aber stürmt an ihnen vorbei, in den Schloßhof hinein. Dort gleitet er mit seiner Last vom Pferde herab und trägt die leblose Gestalt der Geliebten, von dem winselnden Sultan gefolgt, in die Festhalle, mitten zwischen den schreckensbleichen Gästen hindurch. Drohend tritt ihm der Woywode entgegen, will die Geliebte aus seinen Armen reißen, aber ein furchtbarer Blick aus den Augen des Fremden trifft ihn.

Erst in ihrem Schlafgemach übergiebt der Fremde die leblose Gestalt den Dienerinnen und überwacht selbst die Wiederbelebungsversuche. Aber es ist zu spät; die starren, bleichen Lippen werden nie mehr lächeln, kein Athemzug hebt die Brust des armen Kindes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr ist vergangen und wieder ist es Fastnacht.

Ueber die winterliche Steppe sprengt ein Reiter und hält auf dem Platze, wo einst das Kreuz gestanden. Jetzt erhebt sich dort eine Kapelle mit dem Grabmal Aniela's, und auch das schmucklose, halb verwitterte Kreuz, sowie die kleine Bank haben Platz darin gefunden. — Lange verweilt der Reiter an diesem Ort, bis auch der letzte Tagesschimmer erloschen.

Tief deckt der Schnee die schlafende Steppe und immer noch rieseln die Flocken hernieder, lautlos, als lauschten sie den süß klagenden Weisen des Windes, die geheimnißvoll klingen, wie uralte Märchen.

Nachdruck verboten.

Körperübung für Mädchen und Frauen.

Von Dr. Fr. Dornblüth in Rostock.

Die neuere Hygiene betont nachdrücklich, daß neben den üblichen Schutzmaßregeln gegen die äußeren Ursachen von Siechthum und Krankheit die Stärkung der im Körper vorhandenen und zu erzeugenden Widerstandskräfte nicht zu vernachlässigen sei; sie sei oft zuverlässiger als jene, weil sie, immer wachsam und bereit, auch dann in Thätigkeit trete, wenn jene versagen. Darauf beruht die allgemein bekannte Thatsache, daß von vielen Menschen, welche der gleichen Ansteckungsgefahr oder anderen Krankheitsursachen ausgesetzt sind, immer nur ein oft recht kleiner Theil erkrankt. Cholera, Typhus und Diphtherie, wie jede Erkältungskrankheit, liefern die unbestreitbaren Beweise.

Jedermann weiß, daß gute und reichliche Nahrung keinen gesunden und kräftigen Leib erzielt, wenn sie nicht ordentlich verdaut, dem Blute angeeignet und von den arbeitenden Organen aufgenommen und verwendet wird.

Die beste Luft in unseren Wohnungen und Sommerfrischen, am Meer und im Gebirge kann uns wenig nützen, wenn unsere Lungen sie nicht in gehöriger Menge aufnehmen, wenn das Blut nicht den nöthigen Sauerstoff einsaugt und den Organen zuführt, andererseits aber die durch deren Arbeit erzeugte Kohlensäure nebst Ermüdungsstoffen wegschwemmt und durch die Absonderungs-Organe aus dem Körper entfernt.

Die Arbeit der Muskeln, deren Zusammenziehungen unseren Körper und seine Theile bewegen, entsteht durch Verbrennung von aus der Nahrung stammendem Kohlenstoff und Wasserstoff mit eingeathmetem und durch das Blut ihnen zugeführtem Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser; mit der Bewegung entsteht zugleich Wärme, und in der nachfolgenden Ruhe gewinnt der Muskel an Masse und Kraft. Die Muskelübung steigert demnach die Fähigkeit, Lasten zu bewegen, Widerstände zu überwinden, und erhöht dauernd die Eigenwärme des Organismus, die ihn befähigt, Wärmeverluste, Abkühlung und Erkältung zu ertragen und zu überwinden. Muskelschwache und mangelhaft erwärmte Menschen sind aber nicht nur Erkältungskrankheiten, sondern auch Krankheit erzeugenden Bacterien zugänglicher und leichter verfallen. Mit Steigerung der Muskelkraft und des krafterzeugenden Stoffwechsels werden zugleich Abwehrstoffe erzeugt, die den eindringenden Krankheitskeimen bekämpfend und vernichtend entgegentreten.

Wie durch Uebung unsere Sinne scharf und geschickt werden, so macht Uebung unsere Bewegungs-Organe stark und willfährig, den durch das Nerven-System ihnen zugeleiteten Befehlen des Geistes in Maß und Schnelligkeit zu gehorchen. Wie das Kind nur durch Uebung lernt, die zappelnden Bewegungen seiner Glieder zu beherrschen, um endlich Arme und Hände zum Ergreifen und Führen der Gegenstände, wie schließlich zu den wunderbarsten Handfertigkeiten, die Beine zum Stehen und Gehen, zum Laufen, Hüpfen und Springen, zum rhythmischen Marsch und Tanz zu gebrauchen, die begleitenden, unbeabsichtigten Mitbewegungen, wie Gesichtsverzerrungen und Athmungsstörungen, auszuschließen, so macht Uebung den Geist zum Herrn des Leibes und stärkt rückwirkend ihn selbst, indem sie ihm ein gehorsames und brauchbares Werkzeug schafft.

Muskelarbeit, indem sie Stoffe verbrennt, die Wärme und Bewegungskraft erzeugen, nöthigt und befähigt die Organe der Verdauung und Blutbereitung zu größerer Thätigkeit, erregt das Herz zu kräftigeren Schlägen, um den stärkeren Bedarf an Blut zuzuführen, und zwingt die Athmung zu tieferen und schnelleren Athemzügen, um genügend Sauerstoff herbei- und Kohlensäure fortzuschaffen. Alle geübten Organe werden stärker und erzeugen durch ihr harmonisches Zusammenwirken jenes Wohlgefühl, das den durch Uebung seiner Kräfte leistungsfähigen Körper durchdringt und mit Lebenslust erfüllt.

Deshalb verlangt die Erziehungskunst aus gesundheitlichen und nationalen Gründen für die gesammte Jugend, nicht bloß für den Theil derselben, der zur Erwerbung seines Unterhalts vorzugsweise auf seine Körperkräfte angewiesen ist, Ausbildung und Pflege des Leibes neben der des Geistes. Denn durch sie wird der Körper zu einem willigen und starken Diener des Geistes erzogen, der diesen für höhere Aufgaben frei macht, statt durch des Fleisches Schwäche ihn zu fesseln. Was aber der Jugend durch Körperübungen gewonnen wird, das soll freiwillig erhalten und weiter gebildet werden, denn auch von Gesundheit und Kraft darf man sagen:

„Erwirb sie, um sie zu besitzen."

Und brauchen etwa das Mädchen, die Jungfrau und Frau weniger einen dem Geiste unterthanen, gesunden, kräftigen und ausdauernden Körper als ihre Brüder und Männer? Selbst die verhältnißmäßig geringe Anzahl, der es beschieden ist, ohne große Anstrengungen und Leistungen durchs Leben zu gehen, kann Gesundheit, das höchste der Güter, und volle Lebensfreudigkeit nur durch übende Arbeit erringen.

Mit Recht hat die Erziehungskunst als bestes und zur harmonischen Ausbildung von Leib und Geist vorzüglich geeignetes Mittel, das deutsche Turnen, unter die allgemein verbindlichen Unterrichtsfächer aufgenommen. Denn es ist so reichhaltig in seinen Uebungen für alle Körpertheile, so anschmiegend an alle verschiedenen Kräftezustände und -Anlagen, so entwicklungsfähig in verschiedenen Richtungen, so befriedigend in sich selbst, durch die bloße Ausführung, wie keine andere Art von Körperübungen. Es ist auch besonders geeignet zur Vorstufe und Vorschule für die verschiedenartigen Bewegungsspiele und deren sportsmäßige Ausübung, deren Siegeszug durch die deutschen Gaue am besten zeigt, wie sie unserem Volke naturgemäß sind.

So wesentlich die Pflege der Leibesübungen durch Gemeinsamkeit gefördert werden kann, so wichtig ist es, daß für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Uebenden berechnete Maß der Kräfte-Aufwendung den vorhandenen Kräften anzupassen. Dazu dienen Uebungsgruppen und Uebungsstufen für verschiedene Altersklassen, für Kinder, Heranwachsende und Erwachsene, für Knaben und Mädchen u. s. w.. auch für Schwächliche und mit gewissen Krankheitsanlagen Behaftete, denen oft durch genügende Uebungen größere Leistungsfähigkeit und sogar verhältnißmäßige Gesundheit geschaffen werden kann.

Mädchen und Frauen sollten umsoweniger von den Wohlthaten des Turnens ausgeschlossen werden, als sie vorzugsweise mancherlei Krankheiten ausgesetzt sind, die von mangelhafter Energie des Stoffwechsels infolge zu geringer Muskelthätigkeit begünstigt werden. Auch jene Nervenschwäche, die in den mannigfaltigen Erscheinungen der Nervosität und Neurasthenie eine Hauptplage unserer Zeit geworden ist, entwickelt sich am ehesten, wo der Wille nicht Herr geworden ist des Fleisches, und ist durch angemessene Uebung des Bewegungs-Apparates mit zu bekämpfen. Das bereits erkrankte Nerven-System allerdings bedarf, wie jedes andere kranke Organ, zunächst der Ruhe, um, — wie der körperlich Schwache und Darbende, — erst die Grundlagen der Kraftentwicklung wieder zu gewinnen und alsdann erst durch vorsichtig geordnete und abgemessene Uebungen wieder zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit geführt zu werden.

Besonders vorsichtige und ängstliche Mütter fürchten wohl noch hier und da, daß ihre Töchter durch das Turnen große Hände und Füße, ungeschlachte Glieder mit schwellend vortretenden Muskeln, kraftstrotzende, aber schwerfällige Bewegungen sich aneignen könnten. Diese Furcht ist ganz unbegründet: jede Turnstunde und jedes Schauturnen in einer Mädchenschule kann sie vom Gegentheil überzeugen, und wenn sie jugendliche Tänzerinnen beobachten, so werden sie unschwer herausfinden, daß gute Turnerinnen durch Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen sich auszeichnen. Denn die Muskelübung giebt ihnen eben jene vollkommene Sicherheit und Zierlichkeit der Bewegungen, das Maßvolle des nicht zu viel und nicht zu wenig, von dem der Dichter sagt:

„Nur die vollendete Kraft giebt die vollendete Anmuth."

Unter solcher Furcht sind die Kraftübungen aus dem Mädchenturnen, vielfach mehr als gut ist, zurückgedrängt worden. Frei-Uebungen sollen die Gelenke beweglich, Ordnungsübungen und Reigen die Bewegungen anmuthig und leicht machen. Daß diese Art Turnen den Mädchen, die auch nach Kraftübung und Abwechslung verlangen, das ganze Turnen verleidet und sie veranlaßt, unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden sich davon dispensiren zu lassen, jedenfalls mit der Schule auch dem Turnen für ewig Lebewohl zu sagen, darf der falschen Methode zur Last gelegt werden. Die in Mädchenschulen und sogar von Turnlehrer-Bildungsanstalten vielfach bevorzugten Ordnungsübungen sind oft mehr Gedächtniß- als Körperübungen, und nichts weniger als geeignet, zwischen und nach anderen Unterrichtsstunden zu entlasten und zu erfrischen. Das Stehen und Gehen, sowie die Kunstschritte der Reigen und Tänze werden erst dann leicht und schön, wenn durch Hüpfen, Springen und andere Muskelübungen die Gelenke beweglich und die Glieder frei geworden sind: dies bewirken aber richtig ausgewählte Geräthübungen leichter, schneller und wegen der Abwechslung und merkbaren Fortschritte weit angenehmer als die Frei-Uebungen.

Selbstverständlich sind vom Turnen der Mädchen und Frauen alle eigentlichen Kraft- und Kunststücke, Voltigir-Uebungen und dergl. m. ganz ausgeschlossen. Die Hang- und Schwingübungen an den Ringen und Recken, ferner Rundlauf, sowie einfachere Stützübungen und leichtere Kletterübungen an Leitern und Stangen gewähren eine reiche Fülle von Uebungsstoff. Bei sämmtlichen Uebungen der Mädchen und Frauen ist aber bedingungslos auf gute Körperhaltung und leichte Ausführung zu halten: eine Forderung, welche dazu zwingt, das jeweils vorhandene Kräftemaß niemals voll in Anspruch zu nehmen und noch weniger zu überschreiten.

Durch solche Anordnung des Turnens werden in der That Muskeln und Gelenke so kräftig, geschmeidig und der leisesten Willensregung unterthan, daß Haltung und Bewegung dies unverkennbar wiederspiegeln: das aber ist es, was bei gehöriger Geistesbildung der weiblichen Erscheinung Anmuth und Würde verleiht, denn nur in einem Körper, der allen Regungen eines edlen Geistes willig und leicht folgt, kann dieser voll zur Erscheinung kommen.

Vor nicht langer Zeit ist in Bezug auf die beabsichtigte Reform der Frauenkleidung gesagt worden, die Stütze des Rückens (durch Stahlstangen) sei dem weiblichen Körper wegen der Schwäche seiner Muskeln unentbehrlich! Nun, das Turnen ist geeignet, solche Schwäche, die man bei Kindern doch nicht bemerkt, gar nicht aufkommen zu lassen, sie aber schnell zu beseitigen, wenn sie durch Vernachlässigung der Muskeln mit Hülfe des Corsets herangezüchtet ist. Junge Mädchen und Frauen, die ihre Streckmuskeln nicht vernachlässigt haben, verschmähen, — wie mich reiche Erfahrung gelehrt hat, — jene Zwangsstütze und erfreuen sich ohne solchen, gleichsam den Krustenthieren abgelernten Panzer, jener Freiheit und Leichtigkeit der Haltung und der Bewegungen, die in den schlanken und biegsamen Hüften so anmuthig zur Erscheinung kommt.

Wenn wir nun das Turnen als Schule der Muskel- und Nervenkräfte, die doch auch an und für sich im Leben nicht unnütz sind, als bestes Förderungsmittel der Gesundheit und Widerstandskraft, als Erziehungsmittel zu Schönheit und Anmuth, wie als Erreger reinster Lebensfreude ansehen dürfen, so ist die Nothwendigkeit regelmäßigen Turnunterrichts für alle Mädchenschulen, hohe wie niedere, damit außer Zweifel gestellt: wer seine Töchter dem Turnen entzieht, beraubt sie nicht nur einer Wohlthat für ihr ganzes Leben, sondern enthält ihnen eine der sichersten Grundlagen der Gesundheit, der Leistungsfähigkeit und der Widerstandskraft gegen schädliche Einflüsse vor.

So wenig aber die Geistesbildung mit der Schule abgeschlossen sein soll, ebensowenig darf die körperliche Erziehung damit als fertig angesehen werden. Wo die eigentliche Schule aufhört, sollen einerseits Fortbildungsschule und Seminar, andererseits freie Vereinigungen einsetzen. Besser als Lawn-tennis- und Radfahr-Clubs ꝛc., die ohnedies immer nur einzelnen Bevorzugten zugänglich sind, eignen sich Vereinigungen zu gemeinschaftlichem Turnen zur Fortbildung der körperlichen Erziehung, zur Festigung von Gesundheit und Lebensfreude. Die überall vorhandenen Turnhallen werden sich gern den Turnlustigen öffnen, die ja, indem sie am eigenen Wohl arbeiten, nicht weniger als die Knaben auch im Spiel fürs Vaterland streben, denn, um kräftige Männer zu erziehen, sind, wie das berühmte Gutachten der elsaß-lothringischen Sachverständigen-Commission für das Schulwesen ausspricht, starke und gesunde Frauen nöthig, oder mit anderen Worten: Wer seiner eigenen Vervollkommnung, der leiblichen wie der geistigen, zustrebt, der arbeitet zugleich für das allgemeine Wohl des Volkes und Vaterlandes, und weder Erfolg noch Freude daran werden ihm fehlen!

Nachdruck verboten.

Ein neuer Prophet.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

In einer kleinen Sackgasse an einem abgelegenen Boulevard der Stadt Paris kann man seit einigen Wochen ein ganz seltsames Treiben sehen: dunkelfarbige, Turban tragende Männer im weißen Burnus, Jünglinge in hellblauen, türkischen Hosen, den rothen Fez auf dem Haupt, eine bunte Schärpe als Gürtel, gehen dort ein und aus und verschwinden lautlos in einem großen Hausthor. Sie grüßen sich nach Sitte der Muhammedaner und sprechen, obgleich sie alle französisch verstehen, hauptsächlich arabisch. Steigt man mit ihnen die Treppe hinauf, so sieht man sie durch ein Vorzimmer in einen einfach möblirten Raum treten. Dort empfängt sie mit schlichter Höflichkeit ein gleichfalls weiß gekleideter Mann im Turban. Sein heller Teint jedoch unterscheidet ihn von seinen orientalisch braunen Genossen, und er spricht ausschließlich französisch mit ihnen. Hat er diesem eine Empfehlung oder einen Rath gegeben, dem anderen eine Bittschrift aufgesetzt, so greift er in den freien Augenblicken zu Bibel oder Koran und läßt sich mit seinen europäischen Besuchern, — und deren hat er viele, — in ein Gespräch über religiöse Dogmen, Auslegung der Offenbarung, die Natur der Seele, über die Zukunft des Islams und Frankreichs ein.

Dieser Mann, den ich an einem Sonntag Vormittag in seiner Häuslichkeit, von ausgedienten, algerischen Soldaten, jungen arabischen Gelehrten, Pariser Journalisten und einem muhammedanischen Diener umgeben, fand, ist der Doctor der Medicin Grenier, Abgeordneter für Pontarlier in der französischen Kammer.

Seine seltsame Erscheinung hat den Parisern vollauf Stoff zum Staunen, Lachen und auch Spotten gegeben. Die Kinder auf der Straße sind seinem weißen Mantel nachgelaufen, die Erwachsenen haben ihn angestaunt, wenn er seine Fußwaschungen am Seine-Ufer vornahm; im Abgeordnetenhaus machten sich die Collegen den kindlichen Spaß, bei Dr. Grenier's Erscheinen: „Allah, Allah," zu rufen.

Die großen Boulevards sahen ein lächerliches Spielzeug auftauchen, das den muhammedanischen Abgeordneten beim Gebet, — jedoch in etwas profaner Umgebung, — darstellte. Die Witzblätter machten ihn zu ihrem Eigenthum; er war ihnen „der Mann mit den reinen Füßen", der, um zum Ziel zu kommen, „reinliche" Mittel angewendet hatte. Endlich tauchte er im diesjährigen Carnevals-Zug auf; der junge Mann, der ihn darstellte, warf sich mit großen, übertriebenen Gesten auf dem Wagen, der ihn trug, zu Boden, und die Pariser Menge fand den weißen Turban-Mann sehr amüsant.

Dr. Grenier darf wohl auf eine höhere Schätzung Anspruch machen. Interessant ist dieser etwa 35jährige Franzose, dieser Gelehrte und Arzt, der sich zum Islam bekehrt und dann seine Kammerwahl durchgesetzt hat, sicherlich zu nennen. Schon das seelische Problem, das er verkörpert, ist außergewöhnlich.

Er hat sich liebenswürdiger Weise ein wenig über die Motive, die ihn bei seinem Glaubenswechsel bestimmt, äußern wollen. Kindheits-Erinnerungen scheinen einen gewissen Antheil daran zu haben. In der Familie Grenier, die Pontarlier bewohnt, hat eine Muhammedanerin als Dienstmädchen gelebt. Diese „Dinah", die den Dr. Grenier, als er ein Kind war, pflegte, die ihre Gebete vor ihm verrichtete, brachte zuerst dem französischen Knaben den Islam nahe. In seiner Einbildungskraft dadurch angeregt, begann er früh für alles Orientalisch-Muselmännische sich zu interessiren.

Familien-Beziehungen in der französisch-muhammedanischen Colonie Algier verstärkten dieses Interesse. Ein Bruder des Dr. Grenier war dort beim Militär; so machte es sich, daß der eine der Brüder den anderen in seiner kleinen Garnison, — ich glaube mehrfach, — besuchte. Nach und nach, vielleicht von religiösen Zweifeln gequält, von sittlichen Problemen gedrängt, als junger Arzt noch mitfühlend und oft rathlos dem großen, menschlichen Leiden gegenüber, hat ihn die tiefe Frömmigkeit, die sittliche Festigkeit der Wüsten-Araber, der gläubigen Moslem, gefesselt und zuletzt begeistert. „Je me disais", sind seine Worte, „qu'il y avait là peut-être quelque chose de bon."

Dieses „quelque chose de bon" suchte Dr. Grenier durch aufmerksames Studium des Koran, durch Vergleichen mit der Bibel sich zu eigen zu machen. Er ist in Bezug auf den Koran zu folgenden Schlüssen gekommen. Dieses Buch, meint er, giebt die Anleitung zur verständigsten aller Kleidungen; es lehrt ein völlig gesundheitsmäßiges Leben; es hat die muhammedanischen Völkerschaften vor dem Fluch des Alkohols bewahrt; es verlangt die hauptsächlichsten, sittlichen Tugenden von seinen Gläubigen: Gerechtigkeit, Wahrheit und Barmherzigkeit. Der Fanatismus ist darin nicht befohlen. Der Krieg gegen die Ungläubigen ist zu verstehen als ein Kampf gegen die Schlechten, die Ungerechten, Unwahren und Unbarmherzigen.

Als Dr. Grenier zu diesen Ansichten gekommen war,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wurde er Muselmann. Wie er sich mit der durch den Koran gesetzlich erlaubten Vielweiberei abfindet, davon noch später ein Wort. Hier gehen uns vorläufig andere Bestimmungen des Koran und deren Einfluß auf den Abgeordneten von Pontarlier an.

Wenn er sich als Mediciner von der Vortrefflichkeit der arabischen Tracht überzeugt hatte, so war es kein Wunder, daß er sie annahm. Die weiße Tunica aus Shirting, der weiße Burnus aus Wolle über den Tricot-Unterkleidern und dem europäischen Beinkleid, die unser Klima und unsere Sitte fordern, machen sich recht würdig und stehen dem Dr. Grenier, der kein unvortheilhaftes Aeußeres hat, sehr gut.

Das primitive Kleid und der arabische Turban lassen im Gespräch mit dem Gelehrten oft vollkommen vergessen, daß man mit einem Franzosen zu thun hat. Man sieht unwillkürlich in Dr. Grenier einen Primitiven; und wenn er seine Ueberzeugung von der göttlichen Offenbarung des Koran ausdrückt, wenn er es im vollen Ernst ausspricht, Muhammed sei nur eine Wiederverkörperung Christi, unsere Seele sei unsterblich und nur auf die Welt geschickt, um sich in diesem Jammerthal zu läutern, so leistet die Propheten-Tracht Dr. Grenier einen sehr großen Dienst. Wer würde ihm zuhören, wollte er das Gleiche im schwarzen Gehrock und Cylinder sagen?

Die orientalische Tracht dient außerdem auch noch der Propaganda: Dr. Grenier ist nämlich fest davon überzeugt, daß der Islam in Frankreich selbst eine Zukunft hat; er glaubt, in den Massen die Achtung vor dem Koran als der Offenbarung Gottes verbreiten, glaubt, das religiöse Gefühl Frankreichs wieder beleben, die sittliche Kraft seiner Nation durch den Islam wieder heben zu können.

Wie das? Dr. Grenier erklärt, der Koran lehre nichts, was nicht die volle Billigung der exacten Wissenschaften und des kritischen Verstandes enthalte. Eine derartig rationelle Religion aber müsse die Billigung selbst so skeptischer Leute, wie der Franzosen, erhalten und dann auch günstig auf ihre Moral wirken.

Angesichts dieses festen Glaubens fühlte ich mich etwas kleinlaut. Meine koranische Unwissenheit gestattete mir nicht, dem Dr. Grenier eine Stelle des heiligen Buches zu citiren, die mit den Forderungen der Wissenschaft und des Verstandes in besonderem Widerspruch gestanden hätte. Ich entsann mich zwar, daß Muhammed am Anfang seiner Laufbahn einmal bis in den siebenten Himmel gereist war, und zwar so rasch, daß ein Krug Wasser, den er bei seiner himmlischen Abreise umgestoßen, bei seiner irdischen Rückkehr noch nicht ausgeflossen war. Das schien mir wenig rationell, aber ich war nicht ganz sicher, daß dieses Wunder im Koran erzählt sei, und schwieg, — wie ich merkte, zu meinem Heile; denn Dr. Grenier sagte mir gleich darauf im Gespräch, daß man den Koran interpretiren müsse, um ihn recht zu verstehen. Mit Interpretationen geht es nun, wie mit Taschenspieler-Stücken: Wasser wird Wein, eine Uhr löst sich in Goldstaub auf, und ein Cylinder wandelt sich in eine Maus. Greift man zur Interpretation, so ist mir um die Uebereinstimmung des Koran mit dem kritischen Verstande und den exacten Naturwissenschaften nicht bange.

Die Ideen des Dr. Grenier von der unsterblichen Seele, der principiellen Verschiedenheit von Leib und Geist hatten mich, ich gestehe es, vorher etwas stutzig und an seinem Rationalismus zweifeln gemacht. Hat doch Voltaire, der gewaltigste Rationalist der Vergangenheit, sein ganzes Denken, Wollen und Schreiben darauf gerichtet, um als einzig sicheres Wissen den engen Zusammenhang von Geist und Körper einzustellen, um alle kühnen Behauptungen und alle Prophezeiungen von dem Wesen der Seele abzulehnen. Will diese Bescheidenheit vor den wahrscheinlich stets unlösbaren Fragen der Menschheit uns doch gerade als eine Haupterrungenschaft der exacten Naturwissenschaften erscheinen.

Aber eine Bemerkung des Dr. Grenier lehrte mich bald, daß er und ich unter exacten Naturwissenschaften nicht ganz dasselbe verstanden. Er rechnet auch den Spiritismus dazu und sieht in den Geistern, von denen der Koran spricht, einen neuen Beweis von der göttlichen Offenbarung dieses Buches.

Auf metaphysischem und spiritistischem Gebiet geschlagen, — denn ich bin seit zwei Jahren mit dem Gift Voltaire'schen Rationalismus durchtränkt und habe meinem speculativen Denken resolut die Flügel durchgeschnitten, — bat ich nur noch um einen kleinen Streifzug auf ein mir bekannteres Gebiet: die Frauenfrage.

Bereitwillig ging Dr. Grenier darauf ein. Vielleicht ahnte er nicht, welch eine Ketzerin vor ihm saß, und sagte daher alles, was er dachte. Jedenfalls wären wir uns über die Frage der Polygamie fast in den Turban gerathen. Dr. Grenier, ich schicke das voraus, ist selbst verheirathet; er hat eine, nur eine, wie man mir sagte, sehr hübsche, liebenswürdige und gescheidte Frau. Daß ich sie nicht gesprochen, thut mir innig leid, denn ihre Ansichten wären mir als Ergänzung der Ideen ihres Mannes werthvoll gewesen.

Dr. Grenier, der von den Orientalen die freimüthige Art, mit Fremden zu verkehren, angenommen hat, sagte mir ganz unumwunden, daß die Ehe mit einer Frau ihre Vorzüge habe, die Vielweiberei aber nicht absolut zu verwerfen sei. Der Koran, meinte er, gestattet dem Manne vier legitime Frauen, er empfiehlt aber die Einehe, falls der Mann fürchtet, nicht all seinen Frauen gerecht werden zu können.

„Es ist entschieden für den Mann, für den häuslichen Frieden, für die Kinder besser, wenn nur eine Frau da ist," setzte Dr. Grenier hinzu. — „Ei," dachte ich, „und für die Frau? Auf die kommt es wohl gar nicht an?" Ich gab meinem Gedanken laut Ausdruck.

„Ich denke, der Mann soll gütig und gerecht gegen die Frau sein, die unter seinem Schutze zu leben bestimmt ist," antwortete Dr. Grenier.

Auf meinem Antlitz muß sich wohl ein großes Staunen über diese mittelalterlich-orientalische Ansicht ausgedrückt haben; Dr. Grenier bemühte sich seitdem vergebens, mir klar zu machen, daß die gesetzliche Polygamie wahrscheinlich auch noch folgende sociale Rolle zu spielen bestimmt sei:

Erstens, die Klassen einander zu nähern, indem derselbe Mann eine Bäuerin, eine Arbeiterin, eine Bürgerliche und eine Adelige heirathen kann. Zweitens, indem die Frauen, wie ich es manchmal geschmackvoll habe nennen hören, — dadurch „aufgeheirathet" werden und so einem schlimmeren Schicksal entgehen. Hier wurde unsere Debatte lebhaft, und Dr. Grenier's Turban kam in Gefahr. „Herr Doctor," sagte ich, „die Männer können heute zuweilen nicht 'mal eine Frau ernähren, und Sie wollen ihnen vier aufladen? Wo denken Sie hin? Sie leben doch in Frankreich, wo man aus Princip nur kleine Familien hat. Wie wollen Sie dieses ganze nationale Herkommen umändern? Wie wollen Sie die ökonomische Lage der Männer derart bessern? Wie wollen Sie vor allem die Frauen, die sich gerade jetzt als Persönlichkeiten zu fühlen beginnen, wie wollen Sie die in eine so große, so völlige und gesetzlich anerkannte Abhängigkeit vom Manne bringen? Sie haben sich gewiß noch nicht viel mit der Frauenfrage beschäftigt, Herr Doctor."

„Sie scheinen das ja ganz besonders gethan zu haben, Fräulein Doctor", entgegnete der Muselmann, und so doctorten wir eine Weile hin und her, ohne jedoch unserem Kranken, — der Ehe- und Frauenfrage auf vielbeweibter Basis, — Heilung bringen zu können.

Als ich mich verabschiedet und mit einem arabischen Gelehrten, der mich bei Dr. Grenier eingeführt hatte, die stille, sonntägliche Straße hinunterwandelte, verhandelten wir darüber, welche Rolle Dr. Grenier in nächster Zukunft voraussichtlich spielen werde.

„Man hat ihn in Pontarlier gewählt, weil er aus alter, angesessener Familie, dabei als sehr gut und wohlthätig bekannt war. Er hat oft Arme unentgeltlich gepflegt," sagte mein Begleiter. „Sein Einfluß kann ein großer werden, wenn er von Frankreichs zwölf Millionen muhammedanischer Unterthanen oder Schutzbefohlenen als Vertreter ihrer Religion, Moral und ihrer Interessen betrachtet wird. Er ist jetzt schon der Rathgeber derjenigen seiner Glaubensgenossen, die sich über eine Unbill zu beklagen haben. Sie sahen ja, es ging bei ihm, wie in einem diplomatischen Cabinet zu. Außerdem aber kann er durch Verbindung mit der muhammedanischen Colonie in Paris gleichfalls eine Bedeutung erlangen. Diese Colonie steht im Begriff, eine große Kulturbewegung im Orient anzuregen."

Und als ich weiter nach dem Charakter dieses neuen Planes forschte, wurden mir einige Aufklärungen so praktischer, lichtvoller Art, daß es vor meinen Augen wie ein Nebel von der verwickelten, durch Rauch und Blutdampf verhüllten Orientfrage wegglitt und ich dreihundert Millionen Muhammedaner in die Reihen der modernen Kulturentwicklung einrücken sah. Davon jedoch, wenn meine Leser wollen, ein anderes Mal mehr.

Nachdruck verboten.

Zwei Gedichte.

Von P. G. Busse in Antwerpen.

I.

Die letzte Sonne lag im Laub der Bäume,
Und müde schlossen meine Augen sich; —
Auf blauer Barke durch das Meer der Träume
Trieb meine Sehnsucht, und sie suchte — Dich.

Als dann, mit reichem Sternenglanz gesegnet,
Die Nacht sich senkte aus des Ew'gen Hand,
Ist eine and're Barke ihr begegnet,
In der das Sehnen Deiner Seele stand.

II.

Sei nicht so traurig! Du auch wandelst einst
Aus Sturm und Streit zu kühlen Palmengärten;
Die Du ersehnst und bitterlich beweinst,
Die harren Dein im Frieden der Verklärten.

Wenn lichtgesprengt in weißer Vollmondnacht
Purpurne Knospen ihren Duft verbreiten,
Wird stillen Aug's ein Bote höh'rer Macht
Dich durch die Pforten dieses Lebens leiten.

Empor, empor, hoch über Gras und Grund
Trägt Dich sein Flug zu himmlischen Gezelten,
Und voll Erbarmen küßt er Dir vom Mund
Die Leidensspuren weit entschwund'ner Welten.

Nachdruck verboten.

Anton Rubinstein.

Nach dem Gemälde von P. Meyerheim in Berlin.
Siehe Seite 161.

Wer das Glück hatte, Anton Rubinstein spielen zu hören, dem wird der Eindruck, den der vielbewunderte Meister auf ihn machte, für immer unvergeßlich bleiben. Rubinstein wußte nicht allein den Hörer durch die Macht der Töne hinzureißen, er fesselte auch durch seine äußere Erscheinung, ja, man war leicht versucht, das Bild des gewaltigen Beethoven in Rubinstein neu aufleben zu lassen: dieselben wallenden Locken, dieselbe eherne Stirn, dieselben scharfgeschnittenen Gesichtszüge wie bei Beethoven; nur das Auge Rubinstein's blickte anders als jenes des großen Symphonikers. Wenn Rubinstein am Klavier saß, wie sinnend vornübergebeugt, dann schienen die Augen nur nach innen zu schauen, dann vergaß der Künstler die äußere Welt, er lebte nur in den Tönen, ein wahrer Priester seiner Kunst.

Rubinstein wurde am 30. November 1830 als Sohn eines Bleistift-Fabrikanten zu Wechwotynez bei Jassy in Rußland geboren. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm ein großes musikalisches Talent, und seine Mutter, die ihm den ersten Unterricht ertheilte, sah sich sehr bald veranlaßt, einen tüchtigen Lehrer zur weiteren Ausbildung des Knaben heranzuziehen. Die Resultate waren glänzend, bereits im zehnten Jahre konnte der kleine Pianist eine Kunstreise unternehmen, die ihn auch nach Paris führte. Dort hörte ihn Franz Liszt, der die große Begabung des jungen Virtuosen erkannte, ihm jedoch den Rath gab, noch eine Zeitlang in Berlin ernste Studien zu machen, welchen Rath Rubinstein auch befolgte; der ausgezeichnete Theoretiker Professor Siegfried Wilhelm Dehn wurde sein Lehrer.

Nun begann eine Zeit der angestrengten, ernsten Arbeit. Dehn nahm sich seines Schülers sehr an, und seinem Einflusse hat Rubinstein in erster Reihe die Erfolge seiner späteren Compositionen zu danken. Lange sollte der junge Titane den Unterricht Dehn's aber nicht genießen: Als eine Erkrankung des Vaters die Mutter und den jüngeren Bruder Nicolaus nöthigten, nach Rußland zurückzukehren, da ließ sich auch Anton nicht mehr in Berlin halten. Er unternahm eine nochmalige Konzertreise, auf der er auch nach Wien gelangte. Da kam das Jahr 1848 mit seinen politischen Wirren und zwang Rubinstein, ebenfalls in seine Heimat zurückzukehren, er ließ sich in Petersburg zu dauerndem Aufenthalte nieder, und hier entstanden die ersten größeren Compositionen, unter anderem die Opern „Dimitri Donskoi" und „Toms der Narr". Der Name Rubinstein's begann jetzt einen Weltruf zu erlangen, seine Compositionen wurden überall gespielt, seine Lieder gesungen, und er selbst feierte auf seinen vielen Konzertreisen die größten Triumphe.

Ueber seine Compositionen etwas zu sagen, dürfte überflüssig sein; wer gute Musik pflegt, wird sie kennen und schätzen. Die großangelegte Oper „Die Maccabäer", seine Ocean-Symphonie, die dramatische Symphonie, eine prächtige Bratschen-Sonate, sein markiges D-moll-Konzert und seine herrlichen Lieder bezeichnen die Höhepunkte seines vielseitigen Schaffens.

Eine schöne Eigenschaft des genialen Künstlers dürfen wir nicht unerwähnt lassen: er war sehr wohlthätig! Nicht nur, daß er viele angehende Künstler mit Rath und That unterstützte, er machte auch unzähligen Wohlthätigkeits-Anstalten namhafte Geschenke, und in den letzten Jahren seines Lebens spielte er nur noch zum Besten der Letztgenannten. Er starb am 20. November 1894 in Paris in Folge eines Herzschlages.

Nachdruck verboten.

Politik auf dem Lande.

Nach dem Gemälde von Otto Heichert in Düsseldorf.
Siehe Seite 165.

Wie sie dasitzen, die Honoratioren des Dorfes, und die wichtigsten Ereignisse der letzten Tage besprechen. Wie sie die Köpfe zusammenstecken und sich ihre Weisheiten zuflüstern! Ein jeder von ihnen ist überzeugt, daß es in der Welt ganz anders aussehen würde, wenn die Machthaber auf ihn hören und seinen Rath befolgen wollten. Der Schmied, die Verkörperung der rohen Gewalt, ist fürs Dreinschlagen, der Schneider aber straft ihn mit Verachtung, er hält freundliches Zureden für besser. Wenn er zu sagen hätte, wäre der griechisch-türkische Krieg schon längst zu Ende und auch auf Kreta wäre der Friede eingekehrt. Mit den Aufständischen auf Cuba wollte er schon fertig werden, das wäre nicht so schwer! — Aber wie er's machen würde, das verschweigt der Brave wohlweislich.

Der alte Großvater sagt kein Wort. Er schmaucht gemüthlich seine Pfeife und schaukelt sein jüngstes Enkelchen, die Tochter der Wirthin, auf seinen Armen, damit es nicht erwacht. Was versteht er von Politik? Zu seiner Zeit gab man sich mit solchen Sachen nicht ab, da bebaute man seinen Acker und hielt Haus und Hof in Ordnung, das Regieren aber überließ man anderen. Heute ist es anders, die Leute sind klüger geworden und wissen's besser, — aber die Welt wird immer schlechter.

Redactions-Post.

Anna R. in Schleswig. — Auf anonyme Anfragen geben wir keine Antwort, wir möchten auch annehmen, daß Sie inzwischen schon gewählt haben.

Frau v. St. in Karlsruhe. — Die Geschichte kam uns gleich sehr unwahrscheinlich vor, und nach hier eingezogenen Erkundigungen ist kein wahres Wort daran. Wir werden uns bemühen, zu ergründen wie die Legende entstanden ist, denn aus der Luft gegriffen dürfte sie kaum sein.

Helene W. in Boltenhagen. — Grimm deutet zwar den in früheren Zeiten üblichen Brauch des Hundetragens so, daß damit ausgedrückt werden sollte, der dazu Verurtheilte wäre werth, wie ein Hund aufgehängt oder erschlagen zu werden, wir glauben indessen, daß der Strafe ein tieferer Sinn beigelegt wurde. Der Hund ist bekanntlich das Sinnbild der Treue, und der des Landfriedensbruchs Angeklagte und zum Tode Verurtheilte mußte den Hund daher von einem Gau in den anderen tragen.

Hausfrau in Prag. — Leinöl-Firniß ist, wenn in einer dünnen Schicht auf den Fußboden aufgetragen, durchsichtig und dürfte daher Ihren Zwecken vollkommen genügen. Um das Trocknen zu beschleunigen, thun Sie am besten, dem Firniß eine entsprechende Menge borsaures Manganoxyd beizumengen. Fünf bis sechs Gramm genügen für fünf Kilo Firniß.

J. L. F. in Hirschberg. — Es war zwar sehr verführerisch, die Glocken von Vineta damit zu erklären, daß die brandenden Wogen des Meeres zu Zeiten Töne hervorbrächten, die man für Glockenklang halten könne. Noch wahrscheinlicher wurde die Geschichte, als der Erklärer darlegte, daß zu der frühen Morgenstunde, in welcher er die Töne gehört habe, auf keinen Fall Kirchenglocken geläutet worden wären. Haben Sie aber die Erklärung dieses „Naturwunders" nicht gelesen? Die Töne wurden von einer der Glockendosen hervorgebracht, welche zur Warnung der Schiffer in der Nordsee ausgelegt sind.

Julie G. in Erlangen. — O, armes Herze, sei nicht bang, es läßt sich alles, alles wenden!

Frau Anna B. in Schwerin. — Marco Polo hat seine „Wunder der Welt" in französischer Sprache aufgezeichnet, oder vielmehr dictirt. Das steht nach neueren Forschungen unbedingt fest. Als der berühmte Reisende kurz nach seiner Rückkehr aus China und Asien, wo er vierundzwanzig Jahre verweilt hatte, von den Genuesen gefangen genommen worden war, dictirte er seine Reisebeschreibung einem Mitgefangenen, Rustiano aus Pisa. Nach diesem französischen Originale sind alle späteren Ausgaben bearbeitet worden: Man zählt 23 italienische, 9 englische, 8 lateinische, 7 deutsche, 5 französische, 3 spanische, 1 portugiesische und 1 holländische.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 22, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Rose Buch.

Von Cäsar Magnus.

(Schluß.)

Rose Buch schlief tief und fest nach den Ereignissen dieses Abends. Zögernd ging der Mond am Fenster vorüber. Es wurde ihm schwer, sich loszureißen von dem lieblichen Bild, das er durch die weißen Vorhänge erblickte. Und wie er eben mit dem letzten Strahl ihr Bett noch streifte, da sah er das Kindergesichtchen lächeln; ihre Lippen öffneten sich, und sie sagte leise, aber ganz deutlich: „Ja, Heinrich, ich komme.“ Und dann hob sie den linken Arm, legte ihn unter den Kopf und wendete das Gesicht, — aber nun sah der Mond nichts mehr.

Heinrich Randow lag lange wach, ehe er einschlief. Endlich fielen ihm die Augen zu, und im halben Schlummer mischte sich alles wunderlich durcheinander: er tanzte mit Rose auf einer großen Wiese, und mit einmal schlug eine Glocke an, und er mußte ganz still stehen und Rose ansehen. Aber da war's Tante Marie. Und sie schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Aber Rose!“ Heinrich erwachte wieder. Wie dumm man doch träumen kann. Aber es war so hübsch, von Rose zu träumen. Wenn nur nicht immer die Secunda dazwischen käme, und Publius Vergilius Maro und die Oster-Censur! Und nun fiel ihm ein, daß er heute Abend sein Nachtgebet noch nicht gesprochen. Da faltete er die Hände, aber er war schon so müde, und indem die müden Lider sich wieder über die Augen senkten, faßte er all seine wirren Gedanken in ein Gebet zusammen und flüsterte leise: „Lieber Gott, ich will ja gern sitzen bleiben, wenn ich doch nur einmal der Rose einen Kuß geben könnte.“ Und dann schlief er ein.

* * *

Am anderen Morgen schien die Sonne hell und warm, und es war der letzte Tag der Osterferien.

Heinrich Randow stand im Garten und sah durch das offene Fenster zu, wie Rose Buch drinnen die feinen Gläser wusch und abtrocknete, die ihre Mutter nicht gern den Dienstboten anvertraute.

„Das steht Dir gut, Rose,“ sagte er, „die große Schürze und die aufgestreiften Aermel. Du siehst ganz aus, wie eine kleine Frau.“

Rose seufzte.

„Ich glaube, wenn man eine Frau ist, ist man nicht mehr so ungeschickt mit Glas und Porzellan. Ich habe immer eine schreckliche Angst, eins von Mama's besten Gläsern zu zerbrechen.“

„Du bist doch nicht ungeschickt!“ sagte Heinrich in ehrlicher Bewunderung.

Rose Buch und ungeschickt, das klang allerdings wie ein vollendeter Widerspruch.

„Ging nicht eben die Gartenthür?“ fragte sie durchs Fenster hinaus. „Wer kommt denn?“

„Der Bursche vom Rittmeister Bornstedt.“

„Bringt er 'was?“

„Er hat 'was in der Hand, ich kann aber nicht sehen, was es ist.“

Rose trocknete eilig und flüchtig ihre Hände und trat dicht ans Fenster.

„Guten Morgen, Dubra!“ rief sie hinaus. „Wollen Sie zur Mama?“

Der Husar nahm die Front nach dem Fenster und stand militärisch still.

„Der Herr Rittmeister von Bornstedt läßt sich dem gnädigen Fräulein gehorsamst empfehlen, und hier schickt er 'was für den Laubfrosch vom gnädigen Fräulein.“

Vorsichtig hielt Dubra ein zusammengefaltetes Papier empor.

„Was ist denn da drinn?“ fragte Rose.

„Fliegen,“ sagte der Husar und grinste übers ganze Gesicht.

„Sieh 'mal, Heinrich,“ rief Rose, „das finde ich nun wieder himmlisch von dem guten Rittmeister. Komm, wir wollen die Fliegen dem Laubfrosch bringen.“

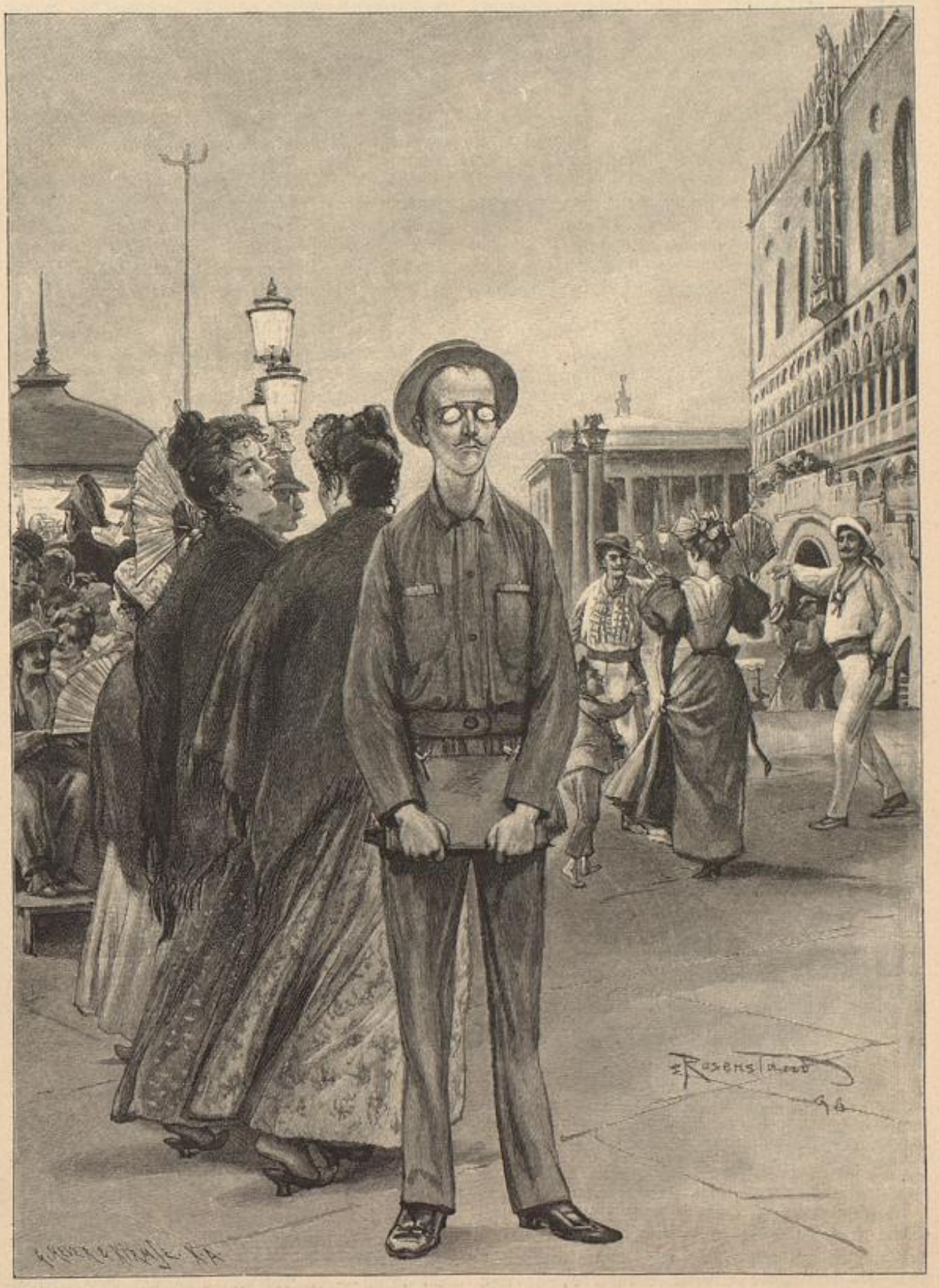
„Machen gnädiges Fräulein nicht auf,“ warnte Dubra, „sonst fliegen sie weg! Sie sind alle noch lebendig.“

„Haben Sie die alle gefangen, Dubra?“

„Die hat alle der Herr Rittmeister selbst gefangen, an der Fensterscheibe. Heute früh ganz zeitig hat er damit angefangen.“

Rose lachte.

„Einen schönen Gruß an den Herrn Rittmeister und ich ließe mich recht, recht sehr bedanken. Der Frosch würde sich sehr freuen. Aber nun komm, Heinrich, wir wollen hinauf gehen.“



Venetianisches Straßenbild. Nach der Original-Zeichnung von E. Rosenstand. — Siehe Seite 176.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Heinrich die Thür von Rose's Zimmer öffnete, flogen von dem heftigen Luftzug die weißen Fenstervorhänge wie große Flügel weit ins Zimmer hinein.

„So ist's recht," sagte Rose, „so hab ich's gern, wenn gleich beim Eintreten helles Licht und frische Luft mir entgegen weht."

Und damit band sie die große Schürze ab und warf sie unbefangen auf ihr Bett, das links an der Wand stand. Einfache weiße Mull-Vorhänge hüllten das Bett ein, und zu den Füßen stand ein großes Kreuz aus Alabaster.

„Sieh 'mal, Rose," rief Heinrich Randow vom Fenster aus, „wie schön der Agathenberg daliegt in der Morgensonne. Da müssen wir heute hin."

„Freilich müssen wir! Ich habe über den dummen Gläsern unseren Spaziergang vertrödelt. Es muß ja schon spät sein. Richtig, da kommt Musik vom Johannesthor her. Die Schwadronen rücken schon vom Exerciren ein, und da kommt auch Papa gleich zurück. Machen wir, daß wir fortkommen."

Zehn Minuten später ritt Oberst Buch auf den Hof und trat gleich darauf ins Frühstückszimmer.

„Na, Helene," rief er seiner Frau entgegen, „die lange erwartete Nachricht ist da. Und nun rathe 'mal, wohin Randow gekommen ist!"

„Wie soll ich das rathen! Nach Berlin?"

„Nach Erfurt."

„Das ist weit von hier."

„Ja," sagte Buch, sich an den Tisch setzend, „es ist weit genug, sodaß man sich so bald nicht wiedersehen wird. Mir thut es sehr leid. Ich hatte mich an den Verkehr mit Randow so gewöhnt, daß ich ihn schmerzlich vermissen werde."

Frau von Buch sah zum Fenster hinaus, wo kleine weiße Wolken langsam am blauen Himmel vorüberschwammen.

„Was wird nur Rose dazu sagen," sprach sie leise, wie für sich.

Der Oberst legte ungeduldig Messer und Gabel aus der Hand.

„Thu' mir den einzigen Gefallen," sagte er gereizt, „und laß solche Bemerkungen!"

Frau Helene sah ihn ruhig an.

„Was habe ich denn wieder gesagt?"

Der Oberst spielte nervös mit dem silbernen Servettenring neben seinem Teller.

„Ich weiß ganz gut, was Du sagen wolltest. Das dumme Ding, die Rose, wird ja schon ganz als junge Dame behandelt, und ihr unschickliches Herumlaufen mit dem Heinrich soll nun womöglich zu einer Herzens-Affaire aufgebauscht werden."

„Aber lieber Mann! Du weißt, daß die Kinder sich gern haben, daß sie Jahre lang täglich zusammengewesen sind, und da ist es doch wohl natürlich, daß ich denke, Rose mit ihrem weichen Herzen wird die Trennung schwer empfinden."

„Das ist ganz gut, wenn sie endlich einmal etwas schwer empfindet. Das gehört auch zur Erziehung des Menschen. Bis jetzt hat sie alles leicht genug genommen."

Der Oberst spielte schweigend noch eine Weile mit der Gabel auf dem Teller herum, ohne recht etwas zu essen, trank hastig seinen Moselwein und ging dann hinüber in sein Ankleidezimmer.

Frau von Buch aber war erstaunt und sehr beruhigt, als Mittags ihre Tochter ihr mit den Worten entgegentrat:

„Habt Ihr schon gehört, daß Oberst Randow General geworden ist in Erfurt?"

Sie sprach ganz unbefangen, wie immer, und schien durchaus nicht betrübt oder niedergeschlagen über diese Nachricht.

* * *

General Randow pflegte kurz und energisch zu handeln, oder, wie er selbst sagte: „er liebte keine halben Maßregeln."

So war er auch durchaus nicht für ein allmähliches Uebersiedeln in die neuen Verhältnisse. Er war sofort abgereist, um sich zu melden, hatte bei dieser Gelegenheit gleich eine Wohnung gemiethet und kam nun mit der Nachricht zurück, daß der Umzug am Donnerstag beginnen solle. Am Abend desselben Tages sollte die Familie ihre alte Garnison auf immer verlassen.

Das Wetter war umgeschlagen. Die Sonne hatte sich versteckt, und über der Erde lagerte die feuchtwarme Luft, die im Frühling so müde macht und die eine so unsägliche Sehnsucht weckt.

Auf dem von Gaslaternen dürftig erhellten Bahnsteig waren zahlreiche Offiziere mit ihren Damen versammelt, um dem scheidenden General und seiner Gemahlin noch einmal Lebewohl zu sagen.

„Ungeheurer Verlust für uns, meine Gnädigste," klang die schnarrende Stimme Bornstedt's, „werden Ihr reizendes Haus niemals vergessen."

Der Sanitätsrath gab seine letzten Ermahnungen: „Seien Sie vorsichtig mit dem Aufenthalt im Freien nach Sonnenuntergang. Sobald da in Erfurt die Sonne hinter dem Steiger verschwunden ist, kommt vom Thüringerwald eine ganz empfindlich kalte Luft herunter. Also immer hübsch für den Abend 'was mitnehmen, auch wenn es am Tage heiß ist."

Rose Buch und Heinrich Randow standen sich gegenüber. Rose war leichenblaß, und auch Heinrich war einen Schein bleicher als gewöhnlich. Seit der ersten Begrüßung war kein Wort zwischen ihnen gefallen. So standen sie Minuten lang in beklommenem Schweigen.

„Ist Dir kalt, Rose?" fragte Heinrich endlich.

Sie schüttelte stumm den Kopf, ohne den Freund anzusehen. Immer sah sie gerade vor sich hin, wo am Ende des Bahnsteigs eine rothe Signal-Laterne die Station abschloß.

„Du bist so blaß."

Rose rührte sich nicht. Nur ein leises Zittern lief über ihre Gestalt.

Ein Bahnbeamter trat höflich salutirend an den General heran.

„Darf ich bitten einzusteigen! Der Zug ist fertig zur Abfahrt."

Heinrich faßte des Mädchens Hand.

„Rose!" sagte er einfach.

Und nun hob Rose die thränenumflorten Augen und sah ihn an. Unbekümmert um all die Herren und Damen um sie her standen die beiden jungen Menschenkinder Hand in Hand, in ihren Anblick versunken.

Rose fühlte, wie Heinrichs Hand sich leise aus der ihren löste, sie hörte das harte Zuschlagen der Wagenthür, — nun ein greller Pfiff, ein Hurrah der auf dem Bahnsteig Versammelten, ein letzter, langer Blick, und langsam rollte der Zug hinaus in die feuchte Frühlingsnacht.

Rose Buch aber sank auf die hölzerne Bank, die neben dem Ausgang auf dem Bahnsteig stand und weinte, — weinte bitterlich.

Tante Marie trat zu ihr heran und legte, ohne ein Wort zu sprechen, den Arm um ihre Schulter, während die Offiziere mit ihren Damen an ihnen vorbei dem Ausgang zuschritten. Mancher freundliche, theilnehmende, und mancher mißbilligende Blick streifte das schluchzende Mädchen. Die mißbilligenden Blicke kamen meist von den Damen.

Draußen vor dem Bahnhof bildeten sich große Gruppen, die laut plaudernd und schwatzend durch die nächtlich stillen Straßen gingen. Die Familie Randow und Rose Buch bildeten das ausschließliche Gesprächs-Thema.

„Ich kann dieses Mädchen nicht begreifen," sagte die blaßblonde Frau des Lieutenants Bogen, die seit zehn Jahren in kinderloser Ehe lebte, „und die Eltern noch weniger. Das sollte meine Tochter sein! Wie kann man sich so unpassend betragen. Aber ganz abgesehen von dem äußeren Benehmen, — es läßt doch tief blicken, wenn ein Schulmädchen so außer sich geräth, weil ein Secundaner abreist."

Der Hauptmann Zedtwitz und der Rittmeister Bornstedt gingen unmittelbar hinter der sittenreinen blonden Dame.

Zedtwitz faßte den Rittmeister am Arm und zog ihn hinüber nach der anderen Seite der Straße.

„Kommen Sie, Bornstedt," sagte er, „ich kann dies Geschwätz nicht mehr mit anhören. Da sind zwei junge Menschen, fast noch Kinder, die mit echtem, tiefem Empfinden an einander hängen, ohne all die jämmerlichen Nebengedanken, die später auch der Beste haben muß, von Gehalt, Ausstattung, Zulage, Carrière und weiß Gott was für Zeug, — von all dem wissen die Kinder noch nichts. Sie lieben sich, — das ist alles. Es hat mich im tiefsten Herzen gepackt, wie sie so Hand in Hand vor einander standen und sich selbst und die ganze Welt vergaßen über dem Weh der Trennung. Ich will Ihnen ehrlich sagen, — durch meine Seele zog bei diesem Anblick der schmerzliche Wunsch, noch einmal so rein empfinden zu können wie diese Kinder. Und nun kommt diese Bogen und schwatzt 'was von ‚unpassend'. Ich möchte 'mal! — aber lassen wir's lieber, wir werden's doch nicht ändern! Gehen Sie mit zu Hansen?"

Bornstedt drückte den Hauptmann fest die Hand. „Brav von Ihnen, daß Sie Sich der kleinen Rose so annehmen! Ist mir ans Herz gewachsen, das Kind. Wünschte, ich könnte ihr 'mal 'was sein. Auf den Händen wollt' ich sie tragen. — Natürlich geh' ich mit zu Hansen. Haben Sie Feuer für meine Cigarre?"

Frau von Buch sprach an diesem Abend, ehe sie sich zur Ruhe legte, noch lange mit ihrer Schwester Marie.

„Wer kann wissen," sagte sie endlich, „ob aus dieser Kindergeschichte nicht doch noch eine Heirath wird; und wenn nicht, — die Zeit heilt alles, und Rose wird es vergessen."

„Niemals," sagte Tante Marie ruhig. „Ueberwinden kann sie es; vergessen nicht."

Frau von Buch stand schon in der Thür, nachdem sie der Schwester gute Nacht gewünscht.

„Dem Heinrich ist es auch bitter schwer geworden," sprach sie leise vor sich hin.

Mariens feine Züge nahmen einen eigenthümlich starren Ausdruck an.

„So schwer," sagte sie hart, „wie eben ein Junge oder ein Mann an so etwas trägt. Bis Berlin wird er sich grämen; vielleicht auch noch ein paar Stationen weiter, — dann hat er's vergessen."

* * *

Jahre sind vergangen.

Der Major Bornstedt sitzt am späten Nachmittag auf dem Balcon seines Hauses; er liest seiner jungen Frau vor.

Rose hat das feine Köpfchen an die Wand gelehnt und sieht träumend hinaus über blühende Gärten der kleinen Vorstadt, hinaus ins weite Land mit seinen wogenden Kornfeldern, auf denen die Schatten der weißen Sommerwolken kommen und gehen. Ganz hinten, wo der Wald das Bild abschließt, dreht eine Mühle langsam ihre Flügel. Um das kleine Haus herum fliegen mit ihrem lauten, schrillen Ruf die Schwalben.

Bornstedt liest Jensen's „Karin von Schweden". Es ist die Geschichte eines Mädchens, die, angezogen und fortgerissen von der großen, edlen Natur Gustaf Eriksons, dem Könige die Hand reicht zu treuem Ehebunde. Aber tief verborgen im innersten Herzen, ihr selbst kaum bewußt, lebt ewig eine stille Jugendliebe, die erste duftige Blüthe ihres Mädchenlebens.

Regungslos lauscht Rose der rührend einfachen Erzählung. Nun liest Bornstedt den Schluß.

Der König beugt sich zur Nacht über sein schlafendes Gemahl und wacht über ihrem Schlummer, da regt sich leise das junge Weib, und ihre Lippen sprechen im Traum:

„König Gustaf lieb' ich gewißlich sehr,
Doch Gustaf Rosen vergeß' ich nimmermehr."

Rose steht auf.

Sie tritt vor Bornstedt hin und legt leicht die Hand auf seine Schulter.

Da blickt er empor und liest im Gesicht seines Weibes eine tiefe Bewegung.

Er legt das Buch nieder und zieht sie sanft an sich. „Magst Du mich denn wirklich so wie ich bin?" fragt Rose mit leiser Stimme.

Bornstedt küßt ihre gesenkten Augenlider und sie erröthet unter seinem Kuß.

„Bleib Dir selber treu, meine Rose," sagt er ernst und warm. „So wie Du bist, bist Du meines Lebens Sonnenschein."

Sie hebt lächelnd die Augen zu ihm auf, und er küßt sie auf den Mund.

Die Abendglocke der kleinen Kirche vor ihrem Haus beginnt zu läuten, und wie ein Wahrzeichen innigen Hausfriedens tönt noch immer am verblassenden Himmel der langgezogene Ruf der Schwalben.

Nachdruck verboten.

Vertrauen.

Novelle von Eva Treu in Lübeck.

Der Quartett-Abend ist zu Ende.

Es ist wieder einmal allen das Herz warm geworden, denn die acht Menschen, die sich da allwöchentlich zum Gesange zusammenfinden, sind alle so durchaus musikalisch, daß ihnen diese Abende beinahe unentbehrlich geworden sind seit der kurzen Zeit, während der sie bestehen.

Das letzte Lied ist verklungen, und nachdem man noch ein kurzes Weilchen plaudernd beisammen gesessen hat, mahnen die Damen zum Aufbruch.

„Wenn ich nur wüßte, Hanna, weshalb Sie uns immer die Freude so früh stören müssen," sagt die junge, blonde Frau des Hauses, die vorhin einen glockenhellen Sopran gesungen hat, ein wenig vorwurfsvoll. „Jedesmal sind Sie es, die zuerst vom Fortgehen spricht."

Die mit Hanna Angeredete, ein großes, schlankes, nußäugiges Mädchen, welches das lange, braune Haar in zwei reichen Flechten um den fein geformten Kopf gelegt trägt, lächelt, indem sie sich erhebt.

„Ich will niemanden veranlassen, ebenfalls aufzubrechen; lassen Sie Sich, bitte, alle ja nicht durch mich stören! Ich weiß aber, daß Mutter nicht einschläft, ehe ich zu Hause bin, da ist es wohl am Ende selbstverständlich, daß ich die kleine Rücksicht nehme, nicht gar zu spät zu kommen."

Sie spricht, wie sie singt, mit einem schönen, weichen und tiefen Alt. Es giebt wenig Stimmen, die so sympathisch berühren, wie die ihrige, wie denn auch die ganze Erscheinung des Mädchens eigenartig angenehm ist, ohne regelmäßig schön zu sein.

Der erste Jugendschmelz ist von ihrem Gesichte bereits hinweggewischt, ohne daß sie doch im mindesten den Eindruck des Verblühtseins macht. Sie kann sieben- oder achtundzwanzig Jahre zählen, und was dem Antlitze an kindlicher Rundung abgeht, das ist vollauf ersetzt durch einen Ausdruck schöner, vornehmer Abgeklärtheit und Güte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Bleiben Sie ja alle, wo Sie sind; den kurzen Weg nach Hause finde ich leicht allein."

Aber man hat sich schon erhoben; ein paar Minuten später giebt es ein allgemeines Händeschütteln und Abschiednehmen, und dann steht man draußen im flimmernden Schnee auf der Straße.

„Gute Nacht, gute Nacht!"

Die eine Gruppe wendet sich hierhin, die andere dorthin.

„Wir gehen wohl wieder zusammen, Fräulein Hanna, nicht wahr? Wir haben ja denselben Weg," sagt der einzige Herr, der neben dem Mädchen zurückbleibt, ihr den Arm bietend, als sei das etwas Langgewohntes und Selbstverständliches, und sie nimmt ihn in derselben Weise an.

In der That ist es ihnen zur Gewohnheit geworden, den Heimweg zusammen zu machen; ihnen beiden würde der beste Theil des Abends zerstört sein, wenn ihnen dieser gemeinschaftliche kleine Spaziergang durch die Nacht genommen würde.

Die Quartett-Abende haben diese beiden Menschen zusammengeführt. Hanna Wilbrandt hat viele Jahre fern der Heimat zugebracht und ist erst vor einigen Monaten dauernd in das mütterliche Haus zurückgekehrt, nachdem sie seit ihrem achtzehnten Jahre bei einer jetzt verstorbenen Tante gelebt hat. Fast entfremdet ist sie der Heimat gewesen, doch hat sie sich bis zu einem gewissen Grade bald wieder eingelebt, wenn es ihr auch anfangs ein wenig schwer geworden ist, sich in den kleinstädtischen Verhältnissen wieder zurecht zu finden, nachdem sie so lange Großstadtluft geathmet hat.

Den Doctor Amsing hat sie als einen Zuwachs zur heimatlichen Gesellschaft bei ihrer Rückkehr vorgefunden; er wirkt als Lehrer an dem Gymnasium des Städtchens.

Hanna hat der etwas eng begrenzten Verhältnisse im mütterlichen Hause wegen nicht Gelegenheit, sich an der Geselligkeit des Ortes lebhaft zu betheiligen, denn die alte Räthin Wilbrandt scheut mit Recht die Ausgaben für größere Gesellschaften, denen ihre Witwen-Pension und der Zins ihres bescheidenen Vermögens nicht gewachsen sind. Sie hat zwei Söhne durch die Universitäts-Jahre hindurchgebracht und drei Töchter verheirathet, trotzdem sie den Mann schon vor vielen Jahren verlor, und sie hat sich deshalb von Jahr zu Jahr mehr einschränken müssen, ohne daß man dies doch nach außen hin bemerken durfte.

Jedoch die Theilnahme an den Quartett-Abenden hat sie der Tochter nicht versagen mögen. Dergleichen kostet auch nicht viel, die Musik ist da Hauptsache, die Bewirthung nur etwas nebenher Laufendes. Für die anderen Töchter hat sie einen gewissen Aufwand gemacht, ehe sie heiratheten; Hanna gegenüber ist sie der Ansicht, daß sie ihr Gutes in diesem Leben genossen habe während des Aufenthaltes bei der reichen Tante. Ueberhaupt steht sie unter ihren Kindern dieser so lange ihr entfremdeten Tochter am fernsten. Hanna artet mehr nach dem ruhigen, in seiner ganzen Weise etwas vornehm zurückhaltenden Vater, als nach der lebhaften Mutter, und sie ist dieser deshalb oft unverständlich.

Hanna und ihr Begleiter gehen ziemlich schweigsam neben einander her, aber es ist nicht deshalb, weil sie nichts mit einander zu sprechen wissen. Im Gegentheil, sie fühlen beide, daß sie sich nur zu viel zu sagen hätten, und daß oberflächliche und gleichgültige Worte zwischen ihnen nicht mehr ausreichen.

Sie sind verwandte Naturen, beide feinfühlig, nach außen hin ein wenig kühl zurückhaltend, aber mit einem tief innerlichen Erfassen dessen, was sie einmal lieb gewonnen haben, beide geistigen Interessen und besonders der Musik auf das Lebhafteste zugewendet, — beide große Ansprüche an sich selbst und an die Gesinnung derer stellend, denen sie nahe treten sollen, — zwei Menschen, wie für einander geschaffen.

Und sie fühlen, sie wissen es. Nie ist ein Wort von Liebe zwischen ihnen gewechselt worden, aber sie wissen beide, daß eine Vereinigung für immer ihnen unbeschreibliches Glück gewähren würde.

Seit Wochen fühlt das Mädchen mit heimlichem, glücklichem Bangen, daß eine Aussprache näher und näher heranrückt, und es ist keinen Augenblick im Zweifel, was es antworten wird.

Hanna Wilbrandt ist nicht siebenundzwanzig Jahre alt geworden, ohne auch schon früher empfunden zu haben, was Liebe ist. Es sind dem reichbegabten, anziehenden Mädchen im Hause der begüterten Verwandten, für deren Erbin sie von manchen gehalten worden ist, zahlreiche Huldigungen dargebracht worden, aber sie hat nie vorher etwas empfunden, das dem ruhigen, reinen Vertrauen, welches sie in den ernsten Mann setzt, der sie jetzt geleitet, und dem unverrückbaren Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihm geglichen hätte.

Und auch der Mann, der die Hand, welche so leicht auf seinem Arme ruht, ein wenig fester an sich drückt, während sie dahinschreiten, ist sich ganz klar darüber, daß er dieses Mädchen innig liebt und es ihr sagen wird, bald, vielleicht in wenigen Tagen, vielleicht das nächste Mal, wenn sie so mit einander heimgehen.

Er zählt dreiunddreißig Jahre; auch für ihn ist dies nicht die erste Liebe seines Lebens, aber er weiß gewiß, daß es die letzte sein wird. Vor Jahren ist er einmal, wo er fest vertraute, gekränkt, hintergangen, ja verspottet worden. Das hat ihn für lange Zeit gegen alle Frauen mißtrauisch, selbst oft ungerecht gemacht, und erst jetzt, da Hanna Wilbrandt ihm begegnet ist, kommt ihm die Ueberzeugung, daß es auch Mädchen anderer Art giebt, wie jenes, welches ihm einst so weh that, daß es traurig ist, einsam seinen Weg zu wandeln, und daß nichts über das Glück geht, ein getreues Herz zu wissen.

Ob sie, Hanna, ihn lieb hat, — gefragt hat er sie bis jetzt nicht darum, aber er meint es sicher zu wissen. Ein paar Mal schon hat er das entscheidende Wort sprechen wollen, und nur die Furcht, es könne dennoch trotz allem ein Nein zur Antwort kommen und das ganze, auch so wie es jetzt ist, schon beglückende Verhältniß ein Ende haben, hat ihn immer wieder schweigen lassen. Aber jetzt soll es geschehen. Wie sie so traulich nahe neben ihm herschreitet, wie er ihre reine, holde Nähe so beglückend empfindet, meint er, es müsse jetzt endlich ausgesprochen werden, was ihn so warm durchströmt.

„Hanna!" sagt er leise und faßt nach der schmalen Hand, die auf seinem Arm liegt.

Sie antwortet nicht. Eine heiße Blutwelle steigt ihr in das Gesicht. Sie fühlt die warme Berührung der geliebten Hand, wie einen eine entzückende, leise Melodie durchrieselt, ihr Herz schlägt, daß sie meint, man müsse es hören können. Wird er es jetzt sprechen, mit solcher sanften, weichen Stimme sprechen, das Wort, von dem sie seit Wochen ahnt, daß es ihm auf den Lippen schwebt? Einen Augenblick schließt sie die Augen. Aber sie sagt nichts.

Noch sucht er, immer ihre Hand in der seinen haltend, nach dem richtigen Ausdruck. Wunderlich, daß das so schwer sein kann, wo man doch seines eigenen Gefühls so sicher ist! Nun treten sie aus dem nächtlichen Straßendunkel der Kleinstadt in den hellen Lichtkreis einer der sparsam am Wege vertheilten Laternen, und dicht vor ihnen tauchen laut sprechende Menschen auf, seltene Spätlinge um diese Zeit des Abends. Hastig läßt er ihre Hand los. Der Zauber ist gebrochen.

„Nicht jetzt," denkt er bei sich, „in den nächsten Tagen; ohnehin sind wir jetzt dem Hause zu nahe." Und schweigend geleitet er sie bis an die Thür ihrer mütterlichen Wohnung. Beklommen schweigsam, wie er, geht sie neben ihm.

„Wollen Sie mich Ihrer Frau Mutter empfehlen?" sagt er, ihre Hand noch einmal mit langem, festem Druck in die seine nehmend und ihr tief in die Augen sehend, als er die Hausthür für sie aufgeschlossen hat.

„Danke, und Sie mich der Ihrigen?" denn auch er lebt mit einer alten Mutter zusammen.

„Gestatten Sie, daß ich in den nächsten Tagen zu Ihnen komme, Hanna?"

Sie nickt und fühlt, wie ihr wieder das heiße Blut in die Wangen steigt. Dann macht sie schnell ihre Hand frei und eilt in das Haus.

Die Lampe auf den Flur brennt noch. Sie löscht sie aus und tritt leise in das Schlafgemach zu ebener Erde, welches Mutter und Tochter mit einander theilen.

„Bist Du das, Hanna?"

„Ja, Mutter."

„Mein Gott, wie spät wieder! — Meinetwegen magst Du Licht anzünden, ich schlafe nicht. Ich schlafe nie, wenn Du aus bist. Die halbe Nacht liege ich hier wach, — Stunden und Stunden. Muß denn diese Singerei immer bis spät in die Nacht hinein dauern?"

„Es ist elf, liebe Mutter," sagt das Mädchen mit einem leisen, aber schnell unterdrückten Lächeln. Sie weiß, es würde die alte Dame tödtlich beleidigen, wenn sie die Vermuthung aussprächе, daß die Mutter seit zehn Uhr ruhig geschlafen habe, und erst jetzt durch den Klang der Hausthürglocke wieder erweckt worden sei, obschon sie überzeugt ist, daß es sich so verhält.

„War es denn nett?" fragt die alte Dame neugierig, während das Licht aufflammt und die kleine in ein allersauberstes, weißes Nachtgewand und altmodisches Nachthäubchen gehüllte Figur im Bette beleuchtet. Man sieht selbst jetzt in dieser Gewandung, daß die Räthin mit dem schneeweißen, jetzt für die Nacht zu dünnen, festen, vorn unter der Haube hervorsehenden Zöpfchen geflochtenen Haar und dem feinen, spitzen, lebhaften Gesicht eine alte Dame ist, die etwas auf ihre äußere Erscheinung hält.

„Ja, es war sehr nett, wie gewöhnlich," sagt das Mädchen, und indem es sich schnell entkleidet und dann beginnt, das ungewöhnlich schöne Haar für die Nacht auszubürsten, erzählt es von den verschiedenen Vorgängen des Abends.

Hanna Wilbrandt ist herzlich wenig danach zu Muthe, einen Gesellschaftsbericht zu erstatten, ihr Sinn ist von ganz anderen Dingen erfüllt, aber sie kennt die kleine Schwäche ihrer Mutter, eine brennende Neugierde. Die alte Dame hat in früheren Jahren an der Geselligkeit und allen nur irgend besprechenswerthen Vorgängen der kleinen Stadt einen sehr reichlich bemessenen Antheil genommen, und sie kann es immer noch nicht verwinden, daß sie nach und nach durch ihre Vermögens-Verhältnisse, ihr zunehmendes Alter und die Einwanderung neuer, junger Familien immer mehr von der persönlichen Betheiligung an alledem ausgeschlossen wird. So läßt sie sich wenigstens von der Tochter und guten Freunden erzählen, was nur irgend bis zu ihr dringen will, immer nur beklagend, daß es nicht mehr ist, und stets mit einem Urtheil über alles und wohlgemeintem, gutem Rath für alles bei der Hand.

Auch heute muß sie alles wissen, bis herab zu den allerkleinsten Einzelheiten der Bewirthung. Es ist ihr steter Verdruß, daß die Tochter auf dergleichen nicht genug achtet und sich alles mühsam abfragen läßt. Hanna's jetzt verheirathete Schwestern sind darin anders, der Mutter ähnlicher und ihr darum viel sympathischer gewesen.

Das Mädchen ist innerlich gerade jetzt von all diesen kleinen Dingen so weit entfernt, ihre Seele ist so ganz bei anderem, daß sie sich einen Zwang anthun muß, um der Mutter ausführlich und freundlich Rede und Antwort zu stehen. Sie athmet erleichtert auf, als sie das Licht gelöscht hat und den Kopf in das Kissen drückt. Die alte Dame schläft im Dunkeln stets sofort ein, und Hanna hört bald ihre regelmäßigen und friedlichen Athemzüge neben sich.

Sie selbst schläft noch lange nicht. Sie liegt und grübelt, wie man es wohl in glücklicher, sicherer Hoffnung thut. Er wird kommen, der Mann, den sie liebt, er wird kommen und um sie werben. Ist auch kein Wort gefallen, das es ihr verbürgt, sie weiß es dennoch. Und sie werden sehr, sehr glücklich mit einander sein im stillen, reinen, vollständigen Verstehen.

Eine große Dankbarkeit erfüllt ihr Herz, — sie hat nicht mehr geglaubt, daß das Leben ihr noch einmal so viel Glück bringen würde.

Es ist lange her, sie war damals noch ganz jung, da hat sie schon einmal ihre Hand in die eines Mannes gelegt und ihm gelobt, ihm treu zu sein.

Niemand hat je davon erfahren. Es war, nachdem sie das Elternhaus verließ, draußen in der großen Welt. Die Musik hatte auch jenen anderen Mann und sie zusammengeführt. Sie besuchten zusammen das Conservatorium, sie nur, um ihr schönes Talent zu eigener Freude auszubilden, er, um ein Künstler zu werden.

Und er wäre es geworden. Ihm waren so reiche Gaben verliehen, wie wenigen Menschen. Nur warten mußte sie auf ihn, bis sein Ziel erreicht war, und bis dahin wollten sie schweigen.

Sie hat jenen Mann lieb gehabt, warm und treu, wenn auch in anderer Art wie denjenigen, dem jetzt ihr Herz gehört. Vielleicht wären sie, hätte das Schicksal sie wirklich für immer zusammengeführt, dauernd nicht glücklich mit einander geworden; jetzt, wenn sie daran zurückdenkt, will es ihr so scheinen. Er war eine hochbegabte Künstlernatur, aber sie weiß jetzt, daß, davon abgesehen, seine Neigungen und Gewohnheiten, ja seine ganze Erziehung zu der ihrigen vielleicht wenig gepaßt haben würden. Damals aber ist es ihr nicht entfernt in den Sinn gekommen, dergleichen zu denken.

Gern hat sie ihm versprochen, auf ihn zu warten, bis er „etwas geworden sei" und es wagen dürfe, sie von ihren Angehörigen für sich zu fordern, denn damals war er noch nichts.

Ach, und er ist auch nichts geworden! Während eines ganzen Jahres, nachdem er die Lehranstalt verlassen hatte, hat er ihr geschrieben, man hatte bereits begonnen, den Namen des genialen jungen Geigers hier und da mit Interesse zu nennen, und mit Stolz und Hoffnung hat sie es vernommen, bereits fingen er und sie an, von einer nahen Vereinigung zu träumen, — da war auf einmal alles aus.

Seine Briefe blieben aus; — aus den Zeitungen hat sie erfahren, daß eine Lungenentzündung den vielversprechenden jungen Künstler dahingerafft hat.

Still hat sie's getragen. In ihrem Herzen hat sie um ihn getrauert, wie eine Braut um den Verlobten, obgleich sie kein äußerliches Zeichen des Schmerzes zur Schau tragen durfte; — erfahren hat niemand, was ihr geschehen ist. Wie sie ihr Glück verschweigen mußte, so hat sie auch ihr Weh verschweigen müssen, und es ist ja auch gegangen. Man kann viel, wenn man will und muß.

Lange Zeit hat sie daran innerlich zu ringen gehabt. Aber dann, nach und nach, ist es ihr gegangen, wie anderen Menschen auch, — sie hat's verwunden, und schon Jahre bevor sie in die Heimat zurückkehrte, hat sie auf dies alles zurückgeblickt als auf etwas ganz Vergangenes, ja wie auf einen Traum, von dem es vielleicht gut gewesen ist, daß er nicht greifbare Wirklichkeit wurde.

Wie lange, wie ganz lange her scheint es alles zu sein! Wie sie da liegt und in die Finsterniß hineinblickt, die sie umgiebt, kommt es ihr fast vor, als lese sie dies alles in einem Buche. Acht Jahre, seit er starb! Wie jung hat sie damals empfunden, wie viel reifer, beherrschter ist sie seitdem geworden, wie viel mehr hat sie jetzt zu geben, wie völlig abgeschlossen scheint jene Lebens-Periode, obgleich sie selbst im Grunde noch ganz dieselbe ist, wie damals.

Ganz ohne Reue darf sie auf jene Zeit zurückblicken. In allem, was sie damals erlebte, war nichts, dessen sie sich zu schämen hätte. Einer ehrlichen Liebe zu jemandem, der ihrer nicht unwürdig war, braucht sich niemand zu schämen. Es ist alles so rein und klar in ihr gewesen, wie ein Spiegel. Und dennoch, wie lieb ist ihr der Gedanke, wie wohlthuend und beruhigend ist es ihr schon früher oft gewesen, daß keines dritten Menschen Auge je in ihr Geheimniß hineingeblickt hat, daß es ganz ihr alleiniges Eigenthum geblieben ist.

Immer ist sie so gewesen. Ein unberufenes Hineinspähen in ihr innerstes Seelenleben, ein Hineinzerren ihrer eigensten Angelegenheiten in den Klatsch und Tratsch des Alltagslebens hat sie stets gefürchtet, wie nur ein feinfühliger Mensch es kann.

„Ihm," wenn er nun kommt und um sie wirbt, wird sie natürlich davon sprechen; das muß ja sein, und ihm gegenüber wird es ihr auch nicht schwer fallen. Es würde ihr unnatürlich erscheinen, wenn nicht ihr ganzes Leben offen vor ihm daläge. Daß er auf die Vergangenheit nachträglich eifersüchtig sein konne, der Gedanke kommt ihr gar nicht.

Er, ein gereifter Mann, weiß doch, daß ein Mädchen nicht ihr Alter erreicht, ohne Liebe, — erwiderte oder unerwiderte, — kennen gelernt zu haben. Er selbst, sie ist davon überzeugt, ging nicht den Weg des Lebens so weit, ohne je ein Mädchen lieb zu haben. Wie könnte das denn sein? Sie sind ja doch beide Menschen mit warmem Blut, er und sie. Genug, wenn man ohne Reue zurückblickt, tausendmal genug, wenn man ehrlich sagen darf: „Diese letzte Liebe ist die größte."

Und endlich schläft sie ein, ein Lächeln und ein Gebet, halb Dank, halb Bitte, auf den Lippen.

Der nächste Vormittag vergeht unter gleichgültigen und alltäglichen häuslichen Verrichtungen. Hanna hat der Mutter die Mühen des Hausstandes aus den Händen genommen, sobald sie aus der Fremde heimkehrte, aber die alte Dame kann sich nicht dahin bescheiden, sich nun auch wirklich zur Ruhe zu setzen. Sie meint, immer noch alle Anordnungen allein treffen, jede Arbeit, welche die Tochter verrichtet, beaufsichtigen zu müssen, wenn sie auch selbst nichts mehr schafft, und das an völlige Selbständigkeit gewöhnte Mädchen hat oft einen Seufzer der Ungeduld zu unterdrücken, wenn die Mutter ihr in alles hineinredet und sich heftig ereifern kann, wenn irgend eine Verrichtung in anderer Weise, wenn auch eben so gut geschieht, als sie es bisher gewöhnt gewesen ist.

„Das sind die kleinen Schwächen des Alters," sagt sich das Mädchen dann, lächelt tapfer und thut der Mutter den Willen, auch dann, wenn sie glaubt, daß ihre Art die bessere ist.

Die alte Dame aber kann es nicht unterlassen, anderen alten Damen gegenüber sich zu beklagen, daß die Tochter wirklich noch recht viel zu lernen habe.

„Später mache ich es dann auf meine Art," denkt Hanna heute zum Trotze, als die Mutter wieder etwas an ihr tadelt, und bei dem „später" steigt ein warmes Roth in ihrem Gesichte empor. Sie sieht sich im Geiste im eigenen Heim als fröhliche, glückliche Hausfrau des Mannes, mit dem sie sich in völliger Uebereinstimmung weiß in großen Dingen, wie in kleinen.

Der Mutter gegenüber hat sie seinen Namen fast nie genannt; unmöglich würde es ihr sein, ihr von ihren Hoffnungen zu sprechen.

Denn nur zu deutlich steht es noch in ihrer Erinnerung, in welcher Weise die Verlobungs-Aussichten der Schwestern zu ihrer Zeit mündlich und schriftlich besprochen worden sind. Da ist jedes kleine Für und Wider im Familienkreise hundertmal durchgenommen worden, beinahe ehe noch irgend eine Veranlassung dazu vorhanden war, da ist das allmähliche Fortschreiten der großen Sache mit Argus-Augen beobachtet worden, und auch gegen ferner Stehende hat man nicht immer geschwiegen. Die ganze Familie hat immer die intimsten Angelegenheiten des einzelnen als Gemeingut betrachtet.

Alles, — nur das nicht! Alles in ihr sträubt sich dagegen. Sie weiß, wenn Doctor Amsing um sie wirbt, so wird die Mutter mit Freuden Ja sagen, denn an dem Mann ist nichts zu tadeln. Das genügt. So schweigt sie, bis die Stunde da sein wird.

Nach Tische pflegt sich die Räthin auf ein Stündchen niederzulegen und dann mit der sorgsam geschonten Nachmittagshaube und dem Strickzeuge wieder im Wohnzimmer zu erscheinen. Auch heute zieht sie sich nach ihrer Gewohnheit zum Mittagsschläfchen zurück.

Dem Mädchen ist diese Stunde des Alleinseins lieb, gerade heute. Hanna holt die alten Briefe, jene, die sie vor mehr als acht Jahren empfing, nach langer Zeit einmal wieder hervor.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Noch einmal will sie dieselben lesen und dann sie dem Feuer übergeben. Eigentlich hat sie das längst thun wollen, aber sie hat immer wieder damit gezögert, — sind sie ihr doch einst so unbeschreiblich lieb gewesen.

Nun, heute soll es sein.

Sie rückt ihren Stuhl und ein Tischchen zum Feuer, löst zögernd das Band, welches die halb vergilbten Blätter zusammenhält, und beginnt zu lesen.

Zwei, drei Blätter schon sind in den Flammen aufgelodert. Sie schiebt den Rest ein wenig beiseite, stützt den Kopf in die Hand und blickt in das Feuer hinein, wo noch die letzten Fünkchen auf der Papierasche eilfertig hin und her laufen, um dann, eins nach dem anderen, auch zu verglimmen.

Ja, ja, — es war doch eine schöne Zeit damals, so voll frischer, naiver Jugendhoffnung, so ganz ohne die leiseste Vorahnung, daß alles vor Jahresfrist vorbei sein sollte. Sie weiß, daß die Liebe, welche sie jetzt erfüllt, auf festerem Grunde steht, daß nichts sie erschüttern könnte, auch der Tod nicht, — aber wehmüthig, ach, so wehmüthig macht es doch, jenen alten, sonnigen Jugendtraum von Anfang bis zu Ende zu durchdenken!

Wo ist die Hand, die diese Blätter schrieb? Unterm Kirchhofsrasen, — verdorrt, verwest.

Und sie drückt das Gesicht in die schmalen Hände, heiße Thränen rinnen ihr durch die Finger.

Sie hat vergessen, wie die Zeit eilt, die freie Stunde, die ihr zugemessen war, ist verstrichen, und sie hat dessen nicht geachtet.

Die Thür zum anstoßenden Schlafgemach wird geöffnet, die Mutter tritt ein, und das Mädchen fährt erschrocken zusammen und in die Höhe, hastig die Hand nach den Briefen ausstreckend.

Aber gerade die ängstliche Bewegung hat die alte Dame aufmerksam gemacht.

„Was hast Du da?“ fragt sie neugierig, schnell näher tretend und nach dem nächsten Couvert greifend. „Was hast Du da, was ich nicht sehen soll?“

„Nichts, — nichts, Mutter,“ sagt das Mädchen, den Kopf abwendend, um die Thränen zu verbergen, die ihr noch über die Wangen rinnen.

„Nichts? — warum weinst Du denn?“

„Ich weine ja nicht.“

„Doch. Denkst Du, ich sehe es nicht?“ Die alte Dame sieht sie forschend an. „Was für Briefe sind das? Eine Männerhandschrift? Führst Du Correspondenzen mit Herren?“ Halb argwöhnisch, halb neugierig zieht sie das Briefblatt aus dem Couvert hervor, welches sie in der Hand hält.

„O laß, Mutter! es sind alte Sachen!“

Aber die Räthin ist schon einen Schritt zurückgetreten und hat die Brille aufgesetzt.

Nie hat sie es begreifen können, daß Kinder, zumal solche, welche man selbst auf die eigenen Füße gestellt hat, mit der Zeit der elterlichen Aufsicht und Zucht entwachsen, daß sie ihr eigenes Leben leben. In ihren Augen ist es kein Uebergriff in fremde Rechte, wenn sie die Briefe ihrer Tochter liest.

Das Mädchen ist sehr blaß geworden, aber es macht natürlich keinen Versuch, der Mutter das Blatt gewaltsam zu entreißen. Hanna weiß so genau, was nun kommen wird, als wenn sie es schon einmal durchlebt hätte.

„Nun, das muß ich sagen!“ Die alte Dame faltet den Brief zusammen und macht die Lippen schmal. „Das ist ja, unerhört, — ein Liebesbrief in Lebensgröße!“

„Bitte, liebe Mutter, gieb mir den Brief zurück,“ sagt das Mädchen, das Blatt an sich nehmend und das ganze Päckchen in die Tasche gleiten lassend. Es sind alte, längst vergangene Sachen, wie ich Dir schon sagte. Ich stand im Begriff, die Blätter zu verbrennen, und es wird nachher gleich geschehen.“

„Nicht, ehe ich die übrigen auch gesehen habe!“ Die Stimme der Mutter klingt scharf.

„Ich muß sie Dir verweigern, liebe Mutter; sie sind ausschließlich für mich geschrieben. Und für mich sind es nur noch Erinnerungsblätter, welche für die Gegenwart gar keine Bedeutung mehr haben. Der sie schrieb, ist todt, schon seit vielen Jahren. Ich meinte, es als mein Geheimniß zu bewahren, aber ich sehe, daß ich das jetzt nicht kann. Er war ein junger Künstler, ein Geiger; wir gewannen uns lieb und wollten auf einander warten, bis er seinen Weg in der Welt gefunden hätte. Da starb er. Wenn es Dich beruhigt, laß Dir sagen, daß die Correspondenz eine einseitige war. Ich hatte ihm erlaubt, mir zu schreiben, aber ich antwortete ihm nicht.“

„Und das alles, — dieses ganze Liebesverhältniß,“ — die alte Dame athmet schnell, — „hinter dem Rücken Deiner Mutter.“

„Verzeih, liebe Mutter, ich war Dir damals seit Jahren schon entfremdet. Du kanntest die Verhältnisse, unter denen alles geschah, nicht, oder nur vom Hörensagen. Wären wir mit unserer Liebe zu Dir gekommen, Du hättest sie völlig aussichtslos genannt, im besten Falle verlangt, daß wir von einem eigentlichen Verlöbniß absehen und warten sollten. Und sieh, dahin beschieden wir uns ja schon von selbst, es bedurfte Deines Gebotes nicht. Es war ein so reines, schönes Verhältniß, daß alle Menschen es hätten sehen dürfen, aber wir waren beide so geartet, daß wir fremde Blicke und fremdes Dareinreden scheuten. Still und treu wollten wir zusammenhalten, ohne Dich zu beunruhigen, und einst, wenn mein Freund etwas geworden wäre in der Welt, zu Dir kommen und Dir alles sagen. Ich glaube nicht, daß dabei ein Unrecht war, wenigstens beabsichtigten wir keines.“

„‚Fremde Blicke, — fremdes Dareinreden‘ —!“ sagt die Mutter tief verletzt, „und das sagst Du mir!“

Das Mädchen schweigt eine Weile. „Du hast recht, es war kein gut gewähltes Wort, liebe Mutter,“ sagt es dann, die feine, junge Hand begütigend auf die alte legend, „ich hätte mich anders ausdrücken sollen. Selbstverständlich habe ich nicht an Dich gedacht, als ich von fremden Blicken sprach. Aber —“ Hanna stockt, — „aber, — ich kannte doch die in unserer Familie herrschende Gewohnheit, alles gemeinsam zu besprechen. Wir haben so viele Tanten und Cousinen, unsere Tanten und Cousinen haben so viele Freundinnen und Bekannte, — vielleicht that ich damals, jung wie ich war, unrecht daran, zu schweigen, wenn ich es aber that, so geschah es nur in der Furcht, vielleicht durch einen Zufall einmal das Gesprächs-Thema für alle diese lieben Freunde abzugeben. Du weißt ja, wie leicht ein einziges Wort alles verräth, und die ganze Sache lag ja noch in so weiter Ferne. Rathen konnte uns ja doch niemand.“

„Und das sagst Du mir?“ wiederholt die alte Dame, „mir, die ich verschwiegen bin, wie das Grab!“

Das Mädchen schweigt.

„Oder willst Du mir den Vorwurf der Schwatzhaftigkeit machen?“

„Gewiß nicht, Mutter,“ sagt Hanna schnell, der alten Frau den Arm um die Schultern legend. „Ich habe nur immer gefunden, daß es bei uns Gebrauch ist, jede Privat-Angelegenheit zum Gemeingut der ganzen Familie zu machen. Das zeugt ja gewiß von viel Familien-Sinn und ist in mancher Beziehung liebevoll und gut, meiner Eigenart entspricht es nun einmal nicht, und ich fürchtete mich schon damals davor. Du hattest mich doch aus Deinem Hause entlassen, liebe Mutter, mich auf meine eigenen Füße gestellt, da habe ich gedacht, ich dürfte auch mit meinen eigenen Augen sehen und meinen eigenen Weg gehen, den ich nach bestem Gewissen für recht hielt. Habe ich darin geirrt, so verzeihe mir, und laß es nun vergessen sein.“

Aber die Räthin schüttelt den freundlich umschlingenden Arm ungeduldig ab. Zu tief fühlt sie sich verletzt, um so schnell verzeihen zu können.

Stets hat sie es als selbstverständlich betrachtet, daß ihre Kinder sich ihrer Leitung blindlings anvertrauten. Das ist nach ihrer Anschauung Mutterrecht. Vollständig hat sie vergessen, wie oft sie in der That, und keineswegs immer zum Nutzen, die innersten Angelegenheiten der Familie mit guten Freunden durchsprochen hat. Nur dessen, daß sie stets das beste gewollt hat, ist sie sich bewußt. Und sie hat es gewollt. Sie liebt alle ihre Kinder herzlich, wenn auch vielleicht diese ihr lange entfremdete Tochter nicht ganz so sehr, wie die übrigen. Ihre Mutterliebe fühlt sich eben so sehr gekränkt, wie ihre Eitelkeit, ihre Eitelkeit eben so sehr, wie ihr Streben, alles zu wissen, ihre Hand in allem zu haben, was in ihrem Bereiche liegt.

„Es ist gut,“ sagt sie, sich frei machend, „es ist ja wohl nun zu spät, sich noch darüber zu ereifern. Die Sache ist ja vorbei. Aber, daß meine eigene Tochter kein Vertrauen zu mir gehabt hat, daß mein eigenes Kind mir sagt, man könne mit mir nichts besprechen, ohne daß ich damit bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher herumlaufe, — ich mit meiner Verschwiegenheit, die ich meine Worte so vorsichtig abwäge —“

„Liebe Mutter, dergleichen habe ich doch nicht gesagt. Wie dürfte ich das wohl?“

„Ja, das frage ich auch, — wie darfst Du das wohl? Und ich werde es niemals vergessen, — nie!“

Sie setzt sich an das Fenster, an welchem der kleine seitwärts befestigte Spiegel das Bild der ganzen Straße wiederzugeben pflegt, nimmt ihren Strickstrumpf aus dem dort

Buchenwald im Schnee. Nach dem Gemälde von Adolf Thamm in Dresden. — Siehe Seite 176.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bei der Zigeunermusik. Nach dem Gemälde von F. Paczka. — Siehe Seite 176.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

stehenden Korbe und beginnt zu stricken mit vor Erregung anfangs etwas zitternden Fingern, aber doch die feinen Maschen des mühsamen Werkes sorgsam und perlengleich an einander reihend.

Was Hanna auch sagen mag, sie zu begütigen, sie setzt allem ein hartnäckiges Schweigen entgegen, bis endlich das Mädchen sich aus dem Zimmer entfernt, um für den Nachmittagskaffee zu sorgen. Da erst zieht die alte Dame ihr Taschentuch hervor, trocknet Augen und Brille ab und schüttelt wiederholt halb erbittert, halb wehmüthig den Kopf. „Ach ja, die Welt, — die Welt dreht sich. Alles wird anders, als es früher war. Alte Leute können die Gegenwart nicht mehr verstehen und passen nicht mehr hinein. Es wäre gut, im Grabe zu liegen!“ Und hastiger klappern die Stricknadeln, um einen Strumpf für Hanna, die „undankbare, die kaltherzige, die untöchterliche Hanna,“ zu vollenden.

Das Mädchen aber giebt es für jetzt auf, die Mutter zu versöhnen. Ein Weilchen später wird es gelingen, sie weiß es, wenn die alte Dame die erste Erregung überwunden hat. Es ist noch immer so gewesen, denn wenn sich die beiden auch nicht immer ganz verstehen, so verbindet sie ja doch herzliche Liebe. Hanna weiß, wenn die Mutter ruhiger geworden ist, wird sie auch gerecht sein.

Draußen in der Küche wirft sie mit einem raschen Griff die Briefe in das Herdfeuer, alle auf einmal, und sieht zu, bis sie emporgeflammt und verglommen sind. Nun ist er aus, der lang gehegte Traum, ihr liebes Geheimniß, das sie doch nicht bis zum Ende hat wahren können. Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn und lächelt trübe. Der Mißklang, mit dem das alte, halb vergessene Lied austönte, hat ihr weh gethan.

Schweigsam sitzen sich die beiden Frauen beim Kaffee gegenüber, die junge bedrückt und die alte beleidigt. Es ist einmal wieder eine jener Stunden, wo beide fühlen, daß sie trotz ehrlicher Liebe tiefsinnerlichst nicht zu einander stimmen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Unheimliche.

Von W. Noeldechen.

Am 27. Juli heurigen Jahres stand ich morgens fünf Uhr im Hotel „Victoria“ von Luzern auf dem Balcon meines Zimmers und schaute nach dem Wetter und dem mir gegenüberliegenden Bergrücken. Das Wetter war freilich nur so so. Der, oder, wie andere sagen, die Rigi, dieses internationalste Fleckchen der ganzen Welt nahm sich aber ganz nett und verständig aus, trug keinerlei neblichtes Schlafhäubchen, sondern zeigte leidlich scharfe, frische Umrisse, obgleich diese nicht von dem wünschenswerthen Himmelblau umgeben wurden. Und zu des Berges Füßen vor mir Luzern!

„Die wahre Perle und das rechte Kleinod des einzigen Vierwaldstädter-Sees! Das Herzblatt der ganzen Schweiz! Die Sammellinse naturfreudiger Touristen!“ so heißt die Stadt in dem rothbraunen, von dem officiellen Verkehrs-Büreau herausgegebenen Büchlein, das jedem an der ausströmenden Reuß rastenden Fremden mit Widerstand ausschließender Wärme in die Hand gedrückt wird. Seien wir weniger schwungvoll und schwülstig, aber wahr: Luzern ist eine schöne Stadt und verschönert, dem Urtel der Natur-Fexe, der Urnatur-Fexe, die auf ihren Reisen von Kultur und Menschenwerk nichts wissen wollen, zum Trotz, das Gestade des herrlichen Vierwaldstädter-Sees unzweifelhaft.

Die Fremden-Kasernen am Quai mit ihren Riesen-Fronten und entsprechenden Preisen überlassen wir dem rothen Bädeker, dessen Verdienste (auch um mich) ich damit keineswegs schmälern möchte. Malerisch wirken außer Berg und Wasser, daran die Menschenkinder unschuldig sind, vor allem die alten und neuen Brücken, sowie die zahlreichen Thürme von verschiedenartiger Bestimmung. Da ist das schlanke Doppelpaar von St. Leodogar, der Rathhaus- und Wasserthurm, dann die vielen viereckigen, kurzen Kastelle in der einstigen Schutzmauer, die von der alten Feste Musseg ihren Ausgang nimmt. Von diesen letzteren ist das eine, hart an der Reuß gelegene, zu einem Uhrthurm gemacht, dessen bunt bemaltes, breitstirniges Zifferblatt weithin nach dem See sichtbar wird.

Als die Zeiger dieses Zifferblattes an dem oben genanntem Tage genau neun Uhr zwanzig Minuten mitteleuropäischer Zeit bekundeten, betraten wir (unter dem „wir“ ist ein Ehepaar zu verstehen; meine Frau hatte mich als geübten Reisemarschall in die Schweiz mitgenommen) das Deck der Helvetia, die eben als zweiter Tagesdampfer nach Vitznau und Flüelen abgehen sollte. Wir wollten unser Heil mit dem Rigi versuchen, obgleich die Aussicht auf Aussicht seit fünf Uhr eher ab- als zugenommen hatte.

Mit dem letzten Signal-Geheul der Dampfpfeife, — ein Pfeifen ist dieses entsetzliche Fauchen kaum noch zu nennen, — stachen wir in den Vierwaldstädter-See. Wenn sich die Ohren von diesem schnöden Lärm, der wie der Scheidegruß eines verendenden Ungeheuers klingt und gegen den ein schriller Locomotiven-Pfiff wie Sphären-Musik sich ausnimmt, allmählich erholt haben, hört man auf derartigen Dampfern in der deutschen, französischen und italienischen Schweiz meist englische Laute. Die Inhaber oder Vertreter dieser Sprache von jenseits des Aermelmeeres, die eigentlichen Engländer fallen mehrfach durch anspruchsvolles Wesen unangenehm auf, geradezu unerträglich sind aber erst die gleichfalls englisch redenden Amerikaner; mir war oft, als ob Bruder Jonathan nur reich gewordene Schlächtermeister, die ja übrigens auch recht nette, nützliche Leute sein können, über den Ocean zu seiner Vertretung geschickt hätte. Amerika trägt als besonderes Kennzeichen, — nebenbei gesagt, — durchweg noch längere, spitzere Schnabelschuhe, denn England.

Aber der dort, — der finstere und dabei quecksilber-unruhige, mittelgroße und hagere Mann kann nicht aus Albion stammen, der muß wohl ein heißblüthiger Südländer sein, denn landsmännisch schaut er wahrhaftig auch nicht drein.

Der Unbekannte mit dem wachsbleichen Gesichte und den grauen stechenden Augen hatte einen schwarzen, kurzgeschorenen, nach unten zwickelartig auslaufenden Vollbart, an dem seine Finger vielfach nervös drehten. Auf seinem Haupte saß ein breiter Schlapphut, der an einen Maler oder Bildhauer erinnerte, übrigens kleidete ihn ein einfacher, dunkler Touristen-Anzug nicht häßlich. Nur trug er seltsamerweise bei der Sonnenhitze einen schwarzen, halblangen Radmantel mit einer kaffeebeutelartigen Kapuze, wie solchen die Franzosen und Italiener lieben, und ließ das Kleidungsstück während der ganzen Fahrt nicht von den Schultern.

„Vielleicht ist er brustkrank und reist auf gute Luft,“ sagte ich mit einem Erklärungsversuche zu meiner Frau. — Aber was mochte der Finstere, der mich beim ersten Erblicken an den schwarzen Mann aus Chamisso's rechtem Barbier erinnerte, unter dem Radmantel verbergen? Rechts in der Gürtelgegend bildete das Mäntelchen einen Buckel, ein Stück schwarzen Lackleder-Riemens wurde dann und wann über der Brust des Mannes bei dem vorderen Spalt des Mantels sichtbar. Für eine Umhängetasche erschien das verborgene Ding zu eckig.

Auf der Stirn unseres Mitreisenden drückte sich neben unverkennbarem Ingrimm eine geradezu fieberhafte Unruhe aus, die sich auch intensiv auf sein Beinwerk, wie auf Kopf- und Nacken-Muskulatur übertrug. Bald drehte er das Haupt nach den Bergen und dem gräulich, grauen Himmel, bald senkte sich sein Blick auf die Ufer und die mäßig bewegte Wasserfläche; eben stand er am Bugspriet, gleich darauf auf dem Hinterdeck, Back- und Steuerbord waren vor ihm gleich unsicher, nur das Sitzen schien er verschworen zu haben.

Indessen, — wir reisen ja eigentlich nicht zur Bereicherung an Menschenkenntniß, sondern zur Erholung von des Jahres Arbeit, — was kümmert uns der Unheimliche? Nehmen wir also mit, was uns an schönen Bildern rechts und links am Gestade geboten wird! Trotz aller uns umlagernder Naturschönheit war nun allerdings auch für uns ein kleiner Grund zu halber Mißstimmung vorhanden: Nur Uferbilder, keinerlei Fernsicht, das Wetter wetterwendisch nach der abschüssigen Linie hin! Von Sonnenschein kein Schimmer, die Wolken schoben sich recht dicht und hübsch zusammen.

In Vitznau, wo das Dampfboot mit der Zahnradbahn als Beförderungsmittel vertauscht wird, kam uns der Unheimliche ganz aus dem Auge; bei seiner Unruhe hatte er wohl den ersten Wagen sicher erreicht, während wir erst fünf Minuten später im dritten folgten.

Aufwärts ging's; der Nebel kam uns auf halbem Wege fast entgegen. Meine Feder ist nicht darauf zugeschnitten, eine halb verunglückte Rigifahrt zu schildern. — Nebelbilder! — Wer getreu wissen will, wie es bei gutem Sonnenschein ausgesehen haben könnte, schlage im Bädeker nach; wie man nichts sieht, ist nicht zu beschreiben. Oben angekommen schwebten wir durch grauen Dunst und wurden allmählich hübsch feucht. Jedennoch: die Menschen suchen und suchten von je in solcher Lage Beruhigung:

„Weil vielen das geschah und noch geschehn wird.
In dem Gedanken finden sie dann Trost,
Ihr eignes Unglück tragend auf dem Rücken
Von andern, die zuvor das Gleiche traf.“

So läßt der süße „Schwan vom Avon“ seinen unglücklichen König Richard im Kerker von Pomfret sprechen, — und wir saßen, Gottlob! noch nicht einmal in einem Gefängniß, sondern in dem Riesenbau von Schreyber frères, wo sich das reiselustige Europa und nöthigenfalls die anliegenden Erdtheile bei angemessenen Preisen „Guten Tag“ sagen können.

Ohne uns von der table-d'hôte-Seuche ankränkeln zu lassen, wählten wir im Restaurant des Erdgeschosses eine leidlich behagliche Ecke, — von einer stillen Ecke kann da oben bei Schreyber im Juli selbst bei Regenwetter keine Rede sein, — und stärkten uns, frei von unnützem Nebelzorn, bei einer guten Cotelette und einer noch besseren Flasche weißen Yvorners, — da huscht plötzlich der schwarze Radmantel durch die Thür, überfliegt mit flackernden Augen die Schar der Gäste und macht hastig bei der Büffet-Dame eine Bestellung, ohne daß ich bei dem herrschenden Gesumme seine Nationalität an der Sprache feststellen kann. Er setzt sich nicht; neben ihm auf kleinem, rundem Tischchen am Fenster steht eine halbe Flasche rothen Landweines, davon er dann und wann wie geistesabwesend nippt. Düster stiert sein Auge durch die Scheiben in den dicken Nebel, seine Hand knipst dabei nervös an einer unsichtbaren Feder oder dergleichen unter dem Mantel.

Unwillkürlich und plötzlich mußte ich an einen Pistolenkasten denken. Mir kam eine alte Jugenderinnerung in den Sinn. Da ich, ein krasser Fuchs, das bunte Band über der Brust, das erste Semester studirte, erzählte man mir von einem wunderlichen Cartell-Bruder, der sich mit einem Pistolenkasten auf Reisen begab, um einen Gegner aufzusuchen und vor die Mündung zu fordern, der irgendwo irgend etwas Häßliches wieder ihn geredet haben sollte. Was aus der seltsamen Reise ins Blaue damals geworden, vermag ich nicht zu sagen; aber unser heutiger Ingrimm mit seinem unsichtbaren Gegenstand rief mir die Geschichte wach. Vielleicht bestand eine kleine Aehnlichkeit mit jenem Sonderling aus meiner Jugend, — kurz ich glaubte fast fest an einen verborgenen Pistolenkasten.

Der Düstere reiste einem Widersacher nach, war einem Todfeind auf der Spur. Was konnte das für einen Auftritt geben, wenn er den Gesuchten, Gehaßten vor dem Fenster dort auftauchen sah? Item, — die Entwicklung der freilich noch etwas hypothetischen Sache ließ vorläufig durchaus auf sich warten; alles blieb so dunkel und unaufgeklärt, als der Rigi-nebel. — Hinab! Den Berg hinab! Jeder mußte sich sagen, daß für die nächsten vierundzwanzig Stunden keine Wettergunst zu erwarten sei; in dem Grau konnte auch das geübteste Auge keine Feinde finden. Uebrigens hatte sich zum Abstieg der unangenehme Nebel in einen noch unangenehmeren Hochgebirgsregen verwandelt.

Auf dem Dampfboot, das uns von Vitznau nach Luzern zurückführte, wurde freilich der derbe Regendraht wieder etwas feiner, doch hatte sich der größte Theil unserer Schicksalsgenossen unter Deck zurückgezogen. Wir beide, meine Frau und ich, gerade wetterhart genug, um unter guter Schiffsleinwand einem Sprühregen zu trotzen, blieben oben, um mit dem Auge von dem verlorenen Tage so viel als möglich zu retten. Wieder pendelt der Unheimliche vor uns auf und nieder, rechts und links, von vorn nach hinten und umgekehrt; der Mensch beginnt bereits für meine Blicke etwas Magnetisches zu haben. Da lehnt er plötzlich in meiner Nähe über Bord, das Auge zum aschfarbigen Himmel gerichtet, und murmelt in verständlichem Deutsch zwischen den Zähnen: „Sie kommt nicht in meinen Gesichtskreis! Kein Glück! Wieder ein verlorener Tag heute!“

Da haben wir die Geschichte: Ein unglücklicher Landsmann, ein Deutscher, dem seine Frau oder Geliebte, — wer soll das sagen in unseren Tagen? — allein oder in Begleitung durchgegangen ist! Er ihr nach, — will die Treulose abfangen, — bestrafen, — der sorgsam vor Regen geschützte Gegenstand unterm Mantel enthält ein paar Pistolen, — vielleicht ist ein Revolver dabei, — er beabsichtigt, sie zu tödten, — sich hinterdrein. — — Beklagenswerther Mann! Vielleicht auch beklagenswerthes Weib! Denn dieser hier ist sicher ein Tyrann, — an Eifersucht viel schlimmer als Othello gewesen. Danach sieht er aus —

Man brauchte nur ein Dutzend Romane, zwei Dutzend Novellen heurigen oder eines früheren Jahres gelesen zu haben, was ja bei jetziger Massen-Produktion nicht gerade viel sagen will, und die eben kurz gegebene Fabel lag nach den Worten des finstern Fremdlings auf der Hand.

Im ganzen war ich ohne weiteres Besinnen recht froh, daß er sie nicht gefunden hatte, denn ich liebe auf Erholungsreisen keine aufregenden Scenen. Eins nur erregte meine Bedenken: der Mensch geberdete sich so verzweifelt, daß man auf bevorstehenden Selbstmord gefaßt sein mußte. Da wäre es nun Menschenpflicht gewesen, ihm in den Arm zu fallen, ehe der Schuß fällt, aber welche häßlichen Geschichten können dabei passiren? Wohin geht just die Kugel? Pfui! Kein Bangen! Also Bereitschaft zur Intervention! Ich war zum Sprunge bereit wie ein Panther, der sich zu wohlthätigen Zwecken anschickt.

Luzern ist in Sicht, in zehn Minuten müssen wir anlegen. Recht angenehm ists, daß der Regen ganz aufgehört hat, der Himmel überhaupt etwas lichter und vernünftiger erscheint. Wie wir auf gute Schweite herangekommen sind, daß am schönbemalten Uhrthurm der Reußstadt schon genau das Zifferblatt zu erkennen ist, brechen mit eins neben dem alten Pilatus die Wolken, ein Bündel Sonnenstrahlen schießt von oben wie aus einem Scheinwerfer gerade auf dieses Zifferblatt und läßt es im herrlichsten Glanze neben dem matten Grau der Umgebung erglühen.

Ein prächtiges, überraschendes Bild!

Da kraspelt und knackt es verdächtig neben mir, mein Auge sucht sofort den Radmantel. — Was muß ich sehen? Nie habe ich auf einem Menschenangesichte einen so grellen Uebergang gesehen vom tiefsten Ingrimm zu voller Befriedigung, von Schmerz zu Lust, von Jammer zu Wonne, von Elend zu Entzücken, von Verzweiflung zu Jubel. Dieser Schwarzmantel war ganz ausgetauscht; Augen, Stirn, Mund, sogar der Zwickelbart, fast möchte ich behaupten die Kapuze, alles schien zu lächeln, zu lachen, zu triumphiren.

Eine Feder knapst, der Kasten springt auf, — er, der Besitzer, richtet, — nicht die ergriffene Pistole gegen die Stirn, — nein, den linsenbewehrten Tubus eines lichtbildenden Apparates gegen den Uhrthurm!

Der Mann war Amateur-Photograph, reiste nur auf Momente und Aufnahmen, — — und die treulose Dame, die nicht kommen wollte, die er rastlos suchte, war unsere lichte, liebe Sonne.

Nachdruck verboten.

Die Schutz- und Trutzfärbung im Thierreiche.

Von Dr. Paul Behrend.

Das Leben der Thiere ist ein ununterbrochener Kampf aller gegen alle, ein fortwährendes Streben, dem anderen überlegen zu sein. Viele Thiere, denen die Natur Angriffs- und Vertheidigungswaffen versagt hat, sind in diesem Kampfe auf List und Täuschung angewiesen. Das verbreitetste aller Trugmittel ist die Farbe. Die Beispiele hierfür werden meist aus der Pflanzen- und Thierwelt der Tropen, wo sie sich bei dem Farbenreichthum der Urwälder besonders bemerkbar machen, herbeigeholt. Aber auch bei uns sind sie so zahlreich, daß sie jedem Wanderer, jedem Spaziergänger, wenn er sich nur zu sehen bemüht, auf Schritt und Tritt begegnen. Man achte nur darauf, wie die Färbung zahllose Thiere befähigt, sich zu verbergen, ihren Feinden zu entgehen oder unbemerkt ihre Beute zu überfallen, wie sie zur Abschreckung der Feinde dient und wie sie zur Maskierung und Verstellung benutzt wird, um den Feinden gefährliche Eigenschaften vorzuspiegeln. Bald wird man einsehen, warum Eidechsen, Laub- und Grasfrösche, Grashüpfer, Blattläuse und viele andere, zwischen Blättern und im Grase lebende Insekten grün gefärbt sind; warum Vögel und Säugethiere, die zwischen Steinen, welkem Laube und auf Baumstämmen leben, braun und grau schattiert sind; warum zahllose Meeresthiere glashell und farblos, wie das Wasser sind, das sie bewohnen. Ihnen allen dient im großen Concurrenzkampfe um das Dasein ihre der Umgebung angepaßte Farbe als Schutzmittel. Ja, man wird bei genauerer Beobachtung diese Schutzfärbung noch viel weiter ausgedehnt finden. Unzählige Thiere ahmen absichtlich die Farbe ihrer Umgebung, mehr noch die anderer gut bewaffneter Thiere nach, um sich durch diese Maskierung vor Verfolgung zu schützen. Da stellen sich Thiere steif und unbeweglich, daß sie einem Stamme oder Zweige zum Verwechseln ähneln, hier ahmt ein fliegendes Thier ein trockenes Blatt nach, das der Wind durch die Luft führt. Waffenlose Thiere nehmen Farbe und Gestalt solcher an, die mit Zähnen, Krallen, scharfen Kiefern, giftigen Stacheln, festem Panzer, stachlicher Haut und übelriechenden Flüssigkeiten ausgerüstet sind. Ungiftige Nattern copieren giftige Schlangen, indem sie deren Hautfarbe annehmen. Schmetterlinge ahmen auf ihren Flügeln die Farben und Zeichnungen solcher Arten nach, die ihres übelriechenden Saftes wegen vor Nachstellungen von Vögeln und Eidechsen sicher sind. Andere Schmetterlinge, die Glasflügler, schütteln, wenn sie aus den Puppen schlüpfen, die Schuppen von ihren Flügeln, sodaß diese durchscheinend werden, und sie selbst stechenden Insekten, Wespen und Hornissen, gleichen. Gewisse Borkkäfer ahmen Form und Farbe der Bienen, zahlreiche Fliegen die von Wespen, wehrlose Spinnen beißende Ameisen nach, immer also gut bewaffnete Thiere.

Geht man im Walde etwas abseits vom Wege in das Dickicht hinein, so schwirren bei jedem Schritte Scharen kleiner, bisher nicht bemerkter Thierchen in die Höhe. Sie waren auf der gleichfarbigen Unterlage nicht zu erkennen, so wenig, wie die zahllosen grünen, braunen und grauen Raupen, Schmetterlinge, Hautflügler, Glasflügler und andere Insekten. Beugen wir uns zur Erde, so finden wir unzählige Insekten, die kleine Holzstückchen, verwelkte, halbzerfressene und zusammengerollte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blätter, Spelzen von Gräsern und Nadeln von Fichten und Tannen täuschend nachahmen. Schmetterlinge auf Stämmen mit grauen Flechten copieren kleine Flechtenbündel, andere die Excremente von Vögeln. An einem Halme sehen wir eine Spinne hinaufkriechen, plötzlich ist sie verschwunden. Sie hat durch Einziehen der Vorderbeine und Ausstrecken der Hinterbeine eine kleine Aehre täuschend nachgeahmt. Es giebt Spinnen, die eine weiße, rosenrothe oder grüne Farbe annehmen, je nachdem sie weiße, rothe oder grüne Blumen besuchen, und zwar nimmt jede Spinne, wenn sie auf eine anders gefärbte Blume gebracht wird, in kurzer Zeit die neue Farbe an. — Auch am Meeresstrande giebt es zahlreiche Beispiele der Schutzfärbung. Das Kaninchen, das in den Dünen haust, die Vögel, die im Sande nisten, sie haben alle die sandgraue Farbe angenommen. Die Kreuzkröte beklebt sich mit Sand, daß sie einem kleinen Erdballen gleicht, Käfer, Raub- und Stilettfliegen sind grau oder weiß, wie der Sand. Die Feldheuschrecken, die die Meeresufer zu Tausenden beleben, werden erst sichtbar, wenn sie der Fuß des Wanderers aufscheucht. Sie liegen, kleinen Holzstückchen ähnlich, über den Sand verstreut. Und nun erst die Thiere im Meere selbst! Wenn unser Kahn langsam durch das ruhige Wasser streicht, wir jeden Gegenstand auf dem Boden genau erkennen, aber außer einigen festsitzenden Polypen nichts Lebendes bemerken, so sind wir versucht, die Berichte über den Thierreichthum der Meere für Märchen zu halten. Ziehen wir aber ein Bündel von den Algen, durch die wir hindurchfahren, herauf, so wimmelt es von grünfarbigen Quallen, Seenadeln, Lippfischen und anderen Thieren. Wir finden darunter auch einen grünen Kopffüßler, einen Tintenfisch. Was aber ist das? Eben noch grün, nimmt er die dunkle Farbe des Holzes an, auf das wir ihn legten. Wir werfen ihn ins Wasser, und siehe da, seine Haut wird wasserhell. Ein anderes Mittel, sich der Beobachtung zu entziehen, wendet der große kriechende Seepolyp an. Er häuft auf seinem Rücken kleine Steine auf, ähnlich wie die Krabben, die sich mit Algen bedecken und dadurch schwimmenden Blättern gleichen.

Zu diesen und ähnlichen Beobachtungen sind kürzlich noch ganz neue hinzugekommen. Bisher hatte man die Schutzfärbung der Thiere nur am Tage beobachtet. Aber gerade die Nacht ist die Zeit des Raubens und Mordens. Kein Wunder, daß sich da die verfolgten Schwächeren allmählich eine Färbung erworben haben, die sie vor nächtlichem Ueberfall schützt. Man mache sich nur einmal auf zu einer Wanderung am späten Abend durch Wald und Wiese. Da raschelt und zirpt es zu unseren Füßen im Laube und im Grase, da rauscht und knistert es neben und über uns in den Zweigen, — aber nichts ist zu sehen.

Wie aber, wenn das Mondlicht Wälder und Felder durchfluthet? Gerade da kann man die schützende Eigenschaft der dunkeln Farbe aller Nachtthiere erkennen. In dem starken Schatten, den die Dinge im Mondlicht werfen, bemerken wir die graue Feldmaus nicht, obschon das Knabbern und Nagen neben uns ihr Vorhandensein in Scharen verräth. Wir treten an einen vom Monde voll beleuchteten Teich, ob wir nicht einen schlafenden Fisch belauschen können. Alles still. Vom erleuchteten Grunde heben sich deutlich die Schatten der Halme und Blätter ab, aber kein Fisch ist zu sehen. Wir werfen einen Stein in das Wasser, und siehe da, die scheinbar feststehenden Schatten huschen schnell davon. Jetzt erst bemerken wir, daß wir schwarzgestreifte Fische und hellgefleckte Salamander vor uns hatten. So wie sie uns täuschten, täuschen sie die ihnen nachstellenden Räuber. Wir schreiten weiter am Ufer entlang. Wie anders ist es doch am Tage! Farbenprächtige Falter schaukeln sich auf den Blüthen, tummeln sich in der Luft, lassen sich einen Augenblick auf einem Blatte nieder, um im nächsten nach einem anderen zu flattern. Nichts davon in der Nacht. Aber man schüttele nur einmal an den Zweigen einer Weide oder streiche mit dem Stocke durch die Gräser und Kräuter: aus dem Schlafe aufgescheucht fliegen Schmetterlinge nach allen Seiten davon. Die in der Ruhe zusammengeschlagenen Flügel sind auf der Unterseite dunkel, unscheinbar grau, schwarz gefleckt und gestreift. Am Tage, wo die Schmetterlinge mit Hülfe ihres hundertäugigen Sehorgans und ihres behenden Fluges den Nachstellungen entgehen können, zeigen sie die weiß, blau, gelb und orange gefärbten Oberseiten der Flügel. In der Nacht aber, im Schlafe, muß sie die dunkle Farbe der unteren Seite schützen. Gerade unsere buntesten Tagfalter, die Füchse, Pfauenaugen, Thurmfalter u. a. kann, wenn sie die Flügel aufgerichtet haben, das schärfste Auge nicht von trockenen Blättern unterscheiden. — Wir passieren einen Sandweg. Ein Ast wirft seinen Schatten darüber. So scheint es uns, aber kein Baum ist in der Nähe. Wir sehen genauer hin und bemerken, daß der scheinbare Schatten lebt: in dichtgedrängten Scharen ziehen schwarze Ameisen über den Weg und verschwinden sogleich im Schatten der Halme und Gräser. Sie sowohl, wie viele andere Insekten, Grillen und Erdwespen, verlassen erst in der Nacht ihre Schlupfwinkel, in dem sie sich des Tages über verbergen müssen, wenn sie nicht ihren zahlreichen Feinden zum Opfer fallen wollen.

Einige Thiere haben sich sogar die Fähigkeit erworben, sich in der Nacht in andere Farben zu kleiden, als am Tage. Von manchen Reptilien, Fischen und Kopffüßlern wissen wir, daß sie ihre Farbe willkürlich verändern können. Sollten diese Thiere, so fragte man sich, die Fähigkeit des Farbenwechsels nicht auch zu ihrem Schutze in der Nacht gebrauchen? Man beobachtete sie in Aquarien zur Nachtzeit bei so schwachem Lichte, daß es gerade zur Unterscheidung der Farben noch ausreichte, und fand, daß viele Fische von heller Farbe zur Nachtzeit dunkel gefärbt sind. Erleuchtete man plötzlich das Aquarium, so nahmen die Fische sofort ihre helle Tagesfarbe an. So hat die silberfarbige Goldforelle während des Nachtschlafes eine dunkle Bronzefarbe, deren Tiefe noch durch schwarze Querbänder verstärkt wird. Flundern, Elritzen, der Königsfisch u. a. verdunkeln sowohl ihre Grundfarbe, als auch ihre aus Punkten oder Bändern bestehenden Zeichnungen. Der Nutzen dieser Färbung ist sofort ersichtlich. Am Tage ist die im klaren Wasser pfeilschnell dahinschießende silberfarbige Forelle kaum zu sehen, in der Nacht aber, wo sie zwischen dunkeln Gräsern schläft, wäre sie allen Räubern sogleich bemerkbar, nähme sie nicht die dunkle, den Gewächsen gleiche Färbung an. — Damit sind die Beispiele der Schutz- und Trutzfärbung im Thierreiche noch lange nicht erschöpft. Die hier gegebenen sollen nur den Leser anregen, auf seinen Wanderungen selbst sorgsam Umschau zu halten. An neuen interessanten Entdeckungen wird es ihm dann nicht fehlen.

Nachdruck verboten.

Vom Schreibtisch aus.

Von Clara Biller.

I.

Nein, mein Jettchen, da bist Du doch im Irrthum, wenn Du meinst, daß ich Trübsal spinne, weil ich diesen Sommer an meine einsame Stube gefesselt bin! Freilich kann ich nicht wie Du mit einer Gala-Vorstellung der Londoner Jubiläums-Feier aufwarten, in einem ganz mit frischen Rosen tapezirten Theater, wo die erlesensten Nachtigallen, — natürlich ohne Flügel, — sangen. Auch nicht mit einem Musikfest in Chester, bei dem meines Jettchens süßes Gesicht unter einem pikfeinen, weißen Federhut strahlte, während ihre Ohren acht Konzerte in nur drei Tagen genossen. Zu einer Spritzfahrt von Llandudno nach Beaumoris in Lord Wynn's „gottvoller Yacht", auf der ein Cotillon getanzt wurde, bei dem Jettchens Hände die Blumensträuße nicht einmal alle fassen konnten, die sie erhielt, — der kleine Beigeschmack von Seekrankheit scheint den Tanz allerdings etwas verdüstert zu haben, — hätte ich aber wenig getaugt. Solche Vergnügungsschauer, wie die englische Reise sie Dir gewährt, erfordern die Spannkraft Deiner achtzehn Jahre. Und selbst in der Jugend genossen, lassen sie meist ein gewisses Mißbehagen zurück, wie andere vergängliche Räusche auch. Ich gönne Dir die Lust von Herzen und freue mich darauf, wenn Du mir später davon erzählen wirst und Dein liebes, bewegliches Gesichtchen mit den leuchtenden Augen ergänzen wird, was der Mund verschweigt. Aber zu beklagen brauchst Du mich nicht. Ich hab' meine Stunden, wo ich trotz aller Einsamkeit mich köstlich amüsire, über allerlei, was mir einfällt, besonders aber auch über die sonderbaren Begebenheiten, die mich in meiner Stube aufsuchen, anstatt daß ich ihnen nachgehe. Da lernt man Menschen kennen — ganz eigenthümliche, die aus einer ärmlichen Tages-Existenz heraus sich ein Thürchen öffnen, durch das sie sich die Welt einmal von einer anderen Seite ansehen. Ja, ich erlebe ganze Geschichten, — das beste ist, ich erzähle Dir gleich 'mal eine, die mir passirt ist; Du kannst dann selber urtheilen.

Vor längerer Zeit, — nachdem ich kurz vorher in einem weitverbreiteten Familien-Blatt eine Erzählung veröffentlicht, — erhalte ich einen Brief aus einer größeren Stadt Ungarns. Ich wende ihn hin und her, wie man wohl mit einem Briefe thut, der einen fremd anmuthet, ehe ich ihn öffne. Er trägt oben in der Landessprache ein kurzes Motto, ist auf feines Papier geschrieben und lautet wie folgt:

„Gnädige Frau!

Als letzten Donnerstag in unserem Mädchen-Club Ilga von L. Ihre Novelle vorlas (folgt eine etwas jugendlich-überschwängliche Kritik), machte Präses, Baroneß Lydia, den mit Acclamation angenommenen Vorschlag, Ew. Hochwohlgeboren zu dem am vierten dieses Monats stattfindenden Stiftungsfeste unseres Clubs um eine Photographie oder ein Autograph für das Club-Album zu ersuchen. Als Schriftführerin des Vereins nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, gnädige Frau, diese Bitte, wie unsere Liebe und Verehrung hiermit auszudrücken. —

Nachdem ich hiermit," fuhr die Schreiberin fort, „meine ehrenvolle Mission erfüllt, will ich Ihnen, die ich mir so lieb und gut vorstelle, wie Sie mir heut' Nacht im Traum erschienen sind, mein Herz ausschütten. Ich möchte zu gern wissen, ob Sie mich verdammen, — möchte wissen, wie Ihre Lisa (die Heldin meiner Erzählung) in meinem Fall gehandelt hätte. Sie blickten mich diese Nacht so ernst und doch so liebevoll an, daß ich Ihnen alles, alles vertraute. Aber leider, als Sie antworten wollten, bin ich erwacht!

Es war nämlich der Geburtstag meiner Freundin Felicie, und ich bekam von Mama Erlaubniß, dem kleinen thé dansant, das ihr zu Ehren stattfand, in Gesellschaft meiner englischen Gouvernante beizuwohnen. An demselben nahmen außer unseren gemeinsamen Freundinnen, — alle Club-Mitglieder, — auch deren Brüder und Cousins theil, sowie der Freund des einen Bruders, ein Bürgerlicher, Herr B. Vor dem Tanzen war ein Pfänderspiel arrangirt worden, bei welchem ich den Ring, den Mama mir am letzten Namenstage schenkte, hergeben mußte. Beim Einlösen wurde ich dazu verurtheilt, von meinem Nachbar, der zufällig dieser Herr B. war, einen Kuß zu bekommen. Als Herr B. sich zu mir neigte und seine Lippen flüchtig meine Wange berührten, schwindelte mir so, daß ich mich gar nicht wehren konnte, was doch auch eine große Unschicklichkeit gewesen wäre, nicht wahr? Unsere Gouvernanten saßen in demselben Zimmer. Die meine warf mir gleich aus ihren meergrünen Augen einen sehr strafenden Blick zu. Darauf fürchtete ich mich sehr vor Mama, die es doch erfahren würde, obgleich ich es doch nicht verhindern konnte.

Am nächsten Tage war Tante Carola schon sehr früh bei uns zu Besuch. Sie mußte vorher mit Papa von mir und dem gestrigen Abend gesprochen haben; denn als Papa mit ihr hereintrat, lachte er und fragte mich, ob ich seit gestern nicht einen Schnurrbart bekommen hätte? Darauf wurde ich sehr roth, Tante aber machte eins ihrer reichsgräflichen Gesichter und sagte zu mir: »Es ist unverantwortlich, diesen bürgerlichen B. zu einem so intimen Cirkel zuzulassen. Ich begreife nicht, wie Dein Papa zu einem solchen Kuß noch lachen kann. Du hättest aber an Deine Ahnen denken und dem unverschämten Menschen den Weg weisen sollen.« Ich sagte nur, alles wäre so schnell gekommen, da hätte ich gar nicht erst nachdenken können. Mit einem verachtungsvollen Blick rauschte Tante ab. Aber Mama weint jetzt, weil ich sie mit ihrer Schwester entzweit habe, und meine Gouvernante soll auch fort. Oh, — I despair! Meine unbekannte, doch mütterliche Freundin, finden Sie auch, daß ich unrecht habe? Worin liegt meine Schuld? Was hätte ich thun sollen? Ach bitte, antworten Sie mir! Könnte ich dem Brief nur Flügel leihen und recht bald Ihren klugen Rath hören.

Ihre Sie verehrende und Ihnen aufrichtig ergebene
Alice von . . .

Nachschrift. Julie, die dem Postboten die Briefe abnimmt, wird mir Ihren schon geben, — ich hoffe darauf. Mit Handkuß und Gute Nacht Ihre traurige
Alice."

Dieser Backfischbrief, — offenbar gehörte Alice dem entsprechenden Alter an, — amüsirte mich außerordentlich. Ich vergegenwärtigte mir die Club-Sitzung der jungen Aristokratinnen, vor allem aber schwebte mir meine junge Verehrerin, die vertrauensvolle Schriftführerin desselben, vor. Und mich zurückversetzend in die eignen jungen Jahre, malte ich mir das Vergnügen aus, das wir am Stiftungsfest unseres damaligen Lesekränzchens gehabt haben würden, wenn wir auf eine ähnliche Anfrage aus fernen Regionen, — das Unbekannte hat ja immer besonderen Reiz, — eine Antwort erhalten hätten. Da ein Autograph zu dem Festtage nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnte, — die Clubistinnen hatten mir ihren Brief durch die von meinem Wohnort ziemlich entfernte Verlagshandlung jenes Familien-Blattes zugehen lassen, das meine Erzählung enthielt, — sandte ich einige Worte des Dankes und der guten Wünsche per Draht. Nachdem das Telegramm an den Club aber besorgt, beantwortete ich die mir von Alice so zuversichtlich gestellten Fragen, wie es mir für ihr Alter und den besonderen Fall angemessen schien, in einem längeren Briefe.

Darauf erfolgte keine Antwort, die ich eigentlich erwartet hatte. Alice schien mein Eingehen auf ihre Bekümmerniß schweigend hingenommen zu haben, und die Erinnerung an die Clubistinnen und ihre vertrauensselige Schriftführerin verwischte sich bereits in meinem Gedächtniß, als mehrere Wochen später ein zweiter Brief mit demselben Postzeichen bei mir eintraf. Wie staunte ich, als der Inhalt desselben das Bild der offenherzigen, jungen Aristokratin nicht allein zerstörte, sondern auch, — doch ich lasse den Brief selbst seinem Wortlaut nach ebenfalls hier folgen:

„Gnädige Frau!

In dichten Flocken weht der Schnee durch die Straße, in der nur selten, gleich dunkeln Punkten, mühsam gegen das Stöberwetter kämpfend, die Menschen auftauchen, um sogleich unter dem weißen, wallenden Vorhang wieder zu verschwinden. Behaglich prasselt das Feuer im Ofen, und Lohe und Schatten, seltsam gemischt, zeichnen sonderbare Streiflichter auf Wand und Diele. Nur dies Prasseln und das Ticken einer alten Wanduhr, — sonst unterbricht nichts die Stille, in der an meinem inneren Auge hoffnungsvolle Bilder künftiger Tage vorüberziehen. Nein, — noch etwas macht sich bemerkbar, — ein Etwas, das wir alle schon empfunden haben, ohne es beschreiben zu können; etwas, das niemand verschont, weder den kleinen zaghaften Näscher, noch den verstockten Mörder, — das Gewissen. Und diese Stimme, die so plötzlich, so dunkel und geheimnißvoll durch die verschlossensten Thüren in die verschlossensten Herzen dringt, — sie ruft mir jetzt zu: »Willst Du einst, wie Du es hoffst in Deinen kühnen Träumen, ein Steuer der Wahrheit sein, dann gestehe jetzt zur Steuer der Wahrheit, was Du gethan hast.« Gnädige Frau, — die Worte jenes Briefes, die Sie jüngst an mich und doch auch wieder nicht an mich richteten: »Wir sind nur zu oft geneigt, uns durch den Erfolg einer Handlung über ihren moralischen Werth täuschen zu lassen,« — so unbewußt und zugleich so treffend, haben jene Stimme in mir geweckt. Nur Ihre Vergebung kann sie wieder verstummen lassen. Wie der achtzehnjährige Judenjüngling, der den Tag über in einem kleinen Laden Band und Spitzen abmißt, dazu kam, sich in die Situation eines jungen, schwärmerischen, hochadligen Fräuleins christlich germanischer Nation hinein zu denken? Gnädige Frau, — diese Welt ist ein Theater, in dem nicht alle Schauspieler passende Rollen erhalten haben. Obwohl die ewigen Worte unseres Rückert: . . . »Dem ringe nach! Es kann mit rechter Kraftanwendung, der Mensch auf jeder Stuf' erreichen die Vollendung,« — auch mir im Herzen geschrieben stehen, hatte ich eine so große Lust, auch einmal aus einem anderen Fenster in die Welt zu gucken. Ihr liebenswürdiges Telegramm hätte selbst unter einem Dutzend sechzehnjähriger, leichtgekleideter Mädchen mit blonden, braunen oder schwarzen Haaren, blauen, braunen oder schwarzen Augen und küßlichen Lippen keine solche Aufregung hervorbringen können, wie in mir. Und erst Ihr Brief! Selbst das absichtslos verstreute Samenkorn schlägt Wurzel und soll hier Früchte tragen." — —

Nun, mein Jettchen, was sagst Du zu diesem kleinen Schwank? Obgleich ich mich in der Lage einer Angeführten befand, war es mir doch nicht möglich, dem Verfasser des Briefes zu grollen, was ich ihm auch in ein paar Worten mittheilte. Uebrigens hatte das Stückchen noch einen ganz netten Schluß, bei dem ich mir kein Verdienst beimessen kann. Beide Briefe, — die ich wörtlich mit Hinweglassung von ein paar Stellen, wie Discretion es gebot, wiedergegeben habe, — zeigte ich nämlich einer Bekannten, die mehr that, als sich darüber zu amüsiren. Sie zog vielmehr nähere Erkundigungen nach dem Schreiber ein, welche das End-Resultat hatten, daß dessen nächster Brief aus einer Universitäts-Stadt datirt war, wo ihm Gelegenheit geboten werden sollte, seine Anlagen in anderer Weise zu verwerthen, als durch solche Fastnachtsspiele.

Sage nun selbst, mein Jettchen, ob diese kleine Begebenheit nicht eine Deiner glänzenden Vergnügungen aufwiegt, und ob Du wirklich Ursache hast, mich um meiner Zurückgezogenheit willen zu beklagen? Wenn dies Beispiel nicht genügt, stehen Dir noch andere zur Verfügung. Obwohl nicht ganz so phantastisch, wie das eben erzählte, haben alle einen gewissen Reiz für den, welchem an der Kenntniß des menschlichen Herzens gelegen ist.

Nachdruck verboten.

Unterhaltungen über die Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein in Köln.

III.

Wie wir gesehen haben, übersteigt die Anzahl der Sterne jede Vorstellung; je mächtiger die Sehwerkzeuge sind, um so mehr Sterne tauchen aus dem Dunkel des unermeßlichen Raumes auf. Ganz von selbst tritt dabei die Frage an uns heran: Was sind denn diese Sterne? Woher stammt ihr Licht? Und in welcher Entfernung von uns befinden sie sich? Daß die Fixsterne keine goldene und silberne Knöpfe am Himmelsgewölbe sind, wie die Alten glaubten, braucht man heute niemandem mehr zu versichern, dagegen ist auch gegenwärtig bei uns noch hier und da die Meinung verbreitet, die Fixsterne seien Weltkörper, welche von unserer Sonne erleuchtet würden. Diese Meinung ist indessen vollkommen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

irrig; die Fixsterne sind vielmehr selbstleuchtende Himmelskörper, Sonnen gleich unserer Sonne, die nur deshalb so lichtschwach erscheinen, weil sie unermeßlich weit von uns entfernt sind. Diese Thatsache ist heute so sicher erwiesen als irgend eine Wahrheit erwiesen werden kann, und zwar läßt sich dieser Nachweis auf verschiedene Art führen. Am einfachsten kann man sich auf folgende Weise davon überzeugen: Es giebt einen Krystall, den sogenannten isländischen Kalkspath, durch welchen alle Gegenstände doppelt erscheinen. Wird aus diesem Krystall ein Prisma geschliffen, und bringt man vor demselben ein sehr dünnes Gipsplättchen an, so hat man in diesem einfachen Apparat ein untrügliches Mittel, selbstleuchtende Körper von erleuchteten zu unterscheiden. Wenn man nämlich durch denselben in die Sonne schaut, so sieht man zwei weiße Bilder der Sonne, ebenso erblickt man, wenn man die Flamme einer Kerze betrachtet, diese doppelt, gleichgefärbt und gleich hell, kurz, alle selbstleuchtenden Körper zeigen zwei völlig gleich helle und gleichfarbige Bilder. Betrachtet man aber mit dem nämlichen Apparat erleuchtete Körper, z. B. das vom Wasserspiegel zurückgestrahlte Sonnenbild, so erscheinen beide Bilder in den lebhaftesten Farben: ist das eine grün, so ist das andere roth, überhaupt zeigen sich immer ganz entgegengesetzte Farben. Man hat also in dem kleinen Apparat ein untrügliches Mittel, eigenes von erborgtem Lichte zu unterscheiden. Auf den Mond angewendet, zeigt es sogleich zwei entgegengesetzt gefärbte Bilder, zum Beweise, daß der Mond in erborgtem Lichte leuchtet; ähnlich ist es mit den Planeten, aber die Fixsterne zeigen stets zwei gleich helle, weiße überhaupt gleichfarbige Bilder, und dadurch ist in aller Strenge bewiesen, daß sie selbstleuchtend sind, genau wie unsere Sonne. Aber freilich, welch ungeheurer Unterschied in der Helligkeit: hier unser strahlendes Tagesgestirn, dessen Glanz den directen Anblick unerträglich macht, dort die kleinen funkelnden Sternchen, von denen die meisten nur mit starken Ferngläsern gesehen werden können! Die Sonne ist nach den Messungen der Astronomen etwa sechshundertundzehntausend Mal so hell als der Vollmond, und dieser wiederum sechsundsechzigtausend Mal heller als der glänzende Stern Capella im Bilde des Fuhrmann. Sonach ist die Sonne vierzigtausend Millionen Mal so hell als Capella, und genau ebensoviele Sterne von der Helligkeit des letzteren wären erforderlich, um unsere Nächte so zu erleuchten, daß sie taghell würden. Nehmen wir jetzt an, unsere Sonne sei doppelt so weit von der Erde entfernt, als sie wirklich ist, so würde sie uns natürlich weniger hell erscheinen, und die Erde würde nur ein Viertel des Lichts erhalten, welches ihr jetzt zu theil wird. Rückte die Sonne in eine dreimal größere Entfernung von uns, so würde uns nur ein Neuntel der gegenwärtigen Helligkeit zu theil; in tausend Mal größerer Entfernung würde uns nur ein Millionenstel des heutigen Sonnenlichtes zu theil, und, damit sie schließlich uns so hell erschiene als der Stern Capella, müßte die Sonne zweihunderttausend Mal so weit von uns entfernt sein, als sie wirklich ist. Wir können daher annehmen, daß die Fixsterne uns nur deshalb so lichtschwach erscheinen, weil sie außerordentlich weit von uns entfernt sind, und diese Annahme fand durch die Messungen der Astronomen ihre vollständige Bestätigung. Man hat nämlich die Entfernung des Sternes Capella von uns zu messen versucht und dabei gefunden, daß derselbe mindestens vier Millionen Mal weiter von uns entfernt ist als die Sonne; in dieser Entfernung würde uns die Sonne aber vierhundert Mal lichtschwächer erscheinen als Capella, folglich ist dieser Stern eine Sonne, die vierhundert Mal mehr Licht ausstrahlt als unsere Sonne. Dieses ist ein geradezu überraschendes Ergebniß, aber es läßt sich nicht daran rütteln, die Thatsache steht fest. Auch von anderen Sternen hat man gefunden, daß sie in ihrer Heimath Sonnen sein müssen, welche unsere Sonne an Licht bedeutend übertreffen, wieder andere sind weniger hell, kurz, unsere Sonne ist ein Fixstern unter Millionen anderer Fixsterne, der weder zu den großen noch zu den kleinen gehört, ein Mittelding in Bezug auf Helligkeit und Größe.

Der nächste von allen Fixsternen steht am südlichen Himmel und ist der hellste im Sternbilde des Centauren. Den übereinstimmenden Messungen mehrerer Astronomen gemäß, ist er zweihundertfünfundzwanzigtausend Mal so weit von uns entfernt als die Sonne. Der glänzende Stern Sirius, den man seines großen Glanzes wegen für verhältnißmäßig nahe halten möchte, ist rund eine Million Mal so weit von uns entfernt als die Sonne; er übertrifft diese daher sehr erheblich an Lichtfülle und, wie die neueren Untersuchungen gezeigt haben, auch an Größe oder Gewicht. Das Licht gebraucht, um den Weg von der Sonne bis zur Erde zu durchlaufen, — eine Distanz von zwanzig Millionen Meilen, — acht und eindrittel Minuten, daher bedarf es, um vom Sirius bis zu uns zu gelangen, volle sechszehn Jahre! Die funkelnden Strahlen dieses Sternes, die wir heute sehen, gingen von ihm also bereits im Jahre 1881 aus. Wenn man nun erwägt, daß die Fixsterne nicht nur so unermeßlich weit von unserer Sonne entfernt sind, sondern durch ähnliche Entfernungen auch untereinander getrennt sein müssen, so erhält man eine Ahnung von der jeder Vorstellung spottenden Größe des sternerfüllten Himmelsraumes. Wer vermag zu sagen, wie weit jene kleinsten Sternchen entfernt sind, welche auf den photographischen Platten nur eine Spur ihres Daseins verrathen? Niemand kann diese Entfernungen in bestimmten Zahlen ausdrücken, kein Sterblicher ist imstande, den Maßstab bis in die entferntesten Regionen des Weltalls zu tragen; nur so viel dürfen wir behaupten, daß jene Entfernungen über alle Vorstellungen hinaus groß sind, und daß von manchen Sternen erst heute Lichtstrahlen bei der Erde anlangen, die zur Zeit von Christi Geburt von jenen Sternen ausgingen, ja vielleicht zur Zeit, als Babylon blühte und an den Ufern des Nil die Pharaonen herrschten. Von diesen fernsten Sternen aus gesehen, würde selbst in mächtigen Ferngläsern unsere Sonne völlig unsichtbar sein, unsere Erde kann sogar selbst von den nächsten Fixsternen aus nicht mehr gesehen werden. Dort würden also lebende und denkende Wesen niemals eine Ahnung davon haben können, daß es einen dunkeln Weltkörper giebt, der, vom Monde begleitet, um die Sonne rollt und auf welchen uns die Hand der Allmacht gestellt hat. Ebensowenig können aber auch wir etwas darüber wissen, ob um jene fernen Sonnen dunkle Weltkörper, Planeten, gleich unserer Erde, kreisen. Aber vermuthen dürfen wir dies schon, gestützt auf den Grund, welchen der alte Hebel im „Schatzkästlein“ in seiner Weise vorführt, indem er sagte: „Wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist und sieht zum ersten Male durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über zwanzig Häuser hinaus, sieht man noch viele solche Lichter brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen Deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken.“ Gewiß, die himmlischen Lichter droben, die seit Jahrtausenden auf die Erde herabschauen aus unermeßlichen Entfernungen, sind sichtlich nicht unsertwegen angezündet worden, denn die größten und zahlreichsten sehen wir mit unbewaffnetem Auge gar nicht einmal. Jene Sterne haben eigene Zwecke ihres Daseins, und unsere Sonne ist nichts anderes als ein einzelner unter den zahllosen Sternen des Himmels. Wie daher um die Sonne unsere Erde und mancher andere Planet kreist, so können auch wohl um jene fernen Sonnen dunkle Planeten kreisen und von ihnen Licht und Wärme empfangen. Und vielleicht sind diese die Heimat lebender und denkender Wesen, die gleich uns ihre Blicke fragend auf den Himmel richten und gern wissen möchten, ob auch fern von ihnen im Weltall Herzen schlagen.

Nachdruck verboten.

Venetianisches Straßenbild.

Nach der Original-Zeichnung von E. Rosenstand.

Siehe Seite 169.

Wie er dasteht, der angehende Musensohn, und auf das bunte Getriebe in den Straßen blickt! Er braucht nur hineinzugreifen, um eine reiche Ausbeute für sein Skizzenbuch zu machen, aber es hat ihn übermannt, dieses farbenprächtige Gewimmel, sodaß er zu keinem Entschluß kommen kann. Wie es an ihm vorüberwogt, hier eine Gruppe schwarzäugiger Schönen, die mit ihm kokettiren oder, — sich über den Inglesen lustig machen, dort Landleute mit prächtigen Blumen und Früchten, dann vornehme Damen, Gondoliere in ihrer malerischen Tracht, oder ein Märchenerzähler, um den sich Jung und Alt drängt. Ja, Venedig ist eine schöne Stadt und seine Bewohner sind lebensfrohe Leute. Ob der Maler wohl daran denkt, daß zur Blüthezeit Venedigs hier die größten Meister seiner Kunst geweilt haben — Gian Bellin, Cima, Palma, Pordenone, und der unvergleichliche Tizian? Wir wollen's zu seiner Ehre annehmen. Ob er aber vor den Alten in Ehren bestehen würde? — Das ist eine andere Frage.

H. W.

Nachdruck verboten.

Buchenwald im Schnee.

Nach dem Gemälde von Adolf Thamm in Dresden.

Siehe Seite 172.

Wenn im Sommer die Sonne heiß auf den Dächern liegt, wenn es in den Straßen der Städte staubig und schwül ist und Mensch und Thier schier zu verschmachten drohen, dann flieht der Städter gern in den kühlen Wald, um im Schatten der Bäume Erquickung und Ruhe zu suchen. Sobald aber der Herbst ins Land kommt, die Tage kürzer werden und ein rauher Nordost das Laub von den Bäumen schüttelt, dann wird es einsam im Walde: Die Zugvögel sind längst ihrer südlichen Heimat zugeflogen, und die Städter lassen sich nur noch vereinzelt sehen. Es sind meistens Leute, welche die Poesie des Herbstes zu genießen verstehen. Schweigend gehen sie durch den Wald und lassen ihr Auge auf dem in so wunderbaren Farbentönen prangenden Laub der Bäume ruhen, sie athmen den würzigen Erdgeruch und sehen dem Gethier zu, wie es noch eifrig damit beschäftigt ist, sich für den Winter zu versorgen. Sobald aber die ersten Schneeflocken den Einzug des Winters anzeigen, verschwinden auch die letzten Spaziergänger. Unaufhörlich und leise fallen die Flocken und hüllen die Bäume und Sträucher ein in ein weißes, weiches Kleid, sie legen sich auf Gras und Moos, und wenn sie die geschwätzigen Blätter der Buchen und Eichen, die noch vor kurzem im Wirbelwinde einen wilden Reigen tanzten, erst zugedeckt haben, dann ist es still im Walde, kirchenstill.

Wie wenige kennen den Wald im Winter, und doch ist er so schön! Willst Du die Sorgen des täglichen Lebens abschütteln und Deine Seele ausklingen lassen in einem ruhigen, göttlichen Accord, dann gehe in den winterlichen Wald. Wie weihevoll ruhig umfängt Dich das athemlose Schweigen des Forstes, — ruhiger schlägt Dein Herz, wenn Du den Frieden athmest, der sich vor Dir aufthut. Ein leichtes Dämmerlicht liegt zwischen den Bäumen, und die Sonne steht blutroth am Himmel. Der murmelnde Bach, der zur Sommerszeit so lustig dahineilt, er ist stumm, der Winter hat ihm eisige Fesseln angelegt. Alles schweigt, nur der Schnee knirscht unter Deinen Füßen. Kommst Du auf Deiner Wanderung wohl einmal an das Haus eines Försters, so klopfe ruhig bei ihm an, Du bist ihm willkommen, denn der Alte sieht nur selten fremde Gesichter, er fühlt es auch, daß Du seinen Wald liebst wie er selbst. Langeweile kennt der Alte freilich nicht; sieh nur hinaus zu seinem Fenster, da holen sich Fink und Meise, Goldammer und Rothkehlchen ihr Futter von dem reichlich gedeckten Tisch, den ihnen der Förster beschert. Meister Specht ist auf sich selbst angewiesen, dort sitzt er am hohlen Buchenstamm und pocht. Und hast Du gute Augen, so erkennst Du zwischen den Tannen die Rehe, welche das duftende Heu aus den Reusen zupfen und es mit Appetit verzehren. Dein Gastfreund macht Dich auf einen Hirsch aufmerksam, einen prächtigen Sechzehnender. Dabei leuchtet es in seinen Augen vor Stolz, — er kennt sie alle, seine Schützlinge. Wenn Dich die hereinbrechende Nacht endlich nach Hause treibt, dann reichst Du dem Alten die Hand und sagst „auf Wiedersehen!“ denn heute ist Dir die alte Wahrheit aufs neue bewußt geworden: der Wald ist immer schön, zu jeder Jahreszeit. Aber merkwürdig ist es, Du magst den Wald im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter besuchen, er erscheint Dir immer am schönsten in der Jahreszeit, in welcher Du gerade lebst.

A. N.

Nachdruck verboten.

Bei der Zigeunermusik.

Nach dem Gemälde von F. Paczka. — Siehe Seite 173.

Sie saßen im „Hotel zu den vier Jahreszeiten“ und sprachen dem edlen Rebensafte fleißig zu. „Trinkt, Kinder, trinkt!“ ermunterte der Maler Volkhard, „Ihr wißt ja, heute kann ich's bezahlen. Wenn ich 'mal wieder auf dem Trocknen sitze, — na, daran will ich heute nicht denken!“

Volkhard war heute Mittag ganz aufgeregt ins Hotel gekommen, wo er mit den vier Freunden zu speisen pflegte. „Seht, was ich hier habe,“ rief er triumphirend und zeigte den Freunden eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche. Dann holte er noch eine Handvoll Goldstücke hervor, welche er lustig klimpern ließ. „Feine Musik, was? Wissen Sie, was das bedeutet?“

„Sie haben Ihr Gemälde verkauft,“ riefen alle vier, wie aus einem Munde.

„Sind Sie aber scharfsinnig!“ meinte Volkhard lachend, „die Sache stimmt! Kam da so ein reicher Amerikaner, sah mein Bild und — bezahlte! Denken Sie, er hat nicht einen Pfennig abgehandelt!“

„Sie Glückspilz!“

„Nicht wahr! Und nun lade ich Sie alle für heute Abend zu einem guten Tropfen ein, wollen den braven Amerikaner 'mal leben lassen.“

Das hatten sie denn auch gründlich besorgt, davon gab die auf dem Tische stehende stattliche Anzahl geleerter Flaschen ein beredtes Zeugniß. Volkhard namentlich war sehr aufgeräumt, er erzählte den Freunden, daß er den Amerikaner beinahe grob angefahren, als dieser vor seinem Bilde gestanden und gefragt hätte, was es denn vorstellen solle. Alles lachte, und Doctor Petersen, der Redacteur des Tageblattes, meinte, der Mann stehe auf der Höhe der Zeit, — man müsse es sich heutzutage immer erst sagen lassen, was ein Gemälde darstelle. Am besten sei es, man frage einen „Kenner“, ob es schön sei.

„Beim nächsten soll mich keiner mehr darnach fragen,“ rief Volkhard. „Das wird überhaupt großartig, ich habe die Idee schon fertig im Kopfe. Gleich Morgen gehe ich an die Arbeit; man muß die Inspiration benutzen!“

„Die Macht der Musik,“ sagte der Bankier Heller mit seinem Lächeln, indem er den Freund copirte, wie er heute die Goldstücke klingen ließ.

„Sie Prosaiker!“ grollte Professor Werner, „wie können Sie nur denken, daß unser Freund sich durch schnöden Mammon zum Schaffen anregen läßt? Betrachten Sie nur sein letztes Gemälde, und dann sagen Sie mir, ob es den Beschauer nicht empor trägt in eine höhere Welt der Ideale, wo es keine Sorge, keinen Neid, keinen Haß, keine Verzweiflung giebt!“

„Nun hören Sie aber auf, lieber Professor,“ unterbrach ihn der Assessor Martin, „so etwas giebt es ja gar nicht! Ich sehe mir auch gern ein gutes Bild an, höre gern gute Musik, aber mich davon bis zur Ekstase hinreißen lassen, — niemals!“

„Abwarten, lieber Freund, abwarten!“ entgegnete der Professor. „Wer überhaupt begeisterungsfähig ist, dem passirt's auch früher oder später, daß die Begeisterung mit ihm durchgeht. Wird bei Ihnen auch noch 'mal kommen, Sie sind nicht im entferntesten der nüchterne Mensch, für den Sie Sich ausgeben!“

Das Gespräch wurde durch den Kellner unterbrochen, der dem Doctor Petersen mittheilte, es sei vor einer Stunde eine Zigeuner-Kapelle im Hotel abgestiegen, und der Kapellmeister hätte sich nach dem Redacteur des Tageblattes erkundigt, er habe Empfehlungen an ihn.

„Die kann ich ja gleich hier in Empfang nehmen,“ meinte Doctor Petersen, und ging, um den Kapellmeister aufzusuchen. Als er zurückkehrte, brachte er die Nachricht, die Leute hätten sich erboten, etwas vorzuspielen, sie würden sogleich kommen.

Das wurde mit großem Jubel begrüßt.

War man vorher lustig gewesen, so wurde man bei den feurigen Weisen der Pußta-Söhne noch animirter. Zuerst summten die Zuhörer leise mit, als dann ein Mazur ertönte, sang man lauter, stieß mit den Gläsern an und agirte mit den Armen. Bei einem Czardas aber sprang der Assessor plötzlich auf, breitete die Arme aus, warf den Kopf in den Nacken und tanzte mit einem Feuer, als hätte er von Jugend an unter Zigeunern gelebt und Czardas und Mazur getanzt.

Die anderen trauten ihren Augen kaum. Das also war der kühle Assessor, der noch vor einer halben Stunde behauptete, sich niemals hinreißen zu lassen. Stumm saßen sie da und betrachteten das eigenartige Schauspiel. Da raunte Doctor Petersen seinem Nachbar leise zu: „Ich muß in die Redaction, — die letzten Depeschen. Dann aber werde ich noch schnell ein Feuilleton für die nächste Nummer schreiben über die Macht der Musik. Die Zigeuner sollen zufrieden sein!“

Volkhard bemerkte das Verschwinden des Freundes nicht, er saß in Gedanken versunken da, die Hände unters Kinn gestützt, und betrachtete den Assessor. Vielleicht hatte er eben ein Motiv für ein neues Gemälde gefunden.

H.

Redactions-Post.

Frau von R. in Budapest. — Ihre Anfrage hat uns einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, indessen haben wir den Ursprung der von Ihnen citirten Stelle „vom abretten Schuhzeug“ doch gefunden. Sie schreiben allerdings hochdeutsch, das Original ist aber plattdeutsch und in Fritz Reuter's „Woans ick tau 'ne Fru kamm“ enthalten.

Rathlose in Hamburg. — Da Sie keinen Contract gemacht haben, können Sie gegen die Kündigung keinen Einspruch erheben, trotzdem Ihnen beim Abschluß des Engagements dauernde Stellung zugesagt worden ist. Nach einem landgerichtlichen Urtheil vom 7. Januar 1888 ist die allgemeine Zusage dauernder Stellung beim Abschluß von Engagements-Verträgen ganz werthlos und ohne jede Wirkung; Sie hätten, da Sie hierauf besonderen Werth legten, beim Eintritt in das so angebotene Dienstverhältniß die Zeitdauer, die hierunter verstanden sein soll, genauer feststellen müssen. Im anderen Falle unterwerfen Sie Sich den gewöhnlichen Kündigungsfristen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 23, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Handlanger des Genies.

Von Johanna Klemm.

„Semplicetta tortorella
Che non vede il suo periglio“ —

Die junge Sängerin hielt inne. Die Thür des großen „Berliner Zimmers“, in dem sie ihre Morgenübung hielt, ward geräuschvoll geöffnet, und eine Dame im Straßen-Kostüm trat ein. Sie trug einen großen Blechkasten und verbreitete einen Duft von Terpentin und Oelfarben; flüchtig nickend eilte sie am Klavier vorüber, riß eine Zeitung vom Tisch und ging dann zur anderen Thür wieder hinaus.

Das junge Mädchen am Klavier sang weiter, um gleich darauf wieder gestört zu werden durch ein Wirthschafts-Fräulein, das mit rasselnden Schlüsseln sich am Büffet zu thun machte, während durch die offene Thür allerlei Küchendüfte drangen, die der kleinen Sängerin in die Kehle stiegen. Sie räusperte sich und fing tapfer wieder an: „Semplicetta“ — — kam aber nicht weiter, denn abermals ging die vordere Thür, und eine Dame trat ein mit den Worten:

„Nun, kleine Tortorella*), lassen Sie Sich einen Augenblick stören, ich muß Ihnen erzählen, — denn ich weiß, Sie kleine Semplicetta sind noch die einzige, die Ohr und Herz hat. Wir anderen jagen nächstens blind und taub aneinander vorüber, in der Sucht, etwas zu erreichen!“

Die Sprecherin hatte sich auf einen Stuhl neben dem Pianino gesetzt, ihren Hut abgenommen und einen Augenblick Athem geschöpft nach dem raschen Steigen der drei Treppen. Es war eine kleine, unscheinbare Gestalt, sah man ihr aber ins Gesicht, war der Ausdruck von Intelligenz und frischer Energie unverkennbar. Und dennoch hatte Annka Markehnen mit all ihren Gaben, Kenntnissen und Erfahrungen bis jetzt nichts erreichen können! Was in der fernen ostpreußischen Heimat geschätzt, bewundert, ausgenutzt war, — das galt in Berlin für nichts Besonderes, das war für jede, die hier vorwärts wollte, etwas Selbstverständliches, das noch zu keinerlei Erwartungen und Ansprüchen berechtigte in dem täglichen Wettbewerb auf allen Gebieten.

*) Turteltaube.

Der Burgstein im Altmühlthal. Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer.

Siehe Seite 184.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch kannte Anncka keinen höheren Wunsch, als sich in Berlin heimisch zu machen. Nachdem sie ihre nächsten Angehörigen verloren, litt es sie nicht mehr in der kleinen abgeschiedenen Welt an der russischen Grenze; auch sie eilte dem Brennpunkt alles Lebens und Strebens zu, auch sie setzte alle Hebel in Bewegung, um dort etwas zu erreichen, auch sie erlebte unzählige Enttäuschungen und lernte vor allem: warten, warten!

Aber heute schien sie etwas gefunden zu haben, denn sie fing jetzt freudig an: „Wissen Sie, Gabriele, was ich jetzt werde? Secretärin bei einem Schriftsteller! Ich bekam in dem Vermittlungs-Büreau, wohin ich seit drei Wochen ja unermüdlich wandere, diese Adresse: Dr. Brandenburg, Lützowstraße 5. Ich gehe hin, finde einen feinen, alten Herrn mit einem liebenswürdigen Patriarchen-Gesicht, wir besprechen uns, in fünf Minuten sind wir einig. Ich werde also täglich auf zwei Stunden zu ihm gehen, nach Dictat schreiben oder Copien machen, vielleicht auch etwas Correspondenz, was sich so findet. Dafür bekomme ich monatlich 30 Mark. Wenig, freilich! Aber es ist ein Anfang. Freuen Sie Sich, Kleine? Ich seh's Ihrem Gesicht an."

„O, von Herzen," erwiderte die junge Sängerin, „so ist doch endlich all Ihr Mühen belohnt. Und ganz interessant kann diese Thätigkeit sein, glauben Sie nicht?"

„Möglich, noch weiß ich gar nicht, was Doctor Brandenburg schreibt. Aber jetzt muß ich gehen, will versuchen, einen Augenblick zu schlafen, denn ich bin ganz zerschlagen von dem Umherrennen in den letzten Tagen. Nun üben Sie nur weiter, Kindchen, Sie wissen, ich lasse mich von Ihrem Stimmchen gern in den Schlaf singen, lieber als wenn Miß Perkins neben mir noch so beschwichtigend singt: ‚Ao-h hush thee, my baby!'" Anncka ging, aber Gabriele packte doch ihre Noten zusammen, denn das Mädchen kam, um den Tisch zu decken.

Das große „Berliner Zimmer", die Verbindung zwischen Vorderhaus und dem langen Flügel, diente, wie meistens üblich, als Eß- und Versammlungs-Zimmer des sehr besetzten Pensionats von Fräulein Gaßner; eine halbe Stunde später versammelten sich in diesem Raum sämmtliche Hausgenossen zum Mittagessen, und es ging sehr lebhaft zu. Da waren Malerinnen, Conservatoristinnen, Stellensuchende, kunstbummelnde Damen, Ausländerinnen, — eine bunte Gesellschaft, in deren Unterhaltung viel Amüsantes und Anregendes, aber auch Sorgenvolles und Bedrückendes zu Tage kam.

Heute hatte Anncka hauptsächlich das Wort, und ihr endlicher, wenn auch bescheidener Erfolg erregte Freude und sehr lebhafte Erörterungen, denn Anncka war eine allgemein beliebte Persönlichkeit. Nur eine Dame des Kreises, die auf ihr Wissen ganz extra stolz war, ohne doch Besonderes zu erreichen, konnte sich die etwas spitze Bemerkung nicht versagen, daß Anncka's neue Thätigkeit doch gar zu untergeordnet sei.

Anncka aber entgegnete gleichmüthig: „Freilich! Es ist nur ein Handlangerposten, aber wir wissen alle aus Erfahrung, — auch Sie, Fräulein Berg, — daß Kunst und Wissenschaft heute so zu sagen auf der Straße liegen, daß wir auch mit untergeordneter Arbeit vorlieb nehmen müssen! Und wenn wir nicht Kleider machen können, oder Hüte und Schleifen, — denn auch dazu gehört Talent, liebes Fräulein, trotz Ihres Naserümpfens, — so ist es das Schlechteste noch nicht, Handlanger bei geistiger Arbeit zu sein. — Mahlzeit, meine Damen! — Liebes Fräulein Gaßner, Sie entschuldigen, wenn ich schon aufstehe, ich habe nothwendig zu thun."

Schnell erhob sich Anncka, die Müdigkeit von vorhin schien vergessen, und mit ihrer ganzen elastischen Rührigkeit ging die kleine Dame ihren neuen Bestrebungen nach. Bald löste sich auch die Tischgesellschaft auf, und die „Arbeit" ging weiter. In die Ateliers, in die Vorlesungen, in die Klassen zerstreuten sich die Damen, um theilweise am Abend, theils auch erst am nächsten Mittag hier wieder zusammenzutreffen.

Gabriele allein hatte nichts vor. Singstunde war heute nicht, Besuche zu machen, dazu hatte sie keine Lust, sich zum Theater zu rüsten, wie sie brennend gern gethan, — kein Geld. So saß sie in ihrem Zimmer, dem kleinsten und bescheidensten der großen Wohnung, und beschäftigte sich mit einer feinen Weißstickerei. Hin und wieder sah sie dabei in ein vor ihr liegendes Notenheft, bewegte die Lippen und tippte mit den Fingern, wie um sich einen Rhythmus einzuprägen, — dann zählte sie die Languetten und Löcher an ihrer Weißstickerei und blickte zum Fenster hinaus. Dies ließ wenig Licht und Sonne herein und gewährte nicht die geringste Aussicht, denn es ging nach dem engen, rings umschlossenen Hof, der nicht viel mehr war, als ein Lichtschacht.

Gabriele seufzte. Sie hatte eben ausgerechnet, daß sie noch zwölf Stunden sticken müßte, bis diese Stickerei fertig abgeliefert werden konnte. Dann würde sie allerdings drei Mark einnehmen. Drei Mark! Im Verhältniß zu dem, was sie täglich gebrauchte, waren diese in ungefähr zehn Tagen verdienten drei Mark gar nichts! Und wenn sie sie hingab für einen einzigen Abend im Deutschen Theater, dann war sie mit ihren Finanzen wieder genau so weit, wie vorher. Und doch war auf diesen Theaterabend ihre ganze Sehnsucht gerichtet. Aber es ging nicht! Zu viel Opfer wurden schon von den Ihrigen gebracht, um diesen Aufenthalt in Berlin für Gabriele zu ermöglichen.

Und so kam es, daß sie, die bisher in ihrer kleinstädtischen Welt keine Ahnung gehabt von den ungeheuern Ansprüchen, die der Begriff „Leben in Berlin" umfaßt, sich schon lange den schönen kleinen Kopf zerbrach, wie sie wohl selbst etwas verdienen könnte. Sie sah es ja rings um sich her, was für Versuche und Anstrengungen gemacht wurden zu selbständigem Erwerb, — so wurde auch sie von dieser allgemeinen Strömung mit fortgerissen, studirte die Zeitungen, bemühte sich um alles mögliche, aber umsonst. Das einzige, was sie erreichte, war ein Auftrag von Weißstickereien, und dabei saß sie jetzt und stichelte und rechnete, um jenes erwähnte großartige Resultat herauszubringen.

Anncka's neue Thätigkeit lag ihr sehr im Sinn, und sie wünschte sich brennend etwas Aehnliches. Mit ihrer Handschrift konnte sie sich sehen lassen, das wußte sie, sie schrieb deutlich und sehr schnell, denn sie hatte es stets gern und viel gethan. Briefe, Tagebücher, Uebersetzungen, — poetische Auszüge, — Gabriele seufzte wieder ein wenig, denn es fielen ihr auch ihre eigenen poetischen Versuche ein, ihre heimlichen Träume, daß diese einst mehr werden könnten, als nur Versuche.

Das waren so sechzehnjährige Gefühle gewesen. Seither hatte sie sich ernstlich mit anderen Dingen beschäftigt, aber wenn sie es auch nicht mehr in Reime kleidete, das Gefühl für Poesie war ihr geblieben, das mischte sich in alles, das schien ihr so natürlich, wie die Luft zum Athmen.

Auch ihr Gesangsmeister hatte das erkannt und von ihr gemeint: „Hätte das Mädel eine größere Stimme, eine kräftigere Constitution, es würde 'was Recht's, denn es singt Poesie." Zu ihr selbst sagte er freilich nur: „Ihre Stimme ist zu schwach, Fräul'n, geben's die Carrière auf, Sängerin können's nicht werden. Basta!"

Aber damit war Gabriele nicht gedient; dies „Basta" wurde nicht sein letztes Wort, die Ausbildung zur Lehrerin mußte er ihr zugestehen. Und nun war sie schon ganz hübsch vorgeschritten, fürchtete nur immer, die Mittel von zu Hause würden ausbleiben, ehe ihre Studien beendet wären.

Anncka Markehnen erzählte ihr in den nächsten Tagen viel von ihrer Thätigkeit, besonders von einem zweiten „Schreiberposten", den sie durch Doctor Brandenburg's Empfehlung dazu bekommen, der noch leichter und vergnüglicher als der erste sei. Diesmal war's bei einem jüngeren Herren, der viel beschäftigt, aber sehr ungleich disponirt war. „Manchmal geht er eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab," erzählte sie lachend, „macht ein tiefsinniges Gesicht, knackt Nüsse und sagt schließlich: ‚Mir fällt heut' nichts ein. 'n Morgen, Fräulein!" verschwindet im Nebenzimmer, und ich kann gehen."

Gabriele ging jetzt auch in aller Stille täglich in jenes Vermittelungs-Bureau, und wirklich, nach acht Tagen brachte sie eine Annonce mit, in der eine ähnliche Stelle angeboten wurde. Ohne jemandem etwas zu sagen, machte sie sich auf den Weg.

Die angegebene Wohnung lag weit draußen, im äußersten Westen, in einer von den neu angelegten, rasch wachsenden Straßen, die doch noch einen so öden Eindruck machten. Sie erstieg zwei Treppen des in billig elegantem Stil gebauten Hauses, dann fand sie neben dem Porzellan-Schild an der Etagen-Thür eine Visitenkarte: Hermann Rupert, Schriftsteller. Den Namen desjenigen, der eine Secretärin suchte. In dem Moment, als sie klingelte, fiel es Gabriele ein: Nach der Karte zu urtheilen, wohnt der Herr hier Chambre garnie, — ist vielleicht unverheirathet —! Aber diese Erwägung kam zu spät, denn schon stand ein Dienstmädchen vor ihr und fragte nach ihrem Begehr.

„Herr Rupert zu Hause?" fragte sie zaghaft.

„Will 'mal nachsehen, bitte treten Sie hier ein."

Sie wies auf die offene Thür eines großen, hellen Zimmers, und obgleich Gabriele auf der Schwelle stehen blieb, übersah sie mit einem Blick den ganzen, interessant anmuthenden Raum. Es war ein Herrenzimmer, in dem allerdings gearbeitet wurde, darauf deuteten der mächtige Schreibtisch am Fenster, die Bücher und Schriften auf Tischen und Stühlen, und zwar mit Erfolg gearbeitet, denn schöne bequeme Möbel, an denen ein Duft von Cigaretten hing, schöne Bilder und ein offenes Klavier in der Ecke zeigten, daß der Besitzer dieses Raumes sich in beschaulichen Stunden einer gewissen Behaglichkeit erfreuen durfte.

Das Mädchen kam jetzt zurück aus einem hinteren Zimmer. „Herr Rupert ist nicht zu Hause, wenn Sie vielleicht wegen der Schreibstelle kommen, — ich soll die Adressen annehmen."

Gabriele war so bestürzt über dies alles, daß sie kaum wußte, was sie that und ganz mechanisch ihre Adresse auf das Blatt schrieb, welches das Mädchen ihr vorhielt. Dann fand sie sich auf der Treppe und sagte sich plötzlich ganz nüchtern: Gabriele, Du hast einen dummen Streich gemacht! Sei froh, wenn nichts Unangenehmes darnach kommt!

In der Pension angelangt, eilte sie sofort zu Anncka, die eben nach Hause gekommen war und wohlgemuth ihr „Schreiber-Kostüm" mit einem bequemen Hausrock vertauschte. „Aber Kindchen, Kindchen," sagte sie lachend und kopfschüttelnd zu Gabrielens Bericht, „was machen Sie denn! Da fragen Sie doch erst gescheidte Leut' um Rath! Was sich für die alte Anncka schickt mit ihren achtunddreißig Jahren und ihrem, — na, eben mit ihrem Gesicht, das paßt darum doch noch nicht für so'n Baby wie Sie!"

„Anncka! Ich bin zwanzig Jahre alt!"

„Na ja, Marjellchen, in Bezug auf den Arbeitsmarkt und seine wunderlichen Erscheinungen und Auswüchse sind Sie aber doch ein naives Baby, und ich wollte, Sie könnten's ewig bleiben! — Na, nun zeigen Sie aber 'mal die Adresse, vielleicht weiß ich etwas von dem Herrn. Was? Hermann Rupert?" Sie spitzte die Lippen wie zu einem Pfiff, und Gabriele sah sie ängstlich an.

„Na, hören Sie, Baby, Sie hätten einen schlechteren treffen können!"

„Aber ich habe ihn ja gar nicht getroffen!"

„Egal, oder desto besser! Habe nichts dagegen, wenn Sie ihn sonst irgendwie kennen lernen, denn er ist einer unserer meistversprechenden jungen Schriftsteller, aber, — sein Secretär können Sie nicht werden, denn er ist höchstens siebenundzwanzig Jahre alt und — hat keine Frau."

„Wie schade!" seufzte Gabriele aus tiefstem Herzen.

Anncka lachte. „Ja, sehr schade! Schade auch für mich, daß meine Zeit nun ganz besetzt ist, sonst versuchte ich es mit ihm, denn Hermann Rupert kennen zu lernen, gar mit ihm zu arbeiten, — das wäre mir ein Gaudium. Aber Sie, Kind, Sie schlagen Sich das aus dem Sinn."

„Ach, ich habe ja meine Adresse dagelassen," jammerte Gabriele, „wenn er nun gerade auf mich verfallen sollte?"

„Werden sich genug andere melden, wird nicht Ihnen gerade nachjagen!" tröstete die Freundin.

Aber die kluge Anncka behielt diesmal nicht recht. Entweder es hatten sich wenige gemeldet, oder dem Herrn eilte es ganz besonders, einen Secretär zu engagiren. Gewiß ist, daß Gabriele am nächsten Morgen eine Karte erhielt.

„Geehrtes Fräulein!

Bedaure sehr, Sie verfehlt zu haben. Werde heute bis zwei Uhr zu Hause sein, wenn Sie Sich noch einmal herbemühen und möglichst gleich mit der Arbeit anfangen wollen.

Hochachtungsvoll

Hermann Rupert."

Gabriele war starr! Nun, da sie es nicht wünschte, nicht wünschen durfte, hatte zum erstenmal eine Bemühung Erfolg! Anncka war nicht zu Hause, so schrieb sie, ohne sich mit jemand zu berathen, schnell entschlossen:

„Geehrter Herr!

Ich bedaure, auf Ihren Vorschlag nicht eingehen zu können. Eingetretene Umstände zwingen mich, heute auf die Thätigkeit, um die ich mich gestern bemühen wollte, zu verzichten. Ich bitte also, nicht auf mich zu rechnen.

Hochachtungsvoll

Gabriele Forstner."

Sie schrieb's mit schöner fließender Handschrift, couvertirte und trug den Brief selbst zum nächsten Kasten. So, das war vorbei!

Nun galt es, von vorn anfangen mit Suchen. Zunächst aber hieß es: Ueben! Denn das war in den letzten Tagen fast ein wenig vernachlässigt, und der Meister war gestern sehr ungnädig gewesen. So eilte sie ans Klavier und vergaß über einem schönen, neuen Schumann'schen Liede die letzten Eindrücke.

Fleißig übte sie auch am nächsten Vormittag und war mitten im „Nußbaum", als sie durch lautes Klingeln draußen und den Eintritt des Mädchens unliebsam unterbrochen wurde. Das Mädchen meldete: „Fräulein, da is 'n Herr, der will Ihnen sprechen."

„Mich? Was für ein Herr?"

„O, 'nen jungen, Fräulein, hier is seine Karte."

Ganz erschrocken blickte Gabriele auf das Blättchen in ihrer Hand. „Hermann Rupert" stand darauf, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

da in der Thür stand schon er selbst. Fast schien es, als wäre der Ankommende ebenso betroffen, wie das junge Mädchen am Klavier, denn als er rasch näher trat, malte sich auf seinem offenen, klugen Gesicht ein unverkennbarer Ausdruck der Verwunderung, ja, mehr noch, der Bewunderung. So hatte er sich die Situation nicht gedacht!

Er war eilig, geschäftsmäßig hier hinaufgestiegen, um den Versuch zu machen, jenes Fräulein Forstner doch noch als Secretärin zu gewinnen, da es ihm eilte, und merkwürdigerweise sich nichts Annehmbares weiter gefunden hatte bis jetzt. Aber daß er hier ein junges Mädchen finden würde, mit einem Gesicht „wie eines Dichters Traum" — nach Ada Negri, — das hatte er nicht erwartet.

Ehe er indessen ein Wort finden konnte, öffnete sich der Mund in diesem schönen Gesicht, und es klang ziemlich herbe und abweisend, als Gabriele sagte: „Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?"

„Allerdings, mein Fräulein!"

„Dann bedauere ich, daß Sie Sich herbemüht haben."

„Ich dachte, — ich hielt es nicht für ausgeschlossen —"

„Bitte, mein Herr, ich habe mich ganz deutlich ausgesprochen." Gabriele war selbst ganz erstaunt über ihren sicheren, kühlen Ton, aber wie reizend sie dieser Stolz, diese abweisende Haltung kleidete, das ahnte sie nicht. Der Mann jedoch vor ihr, mit den hellen Augen, sah es und konnte sich nicht entschließen, den Blick gleich wieder von ihr zu wenden und seinen Versuch als gescheitert zu betrachten.

So verbeugte er sich einstweilen und sagte ernsthaft: „Allerdings, mein Fräulein, Sie haben Sich ausgesprochen. Da ich aber in Verlegenheit war, wollte ich versuchen, Sie umzustimmen. Außerdem, — Ihre Handschrift that es mir an!"

Gabrielens Gesicht erhellte sich ein wenig, und er fuhr rasch fort: „Aber ich sehe ein, daß die Graphologie barer Unsinn ist!"

„Wieso?" fragte Gabriele wider Willen.

„Ja sehen Sie, nach Ihrer Schrift erwartete ich eine energische, charaktervolle Dame —"

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das nicht bin?" fiel Gabriele ein, und in den süßen braunen Augen blitzte es schelmisch auf.

„Mein kleiner Finger, gnädiges Fräulein! Sie wissen, ich bin ein Dichter, als Specialist: Charakter-Zeichner. Als solcher muß ich mehr Scharfblick, mehr dichterisches Ahnen im kleinen Finger haben, als manch' einer in seinem ganzen Menschen! Nicht wahr, das geben Sie zu?"

Gabriele wußte nicht, was sie sagen sollte, ihre überlegene Haltung kam schon sehr ins Schwanken diesen klaren, sonnenhaften Augen gegenüber, die aussahen, als ob sie alles in der Welt umfassen und durchdringen möchten. — Sogleich ersah er seinen Vortheil und fuhr lebhaft fort: „Also ich erwartete eine resolute, bebrillte, ältere Dame —"

Zum erstenmal lachte Gabriele, und er sprach kühner weiter: „Statt dessen finde ich ein singendes Mägdlein, das vom ‚nächsten Jahr' träumt."

„Mein Herr!" Die Rehaugen blickten schon wieder erschrocken, und die Röthe stieg bis unter das nußbraune Haar. Aber er ließ sich nicht stören.

„War's nicht so?"

Er saß plötzlich auf dem Klavierstuhl und griff leicht in die Tasten, dazu mit einem verschleierten Baryton leise angebend: „Das Mägdlein horchet, — es rauscht ein Baum, — Sehnend, wähnend sinkt es — lächelnd in Schlaf und Traum!"

„Bei der Stelle waren Sie ungefähr, als ich kam, — denken Sie, daß ich den lieben, alten Schumann nicht kenne?" Dabei blieb er ruhig vor dem Klavier sitzen, und während seine Hände leise weiche Accorde griffen, sah er unverwandt zu ihr auf und sprach weiter.

„Ich wollte, ich hätte Sie nicht zu stören brauchen, ich hätte Sie gern weiter singen gehört. Sie werden's mir natürlich abschlagen, das Lied jetzt noch einmal zu singen?"

„Natürlich werd' ich das!" antwortete Gabriele trotzig.

„Natürlich!" lächelte er, „aber erzählen Sie mir doch, was wollen Sie später mit Ihrem Gesang machen?"

„Ich wüßte nicht, inwiefern Sie das interessiren könnte, Sie kennen mich ja gar nicht!"

„Mich interessirt alles! — Ich möchte auch wissen, warum Sie gestern für mich schreiben wollten und heute nicht."

„Das können Sie Sich doch denken!"

„Das »heute nicht«, allenfalls. Aber wie sind Sie überhaupt dazu gekommen, wenn Sie doch eigentlich ein Singvogel sind, Sich zu einer so mechanischen, tristen Beschäftigung zu melden?"

„O, ich dachte sie mir gar nicht triste, und überhaupt —"

„Bitte sprechen Sie doch weiter, — Sie wissen, mich interessirt alles."

„Wohl als Schriftsteller? Ach so, darum machen Sie auch fortwährend so sonderbare Augen, als wollten Sie mich durch und durch sehen."

„Ja, das möchte ich in der That."

„O, aber ich nicht! Bitte, mein Herr, — zu einer Studie sitze ich Ihnen nicht!"

„Wissentlich nicht, mein Fräulein, aber unfreiwillig! Erschrecken Sie doch nicht, machen Sie lieber das Bild mit ein paar Strichen fertig und erzählen Sie mir noch ein wenig."

„Mein Herr, Sie machen aber sonderbare Ansprüche!"

„Ja, ich bin nun einmal so. Ich verlange viel, — vom Leben, — von den Menschen, — am meisten aber von mir selbst."

Da er hierzu sehr ernsthaft aussah, beruhigte sich Gabriele und bemerkte mit allerliebst weiser Miene: „Das letzte ist die Hauptsache! Bei der Regel bleiben Sie nur!"

„Nicht wahr, das weckt Ihr Vertrauen? Nun, da seien Sie gut, erzählen Sie mir, warum wollten Sie mein Secretär werden?"

„Ihr Secretär doch nicht," sagte sie ärgerlich, „ich dachte, ich fände es so, wie meine Freundin Annda, die bei einem alten Herrn mit weißem Bart arbeitet, die da ganz interessante Beschäftigung hat und sehr gut bezahlt wird!"

Er brach plötzlich das leise Spiel ab, mit dem er diese Unterhaltung melodramatisch begleitet hatte und fragte: „War es nur des Verdienstes wegen?"

Sie wurde glühend roth aber antwortete tapfer: „Nun natürlich, weswegen sonst? O, ich sehe ein, ich muß Ihnen doch etwas erzählen, denn sonst mißverstehen Sie mich, und Ihre neue „Studie" fällt ganz verkehrt aus. Also: Ich bin nicht zum Vergnügen in Berlin, ich muß hier sehr fleißig sein, damit das Opfer, das die Meinigen bringen, nicht umsonst ist, damit meine Musik einst wieder einbringen kann, durch Stundengeben nämlich, was sie jetzt kostet. Und sie kostet nicht wenig, das können Sie glauben, an irgend einen Luxus darf ich gar nicht denken!"

„Was wäre zum Beispiel so ein Luxus?" unterbrach Rupert.

„O, etwa ein Abend im Deutschen Theater. Sehen Sie, ins Opernhaus und in Konzerte komm' ich vielfach durch Frei-Billets, — Musik höre ich überhaupt genug, — aber ein Schauspiel, das, heißt es, hat mit meiner Ausbildung nichts zu thun! Und darum, — und überhaupt um vieles, was noch nöthiger ist, wollte ich gern etwas Geld verdienen. Ich wollte ja gern mit Schulkindern arbeiten, alten Damen vorlesen, billige Fächer malen, aber nichts glückte. Ich kam immer zu spät, oder sie wollten mich nicht, und nun —"

„Und nun, wo Sie zur rechten Zeit kamen, da wollen Sie nicht."

„Aber Herr Rupert!"

„Sie haben ja recht, mein Fräulein, ich trage keinen weißen Bart. Aber lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen." Er war aufgestanden und sprach jetzt ganz ernst und geschäftsmäßig.

„Ich brauche allerdings jemand, der nach Dictat schreibt, denn ich habe infolge einer Verletzung eine kleine Schwäche in der rechten Hand, sonst würde ich mir überhaupt noch keinen Secretär gestatten. Ich brauche aber auch jemand, der meine Arbeiten für den Druck abschreibt, und das kann überall geschehen, auch in einem Fräuleinstübchen. Darf ich Ihnen davon etwas zuschicken? Es liegen gerade zwei Manuscripte da, die Eile haben."

„O, mit Freuden," rief Gabriele lebhaft, und als er ganz ernsthaft hinzufügte: „Ich zahle für das Quartblatt mit breitem Rand fünf Pfennig," da machte die geschäftsmäßige und correcte Wendung der Dinge sie vollends wieder sicher. „Aber versprechen Sie Sich kein Vergnügen davon," meinte er warnend, „es ist doch ein mechanisches Geschäft, und manchmal sind recht trockene Sachen dabei."

„O, Geistesarbeit ist niemals trocken, und dann, — wir können nicht alle an erster Stelle stehen, und mir scheint es noch nicht das Geringste, Handlanger des Genies zu sein!"

Ueber diesen kleinen, weisen Ausspruch, den sie Annda nach that, der aus diesem jungen Munde aber noch ganz anders klang, lächelte Rupert noch einmal auf seine besondere Weise, hierauf noch ein Gruß der Sonnenaugen, und dann war er wirklich fort!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neues über die Kartoffel.

Von Dr. Otto Förster.

Neues von der Kartoffel? Von der Kartoffel, die vor länger als dreihundert Jahren aus Amerika zu uns gebracht wurde, die jetzt über die ganze Erde verbreitet ist, die bis zum äußersten ackerbaufähigen Norden und Süden, von Hammerfest bis Neuseeland, vom tiefsten Thale bis zur Höhe von 1800 Meter angebaut wird? Wer heute von einer so bekannten und verbreiteten Pflanze, wie die Kartoffel, noch etwas Neues berichten wollte, müßte ihr schon mit Röntgenstrahlen auf den Leib rücken!" — Sehen Sie, verehrte Hausfrau, da haben Sie es schon selbst getroffen! Gewiß, mit Röntgenstrahlen. Sogar bis in die Küche sind schon die verrätherischen, unsichtbaren Strahlen eingedrungen. Doch was sie verrathen haben, davon können Sie sich selbst auch ohne elektrische Apparate und photographische Platten überzeugen. Schneiden Sie nur aus einer Kartoffelknolle eine recht dünne Scheibe heraus und halten Sie den Schnitt gegen das Licht. Sie werden von der Schale bis zur Mitte deutlich drei verschiedene Schichten erkennen, von denen die innerste am durchsichtigsten, die äußerste am wenigsten durchsichtig erscheint. Daraus läßt sich schließen, daß die Dichte der Schichten von außen nach innen abnimmt. Die Photographien zahlreicher mit Röntgenstrahlen durchleuchteter Kartoffelschnitte bestätigen dies. Wodurch aber, so muß man sich weiter fragen, wird diese verschiedene Dichte der Schichten bewirkt? Durch verschiedene Gruppirung oder durch ungleichmäßige Vertheilung der Stoffe? Diese Frage mußten das Mikroskop und die Retorte beantworten. Zwei französische Forscher haben daraufhin nicht weniger als vierunddreißig Sorten untersucht, die auf demselben Boden gezüchtet worden waren. Wohl hatte man schon früher festgestellt, daß gute Speisekartoffeln über siebzig Prozent Wasser, über zwanzig Prozent Stärkemehl, vier Prozent stickstoffhaltige Stoffe und ein Prozent Eiweiß enthalten, die Vertheilung der Stoffe innerhalb der Knolle aber hatte man bisher nicht beachtet.

Die jüngsten Untersuchungen haben nun ergeben, daß die äußerste Rindenschicht die meiste Stärke enthält, die innerste Markschicht das meiste Wasser, aber auch die größte Menge stickstoffhaltiger Substanzen, und zwar enthält die innere Schicht etwa ein Zehntel mehr Wasser und ein Viertel mehr Stickstoffkörper als die Rindenschicht, diese dagegen beinahe um die Hälfte mehr Stärke als die innere Schicht. Daraus ergiebt sich, daß es bei Bereitung von Stärkemehl unpraktisch wäre, die Kartoffeln zu schälen, da dadurch ein Theil der stärkehaltigen Schicht verloren ginge. Es empfiehlt sich vielmehr, die Knollen mit der Schale in Scheiben zu zerschneiden, mit lauem Wasser zu begießen und solange aufeinandergeschichtet liegen zu lassen, bis sich die Wände der das Stärkemehl enthaltenden Zellen aufgelöst haben. Auf diese Weise wird die in Küche und Haushalt, in der Gewebe- und Farben-Industrie mannigfach verwendbare Stärke am reichlichsten gewonnen. Auch bei der Spiritus-Fabrikation und Branntwein-Brennerei kommt es darauf an, möglichst stärkehaltige Kartoffeln zu verwenden. Anders aber in der Küche. Bei den vierunddreißig untersuchten Kartoffelsorten stellte sich heraus, daß der Speisewerth, d. h. der Wohlgeschmack derselben um so größer ist, je größer der Gehalt an Stickstoffkörpern und je geringer zugleich der Stärkegehalt ist. Man kann daher aus dem Verhältniß dieser Bestandtheile den Speisewerth der Kartoffel beurtheilen, ohne sie zu kosten. — Nicht wenige Hausfrauen wird es überraschen, zu hören, daß sich durch diese Untersuchungen auch der landläufige Glaube, die besten Kartoffeln seien die, die beim Kochen aufplatzen, als irrthümlich erwiesen hat. Man nahm bisher an, daß das Zerfallen der Kartoffel durch das Quellen der Stärke verursacht werde. Es hat sich nun aber gezeigt, daß von Kartoffelarten mit ganz gleichem Stärkegehalte beim Kochen die eine platzt, die andere nicht. Nicht von der Menge der Stärke, sondern von dem Verhältniß der Eiweißstoffe zur Stärke hängt das Platzen und Zerfallen der Kartoffeln ab. Je größer dieses Verhältniß ist, d. h. je mehr Eiweißstoffe und je weniger Stärke zu gleicher Zeit vorhanden sind, um so größer ist auch der Widerstand gegen das Zerfallen beim Kochen. Die Eiweißstoffe aber sind es, die den Nährwerth jeder Pflanzenkost bestimmen. Sie sind es, die Blut und Muskeln bilden, während die Stärke vorwiegend Fett erzeugt. Deshalb ist auch die Kartoffel allein ein viel minderwerthigeres Nahrungsmittel, als jede an Eiweißstoffen reiche Hülsenfrucht. Ihren hohen Nährwerth erhält sie erst in Verbindung mit Fleisch, Milch, Eiern und anderen stickstoffhaltigen Substanzen. Untereinander verglichen ist diejenige Kartoffel die nahrhafteste, die die meisten Eiweißstoffe enthält; also auch diejenige, die dem Platzen am längsten widersteht. Es kann somit der Nährwerth einer Kartoffel schon durch das bloße Kochen derselben beurtheilt werden. Kurz zusammengefaßt: Die Kartoffel ist um so schmackhafter, je größer in ihr das Verhältniß der Stickstoffkörper zur Stärke, sie ist um so nahrhafter, je größer das Verhältniß der Eiweißkörper zur Stärke ist. Wohlgeschmack und Nährwerth lassen sich von vornherein durch chemische Analyse, letzterer auch durch bloßes Kochen der Kartoffel beurtheilen.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Dogge, — der Apollo der Hundewelt.

Von E. v. Otto-Kreckwitz.

Mit 10 Illustrationen auf Seite 180 und 181.

Die edelste und schönste aller existirenden Hunde-Rassen ist ohne Zweifel die deutsche Dogge. Repräsentirt der St. Bernhardshund Mächtigkeit und Würde, der seidig behaarte russische Windhund Grazie und Flüchtigkeit, so verkörpert unsere Dogge in idealer Vereinigung Kraft und Eleganz. Das sammetartige, glänzende Haar, die imponirende Größe, die kraftvollen, geschlossenen Bewegungen, der lange, feingebogene und doch kräftige Hals, der nicht zu schwache und doch auch nicht plumpe, markige Kopf, die tiefe Brust und die aufgezogenen Weichen, die spitz coupirten Ohren, die, im Verein mit den feurigen Augen, dem gutartigen Ausdruck doch etwas Schneidiges

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geben, all das vereinigt sich zu einem Gesammtbild, das als ein Meisterwerk menschlicher Züchtungskunst bezeichnet werden muß. Ein Bildhauer oder Maler könnte nicht zutreffender durch ein Ideal-Gebilde aus der Thierwelt Kraft und Schönheit verkörpern, als es die Züchtung mit dieser Rasse gethan hat.

Unsere deutsche Dogge nennen wir sie voll Stolz. Allerdings deutschen Ursprungs ist sie eigentlich nicht, der Name deutsche Dogge ist sogar recht neuen Ursprungs. Die gebräuchlichste Bezeichnung aus diesem Jahrhundert war: Hatzrüde, Ulmer Dogge, Dänische Dogge, womit freilich verschiedene Schläge bezeichnet wurden. Mit Hatzrüde bezeichnete man den schweren, geströmten Hund noch vor wenigen Jahren in Württemberg, Ulmer Doggen hießen die weiß und schwarz gefleckten, in Württemberg und Bayern

Medaille des Nationalen Doggen-Clubs.

Münze aus dem fünften Jahrhundert vor Christi. Im Königl. Museum zu Berlin.

häufig vorkommenden, rauher behaarten, derben Hunde, als dänische Doggen galten die leichteren blauen und isabellfarbigen, die zweifellos Eleganz und Farbe einer neueren Beimischung von Windhundblut verdanken. Noch heute nennen die Engländer eben unsere Dogge, welche sie aus Deutschland importiren, Great Dane, die Franzosen Grand Danois. Der Name deutsche Dogge stammt aus dem Jahre 1878 und wurde von einer Commission gelegentlich einer Berliner Hunde-Ausstellung gewählt. Zugleich erfolgte auch die Festsetzung der Rassen-Kennzeichen, welche nur einen Typus für alle Farben-Varietät festlegte.

Es giebt keine Hunde-Rasse, von welcher nicht ihre Geschichtsschreiber und Anhänger behaupten, daß sie „eine der ältesten" sei. Das hochehrwürdige Alter der St. Bernhardshunde hat Rütimeyer durch Vergleich der Schädel mit Hundeschädelresten aus Pfahlbauten nachzuweisen gesucht. Den Ahn unserer Dächsel (Teckel, süddeutsch Dackel) suchte man auf einem altägyptischen Relief, auf welchem eine größere Jagdhündin mit einer Meute von Dachshunden sich befinden soll. Wir haben einen Abguß im britischen Museum zu London gesehen, konnten aber nicht umhin, die angeblichen, allerdings niedrigen Kleinen für die Jungen der Jagdhündin zu halten, und vermochten auch nicht einen Zusammenhang zwischen dem ägyptischen Wort tokal und dem süddeutschen Dackel zu finden. Hingegen ist es uns gelungen, eine Abbildung der Dogge, oder genauer gesagt, der Ururahne derselben, des Molosserhundes, zu finden, und wir hoffen dafür auch auf Anerkennung unseres Beweises. Im königlichen Museum in Berlin entdeckten wir eine Münze, von welcher Herr Director A. Gäbler die Güte hatte, uns einen Gipsabguß anfertigen zu lassen. Auf der einen Seite stellt der Silber-Didrachmen, der aus dem fünften Jahrhundert vor Christi Geburt stammt und in Panormos geprägt ist, den Kopf einer Nymphe dar, auf der Rückseite eine vollständige deutsche Dogge, wie sie noch heute leibt und lebt und auf Ausstellungen prämiirt wird. Ist auch die Münze stark abgenützt, so lassen sich doch deutlich die spitzen Ohren, die hohen Läufe, der kurze Rücken, der lange schlanke Hals darauf erkennen. Eine Verwechslung mit dem Windhund ist vollständig ausgeschlossen, ebenso mit dem schweren Molosser. Auch zwei assyrische Reliefs, von welchen wir Abgüsse in London sahen, zeigen scharf getrennt den massigen Molosser und den leichten Windhund mit seiner tiefen Brust und seinen hochaufgerippten Weichen, der dünnen Ruthe und den zurückgelegten Ohren, während der auf der Münze von Panormos abgebildete Hund genau die Mitte zwischen Mastiff und Windhund hält, genau so, wie es heute die offiziellen Rasse-Kennzeichen der deutschen Dogge fordern. Dieselben beginnen nämlich wie folgt: „Die deutsche Dogge hat nicht das Schwerfällige und Plumpe des Mastiffs oder des Bullenbeißers, ebenso wenig soll sie eine zu schlanke, (sogenannte spitzige) stark an den Windhund erinnernde Form haben, sondern genau die Mitte zwischen diesen beiden Extremen halten." Aus der gleichen Zeit, wie jene Münze stammt die erste schriftliche Ueberlieferung. Um dieselbe Zeit soll dieser Hund von den Kelten auf ihren Wanderzügen von den Ufern des schwarzen Meeres nach Irland verbracht worden sein. Von Irland kam er nach Deutschland; die allemannischen Gesetze aus dem 6. Jahrhundert nach Christi Geburt nennen ihn Bärenfänger. Mit einem weiteren Verfolg durch alle Jahrhunderte bis zu den unsrigen wollen wir die geehrten Leser nicht langweilen, wir glaubten indessen, es sei interessant, etwas über das Alter dieser Hunde-Rasse mitzutheilen.

Aber trotz des hohen Alters ist die deutsche Dogge in der heutigen Form durchaus eine moderne Züchtungsrasse. Die alten Hunde besaßen weder den Adel, den wir durch sorgfältige Zuchtwahl und Inzucht (Verwandtschaftszucht) erlangt, noch die Größe der heutigen Dogge, die wir durch rationelle Aufzucht, Anwendung von Knochenmehl ꝛc. zu erreichen gewußt haben.

Ist es doch ähnlich bei Menschen. Man spricht von den ehemaligen Helden und Recken, die zweifellos kleiner waren als unsere heutige Generation. Lieh da vor achtzehn Jahren das Nationalmuseum zu München zu einem historischen Festzug Rüstung und Helme. Und siehe da, alle die Rüstungsstücke waren für unsere modernen Jünglinge — zu klein!

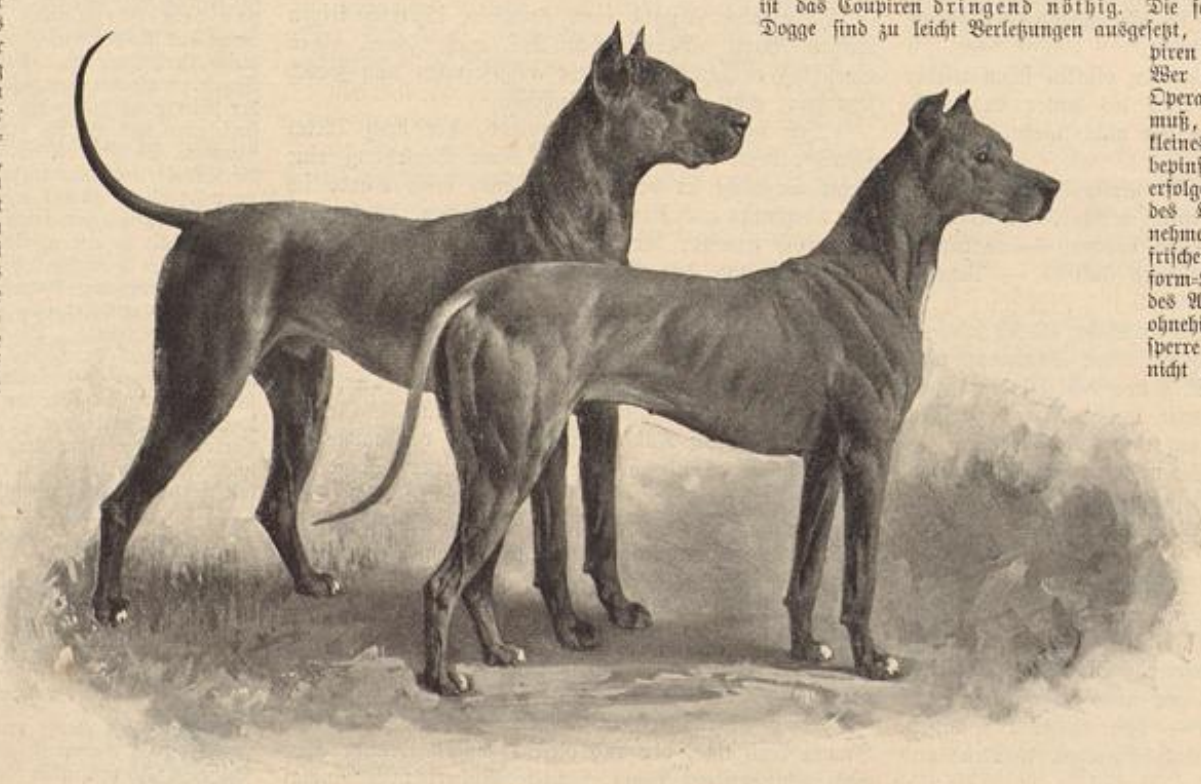
Champion „Bosko Colonia".
Im Besitz von L. Dobbelmann in Rotterdam.

Deutsche Dogge.

Triller vom Schwalbennest.
Im Besitz von E. Lücke in Leipzig.

Oft treten an uns brieflich oder mündlich Hundefreunde mit der Frage heran: „Welche Rasse soll ich mir anschaffen?" Unsere Antwort ist: „Das läßt sich ohne Kenntniß Ihrer Lebensverhältnisse nicht beantworten." — „Ja, es soll ein möglichst großer Hund sein." Dann haben wir die Wahl zwischen Bernhardiner und Dogge. Wer über einen Garten oder großen Hofraum verfügt, wer durch seine Spaziergänge in der Lage ist, seinem Hund auch genügend Auslauf zu verschaffen, der schaffe eine Dogge an, die er auch im Zimmer halten kann. Elegante und ausdauernde Bewegung zeichnen die Dogge aus, sie wird mit Leichtigkeit mit Pferd und Wagen laufen. Mit elastischem Gange gleitet sie auch bei nassem Wetter über die Straße, als scheue sie, sich zu beschmutzen, während langhaarige Hunde, die das Fell gegen directe Berührung mit der Nässe schützen, unbekümmert durch die Pfützen und Schmutzlachen patschen und viel länger Zeit brauchen, trocken und sauber zu werden. Das kurze, straffe Haar der Dogge trocknet rasch, der Schmutz fällt ab, mit einigen Strichen der Bürste über das Haar bleibt dieses immer glänzend. Eine weitere Annehmlichkeit ist, daß die Dogge, deren Lefzen kürzer sind und geschlossen anliegen, nicht so geifert wie der St. Bernhardshund. Ihr Fell dünstet nicht so aus, sodaß man sie beständig im Salon halten kann, während im gleichen Fall der Bernhardiner oder Neufundländer häufig Bäder benöthigen.

Andererseits — und das sei auch nicht verschwiegen — hat die Haltung der Dogge, sowie deren Zucht auch ihre Nachtheile. Bekanntlich werden die Ohren der jungen Doggen im Alter von $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Monaten coupirt, und das ist immerhin eine lästige Sache, wenn die kleinen Thierchen mit den blutenden Ohrlappen so hülfesuchend herumlaufen. Und doch ist das Coupiren dringend nöthig. Die feinen Ohrlappen der stürmischen Dogge sind zu leicht Verletzungen ausgesetzt, und man beugt durch das Coupiren jahrlangem Herumdoctern vor. Wer deshalb Doggen züchtet und die Operation am Ort vornehmen lassen muß, der scheue die Unkosten für ein kleines Fläschchen Cocain nicht und bepinsele die Stelle, wo der Schnitt zu erfolgen hat auf der kahlen Innenseite des Ohrlappens. Zur Blutstillung nehme man auch nicht das auf der frischen Wunde heftig brennende Jodoform-Kollodium, sondern ein ganz mildes Adstringens. Die Blutung hört ohnehin sehr rasch von selbst auf, man sperre nur die Hunde ein, damit sie nicht herumjagen und durch die Erschütterung die Blutung verstärken.



Faust und Perle. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

Das andere Uebel der Doggen-Liebhaberei ist das leider so häufige Wundschlagen der Ruthenspitze (Schwanzende), was besonders bei zu schweren Hunden, die als Begleiterscheinung der dicken langen Ruthe lose Halshaut und faltige Lefzenpartie zeigen, vorkommt. Eine elegante Dogge, deren Gesammterscheinung mehr den Eindruck von Grazie und Adel, als massiger Kraft macht, schlägt sich nie die Ruthe wund. Hat man aber das Unglück, eine Dogge mit diesem Fehler zu besitzen, so verbanne man sie bis zur Heilung aus dem Zimmer, da sie sich beim Wedeln an Stühlen und Tischen immer aufs neue wund peitscht. Durch eine gesunde Zuchtrichtung, die leichte und dünne Ruthen anstrebt, möchte indessen diesem Uebel gänzlich abzuhelfen sein. In England geht man bei Ausstellungen sehr streng vor und schließt alle Hunde mit wund geschlagenen Ruthen von der Prämiirung aus. Das mag hart erscheinen, aber es hat geholfen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sehr schwierig wäre es, mit Worten scharf den Unterschied zwischen dem Exterieur von Dogge, Windhund und Mastiff zu schildern, wie eine edle prämiirungsfähige Dogge aussehen soll. Leicht wird dies hingegen an der Hand unserer Illustrationen gelingen. Zunächst muß eine Dogge, die auf Prämiirung Anspruch macht, eine Schulterhöhe von gut 78 bis 80 cm, eine Hündin eine solche von 74 bis 76 besitzen. Um die Höhe zu messen, stellt man am besten die Dogge nahe an einen Tischrand und mißt bloß, wieviel die Schulterpartie unter der Tischplatte steht. Der Abstand darf nur ein sehr geringer sein, da unsere Tische gewöhnlich eine Höhe von 78 bis höchstens 80 cm haben. Eine anständige Größe ist unerläßliche Bedingung für eine Doggenschönheit. Das nächste, worauf man sieht, ist die Behaarung; diese muß über den ganzen Körper kurz und fein sein, nirgends verlängert oder rauh, z. B. am Untertheil der Ruthe oder im Genick. Die Haut muß überall straff anliegen und darf vor allem am Hals keine Wamme (Kehlfalte) bilden.

Welche Farbe man bevorzugt, ist Geschmackssache. Es existiren drei Farben-Varietäten, die sich im Werthe völlig gleich stehen, wenn nur die Farbe an sich scharf und rein ist. In Frankreich bevorzugt man allerdings die einfarbigen blauen, schwarzen und isabellfarbigen Doggen, nennt geströmte Thiere Metzgerhunde und legt im allgemeinen mehr Gewicht auf Eleganz, als auf Größe. In der That kann man sich wohl nichts Graziöseres denken, als z. B. eine kohlschwarze Dogge ohne weiße Abzeichen, deren wohlgepflegtes Haar wie Sammet glänzt, eine silberne Kette als Halsband um den zierlichen Hals. Die drei Farben-Varietäten heißen: einfarbig (Blau, Schwarz, Gelb, Isabell, Weiß), gefleckt (auf rein weißem oder hellsilbergrauem Grunde schwarze oder dunkelblauschwarze Flecke) und geströmt (auf gelbbraunem, grauhellem Grunde dunkelbraune oder schwarze Querstreifen). Weiße Abzeichen sind nur an Brust und Zehen gestattet. Ein grober Fehler, der leider oft vorkommt, ist das schlechte Tragen der Ruthe, welche nie über den Rücken gehoben (geringelt), noch nach rechts oder links gedreht werden darf. Selbst im Affect darf sie nicht höher gehoben werden, als es etwa die Dogge auf der abgebildeten griechischen Münze thut.

Schwieriger als die angeführten Punkte, welche jeder Laie zu unterscheiden vermag, ist die Beurtheilung der Gesammt-Harmonie, die der Dogge ihr elegantes und doch kraftvolles Wesen verleiht. Sie soll weder hochläufig sein, weil sie sonst zu leicht erscheint, noch zu niedrig und plump auf den Läufern stehen. Der Rücken muß kräftig und eher kurz als lang sein, die Knochen müssen stark, der Hals lang, gebogen, schlank, der Kopf langgestreckt, aber vorn in der Schnauzpartie gut abgestumpft sein. Ihr Schritt ist weit und elastisch, sodaß sie im leichten Trab einem ziemlich schnell laufenden Pferde zu folgen vermag.

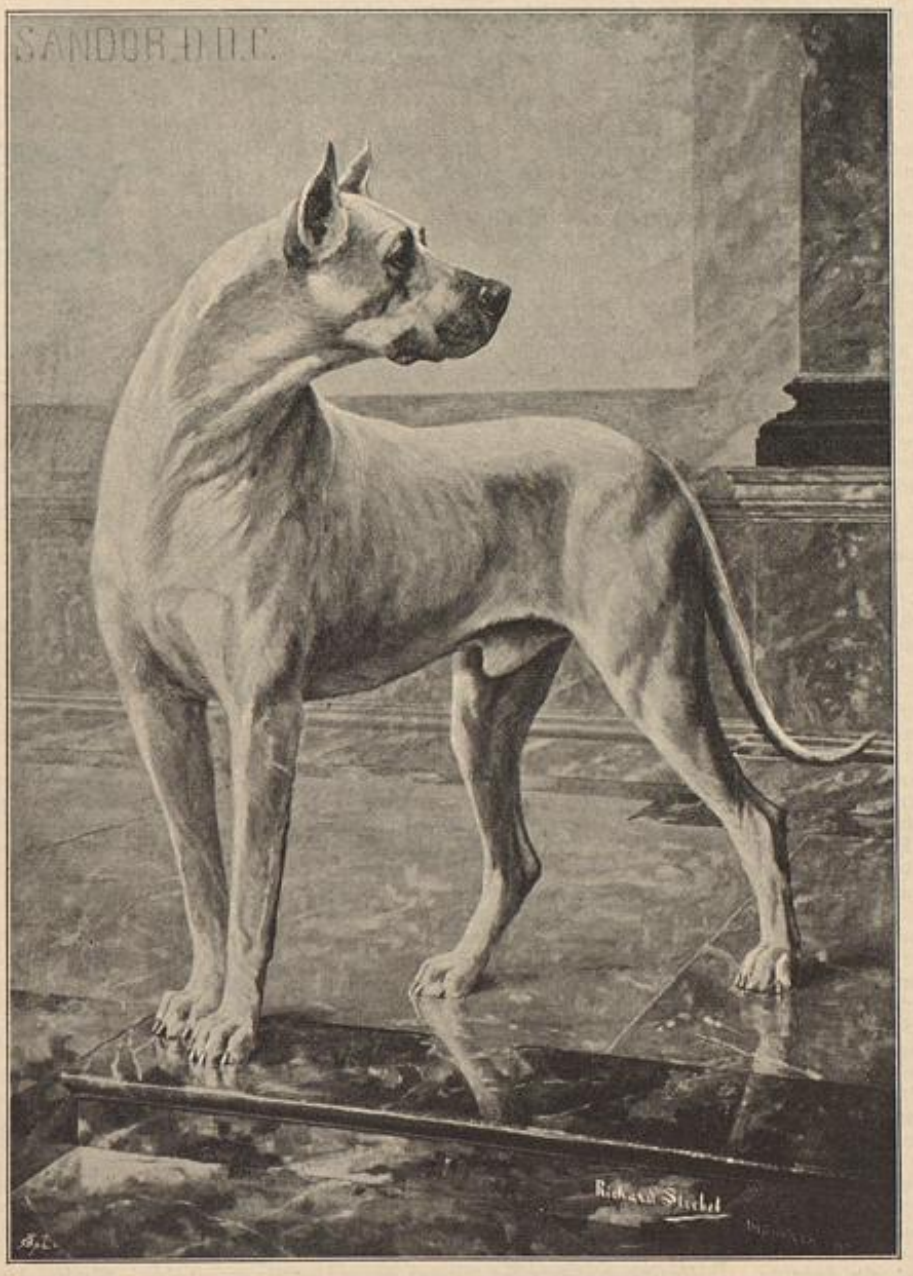
Ihre energischen und raschen Bewegungen haben die Dogge in den Ruf gebracht, falsch zu sein. Nichts ist irriger als das. Wir haben in jedem Jahr mit Hunderten von großen Hunden auf Ausstellungen zu thun, und man pflegt uns zu holen, wenn ein Hund aus seiner Kiste nicht herauszubringen ist oder sich nicht anrühren zu lassen scheint. Beim Neufundländer und Bernhardiner lassen wir eine gewisse Vorsicht walten, diese lassen uns — scheinbar ruhig — an sich heran, und plötzlich schnappen sie nach der Hand. Eine Dogge knurrt uns aber schon bei der Annäherung an, oder sie läßt sich überhaupt alles gefallen. Bösartige und heimtückische Charaktere giebt es unter Doggen überhaupt nicht; wohl ist sie sich ihrer Kraft bewußt, und scharf fährt sie nachts auf den unbefugten Eindringling los, aber niemals wird sie sich an Hausgenossen, Kindern, ja nicht einmal an kleinen Hunden vergreifen. Es steckt eine gewisse Noblesse, die Gutmüthigkeit des Riesen, in ihrem Charakter, die sich auf ihr Selbstvertrauen aufzubauen scheint. Die Anhänglichkeit und Liebenswürdigkeit der Dogge wird allseitig gerühmt. Ein bekannter Züchter erzählt von seiner Dogge: „An allen Familien-Erlebnissen nahm der Hund wie ein Mensch Antheil. Wurde z. B. jemand bettlägerig, so saß er stundenlang an dem Lager des Kranken, schaute unverwandt nach dessen Angesicht und legte seine Schnauze oder Pfote leise auf die ihm entgegengestreckte Hand, um sein Mitleid auszudrücken. Traf eine Postsendung von einem in der Ferne weilenden Kinde ein, so konnte er vor Freuden kaum die Zeit erwarten, bis der Inhalt ausgepackt wurde, ergriff dann den ersten besten, zum Vorschein kommenden Gegenstand und eilte damit zu allen Familien-Angehörigen im Hause, die beim Auspacken nicht zugegen waren, um sie auf diese Weise von dem frohen Ereigniß in Kenntniß zu setzen."

Selbstverständlich existiren zahlreiche Clubs und Vereine, die sich der Zucht der Doggen annehmen, so ein Great Dane Club in England, ein German mastiff Club in Amerika, ein Duitsche Doggen-Club in Holland, ein Deutscher Doggen-Club 1888/96 in Berlin, ein Württemberger Doggen-Club mit Sitz in Stuttgart, endlich ein Nationaler Doggen-Club dessen I. Vorsitzender zu sein Schreiber dieser Zeilen die Ehre hat. Der letztere Club belohnt mit einer prächtigen silbernen oder goldenen Medaille, die einen Durchmesser von 7 cm hat, auf unseren deutschen Ausstellungen hervorragend schöne Exemplare. Dieselbe ist von Herrn Bildhauer E. Wünsch in München modellirt.

Gleich dem St. Bernhardshund ist auch der deutschen Dogge eine Monographie gewidmet worden, ein reich illustrirtes Prachtwerk, dessen textlicher Theil in englischer, französischer und deutscher Sprache wiedergegeben ist, und das zahlreiche Portraits der besten Ausstellungssieger enthält. Das Buch ist im Verlag von J. Schön, München erschienen. Für Doggenliebhaber hat derselbe Verlag ein Kunstblatt, Kopfbild der berühmten Dogge Harras II, in Farbendruck von der bewährten Firma Jos. Albert in München, nach dem Oelgemälde von Prof. Sperling in Berlin herstellen lassen. Mit Vorliebe haben unsere Thiermaler die herrliche Dogge als Ideal-Gestalt der Thierwelt auf Gemälden verherrlicht. Proben davon legen unsere Illustrationen ab. Die blauen Doggen „Faust" und „Perle", der geströmte „Victor" und „Stella" sind von Herrn Prof. Sperling's Meisterhand verewigt. Besitzer dieser oftmals auf Ausstellungen prämiirten Hunde war Zwinger Plavia (Max Hartenstein) in Plauen i/V. Leider ist dieser Zwinger, der ehedem ein ganzes Dorf mit oft mehr als hundert vierbeinigen Insassen beherbergte, erheblich reducirt worden und beherbergt nunmehr die beiden idealschönen Doggen Holle und Primas, einige Neufundländer, sowie etwa vierzig deutsche rauhhaarige Pinscher. Wohl das beste Doggenbild, das Thiermaler Richard Strebel in München geschaffen, ist das von uns wiedergegebene Portrait der gelben Dogge „Sandor", ehemals im Besitz des Berliner Doggen-Clubs, jetzt in Amerika befindlich, wohin er für die enorme Summe von 4000 Mark wanderte. Unsere beiden Kopfbilder sind nach Naturaufnahmen gefertigt; das eine stellt den blauen „Triller von Schwalbennest", im Besitz des Herrn Ernst Lücke in Leipzig, vor, das andere den Champion „Bosko Colonia" des Herrn L. Dobbelmann in Rotterdam. Beide Hunde streiten um die Ehre, die besten Repräsentanten der Gegenwart zu sein, während „Holle II", im Besitz des Herrn Hartenstein in Plauen, diesen Vorrang in Bezug auf das schöne Geschlecht für sich in Anspruch nimmt.

Victor und Stella. Nach dem Gemälde von A. Sperling.

Holle II. Nach dem Gemälde von H. Sperling. Im Besitz von Max Hartenstein in Plauen.



Sandor. Nach dem Gemälde von Richard Strebel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Vertrauen.

Novelle von Eva Treu in Lübeck.

(Schluß.)

Nachdem Hanna die Tassen fortgeräumt hat, verläßt sie das Haus für eine halbe Stunde, um eine Besorgung zu machen, und die alte Dame bleibt allein mit ihren Gedanken zurück.

Freilich, nicht lange bleibt sie einsam. Es klopft, und die Magd öffnet die Thür von außen.

„Ich störe Sie doch nicht, Liebe?“ sagt jemand schon vom Flur her, „Ihre Doris sagt, Sie sind allein, da wollte ich wenigstens einen Augenblick bei Ihnen hineinsehen. Ich bin zum Kaffee bei unserer lieben Helmstädt gebeten, aber es ist noch ein bißchen früh. Bei Ihnen ist es ja aber auch um diese Zeit schon gemüthlich. — Reizend behaglich haben Sie es doch bei sich, Liebste!“

Eine kleine, behäbige alte Dame ist eingetreten, läßt die blanken, runden Augen, die noch beinahe jugendlich aus dem gutmüthigen alten Gesichte hervorsehen, wie es ihre Gewohnheit ist, neugierig im Zimmer umherschweifen und drückt die Räthin, die sich aus ihrem Sessel zum Willkomm erhoben hat, wieder auf denselben nieder.

„Ruhig sitzen bleiben, Liebe, ganz ruhig sitzen bleiben! Nichts schrecklicher, als jemanden aufstören, — nein! Ablegen? Unmöglich! Nur den Mantel ein wenig öffnen, man wird sonst so heiß. — Was für einen reizenden Blumenflor Sie am Fenster haben! Das alles hegt und pflegt wohl Ihre Hanna? Ach ja, es ist wirklich eine rechte Freude für Sie, das liebe Mädchen wieder zu Hause zu haben.“

„O ja!“ sagt die Räthin gedehnt, die Lippen schmal machend. Es ist nicht ganz der richtige Augenblick, der Tochter ein Loblied zu singen.

Die andere merkt es nicht gleich. „Sie erleben doch wirklich recht viel Freude an Ihren Kindern, Liebe.“

„O ja!“ sagt die Räthin wieder, und ihre Lippen werden noch schmäler. „Man hat aber doch auch manchen Verdruß,“ fügt sie nach einer kleinen Pause mit merklicher Bitterkeit hinzu.

„Verdruß? Ach, der kann doch nicht schlimm sein bei so wohlgerathenen Kindern.“

Die andere schüttelt den Kopf ein wenig, eifrig dabei strickend. „Man hat nicht immer den Dank von seinen Kindern, den man nach allen Opfern, die man ihnen bringt, wohl erwarten dürfte,“ sagt sie, ohne von ihrer Arbeit emporzusehen. Dann folgt ein tiefer Seufzer.

„Aber Liebe, — ein so reizendes Verhältniß wie zwischen Ihnen und Ihren Töchtern —!“ ruft das alte Fräulein.

Die Räthin strickt mit unvermindertem Eifer. „Ach, liebe Freundin, es ist nicht immer alles so, wie es aussieht. Die Welt dreht sich. Wir älteren Leute passen nicht mehr hinein. Die Kinder wachsen uns über den Kopf. Das eine weiß ich, ich hätte zu meiner Zeit meiner Mutter die Dinge nicht sagen dürfen, die mir meine Hanna noch vor einer Stunde gesagt hat. Nein, eher hätte ich mir die Zunge abgebissen.“

„Ihre Hanna? Unmöglich! Ich hielt sie für so sanft, so liebenswürdig. Jedermann hält sie dafür.“ Die blanken Augen des kleinen Fräuleins funkeln förmlich vor Neugierde. Bei aller Gutmüthigkeit späht sie nun einmal für ihr Leben gern in anderer Leute Angelegenheiten.

„Ja, das glauben Sie wohl. Ich verstehe mich ja auch vielleicht nicht darauf, — ich meinestheils kann es aber nicht schön finden, wenn eine Tochter der Mutter vorwirft, sie sei klatschhaft und vertrauensunwürdig. Eine Tochter der Mutter, — stellen Sie Sich das vor! Ich kann es nicht hübsch finden, wenn ein junges Mädchen hinter dem Rücken der Mutter Correspondenzen mit Herren anknüpft und ein Liebesverhältniß jahrelang verheimlicht. Zu meiner Zeit war das nicht Mode. Aber, wie gesagt, die Welt ist ja wohl anders geworden.“

„Ein Liebesverhältniß, — Ihre Hanna? Unglaublich!“

„Nun ja, oder doch so etwas dergleichen. In dieser meiner rechten Hand habe ich vor einer Stunde die Correspondenz gehalten, — mit diesen meinen Augen habe ich einen der Briefe gelesen. Ein förmliches Verlöbniß hinter meinem Rücken, sage ich Ihnen, mit einem jungen Menschen, einem Geiger, den sie in Berlin kennen gelernt hat. Ach, ich kann nicht mehr davon sprechen. Die Sache hat mich dermaßen erregt, — ja, das hat man von seinen Kindern.“

Die alte Dame legt in ihrer Erregung den Strickstrumpf bei Seite und wischt sich die Augen.

„Aber Liebe, — in Berlin sagen Sie? — ein Geiger? — hinter Ihrem Rücken? — Natürlich, das muß Sie aufregen! Sprechen Sie Sich aus, Liebste, sprechen Sie alles vom Herzen herunter, das thut gut, und Sie wissen ja, wie sehr ich Ihre Freundin bin.“

Jedoch die Räthin besinnt sich plötzlich. Dem Bedürfniß der Aussprache ist Genüge geschehen, sie hat der Bitterkeit, welche sie so ganz erfüllte, Worte gegeben, aber nun, da es geschehen ist, kommt ihr doch ein Gefühl des Unbehagens. Die andere hat ihre Neugierde gar zu wenig beherrschen können.

„Es ist nicht der Mühe werth, weiter darüber zu sprechen,“ sagt sie merklich zurückhaltender. „Die Sache ist zu Ende, und ich verlasse mich natürlich überhaupt vollständig auf Ihre Verschwiegenheit, liebe Freundin. Was ich sagte, ist selbstverständlich ganz unter uns gesprochen.“

„Selbstverständlich, liebe Frau Rath! Meine Verschwiegenheit kennen Sie doch!“

„Und auch was ich über Hanna's Charakter sagte, — Du lieber Gott, ich bin begreiflicherweise augenblicklich ein bißchen verstimmt, da fährt einem wohl einmal ein Wort heraus, das so arg nicht gemeint ist! Im allgemeinen sind meine Töchter ja, Gott sei dank, wohl erzogen, und Hanna hat auch viel Gutes — wirklich sehr viel Gutes in ihrem Charakter. Sie hat ja etwas Verschlossenes, es ist wahr, solche Heimlichkeiten sollten nicht sein, aber im Grunde ist sie doch eine vornehme Natur, ganz wie mein seliger Mann.“

„Gewiß, ein recht liebes Mädchen,“ sagt die andere, nach der Uhr sehend.

„Ich bitte Sie nochmals dringend, was wir gesprochen haben, bleibt unter uns, nicht wahr!“

„Bleibt selbstverständlich unter uns!“ Das alte Fräulein bindet sich die Hutbänder und knöpft den Mantel zu.

„Kleine Mißverständnisse fallen ja überall vor. Meine Hanna ist sonst wirklich ein so prächtiges Mädchen, ich halte so unendlich viel von ihr. Auch ist die Angelegenheit, von der ich Ihnen sagte, abgethan, hat für die Gegenwart gar keine Bedeutung mehr. Ich hätte gar nicht davon gesprochen, wenn ich nicht erregt gewesen wäre.“

Das Fräulein steht auf, es ist die höchste Zeit, in den Kaffee zu gehen.

Mit einer gewissen Unruhe blickt ihr die Räthin nach, als sie gegangen ist. Ihr Unmuth gegen die Tochter ist jetzt, wo sie ihm gegen eine dritte Person Ausdruck gegeben hat, fast vollständig verflogen. Sie sieht auf einmal viel klarer, und vor allem weiß sie jetzt deutlich, daß sie lieber hätte schweigen, oder aber alles erzählen sollen, anstatt bloß anzudeuten. Schließlich ist es doch nicht ihr eigenes Geheimniß, welches sie preisgegeben hat. Zwar tröstet sie sich halbwegs damit, daß sie die alte Freundin sofort um Verschwiegenheit gebeten hat, aber sie will diese Bitte doch lieber morgen noch einmal dringend wiederholen, es wird wohl besser sein.

Als Hanna nach Hause kommt, begegnet ihr die Mutter aus einem Gefühl der Unsicherheit und des halben Schuldbewußtseins heraus so liebenswürdig, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, und das ahnungslose Mädchen freut sich dieser überraschenden, aber freundlichen Wandlung.

Das alte Fräulein hat inzwischen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihrer Nachbarin zur Linken in der Kaffee-Gesellschaft im halblauten Flüsterton unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu erzählen, sie sei soeben bei der alten Räthin Wilbrandt gewesen und habe die alte Dame in tiefster Empörung und Betrübniß über das Benehmen ihrer Tochter Hanna gefunden, welche unter vier Augen einen nicht gerade sehr kindlichen Ton gegen ihre Mutter anzunehmen scheine. Die alte Dame sei wirklich recht zu beklagen, denn es lasse sich doch niemand gern von seiner eigenen Tochter tyranniſiren.

Auch scheine das Mädchen in Berlin in ganz eigenthümliche Verhältnisse und Gesellschaft gerathen zu sein. Die Mutter habe, — wohl etwas unbedacht, — allerlei Andeutungen gemacht über ein Liebesverhältniß, welches das Fräulein mit einem ganz obscuren Menschen angeknüpft habe und seit Jahren unterhalte, die Räthin habe sie überrascht, als sie eben einen Brief an den Herrn absenden wollte, und natürlich der Sache kurzweg ein Ende gemacht. Man könne wirklich gespannt sein, was sich hieraus noch entwickeln werde, etwas Gutes schwerlich. Sie selbst habe für Fräulein Hanna eine besondere Vorliebe nie gehabt, dergleichen von ihr zu hören, überrasche sie aber doch sehr.

Das alte Fräulein ist sich dabei einer besonderen Bosheit durchaus nicht bewußt. Sie fühlt sich nur stolz und wichtig in dem Bewußtsein, eine sehr überraschende Neuigkeit erzählen zu können und glaubt, der Wahrheit vollständig treu zu bleiben. „Kleine Ausschmückungen sind keine Lügen.“

Jedoch der Zufall will, daß ihre Nachbarin zur Linken, der sie ihr schönes, frisches Geheimniß mittheilt, die Mutter jenes Mannes ist, welchen Hanna Wilbrandt lieb hat. Sie lebt mit ihrem Sohne zusammen, den sie vergöttert, da er ihr einziger ist, und führt ihm den Haushalt.

Es ist ein gutes, herzliches Verhältniß zwischen den beiden, und obgleich der Sohn der Mutter keinerlei Mittheilungen über seine Absichten und Wünsche gemacht hat, sieht sie, die sich mehr in der Gesellschaft bewegt, wie die alte Räthin Wilbrandt, und scharf beobachtet, doch ziemlich klar in dieser Angelegenheit.

Sie hat Hanna Wilbrandt gern gehabt bis heute, ja sie hat sich dieses anmuthige und sympathische Mädchen zur Schwiegertochter gewünscht, mehr als irgend ein anderes, denn daß sie das Herz des Sohnes nicht immer für sich behalten kann, weiß sie ja. Ganz im Stillen hat sie beobachtet und gesehen, was niemand sonst sah, hat sich jedes Fortschrittes heimlich gefreut, den die Liebe dieser zwei Menschen zu machen schien; was sie nun hört, läßt ihr Herz gegen das Mädchen auf einmal erkalten.

Zur Enttäuschung des alten Fräuleins verschmäht sie es, viel auf die Mittheilungen desselben zu erwidern, aber in den Wind gesprochen ist kein einziges Wort, welches sie hört.

„Etwas muß ich Dir noch erzählen, Robert,“ sagt sie ganz beiläufig, als sie abermals beim traulichen Lampenschein mit ihrem Sohne am runden Tische sitzt, „etwas, was mir heute unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt worden ist, und was mich sehr überrascht, ja betrübt hat.“

Er blickt von seinem Buche empor, aber sie wagt nicht, ihn anzusehen, sondern steht auf und macht sich im Hintergrunde des Zimmers etwas zu schaffen.

„Die kleine Hanna Wilbrandt ist wohl kein so gutes Mädchen, wie wir immer gemeint haben; ihre Mutter hat sich heute gegen eine Dame sehr bitter über ihr liebloses Benehmen beklagt. Die Räthin hat, — es klingt ganz unwahrscheinlich, — einen Liebesbrief an einen Herrn in Berlin aufgefangen, mit dem das Mädchen schon seit Jahren heimlich halbwegs verlobt sein soll, und es hat wohl eine sehr unerquickliche Scene gegeben. Sie hat —“

„Das ist nicht wahr!“ ruft der Mann und wendete sich plötzlich nach ihr um, flammende Röthe im Gesicht.

„Leider ist es wahr; die Dame, die es mir erzählte, hatte es von der Mutter selbst. Unbegreiflich, daß sie in so unvorsichtiger Art über die eigene Tochter spricht. Mir thut es aufrichtig leid, ich habe Hanna Wilbrandt immer sehr gern gehabt.“

Er erwidert kein Wort. Schweigend verläßt er das Zimmer und kehrt erst spät am Abend zurück. Lange noch hört sie ihn in seiner kalten Studirstube rastlos auf und ab gehen.

Wie leid er ihr thut, wie unendlich leid! Aber sie bereut ihre Worte nicht. Ihr vergötterter Sohn ist ihr denn doch zu gut für ein Mädchen, an dem ein Tadel haftet. In ihrer Art ist sie eine kluge und gute Frau. Lieber ein Schmerz jetzt, da es noch Zeit, als nachher, wenn es zu spät ist. So urtheilt sie. —

Eine Woche ist vergangen, eine stille, ereignißlose Woche für die Räthin Wilbrandt und ihre Tochter, denn Doctor Amsing, der vor acht Tagen seinen Besuch ankündigte, ist ausgeblieben, obgleich Hanna täglich nach ihm ausgespäht hat. Er muß irgend eine besondere Abhaltung gehabt haben.

Der Abend, an dem sich das Quartett zu versammeln pflegt, ist wieder da, und fröhlich rüstet sich Hanna für diese ihre liebste Freude, das Herz voll glücklicher Hoffnung.

Des Mißverständnisses zwischen ihr und der Mutter ist nicht wieder Erwähnung geschehen, sie haben in völliger Eintracht mit einander gelebt. Hanna kennt das schon an der alten Dame, die sich leicht erregt, sich aber auch gern wieder versöhnt, ohne nachzutragen. Die Räthin selbst hat den Zwischenfall fast vergessen.

Gleich am nächsten Morgen hat sie an das alte Fräulein in ihrer etwas altmodischen, aber immer noch feinen und zierlichen Handschrift ein kunstvoll gehaltenes Billet geschrieben, mit der nochmaligen dringenden Bitte um Verschwiegenheit, und hat die Versicherung zurück erhalten, die lang bewährte Freundin werde „schweigen wie ein Grab,“ ein Versprechen, welches von da an auch wirklich gehalten worden ist. Damit ist für die Räthin die Sache abgethan, ihr Schuldbewußtsein gehoben.

Dann hat eine leichte Erkältung sie befallen, und nicht nur sie, sondern auch die Tochter um ihretwillen die ganze Woche an das Haus gefesselt. Heute zum ersten Mal verläßt Hanna die mütterliche Wohnung wieder.

„Heute vielleicht, — heute vielleicht wird es sein!“ denkt das Mädchen, dem die heiße, beklommene Erwartung des Glückes das Herz schneller schlagen läßt. „Heute vielleicht, wenn wir heimgehen, wird er mir sagen, daß er mich lieb hat,“ und als die Thür für sie geöffnet wird, sucht ihr Auge unwillkürlich verstohlen die geliebte Gestalt.

Noch nicht da, und es ist doch schon spät, schon ein wenig über die festgesetzte Zeit hinaus.

„Doctor Amsing läßt sich entschuldigen,“ hört sie da jemanden sagen, „er ist leider verhindert zu kommen.“

Ihr sinkt das Herz. Also heute nicht, — heute noch nicht.

„Und — ist es nicht unendlich schade? — er tritt überhaupt aus,“ sagt dieselbe Stimme wieder.

„Tritt aus? O!“ tönt es von allen Seiten. „Aber wir können ihn ja gar nicht entbehren!“

„Ja, das sage ich auch, er behauptet aber, die Quartett-Abende mit seinen Arbeiten nicht mehr vereinigen zu können, der Beruf dürfe doch nicht leiden unter dem Vergnügen. Was soll man dazu sagen? Aber schade, schade ist es! Solchen Bariton bekommen wir nie wieder.“

Sie sagen alle etwas, jedes hat ein herzlich bedauerndes Wort. Man hat sich so mit einander eingesungen gehabt, daß der Doctor auf das Schmerzlichste entbehrt werden wird.

Hanna allein sagt nichts. Sehr bleich ist sie geworden, und ein plötzlicher Druck liegt auf ihr, als könne sie nie wieder lachen. Sie fühlt ihre Hände eiskalt werden.

Obgleich es ihr niemand gesagt hat, obgleich sie nicht im Entferntesten ahnt, warum, weiß sie, daß alles aus ist, daß er nur austritt, um zwischen sich und ihr ein Ende zu machen. Sie weiß es so deutlich, als stände er da vor ihr, um es ihr zu sagen, und es ist, als wenn ein großes, hell strahlendes, wundervolles Licht langsam vor ihren Augen verlöschte und sie im Dunkeln ließe.

„Ihnen ist nicht ganz wohl, Hanna? Sie sind so blaß,“ hört sie eine Stimme wie aus weiter Ferne, und die Frau des Hauses legt ihr die Hand auf den Arm.

„Mir?“ sie lächelt. Sonderbar, sie kann lächeln. „Mir? O doch, mir ist ganz wohl. Mir ist nur noch ein wenig kalt von dem Wege hierher. Sollen wir anfangen?“

Und sie fangen an.

Nachdruck verboten.

Baroneß Ilse.

Weihnachts-Novelle von Gerhard Walter.

Der Abend dämmerte. Das Feuer im Ofen, genährt von trockenen Tannenkloben, knisterte und prasselte und warf zitternde, spielende Lichter auf die Wand. Draußen flogen einzelne Schneeflocken hin und her, vom Winde getrieben. Wie stille Feiertagsstimmung lag es über dem abgeschiedenen, rings von dunkelm Kiefernwalde eingefaßten Stück Erde. Es war ein einsames, weitgestrecktes Rittergut. Auf einer Anhöhe, das ganze Gelände beherrschend, stand das neue, aber im Stil einer alten Ritterburg erbaute Schloß Milgow. Einsam am Fenster lehnte der Candidat.

Heut, an diesem December-Abend, ganz nahe vor Weihnachten, war es noch stiller als gewöhnlich im Schloß. Die verwitwete Gräfin war mit ihren beiden Kindern schon abgereist auf das väterliche Gut, um nach alter Gewohnheit das Fest dort zu feiern, und der Candidat und die Erzieherin sollten morgen Nachmittag ihr folgen. Er träumte mit wachen Augen, als er so in den dämmernden Winterabend hinausſah, in dem hier und da auf dem großen Wirthschaftshofe ein Licht aufleuchtete in den Stallthüren, und durch diese Stille aus der gluthhell erleuchteten Thür der Schmiede jetzt das Klingen des schweren Hammers gedämpft herüberschallte. —

Er war ein sehr stattlicher Mann, der Hauslehrer, breit von Brust und Schultern, mit klaren, stahlblauen Augen und kurzem, blondem Vollbart. Besonders candidatenhaft sah er gerade nicht aus. Aber es lag etwas eigenartig Bezwingendes in seinem Gesicht und Wesen, und um seinen Mund ein Zug, der von vornherein für ihn einnahm. Er spielte, seit er die beiden Thurmzimmer bezogen hatte, eine gewisse Rolle im Schloß. Die Kinder schwärmten schon am zweiten Tage für ihn; das Stubenmädchen und der Bediente sagten, als sie auf der Treppe einander begegneten, wie aus einem Munde: „Netter Kerl!“ und der Bediente drohte der Liesbeth mit dem Finger: „Du —!“ Und sie rief lächelnd, den Gang hinuntereilend: „I wo!“

Die Gräfin, eine noch jugendliche Frau, hatte ihn gern. Sie unterhielt sich über Tisch mit ihm und ging ihm nicht aus dem Wege, wenn sie im Park ihm begegnete, und die junge Erzieherin, Fräulein Effert, das schlanke, braunäugige, herzliche Mädchen sagte eines Tages harmlos zur Gräfin: „Es ist mir gerade, als wenn Herr Funke schon seit Jahr und Tag hier wäre.“ Und die Gräfin lachte und sagte: „Ja, er hat ein glückliches Temperament!“ Jedenfalls war noch kein Hauslehrer allseitig so gut behandelt worden auf Milgow.

Er stand am Fenster und rauchte. Die Gluth der Cigarre schien wie ein kleiner, rother Stern durch die schnell zunehmende Dunkelheit. „Prächtig so!“ flüsterte er vor sich hin, „diese behagliche Winter- und Weihnachtsruhe.“ Und weich und warm legte sich ihm die Advents-Stimmung ums Herz.

„Und diesmal nicht so einsam!“ sann er weiter. „Ein Mensch, der kein Vaterhaus mehr hat und keine andere Zuflucht um die Weihnachtszeit, als die Verbindungskneipe, ist immer übel dran. Diesmal bin ich doch unter Menschen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und sogar unter sehr feudalen Leuten. Es soll ja reizend sein auf Riepershagen. Solider, vornehmer Reichthum und gut adeliger Ton. Das wird schon gehen."

Er horchte auf. Das dumpfe Rollen eines Wagens kam näher und näher. Jetzt fuhr er die Rampe herauf im kurzen Galopp der Pferde.

„Fräulein Effert!" dachte er und streifte behaglich die Asche von seiner Cigarre. „Das kann ja reizend gemüthlich werden. Ein Prachtmädel!" Er pfiff leise vor sich hin.

Auf dem Gange wurden Schritte laut. Der Diener trat ein und stellte die Lampe auf den Tisch. „Fräulein Effert läßt fragen, ob der Herr Candidat auf der Stube speisen wolle, oder mit dem Fräulein in der Halle," meldete er mit Anstand.

„Natürlich mit dem Fräulein," antwortete er heiter; „ich werde gleich erscheinen." —

„Warum wollten Sie mich denn von Ihrem Angesicht verbannen?" fragte er, an ihrer Seite Platz nehmend an dem großen Speisetisch, auf dem heute nur für zwei gedeckt war. Er war im schwarzen Anzug wie immer.

Das Fräulein lachte ihn freundlich an. Sie hatte etwas unendlich Sympathisches. „Ich wußte nicht, ob es Ihnen besonderen Spaß machen würde, mit mir allein zu hausen. Ihr Vorgänger ließ sich in solchen Fällen das Essen immer aufs Zimmer bringen."

„Thörichter Kerl!" lachte der Kandidat; „ich rechne es dem Schicksal als eine Aufmerksamkeit an, daß es mich hier neben Sie gesetzt hat."

Sie sah ihn mit ihren braunen, tiefen Augen an. Wer es verstand, in ihnen zu forschen, der las aus dem Blick viel warme Freundschaft. Oder mehr noch.

„Und morgen bin ich Ihr Reisemarschall!" fuhr er fort. „Da wollen wir aber auch ganz gute Kameraden sein, nicht wahr? Zwei Stunden im Wagen; dann zwei Stunden Bummelbahn, dann wieder anderthalb Stunden per Achse: eine ganze Reise! Wissen Sie, ich freue mich riesig darauf. Auf gute Kameradschaft!" Er hob das Glas gegen sie. Sie stieß leise mit ihm an und sah ihm wieder, wie selbstvergessen, in das gute, freundliche Gesicht.

„Luhrssen, bringen Sie die Ente, und dann können Sie gehen!" wandte sie sich zu dem Diener mit anmuthig hausmütterlicher Art und Würde.

Als er aus der Thür war, sagte sie ernst: „Ich freue mich ja auch auf diese kleine Fahrt à la bohème; aber fällt Ihnen dabei nicht etwas auf? Wenn Baroneß Ilse an meiner Stelle wäre, und Sie wären ein blaublütiger Cavalier, — glauben Sie, daß man sie dann auch ohne „Elephanten" reisen ließe, wie man uns reisen läßt?"

„Desto mehr Glück, daß wir beide nicht stiftsfähig sind!" gab er heiter zurück. „Aber bitte, machen Sie mir doch ein Bild von dieser viel besprochenen kleinen Baroneß. Natürlich ein riesiger Grasaffe, wie?"

Das Fräulein lachte lustig auf. „Nein, ich sage Ihnen gar nichts! Sie sollen ihr ganz unvoreingenommen gegenübertreten. Und dann sagen Sie mir Ihr Urtheil."

„Nun, — qui vivra verra!" gab er leichthin zurück. „Also, nun das Programm für morgen! Darf ich Ihnen Vorschläge machen? Zunächst schlafen wir so lange wie möglich. Das ist einmal vornehm, und dann haben wir Ferien und nichts zu thun! Angenommen?" Sie nickte lächelnd.

„Nach dem Kaffee hole ich Sie zu einem Spaziergang ab; da bummeln wir so sachte und einträchtig durch den Wald bis zum Frühstück, — bitte, befehlen Sie dazu ein bischen 'was Gutes, — und dann, dann geht's los zu zweien!"

„Mir recht!" sagte sie im fröhlichen Einverständniß. „Ich glaube, es giebt Schnee, hören Sie, wie es in der Luft heult. — Gesegnete Mahlzeit und gute Nacht!"

Sie stand auf und reichte ihm die Hand, freundlich zu ihm aufschauend. Er hielt die zierlich-schmale Mädchenhand fest. „Darf ich denn nicht bei Ihnen bleiben und Ihnen etwas vorlesen? Und nachher spielen Sie ein wenig, und der Schneesturm heult dabei ums Haus, und die Wetterfahnen kreischen, und die Eulen klagen. —"

„Es geht ja nicht!" sagte sie; „ich möchte es ja auch gern, aber —"

„Dann gehe ich zum Inspector!" sagte er; „aber das geht doch, wie?"

Langsam hob er die kleine Hand der Erzieherin zu seinen Lippen; sie suchte ihm zu wehren, aber ohne Energie. Dann zog er ihren Arm unter seinen und führte sie rittertlich bis an die Thür ihres Zimmers: „Gute Nacht!"

Ihre Finger schlossen sich fest um die seinen.

Und dann saß sie über ihre Arbeit geneigt; und zuweilen ließ sie sie im Schoß ruhen und blickte sinnend in die Gluth des Kamins; und einmal seufzte sie tief auf. Draußen ging der Schneesturm heulend ums Haus.

Und unten beim Inspector saß der Candidat auf dem Sopha, rauchte aus langer Pfeife und sah zu, wie der ein Glas ausgezeichneten Arak-Grog braute, und mischte die Karten mit langsamem Behagen.

„Prost, Herr Candidat!" sagte der Inspector und hielt ihm das Glas hin; „daß Sie sich nur nicht in das Edelfräulein verlieben; ich sage Ihnen, das ist ein kleiner Satan. Aber soviel sage ich Ihnen, es ist meines Wissens schon im Alten Testament verboten, ein Pferd und einen Ochsen zusammen zu spannen. Heute nennen sie das ‚Mesalliance'. Prost! Sie geben."

Und draußen heulte der Schneesturm ums Schloß und warf prasselnd ganze Wolken von Schnee über das Land und gegen die Fenster. Drinnen war es tief gemüthlich. —

„Guten Morgen, Fräulein Effert!" — „Guten Morgen, Herr Funke!" klang es frisch herüber und hinüber. Sie reichten einander fröhlich die Hände. Draußen lag die Welt verschneit. Hohe Schanzen hatte der Sturm der Nacht aufgeworfen. Jetzt war's klar und licht.

„Werden Sie denn durchkommen können?" fragte er besorgt und sah ihr ins Gesicht, das unter dem weißen Pelzbarett heiter und vertrauend in die winterliche Welt hinaussah. Sie war eine schlanke, elegante Figur, wie sie da auf der Rampe stand und mit beiden Händen sich mühte, den Schleier im Nacken zuzubinden.

„Erlauben Sie, das kann ich thun!" sagte er bittend. Sie sah ihn von der Seite an, ließ die Hände sinken und ließ ihn gewähren.

„Johann Berner ist mit dem Schneepflug zurückgekommen," sagte sie, „da können wir gehen, wo er Bahn gemacht hat. Sie haben Ihre Kürassierstiefel an, und ich bin auch gut versorgt. Mit einem Fuß Schnee nehme ich es schon auf. Wollen wir denn?" Er war mit dem Schleier fertig. Er hatte sich nicht beeilt. Sie hatte so reiches, dunkles Haar.

„Vorwärts!" sagte er und schlug eine sausende Tiefquart mit dem dicken Handstock.

Weithin kein Klang und kein Laut in der großen Einsamkeit. Nur daß einmal eine Krähe von verschneiter Tanne aufflog und krächzend über das weiße Feld hintaumelte im schwanken, schweren Fluge. Aus der Fohlenkoppel hob sich dunkel der „Tannenbusch".

„Schauen Sie nur da hinüber!" bat der Candidat; „es sitzt sich so prächtig dort im Grünen auf den Steinen. Und dann erzählen Sie mir etwas, und ich rauche."

„Jedenfalls bequem für Sie!" lachte sie. „Mir recht, wenn der Schnee nicht zu tief ist!" Sie hatte ihr Kleid hoch geschürzt und schritt tapfer neben dem großen Kameraden aus. Ihr Gesicht, sonst von etwas zarter Farbe, leuchtete in frischem Roth, und die dunkeln Mädchenaugen schauten mit fröhlichem Blick hinaus in die stille, helle Welt um sie her. Nun kam, den Busch begrenzend, ein tiefer Graben, den die Nacht mit Schnee gefüllt hatte.

„O weh," klagte sie, „dazu reichen meine Schnürstiefel nicht aus!"

„Aber meine!" sagte er, und schritt hindurch, bis über die Knie einsinkend. Nun stand er drüben und reichte ihr lachend die Hände hinüber. „So, Fräulein Frieda —" er hatte sie noch nie bei ihrem Vornamen genannt, „nun reichen Sie mir die Fingerspitzen; sehen Sie, es geht. Noch etwas mehr, bis ich Ihre Hände ganz fasse, — nun ziehe ich zu und Sie geben sich einen Schwung, — eins, — zwei, — drei!"

‚Halb zog er sie, halb sank sie hin', und drüben war sie und — lag in seinen Armen.

„Lassen Sie mich los," bat sie und wehrte sich gegen seine Umarmung; aber ihr Herz schlug zum Zerspringen.

„Nicht böse sein!" bat er mit weicher Stimme: „es bleibt ja unter Kameraden."

Sie machte sich doch los, lachte ihn eigenartig an und wandte sich ab.

„Da liegen die Steine, ganz frei vom Schnee, die überhängenden Zweige haben sie geschützt. Kommen Sie, da halten wir Rast!" Er ging voran.

„Hier, setzen Sie Sich zu mir auf den Stein," bat er; „er hat Platz für uns beide. Wir sind ja beide zwei einsame Menschen auf dieser Welt; halten wir denn zusammen!" Er hielt ihr die Hand hin; tief gesenkten Hauptes legte sie die ihre hinein.

„Sehen Sie mich an, Frieda!" Da schlug sie die Augen auf. Es lag alles in dem einen Blick. So schauten sie einander in die Augen. Um sie her war die Welt wie todt.

Dunkle Röthe übergoß des Mädchens Gesicht. Und er neigte sich zu ihr: „Frieda, geh' nicht fort! Bleib hier! Lehn' Dich an mich!"

Sie lag zitternd an seinem Herzen und hatte die Augen geschlossen.

„Max, was thust Du?" klagte sie und that doch die Augen nicht auf „es wird Dir leid werden! Ich bin ein ganz, ganz armes Mädchen."

Er legte sein Gesicht an das ihre. Da richtete sie sich schnell auf. Mit brennenden Blicken sah er ihr in die verschleierten Augen.

„Hier hab' ich Dir gehört," sagte sie, „und ich weiß nicht, wie es kam. Und Du weißt es auch nicht. Darum will ich kein Versprechen von Dir, hörst Du? Du kannst ein ganz anderes Mädchen bekommen; Du sollst nicht mit Reue an den Tannenbusch denken! Willst Du mich nachher noch haben: nun, dann weißt Du, wo meine alte Tante wohnt —"

Er hatte sie an seine Brust gerissen.

Und die Flammen schlugen über ihren Herzen zusammen. Und sie waren beide allein in der großen Einsamkeit. —

* * *

Sie waren vom Tisch aufgestanden. Draußen knallte der Kutscher mit der Peitsche. Sie entwand sich Marens Armen und stürzte auf ihr Zimmer und warf sich in die Knie vor ihrem Bett. „O Gott!" flüsterte sie; „wenn wir nur nicht nach Riepershagen gingen! Ich fürchte mich!"

Als sie sich schnell anzog, fegte sie mit den Handschuhen ein Briefchen zur Erde. Sie hob es auf und las es wieder durch und wurde blaß. Es war von Baroneß Ilse.

„Wie sehr freue ich mich, Sie zum Fest wieder bei uns zu sehen! Außerdem bringen Sie ja einen neuen Candidaten mit, auf den ich, — nach Beschreibung meiner Schwester, — wirklich gespannt bin. Im allgemeinen finde ich die Herren Hauslehrer alle greulich. Hüten Sie Ihr junges Herz bei dem langen tête-à-tête! Am besten wär's schon, Sie verlören den liebenswürdigen Schwerenöther unterwegs aus dem Wagen. Auf Wiedersehen! Ilse."

Sie seufzte tief auf.

Es ward eine eigenartige Fahrt voll süßen, geheimen Zaubers und verborgenen Sehnens. Ihre Hände lagen unter der Wagendecke ineinander, und heimlich stahl sein Arm sich wohl einmal um die Taille des hingebenden, wie im seligen Traum befangenen Mädchens, die leise ihr Haupt an seine Schulter lehnte. Als sie in dunkler Abendstunde dem Wagen entstiegen, da bot er ihr den Arm, und, zu ihm aufblickend, lehnte sie sich darauf, — da tönte ihnen helles Lachen aus dem dunkeln Kutschschlitten entgegen, der sie von der Station abholte. Frieda riß hastig ihren Arm aus dem seinen. Sie hatte die Stimme der Baroneß Ilse erkannt.

„Ich mußte 'mal heraus," rief das Edelfräulein lustig aus dem Kutschschlag heraus. „Ich war schon im Begriff anzuwachsen. Hier, Fräulein Effert, kommen Sie zu mir. — Ach so, — noch einer! Hoffentlich werden Sie nicht seekrank vom Rückwärtsfahren, Herr Candidat! So, — nun wird's gehen! Mein Urahn hat diesen Schlitten, — gesicherter Ueberlieferung nach, — in der Arche Noah's mit bergen lassen; daher riecht er auch so muffig. Unsere Familien-Urkunden sollen auf besonderen Befehl des Erzengels Michael darin verstaut gewesen sein. So, Johann! Nun los!"

Es war eine wohltönende, klare Mädchenstimme, die so lustig plauderte.

„Ihnen ist wohl nicht gut? Sie sitzen ja so still, oder graulen Sie Sich?" lachte sie leise. „Seien Sie unbesorgt, wir thun einem schutzlosen Candidaten nichts zu leide! Nicht wahr, Fräulein Effert?" — Der Candidat schwieg beharrlich.

Es war draußen dunkle Nacht und im Schlitten undurchdringliche Finsterniß. Ein süßer Duft von Veilchen strömte gerade jetzt durch den engen Raum. Der Candidat athmete mit Wonne den köstlichen Geruch ein.

Also das war Baroneß Ilse, die vielbesprochene. Sie sollte ja ein so verführerisches Weib sein. Nun, er war gefeit. Aber sehen mußte er sie. Schnell zog er sein Feuerzeug heraus und strich ein Wachskerzchen an. Heller, gelber Schein blitzte plötzlich auf durch den engen Raum. Ihm gegenüber leuchtete aus dem Dunkel ein reizender Mädchenkopf auf. Unter weißem Schwan quoll eine Fülle aschblonden Haares hervor, und das Licht spiegelte sich einen Moment in zwei wunderschönen, großen blauen Mädchenaugen, die tief erstaunt und erschrocken auf ihn blickten. Und daneben saß, müde zurückgelehnt, die Augen geschlossen, Frieda. Und das Lichtchen verlosch.

„Nun?" hörte er die Stimme der Baroneß, „Sie wollen wohl rauchen?"

„Nur um die Erlaubniß bitten, mich Ihnen bei Licht vorstellen zu dürfen."

„Das hätte im Dunkeln denselben Eindruck gemacht!" gab sie trocken zurück.

Es war nur ein ganz kurzes Leuchten gewesen. Aber ein einschlagender Blitz loht auch nur kurze Zeit auf. Und er hatte an drei Stellen eingeschlagen.

Nun war's wieder sehr still geworden. Das dumpfe Traben des Viererzuges, das Gleiten, Schurren und Poltern der Kufen, dann und wann ein scharfer Peitschenknall.

„Wie ist das Mädchen wunderseltsam schön!" dachte der Candidat.

Das Edelfräulein lächelte im Dunkeln vor sich hin: „Ein stattlicher Gesell' . . . und er hat Muth!"

Frieda deckte die Hand über die Augen: „Was bin ich neben ihr?" Sie wußten beide, warum er das Licht angezündet. „Sie stiehlt ihn mir und hat ihn mir schon gestohlen!" dachte Frieda. Das Herz that ihr weh.

„Fräulein Effert, Sie schlafen wohl?" fragte die Baroneß nach einer Weile.

„Nein," klang es leise, wie klagend, „ich fühle mich nicht wohl!"

„Nur Geduld! Wir sind bald da. Und Sie wissen: ‚Cognak, Geduld und Hafergrütz' ist zu allen Dingen nütz', wie mein braver Vetter, der Kapitän-Lieutenant, zu sagen pflegt."

Und sie fuhren weiter durch die Nacht mit ihren Gedanken. —

„Wie sehen Sie elend aus!" war das erste Wort, mit dem Frieda von ihrer Gräfin empfangen wurde.

Sie konnte sich kaum auf den Füßen halten. „Ja, Frau Gräfin, Sie haben recht. Darf ich mir den Thee auf mein Zimmer bitten? Ich möchte mich gleich zurückziehen."

„Er hat mit mir gespielt!" sprach eine klagende Stimme in ihr, „und nun will er's nicht gestehen, weil er Mitleid mit mir hat. Ja, wären wir allein geblieben! Aber die schöne Sirene thut's allen an!" Vor ihr in vollem Glanz der Jugend und blühender Schönheit stand die Baroneß und streichelte ihr die kalten, blassen Wangen. Wie in banger Scheu sah sie zu ihr auf. „Gute Nacht! — Gute Nacht!" — Die Thränen traten ihr in die Augen.

Und das Auge des Candidaten faßte den Gegensatz zwischen den beiden Mädchen mit Feuer auf. Arme Frieda!

Am Abend klebten sie goldene Ketten, und die schlicht braunen Nüsse zogen schimmerndes Festgewand an. Er saß bei der freundlichen Arbeit allein mit der Gräfin und der Baroneß am Tisch; die Rede ging behaglich unter ihnen hin und her, und die leuchtenden Augen des Fräuleins schauten in die seinen, wenn sie ihm liebenswürdige Anweisung gab, oder ihre zarten Finger rührten an seine Hand, wenn sie ihm zeigte, wie er den Tannenzapfen mit Watte betupfen sollte, um das Blattgold zierlich darauf zu befestigen. So wohl war ihm nie gewesen. Das war ein mächtiger Zauber eigener, ungekannter Art. Wie berauscht ging er spät den Gang zu seinem Zimmer hinab. Dort war Frieda's Thür. Behutsam, das Herz stürmisch bewegt, schritt er vorüber. Sie schlief nicht. Sie lag mit brennenden, wachen Augen und hatte die heißen, kleinen Hände vors Gesicht geschlagen. Und hinter der Thür dort am andern Ende des Ganges stand Baroneß Ilse vorm Spiegel und hatte die weißen Arme gehoben, um ihr Haar zu lösen, daß es in aschblonden Wogen um das süße, stolze Gesicht fluthete und um die runden Schultern; und ihre lächelnden Lippen sprachen leise: „Er gefällt mir wirklich! Aber was ist's nur mit dem armen Mädel? Sie hat sich unheimlich verändert gegen früher!" Gut war, daß der Candidat nichts sah und hörte aus beiden Stuben. Es hätte ihn die Nachtruhe gekostet. —

Es war am nächsten Morgen. Der Candidat saß unruhig und gedankenvoll in seinem Sopha. Es war nicht mehr ganz früh. Seine Zöglinge waren freudevoll mit dem Förster nach den Fischteichen gegangen. Duftig und bläulich zogen die Ringe des Cigarren-Rauches durchs Zimmer. Draußen schien die kalte Wintersonne licht und freundlich. Da kam ein leichter Schritt den Gang herab. Er hörte, wie drüben bei der Gräfin eine Thür geöffnet und geschlossen wurde; jetzt kamen die Schritte ganz nah', nun legte sich eine Hand auf den Drücker seiner Thür, und schnell wurde sie aufgethan; im Rahmen der Thür stand im schlichten Morgenkleid und in der Hausschürze, die Wangen frisch geröthet, Baroneß Ilse und sah ihn betroffen an.

„Bitte um Verzeihung," sagte sie schnell; „ich mache meinen Morgen-Inspections-Gang und hatte gehört, Sie wären mit den Jungens nach den Fischteichen gegangen. Aber da Sie zu Hause sind, kommen Sie nur herunter in den Saal und helfen Sie mir die Weihnachtsbäume aufputzen; sie reichen bis an die Decke, und Sie scheinen mir Garde-Maß zu haben. Wollen Sie?"

„Kein Vogelnest war ihm zu hoch, — für sie er hin zur Höhe flog!" citirte er fröhlich.

„Aber eines sage ich Ihnen," sagte sie lachend, „mein Kopf gilt! Wollen Sie darauf eingehen? Widerspruch dulde ich nicht! Sonst zanken wir uns."

„Bedingungslos!" kam es zurück: „la mort sans phrase".

„Schön, dann kommen Sie und halten Sie Wort, und ich will Ihnen eine gnädige Herrin sein." Da ging er hin an der Seite des Edelfräuleins.

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Schnee.

Skizze von Rudolf Greinz.

Endlich war es mir gelungen, meinen ersten großen Erfolg zu erringen. Die Mitte der Dreißiger hatte ich unter mannigfachen Lebenskämpfen schon erstiegen. Nun war meine neue Oper das Gespräch des Tages. Alle Zeitungen brachten glänzende Berichte. Ich war plötzlich ein gefeierter Componist geworden. Eine lichte Bahn hatte sich vor mir geöffnet. Der Weg zu weiterem Ruhm war geebnet und noch dazu mit recht ansehnlichen Tantièmen gepflastert.

Eine schmeichelhafte Einladung berief mich an eines unserer bedeutendsten Hof-Theater, wo ich mein Werk selbst einstudiren sollte. Eine nicht große, aber umso anmuthigere Rolle der Oper war für das Debut einer jungen, hochtalentirten Sängerin bestimmt. Fräulein Ella Waldeck wurde mir gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit vom Intendanten vorgestellt. Ein herrliches Mädchen. Sie mochte kaum zwanzig Jahre zählen. Das verkörperte Märchen. Duft und Grazie in jeder Bewegung. Eine ungemein sympathische, liebe Stimme. Große fragende Augen, wie zwei reine Himmelslichter, voll Jugendglück, Sonnenschein und beseligender Hoffnung für die Zukunft.

Die junge Sängerin war mir vom Intendanten zur besonderen Obhut empfohlen worden. Unsere Seelen fanden sich merkwürdig rasch. Schon in der ersten Woche vereinte uns ein herzlicher und ungezwungener Freundschaftsbund. Sie vertraute mir alle die kleinen Erlebnisse ihrer Mädchenzeit an, ihre Begeisterung für die Kunst, die harmlosen Abenteuer am Conservatorium. Mir bereitete es ein eigenes Behagen, mich über alle meine Zukunftspläne mit dem schönen Mädchen ausplaudern zu können. Sie lauschte mir mit einer Andacht, als ob sie in der Kirche säße. Dabei wurde fleißig studirt. Ella besaß thatsächlich ein hervorragendes Talent. Ich konnte mir für meine Oper keine bessere Vertreterin wünschen.

So ganz harmlos war unsere Freundschaft allerdings nicht, — wenigstens auf meiner Seite. Ich begann mich bereits ernstlich zu fragen, ob das schöne Mädchen vielleicht doch mehr für mich fühle, als bloße Freundschaft und Verehrung. Ja, ich begann dieses mit ganzer Seele zu wünschen. Kurz und gut, ich hatte mich in meine schöne Schülerin ernstlich verliebt, — mit allen holden Jugendeseleien, die derartige Ereignisse im Gefolge zu haben pflegen, so lange der Bartflaum erst keimt. Daß ich aber als Dreißiger solcher Dinge noch fähig war, ließ mir die ganze Sache in um so bedenklicherem Lichte erscheinen. Ich ertappte mich nach einander auf verschiedenen Delicten: Ich hatte ein kleines Spitzentüchlein entwendet, das ich bei ihr bemerkte. Dieser ersten Unthat folgte eine schwarze Sammetschleife, endlich ein Trinkglas ... Wenn ich also nicht eine immerhin ganz lohnenswerthe Carrière als Gewohnheitsdieb einschlagen wollte, mußte bald auf irgend eine Weise Rath geschaffen werden.

In einigen klaren Momenten faßte ich den Entschluß, mir diesen Rath bei Ella selbst zu holen, dem schönen Mädchen meine Gefühle zu entdecken, — mochte das Urtheil ausfallen, wie es wolle. Lieber die einmalige Verdammung, als diese ewige Qual der Ungewißheit!

An einem herrlichen, frischen October-Morgen erhob ich mich mit dem endgültigen Entschluß, daß heute der entscheidende Tag sein solle. Ich kleidete mich mit einer gewissen Feierlichkeit an und widmete namentlich meiner Cravatte, die sonst zu meinen Schwächen gehörte, eine besondere Sorgfalt. Mein eleganter Herbstanzug saß tadellos. Die Probe vor dem Spiegel fiel zu meiner vollkommenen Zufriedenheit aus ...

Doch was war das? Täuschte ich mich, oder war es Wirklichkeit? Ein breiter Sonnenstrahl fiel durch das Fenster gerade in den Spiegel. Ich glaubte sie zu deutlich bemerkt zu haben, — ich konnte mich unmöglich täuschen: sie waren da, — die ersten grauen Haare! Ein ganz leiser, silberner Schimmer an beiden Schläfen. Die Sonne hatte es an den Tag gebracht, — Schnee ... Schnee ...

Etwas angegriffen von dieser plötzlichen Entdeckung, ließ ich mich unwillkürlich auf einen Stuhl nieder. Also der erste Schnee war auf mein Haupt gefallen! Ich begann nachzudenken. Auf einmal fühlte ich mich ganz entsetzlich alt. Mein Vorsatz, mit dem ich aufgestanden war, erschien mir plötzlich ungemein lächerlich. Ich segelte entschieden in die Stimmung eines gehörigen moralischen Katzenjammers hinein. — Schnee ... Schnee! .. Und ich wollte noch von Blüthen träumen!

Schier unbewußt sang ich eine Stelle aus meiner eigenen Oper vor mich hin, die auf meine gegenwärtige Situation paßte, als wenn sie eigens dafür geschrieben worden wäre:

„Wenn leis' Dein Haupt wohl über Nacht
Des Alters Schnee befällt,
Dann fliehet auch die Liebe sacht
Und aller Zauber junger Welt."

Jetzt erst fiel es mir ein, daß diese Verse in der Rolle Ella's standen. Und gerade heute sollte ich diese Partie mit dem angebeteten Mädchen einstudiren! Das war in meiner jetzigen Stimmung undenkbar, unmöglich! — Ich setzte ein Billet an Ella auf, um mich für heute zu entschuldigen. Ich zerriß es wieder, schalt mich selbst einen kindischen Thoren, maß mit erregten Schritten das Zimmer und blieb jede zweite Minute vor dem Spiegel stehen. Schnee ... Schnee ...! Das Glas konnte eben nicht lügen.

Endlich brachte mir eine echte Havanna einigermaßen meine Gemüthsruhe zurück. Während ich die blauen Wölkchen in die Luft blies, begann ich zu überlegen. Ich erwog alles Für und Wider mit dem Eifer eines Parlaments-Redners.

Die Stunde hatte geschlagen, die mich zu Ella rief. Plötzlich erfaßte mich eine nervöse Hast. Was würde sie von mir denken, wenn ich heute nicht käme! Sie hatte mir doch gestern an der Flurthür noch die Hand gedrückt, mir so lieb in die Augen gesehen, mir noch halblaut zugerufen: „Auf Wiedersehen! Auf recht baldiges Wiedersehen, morgen!"

Ich entschloß mich, zu ihr zu gehen. Rasch nahm ich Hut und Stock, warf noch einen letzten vorwurfsvollen Blick in den Spiegel ... Schnee, — Schnee, — und eilte auf die Straße.

Ella empfing mich mit Schmollen. Ich war richtig eine Viertelstunde zu spät gekommen. Sie war aber doch von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Ich setzte mich zu ihr ans Klavier und schlug die Begleitung an. Des Mädchens Nähe wirkte auf mich, wie heller fluthender Frühjahrs-Sonnenschein, der Eis und Schnee schmelzen macht in Thälern und auf Höhen. Alle meine düsteren Bedenken waren auf einmal vergessen. Meine Seele wiegte sich in den Tonwellen ihrer reinen Stimme. So hatte ich es mir gedacht. Dieser Ausdruck hatte mir bei jeder Melodie vorgeschwebt. Es war fast, als ob die Sängerin eins mit mir geworden, als ob sie meine verkörperte Seele sei.

Da begann sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme:

„Wenn leis' Dein Haupt wohl über Nacht —"

Alle märchenhaften Illusionen waren für mich bei diesen Worten plötzlich verschwunden ... »des Alters Schnee befällt« ... Es war, als ob mir die Finger auf den Tasten des Klavieres erstarrten. Ich brach die Begleitung unvermittelt ab.

Sie sah mich erstaunt an. „Habe ich gefehlt?" fragte sie fast ängstlich.

„Sie nicht!" erwiderte ich gepreßt. „Aber ich befand mich in einem großen, großen Irrthum!"

Ich war aufgestanden und ans Fenster getreten. Unwillkürlich preßte ich die heiße Stirn an die Scheiben.

„Was ist Ihnen?" fragte sie, indem sie besorgt an meine Seite trat.

„Nichts! Nichts!" suchte ich auszuweichen. Sie faßte mich bei der Hand und sah mir tief in die Augen. Ich hielt ihren Blick nicht aus und schlug die Augen zu Boden.

„Sie verheimlichen mir etwas!" sprach sie halblaut, indem eine merkliche Erregung in ihrer Stimme zitterte. „Habe ich Ihr Vertrauen so wenig verdient?"

Was sollte ich ihr sagen? Ich nahm einen kräftigen Anlauf und brachte doch nichts heraus. Ein peinliches Schweigen herrschte zwischen uns. Endlich sprach ich: „Mein liebes, süßes Kind, foltern Sie mich nicht! Wir müssen heute Abschied nehmen!"

Ich sah, wie ein jähes Erschrecken sie durchfuhr. Sie war keiner Erwiderung fähig.

„Es waren herrliche Tage voll Sonnenschein und Glück!" sagte ich und nahm ihre beiden kleinen Hände in die meinigen. „Ich habe Sie nie zu fragen gewagt, was Sie für mich fühlen, ob ich Ihnen mehr bin, als ein Lehrer und Freund. Heute sollte die Entscheidung fallen. Heute wollte ich Ihnen gestehen, einziges, liebes Mädchen, — wollte Dir gestehen, wie unendlich lieb ich Dich habe, wie Du all mein Sinnen und Träumen warst die ganze Zeit. Nun ist alles zerstört, — für immer zerstört! Es war ein lichtes Märchen, dem nun finstere Nacht folgen soll."

Sie athmete tief auf. Bald war sie erröthet, bald erblaßt. Kein Laut kam über ihre Lippen.

„Bin ich nicht ein Narr gewesen, —" fuhr ich fort, „mir einzubilden, daß ich von Dir geliebt werden könnte? Du, die Jugend und Schönheit selbst, die aufblühende Rose, — und ich! — Es ist gut, Ella, daß es Spiegel giebt, die einen belehren, »wenn unser Haupt wohl über Nacht des Alters Schnee befällt« ..."

Jetzt schien sie zu begreifen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf mein Haar.

„Grau wird's! Grau wird's!" rief ich in komischer Verzweiflung aus. „Da! Und da und da! Und ich alter Esel konnte noch glauben, — es ist zu thöricht! Leb' wohl, mein Glaube, mein Alles, mein Himmelreich! Der Weg ist verschneit. Ich finde ihn nicht mehr zu Dir! — »Dann fliehet auch die Liebe sacht und aller Zauber junger Welt« ! ..."

Ich ließ ihre beiden Hände los. Thränen drohten meine Stimme zu ersticken. Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten.

Sie faßte meinen Kopf mit beiden Händen und drehte ihn gegen das Licht. Wie alles Weitere kam, weiß ich nicht mehr. Ich fühlte, wie sich zwei weiche Mädchenarme um meinen Nacken schlangen ... ich fühlte zwei heiße Lippen auf meinem Mund ... Unwillkürlich schloß ich die Augen ... Es mußte wohl ein Märchen sein. Und doch ist dies Märchen zur entzückenden Wirklichkeit geworden!

Schnee ... Schnee ... aber nicht kalter, winterlicher, — nein, Blüthenschnee hat den schmalen Pfad überstreut, auf dem sich unsere Herzen fanden, — Blüthenschnee mit lichten, duftigen Flocken, mitten im October, — Schnee ... Schnee ... O du lachende, blühende Welt in unserm Innern! Da ist es auf einmal entsprossen, das ganze süße Geheimniß, das nur ein Herz vom andern weiß, — entsprossen, wie ein lenzduftiger starker Baum, in dessen Zweigen die Vögel singen, der seinen Wipfel im Winde wiegt. Und der Wind weht aus seinem Reichthum in tausendfältigen Flocken die blühende Kunde über Berg und Thal ... Schnee ... Schnee ...

Nachdruck verboten.

Der Burgstein im Altmühlthal.

Nach der Original-Zeichnung von M. Zeno Diemer.

(Siehe Abbildung Seite 177.)

Jedem aufmerksamen Beobachter, welcher die Strecke Ingolstadt-Nürnberg mit der Bahn durchfahren hat, wird in dem malerischen Altmühlthal zwischen Eichstädt und Dollnstein ein grotesker Kreidefelsen aufgefallen sein, welcher sich an einer starken Krümmung des Thales wie ein Eckpfeiler steil erhebt Auf dem mit einem hölzernen Kreuze gekrönten Gipfel erblickt man noch spärliche Mauerreste einer längst verfallenen Burg, und es liegt eine eigenthümliche melancholische Stimmung über der großartigen Felsgruppe, welche so einsam aus dem bewaldeten Berghange an dem saftigen Wiesengrund hervortritt, durch welchen in trägem Flusse die klare Altmühl in unzähligen Windungen sich schlängelt. Auch die Gänseherde, welche der Maler im Vordergrunde angebracht, ist charakteristisch für diese Gegend. An den Burgstein, auf welchem die Jugend von Dollnstein und Breitenfurt mit Vorliebe ihre Kletterkünste versucht, knüpfen sich eine Menge Geschichten und Sagen, welche jedoch nur im Volksmunde zu hören sind und noch kaum in irgend einem Buche aufgeführt wurden. In erster Linie malt man sich die einstige Burg mit allen Schrecknissen eines Raubritterschlosses aus; eine Art Ritter Blaubart soll dort oben gehaust haben. Dieser „Zwingherr" soll alle schönen Bauernmädchen zu sich auf das Schloß entführt haben, aus dem dann keines mehr zurückkam, bis ihn sein Schicksal erreichte. Im vorigen Jahrhundert trieben vielfach Schatzgräber auf dem Burgstein ihr Unwesen. Diese Leute erzählten natürlich mit Eifer alle möglichen schaurigen Gespensitergeschichten, welche sie droben in den Neumondnächten erlebt haben wollten, damit es keinem Rivalen einfiele, ebenfalls auf dem Burgstein sein Glück zu versuchen.

Das wilde „Gjaig"*) erwählte auch den Burgstein zum Zielpunkte seiner mitternächtlichen Hatz, wenn es vom „Kappenzipfel" her gezogen kam.

*) Gjaig = Gejage (Jagd).

Nachdruck verboten.

Drei Gedichte.

Von Ernst Müllenbach.

I.

Die Lilien weiß mit gold'nem Heil'genschein,
Sie standen schön vor Deinem Kämmerlein.

Heut' sah ich, und hab' nie vordem geseh'n,
Ein Nelkenstämmchen bei den Lilien steh'n.

Das prangt und flammt in Blüthen, glühendroth; —
Willst Du mir sagen, wem dies Feuer loht?

II.

Will keiner uns lassen
Beisammen hier sein,
Steig' nach mir zu Walde,
Dort sind wir allein.

Bergan mußt Du klimmen
Im sonnigen Brand,
Die Wellen, sie rinnen
Vorüber ins Land.

Wohl über die Wellen,
Auf schwankendem Steg,
Auf moosigen Wegen
Zum stillsten Geheg!

Wo Füchslein und Häsin
Sich bieten die Zeit,
Ist auch wohl uns beiden
Ein Plätzchen bereit.

III.

Müssen wir nun scheiden, bleib' ich auch nicht hier:
Meine Seele wandert im Gebet mit Dir.

All' zu Gott die Bitten, die ich morgens sprach,
Fliegen mit den Wolken, mit dem Wind Dir nach.

Wenn am schwülen Mittag Dich ein Hauch erquickt,
War's ein Liebesbote, den ich Dir geschickt.

Siehst ob fremder Herberg Du die Sterne steh'n,
Wird mein Abendsegen traulich Dich umweh'n.

Und wenn wir entschliefen einsam und allein,
Werden doch im Traume wir beisammen sein.

Redactions-Post.

Frau von St. in Genua. Der Buchdrucker Ballhorn ist insofern unschuldig, als er es nicht auf dem Gewissen hat, dem Hahn auf dem Titelblatt der Fibel einen Korb mit Eiern an die Seite gesetzt zu haben. Ballhorn lebte von 1531 bis 1599 in Lübeck, es ist aber nachgewiesen, daß Fibeln mit der Abbildung des Hahnes erst im achtzehnten Jahrhundert üblich wurden. Ballhorn muß aber bei der Herausgabe des Lübecker Stadtrechts ungebührlich viele Druckfehler verbrochen haben, sonst würde das „Verballhornen" gewiß nicht in unseren Sprachschatz gekommen sein.

H. B. in Erfurt. Sie haben recht, Rubinstein ist nicht in Paris, sondern in St. Petersburg gestorben.

Hausfrau in Königsberg. Chlorkalk und **Eau de Javelle** unterscheiden sich dadurch, daß in dem letzteren an Stelle des Kalk Natron enthalten ist. Sie werden nicht mehr darüber zu klagen haben, daß nach dem Gebrauche dieses Bleich-, resp. Flecken-Entfernungsmittels die Wäsche zerstört wird, wenn Sie nachher Antichlor, d. i. ein wenig in Wasser gelöstes unterschwefligsaures Natron anwenden.

Elisabeth Fr. in Schandau. — Achten Sie darauf, daß Sie stets warme Füße haben, dann wird das Uebel schnell verschwinden. Zu diesem Zwecke legen Sie Kork- oder Filzsohlen in die Schuhe; Sie müssen die Sohlen aber alle zwei bis drei Tage wechseln, damit sie stets trocken sind. Häufige Fußbäder möchten wir Ihnen außerdem noch empfehlen.

Alpenveilchen in Zürich. — So gern wir Ihnen gefällig sind, es geht nicht, denn wir müssen doch darauf Bedacht nehmen, daß unsere Aufsätze allgemein interessiren. Wenden Sie Sich an ein Fachblatt.

Frau P. Br. in Myslowitz. — Wir theilen Ihre Ansicht in keinem Falle, und uns auf eine Polemik einzulassen, dazu fehlt uns hier der Raum.

Helene M. in Husum. — Wir haben bereits einen Aufsatz über das Thema veröffentlicht, sehen Sie bitte in Heft 8 auf Seite 32 des Modentheiles nach. Daß wir in Ihnen eine so eifrige Beschützerin der Singvögel kennen lernen, erfreut uns sehr. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß jede verständige Dame mit Ihnen gleicher Ansicht ist.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 24, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Handlanger des Genies.

Von Johanna Klemm.

(Schluß.)

An der Mittagstafel des Pensionats ging es heute sehr lebhaft zu. Gabrielens Erlebniß bildete den Unterhaltungsstoff, denn wenn sie auch durchaus nicht alles von diesem interessanten Besuch erzählte, so war's doch genug, um alle Gemüther und Zungen in Bewegung zu bringen. Ein Schriftsteller in der Pension, ein wirklicher, erfolgreicher Poet! Jede wußte irgend etwas von ihm, kannte eine Novelle, ein Gedicht, oder gar sein Bild; eine schöne Amerikanerin aber schoß den Vogel ab, indem sie erklärte: „Oh, dear me, auf den Ball von die Presse ich machte die Bekanntschaft von einen Mr. Rupert, oh, a very nice man indeed, sunny eyes he had!“

Diese letzte Bemerkung, über die die anderen lachten, hatte ganz Gabrielens Beifall, denn von der ganzen Erscheinung des jungen Schriftstellers hafteten hauptsächlich die großen, leuchtenden Augen in ihrer Erinnerung.

Annca war natürlich voll Interesse für diesen Fall und hatte nichts dagegen, daß die kleine „Marjell“, wie sie auf gut Ostpreußisch sagte, Rupert's Arbeiten zu Hause copirte. Sie hatte nicht versäumt, bei ihrem alten Doctor Brandenburg das Gespräch auf Rupert zu bringen, und freute sich, als dieser bemerkte: „Ah, ein feiner Kopf, und ein Charakter, von dem zu hoffen ist, daß er das Talent stützt, anstatt es zu gefährden, was wir bei manchem vielversprechenden Anfänger erlebt haben.“

Am Tage nach Rupert's Besuch kam ein umfangreiches Packet an, und Gabriele ging mit Feuereifer an ihre Arbeit. Mitunter war es nicht leicht, die sehr geniale Schrift zu entziffern, manchmal liefen auch Flüchtigkeiten mit unter, fehlten Worte, und sie wagte es, mit Herzklopfen, eine geringfügige Ergänzung zu unternehmen. Das erste war die Schilderung einer norwegischen Reise, durchaus nicht trocken, sondern bei aller genauen Sachlichkeit voll Poesie. Damit war Gabriele in drei Tagen fertig.

Dann kam eine Novelle. Das wurde nun ein entzückendes Vergnügen! Aber die Arbeit ging nicht so schnell von statten, denn mit den lesenden Augen hielt die Feder nicht Schritt, und endlich legte Gabriele sie ganz hin, um erst mit glühenden Wangen zu Ende zu lesen. Ah, — das war ein Dichter, ein echter! Und sie kannte ihn! Da drüben am Piano hatte er vor ihr gestanden, — sie hörte beim Lesen einzelner Stellen genau seine Stimme, sie sah seine Augen, — — o ja, es lohnte sich doch, Handlanger zu sein!

In abermals drei Tagen war auch diese Arbeit fertig, und das Packet ging ab. Umgehend kam per Postanweisung der Betrag dafür: Zwölf Mark fünfzig Pfennig, und Gabriele war selig! Gleich darauf ein neues Packet mit einigen liebenswürdigen Zeilen von Rupert's Hand, in denen er für „die schöne, schnelle Erledigung seines Auftrags“ dankte und bat, auch Beifolgendes zu übernehmen.

Diesmal waren es kleinere Sachen, auch Verse. Diese letzteren las Gabriele zuerst, und da unter dem einen wunderschönen „Mägdleins Lied“ das Datum

Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles. — Siehe Seite 188.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Tages stand, an dem Rupert sie am Klavier gefunden, wurde sie in aller Stille glühend roth und versteckte das Gesicht in den Händen. Daß sie von diesem Gedicht zwei Abschriften machte, und eine davon in ihrem geheimsten Schrein verwahrte, das — hätte der Autor wohl verziehen, wenn er es gewußt hätte.

Dann kamen allerlei Essays und zuletzt eine kurze Novellette, die aussah, als wäre sie eben erst geschrieben, die Tinte kaum trocken, und da, — was war das? Gabriele öffnete die Augen weit und las, — und las. —

O, die Heldin hatte keine Aehnlichkeit mit ihr, das bildete sie sich nicht ein, so liebreizend war sie nicht! Auch die Umgebung war ganz anders, erinnerte nicht im entferntesten an ein Berliner Pensionat, aber, — komisch war es doch, — die Sprache, die Ausdrucksweise kamen ihr so bekannt vor, als hörte sie ihre eigenen Worte, die sie neulich gebraucht, — ganz unschuldige Worte, ohne Consequenz, aber es war doch sonderbar, sie so festgehalten zu sehen! Und das sollte sie mit eigener Hand abschreiben für den Druck?

Gabriele sprang auf, denn es war ihr, als zeigte man plötzlich mit Fingern auf sie.

Dann kam auch noch das Mädchen und meldete, vorn sei Besuch. Gabriele hatte gar keine Lust, hinzugehen, und als Jette hinzufügte: „Der Herr von neulich," da wurde sie dunkelroth. Aber es half nichts, sie standen ja in „Geschäftsverbindung" mit einander, sie mußte ihn empfangen.

Da stand er wieder am Klavier wie neulich, und ebenso strahlend sah er aus, als er anfing: „Entschuldigen Sie mein abermaliges Eindringen! Haben Sie vielleicht schon etwas fertig von meinen Sachen? Mein Verleger drängt nämlich, und da ich gerade vorüberging, bin ich hier heraufgesprungen —"

„Das meiste ist fertig," sagte Gabriele ernsthaft, „nur die Novellette fehlt noch."

„Und die —?"

„Erhalten Sie morgen, ich bin schon dabei."

Er sah sie forschend an. „Die Geschichte gefällt Ihnen nicht?"

„O doch, — aber —" ihre ernsthafte Reserve hielt nicht stand, lebhaft und bittend klang es, als sie fortfuhr: „Aber es gefällt mir nicht, Herr Rupert, daß, — daß, — ich sagte doch, daß ich Ihnen nicht Modell stände! Sie müssen nicht meine armselige Redeweise copiren, das haben Sie doch bei Ihrem Talent nicht nöthig!"

„Meinen Sie nicht?! Aber Sie wollten doch mein Handlanger sein?"

„Ja, aber in dieser Weise nicht!"

„Liebes Fräulein Forstner," er faßte plötzlich ihre Hand, „ich thue es ganz gewiß nicht wieder! Kein Wort will ich ausplaudern von dem, was Sie sprechen, — es soll mein alleiniges Eigenthum bleiben, aber, — sprechen müssen Sie noch manchmal zu mir! Sie wissen gar nicht, was bei unsereinem alles mitwirkt, uns in Inspiration zu versetzen, uns zum Schaffen anzuregen!"

Nein, das wußte Gabriele nicht, begriff es auch jetzt noch nicht ganz, aber seine Augen machten sie völlig verwirrt, und sie sagte daher eilig: „Ich will jetzt die fertigen Arbeiten holen."

Als sie zurückkam, fand sie Fräulein Gaßner im Zimmer, die auch einmal Gelegenheit nehmen wollte, sich den interessanten Schriftsteller anzusehen. Jetzt ging sie übrigens wieder und hörte nur noch, wie Rupert ganz geschäftsmäßig sagte: „Den Betrag für diese Arbeiten erhalten Sie morgen, mein Fräulein."

„Hat gar keine Eile, Herr Rupert," fiel Gabriele munter ein, „ich bin ja jetzt schon so reich! Ich warte nur auf die nächste Ankündigung von „Romeo und Julia", dann geh' ich ins »Deutsche«! Endlich, endlich kann ich es!"

Diese Ankündigung ließ indessen noch etwas auf sich warten, und Gabrielens Fonds für dergleichen Extra-Ausgaben mehrte sich bedeutend.

Rupert sorgte immerfort für neue Arbeit, meistens brachte oder holte er sie selbst, und an die kurzen Unterhaltungen bei solchen Gelegenheiten knüpfte sich für beide bald so ziemlich die Zeitrechnung.

Endlich stand an den Anschlag-Säulen: Am 4. Mai: „Romeo und Julia".

Glückselig bestellte Gabriele ein Billet; Rupert that natürlich dasselbe. Er war im Deutschen Theater auf allen Plätzen heimisch. Bald saß er in der Schauspieler-Loge, bald mit Kritikern bei Premièren im Parkett, bald trieb er sich auf Stehplätzen herum, — heute vermied er jedoch jeden Anschluß, denn ihm war darum zu thun, Gabriele zu finden und zu beobachten.

Diese saß im zweiten Rang, nein, — sie schwebte eigentlich in einer ganz unirdischen Region, mit dem unklaren Gefühl, als würden ihre Füße nie wieder den Boden berühren. Im ersten Zwischenakt, als alles plaudernd und lachend ins Foyer strömte, blieb sie allein sitzen, zog sich sogar in die dunkelste Ecke der Loge zurück, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Rupert, der sie längst gefunden, beobachtete dies alles und begriff ihre Stimmung. Dennoch machte er einen Versuch, sich ihr zu nähern, ließ sich ihre Loge aufschließen und trat leise ein. Gabriele richtete sich rasch auf, aber ihr Blick traf ihn wie aus weiter Ferne. Dann erkannte sie ihn aber und reichte ihm, wie unwillkürlich, die Hand.

„Ganz allein?" fragte er, „wollen Sie Sich nicht im Foyer etwas erfrischen?"

„Nein, ich mag jetzt nicht die geputzten, lachenden Menschen draußen sehen. Ich mag auch nicht sprechen."

„Auch mit mir nicht?"

Sie sah ihn an, wie um Entschuldigung bittend, und schüttelte den Kopf. Das respectirte er und ging, fast mit einer Anwandlung von Neid auf so ein selbstvergessenes, hingebungsvolles Genießen. — Aber nach Schluß der wirklich wundervollen Vorstellung, die auch ihn ergriffen, gelang es ihm, im Wirrwarr der Garderobe Gabriele noch einmal ausfindig zu machen, und auf der Treppe holte er sie ein.

„Sind Sie noch im Bann der Dichtung?" fragte er freundlich, ohne eine Spur von Ironie, „oder darf man ein profanes Wort wieder wagen?"

„O," sagte sie erfreut, daß er ihre Ablehnung vorhin nicht übel genommen, „ich habe selber schon ganz profane Gefühle, denn ich ängstige mich, die Pferdebahn zu verfehlen, ich muß sehr eilen."

Damit lief sie schnell vorwärts, und er versuchte kein Gespräch, bis sie den Halteplatz an der Ecke der Albrechtstraße erreichten. Der erste Wagen kam, aber er war vollbesetzt und hielt nicht.

„O weh!" sagte Rupert, „heute ist der Cirkus früher ausgewesen, als unsere Vorstellung, nun können wir lange warten." Eine kleine Weile standen sie schweigsam in einer größeren Gruppe von Wartenden, als aber auch der zweite Wagen vorüber fuhr, meinte Rupert: „Wenn Sie Sich meinem Schutz anvertrauen wollen, Fräulein Forstner, der Abend ist warm und schön, wir könnten dann wenigstens eine Strecke gehen, bis wir in einem Wagen Platz finden."

Gabriele nickte und schritt neben ihm her. Ob das recht und gut war, sie wußte es nicht, aber sie konnte es ihm nicht abschlagen. Sie hatte ein unklares Gefühl, als ob es das Natürlichste und Schönste wäre, so mit ihm vorwärts zu schreiten, mitten durch die Millionenstadt, und doch wie mit ihm isolirt durch die gleiche erhöhte, unaussprechliche Stimmung.

Und so wanderten sie durch Straßen und über Plätze und dachten nicht mehr daran, noch in einen Pferdebahnwagen zu steigen, so viele auch vorbeifuhren. Sie hatten einen weiten Weg bis zur Wilhelmstraße, aber sie fühlten keine Müdigkeit. Sie gingen in gleichem Schritt und redeten — und redeten. — —

Und zwar war Gabriele heute die Lebhaftere. Hingerissen von dem Zauber der Dichtung, die sie eben zusammen durchlebt, strömte sie rückhaltlos und ohne Bedenken ihr Entzücken aus, all ihre Beobachtungen, ihre Ueberraschungen und naiven Urtheile, und dem Schriftsteller an ihrer Seite ging die Ueberzeugung auf, daß in einem reinen Mädchenherzen mehr Dichtungsfülle liegen kann, als in manch' einem, den die Welt für einen Dichter hält.

Er selbst aber, Rupert athmete tief, er fühlte sich heute nicht vor der Welt, doch vor sich selbst, wie einer, von dem das Beste noch zu erwarten steht. Berührt von dem Flügelschlag eines unsterblichen Geistes, fühlte er in sich tausend neue Quellen springen. Dies Bewußtsein und dazu das immer wachsende Gefühl für das schöne Mädchen an seiner Seite machten ihn schweigsam.

Sie bogen jetzt in die Anhaltstraße ein, nun waren fast schon die Schritte zu zählen, die sie zusammen noch gehen konnten, denn dort an der Ecke lag Gabrielens Pension.

Es war eine regenfeuchte, warme Nacht, voll von dem Hauch, der die Erde zum Blühen bringt. Die Straße war menschenleer, und über die Mauer des prinzlichen Gartens, der sich an der linken Seite hinzieht, ragten regungslos die dunkeln Baumwipfel. Im Gezweig schlug jetzt ein Vogel an, leise wie im Traum.

Die beiden Wandernden hielten zugleich den Schritt an und horchten. Der fragende Vogellaut schien aus ihren eigenen träumenden Herzen zu kommen. Die jungen Gesichter waren einander so nah, und sein Blick zwang sie, den ihren nicht zu senken. So standen sie Aug' in Auge, und von seinen Lippen klangen die Shakespeare'schen Worte:

„Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe
Der Liebe wohl zur schönen Blum' entfalten."

Nichts weiter. Keine Frage, kein Gelübde, kein Kuß, aber Gabriele hatte verstanden, sein Ton klang wie eine Selbstbeschwörung. — — —

Aber es ist dafür gesorgt, daß „nicht alle Blüthenträume reifen," wenigstens nicht so schnell und sicher, wie man am ersten Frühlingstag für unausbleiblich hält.

Derselbe Maimonat, dessen erste lichte Pracht Gabriele noch in Berlin erlebt, und mit ihr zugleich die erste Blüthezeit ihres Herzens, fand sie bald darauf in der Heimat, an einem Krankenbett. Die Botschaft, die sie heimgerufen, lautete, daß ihren Vater ein Leiden befallen, das, wenn es ihn am Leben ließ, ihn zu fernerer Berufsarbeit jedoch untauglich machen mußte.

Es kam eine sorgenvolle, bewegte Zeit, in der niemand in der Familie an anderes dachte, als an den Leidenden. Auch Gabrielens Herz, das innig an dem Vater hing, ging auf in allem, was ihn und die Heimat betraf. Fern lag Berlin und ihre Musik, fern auch ihr wunderzarter Frühlingstraum, und nur manchmal schlug ein Ton in ihrer Seele an, leise und fern wie der träumerische Vogellaut in jener Frühlingsnacht.

Rupert hatte sie nicht wieder gesehen, denn schon wenige Tage nach jener Romeo-Aufführung war sie abgereist. Nun sah sie hier zu Hause am Krankenbett den Frühling wie von fern vorüberziehen. Allmählich aber genas der Leidende und erholte sich langsam, doch die Pensionirung des einst so thätigen Beamten war beschlossene Sache.

Dadurch änderte sich manches in der Familie, allerlei Einschränkungen waren das nächste. An Gabrielens Rückkehr nach Berlin war nicht zu denken, sie mußte ihre Studien als abgeschlossen betrachten und schon jetzt versuchen, selber Unterricht zu geben. Es gelang ihr auch; in der kleinen Stadt war noch keine Concurrenz, wie sonst überall, man hatte gewissermaßen auf sie gewartet, und bald hatte sie einen kleinen Kreis von Schülerinnen, die sich mit einer gewissen Schwärmerei um die junge Lehrerin scharten.

Als im Hause der Druck, den die Leidenszeit des Vaters ausgeübt, einigermaßen wich, fing Gabriele auch selbst wieder an zu singen, und wer sie hörte, bewunderte nicht etwa eine Kunst, eine Kehlfertigkeit, sondern empfand den geheimnißvollen Reiz dieses Gesanges, wie des ganzen Mädchens. Aber den Grund, das wirkliche Geheimniß Gabrielens, erfuhr niemand.

Und die Zeit verging. Die langen Sommertage waren vorüber, Herbstwinde fuhren durch die stillen Straßen, und endlich ließ der erste dichte Schneefall die kleine Stadt noch stiller und abgeschiedener erscheinen. Gabrielens Gedanken flogen oft und öfter nach Berlin, nicht in Qual und Zweifel, aber in heißer Sehnsucht.

Von Rupert hörte sie nichts. Sie suchte in Zeitungen und Journalen seinen Namen und fand auch oft Bemerkungen über seine reizvollen Novellen, seine echt lyrischen Gedichte. Jetzt im Winter richtete sich aber in den literarischen Besprechungen das Haupt-Interesse auf neue Bühnenwerke. Darunter war er nicht zu finden. Aber von einem Schauspiel, das am „Deutschen Theater" in Vorbereitung begriffen, dessen Verfasser noch nicht genannt sein wollte, las sie mehrmals und konnte sich einer Ahnung nicht erwehren.

Und nun kam es! An demselben Tage, als sie die erste Aufführung jenes Stückes in der Zeitung besprochen fand, und zwar in glänzendster Form von berufener Feder, und Hermann Rupert als der Verfasser genannt wurde, hielt sie auch seinen Brief in Händen.

„»Des Sommers warmer Hauch«", begann er, „Gabriele, erinnern Sie Sich jener Frühlingsnacht, wo wir mit diesen Worten von einander schieden? Doch wozu die Frage! Ich weiß, daß Sie Sich erinnern! Sie athmen noch, wie ich, den warmen Nachthauch, Sie hören mit mir des Vogels Traumruf, wissen und fühlen noch, was ich mit jenen letzten Worten sagen wollte, in festerer Form doch noch nicht sagen durfte!

Gabriele, des Sommers warmer Hauch hat manche Knospe zu schönen Blüthen sich entfalten lassen, Blüthen am Baum der deutschen Dichtung, wie ich heute sagen darf, als der glückliche Verfasser jenes Werkes, das in diesen Tagen einen beispiellosen Erfolg erlebt hat.

Und nun muß auch die letzte Knospe springen, die Rose Deines Herzens, süßes Kind, die mir gehören muß. Ich kann nicht fein bürgerlich um Dich werben, verzeih' dem Stürmenden! Bin ich zu sicher? Ach, mir kommt kein Zweifel, keine Frage! Dieser Brief ist nur mein Vorläufer, morgen bin ich selber da.

Und dann, wenn ich Dich habe, nehme ich Dich mit, und wir sehen mein Stück noch einmal zusammen. Dann sollst Du sehen, was für Theil Du daran hast, Du meine süße Muse, Du kleiner „Handlanger", wie Du Dich selber nanntest. Ja, Kind, das sollst Du werden und bleiben auf Lebenszeit, nicht wahr? Aber nicht, um meine Manuscripte abzuschreiben, Deine Hand werden wir zu 'was anderem brauchen! Auf alles sollst Du sie legen, was brennt, und drückt, und schmerzt, denn glaube nicht, daß nur Rosen zu pflücken sein werden im Garten Deines Dichters, wappne Deine Hand auch gegen Dornen, Kind, denn, — wäre er sonst ein Dichter?"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer des Rentners Bündgen.

Von ihm selbst erzählt. Von E. R. Jahn.

So war sie endlich mein Eigenthum, die reizende alte Villa, deren Kauf mir so schwer gelungen war! Ich hatte sie sündhaft theuer bezahlt, aber sie war der einzige Ort, von dem aus ich meine Jeanne täglich sehen konnte. Das war die Tochter eines alten Franzosen. Ich hatte sie in einem Konzert in Straßburg kennen gelernt, dann nicht wieder gesehen, bis endlich einmal mit dem Alten am Bahnhof. Dort stiegen die beiden in einen nach dem Süden abgehenden Zug. Ich that dasselbe. Wohin ich reisen würde, wußte ich nicht; ich wußte nur, daß ich so weit reisen würde, wie Jeanne. Die beiden stiegen in einem oberelsässischen Neste aus; ich auch. Kurz, ich wohnte nun ihr gegenüber und konnte sie täglich am Fenster sehen. Zuweilen blickte sie herüber. Sie wurde sehr roth dabei, doch sie lächelte ein wenig. Das konnte ich trotz der Entfernung mit meinen guten Augen sehen.

Meine alte Villa hatte einer bejahrten Dame gehört, die nach der Annexion des Elsaß nach Paris ausgewandert war. Sie war ein wenig verfallen, — ich meine die Villa, — aber sie lag reizend, ganz alleinstehend in den Reben, an einer Berglehne, außerhalb der Stadtmauern. An heiteren Tagen konnte man vom Balcon aus sogar die Schneeberge des Berner Oberlandes erblicken. Nur noch ein Haus war einigermaßen in der Nähe, darin wohnte Jeanne.

Der erste Abend in meinem neuen Besitzthum war recht einsam! Mein Diener war noch in Straßburg zurückgeblieben, mit Einpacken eines Theiles meiner Hausgeräthe beschäftigt. Nicht einmal meine Bücher hatte ich hier. Ich beschloß daher, nachdem ich im Gasthofe des Städtchens zu Nacht gespeist hatte, mich frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Bevor ich mich niederlegte, traf ich einige Anstalten zu meiner persönlichen Sicherheit, denn ich hatte jüngst in der Zeitung von mehreren Einbruchs-Diebstählen gelesen, die mit großer Verwegenheit ausgeführt worden waren. Ich bin zwar nicht so furchtsam, wie meine Freunde mich hinstellen möchten, aber was nützt einem alle Tapferkeit, wenn man im Schlaf überfallen wird? „Wenn ein Spitzbube von der Bergseite aus bei mir einbrechen will," so sagte ich mir, „hat er es sehr bequem. Er braucht nur durch die mannshohen Reben zu schleichen, die ihn allen Blicken entziehen, einen Fensterladen zu durchsägen und eine Scheibe einzudrücken, um im Hause zu sein. Niemand hört und sieht ihn hier bei seinem Werke." Ich rückte also mit unsäglicher Mühe einige große, schwere Schränke, die ich von der früheren Besitzerin übernommen hatte, vor die der Berglehne zugekehrten Fenster, und da die Schlösser der Thüren eine sehr fragwürdige Festigkeit hatten, ging ich schnell noch aus, um bei einem Eisenhändler einen Schraubenzieher, sowie einige Schrauben zu kaufen, denn ich wollte die Schlösser mit stärkeren Schrauben befestigen. Auch eine Blendlaterne kaufte ich bei demselben Eisenhändler, da meine Lampen noch nicht angekommen waren. Ich liebe nämlich, die ganze Nacht Licht zu brennen, kann aber bei greller Beleuchtung nicht schlafen.

Nachdem ich meine Sicherheits-Vorrichtungen vollendet hatte, begab ich mich zu Bette. Es herrschte in diesem kleinen Städtchen und besonders auf der Landstraße, an der meine Villa lag, schon um zehn Uhr eine merkwürdige Stille. Trotzdem konnte ich nicht gut einschlafen; das geht mir an fremden Orten immer so.

Es war noch vor Mitternacht, als ich ein eigenthümliches Geräusch, wie von Schritten, auf dem Kiesplatze vor der Veranda hörte. Ich erhob mich leise, spähte hinaus und glaubte den Schatten irgend einer Person durch das Gebüsch huschen zu sehen. Dann war alles wieder still. Etwas aufgeregt legte ich mich wieder zu Bette, fuhr aber alle Augenblicke wieder auf, da ich Geräusch am Fenster zu hören wähnte. Endlich, als ich ganz deutlich leises Hantiren am Fensterladen wahrnahm, sprang ich auf, kleidete mich nothdürftig an und spähte, geschützt durch das Dunkel, in welchem die geschlossene Blendlaterne das Zimmer ließ, durch einen Spalt des Fensterladens hinaus. Ich erblickte mir dicht gegenüber ein grimmiges Gesicht, einen struppigen Bart! Der Kerl, — ich sah ihn beim schwachen Scheine der Mondsichel ziemlich deutlich, — hielt einen derben, eisenbeschlagenen Stock in der Hand und prüfte, ihn krampfhaft auf- und niederschwingend, dessen Schwere.

Meine Freunde halten mich, wie erwähnt, für einen etwas ängstlichen Menschen. Aber bei naher Gefahr verläßt mich die Geistesgegenwart nicht. Ich beschloß, mich zunächst abwartend zu verhalten, und drückte mich, so gut dieses bei meiner ziemlich beträchtlichen leiblichen Rundung möglich war, an die Wand. Der Mensch draußen versuchte geräuschlos den Laden zu öffnen, aber ich hörte es wohl. Nun hatte ich zwar einen geladenen Revolver zur Hand, er lag während der Nacht stets auf meinem Bett-Tischchen; um aber unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, beschloß ich, dem Unholde das Terrain abzugewinnen. Ich rannte also in das obere Stockwerk des Hauses, wo ein kleines rundes Fenster dicht über dem Wellblechdache sich befand, das die Veranda beschirmte, zwängte mich glücklich, obschon mit Mühe hindurch, wobei meine ohnehin spärliche Bekleidung bedenkliche Risse erhielt, und gelangte auf das Wellblechdach. Im Bewußtsein meines nun erlangten Vortheils schrie ich dem Kerl, der (da das Blechdach unter meinen zwei Centnern einen klagenden Ton von sich gegeben hatte) um die Ecke des Gebäudes zu mir hinauf schielte, mit schrecklicher Stimme zu: „Mensch, packe Dich, oder Du bist des Todes!" Dabei richtete ich, wie ein lebender Wegweiser, den Arm möglichst weit ausstreckend, meine Schußwaffe auf den Unglücklichen. Schnell brachte er seine Physiognomie hinter der Ecke in Sicherheit, aber statt mich einer Antwort zu würdigen, pfiff er melodisch auf einer Pfeife. Eine andere Pfeife antwortete in der Ferne.

Also eine ganze Diebesbande, von der ich in meiner Noth „ausgepfiffen" wurde, in des Wortes verwegenster Bedeutung! Früher hatte ich die armen Mimen oft bemitleidet, denen man im Theater solchen Schimpf anthat. Wie gern hätte ich, der Rentner August Bündgen, in diesem Augenblicke mit einem armen Schauspieler die Rollen getauscht!

Was thun? Vorläufig hatte ich nur einen Gegner. Sollte ich den Kampf mit ihm aufnehmen oder sollte ich fliehen? Den Sprung vom Dache konnte ich ohne Gefahr trotz meiner Schwere und meines Körper-Umfanges wagen, den Kerl nöthigenfalls auch niederschießen. Was aber würde Jeanne dazu sagen, wenn ich ein Mörder würde? Wie würde die ungewöhnliche Art des Weges, den ich beim Verlassen des Hauses eingeschlagen hatte, — ich war, wie der Leser weiß, durch die enge Luke gekrochen, — mich in ihren Augen lächerlich machen, namentlich bei einem irdischen Wiedersehen, das ich doch hoffte! Denn das Gericht hätte, wenn ich den Kerl niederschoß, ohne Zweifel von allen Vorgängen Kenntniß erhalten, und infolge dessen auch sie, meine Angebetete! Nein, ich blamire mich nicht gern! Ich beschloß also, auf meinem Grund und Boden zu bleiben, mein Eigenthum zu behaupten, das Aeußerste in seiner Vertheidigung zu wagen. Nur in das Haus mochte ich auf demselben Wege nicht zurückkehren, denn erstens war das runde Fenster verwünscht eng, ich konnte möglicherweise diesmal stecken bleiben und von dem nachdringenden Einbrecher meuchlings ermordet werden, und zweitens: wie leicht konnte schon ein dritter Dieb im Keller versteckt sein! Der Keller! Es kam mir ein rettender Gedanke.

Ich sah mich um. An das schräganisteigende Wellblechdach stieß oben nur ein schmaler Streifen Hausmauer; kaum einen halben Meter über ihm begann das Ziegeldach des Hauses. „Je erhabener die Position, desto günstiger die Vertheidigung!" dachte ich. Ein guter Turnerschwung, — ich bin nämlich trotz meiner Stärke ein ganz guter Turner, — brachte mich auf das Ziegeldach und in die Nähe des Schornsteins, — ein tüchtiger Feldherr denkt auch an die Rückzugslinie.

Obwohl mich, wie gesagt, nur strategisch-defensive Rücksichten, nicht Furcht, veranlaßt hatten, den erhöhteren Standpunkt einzunehmen, bekenne ich doch, daß ich über die unerhörte Frechheit der Diebe staunte, als ich wahrnahm, wie sie nach einiger Berathung eine Leiter, die im Hofe aufbewahrt war, an das Wellblechdach anlegten. Richtig, da tauchte auch schon ein schwarzer Kopf am Rande auf. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Wenn man nicht einmal auf seinem eigenen Dache sicher ist! . . . Ich gab Feuer auf den Kopf, und da ich, um mir den vermuthlich schrecklichen Anblick der Folgen meines Schusses zu ersparen, beim Abdrücken seitwärts sah, erspähte ich, — der Mond hatte sich inzwischen verkrochen, — beim Aufblitzen der Pulvergase in meiner Nähe den starken Ast eines Baumes. Ich ergriff ihn, schwang mich hinaus und stürzte mit dem sich unter Krachen vom Stamme ablösenden Aste, dessen Tragkraft ich überschätzt hatte, unsanft zur Erde. Meine Knochen knackten; eine furchtbare Wuth auf die Einbrecher kam über mich. Ich raffte mich auf und eilte mit gefälltem, — ich meine erhobenem, — Revolver um die Ecke des Hauses, entschlossen, keinen Pardon zu geben.

Am Wellblechdache stand die Leiter, auf ihr in halber Höhe eine Gestalt. „Nur zu!" schrie ich mit heiserer Stimme. „Ich bin jetzt da!"

„Ach, Du bist's, Sperberle!" antwortete der Mensch. „Gut, daß Du gekommen bist! Halt Wach' bei der Leiter! Muß doch sehen, ob's der Charles war, oder der Hallunk', der abgestürzt ist!"

Mit diesen Worten kletterte die fragwürdige Gestalt eilig die letzten Stufen der Leiter hinauf und verschwand auf dem Dache.

Wuthentbrannt riß ich die Leiter um, daß es krachte, und schrie: „Dem ersten von Euch Strandräubern, den ich erblicke, blase ich das Lebenslicht aus!" Und, theils zur Bekräftigung meiner Drohung, theils zur Stärkung meines Muthes, feuerte ich dabei die zweite Patrone meiner Waffe ab. Das Klirren mehrerer Fensterscheiben zeigte mir an, daß ich (wie gewöhnlich, wenn ich in Wuth gerieth) nur mein Eigenthum beschädigt hatte; es hörte sich aber recht stattlich an und erhöhte meine Tapferkeit.

Die Spitzbuben waren, — ich würde sagen: „wie vom Erdboden verschwunden", wenn sie nicht bereits auf dem Dache gewesen wären. Nichts rührte und regte sich mehr. Nur die Grillen, die mein Schießen erschreckt hatte, begannen wieder zu zirpen.

So fand ich mich denn, — sehr wenig feldmäßig, noch weniger salonmäßig gekleidet, daher etwas frierend und mit schmerzenden Gliedern, die Feuerwaffe in der Hand, neben meiner Villa wieder. Jetzt zum ersten Male warf ich einen Blick hinüber nach dem Hause, in welchem meine geliebte Jeanne wohnte. Mehrere Fenster waren drüben erleuchtet. Ich erkannte eine weißschimmernde Gestalt, — die Theure, die zu einem Fenster herausspähte.

Schreckliches hatte ich eben überstanden, aber der Gedanke, daß meine Jeanne mich jetzt erblicken könnte, flößte mir viel heftigeren Schreck ein, als die Nähe von Dieben und Einbrechern. Gewiß, ich wäre in diesem Augenblick in das Haus gegangen, — nur eines zerrissenen Schlafrockes wegen, — und wenn auch zehn Raubmörder darin gewesen wären, hätte ich nur Fenster und Thüren nicht selbst so entsetzlich solid verschlossen, verschraubt und verriegelt! Den Hausschlüssel hatte ich auch nicht: er stak in meinen Unaussprechlichen, und die waren eben im Hause! Zitternd drückte ich mich in die dunkelste Ecke der Mauer. Zu meinem Schrecken begann jetzt schon der junge Tag zu grauen, den ich zuvor so innig herbeigewünscht hatte. Da hörte ich eilige Schritte auf der Landstraße. Das konnte nur meine Jeanne sein! „Sie hat die Schüsse gehört," sagte ich mir, „sie eilt besorgt herbei, nach ihrem Getreuen zu sehen!" Doch ich erkannte im Dämmerlichte eine Uniform. Es war ein Stadt-Sergeant. „Hieher, guter Freund!" rief ich ihn an. „Hier giebts Spitzbuben! Großes Lager von Spitzbuben! Treten Sie nur näher!"

„Keine Zeit dazu! Muß die Nachtwächter suchen! Sind alle beide spurlos verschwunden!" brummte der Mann des Gesetzes.

„Hab's auch bemerkt!" sagte ich, und versuchte meiner Stimme Festigkeit zu geben. „Wenn Ihr in Eurem elenden Neste Nachtwächter hättet, brauchte ich mir hier nicht den Schnupfen zu holen! Bringt wenigstens einen Schlosser, wenn Ihr keine Spitzbuben mitnehmen wollt! Sonst ruf' ich mir einen aus meinem Vorrath vom Dache, daß er mir aufsperrt, und entlasse ihn mit einer fürstlichen Belohnung!"

Der Sergeant machte ein äußerst wenig intelligentes Gesicht. Er murmelte etwas von frühzeitig zu Bette gehen und neuem Wein, und der Scharfsinn seiner Bemerkungen gipfelte in dem Satze, daß es umso mehr seine dringlichste Pflicht sei, Nachtwächter zu suchen, als es bereits Tag werde.

Dieses Motiv seines gesteigerten Diensteifers leuchtete auch mir ein.

„Nun, so geht und sucht Eure Nachtwächter!" rief ich in heller Berserkerwuth, aus der Nische hervortretend. „Und wenn Ihr dazu eine Laterne braucht, will ich Euch eine geben. Was die zwei Einbrecher betrifft, die ich auf Lager habe, so kann ich sie nöthigenfalls auch noch am Tage hüten, nachdem ich sie die ganze Nacht gehütet habe!"

Dem braven Soldaten schien mein Zustand nun doch besorgnißerregend. Er trat näher. In diesem Augenblick ließ sich eine klägliche Stimme von oben herab vernehmen.

„O, Sergeant Meier, höret doch!"

Herr Meier leistete dieser neuen Aufforderung von neuer Seite Folge und schaute gewaltig nach dem Firmamente, sah aber vorläufig nichts, als einige verglimmende Sterne und Morgenwolken. Endlich schien er etwas zu erblicken, das seinem Verständniß einigermaßen nahe lag.

„Wa — was? Was macht Ihr denn da oben, Jean Baptiste? Ich such' Euch fortwährend seit ein Uhr!"

„O, Herr Meier, fragt nur jetzt nicht! Bringt eine Leiter!" rief jetzt eine zweite, nicht minder klägliche Stimme von Himmelshöhe.

„Herr des Himmels, da ist auch der Charles!" rief der Sergeant. „Also da oben schlaft Ihr gewöhnlich, in der Zeit, da Ihr die Stadt hüten sollt?!"

Ich muß gestehen, ich machte wohl in diesem Augenblicke ein ebenso dummes Gesicht, wie zuvor der Sergeant, und ein nicht viel weniger klägliches, als meine Arrestanten jetzt.

Ich hatte die beiden Hüter der öffentlichen Sicherheit des Städtchens, die Nachtwächter, in Haft gebracht, und noch dazu während ihrer angestrengten Thätigkeit, mein Eigenthum, in dem sie ungewohntes Licht gesehen hatten, vor Dieben zu bewahren! — Nun, ich hatte ihnen wenigstens den Genuß der frischen Luft nicht entzogen und sie nicht da gefangen gehalten, wohin Sonne und Mond nicht scheinen.

Ein sehr verwundertes Gesicht machte auch der Vater meiner geliebten Jeanne, der jetzt neugierig auftauchte. Ich berichtete ihm in Kürze mein Abenteuer. Er würde mir wenig Glauben geschenkt haben, wenn nicht die beiden Nachtwächter vom Dache herab als Zeugen von zweifellos höchster Glaubwürdigkeit alle meine Angaben bestätigt hätten. Glücklicherweise hatte der würdige Mann Verständniß für meine jetzt größte Sorge, — unter Dach zu kommen; er lachte dicke Thränen, und so wurden mir nicht nur die Pforten seines Hauses geöffnet, nicht nur bald die nöthigen Hüllen zu theil, sondern auch die geängstigten Wächter in Freiheit gesetzt. Ich schied von ihnen mit brüderlichem Händedruck. In den Kleidern meines liebenswürdigen Nachbarn nahm ich das Frühstück in seiner Villa.

Infolge meines Abenteuers wurde ich sehr populär im Städtchen und galt für den beherztesten und listigsten Mann daselbst, der ich doch leider nicht bin und für den mich sicherlich die beiden Nachtwächter nicht halten. Doch war ich listig und beherzt genug, jenen meinen Ruf bei Jeanne's Vater derart zu benutzen, daß er mir die Angebetete zur Frau gab. Die beiden Nachtwächter, die natürlich Zeit ihres Lebens viel Spott zu erdulden haben, den ich verdient hätte (so geht's in der Welt!), pflege ich oft für das Dach durch den Keller und die Küche zu entschädigen, und kein Haus ist nachts besser vor Spitzbuben behütet als das meine, was, — bei meiner bekannten schwachen Seite, — nicht wenig zur Vollkommenheit meines Glückes beiträgt.

Nachdruck verboten.

Weihnacht im Süden.

Von Anna Ritter.

Ueber duft'gen Bergeslinien, gold'nen Feldern, grünen Wogen
Blaut des Südens wolkenloser, weitgespannter Himmelsbogen.

Leuchtend steigen die Terrassen in der Sonne lichte Gluthen,
Und zum Strande drängen schäumend des Tyrrhener-Meeres Fluthen.

Nah an meiner Bank vorüber treibt ein Hirt die zott'ge Herde,
Mahnt mich an ein müdes, blasses, liebes Fleckchen Heimaterde;

Mahnt mich in dem Schönheitstaumel all' der Töne, all' der Farben
An des Nordens kensche Blumen, die wohl lange, lange starben.

Während von Messina's Thürmen die metall'nen Stimmen locken,
Denk' ich an den zärtlich leisen Feierklang der Heimatglocken;

An des Nachbars nied're Hütte, d'rin der Meister schafft und hämmert,
Bis der frühe Winterabend störend ihm ins Stübchen dämmert.

Weihnacht ist's! Ich seh' die Tropfen rinnen von den kleinen Fenstern,
Hör' die Alte heimlich rahmen von Verwunsch'nen und Gespenstern;

Hör' der Kinder athemloses: „Muhme, ist's auch wahr?" dazwischen,
Spür' den Duft der Weihnachts-Aepfel, die in heißer Röhre zischen.

Wenn es draußen Nacht geworden in dem stillen Spiel der Flöckchen,
Wird der Strahl der Weihnachts-Kerzen zittern über gold'ne Löckchen;

Kinderstimmchen werden schallen, voller Jubel, voll Verlangen, —
Ueber meiner deutschen Heimat ist die Weihnacht aufgegangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Bang-Pa-in, ein siamesisches Versailles.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Siehe die Abbildungen auf Seite 185 und 188.

So mancher Leser dürfte verwundert den Kopf schütteln: Versailles in Hinter-Indien! Wie käme ein so glänzendes, seenhaftes Königsschloß in die Dschungeln und Elephanten-bevölkerten Urwälder, welche das Thal des großen Menaam-Stromes erfüllen? Allenfalls könnte man dort, in dem erst vor einigen Jahrzehnten den Europäern erschlossenen Reiche der weißen Elephanten, indische Paläste und Pagoden von großer Pracht erwarten, aber ein europäisches Königsschloß, nach Art dessen, welches der Roi Soleil, Ludwig XIV, in der Nähe der französischen Hauptstadt geschaffen hat? Unmöglich!

Und doch ist es so. Selbst nachdem ich die Herrlichkeiten der königlichen Palaststadt von Bangkok gesehen, traute ich meinen Augen kaum, als ich das siamesische Versailles erblickte, mit seinen Marmorpalästen, Pagoden, Bassins, Canälen, Pavillons und Tempeln. König Tschulalongkorn, dieser Roi Soleil von Siam, hat es geschaffen, ohne jemals das Vorbild dieser großartigen Anlagen gesehen zu haben. Als er auf seiner Rundfahrt durch Europa vor kurzem Versailles kam, konnte er ausrufen, hier ist ein wirklich nach französisches Bang-Pa-in!

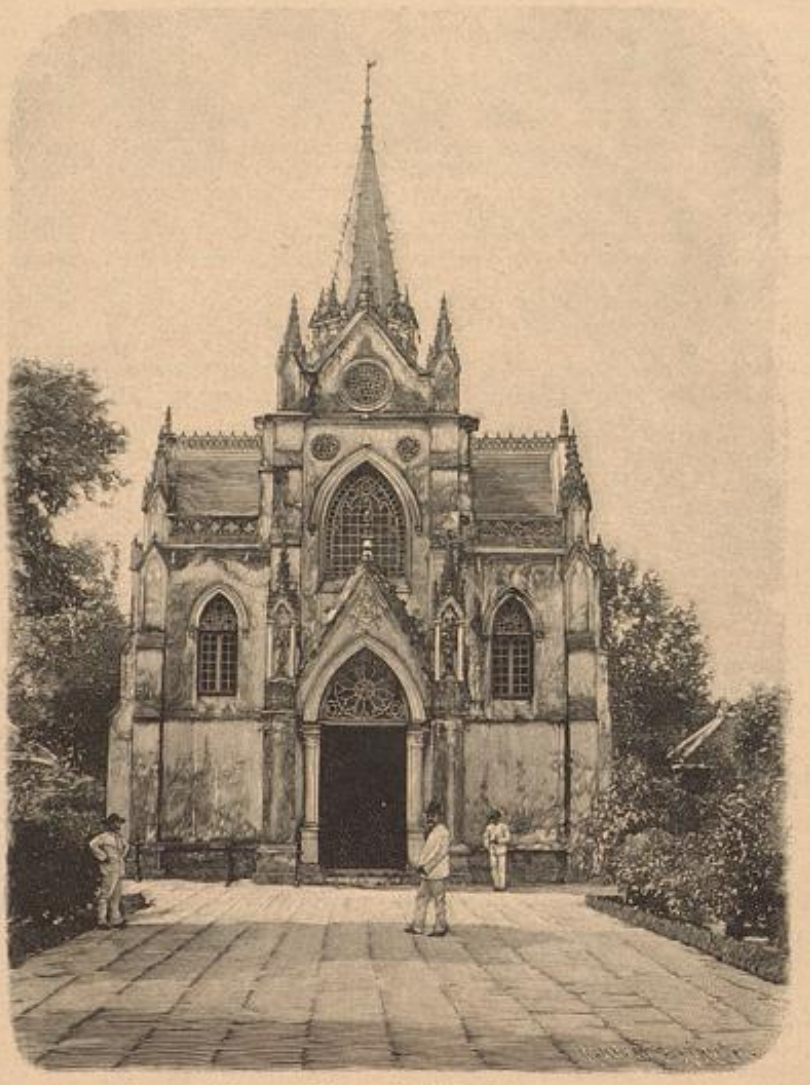
Freilich ist Bang-Pa-in nicht in dem weitläufigen Maßstab angelegt, wie Versailles oder Schönbrunn, aber dafür ist es in gewissem Sinne reizvoller, intimer; der entzückendste Aufenthalt, den man sich in einem tropischen Tieflande denken kann, der Schauplatz von Festlichkeiten, die in ihrer Art wirklich an jene erinnern, wie sie zur Zeit der Maria Antoinette im Trianon gefeiert worden sind. Bang-Pa-in liegt einige Stunden nördlich von Bangkok, zwischen der gegenwärtigen und der alten Hauptstadt des siamesischen Reiches, Ajutiah. Dank der Gnade des Königs standen mir und meinen Begleitern zwei Hofdampfer für den Besuch dieser Sommer-Residenz, sowie für die ganze Flußreise zur Verfügung. Auf dem einen richteten wir unsere zeitweilige Wohnung ein, der andere diente als Speisesaal und Küche, mit chinesischen Köchen, die in der Kunst Brillat Savarin's wohl bewandert waren und uns vorzügliche europäische Mahlzeiten, gewürzt durch französische Rothweine und reichlichen Champagner, alles auf Kosten des Königs, vorsetzten.

Den weiten, malerischen Menaam-Strom aufwärts fahrend, hielten wir überall an, wo es uns gefiel; bei einbrechender Dunkelheit wurden die Dampfer in der Mitte des Stromes verankert, sodaß wir uns hier bei der unter den Tropen so angenehmen Kühle bequem der Nachtruhe hingeben konnten, und für die Mahlzeiten kam der Speisedampfer dicht an uns heran, sodaß wir wie aus einem Zimmer in das andere treten konnten. Auf dem Rhein oder der Donau hätten wir nicht so bequem reisen können, und mir wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn Bang-Pa-in und Ajutiah von Bangkok ebensoweit entfernt gelegen wäre, wie das Eiserne Thor von Donaueschingen.

Am Morgen nach unserer ersten Nacht auf dem Flusse sahen wir vor uns eine kleine Insel, aus deren dunkelm Baumwuchs ein Gebäude hervorleuchtete, das wir irgendwo in Europa oder America, nur nicht im fernen Hinter-Indien, in dem Lande des eifrigsten Buddha-Cultus', erwartet hätten: eine gothische Kirche! Ueber die Spitzbogen der Thüren und Fenster erhob sich ein gothisches Thürmchen, umgeben von mehreren anderen, und die ansprechende Haupt-Fassade zeigte ähnliche Statuen-erfüllte Nischen und Fensterrosen mit Glasmalereien, wie wir sie in unseren Christenländern zu sehen gewöhnt sind. Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck dieser Anblick auf mich machte, nachdem wir so lange Zeit nichts als Buddha-Tempel und Pagoden gesehen hatten. Als wir in dem Flußarm zwischen dem Festlande und der Insel anhielten, bemerkte ich erst, daß auf der Kirche das erhabene Zeichen des Christenthums, das Kreuz, fehlte, und als ich mich darüber erkundigte, erfuhr ich, die vermeintliche Kirche sei ein — Buddha-Tempel!

Wie in America der groteske Geschmack hie und da christliche Gotteshäuser im indischen Baustil entstehen läßt, so hat die Laune des Königs von Siam hier einen Buddha-Tempel im gothischen Baustil entstehen lassen. Auf dem Altar kauerte ein vergoldeter Buddha mit untergeschlagenen Beinen, glänzend im Lichte der unzähligen Kronleuchter, die von der Decke herabhängen, und vor dieser Gottheit lagen eine Anzahl buddhistische Priester mit kahlrasirten Schädeln, in ihre langen, hellgelben Gewänder gehüllt und ihre Gebete ableiernd!

Eine hübsche Landungsbrücke mit kleinen Pavillons führte vom Flusse an das gegenüberliegende Ufer, auf dem sich eine Reihe von halb europäischen Gebäuden hinzieht, überhöht von einer Art hohen Leuchtthurms, dem Wahrzeichen von Bang-Pa-in. Der Schloßverwalter hatte von Bangkok die telegraphische Weisung erhalten, sämmtliche Gebäude dieser Königs-Residenz bei unserem Besuch zu öffnen, und er erwartete uns bereits, umgeben von seinem Stabe. Durch eine Säulenhalle tretend, sahen wir plötzlich die ganze, geradezu feenhafte Anlage vor uns liegen, und unwillkürlich mußte ich den Geschmack, dabei aber auch die Macht und den Reichthum des Königs bewundern, der diese Herrlichkeit aus dem Urwalds-Dschungel hervorgezaubert hat. Vor einem Jahrzehnt war die ganze Strecke in der That nichts als Sumpf und Urwald, das Versteck von Elephanten und Krokodilen, in das sich höchstens verwegene Jäger gewagt hätten. Heute sind Hunderte von Hektaren in einen Park verwandelt, mit sorgfältig gepflegten Blumenbeeten und Baumgruppen, welche die ganze Pracht der Tropen-Vegetation in ihrer größten Vollkommenheit und in reizvoller Zusammenstellung zeigen. Millionen müssen für diese Anlage geopfert worden sein. Tausende von Sklaven arbeiteten jahrelang an der Ausgrabung und Ummauerung der weiten, seeartigen Bassins und der Canäle, an dem Aufbau der herrlichen, weißen Paläste, an den Gloriettes, Pagoden, Säulenhallen, Villen und Sommerhäuschen, welche diese Fürsten-Residenz bilden. Den Mittelpunkt des Ganzen nimmt ein weites, ummauertes Bassin ein, aus dessen Mitte sich auf Steinsäulen ein entzückender Pavillon in Kreuzesform erhebt, mit aus- und übereinander aufsteigenden Dächern, deren Giebel seltsame, geweihartige Vorsprünge zeigen. Der ganze zierliche Bau wird von einem fünfstöckigen, in eine schlanke Spitze auslaufenden Thurm überhöht. Zur Zeit der Anwesenheit des Königs spielt hier zu verschiedenen Tageszeiten eines der königlichen Musik-Corps, während in goldstrotzenden Gondeln die Frauen des Königs auf der weiten spiegelglatten Wasserfläche umherfahren, oder in die verschiedenen, mit Blumenbeeten besetzten schattigen Canäle einlenken. Zahlreiche Fische, in allen Farben des Regenbogens prangend, tummeln sich in den klaren Fluthen. Im Hintergrund führt eine breite Marmortreppe zu einer Terrasse empor, auf welcher sich der eigentliche Palast des Königs erhebt, im modernen italienischen Renaissance-Stil erbaut. Den Hauptraum des unteren Stockwerkes nimmt ein prächtiger Thronsaal ein, mit hübschen siamesischen Gemälden und Stickereien an den Wänden. Im Hintergrund erhebt sich auf einer mit gelbem Sammet bedeckten Estrade der von einem rothen Sammet-Baldachin überhöhte Thron, mit Goldstickereien bedeckt. Die Rücklehne zeigt



Ein gothischer Buddha-Tempel.

den Namenszug des Königs mit der siebenstöckigen Krone. Hinter dem Thronsaal befinden sich der Speisesaal und ein ganz im europäischen Stil möblirter Billard-Saal. Das erste Stockwerk enthält die Privatgemächer des Königs, sein Schreibzimmer mit Bücherschränken, in welchen sich vornehmlich englische Bücher befinden, Badezimmer und Schlafzimmer mit breitem Himmelbett und gelbseidenem Ueberzuge. Als der Schloßmarschall bei unserer Führung durch diesen Palast beim Thron und beim Bette des Königs vorüberkam, warf er sich geradeso wie seine siamesischen Begleiter auf die Knie und hob die Hände wie zum Beten gefaltet, zur Stirn empor.

Ein anderer Palast enthält den prächtigen, mit europäischen Möbeln ausgestatteten Audienz-Saal, ein dritter dient als Kaserne für die königliche Garde, ein vierter ist zur Aufnahme fürstlicher Gäste aus Europa bestimmt, und in diesem wohnte vor einigen Jahren auch der gegenwärtige Kaiser von Rußland. Die ganze Einrichtung in diesem entzückenden Gebäude ist dieselbe, wie in irgend einem vornehmen englischen Landhause, sodaß europäische Gäste dort gewiß nicht vermissen dürften, an was sie gewöhnt sind, und dabei doch inmitten der üppigsten Tropen-Vegetation des seltsamsten Reiches des Erdballes wohnen. Im Inneren des Gebäudes ist alles europäisch, aber man braucht nur einen Blick aus den Fenstern zu werfen, um sich das Absonderliche seines Aufenthaltes zu vergegenwärtigen, denn gerade gegenüber, inmitten von herrlichen Palmen, erhebt sich das schönste Gebäude von Bang-Pa-in, der chinesische Palast. Ein chinesischer Crösus, der in Siam seine Millionen erworben, hat ihn hier erbauen lassen und dem König zum Geschenk gemacht. Der Kaiser des himmlischen Reiches dürfte keinen Palast von solcher Schönheit besitzen, und ich habe auf meinen Reisen in China nirgends ein Gebäude gefunden, das diesem zu vergleichen wäre.

Der ganze Bau, von dem wunderbaren Porzellan-Dache, welches das zweite Stockwerk überhöht, bis zu der Holz-Balustrade, welche die untersten Veranden umgiebt, ist im reinsten chinesischen Stil gehalten, mit herrlichen Holzschnitzereien, Bemalungen und Vergoldungen. Eben so reich ist die Einrichtung, die bis zu den goldenen und silbernen Tafel-Geräthschaften, Lampen und Gemälden das Schönste zeigt, was die chinesische Kunst und Industrie aufzuweisen haben.

In dem weiten Park verstreut, befinden sich die Wohnhäuser für die Königinnen und Harems-Damen, die zahlreichen königlichen Kinder und das Hofpersonal, dazu Pavillons für seltene Vögel, kleine Theater, Rutschbahnen, — eine Art Wurstelprater en miniature. Jenseits dieser Anlagen erhebt sich wieder der finstere Urwald, mit seinen ungeheuren, lianenumschlungenen Baumriesen, Rattan- und Bambus-Gestrüppen, dem Schlupfwinkel von Tigern, Krokodilen und Elephanten.

Schön, wie diese ganze Anlage sich uns auch zeigte, — in ihrem vollen Glanz kann man sie nur beurtheilen, wenn der König, und damit auch sein ganzer Harem und glänzender Hofstaat mit vielen Hunderten von Prinzen, Würdenträgern und Beamten, hier weilt. Allein kommt er niemals nach Bang-Pa-in oder irgend einem anderen seiner Sommersitze; nicht nur sein Hofstaat, die ganze Hofgesellschaft folgt ihm nach, und da selbst die weitläufigen Anlagen von Bang-Pa-in für die Tausende nicht hinreichend Unterkunft bieten, so fahren viele mit ihren schwimmenden Häusern den Menaam aufwärts und verankern sie an den Ufern zu Füßen des Königspalastes. Die königlichen Yachten und Ruderboote sind im Strom aufgefahren, dazu hunderte anderer, deren Besitzer sich im königlichen Glanze sonnen wollen, denn Königsgunst gilt in Siam alles.

Bei einer solchen Ansammlung von Glanz und Reichthum und Farbenpracht kann man sich auch nur eine schwache Vorstellung machen von den Festlichkeiten, welche zuweilen hier abgehalten werden. Der König liebt sie, und besonders in früheren Jahren benutzte er jede Gelegenheit, um Gartenfeste oder Tea parties zu veranstalten. Das glänzendste derselben fand vor einigen Jahren gelegentlich eines Jubiläums der Königs-Dynastie statt. Jeder der geladenen Gäste, — und es befanden sich darunter der ganze Hof, die Würdenträger, hohe Beamte und Militärs, das diplomatische Corps und die europäischen Großkaufleute, — mußten für dieses Nachtfest ein Lampion beistellen, das in Form oder Devise auf die Geschichte des Königshauses Bezug hatte. Ein Comité von Prinzen mußte die verschiedenen Lampions prüfen und den besten Preise zuerkennen. Theils weil man den hohen Werth der königlichen Preise kannte, theils wegen der thatsächlich großen Popularität des Königs bemühte sich alle Welt, das Schönste und Absonderlichste auszudenken. Als die Dunkelheit einbrach, bot der Park von Bang-Pa-in ein Bild, wie es wohl in Hinter- und Vorder-Indien noch niemals gesehen worden war. Nicht nur, daß jeder einzelne Baum und Strauch mit so viel farbigen Lampions behängt war, als er nur tragen konnte, auf den Rasen und Bassins, Canälen und Wegen erstrahlten noch andere Lampions der seltsamsten Art. Ganze Tempel, Pagoden, Häuser in natürlicher Größe waren aus farbigem Papier gebaut und erleuchtet worden, dazu Grotten mit leuchtenden Papierwänden und Papier-Stalaktiten, lebensgroße Elephanten, Drachen, Krokodile, Vasen, Statuen, Boote, mit einem Worte, alle erdenklichen Gegenstände waren in natürlicher Größe als Lampions nachgeahmt worden und leuchteten in den verschiedensten Farben durch die Dunkelheit.

Ein anderes Mal ließ der König seine Günstlinge und das diplomatische Corps zu einer Tea party laden. In Bang-Pa-in angekommen, fanden sie auf einer Rasenfläche große Zelte rings um einen mächtigen Baum aufgeschlagen, dessen Aeste und Zweige mit Hunderten von Packeten behängt waren, groß und klein, in hübsches Papier oder Seidenstoff gewickelt und mit Bändern umwunden. Nach dem Thee durfte jeder einzelne Gast ein Packet vom Baume lösen; da die Packete aber sämmtlich zu hoch hingen, um erfaßt zu werden, mußte jeder Gast, ob Prinz oder Minister, Herr oder Dame, einen Anlauf nehmen und so hoch wie möglich springen. Gelang es so, ein Packet zu erhaschen, so mußten die Herren vor den König treten und knieend die Umhüllung lösen. Der Inhalt war für die meisten sehr überraschend und häufig Anlaß zu unbändiger Heiterkeit. Ein Minister fand in seinem Packet eine Kinderpuppe, eine Dame einen Herrenhut, der Gesandte einer Großmacht die knoblauchartige Durianfrucht, in deren Innerem aber ein kostbarer Edelsteinring verborgen war. Jeder Anwesende wurde auf diese Weise beschenkt, und die meisten zogen befriedigt nach Hause, denn die Mehrzahl der Geschenke war in der That königlich.

Leider ist das siamesische Versailles in den letzten Jahren vom König gemieden worden. Er hat sich auf der Insel Kohsitschang im Golf von Siam ein neues Lustschloß gebaut, das augenblicklich von ihm bevorzugt wird, und das herrliche Bang-Pa-in geht möglicherweise demselben Verfall entgegen, wie das Lustschloß von Petschaburry oder der große Palast von Ratburi, eine Tagereise westlich von Bangkok, am Meklong gelegen. Wie für Bang-Pa-in, so mögen auch für Ratburi Millionen geopfert worden sein; der Palast ist aus Marmor erbaut, und um das Material zu befördern, wurde eine, mehrere Kilometer lange Eisenbahn vom Meklong-Fluß bis zu der Baustelle angelegt. Tausende arbeiteten an dem Schloß; die kostbarsten Mosaiken wurden zur Ausschmückung der Wände, die schönsten Möbel zur Einrichtung der zahlreichen Gemächer aus Europa bestellt. Eine Zeitlang schien der Palast dem König Freude zu machen, dann blieb der Monarch fort. Die Möbel und Kostbarkeiten verschwanden, das meiste, was nicht niet- und nagelfest war, wurde gestohlen, und der Palast dem Verfall überlassen, — man könnte darüber Thränen vergießen, denn in dieser feuchten, tropischen Natur geht alles doppelt rasch der Zerstörung entgegen. Der Park, die Gärten verwilderten zu einem dichten Dschungel, die Eisenbahn ist überwuchert und nur noch stellenweise erkennbar, und bald wird der Palast ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Feſt auf dem Eiſe. Nach dem Gemälde von J. Aureli. — Siehe Seite 192.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ähnlich trauriges Bild darbieten, wie jene der königlichen Ruinenstadt Ajutiah. Aber selbst wenn die Natur in diesen hinterindischen Tropen nicht mit so zerstörender Hand hausen würde, wären doch all die großartigen Bauten dieser buddhistischen Königreiche der Zerbröcklung geweiht, denn geradeso wie in den mohammedanischen Ländern wird daran nichts ausgebessert. Man baut neue Paläste, aber man erhält die alten nicht. Den Geistern der Vorfahren wird alle Verehrung gezollt, ihre Behausungen aber werden dem Verfall überlassen. Eine zerstörte Stadt wird nie wieder aufgebaut, sondern die Bevölkerung zieht an einen anderen Ort. So verschwand die im vorigen Jahrhundert von den Birmanen zerstörte alte Hauptstadt des siamesischen Reiches, und eine Tagereise südlich derselben gründete der Ahnherr der regierenden Dynastie die gegenwärtige Hauptstadt Bangkok.

Nachdruck verboten.

Baroneß Ilse.

Weihnachts-Novelle von Gerhard Walter.

(Schluß.)

Als Ilse und der Candidat das Eßzimmer durchschritten, saß Fräulein Effert bleich und abgespannt am Frühstückstisch. Die Baroneß eilte auf sie zu: „Aber mein lieber Schatz, wie schauen Sie denn aus! Das ist ja gar kein Weihnachtsgesicht! Nun machen Sie schnell, und dann helfen Sie uns bei den Bäumen!“

Frieda schüttelte den Kopf. „Ach bitte, lassen Sie mich! Ich kann mich vor Kopfschmerzen nicht lassen!“

Fräulein Ilse hob Frieda's blasses Gesicht und drehte es ins Licht. Lachend drohte sie ihr mit dem Finger. „Sie kleiner Narr, Sie!“ flüsterte sie ihr zu. Der Candidat stand am Fenster und sah hinaus. Er konnte sie nicht ansehen. Ihre Blicke mieden sich. „Kommen Sie, Herr Funke!“

Frieda saß allein und stützte den Kopf in die Hand. Er hatte sie gegrüßt wie eine Fremde. Und sie, sie hatte kaum das Haupt geneigt! Sie weinte still vor sich hin in ihr Tuch hinein.

Im Saal ging es sehr munter zu, und eigentlich auch sehr verständig. Die schöne, festliche Arbeit flog ihnen nur so von den Händen. Der Candidat stand auf der Trittleiter und schmückte den Gipfel der hohen Bäume; Fräulein Ilse reichte ihm hinauf, was er brauchte; dann und wann machte er wohl, kühn gemacht durch ihre Gunst, den Versuch, die feinen Fingerspitzen festzuhalten. „Was habe ich Ihnen gesagt?“ rief sie hinauf; „Sie sollen verständig und wohlerzogen sein, sonst hole ich Hülfe!“ Und das half.

Der letzte Baum war mit Lichtern besteckt. Er stieg die Leiter hinunter. Fräulein Ilse stand am Fenster und besah ein Buch. „Sehen Sie hier, Herr Candidat, — kennen Sie das?“ Er sah ihr über die Schulter. Ihr üppiges Blondhaar, das ihr Haupt wie eine Glorie umgab, streifte leise seine Stirn. Sie wandte das Gesicht. Ihre Augen waren dicht an den seinen. Er wußte kaum noch, was er that. So sahen sie einander eine kleine Weile an.

„Baroneß!“ flüsterte er ganz, ganz leise. Es war ein kritischer Moment.

„Sprechen Sie nur laut; wir haben nichts leise zu verhandeln!“ lachte sie. „Setzen Sie Sich dorthin; ich nehme hier den alten Ahnensessel. So!“ Sie warf sich in den tiefen Lederstuhl und schlug die Füße übereinander. „Nun können wir noch ein Weilchen rauchen! Nehmen Sie erst ein Stück Pfefferkuchen und einen Cognak, und geben Sie mir auch eine Kleinigkeit zu knabbern, ein Arbeiter ist seines Lohnes werth! Und nun erzählen Sie mir aus Ihrem Leben! Da wir einmal Hausgenossen sind, will ich auch wissen, wen ich vor mir habe. Daß Sie Vice-Feldwebel der Reserve sind, genügt mir nicht. Chargirte Theologen mögen ja immerhin eine Seltenheit sein; aber das wirft noch kein Licht auf Ihren inneren Menschen!“

Er sah sie entzückt an. Da wurde die Thür geöffnet, und Frieda erschien. Ihr weißes Gesicht schaute so sonderbar ernst und fragend drein. „Kann ich noch helfen?“

„Das ist schön, daß Sie kommen, jubelte Ilse! Nun wollen wir Sie 'mal in die Mache nehmen. Jetzt sollen Sie wieder Mensch werden! Mündchen auf! Hier Cognak, Geduld und Hafergrütz'! Entschuldigung giebt es nicht!“ Und wie ein Opferlamm saß Frieda zwischen den beiden lustig Aufgeregten und ließ matt lächelnd alles mit sich anstellen. Da schallte mit mächtigen Schlägen das Gong-Gong zum Frühstück durchs Haus.

Ilse sprang auf und reichte dem Candidaten die Hand. „Herzlichen Dank! Sie haben Ihre Sache gut gemacht! Und heute Abend wollen wir recht vergnügt sein! Nicht wahr, Friedachen? Sie auch? Erst wollen wir uns aber die Hände waschen nach der Zucker- und Tannenarbeit!“

Und Frieda nickte und lächelte wehmüthig. Der Candidat ging eigenthümlich angeregt neben ihr die Treppe hinauf. Das Herz that ihm mit einem Mal weh. Aber auf dem Gang blieb er stehen und reichte ihr die Hand: „Fröhliche Weihnacht, Frieda!“ sagte er leise. Sie legte ihre Hand hinein und sah ihn an. Es zuckte um ihren feinen Mund.

„Ja wohl, fröhliche Weihnacht!“ antwortete sie und wandte sich.

Ilse hatte ihnen nachdenklich nachgeschaut. —

Frieda sah heiterer aus bei Tisch. Der Candidat schaute ziemlich finster vor sich hin. Wohl hatte er noch seinen alten Platz, der jungen Herrin gegenüber, aber es war, als sei er plötzlich Luft für sie. Und das war dem in schneller Liebe Bethörten entsetzlich. Und als nach Tisch gar das Edelfräulein die Erzieherin bat, ihr beim Aufbauen der Bescherung für den großen Hausstand zu helfen, und er leer ausging bei der Einladung dazu, da ging er in tiefer Verstimmung auf sein Zimmer. Und während er mißmuthig und mit sich selbst und der Welt unzufrieden da saß und rauchte und sann und hinausschaute, wie draußen die Schneeflocken wieder anfingen zu tanzen und zu wirbeln und die hohe Cypresse, die aus dem Park an sein Fenster ragte, weiß zu schmücken, begaben sich unten im Weihnachtssaal seltsame Dinge.

Zunächst waren die Mädchen sehr eifrig bei der Sache und hantirten nach Herzenslust in der wundervollen Atmosphäre von Kuchenduft und Tannengeruch. Und daß letzterer so stark entströmte, das hatte seinen guten Grund. Außer den bis zur Decke reichenden Weihnachtsbäumen war der große Saal an den Wänden bis oben hin mit Tannenzweigen dicht besteckt und so zu einer gewaltigen Tannenbreite verwandelt. Am Abend mußte es eine große Pracht werden mit all' den Lichtern ringsum. Auf den Tafeln um die Wände her bauten nun die flinken Hände der jungen Mädchen auf. Da, als sie mitten in der Arbeit waren, rauschte es ein wenig in dem einen Baum; dann fiel etwas mit leichtem Aufschlag auf das Parkett des Fußbodens. Ilse lief hinzu und hob ein herunter gefallenes Lichtchen auf.

„Ach, da muß ich den Candidaten holen,“ rief sie; „wir hätten ihn überhaupt mit anstellen können; der faullenzt da, und wir müssen uns quälen; soll ich?“

Angstvoll blickte Frieda zu ihr auf.

„Bitte, bitte, nein!“ sprach sie in fast flehendem Ton.

Ilse sah ihr gerade in die Augen und sagte nichts. — Nach einer Weile eifrigen und stillen Schaffens waren sie fertig. „So,“ sagte Baroneß Ilse und setzte sich mit kühnem Schwung auf das breite Fensterbrett, schlug ein Knie über das andere und verschränkte die Arme. „So, es wird fast schon dunkel, nun kommen Sie her; wir plaudern noch ein wenig. Setzen Sie Sich auf den Hocker da; erst will ich mir eine Cigarette anstecken.“ — Frieda schaute auf sie, als das kurze Aufflammen das interessante Mädchengesicht schnell erhellte. „Wie ist sie schön!“ dachte sie wieder bekümmert.

„Nun sagen Sie mir 'mal, Friedachen,“ begann die Baroneß, „was haben Sie eigentlich gegen den Candidaten? Wenn er dabei ist, dann sind Sie die reine Karthäuser-Nonne, und eben wollten Sie ihn auch nicht holen lassen. Ich finde ihn sehr nett und hätte die größte Lust, mich in ihn auf Festdauer zu verlieben. Ist Ihnen noch nie so zu Muth gewesen? Seien Sie ehrlich, Kleine! Oder können Sie ihn nicht leiden?“

Frieda athmete tief und rang die Finger, außer Stande zu antworten. Sie hatte das Gesicht abgewandt.

„Keine Antwort? Nun, das ist auch immerhin eine!“ Sie sprang herunter und kniete neben Frieda hin. „Mein armes Kind, nun will ich Ihnen einmal etwas erzählen: Sie sind wahnsinnig in Ihren schönen Candidaten verliebt, und wir könnten uns nun ehrlich um ihn schlagen oder vertragen. Aber eines sollen Sie mir vorher sagen, Kleine. Haben Sie Sich von ihm küssen lassen? Und hat er Ihnen etwas versprochen?“

Frieda wollte aufspringen, aber die Arme des Edelfräuleins hielten sie fest.

„Nein, so entrinnen Sie mir nicht!“ lachte sie übermüthig. „Sehen Sie, ich bin ein tolles Ding und langweile mich hier meistens zum Sterben und sehe wirklich von meinem Standpunkt aus gar kein Unglück darin, mit einem liebenswürdigen Manne, der kein Dummkopf ist, einen kleinen Flirt zu machen; und Ihr Candidat gefällt mir ausnehmend. Ich habe ihn eben zwar etwas schlecht behandelt, damit er nicht übermüthig wird, denn er ist verwöhnt und eitel; — nun will ich aber von Ihnen wissen, wie Sie mit ihm stehen!“

Ein rother Strahl der untergehenden Sonne, der durch die Schneewolken gebrochen war, fiel durchs Fenster und gerade auf die Gesichter der beiden so verschiedenen Mädchen, auf den braunen Scheitel der ergeben leidenden Madonna und auf das krause, goldige Blondhaar des Weltkindes, das ihre Arme fest um Frieda geschlungen und die weiche, blühende Wange an die ihre gelegt hatte.

„Sie wollen mir nicht antworten? Nun, dann thue ich es. Also: er gehört Ihnen halb und halb, und Sie haben ihn rasend lieb! Sie haben das selbst noch nicht so gewußt, aber jetzt ist Ihnen das Licht aufgegangen, und mich hassen Sie zur Stunde. Aber nun hören Sie genau zu: Sie sollen ihn allein haben! Das verspreche ich Ihnen: So leichtherzig ich bin, Ihnen, Sie armes, liebes Kind, mache ich keine Concurrenz; so viel Gewissen habe ich auch noch. Heirathen kann ich ihn ja doch nicht; aber er soll Sie heirathen. Ich will es! Sind Sie nun zufrieden? Ich werde Ihnen beiden jetzt durch Seelengröße imponiren.“

Frieda lächelte unter Thränen und barg das Gesicht an der Schulter der Baroneß.

„Nicht wahr, es giebt doch noch edle Menschen,“ scherzte Ilse und strich ihr mit der Hand über Haar und Wangen, „und manchmal sogar da, wo man sie gar nicht vermuthet hat! Und nun seien Sie heute Abend nicht so schrecklich miserig, das lieben die jungen Herren am wenigsten. Behandeln Sie ihn so stolz und miserabel wie möglich; ich thu' es auch. Lassen Sie ihn nur gehörig zappeln! Allegro, dolce, presto! So, nun lachen Sie 'mal, Sie arme Schmerzensreiche: Sie glauben ja nicht, wie niedlich Sie dann sind, — die geborene reizende Pfarrersfrau! So, und nun kommen Sie! Ich habe noch viel zu thun!“

Und, den Arm um sie schlingend, tanzte sie mit der lächelnd Widerstrebenden um den Weihnachtsbaum herum.

Frieda rang sich los und hob bittend die Hände gegen Ilse: „Um Gotteswillen,“ flehte sie hastig athmend, „machen Sie mich nicht auf ewig unglücklich und sprechen Sie nicht mit ihm über mich, das wäre mein Tod! Ich kann ihn doch erst recht nicht heirathen! Es war ja schwere Sünde, daß ich mich von meinem Gefühl übermannen ließ und nicht stark war gegen ihn. Wohin soll das führen? Ich bin fast ebenso alt wie er —“

„Fürchterlich!“ fiel das Fräulein ein und schlug die Hände zusammen; „dann würden Sie ja sogar ihre silberne Hochzeit in demselben Jahre feiern!“

„Und, — und —“ fuhr Frieda stockend fort, — „und ich bin ja ganz arm. Und die Candidaten kommen jetzt so schwer an. Ich habe nicht einmal eine Aussteuer! Ein Mann wie er, der kann ja eine ganz andere Frau bekommen! Ich habe ja großes Unrecht gethan, für das ich nun büßen muß. Ich hatte ihn lieb, — ja, sehr; und es war ein halb unbewußter Trieb, daß ich auch einmal glücklich sein wollte, — die Versuchung dazu war so groß, so sinnbethörend, — er war so schrecklich gut gegen mich.“

„Ausgezeichnet!“ rief Ilse; „es wäre ja ewig schade, wenn Sie nicht Pastorsfrau würden; wenn der Gatte 'mal heiser ist, dann läßt er Sie predigen, statt daß der Küster liest! Und nun lassen Sie Ihr dummes, gewissenhaftes Köpfchen 'mal ganz aus dem Spiel und halten Sie ihn hübsch an der Leine, wenn er kommt!“

Und sie schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie auf den weichen Mund: „So, den können Sie ihm nachher wiedergeben; ich habe nichts dagegen!“ Und hinaus war sie. Als Frieda ihr bekümmert nachsah, hörte sie das Edelfräulein draußen hell wie eine Lerche singen. Aber plötzlich brach der Gesang ab.

Sie war dem Diener auf dem Flur begegnet.

„Ist der Herr Candidat ausgegangen? fragte sie.

„Nein, gnädiges Fräulein, er ist auf seinem Zimmer.“

„Ist Papa zurückgekommen?“

„Jawohl, Herr Kammerherr sind auf seinem Zimmer.“

„Sagen Sie dem Herrn Candidaten, ich wollte ihn im Gartenhaus sprechen. Gleich!“

Sagte es und ging auf die Thür des Herrn Papa zu. Verblüfft sah der langjährige Diener ihr nach, und kopfschüttelnd stieg er eine Treppe höher, um seine seltsame Botschaft auszurichten.

Dem Candidaten fiel die Cigarre aus der Hand, als er die Kunde vernahm, und er starrte noch immer auf die Thür, die sich schon lange hinter dem Diener wieder geschlossen hatte. Dann begann er hastig zu bürsten und sich aufs beste zu schmücken und ging dann beflügelten Schrittes durch den tiefen Schnee auf das einsame Gartenhäuschen zu, das zwischen grünen Tannen verborgen lag. Das Herz schlug ihm gewaltsam. Und das Gewissen dazu.

Aber er mußte ziemlich lange warten. Und warm war's gerade nicht in dem unheizbaren Häuschen. Es fing schon an energisch zu dunkeln, — da unterschied er endlich die Umrisse einer schlanken Frauengestalt, die eilig näher kam.

„Bei Gott! Sie kommt!“ flüsterte er, und er hörte, wie das Blut ihm vor den Schläfen pochte. Es kam wie ein leichter Schwindel über ihn. War's denn möglich? Und was sollte daraus werden?

Da wurde die Thür schnell geöffnet: in ihr stand Ilse, in ihren weißen Pelz gehüllt. Sie blieb auf der Schwelle stehen. Sie sah blühend und bethörend reizend aus.

„Nun,“ lachte sie ihn an, daß er ihre weißen Zähne blitzen sah, „Sie wissen wohl nicht recht, was das bedeuten soll. Ich mußte Sie halt 'mal unter vier Augen sprechen, und hier sind wir sicher, daß uns keiner belauscht. Aber vor allen Dingen bilden Sie Sich keine Schwachheiten ein! Sie haben mir heute Morgen unbedingten Gehorsam versprochen; Sie sagten: la mort sans phrase. An Ihrem Tode ist mir nun gar nichts gelegen; Sie sollen vielmehr möglichst glücklich und anständig leben.“

Sie hatte die Thür hinter sich zugezogen und stand ihm ziemlich nahe gegenüber.

„Wenn Sie im Examen nicht klüger ausgesehen haben als jetzt, dann wundert's mich, daß Sie durchgekommen sind!“ spottete sie. „Uebrigens verdammt kalt hier; also machen Sie nur keinen unnöthigen Aufenthalt und gehorchen Sie möglichst sans phrase. Zunächst befehle ich Ihnen jetzt, die absolute Wahrheit zu sagen; ein Mann, der lügt, ist in meinen Augen einfach ein Lump. Also: Haben Sie Verpflichtungen gegen Fräulein Effert?“

Wie vom Blitz geschlagen stand der Candidat da.

„Ja oder nein?“ fragte das Edelfräulein mit heller Stimme.

„Ja!“ kam es gepreßt aus dem immer tiefer werdenden Dunkel heraus; „das heißt —“

„Larifari!“ unterbrach sie ihn; „das giebt's nicht! Wollen Sie Ihre Verpflichtungen erfüllen? Ja oder nein?“

Eine Pause. Sie hörte, wie sein Athem hastig ging.

Sie trat ans Fenster und hielt ihre Uhr dicht an die Augen.

„Ich gebe Ihnen noch eine Minute, um als Mann von Ehre zu handeln, — fünfzehn, sechzehn, — sieb —“

„Ja!“ klang es hell und klar von drüben her.

„Schön! Nun geben Sie mir die Hand! Brav so! Hätten Sie „nein“ gesagt, dann hätte ich Sie noch heut' Abend nach der Bahn fahren lassen. Sind Sie zufrieden mit meinem Weihnachtsgeschenk? Erstens eine reizende Braut, die Sie gar nicht verdient haben, und zweitens habe ich Sie Ihrem bessern Ich zurückgegeben und Ihrem guten Gewissen. Ich nehme an, daß das auch seinen Werth hat; und dann verspreche ich Ihnen zur Belohnung, zu Ihrer Hochzeit Ihnen einen Servietten-Ring aus Perlen in Blau und Weiß zu sticken. So, und nun kommen Sie, sonst könnte Karl denken, ich hätte Sie wirklich hierher zum Rendez-vous bestellt. Als Gegenleistung für Ihr etwas erzwungenes Vertrauen will ich Ihnen ganz freiwillig unter dem Siegel männlicher Verschwiegenheit erzählen, daß mein Vetter, der Garde-Husar, morgen kommt, der sich ein unbeschreibliches Vergnügen daraus machen würde, Ihnen das Genick zu brechen, wenn Sie einen einzigen Blick auf mich würfen: la mort sans phrase! Offen gestanden, bin ich auch mehr für die Cavallerie, als für die Theologie. So, nun ist Ihnen warm geworden, nicht wahr? — Aber mich friert's. Vorwärts!“

Wie im Traum ging er neben dem Fräulein durch den Schnee. Es war fast finster. Sie blieb stehen, legte die Hand auf seinen Arm und zeigte auf ein erleuchtetes Fenster. „Da oben sitzt die arme Frieda und hat keine Ahnung, daß sie jetzt etatsmäßige Braut ist, und Sie werden ihr nie einen Ton davon sagen, was zwischen uns vorgegangen ist; geben Sie mir die Hand und Ihr Ehrenwort darauf! — So ist's schön!“ Und nun gehen wir spornstreichs da hinauf, und Sie verloben sich und melden mir, ehe wir zur Bescherung gehen: „Befehl ausgeführt!“ —

Er küßte die kleine, kalte Hand, die in seiner lag.

„Gott lohn' es Ihnen!“ sagte er leise; „ja, Sie haben mich mir selbst wiedergegeben. Aber verurtheilen Sie mich nicht zu sehr. Sie nicht, Sie herrliches Mädchen!“

„Fällt mir nicht ein!“ lachte sie, und zog langsam die Hand aus seiner; „‚ich kenne die Beurtheilung der Verhältnisse', wie Onkel Bräsig sagt. Allons!“

Kopfschüttelnd sah Karl die beiden aus dem Garten kommen und die Treppe hinaufsteigen; dann hörte er eine Thür auf- und zugehen und sah die Baroneß wie ein Reh die Treppe herunter- und hineinstürmen ins Zimmer des Kammerherrn.

„Da werde einer klug daraus!“ murrte er. — Die Uhr schlug eine Viertelstunde um die andere. Und drinnen, in Frieda's Zimmer, lag einer auf den Knien und hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt, und sie die Hände auf seinen Scheitel; so sah sie aus seligen Augen auf ihn nieder. Er hob das Haupt und blickte ihr in das liebe, verklärte Gesicht. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und neigte sich und küßte ihn.

„Nun geh', mein Weihnachtsbräutigam!“ bat sie mit leiser Stimme. Er stand groß und stattlich vor ihr und zog sie an sein Herz.

Stolz gehobenen Hauptes trat er hinaus, und mit festem, klingendem Schritt ging er auf sein Zimmer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Saal erglänzte im hellsten Weihnachtsschein. Die mächtigen Licht-Pyramiden der Bäume ergossen ihren Schimmer, und Büschel von Kerzen brannten in dem grünen Behang der Wände. Köstlicher, würziger Tannenduft erfüllte den großen, lichtdurchflutheten Raum. Das Jauchzen der Enkelkinder war die rechte Musik zu all' der leuchtenden Pracht; und daß ab und zu der Schneesturm draußen aufheulte, und gegen die Fenster wetterte, das gab keinen Mißklang in die große, friedliche Weihnachts-Symphonie. Sie hatten's hellstimmig miteinander gesungen, Knecht und Herr und Magd und Edelfräulein: „Vom Himmel hoch, da komm ich her", und Frieda hatte dazu gespielt auf dem Harmonium, aber es war nicht nur der Widerschein der Kerzen gewesen, der aus ihrem Auge gestrahlt als sie „aus Herzensgrund den süßen Ton" mitgesungen hatte. Nun war das Gesinde gegangen, und die Herrschaften waren unter sich. Ilse stand unter dem einen Baum und ließ ihre Blicke durch den Saal schweifen, und in ihren glänzenden Augen leuchtete es auf: sie hatten gesehen, wie dort die zwei beisammen standen und wie ihre Hände sich heimlich fanden. Da löste sich die Gestalt des Candidaten aus der Gruppe. Er kam auf das Fräulein zu, die abgesondert dastand und trat dicht vor sie hin, und sich tief, wie vor einer Fürstin verneigend, sprach er leise: „Befehl ausgeführt!" Und ganz Königin neigte sie ein wenig das schöne Haupt: „Das hätte ich Ihnen auch rathen wollen!" Ganz leise setzte sie hinzu: „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen! Frieda schaut hierher."

Nach einer Weile ging sie auf Frieda zu und nahm ihre Hand. „Nun, Kleine, darf ich wohl die erste sein, die Ihnen zu Ihrem Weihnachtsgeschenk Glück wünscht," sagte sie mit ihrem strahlenden Lächeln; er hat's mir anständiger Weise eben gesagt. Sie sind natürlich wieder verstockt und bösartig verschwiegen. Aber trotzdem habe ich hier noch eine kleine eigenhändige Handarbeit für Sie; vielleicht macht Ihnen die Kleinigkeit Freude."

Sie reichte ihr ein in Papier gewickeltes Päckchen. Frieda, die Glückberauschte, streckte ihr beide Hände hin. „Nun, machen Sie's nur erst auf! Es ist etwas Brauchbares zur Aussteuer!"

„Was ist denn das?" entfuhr es Frieda; sie entfaltete einen Folio-Bogen, und leise las sie, und immer größer wurden ihre Augen, und immer tiefer färbte sich das Roth ihrer Wangen! Und mit einem Male ließ sie das Papier fallen und flog Ilse in stürmischem Jubel um den Hals und rief jauchzend: „Das ist unerhört!"

Und da lag sie am Herzen der jungen Herrin und lachte und weinte vor seligem Glück.

Ilse hob ihr das glühende Gesicht mit der Hand: „Sehen Sie, Kleine, das geben Sie ihm nun als Ihre Mitgift. Nun sagen Sie noch, daß Sie zu arm sind! Es traf sich gerade so, daß es zu machen war."

Verwundert war der Candidat hinzugetreten und nahm das Blatt vom Boden auf. Er las: „Kraft des mir zustehenden Präsentations- und Vocations-Rechtes für die Pfarre zu Golleben ernenne und berufe ich Sie zum Pfarrer der dortigen Gemeinde zum ersten April kommenden Jahres. Das Einkommen beträgt rund neunhundert Thaler." So weit war es die Handschrift Ilse's. Der Kammerherr hatte unterschrieben und untersiegelt.

Der Candidat stand starr.

„Es liegt da hinten in der Altmark," sagte das Fräulein ruhig. „Der alte Herr hatte gerade seine Pensionirung beantragt. Ich gratulire zur Pfarre."

Er neigte sich tief ergriffen über die dargebotene Hand. Zwei warme Thränen fielen darauf. Ilse sah außergewöhnlich erregt aus.

„Morgen nach Tisch kann der Schlitten Sie zur Bahn fahren. Sie werden Sich sehnen, mit anderen Sich auszusprechen als nur mit uns. Nun gehen Sie zu Papa und bedanken Sie Sich. Meine Schwester hat auch für Sie gesprochen. Sie muß nun zu Ostern wechseln!" Sie sprach in gleichgültigem Ton, aber es lag ein eigenartiger Klang in ihrer Stimme, wie sie an ihm vorbei in das Licht des Tannenbaums blickte. —

„Es ist angerichtet," meldete der Diener mit lauter Stimme.

Frieda lehnte sich fest auf den Arm ihres Verlobten.

„Weißt Du, was das tobende Wetter mir draußen immer singt?" fragte sie, und ein Schein unsäglichen Glücks lag auf ihrem Gesicht, „ich höre nur immer: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Als letztes Paar schlossen sie sich dem Zuge der Familie zum Mahl an.

Es war großer Weihnachtsfrieden überall. Hinter ihnen her leuchtete hell der Weihnachtsglanz.

„Du bist mein, — deß sollst Du gewiß sein!" sagte er leise.

Baroneß Ilse ging vor ihnen am Arm eines Gastes. Sie hatte das Wort gehört. Sie wandte sich und nickte ihnen ernsthaft zu. —

Nachdruck verboten.

Der Schulranzen.

Von Dr. med. J. Atros.

Welch' ein stolzes Gefühl war das für uns Kinder, als uns an unserem sechsten Geburtstage die Eltern neben der Schiefertafel, dem Federkasten und der Butterbrodbüchse den Schulranzen auf den geschmückten Gabentisch legten! Etwas von einer Ahnung höherer Würde zog durch unser Gemüth, und liebkosend strichen wir mit der Hand über das rauhe Fell, in dessen Mitte aus rothem Leder ein zierliches Herzlein aufgenäht war. Dann wurde „gepackt". Vorschriftsmäßig hing der Tafelschwamm an seinem langen Bändchen an der rechten Seite außen herab; und fröhlich schlüpften wir in die Riemen und zogen ab, den Gespielen das neue Besitzthum zu zeigen, stolz wie der Germanenknabe auf sein erstes Schwert.

Der Schulranzen wurde schlapp und unansehnlich, aber wir blieben ihm treu, wenigstens eine Zeit lang, bis zur Quarta. Aber dann kam eine neue „Würde" über uns. Hätten wir selbst es nicht als unerträglich empfunden, so hätten uns die Kameraden darüber belehrt, daß es mit dem Ansehen eines wohlbestallten Tertianers, der mit Cicero auf dem „Du"-, und mit seinen Lehrern auf dem „Sie"-Fuße stand, durchaus unvereinbar sei, einen Tornister zu tragen, wie ein Klippschüler. Der alte, treue Ranzen ward verworfen, und die riemenlose Mappe trat an seine Stelle. Sie war sehr unbequem, um so mehr, als jede neue Schulstufe die Menge und das Gewicht der täglich mitzunehmenden Bücher vermehrte: aber sie wurde unter dem Arm getragen und das war „vornehmer". Weßhalb? Ja, du lieber Gott, warum hält der Chinese seinen Zopf für die einzig anständige Haartracht der Welt? Warum trugen die Frauen Reifröcke und die Männer Allonge-Perrücken? Warum hörten wir um dieselbe Zeit, blutenden Herzens fürwahr, auf, mit unseren Kameraden auf der Gasse Reifen und Kreisel zu spielen? Und warum mußten wir Bier trinken und Cigaretten rauchen?

Vanitas vanitatum! Sclaven der Tyrannin Mode waren wir eben, nichts mehr und nichts weniger, wir Kleinen ganz wie die Großen. Einen Sinn hatte der Unsinn natürlich nicht: denn man hielt uns Knirpse trotz der Tasche nicht für Studenten, trotz der Schnurrbarthaare, „auf jeder Seite drei", ebensowenig wie man unsere Schwestern mit ihren Hängezöpfen und halblangen Kleidern für „Conservatoristinnen" hielt, trotzdem sie ganz ebenso in den Fesseln der Tyrannin schmachteten und ihrer „Würde" zu Liebe ihre Schul-Utensilien in einer — Musikmappe schleppten. Aber es war eben „Stil"; und da niemand etwas dagegen einwendete, so blieb es eben bei der unter dem Arm getragenen Mappe.

Nun bin ich nicht nur sehr für Freiheit, sondern bin auch so durchaus von der Nutzlosigkeit jeder Opposition gegen Mode-Thorheiten überzeugt, daß ich keinen Athem verschwende, um sie zu bekämpfen — bei Erwachsenen! Was hat alles Predigen gegen den selbstmörderischen Unfug des Schnürens, gegen die rückenmarkverderblichen hohen Hacken genützt? Gar nichts!

Aber ich bin gar nicht dafür, Kindern die „Freiheit" zu lassen, sich gesundheitlich zu schädigen. Die ganze Erziehungskunst besteht darin, dem jungen Wesen alle Freiheit zu lassen, sich kräftig nach allen Seiten hin zu entfalten, „nach seiner Art"; und ihm gleichzeitig die Möglichkeit zu nehmen, sich Schaden zu holen, nach irgend einer Seite hin. Vor geistigen, gemüthlichen und körperlichen Gefahren haben wir unsere Kinder zu schützen durch Wachsamkeit und Lehre. Und darum sollen wir ihnen die Büchertasche fortnehmen und ihnen den Ranzen auf den Rücken schnallen. Denn die Tasche ist gefährlich!

Die mit Büchern bepackte Schultasche stellt eine im Verhältniß zum Eigengewicht des Schulkindes recht beträchtliche Last dar. Wird sie auf dem Rücken getragen, so ist das für den Körper mindestens nicht schädlich, meistens sogar, und für gesunde Kinder jedenfalls, dienlich! Denn die Rückenlast zwingt den ganzen Körper durch Vorwärtsneigung den Schwerpunkt wieder in die Unterstützungs-Ebene fallen zu lassen: das ist die elegante, zu Schritt und Sprung jeden Augenblick bereite Stellung des Herrenmenschen, der mehr auf den Ballen als den Absätzen steht, und dessen Körper selbst dann elastisch gespannt ist, wenn er ruht; es ist die Stellung, deren Ausbildung eines der vornehmsten Ziele des militärischen Drills, des Fechtmeisters und Turnlehrers darstellt. Und gleichzeitig zwingt die Rückenlast, den Kopf nach hinten, straff und stolz in's Genick zu werfen, und die Brust energisch nach vorn herauszuwölben: und der Druck des Tornisters, mit dem Zug der Schulterriemen zusammen, unterstützt die Ausathmung der Lungen, erzwingt ein tieferes Athmen, eine gründlichere Lüftung der Lungen, d. h. eine schnellere und kräftigere Sauerstoff-Versorgung des Blutes und der Gewebe, einen kräftigeren Stoffwechsel und damit ein proportionales Wachsthum des jugendlichen Körpers, nicht nur in die Länge, sondern auch in die Breite. Wer jemals unter dem vollgepackten „Affen" als Soldat oder unter dem leichteren Tornister des Turners und dem Rucksack des Alpensteigers Wochen lang marschirt ist, hat das alles am eigenen Leibe fröhlich erfahren.

Wie aber wirkt die Tasche, die unter einem Arme getragen wird? „Schaudervoll, höchst schaudervoll!" würde Hamlet klagen. Sie vermehrt das Gewicht auf einer Seite. Der Tragende würde umfallen, wenn er nicht den Schwerpunkt nach der anderen Seite hin verlegte. Das geschieht durch Krümmung der Wirbelsäule.

Dadurch wird die Lunge der einen Seite überdehnt, die der anderen zusammengepreßt, die eine Schulter gehoben, die andere gesenkt, das eine Bein im Beckengelenk höher, das andere tiefer getragen. Eine unfreie, gepreßte Haltung, ein häßlicher, stolpernder Gang ist das äußere Kennzeichen der fehlerhaften Vertheilung der Last. Aber es bleibt nicht dabei! Kinderknochen sind noch besonders weich und formbar, „plastisch". Läßt sich nach dem Gesetz der Knochen-Formation auch noch jeder erwachsene Skelettheil durch den Zug seiner eigenen Muskulatur fast beliebig, — natürlich in längeren Perioden — ummodeln, (darauf beruhen die ans Wunderbare grenzenden Erfolge der Heilgymnastik und Orthopädie), so ist das mit einem Kinderskelett vervielfacht der Fall. Das heißt, die einseitig beanspruchten Knochen wachsen stärker, als die lahm gelegten, und die zuerst nur durch die fehlerhafte Haltung zeitweilig erscheinenden Verkrümmungen werden zu dauernden Veränderungen des Skeletts. Ausbiegungen der Wirbelsäule, Hochstand einer Schulter, Ueberkraft der Muskulatur der einen, Schlaffheit der anderen Körperhälfte werden zu dauernden Mißbildungen des Körpers, namentlich wenn, was meistens der Fall, die Kinder sich daran gewöhnen, die Mappe stets unter demselben Arme zu tragen.

Gegen solche Schädigungen haben wir Eltern die Pflicht, mit aller Energie einzuschreiten; und die Lehrer sollten uns darin unterstützen! Wenn erst die Primaner mit dem Ranzen ins Gymnasium pilgern werden, dann wird er auch die Würde der Herren Tertianer nicht mehr verletzen. Heute, wo die vornehmen Lieutenants mit dem Tornister ins Manöver rücken, die Urbilder der Eleganz und Schneidigkeit!, wo Graubärte der führenden Volksschichten mit dem Rucksack in allen Gebirgen zu sehen sind, wird man es wohl auch bei unseren Herren Jungens und Fräulein Töchtern durchsetzen können, wenn man nur will! Richtiges Wollen fließt aus rechtem Erkennen, war der Wahlspruch des seligen Sokrates. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, in Eltern und Erziehern das richtige Erkennen zu vermehren.

Noch ein Wort zum Schlusse! Dem Reisenden in den Albanerbergen, in Andalusien und anderen südlichen Ländern drängt sich ein Gefühl der Bewunderung für die herrliche Haltung und die stolze Straffung des hoch getragenen Hauptes der Bevölkerung auf. Das kommt daher, weil das kluge Volk alle Lasten auf dem Kopfe trägt. Dadurch bekommen sie die wundervolle Haltung althellenischer Karyatiden. Auch das ist eine Art gleichmäßiger Belastung des Körpers. Aber alle Einseitigkeit ist vom Uebel! Darum: fort mit der Büchertasche, es lebe der alte Schulranzen! —

Nachdruck verboten.

Heinrich Heine.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Von Fritz Döring.

Siehe das Portrait Seite 192.

Er hat es nicht verstanden, in seinem Leben stolz und groß zu sein. Aber er verstand es, stolz und groß zu sterben. Er hat viel Erbärmlichkeiten begangen, aber er hat so bitter dafür leiden müssen. „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme", hatte er in altbiblischem Pathos hinausgerufen, — und anders, als er es gedacht, hat sich das Wort erfüllt. Gegen das Schwert setzen sich noch heut' die Schwerter. Sein Name ist fast ein Kampfruf geworden. Immer neue Heerscharen sammeln sich für ihn, immer neue wider ihn. Jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt wird den gleichen Kampf sehen, so lange sein Name lebt. Ueber Wolfgang Goethe sind die Akten geschlossen. Immer größer ist er geworden, je weiter wir von seiner Zeit abkommen, so etwa, wie ein gewaltiger Dom, der aus der Ferne mächtig herüberwinkt und in der Nähe verstellt ist von hundert kleinen, winkeligen Straßen. Niemand ist, der Goethe nicht mit Ehrfurcht nahte. Diese Ehrfurcht haben wir vor Heine nicht, so sehr wir ihn bewundern, so viel wir von ihm lieben. Er hatte selbst zu wenig Ehrfurcht; er hat mit unehrlichen Waffen gekämpft gegen Todte, die nicht mehr reden konnten, — mit unehrlichen Waffen kämpft man heute oft gegen ihn. Und der Kampf wird nicht aufhören, weil seine Freunde recht haben und seine Feinde: seine Freunde, denn er war ein großer Dichter, der Unsterbliches vor uns ausschüttete; seine Feinde, denn es ist in seinem Charakter und also auch in seiner Dichtung ein Zug, der undeutsch, häßlich, ja erbärmlich ist. Und es ist nur ein Zeichen für das gesunde, sittliche Fühlen und damit für die historische Größe unseres Volkes, daß es diesen Zug nicht überwinden kann, daß es sich immer von neuem dagegen empört.

Es giebt viele Dichter, für deren Erkenntniß und Beurtheilung es wichtiger ist zu wissen, wo sie gestorben sind, als wo sie geboren wurden. Die beiden Antipoden Platen und Heine gehören dazu. Der vornehme, für die antike und klassische Formenschönheit begeisterte Graf mußte in Italien, der unruhige, moderne, elegante Dichter-Journalist in Paris sterben. Denn in Paris, wo man am radicalsten mit der Vergangenheit gebrochen hatte, mußte dem modernen Juden, der alles von der Zukunft erwartete, am wohlsten sein.

Die Stärke dieses jüdischen Elementes in Heine ist viel größer, als man zunächst glaubt. Das Judenthum, hatte er einmal gewitzelt, ist überhaupt keine Religion, sondern ein Unglück. Von der Religion kam er los, von dem Unglück nicht. Oder man möchte fast sagen: daß er seine Religion verließ, war sein Unglück. Als er es that, schämte er sich bis in sein tiefstes Herz. Gewonnen hat er nichts durch seinen Uebertritt, weder im Leben, noch im Tode, — aber sehr viel verloren. Denn es war ein Abfall nicht nur von der Väter Glauben, sondern es war ein Abfall von sich selbst, weil er log, weil er das Christenthum, zu dem er übertrat, haßte, weil er es nur als „Entrée-Billet zur europäischen Kultur" benutzen wollte. Und als dann die schweren Jahre kamen, wo er siech, elend, abgemagert in seiner sprichwörtlich gewordenen „Matratzengruft" lag, da kam der alte Glaube seiner Väter wieder, eine Sehnsucht nach der Jugend, nach den frommen, heiligen Festen, und machte ihm das Herz schwer.

In einer jüdischen Familie zu Düsseldorf wuchs Harry Heine (erst nach seinem Uebertritt nannte er sich Heinrich) heran. Er ist am 13. December 1797 geboren, nach anderen erst 1799. Sein Vater, Samson, war ein braver Mann, ohne irgendwelche Bedeutung, dabei äußerst, fast kindlich eitel. So ließ er die Gedichte von Goethe mit dem Namen „Ernst Schulze" umkleben, damit er mit gutem Gewissen die Verse seines Sohnes für bedeutender halten konnte! Von ihm hatte Heinrich Heine die noblen Passionen. Die Mutter wirkte, wie alle Dichtermütter, stärker auf den Knaben ein. Sie war fein gebildet, vernünftig, gesund empfindend, und man kann über viele Schattenseiten Heine's hinwegkommen, wenn man sich erinnert, mit wie viel liebevoller, rührender Sorgfalt er bis an sein Ende an der alten Frau hing, wie keine Nachricht von seiner Krankheit zu ihr dringen durfte, wie er ihr nur sein Bestes und Reinstes zeigte.

Der kleine Harry war ein guter Schüler, nur schon als zehnjähriges Bürschchen sehr nervös. Lautes Singen vertrug er nicht. Musik hat er sein Leben lang nicht gemocht und nichts davon verstanden. Dabei ist er vielleicht derjenige deutsche Dichter, der die am meisten musikalische Sprache besitzt. Auch das Tanzen war ihm verhaßt; seinen Tanzlehrer warf er zum Fenster hinaus. Von den Ereignissen und Erfahrungen der frühesten Jugend sind zwei unverwischbar geblieben. Zunächst der Besuch der Rintelsohn'schen Schule. Hier wurde der Grund gelegt zu seiner genauen Bibelkenntniß. Die Bibel blieb für ihn immer das größte der Bücher und wirkte mächtig auf ihn ein, — aber noch mehr Napoleon, den er in scheuer Bewunderung sehen durfte. Es ist eine Thorheit, diese Napoleon-Schwärmerei Heine's als Ausfluß einer undeutschen Gesinnung zu behandeln. In der Kleinlichkeit der Zeit ragte dieser Riese empor wie ein Held verklungener Zeiten. Vor dem Genie beugte sich Heine, wie Goethe sich vor ihm beugte. Und man spürt selbst den Schauer, wenn man Heine's Schilderung liest, wie der Kaiser, hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperator-Gesichte, seine Garden vorbeidefiliren läßt, die schauerlich ergeben und todesstolz zu ihm aufschauen. Diese Schwärmerei hinderte Heine auch nicht, sich im Befreiungskrieg gleich anderen Schülern der Oberklassen als Freiwilliger anzubieten. Und man muß weiter bedenken, daß Napoleon den Juden die vollste bürgerliche Gleichberechtigung verlieh und deshalb jubelnd von ihnen allen empfangen wurde.

Es ist nicht nöthig, von nun an alle einzelnen Phasen des Heine'schen Lebens genauer zu durchwandern. Das Meiste ist zur Genüge bekannt: wie der junge Dichter so gern mit der schönen Scharfrichters-Tochter Josepha plaudert, deren Mutter ihm schauerliche Todtenlieder vorsingt; wie er Spinoza liest und daneben seine Lieblingsbücher, den Don Quixote und Gulliver's Reisen; wie er dann in Frankfurt Kaufmann werden soll und kein Talent dazu hat, — bis er schließlich in die Stadt kommt, die für seine Entwicklung so wichtig wurde: Hamburg. Hamburg, wo sein reicher Onkel wohnte, dem er so viel Aerger, wo

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seine schöne Cousine Amalie wohnte, die ihm so viel Schmerzen machte. Mit diesen Schmerzen hat er sein Buch der Lieder gefüllt; mit den Thränen begoß er seine poetischen Nelkenbeete. Daß es mit dem Geschäft ebenso schlecht ging, wie mit der Cousinen-Liebe, daß der Onkel immer von neuem Geld geben mußte, daß Heine endlich die Universität beziehen durfte und sich schließlich den juristischen Doctor erwarb, um sich sofort, in der Hoffnung auf eine Anstellung, taufen zu lassen, — das ist alles bekannt genug. Nur darf man nicht vergessen, den Onkel Heine's ins hellste Licht zu setzen. Jeder andere hätte den gar zu sehr von sich eingenommenen Dichter nach all den vergeblichen Unterstützungen einfach sitzen lassen. Salomon Heine half immer von neuem. Und dabei wirthschaftete der Poet mit dem Gelde des Onkels entsetzlich. Machte dieser ihm Vorwürfe, so konnte es passiren, daß der Neffe ihm erklärte: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst". Und da sollte der brave Mann nicht empört sein. Nach mannigfachen Irrfahrten warf den jungen Dichter dann die Juli-Revolution in andere Bahnen. Er ging nach Paris. Seine Bücher wurden verboten, machten trotzdem aber ein außerordentliches Aufsehen. Zwölf Jahre bezog er ein Gehalt von der französischen Regierung. Dann warf ihn ein schweres Rückenmarks-Leiden auf's Krankenbett. Jahre um Jahre lag er in seiner „Matratzengruft". Schon 1848, als er seinen letzten Besuch machte, mußte er sich von seinem Diener die Treppen emportragen lassen. Und 1856 erst starb er. Unsagbares hat er gelitten. Für 500 Francs Morphium hat er jährlich verbraucht. Schließlich wollte auch das nichts helfen. Und doch blieb sein Geist frisch, und doch lachte er, spottete er. „Ein armer, todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch, das bin ich jetzt", sagte er selber. Und auf die Frage eines Freundes nach der Wandlung, die er durchgemacht, gab er die Antwort: „Ich bin nicht zum Judenthum zurückgekehrt, denn ich habe es niemals verlassen". Seine Pflegerin in diesen Jahren der Noth war seine Frau, eine dicke, muntere, etwas alberne Person, die gern lachte und sich noch dümmer machte als sie war, um für naiv zu gelten. Und in der letzten Zeit stand an seinem Sterbebette noch ein anderes Wesen, jung, schön, abenteuerlich, die „Mouche". Er nannte sie so, denn sie führte eine Fliege im Petschaft. Schauerliche Gedichte, Liebkosungen eines Halbtodten sind an dieses merkwürdige Geschöpf gerichtet. Im Jahre 1856 ging es schnell zu Ende. Sein Körper war wie der eines zehnjährigen Kindes, seine Füße leblos und so verdreht, daß die Hacken vorn waren, wo der Spann hätte sein sollen, — ein schauerlicher Anblick. Und da, kurz vor seinem Ende, machte er noch einem besorgten Freunde gegenüber den Witz: „Dieu me pardonnera, c'est son métier". Seine letzten Worten waren: „Schreiben, — Papier, — Bleistift"... Am Morgen des 17. Februars 1856, um dreiviertel Fünf, entschlief er. Er soll im Tod eine marmorne Ruhe gehabt haben. Sein Gesicht war wie das einer Statue. Mignet, Gautier, Alexander Dumas folgten mit etwa hundert Personen dem Leichenzug. Auf dem Montmartre liegt die Sandsteinplatte, auf der Henri Heine steht.

Wenn man es recht betrachtet: ein großes Leben ist das gewiß nicht, im Gegentheil: ein Literaten-Dasein mit aller Kleinlichkeit, in dem Geldsorgen, Parteigezänk, ewige literarische Reibereien die Hauptrollen spielen. Es fehlt zweierlei in diesem Leben: die große Idee und die große Liebe. Die große Idee, — denn was war sie bei Heine? Die Liebe zur Dichtkunst? O, er hat die Poesie und sein Talent oft entwürdigt. Die Liebe zur Freiheit? Ach, er hat sie nur geliebt, wenn sie schön war und nicht lächerlich, wenn sie seine Bequemlichkeit nicht störte, und er schöne Verse darüber machen konnte! Es fehlt seinem Charakter, was wir mit dem herrlichen deutschen Worte „die Stäte" bezeichnen. Wenn er schlecht wurde, wurde er schlecht aus Leichtsinn, Genußsucht, aus Mangel an sittlicher Kraft. Viel lag an der Zeit, mehr an ihm selber. Er trug die Widersprüche, die unvereinbarsten, mit sich herum. Er war modern-demokratisch und mußte es sein als Jude, — er war Aristokrat und geborener Feind der Masse als Genie, als Dichter. Er liebte Deutschland, wenn er als Dichter träumte; und er haßte Deutschland und liebte Frankreich, wenn die moderne Seele in ihm die Oberhand gewann. Er haßte das Christenthum, nicht so als Jude, denn als „Hellene", wie er es nannte, und nahm es doch an. Er bejubelte die Revolution und bejubelte Napoleon, — alles durcheinander, alles ehrlich, wie gerade sein Temperament war, seine Stimmung. Börne hat nicht unrecht, wenn er behauptet, Heine hätte die heilige Würde des Absolutismus gepriesen, weil er wohl an jenem Tage einen deutschen Liberalen hätte Sauerkraut mit Bratwurst essen sehen und er athemreines Mundes bleiben möchte. In solchem Falle hatte Heine nicht die Kraft, seine Witze zu unterdrücken. Die Freiheit sollte in Flammen kommen, wie ein Sturm von den Bergen, — er hätte sie angebetet, aber er lachte sie aus, wenn dem begeisterten, schwarzrothgold-bebänderten Studenten hinten die Tabakspfeife hervorguckte. Die sittliche Energie fehlte ihm, — deshalb schwankt sein Bild, zeigt jenem ein Gottantlitz und diesem ein Faungesicht, zeigt beides zu gleicher Zeit, und die Grimasse läßt uns die Erhabenheit vergessen.

Ich sagte ferner: es fehlte ihm die Liebe. Wohl war da die Neigung zu seiner Cousine. Eine ernste, große Neigung, aber er hat sie poetisch zu sehr „ausgeschlachtet", als daß sie sein Herz ganz hätte durchglühen können. Er hat von dieser einen Herzens-Erfahrung Jahrzehnte gezehrt, aus der echten ward eine reine Phantasie-Liebe, eine Liebe für Gedichte. Deshalb dieses Leere, Geistlose, Unwahre in Heine's Liebesauffassung. Er selbst glaubte nicht recht, — wie sollen wir ihm glauben? Und als dann ein Strahl Frauenhuld auf ihn fiel, da war er schon der Todtkranke, der Krüppel, und es entstanden die ewig merkwürdigen und bedeutenden und ewig kranken und unheimlichen Lieder von der Marterblume, die mit dem Todten kost. Seine erste Liebe war eine Traum- und Phantasie-Blume, seine letzte eine Passions-Blume. Was dazwischen lag, war überhaupt nicht blumenhaft.

Aber sein hundertster Geburtstag ist ein schlechter Tag zum Richten. Es ist besser, wir denken daran, was wir ihm verdanken. Und das ist doch so unendlich viel. Wir können seine Dramen vergessen und seine Schmähschriften gegen Börne und Platen; wir können seine großen Satiren vergessen und seine witzfunkelnden Briefe, vergessen können wir seine koketten Sprünge und Grimassen. Es wird jedem Deutschen das Blut in den Kopf steigen, wenn er an den „Sold" denkt, den Heine von Frankreich bezog, wenn er an die wüste Verunglimpfung Preußens denkt, — aber hört unsere Kinder singen! Die Loreley singen sie, und das müßt' ein schlechter Deutscher sein, dem dieses Lied mit zärtlicher Gewalt nicht ans Herz greift, daß er so voller Sehnsucht ist nach seiner Jugend und den deutschen Fliedernächten im Vollmond. — Ich glaube, Heinrich Heine wird erst dann ganz unser sein, unbekämpft und ungehaßt, wenn wir ihn selbst einmal ganz vergessen haben über der Loreley.

Heinrich Heine. Nach dem Gemälde von Julius Giere. — Siehe Seite 191.

Nachdruck verboten.

Ein Fest auf dem Eise.

Nach dem Gemälde von J. Aureli — (Siehe Seite 189.)

Wohl bei keiner anderen Sport-Ausübung sieht man so fröhliche Gesichter wie beim Schlittschuhlauf. Das hat seinen Grund darin, daß der Eislauf eine der gesundesten Körperübungen ist, keine Plage, sondern ein Genuß. Alle Kräfte werden zwar energisch angespannt, aber man empfindet die Anstrengung kaum, so lange sie dauert. Hat man den Schlittschuh unter den Füßen und gleitet über die glänzende Eisfläche leichtbeschwingt dahin, dann braucht man kaum des Vogels Flug zu beneiden. Man fühlt sich gewissermaßen losgelöst von der Scholle, und dieses Bewußtsein verleiht dem Geiste Schwung und Fröhlichkeit. Hierbei ist es gleichgültig, ob man auf großen Seen weite Strecken zurücklegt, oder auf künstlicher Eisbahn sich dem Kunstlaufe hingiebt.

Der Kunstlauf ist erst neueren Datums, er entwickelte sich mit der Vervollkommnung des Schlittschuhs und ist heute so weit gediehen, daß fast jeder Schlittschuhläufer auch zugleich in größerem oder geringerem Maße Kunstläufer ist. Früher sah's freilich um den Schlittschuhlauf anders aus. Man hat lange Zeit nicht gewußt, in welches Zeitalter man die Entstehung des Schlittschuhs verlegen sollte, und nahm an, daß der Eislauf zuerst in Skandinavien und Holland geübt worden und der Schlittschuh erst das Product des Zeitalters des Eisens sei, da dieses das Material zum Schlittschuh lieferte. Aber man hat sich getäuscht! Im Anfange der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts fand man in Pfahlbauten der reinen Steinperiode Geräthschaften aus Pferdeknochen, die so zugeschliffen und an beiden Enden derart durchlöchert sind, daß die Pfahlbauern sie an ihre Leder-Sandalen schnüren und sich ihrer offenbar als Eisschuhe bedienen konnten. Diese höchst primitiven Geräthe waren selbstverständlich nicht dazu angethan, so benutzt zu werden, wie unsere Eisen-Schlittschuhe, denn die Kante der Knochen-Schlittschuhe greift zu wenig in das Eis ein, um ein selbständiges Laufen zu gestatten. Die Pfahlbauern mußten sich also solcher zugespitzter Stücke bedient haben, wie z. B. heute noch die Bauern am Bodensee sie benutzen, wenn sie auf den Kufen ihrer Schlitten stehend, sich mit langen Eisstöcken fortstoßen und mit großer Schnelligkeit über die Eisfläche dahinsausen. Daß man mit dieser Annahme das Richtige getroffen hat, wurde neuerdings durch eine Stelle aus einer alten Beschreibung der Stadt London bewiesen. Es heißt dort, daß die Jugend noch im siebzehnten Jahrhundert oft auf den unter den Wällen der City von London liegenden zugefrorenen Mooren zu spielen pflegte. „Einige nehmen einen Anlauf und schleifen auf dem Eise," sagt der Chronist, „andere binden Knochen unter die Füße und gleiten, indem sie sich mit einem gespitzten Stab stoßen, so schnell über das Eis, wie der Vogel durch die Luft." —

Welch großer Unterschied ist zwischen damals und heute! Damals war man bestrebt, weite Strecken, oft mit schweren Lasten auf dem Rücken, in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen, die Beschaffenheit des Schlittschuhes aber setzte Schranken. Heute, wo der Schlittschuh eine große Schnelligkeit gestattet, ist der Eislauf in der Hauptsache zum Sport geworden, und man legt den Schwerpunkt auf Kunstfertigkeit und Eleganz. Wie anders sieht daher heute ein Eisfest aus, bei denen Damen und Herren auf zierlichen Schlittschuhen bald einzeln, bald paarweise auf der glatten Bahn sylphidenartig einherschnellen. Tänze werden nach dem Klange der Musik aufgeführt, und zwar begnügt man sich nicht mit dem einfachen Walzer, sondern tanzt Quadrille, Lancier, Galoppade, Mazurka u. s. w. Der Höhepunkt aber wird erreicht, wenn ein Kostümfest bei elektrischer Beleuchtung arrangirt ist. Theilnehmer der weltberühmten Petersburger Eisfeste z. B. können nicht genug erzählen von dem feenhaften Anblick, den diese Feste gewähren. Tausende von Schlittschuhläufern in der Tracht aller Nationen, in Fantasie-Kostümen und humoristischen Masken tummeln sich auf dem Eise umher, humoristische Aufführungen wechseln ab mit Tänzen, an denen hunderte von Paaren theilnehmen, und wenn dann die gesamten Schlittschuhläufer, farbige Lämpchen an Mütze und Gürtel, in raschem Laufe um den aus Eisblöcken erbauten und glänzend erleuchteten Eispalast dahinschwirren, dann möchte man an ein Märchen aus Tausend und eine Nacht glauben. Es bedarf aber nicht einmal solcher Feste, das Auge des Beschauers ergötzt sich jederzeit an den schönen Bewegungen der Laufenden, zugleich aber freut man sich, daß dieser gesunde Sport jetzt so viele Anhänger gewonnen hat und daß selbst die Behörden damit beginnen, den Schülern Gelegenheit zu verschaffen, sich auf dem Eise herumtummeln zu können und Fröhlichkeit und Gesundheit mit nach Hause zu bringen.

Redactions-Post.

Hausfrau in Basel. — Der eigenthümliche Geruch des Juchtenleders rührt vom Birkentheer her, mit dem man das Leder von der Fleischseite aus getränkt hat.

Amalie P. in Flensburg. — Die Deutung des Vergißmeinnicht als Sinnbild der Erinnerung, der Freundschaft und Liebe ist verhältnißmäßig neueren Ursprungs dichterischer Phantasie. Die Symbolik des Vergißmeinnicht als Erinnerungsblume stammt aus alter Zeit. Sie gehört zu den in den altdeutschen Sagen vorkommenden Wunderblumen, welche dem, der sie findet und auf seinen Hut steckt, den Eingang zu den in den Bergen verschlossenen Schätzen öffnen. Steckt nun Einer das Vergißmeinnicht auf seinen Hut, so hat er dadurch freien Zutritt zu diesen Schätzen, er darf aber, daselbst angekommen, seinen Hut nicht ablegen, weil sonst alles für ihn verloren ist. Thut er es aber doch, so erschallt eine Stimme „Vergiß das Beste nicht", diese Stimme kommt von der Blume selbst, die daran mahnt, daß mit ihrem Verlust auch ihre Wunderkraft verloren geht. — Sehr sinnig ist Baumbach's Märchen von dem Wasser des Vergessens (Sommermärchen), wir empfehlen es Ihnen zur Lectüre.

Frau v. St. in Königsberg. — Das beste Ylang-Ylang-Oel wird von deutschen Apothekern geliefert, die sich auf den südasiatischen Inseln niedergelassen haben. Der Baum, dessen Blüthen das duftende Oel liefert, heißt Cananga adorata. De: Duft ist indessen kein Geschenk der Natur, sondern ein Werk des menschlichen Fleißes, denn die wilden Cananga-Bäume treiben im Urwalde fast geruchlose Blüthen; erst aus den Kulturpflanzen gelang es, das ätherische Oel herzustellen. Die Arbeit ist mühselig, denn aus 5 kg Blüthen erhält man etwa 25 g Oel, aber immerhin nicht so umständlich wie die Herstellung des Rosenöls, da man 50 bis 100 kg Rosenblätter gebraucht, um 25 g Rosenöl zu erhalten. Ylang-Ylang eignet sich vor allem zur Herstellung gemischter Taschentuch-Parfüme. Es steht sehr hoch im Preise, der um 500 bis 600 Mark für das Kilo schwankt. Nach Europa werden jährlich im Durchschnitt gegen 1500 kg Ylang-Ylang-Essenz eingeführt. Das ist nur einer der berühmten Düfte des Orients! Sie sehen, daß wir jährlich Millionen für Wohlgerüche ausgeben.

Backfisch in Jena. — Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel, Sie haben ein prächtiges Zeichentalent, welches nur noch ausgebildet werden muß.!

Gertrud M. in Bamberg. — Wir können Ihnen nichts Genaueres sagen, wenn wir nicht wissen, welchem Ziele Sie zustreben. Was für das Haus ausreicht, genügt noch lange nicht für die Oeffentlichkeit. Schreiben Sie uns bitte ausführlicher.

Helene S. in Altona. Leider nicht geeignet.

Treue Abonnentin in Meißen. — Ihr Wunsch wird erfüllt werden, schon im ersten Hefte des neuen Jahrganges beginnt ein sehr spannender Roman „die Thalkönigin" von Hermine Billinger. Ihr liebenswürdiger Brief hat uns viele Freude gemacht, wir haben ihn unserer Mitarbeiterin eingeschickt. Besten Gruß.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein, für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien. 1. Januar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Bianca Panteo.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph, Berlin.

Die künstlerische Laufbahn der meisten musikalischen Wunderkinder schließt mit dem Augenblick ab, in dem sie die Kinderkleider abzulegen gezwungen sind. Die meisten kommen über eine gewisse Stufe der künstlerischen Entwickelung nicht hinaus, die Bewunderung nur so lange abnöthigt, wie sie mit den Jahren in Widerspruch zu stehen scheint, — der Ruhm der Wunderkinder basirt mehr auf ihrer Frühreife, als auf der Größe und Entwickelungs-Fähigkeit ihres Talents. Auch Bianca Panteo verdankt ihre ersten Triumphe ebenso sehr ihrem jugendlichen Alter wie ihrem Talent. Als sie vor fünf oder sechs Jahren zuerst in den Konzertsälen von Wien, Berlin und Paris erschien, war sie noch ein Kind; der enthusiastische Beifall, den das Publicum ihr spendete, galt nicht nur ihrem Geigenspiel, sondern auch ihrem kindlich-unbefangenen Auftreten. Aber schon damals schrieb Eduard Hanslick über sie, ihr unter den Wunderkindern einen besonderen Platz anweisend: „Die kleine Italienerin ist in der That ein großes Talent. Man braucht nicht einmal ihre zwölf Jahre in Rechnung zu ziehen, um an ihren echt künstlerischen Leistungen Freude zu haben. Der auffallend große Ton, den sie ihrer kostbaren Geige entlockt, die unverkünstelte musikalische Empfindung und die Sicherheit, womit sie große schwierige Compositionen, wie Tartini's G-moll-Sonate, auswendig spielt, sind bewunderungswürdig. Man kann der jungen Künstlerin getrost eine bedeutende Zukunft vorhersagen." Hanslick's Prophezeiung hat sich erfüllt: Bianca Panteo ist eine Künstlerin geworden, die den Geleitbrief der Jugend nicht mehr nöthig hat, um zu den ersten ihres Faches gezählt zu werden. Die Größe und Kraft ihres Tones wird von keiner Violin-Spielerin der Gegenwart erreicht, Verständniß und Ausdrucksfähigkeit sind mit den Jahren gewachsen, ihre Technik schreckt heute vor keiner Schwierigkeit mehr zurück. Gleich geblieben ist sich die Künstlerin, trotzdem sie auf ihren Konzertreisen durch Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Holland und Italien alle Lorbeeren des Virtuosenthums auf sich niederregnen sah, nur in der Anspruchslosigkeit und Schlichtheit ihres Wesens. Bianca Panteo ist in Brescia geboren. In der Stille und Zurückgezogenheit eines bescheidenen Landsitzes bei Brescia lebt sie mit ihrer Mutter, wenn nicht ihre Kunst sie hinausruft in das Treiben der großen Welt. O. P.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Vor kurzem starb hier, 71 Jahre alt, die bekannte Schriftstellerin Clementine Helm, die auf dem Gebiete der Mädchen-Literatur eine rege Thätigkeit entfaltet, und sich durch ihre anmuthigen wie lehrreichen Erzählungen Verehrer und Freunde bei Groß und Klein erworben hat. Unter all ihren Werken fand wohl „Backfischchens Leiden und Freuden" die weiteste Verbreitung. Noch kurz vor ihrem Ende vollendete die Schriftstellerin eine Erzählung für junge Mädchen, die unter dem Titel „Unser Sonnenschein" erschienen ist. Frau Clementine geb. Helm hat ihren Gatten, den bekannten Geologen, Geh. Bergrath Beyrich, mit dem sie seit 1848 verheirathet war, nur um wenige Monate überlebt.

— Das Gesuch um Zulassung zu den Vorlesungen an hiesiger Universität ist einer jungen Dame, die Medicin studiren wollte, unter der Begründung abgeschlagen worden, daß der betreffende Lehrer der Anatomie zwar principiell kein Gegner des Frauenstudiums sei, daß er die Theilnahme von Damen an den anatomischen Sezir-Uebungen jedoch nur in gesonderten Räumen gestatten würde. Letztere ständen leider nicht zur Verfügung. — Zu den Hospitanten der philosophischen Facultät zählt auch Fräulein Helene Stöcker; die Dame gedenkt nach dreijährigem Studium zu promoviren.

— In dem amtlichen Berichte der Reichspost-Verwaltung wird den während der letzten fünf Jahre im Postdienst beschäftigten Frauen das folgende, durchaus günstige Zeugniß ausgestellt: Die im Jahre 1889 versuchsweise eingeführte Verwendung weiblicher Personen im Fernsprech-Dienst hat sich bewährt und ist weiter ausgedehnt worden. Zunächst wurden bereits mit dem Telegraphen-Dienst betraute Gehülfinnen im Fernsprech-Dienst beschäftigt. Der weitere Bedarf wurde durch Heranziehung von Mädchen und kinderlosen Witwen mit guter Schulbildung gedeckt. Die Einrichtung hat sich gleichfalls bewährt und nach und nach weiteren Umfang erhalten. — Seit 1893 werden ältere, befähigte Gehülfinnen auch im Aufsichtsdienst verwendet.

Halle. — In diesem Winter-Semester sind an der hiesigen Universität neun Damen als Zuhörerinnen zugelassen worden; einer derselben, Dr. phil. Marie Gräfin von der Linden wurde die Vertretung des auf einer Forschungsreise abwesenden Assistenten der zoologischen Universitäts-Anstalt übertragen. — Eine wissenschaftliche Stellung bekleidet bekanntlich auch an der Universität Kiel eine Dame, Fräulein Johanna Mestorf, die, als Forscherin in der schleswig-holsteinischen Volks- und Landeskunde hochverdient, bereits seit mehreren Jahren Vorsteherin des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer ist.

Wien. — In der Wiener Hofburg starb am 4. December v. J. Ihre Excellenz Frau Marie Gräfin Goëß an den Folgen einer Lungen-Entzündung. Die Gräfin, die seit vierundzwanzig Jahren die hohe Würde einer Oberhofmeisterin der Kaiserin inne hatte, war auch k. und k. Palastdame, Inhaberin des Sternkreuz-Ordens, ferner Ehrendame des souveränen Malteser- und des königl. baierischen Theresien-Ordens.

London. — Mit der im November v. J. hier verstorbenen Schriftstellerin Frl. Mathilde Blind, ist auch eine Dichterin von nicht gewöhnlicher Begabung aus dem Leben geschieden. Ihre Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische haben ihr gleichfalls weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Beachtung und Anerkennung gesichert.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — In dem großen Reich der edeln und halbedeln Steine, an allem Edelmetall-Schmuck vollziehen sich Aenderungen nicht so schnell, wie an der Toilette. Werthvoller Schmuck geht meist unverändert von einer Generation auf die andere über, und nur die „grande dame" läßt ihre Steine modern umfassen, soweit der Schmuck selbst nicht traditionellen Werth besitzt. — Trotzdem fehlt es bei den Goldarbeitern keineswegs an Abwechslung, jede Saison bringt reizvolle Neuheiten. Von den eigentlichen Edelsteinen wird der Smaragd augenblicklich besonders gern getragen, was jedoch die Beliebtheit der Brillanten durchaus nicht beeinträchtigt. Hier hat sich den bereits stereotypen und immer wiederkehrenden Würfeln, Sternen, Sport-Emblemen, Halbmonden 2c. die Schleife mit voller Gleichberechtigung gesellt; überall begegnen wir den graziösen Schleifen aus dem Zeitalter Ludwigs XV. und XVI., deren Band ganz aus Brillanten verschiedener Größe besteht, und die entweder

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabriken** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versenden gern **Muster** von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei ins Haus.**

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **H. Hausmann**, für Landschaft **W. Hamacher**, für Blumen **P. Barthel**, für Illustriren **H. Looschen**, für Modelliren **Ferdinand Lepcke**, für Kupferstich Prof. **G. Eilers**, für Perspektive **W. Herwarth.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth**, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Schneiderunterricht
ert. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause **Frieda Müller.** Berlin W, Dennewitzstr. 25 III.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung 2c. Ausführl. Prospekt gratis.

Privat-Fachschule
in einer größ. Stadt Hessens an eine geprüfte Handarbeitslehrerin alsbald **abzugeben.** Adress. unt. **M. 1273** an **Haasenstein & Vogler. A.-G., Casse** bis zum 22. December erbeten.

Für 5 Mark
versenden wir eine **reinwollene**
Cheviot-Robe,
doppeltbreit, 6 Meter
enthaltend
Versandhaus
Königsfeld & Co.
Chemnitz i. S.
Muster franko.
Kataloge gratis und franko.

Spezialität seit vielen Jahren.
Eßzimmer-Einrichtungen.
Stuhl m. Rückengest., w. nebenst. massiv Eichenh. gewachst 8,50 M. b. St. Buff., Eichenh. gew. 150 M. Vers. fr. **jed.** Eisenbahnst. Deutschlands. Verkauf nur a. Priv., daher Zwischenhändler umgangen. Zeichnungen franko zu Diensten.
Conr. Sauer Söhne,
Fulda C., Möbel-Fabrik m. Dampfbetr.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko.

Jede sparsame Hausfrau
sammele die im Haushalt abgängigen
alten Wollsachen
und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle
— **Kleiderstoffe,** —
Unterrock- und **Anzugstoffe, Loden** 2c. an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von **Siebrecht & Schoppe, Einbeck.**
Mustercollection senden sofort franco.

Ferd. Stemler
Friedrichsdorf
(Taunus.)
Hochfeine Specialität
Friedrichsdorfer Zwieback
Feinstes Kaffee- u. Theegebäck — Ärztlich empfohlen
Versand in's In- und Ausland.
Proben gegen 20 Pfennige.
Niederlagen an Hauptplätzen.

Griechische Weine:
1. Probekiste
12 grosse Flaschen
in 12 Sorten
19 Mark
Friedr. Carl Ott
Würzburg.
Preisbuch gratis u. franco.
Kiste frei. Packung frei.

Die besten Niederblanchettes
sind zu haben beim Erzeuger **Rudolf Ritter,** Wien VI, Millergasse 46.
— Provinz-Aufträge gegen Nachnahme. —

Schwarzwälder Kinderstühlchen.
Sitzhöhe 35 cm, aus Kirschholz z. Brennen u. Malen **M. 3.—,** mit Schwarzwaldhaus fertig gebrannt **M 5.—,** sehr schöne Ausführung versendet
H. Schick, Kunstmag.
Freiburg i/B.

Echt chinesische
Mandarinendaunen
das Pfund Mk. 2,85,
haltbarer und **füllkräftiger** als inländische Daunen, **garantirt neu** und **staubfrei,**
3 Pfund zum grossen Oberbett ausreichend.
Tausende von Anerkennungsschreiben.
Verpackung kostenfrei. Versand gegen Nachnahme von der
ersten Bettfedernfabrik
mit electrischem Betriebe
Gustav Lustig,
Berlin S., Prinzenstraße 46.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als Brosche, oder, einer Spange aufgeschraubt, als Kopfschmuck getragen werden können. Ein facettirter tropfenförmiger Brillant, Briolette, an feinem Kettchen hängend, erhöht die Schön-

Moderner Schmuck. Diadem, Hals- und Uhrkette, Broschen.

heit des kostbaren Schmuckstückes. Eigenartig und überaus wirkungsvoll ist die moderne Platin- oder Silberfassung; sie verschwindet fast ganz unter dem Stein und wird so fein und unsichtbar hergestellt, daß sie ihren Namen „Phantasie-Fassung" vollkommen rechtfertigt. Farbige Edelsteine, Smaragde, Saphire, Rubine u. s. w., werden neuerdings meist als Cabochon verarbeitet, d. h. sie sind auf der unteren Basis glatt und erheben sich zu Birnen-, Pyramiden- oder Mandelform, mit fein polirter Oberfläche ohne Facetten. Die Steine strahlen bei dieser Art der Verarbeitung weniger Feuer aus, als bei Facetten-Schliff, die Wirkung ihrer Farben wird dagegen bedeutend intensiver; um das Geflimmer nicht zu entbehren, werden sie beinahe ausschließlich mit Diamanten zusammengestellt. Kaum jemals hat man Diamanten in so großer Menge und in solcher Schönheit gesehen als jetzt; Steine vom Umfange großer Erbsen und darüber gehören heute fast zu den Alltäglichkeiten. Große farbige Edelsteine, von Brillanten umgeben, sind beliebte Dessins für Broschen; daneben ist auch der Stab, mit großen Edelsteinen, abwechselnd farbige Steine und Diamanten, gern gesehen. Dieselben Motive wiederholen sich verkleinert zu Ohrgehängen, Boutons 2c. und zu Armbändern. Bei letzteren bildet entweder eine Kette oder ein feiner Reifen die Verbindung. Die sternartigen Muster der Broschen sind meist so eingerichtet, daß sie durch Herausschieben der Nadel und Einfügen eines Ringes in Anhänger verwandelt werden können. Ein gleichfalls für beide Zwecke verwendbares Schmuckstück hat die Gestalt eines Schmetterlings, dessen Körper ein oder mehrere Opale bilden, während die Flügel dicht mit Perlen und Brillanten besetzt sind.

Die Kunst der Steinschneiderei hat sehr große Fortschritte gemacht und versucht sich jetzt an den verschiedensten Steinsorten, beispielsweise auch an Opalen, aus denen sie die in gleichen Farben schillernden Partien heraus schneidet, und zu einzelnen Schmuckstücken zusammenstellt. So z. B. ein ganz grün flimmerndes Vierkleeblatt, mit einem Brillant-Tropfen als Brosche, oder eine fünfblätterige, roth und gelb glitzernde Blume, jedes Blättchen in eine Brillantspitze auslaufend und in der Mitte von einem größeren Brillanten gehalten.

Sehr modern ist auch der Schmuck aus Perlen, natürlich mit kleinen verbindenden Brillanten gemischt. Besonders schöne Stücke sind aus mehrfarbigen Perlen zusammengesetzt, z. B. eine hohe, ganz reinweiße Perle in der Mitte, darum gruppirt sechs große farbige Perlen im tiefsten Schwarzgrau, Hellgrau, Grün, Röthlich, Bläulich und Gelb, ohne jede andere Steinverbindung. Freilich ist eine solche Brosche sehr kostbar und dabei durchaus nicht nach jedermann's Geschmack. — Als Halsschmuck behauptet die einfache Goldkette, mit oder ohne Anhänger, ihren alten Rang. Eine ganz eigenartige Zierde bilden hier winzige Käferchen aus Gold, Perlen und Perlmutter mit Rubin-Augen, die einzeln oder zu mehreren der Kette ringsum anhängen. Großer Beliebtheit erfreuen sich ferner für Hals- und Armbänder aus Sammet die Gold- und Perlenschlösser, Spangen und Schieber, die in Schleifen- und Halbmond-Form besonders viel getragen werden.

Unter dem minder werthvollen Schmuck-Genre spielt der Schmuck aus Email eine hervorragende Rolle. Blumen, Blätter und Schleifen ganz aus Email, matte Goldsachen mit Email-Einlagen, Uhren mit Kapseln aus Email sind in unzähligen Variationen vertreten, zum Theil auch mit kleinen Brillantspitzen und kleinen halben Perlen besetzt, wodurch sich die Mannigfaltigkeit der Dessins erhöht. Sehr originell ist die dargestellte „Toledo-Kette", — rothe Email-Stäbchen durch Goldketten und -Perlen verbunden, dazu als Breloque eine Kugel aus Email. Als gleichwerthig mit dem Email-Schmuck gilt der aus Halb-Edelsteinen hergestellte Schmuck, der außerordentlich hübsch und kleidsam ist, — so z. B. eine ganze Parüre aus Almandinen (edle Granate), Amethysten, Topasen, Chrysopras, Mondsteinen 2c. zusammengesetzt. Die Steine sind sämmtlich erbsengroß, facettirt geschliffen und von goldenen Chatons in Rosetten-Form gehalten. Die Verbindungen zwischen den einzelnen Rosetten bilden winzige Blättchen und Brillantspitzen auf Folie gefaßt. In dieser Art sind auch Collier, Armband, Brosche in Form einer mehrreihigen Rosette, Ohrringe in verkleinertem Maßstabe u. s. w. vorhanden.

Eislauf-Kostüm mit Hermelin-Besatz; Boléro-Hütchen.

Der Renaissance-Schmuck aus oxydirtem Silber gewinnt noch immer an Beliebtheit hauptsächlich für allerlei Toiletten-Attribute, wie z. B. Flacon-Kapseln, Schirm- und Bürstengriffe, Handspiegel 2c. Zum Schmuck gehören heute auch die modernen kleinen Haarkämme, — drei, vier bis sechs, — und ebenso viele Nadeln aus blondem Schildpatt. Die Verzierungen sind aus feinem Gold-Filigran gearbeitet und entweder bunt, mit zwei Steinsorten, oder nur in einer Art besetzt. Am elegantesten ist der kleine Brillant für diesen Zweck. Die Kämmchen pflegen je zwei und zwei mit Sicherheitsketten verbunden zu sein, da sie schwer sind und leicht aus dem Haar schlüpfen.

V. v. L.

Wien. — Gerade so wie die Pelz-Confection garnirt man auch Toiletten neuestens mit zweierlei Pelz. Für die Rand-Einfassungen und den Muff des kleidsamen Eislauf-Kostüms aus dunkel-russischgrünem Tuch wurde Nerz gewählt, während das Plastron mit Stehkragen aus Hermelin gefertigt ist. Verschnürungen aus schwarzer Passementerie schmücken die kurze Fracktaille. — Das spanische Boléro-Hütchen in Dunkelroth ist die große Lieblingsneuheit der jugendlichen Wienerinnen und blonden wie braunen Köpfchen gleich kleidsam. Dem Muff entfallen, nach der gegenwärtigen Modenlaune, an beiden Seiten dichte Jabots aus weißen Spitzen. N. Br.

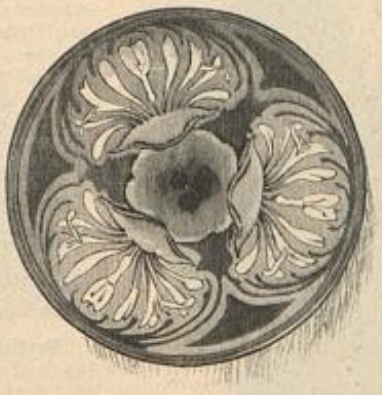
Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen für häusliche Kunstarbeiten. Nr. 7.

Motive für Malerei auf Majolica, Holz u. s. w., auch für Stickerei. — Als Ergänzung der farbigen, von Irene Braun gemalten Tafel, die dem heutigen Hefte beiliegt, geben wir drei kleine Gegenstände, welche die Motive angewendet zeigen. Da ist zunächst eine Majolica-Schale von 18 cm Durchmesser, deren Ornament sich in gleicher Weise auf einem Holzteller anbringen läßt, wobei dann die Contouren der Gaisblatt-Blumen mit dem Platina-Stift gebrannt werden. Für die ebenfalls mit Majolica-Malerei verzierte Federschale, die auch für den Toiletten-Tisch zur Aufnahme von Schmucknadeln dienen kann, wurde der Nelkenstrauß gewählt, soweit er auf farbigem Grunde dargestellt ist. Der gleiche, vervollständigte Zweig bildet, im Verein mit der Epheuranke, den Schmuck einer Schreibmappe aus weichem Leder, für das wiederum Pappe, Stoff oder Holz Ersatz bietet. Für sich bestehend dürfte die Epheuranke ein Lineal hübsch verzieren, wie seinerseits der Buchstabe einzeln angebracht werden oder ein anderer an seine Stelle treten kann. In Stickerei, — auch in Verbindung mit Malerei ausgeführt, — eignet sich der Blumenzweig zur Ausstattung von Sachets, kleinen Kissen u. dergl. mehr. E. F.

Federschale. Majolica-Malerei.



Teller. Majolica-Malerei.

Schreibmappe. Malerei auf Stoff.

Bezugsquellen: Diadem und Broschen: J. H. Werner, Hof-Juwelier, W, Friedrichstr. 173. — **Hals- und Uhr- (Toledo) Kette, und Schmetterling:** H. Utermark, W, Leipzigerstr. 101/102.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

DIE BLOOKER'SCHEN CACAO TASSEN STEHEN VON JETZT AN

IN DETAILGESCHÄFTEN DEN KÄUFERN VON BLOOKER's HOLLÄND: CACAO BEI MINDESTENS 2 PFUND ZUR VERFÜGUNG.

DIE BLOOKER'SCHEN CACAO TASSEN STEHEN VON JETZT AN

IN DETAILGESCHÄFTEN DEN KÄUFERN VON BLOOKER's HOLLÄND: CACAO BEI MINDESTENS 2 PFUND ZUR VERFÜGUNG.

Neuheiten in Seidenstoffen

weisse, schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppelt. Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 2, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Januar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Spiegelrahmen. Ciselir-Arbeit in Zinn. Von A. Thomas in Berlin.

In der künstlerischen Ausführung des Rahmens wirkt das mattgraue Zinn wie Altsilber, dem die moosgrüne Sammetbekleidung der Grundform als Folie dient. Die fein geformten Ornamente sind hochgetrieben, Adern und Schraffirungen mit dem Stichel theils glatt und scharf, theils wellig gezogen; oben wie unten erscheint der Grund rauh und gekörnt, an den Seiten dagegen in Linien gravirt. Der zum Aufstellen eingerichtete Spiegel, dessen geschliffene Glasfläche 25 zu 22 cm beträgt, mißt im ganzen 40 zu 34 cm; der aufgelegte Zinnrahmen tritt ringsum 1 cm breit zurück und zeigt zu $7\frac{1}{2}$ cm mittlerer oberer Breite seitlich $7\frac{1}{2}$ und unten $4\frac{1}{2}$ cm Breite. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Dem unermüdlichen Eifer des Vereins „Frauenwohl" gelang es, vor kurzem hier ein Institut ins Leben zu rufen, das von allen für die Frauenfrage Interessirten mit großer Genugthuung begrüßt werden dürfte: Die „Frauenfrage-Bibliothek", wurde am 5. Nov. v. J. im Victoria-Lyceum, W, Potsdamerstr. 39, eröffnet. Dieselbe, ständig im Wachsen begriffen, umfaßt bereits über 400 Bände; sie vereinigt die Werke aller Parteien und aller Richtungen der „Frauenbewegung" und soll einen Ueberblick gewähren, wie die Frauenfrage entstanden ist und sich im Laufe der letzten 300 Jahre entwickelt hat.

— Die Gemahlin des Rittmeisters Grafen Eberhard Haugwitz, geb. Gräfin Pappenheim, eine durch Schönheit wie Klugheit in hiesigen Hofkreisen bekannte Dame, hat sich auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht durch: „Eines Kaisers Traum", ein Werk im Stile der Julius Wolff'schen Dichtungen.

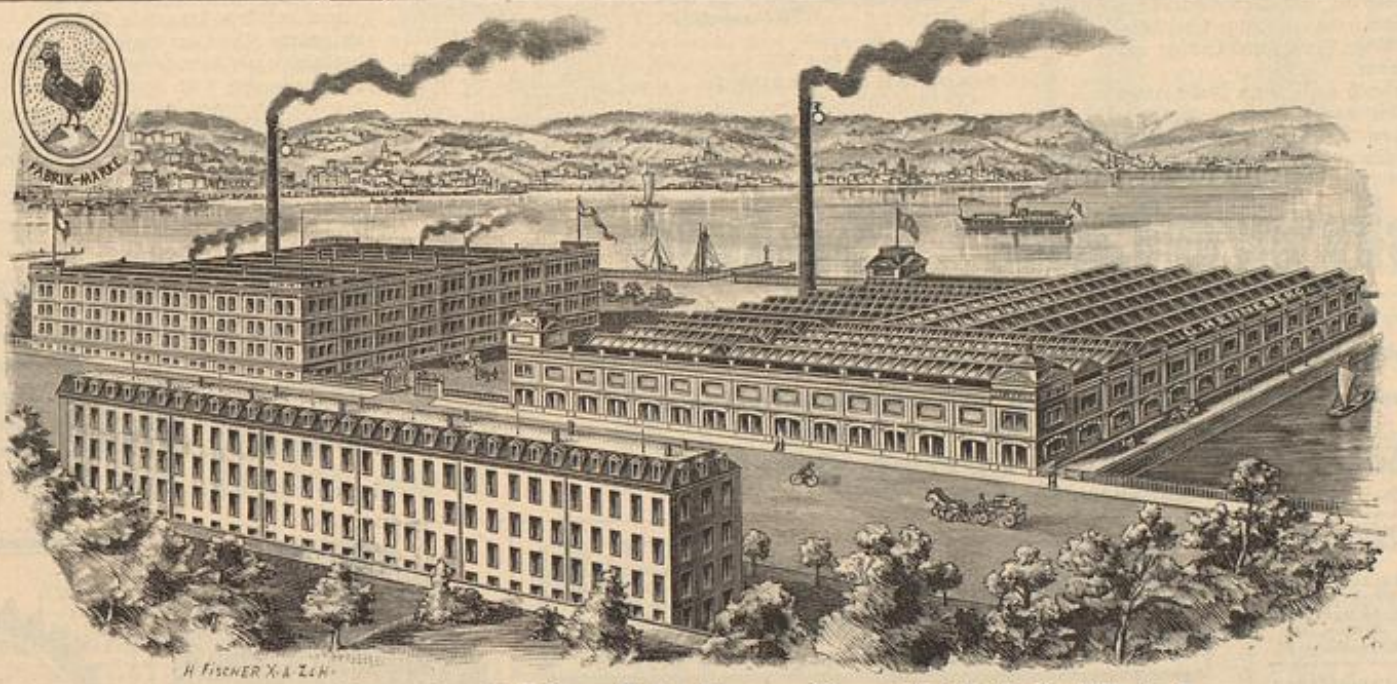
Hannover. — Der „Verein zur Errichtung wirthschaftlicher Frauen-Hochschulen" wird Ostern 1897 auf dem Gute Nieder-Ofleiden bei Homburg in Oberhessen, — nahe der Stadt Marburg, — seine erste Lehranstalt eröffnen. Die Anregung dazu ging von Fräulein Ida von Kortzfleisch aus, einer Dame an der Spitze jener Richtung der Frauenbewegung, die nicht die Verbreitung gelehrter Bildung auf Grund der vier Facultäten, sondern gründliche Kenntnisse auf dem natürlichen Schaffensgebiete der Frau anstrebt. Die dankenswerthe Aufgabe verdient das höchste Interesse und weitestgehende Förderung. Der an der genannten Lehranstalt in Aussicht genommene Lehrgang umfaßt: Küche, Wäsche, Gartenbau, Geflügelzucht u. s. w., ferner Gesundheits- und Wohlfahrts-Pflege. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Fräulein von Kortzfleisch, Hannover, oder an Freifrau von Schenck zu Schweinsberg, auf Nieder-Ofleiden bei Homburg in Oberhessen.

Wien. — Von J. M. der Kaiserin sind folgende Palastdamen ernannt: Marie Fürstin Sanguszko-Lubartowicz, geb. Gräfin Zamoyska; Antonie Gräfin zu Gleispach, geb. Gräfin Batthyany von Nemet-Ujvar; Hildegarde Gräfin Welsersheimb, geb. von Uechtritz und Steinkirch; Ida Freiin von Gudenus, geb. Gräfin Colloredo-Mannsfeld; Marie Gräfin von Coudenhove, geb. Gräfin von Trauttmansdorff-Weinsberg; Eleonore Gräfin von Lamberg, geb. Prinzessin zu Schwarzenberg; Mathilde Freiin Nopcsa von Felsö-Szilvas, geb. Gräfin Zelenska.

— Seit zwei Jahren wirkt hier ein Frauenverein, der den Namen „Deutscher Frauen- und Mädchenbund Freya" trägt. Derselbe ist bemüht, auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit Reform zu schaffen, indem er die sonst übliche Schaustellung der Armuth bei der Vertheilung von Gaben vermeidet und vielmehr die verschämte Armuth aufsucht, die oft bitterer und schwerer leidet als die unverhüllte. Anfragen und Anmeldungen von Mitgliedern sind zu richten an die Vorsteherin: Frau Anna Veranek, Wien V, Embelgasse 47 D. Jahresbeitrag 1 fl. 50 kr.

Paris. — Am 11. Decbr. v. J. starb auf ihrem Schlosse Roquencourt die durch zahlreiche wohlthätige Stiftungen bekannte Frau Furtado, geb. Heine, eine Cousine Heinrich Heine's. Noch kurz vor ihrem Tode war ihr das Offizierskreuz der Ehren-Legion verliehen worden, eine ungewöhnliche Auszeichnung angesichts des Umstandes, daß nur sehr wenige, besonders hervorragende Frauen in Frankreich der Ehren-Legion für würdig erachtet werden.

— An den Folgen eines Sturzes vom Pferde während der Jagd verstarb am Abend des 16. Decbr. v. J. Baronin Leonino-Rothschild. Die so jäh aus dem Leben Geschiedene stand im 26. Lebensjahre. Sie war die jüngste Tochter des Barons Gustav Rothschild aus dessen Ehe mit Cäcilia Anspach und seit vier Jahren erst mit dem Civil-Ingenieur Baron Leonino vermählt.



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.**

Seide!

auch meter- und robenweise an Private direkt!
porto- und steuerfrei ins Haus!

Schwarze, weisse u. farbige „Henneberg-Seide" von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**
per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Braut-Seide	von	95 Pfge.	— 18.65	Seiden-Ballstoffe	von	60 Pfge.	— 18.65
Seiden-Ripse	„	Mk. 1.85	— 13.45	Seiden-Surahs	„	Mk. 1.35	— 7.10
Seiden-Damaste	„	„ 1.35	— 18.65	Seiden-Taffete	„	„ 1.45	— 9.30
Seiden-Bastkleider p. Robe à	„	„ 13.80	— 68.50	Seiden-Grenadines	„	„ 1.35	— 11.65
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.	— 5.85	Seiden-Bengalines	„	„ 1.95	— 9.80
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „	— 3.15	Seiden-Faille française	„	„ 2.45	— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „	— 9.65	Seiden-Crêpe de Chine	„	„ 2.35	— 10.90

Durchschnittl. Lager: ca. zwei Millionen mètres.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, Louisine, Grisaille, Comtesse, Rhadames, Luxor, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** 2c. 2c. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Für Theater- und Konzertsaal, wie für kleine Diners im engeren Freundeskreise hat sich ein ganz besonderes Toiletten-Genre herausgebildet, das in der Form noch an die zwanglosen Sommermoden erinnert, in den eleganten Stoffen aber die Gesellschafts-Saison betont. So vereinigt sich an der Vorlage rother Seidenstoff mit schwarzem Chiffon-Krepp, der für die Taille mit der Seide zugleich plissirt erscheint, ebenso die Aermelpuffe und den faltigen engen Aermeltheil überlegt, auch Nacken-Garnitur, wie das lose ausfallende Fichu-Arrangement bildet. Die reizvolle Farbenwirkung dieser Zusammenstellung erhöht noch ein weißer Ledergürtel mit goldener Schnalle. M. B.

Theater- oder Konzert-Toilette mit Fichu.

— Mit großem Eifer streben unsere Haarkünstler eine Aenderung in der bisher üblichen Haartracht an. So haben an der dargestellten Frisur, — für die auch kurzes Haar mit den von früher her bekannten Unterlagen ausreicht, — zwanglos aufgesteckte Locken den einfachen gedrehten Knoten verdrängt, den Ziernadeln und Kämmchen bisher entweder tief im Nacken oder, — nach französischen Vorbildern, — hoch auf dem Hinterkopfe festhielten. Das leicht gewellte Vorderhaar schmiegt sich dem Scheitel lose an; eine Goldspange oder ein farbiges Band, in Uebereinstimmung mit der Schleifen-Garnitur der Taille, hält den leichten Aufbau scheinbar zusammen. E. S.

Wien. — Unerschöpflich sind die Ideen für Pelzverwendung an der Toilette. Das Letzte, Neueste ist eine Bluse mit Futter aus leichtem imitirten Pelz, das nur an den umgelegten schmalen Revers und an den schlitzartig geöffneten Brustzwickeln zu Tage tritt. Die Taillentheile selbst bestehen aus schwerer gelber Guipure mit Stahlstickerei, die Aermel und alle Besatzstreifen aus echtem Seal. Das sichtbar werdende Plastron der Taille zeigt crêmefarbige Atlasstreifen, die dem tiefbraunen Sammet des Kleides aufgesteppt sind, sodaß die ganze Toilette mit der Farbe des Pelzes harmonirt. — Der tief in die Stirn gesetzte Falten-Toque mit mehrfacher gekrauster Sammet-Rüsche um den Rand ist in zwei Tönen Violett gehalten, einer in den grellen Tönen des Anilins leuchtenden Farbe, die jetzt wieder in den Vordergrund der Mode getreten ist. Der hohe, einseitige Phantasie-Federstutz schattirt zwischen Violett und Orange mit braunen Uebergangstönen.

— In dem Suchen nach ganz neuen Modeformen gelangt man dazu, die decolletirten Taillen mit langen, engen Aermeln auszustatten, die aber zu allem Glück doch aus vollständig durchsichtigen Stoffen in graziös eingereihten Falten den Formen sich genau anschmiegen müssen. Noch eigenthümlicher ist das neueste Decolleté: vorn mäßig tief und spitz, geht es auf dem Rücken buchstäblich bis an den Gürtel hinab. Dieser ist vorn schmal, steigt rückwärts aber in einer Schnebbe mit Schnallenschluß so hoch, daß die Schnebbenspitze den entblößten Rücken berührt. An der nichts desto weniger höchst elegant wirkenden Modell-Taille bestand der Gürtel aus schwarzem Sammet und weißem Atlasband; letzteres ergab zwischen gefaltetem Musselin auch die fichu-artige Ausschnitt-Garnitur, die durch zarte Alençon-Spitze mit unterlegten Gold-Gaze-Volants ergänzt wurde. Die kurzen, sehr hochstehenden Puffärmelchen mit reich garnirten Epaulette-Volants waren aus seegrüner Musselin-Gaze, gleich der reichgefalteten Taille. Der Rock zeigte die kurze Tanzschleppe, wie sie besonders für junge Frauen wieder modern wird; bemerkenswerth war am oberen Theile der Schleppenbahn die Einlage von eingesteppter, dicker Schnur, die hoffentlich nicht zu einer Art Tournüre hinüberleiten soll. Der Stoff des Rockes war weißer, seegrün broschirter Moiré mit glänzenden Atlas-Lichtern. Ein leuchtender Schulterstrauß aus Rosen zierte die Taille. N. Br.

Moderne Haartracht für Ball- und Gesellschafts-Toilette.

Abbazzia. — Wer so glücklich ist, die harten Wintermonate hier unter den Palmen und Lorbeeren der sonnenwarmen Strandwege zu verbringen, der kann in diesem winterlichen Lieblings-Aufenthalt der Wiener und Budapester Gesellschaft seine elegante Toilette ohne jegliche Umhüllle bewundern lassen; kaum daß eines der modernen, um den Hals gelegten Pelzthierchen die Jahreszeit ein wenig andeuten darf! Thatsächlich sind es kleine Bärenarten mit sehr hochstehendem Fell, die man für diese durch das zusammenklappende Gebiß des Thieres geschlossenen Colliers verwendet. — Sehr kleidsam erschien an einer Toilette die abstechende Füllung des Viereck-Ausschnittes in hell cerise Sammet zu dunkelblauem Musselin-Stoff; altgoldene und silberne Relief-Stickereien in alterthümlichen Mustern hoben sich von dem leuchtenden Stoff ab; schwarze Seide mit Reihen aus weißem Medaillon-Band besetzt, ergab die gerundeten Epaulettes nebst kragenartiger Umfassung des Ausschnittes. Als Gürtel diente schwarzes Taffet-Band, mehrfach um die Taille geschlungen und mit Schmucknadeln festgesteckt. Cerise Sammet in lichterem Ton bildete den über Schnüren eingezogenen puffigen Hutkopf, den gelbliche Brüsseler Spitze leicht umschlang; dazu waren eine einseitige Garnitur mit Phantasie-Federn und ein schwarzer Sammetrand gewählt. Natalie Bruck-Auffenberg.

Promenaden-Kleid mit Pelzbluse. Falten-Toque.

Ball-Toilette mit tiefem Ausschnitt und langen Aermeln.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Eine sehr praktische Neuheit, ein Brennzirkel, ist von der Firma G. A. Noll eingeführt und dürfte rasch den Beifall aller mit dem Brennstift Arbeitenden erringen. Wie schwer es ist, Kreise nach Vorzeichnung mit dem Brennstift zu ziehen, weiß jeder, der auf Leder, Carton oder Holz geometrische Formen auszuführen hat; jetzt ist dies Problem gelöst, und zwar in ähnlicher Weise, wie mit dem Kreisschneider. Ueber den Brennstift ist eine abnehmbare Metallhülse geschoben, die diesen mit einem langen verstellbaren Schenkel verbindet und so zu einem Zirkel gestaltet. Der sehr leicht bewegliche, obere Theil des Halters folgt den Bewegungen beim Kreisschlagen in zuverlässiger Weise; auch kann der lange Schenkel beim Ziehen von geraden Linien als Führung am Lineal dienen. Es lassen sich Kreise von 1 cm bis 40 cm Durchmesser mit dem Brennzirkel herstellen. Will man den Platina-Stift allein gebrauchen, so streift man die Hülse ab. — Mit dem Zirkel zugleich ist ein Heft Vorlagen erschienen, das auf sechs Blatt (mit sechs dazu gehörenden Pausen) Ornamente verschiedenster Form und Größe enthält, zur Verzierung von Cassetten, Füllungen, Möbeln u. s. w. Das Heft allein kostet 6 M. Ein vollständiger Brenn-Apparat mit Zirkel und Vorlagen, sowie einem neu construirten Lineal, mit dem sich gerade, Wellen- und andere Zierlinien herstellen lassen, stellt sich auf 20 M. Brennzirkel wie Lineal sind auch allein zu beziehen; ersterer zum Preise von 3 M. 50 Pf., letzteres für 75 Pf. E. F.

Brennzirkel.

Bezugsquellen: Haartracht: J. Pomorischat, W, Kanonierstr. 1. — **Ball-Toilette:** Ch. Dreroll, Wien I, Kohlmarkt 11. — **Spiegelrahmen:** A. Thomas, W, Bülowstr. 79. — **Brennzirkel, Vorlagen und Lineal:** G. A. Noll, Halle a. S.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Stobolin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Atelier** Ausführung und Entwürfe im von **Johanna Helfer,** Berlin, W. Bülowstrasse 91.

Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 3, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Schneiderunterricht
ert. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause **Frieda Müller,** Berlin W, Dennewitzstr. 25 III.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Sehr gut erzogene junge Dame aus altadelig. Familie sucht sofort Stellung als **Gesellschafterin** b. vornehmer älterer Dame, der sie die Tochter ersetzen dürfte. Schlesien und Posen bevorzugt. Beste Referenzen. Gefl. Offerten unter O. R. 174. „Invalidendank" Dresden.

Seidenstoffe jeder Art, sowie Sammte, Plüsche u. Velvets liefern an Private. Man schreibe um Muster unter Angabe des Gewünschten.
von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, **Crefeld.**

Für 5 Mark
versenden wir eine reinwollene
Cheviot-Robe,
doppeltbreit, 6 Meter enthaltend
Versandhaus Königsfeld & Co.
Chemnitz i. S.
Muster franko.
Kataloge gratis und franko.

Villa Primavera, Gardone Riviera am Gardasee, Italien.
Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. Koeniger. Leiterin: Frau N. Stölting (bish. Schwest. d. Victoriahaus z. Berlin).

Viel Geld
könn. gebild. Damen mittels einer neuartigen häuslichen Beschäftigung dauernd verdienen. Prosp. geg. 5-Pf.-Marke vom Patentinhaber **J. Benk, Dresden,** Post 14.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** Unterricht ertheilt bei Fräulein E. v. Rüdgisch, Kurfürstenstraße 45, II.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690
ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Spezialität seit vielen Jahren.
Eßzimmer-Einrichtungen.
Stuhl m. Rückengefl., w. nebenst. massiv Eichenh. gewachst 8,50 M. v. St. Buff., Eichenh. gew. 150 M. Vers. fr. jed. Eisenbhnst. Deutschlands. Verkauf nur a. Priv., daher Zwischenhändler umgangen. Zeichnungen franko zu Diensten.
Conr. Sauer Söhne,
Fulda C., Möbel-Fabrik m. Dampfbetr.

GAEDKE's CACAO
Anerkannt vorzügliche Marke.
4 Qualitäten in Original-Packungen.
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt
Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.—, Mk. 1.60
per ½ Kilo-Packung.
Ueberall käuflich.
Fabrikant: P. W. Gaedke, Hamburg.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 3, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Februar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Franz Henri von Dulong.

Nach einer Photographie von W. Kunzemüller, Hof-Photograph, Baden-Baden.

Ein erstes Auftreten und ein ausverkaufter Saal, — das ist in Berlin, wo das Angebot von nichts kostenden Konzert-Billets die Nachfrage bei weitem übersteigt, ein bisher kaum dagewesener Fall. Franz Henri von Dulong's Debut in Berlin gestaltete sich zu einem solchen seltenen Ereigniß. Wem Berliner Verhältnisse bekannt sind, dem wird es vielleicht noch erstaunlicher sein, daß nach diesem ersten öffentlichen Auftreten die Berliner Kritik einstimmig salutirte, wie vor einem längst anerkannten Künstler. In der That stand das Urtheil über Herrn von Dulong längst fest, ehe er sich der Oeffentlichkeit als Künstler von Beruf zeigte: ein Liedersänger von feinster musikalischer Empfindung, von vornehmstem Geschmack, ein jedes Ausdrucks fähiger, technisch vollendet geschulter Tenor von fascinirender sinnlicher Schönheit, — alles in allem: ein Künstler allerersten Ranges. In der Gesellschaft, in deren Salons sich längst dieses Urtheil über Herrn von Dulong gebildet hatte, pflegt man ihn den verfeinerten, edler geschulten und musikalischeren Von Zur Mühlen zu nennen, und die Oeffentlichkeit hat das Urtheil der Salons unterschrieben. Franz Henri von Dulong ist am 26. Februar 1861 als Sohn des verstorbenen Geheimen Regierungs-Raths von Dulong zu Hamm in Westfalen geboren. Er ist ein Großneffe des blinden Flöten-Virtuosen Friedrich Ludwig Dulon (1769—1826), dessen Flöten-Compositionen noch heute beliebt sind. Von seinem Vater zum Landwirth bestimmt, besuchte er in den Jahren 1883—1884 die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim bei Stuttgart. Daß er tief in die Geheimnisse der Landwirthschaft eingedrungen sei, ist wenig wahrscheinlich. Um so empfänglicher zeigte er sich für die Schönheit Schubert'scher, Schumann'scher, Franz'scher und Brahms'scher Lieder, die ihm der verstorbene Robert Emmerich in Stuttgart erschloß. Die folgenden Jahre lebte Herr von Dulong theils auf seinem Gute, theils im Süden. Studien bei Bannucini in Florenz vollendeten im Jahre 1888 seine musikalische Ausbildung. 1894 entschloß er sich endlich, die Kunst ganz als Beruf zu wählen. In diesem, wie in den folgenden Jahren sah ihn die Londoner Season als gefeierten Sänger der Monday Popular Concerts und anderer Konzerte, den auch die Königin Viktoria durch wiederholte Einladungen nach Windsor auszeichnete. Von der Königin an ihre älteste Tochter, die Kaiserin Friedrich empfohlen, wurde Herr von Dulong dann wiederholt zu den Hauskonzerten im Berliner Palais der letzteren hinzugezogen. Ein zweites öffentliches Konzert in Berlin wird Herr von Dulong in diesem Winter in der Sing-Akademie geben; auch ein Konzert in Wien steht auf dem diesjährigen Programm des Künstlers, das wieder mit einem längeren Aufenthalt in London schließt.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Großes, allseitiges Befremden erregte s. Z. der Beschluß der hiesigen Armenbezirks-Vorsteher, demzufolge die Stadtverordneten-Versammlung ersucht werden sollte, alle Anträge auf Hinzuziehung der Frauen zur Armenpflege abzulehnen. Dies gab Veranlassung zu mehrfachen Discussionen über die angestrebte Reform der Armenpflege. In einer Versammlung des Vereins „Frauenwohl" erläuterten, im Anschluß an das Referat des Dr. Münsterberg, mehrere Redner und Rednerinnen die Nothwendigkeit der Frauenarbeit gerade auf dem Gebiete der Armenpflege. Auch in einer anderen, besonders von Frauen besuchten Versammlung besprach Herr Rechtsanwalt Dr. Edmund Friedemann, der als Stadtverordneter dem Ausschuß zur Vorbereitung der Reform angehört hat, das Thema äußerst lebhaft und bewies in überzeugender Weise, daß die Mithülfe der Frau nirgends besser am Platze sei als in der Armenpflege. In der Discussion bezeigte die Mehrzahl der Redner und Rednerinnen ihre Sympathien für das Eintreten der weiblichen Hülfskräfte. — In England sind beispielsweise 900 Armenpflegerinnen angestellt; sie arbeiten gleichberechtigt mit den Männern; in Kassel, Königsberg und anderen deutschen Städten haben sich Frauen mit Erfolg an der Armenpflege betheiligt, und die private Wohlthätigkeit ruht fast ausschließlich in Händen weiblicher Hülfskräfte, — sollten die Frauen der deutschen Reichshauptstadt weniger werkthätig, weniger zuverlässig sein, als die Frauen anderer Städte, anderer Nationen?

Kassel. — Frau Gieße, geb. Fabbroni, aus Florenz wurde als vereidigte Dolmetscherin der italienischen Sprache bei der hiesigen Gerichtsbehörde angestellt.

Petersburg. — Nach den neuesten Bestimmungen des Zaren werden an den Anstalten der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna Personen weiblichen Geschlechts als Bezirksaufseher mit den Rechten von Staatsbeamten angestellt.

Lausanne. — Vor kurzem hat eine dänische Aristokratin, Baronesse Wedell-Wedellsborg, an hiesiger Universität den Doctor-Grad in der Mathematik erworben. Die Dame gedenkt ihre Studien an der Universität Göttingen fortzusetzen.

Utrecht. — Mit großem Erfolg wurde hier vor einiger Zeit ein Cyklus von vier symphonischen Dichtungen „Königs-Idyllen", — nach Tennyson, — unter der persönlichen Leitung der Componistin, Frl. Cornelie van Oosterzee, zum ersten Mal aufgeführt. Die hochbegabte junge Musikerin, die ihre Studien bei Professor Urban in Berlin vollendete, ist bereits durch Aufführung verschiedener Orchester-Werke bekannt.

Kopenhagen. — Prinz Karl und seine Gemahlin, geb. Prinzessin Maud von England, haben in dem Palais des Königs Georg von Griechenland Wohnung genommen. Das Boudoir der Prinzessin ist genau nach ihrem Mädchenzimmer zu Sandringham-Castle eingerichtet. Hier bewahrt die junge Fürstin jetzt alle Erinnerungen an ihre Mädchenzeit. — Auch ihre Lieblingshunde hat die Prinzessin mit in ihre neue Heimat genommen.

Neuilly a. S. — Die Besitzerin einer der schönsten, unweit der Brücke von Courbevoie an der Seine gelegenen Villen hat in großmüthiger Weise der Ecole des beaux arts dies Besitzthum zum Neujahrsgeschenk gemacht. Besonders begabte und fleißige Studirende sollen daselbst freie Wohnung und Verpflegung erhalten.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Einmal während des Jahres, in der lustigen Carnevals-Zeit, schwingen leichter Sinn und frohe Laune den Herrscherstab, unbeschadet griesgrämiger Gesichter, die wohl hier und dort dem übermüthigen Treiben der Jugend mißbilligend zuschauen. Mehr als sonst darf Koketterie bei den Carnevals-Kostümen mitreden, und neben dem Schönen darf auch das Groteske, — ja eine gewisse Extravaganz mit Grazie gepaart, sich zeigen. Für den Maskenball sind National-Trachten, historische Kostüme hoch beliebt neben anderen, die Frohsinn und phantastische Ideen verkörpern. — Mit immer neuen kleinen Variationen erscheint die wohlbekannte Pierrette in ihrem schwarz-weißen, kurzröckigen Kleidchen,

„Pierrette"; Maskenkostüm.

Seide mit 25% Rabatt

auch meter- und robenweise an Private!

Letztjährige Dessins, Farben und Qualitäten in **Seiden-Damasten,** bedruckter **Foulard-Seide,** glatter, gestreifter, karrierter

„Henneberg-Seide"

etc. porto- und steuerfrei ins Haus! — Muster umgehend.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich

(K. u. K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen P. Barthel, für Illustriren H. Loosohen, für Modelliren Ferdinand Lepcke, für Kupferstich Prof. G. Ellers, für Perspektive W. Herwarth. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W. Lützowstr. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc.

Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. Bülowstrasse 21. von Johanna Helfer,

Villa Primavera, Gardone Riviera am Gardasee, Italien.

Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. Koeniger. Leiterin: Frau N. Stölting (bish. Schwest. d. Victoriahaus z. Berlin).

Mit Blitzbackpulver backt man sehr rasch vorzügliche Kuchen. 10 Päckchen mit Recepten gegen 1.10 Mk. in Briefmarken franco. Dr. W. Keim, Adler-Apoth., Oestrich, Rheing.

IN 3 MINUTEN entfernt gesetzlich geschützt **PARATRICH** jedes störende Gesichts- u. Armhaar etc. (Absolut unschädl.) (Erfolg garantirt) — Dose 2 Mark — Nur bei d. alleinigen Fabrikanten MAX SCHWARZLOSE, HOFL. BERLIN 59 Königstr. neben d. Hauptpost **ENTHAARUNG**

Schneiderunterricht ert. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause Frieda Müller, Berlin W, Dennewitzstr. 25 III.

Vorteilhafter Kauf!

Durch günstigen Abschluß verkaufen wir 1 schwarz reinwollene, elegante, gemusterte

Crêpe-Robe

für 6 Mark,

neuester Artikel, 6 Meter doppeltbreit. Ferner über 350 verschiedene neue Muster in schwarz Woll- und Seidenstoffen. — Proben frei.

Versandhaus

Königsfeld & Co.

Chemnitz i. S.

Gegründet 1881.

Optima Nähmaschine

mit Patent-Spulenachsen und Fadenhülsen.

D. R. P. No. 71655. Abspulen des Garns auf die Schiffchenspule fällt fort. Zu haben in allen grösseren Nähmaschinen-Handlungen; wenn nicht erhältlich, wende man sich direkt an die

Fabrik **Tittel & Nies** in Saalfeld (Saale), gegr. 1863.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Zweimaster kühn aufs Haar gedrückt; gar schalkhaft hebt sich das junge frische Gesichtchen aus der großen Spitzenrüsche, die den Hals umgiebt.

— An der Ball-Toilette (siehe das farbige Bild, Pl. 1221), deren Rückseite unsere Skizze zeigt, interessirt, neben dem wirkungsvollen Applications-Besatz, besonders das Arrangement des Rockes. Plissirte Einsätze aus beinweißem Krepp unterbrechen die einzelnen Bahnen, die erst in ihren oberen Theilen direct verbunden sind, um die Hüften glatt zu umspannen; vier große Röhrenfalten fassen die Stoffweite rückwärts zusammen. Sehr schön wirkt die Toilette auch in andersfarbiger Ausführung: stumpfe, lachsfarbene Seide für den Rock und die bauschig gerafften kurzen Aermel, dazu Spiegelsammet in etwas dunklerem Farbenton für die im Rücken geschlossene Taille, wie für den Besatz des Rocksaumes. Kurbelstickerei giebt den Contouren der schimmernden Sammetauflagen einen kräftigen Abschluß. Sehr graziös ist die große Schmetterlingsschleife, unter der der Gürtel im Rücken schließt. E. S.

„Libelle"; Kopfmaske.

— Neben schwerer Seide ist der duftige Chiffon-Krepp noch immer das begehrteste Material für elegante Gesellschafts-Toilette, dazu treten für Garnitur-Theile häufig goldgestickte prächtige Stoffe. Dem Reiz der verschiedenen Gewebe gesellt sich an der Vorlage eine bezaubernde Farbenwirkung. Den Rock mit leicht schleppenden Hinterbahnen bildet weißer Moiré mit verschwommener, in weichen grünen und rothen Farbentönen gehaltener Musterung. Die knappe, vorn spitz, hinten eckig ausgeschnittene Taille bekleidet vorn fichu-artig leuchtend rother Seiden-Krepp; darüber legt sich ein Jäckchen aus dem goldgestickten Stoff, dessen breit auseinander tretende Vordertheile unten durch ein gleiches Bandeau verbunden werden. Damit harmoniren auch die fächerartig arrangirten Epaulettes, die über das kurze Aermel-Plissé fallen. Interessant gestaltet sich der Gürtel, — hinten miederartig, vorn faltig und schmal, mit einer flotten Schleife an dem seitlichen Schluß. Je ein Strauß duftender Veilchen an Schulter und Brust vervollständigt das stilvolle Ensemble. A. K.

Ball-Toilette mit Applications-Besatz. (Rückansicht zum farbigen Bilde Pl. 1221).

Paris. — Neben den vollständigen Maskenkostümen entwickelt sich mit jedem Jahre mehr ein besonderes Carnevals-Toiletten-Genre: scherzhafte Verkleidungen für den Kopf allein, die, unabhängig von der übrigen Toilette, entweder in einer ungewöhnlichen Frisur, auch das Haar mit Diamant-Puder bestreut, oder in irgend einer

„Echte Perle"; Maskenkostüm.

originellen Kopfbedeckung, einem Schmetterling, Vogel- oder anderen Thierkopf bestehen. Dieser Scherz ist vor allem für Diners beliebt, — die sogenannten diners en têtes. Sehr graziös und kleidsam ist u. a. die dargestellte Kopfbedeckung, eine Libelle, deren gegliederter Körper aus grünschillernden Flitterringen besteht, während die blau und lila irisirenden Flügel und Fühler, mit Glimmer bestreut und mit farbigen Steinen oder Simili dicht besetzt, in tausend Farben sprühen. — Originell ist auch die Idee, in einer „japanischen", ganz mit kleinen Spiegeln besteckten Frisur, die „Wahrheit" darzustellen. B. de G.

Gesellschafts-Toilette mit Jäckchen in Goldstickerei.

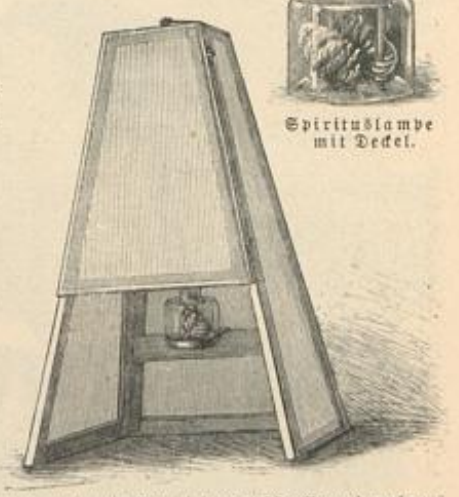
— Unter den neuen und originellen Maskenkostümen, die der diesjährige Carneval zu Tage gebracht, bewunderten wir die Darstellung einer „echten Perle" ein Kostüm, das in seinem phantastischen Reiz fast unerreicht sein dürfte. Ueber gelblichem glatt mit Gaze überlegten Atlas rieselten Perlenschnüre verschiedener Länge in Zackenform, vom Bund des Rockes bis fast an den Saum, und um den Halsausschnitt der glatten Schnebbentaille von breiter Perlen-Bordüre gehalten, gleichfalls in Zackenform ganz über die Taille. Auch die Aermel vertraten Perlenschnüre; — mit der Weiße der Perlen wetteiferten Hals, Arme und Hände der Trägerin dieses vornehmen Kostüms. Das tiefschwarze Haar war im egyptischen Stil frisirt; von einer diademartigen Spange fielen zu beiden Seiten des Kopfes mehrfache Perlenschnüre herab. Die weißen, sehr tief ausgeschnittenen Atlasschuhe waren mit Perlen umrandet und trugen eine Perlen-Agraffe an Stelle der Schleifen. B. de G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Bei der großen Beliebtheit und weiten Verbreitung der Brandmalerei ist es natürlich, daß die Industrie sich bemüht, den Wünschen des Publicums entgegenzukommen und die Apparte so zweckmäßig, bequem, handlich, dauerhaft und preiswerth wie nur möglich zu liefern. Gegenwärtig hat die Firma Emil Kohm in Karlsruhe, Baden, eine Neuheit in den Handel gebracht, die wohl geeignet ist, der interessanten Technik neue Freunde zuzuführen. Bis jetzt fürchtete sich noch manche Dame vor dem unvermeidlichen Rauch, der bei der Arbeit entsteht, namentlich bei tiefem Einbrennen des Grundes; ja mitunter verboten die Aerzte zart organisirten Personen die Ausübung der Brandmalerei, weil der aufsteigende Qualm die Augen zu Thränen und den Hals zum Husten reizt. Die bisherigen Versuche zur Abhülfe des Uebelstandes führten nicht zum Ziel; auch die Schutzbrille war nur für die Augen von Nutzen. Die neue, so einfache und billige Rauchabzugs-Vorrichtung wird allen hygienischen Anforderungen gerecht, und schützt den Arbeitenden wie die im Zimmer Anwesenden vor jeder Belästigung durch Rauch. Der Apparat besteht aus einem viertheiligen, durch Scharniere verbundenen Holzgestell, welches durch je 2 cm breite Leisten gebildet und mit festem, pergamentartigem Papier überzogen ist, ferner aus einem Blechunterfatz und einer Spirituslampe. Drei Theile des Apparates haben bei einer Höhe von 39 cm eine untere Breite von 23 cm und schrägen sich nach oben auf 9 cm ab; der vierte Theil ist unten um 15 cm kürzer. Vereinigt man nun die Theile durch drei Paar Häkchen und Oesen und befestigt an einer hinteren Querwand das Blechgestell mit der Lampe, so entsteht eine Art Schornstein mit einer vorderen Oeffnung. Nachdem die Spirituslampe angezündet worden, stellt man die Arbeit in oder dicht neben den Apparat, der nun selbstthätig die sich entwickelnden Dämpfe nach oben abführt. Da der Apparat flach zusammengelegt werden kann, nimmt er beim Aufbewahren geringen Raum ein. O. Altmann.

Spirituslampe mit Deckel.



Rauchabzugs-Vorrichtung für Brandmalerei.

Bezugsquellen: Diner-Toilette: J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — Kohm's Rauchabzugs-Vorrichtung: Emil Kohm, Karlsruhe, Baden und Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**
Direkter Verkauf an Private.
Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

Berlins grösstes Specialhaus für
Teppiche
in Sopha- und Salongröße à 3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billigst! Prosp. freo.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Wir versenden Echt
Englischen Costüm-Samt
Aus bestem und feinstem Material gearbeitet
60 Centimeter breit
Meter 3 Mk. 10 Pfg.
in allen neuen Farben.
Muster franko.
Versandhaus
Königsfeld & Co.
Chemnitz i. S.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690
ist die beste Seife zur **Pflege der Haut.**

Echt chinesische
Mandarinendaunen
das Pfund Mk. 2,85,
haltbarer und füllkräftiger als inländische Daunen, garantirt neu und staubfrei,
3 Pfund zum grossen Oberbett ausreichend.
Tausende von Anerkennungsschreiben.
Verpackung kostenfrei. Versand gegen Nachnahme von der
ersten Bettfedernfabrik mit electrischem Betriebe
Gustav Lustig,
Berlin S., Prinzenstraße 46.

Man verlange

Preisbuch

1100
stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz.
Preiscourante m. 1500 Illustr. auch üb. Werkz. u. Mat. f. 30 Pf. Briefm
Mey & Widmayer, München.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1897 über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

35 Pfg. kostet ein Karton
Omnicolor
genügend, um 8 Liter flüssige
waschechte Farbe,
zum **Färben von Stoffen jeder Art** herzustellen, **ohne** die **Hände zu beschmutzen.** Erhältlich in allen Apotheken und Drogengeschäften.
Chemische Fabrik Baumann, Kassel.

Jede sparsame Hausfrau
sammele die im Haushalt abgängigen
alten Wollsachen
und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle
Kleiderstoffe,
Unterrock- und **Anzugstoffe, Loden** 2c. an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von **Siebrecht & Schoppe, Einbeck.**
Mustercollection senden sofort franco.

Passendes Gelegenheitsgeschenk f. Herren!
Neu! Sensationell! Neu!
Offener
„Sicherheits-Steigbügel"
gesetzl. geschützt Nr. 56664
Man verlange illustr. Prospect grat. u. franko.
Liebenwerda, Pr. Sachs. **Fr. Boenick.**
Versandgeschäft f. Reit-, Jagd- u. Reisetenstil.

G. Wronker
Berlin 128
Charlotten-Strasse 2.
Fabrik für
Bambus-Möbel
und
Rohrmöbel
Illustrirte Preisliste franco gegen franco.

Ergrautes Haar
erhält, ohne jede Vorbereitung, durch einfaches Ueberbürsten mit durchaus **unschädlicher Birken-Brillantine** seine ursprüngliche Farbe dauernd und so naturgetreu wieder, daß niemand eine künstliche Färbung erkennen kann; auch dunkelt sie **rotes Haar** zu schönem braun. Befriedigendsten Erfolg sichere zu, à Fl. M. 3.60.
Bombelon & Schmidt, Nachf., Hamburg I.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 4, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Februar 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Mode-Zeitungen.

Die Mode befindet sich augenblicklich in einem Uebergangs-Stadium, das zu Extravaganzen wenig Gelegenheit bietet. Nur die Pariserin, — allerdings nicht gerade jene vornehmster Art, — bringt es fertig, die herrschenden maßvollen Formen der Mode ins Groteske zu übersetzen. Sie hat sich von dem weiten Rock noch nicht ganz getrennt, wahrscheinlich um eines Tages desto sensationeller zu dem anderen Extrem überzugehen; einstweilen scheut sie nicht die Unbequemlichkeit, die widerspenstige Stofffülle mit beiden Händen zu raffen und zu tragen. Sie verzichtet, des pikanten Effectes halber, auch auf die Bewegungsfreiheit ihres Köpfchens und läßt nur die rothen Lippen, Nasenspitze und Augen aus dem Tütenkragen herausschauen. Diese sibirische Pelzvermummung unter dem milden Winterhimmel von Paris hat fast etwas Komisches! Was der Kragen noch übrig gelassen, verbirgt der tief in die Stirn gesetzte Hut, dessen hohe breite Form dazu beiträgt, den Kopf der Trägerin in ein unförmliches Gebilde zu verwandeln, gekrönt von einem entsprechend kühnen Feder-Panache.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Durch kaiserlichen Erlaß hat die „Heimat für junge Mädchen und Frauen gebildeter Stände", die seit dem 1. April 1891 hier W. Königgrätzer Straße 126 I, besteht, die Rechte einer juristischen Person erhalten. Die Anstalt verfolgt bekanntlich den Zweck, allein-stehenden, unbescholtenen gebildeten Mädchen und Frauen der besseren Stände, — In- und Ausländerinnen, — die sich zu ihrer Ausbildung oder des Erwerbs halber dauernd oder vorübergehend in Berlin aufhalten, Anschluß, Rath und Hülfe und, gegen geringen Entgelt, Wohnung und Speisung zu gewähren. Mit der „Heimat" steht ein Bureau für Stellenvermittlung in Verbindung. Da die jetzt bewohnten Räumlichkeiten schon lange nicht mehr ausreichen, hat der Vorstand des Institutes vor kurzem ein eigenes Haus in der Köthener Straße erworben, wohin die „Heimat" am 1. October d. J. übersiedeln wird. Die Mittel für den Ankauf und den nothwendigen Umbau des Hauses sind der „Heimat" zum großen Theil aus dem Leserkreise der „Heimatglocken" zugeflossen. Dieses von den Damen A. und H. Vollmar herausgegebene Organ der Anstalt hat während der fünf Jahre seines Bestehens das Interesse für den oben geschilderten Zweig christlicher Liebesthätigkeit unter den Frauen in weiten Kreisen erweckt und gefördert. Noch fehlen die Mittel zur inneren Einrichtung des neuen Hauses, auch die für später in Aussicht genommene Gründung eines Hospizes zu befördern bleibt der Gebefreudigkeit aller Reichen vorbehalten.

— Die Einrichtung zweier neuer Armenämter, — auf dem Gesundbrunnen und in Moabit, — tritt mit dem 1. April d. J. in Kraft. In Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der städtischen Behörden steht bei beiden Aemtern die Zuziehung von Frauen zur Armenpflege zu erwarten.

Darmstadt. — Die Großherzogin Victoria Melita beabsichtigt nahe den bedeutenderen Städten unseres Großherzogthums Genesungs-Häuser für ärmere, aus dem Hospital entlassene Kranke zu gründen. Der Anfang dazu ist bereits gemacht durch die Ueberweisung des Bessunger Forsthauses und des Forsthauses von Böllenfallthor für diesen humanen Zweck. Beide sind in der Nähe der Stadt gelegen und durch ihre gesunde Lage in waldreicher Umgebung ganz besonders zur Aufnahme von Reconvalescenten geeignet.

— Der Vorsitzenden des „Alice-Verein für Frauenbildung und -Erwerb", Frau Marie von Hombergk zu Bach wurde vom Großherzog von Hessen das Ritterkreuz erster Klasse des Ludwigs-Ordens verliehen.

Weimar. — Ein Freibett für ein armes Kind stiftete Frau Niemann-Seebach in dem unter Protectorat der Großherzogin stehenden Kinder-Krankenhause.

Dessau. — Anläßlich der am 25. Januar stattgefundenen Vermählung der Prinzessin Alexandra von Anhalt und des Prinzen Sizzo von Schwarzburg-Rudolstadt wurden dem jungen Paar von den Frauen und Jungfrauen der Stadt ein kostbarer Teppich, zwei silberne Leuchter und zwei von Professor Schwendy ausgeführte Oelgemälde, Ansichten des Residenzschlosses und des Schloßplatzes, als Geschenk überreicht.

München. — Im hiesigen Kunstgewerbe-Museum ausgestellte Bordüren-Stickereien der Prinzessin Thekla von Schwarzburg-Rudolstadt, jüngsten Schwester der Großherzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin, erregten allgemeine Bewunderung. Die junge Fürstin beschäftigt sich mit Vorliebe mit derartigen Kunst-Handarbeiten, in deren Ausführung sie eine beneidenswerthe Fertigkeit besitzt.

Wien. — Seit kurzem hat sich hier ein „Gymnasial-Kurs für Frauen" gebildet, zu deren Theilnehmerinnen nur Erwachsene, auch einige Frauen gehören. Die Damen hoffen, nach dem Vorbilde der Berliner Gymnasial-Kurse ihr Lehrziel in drei Jahren erreichen zu können.

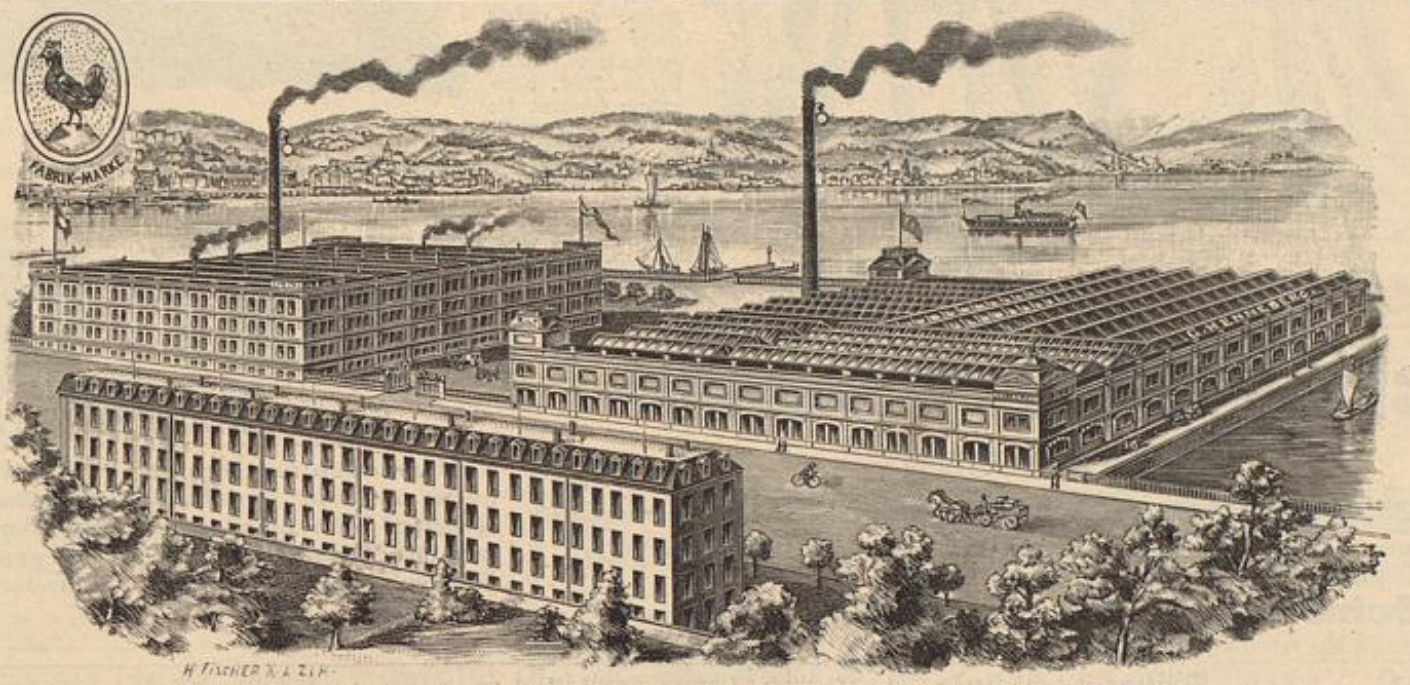
Pest. — Bekanntlich hat der Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics den Frauen die akademische Laufbahn erschlossen, indem er sie zur Absolvirung der philosophischen, medicinischen und pharmaceutischen Studien an den Universitäten Pest und Klausenburg zuließ. Vorderhand hat dies Zugeständniß allerdings nur für wenige Frauen praktischen Werth, da den meisten, welche sich einem wissenschaftlichen Beruf zuwenden wollen, noch die unerläßliche Vorbedingung, das Gymnasial-Studium, fehlt. Nach dem Vorbilde Krakau's und Wien's, dessen gymnasiale Mädchenschule, eine Schöpfung des „Verein für erweiterte Frauenbildung", bereits fünf Jahre lang besteht, hat der „Landes-Frauenbildungs-Verein" auch hier ein Mädchen-Gymnasium gegründet. Die neue Anstalt, um deren Schaffung sich die Vice-Präsidentin, Frau Constance de Rudnay, besonders verdient gemacht, ist von der Regierung mit dem Oeffentlichkeits-Recht ausgestattet worden. Das Gymnasium wurde gleich mit 85 Schülerinnen in zwei Klassen, der 1. und 5., eröffnet, die im eignen Heim des „Landes-Frauenbildungs-Vereins" untergebracht sind.

London. — Die jüngste Tochter der Königin, Prinzessin Beatrice, wurde kurz nach dem Tode ihres Gatten, des Prinzen Heinrich von Battenberg, zum Gouverneur der Insel Wight ernannt, welche Würde der Verblichene bekleidet hatte. Es ist dies seit einem halben Jahrtausend wieder das erste Mal, daß die Insel einen weiblichen Gouverneur hat. Anläßlich ihres Regierungs-Jubiläums gedenkt Königin Victoria dieser ihrer Lieblingstochter den Titel: „Herzogin von Kent" zu verleihen. Die Monarchin hat hierbei nicht nur die Rangerhöhung im Auge, welche mit diesem Titel für die Prinzeß Beatrice verbunden wäre; es leitet sie vor allem die Absicht, ihrem Enkel, dem ältesten Sohne der Prinzessin, Albert Alexander, eine entsprechende Position und die englische Pairsschaft zu verschaffen. Auch hegt die Königin seit langem schon den Wunsch, diesen Titel, welchen ihre Mutter als Gattin und Witwe des vierten Sohnes, Georgs III., Herzogs Edward von Kent, so lange Jahre getragen hat, aufs neue an ihrem Hofe aufleben zu lassen.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Für ein weniger regelmäßiges als pikantes Gesichtchen bildet die Rococo-Frisur stets die günstigste Folie. Das gewellte, stark gepuderte Haar wird, über ent-



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.**

Seide!

auch meter- und robenweise an Private direkt!

porto- und steuerfrei ins Haus!

Schwarze, weisse u. farbige „Henneberg-Seide" von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins 2c.).

Braut-Seide	von	95 Pfg. — 18.65	Seiden-Ballstoffe	von	60 Pfg. — 18.65
Seiden-Ripse	„	Mk. 1.85 — 13.45	Seiden-Surahs	„	Mk. 1.35 — 7.10
Seiden-Damaste	„	„ 1.35 — 18.65	Seiden-Taffete	„	„ 1.45 — 9.30
Seiden-Bastkleider p. Robe à	„	„ 13.80 — 68.50	Seiden-Grenadines	„	„ 1.35 — 11.65
Seiden-Foulards	„	95 Pfg. — 5.85	Seiden-Bengalines	„	„ 1.95 — 9.80
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	Seiden-Faille française	„	„ 2.45 — 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine	„	„ 2.35 — 10.90

Durchschnittl. Lager: ca. zwei Millionen mètres.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, Louisine, Grisaille, Comtesse, Rhadames, Luxor, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** 2c. 2c. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sprechender Unterlage, leicht von der Stirn zurückgenommen und auf der Kopfhöhe in lose Puffen geordnet, in die sich auf der linken oder rechten Seite ein Federtuff oder ein zierliches Schleifen-Arrangement schmiegt. Kleine Löckchen um Stirn und Nacken machen die Frisur besonders kleidsam. Diese kann ebenso gut zu einem vollständigen „Kostüm" als mit moderner Gesellschafts-Toilette getragen werden; — läßt man den Puder fort, so entspricht die Frisur auch der Tagesmode. Immer aber macht sie reichen Schmuck wünschenswerth. Die mit dem Köpfchen zur Darstellung gelangende Halskette in altvenetianischem Stil besteht aus einzelnen, reich mit Türkisen besetzten Gliedern, die dünne Goldringe untereinander verbinden. Perlenschnüre vervollständigen das Gehänge und legen sich in mehreren Reihen fest um den Hals.

Rococo-Frisur. Halskette in altvenetianischem Stil.

— Das echt orientalische Jäckchen aus taubengrauem Seidenreps mit Silberstickerei ist als Schmuck einer Toilette mit gezogenen langen Aermeln aus beinweißem Seidenkrepp gedacht. Wir geben die aparte Vorlage unseren in Handarbeit geübten Leserinnen zur Nachahmung; das prächtige Muster ist nicht allzuschwierig nach der Darstellung aufzuzeichnen, die Arbeit selbst besteht im Ausnähen der Contouren mit Silber- oder Goldschnur. Den Rand des Jäckchens umgiebt eine Grelots-Borte aus Goldlitze; weiße Seide bildet das Futter, weißer Krepp die Aermelpuffen. E. S.

Wien. — An dem ganz außergewöhnlichen Interesse, mit welchem das Wiener Publicum Helene Odilon's seltsam realistisch-poetische Darstellung in Maurice Delaunnay's „Verliebten" folgt, hat die Toiletten-Kunst der Schauspielerin auch ihren wohlverdienten Antheil. Als hochinteressant zeigen wir unseren Leserinnen eine Besuchs-Toilette aus hell granatrothem Sammet und grauem Kaschmir, der neuesten Farbenverbindung für Frühjahrsgewänder. Der Kaschmir-Rock in der hellen Nüance des Chinchilla-Pelzes ist in weiter Rundung geschnitten und danach in Plissé-Falten gebrannt, welch letztere sich um die Hüften herum ziemlich ausspannen, während sie unten tiefer einfallen und am Saum mit einem schmalen Pelzstreifen abschließen. Die Jackentaille aus rothem Sammet, mit schwarzen Atlas-Röllchen verziert und mit Chinchilla gefüttert, erscheint unten knapp geschlossen; dazwischen wird ein Plastron aus weißer Liberty-Seide mit augenblendender Stickerei von Diamantflittern auf schwarzem Sammetgrund sichtbar. Das kleine Toque-Hütchen aus einem faltig arrangirten Stück Chinchilla schmücken weißer Federtuff und hellrothe Geranium-Blüthen. N. Br.

Ball- oder Gesellschafts-Toilette mit Stuart-Kragen.

Ball-Toilette mit pelzbesetztem Ueberkleid.

— Die modernen Ball-Handschuhe in den zartesten bunten Lederfarben, der Ballkleid-Farbe angepaßt, bringen als Neuheit mehr oder weniger breite Rand-Garnituren, die sich entweder aus Lederstreifen in zwei Nuancen einer Farbe zusammensetzen, oder auch eine gestreifte Manschette zeigen, die, mit farbigen Steppstickereien und Puffenschlitzen aus farbiger Seide verziert, den Oberarm umgiebt. Die Handschuhe schließen nicht mehr knapp an den jetzt sehr kurzen Puffärmel an, sondern lassen noch ein Stückchen Arm frei, wenn sie nicht nur bis unter den Ellbogen reichen. Die Steppnaht ist stets in zartfarbiger Seide schmal ausgeführt, die Knöpfe bestehen aus farbig gebeizter Perlmutter oder aus Rococo-Email. Glacé-Leder ist fast ausschließlich in Gebrauch. N. Br.

Besuchs-Toilette mit pelzbesetzter Jacke.
Frau Odilon in „Die Verliebten".

Paris. — Herrscht für die Jugend das fußfreie Ballkleid aus duftigem Stoff mit Blüthen und Bandschleifen, so bieten sich für die Toilette der jüngeren oder älteren Frau um so kostbarere Stoffe: Brocat, Damast oder Sammet in Verbindung mit echten oder Imitations-Spitzen, mit duftigem, von Gold- und Silberstickerei bedecktem Tüll und, — last not least, — mit Pelz jeglicher Art. Wie all diese Herrlichkeiten zu einem harmonischen Ganzen sich vereinen lassen, zeigt unsere Skizze. Das ausgeschnittene Ueberkleid aus beinweißer, farbig gestreifter Seide zeigt die jetzt für schlanke Figuren wieder so beliebte Prinzeßform mit kurzer Schleppe. Den Einsatz an Rock und Taille, Berthe und Aermel bilden alter englischer Spitzenstoff und echte Spitzen über seegrüner Seide; eine Schleife aus gleichfarbigem Atlasband markirt den vorderen Taillenschluß. Originell ist die Verwendung der kostbaren Brillant-Schnallen als Schleifenknoten und auf dem Pelzbesatz des Ueberkleides, sowie die Stickerei in farbigen Steinen auf den weißen langen Glacée-Handschuhen. Collier aus Brillanten und Perlen; die Aigrette wird gleichfalls von einem Brillant-Schloß gehalten. — Unsere zweite Ball-Toilette zeigt eine Zusammenstellung von Sammet, Seide und Krepp. Hier ergiebt weiße Faille mit großen Gold-Arabesken den Rock, blaugrüner Sammet die Taille, die als Ausstattung, außer dem berthenartigen Perl- und Steinbesatz um den vorderen Ausschnitt, einen großen Stuart-Kragen aus Goldspitze mit farbigem Steinbesatz erhält. Beinweißer Krepp bildet die kurzen Puffärmel und begleitet faltig den vorderen Ausschnitt als Unterlage für das Perlgehänge wie auch für die mehrreihige Halskette aus Perlen. Die Hals-Garnitur darf außerdem noch eine, besonders schlanken Gestalten erwünschte Vervollständigung durch kleine weiße Straußfeder-Spitzen erhalten. B. de G.

Orientalisches Jäckchen mit Silberstickerei.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 86. Schattirte Plattstickerei. Neben dem vollständigen Lehrgang für schattirte Plattstickerei bietet das dem nächsten Hefte beigelegte Extra-Blatt zwei abgeschlossene Musterstücke, wovon das erste, Abb. 11, aus stilisirten Blumengebilden besteht, während der flotte Nelkenzweig, Abb. 13, vollständig naturalistisch behandelt wurde. Die dargestellte Abbildung zeigt die Verwendung des größeren Musterstückes zu einem Rückenkissen.

Kissen. Schattirte Plattstich-Stickerei.

Die mit schmaler Franze abgeschlossene Stickerei begrenzen Puffen aus blauem Seidenstoff, welche durch kreuzweise verknüpfte, gelbrothe Schnüre niedergehalten werden. A. M.

Bezugsquellen: Rococo-Frisur: J. Pomorischat, W. Kanonirstr. 1. — **Halskette:** E. Kayser, W. Leipzigerstr. 124. — **Besuchs-Toilette:** Ch. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 11. — **Handschuhe:** A. Kment, Wien I, Goldschmiedgasse 7.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**
Direkter Verkauf an Private.
Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Villa Primavera, Gardone Riviera am Gardasee, Italien.
Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. Koeniger. Leiterin: Frau N. Stölting (bish. Schwest. d. Victoriahaus z. Berlin).

Gesichtshaare
entfernt nach einmaligem Gebrauch und für immer das unschädliche ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 Mk. mit amtlicher Begutachtung.
F. Marealouse, Prag-Smichow.

Privat-Fachschule
in einer gröss. Stadt Hessens an eine geprüfte Handarbeitslehrerin alsbald **abzugeben.** Adress. unt. **M. 1273** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Cassel** erbeten.

Nährzwieback u. Weizenschrotbrot
prämiirt, ärztl. empfohlen.
Zwieback 6 Schock M. 4.—, 3 Schock M. 2.40, frei mit Kiste. **Schrotbrot** Postpacket 10 Stck. M. 2.25, frei gegen Nachnahme.
Carl Friesecke, Bäckerei, **Quedlinburg** a. Harz.

Schweineschmalz.
Schweineschmalz, gar. rein Pfd. 40 Pf.
Süßrahm-Tafel-Margarine Pfd. 60 Pf.
vers. per Post u. Bahn geg. Nachn. Bei Abnahme v. 30 Pfd. sende frco. nach jed. deutsch. Bahnstat.
Gustav Lüdeking, Hamburg-Eppendorf.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 3, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Viel Geld
könn. gebild. Damen mittels einer neuartigen häuslichen Beschäftigung dauernd verdienen. Prosp. geg. 5-Pf.-Marke vom Patentinhaber
J. Benk, Dresden, Post 14.

Solide schwarze Seide
direct aus der Fabrik.
Man verbrenne ein Müsterchen des Seidenstoffes und etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage. Echte, rein végétal gefärbte, solide schwarze Seide hinterlässt **weisse Asche.** Verfälschte, beschwerte Seide, die leicht speckglänzig wird und bald bricht, hinterlässt dunkelbraune und hellbräunliche Asche.
Bevor man anderweitig kauft, verlange man Muster aus der
Hohensteiner Seidenweberei „LOTZE" Hohenstein i. S., Mech. Seidenstoff-Fabrik.
Grösste Collection **schwarzer, weisser** und **farbiger** Seidenstoffe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. März 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Dreitheiliger Wandschirm mit Malerei.
Entworfen von Frau von Sivers, ausgeführt von Fräulein Lenz.

Die Hauptwirkung des im englischen Blumenstil reich verzierten Wandschirmes liegt in dem Contrast der theils flach, theils plastisch ausgeführten Malerei, die durchgängig naturalistisch gehalten ist. Auf den 110 cm hohen, 35½ cm breiten Holzplatten der Füllungen, die mit grünlich-weißer Oelfarbe grundirt sind, markiren 2½ cm breite, mit Gold gemusterte, bräunlich gemalte Leisten je zwei schmale Theile von 19 und 13 cm Höhe; in den oberen Feldern steigen gelbe Crocus empor, während in den unteren Epheuranken und Veilchenblätter mit einzelnen eingestreuten Blüthen friesartig geordnet erscheinen. Die Hauptfelder schmücken aufstrebende Tazetten und Narcissen in den natürlichen Farben Gelb und Weiß mit ihrem grünen Laub. Volle, plastisch gemalte Veilchensträuße, durch lila Bänder zusammengehalten und unter einander verbunden, hängen lose herab; die Bänder gehen scheinbar hinter dem Rahmen der einzelnen Felder hindurch. Die Rahmen sind weiß lackirt und mit feinen Goldfäden gemustert; Goldleistchen befestigen die Platten in dem 132 cm hohen Gestell, dessen Leistenbreite 2½ cm beträgt. Die Rückseite ist mit graugrüner Seide faltig bespannt. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Durch Ministerial-Verfügung ist dem weiblichen Geschlecht nunmehr auch das Studium an der Landwirthschaftlichen Hochschule zugänglich gemacht worden. Die Zulassung erfolgt unter den gleichen Bedingungen, wie an den Universitäten, d. h. die studirenden Frauen bedürfen einer besonderen Genehmigung des Rectors.

Inowrazlaw. — Der Geburtstag S. Maj. des deutschen Kaisers bot Veranlassung zu einer seltenen Festlichkeit, — einem Damen-Diner im Kreis-Ständehause, — an dem dreiundvierzig Damen aus Stadt und Umgebung, unter Vorsitz der Frau Landrath von Oertzen, sich betheiligten. In origineller Weise war der Bedarf an Speisen und Getränken gedeckt. Jede der Theilnehmerinnen übersandte irgend ein Gericht, eine Schüssel mit Delicatessen oder Wein und — eine Flasche Sect, sodaß reiche Fülle die Festtafel zierte. Dank der trefflichen Fürsorge der Frau von Oertzen bot die Tischkarte angenehme Abwechselung, und frohgehobene Stimmung herrschte an der würdig geschmückten Tafel. Nachdem Frau Landrath von Oertzen das „Hoch" auf den Kaiser ausgebracht, wurde ein Huldigungs-Telegramm der Damen an den Monarchen abgesandt.

Wien. — In einer am 4. Februar abgehaltenen Sitzung des Damen-Comité vom Verein „Goldenes Kreuz", dessen Protectorat die Kronprinzessin-Witwe Stephanie übernommen hat, wurde die Veranstaltung einer Lotterie beschlossen zu Gunsten der Errichtung von Kurhäusern für Staatsbeamte. Gleichzeitig zur Förderung inländischer Kunst wurde der Ankauf von Werken heimischer Künstler für die Lotterie vorgeschlagen. Die hohe Protectorin, welche am genannten Tage selbst den Vorsitz führte, sprach in beredten Worten ihre Zustimmung aus und äußerte sich höchst anerkennend über das Streben des Vereins und das Wirken seiner Mitglieder.

— Eine segensreiche Stiftung ist hier durch den Gründer des bekannten Damen-Confections-Hauses Herrn Christoph Drecoll jüngst ins Leben gerufen. Derselbe hat ein Kapital von 100,000 fl. zur Verfügung gestellt, aus dessen Erträgnissen mittellosen Schneidern und Schneiderinnen Beihülfen zu ihrer Fachausbildung, und verarmten Gehülfen und Gehülfinnen Unterstützungen gewährt werden sollen. Auch der Bau eines Stiftungshauses ist von dem großherzigen Geber geplant, unter der Bedingung jedoch, daß die Stadt Wien den Baugrund kostenfrei gebe.

Paris. — Am 20. Januar starb hochbetagt hier Mme. Carnot, die Mutter des auf beklagenswerthe Weise aus dem Leben geschiedenen Präsidenten Sadi Carnot.

Petersburg. — Zur Errichtung eines Convicts für die Hörerinnen des Medicinal-Institutes für Frauen hat der Czar 65,000 Rubel aus den Beständen der Reichs-Rentei angewiesen.

Toronto. — In dem Bestreben, den Frauen neue Erwerbszweige zu erschließen, geht Amerika rühmlich voran. Unter anderem hat die Law-Society in Ontario (Canada) kürzlich beschlossen, auch Frauen zur Advocatur zuzulassen.

Venedig. — Prinzessin Beatrice von Bourbon-Anjou, die dritte Tochter Don Carlos', des Herzogs von Madrid, und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Margarethe von Bourbon-Parma, hat sich verlobt mit dem Fürsten von Rociano und Herzog von Auticoli-Corrado, Don

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabriken** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versenden gern **Muster** von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei ins Haus.**

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen P. Barthel, für Illustriren H. Looschen, für Modelliren Ferdinand Lepcke, für Kupferstich Prof. G. Ellers, für Perspektive W. Herwarth. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Töchter-Pensionat und Wirthschafts-Institut
von Ph. Beauvais und E. Lentze, gegr. 1882.
Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 120 pt. und 1. Etage.
Gleich praktische wie wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen höherer Stände.
Vorzügliche Referenzen. — Französin im Hause. — Prospekte franko.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung 2c. Ausführl. Prospekt gratis.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung und Entwürfe im Atelier von Johanna Helfer, Berlin, W. Bülowstrasse 81.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Villa Primavera, Gardone Riviera am Gardasee, Italien.
Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. Koeniger. Leiterin: Frau N. Stölting (bish. Schwest. d. Victoriahaus z. Berlin).

Schlafe gut!
Schlafdecke aus weichem, baumwoll.
Velour-Lama,
140×190 groß, versenden wir für
2 Mark
in herrlichen neuen Mustern.
Versandhaus
Königsfeld & Co.
Chemnitz i. S.

Die Deutsch-Holländische Matratzenfabrik in Münster i. Westf. und Amsterdam empfiehlt, als vollkommensten Ersatz für Roßhaarmatratzen, ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, durchaus soliden
Kapok-Matratzen
in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690
ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. Die Vorsteherinnen.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt G. Mackenrodt, Quedlinburg.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fabrice Massimo. — Wie aus Viareggio gemeldet wird, hat Don Carlos seine dortige Hofhaltung aufgelöst.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Dem Gürtel aus Metall mit Email oder farbigen Steinen fügte die Tagesmode jüngst noch ein anderes originelles Schmuckstück gleicher Art für das Halsbündchen hinzu, wo es die Stelle eines Colliers zu vertreten hat. Etwas weniger anspruchsvoll als ein solches, deckt es nur die vordere Hälfte des Stehkragens oder umgiebt, einem dunkeln Sammetband aufgenäht, kleidsam den Hals. Der dargestellte Gürtel besteht aus fünf Gliedern von hellstem, mit weißem Leder gefüttertem Krokodil-Leder; die Verbindung stellen ebenso viele Bronze-Schließen und Ringe her. Die Schließen, wie die Medaillons auf den Ledertheilen des Gürtels und der Halsschmuck tragen türkisblaue Email-Auflagen, von feinem Goldgeäder durchzogen. E. S.

Janik'scher Frisir-Apparat.

Wien. — Bei der Herstellung der für große Toilette modernen Locken- und Puffen-Frisur war man bisher genöthigt, das Haar auf dem Wirbel zu binden und neben Zierkämmchen und anderem Schmuck dem Kopf eine ganze Last Schildpatt- und Stahlnadeln zur Sicherung der Haarfülle aufzubürden. Mit Hülfe des neuen Janik'schen Frisir-Apparates wird es möglich, ohne Anwendung von Haarband und -Nadeln die verschiedensten Frisuren, vor allem die dargestellte Frisur „Wiener Chic" zu arrangiren. Der Apparat, zwei, an einem Ende durch Schraube verbundene, bewegliche Halbmond-

Halsschmuck aus Bronze mit Email-Auflagen.

Gürtel aus Krokodil-Leder und Schließen mit Email-Auflagen.

Kämme mit Haarstütze, dient zunächst dem Zweck, das zum Wirbel hochgekämmte Haar zusammenzuhalten. Ueber dem Apparat ist das Haar dann mit Leichtigkeit zu hochstehenden Schleifen und Puffen zu ordnen; zur Befestigung derselben dienen kleine Gummischnur-Oesen, welche in den Randlöchern an einem der Doppelkämme befestigt sind und über die correspondirenden Halter an dem anderen Kamm gespannt werden.

— Unser Modell, ein Ballkleid für junge Mädchen, veranschaulicht die neueste Variation, die Toilette von oben bis unten mit aufgesetzten Blenden in schwach abgestufter Breite zu garniren. Das seidene Unterkleid deckt glatter Tüll, dem die Schrägstreifen aus Seidenkrepp mit Steiftüll-Einlage aufgesetzt sind; ganz schmale Atlasbändchen von gleicher Farbe, in Zwischenräumen von 3 cm mit Simili-Steinchen benäht, begrenzen die Säume nach oben. Besonders originell ist der glatte Blenden-Besatz der Taille und die Form der Epaulettes über den kurzen Puffärmeln. Feine Perlreihen mit Brillant-Spangen und kleinen Brillant-Tropfen dienen als Halsschmuck.

— Eine Ausstellung von Hofball-Toiletten und jugendlichen Ballgewändern vereinigte kürzlich zahlreiche elegante Besucherinnen in dem Hause Ch. Drecoll. Unter den Kostümen der Prinzessin Louise von Coburg fesselte uns eine weiße Atlas-Toilette mit ägyptischer Schmuckstickerei in Gold, Rubinen, Smaragden und Brillanten nebst hochrother Sammet-Garnitur; den Schleppensaum umgab statt des Pelzes eine pelzartig wirkende, dichte Tüllrüsche. — Ein höchst originelles Ballkleid, — eine rundgeschnittene Schlepp-Robe aus nilgrünem plissirten Glacé-Taffet mit wellenförmig aufgesetzten winzigen Musselin-Falbeln geziert, — machte einen durchaus alterthümlichen Eindruck! Die Taille aus plissirtem lichtgrünen Musselin schmückten smaragdgrüne Sammetschleifen und Smaragdstickerei auf weißem Atlas in Form eines doppelten Empire-Schnebbengürtels. — An ein paar jugendlichen Modellen fiel die Garnitur aus schmalen Atlasröllchen auf; über einem mit Heckenrosen gemalten Unterkleide stiegen in Serpentine-Form geschnittene Tüllfalbeln mit rosa Atlasröllchen empor; auf der Taille bildeten die Röllchen ein gitterförmiges Geflecht. — Ganz wie ein Blumenkorb, aus goldenen Borten geflochten, erschien eine andere Balltaille, und wie aus dem Korbrand heraus legte sich eine dichte Fülle von Rosen um Brust und Arme. Künstliche Rosen an gestickten Ranken bedeckten den rosa Tüllrock.

Frisur „Wiener Chic".

N. Br.

Paris. — Die Mannigfaltigkeit der Formen, für welche die Mode heute mehr denn je sorgt, giebt Jung wie Alt die Möglichkeit, die Kleidung unter genauer Berücksichtigung der eigenen Erscheinung zu wählen. So bietet sich für eine zierliche, jugendliche Gestalt vor allem das Genre Louis XVI., an dem Farben und Formen sich zu anmuthigster Wirkung vereinen. An einem Gesellschaftskleid dieser Art bestand der fußfreie, bei aller malerischen Faltengebung doch schlanke Rock aus blaßblauem Moiré-Velours, die kurze, knappe Schnebbentaille

Ballkleid mit Blendenbesatz.

Tuchjacke mit losem Passenkragen.

liegende Aermel, den gleichfalls ein Gaze-Volant abschließt.

— Als elegante Vervollständigung zum Visiten-Anzug erhielt die hellgrüne Tuchjacke eine passenartige Kragen-Garnitur, die nach Belieben abgenommen werden kann. Dieselbe besteht aus dunkelgrünem Sammet mit gelblicher Spitzen-Application. Die Umrandung bildet eine ebenso kleidsame wie originelle Rüsche aus blau und grün schillernden Hahnenfedern. Mit der Jacke harmonirt das zierliche Toque-Hütchen mit wellenartig gebogenem Rand; grüne Sammet-Enden und -Schlupfen nebst hochstehendem Federtuff ergeben die Garnitur. B. de G.

aus türkisblauem Sammet, belebt durch große Email-Knöpfe. Das charakteristische Merkzeichen dieses Toiletten-Stils ist einerseits die fichu-artige Taillen-Garnitur, die sich hier als doppelter, schräg verlaufender Serpentine-Volant aus duftiger plissirter Gaze mit Sammetbändchen-Abschluß um den tiefen herzförmigen Ausschnitt legt, andererseits der bis zum Ellbogen eng an-

Gesellschaftskleid im Stil Louis XVI.

Literarisches.

Neue Vorlagen für Kerbschnitzerei. Verlag von G. A. Noll, Halle a/S. 10 Heft. Preis 6 Mark.

In die Sammlung von Vorlagen für Brandmalerei (Heft 1—6 u. 9), sowie für Delfter und Porzellan-Malerei (Heft 7—8), fügt sich Heft 10 mit einer reichen Auswahl von Mustern zur Kerbschnitzerei ein. Die gebotenen Vorlagen, von einfachen schmalen Borten bis zu Tischplatten und Füllungen, sind in ziemlich großen Formen gehalten und recht wirkungsvoll. Jedem der sechs, 36 zu 51 cm großen Blätter ist eine Pause beigegeben, die einzeln käuflich ist, wie das Blatt selbst. — Die drei folgenden Hefte 11—13 sind wieder der Brandmalerei gewidmet und bieten (Heft 11) größere Sprüche für Speise-, Rauch- und Herrenzimmer, (Heft 12) größere Ornamente für allerlei Möbel, (Heft 13) Blumenstücke, einzelne Ranken u. s. w. — E. F.

Bezugsquellen: Gürtel und Halsschmuck: J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — **Frisir-Apparat:** F. Janik, Wien I, Freisingergasse 3. — **Ballkleid:** Ch. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 11. — **Wandschirm:** Schülerinnen-Atelier von Frau von Sivers, W, Lützowstr. 82.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

Fritz Borstell's Lesezirkel.

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin N. W. 7.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	90 M.	175 M.	300 M.

Vierteljahrs-Abonnements:

10 M.	13 M.	15 M.	30 M.	50 M.	90 M.

Wechselzeitig beliebig. — Emballage frei. — Prospecte gratis.

1100

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz. Preiscourante m. 1500 Illustr. auch üb. Werkz. u. Mat. f. 30 Pf. Briefm.

Mey & Widmayer, München.

Nährzwieback u. Weizenschrotbrot

prämiirt, ärztl. empfohlen.

Zwieback 6 Schock M. 4.—, 3 Schock M. 2.40, frei mit Kiste. **Schrotbrot** Postpacket 10 Stck. M. 2.25, frei gegen Nachnahme.

Carl Friesecke, Bäckerei, Quedlinburg a. Harz.

Nur ächt mit Marke „Pfeilring".

LANOLIN

Toilette-Cream

LANOLIN

Marke Pfeilring

In den Apotheken und Drogerien.

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Schwarze Seidenstoffe

sowie weisse und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Haltbarkeit von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

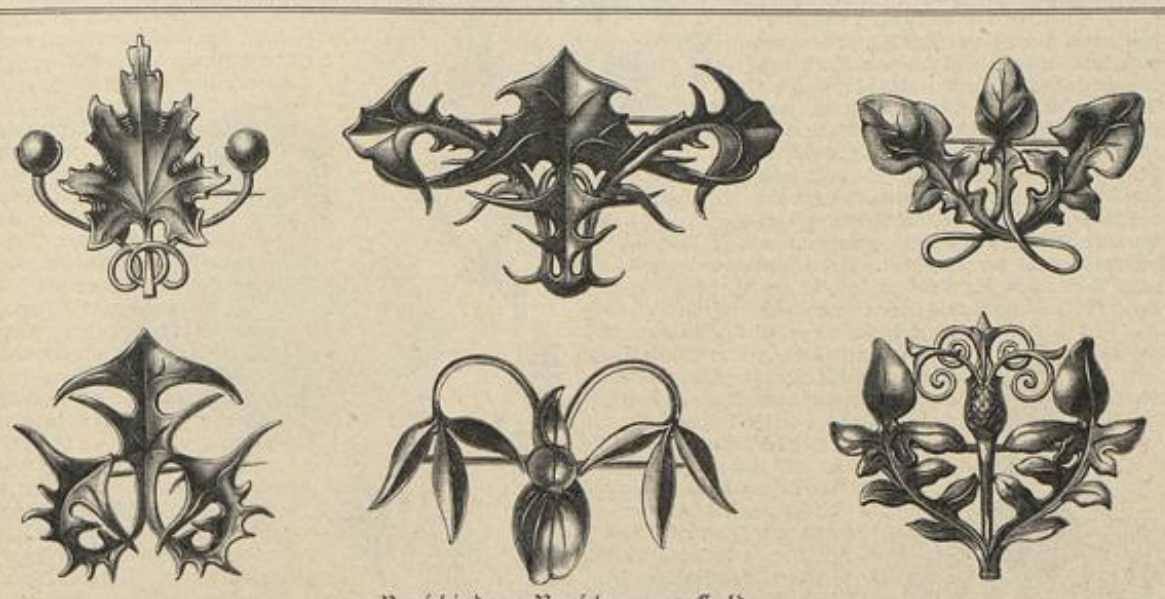
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 15. März 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.



Verschiedene Broschen aus Gold.
Nach Entwürfen von Hermann Hirzel, ausgeführt von Louis Werner, Berlin.

Die Entwürfe entspringen dem Bestreben, das Gold als alleiniges Material zur Wirkung gelangen zu lassen, ohne Hinzunahme von Edelsteinen oder Perlen, denen es sonst nur als Fassung, wenn auch in schönster Arbeit, dient. Als Motive sind einfache Blatt- und Blumenformen gewählt und in ungezwungener Weise naturalistisch wiedergegeben. Gravirung und Ciselirung beleben die matten Goldflächen und lassen keine Eintönigkeit aufkommen. Da die Schmuckstücke nicht zur großen, spitzenverzierten Toilette bestimmt sind, sondern für Promenaden- oder eleganten Hausanzug, so dürfen die feinen Zacken und Ausläufer, die den Spitzen gefährlich werden könnten, keinen Anstoß erregen, zumal gerade sie größere Abwechslung und künstlerische Bewegung in die schlichten Formen bringen. Bei der trefflichen Ausführung, die den Intentionen des Künstlers vollkommen gerecht wird, müssen die Preise dieser eigenartigen und wirkungsvollen Schmuckstücke als mäßig bezeichnet werden. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Bei dem großen Wohlthätigkeits-Feste „Holländische Kirmse" des „Vaterländischen Frauenverein", welches am 19., 20. und 21. Februar in der Ravené'schen Galerie stattfand, gelangte auch ein neues Werk der westphälischen Poetin Johanna Baltz zur Aufführung. Die Dichtung trägt den Titel „Brandenburg-Holland" und schildert Scenen aus dem Leben des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin Luise Henriette. J. M. die Kaiserin, die am ersten Tage des Festes der Aufführung bis zum Schlusse beiwohnte, zeichnete die anwesende Dichterin durch huldvoll anerkennende Worte aus und überreichte derselben ihr Bild mit eigenhändiger Unterschrift. Johanna Baltz, die seit einer Reihe von Jahren ihr Musenheim zu Arnsberg, ihrem Heimatsort „auf rother Erde" aufgeschlagen, hat durch eine Reihe von Novellen, Skizzen und Gedichten von sich reden gemacht, vor allem aber durch ihre patriotischen Festspiele und Lieder allseitige wohlverdiente Anerkennung gefunden. Bei der ersten Aufführung ihrer „Königin Luise" wurde ihr von allen Seiten begeisterte Huldigung entgegengebracht, der Cultus-Minister sandte ihr ein Ehren-Telegramm. Als dann im Jahre 1896 ihr Festspiel „Zollernfrauen" vor der deutschen Kaiserin dargestellt wurde, nahm die hohe Frau Gelegenheit die Dichterin persönlich mit der unlängst vorher gestifteten Verdienst-Brosche zu schmücken, eine Auszeichnung, die Frl. Baltz auch jetzt auf dem Fest des Vaterländischen Frauenvereins trug. Wie es heißt, arbeitet die Dichterin an einem neuen Festspiel „Wilhelm der Große" zu Ehren der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Wilhelms I.

Erfurt. — Auf eine im November 1895 von der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" ausgeschriebene Preisfrage: „Wie läßt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre am zweckmäßigsten gestalten" liefen achtundzwanzig Arbeiten ein, darunter zwanzig von Frauen. Den Preis von dreihundert Mark erhielten je zur Hälfte die Schriftstellerin Luise Hagen-Berlin und die Lehrerin Anna Beyer-Forst.

Kassel. — An Fräulein Frida Storck, der am 25. Januar im Alter von sechsundvierzig Jahren hier verstorbenen Roman- und Jugend-Schriftstellerin, verlor die Lesewelt eine Erzählerin von seltener Formgewandtheit. Ihre Werke, die meist in Familien-Journalen Aufnahme fanden, geben Zeugniß von reicher Phantasie, scharfer Beobachtungsgabe und überaus glücklichem Humor. Zu ihren letzten Werken gehören „Prinz Wolfram" und eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: „Um den Glauben", die erst kurz vor dem Tode der Schriftstellerin erschien.

London. — Bereits im Januar d. J. erließ die Herzogin von Devonshire einen Aufruf an alle Frauen britischer Nation und Abstammung, in dem sie aufgefordert werden, sich an der „Victorian Era Exhibition" zu betheiligen, einer Ausstellung von Arbeiten, vor allem von Frauenarbeiten jeder Art, die während der Regierungszeit der Königin Victoria zu stande gekommen sind oder in besonderer Weise Aufschwung genommen haben. Die Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften, philanthropische, ethische Bestrebungen, Hauswirthschaft und Handwerk, werden auf der genannten Ausstellung vertreten sein. Der Vorstand setzt sich aus Damen der höchsten Gesellschaftskreise zusammen unter dem Vorsitz der Herzogin von Devonshire. Einsendungen und Mittheilungen werden bis zum 20. April d. J. erbeten und sind zu richten an: The Victorian Era Exhibition, Earl's Court, London. Section for women's work.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die immer mehr hervortretende Neigung der Mode zum Schlanken, Flachen in der ganzen Form, entgegen der Stoff-Fülle des vergangenen Jahres, kommt an dem fahlgrünlichen Promenaden-Kleid aus Tuch besonders stark zum Ausdruck. Auch bleibt Pelz, vor allem in seiner kleidsamen Verbindung mit Spitze, so andauernd in Gunst, daß er sich als Besatz bis tief in das Frühjahr hinein erhält, nachdem er als wärmende Hülle seine Rolle längst ausgespielt

„Die Seide ist verbrannt!"

sagen die Damen, wenn die betreffenden farbigen Kleidungsstücke sehr oft nach nur 2—3maligem Tragen Risse etc. in den Falten bekommen; das ist aber kein zufälliges »Verbrennen« der Rohseide! sondern dieselbe wird **absichtlich** mit metallischem Schund überladen, der den Nerv des Rohseidenfadens zerfrisst; man nennt ein solches Färben: »Chargiren!« — je mehr die Seide chargirt werden soll, durch desto mehr **Chlor-Zinn-Bäder** muss sie gezogen werden, um dieses Gift recht innig **aufsaugen** zu können. Die gefärbte Seide — **das edelste Gespinnst!** — hat also den **Todeskeim** schon in sich, ehe sie auf den Webstuhl kommt!! — Die daraus gefertigten sogenannten Seidenstoffe (die oft zur Hälfte aus zerfressener Seide, zur anderen Hälfte aus Chlor-Zinn bestehen, was man am fertigen Stoff nicht sehen kann!) **müssen** nach kurzem Gebrauch wie Zunder reissen, je nachdem die Seide mehr oder weniger chargirt worden ist. —

Und warum wird diese **unverzeihliche Sünde** begangen? — Um den Konkurrenten immer und immer wieder wegen einiger Pfennige per Meter »zu schlagen«, muss fortgesetzt mehr und mehr chargirt werden! — **Das Publikum aber zahlt „die Zeche"!** Auch der »Macherlohn« ist gänzlich verloren! Hier ist das einzige Mittel: **„die Selbsthülfe"!** Jede Dame lasse sich von ihrem Seidengeschäft in Zukunft ausdrücklich auf der Rechnung bemerken:

dass, wenn der gekaufte Stoff nach kurzem Gebrauch Risse etc. in den Falten zeige, oder wie Zunder reisse, ihr anstandslos sofort neuer Seidenstoff gratis vergütet werde! —

Das ist eine gesetzlich erlaubte Selbsthülfe; jedes anständige Seidengeschäft wird sie gern anerkennen und diese Bedingung erfüllen. —

Zürich.

G. Henneberg
Seiden-Fabrikant
Königl. und Kaiserl. Hoflief.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hat. Der besatzlose, nur 3 m weite Rock des Kleides ist über den Hüften glatt anliegend und tritt mit seinem durch herabhängende Bandschlupfen verzierten Gürtel über die glatte Taille, die sich über einem Einsatz aus ledergelber Guipure-Spitze öffnet. Streifen aus Skunks dienen dem Einsatz als wirksame Umrahmung, während Gefältel aus duftiger gelblicher Tüllspitze zu beiden Seiten herabfällt. Stehkragen aus Skunks mit Tellerkragen aus gelblicher Tüllspitze; gleiche Ausstattung zeigt der Phantasie-Muff. Nur in sehr geringem Maße noch ist die Keulenform an den enganliegenden Aermeln ausgeprägt. Ein kleidsames Polenhütchen mit Skunksrand, Veilchentuffs und Federgesteck vervollständigt das Ganze. P. N.

Promenaden-Kleid aus Tuch mit Spitzen und Pelz.

Wiesbaden. — Bei der Vermählung von Fräulein Luise Cramer, der Enkelin und Pflegetochter von Frau von Knoop mit dem Regierungs-Assessor Kraker von Schwarzenfeldt dehnte sich die englische Sitte, die den Damen nur elegante Besuchs-Anzüge vorschreibt, zum ersten Mal auch auf die Brautjungfern aus. Die jungen Mädchen hatten alle übereinstimmende Kostüme à la Louis XV. gewählt, an denen die Röcke aus maigrünem Tuch, die Taillen aus dunklerem velours soleil mit großen Aufschlägen und Manschetten aus schwerstem weißen Seidenstoff gefertigt waren. Antike silberne Knöpfe und weiße, ziemlich große Spitzen-Jabots nebst aparten runden Federhüten vervollständigten die Anzüge. Dazu hielten die Brautjungfern Sträuße von Alpenveilchen in den Händen, während Frau Cramer, die Mutter der Braut, dem Besuchs-Anzug aus resedafarbigem Sammet mit Zobel verbrämt, sogar einen Zobel-Muff hinzugefügt hatte. — Frau von Knoop, die ihrer Enkelin die Hochzeit in Villa Knoop ausgerichtet hatte, trug ein sehr vornehm wirkendes Kleid aus silbergrauem Atlas mit schwarzem Sammet. A. W.

Wien. — Für das erste Frühjahr wird sowohl zu Jacken als Jacken-Anzügen einfarbiger Wollstoff in ziemlich leuchtenden Farbentönen mit schwarzer Verschnürung oder Kurbelstickerei vorgezogen. Eine hübsche Abwechslung bietet die Verzierung der Vorlage mit glatter schwarzer Tresse, die zierlich in Carreaux genähte Abschluß-Figuren zeigt. Das in ziemlich hellem Blau gehaltene Kleid vervollständigt die noch immer hochmoderne, kurze Sackjacke mit weiten, faltigen Rückentheilen; Kragen- und Aermelaufschläge werden mit Vorliebe dazu aus schwarzem Sammet gewählt. Große schwarze Perlmutter-Knöpfe. Das Boléro- oder Tortojada-Hütchen, wie es jetzt heißt, ist mit einem leichten Spitzen-Bandeau und hochstehenden Spitzentheilen nebst Reiher verziert, denen sich noch weiße Azaleen-Tuffs in natürlichster Ausführung gesellen; dazu ist die Krempe mit schwarzem Sammet bekleidet. Das zierliche Müffchen aus Sammet und heller Spitze enthält an der Außenseite eine Blumentasche, die mit wasserdichtem Stoff gefüttert und mit frischem Moos gefüllt wird, worin sich der Frühlingsblumen-Strauß einen Tag lang frisch erhalten läßt.

— Kaum ist der Carneval vorüber, so beginnt in der Wiener Gesellschaft der Zug nach dem Süden. All die von Wien aus leicht erreichbaren Sammelplätze der höchsten Eleganz: Abbazia, Meran u. s. w., wo längst Veilchen und Schneeball-Lorbeer blühen, verlangen nun schon Frühjahrs-Kleidung, und wenn man sich dort auch des Morgens und Abends noch gern in das Pelz-Cape hüllt, so verträgt man doch keine winterliche Kopfbedeckung mehr, sondern es herrscht der Strohhut. Jedenfalls aber überfluthen die Veilchen des Südens auch im Norden unsere Hüte in einer noch nicht dagewesenen Weise, in Hunderten von Blüthen. Der Eindruck wird noch erhöht durch reichliche Garnituren von violettem Sammet und violetten Federn, — die Veilchenfarbe beherrscht nun einmal alles! Und nicht bloß die kleinen Toques, die die bequemen Pelzkappen ersetzen müssen, auch die kleidsamen großen Hüte mit reicher farbiger Straußfeder-Garnitur, denen man sich wieder etwas mehr zuneigt. Besonders eigenartig nehmen sich die mächtigen, weichflauschigen Castor-Hüte aus, die man, im Gegensatz zu ihrer braungrauen Farbe und soliden Form, mit zartgrünen Federn, lichten Spitzen und Brillant-Schnallen nebst reichen Rosen-Garnituren ausstattet. Eine noch prächtigere Kopfbedeckung ist der große Hut aus weißem Sammet oder Chenille-Geflecht mit weißem Federschmuck und weißen Blumen, — minder anspruchsvoll, aber von gleich festlich zarter Wirkung, die weiße Toque. Zum frühjahrlichen Schmuck ersetzt die Mode die Pompons gern durch ganz kugelig gebundene Frühlings-Blumensträuße. Neben den herkömmlichen Blumenarten zur Ausstattung bevorzugt man neuestens die großblumige chinesische Primel in ihren reizenden rothlila Schattirungen und mattem Weiß. N. Br.

Frühjahrs-Anzug mit Sackjacke und Tressenbesatz.

Ballkleid mit eckigem Ausschnitt und Perlengehängen.

Paris. — Die Mittfasten-Bälle bringen immer noch ganz besondere Neuheiten, so die Vereinigung von röthlichlila Seide mit gleichfarbigem Sammet für Rock und Taille eines Ballkleides. Der runde Ausschnitt wird von flittergestickten Sammetspangen gehalten und läßt die Schultern ganz frei. Kleine Spitzen-Volants bilden die Aermel; ein Spitzen-Jabot mit Diamant-Brosche deckt den Vordertheil. Am Rocke wiederholt sich die Ausstattung aus flittergestickten Sammetspangen mit bogig aufsteigenden Spitzen-Volants. — Neben diesem Anzuge, der in seiner reichen Ausführung für eine junge Frau bestimmt ist, sei noch eines Ballkleides aus zartgrünem Seidenkrepp über gleichfarbiger Seide gedacht, dessen einfacher Schnitt besonders schöngewachsene Gestalten vortheilhaft hervorhebt. Den eckigen Ausschnitt begrenzen weiße Perlgehänge; Aermelchen aus weißen Spitzen mit Epaulettes aus seegrünem Sammet, dazu eine Federrüsche als Hals-Garnitur lassen das Ganze außerordentlich zart wirken. B. de G.

Ballkleid mit Sammettaille und Schulter-Spangen.

Nizza. — Eine große Rolle spielen hier neben den großen Formen der Straßenhüte die Theaterhütchen. Hier wäre der runde Hut geradezu ein Fehler, und nur die Capote ist am Platze. Die neue Form hierfür ist ein „Béguin", der an die Coiffüren der Renaissance erinnert. Er besteht aus Gold- oder Silberstoff, der nach alten Mustern mit Türkisen, Perlen und anderen Steinen gestickt ist; oft auch aus guipure de Venise oder türkisfarbenem, altrosa, mit Gold gesticktem Sammet. Der Béguin wird vorn in der Mitte mit zwei ziemlich hohen weißen oder schwarzen Straußfedern garnirt, auch mit hochstehenden Spitzen-Plissés, mit farbigen Rosetten oder Blumen, besonders den modernen Camelien. L. H.

* * *

Die Juwelen-Mode hat eine bizarre Neuheit zu verzeichnen. In England, dem Lande der kolonialen Erfolge, schwärmt man augenblicklich für Schildkröten aus Topas, die Augen aus Smaragden und goldene Schuppen haben, oder für goldgeschuppte Schlangen aus Rubinen, Smaragden, Brillanten mit Saphir-Augen; beide werden als Broschen oder Anhänger getragen.

Bezugsquellen: Goldene Broschen: Louis Werner, Hof-Juwelier, W, Friedrichstr. 190. — **Frühjahrs-Anzug:** H. Seepolt, Wien, I, Kärnthnerring 1.

Zur Gesundheitspflege.

Mit der öffentlichen, von Staat und Gemeinde bewirkten Gesundheitspflege müßte, um einen bestmöglichen allgemeinen Gesundheitszustand zu erzielen, die Privat-Hygiene Hand in Hand gehen, letztere läßt aber leider noch viel zu wünschen übrig. Das Lüften und die Reinhaltung der Wohnungen, zwei wesentliche Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, werden beispielsweise theils ungenügend und theils ganz falsch ausgeführt; jeder Arzt wird dies bestätigen. Das Lüften einer Wohnung hängt nur vom „Wollen" ab; wenn man die Fenster lange genug offen hält, wird der Zweck mühelos erreicht; das Reinigen dagegen bedingt Zeit und Arbeitskräfte, es liegt also im Interesse der Hausfrauen, die rationellste Art der Zimmer-Reinigung mit der hygienisch richtigsten zu verbinden. Salons, Speisezimmer u. s. w. mag man nach beliebigem System behandeln, aber in Schlafzimmern, Korridoren und Wirthschaftsräumen lasse man den Fußboden täglich naß aufwischen, denn es wird hierdurch die Zimmerluft erheblich gebessert und das Wohlbefinden gefördert. Die Hausfrauen wissen dies auch ganz gut und wenn sie trotzdem diese hygienische Vorschrift außer Acht lassen, so geschieht es aus Sparsamkeitsrücksichten, weil sie befürchten, daß die Fußböden durch die Nässe leiden und neu gestrichen werden müssen, was viel Geld kostet, auch für bewohnte Räume schwer ausführbar ist. Das stimmte nur so lange, als man die Fußböden noch mit Oelfarbe und Oellack strich, deren unangenehmer Geruch und langsames klebriges Trocknen es allerdings fast unmöglich machte, bewohnte Räume renovieren zu lassen; seit längerer Zeit hat man aber ein weit praktischeres Präparat für Fußboden-Anstrich, den sogenannten Glanzlack! Von verschiedenen Fabrikaten dieser Art bewährt sich am besten der Fußboden-Glanzlack von Franz Christoph in Berlin (Mittelstraße 11), er ist ganz streichfertig, kann daher ohne Vorkenntnisse vom Dienstpersonal verarbeitet werden, trocknet, bei absoluter Geruchlosigkeit, während des Streichens, und ist somit bei jeder Witterung, auch bei geschlossenen Fenstern verwendbar. In den meisten Orten Deutschlands bestehen Niederlagen der Firma, wo solche nicht vorhanden sind, wende man sich direkt an das Berliner Stammhaus, Mittelstraße 11, welches Farben-Musterkarten gratis liefert und Poststücke für 9,50 M. versendet, deren Inhalt zum Erneuerungs-Anstrich zweier Zimmer genügt.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Atelier** Ausführung und Entwürfe im von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung etc. Ausführl. Prospekt gratis.

Das Atelier der Kunststickschule des **Frauenerwerbsvereins zu Dresden.** Ferdinandstr. 3, II. empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt G. Mackenrodt, Quedlinburg.

Nährzwieback u. Weizenschrotbrot prämiirt, ärztl. empfohlen. **Zwieback** 6 Schock M. 4,—, 3 Schock M. 2.40, frei mit Kiste. **Schrotbrot** Postpacket 10 Stck. M. 2.25, frei gegen Nachnahme. Carl Friesecke, Bäckerei, Quedlinburg a. Harz.

Für 4 Mk. 50 Pfg. versenden wir eine **Russische Tuchrobe** in braun, grün, dunkelblau, rothbraun, tabak, grau, doppelbreit, 6 Meter enthaltend. Versandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.** Katalog gratis und franko.

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardt's Angrdl. Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S.-M. **Kaiser Wilhelm II.**

von Prieser'sche Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen. **Stuttgart,** Moserstr. 12, Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. Die Vorsteherinnen.

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Passendes Gelegenheitsgeschenk f. Herren! Neu! Sensationell! Neu! **Offener „Sicherheits-Steigbügel"** gesetzl. geschützt Nr. 56664 Man verlange illustr. Prospect grat. u. franko. **Liebenwerda,** Pr. Sachs. **Fr. Boenick.** Versandgeschäft f. Reit-, Jagd- u. Reiseutensil.

Strümpfe. Bestes deutsches Fabrikat in nur garantiert soliden Qualitäten. Abgabe zu Fabrikpreisen an Private. Spezialität: **Nahtlose Strümpfe, Socken** u. Radfahrer-Strümpfe. Unübertroffene Neuheit. **Gotthardt Schröder, Zeulenroda.** Bitte Preisliste zu verlangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 7, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien. 1. April 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Frau Alma Lessing.

Nach einer Photographie von E. Bieber, Hof-Photograph, Berlin.

Frau Alma Lessing, geb. Marschall von Bieberstein, die Gemahlin des bekannten Schriftstellers Dr. phil. Hermann Lessing, ist unseren Leserinnen keine Fremde mehr; ihr Name wurde schon häufig in diesen Blättern genannt. Alma Lessing ist eine jener Frauen der Berliner Gesellschaft, die nicht nur inmitten eines auserlesenen Kreises durch Liebenswürdigkeit und Geist zu fesseln vermögen, sondern die auch im öffentlichen Leben eine führende Stellung einnehmen. Wo es gilt, mit hülfsbereiten Händen zur Linderung der Noth beizusteuern, thatkräftig für die Verwirklichung von berechtigten Frauenbestrebungen einzutreten, Kunst und Wissenschaft zu fördern, finden wir Frau Alma Lessing. Schon in früher Jugend, die sie in Dresden und Zürich, meist im Hause ihrer Großmutter verlebte, wandte sich ihr volles Interesse der Literatur und Malerei zu. Manch liebenswürdiger feuilletonistischer Beitrag, manche Abhandlung kunsthistorischen oder politischen Inhalts aus ihrer Feder erschienen in den verschiedensten Tageszeitungen und Unterhaltungs-Blättern, — u. a. in der früheren Augsburger Allgemeinen Zeitung. — Ihr Talent zur Malerin wurde von Meistern wie Otto v. Kameke, Brausewetter, Gussow zur schönsten Entfaltung gebracht. Wenn daher Frau Alma Lessing am 18. Decbr. 1896 an Stelle der aus Gesundheits-Rücksichten zurückgetretenen Frau Staatsminister E. v. Delbrück, Excellenz, einstimmig zur Vorsitzenden des „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" gewählt wurde, so geschah dies in der Gewißheit, das arbeits- und verantwortungsreiche Amt damit einer Frau zu übertragen, die, gleich ihrer Vorgängerin mit weitestgehendem Verständniß und gediegensten Kenntnissen ausgerüstet, die Interessen des Vereins in hervorragender Weise vertreten werde. Aber nicht in die Geheimnisse der Farbenwirkung allein ist Frau Lessing eingedrungen, auch die Schwesterkunst der Malerei, die Photographie, hat sie eifrig studirt, — die Grund-Elemente in der photographischen Lehranstalt des „Lette-Verein" zu Berlin, — und allen Verbesserungen und neuen Erfindungen auf diesem Gebiet folgt sie mit regster Aufmerksamkeit. Manche Tagesstunde verbringt Frau Lessing arbeitend in ihrem photographischen Atelier, von wo aus künstlerisch schöne Aufnahmen ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden. Es ist allbekannt, daß das Zustandekommen der vorjährigen Internationalen Ausstellung für Amateur-Photographie unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich zum großen Theil der regen Fürsorge der Frau Alma Lessing und der Gräfin Oriola zu danken war. Mehrere Photographische Vereine zählen seither Frau Lessing zu ihren Mitgliedern, so der „Hamburger Amateur-Verein" und die „Freie Vereinigung" zu Berlin. Seit sie aber, — als erste Frau, der eine solche Auszeichnung ward, — zum Vorstand der „Deutschen Gesellschaft von Freunden der Photographie" gehört, ist ein Schritt weiter gethan auf dem Wege zur öffentlichen Anerkennung der Frauenarbeit, hier der Arbeit einer Dame aus der Gesellschaft. E. S.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Unter den Geschenken, welche dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe und seiner Gemahlin zur Feier ihrer goldenen Hochzeit am 16. Februar überreicht wurden, erregte die Gabe des deutschen Kaiserpaares an die Fürstin allgemeine Bewunderung. Es ist ein kostbares goldenes Armband mit den Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin, umgeben von Brillanten und Rubinen.

Kiel. — Die Feier der Silberhochzeit des bekannten Chirurgen und Schöpfers des Samariter-Wesens, Geheimraths Professor von Esmarch und seiner zweiten Gemahlin, geborenen Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, fand am 28. Februar unter großer Betheiligung statt. Das Jubelpaar erhielt unter anderen Geschenken eine silberne Urne in getriebener Arbeit von den nächsten Verwandten der Silberbraut, deren Namen, um den der Kaiserin gruppirt, darin eingravirt waren. Prinz Albert, der jüngste Sohn des einzigen noch lebenden Bruders der Frau von Esmarch, — Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg, — überreichte die Urne im Namen aller. Prinz und Prinzeß Heinrich von Preußen schenkten eine werthvolle Lampe auf kunstvoll gearbeitetem silbernem Fuße, Kaiserin Friedrich zwei Medaillen mit ihrem eigenen und dem Bilde Kaiser Friedrichs. Die Geburtsstadt des Geheimraths von Esmarch, Toenning, ernannte ihn zum Ehrenbürger.

Nürnberg. — Ein Comité von sechsunddreißig Damen hat freiwillig die vom Stadt-Magistrat obligatorisch eingeführte Ueberwachung derjenigen Personen übernommen, welche die Pflege sogenannter „Kostkinder" geschäftsmäßig betreiben. — Jeden Monat wird deren Gesundheitszustand und Verpflegung von den in verschiedenen Bezirken amtirenden, mit behördlichen Legitimations-Karten ausgestatteten Frauen der genauesten Prüfung unterzogen.

München. — Der „Frauenverein Arbeiterinnen-Heim" hat den von ihm neu geplanten Wohlfahrts-Einrichtungen durch einen vor kurzem abgehaltenen Bazar bedeutende Summen zuführen können. S. kgl. Hoheit, Prinzregent Luitpold von Bayern spendete fünfhundert Mark dazu, während alle anderen in München lebenden kgl. Prinzen und Prinzessinnen, hohe Gesellschafts- und Künstlerkreise, durch zum Theil selbstgefertigte Spenden sich betheiligten.

Düren. — Eine großartige Schenkung, bestehend in einem mit fünf Wohnhäusern bebauten Grundstück im Werthe von 120,000 Mark nebst 20,000 Mark bar zur Erbauung und Erhaltung eines Vereinshauses überwies das Ehepaar Eberhard Hoesel hierselbst dem Vaterländischen Frauenverein.

Zürich. — Nach langer Berathung hat der Cantons-Rath mit 120 gegen 22 Stimmen beschlossen, Frauen zur Ausübung der Advocatur zuzulassen. Ehefrauen bedürfen der Zustimmung des Gatten.

Windsor. — Als große Liebhaberin des Patience-Spiels pflegte die Königin Victoria früher, nach dem Diner, wenn keine Staatsbesuche zugegen waren, diesem englischen Rundspiel stets ein Stündchen zu widmen. Die eigens hierfür bestimmten Karten hatten in einem rothen Marocco-Leder-Kästchen mit dem Namenszuge der Königin ihren Platz. Nach der Hof-Etiquette durften nur neue Kupfer- oder Silbermünzen beim Spiel zur Verwendung kommen. Die Einsätze waren sehr gering; als höchster Gewinn fiel einer Lieblings-Hofdame der Königin einmal die Summe von eight pence zu, — nach deutschem Gelde etwa 65 Pf.

Nashville, U. S. A. — Zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Staates Tennessee soll hierselbst eine internationale Ausstellung von Erzeugnissen weiblicher Geistesarbeit stattfinden. Das Comité hat sich an die österreichische Gesandtschaft in Washington mit der Bitte gewendet, daß die literarische Frauenwelt Oesterreich-Ungarns sich an der geplanten Ausstellung betheiligen möge. Nähere Auskunft ertheilt für das Comité (Tennessee Centennial Exposition Library Comittee) Miß Louise Baseter, Nashville.

Petersburg. — Dem Gründer des internationalen rothen Kreuzes, Jean Henry Dunant (geb. 8. Mai 1828), der krank und mittellos in Appenzell lebt, gewährte die Kaiserin-Mutter eine einmalige Unterstützung von 1500 Rubeln in Gold und eine jährliche Rente von 1000 Rubeln.

Tokio. — Die hier verstorbene Kaiserin Mutter Asako, Witwe des 1867 verstorbenen Kaisers Komei Tenno und Tochter des Kudjo Nao-tada stand allen Neuerungen feindlich gegenüber; nur eine Concession machte sie der „neuen Zeit" — sie benutzte einen Landauer für ihre täglichen Spazierfahrten, und die Dienerschaft war nach europäischem Vorbild gekleidet. Selten nahm sie an Hoffestlichkeiten theil, auch ihre Gemächer im kaiserlichen Palast bewohnte die Mutter des Mikado selten. Sie waltete am liebsten unter den Kleinen in den Kinderstuben, wo die kaiserlichen Kinder bis zu ihrem sechsten Jahre erzogen werden. Sie war sehr orthodox und hat auch ihren Sohn Mutso Hito in gleicher Weise erzogen. An der Politik nahm sie wenig Antheil, nur die letzten Er-

Jede Brautrobe zerfällt

wie Zunder — gleichviel ob aus **weisser** oder **farbiger** Seide — die mit **Zinn, Phosphorsäure** und **Kieselsäure** gefärbt ist. Diese Zinn-Färbung ist nicht etwa eine **Notwendigkeit,** sondern im Gegenteil! sie wird **absichtlich** angewendet, weil dadurch die Seide dicker und schwerer und infolgedessen **anscheinend** billiger wird. **„Nur recht dicke und billige Seide!"** das ist heutzutage die Losung! Diese **Zinn-** und **Säurebäder** zerfressen aber die Seide! und wie viel tausend Damen machen die traurige Erfahrung, dass ihre Brautrobe, wenn sie zum »Umtärben« geschickt werden soll, faktisch **„wie Watte"** auseinandergeht! Die Färbereien, wie Spindler, Arnold u. a. nehmen sie gar nicht an; die teure Robe (inkl. Macherlohn!!) ist **total wertlos,** obgleich sie oft nur wenige Stunden getragen wurde. —

Hier ist **vorläufig,** so lange noch kein Gesetz besteht auf Basis: »Unlauterer Wettbewerb« und »Vorspiegelung falscher Tatsachen« nur die Selbsthülfe das einzige Schutzmittel. — Jede Dame lasse sich in Zukunft von ihrem Seidenhause ausdrücklich auf der Rechnung bemerken: **Dass, wenn die gekaufte und wenig getragene Seide nach Jahresfrist nicht mehr umgefärbt werden kann, weil sie wie Zunder reisst, ihr anstandslos sofort neuer Seidenstoff gratis vergütet werde; bei Streitfällen soll eine Kleiderfärberei entscheiden.** —

Das sind bittere Worte! wie die auch jüngst von mir veröffentlichten!

Jeder anständige und reelle Seidenfabrikant aber wird mein rationelles und ehrliches Vorgehen **nur mit Freuden begrüssen!** tritt er ihm feindselig gegenüber, so

„richtet er sich selbst"!!

G. Henneberg in Zürich

Seiden-Fabrikant

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eignisse, die Demüthigung China's, erfüllte sie mit stolzer Freude.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die Vorderansicht des Capote-Hütchens auf unserem heutigen Titelbilde bringt die interessante Form aus goldbraunem Seidenstroh noch deutlicher zur Geltung: der seitlich in tiefe Wellen gebogene Rand bildet eine Art Schnebbe. Für die Garnitur ist grün-blau schillerndes, 8 cm breites Moiré-Band hinten zu Schlupfen abgenäht, die den Ansatz der Bindebänder decken; dasselbe Band begleitet innen den Wellenrand und ragt vorn in vier ohrenförmigen Enden auf, durch eine Straß-Schnalle mit blauen Steinen aus einander gehalten. Dahinter ein Erikazweig; auf dem Kopf und vorn zwei Himmelschlüssel-Sträußchen.

Capote-Hut.
Vorderansicht des Titelbildes.

— An dem eleganten Hauskleide, das die Abonnenten der großen Ausgabe mit Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1240, in der Vorderansicht erhalten, gestaltet sich die Anordnung des Rückens sehr einfach. Einer breiten, lose überhängenden Mittelfalte schließen sich zu beiden Seiten flache Falten an. Zu Hals- und Gürtel-Garnitur aus carrirtem, seidenem Taffetbande bestehen die Schulterschleifen hier aus Kaschmir mit schmaler Bandumrandung.

Promenaden-Kleid. Rückansicht des farbigen Bildes, Pl. 1241.

Elegantes Hauskleid. Rückansicht zu Fig. 2 des Bildes, Pl. 1240.

An dem flotten Promenaden-Kleid aus sandfarbenem Sommer-Cheviot, mit abstechender Bluse, dessen Vorderansicht das farbige Modenbild, Pl. 1241, bietet, wiederholt sich der Besatz mit aufgesteppten Auflagen aus weißer Seide auch auf dem Rücken des Cape-Jäckchens. Den Revers-Kragen ergänzt ein abstehender Umlegekragen. M. R.

Wien. — Sehr wirksam an dem auf lichtfarbigem Grunde schwarz gestreiften Seidenkleide ist das Gittermuster des Jäckchens, das durch quergesetzte, schmale schwarze Bänder erzielt wird. Ein duftiges Mull-Chemisett füllt den Vordertheil der Taille und wird durch die schwarze Gürtelschärpe mit Rüschen-Umrandung gehalten. Ebensolche schmale Rüschen aus schwarzer Seiden-Gaze ergeben den Rockbesatz.

Morgenkleid mit Blendenpasse. Kleid mit Bandjäckchen.

Blenden, mit schwarzem Atlasbande abwechselnd, bilden auch die Passe des ebenso hübschen wie praktischen Morgenkleides aus dunkelblau-rosa Sommer-Flanell. Die Passe mit den breiten Achselstücken schließt seitlich unter Kreppgefältel; die Vordertheile des Morgenkleides sind nicht geschlossen, sondern treten vollständig doppelt über einander. Diese Fülle der Anordnung, deren Kleidsamkeit noch verstärkt wird durch den Flügel- und Rüschenbesatz des Kragens und der Aermel, läßt den Morgenrock besonders für junge Frauen geeignet erscheinen. N. Br.

Paris. — An der Kirchenpforte Gedränge von Frauen und Kindern, durch die offene Thür gedämpfter Orgelklang, draußen warmer, rieselnder Frühlingsregen, der den Myrtenkranz der schlanken Braut bethaut, als sie dem Wagen entsteigt, — dabei ein Murmeln des Entzückens: „Wie schön sie ist!“ Diese hübschen Augenblicks-Bilder beginnen gerade jetzt wieder häufiger zu werden, oder es sind doch die Vorbereitungen für jenen wichtigsten Tag im Leben junger Menschen in vollem Gange. Auf daß ihm der äußere Glanz nicht fehle, spielen die Festkleider bei sämmtlichen Betheiligten eine große Rolle, und unsere Vorlagen dürften mancher Sorge abhelfen.

Da ist zunächst für die Brautmutter oder ältere Dame, eine vornehme Zusammenstellung aus weißgrundigem, lila und grün geblümtem Taffet, schwarzem Atlas und Spitze. Ueber die kurze Taille aus Taffet legen sich schwarze Atlastheile, denen Achselstücke, Schößchen und hochstehender Kragen angeschnitten sind; mit Stahltressen, wie Knöpfchen und weißen Seidenaufschlägen ausgestattet, treten dieselben an den losen Einsatz aus kostbaren gelben Spitzen; darüber fallen Spitzentheile, die an dem Stehkragen befestigt sind. Unter den schwarzen Achselstücken quillt gelbe Spitze hervor. Reizvoll wirkt auch das lila Blumenhütchen mit Band und Federn.

Ein Festkleid großen Stils ist daneben das Kleid mit Mieder- und Rockeinsatz. Hier ergiebt erdbeerroth- und weiß gemusterter Damast den leicht schleppenden Rock, dem ein Vordertheil aus plissirter weißer Seiden-Gaze mit Abschluß aus gelber Spitze eingesetzt ist. Breitere Spitze bildet hinten einen Schoß und umrahmt in Fächerfalten den Rockeinsatz bis zum Saume. Mit schmalgefaltetem Gürtel aus erdbeerrothem Sammet tritt der Rock über die Taille, die sich aus zwei Theilen

Hochzeitskleider.
Kleid mit Schoßtaille für ältere Damen. Kleid mit Mieder und Rockeinsatz. Kleid mit gekreuztem Spitzen-Fichu.

zusammensetzt: einer Bluse aus plissirter Seiden-Gaze, und dem Mieder aus gelbem Spitzenstoff.

Das Kleid mit gekreuztem Spitzen-Fichu bildet weißgrundiger Taffet, mit großen, rosalila Päonien und gelbem Gerank durchwebt. Die ausgeschnittene Taille zeigt breite Aufschläge, die ein Fichu aus venetianischer Spitzenarbeit halb verhüllt. Ein zackiges Mieder aus schwarzer und goldener Passementerie hält dasselbe auf der Schnebbe, während die Enden, leicht geschlungen, als Schärpe ausfallen.

Der Neuvermählten selbst bringt unser Bildchen eine Reisehülle in eigenartig neuer Form mit abstechender Weste und nach hinten sich verlängernder Serpentine-Pelerine. Dieselbe besteht aus sandfarbenem Tuche und ist einer ausgebogten Passe angesetzt. In Schlangenlinien aufgesteppte Tuchstreifen dienen als Besatz. Vorn tritt der mit breiten Tuchaufschlägen ausgestattete Umhang an einen Westeneinsatz aus weißer, plissirter Seide mit hohem Kragen, dem Blenden aus grünblau- und gelbschottischer Surah aufgesetzt sind, und dessen unsichtbarer Hakenschluß das ganze Kleidungsstück zusammenhält.

Pelerine mit Westeneinsatz als Reise-Umhang.

V. de G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Delfter Malerei.

Die Vorliebe für Delfter Malerei steht auf ihrem Höhepunkte, ja, sie mag denselben vielleicht schon überschritten haben. Echtes Delfter Zeug wurde vom Kenner stets werthgeschätzt, aber während man früher nur vereinzelt ein Stück zum Schmuck des Hauses verwendete, gilt es jetzt für hochmodern, die ganze Einrichtung eines Zimmers bis auf die Stickereien im Delfter Charakter zu halten. Die keramische Industrie hat die Malweise im Charakter und nach Motiven alter Meister wieder aufgenommen und eine Fülle fertiger Gegenstände in den Handel gebracht. Zum eigenem Schaffen bieten Fliesen besonders dankbares Material. Man erhält sie in den Größen von 10×10, 15×15 und 15×7½ cm. So liefert die Fabrik von Christian Neureuther in Schlierbach b. W., Hessen-Nassau, Platten in diesen Größen aus unglasirtem Steingut, sogenanntem Biscuit, für Unterglasur-Malerei und übernimmt gleichzeitig das Glasiren und Brennen. Zum Malen dienen Unterglasur-Farben, die man in vorzüglicher Güte von der deutschen Gold- und Silberscheide-Anstalt in Frankfurt a. M. erhält und zwar in Form von Pulvern oder Zeichenstiften. Letztere sind bequem und handlich, wenn sich auch mit ihnen keine so große Kraft und Tiefe erzielen läßt wie mit angeriebenen Pulverfarben. Für Delfter Malerei kommt ausschließlich Kobalt zur Verwendung, das im Brande vorzüglich aushält. Die Fliesen, in dunkel gebeizte Holzrahmen gefaßt, eignen sich vornehmlich zur Ausschmückung von Schlüsselbrettern, Thür- und Wandbekleidungen, für kleine und größere Möbel. Immerhin verlangt die Malerei auf glasirtem wie unglasirtem Porzellan einige Uebung und Geschicklichkeit und erscheint manchen schon des Brennens wegen umständlich. Zu einer Nachahmung, die kein Einbrennen erfordert, bietet jetzt die Firma Georg Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2, Materialien. Die betreffenden Gegenstände, die aus Holz, Metall ꝛc. sein können, werden mit weißem Delfter Email-Grund bestrichen, wodurch sie ein porzellanartiges, glänzendes Ansehen gewinnen. Auf diesem glatten Grunde malt man mit Häntzschel's Delfter Blau für Oel-Malerei, indem man die Farbe mit dem dazu gehörigen Malmittel oder Terpentin verdünnt. Das Blau wirkt ungemein glänzend, sodaß kein Ueberlackiren nothwendig wird. Noch leichter ist das Arbeiten mit Wasserfarben. Hierzu ist Häntzschel's Grund für Aquarell-Malerei erforderlich, der zwei Mal mit einem Borstenpinsel ziemlich dick aufzutragen und nach jedesmaligem Trocknen mit Sandpapier glatt gerieben wird. Auf dieser matten Grundlage kann man mit Aquarell-Farbe nur mit Zusatz von Wasser vorzüglich malen. Nach Vollendung des Bildes läßt sich der Porzellan-Glanz durch Politur-Lack erreichen. O. M.

Bezugsquellen: Toiletten: Capote-Hut: H. Dewitz, C, Seydelstr. 6. — **Promenaden-Kleid:** A. Lüders, W, Friedrichstr. 66. — **Hauskleid:** Th. Eitzen, W, Taubenstr. 54. — **Fliesen:** Christian Neureuther, Schlierbach b. W., Hessen-Nassau. — **Unterglasur-Farben:** Gold- und Silberscheide-Anstalt, Frankfurt a/M. — **Delfter Grund und Farben:** Georg Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2.

Schweizer Seide
ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. April 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Spitzenschirm aus Burano.

Nachdem wir in dem Heft vom 15. April 1894 das Interesse unserer Leserinnen auf die berühmte Spitzenschule von Burano gelenkt haben, bieten wir heute im Bilde eines der kostbarsten Erzeugnisse derselben. Es ist dies der weiße Spitzen-Sonnenschirm, den Venetianische Damen der Frau Kronprinzessin von Italien als Hochzeitsgabe widmeten, und der jetzt im hellen Frühlings-Sonnenglanze seinen Zweck, sowohl zu schützen wie zu schmücken, so recht erfüllen dürfte. Das prächtige zarte Gewebe, Blüthen und Blätter darstellend, ist vollständig ohne Naht nach der Schirmform gearbeitet. Der Griff wird aus einem einzigen Stück blonden Schildkrots gebildet, um das sich eine silberne, mit Edelsteinen besetzte Schlange windet. Diese blickt nach oben, wo eine kleine Königskrone aus Gold, Brillanten, Saphiren und Rubinen erglänzt. Abgeschlossen wird der Griff durch ein goldenes Band mit der aus kleinen Brillanten eingelegten Inschrift: „Le signore veneziane 1896."

Aus der Gesellschaft.

In keiner früheren Saison konnte sich die Riviera so zahlreicher hoher Besuche rühmen, wie in diesem Jahre. Der Frühling ist sogar noch brillanter in dieser Hinsicht als die eigentlichen Wintermonate. In dem so malerisch gelegenen Hotel auf Cap Martin weilten gleichzeitig der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, der König und die Königin von Sachsen. Nicht weit davon entfernt, in der Villa Cyrnos, träumt die tief gebeugte Exkaiserin Eugenie von ihrem eigenen und Frankreichs Schicksal; die Furchen, die der Gram auf das edle Antlitz geprägt hat, zeugen von ihren physischen Leiden. An schönen, sonnigen Tagen sieht man oft, wie eine flüchtige, melancholische Vision, die hohe, schlanke Gestalt der Kaiserin Elisabeth, immer in Schwarz gehüllt, in den duftenden Gärten und Orangen-Hainen des Caps vorüberwandeln. Die Jahre und der Kummer haben nichts an den harmonischen Linien ihres Wuchses verändert, noch die üppigen Haare gebleicht, die sie, wie eine zweite Krone, auf dem schönen Haupte trägt.

Spitzenschirm aus Burano.
Im Besitz der Frau Kronprinzessin von Italien.

Nizza begrüßte vor einigen Tagen mit enthusiastischen „Hurrahs" die Königin von England, welche durch ihren Besuch das auf der Höhe von Cimiez gelegene Riesen-Hotel „Excelsior" eröffnete. Der Prinz von Wales und der Herzog von Cambridge, Erzherzog und Erzherzogin Rainer bewohnen Cannes, wohin sich auch Erzherzog Franz Ferdinand von Este nach seinem Winteraufenthalt in Corsica begab. Trotz der freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich ist Rußland weniger stark vertreten als in früheren Jahren; unter den fürstlichen Gästen der Riviera sind nur Großfürst Michael und seine schöne Gemahlin, Gräfin Torby, zu nennen, die Cannes durch ihre Anmuth und Eleganz entzückt, und Großfürst und Großfürstin Peter, die ganz zurückgezogen in St. Jean leben. Monte Carlo aber ist der Punkt, wo alles sich concentrirt; von den verschiedenen Stationen der Riviera treffen die Züge immer überfüllt hier ein. Dieses bevorzugte Erdenfleckchen vereint auch im höchsten Grade, was Natur, Kunst und Luxus bieten können, ohne der verführerischen, aber so gefährlichen Anziehungskraft des Spiels zu gedenken. Gegenwärtig ist es uns vergönnt, in dem kleinen Theater von Monte Carlo in Kunstgenüssen der reinsten Art zu schwelgen und Vorstellungen beizuwohnen, wie sie selbst Großstädte nur selten aufweisen. Alle Sterne des Kunsthimmels scheinen sich dort Rendez-vous gegeben zu haben und vor dem so verwöhnten Publicum sich überbieten zu wollen. Adelina Patti eröffnete die Reihe der berühmten Künstler, die seit Februar auf der kleinen Bühne vorüberziehen; sie erntete den Beifall, der ihrer langen künstlerischen Laufbahn und ihrer Schule gebührt, denn ihre unvergleichliche Stimme ist leider nur mehr eine Reminiscenz der früheren Vollkommenheit. Van Dyck, der beste Tenor von Wien und Bayreuth, erwarb sich neuen Triumph durch seinen meisterhaften „Werther" in der Oper von Massenet. Gemma Bellincioni, die reizende Diva, welche in so idealer Weise Kunst, Schönheit und Jugend vereint, sang mit vollendeter Meisterschaft „Maïna", die Titelrolle der neuen Oper von Isidore de Lara. Wie viele andere Größen der Kunst-Annalen sahen wir noch auf dieser Ausnahmsbühne defiliren! Maurel, Jamagno, Lola Beeth, Van Zandt, Sanderson. Interessant ist auch die Besetzung des Saals. In der großen Mittel-Loge wohnen die kunstsinnigen Hoheiten Prinz Albert und Prinzessin Alice von Monaco mit ihren geladenen Gästen den Vorstellungen bei. Sonst nehmen sämmtliche Zuschauer, — darunter nicht wenige Hoheiten, — ihre Plätze auf den Fauteuils des Konzertsaales ein. Diplomaten, Künstler, die hohe Finanz aller Nationen erscheinen hier im Casino, und neugierig zeigt man sich dieses oder jenes interessante oder berühmte Profil.

Noch einige Wochen, und das glänzende Publicum, das Monte Carlo's Promenaden belebt und seine Konzert- und Spielsäle füllt, zerstreut sich nach allen Weltgegenden hin, denn Ostern steht vor der Thür. L. v. N.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Kaiser Wilhelms I. wurde der Großherzogin Luise von Baden das Großkreuz des Luisen-Ordens von S. M. dem Kaiser verliehen. — Die hohe Frau, die sich bekanntlich wegen einer Linsentrübung des rechten Auges vor kurzem einer Operation unterziehen mußte, war mit Rücksicht darauf verhindert, der Enthüllungsfeier des Denkmals ihres kaiserlichen Vaters in nächster Nähe beizuwohnen. Sie nahm in Gesellschaft der Prinzessin Friedrich Karl hinter einem geschlossenen Fenster im ersten Stockwerke des königlichen Schlosses Platz. Erst als die Denkmalshülle fiel, wurde schnell das Fenster geöffnet, und man sah, wie die hohe Frau dem Erzbilde des großen Kaisers zuwinkte, wie sie dann in tiefer Bewegung die Prinzessin Friedrich Karl umarmte und küßte und zu weinen begann. — Alle, die diese kleine Scene zu beobachten Gelegenheit hatten, wurden aufs tiefste ergriffen.

Weimar. — Mit der am 23. März einem Herzschlag erlegenen Großherzogin Sophie, geborenen Prinzessin der Niederlande, ist eine Landesmutter im wahren Sinne des Worts geschieden, und innige Trauer um ihren Verlust findet überall, wo man ihren Namen nennt, beredten Ausdruck. In dem Heft der Illustrirten Frauen-Zeitung vom 1. October 1892 widmeten wir dem Leben und Wirken der heimgegangenen Fürstin einen längeren Raum. Wie die großen Traditionen des Weimarer Hofes, Kunst und Wissenschaft, einerseits eine verständnißvolle Pflegerin in ihr fanden, so war die Verblichene andererseits darauf bedacht, auch der Gesammtwohlfahrt ihre Förderung in reichem Maß angedeihen zu lassen. Das Sophienstift, die im Jahre 1854 gegründete Mädchenschule, das Sophienhaus, eine Lehranstalt und Heimstätte für Krankenpflegerinnen, die Kinder-Heilanstalt zu Sulza, — drei Wohlfahrts-Einrichtungen großen Stils, — legen neben vielen anderen Zeugniß ab von der Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit der edeln Fürstin. Dreiundfünfzig Jahre war sie mit ihrem Gatten, dem jetzt einundachtzigjährigen Großherzog Carl Alexander vermählt; dem Großherzoglichen Paar war der harte Schlag nicht erspart geblieben, im Jahre 1894 den einzigen Sohn durch den Tod zu verlieren. Von den beiden Töchtern des Großherzoglichen Paares ist die älteste mit dem früheren Botschafter des Deutschen Reiches in Wien, Prinzen Reuß, die jüngere mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg vermählt.

London. — Lady Wallace hat die Gemälde-Sammlung ihres Gatten der Nation mit der Bestimmung vermacht, daß der Staat zur Aufnahme der Sammlung ein mitten in

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**
per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35 — 18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge. — 18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80 — 68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge. — 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95 — 9.80

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Technikum Hildburghausen • Maschinen- & Elektrotechniker, für Baugewerk- & Bahnmeister etc.
Nachhilfekurse • Rathke, Herzogl. Direktor

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Atelier** Ausführung und Entwürfe im Atelier von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. **Die Direction,** Spenerstr. 17.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung ꝛc. Ausführl. Prospekt gratis.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 3, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W. Lützowstr. 84a.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.
Dresden 8. Moesta, Direktor.

Kurse zur Erlernung der **Selbstschneiderei** und aller Arten **Handarbeiten,** sowie zur Vorbereitung für das **Handarbeitslehrerin-Examen.**
Frau **E. Sternaux,**
staatl. geprf. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei Unterricht** ertheilt bei Fräulein **E. v. Rüdigisch,** Kurfürstenstraße 45, II.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin W,
Flottwellstraße 17, III.

Atelier für Musterzeichnung
von **E. Niemann, Berlin W,**
Steglitzerstr. 4.
Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederschnitt ꝛc. Angefangene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Jugend-Gartenlaube, Nürnberg.
Gediegene, feine, farbig reich illustrirte Zeitschrift für die Jugend. Vierteljährlich nur 1 Mark.
Durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten.

Perfecte Schneiderin
Fräulein **Mathilde Suhr. Berlin W,** Großgörschenstraße 28 IV.

Ottomar Anschütz
G. m. b. H.
Berlin W., Leipzigerstrasse 116.
Kaufhaus und **Unterrichts-Institut** für **Amateur-Photographie.**
Lieferung und Ausführung aller zur Photographie in Beziehung stehenden Artikel und Arbeiten.
Apparate für **Moment-** und **Portrait-Aufnahmen.** Vergrösserungen nach jedem Bilde.

In meinem Pensionate finden **junge Mädchen** zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und geselliger Formen, unter sorgfältigster Leitung **frdl. Aufnahme.** Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Feste Referenzen. Prospekte durch **Elisabet Wedekind**
Altenburg S.-A. Vorsteherin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

London gelegenes Museum baut. Der Werth des Vermächtnisses beträgt mindestens 1 Million Lstr. Die Sammlung umfaßt unter andern Werken fünfzehn Meissoniers, eine große Anzahl Watteaus und einige der besten Gemälde von Sir Joshua Reynolds, Gainsborough und Turner.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Das anmuthige Frühjahrskleid aus feinem blaßlila Wollstoff, dessen Vorderansicht die Abonnentinnen der großen Ausgabe mit Fig. 1 des farbigen Modenbildes, Pl. 1242, erhalten, wird der Neigung der Tagesmode zu plissirten Röcken gerecht. Schwarzes Atlasband mit Zackenrändchen bildet den charakteristischen Ausputz, dessen Verlauf über den glattbespannten Rücken und runden Kragen die kleine Rückansicht veranschaulicht. Unter dem Tellerkragen bedeckt den Stehkragen Atlasband in gleicher Musterung, wie über dem Gürtel. R.

Rückansicht des Frühjahrskleides zum farbigen Modenbilde, Fig. 1, Pl. 1242.

Wien. — Der Ausstattungsschatz einer in der Gesellschaft sehr gefeierten Braut erregte hier viel Aufsehen: Comtesse Clotilde Mensdorff-Dietrichstein, unter dem Namen „Clo-Clo“ allgemein gekannt als die liebenswürdigste Vereinigung von Geist und Anmuth, vermählte sich mit dem ungarischen Politiker Grafen Albert Apponyi. An dieser Stelle haben wir uns wiederholt mit den stets überaus eigenartigen und vornehmen Toiletten der Comtesse zu beschäftigen gehabt, außerdem kennen unsere Leser das Bild derselben aus den vorjährigen Dilettanten-Vorstellungen der Wiener Gesellschaft, bei welchen Gelegenheiten Comtesse Clotilde stets die hervorragendste Rolle spielte. Ihr Brautkleid aus schwerem glatten Duchesse-Atlas, das einen Familienschatz an Spitzen im Werthe von 10,000 fl. trägt, ist im ungarischen Hofstil angeordnet; es zeigt eine lose überfallende Schürze aus herrlichen Points, mit welcher die Mantelschleppe aus Spitzen, über die lange gerundete Schleppe fallend, übereinstimmt. Besonders reizvoll wirkt in dem Spitzengerieſel eine lose Gürtelschnur, aus hängenden Orangenblüthen gewunden, mit lang herabfallenden Enden. Sehr schön ist die Taillen-Draperie aus Spitzen, mit drei Orangenblüthen-Guirlanden geschmückt. Gleiche Blumengewinde, in gebrannten Seidenmull sich schmiegend, umgeben Rock- und Schleppenrand. Die Brautkrone ist nach volksthümlich ungarischer Weise sehr hoch und voll gebunden, der Schleier besteht aus echtem Spitzengewebe. — Unter den zahlreichen schönen Gewändern der Ausstattung fällt ein Besuchsanzug aus röthlich-gelbem Moiré mit Taillenlatz aus rosa Seidenmull und großem dunkelrosa Sammetkragen auf, der mit gefaßten schwarzen Simili-Diamanten bestickt ist. Ein maisgelbes Gesellschaftskleid hat eine Taille im Directoire-Stil aus violettem Sammet und mit Orchideen-Zweigen reich garnirt. Eine Altwiener, überaus kleidsame Robe mit mattgelbem Tuchrock und einer Taille aus gleichfarbigem Spiegelplüsch ist mit kleinem Ausschnitte gearbeitet und mit etwas Gold gestickt. Das Reisekleid besteht aus einem weiß-schwarz carrirten Wollenrock mit weißer Tuchjacke, deren breite Aufschläge weißer Sammet füttert; dazu ein schmales Rändchen von Brillant-Schmur am Kragen. Die Ausstattung ist von der Hof-Lieferantin der Kaiserin, Maison Bréger in Wien, hergestellt. R. Br.

Brautkleid im ungarischen Hofstil mit Spitzenschürze.

Paris. — Der Tagesgeschmack der Mode, der seine Vorbilder bald dem Empire-Kleide, bald der Rococo-Tracht entlehnt, hat sich soeben wieder einer Zusammenstellung bemächtigt, an der echt französische Pikanterie nicht zu verkennen ist. Eine anliegende schwarze Tuchtaille zeigt Postillon-Aufschläge aus scharlachrothem Tuch mit Goldknebeln, die von der Büste ab über einem Gerieſel von duftig-klarer Rococo-Spitze auseinandertreten. In langen Zacken legt sich der scharlachrothe Umlegekragen über die Halsschleife aus grüner Seide, deren Farbe dem grün- und bläulich carrirten Tuchrock entspricht. Die Eigenart der Taille wird noch durch den vollständig engen Aermel mit den rothen Stulpen erhöht. Zu dem Stil des Ganzen paßt vortrefflich der hohe, kühn geschwungene Hut aus grünem Stroh mit langen Straußfedern, deren Schwarz sich von einem umgelegten weißen Moiré-Bande wirksam loslöst. Selbstverständlich gehört dazu der weiße Glacé-Handschuh. B. de G.

Besuchsanzug mit abstechender Taille.

* * *

Die Damenwelt in Monte Carlo entfaltet eine Kleiderpracht, die vor allem Theater und Casino des Abends zu dem elegantesten Tummelplatze der Mode macht. In den Zwischenakten, wo alles in der großen Halle oder in den Spielsälen umherfluthet, ist der Anblick wirklich entzückend. Der überhitzten Räume halber erscheinen die Damen meist in halbausgeschnittener Taille, doch sind Hals und Schultern ganz mit Diamanten und Perlen bedeckt; Lady de Grey, die anerkannte Schönheit Londons, trug deren jüngst elf Reihen in Erbsengröße. Die Abendkleider in Monte Carlo sind meistens aus Seiden-Musselin, schwarz, weiß oder strohgelb. Die höchste Neuheit, die auf großen Erfolg im Sommer rechnen darf, sind Kleider aus rahmfarbenem Linon oder Batist mit großen eingesetzten Spitzenfiguren, die bald als Guirlanden sich um den Rock winden, bald in einzelnen Motiven über diesen und die Taille gesät erscheinen; das durchschimmernde Futter bildet farbiger Taffet in zarten Tönen. Diese scheinbar einfachen Kleider sind sehr kostspielig, aber von höchster Eleganz. Für die Promenade wird bereits der weiße Stroh- oder der hanffarbene Manila-Hut getragen, häufig mit weißem Taffet oder Seiden-Musselin garnirt, oder ganz mit Anemonen, Flieder und anderen Frühlingsblumen bedeckt. Da die Damen in Monte Carlo sowohl zum Abendkonzert als zum Theater, sogar in der Hof-Loge, im Hut erscheinen, so sind die launenhaftesten Formen und Garnituren gestattet, z. B. eine Art Gainsborough aus farbigem Stroh, vorzugsweise corallenroth und mit gleichfarbigem gebrannten Taffet und schwarzen Federn ausgestattet. Auf jungen schönen Köpfchen sieht man die Manila-Capote, um die sich Wolken von Tüll und Rosen schlingen. Weniger extravagant und sehr vornehm sind Toques aus schwarzem Tüll, mit Silberflittern besät, mit einem Rosenstrauß an der Seite, oder der Béguin (eine Kugelhaube) aus alter, mit Perlen und Türkisen bestickter Venetianer-Spitze und schwarzen Straußfedern. L. v. R.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen für häusliche Kunstarbeiten. Nr. 8. Mappendeckel und Zierstreifen. Motive für Aetzarbeit mit galvanischer Färbung. — Die prächtigen, farbig decorirten Aetzarbeiten auf Zinkplatten finden ihre geeignetste Verwendung zu Füllungen aller Art; ihre Wirkung erhöht eine Umfassung von farbigem Plüsch. So zeigt die vorliegende Schreibmappe eine von Hildegard Lehnert in vollendeter Weise

Mappe. Platte in Aetzarbeit mit galvanischer Färbung. Siehe die beiliegende farbige Vorlage Nr. 8.

ausgeführte Platte, deren braun mattirter Kupfergrund als Folie dient für einen graziösen Nelkenstrauß mit goldenen und silbernen Blumen, grün schattirten Blättern und bräunlich-grünen Stielen. Der effectreiche Farbenwechsel ist auf der Vorlage in seinem ganzen Reiz wiedergegeben. In die 26 zu 34 cm große Mappe mit theegrüner Seidenplüsch-Bekleidung ist die 22 zu 14 cm messende Platte mit einem gleichfarbigen Atlasfalz eingelassen. Gleicher Atlas dient als Futter. Die beiden, in gleicher Technik ausgeführten Zierstreifen lassen sich, gleich der dargestellten Platte, als Einlagen in Kasten, kleinen Möbeln u. s. w. verwenden. Eine Anleitung zur Herstellung der decorirten Aetzarbeiten giebt Hildegard Lehnert selbst in Lfg. 8 von „Häusliche Kunst“. E. F.

Bezugsquellen: Brautkleid: Maison C. Bréger, Wien I, Heinrichshof. — **Galvanisches Institut:** R. S. Herrmann, 8, Stallschreiberstr. 4.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter. Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz

Seidenstoff-Export.

PAPIER FAYARD & BLAYN

Das wirksamste und billigste Papier-Pflaster für Heilung von **Husten, Influenza, Rheumatismus, Schmerzen, Wunden.**

Ausgezeichnetes Mittel gegen **Hühneraugen.** (In allen Apotheken.)

Krankenfahrstühle. **Ruhestühle, Kranken-Möbel** aller Art. Für **Herz-, Asthmaleidende, Wöchnerinnen** etc. empfehlen weich gepolsterte, bis zur Sitzhöhe mehr als **15fach verstellbare Sprungfeder-Keilkissen** m. gut. Drellbezug. Der Kranke kann sie selbst leicht verstellen. **Preis 22 Mark.** inkl. Verpackg., f. Oesterreich-Ung. **14 fl.** Bei vorher. Geldeinsendung **franko** jeder Poststation. Bettbreite ist anzugeben. Absendung sofort. Katalog gratis.

Berlin SW. Markgrafenstr. 20. **R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik** **Wien VI.** Mariahilferstr. 11.

Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Verkauf und Versandt **bester u. billigster Strümpfe** jeder Qualität.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt **G. Mackenrodt, Quedlinburg.**

Nur ächt mit Marke „Pfeilring“.

LANOLIN Toilette-Cream LANOLIN

Marke Pfeilring

In den Apotheken und Drogerien.

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 9, II. — Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Mai 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. — XXIV. Jahrg.

Cakes-Dose.

Auf Porzellan gemalt von L. Hoffmann-Fallersleben.

An der reich decorirten Cakes-Dose ist zunächst die alte Form, wie sie die Königliche Porzellan-Manufactur zu Berlin noch heute herstellt, beachtenswerth. Bei 19 cm ganzer Höhe, — ohne den Deckel 13½ cm, — beträgt die obere Breite 10, die mittlere 11½ cm. Zwei einander gegenüber liegende Seiten sind leicht gelb getönt, die weißen Griffe nur mit Gold-Ornamenten verziert, während die beiden anderen Seiten außerdem bunten Blumenschmuck in den natürlichen Farben zeigen. Auch der Deckel ist in vier Felder getheilt; über zwei derselben ranken sich Blumen. Die Rose, welche als Knopf des Deckels dient, zeigt zarte Purpurtöne und Vergoldung, dazu grüne Blätter. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Ein schönes Fest beging am 23. April der Lette-Verein: die Jubelfeier der fünfundzwanzigjährigen, selbstlosen Liebesthätigkeit seiner Vorsitzenden, Frau Anna Schepeler-Lette. Geboren als die älteste Tochter des durch seine Humanität allbekannten und verehrten Präsidenten Lette, folgte sie, kaum achtzehnjährig, einem geliebten Manne, dem Groß-Kaufherrn Schepeler, als Gattin nach Frankfurt a/M. Schwerste Schicksalsschläge aber trafen die noch junge Frau, und nach langer, schwerer Krankheit von Gatten und Kindern sah sie sich verwitwet und kinderlos. Zuerst wandte sie sich nach Dresden, um sich einer künstlerischen Thätigkeit zu widmen, doch zog es die Tochter bald wieder zurück nach Berlin, zu dem geliebten Vater. In Uebereinstimmung mit seinen Bestrebungen erkannte sie, als eine der ersten unter den Frauen, die Nothwendigkeit: denen ihres Geschlechtes helfend beizustehen, die, auf eigene Kraft gestellt, ihren Lebensweg zu wandeln haben, die Befähigung hierzu aber erst erwerben müssen. 1872 übernahm Frau Schepeler den Vorsitz des in kleinen Anfängen gegründeten Lette-Vereins, und bald erwuchs derselbe unter ihrer unermüdlich sorgenden Pflege zu dem, was er heute ist, einer der ersten seiner Art, dessen Namen rühmend genannt wird, weit über die Grenzen Europa's hinaus. Mit vollster Hingabe und Treue, mit starker Willenskraft und muthigem Herzen gab sie ihre ganze Persönlichkeit in opferfreudiger Liebe einer Sache zu eigen, die ihr klares Auge als segensreich erkannt hatte. Reich an Erfolg, an Ehre und Hochschätzung all derer, die ihr rastloses Wirken kennen, kann die edle Frau hoffnungsfroh auf ein Werk blicken, welches sie das ihre nennen darf; ihr Name wird unvergessen fortleben in der Geschichte des Lette-Vereins.

— Zu den seltensten Erscheinungen gehört es sicher, daß eine Frau sich mit der Herausgabe eines numismatischen Werkes beschäftigt, eines Buches, das so große Ansprüche an vielseitige Kenntnisse seines Herausgebers stellt, wie das jüngst erschienene Prachtwerk: „Henri François Brandt, erster Medailleur an der königlichen Münze und Professor der Gewerbe-Akademie zu Berlin, 1789—1845. Leben und Werke, bearbeitet und herausgegeben von seiner Enkelin Hildegard Lehnert." (22 Tafeln in Lichtdruck nebst Text und Titelbild.) Bruno Heßling, Berlin und New-York 1897. — H. F. Brandt, aus La Chaux-de-Fonds gebürtig, gehörte zu den berühmtesten Medailleuren seiner Zeit. Er schuf eine bedeutende Anzahl Portrait-Medaillen gekrönter Häupter und großer Männer, u. a. auch von Goethe, Thorwaldsen, Hufeland, Humboldt. Außerdem sind die noch kursirenden preußischen und hannöverschen Thaler jener Zeit Werke seiner Hand. — Das genannte Buch ist das Resultat ernsthafter, gründlicher Studien; die beigegebenen biographischen und sachlichen Mittheilungen dürften von besonderem Interesse sein. Von nicht gewöhnlicher Thatkraft zeugen die übersichtliche Zusammenstellung, wie die Verarbeitung des an sich spröden Materials.

Dresden. — Die bekannte Jugendschriftstellerin Thekla von Gumpert, verwitwete Frau Legationsrath von Schober, — ihr Gemahl starb bereits 1882, — ist nach kurzem Krankenlager am 2. April im Alter von 87 Jahren hier gestorben. Der Lebensgang, das Wesen und Wirken dieser hochverdienten Frau sind auch den Leserinnen dieses Blattes aus einem Artikel mit Portrait (in Heft 23, vom 29. November 1880) schon bekannt, sodaß wir nur in Kürze darauf zurückkommen. Am 28. Juli 1810 zu Kalisch geboren, kam Thekla von Gumpert später nach Posen, wohin ihr Vater als Medicinalrath versetzt war, und hier wurde sie die Gespielin und Freundin der Prinzessin Wanda, späteren Fürstin Czartorysky, der jüngsten Tochter des Statthalters Fürst Anton Radziwill, der mit der Prinzessin Luise von Preußen vermählt war. Nach dem Tode der Fürstin Wanda übernahm Thekla von Gumpert für längere Zeit die Erziehung der mutterlosen Kinder. Im Jahre 1856 vermählte sie sich mit dem Legationsrath von Schober, mit dem sie nach Dresden übersiedelte. Hier fand sie mehr als bisher Gelegenheit, sich der schriftstellerischen Thätigkeit hinzugeben. Eine Fülle von lieblichen Erzählungen und Sammelwerken, — vor allem „Töchter-Album", „Herzblättchens Zeitvertreib", „Bücherschatz für Deutschlands Töchter", — geben Zeugniß von ihrem warmen Interesse und innigen Verständniß für die heranwachsende weibliche Jugend.

Würzburg. — Eine Fachschule für Kinderpflegerinnen, die erste derartige Einrichtung im Königreiche Bayern, wird von der Marien-Anstalt binnen kurzem hier errichtet werden. Der Unterrichts-Cursus, von der Klosterfrau Florentine Obig geleitet, soll gleichzeitig immer nur sechs Mädchen zu Kindergärtnerinnen ausbilden und drei Monate währen.

Wien. — Im März d. J. ist hier im einundsechzigsten Lebensjahre Frau Ernestine Spitzer gestorben. Die Verblichene besaß in den Sechziger Jahren ein kleines Wäschegeschäft in der inneren Stadt; durch ihre geradezu geniale Begabung, ihren rastlosen Fleiß und ihre glühende Energie gelang es ihr bald, aus diesen bescheidenen Anfängen das für die Mode jetzt hervorragend tonangebende Haus der Residenz zu entwickeln. Die Kaiserin, die Erzherzoginnen zählen zu seinen Kunden, und so anerkannt ist der Rang des Hauses, daß die Roman-Schriftstellerin Ossip Schubin, die ihre Heldinnen mit Vorliebe aus der österreichischen Aristokratie wählt, die „Toiletten von der Spitzer" als den Sehnsuchtstraum der Wiener Comtessen hinstellt. — Frau Spitzer war ihren zahlreichen Beamtinnen und Arbeiterinnen eine gütige Freundin; in ihrem Testamente hat sie auch die Armen Wiens reichlich bedacht.

London. — Das New Hospital for Women feiert binnen kurzem sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Es wurde s. Z. zu dem Zweck eingerichtet, den weiblichen Aerzten, die an die Krankenbetten des Universal Hospital nicht zugelassen wurden, die nothwendige Praxis zu verschaffen. Patienten, Aerzte, sowie das Warte-Personal sind sämmtlich Frauen. Bei Beginn seines Bestehens amtirten sechs Aerztinnen im New Hospital; vor zwei Jahren wurde es durch einen Anbau, den Alexandra-Pavillon, vergrößert. Wie englische Blätter berichten, wurden daselbst im verflossenen Jahre 500 interne Kranke und 12,921 Frauen ambulatorisch behandelt.

Cannes. — Das Bedürfniß nach einem Sammelpunkte, wo auch die weiblichen Mitglieder der eleganten Fremden-Kolonie ungezwungen unter einander verkehren, machte sich namentlich geltend, seit einige aristokratische Salons, die früher solche gastliche Stätte boten (wie der Salon Valombroso) zu existiren aufgehört hatten. Vor zehn Jahren bereits machte der englische Kapitän Parceval den ersten Versuch, in Cannes einen Club für Herren, wie für Damen zu gründen, aber der Verein erhielt sich nur mühsam, und beim Ableben seines Gründers ging er ein. Vor einiger Zeit wurde hier nun nach jenem Vorbild ein „Ladies'-Club", — der erste in Frankreich, — gegründet. Leiter desselben ist der Vicomte de Janzé, ein bekannter Sportsmann. Zu den Patronessen gehören u. a. Gräfin Pourtalès, Prinzessin Radziwill, Marquise von Gallifet; zu Ehrenmitgliedern wurden die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin und die Prinzessin Philipp von Coburg-Gotha ernannt. Bisher hat der „Ladies'-Club" 150 Mitglieder; ihre Einzahlungen dienen vorerst zur Deckung der Kosten, der Ueberschuß wird zur Veranstaltung von Festen verwendet. Jeden Dienstag findet ein Frühstück mit Musik statt, abends ein Diner mit darauf folgendem Tanz. Die Tische werden lange vorher bestellt; an jedem Tische haben 10 bis 12 Personen Platz, für das Couvert werden 15 Francs gezahlt, und je eine Dame oder ein Herr vertritt die Stelle als Hausfrau oder Hausherr. Zu den pünktlichsten Theilnehmerinnen gehörten bis wenige Wochen vor dem Tode ihres Gemahls die Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin, sowie die Fürstin von Thurn und Taxis.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — An dem zierlichen Kleide aus weißgrundigem, blaugemustertem Foulard, — die Vorderansicht erhalten die Leserinnen der großen Ausgabe mit Abb. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1245, — bildet die vorn zu einem Fichu geordnete Blusentaille rückwärts ein anliegendes Jäckchen, das ein breiter Miedergürtel aus blauschillerndem Taffet ergänzt. Die Ausstattung aus grauem weißgestickten Batistleinen entspricht dem quergefalteten Einsatz, sowie den Passentheilen auf der Vorderansicht. Flache Volants aus Seidenstoff, besetzt mit schmalstem Sammetband bedecken die Kugel des engen, unten zugespitzten Aermels; ein gleicher Volant, von weißen Pikots

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65** per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **H. Hausmann,** für Landschaft **W. Hamacher,** für Blumen **P. Barthel,** für Illustriren **H. Looschen,** für Modelliren **Ferdinand Lepcke,** für Kupferstich Prof. **G. Eilers,** für Perspektive **W. Herwarth.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Chronszcz

Deutsche Schneider-Akademie

älteste und grösste Fachlehranstalt der Welt.

60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiirt, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen ꝛc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen **nur** im **Hauptbureau,** **Rotes Schloss 1.**

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Die Moden-Akademie

zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,

staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung ꝛc. Ausführl. Prospekt gratis.

Technikum für **Hildburghausen** Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.

Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.

Dresden S. Moesta, Direktor.

Diener

jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit.

Die Direction, Spenerstr. 17.

Papageien hochf. Sprecher, japan. Bambusmöbel vers., ev. Ratenz. gestatt. Preisl. geg. 20 Pf. Mark. **H. O. Kumss, Hirschberg** i/Schl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Kleid.
Rückansicht des farbigen Bildes, Pl. 1247.

Kleid aus Foulard. — Promenaden-Mantel. Gegenansichten zu Fig. 1 u. 2 des farbigen Bildes, Pl. 1245.

begrenzt, umgiebt das Jäckchen. Bemerkenswerth ist der ringsum zu eingekrauften Säumchen abgenähte Rockansatz.

— Der reiche Promenaden-Mantel aus grünrosa schillerndem Taffet, überlegt mit gebranntem schwarzen Erbstüll, zeigt eine mit der Rückansicht übereinstimmende Anordnung der Atlaspasse mit Achselstücken, sowie der herabhängenden, durch Bandschleifen abgeschlossenen Schärpen-Enden, die an der Vorlage aus breiten, mit Jet bestickten Goldborten bestehen. Hinten eng anschließend, gestalten sich die Paletot-Theile vorn leicht blusenförmig und werden durch den Bandgürtel mit voller Schleife zusammengehalten. Schleifen decken den Schluß der Passe. Gebrannte, schwarze Gaze bildet die dichte Halsrüsche wie die Volants, welche die Serpentine-Aermel und den Mantelsaum umgeben.

— Die kleine Skizze veranschaulicht, wie sich die vorn so eigenartig zugespitzte Blusen-Garnitur des eleganten Promenaden-Kleides auf Pl. 1247 hinten zu einem anliegenden Jäckchen gestaltet. Wirksam hebt sich der Tressenbesatz von dem schwarzen Sammet ab. Der glattanliegende, mit Tressen besetzte Schulterkragen ist hinten etwas geschweift. Ueber den Hüften zu schmalen Fältchen abgenäht, wird der Rock hinten in zwei Tollfalten geordnet und tritt mit schmalem schwarzen Atlasgürtel über die Blusentaille. P. R.

Trauerkleid mit Jackentaille.

Wien. — Als neueste Besatzform sommerlicher Kleider, besonders für durchbrochen eingefügte Einsätze, aber auch für farbiges Band verwendbar, ist der Mäander wieder aufgetaucht. Auf dem vorliegenden Promenaden-Anzuge wurde diese Verzierung in Passementerie-Borte ausgeführt. Sandfarbige Popeline, mit bräunlichen Metallfäden durchschossen, ergiebt den vornehmen Stoff des Kleides; leichte Seide füttert dasselbe und bildet die ergänzende Bluse zu dem auf beiden Schultern geknöpften Jäckchen mit angeschnittenem Stehkragen. Den Gürtel ergiebt ein mehrfach umgewickeltes, langes, braunes Atlasband. Der elegante Hut aus hellviolettem Stroh zeigt bei schmalem Boléro-Rande, die hohe Kopfform, die volle Büschel zart schattirter Parma-Veilchen mit hellgrünen und braunen Stengeln, sowie ein Gewinde aus lila und grün schillerndem Taffet-Band mit hoher Schleife nebst Stahl-Agraffe umgeben. Interessant ist an dem Sonnenschirm aus lila Moiré der gleichfarbig lackirte Holzstock mit geschnitztem Papageienkopf als Griff, sowie die breite, volle Rüsche aus lichtvioletten, gekrausten Hahnenfedern, die den Schirmrand umgiebt. — Das Kinderkleidchen aus rothem Kaschmir, ein soeben erschienenes, beliebtes Wiener Modell, zeigt die kurze Taille sowie das mit ganz kleiner Puffe gearbeitete Aermelchen mit kreuzweis eingenähten Säumchen bedeckt. Eine Säumchengruppe umgiebt auch den Rock. Taffet in dem hochmodernen, lebhaften Schottenmuster mit reichlich durchgeführten, schwarzweißen Streifen dient für die breite Schärpe, den Kragen wie die Aermelstulpen; auch die Strümpfe sind übereinstimmend schottisch gewählt. N. Br.

Promenaden-Anzug mit Mäander-Besatz. Kinderkleid mit kurzer Taille.

Paris. — Die ernste Trauer strebt stets nach möglichst unauffälliger Schlichtheit im Anzuge, und man vermeidet es daher möglichst, mit unbedeckter Taille zu gehen. Die sommerliche Jahreszeit aber läßt besondere Umhüllungen, wie Jacken oder Schulterkragen lästig erscheinen, und so bietet die Mode einen freundlichen Ausweg, indem sie durch Zuschnitt und Garnitur der Traueranzüge Ueberkleider nachahmt.

An dem für tiefe Trauer bestimmten Kleide aus leichtem Wollkrepp mit Besatz aus englischem Krepp, ersetzt die reiche Ausstattung der Taille einen Umhang. Die breiten Revers aus Wollkrepp reichen als glatter Kragen bis zur Rückenmitte und werden von dichten Rüschen aus englischem Krepp begleitet. Die blusenförmigen Vordertheile der Taille sind unten etwas gekreuzt; dem Latz aus englischem Krepp entspricht der hohe Stehkragen mit Patten. Bemerkenswerth ist der Rockbesatz aus rund geschnittenen Blenden aus englischem Krepp. Ein langer Krepp-schleier ergänzt das zierliche Toque-Hütchen.

Kleid für tiefe Trauer.

— Für den zweiten Abschnitt der Trauer ist das Kleid bestimmt, dessen Schoßtaille eine Jacke nachahmt; es kann aus Louisine, Barège oder Etamine über schwarzem Taffet-Futter hergestellt werden. Die Jacke aus Sommertuch bedeckt ein Schulterkragen, den zwei Rüschen aus gebrannter Etamine umziehen und wellenförmige Etamine-Aufschläge schmücken. Sehr hübsch ist der Rockbesatz aus gebrannter Etamine, der auch an den Schlitzen der Vorderbahn aufsteigt. Den Ansatz der Rüschen decken, wie am Kragen, schmale Blenden aus matter, schwarzer Seide. Gefältel aus englischem Krepp ergiebt den runden Hut, den eine Schleife aus matter Seide schmückt. V. de G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Eine hübsche Neuheit zur Wand-Decoration sind Gegenstände aus Hartstuck mit tuchartigem Ueberzug. Die in dieser Weise hergestellten Schilder und Teller in den Farben Grau, Hell-, und Dunkelbraun, Bordeaux, Seegrün, Olive, weisen meist reiche Verzierungen im Rococo-Geschmack auf. Man kann sie sowohl mit Aquarell-, wie mit Oel- und Bronze-Farben bemalen; ganz besonders aber ist der Grund für Pastell-Farben geeignet, die auf der rauhen Fläche vorzüglich haften und zur schönsten Wirkung kommen. Die gesättigte Farbe, die eigenartige, stumpfe Masse und die elegante Form, alles trägt dazu bei, diese Gegenstände zu einem originellen, vornehm wirkenden Wandschmuck zu gestalten. Nachdem der betreffende Gegenstand von dem anhaftenden Pastell-Staub sorgfältig durch Abklopfen, auch mit kleiner Bürste und weichem Gummi, gereinigt ist, fixirt man das Bild durch Bestäuben mit eigens für diesen Zweck präparirtem Fixatif von Schönfeld, Daunert oder Soehnée frères; bei Anwendung von gewöhnlichem Fixatif werden die Farben trübe. Die Preise schwanken je nach Größe und Form zwischen 1 und 4 Mk. O. A.

Literarisches.

Ein malerisches Bürger-Heim. 25 Entwürfe von Hermann Eberle, Illustrations-Text von Alexander Koch. Groß-Folio. Jede Lief. (je 6 Blatt) 8 Mk. Verlag von Alexander Koch. Darmstadt.

Von dem auf 5 Lieferungen von je 6 Blatt berechneten, interessanten Werk sind die beiden ersten Lieferungen erschienen und lassen die weiteren mit Spannung erwarten. Versuche, die deutschen Wohnräume neu zu gestalten und nicht dem Decorateur und Tischler allein die Bestimmung über unser Heim zu überlassen, werden in der im gleichen Verlage erscheinenden „Innen-Decoration“ bereits seit Jahren mit gutem Erfolge gemacht, hier aber handelt es sich um Entwürfe für einfache, jedoch geschmackvolle Wohnungs-Einrichtungen, die, auf vier Zimmer berechnet, den Herstellungswerth von 1500—2250 Mk. nicht übersteigen sollen. Dem Künstler ist unverhohlene Anerkennung für seine Entwürfe auszusprechen, zumal er bei der Herstellung der Möbel einen Hauptwerth darauf gelegt hat, daß die Verzierung der einzelnen Gegenstände von den Besitzern selbst ausgeführt werden kann; — er zieht die Brandmalerei, den Kerbschnitt in seinen verschiedenen Arten und die ornamentale Malerei in den Kreis der Decoration. Die vorliegenden Lieferungen bieten außer der „Diele“ mit Treppen-Aufgang, Theile vom Wohnzimmer, Empfangs- und Arbeitszimmer des Herren wie der Frau, Küchen-Einrichtung, Wohn- oder Eßzimmer, Schlafzimmer, ferner Einzelmöbel für dieses, sowie für Erker und Eckplätze. Eine systematische Reihenfolge kann sich erst mit der letzten Lieferung ergeben, die auch einen erläuternden Text bringen soll. Bemerkt sei aber, daß die Formen der Möbel, die Art der Anordnung u. s. w. auch für diejenigen von Interesse sein dürften, die selbst keine häusliche Kunst ausüben und die geplanten Verzierungen durch andere zu ersetzen hätten, z. B. durch Holzeinlagen, Fliesen u. s. w. Jedenfalls ist die Anregung durch das „Malerische Bürgerheim“ für Private wie Geschäftstreibende mit Freuden zu begrüßen. E. F.

Bezugsquellen: Toiletten: Kleid aus Foulard: M. Wallner, NW, Dorotheenstr. 38/39. — **Promenaden-Mantel:** A. Falk, W, Jägerstr. 23. — **Hut mit Veilchenbüscheln:** B. Galimberti, Hofmodistin, Wien I, Spiegelgasse 5. — **Kinderkleid:** E. Braun, Wien I, Graben 8. — **Gegenstände aus Hartstuck:** Horn & Frank, SW, Königgrätzerstr. 44. — **Cakes-Dose:** Frau L. Hoffmann-Fallersleben, W, Voßstr. 7.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter. Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Ottomar Anschütz
G. m. b. H.
Berlin W., Leipzigerstrasse 116.
Kaufhaus und **Unterrichts-Institut** für **Amateur-Photographie.**
Lieferung und Ausführung aller zur Photographie in Beziehung stehenden Artikel und Arbeiten.
Anschütz' Reise-Moment-Apparat. Entwickeln der Platten und Herstellung von photographischen Abzügen.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Postdose 2,30 empfiehlt **G. Mackenrodt, Quedlinburg.**

Strümpfe zum **Anweben** von Wolle, Baumw. und Seide, **jeder** Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Verkauf und Versandt **bester u. billigster Strümpfe** jeder Qualität.

Filigranfabrik **M. Hahn, Dresden-A.**

In 3 Minuten
wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein **Enthaarungsmittel**
„Paratrich“, vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. **Nur** in Berlin, **Königstrasse 59** bei **Max Schwarzlose,** Hoff. S. M. d. Kais.

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legehühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur 2c.
Graf, Geflügelpark, **Auerbach** Hess.

Glafey-Schnellputzpulver
bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt sehnellsten Glanz, ist billig. Höchste Auszeichnungen, darunter goldene Medaillen Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896.

Mit Blitzbackpulver backt man sehr rasch vorzügliche Kuchen. 10 Päckchen mit Recepten gegen **1.10 Mk.** in Briefmarken franco.
Dr. W. Keim, Adler-Apoth., **Oestreich, Rheine.**

„Schlafe patent“ Illustrirt. Katalog gratis und franco über verwandelbare **Schlafmöbel** als **Sofa, Sessel, Chaiselongue, Schränke, Tische** etc. sämmtl. als Betten herzurichten in jeder Preislage vom einfachsten bis zum elegantesten Genre. Nur solide Construction. Einzig prämiirte Firma für Patent-Möbel auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken
Berlin SW., Markgrafenstr. 20. **Wien VI.,** Mariahilferstr. 11.
Auch zu beziehen durch alle besseren Möbel-Magazine und Tapezierer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Mai 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Johannes Brahms.
Nach einer Photographie von C. Brasch, Hof-Photograph, Berlin.

Am 3. April endete der Tod das Leben eines Großen unter den Meistern der Tonkunst, eines Künstlers, der seit Wagner's Tod als der bedeutendste aller lebenden deutschen Componisten galt. — Johannes Brahms war am 7. Mai 1833 zu Altona als Sohn eines Contra-Bassisten am Hamburger Stadt-Theater geboren und erhielt schon früh, als sein Talent zur Musik sich offenbarte, gediegenen Unterricht, u. a. bei Eduard Marxen in Altona. Bereits im Jahre 1847 begann Joh. Brahms seine öffentliche Laufbahn als Pianist, zunächst allein, dann mit Remenyi, einem ungarischen Violin-Virtuosen, und Josef Joachim, mit dem auch später innige Freundschaft ihn verband. 1853 führte der Weg den jungen Künstler nach Düsseldorf, wo Robert Schumann, der als Musik-Director dort lebte, sein Freund und Lehrer wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg und Weimar, — Franz Liszt nahm den jungen Brahms hier gastlich auf, — trat dieser eine Stellung als Chor-Dirigent beim Fürsten von Lippe-Detmold an, vertauschte sie jedoch bald mit der eines Konzert-Dirigenten der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Drei Jahre, von 1872—75, blieb er in diesem Amt, dann legte er es nieder, um fortan in Wien nur noch der Composition zu leben. — Schon in seinen frühesten Werken, die durch Schumann's Einfluß eine schnelle Veröffentlichung und bald Würdigung fanden, gab sich Brahms als ein Componist von besonderer Eigenart zu erkennen, seine späteren Schöpfungen wiesen ihn unter die ersten der zeitgenössischen Componisten und brachten ihm manche Ehrung ein. Zwei Universitäten, Breslau und Cambridge, machten ihn zum Dr. phil. hon. c., Kaiser Wilhelm der Erste verlieh ihm die höchste Auszeichnung für Künstler, den Orden pour le mérite, er war außerdem Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und Ehrenbürger der Stadt Hamburg. Um die Gunst der Menge hat Brahms nie gebuhlt, dazu war er zu bescheiden. Unbeirrt durch die Strömungen für oder gegen ihn, ist er seinen Weg gegangen, in rastlosem Schaffen den Spuren Bach's, Beethoven's, Schubert's, Schumann's folgend. Unbegrenzt war sein musikalisches Wissen, bewundernswerth seine Schaffenskraft, mit der er Compositionen der verschiedensten Art, — vier Symphonien, viele Kammermusik-Werke, zwei Klavier-Konzerte, ein Violin-Konzert, unzählige Lieder und Gesänge, für eine oder mehrere Stimmen 2c., — erstehen ließ, jedes ein Meisterwerk in seiner Art. Daß trotzdem nicht jede einzelne dieser Schöpfungen gleich begeisterte Aufnahme fand, ist erklärlich: Brahms ist in erster Reihe ein Meister der musikalischen Form, — spärlicher dagegen quillt ihm der Bronnen der Melodik, und erst allmählich erschließt sich dem Hörer die ganze Fülle musikalischer Schönheit in seinen Compositionen. Geradezu wunderbar war Joh. Brahms' Meisterschaft auf dem Klavier. Wohl diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß er der Begleitung eine so hervorragende Rolle in seinen Liedern anweist. In diesen tief empfundenen musikalischen Dichtungen ernsten und weltlichen Inhalts offenbart sich sein unter äußerer Schroffheit scheu verborgen gehaltenes weiches Gemüth am unmittelbarsten, und darum hat Brahms vor allem auch durch seine Lieder der Frauenwelt sich ins Herz gesungen. An lebenslanger Freundschaft und an Liebe, die ihm von Männern, wie von Frauen wurde, war sein Leben reich, doch blieb er unvermählt; er erblickte in der persönlichen Ungebundenheit eine Hauptbedingung des freien künstlerischen Schaffens. Mit inniger Liebe war er seiner Mutter zugethan, ihrem Andenken widmete er 1868 das „Deutsche Requiem", ein Chorwerk von ernster, hoher Schönheit. Große Verehrung zollte er auch Clara Schumann, deren Tod ihn aufs tiefste erschütterte. Seine weiteren Chorwerke, u. a. „Schicksals-Lied", „Gesang der Parzen", wie das „Triumph-Lied", gelten mit Recht als kostbare Schätze in der ganzen musikalischen Welt; ihr tiefernster Inhalt bildet einen schönen Gegensatz zu der innigen, warmen Lyrik seiner Lieder. Seine letzten Werke: „Vier ernste Lieder" athmen bereits Todesahnung; ergreifend ist besonders die Melodie der dritten: „O Tod, wie bitter bist du," die der Meister, schon schwer leidend, schuf. Ein sanfter Tod erlöste ihn von einem langwierigen Leberleiden; — jetzt ruht seine sterbliche Hülle neben der letzten Ruhestätte Beethoven's, in der Nähe von Schubert's Grab, auf dem Central-Friedhof zu Wien, wo die Stadt ihm ein Ehrengrab bewilligte. E. S.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Mit dem am 8. April gestorbenen Post-Reformator Staats-Secretär Heinrich v. Stephan hat auch die Frauenwelt einen bahnbrechenden Förderer ihrer Bestrebungen verloren. Als Freund des Kultur-Fortschrittes nahm er sich der Erwerbsnoth der Frau an und wies dieser den Weg zu pflichttreuem, einträglichem Schaffen, indem er dem weiblichen Geschlecht einen hervorragenden Platz zur Bethätigung ihrer Arbeitskraft, hauptsächlich im Fernsprech-Dienst, einräumte. Sein Wahlspruch: „Ziel gekannt, Kraft gespannt, Pflicht gethan, — Herz obenan!" bethätigte sich auch hier in glänzender Weise.

— Eine in mehr als einer Hinsicht bedeutende Persönlichkeit, der frühere Director der Waffensammlung des königlichen Zeughauses, Geh. Regierungsrath Professor Hermann Weiß (geb. 21. April 1822 zu Hamburg), starb hier am 21. April im Alter von fünfundsiebzig Jahren. Der Verstorbene, während dreißig Jahren, von 1854—84 auch als Professor für Kostüm-Kunde an der Berliner Kunst-Akademie thätig, war der erste, der die Kostüm-Kunde zu einer Wissenschaft erhob und durch gründliches langjähriges Studium, durch mündliche und schriftliche Belehrung den Anstoß zu großartigen Reformen in der Behandlung der Kostüme in der Kunst, vor allem in der historischen Malerei, wie auf der Bühne gab. Seine 1856 erschienene „Kostüm-Kunde" eine im großen Maßstabe angelegte und durchgeführte Geschichte der Trachten und Geräthe des Alterthums und Mittelalters lenkte s. Z. die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und wird auch in fernster Zeit als ein Werk von höchster kulturgeschichtlicher Bedeutung gelten.

— Im Saal des „Kleinen Journal", Leipzigerstr. 102, fand in den Tagen vom 11. bis 24. April eine vom „Verein für verbesserte Frauenkleidung" ins Leben gerufene Ausstellung statt, die von namhaften Berliner und auswärtigen Firmen reich beschickt war. In erster Linie fiel die große Auswahl von Corset-Leibchen und Corset-Ersatz aller Art auf, ebenso vielgestaltig waren die Rock-Beinkleider in Form und Ausstattung vorhanden. Wie gut sich die modernen Kostüme mit der veränderten Unterkleidung vereinen lassen, lehrten die verschiedensten hübsch ausgeführten Reform-Kleider, die sich äußerlich in nichts von der üblichen Tracht unterschieden. Der äußerst rege Besuch, — in den ersten acht Tagen wurden über 6000 Billets ausgegeben, — ließ erkennen, wie das Interesse für diese Sache in allen Kreisen sich Bahn bricht.

— Kürzlich fand im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums eine Ausstellung von Handarbeiten, — Decken, Kissen und Wand-Teppiche, — des Fräulein Marie Kirschner statt, die in schön erfundenen Motiven eine interessante Verschmelzung textiler Kunst, — hauptsächlich Plattstich, — und Malerei zur Anschauung brachten. Leuchtende Seidenfäden und Chenille sind in decorativ höchst wirksamer Weise der

Seiden-Damaste
Mk. 1.35
bis **Mk. 18.65** p. Met. und **Seiden-Brocate**
— ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**
per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** 2c. 2c. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung 2c. Ausführl. Prospekt gratis.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W. Lützowstr. 84a.

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit.
Die Direction, Spenerstr. 17.

Lederschnitt, Metalitzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

In 3 Minuten
wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein **Enthaarungsmittel „Paratrich",** vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. **Nur in Berlin, Königstrasse 59** bei **Max Schwarzlose,** Hoff. S. M. d. Kais.

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte Strumpfwaarenfabrik von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.**
Verkauf und Versandt **bester u. billigster Strümpfe** jeder Qualität.

Berlins **größtes** Specialhaus für
Teppiche
in Sopha- und Salongröße à 3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mk. **Prachtkatalog gratis.**
Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billigst! Prob. frco.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre,** **BERLIN S.,** Oranienstr. 158.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt G. Mackenrodt, Quedlinburg.

Jugend-Gartenlaube, Nürnberg.
Gediegene, feine, farbig reichillustr. Zeitschrift für die Jugend. Vierteljährl. nur 1 Mark.
Durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten.

Kranken-Fahrstühle
neueste Modelle, sowie alle Krankengeräthe als: **Krankentragen, Betttische, Closets** fabriziren
Knoke & Dressler
Königl. Sächs. Hoflieferanten
Dresden-A., König Johannstr.
Cataloge gratis.

Die **Deutsch-Holländische Matratzenfabrik** in Münster i. Westf. und Amsterdam empfiehlt, als **vollkommensten Ersatz für Rosshaarmatratzen,** ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, **durchaus soliden**
Kapok-Matratzen
in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Malerei auf hellem oder dunkelm Atlasgrunde eingefügt, — dichtes Blattwerk oder farbenprächtige Blüthen, auf schimmerndem Wasserspiegel träumende Seerosen, oder eine ernste Föhre, die ihr dunkles Gezweig, in täuschender Naturwahrheit ausgeführt, über die lichte Grundfläche breitet.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Sonnenglanz über weißem Flockengerieſel von blühenden Obſtbäumen, in der blauen Ferne ein wundersamer Duft, das iſt die Maienherrlichkeit, die unſere Damen durch die duftigſten und friſcheſten Gewänder des Jahres feiern. An dem zierlichen Kleide aus blauem gemusterten Organdy, — die Abonnentinnen der großen Ausgabe erhalten die Vorderanſicht mit Figur 2, auf Pl. 1248, — geſtalten ſich die vorn gerade geordneten Pliſſé-Falten auf dem Rücken als Bretellen, die in den Atlasgürtel treten. Abſtechende Atlasſtreifen umranden die gebrannte Schulter-Garnitur. Eigenartig iſt der in Längsfalten geordnete Oberärmel, den ein anliegender Unterärmel mit Verzierung von Mullſtreifchen und farbigen Spitzen ergänzt. Die Einzelanſicht veranſchaulicht einen Theil des Rockbeſatzes aus ſchräg genommenem Seidenmull mit ſchmalem, von Band durchzogenem Einſatz.

— Beſetzte Röcke ſind nun einmal an der Tagesordnung. Auch an dem eleganten Kleide aus Etamine über ſeidenem Unterkleide, das für die große Ausgabe mit Figur 1 auf Pl. 1249 gegeben iſt, ſind dem Rockrande Volants mit Umrandung von ſchmalem Sammetbändchen aufgeſetzt. Eine breite Schärpe aus ſchillernder Seide mit Franſen-Abſchluß fällt über die Hinterbahnen; den bis zum Gürtel reichenden Stickerei-Latz der Bluſentaille begrenzen zwei Falten. Die Achſelſtücke und die Stulpen füttert abſtechender Sammet.

Kleid aus gemustertem Organdy. Rückanſicht zu Fig. 2, Pl. 1248.

Kleid aus Etamine über ſeidenem Unterkleide. Rückanſicht zu Fig. 1, Pl. 1249.

Wien. — Die Eröffnung der Jahres-Ausſtellung im Wiener Künſtlerhauſe durch S. M. den Kaiſer bot gleichzeitig eine glänzende Kleiderſchau. Vor allem fiel durch Stoff, Farbe und Machart eine matt dunkelrothe Barège-Robe in die Augen, deren Rock- und Bluſen-Vordertheile, ſowie die Aermel mit eingeſetzten prächtigen Mohnblumen aus ſchwarzer Chantilly-Spitze verziert waren; ein weißes Taffet-Unterkleid ſchimmerte durch das zarte Spitzen-Gewebe. Die weißſeidene Paſſe mit Stehkragen überziehen abwechſelnd Reihen von goldener und ſilberner Litze. Weißes Band, mit ſchmalen ſchwarzen Muſſelin-Rüſchen beſetzt, bedeckt, jabotartig gefaltet, den ſeitlichen Schluß und bildet die lange, etwas ſeitlich angebrachte Schärpe. Der Hut ſetzt ſich ganz aus Roſen ohne Laub zuſammen; ausgebreitete Papageien-Flügel, in Form einer großen Schleife angebracht, ſchließen das hochmoderne Gebäude nach hinten ab. — Ein Anzug aus reſedagrüner Reps-Popeline war ungemein zierlich mit golddurchwirkter Schnur auf weißen Seidenſtreifen, in Form der neugriechiſchen Bluſen-Jacken beſetzt. Durch dieſe Borten-Ausſtattung, die, an einer Seite des Vorderblattes abwärts laufend, ſcheinbar Rock und Taille verbindet, wird die Wirkung einer Prinzeß-Robe erzielt, welche ein Gürtel aus ſchwarzem Atlasbande in der Taille zuſammenfaßt. Weiße Seide mit gelblicher Spitzenüberlage füllt den Halsausſchnitt und ergiebt die hohen Kragentheile. Das kleine Veilchenhütchen ziert ein Reſedaſtutz. — Ueberaus jugendlich war das hechtblaue Kaſchmir-Kleid mit kurzem Seiten-Jabot aus dem Stoff des Kleides, das, ebenſo wie der Stehkragen und die Manſchetten, mit ein paar Reihen feiner Gold-Soutache benäht war. Die faltenloſe Bluſentaille ſchmückten querlaufende Pliſſés aus gleichfarbigem Taffet-Band, die fingerbreit aufgeſteppte Stoffblenden befeſtigten. Mattes Goldband bildete den Gürtel. Der Boléro-Hut zeigte eine ganz ungewöhnliche und viel bewunderte hohe und enge Form, die ſich durch den ſchwarzen Sammetbeſatz des hellen Strohes beſonders kleidſam erwies; ein Federtuff mit Jet-Glöckchen ragte über den Rand empor. N. Br.

Paris. — Die nachahmenswerthe Geſchicklichkeit der Franzöſin, durch die Zuſammenſtellung verſchiedenartigſter Stoffe die größte Wirkung für den Geſammt-Eindruck ihrer Kleidung zu erzielen, zeigt ſich wieder einmal an dem Kleide aus graugelber Sackleinwand, das ſpinnwebfeine Spitzeneinſätze durchziehen. Wir ſprechen hier wirklich von Sackleinwand, einem Gewebe, das plötzlich zu einer märchenhaften Koſtbarkeit geworden zu ſein ſcheint! Die Farbe des orangerothen Seidenbandes, das unter der hanfgelben Spitze durchſchimmert, ſtimmt mit dem röthlichen Seidenfutter des kleinen Umhangs aus ſchwarzem Seidenkrepp überein. Zu den Spitzeneinſätzen des Mäntelchens geſellt ſich noch farbige Flitter-Stickerei als reicher Ausputz. Den grünen Strohhut bedeckt Gefältel aus röthlichem Krepp, dazu ein Strauß voll erblühter Heckenroſen.

Kleid mit eingeſetzten Spitzenblumen. Bluſenkleid mit Bortenbeſatz. Kleid mit Band-Pliſſés.

— Schmale farbige Bandrüſchen als Beſatz theilen ſich augenblicklich mit Krepp-Rüſchen in den Erfolg des Tages. Sehr charakteriſtiſch gelangt ihre Wirkung an dem Kleide aus Surah zum Ausdrucke, deſſen pliſſirte Bluſe Aermel aus Guipure-Spitze ergänzen. Das Boléro-Jäckchen mit hochſtehendem Revers-Kragen iſt hinten ſehr kurz und wird gleichfalls von Bandrüſchen umrandet. An dem runden Strohhut mit Ausputz von gebranntem Bande ſind die Farben, wie die Mode es liebt, von röthlich-lila zu blaulila abgetönt. B. de G.

* * *

Sollte die Nachricht, daß die Sommer-Mode farbige Schuhe beſchert, wirklich wahr werden? Wir meinen nicht die braunen, gelben oder weißen Lederſchuhe, die man ſeit einigen Jahren trägt, auch nicht die mattdunkelgrünen, von denen wir neulich im Modetheile unſeres Blattes berichteten, — das alles ſind ja keine Farben. Nein, ausgeſprochen grellfarbige Schuhe und Stiefel, wie wir ſie an den Füßen der fragwürdigen Schönheiten auf Pfeifenköpfen, Kuchenſchachteln oder der Elfen-Königinnen auf der Bühne bewundern, werden als Neueſtes angekündigt. Ueberraſchende Wirkungen muß es hervorbringen, unſere Straßen plötzlich mit lila-, roth-, grün- oder blaubeſchuhten Leuten bevölkert zu ſehen! — giebt es doch Menſchen, die ganz unberechenbar werden, ſobald ihnen freie Farbenwahl erlaubt iſt. Und ſo darf man ſich wohl darauf gefaßt machen, den ſonderbarſten „im Namen der Mode“ begangenen Verirrungen zu begegnen, beſonders da in dieſem Jahre ſchon für jede Art von Kleidung lebhafte Farben an der Tagesordnung ſind.

Promenaden-Anzug aus Sackleinwand mit Spitzen. Kleid aus Surah mit Rüſchen-Ausſtattung.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Neuer Brenn-Apparat „Juwel“.

Trotzdem ſich die Induſtrie ſtetig bemüht, die Platina- und Iridium-Brennſtifte mit Gebläſe zu verbeſſern und die noch vorhandenen Uebelſtände durch mancherlei Vorrichtungen zu mildern, iſt es bisher nicht gelungen, den unangenehmen Benzin-Geruch und den Qualm, welcher ſich während der Arbeit, namentlich beim Brennen des Grundes entwickelt, vollſtändig zu beſeitigen. Viele empfinden auch die Handhabung des Gebläſes als läſtig und ſtörend — bei den meiſten Apparaten iſt man bekanntlich gezwungen, unausgeſetzt mit der linken Hand den Ball zu drücken —, aber ſelbſt die Brennſtifte mit Fußbetrieb erſcheinen manchen unbequem, ganz abgeſehen von den höheren Anforderungen, die ſie an die Kaſſe ſtellen. Alle dieſe Uebelſtände kommen bei dem neuen, durch Patent geſchützten Brenn-Apparat „Juwel“ in Fortfall: er wird nicht mit Benzin erhitzt, entwickelt bei der Arbeit weder unangenehmen Geruch noch Rauch, und da er kein Gebläſe beſitzt, braucht man nicht Hand noch Fuß zu rühren, um daſſelbe in Bewegung zu ſetzen. Dabei iſt der Preis verhältnißmäßig niedrig bemeſſen; der Apparat, welcher von Herrn E. W. Schneider in Dresden-Striesen erfunden iſt, koſtet mit der dazu gehörigen Spirituslampe, einer Flaſche, einem Meßglas und fünf verſchiedenen Spitzen in einem hübſch ausgeſtatteten Kaſten nur 12 Mark, das Recht des Alleinverkaufs beſitzt die Firma Lippe & Petzold, Dresden-A. Abweichend von den bisherigen Apparaten beſteht Schneider's „Juwel“ nur aus

Handhabung des Brenn-Apparates „Juwel“.

Brenn-Apparat „Juwel“. Linke Seite.

Metall. Der 15 cm lange und etwa $1^1/_2$ cm im Durchmeſſer betragende Behälter iſt innen hohl; an ſeinem unteren Ende befindet ſich eine Verſchlußſchraube und ein kleiner Fuß, in der Mitte ein Regulirhahn und oben eine Spitze mit einer drehbaren Hülſe, in welche der Stift hineingeſteckt und mittelſt Schraube befeſtigt wird. Zur Bildung brennbarer Gaſe und zur Erhitzung des Stiftes kommt Schwefeläther zur Verwendung, und zwar die leichteſte Art, die 720 g pro Liter wiegt und aus jeder Apotheke oder Droguen-Handlung zu beziehen iſt. Die waſſerhelle, leicht entzündliche Flüſſigkeit erfordert dieſelbe Vorſicht wie Benzin; man darf ihr alſo beim Eingießen nicht mit dem offenen Lichte nahe kommen, im geſchloſſenen Behälter iſt aber keine Gefahr zu beſorgen. Will man den Apparat füllen, ſo öffnet man die untere Verſchlußſchraube, gießt das Meßglas nur bis zum Strich voll Schwefeläther und dann den Inhalt in den Apparat, den man wieder feſt zuſchraubt. Der nicht unangenehme, aber ziemlich intenſive Aether-Geruch, welcher ſich bei dieſer Gelegenheit bemerkbar macht, verſchwindet während des Brennens gänzlich und iſt auch in keiner Weiſe der Geſundheit nachtheilig. Damit ſich brennbare Gaſe entwickeln können, hält man den feſt verſchloſſenen Apparat einige Secunden über eine Spiritusflamme und beachtet dabei, daß der Regulirhahn auf ⅔ ſteht und nach oben gehalten wird. Langſam öffnet man nun denſelben, indem man ihn nach a dreht, entzündet gleichzeitig die oben an der Spitze entſtrömenden Gaſe und regelt die Flamme. Da der Stift in der drehbaren Hülſe verſtellbar iſt, läßt er ſich leicht ſo wenden, daß er von der Flamme richtig getroffen wird, die je nach der Stellung des Regulirhahns größer oder kleiner brennt, alſo den Stift mehr oder

(Fortſetzung auf Seite 49.)

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11, II. — Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. — XXIV. Jahrg.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Modezeitungen.

Mit scharfem Auge und feinem Verständniß hat die Künstlerin der Mode wieder einmal ihre Schwächen abgelauscht, und trefflich giebt ihr Stift die charakteristischen Besonderheiten wieder, die in der Uebertreibung stets zur Caricatur führen. Er zeigt, wie die hypermoderne Pariserin in dem Ehrgeiz, Oberkörper und Hüften breit aus einem möglichst schmalen und möglichst dünnen Taillen-Einschnitt hervortreten zu lassen, sich nicht genug thun kann, — freilich der grausamste Hohn auf alle Bestrebungen zur hygienischen Verbesserung der Frauenkleidung! Nicht minder absurd wirken der Ringelbesatz auf Rock und Taille, wie der Auswuchs, der den eng anliegenden Aermel krönt. Stirnlocken sind neuerdings verpönt, — das Haar wird leicht bauschend und nicht gewellt, sondern nur toupirt ganz auf der Höhe des Kopfes in einen Knoten, in Schlingen oder Puffen geordnet, die in dem tief in die Stirn gedrückten Hut verschwinden müssen. Wie nahe auch hier die Uebertreibung liegt, und welch häßliches Zerrbild weiblicher Anmuth daraus entsteht, zeigt die Illustration nur zu deutlich. A. G.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Im hiesigen Kunstgewerbe-Museum waren kürzlich zwei Paar Paukendecken ausgestellt, deren eines, vom Kaiser dem Husaren-Regiment König Wilhelm I. Nr. 7 (1. Rhein.) verliehen, aus dem Atelier der Frau Dr. von Wedell hervorgegangen ist, während das andere, für das zweite Garde-Dragoner-Regiment bestimmte Deckenpaar im Auftrage seines Chefs, der Kaiserin von Rußland, im Atelier von Bessert-Nettelbeck ausgeführt wurde. Die Entwürfe stammen von Professor Doepler d. J. Beide Deckenpaare sind mit ganz außerordentlicher Sorgfalt in Gold- und Silberstickerei auf blauem, resp. orange-gelbem Sammetgrund gearbeitet, vor allem ist die Ausführung der heraldischen Motive bewundernswerth, deren jedes einzelne als ein Kunstwerk der Handfertigkeit gelten darf.

Wismar. — Ein von der Witwe des Verlegers der Reuter'schen Schriften, — des Hof-Buchhändlers Kommerzienrath Hinstorff, — gestiftetes Fritz Reuter-Denkmal wird binnen kurzem hier aufgestellt werden. Als passender Platz dafür ist vom Magistrat der Lindengarten, gegenüber dem Bahnhof in Aussicht genommen. Das Denkmal wird ohne Sockel vier Meter hoch sein, die Ausführung ist einem bekannten Künstler übertragen.

Wien. — Einen bedeutenden Fortschritt hat die Frauenbewegung zu verzeichnen, seit eine Frau, Freiin Gabriele von Possanner, zum Doctor der Medicin promovirt wurde (wir berichten darüber noch an anderer Stelle); jedenfalls für unsere Gymnasiastinnen ist diese Thatsache eine wesentliche Ermuthigung. Wenige Tage vorher, am 23. März d. J., war eine Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht erlassen, die den Frauen den Zugang zu den philosophischen Facultäten eröffnet. Die ordentlichen Hörerinnen müssen die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben oder im Kalenderjahre, in welchem die Immatriculation erfolgt, vollenden und die Maturitäts-Prüfung an einem österreichischen oder vom Ministerium für gleichwerthig erkannten ausländischen Gymnasium abgelegt haben. Frauen, die das Reifezeugniß eines Gymnasiums nicht erbringen können, sind als außerordentliche Hörerinnen zulässig, wofern sie eine Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt oder eine andere Unterrichts-Anstalt besucht haben, die vom Ministerium von Fall zu Fall als gleichberechtigt anerkannt wird. Ueber die Zulassung entscheidet in jedem einzelnen Falle der Decan der Universität. Außerordentliche Hörerinnen haben mindestens zehn Stunden in der Woche zu belegen; einzelne Vorlesungen dürfen nur mit besonderer Bewilligung besucht werden. Gegenwärtig wird eine solche nie nachgesucht, und es hören sehr viele Frauen die Vorträge an der Universität. Einige Professoren, so der Literar-Historiker und Aesthetiker Dr. Alfred Freiherr von Berger, der Ibsen-Forscher Dr. Emil Reich, lesen vor einem zahlreichen Auditorium von Frauen; auch die philosophischen Vorlesungen von Prof. Jerusalem, die national-ökonomischen von Dr. Feilbogen erfreuen sich des Antheils der Frauenwelt. In Verbindung mit dieser Verordnung ist ein Erlaß des Unterrichts-Ministers an die Landes-Chefs zu bringen, worin auf die Nothwendigkeit höherer Bildungsstätten für Mädchen hingewiesen wird und die Länder und Städte aufgefordert werden, solche Anstalten zu errichten. Für diese hält der Minister, schon des erziehlichen Einflusses halber, den sie ausüben sollen, weibliche Lehrkräfte für angezeigt. Dieselben sollen an den philosophischen Facultäten herangebildet werden und vor einer zu diesem Zwecke einzurichtenden staatlichen Prüfungs-Commission die Approbation für das Lehramt an höheren Töchterschulen erhalten.

London. — Die in ihrem zweiundachtzigsten Jahre vor einiger Zeit hier verstorbene Miß Emily Shireff nahm im Verein mit ihrer Schwester Mrs. Maria Grey eine hervorragende Stellung in der „Frauenbewegung" ein. Ihre besondere Fürsorge galt den Lehrerinnen. Sie war Vorsitzende der „Fröbel-Gesellschaft" und Mitglied der leitenden Behörde des Girton-College, sowie der Mädchen-Hochschulen. Zur Ausbildung von Lehrerinnen gründete Miß Shireff in Gemeinschaft mit ihrer Schwester vor mehreren Jahren eine „Lehrerinnen-Schule". Auch als Schriftstellerin trat sie mit verschiedenen pädagogischen Abhandlungen, mit einem Leben Fröbel's und einem Roman, „Passion and Prejudice", an die Oeffentlichkeit, welcher gleichfalls die Frauenerziehung zum Gegenstande hat.

— Unter dem Protectorate der Prinzessin Maud von Wales soll hier am 22. Juni durch den Ladies' Chess-Club eine bisher noch nie dagewesene Veranstaltung, — ein internationales Damen-Schach-Turnier, — eröffnet werden. Den Siegerinnen fallen Preise von 15, 20, 30, 40, 50 und 60 Lstrl. zu; außerdem hat Baron Albert von Rothschild in Wien einen ersten Preis von 20 Lstrl. für die glänzendste Partie des Turniers gestiftet.

— Königin Victoria liebte als ganz junge Frau leidenschaftlich den Sport und feurige Pferde; auf ihrem Wege nach Windsor fuhr sie oft so schnell, daß die den Wagen escortirenden Offiziere kaum zu folgen vermochten und in steter Angst nicht nur um das Leben der Monarchin, sondern auch — um die Lungen ihrer eigenen Pferde schwebten. — Das aus diesem Grunde nicht gerade sehr beliebte Commando zur Begleitung des königlichen Wagens traf eines Tages eine heute in England sehr hochstehende und einflußreiche Persönlichkeit, die damals noch einfacher Rittmeister war. In schärfster Gangart ritt an der Spitze seiner Truppe der Escorte-Chef unmittelbar hinter dem Wagen der Königin. Auf dem Rücksitze des letzteren, das Gesicht dem Rittmeister zugewendet, saß der Prinz von Wales, damals ein dreijähriger Knabe. Dem Rittmeister, den das schnelle Fahren verdroß, kam ein rettender Gedanke. Er hob seine Faust und machte mit derselben eine so drohende Geberde gegen den jungen Thronerben, daß derselbe in ein Zetergeschrei ausbrach. Sofort ließ die besorgte Mutter langsamer fahren, nahm das erschrockene Kind auf ihren Schoß und beruhigte es, ohne selbst eine Ahnung von dem Grunde des kindlichen Entsetzens zu haben. Kaum aber hatte die Königin den Prinzen wieder auf seinen Platz gesetzt, und begannen dann unter den Hufen der Pferde wieder die Funken zu stieben, so wiederholte der grimmige Rittmeister sein Manöver, das er mit dem gleichen Erfolge so lange fortsetzte, bis der Wagen endlich nach Windsor gelangte. Hier erfuhr die Königin endlich, was eigentlich dem Kinde passirt war. Rittmeister X. erhielt niemals wieder das Commando der königlichen Escorte, aber seiner weiteren Laufbahn hat die kleine Episode nicht geschadet.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — In Nacheiferung der hohen und reich ausgestatteten Hüte werden naturgemäß auch die Frisuren immer puffiger und höher. Unsere Skizze veranschaulicht eine derartige neue Haartracht, deren Seitenhaar in regelmäßige, gebrannte Wellen geordnet ist, während sich über dem Scheitel eine Anzahl voller Puffen thürmen. Ein durchbrochener Schildpatt-Kamm krönt das für viele kleidsame Gebäude. R.

Haartracht mit Puffen und Kamm.

— Zur Auffrischung einer eleganten Toilette für sommerliche Geselligkeit bietet unsere Darstellung eigenartige An-

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Chronszcz
Deutsche Schneider-Akademie
älteste und größte Fachlehranstalt der Welt.
60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiirt, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen ꝛc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen **nur** im **Hauptbureau,** **Rotes Schloss 1.**

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **H. Hausmann,** für Landschaft **W. Hamacher,** für Blumen **P. Barthel,** für Illustriren **H. Loosohen,** für Modelliren **Ferdinand Lepcke,** für Kupferstich **Prof. G. Ellers,** für Perspektive **W. Herwarth.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung ꝛc. Ausführl. Prospekt gratis.

Geprüfte Lehrerin (Christin) der deutsch., franz., engl., ung. u. rumän. Sprache mächtig, sucht Stellung als **Gesellschafterin** nach Kairo od. Sicilien ab Sept. 97. Adr. Exp. ds. Blattes.

Eine Dame in den vierziger Jahren wünscht einem Herrn den Hausstand zu führen. Off. unt. **H. 1940 b** an **Haasenstein & Vogler A.-G. Lübeck.**

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. **Die Direction,** Spenerstr. 17.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Verkauf und Versandt **bester u. billigster Strümpfe** jeder Qualität.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Ausführung** und **Entwürfe** im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 91.*

Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag Tragstühle.
Aug. Spangenberg, Berlin, Neanderstr. 3.

In der **Königl. Porzellan-Manufactur in Meißen** findet an den Werktagen vom 10. bis mit 26. Mai d. J., Vormittag ½10—12, Nachmittag 2—4 Uhr eine
Auction
statt, bei welcher Porzellanwaaren **zweiter Wahl** aller Art, darunter vollständige Gedecke, sowie beschädigte und zurückgesetzte Kunstgegenstände, öffentlich gegen Baarzahlung versteigert werden.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

regung. Gold- und weiße Seidenstickerei auf Batist-Leinen bilden das angesetzte Spangenjäckchen und die übrigen Garnitur-Theile; aus dem Grundstoffe, lila und blaßgrün schillernde Seide, besteht an der Taille nur der Rücken, während aus den durch die Stickereispange zusammengehaltenen Jäckchentheilen lila Seiden-Gaze, in Plissé-Fältchen gebrannt, bis zum Seidengürtel fällt, die Achsel-

Kleid aus gemustertem Foulard. Rückansicht zu Fig. 5 des farbigen Modenbildes, Bl. 1253.

Besuchs-Anzug mit Spangen-Jäckchen.

stücke, die aus Goldstickerei und Gaze-Plissé zusammengesetzt sind. Auf dem Futter des engen Aermels ist das Plissé in Längsfalten geordnet, die je zweimal mit Stickereistreifen abgebunden werden. Den Rock aus schillernder Seide belebt ein Fächergefältel mit Stickereispangen und Schleifen. P. R.

— Dem Hauptgebot der Sommermode, ein farbig durchscheinendes Unterkleid zur Geltung zu bringen, trägt man bei dichten seidenen Geweben dadurch Rechnung, daß man sie reich mit Stickerei- oder Spitzen-Einsätzen durchbricht. An der Vorlage, deren Vorderansicht Fig. 5 des farbigen Modenbildes, Bl. 1253, veranschaulicht, sind dem gemusterten Foulard Chantilly-Einsätze eingefügt, die mit glatten und gebrannten Kleiderbahnen abwechseln und das abstechende seidene Unterkleid wirkungsvoll durchschimmern lassen. Auf der Taille und den Hüften wechseln die Chantilly-Einsätze mit Säumchen-Gruppen ab. N.

Wien. — Den Siegeszug des Bolero- oder Figaro-Jäckchens, das ebensowohl die Gesellschafts- wie die Straßenkleidung beherrscht, hat Alt und Jung willig unterstützt. Und aus guten Gründen, — giebt es doch kaum etwas Kleidsameres und Praktischeres, als diese koketten kleinen Ueberzieh-Jäckchen. Ihre Formen sind denn auch so mannigfaltig, daß es schwer scheint, neue, glückliche Variationen zu finden. Eine gelungene Zusammenstellung bietet unser Modellkleid aus roth-schwarz-weiß gemustertem Foulard, wozu der Bolero aus rothem Sammet besteht, mit Auflagen aus breiter Genueser Relief-Guipure-Spitze; dazu Aufschläge, Achselstücke, Hals-Garnitur und Rand-Volant aus weißem Atlas, den sehr eigenartig schwarze Wolltresse besetzt. Ueber die Aufschläge fällt breit die weiße Krepp-Garnitur der glatten Taille; auf dem Rock ahmen dreifach aufgesetzte, schmale Rüschen aus fein gezogener Gaze einen Schoß nach. Gleiche Rüschen verzieren die bescheidene obere Erweiterung des Aermels. Bemerkenswerth ist auch die schräge Vorderbahn des Rockes.

Foulard-Kleid mit Bolero aus rothem Sammet. Siehe die Vorderansicht.

Foulard-Kleid mit Bolero aus rothem Sammet. Siehe die Rückansicht.

— In diesen ersten Sommertagen zeigen sich die Prater-Auen von geschmackvollen farbigen Kleidern überfluthet. Dazu stimmen prächtig die hellen Strohhüte in Roth, in Lila oder in Grün, am häufigsten ganz in einer Farbenstimmung sammt Blumen, Tüll und Bändern gehalten. Die Huträndер werden gern wulstig garnirt mit aufgestellten Strohbortenreihen und dazwischen gesetzten Gaze-Band-Rüschen. Eine zu rascher Beliebtheit gelangte Form ist die russische Kappe mit breit ausgebogenem, unten engem Kopf und nicht sehr hoch aufgebogenem Rande; der glatte Matrosenhut in einer der eigenthümlichen Strohsorten erweist sich aber als unentbehrlich unter den verschiedensten Kopfbedeckungen der eleganten Frau.

Die modernen Schleier sind in Uebereinstimmung mit den farbigen Hüten gleichfalls ganz außerordentlich bunt: hochlila, corallenroth, lavendelblau, hellgrün, hochroth oder auch blaugrün carrirt; der weiße Schleier aus echter oder imitirter Spitzenarbeit bleibt aber der vornehmste, desgleichen schwarzweiße Zusammenstellungen. Bei wärmerem Wetter verzichtet man unbedingt auf jeden Schleier.

Der neueste Schirmgriff ist ein Hundekopf mit Rauten-Halsband, das echt sein soll, — ein Federdruck öffnet das Maul des Thierchens, das eine Münze, ein Fahrbillet oder Blumen treulich apportirt, zur Bequemlichkeit des Trägers. Ebenso praktisch ist es, wenn der Schirmgriff aus geschliffenem Berg-Krystall, mit böhmischen Granaten besetzt, durch einen Hohlraum zum Flacon für Parfüm oder englisches Riechsalz umgestaltet wird. Excentrischer erscheint ein anatomisch genau aus Alt-Elfenbein geschnitzter Todtenkopf als Handgriff eines duftigen Gaze-Schirmes, — der gleiche gruselige Schmuck ergiebt auch Broschen, Knöpfe, Hutnadeln und Ringe, ja im Zusammenhang mit den lose aneinandergefügten Knochen eines ganzen Skelettes sogar kurze Uhrketten, eine bedauerliche Verirrung der Mode, wovon wir selbstverständlich nur in diesem Sinne Notiz nehmen.

— Neben dem in Strahlenfalten gebrannten Rock, dem „Sonnen-Rock", der für die elegante Sommerkleidung eine so große Rolle spielt, erscheint, wenn auch nicht in Verbindung mit ihm, als größte Tagesneuheit die gebrannte Schößchen-Bluse in breit überhängender Form. Im Gegensatz zu den Längslinien der Bluse ist der Rock bis oben hin mit unregelmäßig querlaufenden, nach rückwärts etwas tunica-artig aufsteigenden Bandreihen besetzt. Ein Gürtel aus Krokodil-Leder in der Farbe des Kleides zeigt die moderne, vielfach geschlungene Goldschnalle mit türkis-besetzten Schlangenköpfen. Hochmodern ist die Halskrause aus hellfarbigem Band mit schmalen schwarzen Gaze-Band-Rüschen an den Rändern; der Blumenschmuck des Hutes soll damit in der Farbe übereinstimmen. N. Br.

Kleid mit gebrannter Schößchen-Bluse.

Paris. — Für heiße Tage giebt es kaum etwas Geeigneteres und Eleganteres als eine Bluse aus Guipure-Spitze zu farbigem, an der Vorlage marineblauem Foulard-Rocke. Gleichfalls marineblau ist der hohe Miedergürtel aus Atlas, der die Bluse mit dem Rocke in Uebereinstimmung bringt; seitlicher Schluß, Achselstücke und Schößchen geben derselben den Stempel der „letzten Neuheit". Einen wirksamen Farbengegensatz liefert der Aermel des Kleides, dessen rostrother Kreppstoff marineblaues Seidenfutter durchschimmern läßt. Auch das Päonien-Hütchen ist in röthlichen Farben abgetönt.

Zu dem Garderoben-Bestande der echten Modedame gehört auch ein Jäckchen mit westenartigem Einsatz. Aus husarenblauem oder ziegelrothem, feinem Tuche gefertigt und zu jedem Rocke tragbar, stellt sich das Kleidungsstück als wirkliche Jacke mit Aermeln dar, verzichtet aber keineswegs auf das Bolero-Motiv, sondern deutet das spanische Jäckchen auf den Vordertheilen durch drei Steppnähte an. Eine Kragenpasse aus Guipure-Spitze macht die Jacke zum eleganten Besuchsanzuge geeignet. Der sommerlichen Farbenfreude trägt der Hut aus wiesengrünem Stroh Rechnung, den gebranntes und gerüschtes Band in hellgrüner und eine Bandrüsche aus dunkelgrüner Farbe nebst Wiesenblumen-Strauß ausstatten.

— Für alle leichten, duftigen Gewebe vorbildlich erscheint das stilvoll einfache, aber kostbare Kleid, das Mme. Granier in dem im Renaissance-Theater aufgeführten Stücke „Snobs" trug. Elfenbeinfarbener, blaugestickter Seidenmull rieselt über ein Unterkleid aus weißem Atlas; Kragen und Gürtel sind mit blauem Schmelz gestickt und tragen Diamantknöpfchen. Blaßblaue Atlasschleifen, gleichfalls mit Diamantknöpfen besetzt, decken den vorderen Schluß. B. de G.

* * *

Neuheiten in Briefpapier. — Ein neuestes Industrie-Erzeugniß ist das Moiré-Papier mit Perlmutterschildchen in wechselndem Farbenspiel, die z. B. in die linke Ecke eines hellgelben oder hellgrauen Moiré-Papiers eingeprägt sind und die kleinen Anfangsbuchstaben des Namens tragen. Wohlgemerkt: zwei Buchstaben, denn die Mode will den getrennten Namenszug! Die elegante Engländerin wählt perlgraues Briefpapier mit zarter, weißer Randlinie und Verbena-Duft. Die beiden Namensbuchstaben sind dann winzig klein der oberen Ecke eingeprägt, während lange, schmale, indigoblaue Bogen den Namenszug sehr hoch und schmal erhalten. Ganz und gar stillos würde es sein, diesen Vorschriften zuwider zu handeln. In großer Gunst stehen die papiernen Nachahmungen von Leder, Holz, Schildkrott u. s. w. So ritzen unsere Schönen augenblicklich ihre Zeilen auf braunes Leder, oder verzieren durch altdeutsche Schriftzüge Holz mit Ornamenten in Holzbrand. Ganz fin de siècle ist Schildkrott in grünen Schattirungen mit Silberlinie. In der Form werden so gut wie alle Launen befriedigt: die Papierhändler legen hohe und schmale, breite und rechteckige, ebenso ganz kleine viereckige Bogen vor. Wer etwas ganz Besonderes haben will, wähle Correspondenz-Karten aus — Baumrinde, in Goldschnitt gefaßt und mit Initialen bedruckt. Eine Versicherung gegen die Röntgen-Strahlen, vor deren unbarmherziger Durchleuchtung selbst das zarteste, schriftliche Geheimniß nicht mehr verborgen bleibt, sollen Couverts mit silberner Metallschicht inwendig bilden.

Kleid mit Jäckchentaille und Westeneinsatz. Bluse aus Guipure-Spitze.

Kleid aus gesticktem Seidenmull. Mme. Granier in „Snobs".

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unter dem Namen „Sonnenseide" bringt die Firma P. Lindhorst, Berlin, eine Pflanzenseide in den Handel, die in vier verschiedenen Stärken und Bindungen (Odin, Ring, Sonne, Baldur) hergestellt und dadurch der mannigfachsten Verwen-

Gläserdeckchen. Stickerei mit „Sonnenseide".

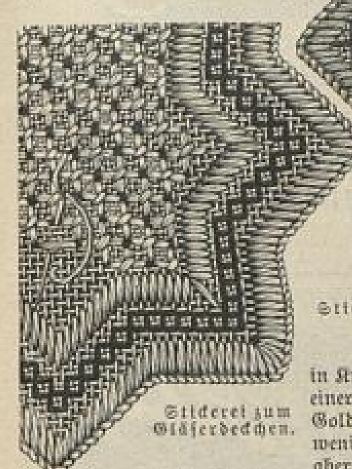
(Fortsetzung auf Seite 55.)

Schweizer Seide
ist die Beste!

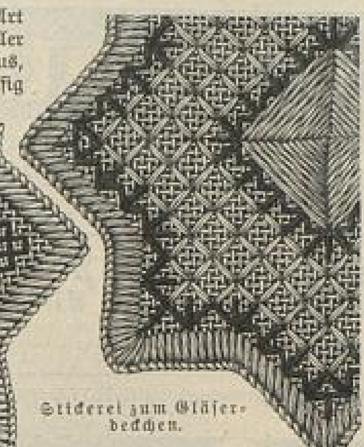
Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dung zu Stickereien aller Art angepaßt ist. Ein wundervoller Glanz zeichnet die Seide aus, die, außer in Weiß, vorläufig in Kupfer, Altgold, Goldbraun, einer Schattirung Theegrün und Gold vorliegt. Der Faden ist weniger weich als bei Filofloß, aber tadellos, sowohl bei der gleichartigen „Baldur-Seide", wie dem an rope-silk erinnernden „Ring"; „Odin-Seide" zeigt einen sechstheiligen Faden, an dem jeder einzelne glatt und glänzend erscheint, „Sonne" ist noch feiner und fester gedreht. An allen, mit dieser Pflanzenseide gearbeiteten Stickereien kam der prächtige Glanz, wie der gleichmäßige Faden, der durch das Arbeiten nichts von seiner Glätte eingebüßt hatte, voll zur Geltung. Da die Farben waschecht sind und durch die Procedur des Waschens bei richtiger Behandlung weder an Frische noch Glanz verlieren, so dürften sie sich zur Einführung wohl empfehlen. Außer zu Leinenstickereien sahen wir die Seide zur Flachstich-Stickerei auf Congreß-Canevas verwendet. Mit den beiden in dieser Weise verzierten winzigen „Gläserdeckchen" geben wir gleichzeitig eine zierliche Neuheit, die neben den größeren Eisdeckchen (doilies) rasch Eingang finden wird. Die sternförmigen Deckchen haben von einer Spitze zur anderen 9½ cm Durchmesser und sind ringsum durch Languetten begrenzt, die über fünf Gewebefäden greifen. Mit altgoldfarbener und weißer Seide gearbeitet, zeigen die naturgroß wiedergegebenen Stickereitheile neben der Stärke des Canevas die verschiedenen, als Füllung angewendeten Spitzenstiche, die man bei einer größeren Anzahl Deckchen beliebig variirt. E. F.



Stickerei zum Gläserdeckchen.



Stickerei zum Gläserdeckchen.

Extra-Blätter der „Illustrirten Frauen-Zeitung". Nr. 87. Tapisserie-Arbeiten nach orientalischen Vorlagen. — Den schönen Vorlagen des heutigen Extra-Blattes sei trotz der beigegebenen Farben-Erklärungen noch ein Wort über die Farbenwahl hinzugefügt. Fast alle Farben sind lebhaft und gedämpfter vorräthig, je nach ihrer Anwendung nun erhält dieselbe Stickerei einen anderen Charakter; man muß also stets auf die Einrichtung des Zimmers Rücksicht nehmen, welcher sich die Stickerei einfügen soll. M. St.

Farbige Beizen und flüssiges Wachs. — Mehr und mehr hat sich von England aus die Vorliebe für farbige Beizen eingebürgert, die für zahlreiche Holzsachen eine ebenso wirksame wie dauerhafte Tönung und einen passenden Untergrund für Malereien aller Art ergeben. Da man aber die Beizen hier zu Lande kaum erhalten konnte, war man fast immer auf die Selbstbereitung angewiesen. In einer kleinen Häuslichkeit ist indessen das Hantiren mit allerlei Farbstoffen eine lästige und umständliche Sache, doppelt mißlich, wenn gefährliche Gifte zur Verwendung kommen. Deshalb war es mir sehr angenehm und erwünscht, als ich aus dem Preisverzeichniß von Georg Häntzschel (Dresden-A., Struvestr. 2) ersah, daß derselbe farbige Beizen herstellt und zu billigen Preisen abgiebt. Außer den längst bekannten Nußbaum- und Eichenholz-Beizen führt die Firma noch zehn beliebte Farben: Maigrün, Smaragdgrün, Olivgrün, Russisch-Grün, Hellroth, Dunkelroth, Braun, Gelb, Orange, Blau. Die halbe Flasche kostet 40, die ganze 75 Pfg. Ich ließ mir einige Flaschen zur Probe kommen und war mit dem Resultat sehr zufrieden; besonders gefielen mir die grünen Nuancen durch ihre feine und reizvolle Wirkung. Doch kommt's natürlich bei der Wahl der Beize auf die beabsichtigte Gesammtwirkung, auf die in der Malerei vorherrschenden Farben an, sei es, daß der Eindruck durch Contraste oder durch fein und harmonisch abgestimmte Töne erzielt werden soll. Die Beizen werden mit einem Borstenpinsel aufgetragen; durch mehrfaches Ueberstreichen läßt sich eine durchgehend tiefere Färbung oder ein allmählicher Uebergang von einer dunklen zu einer helleren Nuance erzielen. Nach dem Trocknen kann man die Fläche bemalen, resp. einem unbemalt bleibenden Gegenstand durch Wachsen einen schönen matten Glanz verleihen. Früher fertigte ich mir zu diesem Zweck die Wachsmasse selbst an, indem ich eine entsprechende Menge weißes Wachs in Terpentin oder Benzin im Wasserbade auflöste. Da die oben genannte Firma auch flüssiges Wachs zum Preise von 40 Pfg. pro Flasche führt, machte ich ebenfalls mit diesem Mittel einen Versuch, der gleicherweise zu voller Zufriedenheit ausfiel. Die Flüssigkeit wird gut umgeschüttelt und dann mit einem Pinsel oder Leinentuch aufgetragen. Sobald die Oberfläche nach etwa einer halben Stunde getrocknet ist, kann man einen schönen, matten, seidenartigen Glanz durch fleißiges, kräftiges Bürsten erzielen. Auch für Kerbschnitt-Arbeiten und Brandmalereien ist das flüssige Wachs empfehlenswerth. Es läßt sich leicht und gleichmäßig auftragen und dringt in alle Fugen und Linien, ohne sie zu verstopfen. O. Altmann.

Bezugsquellen: Haar-Frisur: J. Braun & Jacoby, SW, Friedrichstr. 24. — **Schildpatt-Kamm:** Max Gräbner, SW, Friedrichstr. 22. — **Foulard-Kleid:** M. Wallner, NW, Dorotheenstr. 38/39. — **Kleid mit Schößchen-Bluse:** S. Zwieback & Bruder, Wien I, Kärnthnerstr. 11. — **Foulard-Kleid mit Bolero:** Ch. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 7. — **Sonnenseide:** P. Lindhorst, S, Ritterstr. 45. — **Farbige Beizen und flüssiges Wachs:** Georg Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2.

Geschäftliches.

Die Kinderernährung im ersten Lebensalter. Bekanntlich liefert das erste Lebensjahr, das Säuglingsalter, ein Contingent zu den Todesfällen unter den Kindern, welches so groß ist, wie das der übrigen Kinderjahre zusammen; fast ein Drittel aller Geborenen wandert innerhalb des ersten Jahres auf den Gottesacker hinaus. In furchtbarer Weise räumen constitutionelle Krankheiten, Lebensschwäche, vor allen Dingen aber Krankheiten der Verdauungs-Organe unter den Kindern auf. So ist es denn wohl natürlich, daß sich Therapie und Prophylaxis mehr oder weniger wissenschaftlich gerade diesem Gebiete zuwenden, daß unverdrossen, wenn auch oft genug mit geringem Erfolge, zahllose Mittel angewandt wurden und noch angewendet werden. Der für die enorme Sterblichkeit der Kinder eigentlich Ausschlag gebende Faktor ist unzweifelhaft die Ernährung; wird sie nicht richtig gehandhabt, so stellen sich außerordentlich leicht Verdauungsstörungen ein, die in dem zarten Alter sehr erhebliche Gefahren bringen. Bekanntlich dient uns, wenn die Mutterbrust versagt, zur Ernährung des Kindes die Kuhmilch. Ist nun auch diese als der relativ beste Ersatz der Muttermilch zu erachten, so ergeben sich doch aus ihr in gar vielen Fällen schwere, das Leben des Kindes gefährdende Nachtheile. Es resultirt dies daraus, daß die Kuhmilch, die ja auch von Natur aus nur für die Ernährung des Kalbes und nicht des menschlichen Säuglings bestimmt ist, die Nährstoffe in anderen Verhältnissen enthält, als die Frauenmilch, aber auch daraus, daß das Kaseïn der Kuhmilch im Magen des Kindes zu derberen Klümpchen sich gestaltet, als das der Muttermilch. Dieses letztere Verhalten der Kuhmilch ist es vornehmlich, das die Kuhmilch für das Kind wenig geeignet macht, denn für die völlige Löslichmachung der derberen festen Klümpchen des Kuhmilch-Käsestoffes reichen die Verdauungssäfte des Säuglings nicht aus, sie bleiben daher auch zum größten Theile ungelöst, woraus sich nicht nur eine völlig ungenügende Ernährung, sondern auch Störungen der Verdauung ergeben. In Folge dessen ist man auch stets gezwungen, im ersten Lebensjahre von der reinen Kuhmilch Abstand zu nehmen und sie dem Säugling nur mit Wasser verdünnt zu reichen. Diese Wasserverdünnung ist an und für sich indicirt, denn durch die Wasserbeimischung fällt der Kuhmilch-Käsestoff, dem der Frauenmilch ähnlicher, feinflockiger aus und wird dadurch, daß er in dieser Form nunmehr mehr Angriffspunkte den Magensäften bietet, auch leichter gelöst. Allein damit ist die Kuhmilch nur in einer Hinsicht der Frauenmilch ähnlich, dem Kinde wohlbekömmlicher gemacht, denn um sie ganz bekömmlich zu gestalten, bedarf es auch noch einer Erhöhung der in der Kuhmilch nicht genügend vorhandenen Nährstoffe. Während nämlich die Kuhmilch reicher an Eiweißstoffen ist, ist sie hingegen an Fett und Milchzucker ärmer als die Muttermilch. Der Milchzuckergehalt ist nun leicht zu erhöhen, nicht so der Fettgehalt und doch ist gerade die Erhöhung des Fettbestandes von ebenso großer Bedeutung wie die des Zuckergehalts, denn auf dem höheren Fettgehalt der Muttermilch beruht nicht zuletzt deren größere Verdaulichkeit. Nachdem die Wichtigkeit eines höheren Fettbestandes erkannt war, handelte es sich nur noch um die Frage: wie ist ein solcher zu bewirken. Dr. med. Lahmann, ein auch um die wissenschaftliche Klarlegung der Kinderernährung hochverdienter Mann, schlug vor, zu diesem Zwecke die an pflanzlichem Eiweiß und Fett reichen Nüsse und Mandeln in Anwendung zu bringen. Dieser Gedanke hat sich denn auch in der Praxis als ein durchaus glücklicher erwiesen, denn die vegetabile Milch (hergestellt von Hewel und Veithen in Köln und in allen Apotheken erhältlich), wie Dr. Lahmann sein Präparat benannte, bietet, nachdem sie auch auf den erforderlichen Zucker- und Nährsalzgehalt gebracht wurde, nunmehr die Möglichkeit, die Kuhmilch in einen derartigen Zustand überzuführen, daß das Kind diese nunmehr unter allen Umständen verträgt und daß sie auch in ihrer je nach dem Alter des Kindes sich richtenden Verdünnung mittels einer Lösung von vegetabiler Milch dem Kinde auch die zum Aufbau seines ganzen Organismus nöthigen Nährstoffe liefert. Damit ist denn auch den bedeutendsten Uebelständen einer Darreichung von Kuhmilch in Form eines Gemisches von Milch und Wasser abgeholfen; denn einerseits gestaltet sich durch Verdünnung mittelst vegetabiler Milch der Käsestoff der Kuhmilch weit leichter verdaulicher für den Säugling, indem das aus den Mandeln und Nüssen herstammende vegetabile Kaseïn in Verbindung mit dem gleichfalls darin enthaltenen Fett den Käsestoff der Kuhmilch ebenso feinflockig ausfallen läßt wie den der Muttermilch, demgemäß er auch nicht im Magen des Säuglings durch seine unverdaut bleibenden Mengen zur Bildung eines Verdauungsstörungen mancher Art hervorrufenden Balastes Veranlassung giebt, andererseits weist auch eine mittelst vegetabiler Milch in der nöthigen Weise verdünnte Kuhmilch eine Nährwirkung auf, die natürlich einem Gemisch von Milch und nur einfachem Wasser weit überlegen ist. Bei letzterem wird das Kind immer an einem gewissen Nahrungsmangel leiden, denn es wird ihm ja eine Kuhmilch von ganz beträchtlich herabgemindertem Nährwerthe gereicht. Daß bei einer solchen Nahrung ein Kind nur langsam zunehmen kann, liegt klar zu Tage. Um dies nicht eintreten zu lassen, muß denn auch zu der vegetabilen Milch die Zuflucht genommen werden, denn durch sie vermögen wir trotz der Verdünnung dem Kinde eine der Muttermilch an Nährwerth gleiche und vor allem auch eine leichtverdauliche Kuhmilchnahrung zuzuführen. Die günstigen Folgen einer Mitverwendung der vegetabilen Milch zeigen sich gar bald in recht auffälliger Weise, in einer kraftvollen Entfaltung aller Organe, in kräftiger Entwickelung des kindlichen Knochengerüstes, gesunder Blutbildung. Nur an der Art der Ernährung liegt es, wie ein Kind sich entwickelt, wie seine Körper- und auch Geisteskräfte sich gestalten, Grund genug also von vornherein, nur eine vollwerthige und dabei leichtverdauliche Nahrung, wie sie durch die vegetabile Milch gewährleistet wird, dem Kinde zu reichen.

Die schönsten Damen-Kleiderstoffe, Buckskins rc. liefert gegen alte Wollsachen **Franz Riemann, Gotha 48.** Enorme Muster-Auswahl; Aufträge von **M. 15.**— franco. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht.

Ketol entfernt in 5 Minut. gefahrlos und ohne unangenehm. Nebenerscheinung wie andere Mittel miss-liebige **Haare.** Erfolg garantirt. Flasche M. 1.50. Stephan Ketels ✻ Bremen.

Direkt ab Fabrikplatz Gera versenden speciell reinwollene **Damen-Kleiderstoffe** und **Herren-Anzug-Stoffe** in staunend grosser Auswahl, jedes Einzelmass zu wirklich billigsten Engrospreisen! **Otto Becher & Co., Gera, R.** Fabrikation und Versandt. Muster frei! Angabe der Art erbeten.

Rollschutzwände

für Zimmer, Garten und Balkon unentbehrlich. Preisliste gratis. Rollwände- u. Jalousienfabrik **C. Behrens,** Berlin C., Kaiserstrasse 28.

In 3 Minuten wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein Enthaarungsmittel **„Paratrich"**, vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. Nur in Berlin, Königstrasse 59 bei Max Schwarzlose, Hofl. S. M. d. Kais.

Der Allerweltshelfer in der Küche. Das billigste, weil das ausgiebigste. **LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT** ist aus reinem Fleisch bester Sorte bereitet.

Das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig unterstützt die Zunahme der Kräfte u. des Körpergewichts in hohem Maasse.

Pianinos von Hans v. Bülow selbst benutzt und empfohlen. **Arnold,** Pianofabrik, Aschaffenburg. Erstklassiges Fabrikat, mässige Preise.

Mit Blitzbackpulver backt man sehr rasch vorzügliche Kuchen. 10 Päckchen mit Recepten gegen **1.10 Mk.** in Briefmarken franco. **Dr. W. Keim, Adler-Apoth., Oestrich, Rheing.**

Papageien hochf. Sprecher, japan. Bambusmöbel verf., ev. Ratenz. gestatt. Preisl. geg. 20 Pf. Mark. **H. O. Kumss, Hirschberg i/Schl.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Empfehlenswerthe Hôtels.

Auf dem Hainstein b. Eisenach: Dr. Köllner's Kurhaus u. Pension, auch f. Nichtkurgebr.
Baden-Baden: Englischer Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. mäß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Holland-Hôtel. I. Ranges. Großer Park. Personen-Aufzug. Electr. Licht.
Baden-Baden: Hôtel Victoria. I. Ranges. Prachtv. geleg. u. eingerichtet. Mäß. Preise.
Basel: Hôtel Schweizerhof am Centralbahnhof, Vollständig renovirt. Personen-Aufzug.
Ems, Bad: Prinz Wales u. Römerbad I. R. Schönste Lage gegenüb. Kurgart. Bäd. Inhal. Lift.
Ems: Hôtel Darmstädter Hof. I. R. in prachtv. Lage am Eing. d. Kurgartens. Omnibus a. B.
Ems, Bad: Villa Bella Riva mit großem Waldpark, prachtvolle Lage. Pensionspreise.
Ferleiten: Alpengasthof Lukashansl, 1200 m, Bahnstat. Bruck-Fusch. Für läng. Aufenth. (Sommerfr.) prakt. eingericht. u. f. Hochtour. Großglockner, Biersbachhorn besond. geeign.
Grund i. Harz: „König Hübich" Hôt. u. Rest. Bes. Const. Tolle. Prachtv. Lage. Schatt. Gart. vorz. Verpfleg. Mäß. Preise.
Innsbruck: Hôtel Kreid mit allem Comfort civile Preise.
München: Hôtel Continental, allerersten Ranges, Lift, elektrische Beleuchtung.
Rippolds-Au: Mineral- u. Moorbad, Luftkurort 600 m ü. d. M. inmitten prächtiger Tannenwaldungen, Schwarzwald. Eisenbahnstation Wolfach (Baden), Freudenstadt (Württemberg). Altbewährte, kohlensäurehaltige, starke Stahlquellen, Eisen-Moorbäder. Prospecte gratis. Otto Goeringer, Besitzer der Mineralquellen und Kuranstalten.
Schandau: Dampfschiff-Hôtel F. L. Rohde. Prachtvolle Lage. Schöne schattige Anlagen.
Suderode Harz: Mohrs Hôtel u. Kurhaus. Altrenommirt solides Haus I. Ranges mit Dependance n. d. Walde. Prosp. grat. d. d. altherbekannt. jetzt wied. neuen Bes. Fr. Mohr.
Schwarzburg i. Thür.: „Weißer Hirsch". Hôtel, Kurh. u. Vill. Flußschwimmb. Forellens.
Teinach, Schwarzwald: Bauer's Cur-Etablissement. Haus I. R., vollständ. renovirt.

Friedrichroda.

Klimat. u. Terrainkurort, **besuchteste** Sommerfrische i. Thür. Walde.
Alle med. Bäder. Frequenz 1896: 9866 Personen excl. Passanten. Auskunft u. Prospekte kostenfrei. **Das Badecomité. Sanitätsrath Dr. Weidner.**

Ostseebad Göhren

Insel Rügen.

Auf lieblich bewaldeten Hügeln am Strande Mönchguts, eines der beliebtesten Ostseebäder. Aussichten (Nordpeerd) gehören zu den schönsten Deutschlands. Luft für Nerven- und Brustleidende vorzüglich. Alterthümliche Trachten und Sitten der Bewohner. Hotels, Logirhäuser komf. mit schönsten Fernsichten. Bester Badegrund Rügens. Warme und kalte Seebäder. Auskunft ertheilt das Verkehrs-Bureau: Berlin NW.: **J. F. Braeunlich,** Neustädtische Kirchstrasse 9. Prospecte gratis und franco durch **die Badeverwaltung.**

Soolbad Schwäb. Hall

mit kohlensäurereich. natürlicher Salz-Quelle, Dampf-, Heissluft-, Süsswasser-, Fluss- u. Kräuterbäd. Luftkur. Kurmusik. Sais. 15. Mai—30. Sept. Prosp. grat. d. d. **Bade-Direktion.**

Bad Langenschwalbach.

Kreisstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle, Moorbäder. Angezeigt gegen Blutarmuth und ihre Folgen, Frauenkrankheiten, Lähmungen, Reconvalescenz. — **Prospecte durch die Bürgermeisterei.**

Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: **Allecsaal, Herzog von Nassau, Métropole, Taunus, Victoria.**

Ötz—Ötzthal—Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausflüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingsstation, im Sommer vielbesuchter Höhencurort; in der Nähe der Fiburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.) Oberhalb des Dorfes **Villa Lantschner,** 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. **Lantschner, Innsbruck.** — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in ¾ Stunden zu erreichen.

Ostsee-Bad Stolpmünde i. P.

Hafenplatz — nahe Laub- und Nadelwälder — schönster Strand — kräftigster Wellenschlag. Billige Wohnung. Ermässigte Saisonbillets v. Stat. d. Ostb. Besonders skrophulösen und nervösen Kranken sowie Reconvales. empfohlen. Nähere Auskunft ertheilt **die Badedirection.**

STUTTGART

Württembergs prächtige **Haupt- u. Residenzstadt** zu kürzerem oder längerem Aufenthalt bestens empfohlen.
Auskünfte jeder Art kostenfrei durch die **Auskunftsstelle d. Vereins f. Fremdenverkehr** Stuttgart, Königstr. 38, Buchhandlung von H. Wildt.

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Bad Homburg

im Taunus, 26 Minuten von Frankfurt a/M.

Heilbad. Luftkurort. Ausgedehnte Waldungen unmittelbar bei der Stadt. Prächtige Umgebung. Jagd. Gutgepflegte Wege. Neue Radfahrbahn im Park. Plätze für Tennis, Golf, Croquet u. s. w. **Wohnungen mit jeglichem Comfort in allen Preislagen.** Sommer-Saison 1. Mai bis 15. October. Winterkur. Jede Auskunft ertheilt die **Städtische Kur- und Badeverwaltung.**

Bad Homburg

vor der Höhe

Grand Hôtel vier Jahreszeiten
und Villa Fürstenruhe

Rendez-vous der vornehmen Gesellschaft. Elektrisches Licht, Lift, Jagd, Parc und Gartenterrasse.
J. C. Schweimler, Besitzer.

Königl. Soolbad Elmen.

Haltestelle Elmen-Salze der Magdeb. Staßfurter Bahn und Station Schönebeck der Linie Magdeburg-Leipzig.
Saison: 15. Mai bis Ende September.
Ältestes Soolbad f. Gicht, Rheuma, Anämie, Nervosität, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Sterilität, Nasen-, Kehlkopf- und Rachenkatarrhe, Soolmannen-, Soolschwimmbäder, Dampfbäder in dem vollständig umgebauten Sool-Dampfbade, Sooldunst-Bad (Inhalatorium), **Kohlensäure-Soolbäder,** thiecärztlich überwachte **Molkerei. Ozonreiche Luft** an d. 2 km langen **Gradirwerk, Hochdruckwasserleitung,** täglich **Konzerte** der Badekapelle (31 Mitglieder). Militärconcerte. Reunions. Prosp. u. Ausk. d. d. Bade-Verw.

Familienpension Nordland

München
Schellingstraße 10/I.
Ruhige vornehme Lage. Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügl. Küche, mäßige Preise.

Stottern

heilt grdl. **Prof. Rudolf Denhardt's** Anstalt Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Garteni. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl. ausgezeichnet,** zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Aber fast möchte ich sagen **entzückt** bin ich von dem von Frau Meyberg in Nr. 647 (Fürs Haus", S. 164) empfohl.
Gardinen-Spanner
von der Firma Einhorn Nachf. in Olbernhau i. S., welcher mit Verpack. 10 M. (ab Olbernhau) kostete. D. Gardinen werden wirklich wie neu, sind sehr leicht auf- und abzuhaken und trocknen im Garten im Umsehen. Meinen allerherzlichst. Dank für die freundliche Empfehlung desselben.
Minna Karsten z. Ahrensburg i. Holst.
(Empfehl. a. „F. H." Nr. 666, S. 346.)
Kein Anstecken mit Stecknadeln.
Abbildung auf Wunsch gr. u. fr.
Einhorn Nachf., Olbernhau i. S.

Jacob Ravené Söhne

Berlin C, **Stralauerstr. 28/29.**
Magazin für **Haus- u. Küchen-Einrichtung.**

Nr. 1125. Selbstthät. **Eismaschine** (Syst. **Meidinger**), die praktischste Maschine für Haushaltung.
Für 6 9 12 18 24 Port.
Mk. 7 8 9 11 13

Nr. 1127. **Eismaschine** mit **Holzkübel** u. **oberer** Kurbel.
Nr. 2127. 2 3 4 Ltr.
Mit **seitlicher** Kurbel Mk. 7 8 9
Mk. 8½ 10 12

Eisschränke best. Construct. mit **1 Thür** u. **Tellerroste.**
Nr. 1711. 81 cm hoch, 61 cm br., 51 cm tief Mk. 28.—.
Nr. 1713. 89 cm hoch, 76 cm br., 60 cm tief Mk. 37.—.
Nr. 1715/1. 94 cm h., 79 cm br., 68 cm t. Mk. 44.

Nr. 1712 mit **2 Thüren** u. **Tellerrosten** 81 cm hoch 95 cm br., 51 cm t. Mk. 42.—.
Nr. 1714, 89 cm h., 108 cm br., 60 cm tief Mk. 52.—.
Nr. 1716/1. 94 cm hoch, 109 cm br., 63 cm tief Mk. 61.—.
Eisschränke mit verschließb. **Butterkühler,** auch obige Sorten m. **Glasplatten** ausgelegt i. groß. Ausw. lt. besond. Preisliste. Spec.: **Garten- u. Balkonmöbel** i. Eisen u. Bambus 2c. **Feld- u. Gartengeräthe ✻ Rasenmähmaschine ✻ Rasensprenger ✻ Zelte ✻ Zeltbänke** u. dergl. Ill. **Preislisten kostenl.**

Neu **Türkische u.** **Chic**
Schottische Galons
für **Blousen, Schürzen, Kinder-Kleidchen, Morgenröcke.**
Zu haben in allen renommierten Handlungen evt. Bezugsquellen-Nachweis durch die alleinigen Fabrikanten
Chic Evinghaus & Herbener **Neu**
Barmen.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Die Pracht-Kataloge dieser amerikanischen Fahrräder werden von den Vertretern gratis verabfolgt oder sind gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken zu beziehen durch:
MARKT & Co. Ltd., Hamburg, London, Paris.
Bevollmächtigte in Europa für die Pope, Mfg. Co., Hartford Conn. U.S.A.
Agenten gesucht, wo noch nicht vertreten.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CRÈME SIMON**
Unübertroffen für den TEINT und für die **Toilette** des **Gesichts** und der **Haende**
Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

Persicaner's Armblatt

Persicaner's Armblatt
Nahtlos.
Wasserdicht.
Geruchlos.
Persicaner & Co., Hamburg, Pickhuben 5 (Freihafengebiet).
Niederlagen: **London, Paris, Wien, Budapest.**

Negergarn

ist das beste baumwollene Strickgarn, wird aus dem edelsten Material hergestellt und in allen Farben echt geliefert.
Neger-Estremadura **Neger-Doppelgarn**
ist in allen besseren Geschäften zu haben.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.
Diamantschwarz **Lederfarben**
absolut echt und **nicht gesundheitsschädlich.**

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 12, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Juni 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Sophie Herzogin von Alençon, geborene Prinzessin von Bayern.

Nach einer Photographie des Hof-Atelier „Adèle" in Wien.

Auf der langen Todtenliste der beim Brande des Wohlthätigkeits-Bazars in der Rue Jean Goujon (Champs Elysées) zu Paris Verunglückten weckt der Name der Herzogin von Alençon, einer geborenen Prinzessin von Bayern, ganz besonders schmerzliches Erinnern, war er doch einst eng verknüpft mit dem des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II. Herzogin Sophie Charlotte Auguste, geboren am 22. Februar 1847 in München, war die jüngste von den fünf Töchtern des Herzogs Maximilian in Bayern und die Schwester der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, der Königin Witwe Marie von Neapel, der Gräfin Mathilde von Trani, sowie der 1890 verstorbenen Erbprinzessin von Thurn und Taxis, ferner des als Augenarzt bekannten Herzogs Carl Theodor in Bayern, des Herzogs Ludwig und des 1893 verstorbenen Herzogs Max Emanuel. Ihre außerordentliche Anmuth und Schönheit, nicht minder ihre persönliche Liebenswürdigkeit, machten die junge Prinzessin zum Ideal der Frauenwelt Münchens, zum Lieblinge des Hofes. Sie bezauberten auch den jungen, enthusiastischen König, dem die Prinzessin, als schwärmerische Musikfreundin und Anhängerin seines Freundes Richard Wagner, noch ganz besonders dazu bestimmt schien, ihn zu beglücken und den Königsthron an seiner Seite zu theilen. Am 29. Januar 1867 fand die Verlobung statt, und das Volk wetteiferte mit seinem Könige, um der künftigen Herrscherin begeisterte Huldigungen entgegen zu bringen. Es war ein kurzes Glück. Bald zeigten sich auch in dem Verhältniß zu seiner Braut die Vorboten jener unheilbaren Krankheit, der der junge Monarch zum Opfer fiel, und die Verlobung wurde nach kurzer Zeit wieder aufgehoben. — Am 28. September 1868 vermählte sich die Prinzessin Sophie in Possenhofen mit dem Prinzen Ferdinand von Orléans, Herzog von Alençon, dem zweiten Sohne des in England im Exil lebenden Louis Philippe, Herzog von Nemours. Das junge Paar blieb zunächst in Süddeutschland und England. 1870 folgte die Herzogin ihrem Gatten, der Offiziersdienste in der französischen Armee annahm, in eine westfranzösische Garnison-Stadt; als später die Orléans ihrer militärischen Chargen verlustig erklärt wurden, begann für die herzogliche Familie wieder ein Wanderleben, das sie durch Süddeutschland, Oesterreich, Italien, England und weiter führte. Den Hochsommer und Herbst verbrachte das herzogliche Paar meist auf dem von einem Grafen Spaur erworbenen Schlosse Mentelberg bei Innsbruck, den Winter in München oder Paris. Auf Schloß Mentelberg fand auch 1893 die silberne Hochzeitsfeier des Herzogs und seiner Gemahlin statt. Ungetrübtes Glück wurde ihnen im eigenen Familien-Kreise zu theil. Die Vermählung ihrer beiden Kinder, — der Prinzessin Luise (geboren 1869 zu Bushey Park, England) mit dem Prinzen Alphons von Bayern im Jahre 1891 und des Prinzen Emanuel, Herzog von Vendôme (geboren 1872 zu Villa Atzwang in Obermais-Meran) mit der Tochter des Grafen von Flandern, Prinzessin Henriette von Belgien, im Jahre 1896, erfüllten sie mit großer Freude. Leider war die Gesundheit der Herzogin während mehrerer Jahre recht schwankend, und ein zeitweise auftretendes schweres Nervenleiden legte ihr jegliche Schonung auf, sodaß sie sich fast ganz aus der Gesellschaft zurückzog und auch ihrer Neigung für Sport, die sie mit ihrer Schwester Elisabeth, der Kaiserin von Oesterreich theilte, nicht nachgehen konnte. Stets aber unterhielt sie den Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, denen ihr gastliches Haus geöffnet war, und nahm vor allem lebhaften Antheil an Wohlfahrts-Bestrebungen aller Art. Sie zeigte sich öffentlich und im Geheimen als Freundin der Armen und Bedürftigen; auch die letzten Stunden ihres Lebens waren dem Wohlthun geweiht, ihre letzten Worte waren von Selbstlosigkeit und Nächstenliebe eingegeben. Die Herzogin hatte auf dem seit seiner Gründung, 1885, alljährlich wiederkehrenden Wohlthätigkeits-Bazar den Verkauf von Gegenständen in einer der Abtheilungen des für diesen Zweck erbauten und künstlerisch ausgestatteten Saales übernommen. Während der Herzog, in dessen Begleitung sie gekommen war, sich eben auf die andere Seite des Saales begeben hatte, erscholl der Schreckensruf „Feuer!", und mit rasender Geschwindigkeit griff das verheerende Element um sich. Als man die Herzogin anflehte, zu fliehen, erwiderte sie: „Lassen wir zuerst den Besuchern Zeit, sich zu retten, meine Pflicht ist es, zu bleiben; ich werde zuletzt gehen!" — Zwei Minuten später war alles um sie her in ein Flammen-Meer gehüllt, — ein schauriges Grab für viele, eine Stätte der Wehklagen und der Thränen für die, welche suchten und nicht mehr fanden, was sie dort verloren hatten. Der Herzog, dessen Verletzungen nicht lebensgefährlich waren, konnte erst nach einigen Tagen Gewißheit über den Tod seiner Gemahlin erhalten. Ihre sterblichen Ueberreste haben in dem Familiengrab zu Dreux ihre letzte Ruhestatt gefunden; die Verstorbene aber wird unvergessen bleiben als ein Bild echter Weiblichkeit und wahren Heldenmuthes. E. S.

Aus der Frauenwelt.

München. — Frau Prinzessin Ludwig von Bayern, die Protectorin des Bayerischen „Frauenverein vom Rothen Kreuz" vereinigte im Wittelsbacher Palais zu München in einer nach sieben Jahren wieder einberufenen General-Versammlung die Mitglieder des Vereins um sich. Die in der Hauptstadt z. Z. weilenden kgl. Prinzessinnen waren vollzählig erschienen. Aus den eingehend erstatteten Berichten war ein gedeihlicher Aufschwung der Vereinsthätigkeit zu ersehen; es wurde beschlossen, einem neuen Zweige derselben, der Krankenpflege in den ländlichen Ortschaften, den „Volks-Heilstätten", nunmehr volle Unterstützung zu schenken. — Frau Prinzessin Ludwig wird künftig den Schwestern, die zwanzig Jahre im Dienste des Vereins gestanden, ein goldenes Kreuz als Eigenthum überreichen.

Preßburg. — In Gegenwart des Königs Franz Josef, der Erzherzöge Friedrich und Josef, sämmtlicher sonst in Wien anwesenden Erzherzöge und Erzherzoginnen, sowie der Großherzogin von Toscana, des Fürsten-Primas, aller Minister, sowie der Spitzen der Civil- und Militär-Behörden fand hier am 16. Mai die Enthüllung des Maria Theresia-Denkmals statt. Der Festzug war außerordentlich wirkungsvoll. Der König fuhr mit dem Erzherzog Franz Ferdinand in einem mit sechs Pferden bespannten Gala-Wagen, demselben, welchen er bei seiner Krönung benutzte. An der Donau, wo einst der alte Krönungshügel stand, erhebt sich jetzt eine neue Anhöhe aus historischer Erde, — alle Comitate haben sie nach altem Brauche von ihren Schlachtfeldern zusammengesteuert, — und hier ragt stolz empor das von Johann Fadruß, einem 1858 zu Preßburg geborenen jungen Künstler, geschaffene 11 m hohe Denkmal aus weißem Carrara-Marmor auf blaugrünem Granit-Sockel. Die jugendliche Kaiserin, ein Bild strahlender Schönheit, die heilige Stephanskrone auf dem Haupte und das reich gestickte Gewand lang herabwallend, ist auf einem spanischen Hengste reitend dargestellt. Die Schleppe des reichen Staatskleides reicht bis auf die Schanzkörbe und Kanonen herab, die, mit ihr vereint, der gewaltigen Masse als Stütze dienen. Die Ausführung wurde in Carrara, zum Theil unter den Augen des Künstlers, durch das Atelier Paolo Friscornia di San Ferdinando besorgt.

London. — Längere Zeit war es nicht entschieden, ob der Festgottesdienst am Tage des sechzigjährigen Regierungs-Jubiläums der Königin in oder vor der St. Pauls-Kathedrale abzuhalten sei. Man fürchtete, daß es der Königin zu schwer fallen würde, die ziemlich hohe Freitreppe zu ersteigen, welche zur genannten Kirche führt. Es war deshalb vorgeschlagen, die Königin in einem Sessel die Treppe hinauf zu tragen. Nun wird Papst Leo der Königin Victoria für diesen Zweck einen Tragsessel als Festgabe darbringen, der dem Modell der sedia gestatori des Kirchenfürsten genau nachgebildet ist. — Das Geschenk des russischen Czaren-Paares besteht in einem kostbaren Schmuck prächtiger Smaragden, — neben Perlen die Lieblings-Juwelen der Königin von England. Während der ersten 25 Jahre ihrer Regierung trug sie die berühmten Perlen der Königin Charlotte, deren Werth auf 150000 Lstrl. geschätzt wird. Diesen Schmuck lieferte die Königin aber 1857 dem König von Hannover aus, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß eigentlich der Vater des Königs Ernst nach dem Tode der Königin Charlotte der rechte Erbe der Perlen gewesen wäre. Jetzt gehören sie der Herzogin von Cumberland.

— Auf der Imperial Victoria-Exhibition im Krystall-Palast zu Sydenham stellen auch zwei Mitglieder des königlichen Hauses Proben ihrer Kunstfertigkeit aus. Die Prinzessin von Wales ist mit einer schönen Holzschnitzerei, Prinzeß Victoria von Wales mit einer hübschen Lederarbeit, einem Feldstuhl, vertreten.

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste 2c. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** 2c. 2c. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. **Die Direction,** Spenerstr. 17.

Geprüfte Lehrerin (Christin) der deutsch., franz., engl., ung. u. rumän. Sprache mächtig, sucht Stellung als **Gesellschafterin** nach Kairo od. Sicilien ab Sept. 97. Adr. Exp. ds. Blattes.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Damen
gebildeten Standes, welche Beziehungen zu ersten Kreisen haben, könn. lohnenden Nebenerwerb durch Verkauf feiner Tischwäsche aus renommirtester Fabrik an Private erlangen. Nur Damen mit vornehmen Connaissancen belieben Offerten nebst genauer Adresse unt. Chiffre W. V. 929 an Haasenstein & Vogler A.-G., Dresden, einzusenden.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung 2c. Ausführl. Prospekt gratis.

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Atelier** Ausführung und Entwürfe im
von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte Strumpfwaarenfabrik von
Kreyssig & Sohn,
Berlin, Leipziger Str. 105.
Verkauf und Versandt
bester u. billigster Strümpfe jeder Qualität.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Albany. — Eine Dame, Frau Martha Olmy aus Jamestown, ist zum staatlichen Hülfs-Fabrik-Inspector mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Dollars ernannt worden.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Bei den geselligen Zusammenkünften oder auf den Läster-Alleen der eleganten Bade-Orte feiert jetzt die Mode ihre größten Triumphe. Auch das Kleid aus nilgrünem gemustertem Pongé über hanfgrauem seidenen Unterkleide, zu dem Abb. 2, Pl. 1255 (Große Ausgabe) die Vorderansicht giebt, ist bestimmt, auf einem dieser Tummelplätze der vornehmen Welt eine Rolle zu spielen. Die kleine Darstellung zeigt, wie der grüne Sammetband-Besatz im Rücken den Linien des Mieders aus gelber, geklöppelter Guipure-Spitze folgt und zweimal bis zum Schlusse der in schmale Säumchen abgenähten Bluse aus Glasbatist aufsteigt. Sammetband-Schleifen stützen auch die Halsrüsche aus gebranntem Batist. Der zwischen den beiden Puffen eingereihte Aermel macht Anleihe bei der beliebten Gretchentracht. Bemerkenswerth ist an dem Rock der breite runde Bund, dem die eingereihten Rockbahnen unter einer Auflage von Guipure-Spitze sich anfügen; darüber tritt, wie ersichtlich, die Mittelfalte der Hinterbahn. Auf dem Hute behauptet sich siegreich die Farbenlaune, die „Blau und Grün“ vereint. Das grüne Strohgeflecht zeigt hellblaue Ränder, aus dem Epheukranze ragen blaue Bandschleifen auf.

Kleid aus Pongé mit Bluse aus Glasbatist und Bandbesatz. Grüner Strohhut. Rückansicht zum farbigen Modenbilde, Pl. 1255.

P. R.

— So bunt auch das Bild der Mode im Ganzen sein mag, die Farben der Kleiderstoffe sind durchaus nicht grell und leuchtend, sondern augenblicklich von besonderer Feinheit und Vornehmheit, mit Ausnahme der schottischen Blusenstoffe, bei denen sich lebhaftere Farben von selbst verstehen. Außerordentlich groß ist die Auswahl der Waschstoffe, die den Vorzug großer Billigkeit haben und oft von wollenen und seidenen Geweben kaum zu unterscheiden sind. Von diesen entlehnen sie auch ihre Namen, und die baumwollenen Faille-, Krepp- und Foulard-Gewebe treten ebenso wie die durchsichtigen, schottischen Zephyrs mit den Seidenstoffen in Wettbewerb. Allerliebste, fein gemusterte Levantine erhält man für 35 Pf. aufwärts, Madapolam von 50 Pf. an, Piqués, quer- oder längsgerippt, weiß oder farbig gemustert, für die gleichen Preise. Reichhaltig vertreten sind Mull- und Batist-Gewebe mit gestickten Mustern; reizend wirken die bedruckten Batiste mit ihren farbigen, gelben, rosa, violetten, grünen Blüthenranken. Als ganz unerläßlich zu einer sommerlichen Ausstattung erscheint ein Kleid aus durchsichtigem hanfgrauen Leinen, meist weiß bestickt, oft auch in Verbindung mit Schwarz oder einer lebhafteren Farbe, wie sie in derselben Ausführung neuerdings auch mit viel Glück als Kinderkleider verwendet wurden. Dem Alpacca hat man schnell wieder die Gunst entzogen; er wird durch feine, halbseidene Stoffe mit kleinen Musterchen in Pünktchen, Ringen, Blitzlinien ersetzt.

Schneiderkleid mit Jet-Stickerei.

Moiré-Kleid mit Bolero-Jäckchen.

Wien. — Die großen Schotten-Musterungen werden gern durch aufgenähtes Band in verschiedener Färbung oder abgestufter Breite nachgeahmt, wie auf einem Kleide, dessen Bolero außerdem die vorn und rückwärts hochgehend geschlitzte, an den Schultern geschlossene Form zeigt. Der strahlenförmig gebrannte Rock hat eine glatte Vorderbahn und über den Hüften festgesteppte Falten, eine Form, die für vollere Gestalten jedenfalls Vortheile bietet. Das Hütchen mit russischem Kopf ist mit Band und Blumen garnirt.

N. Br.

Paris. — Paris ist in Trauer. An die Stelle des fröhlichen Blumen-Corso, für den schon die Vorbereitungen im Gange waren, trat ein düsterer Trauerzug. Das furchtbare Unglück im Wohlthätigkeits-Bazar hat der Mode in Paris ein anderes Gepräge verliehen: silbergraue Kleider mit schwarzen Besätzen, Jet-Stickereien, schwarze Jet-Boleros zu schwarzen Kleidern sind das Zugeständniß, das auch Unbetheiligte dem Trauerbedürfniß schwer betroffener Mitmenschen machen.

Kleid mit bandbesetztem Bolero.

Viel getragen werden Capoten aus Jet, entweder mit Büscheln von schwarzen Blumen oder mit Sammetgewinden und schwarzen Straußfedern ausgestattet, wie unser Bildchen solche in verschiedener Form und Anordnung zeigt. Jet-Schnallen oder alterthümliche Schmuckstücke aus geschwärztem Silber halten das Federgesteck. Halsrüschen aus schwarzem Seidenmull, Nackenschleifen aus schwarzem Repsbande bilden passende Ergänzung der weißen Batist- oder silbergrauen Tuchkleider.

Auch die Anzüge, die den unvermeidlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen dienen, verzichten auf heitere Farbenpracht.

So ergänzte die junge Gattin eines Groß-Industriellen ihr weißes, für einen Minister-Empfang bestimmtes Moiré-Kleid durch ein Bolero-Jäckchen aus schwarzer Seide. Jet-Stickereien, Jet-Knöpfe und Achselstücke aus besticktem schwarzen Tüll statten das zierliche Kleidungsstück aus; der Rücken ist zu einer Tollfalte geordnet.

Ein hervorstechendes Merkmal an dem knappen Schneiderkleide aus silbergrauem Tuch bilden die Rüschen aus gepufftem schwarzen Seidenmull, die die engen Aermel garniren; dazu stimmt das schwarze Spitzengefältel am seitlichen Schluß. Zackiger Besatz aus schmaler Jet-Stickerei hebt sich von dem glatten Rocke ab. Den schwarzen Strohhut bedecken Rüschen aus gebranntem, silbergrauem Seidenmull und schwarze, hoch gesteckte Mohnblumen.

B. de G.

* * *

Auf der schmalen Grenzlinie zwischen Eleganz und — Uebertreibung bewegt sich eine ganze Reihe neuer Modelaunen. So ist z. B. für jedes Ohr ein anderer Ohrring gestattet, und zwar trägt die extreme Modedame als solche die aus Golddraht gewundenen, in japanischem Stile gehaltenen Anfangsbuchstaben ihres Namens: im linken Ohr den des Taufnamens, im rechten den des Familien-Namens. Durchaus nothwendig scheint ihr auch, daß die Taschentücher achteckig sind, noch mehr, — ein winziges Täschchen ist an diesen Tüchern angebracht, in das man ein Riechkißchen steckt! Daß es neuerdings Damenhüte mit Radieschen garnirt giebt, darüber kann man sich kaum wundern, — es können ja doch nicht immer Blumenbündel sein, warum zur Abwechslung nicht einmal Gemüse! Höchstens wird man es für merkwürdig halten, daß die elegante Dame zu Rade oder wenn sie einen Wagen herbeirufen will, sich eines Pfeifchens mit sehr schrillem, lautem Tone bedienen darf. Die neue Spielerei muß freilich aus Gold mit kostbaren Steinen besetzt, aus Onyx, Elfenbein oder Silber sein.

Capote-Hut aus Jet mit Straußfeder-Tuff und Sammet.

Capote-Hut aus Jet mit Straußfeder-Tuff und Blumen.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Tischläufer für ein Jagd-Diner.

Es ist nicht immer leicht, einen charakteristischen Schmuck für eine Festtafel zu finden, um so willkommener dürfte der Tischläufer sein, der, für ein Jagd-Diner bestimmt, in seinen Verzierungen darauf hinweist. Stilisirte Enten und Hasen beleben die Fläche, deren weitere Ornamente aus Bäumchenfiguren, Ananas und deren Blätterranken zusammengestellt wurden; ein Hohlsaum dient als Umfassung der Stickerei. Diese ist durchgängig mit waschechter dunkelrother Filoselle-Seide in Platt-, Stiel- und verschiedenen Füllstichen ausgeführt; ebenso wurde Seide für die Muschenverzierung des $3^1/_2$ cm breiten Durchbruch-Streifens angewendet. Auf dem 48 zu 198 cm betragenden Leinengrunde markiren sich die beiden Fruchtstücke an den Enden je 28 cm hoch, das Mittelstück 26 und die Bäumchenfiguren der Randborte 13 cm; das schmale Abschlußrändchen ist 2 cm breit, der glatte Saum nur 1 cm. Durch Anwendung der mannigfaltigen Füllstiche bei den Hasen und Enten, sowie der Knötchen als begleitende Verzierung der Bogenlinien und der Kreuznaht zu den Blättern wird die Monotonie der Farbe gebrochen und durch die verschiedene Stichlage eine feine Farbenwirkung hervorgebracht.

E. F.

(Fortsetzung auf Seite 61.)

Tischläufer für ein Jagd-Diner. Farbige Leinenstickerei mit Füllstichen.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juli 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Dreitheiliger Paravent mit Malerei auf Glas. Von Marie von Brocken, Berlin.

Das für einen Schirm wenig übliche Material, Glasscheiben, hier in 110 cm Höhe zu 43 cm Breite, verleiht der Malerei einen besonderen Reiz durch die Wirkung des Kaminfeuers, dessen rother Schein eigenartige, belebende Reflexe auf die großen weißen Flächen der Lilien wirft. Neben den mächtigen, durchaus naturalistisch kerzengerade aufsteigenden Lilien mit ihren orangefarbenen Kelchen und Staubfäden und den grünen, sich abwärts neigenden Blättern treten die dunkelblauen Blumen zurück und erscheinen flach, nur durch lichtere Contouren gehoben. Die Glasscheiben liegen fest auf dem Blendrahmen, der saphirblau gestrichen ist und die Malerei harmonisch abschließt. Die Rahmen sind 110 cm hoch, 43 cm breit; die Leistenbreite beträgt 7, resp. 4 cm; schmale Goldleistchen befestigen die Scheiben auf dem Rahmen. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Dem „Verein zur Errichtung wirthschaftlicher Frauenschulen auf dem Lande“ ist in dankenswerther Weise staatliche Förderung zu theil geworden. Das Ministerium der Landwirthschaft, Domänen und Forsten, ebenso wie das Justiz-Ministerium haben sich bereit erklärt, an hinterbliebene und bedürftige Töchter von Beamten ihrer Ressorts Beihülfe zu gewähren, um ihnen die Theilnahme an den Kursen der wirthschaftlichen Frauenschule in Nieder-Ofleiden bei Homberg a/d. Ohm, Oberhessen, zu erleichtern. Eine Prüfung der Würdigkeit ist im einzelnen Falle vorbehalten. Insbesondere wünscht das Landwirthschaftliche Ministerium hiermit die Ausbildung von Lehrerinnen oder Leiterinnen für ländliche Haushaltschulen zu begünstigen. — Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande und in der Stadt lenkt mehr und mehr ihre Erwartungen auf die thatkräftige Mitarbeit der gebildeten christlichen Frau. Es wäre erwünscht, daß sich reifere Mädchen und alleinstehende Frauen in größerer Zahl der dazu erforderlichen Schulung unterziehen möchten. Besonders geeignet werden solche sein, die durch Johanniter-Dienst oder durch Kurse in der freiwilligen Krankenpflege eine Vorschule in disciplinirter, praktischer Arbeit bereits durchgemacht haben.

Die wirthschaftliche Frauenschule steckt sich das Ziel: Selbständige Tüchtigkeit auf allen Gebieten der Haushaltführung, sowie des Gartenbaues zu entwickeln; Betheiligung an Kinderpflege und Volkserziehung ist vorgesehen, belehrende Vorträge treten ergänzend zu den praktischen Uebungen. Nach vollendeter häuslicher Erziehung werden Mädchen vom 18. Lebensjahre ab als Schülerinnen aufgenommen. Auch ist vorübergehender Aufenthalt von Gästen während dieses Sommers gegen Pension (Woche 21 bis 25 Mark) gestattet. Zu näherer Auskunft sind bereit: Fräulein von Kortzfleisch, Hannover, Hildesheimer Str. 23 und Freifrau Schenck zu Schweinsberg, geb. Freiin v. Schenck, Rd.-Ofleiden bei Homberg a/d. Ohm, Oberhessen.

München. — Die Großmeisterin des St. Elisabethen-Ordens, Prinzessin Ludwig von Baiern, hat anläßlich der Vermählung ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, mit dem Prinzen Ferdinand von Bourbon, folgende fürstliche Damen zu Ehrendamen des St. Elisabethen-Ordens ernannt: Die Gräfin Antonie von Caserta, geborene Prinzessin beider Sizilien, die Mutter des Bräutigams, und deren drei Töchter: die Prinzessinnen Maria Immaculata, Maria Christine und Maria Pia von Bourbon-Sizilien; dann die Herzogin Antonie von Parma, geborene Herzogin von Braganza, Infantin von Portugal; die Erzherzogin Maria Immaculata Raineria von Oesterreich-Toscana und die Erzherzogin Blanca von Castilien und Oesterreich-Toscana, geborene königliche Prinzessin von Bourbon. Der St. Elisabethen-Orden, welcher von der Kurfürstin Elisabeth Auguste von der Pfalz, der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor, am 18. October 1766 gestiftet worden und somit der älteste der bayrischen Damenorden ist, zählte unter seinen bisherigen fünf Großmeisterinnen (Kurfürstin Elisabeth, Pfalzgräfin Maria Amalie, Herzogin Amalia von Leuchtenberg, Prinzessin Luitpold von Bayern und Prinzessin Ludwig von Bayern) 203 Mitglieder. Aus der Zahl der Ehrendamen wurde dem Orden erst vor wenig Wochen die Herzogin Sophie von Alençon, geborene Herzogin in Bayern, durch den Tod entrissen.

— Die von Klosterfrauen geleitete Erziehungs-Anstalt für vernachlässigte Kinder, vom „St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Verein“ s. Z. ins Leben gerufen, erfuhr einen bedeutenden Zuwachs ihrer Geldmittel durch eine von Aristokraten arrangirte Wohlthätigkeits-Vorstellung. Gesangs-, Musik- und Theater-Aufführungen und die Vorführung lebender Bilder wurden von Besuchern aus den ersten Kreisen der Residenz äußerst beifällig aufgenommen. Die Mitglieder des königlichen Hofes, soweit sie hier weilten, waren ebenfalls erschienen.

Reichenbach i. V. — Von dem Verein für Naturkunde ist die Errichtung eines Denkmals für die vor 200 Jahren hier geborene Neugestalterin des Bühnenwesens, Karoline Neuber, in Aussicht genommen. Zur Förderung des Planes hat sich vor kurzem ein Ausschuß gebildet.

Wien. — Am 1. Juni d. J. verstarb hier nach kurzem Krankenlager Frau Aglaë, Gräfin von Mannsfeld, Excellenz, geborene Gräfin Festetics von Tolna, eine der hervorragendsten und liebenswürdigsten Damen der österreichischen Aristokratie. Die Heimgegangene, die Witwe des bereits 1881 gestorbenen Ackerbau-Ministers Grafen Hieronymus Colloredo-Mannsfeld, war Palastdame J. M. der Kaiserin und Königin und Dame des Sternkreuz-Ordens. Den regsten Antheil nahm sie stets an den Vorgängen im politischen und parlamentarischen Leben und verfolgte die neuesten literarischen Erscheinungen mit ernstem Interesse. Güte und echte Menschenliebe, die oft in rascher Werkthätigkeit zu ergreifender Aeußerung gelangten, waren ihre hervorragendsten Eigenschaften.

Rom. — Das Comité „Carità e lavoro“, unterstützt von Damen der höchsten Gesellschaftskreise, hat jüngst ein künstlerisch ausgestattetes Heft herausgegeben, dessen Verkaufs-Ertrag wohlthätigen Zwecken zu Gute kommen soll. Das Heft enthält unter anderen literarischen und künstlerischen Beiträgen auch solche von der Prinzessin Victoria von Schweden, dem Großfürsten Nicolaus Michaelowitch und dem Prinzen Mirko von Montenegro, sowie die Reproduction einer Zeichnung von Kaiser Wilhelm's II. Hand, und eines Aquarells des Königs von Portugal.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Eine Première im Lessing-Theater ist für die Mode jedesmal ein Ereigniß; in den Logen und eleganten Foyers entfaltet sich dabei ein solcher Toiletten-Luxus, daß man sich nach Paris versetzt glaubt. Bei der letzten Première waren die Ränge und Logen nicht etwa nur symbolisch einem Blumenbeete zu vergleichen, sondern die Hüte der Damen erschienen thatsächlich mit den köstlichsten Nachbildungen von Blumen aller Art übersäet. Eine charakteristische Toque, in Form eines Helmes aus dicht aneinander gefügten Rosen gebildet, hat der Stift unserer Künstlerin in Vorder- und Seitenansicht festgehalten. Das Gesicht umrahmt ein Diadem aus Stahlstickerei, in der hinteren Mitte gesellen sich zu den rothen Rosen einige schwarze. Ueberaus pikant wirkte an dem brünetten Köpfchen die moderne Frisur mit den vollständig

Jede Brautrobe zerfällt

wie Zunder — gleichviel ob aus **weisser** oder **farbiger** Seide — die mit **Zinn, Phosphorsäure** und **Kieselsäure** überladen ist. Diese Zinn-Färbung ist nicht etwa eine **Notwendigkeit**, sondern im Gegenteil! sie wird **absichtlich** angewendet, weil dadurch die Seide dicker und schwerer und infolgedessen **anscheinend** billiger wird. **„Nur recht dicke und billige Seide!“** das ist heutzutage die Losung! Diese **Zinn-** und **Säurebäder** zerfressen aber die Seide! und wie viel tausend Damen machen die traurige Erfahrung, daß ihre Brautrobe, wenn sie zum „Umfärben“ geschickt werden soll, faktisch **„wie Watte“** auseinandergeht! Die Kleiderfärbereien nehmen sie gar nicht an; die teure Robe (inkl. Macherlohn!!) ist **total wertlos**, obgleich sie oft nur wenige Stunden getragen wurde. — Muster von meinen **echten Seiden** sende ich umgehend. Die Stoffe werden **porto- und zollfrei** zugesandt.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich

(K. & K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **H. Hausmann**, für Landschaft **W. Hamacher**, für Blumen **P. Barthel**, für Illustriren **H. Loeschen**, für Modelliren **Ferdinand Lepcke**, für Kupferstich **Prof. O. Eliers**, für Perspektive **W. Herwarth.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Chronszcz
Deutsche Schneider-Akademie
Älteste und grösste Fachlehranstalt der Welt.

60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiiert, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen etc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen **nur** im **Hauptbureau**, **Rotes Schloss 1.**

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung etc. Ausführl. Prospekt gratis.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. **Die Direction,** Spenerstr. 17.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. **R. H. 29.** durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Damen
gebildeten Standes, welche Beziehungen zu ersten Kreisen haben, könn. lohnenden Nebenerwerb durch Verkauf **feiner Tischwäsche** aus renommirtester Fabrik an Private erlangen. Nur Damen mit vornehmen Connaissancen belieben Offerten nebst genauer Adresse unt. Chiffre W. V. 929 an **Haasenstein &Vogler A.-G., Dresden,** einzusenden.

Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag Tragstühle.
Aug. Spangenberg, Berlin, Neanderstr. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zurückgekämmten breiten Haarwellen und sehr lose hochgenommenem Hinterhaar, das, tief herabhängend und leicht zum Knoten geschlungen, den Nacken deckt, während der Knoten ganz im Hut verschwindet. Fein berechnet war die Zusammenstellung dieses leuchtenden Hütchens mit einer duftigen schwarzen Toilette, die über Taffet-Seide ganz aus gemusterten Tüll-Volants gebildet erschien. Passenartig aufgesetzte Perlstickerei ließ den Hals durchschimmern; die Taille umgab ein schmaler Perlgürtel. Unbestrittene Triumphe feiert die hellfarbige Bluse im

Bolero aus Krepp-Puffen und Spitzen-Einsätzen.

Bluse aus gezogenenem rothen Krepp. Toque mit Stahlstickerei. Siehe die Vorderansicht.

Toilette aus gemustertem Tüll mit Perlen-Passe. Toque mit Stahlstickerei. Siehe die Seitenansicht.

Theater-Saal; die Mode erlaubt gegenwärtig eigentlich jede, wenn auch noch so gewagte Farbe, vorausgesetzt, daß sie die Trägerin kleidet. Mag eine Bluse indessen noch so prächtig sein, sie wirkt nur dann elegant, wenn der Rock dazu stimmt, das heißt wohl absticht, aber mit der Bluse doch ein harmonisches Ganzes bildet, sodaß der Eindruck des willkürlich Zusammengewürfelten vermieden wird. Am schönsten kommen scharfe Töne, wie Tomaten-Roth oder ein helles Blaugrün in dem weichen duftigen Chiffon-Krepp zur Geltung. Ein kleines Wunderwerk der Putzmacherkunst war eine rothe Kreppbluse, der Länge nach ganz in zierlichste Püffchen eingereiht, zwischen denen der Stoff in dichten Querfalten lag. Die mehrfachen Volants der Epaulettes erschienen je mit Püffchen eingefaßt. Auch der Bolero aus grünlichen Krepp-Puffen mit schwarzen Spitzen-Einsätzen wirkte zu einer schwarzseidenen Toilette sehr apart.

— Den edelsten Schmuck eleganter Gewänder bilden zu allen Zeiten Spitzen, wenn auch die verschiedene Art und Verwendung derselben von der

Kleid aus Changeant-Seide mit Spitzen-Einsätzen. Rückansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1258.

Kleid aus Etamine mit Spitzen-Einsätzen. Rückansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1259.

Mode bestimmt wird. Diese darf mit dem herrlichen Ausstattungs-Material gegenwärtig um so verschwenderischer umgehen, als die maschinenmäßige Herstellung es immer allgemeiner erreichbar macht. So schmücken das Kleid aus Changeant-Seide, dessen Vorderansicht Fig. 2, Pl. 1258 der großen Ausgabe bietet, schwarze Chantilly-Einsätze, die sich von einem weißen Atlasstreifen kräftig abheben. Auf dem Rocke steigen die Einsätze rückwärts auf. Der Einsatz zieht sich über den Rücken der Taille und wechselt auf den Aermeln mit Säumchen-Gruppen ab. Gebrannter weißer Seidenkrepp mit Umrandung von schmalen, schwarzen Krepprüschen bildet Latztheil wie Halsrüsche des kleinen Stuart-Kragens; Krepprüschen umziehen auch die mit Spitze überlegten Achselstücke und den Schoß; der breite, vorn durch den Schlitz des Jäckchens gezogene Gürtel läßt den Taillenschluß im Rücken frei.

— An dem Kleide aus blauer Etamine, — siehe die Vorderansicht, Fig. 2, Pl. 1259 der großen Ausgabe, — ist es Spachtel-Guipüre in schmalen Einsätzen auf durchschimmernder weißer Seide, die dem Ganzen den Stempel der Tagesmode verleiht. Dazu bestehen Passe und Faltengürtel aus grün-blau carrirter Seide. Die Einsätze überschneiden sich auf dem blusenförmigen Rücken, dessen Ansatz an die Passe hanfgraue Spitzenfiguren und kleine Rüschen aus dunkelblauem Chiffon-Krepp markiren. Der vorn gekreuzte, aufsteigende Rockeinsatz beschränkt sich auf Vorder- und Seitenbahnen, Durchbruch verziert auch die Aermel. M. R.

Paris. — Es giebt kaum ein Gewand, das der Phantasie in Bezug auf Material und Form einen so weiten Spielraum gewährte, wie das „Fünf-Uhr-Theekleid". Schmiegsamen Stoffen aus Seide oder feiner Wolle gesellen sich Spitzen, Band, und was die Mode sonst an koketten Zuthaten bietet. Die Form lehnt sich mit Vorliebe an den Empire-Stil an, dessen lang herabfließende Stoff-Fülle der Gestalt Schlankheit und Anmuth verleiht. An unserer Vorlage aus mattglänzendem gelben Chiffon-Krepp ist die kurze Passen-Taille, wie die mäßig weite, halblange Aermelpuffe in übereinander fallende Säumchen geordnet; darüber legt sich ein zierliches, dunkelrothes Sammetjäckchen mit geschlitzten Rücken- und Vordertheilen und runden Achselstücken, umrandet mit breiter Goldborte. Dem hohen Medicis-Kragen sind breit abstehende Spitzenflügel direct eingesetzt; damit harmonirt der breite Spitzen-Volant, der kleidsam über den Unterarm fällt. Den Ansatz des fein plissirten Rockes an die Taille deckt eine Schärpe aus hellblauem Crêpe de Chine mit flott abstehenden Schlupfen und langen Enden, denen breite seidene Franzen angesetzt sind. Die Frisur schmückt ein Kamm aus Schildpatt mit Goldeinlage. A. K.

— Kaum haben wir als „Neuestes" berichtet, daß man die Haare ganz aus der Stirn streicht, so taucht als „Allerneuestes" eine Haarfrisur auf, von der wir zunächst nur als interessantem Curiosum Notiz nehmen. Statt der in Acht und Bann erklärten gebrannten Stirnlocken erscheint das Haar hier glatt in die Stirn gekämmt; dafür ist das ganze übrige, sonst glatte Kopfhaar zu kleinen Löckchen geordnet. Dieser pikanten Frisur entspricht das flache, schief gesetzte Hütchen aus schwarzem Stroh, seitlich von dichten schwarzen Gaze-Puffen gestützt und mit einem weißen, einem gelben und einem grünen Blumenkranz umwunden. Großer Reiher. B. de G.

Haarfrisur und flacher Hut mit Blumen-Kränzen.

* * *

Berlin hat nun auch seinen „Concours Hippique!". In den letzten Tagen des Mai hielt der deutsche Sport-Verein im Landes-Ausstellungspark einen „Wettbewerb für Pferde und Fuhrwerk" ab, dem die Gesellschaft durch ein selten vollzähliges Erscheinen besondere Ehre erwies. Einen prächtigen Anblick gewährten die Tribünen mit der in farbenfrohen Gewändern prangenden Damenwelt. Die Frühsommer-Sonne strahlte so intensiv, daß man schleunigst unter den Schatten des Schirmes flüchten mußte! A propos die Sonnenschirme! — In der Minderheit waren die luxuriösen Spitzendächer, deren Volants so lustig im Sommerwind flattern; — in den hell behandschuhten Händen sah man zumeist glatte, buntseidene En-tout-cas in Carreaux- oder Streifenmusterung,

„Fünf-Uhr-Theekleid" mit Sammetjäckchen.

hin und wieder den Rand begrenzt von kleinen Krepp-Püffchen, den Griff aber vielfach in der Farbe des Kleides gehalten. — Interessant ist es, die bei solchen Gelegenheiten zur Schau getragenen Toiletten zu beobachten, von denen nicht eine der andern gleicht, die aber alle zusammen ein einheitliches Bild der Mode gewähren. Hoch und schlank zu erscheinen ist das augenblickliche Bestreben der Modedame par excellence, und nachdem man sich eine Weile an der malerischen Wirkung des entgegengesetzten Prinzips der weiten Tütenröcke und der Ballon-Aermel erfreut, würdigt man jetzt die scheinbar schlichte, anliegende Form, in der die Gestalt vortheilhaft zur Geltung gelangt. Von dem Palmen-Hintergrund der Hof-Loge hoben sich silhouettenhaft die graziösen Erscheinungen der Prinzessin Aribert von Anhalt und ihrer jugendlichen Begleiterin ab. Jene in lichtgrüner Sommer-Toilette, deren schlank herabfallende Rockbahnen gleich dem Pattenschößchen wirksam mit schmalem schwarzen Atlasbande verziert waren. Duftiger weißer Krepp bildete das Chemisett der weit aus einander tretenden Blusentheile, dazu ein großer runder Hut mit wellig gebogener Krempe und leuchtend rothen, schwungvoll geordneten Straußfedern. Diese in einem reizend einfachen, écrufarbenen Blusenkleid mit breitem Miedergürtel und Stehkragen aus hell carmoisinrothem Spiegelsammet. Das Köpfchen krönte eine mit buntfarbigen Blumen garnirte, fest in die Haarwellen sich schmiegende Toque. — Auf den Tribünen und in den Logen sah man neben hübschen Foulard- und ganz jugendlichen Organdy-Kleidern einige extravagantere Spitzen-Toiletten; vorherrschend jedoch war das elegant sitzende, lose Jacken-Kostüm in allen Modefarben, vervollständigt durch eine der Gelegenheit angepaßte helle Weste mit breiter Tüll-Cravate. Für den verständißvollen Beobachter fehlte es auch diesen scheinbar so anspruchslosen Toiletten nicht an kokettem Reiz. Ein leichtes Heben des Rocksaumes beim Verlassen des Wagens oder beim Betreten der Tribünen zeigt den hellseidenen, spitzenbesetzten Unterrock, den eleganten hellfarbenen Knopfschuh. Eine frische Blume im Knopfloch des breiten Revers, blitzende Nadeln im Chemisett und, — last not least, — der neuerdings auch zu dem Jacken-Kostüm gestattete, reich garnirte, in hundert Formen variirende Hut, geben ihm ein überaus fesches Gepräge. Mäßig groß, beschattet die runde Form tief die Stirn, mit der Garnitur hoch darüber hinausragend. Bewundernd hingen die Blicke auch an dem blondgelockten Köpfchen einer reizenden jungen Frau mit weißem „Marie Louise"-Hut; ein um den Kopf geschlungenes schwarzes Band hielt einen wie eben vom Strauch gepflückten hochragenden Rosenzweig. Den originellsten Anblick bot der specifisch französische Hut mit seitlich kühn aufgeschlagener Krempe, die ein voller Kranz von mattrosa Rosen, feurigem Mohn oder abschattirten Levkojen stützt, überragt von einem weit nach hinten wallenden Reiherbusch; den Rand umsäumten schmale Rüschchen aus mattlila oder silbergrauem Tüll. So verwegen und luftig schweben diese phantastischen Gebilde auf den hochgethürmten Haarmassen, daß man meint, der leiseste Zephir müßte sie fort in die Lüfte tragen. A. K.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Waschechte Farben „Helios".

Daß die Malerei sich in den Dienst der Mode stellt und mit farbigem Reiz den Anzug der Frauen schmückt, ist nicht erst eine Erfindung der Neuzeit. Wer kennt nicht Goethe's

(Fortsetzung auf Seite 67.)

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch beider Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 60 Pfg. bis Mk. 15.— per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe, Seiden-Foulard** und **Seiden-Etamine** 52 cm breit, von 95 Pfg. an per Meter für Strassenkleider.

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

reizendes Gedicht „Mit einem bemalten Bande“, wer weiß nicht, daß schon damals manche geschickte Hand „kleine Blumen, kleine Blätter“ leicht und gefällig „auf ein luftig Band“ zu streuen wußte? Man bediente sich in jenen Tagen und bis vor kurzem zum Bemalen von Stoffen ausschließlich der deckenden Farben, und erst der heutigen Chemie und Industrie ist es gelungen, klare, leuchtende und durchsichtige Farben zu schaffen, die sich zugleich gegen Luft und Licht wie auch in der Wäsche beständig erweisen. Die unter dem Namen „Helios“ eingeführten, gesetzlich geschützten, waschechten Farben, welche in dem chemischen Farbwerk von Dr. W. Lohmann, Berlin-Friedenau, hergestellt werden, eröffnen der weiblichen Kunstfertigkeit ein weites und dankbares Gebiet der Bethätigung, denn sie können nicht nur zur Verzierung der Toilette, — für Kleider, Einsätze, Jacken, Schürzen, Bänder, — sondern auch zum Schmuck des Hauses, zur Decoration der Wohnräume Verwendung finden. Die Farben eignen sich für alle hellen Stoffe, für Wolle, Seide und Halbseide, Baumwolle und Leinen, für dichte und feste, wie klare und durchsichtige Gewebe, für Congreß-Stoff und Batist, selbst für Spitzen und Gardinen. Bei wollenen und seidenen Stoffen vereinigt sich der Farbstoff gleich so innig mit der Gewebefaser, daß er auch durch die Wäsche nicht entfernt wird; bei Leinen und Baumwolle aber wird die Echtheit dadurch erhöht, daß die aufgemalten Farben eingebeizt werden; sind solche Zeuge stark appretirt, so empfiehlt es sich, sie vor Beginn der Arbeit zu waschen. Die Malweise entspricht ganz der Aquarell-Malerei; nur ist statt Wasser ein besonders bereitetes Verdünnungsmittel oder guter Essig zu benutzen. Nachdem man das Muster leicht aufgezeichnet oder aufgepaust hat, setzt man ein wenig von den sehr intensiven Farben auf einen Teller oder eine Porzellan-Palette und verdünnt sie zu dem gewünschten Ton, wobei man beliebig mischen kann. Mit Borstenpinseln, wie man sie zur Oel-Malerei verwendet, trägt man zunächst die hellsten, zartesten Farben auf und läßt für Weiß und die Lichter den Grundton des Gewebes stehen. Durch Uebermalen kann man wohl tiefere Töne erzielen, aber keine helleren, deshalb ist beim Anlegen Vorsicht geboten. Für den Anfang ist es zweckmäßig, die Farben mit dem Verdünnungsmittel zu mischen; Essig, der auch zum Reinigen der Pinsel benutzt wird, thut zwar dieselben Dienste, trägt aber zum leichteren Ausfließen der Farben bei. Nachdem die Malerei nach Wunsch ausgeführt ist, werden die Contouren, Staubfäden, Adern und andere feine Linien mit einem spitzen Haarpinsel angegeben. Soll etwa bei Tischläufern, Deckchen, Einsätzen der ganze Grund zart getönt werden, so feuchtet man die Fläche vorher ein wenig mit Essig an, damit die Farbe recht gleichmäßig verläuft und sich nirgends der Ansatz des Pinsels markirt. Dasselbe Verfahren ist beim Ausmalen der dichteren Mustertheile von gewebten Stoffen, bei Gardinen und Stores, rathsam; ebenso muß man genügend Farbe vorbereiten, um überall dieselbe Nuance zu treffen. Da fein und geschmackvoll ausgemalte Vorhänge vollständig den Eindruck von buntgewirkten, theuren Stoffen machen, ist die leichte und schnell fördernde Arbeit äußerst dankbar und lohnend. In anderen Fällen, wo die eigene Hand selbständig die Muster entwirft und reizende Blumengebilde darstellt, wetteifert die Malerei erfolgreich mit den kunstvollsten Arbeiten der Nadel und des Fadens, aber die Stickerei wird selten so anmuthige und duftige, so farbenschöne und fein abgestimmte Wirkungen erzielen, wie es der Pinsel vermag.

Vorhang. Malerei auf Gaze mit waschechten Farben „Helios“.

Nachdem die Malerei gut getrocknet ist, findet für baumwollene oder leinene Stoffe ein kurzer Beiz-Prozeß statt. Man bereitet von der, jedem Malkasten beiliegenden Beize eine Lösung, indem man in einem Liter Wasser eine Messerspitze des trockenen Pulvers auflöst. Kleine Zeugstücke sind etwa 10 Minuten in diese Beizlösung zu legen, worauf man sie, ohne zu drücken, in kaltem Wasser nachspült, trocknet und plättet; bei größeren würde diese Behandlung etwas umständlich sein. Man braucht dann nur ein mit Beizwasser durchtränktes Fließpapier auf das Plättbrett zu legen, die Malerei mit der Rückseite darauf, darüber trockenes Fließpapier, worauf man mit heißem Eisen plättet. Wird später eine Reinigung der bemalten Stoffe erforderlich, so kann man diese selbst vornehmen, muß aber die gleiche Vorsicht und Eigenheit bei der Wäsche anwenden, die auch farbige Stickereien erfordern; am besten bewährt sich immer ein Waschen in einer lauwarmen Lösung von Gallseife. Auch eine Abkochung von Quillaya-Rinde, die entsprechend verdünnt und durchgeseiht wird, ist zu empfehlen.

Die Farbenkasten sind in verschiedener Ausstattung und Preislage vorräthig. Ein Carton für 3 Mark, der 7 Glasflaschen mit Farbe, ferner Verdünnungsmittel und Beize enthält, erweist sich schon sehr brauchbar und zweckmäßig.

O. Altmann.

Literarisches.

Der gute Geschmack in weiblichen Handarbeiten. Von Therese Dreidax, Hauptlehrerin für Handarbeit an der höheren Töchterschule in München. Verlag von Theodor Hofmann, Gera. Preis 1,50 Mk.

Das kleine, für Schule und Haus bestimmte Schriftchen bemüht sich, den Werth der weiblichen Handarbeit auch für die Jetztzeit klar zu legen; es fordert aber, gleichviel, ob es sich um Hausfleiß oder Erwerb handelt, die nothwendige Bildung der Hand zugleich mit der des Auges. Ehe die Verfasserin die einzelnen Techniken berührt, giebt sie eine kurze Belehrung über Zweck und Werth des Zeichen-Unterrichts, über Stil und Mode, über die Aufgaben der Verzierung, die Musterwahl und die Farbe im allgemeinen, wie in bestimmter Anwendung. Neben Form und Farbe gelangt aber auch das Material, als drittes im Bunde, zur Besprechung. Der gewählte Stoff, bedingt durch Zweckmäßigkeit oder durch Schönheit, beansprucht zur Verzierung verschiedenes Material, wie dieses, entsprechend andere Technik zur Ausführung. Anzuerkennen ist bei der Verfasserin, daß sie sich frei hält von dem docirenden Ton und ihre Abhandlung, so eingehend und belehrend sie ist, nirgends hierbei das richtige Maß überschreitet. In dem Schlußwort bemerkt die Verfasserin sehr richtig, daß zur Vollkommenheit Theorie und Praxis gehören; daß jemand nur zu lehren im stande ist, was er selbst kann, und infolge dessen auch moderne Berufsarten der Frau, wie die der Musterzeichnerin oder der Berichterstatterin, genaue Kenntniß von Wesen und Werth der Handarbeit verlangen. E. F.

Bezugsquellen: Kleid aus Changeant-Seide und Kleid aus Etamine: J. Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — **Waschechte Farben „Helios“:** Emil Karig Nachfolger, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 68/69 und Kelly & Meiners, Berlin W, Leipzigerstr. 10.

Geschäftliches.

Als das hervorragendste Mittel zur Hautpflege darf heute mit Recht Dr. Graf's „Byrolin“ angesehen werden. In anerkennendster Weise äußert sich darüber die Medizinische Welt, an ihrer Spitze die hervorragendsten Vertreter derselben. In höchsten und Allerhöchsten Kreisen, ja in jeder besseren Familie ist Byrolin unentbehrlich geworden. Damen der höchsten Aristokratie stellen demselben ein glänzendes Zeugniß aus. Unsere berühmtesten Tropenreisenden haben dessen einzige Wirkung in heißen Klimaten rühmlichst bestätigt. Von zahlreichen Liebhabern des Renn-, Reit-, Ruder- und Fahr-Sports 2c. wird keine Tour ohne eine Tube Byrolin unternommen, was für viele unserer verehrten Leserinnen, die Radlerinnen sind, von Interesse sein dürfte. Nach Vorstehendem dürfte es wohl überflüssig sein zu erwähnen, daß Dr. Graf's „Byrolin“ nicht nur für den Toiletten-Tisch der Damen, für jeden Haushalt und jede Kinderstube unentbehrlich geworden ist. Die beginnende Reisezeit, der bevorstehende Sommer, der für viele durch die Einwirkungen der Hitze die Anwendung eines Hautpflegemittels in erhöhtem Maße erheischt, haben uns veranlaßt, nochmals besonders auf die wohlthätige Wirkung dieses vorzüglichen Dr. Graf'schen Präparates hinzuweisen. Die angenehme Verpackung desselben in Tuben, welche in jeder Apotheke und besseren Droguen-Handlung erhältlich sind, gestatten „Byrolin“ stets bei sich zu führen, während andererseits der Verbrauch sehr ökonomisch und die Haltbarkeit eine unbeschränkte ist.

Das Neueste für den bevorstehenden Saison-Wechsel, namentlich aber den nächsten Winter, werden Kleiderstoffe mit Goldfäden sein. Der Metallfaden, nicht wie bisher, dem Textil-Faden angelegt, sondern mit ihm verzwirnt, eine technische Vervollkommnung, für welche Patent- und Musterschutz der deutschen Industrie in breitesten Rahmen gute Erfolge verspricht. Die Erfinder (Zimmermann'sche Weberei in Gnadenfrei i. Schlesien) werden mit dieser interessanten Neuheit die besondere Spezialität ihrer Fabrikation, das gute, solide Damenkleid, mit einer sehr glücklichen Vervollkommnung ausstatten, und ohne Zweifel auch anderen Industrien, so etwa der Seiden-, der Sammet- und Woll-Fabrikation, ein Moment von hoher technischer Bedeutung vermitteln. S. J.

Eine Verurtheilung wegen unlauteren Wettbewerbs, die in weiteren Kreisen Aufsehen erregen dürfte, ist in Antwerpen erfolgt, wie wir belgischen Blättern entnehmen. Es handelt sich um einen vor dem Handelsgericht zu Antwerpen ausgetragenen Rechtsstreit. Klägerin war die Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie, Beklagte die Bovril-Compagnie; beide Gesellschaften bringen bekanntlich Fleischproducte in den Handel. Die Compagnie Bovril hatte in ihren Reclamen und dergleichen für Liebig's Fleisch-Extract nachtheilige Vergleiche mit ihren eignen Product angestellt und ist nun zur Zahlung von 10000 Fr. Schadenersatz, zur sofortigen Zurückziehung aller Annoncen, Prospecte, Etiketten u. s. w., in denen die herabsetzenden Aeußerungen über die Liebig'sche Waare enthalten sind, sowie zur Unterlassung derartiger Aeußerungen für die Zukunft kostenpflichtig verurtheilt worden. Dieses Urtheil darf die Compagnie Liebig in 10 belgischen Blättern auf Kosten der Bovril-Gesellschaft veröffentlichen, unter Festsetzung eines Maximal-Betrages für diese Veröffentlichung von 5000 Fr.

Empfehlenswerthe Hôtels.

Auf dem Hainstein b. Eisenach: Dr. Köllner's Kurhaus u. Pension, auch f. Nichtkurgebr.
Baden-Baden: Englischer Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. mäß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Holland Hôtel. I. Ranges. Großer Park. Personen-Aufzug. Electr. Licht.
Baden-Baden: Hôtel Victoria. I. Ranges. Prachtv. geleg. u. eingerichtet. Mäß. Preise.
Basel: Hôtel Schweizerhof am Centralbahnhof, Vollständig renovirt. Personen-Aufzug.
Ems, Bad: Prinz Wales u. Römerbad I. R. Schönste Lage gegenüb. Kurgart. Bäd. Inhal. Lift.
Ems: Hôtel Darmstädter Hof. I. R. in prachtv. Lage am Eing. d. Kurgartens. Omnibus a. B.
Ems, Bad: Villa Bella Riva mit großem Waldpark, prachtvolle Lage. Pensionspreise.
Ferleiten: Alpengasthof Lukashansl, 1200 m, Bahnstat. Bruck-Fusch. Für läng. Aufenth. (Sommerfr.) prakt. eingericht. u. f. Hochtour. Großglockner, Vierskachhorn besond. geeign.
Grund i/Harz: „König Hubich“ Hôt. u. Rest. Bes. Const. Tolle. Prachtv. Lage. Schatt. Gart. vorz. Verpfleg. Mäß. Preise.
Innsbruck: Hôtel Kreid mit allem Comfort civile Preise.
München: Hôtel Continental, allerersten Ranges, Lift, elektrische Beleuchtung.
Rippolds-Au: Mineral- u. Moorbad, Luftkurort 600 m ü. d. M. inmitten prächtiger Tannenwaldungen, Schwarzwald. Eisenbahnstation Wolfach (Baden), Freudenstadt (Württemberg). Altbewährte, kohlensäurehaltige, starke Stahlquellen, Eisen-Moorbäder. Prospecte gratis. Otto Goeringer, Besitzer der Mineralquellen und Kuranstalten.
Schandau: Dampfschiff-Hôtel F. L. Rohde. Prachtvolle Lage. Schöne schattige Anlagen.
Suderode Harz: Mohrs Hôtel u. Kurhaus. Altrenommirt solides Haus I. Ranges mit Dependance n. d. Walde. Prosp. grat. d. d. altberbekannt. jetzt wied. neuen Bes. Fr. Mohr.
Schwarzburg i. Thür.: „Weißer Hirsch“. Hôtel, Kurh. u. Bill. Flußschwimmb. Forellens.
Teinach, Schwarzwald: Bauer's Cur-Etablissement. Haus I. R., vollständ. renovirt.

Ostseebad Göhren
Insel Rügen.

Auf lieblich bewaldeten Hügeln am Strande Mönchguts, eines der beliebtesten Ostseebäder. Aussichten (Nordpeerd) gehören zu den schönsten Deutschlands. Luft für Nerven- und Brustleidende vorzüglich. Alterthümliche Trachten und Sitten der Bewohner. Hotels, Logirhäuser komf. mit schönsten Fernsichten. Bester Badegrund Rügens. Warme und kalte Seebäder. Auskunft ertheilt das Verkehrs-Bureau: Berlin NW.: J. F. Braunlich, Neustädtische Kirchstrasse 9. Prospecte gratis und franco durch die Badeverwaltung.

Bad Nauheim

Linie Kassel-Frankfurt a. M. **Saison 1. Mai** bis **1. Oktober.**

Bäderabgabe 1. April bis 31. Oktober. Naturwarme, kohlensaure Kochsalzthermen und Trinkquellen. Der grosse Sprudel, die kohlensäurereichste Thermalsoolquelle. Soolinhalation. Gradirluft. Medico-mechanisches Zander-Institut. Indikationen: **Herz**leiden, Rheumatismen, Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Skrophulose, Frauenkrankheiten. Wasserleitung, Kanalisation. Grosser Park mit See. Elegantes Kurhaus. Naher Hochwald. Vorzügl. Kapelle; Theater. Electrische Beleuchtung. Besuch über 15000. Prospekte gratis.

Grossh. Hessische Badedirection Bad Nauheim.

Königl. Soolbad Elmen.

Haltestelle Elmen-Salze der Magdeb. Staßfurter Bahn und Station Schönebeck der Linie Magdeburg-Leipzig.
Saison: 15. Mai bis Ende September.
Aeltestes Soolbad f. Gicht, Rheuma, Anämie, Nervosität, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Sterilität, Rasen-, Kehlkopf- und Lungenkatarrhe, Soolmannen-, Soolschwimmbäder, Dampfbäder in dem vollständig umgebauten Sool-Dampfbade, Soolduft-Bad (Inhalatorium), Kohlensäure-Soolbäder, thierärztlich überwachte Molkerei. Ozonreiche Luft an d. 2 km langen Gradirwerk, Hochdruckwasserleitung, täglich Konzerte der Badekapelle (31 Mitglieder). Militärconcerte. Reunions. Prosp. u. Ausk. d. d. Bade-Verw.

Familienpension Nordland
München
Schellingstraße 10/I.

Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügl. Küche, mäßige Preise.

Ingestol

findet seit Jahren bei
acuten und chronischen
Magen- und Darmübeln
bei Erwachsenen und Kindern
seiner prompten u. sicheren Wirkung wegen umfangreichste Anwendung.
Es ist
ausserordentl. appetitanregend
und schafft normale Verdauung.
Als ausgezeichnetes, absolut unschädliches Mittel von hervorragenden Aerzten verordnet und empfohlen.
Kein Geheimmittel. Bestandtheile auf jeder Flasche genau angegeben.
In Flaschen zu 250 gr. à M. 1.50 durch namhafte Apothek. zu beziehen, wo nicht, wende man sich direct an:
G. T. P. Richter,
Chemische Fabrik, **Berlin S.O., 33.**
(Weniger wie 2 Flaschen werden nicht versandt.) Export nach all. Ländern.

Friedrichroda.

Klimat. u. Terrainkurort, **besuchteste** Sommerfrische i. Thür. Walde.
Alle med. Bäder. Frequenz 1896: 9866 Personen excl. Passanten. Auskunft u. Prospekte kostenfrei. **Das Badecomité. Sanitätsrath Dr. Weidner.**

Villa Aegir, Bad Kreuznach.

Familien-Pension, Schöne Zimmer, gute Verpflegung. Garten. Soolbäder im Hause.
Villa Aegir, Pension, Salinenstrasse 70, **Bad Kreuznach.**
Fräulein von Mülmann.

Ötz—Ötzthal—Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausflüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingsstation, im Sommer vielbesuchter Höhencurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.)
Oberhalb des Dorfes **Villa Lantschner,** trefflich eingericht. Landhaus mit 10 Zimmern, 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Lantschner, Innsbruck. — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3 mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in 3/4 Stunden zu erreichen.

Soolbad Schwäb. Hall

mit kohlensäurereich. natürlicher Salz-Quelle, Dampf-, Heissluft-, Süsswasser-, Fluss- u. Kräuterbäd. Luftkur. Kurmusik. Sais. 15. Mai — 30. Sept. Prosp. grat. d. d. Bade-Direktion.

Konservegläser
mit
Glasdeckel-Hebelverschluss,

D. R. P. Nr. 58602 u. 59915 u. Gebrauchsmuster Nr. 55810.
erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit wegen **sicheren, luftdichten Abschließens durch Hebelkraft, leichtester Handhabung beim Oeffnen und Schließen, größter Sauberkeit und Haltbarkeit, sehr billigen Preises.**
Zu beziehen durch alle Porzellan- und Glashandlungen, sowie Haus- und Küchengeräte-Handlungen, oder, wenn solche in der Nähe nicht vorhanden, direkt durch die
Aktien-Gesellschaft für Glasindustrie vorm. Friedr. Siemens, Dresden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gediegenster und schönster Zimmerschmuck.

KAYSERZINN - GEGENSTAENDE.

Vornehmstes Tischgeräth.

Jedes Stück ist mit dem eingetragenen Waarenzeichen „Kayserzinn" gestempelt.
Auf Täuschung berechnete Bezeichnungen, wie Kaiserzinn werden strafrechtlich verfolgt.

Glafey-Schnellputzpulver
Bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schönsten Glanz, ist billig. Höchste Auszeichnungen, darunter goldene Medaillen Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896.

Elfenbein-
farbige baumw. **Kleiderstoffe** vorzügl. in der Wäsche, reine Farben
glatt ca. 80 cm brt., Mtr. 30 Pf.-1,50 M.
gerippt „ 80 „ „ „ 75 Pf.-1,05 M.
Proben frei! **J. W. Sältzer, Hannover.**

Armblätter

sind die Besten

EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR

J. B. Kleinert Rubber Co., Hamburg

Persicaner's Armblatt

Nahtlos.
Wasserdicht.
Geruchlos.

Persicaner & Co., Hamburg, Pickhuben 5 (Freihafengebiet).
Niederlagen: **London, Paris, Wien, Budapest.**

„Schlafe patent" Illustrirt. Katalog gratis und franco über verwandelbare **Schlafmöbel** als **Sofa, Sessel, Chaiselongue, Schränke, Tische** etc. sämmtl. als Betten herzurichten in jeder Preislage vom einfachsten bis zum elegantesten Genre. Nur solide Construction. Einzig prämiirte Firma für Patent-Möbel auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken
Berlin SW., Markgrafenstr. 20. **Wien VI.,** Mariahilferstr. 11.
Auch zu beziehen durch alle besseren Möbel-Magazine und Tapezierer.

Guajacetin

Deutsche Reichspatente No. 87336, 87668 u. 87669, dargestellt von der Firma Majert & Ebers, G. m. b. H., Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Grünau-Berlin, ist **das anerkannt beste** und **unschädlichste Mittel**

bei Lungenerkrankungen

wie **Lungenkatarrh, Spitzeninfiltration, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht,** sowie **Appetitlosigkeit.** Unterstützendes Mittel bei **Tuberkulinbehandlung.** — Kein Kreosot, kein Guajacolpräparat. — Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. — Käuflich in den Apotheken in Gläsern zu **Mark 3.40, Mark 6.50 und Mark 12.50.**

Die Firma versendet Litteratur über Guajacetin gratis und franco.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Die schönsten Damen-
Kleiderstoffe, Buckskins 2c. liefert gegen alte Wollsachen
Franz Riemann, Gotha 48.
Enorme Muster-Auswahl; Aufträge von **M. 15.—** franco. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht.

Das eleganteste hygien. (verb.) (à M. 8.50)
Corset „Frauenlob" z. hab. bei
G. Steidel, Berlin, Leipzigerstr. 67 u. R. Wuppermann, Charlottenburg, Bismarckstraße 107 I.

In 3 Minuten
wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein **Enthaarungsmittel**
„Paratrich", vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. **Nur in Berlin, Königstrasse 59 bei Max Schwarzlose,** Hoff. S. M. d. Kais.

Unterricht in allen Techniken der Kunststickerei wird ertheilt **F. Braune,** Charlottenburg, Spreestr. 42, IV Tr.

Türkise

vollkommenste Imitation, welche lt. Zertifikat des k. k. technologischen Gewerbemuseums in Wien bez. chemischen, physikalischen u. mineralogisch. Eigenschaften den besten echten Steinen gleichkommen.

No. 250. Türkisring, schwere **ganz massive,** innen nicht hohl gepresste Form.
585 fein Gold **M. 24.80**
333 „ „ „ **16.50**
Umtausch gestattet; Nichtkonv. Geld zurück, daher ohne Risiko. Versand gegen Nachnahme oder vorherige Kassa franko. Illustrirter Katalog gratis und franko.
Carl Holl, Cannstatt, Goldwaarengeschäft.

Direkt ab Fabrikplatz Gera
versenden speciell reinwollene
Damen-Kleiderstoffe
und **Herren-Anzug-Stoffe**
in staunend grosser Auswahl, jedes Einzelmass zu wirklich billigsten Engrospreisen!
Otto Becher & Co., Gera, R.
Fabrikation und Versandt.
Muster frei! Angabe der Art erbeten.

Jacob Ravené Söhne
Berlin C, Stralauerstr. 28/29.
Magazin für **Haus-** u. **Küchen-**Einrichtung.

Nr. 1125. Selbstthät. **Eismaschine** (Syst. **Meidinger**), die praktischste Maschine für Haushaltung.
Für 6 9 12 18 24 Port.
Mk. 7 8 9 11 13

Nr. 1127. **Eismaschine** mit **Holzkübel** u. **oberer** Kurbel.
Nr. 2127. 2 3 4 Ltr.
Mit **seitlicher** Kurbel Mk. 7 8 9 / 8½ 10 12

Eisschränke best. Construct. mit **1 Thür** u. **Tellerroste.**
Nr. 1711. 81 cm hoch, 61 cm br., 51 cm tief **Mk. 28.—.**
Nr. 1713. 89 cm hoch, 76 cm br., 60 cm tief **Mk. 37.—.**
Nr. 1715/1. 94 cm h., 79 cm br., 68 cm t. **Mk. 44.**
Eisschränke mit verschließb. **Butterkühler,** auch obige Sorten m. **Glasplatten** ausgelegt i. groß. Ausw. lt. besond. Preisliste. Spec.: **Garten-** u. **Balkonmöbel** i. Eisen u. Bambus 2c. **Feld-** u. **Gartengeräthe** ✻ **Rasenmähmaschine** ✻ **Rasensprenger** ✻ **Zelte** ✻ **Zeltbänke** u. dergl. Ill. **Preislisten kostenl.**

PATENTE

schnell und sorgfältig durch
Richard Lüders, Civil-Ingenieur
in Görlitz.

Patent-Rollwände.

f. Zimmer u. Balkon in eleganter u. einfacher Ausf. Billige Preise. Preisliste gratis.
Berliner Jalousie-Fabrik
J. Bockstaller,
BERLIN S.,
Alte Jakobstr. 65a.
Aelteste und größte Fabrik für Rollschutzwände und Jalousien aller Art.

Neu **Türkische u.** Chic
Schottische Galons
für **Blousen, Schürzen, Kinder-Kleidchen, Morgenröcke.**
Zu haben in allen renommierten Handlungen evt. Bezugsquellen-Nachweis durch die alleinigen Fabrikanten
Chic **Evinghaus & Herbener** Neu
Barmen.

Farbige Seidenstoffe
sowie schwarze und weisse jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Passementerien

Spitzen, Spitzenstoffe, Peri- und Flitter-Tülle, Knöpfe u. Schnallen. Sämmtliche Artikel zur Damen-Schneiderei.
M. Schöneberg, Berlin W.,
Leipzigerstrasse 91.

Dieses **Wort** und diese **Marke**
sind die Kennzeichen der ersten Qualität für Fahrräder.
Markt & Co. Ltd., Hamburg, London, Paris.
Pope Mfg. Co., Hartford, Conn. U. S. A.

Berlins **grösstes** Specialhaus für
Teppiche

in Sopha- und Salongröße à **3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mk. Prachtkatalog gratis.**

Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billigst! Prob. frco.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.**

Preisgekrönt!! Weltberühmt!!
Eine reiche junge Dame,
● alles was ihr Herz begehrt ● war ihr Teint durch Sonnenbrand, Mitesser, Pusteln, Röte sehr ● und somit die Ursache steter Unzufriedenheit. Crême Grolich u. Grolichseife ● in kürzester Zeit. Grolich's Produkte sind preisgekrönt und bewirken tadellos reinen Teint. Preis 2 Mk. Haupt-Depôt in der Engeldrogerie **Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogisten.

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legehühner; Zuchtu. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur 2c.
Graf, Geflügelpark, **Auerbach Hess.**

AECHTES
EAU DE QUININE

Von altbewährtem Ruf, bestätigt durch seinen stets zunehmenden WELTBERÜHMTEN ERFOLG
DAS BESTE KOPFWASSER
zur Pflege und Schönheit der Haare
Man nehme sich vor den vielen Nachahmungen und Fälschungen in Acht
ED. PINAUD
PARIS

Ketol
entfernt in 5 Minut. gefahrlos und ohne Flasche M. 1.50
missliebige Haare.
unangenehm. Nebenerscheinung wie andere Mittel
Erfolg garantirt.
Stephan Ketels ✻ Bremen.

Die **Deutsch-Holländische Matratzenfabrik in Münster i. Westf. und Amsterdam** empfiehlt, als **vollkommensten Ersatz für Rosshaarmatratzen,** ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, **durchaus soliden**
Kapok-Matratzen
in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 14, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 15. Juli 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Charlotte Wolter.

Nach einer Photographie des Atelier Dr. Székely, Wien.

Am 14. Juni ging mit Charlotte Wolter ein leuchtender Stern am Himmel des Burg-Theaters unter. Jahrzehnte lang hat sie als unübertroffene Interpretin der Sappho, Hermione, Phädra, Medea ꝛc. mit dem herrlichen Klang des gesprochenen Wortes, mit jeder klassisch edeln Bewegung, mit jeder Linie ihres vielbewunderten Profils das Verständniß der besten Dichtungswerke alter und neuer Zeit dem Publicum vermittelt.

Am 1. März 1834 zu Köln geboren, wirkte sie erst in Pest, dann bei reisenden Gesellschaften, um schließlich ein Engagement für kleinste Rollen am Carl-Theater in Wien zu erhalten. Ihr bedeutendes Talent hatte bis dahin geschlummert; auch in ihrer neuen Umgebung ahnte niemand, daß aus der jungen Schauspielerin mit den noch unbeholfenen Bewegungen, dem unausgebildeten Organ einst eine der größten Tragödinnen ihres Jahrhunderts werden sollte.

Der Name Laube ist eng verknüpft mit den glorreichsten Zeiten des Burg-Theaters, wie mit dem Namen aller derer, die die Tradition jener Tage noch heute im neuen Haus aufrecht erhalten, — auch mit dem Charlotte Wolter's. Laube sah sie mit allen Mängeln in einer unbedeutenden Rolle, hörte, wie sie die Worte noch unzusammenhängend herausstieß, und dennoch sahen diese scharfen Augen unter allen Schlacken das reine Gold des Genies leuchten. Ein Jahr darauf schrieb er an eine ihm befreundete Dame in Carlsbad, der er die junge Schauspielerin während ihres Aufenthaltes dort empfahl: „Aus der wird etwas!“ Unter den Augen Laube's wurde ihre Begabung sorgsam gefördert. 1859 erhielt sie an dem neuen Victoria-Theater in Berlin ein Engagement, — Laube hatte es für gut gefunden, ihre junge Kraft erst an einer auswärtigen Bühne sich bethätigen zu lassen. Sie machte dem unbedingten Vertrauen, das er in die Entwicklung ihres schauspielerischen Könnens setzte, alle Ehre und errang als Hermione im „Wintermärchen“ einen glänzenden Erfolg. Nun öffnete sich ihr auch das Burg-Theater, damals das Ziel aller Wünsche emporstrebender Talente, und schon nach dem ersten Debut war man entschlossen, die zu voller künstlerischer Schönheit gereifte Tragödin festzuhalten. Es gelang ihr, einen Contract, der sie an das Hamburger Thalia-Theater knüpfte, zu lösen, und 1862 trat sie in den Verband des Burg-Theaters.

Der schmucklose Raum des alten Burg-Theaters wurde die Stätte ihrer größten Triumphe; über diesen durch die große Vergangenheit geweihten Boden schritt ihre Messalina, Lady Macbeth, Thusnelde, Adelheid von Weißlingen, Feodora, Gräfin Ulbaschkin. Hier verkörperte sie die Königin Elisabeth in Laube's „Graf Essex“, wie vielleicht er selbst niemals geglaubt hatte, daß sie zu dem begeisterten Publicum sprechen würde. „Ein tragisches Donnerwetter“ nannte vor Jahren eine Kritik die große Scene zwischen der Königin und Essex (von Robert ebenbürtig dargestellt), „wie Blitz und Donner folgten sich Rede und Antwort“.

Selten, ja vielleicht noch nie hat ein Theater eine solche begeisterungsfähige, verständnißvolle Gemeinde besessen, wie der oft geschmähte, doch jedem Wienerherzen theure „alte Kasten“, wie man den Musen-Tempel am Michaelerplatz respectlos hieß. Und der Liebling dieses Publicums war Charlotte Wolter. Gab es hier und dort Meinungs-Verschiedenheiten, Parteien gegen diese und für jene Künstlerin, — „die Wolter“ hatte ihren eigenen, fraglos respectirten Standpunkt, an den kein unbefugtes Urtheil sich wagte. Die alte Generation hatte sie auf den vertrauten Brettern von einer Rolle zur andern wachsen sehen, und der junge Nachwuchs, der zum ersten Mal mit hochklopfendem Herzen ins Burg-Theater geführt wurde, verzeichnete unter den wichtigsten Ereignissen des Lebens: „Heute habe ich zum ersten Mal die Wolter gesehen“. Und noch lange tönte der zur Berühmtheit gewordene „unnachahmliche Wolterschrei“, der unwiderstehlich die Schranken der Bühnen-Scheinwelt zwischen Darstellerin und Publicum niederwarf, in jedem Ohr nach. Im alten Burg-Theater feierte Charlotte Wolter ihr Jubiläum als Sappho. Unter nicht endenwollendem Jubel betrat sie die Bühne, sprach sie die ersten Worte Sappho's: „Dank, Freunde! Landsgenossen Dank!“ diesmal in tiefster Brust den Sturm des Stolzes, der durch die Seele der Dichterin zittert, mitempfindend, und einen schweren Abschied gab's, als der Vorhang zum letzten Male vor der Bühne des alten Burg-Theaters niederrauschte. Doch die unvergleichlichen Leistungen der großen Tragödin füllten auch das neue Haus am Ring mit einer andächtigen Menge.

1888 verlor die Künstlerin ihren Gatten, Grafen Carl O'Sullivan, eine der liebenswürdigsten Männergestalten der Wiener Gesellschaft. Ein herrliches Grabmal Tilgner's, geschmückt mit der Gestalt der Gattin als trauernde Muse, bezeichnet seine Ruhestätte auf dem Hietzinger Friedhof.

In den folgenden Jahren begann zunehmende Kränklichkeit der Künstlerin ihren Beruf zu erschweren, und sie trat mehrere ihrer Rollen an jüngere Kräfte ab. Jeder Abschied von einer klassischen Gestalt, wie Maria Stuart, Lady Milford und Adelheid, bedeutete einen Verlust für das Wiener Publicum. Unvergeßlich wird jedem, der die wenigen Aufführungen von Voß' „Die neue Zeit“ mit erlebte, ihre Darstellung der Frau Pastorin sein. Wie bekannt, hatte Charlotte Wolter vor jedem Auftreten, besonders in Premièren, mit einer lähmenden Angst zu kämpfen. In Filippi's „Der Dornenweg“ betrat sie zum letzten Mal in einer neuen Rolle die Bühne. Doch konnte und wollte sie sich nicht von der Bühne trennen, nichts vom Zurückziehen ins Privatleben wissen, wie es ihrem leidenden Körper nothwendig gewesen wäre. „Ich möchte lieber auf der Bühne sterben“, sagte sie zu ihren Collegen. Charlotte Wolter hat der Bühne auch bis zum letzten Athemzug angehört. Es war ihr nicht beschieden, den Schlußstein ihres Lebens unter den Abschiedsgrüßen des Publicums anzufügen; so fand der Abschied der Wiener von ihrer großen Tragödin nicht in dem festlich geschmückten Raum des Theaters, sondern an ihrem offenen Grab, in Hietzing, statt. Nach langem, qualvollem Todeskampf ist sie hinübergegangen, ohne ihr idyllisches Heim in Weißenbach am Attersee wiederzusehen, das sie so sehr liebte, und woran sich tausend Erinnerungen an den vorangegangenen Gatten knüpften, eine echte Priesterin der Kunst!

. . . . . Es ist
Verwelkt der Lorbeer und das Saitenspiel verklungen.
Es war auf Erden ihre Heimat nicht,
Sie ist zurückgekehret zu den Ihren.“ (Sappho.)

W. Meynau.

Die Seide ist verbrannt!

sagen die Damen, wenn die betreffenden Kleidungsstücke sehr oft nach **nur 2—3maligem Tragen** Risse etc. in den Falten bekommen oder „**wie Watte**“ auseinandergehen; das ist aber kein zufälliges „Verbrennen“ der Rohseide! sondern dieselbe wird **absichtlich**, um die Seide dicker und billiger **erscheinen** zu machen, mit **Zinn** und **Phosphorsäure** überladen, die den Nerv des Rohseidenfadens zerfrißt; man nennt ein solches Färben: „**Charxiren!**“ — je mehr die Seide charxirt werden soll, durch desto mehr **Zinn-Bäder** muß sie gezogen werden, um dieses Gift recht innig **aufsaugen** zu können. Die **gefärbte** Seide — **das edelste Gespinnst!** — hat also den **Todeskeim** schon in sich, ehe sie auf den Webstuhl kommt!! — Die daraus gefertigten **sogenannten** Seidenstoffe **müssen** nach kurzem Gebrauch wie Zunder reißen, je nachdem die Seide mehr oder weniger charxirt worden ist. — Die teure Robe (inkl. Macherlohn!) ist **total** werthlos. — Muster von meinen **echten Seiden** sende ich **umgehend**. Die Stoffe werden **porto- und zollfrei** zugesandt.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich
(K. & K. Hoflieferant).

Technikum für **Hildburghausen** • **Maschinen-& Elektrotechniker, Baugewerk-& Bahnmeister etc.**
Nachhilfekurse • Rathke, Herzogl. Direktor

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 3, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

• Damen •
gebildeten Standes, welche Beziehungen zu ersten Kreisen haben, könn. lohnenden Nebenerwerb durch Verkauf **feiner Tischwäsche** aus renommirtester Fabrik an Private erlangen. Nur Damen mit vornehmen Connaissancen belieben Offerten nebst genauer Adresse unt. Chiffre W. V. 929 an **Haasenstein & Vogler A.-G., Dresden**, einzusenden.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth**, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit.
Die Direction, Spenerstr. 17.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. **R. H. 29.** durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Kurse zur Erlernung der **Selbstschneiderei** und aller Arten **Handarbeiten**, sowie zur Vorbereitung für das **Handarbeitslehrerin-Examen.**
Frau **E. Sternaux**,
staatl. geprf. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 191 III.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** **Unterricht** ertheilt bei Fräulein **E. v. Rüdigsch**, Kurfürstenstraße 45, II.

Für Rahmen- und Monogrammstickerei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Fräul. M. von Keller, Berlin, W,
Flottwellstraße 17. III.

Es wird unsern geehrten Leserinnen nahe liegen, bei ihrem Bedarf auf die Inserate der Illustrirten Frauen-Zeitung Rücksicht zu nehmen. Empfehlenswerth erscheint es, bei allen den Inserenten zu stellenden Anfragen bezw. bei Aufträgen sich auf unser Blatt zu beziehen. Sollte nach Ausführung einer Bestellung zu einer begründeten Klage Veranlassung vorliegen, so wird unsere Expedition gern bereit sein, dieselbe nachdrücklich zu unterstützen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Strand- oder Gartenhut aus Panama-Stroh. Gegenansicht zum Titelbild des heutigen Heftes.

Berlin. — Ist auch die heutige Mode im allgemeinen den großen, runden Hüten abhold, so gilt dies nicht für die Strand- und Gartenhüte. Im Gegentheil, die eleganten unter ihnen zeigen nach dieser Richtung so riesigen Umfang, daß die Eintönigkeit der breiten Krempe durch kühnes seitliches Aufschlagen des gebogenen Randes unterbrochen werden muß, freilich mehr der malerischen Wirkung als dem praktischen Zweck Rechnung tragend. Charakteristisch für diese Modelaune ist unser Modell (siehe auch das Titelbild des heutigen Heftes), dessen hanffarbenes Panama-Stroh durch dazwischen geflochtene Piassava-Franze ein überaus originelles Gepräge erhält. Den Kopf umgiebt ein breiter Schrägstreifen aus leuchtend rothem Spiegelsammet, vorn ragt ein üppiger Geranium-Blüthenstrauß nebst Federstutz und Sammetschlupfen empor, seitlich stützt ein Strauß von Erica-Blüthen, vermischt mit gespitzten Sammet-Enden, die gehobene Krempe. A. K.

— Bei allen Launen der Tagesmode ist zuweilen die Treue verwunderlich, mit der sie an Lieblings-Ideen festhält. So bleibt die Verbindung von Weiß und Schwarz nun schon im dritten Jahr unverändert in Gunst; die Hinzufügung eines gelblichen Tones giebt der Zusammenstellung einen neuen Reiz. Ihren vornehmsten Ausdruck findet sie in der schwarzen Chantilly-Spitze auf weiß durchschimmerndem Grunde. An dem sommerlichen Festkleide besteht die Blusentaille aus Liberty-Seide mit einem vorn etwas überhängenden Bausch aus weißer Seiden-Gaze. Darüber spannt sich ein Jäckchen aus schwarzem Spitzenstoff mit breiten Achselstücken, das mit schmalen, gelblichen Spitzen und schwarzen Gaze-Rüschen besetzt ist. Ueber die Bluse tritt mit schwarzem Atlasgürtel der moderne Volant-Rock, über weißer Seide aus gelblichen Spitzen und weißen Gaze-Rüschen zusammengestellt. Die lange Schärpe aus weißer Gaze mit schwarzen Spitzeneinsätzen umziehen wieder schwarze Rüschen. M. R.

Spitzenkleid mit Jäckchen und Schärpe.

Wien. — Der großartige Radfahrer-Blumen-Corso, zu dem viertausend Radfahrer aus vielen Ländern Europa's und selbst aus Amerika herübergekommen waren, hat ungemein dazu beigetragen, dem vielumstrittenen Sport in den breiteren Volksschichten Achtung zu verschaffen, und insbesondere für die Erscheinung der radfahrenden Damen Wohlwollen zu erwecken. Dadurch, daß die liebenswürdigen Veranstalter des glänzenden Festes, Gräfin Kielmannsegg und ihr Gemahl, der kaiserliche Statthalter Graf Kielmannsegg, in den Reihen ihrer Clubs zu Rade an der Corso-Fahrt theilnahmen, wurde dieser Zweck außerordentlich gefördert.

Als das Interessanteste der decorirten Räder erschien das blumengeschmückte Automobil, der neueste Liebling vornehmer Kreise. Diese mit Pneumatic-Rädern versehenen, leichten, eleganten Benzin-Motor-Wagen eröffneten die Corso-Fahrt. Die reizvollsten Wirkungen wurden ferner durch das Zusammenkoppeln zweier oder mehrerer Räder erzielt, entweder seitlich, wie unser Bild zeigt, oder hintereinander; so ergab eine Koppelung von acht Rädern den Unterbau einer mit lila Seidenbändern vergitterten Fliederlaube. Natürlich müssen sich die Theilnehmer auf das Fahren mit gekoppelten Rädern besonders gut einüben. Auch über Einzelrädern bauten sich Blumenlauben und Baldachine auf. Recht zierlich nahmen sich die mit Schirmen überdachten Räder aus, von denen einige derart leicht beweglich angebracht waren, daß sie der durch das Fahren entstehende Luftzug wie Windräder lustig drehte. Die Radspeichen erschienen öfters mit kleinen Blumen geziert oder mit Bändern durchflochten, auch ganz mit Stoff überspannt, auf dem z. B. der Club „Falken" blaue Schneckenwindungen auf weißem Grunde angebracht hatte; während der Bewegung wirkte das recht eigenartig, umsomehr, als der Aufzug der Gruppe mit winzigen Knabenrädern begann und mit riesigen Hochrädern in steter Steigerung der Größe endigte; Vergißmeinnicht und weiße Nelken bildeten den Blumenschmuck. Imposant wirkte die Gruppe der Radfahrer aus Abbazia, in weißen Flanell-Anzügen mit grün-goldener Armbinde, die Räder mit Lorbeer-Kränzen durchflochten und große Sträuße dunkler Rosen an der Lenkstange. Frau Gräfin Kielmannsegg erschien in weißem Anzuge mit Soutache-besticktem Bolero über weißer Batistbluse, hellgrünem Moiré-Gürtel mit Silberschnalle und weißen, lackbesetzten Lederschuhen. Sie trug den vorn geschlossenen, rückwärts unsichtbar getheilten Rock, wie die Mehrzahl aller eleganten Radfahrerinnen, dazu den weißen Girardi-Hut mit roth-weiß gestreiftem Band und blauem Schildchen, das die Buchstaben des Wiener Bicycle-Club trägt, des vornehmsten Radfahrer-Vereins, der unter seinen 270 Mitgliedern zahllose reizende Erscheinungen aus der Aristokratie und Kunstwelt zu den Seinen zählt. Seine weiblichen Mitglieder trugen alle den oben beschriebenen weißen Anzug. Als Neuheit, die auf dem Rade sehr günstig aussieht, wurde der in Stehfalten gebrannte Rock bemerkt, desgleichen die ganz mit Börtchen-Stickerei überdeckte Jacke mit hohem Kragen. Beinkleider wurden nur von wenigen, auf Herrenrädern fahrenden Damen getragen. Ersichtlich ist mit dem Verzicht auf diese dem Publicum so außerordentlich unangenehme Tracht für die Radfahrerinnen ein großes Hinderniß hinweggeräumt. Den Preis der anmuthigsten Erscheinung erhielten drei Damen in weißem Rock, hellrosa Bluse und weißem Hütchen mit weißem Schleier unter Rosen-Baldachinen.

Eine große, überaus praktische Neuheit ist der weiße Piqué-Anzug. Mit zwei derartigen, leicht waschbaren Anzügen ist beständig die reizvollste, feinste Radkleidung möglich, und damit auch, — da sich diese Anzüge in gar nichts vom Straßenkleide unterscheiden, — die vollständigste Lösung der ganzen Anzugsfrage gegeben.

Wir bieten hier noch die Skizze eines einfacher geschmückten Einzelrades. Großer, rothlila schattirter Mohn mit Gräsern, von weißen Apollo-Faltern umflattert, die auf Silberdraht sich wiegen, verzieren die Lenkstange, den Rahmen und auch das Vorderrad. Man hatte in den meisten Fällen aus praktischen Gründen von der rasch welkenden Decoration mit frischen Blumen abgesehen; einen guten Ersatz boten duftige Papierblumen. Auffallend hübschen Blumenschmuck zeigten die Fahrräder der „Wanderer", weiße Chrysanthemen und blaue Schwertlilien, die Club-Farben darstellend, ebenso gut wirkten Kornblumen und rother Mohn inmitten des reichen gelben Blumenschmuckes der „Wiener Cyclisten"; der „Touring-Club" verwendete lila Chrysanthemen und Eichenlaub, die „Wanderfalken" grünen Schneeball.

Das Fahrrad der Gräfin Kielmannsegg war mit bunten Rosen und Schmetterlingen reich geschmückt; ihr Gemahl trug einen großen Maréchal-Niel-Rosenstrauß an der Lenkstange, dazu die weiße Club-Gala. Das gräfliche Ehepaar war der Gegenstand brausender, dankbarer Huldigungen der Radfahrerschaft. Die k. k. Hof-Manufactur für Photographie hat eine Reihe sehr gelungener Augenblicks-Aufnahmen der Corso-Fahrt von dem Standpunkte neben der Hof-Loge aus geliefert, die für ähnliche Veranstaltungen die besten Anregungen geben dürften. Frau Kronprinzessin Stefanie wohnte mit ihrem Töchterchen, Erzherzogin „Liesel", der Corso-Fahrt in einem wundervollen, für die Sommermode maßgebenden Kleide bei: Weißer Seidenmull mit eingesetzten schwarzen Spitzenblumen und -Ranken, dazu ein hoher lila Gürtel; der große, weiße Amazonen-Hut zeigte den bisher nur von der Mode

(Fortsetzung auf Seite 73.)

Zweirad mit japanischem Schirm.

Rad mit Mohn- und Schmetterlingsschmuck. Radfahranzug mit soutachirtem Bolero.

Blumengeschmücktes Automobil.

Gekoppelte Räder mit Baldachin aus Blumen.

Vom Wiener Radfahr-Corso.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein', der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide
ist die Beste!
Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

prophezeiten Schmuck aus langen weißen Straußfedern, nebst schwarzen Sammetschleifen und reicher Innen-Garnitur von Veilchen, dazu lila Tüllschleier. N. Br.

Paris. — Neben Anklängen an die Tracht von 1830 tauchen auch, vorerst noch vereinzelt, Motive aus der Rococo-Zeit mit ihren Paniers und Halbärmeln wieder auf. An dem Promenaden-Anzug aus rosa Seide (Fig. 1, Pl. 1262, Große Ausgabe) endigt die zierliche Panier-Garnitur seitwärts mit Schlupfen; die in Querfalten gelegte Passe bleibt ohne Besatz. V. de G.

Promenaden-Anzug mit Panier-Garnitur. Rückansicht zu Fig. 1, Pl. 1262, im heutigen Heft, große Ausgabe.

* * *

An die Stelle der winterlichen Bazare treten im Sommer die in unserer Reichshauptstadt so beliebten Promenaden-Konzerte. Ein solches, von Frau Polizei-Präsident v. Windheim zum Besten des Mariannen-Hauses veranstaltet, hatte kürzlich die vornehme Welt in dem herrlichen Garten des Reichsamtes des Innern versammelt. Plaudernd und promenirend in den schattigen Gängen, lauschte man den Klängen der Kapelle des 2. Garde-Ulanen-Regiments. Zahlreiche, mit Erfrischungen aller Art besetzte Tische, mit duftenden Blumen bekränzt, lockten zum Verweilen, doppelt anziehend durch die Damen des Comité, die hier, unterstützt von einer Schar reizender Gehilfinnen, die Honneurs machten. Den Haupt-Sammelplatz der jungen Welt beiderlei Geschlechts bildete der von Frau Geheimrath v. P. verwaltete Blumenstand. Alles vereinigte sich hier zu einem farbenprächtigen, fesselnden Bilde. Zu köstlicher Harmonie verschmolzen mit dem Smaragdgrün der großen Rasenflächen die hellen, weichen Farbentöne der Gewänder, — das noch vor kurzem so bevorzugte Roth verschwindet mehr und mehr, — deren Wirkung erhöht wurde durch die fast ausschließlich schwarzen Toiletten der älteren Damen. Man glaubt nicht, welcher Modulation die schwarze Robe fähig ist, sowohl hinsichtlich des Stoffes, wie der Ausführung und in der Zusammenstellung mit Hut, Umhang und Schirm! Die hohe, schlanke Gestalt der Frau Geheimrath v. D. erschien in einem dichtgemusterten schwarzen Spitzenkleid, durch welches das rothseidene Unterkleid nur ganz matt hindurchschimmerte, dazu ein schwarzer Spitzenhut mit glitzerndem Schmelzkopf; ihre Begleiterin trug ein Kleid aus schwarzer Etamine und ein Capote-Hütchen in Moosgrün mit zarten, weißen Blüthen, das dem runden, noch immer frischen Gesicht vorzüglich stand. Mehr und mehr scheint auch der schwarze Erbstüll wieder zur Verwendung zu kommen. In Plissé gebrannt, als luftiger Volant-Rock, mit leicht gekrauster Taille und dem so kleidsamen Volant-Schößchen, mildert er in seiner duftigen Eleganz außerordentlich den düstern Ton eines schwarzen Gewandes.

Unter der in reizender Einfachheit gekleideten Kinderschar fielen die blondgelockten Töchter des Ministers v. d. Recke besonders vortheilhaft auf. Nichts deutete darauf hin, daß man die lieblichen Kleinen schon vor der Zeit an die Tyrannei der Mode gewöhnen wolle. An den einfachen Hängerkleidchen aus weißem oder rosa Waschstoff bildete eine durchbrochene Stickereipasse oder ein Schulterkragen die einzige Garnitur. Die größeren Mädchen trugen vielfach Blusenkleider, weiß mit rothen oder blauen Stickereiborten, die sich an Gürtel und Rocksaum wiederholten. Der Anspruchslosigkeit des Anzugs entsprach ein großer Florentiner, mit zum Kleide passenden Bande garnirt. Hin und wieder blickte ein Kindergesicht aus einem Schutenhütchen aus duftiger Seide mit schmalem schwarzen Sammetband-Besatz; auch begegnete man bisweilen dem breiten, schon für den Strandaufenthalt bestimmten Hut aus hellem Strohkopf mit plissirter rother Volant-Krempe.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Zimmerschmuck und Wand-Decoration spielen im modernen Hause eine große Rolle. Allerorten regen sich fleißige und geschickte Hände, um durch Ausübung von mancherlei Techniken den Wohnräumen ein behagliches, künstlerisch anmuthendes Gepräge zu verleihen, und die Industrie bemüht sich, durch eigenartige Formen, durch Verwendung des verschiedensten Materials den zur Decoration bestimmten Gegenständen einen immer neuen Reiz zu geben. So hat die Berliner Firma Horn & Frank wieder einige gesetzlich geschützte Gegenstände in den Handel gebracht, welche die Beachtung der kunsttreibenden Kreise verdienen. Da sind zunächst Blechteller mit Holzauflage zum Bemalen oder Brennen, in verschiedenen Größen, rund und oval, in Nußbaum und Eichen. Sie machen vollständig den Eindruck, als wären sie aus massivem Holz gefertigt, stellen sich aber erheblich billiger und besitzen den Vorzug, daß sie den Witterungsverhältnissen nicht ausgesetzt sind, daß sie weder reißen, noch sich krümmen oder verziehen, was bei echten Holzwaren nur zu leicht geschieht. Die Preise richten sich nach der Größe; ein runder Teller im Durchmesser von 30 cm stellt sich auf 2,75 Mk., von 50 cm auf 6 Mk. O. A.

Farbige Vorlagen für häusliche Kunstarbeiten. Nr. 9. Motive für Majolica-Malerei. Schwarzwälder Fayence.

Milchtopf. Schwarzwälder Fayence. Siehe die farbige Vorlage Nr. 9.

— Unsere heutige Vorlage gilt einem alten Zweige der Majolica-Malerei, die sich als Haus-Industrie im Schwarzwalde spärlich erhalten hat, aber vor wenigen Jahren durch liebevolle und kunstverständige Förderung zu größerem Umfange gediehen ist. Die in der unter Bezugsquellen genannten Niederlage käuflichen Gegenstände zeigen alle den naiven Reiz der alten bäuerlichen Erzeugnisse, den die speciell für diese Formen entworfenen neuen Muster ihnen dadurch zu wahren bemüht sind, daß sie sich an alte vorhandene Motive anlehnen und nur das allzu Plumpe, dem jetzigen Geschmack zu fern Liegende mildern. Unsere farbige Vorlage giebt trefflich den blaugrünen Grund der Fayencen wieder, von dem sich die Ornamente in Dunkelblau und Holzfarben kräftig abheben. Eine Art Zwiebelblume herrscht in den Mustern vor; sie zeigt die schlanken Hauptblätter blau zu gelbbraun schattirtem Kelch. Stiele und Laub wechseln in den angegebenen Farben, die Ränder sind fast immer blau und, je nachdem die Farbe fließt, etwas getönt. Bei Spruchbändern, die auf Töpfen, Kannen und Tellern vorkommen und meist auf den Ursprung der Gefäße durch das Wort „Schwarzwald" hinweisen, ist das Band selbst gelbbraun gehalten und die Schrift schwarz zu dunkelblauen Band-Contouren. Alle Motive der Vorlage lassen sich einzeln, wie unter einander verbunden anwenden, und zwar, wie die farbige Tafel lehrt, zur Ausschmückung eines Thee- oder Kaffee-Services, das sicher der Originalität nicht entbehrt, da jeder Theil nach eigenem Ermessen decorirt werden kann. Auch Vasen, Tablets, Wandteller oder Krüge u. s. w. dürften zur Ausstattung der Wohnräume geeignet sein. E. F.

Bezugsquellen: Strand- oder Gartenhut: Fr. Wagen, W, Wilhelmstr. 69 b. — **Schwarzwälder Fayencen:** J. A. Schumann, W, Leipzigerstr. 107. — **Wandteller aus Blech mit Holzauflagen:** Horn & Frank, SW, Königgrätzerstr. 44.

Geschäftliches.

Die Hoffmann'sche Stärkefabrik bei Salzuflen ist im Jahre 1850 gegründet worden. Ursprünglich beschränkte sich die Fabrikation auf Weizen- und Maisstärke, mit einem täglichen Verbrauch von etwa 1000 kg Roh-Product. Dieser stieg in den ersten 20 Jahren auf 14,000 kg täglich und nahm dann, als im Jahre 1870 zur Production von Reisstärke übergegangen war, und nachdem nach vielen, kostspieligen Versuchen das erstrebte Ziel, eine ganz vollkommene Ware zu fabriciren, erreicht worden war, einen großartigen Aufschwung, von dessen Bedeutung nachstehende Zahlen das beste Bild geben. Im Jahre 1870 betrug der tägliche Reichsverbrauch der Fabrik 3000 kg, 1874 schon 17,000 kg, 1878 30,000, 1882 bis 1895 durchschnittlich 60,000 kg, woraus gegenwärtig etwa 50,000 kg oder 1000 Centner Prima-Reisstrahlen- und Reisstücken-Stärke gewonnen werden.

Die Fabrik verarbeitet meist Bruchreis; das sind die zerbrochenen Körner, welche beim Schälen des dickspelzigen rohen Reises in den Reismühlen erhalten werden, und die nicht als Kochreis Verwendung finden können. 1200 Centner solchen Bruchreises kommen täglich zur Verarbeitung. Die steinharten Kornstückchen werden zunächst mit Natron-Lauge eingeweicht, dann auf Quetschmühlen zu einem feinen Brei zermahlen, den man mit vielem Wasser verdünnt. Der milchweiße Strom fließt nun, von Rührwerken gepeitscht, durch die vielen großen Cement-Behälter, welche in endlosen Reihen vier Stockwerke des Hauptgebäudes der Fabrik vollständig ausfüllen. Haben sich infolge dieser eindringlichen Behandlung die Stärkekörner von den anhaftenden unbrauchbaren Bestandtheilen gesondert, so fließt der weiße Strom nach dem Centrifugen-Saal, wo in über hundert dampfgetriebenen Schleudermaschinen, — Centrifugen, — die weiße Stärke von den anderen, schmutzig-grauen Beimengungen abgesondert, ausgeschleudert und ausgewaschen wird. Dampfpressen formen sodann die feuchte weiße Masse zu großen, halbtrockenen Blöcken, die zerstückelt auf die Trockenböden und in die Heißluft-Kammern wandern, um endlich nach langwierigem Trocknen als fertiges, blendend weißes Product in hübsche Versandt-Schachteln eingefüllt zu werden.

Die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Leute (ca. 100 Bureau- und Betriebs-Beamte, 750 Arbeiter, 315 Arbeiterinnen) beträgt ca. 1200, von denen ein Theil auf der Fabrik selbst in gesunden Wohn- und Schlafräumen untergebracht ist und in luftigen Speisesälen eine kräftige Beköstigung erhält.

Die gegenwärtig von der Fabrik täglich producirten 1000 Centner Reisstärke werden zu dreiviertel in festen, eleganten Papp-Cartons verschiedener Größe verpackt, in der Stückzahl von ca. 150,000 Cartons pro Tag. — Während früher die Reisstärke fast ausschließlich lose oder in Papier-Packeten in den Handel kam, hat die in Salzuflen eingeführte Carton-Verpackung der Reisstärke sich schnell in der ganzen Welt Eingang verschafft und allgemeine Nachahmung in den Concurrenz-Fabriken gefunden. Die Carton-Verpackung erspart den Händlern das lästige und verlustbringende Auswiegen der Stärke und giebt dem Käufer die Gewißheit, daß er die verlangte Marke erhält, während die Stärke in Papier und Düten leichter staubig und feucht und für eine wirklich schöne Wäsche unbrauchbar wird.

Die Hoffmann'sche Reisstärke verbindet mit höchster chemischer Reinheit blendende Weiße und intensivsten Stoffgehalt. — Als „Specialitäten" werden hergestellt: „Hoffmann'sche Silberglanz-Stärke" welche der Wäsche bei elastisch steifer Appretur einen atlasartigen Glanz verleiht, „Crême-Stärke" für Gardinen 2c. — Hoffmann'sche Reisstärke wird auch für Speisezwecke, zu Puddings und Zwischenspeisen, sowie zu Saucen allgemein verwendet. Jedes gute Kochbuch, insbesondere Hedwig Heyl's „Erprobte Koch-Recepte" (Paul Parey's Verlag, Berlin), enthält eine große Anzahl von Special-Recepten für das, neuerdings als Hoffmann's Speisenmehl" in Mehlform in den Handel kommende Hoffmann'sche Fabrikat.

„Hoffmann's Speisenmehl", ein Fabrikat aus bestem Reis, vereinigt die größten Vorzüge für Kranken- und Kindernahrung, für Massenspeisung und Luxusküche. Die Reinheit des Geschmackes, die gänzliche Säurefreiheit macht es in Verbindung mit Flüssigkeiten in gewissen Fällen zu einem Heilmittel.

In der bürgerlichen Küche ist „Hoffmann's Speisenmehl" ein billiges Mittel wohlschmeckende Speisen herzustellen, da es jeden Wohlgeschmack von Gewürzen und Früchten leicht annimmt.

Für die Luxus-Küche dürfte kaum ein feineres Bindemittel für Suppen und Saucen, ein besseres Mehl zur Herstellung von feinen Mehlspeisen und Gebäcken gefunden werden.

Diese kurze Uebersicht möge dem geneigten Leser einen neuen hohen Begriff deutscher Industrie geben. Jeder Deutsche darf stolz sein auf diese große Werkstätte deutschen Fleißes im Lipperlande. Die Hausfrau aber, welche weiße, schöne Wäsche und auch guten Pudding liebt, verlange vom Händler die Hoffmann'schen Fabrikate in Cartons mit der Schutzmarke „Katze".

Atelier für Musterzeichnung
von **E. Niemann, Berlin W,**
Steglitzerstr. 4.
Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederschnitt 2c. Angefangene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Ketol entfernt in 5 Minut. gefahrlos und ohne Flasche M. 1.50 — unangenehm. Nebenerscheinung wie andere Mittel — Erfolg garantirt. — **miss-liebige Haare.** Stephan Ketels & Bremen.

Das eleganteste hygien. (verb.) (à M. 8.50) **Corset „Frauenlob"** z. hab. bei G. Steidel, Berlin, Leipzigerstr. 67 u. R. Wuppermann, Charlottenburg, Bismarckstraße 107 I.

Elfenbein-
farbige baumw. **Kleiderstoffe** vorzügl. in der Wäsche, reine Farben
glatt ca. 80 cm brt., Mtr. 30 Pf.-1.50 M.
gerippt „ 80 „ „ „ 75 Pf.-1.05 M.
Proben frei! **J. W. Sältzer, Hannover.**

Natur-Wollwäscherei.
Weisse u. farbige Wollwäsche: wollene Hemden, Unterkleider, Schlafdecken, Shawles, Ballücher, wollene u. seidene Strümpfe, weiss-seidene Foulards etc. werden auf **natürlichem** Wege **(nicht chemisch)** gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäsche behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität.
Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme.
Auf Wunsch wird die Wäsche abgeholt.
Geschwister Krause,
Schöneberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

In meinem Pensionate finden **junge Mädchen** zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und geselliger Formen, unter sorgfältigster Leitung **frdl. Aufnahme.** Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekte durch **Elisabet Wedekind**
Altenburg S.A. Vorsteherin.

Unterricht in allen Techniken der Kunststickerei wird ertheilt **F. Braune,** Charlottenburg, Spreestr. 42, IV Tr.

Lehrbücher der Modenwelt.
Erster Band.
Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Aufl. Mit 419 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbande 10 M.
Zweiter Band.
Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Aufl. Mit 380 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbande 7 M. 60 Pf.
Dritter Band.
Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Aufl. Mit 493 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbande 7 M. 60 Pf.
Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Verlag von **Franz Lipperheide** in **Berlin.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Smyrna-Arbeit.
Von **Frieda Lipperheide** und **Clara Marggraf.**
Mit 121 Illustrationen im Text und 12 in Farbendruck ausgeführten Mustertafeln.
Großes Quart-Format. — In elegantem Einbande 11 Mark.
Die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit ermöglicht es unserer Frauenwelt, die schönen Muster, die Farbenpracht und die reiche Plüschfläche der orientalischen Teppiche ohne große Mühe und unbequemes Werkzeug durch eigenen Fleiß für die behagliche Ausstattung des Hauses nutzbar zu machen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Empfehlenswerthe Hôtels.

Auf dem Hainstein b. Eisenach: Dr. Köllner's Kurhaus u. Pension, auch f. Nichtkurgebr.
Baden-Baden: Englischer Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. mäß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Holland Hôtel. I. Ranges. Großer Park. Personen-Aufzug. Electr. Licht.
Baden-Baden: Hôtel Victoria. I. Ranges. Prachtv. geleg. u. eingerichtet. Mäß. Preise.
Basel: Hôtel Schweizerhof am Centralbahnhof. Vollständig renovirt. Personen-Aufzug.
Ems, Bad: Prinz Wales u. Römerbad I. R. Schönste Lage gegenüb. Kurgart. Bäd. Inhal. Lift.
Ems: Hôtel Darmstädter Hof. I. R. in prachtv. Lage am Eing. d. Kurgartens. Omnibus a. B.
Ems, Bad: Villa Bella Riva mit großem Waldpark, prachtvolle Lage. Pensionspreise.
Ferleiten: Alpengasthof Lukashansl, 1200 m, Bahnstat. Bruck-Fusch. Für läng. Aufenth. (Sommerfr.) prakt. eingericht. u. f. Hochtour. Großglockner, Biersbachhorn besond. geeign.
Grund i/Harz: „König Hubich" Hôt. u. Rest. Bes. Const. Tolle. Prachtv. Lage. Schatt. Gart. vorz. Verpfleg. Mäß. Preise.
Innsbruck: Hôtel Kreid mit allem Comfort civile Preise.
München: Hôtel Continental, allerersten Ranges, Lift, elektrische Beleuchtung.
Rippolds-Au: Mineral- u. Moorbad, Luftkurort 600 m ü. d. M. inmitten prächtiger Tannenwaldungen, Schwarzwald. Eisenbahnstation Wolfach (Baden), Freudenstadt (Württemberg). Altbewährte, kohlensäurehaltige, starke Stahlquellen, Eisen-Moorbäder. Prospecte gratis. Otto Goeringer, Besitzer der Mineralquellen und Kuranstalten.
Schandau: Dampfschiff-Hôtel F. L. Rohde. Prachtvolle Lage. Schöne schattige Anlagen.
Suderode Harz: Mohrs Hôtel u. Kurhaus. Altrenommirt solides Haus I. Ranges mit Dependance u. d. Walde. Prosp. grat. d. d. altberekannt. jetzt wied. neuen Bes. Fr. Mohr.
Schwarzburg i. Thür.: „Weißer Hirsch". Hôtel, Kurh. u. Bill. Flußschwimmb. Forellenf.
Teinach, Schwarzwald: Bauer's Cur-Etablissement. Haus I. R., vollständ. renovirt.

Antwerpen
Familienpension Kern-Loos
35, Longue rue d'Hérenthals, 35.
Ruhiges, solides Haus in bester Lage.

Friedrichroda.
Klimat. u. Terrainkurort, **besuchteste** Sommerfrische i. Thür. Walde,
Alle med. Bäder. Frequenz 1896: 9866 Personen excl. Passanten. Auskunft u. Prospekte kostenfrei. Das Badecomité. Sanitätsrath Dr. Weidner.

Villa Aegir, Bad Kreuznach.
Familien-Pension, Schöne Zimmer, gute Verpflegung. Garten. Soolbäder im Hause.
Villa Aegir, Pension, Salinenstrasse 70, **Bad Kreuznach.**
Fräulein von Mülmann.

Ostseebad Göhren
Insel Rügen.
Auf lieblich bewaldeten Hügeln am Strande Mönchguts, eines der beliebtesten Ostseebäder. Aussichten (Nordpeerd) gehören zu den schönsten Deutschlands. Luft für Nerven- und Brustleidende vorzüglich. Alterthümliche Trachten und Sitten der Bewohner. Hotels, Logirhäuser komf. mit schönsten Fernsichten. Bester Badegrund Rügens. Warme und kalte Seebäder. Auskunft ertheilt das Verkehrs-Bureau: Berlin NW.: J. F. Braeunlich, Neustädtische Kirchstrasse 9. Prospecte gratis und franco durch **die Badeverwaltung.**

Ötz—Ötzthal—Tirol.
Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausflüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingsstation, im Sommer vielbesuchter Höhencurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.)
Oberhalb des Dorfes **Villa Lantschner,** 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Lantschner, Innsbruck. — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in ¾ Stunden zu erreichen.

Soolbad Schwäb. Hall
mit kohlensäurereich. natürlicher Salz-Quelle, Dampf-, Heissluft-, Süsswasser-, Fluss- u. Kräuterbäd. Luftkur. Kurmusik. Sais. 15. Mai—30. Sept. Prosp. grat. d. d. Bade-Direktion.

Württembergs prächtige **Haupt- u. Residenzstadt** zu kürzerem oder längerem Aufenthalt bestens empfohlen.
Auskünfte jeder Art kostenfrei durch die **Auskunftstelle d. Vereins f. Fremdenverkehr** Stuttgart, Königstr. 38, Buchhandlung von H. Wildt.

Die **Deutsch-Holländische Matratzenfabrik** in Münster i. Westf. und Amsterdam empfiehlt, als **vollkommensten Ersatz für Roßhaarmatratzen,** ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, **durchaus soliden**
Kapok-Matratzen
in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

In 3 Minuten
wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein **Enthaarungsmittel „Paratrich",** vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. Nur in Berlin, **Königstrasse 59** bei **Max Schwarzlose,** Hoff. S. M. d. Kais.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Meth. (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 Pf. Apoth. **Wegener, Reinfeld** i/H.

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legbühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur etc.
Graf, Geflügelpark, Auerbach Hess.

Nach
Norwegen, Spitzbergen
u. dem **ewigen Eise**
mit dem Nordpolfahrer **Capt. Bade,** auf dem Salondampfer **Kong Harald.** Abfahrt von Hamburg am 2. August, Reisedauer 30 Tage, wovon etwa 5 Tage auf Spitzbergen. — Prospecte gratis in sämmtlichen Filialen der Firma **Rudolf Mosse,** sowie von **Capt. W. Bade, Wismar i. Meckl.**

Bad Driburg.
Kurinstitut für Damen
von Sanitätsrath **Dr. Riefenstahl.**
Stahl- u. Schwefelmoorbäd. i. Hause.

Stottern
heilt grdl. **Prof. Rudolf Denhardt's** Anstalt
Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Wer sich f. d. außergew. Kuren u. d. Bücher **KNEIPP** (Wasserkur, So sollt ihr leben, Testament, Codizill z. Testament u. Vorträge) interessirt, verlange d. überall gratis u. franko erhältl. 64 S. starkeillustr. **Kneippbroschüre** J. Püssel, Buchh., Kempten, Bayern.

Jugend-Gartenlaube, Nürnberg.
Gediegene, feine, farbig reichillustr. Zeitschrift für die Jugend. Vierteljährl. nur 1 Mark. Durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten.

Verlagshandlung Paul Parey in Berlin.
Erprobte Kochrezepte.
Herausgegeben von
Hedwig Heyl,
geb. Crüsemann.
Gebunden, Preis 4 Mark.
Diese „Kochrezepte" wurden auf der letzten Berliner Kochkunst-Ausstellung sämtlich erprobt und stammen aus den verschiedensten Kreisen bewährter Hausfrauen. Das Buch sollte in keiner Haushaltung fehlen, in welcher man Wert legt auf wirklich schmackhafte und bekömmliche Gerichte.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

werd. schnell u. dauernd entfernt durch ein. nach alten Recepten hergestellte unschädl. Composition, welche auch z. Belebung u. Verschönerung des Teints beiträgt. Das Mittel ist einfach i. d. Anwendung. Preis compl. i. 2 Theil. Mk. 2,75 frco. pr. Nachn. Nur echt mit dies. eingetrag. Schutzmarke **Rohrendamm-Apotheke,** Hamburg

Papageien hochf. Sprecher, japan. Bambusmöbel vers., ev. Ratenzgestatt. Preisl. geg. 20 Pf. Mark. **H. O. Kumss, Hirschberg** i/Schl.

Schönheitspflege. Preis nur 2 Mark.
Schöner **Teint** durch **Crême Grolich** und **Grolichseife.**
Preisgekrönt! Weltberühmt! Tausendfach bewährt!
Preis 2 Mark. Haupt-Depôt in der Engeldrogerie **Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogisten.

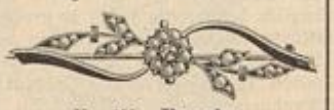
Gläser-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 159 IV.

Preis 20 Pf. Wöchentlich 1 Band von 128 Seiten. Ein kompletter illustrierter Roman.
Neuester (3.) Band von
Kürschners Bücherschatz:
Die Tragödin von A. von Perfall.
Zu beziehen d. die Buchhandlungen. — Abonnements bei allen Postämtern, Postzeitungsliste 4049, pro Quartal 3 Mk. — Verzeichnisse d. die Buchhandlungen und
Hermann Hillger Verlag, Berlin NW 7.

Für Säuglinge, Kinder, jeden Alters. **MELLIN'S** SCHUTZ MARKE **NAHRUNG** *Für Kranke, Genesende, Magenleidende.*
macht Kuhmilch leicht verdaulich — **enthält kein Mehl** —
bester Ersatz für Muttermilch.
Zu haben in Apotheken, Drogerien oder direct durch das General-Depôt ***J. C. F. Neumann & Sohn,*** Berlin W., Taubenstr. 51/52.
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Carl Holl in Gannstatt
Goldwaarenversandtgeschäft.
Versandt gegen Nachnahme oder vorherige Baarsendung. Nichtgefallendes wird umgetauscht od. zurückgenommen. Aufträge von Mk. 20.— an werden franko expediert.
Illustrierter Katalog (240 Seiten) gratis und franko.


No. 255. **Broche.**
14 kar. Gold, 585 gestempelt mit ff. echten Perlen u. Farbstein. Mk. 24.—.

Häntzschel's Bunte Beizen
in 12 versch. Farben.
Häntzschel's flüssiges Wachs, Aetztinte, Bunz-Wachs z. Lederarbeit, Farben, Utensilien und Gläser zur Chromomalerei,
Farben und Malmittel
zur Delfter- u. Sepia-Malerei,
Kerbschnitt- u. Platinbrenn-Apparate,
Aspinall's Enamel in 145 Farben.
Alle Künstler-Farben und Pinsel
zur Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Majolika-, Gobelin- und Pastell-Malerei.
Malvorlagen, Gegenstände zum Bemalen in selten reicher Auswahl.
Georg Häntzschel,
Dresden-A., Struvestrasse 2.

Anzeigen.

Anzeigen von Toiletten-Artikeln, Modenwaaren, Materiallien zu Stickereien, Wäsche-Gegenständen und dergl., von Nähmaschinen etc.;

Anzeigen von Pensionen und Erziehungs-Anstalten, Musik-Instituten, Handarbeits-Schulen und dergl.;

Anzeigen von Neuigkeiten auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, von Musikalien etc., von Erziehungsmitteln für die Jugend;

Anzeigen von Wirthschafts-Artikeln, Nahrungsmitteln, Conserven und Delicatessen, Maschinen für Küche und Wirthschaft etc.;

Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heirathsgesuchen, Geheimmitteln u. dergl., finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Dieselben gelangen entweder im Blatte selbst zum Abdruck, oder auf dem Umschlage, also nicht blos auf einer Inseraten-Beilage, so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert ist, umsomehr, als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 52 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt 1 Mark (60 Pf.).

Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. August 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Baronesse Dr. Gabriele Possanner von Ehrenthal.

Nach einer Photographie von Dr. Szekely, Wien.

Baronesse Dr. Gabriele Possanner wurde am 27. Februar 1860 zu Budapest geboren. Ihr Vater ist der Sections-Chef a. D. des k. k. Finanz-Ministeriums, Benjamin Freiherr Possanner von Ehrenthal. Die junge Dame legte ihre Gymnasial-Studien privatim zurück und maturirte am Wiener akademischen Gymnasium unter Director Professor Karl Schmidt am 15. December 1887. Ihre medicinischen Studien machte sie in Zürich, wo sie den Doctor-Grad bereits im Jahre 1894 erreicht hatte. Seit drei Jahren oblag sie in Wiener Kliniken praktischem Studium, — sie that beispielsweise bei dem ob seiner Strenge gefürchteten Gynäkologen Professor Schauta ein halbes Jahr Operateur-Dienste, — und versuchte lange vergeblich, ihre Zulassung zur ärztlichen Praxis anzubahnen. Eine Petition an das Unterrichts-Ministerium wurde nach sechs Monaten abschlägig beschieden; eine im Juli 1895 eingebrachte Petition an das Parlament hatte nur insofern mehr Erfolg, als sie eine vielbesprochene, geharnischte Entgegnung seitens eines berühmten Wiener Klinikers hervorrief und die Frauenfrage in Oesterreich damit zum ersten Mal auf die Höhe allgemeiner Erwägung brachte. Die muthige und entschlossene Dame, der wohl auch in der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familie ein gewisser Rückhalt für sicheres Handeln gegeben war, scheute nun vor dem äußersten Schritte nicht zurück: sie brachte ein Majestäts-Gesuch ein. Der freidenkende, hochsinnige Monarch entschied über die Engherzigkeit der Menge hinweg in freundlichem Sinne, und ein nunmehr von der Baronesse Possanner an das Unterrichts-Ministerium gerichtetes Gesuch hatte einen Erlaß zur Folge, welcher principiell bestimmt, daß von nun ab Damen, die an einer fremden Universität den Doctor-Grad bereits erworben, nach Wiederholung sämmtlicher Rigorosen auch in Wien zur Promotion und damit zur unbeschränkten Praxis zugelassen werden können. Die Baronesse unterzog sich der schweren Forderung und legte in dem kurzen Zeitraum vom Juli 1896 bis zum 2. April 1897 zweiundzwanzig Prüfungen ab, da jedes der drei Rigorosen bekanntlich aus mehreren theoretischen und praktischen Theilen besteht.

Lange vor der zur Promotions-Feier festgestellten Stunde war jedes Plätzchen im großen Festsaale der Universität besetzt von Studenten und Aerzten, namentlich aber von einem enthusiastisch theilnehmenden Publicum von Damen aus den besten Kreisen Wiens. In der Reihe der zweiunddreißig Doctoranden der Medicin, darunter mehrere Couleur-Burschen, umgeben von ihren Commilitonen in vollem Wichs, nahm sich die schlanke, vornehme Erscheinung der Candidatin im schmucklosen, schwarzen Tuchkleide überaus sympathisch aus, jeden Einwand siegreich entwaffnend. Als nun der Rector, Professor Dr. Leo Reinisch, nach der üblichen Verlesung der Eidesformel für das abzulegende Gelöbniß eine Betrachtung über die Bedeutung der vorliegenden Promotion anknüpfte, erhoben sich stürmische Beifallsrufe, die den Redner oftmals unterbrachen, — insbesondere bei der Aeußerung, daß alle Antipathien gegen die Sache geschwunden wären, seitdem es allgemein bekannt geworden, mit wie vieler Intelligenz und Ausdauer die Dame ihren wissenschaftlichen Zielen nachstrebe. Tiefgehende Bedeutung gewannen seine zu Füßen der Statue der Kaiserin Maria Theresia gesprochenen Worte: „Hat es Kaiserinnen und Königinnen gegeben, die ausgezeichnet regierten und das Wohl ganzer Länder förderten, — warum sollen außergewöhnlich gebildete und sittlich hochstehende Frauen nur an den Nähtisch und an die Kinderstube gebannt bleiben?“

Nachdem Fräulein von Possanner ihre Gelöbniß-Formel: „Spondeo“ ausgesprochen und in der Reihe der jungen Doctoren ihr Name vom Dekan verlesen worden war, erhoben sich brausende, langdauernde Beifallsrufe und stürmisches „Prosit“ der sympathisch theilnehmenden Studentenschaft. Als die Feier durch Uebergabe der Diplome beendigt war, umdrängten die Anwesenden beglückwünschend die erste Frau, die an der Wiener Universität zum Doctor der gesammten Heilkunde promovirt wurde.

Der Wiener Verein für vereinigte Frauenbildung feierte die große Errungenschaft der kühnen Vorkämpferin durch ein solennes Bankett. Baronesse Gabriele Possanner hat sich inzwischen als Frauen-Arzt in Wien etablirt. Ihre Vertrauenswürdigkeit als Arzt, die schon durch den Eindruck ihrer Persönlichkeit außer Zweifel zu stehen scheint, wird durch ihren doppelten Lehrgang ganz außerordentlich: denn noch niemals ist ein Arzt so oft und so strenge geprüft worden.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Der unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich stehende Lette-Verein, Königgrätzerstr. 90, hat seinen ersten Cursus zur Ausbildung von Bureau-Beamtinnen beendet. Die Theilnehmerinnen wurden in der Handhabung der Schreibmaschine, wie in Stenographie, in der Art und Ausführung der üblichen Bureau-Arbeiten, endlich in der Rechtskunde so weit unterrichtet, als zum genügenden Verständniß des Bureau-Wesens überhaupt und zur eventuellen selbständigen Thätigkeit in Bureau-Aemtern erforderlich ist.

London. — Am 25. Juni starb hier, 70 Jahre alt, Mrs. Margaret Oliphant, eine der beliebtesten englischen Schriftstellerinnen, die auf dem Gebiet des Romans, der Geschichte und der Lebensbeschreibung außerordentlich fruchtbar gewesen ist. Als geborene Schottin berührte sie in ihren zahllosen Romanen mit Vorliebe ihre heimatlichen Verhältnisse und schilderte das bürgerlich-puritanische Leben nicht ohne Humor. Als Geschichtsschreiberin behandelte sie meist die Ereignisse der letzten Jahrhunderte. Während des langjährigen Aufenthaltes der Schriftstellerin in Windsor nahm die Königin Victoria den regsten Antheil an ihren Werken, deren letztes, eine für die Kinderwelt bestimmte Lebensbeschreibung der Königin, manche Erinnerung an die in ihrer Gegenwart verbrachten Stunden enthält. Von Werth sind ferner die Biographien berühmter Männer aus Mrs. Oliphant's Feder, sowie eine Geschichte der englischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Verstorbene war wohl eine sprachenkundige, aber keine gelehrte Frau. Sie verstand ihren Schriften die Tendenz fern zu halten; ihre lebhafte Einbildungskraft und ein gewisser Hang zur Romantik, sowie packende Darstellung gaben ihnen Frische und Ursprünglichkeit.

Newcastle. — Die „Newcastle Litterary and Philosophical Society“, die im Jahre 1792 gegründet wurde, hat zum ersten Male seit ihrem Bestehen eine Dame in ihr Comité gewählt, — Miß Stevenson, eine honours graduate der Universität Cambridge, wo sie die Classical Tripos abgelegt hat und auch aus der Moral Science Tripos als second-class honours hervorging.

Petersburg. — Auf Grund einer Denkschrift, welche von hervorragenden Praktikern und Theoretikern der Landwirthschaft ausgearbeitet wurde, ist vom Landwirthschafts-Ministerium die Errichtung einer landwirthschaftlichen Schule für Mädchen in Aussicht genommen. Der Lehr-Cursus soll vier Jahre dauern.

Chicago. — Zum ersten Male wurde hier eine Frau, die Gemahlin des General-Gouverneurs von Canada, Gräfin von Aberdeen, vom Universitäts-Rector William R. Harper aufgefordert, die bei der vierteljährlichen Versammlung der Universität übliche Eröffnungsrede zu halten. Lady Aberdeen, — eine geborene Engländerin, — sprach in einem geistvollen Vortrag über das Thema: „Die Universität und ihre Wirkung

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Chronszcz

Deutsche Schneider-Akademie

älteste und größte Fachlehranstalt der Welt.

60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiirt, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen etc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen **nur** im **Hauptbureau,** **Rotes Schloss 1.**

Die **Deutsch-Holländische Matratzenfabrik** in Münster i. Westf. und Amsterdam empfiehlt, als **vollkommensten Ersatz für Roßhaarmatratzen,** ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, **durchaus soliden**

Kapok-Matratzen

in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

Diener

jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. **Die Direction,** Spenerstr. 17.

Elfenbein-

farbige baumw. Kleiderstoffe vorzügl. in der Wäsche, reine Farben glatt ca. 80 cm brt., Mtr. 30 Pf.-1.50 M. gerippt „ 80 „ „ „ 75 Pf.-1.05 M. Proben frei! **J. W. Sältzer, Hannover.**

Crème Grolich u. Grolichseife allein genügen

Jung xxxxxxxxxxxxxx **zu sein** und jung zu bleiben!!!

Wer Crème Grolich und Grolichseife kennt und anwendet (preisgekrönt, Preis Mk. 2.—) wird sicherlich für diesen Wink dankbar sein. Grolich's Produkte sind anerkannt vorzüglich zur Pflege des Teints. — Haupt-Depôt in der Engeldrogerie **Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern oder Drogisten.

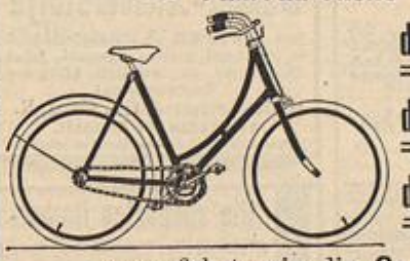
Technikum für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.

Hildburghausen

Nachhilfekurse ● Rathke, Herzogl. Direktor

Waffenrad Steyr.

Die **Fahrrad-Theile** sind mit



denselben Maschinen,

denselben Arbeitern,

derselben Präcision

ausgeführt wie die **Gewehr-Theile.**

Oesterr. Waffenfabriks-Gesellschaft Steyr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auf das Heim" vor einer naturgemäß sehr kritisch veranlagten, aus etwa 5000 Herren und Damen bestehenden Zuhörerschaft.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Zur Ausstattung der duftigen Sommerkleider treten seit kurzem auch Applications-Stickereien auf, wie sie bisher nur auf winterlichen Stoffen ausgeführt wurden. Unsere Vorlage zeigt auf rosa Zephyr eine ornamentale Randborte in mattestem Silbergrau; die einzelnen Figuren sind mit weißer Kurbelstickerei umzogen. Die etwa 22 cm breite Kante gilt für die Rock-Garnitur; für die Taille wiederholen sich die Applicationen auf einem 16 cm breiten Streifen, der nach Belieben dem Stoffe eingefügt oder aufgesetzt werden kann. A. K.

Kleiderstoff mit Applications-Stickerei.

— Die Länge der Reitkleider hat etwas zugenommen. Im Gegensatze zu den Bestrebungen der mit Vorliebe Sport treibenden Damen, die folgerichtig schon dahin zielen, ein und denselben Anzug, — natürlich mit Beinkleid, — für Radfahren, Rasenspiele, Wanderungen, Promenade, auch als Reitkleid zu verwenden, sind die Anhängerinnen des Alten der classischen Reit-Taille mit der anliegenden, flachschößigen Form treu geblieben. Der Stil des Reitkleides ist phantastischen Aenderungen abhold; dagegen paßt sich ihm das neue, anliegende Jacket, dessen Säume den Sattel berühren, gut an. Ganz stilwidrig, aber zweckmäßig, erhält dies lange Jacket bei großer Hitze die lose Sackform. M. R.

Wien. — Das Gesammtbild der Mode, das sich am Derby-Tage entrollte, gab diesmal den denkbar günstigsten Eindruck. Die wahrhaft geschmackvolle Mischung von zarten und lebhaften Farben, die bescheidene und dennoch so mannigfaltige Form der Kleider wurde selbst von der Herrenwelt rückhaltslos bewundert. An den mäßig weiten, in der Mehrheit ganz glatten Röcken zeigten sich oftmals Hüft-Garnituren, gefällige Längs- oder Querbesätze in interessantester Anordnung. Seiden-Gaze in großgedruckten, besonders roth-weißen Mustern ergab schöne Kleider; den kleinen Aermelpuffen hatte man durch zierlich abstehende Achselstücke den allzu bescheidenen Eindruck benommen. Weiße Atlasblusen zu weißen Wollröcken waren gleichfalls von feiner Wirkung, ebenso Blusen aus echter Guipure-Spitze über weißen Atlas-Unterlagen. Hellgrün oder Hellila, oft mit Weiß und Schwarz zusammengestellt, wurde als hervorragendste Farbe, sowohl für Besatz als für ganze Kleider, von der jungen wie älteren Damenwelt viel getragen, ebenso das zarteste Silbergrau in Verbindung mit Weiß, Leinengrau und Hellrosa. Daneben war Rosa von jüngeren Damen gern gewählt; vielfach trat das elegant gedämpfte Hellroth auf, das durch die Musterung von Weiß und Hochroth entsteht. Hochroth, Corallenroth und helles Grün erschienen somit als die kräftigsten Farbenpunkte. An der gut getönten Zusammengehörigkeit aller in der heutigen Mode angewendeten Stoff- und Farbenmischungen gebührt auch der Industrie Antheil und volles Lob. — Das Ereigniß des Tages bildeten die gemalten Tüllkleider der Gräfinnen Potocka und Schönborn, von denkbar duftigstem Reiz, ferner der Gräfin Wydenbrück-Fugger herrliche schwarze Robe aus Seidenmull über weißem Tüll und lila Seide, die mit großen eingesetzten Mohnblumen aus weißer Blonden-Spitze durchbrochen gemustert erschien. Dazu Gürtelschärpe nebst Hals-Garnitur aus weißem Seidenmull.

Der weiche Mull ist Saison-Liebling; auch ein vielbewundertes weißes Kleid, dessen Volants schmale lila Seidenstickerei umrandete, war aus dem zarten und doch widerstandsfähigen Gewebe gefertigt. Als bemerkenswerth an dem Anzuge erschien ferner der bräunliche Hut aus Manilla-Stroh mit langen Straußfedern, eine Ausstattung, die wohl die interessanteste Sommer-Neuheit für die Hutmode bedeutet. — Eine der vornehmsten Erscheinungen war Gräfin Rudolf Kinsky in einem Kleide aus elfenbeingelben Brüsseler Spitzen und harmonirender Moiré-Seide mit bräunlichen, schmalsten Tüllrüschen. Die Moiré-Seide ergab das breite Faltenmieder mit zwei hohen, schmalen Brillant-Schnallen vorn und steinbesetzten Knöpfen rückwärts, sowie die in Barockform geschnittenen Schoßpatten. Das hohe Barett aus corallenrosa Stroh war mit schwarzem Sammetband und Stutzfedern, sowie weißem Spitzentüll und Rosen geschmückt. N. B.

Paris. — Die „graue Mode" erweist sich immer mehr als tonangebend. Gönnt man ihr nun wohl die Herrschaft über die Tuche und Wollstoffe, vielleicht auch über die Seide, so sieht man doch nicht ohne Befremden, daß sie sich sogar der Gaze-Gewebe bemächtigt hat. Das bedeutet umsomehr eine Verdüsterung, als die „graue Mode" auch das seidene Unterkleid mit der Gaze in Uebereinstimmung setzt und damit auf das gewohnte reizvolle Farbenspiel verzichtet. Die Vorderansicht zum Promenaden-Anzuge, Abb. 1 der Pl. 1265 (Große Ausgabe), zeigt den Verlauf der schmalen Gaze-Volants, die bogig und zackig den über gebrannte Seide fallenden Gaze-Rock ausstatten. Der aus kleinen Volants gebildete Schulterkragen, wie der Kugelbesatz der Aermel stimmen mit der Rückansicht überein. Da an der Toilette der Pariserin unerwartete Gegensätze oft die besondere Schönheit bilden, so darf zum duftigen Gaze-Kleide der schwere graue Federhut, wie die graue Feder-Boa nicht fehlen. — Die vornehme Welt ist jetzt in den Modebädern oder an der See, und unerschöpflich scheinen die Gelegenheiten, bei denen unsere Schönen die neuesten, in unsern vornehmsten Ateliers „gedichteten" Kleider-Kunstwerke spazieren führen können. Wie schon angedeutet, haben Musselin und Spitze den größten Erfolg, und die Frauen sind entzückend in diesen zarten Feengewändern, die, leicht wie ein Hauch, durch eingesetzte Spitzenblumen bereichert werden. Das weiße Festkleid, dessen Vorderansicht Abb. 2 der Pl. 1265 (Große Ausgabe) bietet, erhält eine Doppelwirkung von fast verwirrendem Reiz dadurch, daß die Spitzenfiguren zwischen den großen, naturfarbenen Blumensträußen des Mullgrundes eingesetzt sind. Blusenmieder, Hüftpasse und Rockrand bestehen ganz aus Spitze. Unsere Rückansicht veranschaulicht, wie sich die Spitzen-Ueberbluse hinten spaltet und der Schoßbund des Rockes sich auf den Hinterbahnen schärpenartig fortsetzt. Die Mode verlangt zu fliederfarbenem Blumenmuster hellblau garnirten Hut und hellblauen Schirm. B. de G.

Festkleid aus großblumigem Mull und eingesetzten Spitzen. Promenaden-Anzug aus grauer Gaze.

Gegenansichten zu Fig. 1 u. 2. Pl. 1265 des heutigen Heftes, Große Ausgabe.

Kleid aus Moiré und Brüsseler Spitzen.

Kleid mit Volant-Besatz. Hut mit langen Straußfedern.

Bezugsquellen: Kleiderstoff mit Applications-Stickerei: L. Michaelis, W, Leipzigerstr. 93.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz

Seidenstoff-Export.

Verlagshandlung Paul Parey in Berlin.

Erprobte Kochrezepte.

Herausgegeben von

Hedwig Heyl,

geb. Crusemann.

Gebunden, Preis 4 Mark.

Diese „Kochrezepte" wurden auf der letzten Berliner Kochkunst-Ausstellung sämtlich erprobt und stammen aus den verschiedensten Kreisen bewährter Hausfrauen. Das Buch sollte in keiner Haushaltung fehlen, in welcher man Wert legt auf wirklich schmackhafte und bekömmliche Gerichte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Direkt ab Fabrikplatz Gera

versenden speciell reinwollene

Damen-Kleiderstoffe

und **Herren-Anzug-Stoffe**

in staunend grosser Auswahl, jedes Einzelmaass zu wirklich billigsten Engrospreisen!

Otto Becher & Co., Gera, R.

Fabrikation und Versandt.

Muster frei! Angabe der Art erbeten.

Die schönsten Damen-

Kleiderstoffe, Buckskins 2c. liefert gegen alte Wollsachen

Franz Riemann, Gotha 48.

Enorme Muster-Auswahl; Aufträge von **M. 15.**— franco. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht.

Kranken-Fahrstühle

neueste Modelle, sowie alle Krankengeräthe als: **Krankentragen, Bettische, Closets** fabriziren

Knoke & Dressler

Königl. Sächs. Hoflieferanten

Dresden-A., König Johannstr.

Cataloge gratis.

Ketol

entfernt in 5 Minut. gefahrlos und ohne Flasche M. 1.50

missliebige Haare.

unangenehm. Nebenerscheinung wie andere Mittel

Erfolg garantirt.

Stephan Ketels & Bremen.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

In kein. Familie sollt. fehlen d. vorzügl. Werke d. d. f. Nur weltberühmten Prälaten [Wasserkur, Ja sollt ihr leben, Testament u. Codizill, Vorträge]. Näh. i. d. gr. u. fr. erh. Anatyposchüre. J. Rösel, Bchh., Kempten.

Pianinos

von Hans v. Bülow selbst benutzt und empfohlen.

Arnold, Pianofabrik, Aschaffenburg.

Erstklassiges Fabrikat, mässige Preise.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. R. H. 29. durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legkühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur 2c.

Graf. Geflügelpark. **Auerbach Hess.**

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher,

Berlin W., 20 Unter den Linden,

empf. sein anerkannt grösstes Lager in

Uhren, Broncen und Musikwerken

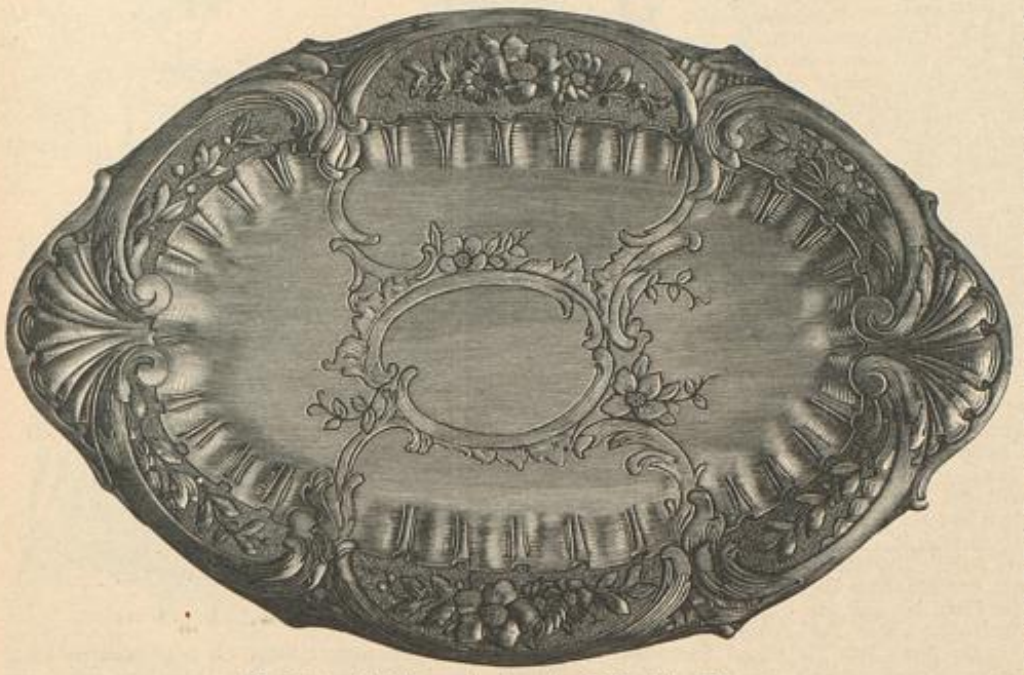
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.

Preislisten franko

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 15. August 1897. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.



Tablet. Bossir- und Gravir-Arbeit in Zinn.
Von A. Thomas, Berlin.

Seit der kurzen Zeit ihres Wiedererscheinens erfreut sich die alte, wirkungsvolle Technik der Gravir- und Bossir-Arbeit eines so regen, allgemeinen Interesses, daß eine Vorlage wie die dargestellte vielen willkommen sein wird. Bei einer Gesammtgröße von 48 zu 33 cm beträgt die innere, glatt gebliebene Fläche 30 zu 20 cm. Die Blumenranken in der leicht getriebenen Randverzierung treten reliefartig über diese hinaus und liegen auf fein gepunztem Grunde. Sehr stark getrieben sind die beiden als Griffe dienenden Muscheln an den Enden des Brettes; ihre Gliederung, sowie Adern und Schraffirung sind mit dem Stichel ausgeführt, bald in feinen glatten, bald in gemusterten Linien. Nur mit dem Stichel gearbeitet ist das große Rococo-Ornament in der Mitte der Fläche, dessen Schnörkel sich an beiden Seiten mit denen des Randes vereinigen. Die Contouren sind tief, fast glatt, dagegen Adern und Gravirung feiner und leicht wellig gehalten. Von der zartgrauen, wie Altsilber glänzenden Fläche heben sich die durch das Graviren matt wirkenden Ornamente ungemein reich und ausdrucksvoll ab. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Außerordentlich lebhaft war während des verflossenen Jahres der Zudrang von Frauen zu den Vorlesungen an der hiesigen Universität; die Zahl der im Sommerhalbjahr 1896 hospitirenden Damen wird auf 39, die des Winterhalbjahres 1896/97 sogar auf 95 angegeben. Erfreulicherweise wendet sich auch die öffentliche Meinung mehr denn sonst zu Gunsten dieser Strebsamen, wozu nicht wenig die wohlbegründeten lobenden Aussprüche mehrerer Professoren beigetragen haben mögen. Die beiden Theilnehmerinnen an dem volkswirthschaftlichen Seminar des Professors A. Wagner, — Amerikanerinnen, — wurden von ihm als „fachmännisch gut vorgebildet" bezeichnet; einer jungen Russin, der auf Grund ihrer Berner Doctor-Dissertation „ausnahmsweise" die Betheiligung an den Uebungen der modernen Abtheilung des germanischen Seminars gestattet worden war, stellt Professor Erich Schmidt das Zeugniß aus, daß ihre Referate die besten waren. Vier Damen hospitirten bei Professor Tobler am romanischen Seminar, zwei bei Professor Sering; dem Beispiel des Fräulein Charlotte Salmen aus Kronstadt in Siebenbürgen folgend, die bereits seit zwei Jahren klassische Philologie und Psychologie hört, und seit einem Jahr als erste weibliche Studirende das orientalische Seminar zum Studium des Japanischen besucht, werden hier mit dem 1. October d. J. zwei andere Damen sich dem Russischen widmen. Auch das physiologische Institut hat den Frauen den Zutritt nicht verwehrt. Fräulein Else Köttgen setzt in der physikalischen Abtheilung ihre Studien weiter fort. In der von Geheimrath Gustav Fritsch geleiteten mikroskopisch-biologischen Abtheilung erhielten im Winter-Semester die Fräulein Hartmann und Krüger Anleitung zum Zeichnen mikroskopischer Präparate. Zwei Damen bethätigten sich bereits für die Zwecke der zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde: Frau Anna Matschie-Held und Fräulein von Zglinicka fertigten Zeichnungen an für die Schausammlung und für verschiedene naturwissenschaftliche Schriften.

Wien. — Der ersten weiblichen Sachverständigen im Schreibfache, welche in der Person der Frau Professor Dilloo für das Berliner Landgericht bestellt wurde, hat sich rasch eine zweite, und zwar in Wien gesellt. Die bekannte Graphologin Fräulein Delphine Poppée wurde zur Sachverständigen am k. k. Wiener Landgerichte ernannt. Allerdings wird beiden Damen nicht die Möglichkeit gegeben werden, ihre Kunst im Gerichtssaale auszuüben, beziehungsweise nach den Regeln ihrer Wissenschaft aus den Schriftzügen eines Angeklagten zu ermessen, ob er des Verbrechens, dessen er beschuldigt wird, auch fähig ist. Ihr Wirkungskreis beschränkt sich darauf, die Identität der Schriften zu prüfen und festzustellen, welch letzteres bekanntlich oft ein ausschlaggebendes Moment bei der Beweisführung ist.

— Unter dem Protectorate der Kaiserin wird hier in Wien vom 5. bis 9. Januar k. J. eine internationale Kochkunst-Ausstellung stattfinden. An der Spitze des Comité, das aus den ersten hiesigen Hoteliers und Gastwirthen zusammengesetzt ist, steht der Oberst-Küchenmeister des Kaisers, Graf August Bellegarde. Schon jetzt sind so viele Anmeldungen zur Betheiligung eingelaufen, daß der Termin für die Anmeldungen, der anfangs auf den 1. October festgesetzt war, nun bereits mit den Anfang September beendet ist. Die für die Ausstellung bestimmten Räumlichkeiten werden voraussichtlich um ein Bedeutendes erweitert werden müssen. Der Vertreter dieser Ausstellung ist für das deutsche Reich Herr A. v. Slawinski, Berlin, Belle-Alliancestr. 62, der bereitwilligst Auskunft ertheilt, sowie Anmeldungen entgegennimmt.

Pest. — Ein von dem Herausgeber des „Neuen Pester Journal", S. Brody, zur steten Erinnerung an seine früh verstorbene Gattin erbautes neues Kinder-Krankenhaus, das Adele Brody-Spital, wurde vor kurzem hier der Benutzung übergeben. Der feierlichen Einweihung des Hauses wohnten der ungarische Unterrichts-Minister, der Bürgermeister und der Stadtrath von Pest sowie die Spitzen der Behörden bei. Viel bewundert wurde die im Vestibul aufgestellte Marmor-Statue der Verstorbenen, eine der letzten Arbeiten Victor Tilgner's, des berühmten Bildhauers, der bekanntlich wenige Tage vor der Enthüllung des von ihm geschaffenen Mozart-Denkmals in Wien von einem jähen Tode ereilt wurde. Das Meisterwerk stellt die Verblichene in graziöser Stellung sitzend dar. Die Gesichtszüge werden als treffend ähnlich anerkannt; auf dem Sockel ist in Goldlettern der Name „Adèle" eingegraben. Das Marmor-Bildniß ist durch die Anmuth der Figur und die Feinheit der Ausführung eines der schönsten, die wir von Tilgner's Meisterhand haben.

London. — Unter den zahlreichen kostbaren Geschenken, die der Königin zu ihrem Jubiläum dargebracht wurden, erregte die Gabe der Kaiserin Eugenie ganz besondere Bewunderung der Damenwelt. Sie bestand in dem berühmten, überaus werthvollen Saphir „Cabochon", einem historischen Schmuckstück, das einst im Besitz der Herzogin Alba war.

Paris. — In Anbetracht ihrer Verdienste um die französische Literatur, hauptsächlich, weil sie die besten französischen Dramen auch ihrem Vaterlande zugänglich gemacht, wurde die Amerikanerin Miß Elisabeth Matbury zum Mitglied der Académie française gewählt.

— Bei dem letzten Besuch des Großfürsten Michael in der Hauptstadt Frankreichs traf es sich, daß derselbe bei einem Diner die Thiermalerin Rosa Bonheur zur Tischnachbarin hatte. Das Gespräch zwischen der greisen Künstlerin und dem Großfürsten war äußerst lebhaft. Beim Nachtisch aßen beide ein Bielliebchen mit einander, und die Malerin wußte es einzurichten, daß sie gewann. Auf die Frage des Großfürsten, was er ihr denn schenken dürfe, um ihr wirklich Freude zu bereiten, erwiderte Rosa Bonheur: „Meine Schwäche kann ich nicht verleugnen, irgend ein hübsches, kleines Thier für meinen Pinsel wird mir willkommen sein." Der Großfürst lächelte; wenige Tage später reiste er ab. Wochen vergingen und die Malerin hatte das Vorkommniß längst vergessen. Da traf vor kurzem das „niedliche Bielliebchen" ein: es bestand aus — drei mächtigen Eisbären.

Petersburg. — Zum ersten Mal wurde eine Dame, die Malerin Pauline Couwinard vom Zaren durch die Verleihung der großen goldenen Medaille am Annenbande „für Eifer" ausgezeichnet. Die Genannte war im Vorjahre von der Regierung auch als Commissar zur Ausstellung nach Nishnij-Nowgorod entsendet worden.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Ein glücklicher Zug künstlerischer Mäßigung bewahrt die Sommermode bei allem Reichthum der verwendeten

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**
per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, **Dessins ꝛc.**

Seiden-Damaste	v. **Mk. 1.35—18.65**	**Ball-Seide**	v. **75 Pfge.—18.65**
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ **13.80—68.50**	**Seiden-Grenadines**	„ **Mk. 1.35—11.65**
Seiden-Foulards bedruckt	„ **95 Pfge.— 5.85**	**Seiden-Bengalines**	„ „ **1.95— 9.80**

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster** und Katalog umgehend. — **Doppeltes** Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Technikum Hildburghausen für **Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.**
Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Meth. (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 Pf. Apoth. Wegener, Reinfeld i/H.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. R. H. 29. durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit.
Die Direction, Spenerstr. 17.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W. Lützowstr. 84a.

Natur-Wollwäscherei.
Weisse u. farbige Wollwäsche: wollene Hemden, Unterkleider, Schlafdecken, Shawles, Ballücher, wollene u. seidene Strümpfe, weiss seidene Foulards etc. werden auf natürlichem Wege (nicht chemisch) gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäsche behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität.
Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme.
Auf Wunsch wird die Wäsche abgeholt.
Geschwister Krause,
Schöneberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stoffe vor dem Ueberladenen. Rauschende Seide, weicher, gekräuselter Chiffon, farbiges Atlasband und kräftig gemusterte Spitze vereinigen sich oft zu einem Ganzen, dem, — besonders durch die Zusammenstellung von Schwarz und Weiß, — die stilvolle Einfachheit gewahrt bleibt. Während sonst die Bluse mit der festen Taille um die Oberherrschaft kämpft und die neue Schoß-Garnitur dem Jäckchen Concurrenz macht, ist an dem Promenaden-Kleide aus Moiré (Pl. 1271), dem unsere Rückansicht gilt, die glückliche Vereinigung dieser vier Formen bemerkenswerth: vorn zeigt das Modell die gepuffte Chiffon-Bluse, hinten die anschließende Taille aus Moiré, vorn und seitlich das Spitzenjäckchen, dazu den angesetzten Schoß, der durch die Faltung der Spitze hier eine besonders kecke Form erhält. M. R.

Promenaden-Kleid aus Moiré. Rückansicht zu Pl. 1271 des heutigen Heftes.

— Die Farben der Kleiderstoffe sind merkwürdigen Veränderungen unterlegen, besonders die Seide hat etwas Zarteres bekommen. Kette oder Aufzug der modernen Gewebe sind nämlich weiß; diese Grundlage verleiht dem Ganzen den idealisirenden Schimmer; besonders wird dadurch das leuchtende Roth gedämpft, eine Aufgabe, die voriges Jahr den schwarzen Fäden zufiel. Als Ausputz zu diesen Stoffen tritt naturgemäß das reine Weiß, und in der That kann die Sommermode davon nicht genug anbringen. Weiße Aufschläge und Halsschleifen aus weißem Moiré zu weißen Umlegekragen erfordern den weißen Ledergürtel; von vornehmer Wirkung sind auch die Blusenhemdchen ganz aus weißer Seide. Auf den Hüten kommt das Weiß durch nickende Federn, Flügel, Stutze und Reiher zur Herrschaft, ein Putz, der gerade am Platze scheint, wenn die Blumen ihren Rückzug antreten. Die Sonnenschirme sind, wenn nicht selbst weiß, doch wenigstens von weißen Spitzen überdeckt. Weiß sind auch die Handschuhe, ebenso die Schuhe aus Wild- oder Ziegenleder. Zur Vervollständigung des schimmernden Ganzen gehört dann der Halsschmuck aus vielreihigen weißen Perlen. M. R.

Wien. — Vorbildlich für Gewänder aus Seidenmull dürfte eine jüngst bei einem Gartenfeste vielbewunderte Robe sein. Sie bestand aus schwarzem Seidenmull mit einem interessanten Rockbesatz aus schwarzem Sammetband und schmalen Tüllband-Rüschen; der Oberstoff fiel über ein Unterkleid aus rosa Taffet, den weiße Gaze überdeckte. Die ausgeschnittene Untertaille ließ Arme und Büste durch den schwarzen Mull durchschimmern. Eine reiche schwarze Stickerei auf rosa Stoff bedeckte jäckchenartig den unteren Taillentheil. Rosa Spiegel-Sammet bildete Stehkragen und Gürtel. Der ganz schwarze Hut erschien nach rückwärts auffallend schräg über einem Blumenbüschel hochgehoben; der außerordentlich elegante Schirm aus rosa Seidenkrepp war reich mit weißer Chiffon-Gaze und Gewinden aus schwarzem Seidenmull besetzt.

Foulard-Kleid mit dreifachen Jäckchentheilen und Schärpe.

Kleid aus Seidenmull mit Rockbesatz aus schwarzem Sammetband.

— Eigenartig erschien ferner ein mattgelbes Foulard-Kleid mit schwarz-weißer Musterung; über den weißen Brustlatz und die gebrannte Ueberbluse fiel ein dreifacher Jäckchentheil mit zackigen Achselstücken, die, ebenso wie die schmalen Rock-Volants, mit fein eingekrausten, schwarzen Tüllrüschen besetzt waren. Das eigenthümlich flache Barett-Hütchen war ganz in Schwarz gehalten. Besonders hübsch wirkte an dem Anzuge die rückwärts herabfallende breite Schärpe aus schwarzer Seiden-Gaze mit Rüschen und weißen Spitzeneinsätzen. N. Br.

Trouville. — Unter der Fülle stilgerechter Kleider seien nur einige herausgegriffen, so das Kleid aus naturgrauer Leinen-Gaze über röthlich-blauem Taffet, dessen echt Pariser Gepräge hauptsächlich in seiner vornehmen Schlichtheit zum Ausdruck kommt. Der Zuschnitt zeigt die von der Mode so begünstigte, überhängende Blusenform mit tiefrothem Sammetgürtel und auf dem Stoffe ausgeführter Stickerei. Den völlig engen Stickerei-Aermel zieren an der Schulter drei Stoff-Volants. Eine Rüsche aus leinengrauem Schneeflocken-Tüll ergänzt den rothsammtnen Stehkragen. Den Hut „Trianon" aus graugelbem, grobem Stroh statten schwarz und rothe Flügel und graugelber Krepp aus. — Als recht kleidsam erweist sich der Marine-Anzug, wie ihn die Mode neuerdings wieder den Mädchen bis 15 Jahren zuweist. Unsere Vorlage zeigt denselben aus gerauhtem weißen Baumwollstoff mit Kragen und Blusenlatz aus blauem, starkgeripptem Piqué. Den eingezackten Kragen füttert weißer Stoff, der auch den aufgesteppten Rand bildet; über den Brusttheil ziehen sich aufgesteppte weiße Streifen. Passend in der Farbe sind die blauen Strümpfe, wozu gelbe Strandschuhe getragen werden. Der Matrosenhut mit blauem Bande zeigt seitlich hochstehenden Stutz aus Band, über Schnur eingekrauft. L. v. R.

Kleid aus Leinen-Gaze mit Stickerei.

Marine-Anzug für Mädchen.

— Weißer Woll-Musselin mit Börtchen-Stickerei bildet das reizend einfache Sport- oder Strandkleid, dem unsere letzte Skizze gilt. Die Bluse schließt hinten; über den auf dem Futter eingekrausten Aermel fällt ein kurzer, geschlitzter Ueberärmel. Gürtel und Cravate sind in der gleichen Farbe wie die Stickereien gehalten, die man beliebig schwarz oder farbig ausführen kann. Den Anzug ergänzt ein Matrosenhütchen und leinengrauer, rothgarnirter Schirm. B. de G.

* * *

Die unseren Damen heutzutage ganz unentbehrlichen Handschuhe waren bis zum 13. Jahrhundert eine Merkwürdigkeit, die alle Zeitgenossen als Vorrecht der Könige, Edlen und Prälaten bewunderten. Papst Bonifacius VIII. der 1303 starb, wurde beigesetzt in Handschuhen aus weißer Seide, die außerordentlich fein mit der Nadel gearbeitet waren und einen breiten, mit Perlen besetzten Saum hatten. Seit dem 13. Jahrhundert fangen die Handschuhe an, als ein nothwendiger Bestandtheil der vornehmen weiblichen Tracht zu gelten. Im 14. Jahrhundert waren Italien, Frankreich und Spanien durch ihre Handschuh-Nähereien berühmt. Später hieß es: Handschuhleder muß in Spanien zugerichtet, in Frankreich geschnitten und in England genäht sein. In der That wurde in England die größte Verschwendung in Handschuhen getrieben. Jetzt noch wird ein Paar feine weiße Lederhandschuhe mit langer, farbiger Seiden-Manschette und goldener Borte aus dem Nachlasse der „jungfräulichen Königin Elisabeth" in der Bodleian-Bibliothek zu Oxford aufbewahrt. Zur Zeit der Elisabeth kam es in England auf, Bittschriften durch Hinzufügen eines Paar Handschuhe zu unterstützen. 1629 schenkte der Cardinal Richelieu der Königin Maria von Medicis ein halbes Dutzend Paar Handschuhe aus Rom, um die Herrscherin für seine politischen Pläne günstig zu stimmen. 1615 bedang sich Rubens, als er die Kreuzesabnahme für die Kathedrale zu Antwerpen gemalt hatte, für seine Frau ein Paar Handschuhe im Werthe von 8 Gulden 10 Stüber aus.

Sport- oder Strandkleid.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Sepia-Malerei.

Zwar steht die Delfter Malerei noch immer in Gunst; aber an Stelle des tiefen Blau setzt die steten Wechsel und Veränderung liebende Mode häufig schon ein warmes Braun, wie wir es alle von der Holzbrand-Malerei her lieben. Der schöne Farbenton paßt sich noch besser als Blau allen Farben der Zimmer-Einrichtung und Wand-Decoration an, wirkt niemals störend, sondern immer fein und ruhig. Auch die Imitation, welche stets das Bestreben zeigt, mit den echten Kunstarbeiten Schritt zu halten, hat sich bereits dem Braun zugewandt. Besonders läßt es sich die Firma G. Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2, angelegen sein, auch auf diesem Gebiet dem kunstliebenden Publicum an Material, Formen und Vorlagen das Beste und Wirkungsvollste zu bieten. Bereits in Heft 7 haben wir auf die Imitation der Delfter Malerei hingewiesen. Was dort in Bezug auf Blau gesagt war, gilt ebenso für Sepia-Braun. Setzt man der betreffenden Oelfarbe nach Bedarf von dem Sepia-Malmittel hinzu, — für lichte Töne viel, für dunkle wenig, — so kann man auf Porzellan und Fayence ohne jedes Einbrennen eine sehr wirkungsvolle Nachbildung von Porzellan-Malerei erhalten, die, wenn geschickt und verständnißvoll ausgeführt, den eingebrannten Arbeiten an Schmelz und Glanz, an Schönheit und Kraft wenig nachgiebt. An Motiven kann man Delfter Vorlagen, sowie jede andere hübsche, ansprechende Landschaft oder Genre-Scene benutzen. Bei Gegenständen aus Holz oder Metall muß man erst für Auflegen des weißen Grundes Sorge tragen, der matt oder glänzend gewählt wird, je nachdem man mit Aquarell- oder Oelfarbe malen will. Auf Wunsch liefert die Firma auch verschiedene Gegenstände bereits vorbereitet. Die Auslagen sind nur gering; der Preis einer Tube Sepia-Braun stellt sich für Oelfarbe auf 40, für Aquarell-Farbe auf 50 Pf., der des Malmittels auf 30 und 50 Pf., des Grundes auf 75 Pf. O. Altmann.

Bezugsquellen: Promenaden-Kleid aus Moiré: Jean Landauer, W, Leipzigerstr. 19. — **Material für Sepia-Malerei:** G. Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2. — **Tablet aus Zinn mit Bossir-Arbeit:** A. Thomas, W, Bülowstr. 79.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz

Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¾ M. XXIV. Jahrg.

Gräfin Marie von Kalckreuth.

Nach einer Photographie von O. Ewald in Bromberg.

Am 13. April dieses Jahres starb in Dachau bei München im 40. Lebensjahr die bekannte Portrait- und Figuren-Malerin Gräfin Marie von Kalckreuth. Ihre kräftige, männliche Pinselführung, ihre charakteristische Auffassung, sowie ihr großes Können verschafften ihr die ungetheilte Anerkennung der Künstler aller Richtungen. Waren in dem einen Jahr die sogenannten „Alten“ entrüstet, daß sie auf der Ausstellung keine Medaille für das bekannte, große Portrait ihrer Schwester, der damaligen Hofdame der Kaiserin Friedrich, erhalten hatte, so nahmen im anderen Jahr die Jungen ihre Partei, die Pleinairisten, die in Dachau zusammen im Freien nach der Natur studirten. Die Gräfin landschaftete in dem Jahre auch draußen mit ihrem Bruder. Eines Abends überreichte ihr Uhde im Namen der Pleinairisten eine silberne Schaumünze als Anerkennung für ihr Bild, das wohl die Staats-Medaille erhalten hätte, wenn die Jungen gerade am Ruder gewesen wären. Trotz dieses Streites um ihre Portraits bei Alt und Jung gehörte Gräfin Kalckreuth keiner entschiedenen „Richtung“ an, wenn sie auch mehr mit „den Jungen“ sympathisirte. Sie kannte nur eine Kunst, die sich in beiden Lagern fand, die Kunst des Wahren, Schönen, aber nicht des conventionellen, an bestimmten Regeln haftenden Schönen, sondern die des Charakteristischen, des Seelischen, Durchgeistigten, wie man es bei Hoch und Niedrig finden kann, sowohl in dem Gesicht des Gelehrten, den andere oft häßlich finden, als auch in dem von der Sonne gebräunten, von Sorge durchfurchten Gesicht der Armen und Leidenden.

Im gastlichen Elternhause zu Weimar hatte sie Gelegenheit genug, geistig bedeutende Männer und Frauen jedes Ranges und Standes näher kennen zu lernen, und dadurch wuchs sie vorurtheilsloser heran, als andere. Ihr Vater war der sehr beliebte Landschafter und erste Akademie-Director in Weimar, Graf Stanislaus von Kalckreuth, ihre Mutter eine Tochter des bekannten Bildhauers Cauer in Kreuznach. So erbte die Künstlerin von väterlicher Seite die Begabung für die Malerei und von der mütterlichen den Sinn für die Bildhauerei, für die Linie, für das Zeichnen. Schon mit 14 Jahren wurde ihr sehnlicher Wunsch, sich ganz der Malerei widmen zu dürfen, von ihren Eltern erfüllt. Ihr Vater wählte für sie die besten Lehrkräfte in Weimar aus und trug Sorge, daß sie eine sehr gründliche Ausbildung genoß. Als die Eltern später nach Kreuznach übersiedelten, ging die junge Künstlerin nach München, um ihre Studien unter Ernst Zimmermann und Liezenmayer fortzusetzen. Hier blieb sie auch als selbständige Künstlerin wohnen und schuf die bekannten Portraits vom Freiherrn Professor von Holtzendorf, vom Konsistorialrath von Hase, von der Gräfin Schwerin-Löwitz, das Kinder-Portrait des Freiherrn Herbert von Zobel, die besten Portraits von ihrem Vater und ihren Schwestern, die Pastelle des Grafen Schwerin-Löwitz und Schwerin-Schwerinsburg und viele andere mehr, die alle bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten. Hier malte sie auch zwei von der Kaiserin Friedrich bestellte Bilder, die sich im Besitz der Königin von England befinden, sowie das große Bild „Dieser nimmt die Sünder an“, das ihr auf der Chicagoer Weltausstellung die Medaille einbrachte und in Zukunft über dem Altar im protestantischen Betsaal zu Dachau hängen wird.

In Dachau hatte sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens, in Gemeinschaft mit ihrer unverheiratheten Schwester und ihrer Freundin, der Malerin Sophie Stinde, ein glückliches Heim geschaffen.

Trotzdem sie ihr ganzes Leben der Kunst widmete, unermüdlich schuf und studirte, selbst als sie schon krank war, blieben ihre Interessen keine einseitigen. Mit großem Eifer folgte sie der Frauenbewegung, die sie für eine Nothwendigkeit unserer Zeit hielt, und trotz ihrer echten Weiblichkeit, ihrer Milde und Zartheit hätte sie gern mit theilgenommen am Kampf, wenn ihre Gesundheit ihr die Ueberanstrengung nicht verboten hätte. So mußte sie sich damit begnügen, im engeren Kreise für ihre Mitschwestern zu fechten und helfend einzugreifen.

Wer so viel Liebe gab, mußte auch viel Liebe empfangen, Marie von Kalckreuth hat sie in größtem Maße genossen, — von Alt und Jung, Vornehm und Gering.

Y. S.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Weit über die Bühnenwelt hinaus wird die Nachricht von dem am 3. August in St. Moritz erfolgten Ableben der einst hochgefeierten Schauspielerin Frau Marie Niemann-Seebach tiefes Bedauern erregen. Denn nicht nur als Künstlerin, als ergreifend naturwahre Interpretin eines Gretchens, eines Clärchens, einer Ophelia, Desdemona, Jane Eyre, nicht nur als die vortreffliche Darstellerin ernster und komischer Alten, in welcher Eigenschaft sie mehr denn zehn Jahre Mitglied des Königlichen Schauspielhauses war, auch als liebenswürdiger Mensch, als warmherziges Weib, das freundlich und hilfbereit der Aermsten sich annimmt, wußte Frau Niemann sich die Bewunderung des Publicums, die Liebe und Verehrung ihrer Collegen und all jener zu erwerben, die das Glück hatten, ihr nahe zu treten. Im Heft 21 des XXII. Jahrganges unseres Blattes führten wir unseren Leserinnen das Bild der nunmehr verblichenen Künstlerin vor, im Anschluß an ihr letztes großes Liebeswerk, — das Alter-Versorgungs-Heim für Bühnen-Angehörige in Weimar. Marie Seebach wurde am 24. Februar 1834 zu Riga geboren und schon früh der Kunst zugeführt, der sie zeitlebens ihr Bestes weihte. Obgleich zunächst in Köln zur Sängerin ausgebildet, trat sie schon mit 18 Jahren in dramatischen Rollen auf. Auch das Burg-Theater unter Laube wurde eine Stätte ihrer ersten Triumphe; Gastspiele führten die Künstlerin u. a auch nach München, bis sie 1856 einem Rufe an das Hof-Theater in Hannover folgte. 1859 vermählte sie sich mit dem Helden-Tenor Albert Niemann, mit dem sie 1866 nach Berlin übersiedelte. Erst nach Trennung ihrer Ehe, — neun Jahre später, — kehrte die Künstlerin unter ihrem Mädchennamen zur Bühne zurück und wurde nach verschiedenen Gastreisen in Rußland, den Niederlanden und Amerika für die Berliner Hofbühne verpflichtet. Ihr behagliches Heim in der Wichmannstraße, das sie mit ihrer Schwester Wilhelmine zusammen sich geschaffen hatte, war jedem gastlich geöffnet; die vollendet vornehme Art der Künstlerin zeigte sich hier wie auf der Bühne in einem Licht, das auch den sonst oft mißachteten Stand der Schauspielerin verklärte; ihr Beispiel konnte nur veredelnd wirken. Seit die Künstlerin mit dem Tode ihres heißgeliebten einzigen Sohnes, eines hoffnungsvollen jungen Malers, ihr bestes Lebensglück zu Grabe getragen, hat sie sich in reichstem Wohlthun geübt; die Lorbeeren, die ihr wurden, legte sie in nie versiegtem Schmerz auf ihres Kindes Grab. Jetzt schmückt der Lorbeer auch die Ruhestätte der Verstorbenen, deren sterbliche Hülle hier in der von ihr geliebten Stadt der Erde übergeben wurde.

München. — Der auf historischem Gebiet wohlverdienten Schriftstellerin Lady Charlotte Blennerhasset wurde vom König Karl von Rumänien der rumänische Verdienstorden verliehen.

Prag. — Der Kaiser Franz Josef hat der tschechischen

Seiden-Damaste

Mk. 1.35

bis **Mk. 18.65** p. Met. und **Seiden-Brocate**

— ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Technikum Hildburghausen für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.

Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Chronszcz Deutsche Schneider-Akademie

Älteste und größte Fachlehranstalt der Welt.

60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiiert, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen ꝛc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen nur im Hauptbureau, **Rotes Schloss 1.**

Ein junges Mädchen aus bester Familie sucht, um ihre Kenntnisse zu erweitern, eine Stelle als Gesellschafterin oder dergl.

Gefl. Anfragen unter Frau Dr. K. durch die Exped. d. Zeitung, Inserat-Abtheilung.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. R. H. 29. durch **Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Zu verkaufen in einer größeren Schweizerstadt ein bestens eingeführtes

Magazin für Liebhaberkünste.

Besonders geeignet für 1 oder 2 Damen. Nähere Auskunft unter Chiffres O. H. 318 durch Orell, Füssli, Annoncen, Zürich.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Gesch.

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantieschein für gutes Tragen. Directer Verkauf an Private porto- und zollfrei in's Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich

Kgl. Hoflief.

Familienpension Nordland

München

Schellingstraße 10/I.

Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügl. Küche, mäßige Preise.

Diener

jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit. Die Direction, Spenerstr. 17.

Ketol

entfernt in 5 Minut. gefahrlos und ohne Flasche M. 1.50

unangenehm. Nebenerscheinung wie andere Mittel

Erfolg garantirt.

miss-liebige Haare.

Stephan Ketels Bremen.

Patent-Rollwände.

f. Zimmer u. Balkon in eleganter u. einfacher Ausf. Billige Preise. Preisliste gratis. Berliner Jalousie-Fabrik **J. Bockstaller, BERLIN S.,** Alte Jakobstr. 65a.

Aelteste und größte Fabrik für Rollschutzwände und Jalousien aller Art.

Die schönsten Damen-Kleiderstoffe, Buckskins ꝛc. liefert gegen alte Wollsachen **Franz Riemann, Gotha 48.** Enorme Muster-Auswahl; Aufträge von M. 15.— franco. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schriftstellerin Fräulein Elise Pech (Elise Krasnolwiska) zu ihrem fünfzigsten Geburtstage das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen. Die Dame hat verschiedene epische Werke und auch die Texte zu drei Smetana'schen Opern, — die Teufelswand, der Kuß, das Geheimniß, — verfaßt.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Drei Broschen. Moderner Schmuck.

Berlin. — Die bekannten und beliebten Broschenformen, wie Schmetterling, Herz, vierblättriges Kleeblatt, zu denen neuerdings auch das Rackett sich gesellt, gewinnen besonderen Reiz durch eine neue, filigran-artig feine Verarbeitung des verwendeten Goldes. Kleine farbige Edelsteine und Brillanten sind an den Kreuzungen des goldenen Gitters so zierlich eingesetzt, daß das Ganze wie Spitzenstich wirkt. R.

— Ihrer Lässigkeit wegen kann die Bluse von der wirklich eleganten Nachmittags-Kleidung nicht geduldet werden, dennoch ist die Herrschaft dieses ebenso praktischen, wie unter Umständen malerischen Kleidungsstückes eine so große, daß sich die Blusenform wenigstens als Garnitur bei den sorgfältigst ausgearbeiteten Taillen durchsetzt. Zarte, duftige Stoffe, — vor allem Seidenmull, die gerüscht, gebrannt, gekreppt, gepufft und geknittert werden, je nach Laune, leihen zu diesen Garnirungen am willigsten ihren Dienst. Auch an dem dargestellten Besuchskleide aus weiß und grün gemusterter Seide besteht der Blusenstoff der Taille aus gebranntem weißen Seidenmull. Jäckchenartig legen sich darüber lose grüne Sammetbänder, die durch Spitzenzacken gehalten werden. Den aus einem hellgrünen Velpel-Teller gekniffenen Hut bedecken weiße Straußfedern.

Besuchsanzug mit Blusen-Garnitur. Theekleid mit Stola-Enden.

Promenaden-Anzug aus Taffet.

— Was verschwenderische Phantasie nur zu ersinnen vermag, kommt in Stoff, Farbe, Machart am „Fünf-Uhr-Theekleid" zum Ausdruck. An der dargestellten Vorlage wird der Glanz und die Lebhaftigkeit des rothen Barège durch weiße Seide und gelbliche Spitze vornehm abgestimmt; seinen besonderen Stil erhält das Gewand durch die langen Stola-Enden aus bestickter Seide mit Aufschlägen, die sich an die breiten Achselstücke fügen. Wie ersichtlich, sind die Kragen zu derartigen Anzügen sehr hoch und reich ausgestattet. Sie nehmen hundert verschiedene Formen an, die man unmöglich genau bezeichnen kann, denn ein Nichts genügt, um den Anblick zu ändern. Die Aermel mit der über die Hand fallenden Spitze werden noch immer sehr lang getragen. M. R.

Wien. — Die winterliche Neuheit, weißen Pelz mit schwarzem zusammenzustellen, zeigt sich schon an den kleinen Pelzhüllen, die man so gerne als Schmuck gerade der hellsten Kleider trägt, umsomehr, wenn sich die Jahreszeit zu neigen beginnt und das kleine, elegante Kleidungsstück thatsächlich schon einen leichten Schutz gewährt. Die Pelz-Boa aus Hermelin mit vielen schwarzen Zobelschwänzchen dürfte ein begehrter Liebling der kommenden Jahreszeit werden.

— Schwarze Sammetbändchen im Verein mit ganz schmalen weißen Atlasband-Rüschen ergeben die zierliche Garnitur eines Promenaden-Anzuges, der sehr glücklich der Uebergangszeit gerecht wird, indem über dem grünspahnfarbigen, verschwommen weiß gemusterten Taffet des Kleides, zu dem sich glatter grüner Glacé-Taffet für die gebrannte Schößchenbluse gesellt, — ein Jäckchen aus weißem Tuch getragen wird. Die Achselstücke, sowie der Stehkragen bestehen gleichfalls aus weißem Tuch und sind mit schmalem Sammetband in Streifen und Gittern mit überhängenden Schlupfen-Enden benäht. Eine zackenartig aufsteigende Rock-Garnitur aus Sammetbändchen zeigt denselben Schlupfen-Abschluß. Der Gürtel, sowie die rückwärtige Kragen-Garnitur sind aus zweifarbig grünem Band hergestellt. Das Mittelding zwischen Toque und Capote, welches zur Ergänzung der neuesten, sehr hoch und locker gesteckten Frisur getragen wird, zeigt wieder etwas reichlicheren Blumenschmuck, dazu ein volles Büschel rundgebogener Federn; der zart röthlich-lila Tüllschleier erweist sich nur in einzelnen Fällen als kleidsam für die Gesichtsfarbe. R. Br.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 88. Nordische Weißstickereien (Hedebo-Arbeiten). — Die kleinen Darstellungen sollen unseren Leserinnen einen Anhalt für die Verwendbarkeit der schönen Muster geben, welche das dem heutigen Hefte beigelegte Extra-Blatt Nr. 88 bietet. — Große Freude macht es stets, Baby's Wagen oder Bettchen recht hübsch auszustatten; so eignet sich die Vorlage, Abb. 2, ganz besonders gut zur Ausstattung eines Kopfkissen-Bezuges, beliebig kann auch das Mittelstück ganz fortfallen. Als Umrandung paßt zu der Weißstickerei vorzüglich eine Klöppelspitze in Genueser Flechtarbeit, die aber auch durch eine Häkelspitze ersetzt werden darf. Passend zum Kissenbezug schmückt dann die Borte, Abb. 1, das Ueberschlag-Laken der kleinen Steppdecke; als Abschluß genügt hier ein breiter Saum. Sehr reich statten die Borten, Abb. 3 u. 4, eine Zug-Gardine aus, welche beliebig ganz aus weißem Leinen bestehen kann, oder im Gegensatz zu den auf weißem Leinen gestickten Borten aus farbigem Leinen gewählt wird. Als unterer Abschluß markirt sich hier eine 12 cm breite, geklöppelte Flechtspitze,

Kopfkissen-Bezug.

Ueberschlaglaken.

deren Arbeitsfäden am unteren Rande der Spitze zu $2^1/_2$ cm langen Franzenbüscheln abgeknotet erscheinen. M. St.

Zug-Gardine.

Bezugsquellen: Toiletten: Theekleid mit Stola-Enden: Th. Eitzen, W, Taubenstr. 54. — **Promenaden-Anzug:** Ludw. Zwieback und Bruder, Wien I, Kärnthnerstr. — **Moderner Schmuck:** J. H. Werner, W, Friedrichstr. 173.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

AECHTES
EAU DE QUININE
A LA CORBEILLE FLEURIE
Von allerhöchst Hof bestätigt durch seinen stets zunehmenden WELTBERÜHMTEN ERFOLG
DAS BESTE KOPFWASSER
Zur Pflege und Schönheit der Haare
Man nehme sich vor den vielen Nachahmungen und Falschungen in Acht
ED. PINAUD
PARIS

Echten Tafelhonig geschleudert, I. Qual. Post-Colli 5 Kg. 4 fl. ö. W.
Wilma Rumler, Bienenzüchterin, **Bruck a/L.**

Kranken-Fahrstühle
neueste Modelle, sowie alle Krankengeräthe als: **Krankentragen, Betttische, Closets** fabriziren
Knoke & Dressler
Königl. Sächs. Hoflieferanten
Dresden-A., König Johannstr.
Cataloge gratis.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Berlins **grösstes** Specialhaus für
Teppiche
in Sopha- und Salongröße à **3,75 5, 6, 8, 10** bis **100 Mk. Prachtkatalog gratis.**
Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billigst! Prob. frco.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre,** **BERLIN S., Oranienstr. 158.**

Bad Driburg.
Kurinstitut für Damen
von Sanitätsrath **Dr. Biefenstahl.**
Stahl- u. Schwefelmoorbäd. i. Hause.

In 3 Minuten
wird jedes störende Gesichts- und Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein Enthaarungsmittel
„Paratrich", vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. **Nur** in Berlin, **Königstrasse 59** bei **Max Schwarzlose,** Hofl. S. M. d. Kais.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt **G. Mackenrodt, Quedlinburg.**

Glafey-Schnellputzpulver
bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schönsten Glanz; ist billig. Höchste Auszeichnungen, darunter goldene Medaillen Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896.

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legflühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügellitteratur 2c.
Graf, Geflügelpark, **Auerbach Hess.**

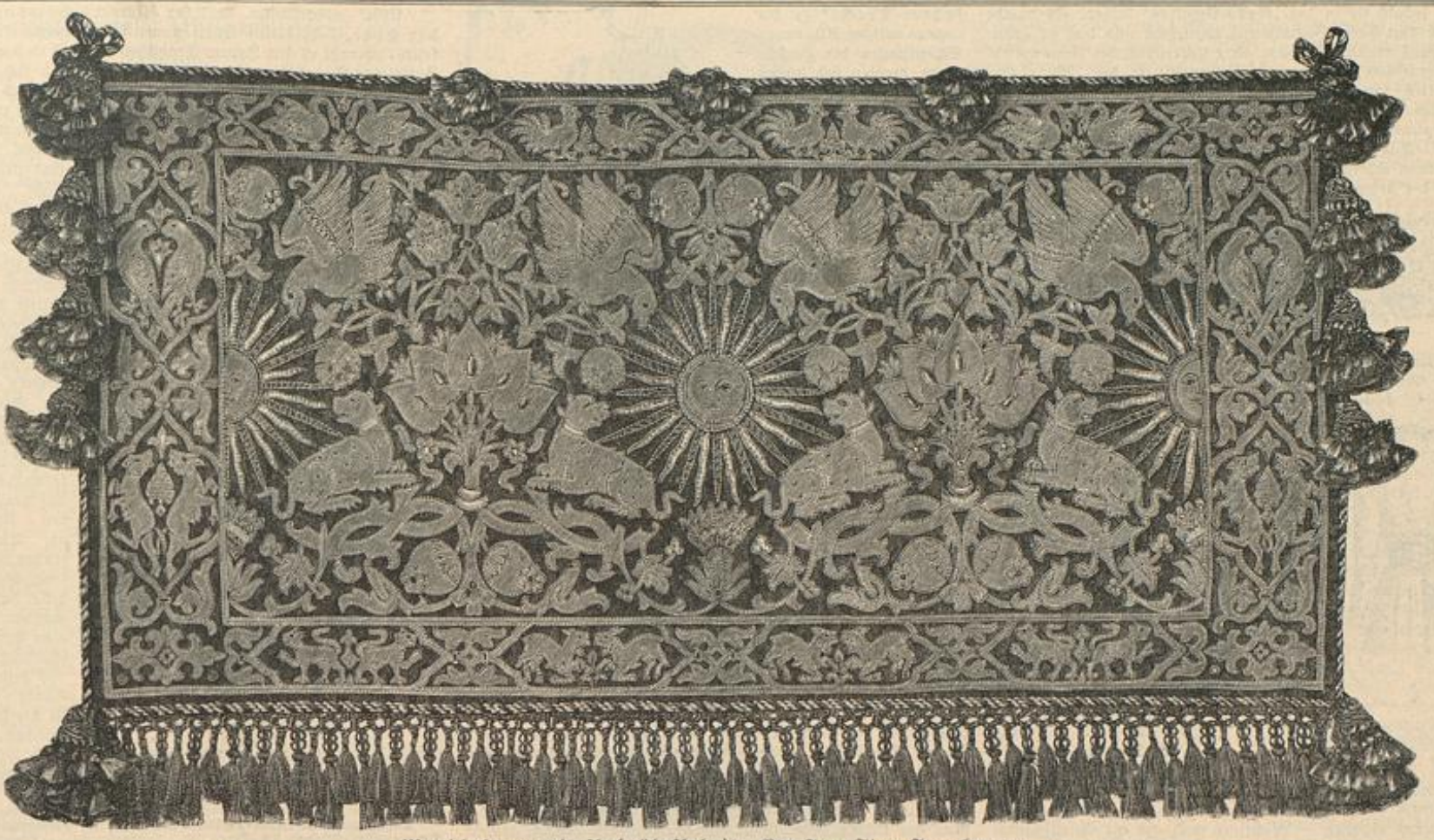
Griechische Weine:
1. Probekiste
12 grosse Flaschen
in 12 Sorten
19 Mark
FRIEDR. CARL OTT
Würzburg.
Preisbuch gratis u. franco.
Kiste frei. Packung frei.

Das eleganteste hygien. (verb.) (à M. 8.50)
Corset „Frauenlob" z. hab. bei
G. Steidel, Berlin, Leipzigerstr. 67 u. R. Wuppermann, Charlottenburg, Bismarckstraße 107 I.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 18, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. September 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.



Wandbehang mit Aufnäh-Arbeit. Von Frau Tina Frauberger.

An gleicher Stelle brachten wir in Heft 17 vom 1/9 96 eine Mappe mit Aufnäh-Arbeit, deren eigenartige Verzierungen gleichen Ursprung hatten, wie die des heut dargestellten Wandbehanges. Unter den Gräberfunden von Panopolis bei Achmim in Ober-Aegypten befanden sich, wie schon früher erwähnt, Fußbekleidungen verschiedenster Art; aus ihren Verzierungen wurde die Technik entnommen, während das Muster einem alten, kostbaren Stoff entstammt und in origineller Weise von Frau Tina Frauberger zur Ausschmückung des Wandbehanges verwendet wurde. Große und kleine Vierfüßler, sowie Vögel, anscheinend Geier, Papageien, Hühner und Schwäne, stets zu zweien vereint, ruhen auf den Blätterranken oder klettern an ihnen empor. Der Grundstoff der 96 zu 48 cm messenden Decke besteht aus moosgrünem Atlas, die Auflagen aus graubraunem dänischen Leder, dazu ein Futter aus ungebleichter kräftiger Leinwand über Watte-Einlage. Zum Befestigen der Auflagen dienen Steppstiche mit bunter Cordonnet-Seide. Einzelne Theile der Thiere, wie der Arabesken erscheinen im geraden Flachstich überstickt, andere sind mit Goldfaden umrandet oder, wie z. B. die Strahlen der Sonne, mit Goldfaden in Anlege-Technik gefüllt. Goldschnur ergiebt die Contouren der Sonnen und ihrer Strahlen. Kleine Ausschnitte im Leder helfen die Formen zu modelliren. Den äußeren Abschluß der Decke bildet eine starke, grün und braun gehaltene Schnur, der sich unten eine geknüpfte, 10 cm breite Büschelfranze anschließt. Kleine Quasten am oberen Rande; große Büschel-Quasten an den Ecken wie den Seitenrändern.

E. F.

Aus der Frauenwelt.

München. — Zu Gunsten des „Bayerischen Frauenvereins vom Rothen Kreuz“ wurde vor kurzem von einem unter dem Protectorate des Prinzen Franz von Bayern (dritten Sohnes der Prinzessin Ludwig, der Protectorin des „Frauenvereins“) gebildeten Comité ein internationales Radwettfahren um den großen Preis von München veranstaltet. Der Preis wurde durch Subscription aufgebracht, sodaß das Gesammterträgniß des Sportfestes, — die Summe von 6118 Mark, — dem auch in Friedenszeiten Ersprießliches schaffenden Verein überwiesen werden konnte.

Wien. — Nach dem frühen Tode der Baronin Bettina von Rothschild (siehe unseren Nachruf in Heft 8 des

Mein Ehrenwort,

das ich gegeben, halte ich **für alle Zeiten** aufrecht.

Ich leiste vollen Ersatz für jeden von mir gekauften Seidenstoff, der nach kurzer Zeit Risse oder kleine Löcher zeigen **sollte;** jede gerechtfertigte Reklamation wird umgehend in der Weise erledigt, dass die betreffende Käuferin **neuen Seidenstoff** (nach ihrer Wahl!) **gratis und kostenlos** zugesändt erhält. —

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seiden-Fabriken
K. u. K. Hoflieferant.

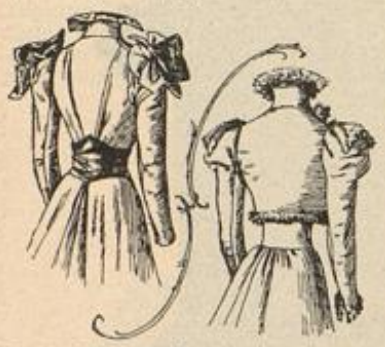
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

XIX. Jahrgangs), hegte ihr Gatte, Freiherr Albert von Rothschild, den Plan, das Andenken der Verblichenen durch die Erbauung eines Krankenhauses zu ehren; dasselbe sollte zur Aufnahme solcher armen Frauen bestimmt sein, die von dem furchtbaren und weitverbreiteten Uebel, dem die Betrauerte erlegen, der Krebskrankheit, befallen sind. Gegen die Verwirklichung dieser wohlmeinenden Absicht wurden jedoch schwerwiegende Bedenken laut; namentlich ward geltend gemacht, daß die meisten dieser bedauernswerthen Patientinnen über die Natur ihrer Krankheit völlig im Unklaren gelassen werden, daß aber jeder wohlthätige Irrthum unbarmherzig vernichtet würde, sobald sie in den „Krebs-Pavillon" kämen. Es wurde demnach von dieser Bestimmung abgesehen, und das zu gründende Haus kranken Frauen, ohne Unterschied der Nationalität und Confession, gewidmet. Nunmehr ist der „Bettina-Pavillon" fertiggestellt, er befindet sich im XIV. Bezirke von Wien (Geldschlagstraße), ist nach den neuesten Forschungen der Hygiene eingerichtet und hat Fassungsraum für sechzig Kranke. Das Haus wurde bereits der Wiener Krankenhaus-Verwaltung übergeben und soll demnächst den Schmuck einer Statue der heimgegangen Wohlthäterin erhalten.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Allmählich kehrt das Leben in die stillen, vornehmen Villenstraßen von Berlin W zurück, — die Jalousien öffnen sich, Equipagen rollen, und in dem immer früher sich niedersenkenden Abenddunkel künden hell erleuchtete Fenster das erste Erwachen der Geselligkeit, die vorläufig nur in intimen kleineren Gesellschaften gipfelt. Vorbildlich für die Anforderungen dieser Uebergangszeit dürfte die Diner-Toilette aus klein-carrirter Changeant-Seide sein, wie Fig. 1, Pl. 1277, sie farbig darstellt. Unsere Skizze zeigt den in zwei flache Falten geordneten Rücken, ohne Jäckchen-Garnitur, durch einen breiten, aus Atlasbändern zusammengestellten Miedergürtel ergänzt. — Wichtiger noch als die Gesellschaftskleidung ist der Anzug für die Promenade im milden Herbst-Sonnenlicht und für die, das gesellschaftliche Leben einleitenden Besuche. Fig. 2, Pl. 1277, stellt ein Kostüm aus grünem Tuch mit Nerz-Besatz dar. Auf der Rückansicht erscheint das Jäckchen glatt; der breite weiße Tuchgürtel umschließt eine Seidenbluse. M. R.



Diner-Toilette. Promenaden-Anzug. Rückansichten zu Fig. 1 und 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1277.

Wien. — Die starke Neigung für das Carreau in fast allen Kleidungsstücken ist noch lange nicht zu Ende, ebenso wenig wie die ausgesprochene Vorliebe für den englisch sportlichen Anzug, den wir nicht zutreffender als mit dem Ausdruck „Radfahrer-Tracht" zu benennen wüßten. Alle neuen Schöpfungen der Herbstmode drehten sich bisher um diese beiden Motive, und es sind hauptsächlich möglichst eigenartige Carreau-Zusammenstellungen, welche die Fortdauer der so hübschen und bequemen Hemdblusen-Mode auch in den wärmeren Stoffen sichern sollen. Um nun das bequem Charakteristische, die Futterlosigkeit der Bluse, beibehalten zu können, hat man dafür Flanelle und Sammete ins Auge gefaßt; jedoch soll auch der Stoff für das Schneiderkleid meistentheils Carreaux zeigen; ja selbst glattes Tuch, ein Hauptstoff des nächsten Winters, wird gegenwärtig in Carreaux-Mustern hergestellt. Sehr zart wirken die silberweißen, leicht verschwommenen Carreaux der Himalaya-Stoffe. N. Br.

Reitkleid mit Jäckchentaille.

Paris. — Die frischen, klaren Herbsttage sind die herrlichste Zeit für den Sport, sei es nun Reiten, Radfahren, Rasenspiele, oder wie alle die gesunden Bewegungen heißen, die Augen und Wangen unserer Damen frisch und glänzend machen. — Die Amazone unseres ersten Bildchens trägt ein Reitkleid aus hellgrauem Tuch von sehr einfachem und praktischem Schnitte, denn die anliegende Jäckchentaille bedarf keiner weiteren Ergänzung. Ueber den mittleren Hakenschluß greift der angeschnittene Vordertheil, oben mit einem einzigen großen Knopfe, im übrigen mittels seidener Untertrittleiste und ganz kleiner Knöpfchen schließend. Das Matrosenhütchen aus Filz stattet glattes, hellgraues oder weißes Moiré-Band aus. — Von dem stolzen Vierfüßler gehen wir zum Stahlroß über. Der Rock hat endlich auch bei unseren Radlerinnen gesiegt, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die Pluderhosen ganz verschwinden. An dem Radfahr-Anzuge der Vorlage ist der anliegende Rock seitlich und hinten glockenförmig geschnitten; die fadengerade, in Plissé-Fältchen gebrannte Vorderbahn schließt vorn mit Knöpfen. Ein weißer Ledergürtel umfaßt die nur wenig überhängende Bluse, deren Schluß links zwei große Knöpfe bewirken und die durch Aufschlag nebst Umlegekragen aus weißer Ottoman-Seide belebt wird. Den Halsausschnitt füllt ein leinener Tellerkragen mit schwarzer Cravate. Als angenehm im Tragen hat sich der weiche Filzhut erprobt. B. de G.

* * *

Unser vornehmster deutscher Kurort, Homburg vor der Höhe, sieht diesen Spätsommer so glänzende Tage, wie selten, obwohl es seit Jahren Tradition ist, daß in der zweiten Hälfte des August die eleganteste Zeit der Saison sich abspielt. Die Abreise des Prinzen von Wales nach Deutschland bedeutet hier immer ein gesellschaftliches Ereigniß, denn dem englischen Kronprinzen folgt ein Theil der Londoner Aristokratie überallhin. Zur Zeit sind sieben englische Herzöge hier anwesend. Außerdem gehören zu den Kurgästen: der russische Großfürst Michael und seine schöne Gemahlin Gräfin Sophie Merenberg, — ferner der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Das Hauptleben spielt sich abends auf der Terrasse des Kurhauses ab. Die Herren tragen den Smoking, die Damen helle, duftige Gewänder. Was aber dem gesellschaftlichen Leben so besonderen Glanz verleiht, ist die Anwesenheit der Kaiserin Friedrich in dem Homburg nahe gelegenen Schlosse Friedrichskron, von wo aus zahlreiche Einladungen an die Homburger Gesellschaftskreise ergehen. L. v. S.

Radfahr-Anzug mit gefalteter Vorderbahn.

Bezugsquellen: Diner-Toilette: Leo Cohn, W, Potsdamerstr. 37. — **Promenaden-Anzug:** Th. Eitzen, W, Taubenstr. 54. — **Wandbehang:** Anstalt für Kunststickerei und Frauenerwerb: Düsseldorf, Bleichstr. 12.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen E. Heinecke, für Illustriren K. Storch, für Modelliren R. Glanflügel, für Kupferstich Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Herwarth. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Technikum Hildburghausen für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.
Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Töchter-Pensionat und Wirthschafts-Institut
von Ph. Beauvais und E. Lentze, gegr. 1881.
Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 120 pt. und 1. Etage.
Gleich praktische wie wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen höherer Stände.
Vorzügliche Referenzen. — Französin im Hause. — Prospekte franko.

Diener
jeden Alters v. d. Deutsch. Dienerfachschule gut ausgeb. empf. den geehrten Herrschaften kostenlos unter Garantie d. Brauchbarkeit.
Die Direction, Spenerstr. 17.

Eine thätige Leipziger Verlagsbuchhandlung übernimmt Verlag u. commissionsweisen Vertrieb geeigneter Werke auf allen Gebieten des Wissens und bittet um gefl. Angebote sub. B. H. 29. durch Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Victoria-Haus der Auguste-Victoria-Stiftung zu Bonn.
Heimstätte für Damen gebildeter Stände unter dem Protektorate Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, am 1. Juli 1897 eröffnet. Aufnahme-Gesuche an den Vorstand.

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. Die Vorsteherinnen.

Töchterpensionat von Hedwig Hoffers, Friedenau-Berlin W., Fregestr. 61. Ged. wissensch., gesellsch. u. häusl. Ausbildung. Franz. u. engl. durch Ausländ. Beste Körperpfl. Zahl. Empfl. Näh. d. Prosp.

Junges Mädchen (22 Jahre) wünscht Aufnahme in einer gebildeten Familie Deutschlands oder des Auslandes, zur Gesellschaft einzelner Tochter od. älteren Dame ev. auch als Reisebegleiterin. Auch würde sie gern bei der Erziehung der Kinder und im Haushalt behilflich sein. Gehalt nicht beansprucht, einz. Beding.: Vollster Familienanschluß. Anerbietungen erbitte unter M. B. 6000 an die Expedition dieses Blattes.

Zeichen- und Mal-Schule
des Vereins der Künstlerinnen,
Berlin, Potsdamerstraße 39, im Garten.
Prospecte und Anmeldungen daselbst vom 1. October ab, Vorm. 9—10 Uhr und Nachmittags 4—5 Uhr.
Beginn des neuen Quartals 15. October 1897.
Abth. 1.: Elementar, Zeichnen nach der Natur, Ornament, Antike, lebendes Modell, Aetzeichnen, Anatomie, Landschaft, Perspective, Projections- und Schattenlehre, Flachornament, Methodik, Kunstgeschichte.
Abth. 2.: Malclassen: Porträt, Act, Figuren, Landschaft, Blumen und Stillleben.
Abth. 3.: Seminar für Zeichenlehrerinnen.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. allor Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung und Entwürfe im Atelier von Johanna Helfer, Berlin, W. Bülowstrasse 12.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Buckereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kurse zur Erlernung der Selbstschneiderei und aller Arten Handarbeiten, sowie zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerin-Examen.
Frau E. Sternaux,
staatl. geprf. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schweinfurtstr. 19 III.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Zu verkaufen in einer größeren Schweizerstadt ein bestens eingeführtes
Magazin für Liebhaberkünste.
Besonders geeignet für 1 oder 2 Damen. Nähere Auskunft unter Chiffres O. H. 318 durch Orell, Füssli, Annoncen, Zürich.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht ertheilt bei Fräulein E. v. Rüdgisch, Kurfürstenstraße 45, II.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Meth. (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 Pf. Apoth. Wegener, Reinfeld i/H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 19, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Der internationale Frauen-Congreß in Brüssel.

In der ersten Augustwoche dieses Jahres tagte in Brüssel ein internationaler Frauen-Congreß, welcher von der „Ligue belge des droits des femmes" einberufen war.

Daß Brüssel gewählt wurde, ist wohl durch die augenblicklich dort stattfindende Welt-Ausstellung veranlaßt worden.

Die „Ligue belge des droits des femmes" recrutirt sich aus den ersten Kreisen von Brüssel; die Secretärin des Congresses und die Seele der ganzen Einrichtung war die bekannte und beliebte Advocatin Dr. Marie Popelin. Fräulein Popelin ist trotz ihrer Gelehrsamkeit eine gewandte Weltdame und verstand es, die Verhandlungen mit Liebenswürdigkeit und Sicherheit zu leiten.

Der Congreß wurde durch ein Fest eröffnet, welches die belgischen Damen ihren fremden Gästen gaben.

Zu der Empfangsfeier erschienen die Damen in großer Toilette, sehr chic und elegant, und straften dadurch das Vorurtheil Lügen, daß eine emancipirte Frau sich nicht zu kleiden wisse. Nun, die Brüsseler Damen und die Pariserinnen verstanden das nicht allein gut, sondern sie entwickelten sogar in der Wahl ihrer Kostüme ein gewisses Raffinement.

Georgiana Hill.

Auch während der Sitzungen erschienen viele Theilnehmerinnen vormittags und nachmittags in anderen, fein gewählten Toiletten.

Am einfachsten erschienen die deutschen Frauen in Brüssel, und, nach meinem Eindrucke, nahmen sie die Sache auch am ernstesten. Ihnen folgten die Holländerinnen, die ebenfalls schlicht und sachlich auftraten.

Der Brüsseler Congreß hatte einen etwas anderen Charakter, als der Berliner Congreß von 1896. In Berlin überwogen die Deutschen und die Amerikanerinnen, in Brüssel dagegen sah man eine große Anzahl Französinnen, viele Belgierinnen und Holländerinnen. Auch verschiedene Herren fehlten nicht; die meisten waren Gatten der Frauenrechtlerinnen. So bemerkte ich Marie Martin mit ihrem Gemahl, Frau Potonié-Pierre mit ihrem Gemahl und noch mehrere andere berühmte Ehepaare.

Der erste Tag des Congresses galt dem Rechte. Die Vorkämpferinnen der Frauenfrage erstreben bekanntlich eine verbesserte Rechtsstellung des weiblichen Geschlechtes. Auch das deutsche neue bürgerliche Gesetzbuch, welches den Frauen mehr Rechte gewährt, als sie in verschiedenen anderen Ländern besitzen, genügt, — nach ihrer Auffassung, — nicht dem Stande des heutigen Kulturlebens. Zu den Rechtsfragen sprachen u. a. Dr. Marie Popelin aus Brüssel, Miß Adrienne Veigele aus London und von deutschen Damen Frau Proelß, Frau Minna Cauer aus Berlin und Fräulein Dr. Anita Augspurg aus München. Letztere ist eine besonders anziehende Erscheinung unter den Vorkämpferinnen für die Frauenfrage.

Frau Marie Martin.

Dr. jur. Anita Augspurg.

Ihr kluger Knabenkopf mit dem kurz geschnittenen Haar sieht nicht allein frisch und energisch, sondern auch angenehm und liebenswürdig aus. Anita Augspurg war erst Lehrerin, dann Schauspielerin und bei den Meiningern engagirt, ehe sie sich mit der Frauensache beschäftigte. Der Beruf der Bühnenkünstlerin gewährte ihr keine Befriedigung, und so ging sie nach Zürich, um Jura zu studiren.

Der zweite Versammlungstag galt der Berathung wirthschaftlicher Fragen. Die Forderungen der Frauen auf diesem Gebiete waren ziemlich weitgehend. Man verlangte: Freiheit der Arbeit, Zulassung zu allen Berufsarten, gleichen Lohn wie der Mann. Dieser Tag war der interessanteste des Congresses; es sprachen Frauen aller Nationen, und sie sprachen vorzüglich. Von deutschen Rednerinnen ließen sich hören: Frau Hanna Bieber-Böhm, Frau Lina Morgenstern aus Berlin und Frau Marie Stritt aus Dresden. Unter den Pariserinnen machte Frau Kergomard, General-Inspectrice des öffentlichen Unterrichts, besonderen Eindruck. Sie hielt ihre improvisirte, freie Rede mit Feuer und Elan und bewahrte doch dabei die echt französische Grazie der Frau.

Ueber die Wählbarkeit der Frau zu Handelskammern, zu Industrie- und Arbeitsräthen sprachen Fräulein Elise Haighton aus Amsterdam, Abgesandte der „Vereeniging voor Vrouwenkiesrecht", und ferner Frau Vincent aus Paris, Redactrice der „Egalité". Auch letztere ist ein Charakter-Kopf unter den Frauenrechtlerinnen. Sie trägt eine Art Männerkostüm eigener Erfindung, glatten Rock und Paletot, sie hat ein nicht unbedeutendes Bärtchen auf der Oberlippe, sie begleitet die Reden der anderen mit lebhaften Gesten und Bemerkungen; dennoch macht sie einen kindlichen, guten Eindruck und ist wohl weniger radical, als man anzunehmen geneigt ist.

Der dritte Verhandlungstag war den Berichten über die Thätigkeit der Frau an gemeinnützigen Anstalten gewidmet. Hier gab Lina Morgenstern eine eingehende Schilderung der in Berlin bestehenden, von Frauen begründeten und geleiteten philanthropischen Einrichtungen. Es war ein tüchtiges, ernstes Stück Arbeit, das sie den Hörern darstellte, und es verfehlte nicht seinen Eindruck auf die Frauen der anderen Nationen.

Dr. jur. Marie Popelin.

Frau Marie Martin, Redactrice des „Journal des Femmes", schilderte darauf, in welcher Weise man im achtzehnten Arrondissement in Paris, im Montmartre, für arme Kinder sorgt. Frau Kergomard erzählte dann in ihrer lebhaft eindrucksvollen Weise, wie man sich der mißhandelten Kinder (enfants martyrisés) in Paris annimmt. Diese Unglücklichen werden von ihren Eltern an Bettler vermiethet, welche mit ihnen auf den Straßen umherziehen, um Mitleid zu erregen. Die Eltern machen damit ein gutes Geschäft, sie bekommen für besonders „schön" verkrüppelte Kinder oft zehn Francs Miethe für den Tag. Andere Kinder werden von ihren Eltern mißhandelt, noch andere sind verwahrlost. Aller dieser nimmt sich der Verein an, sobald er von ihnen hört. Man giebt die Kinder zur Pflege in Familien; man bringt sie nicht in großen Anstalten unter, da man, wie Frau Kergomard sagte, „nicht Maschinen aus ihnen machen will". Auf diese Weise sind bis jetzt schon 7000 Kinder gerettet worden.

Die folgende Rednerin, Miß Georgiana Hill, war die einzige, welche sich nicht der französischen Sprache bediente, sondern englisch sprach.

Miß Georgiana Hill berichtete in sehr sympathischer Weise, was die Frauen in England als Armenpflegerinnen thun. Vor einundzwanzig Jahren wurde die erste Frau in London zu diesem Amte gewählt, heute giebt es schon tausend Armenpflegerinnen. Freilich ist die Zahl verschwindend klein gegen die der Männer, die 19,000 beträgt.

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Technikum Hildburghausen für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk- & Bahnmeister etc.
Nachhilfekurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Zeichen- und Mal-Schule
des Vereins der Künstlerinnen,
Berlin, Potsdamerstraße 39, im Garten.
Prospecte und Anmeldungen daselbst vom 1. October ab, Vorm. 9—10 Uhr und Nachmittags 4—5 Uhr.
Beginn des neuen Quartals 15. October 1897.
Abth. 1.: Elementar, Zeichnen nach der Natur, Ornament, Antike, lebendes Modell, Aetzeichnen, Anatomie, Landschaft, Perspective, Projections- und Schattenlehre, Flachornament, Methodik, Kunstgeschichte.
Abth. 2.: Malclassen: Porträt, Act, Figuren, Landschaft, Blumen und Stillleben.
Abth. 3.: Seminar für Zeichenlehrerinnen.

Töchterpensionat von Hedwig Hoffers. Friedenau-Berlin W., Fregestr. 61. Geb. wissensch., gesellsch. u. häusl. Ausbildung. Franz. u. engl. durch Ausländ. Beste Körperpfl. Zahl. Empfl. Näh. d. Prosp.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung und Entwürfe im Atelier von Johanna Helfer, Berlin, W. Bülowstrasse 12.

Zu verkaufen in einer größeren Schweizerstadt ein bestens eingeführtes
Magazin für Liebhaberkünste.
Besonders geeignet für 1 oder 2 Damen. Nähere Auskunft unter Chiffres O. H. 318 durch Orell, Füssli, Annoncen, Zürich.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen E. Heinecke, für Illustriren K. Storch, für Modelliren R. Gianfügel, für Kupferstich Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Herwarth. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Töchter-Pensionat und Wirthschafts-Institut
von Ph. Beauvais und E. Lentze, gegr. 1881.
Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 120 pt. und 1. Etage.
Gleich praktische wie wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen höherer Stände.
Vorzügliche Referenzen. — Französin im Hause. — Prospekte franko.

Chronszcz
Deutsche Schneider-Akademie
älteste und größte Fachlehranstalt der Welt.
60 Filialen: für Herrenschneiderei auf Ausstellungen prämiiert, für Damenschneiderei mit dem 1. Preise und der goldenen Medaille gekrönt, bietet Gelegenheit zur gründlichen Ausbildung in der Herren-, Damen- und Wäscheschneiderei, sowie Pelzkonfektion. Besonders gute Stellen als Zuschneider, Direktricen ꝛc. sind nach erfolgter Ausbildung stets vorhanden. Meldungen nur im Hauptbureau, Rotes Schloss 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Männer können nicht so gut verstehen, was Frauen und Kinder brauchen", sagte Miß Georgiana Hill, und jeder, selbst ein Feind der Frauenfrage, wird das zugeben müssen. Die Armenpflegerinnen sorgen auch dafür, daß die Alten unter den Armen, welche nicht mehr arbeiten können, es behaglich haben. Man giebt den Armen nämlich keine Almosen, sondern läßt sie für ihren Unterhalt arbeiten, nur die Alten werden ganz frei versorgt. Das Amt einer Armenpflegerin, so schön es auch wäre, sei schwer, und man brauche dazu Menschenkenntniß und Erfahrung, so schloß Miß Hill.

Eine Finnländerin, Maikki Friberg, Dr. phil., berichtete über das, was in Finnland an Erziehungs-Anstalten gethan wird. Fräulein Friberg beschäftigt sich hauptsächlich damit, erwachsenen Arbeitern und Arbeiterinnen Vortrags-Kurse zu halten.

Der Schluß des Congresses galt der Propaganda für die Frauenbewegung. Hier ergriff u. a. Frau Anna Simson aus Breslau das Wort. Frau Simson ist zweite Vorsitzende des Gesammtbundes deutscher Frauenvereine und war als Delegirte nach London gesandt worden, wo man über den Congreß berieth, welcher 1899 dort stattfinden soll.

Während die vorhergehenden Vorträge warm befürworteten, die Frauenbestrebungen verschiedener Richtung zu einem Gesammtbunde jedes Landes zusammenzuschließen, rieth Anna Simson den Zusammenschluß dieser nationalen Vereinigungen zu einem internationalen Bunde.

Frau Lina Morgenstern empfahl die Begründung eines polyglotten Blattes für die Frauenbewegung, mit der Redaction in Berlin; sie vertheilte Probenummern dieses projectirten Journales.

Jeder Congreß, der etwas auf sich hält, schließt mit einem Bankette. So geschah es auch in Brüssel, und daß die Damen sich bei den Verhandlungen nicht ermüdet hatten, bewiesen die zahlreichen Toaste.

Im nächsten Jahre: Congreß in Haag, im Anschluß an die Krönungsfeier der jungen holländischen Königin. Ein Land, das von einer achtzehnjährigen Herrscherin regiert wird, hat wohl das beste Recht darauf, einen internationalen Frauen-Congreß bei sich zu sehen. D. B.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Wien. — Die Toiletten-Anforderungen, wie sie der Herbst mit sich bringt, führen mehr als je zu dem englischen Promenaden-Kostüm mit halblangem Jäckchen, das weniger bestimmt ist, über der Taille, denn an Stelle einer solchen getragen zu werden. Unsere Skizze gilt einem derartigen Kostüm aus schwarzem Panama-Kammgarn, besetzt mit schwarz-weißer Tresse, die in zierlichem Schlingenmuster die Epaulettes und Ränder der unter dem Taillenschluß breit aus einander tretenden Jacke verziert. Eine Weste aus rothem Tuch, deren schmale Revers sich über die der Jacke legen, öffnet sich über einem weißen Chemiset mit Umlegekragen und schwarzer Atlas-Cravate. An dem schlank herabfallenden Rock beginnen die abwärts verlaufenden Tresse-Figuren an der Seite und setzen sich bis zur Hinterbahn fort. Vervollständigt wird die Toilette durch einen großen dunkelrothen, mit Amazonen-Federn garnirten Filzhut, dessen aufgeschlagene Krempe an der linken Seite dunkelrothe Sammetrosen stützen. A. K.

Promenaden-Kostüm mit halblangem Jäckchen.

Paris. — Nebenstehende Darstellung giebt eine Gesellschafts-Toilette, deren Rückansicht das Modenbild, Bl. 1280, farbig bietet. Den kräftig von der hellen Seide sich abhebenden schwarzen Spitzen-Auflagen entspricht die duftige Garnitur aus schmalen Krepprüschen, die sich in graziösen Linien über die Vorderbahn und um den Ausschnitt der elegant sitzenden, über den Rockbund tretenden Taille legen; den Ausschnitt selbst füllt ein zart weißes, in Püffchen geordnetes Chemiset aus Chiffon-Krepp, das ein hoher Stehkragen mit zierlicher Rüsche vervollständigt. Für einen wohlgeformten Arm sehr kleidsam erweist sich der über dem Ellbogen fest anliegende, halblange Keulenärmel; den Abschluß bildet ein in Plissé-Falten gelegter Kreppstreifen mit vollen seitlichen Schlupfen. Den hochfrisirten Kopf krönt ein zierliches Arrangement von Krepp-Rosetten nebst weißem Reihertuff. A. G.

Gesellschafts-Toilette. Vorderansicht zu Bl. 1280 des heutigen Heftes.

— Es giebt heute kaum einen Sport, der nicht im Zusammenhang mit dem Fahrrad gedacht werden kann, — man radelt zum Lawntennis-Platz, ja selbst zur Jagd, und die Modistin sinnt, wie sie ihrer Auftraggeberin einen Anzug herstellt, der sich für beides gleich praktisch bewährt. Die kleine untenstehende Skizze gilt einem Kostüm aus starkfädigem englischen Lodenstoff in bräunlicher Farbe, dessen Rock über ein enges Beinkleid aus gleichem Stoff fällt und so die typische Grundform eines Radfahr-Anzugs festhält. Zweckentsprechend ist der Besatz des Rocksaumes mit zwei schmalen Lederblenden, wie die russische Bluse mit überknöpfender Passe und Tollfalten-Arrangement. Das modegerechte Schößchen schließt sich in leichten Wellenlinien den Hüften an und wird durch einen der Rock-Garnitur entsprechenden hellen Ledergürtel gehalten. Ein schmaler, ungestärkter Leinenkragen mit zierlich zur Schleife gebundener Cravate und eine faltige Sammetmütze mit kleinem Schirm vervollständigen das praktische Kostüm. Gamaschen und Handschuhe sind in der Farbe des Kleides gehalten. — Eine Variation dieses Sport-Anzugs für Damen, denen es ja zumeist mehr um fröhliches, ungezwungenes Umherstreifen in Feld und Flur, denn um ernste Erfolge ihrer Schießkunst zu thun ist, bieten wir mit der zweiten Figur. Der in seiner Einfachheit reizende Anzug ist aus langhaarigem grauen Wollstoff hergestellt; die einzelnen Bahnen des kurzen Keilrockes, der eng die Hüften umschließt, markirt gleichfarbige Tresse, die sich an der seitlich geschlossenen, leicht über den Gürtel hängenden Bluse mit modegerechtem engen Keulenärmel fortsetzt. Den Reiz des Ganzen erhöht ein breiter weißer Umlegekragen mit langer rother Schiffer-Cravate, dazu, als Vervollständigung des kurzen Rockes, bis zum Knie reichende Leder-Gamaschen und Handschuhe aus juchtenfarbenem Dogskin. Die Flinte nebst Patronen-Gürtel und Täschchen und das fesche, tief in die Stirn gesetzte Jägerhütchen mit hellem Lederstreifen als Garnitur geben dem Ganzen seinen Charakter. B. de G.

Jagd- oder Radfahr-Anzug.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Grüne Beizen.

Infolge der stets zunehmenden Beliebtheit der farbigen Beizen, besonders der grünen, werden dieselben jetzt in Geschäften vorräthig gehalten, und gewiß finden es die meisten Damen bequem, ihren Bedarf an Beizen fertig in Flaschen zu beziehen. Dennoch können Fälle vorkommen, in denen die Selbstanfertigung erwünscht ist; auf dem Lande und in kleinen Städten verursacht die Besorgung oft Weitläufigkeiten; bei größeren Gegenständen, z. B. Möbeln, spielt selbst der Kostenpunkt eine Rolle, auch regt sich wohl der Wunsch, den Farbenton selbst bestimmen zu können. Daher mag ein einfaches, billiges, erprobtes Recept zur Bereitung einer schönen grünen Beize erwünscht sein, zumal die Zuthaten, Indigo und Curcuma, giftfrei und unschädlich sind; man kann sie in jedem Droguen- und Farbengeschäft, selbst schon für 10 Pf., erhalten, erstere meist in Salbenform, letztere gepulvert. Beide Stoffe entstammen dem Pflanzenreich und südlichen Gegenden. Jeden Theil muß man einzeln mit etwas Essig kochen, die gewonnene Flüssigkeit durchseihen und in eine Flasche füllen. Die blaue Farbe wird ganz klar, während die gelbe stets einen Rückstand hinterläßt; doch beeinträchtigt dies nicht die Anwendung der Beize, denn nach dem Aufstrich fallen die festen Theilchen ab oder lassen sich leicht entfernen. Will man einen Holzgegenstand grün beizen, so gießt man von beiden intensiven Flüssigkeiten etwas in eine Schale und verdünnt sie mit Essig, bis man den gewünschten Farbenton erhält, den man nach Belieben bläulicher oder gelblicher, heller oder dunkler mischen kann. Man probirt auf einem Holzbrettchen oder auf der Rückseite des Gegenstandes. Der Aufstrich erfolgt gleichmäßig mit breitem Pinsel und nicht zu langsam und kann nach dem Auftrocknen wiederholt werden, wenn die Farbe dunkler oder etwas anders getönt ausfallen soll. Selbstverständlich läßt sich die gelbe oder blaue Beize allein verwenden. Ebenso kann man einzelne Theile, Leisten 2c. dunkler halten oder den Ton abschattiren, indem man die ganze Fläche allmählich aus einer hellen Nüance in eine dunklere übergehen läßt. In dieser Weise behandelte Gegenstände sind namentlich für den sogenannten Buntschnitt beliebt, der in der Nr. vom 12/5 95 gelehrt wurde; die herausgehobenen zierlichen Gräser, Blatt- und Blüthenformen lösen sich dann in hellem Holzton wirkungsvoll vom farbigen Hintergrunde ab. In einzelnen Geschäften bekommt man den Indigo aufgelöst; man braucht dann die gelbe Farbe nicht zu kochen, sondern kann sie trocken unter die Indigo-Lösung mischen, die Beize bei Bedarf warm stellen und gut umschütteln; doch verdient die gesonderte Herstellung beider Farbmittel den Vorzug. O. Altmann.

Sport-Anzug mit Tresse-Besatz.

Bezugsquellen: Promenaden-Kostüm: Chr. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 7.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide
ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. October 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Frau Anna Schepeler-Lette.

Nach einer Photographie von E. Vogelsang in Berlin.

Vor wenigen Monaten war es uns vergönnt, auf das fünfundzwanzigjährige verdienstvolle Wirken der Vorsitzenden des „Lette-Vereins", Frau Anna Schepeler-Lette, hinzuweisen, einer Frau, die in nimmer ruhender Fürsorge für das Wohl der arbeitenden und erwerbenden Klasse der Frauen Tausenden eine lebenslange Wohlthäterin und Versorgerin und durch ihre Schaffensfreudigkeit allen ein leuchtendes Vorbild geworden ist. Der Tod hat ihrem Leben ein jähes Ziel gesetzt; am 17. September d. J., als sie im Begriff stand, einer großen Schülerinnen-Prüfung beizuwohnen, erlag Frau Anna Schepeler-Lette im Alter von achtundsechzig Jahren einem Herzschlag. Sie starb, umgeben von ihren „Kindern", wie sie die Lernenden in den verschiedenen Ausbildungsschulen des Lette-Vereins zu nennen pflegte, in der von ihrem Vater gegründeten, von ihr fortgeführten und erweiterten Anstalt in der Königgrätzerstraße, — bis zum letzten Augenblick in getreuer Erfüllung ihrer selbsterwählten Pflichten, trotz körperlicher Schwäche bis ans Ende den Sprüchen nachlebend, die gewissermaßen Leitsterne ihres ganzen Lebens waren: „Nicht ich, sondern alle" und: „Nimmer genug!"

Im October 1865 veröffentlichte der Präsident des Königlichen Revisions-Collegiums für Landes-Kultursachen Dr. Wilhelm Adolf Lette zu Berlin eine Denkschrift: „Ueber die Eröffnung neuer und die Verbesserung der bisherigen Erwerbsquellen des weiblichen Geschlechts", — eine Darlegung seiner langjährigen Beobachtungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenbildung und Frauenarbeit und zugleich ein Weckruf an die schlummernden Geister der Nation, zum Zweck der Hebung nationaler Wohlfahrt. Kein Blitzstrahl hätte zündender wirken, keine „Frage" größeres Interesse erregen können, als jene, die Präsident Lette aufwarf. In allen Kreisen der Bevölkerung las man die „Denkschrift", sprach man von dieser Frauenfrage, die in einer am 13. December 1865 im großen Saal des Englischen Hauses gehaltenen Versammlung von Männern und Frauen der Wissenschaft, der Gesellschaft und vielen anderen näher und lebhaft erörtert wurde. Die Bildung eines „Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts", des späteren „Lette-Vereins", unter dem Protectorate der damaligen Kronprinzessin Victoria, die als Protectorin bis heute dem Verein ihr stetes Interesse bewahrt hat, war das Resultat der Versammlung.

Was der Vater ins Leben gerufen, half die älteste Tochter Anna gründen, bauen, erweitern und vollenden. Als Frau Anna Schepeler nach dem Tode ihres Gemahls, des Großkaufherrn Karl Schepeler zu Frankfurt a. M., und ihrer drei Söhne gramgebeugt und einsam zurückkehrte in das Vaterhaus, wurde die Arbeit an dem neuen, segensreichen Werke ihr Trost und ihre Heilung von schweren Seelenleiden. Der größte Lohn für Mühe und Arbeit waren ihr das Wachsthum und Gedeihen des Vereins. Der Tod des heißgeliebten Vaters, — am 3. December 1868, — machte sie zur Erbin seines Werkes, und sie trat das Vermächtniß des Heimgegangenen an mit einem Ernst und einer Freudigkeit, die sie in den langen Jahren ihres Wirkens in guten und bösen Tagen sich bewahrte, und die nicht verfehlen konnten, auch bei allen, die ihr nahe traten, begeisterte Nachahmung zu finden. „Die Arbeit soll eine Freude sein, keine Last." In diesem Sinne faßte sie jedes Amt auf, das ihr oblag. Man fragte Frau Schepeler einmal, warum sie so willig auf Ruhm, auf öffentliche Anerkennung verzichte: „Ich entbehre sie ja nicht," antwortete sie, „Verehrung und Ehrung sind schöne Dinge, aber wenn mich nur einige lieb haben, das ist mir mehr werth." — Und „lieb haben" mußte sie jeder, der nur einen Blick in den reichen Schatz ihres Wesens thun durfte. Sie war eine Feindin des frömmelnden Christenthums, doch Christi Lehren übertrug sie ins praktische Leben. Nicht nur ihre „Kinder", nicht nur die Armen und Aermsten versorgte sie mit Brod und Wissen, — manch einer jungen Künstlerin, manch einer mühsam empor sich Ringenden hat sie ungebeten und ungesehen helfend die gefüllte Hand gereicht und nicht geruht, bis auch Verirrte sich heimgefunden und sicher geborgen waren. Bittenden war ihr: „Ich laß' es mir durch den Kopf geh'n" das sicherste Zeichen der Gewähr.

Mit Recht war Frau Schepeler-Lette fast pedantisch-streng in der Zeit- und Arbeits-Eintheilung, doch gönnte sie auch jedem gern die verdiente Erholung, — sie selbst fand solche am meisten in der Musik. Wie sie aber weder Müdigkeit, noch Zaudern und Zagen kannte, wenn Arbeit rief oder Schweres zu überwinden war, so forderte sie auch von ihren „Kindern" stets volle Hingabe, sowie Einsetzen der ganzen Kraft bei der Arbeit, und schaffensfreudiges Zusammenwirken von den Mitarbeitern an dem großen Webstuhl des Fleißes, dessen Fäden je einzeln in ihrer Hand ruhten. Der „Lette-Verein" (diesen Namen trägt er auf Antrag des damaligen Vorsitzenden Professor v. Holtzendorff seit 1869, zwei Jahre später übernahm Frau Schepeler den Vorsitz) umfaßt gegenwärtig eine Handels-, Gewerbe-, Zeichen- und Modellir-Schule, eine photographische Lehranstalt, eine Setzerinnen-Schule, ein Kunst-Handarbeits-Atelier, Restauration und Kochschule, eine Haushaltungs-Schule, eine Wasch-Anstalt nebst Wasch- und Plätt-Lehranstalt, ein Arbeits- und Stellenvermittlungs-Bureau und viele andere gemeinnützige Stiftungen und Einrichtungen, die zum großen Theil dem hervorragenden Organisations-Talent der Verstorbenen ihre Entstehung verdanken. Namhafte Geldspenden von bekannten und unbekannten Gönnern, die Zeugniß ablegten von dem Interesse, das diese Wohlfahrts-Einrichtungen überall erregten, halfen der Leiterin, den Lette-Verein zu solcher Vollkommenheit zu führen, daß er im In- und Auslande mehrfach als Muster zur Gründung und Errichtung ähnlicher Frauenerwerbs-Vereine dienen konnte. Der plötzliche Tod von Frau Schepeler-Lette, dieser unermüdlichen Förderin der nach praktischen Zielen strebenden Frauenbewegung, bedeutet daher nicht nur einen herben Verlust für den Verein selbst, sondern auch für die gesammte Frauenwelt.

Unter ganz außerordentlich großer, ja allgemeiner Theilnahme fand die Trauerfeier für die Verstorbene vor Ueberführung der Leiche nach Frankfurt a. M. im Conferenz-Saal des Anhalter Bahnhofs statt. In stets dankbarer Erinnerung an die Heimgegangene gilt den Ueberlebenden das Mahnwort aus dem sechsten Galater-Brief, welches Professor Dr. Scholz, Prediger an der Marienkirche, der Gedächtnißrede am Sarge der Entschlafenen zu Grunde legte: „Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören."

E. Schmidt.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Ein eigenartiges Winterfest, bei welchem dem Kostüm der Damen ein besonderer Antheil zugedacht ist, beabsichtigt der „Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin" am 6. November in der Philharmonie zu begehen. Das Thema soll lauten: „Ein Farbentraum". Wir haben der historischen Trachtenfeste genug gehabt und von der Antike bis zum Rococo und Empire uns in allen Stilarten verkleidet. Das entsprach der antiquirenden Richtung unserer Kunst und unseres Kunstgewerbes; unsere decorative Kunst geht heute neue Wege. Wir wollen nicht mehr peinlich in den Bahnen des Alten wandeln, sondern aus Natur und Phantasie neue Gestaltungen gewinnen, die den Ansprüchen unserer Zeit entsprechen und uns selber angehören. Es ist an der Zeit, auch im Kostüm der Gegenwart ihre Rechte zu gönnen und den Versuch zu machen, innerhalb der heutigen Mode eigenartige Wirkungen für solch festlichen Anlaß zu erzielen. Darum soll diesmal die Farbe das Haupt-Motiv bilden. Aus den sechs Hauptfarben Roth, Blau, Gelb, Grün, Orange, Violett soll jeder Theilnehmer für sein Kostüm diejenige wählen, die ihm am meisten gelegen ist, sodaß sechs coloristische Gruppen entstehen, die nach gemeinsamem Plan im Saale vertheilt und in das einleitende Festspiel hinein gezogen werden. Für den Schnitt der Damenkleider wird volle Freiheit gelassen. Auch bei den Herren sind phantastische Kostüme erwünscht; doch wird auch der moderne Gesellschafts-Anzug sich durch mancherlei Zuthaten farbig gestalten lassen. Für die Vorbereitung der Kostüme im einzelnen werden künstlerische Comités von Damen, bezw. Herren des Vereins thätig sein, um jedem Theilnehmer Rath über Farben, Stoffe und Schnitt zu geben. Der „Verein für Deutsches Kunstgewerbe", der mit diesem Feste zugleich sein zwanzigjähriges Bestehen feiert und über 1300 Mitglieder zählt, wird auch Gäste, namentlich aus unseren künstlerisch interessirten Kreisen, herzlich willkommen heißen. Der Eintrittspreis ist niedrig bemessen. Die Geschäftsstelle des Vereins ist Wilhelmstr. 44.

Frankfurt a. M. — Höchste Bewunderung erregte ein vor kurzem hier ausgestelltes Kunstwerk, eine von Fräulein Clara Ripberger aus Dresden nach Größe, Form und Farbe getreu in Nadelmalerei wiedergegebene Copie der Sixtinischen Madonna. Das Bild ist mit Filoselle-Seide auf grober Leinwand gestickt, nachdem die Umrisse der Vorlage entsprechend darauf vorgezeichnet waren. Da die Seide in den seltenen Farben des Originals nicht im Handel ist, mußten die Stickfäden besonders vorbereitet werden, um die feinen Uebergangstöne wiederzugeben; durch Zusammendrehen verschiedenfarbener Fäden der Filoselle-Seide, durch sorgfältigstes Prüfen und Vergleichen mit den Farben des Originals war es möglich, ein so wahrhaft glänzendes Resultat zu erreichen. Das Bild macht in einiger Entfernung den Eindruck, als sei es durch Pinsel und Farbe aus Meisters Hand erstanden, nicht als ob fleißige Frauenhände sechs Jahre lang daran gestickt hätten! Der Werth des Kunstwerkes wird auf 60,000 Mark angegeben.

Paris. — Teresina Tua, die berühmte Geigenkünstlerin, — jetzt Gräfin Franchi-Verney, — ist auf Vorschlag des Ministers Hanotaux zum Offizier der Pariser Akademie ernannt worden. Teresina Tua war Schülerin des Pariser Conservatoriums.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Zu der auf dem farbigen Bilde, Pl. 1285, dargestellten eleganten Haus-Toilette aus veilchenfarbenem

Ball-Seide

75 Pfg.

bis Mk. 18.65 p. Mtr. — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weisse** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65**

per Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste ꝛc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc.

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider	p. Robe „ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards	bedruckt „ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr,** für Landschaft **W. Hamacher,** für Blumen **P. Barthel** u. Frl. **Blanckenburg,** für Illustriren **K. Storch,** für Modelliren **R. Glanflügel,** für Kupferstich Prof. **G. Eilers,** für Perspektive **W. Herwarth,** für Anatomie **H. Hausmann.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Das Atelier der Kunststickschule des Frauenerwerbsvereins zu Dresden. **Ferdinandstr. 13, II.** empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 19.*

von Prieser'sche **Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.** **Stuttgart,** Moserstr. 12, Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. ar. d. Fr **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Wandteller, Vasen, Krüge ꝛc. ꝛc. **zum Bemalen** fertigt an nach Zeichnung u. Größenangabe billigst **Thonwaarenfabrik F. Feuerherdsen, Coswig i. A.**

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Legflühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur ꝛc. **Graf,** Geflügelpark, **Auerbach Hess.**

Echte Spitzen. Muster frei, direct von Spitzenfabrik Baumann, Schönheide i/E.

Nagel Arbeit J. A. Pecht, Konstanz. Kataloge gratis und franco.

Ia Harz. Pflaumenmus Post Dose 2,50 empfiehlt **G. Mackenrodt, Quedlinburg.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tuch geben wir nebenstehend die Gegenansicht. Im Rücken wiederholt sich die Mäander-Garnitur aus schwarzem Atlasband, deren steife Linien schräg dazwischen gesetztes schmales Bändchen mildert. Sehr kleidsam gestaltet sich zu der leicht überhängenden Bluse der Miedergürtel aus breitem schwarzen Atlasband, das, bis zum Taillenschluß in feine Fältchen geordnet, lose aussspringt und als kurzes Volant-Schößchen auf die Hüfte fällt. A. K.

Haus-Toilette mit Mäander-Garnitur Rückansicht des farbigen Modenbildes, Pl. 1285.

— Die Wintermode dieses Jahres bringt der interessanten und neuen Mantelformen so viele, daß es schwer zu sagen ist, welcher man den Preis zuerkennen muß! Mit der rauher werdenden Jahreszeit tritt nun vor allem die lange Promenaden-Hülle, das kleidsame Mantelkleid in den Vordergrund. Unsere Vorlage ist aus langhaarigem englischen Wollstoff in Prinzeßform gefertigt, deren Taillenlinien ein halblanges Cape verdeckt. Auch hier fehlt nicht die Hauptmode des Winters, der Tressenbesatz. Die breite Falten-Garnitur des Cape ergänzen Revers, die, gleich der Innenseite des hohen Medicis-Kragens mit Pelz bekleidet, sich über einem Chemiset aus Brocat-Stoff öffnen. Den Amazonen-Hut mit aufgeschlagener Krempe und nach oben sich verbreiterndem Kopf garniren Sammet-Schlupfen und abstechende Federn. A. K.

Mantelkleid in Prinzeßform.

— Sobald der Abendmantel nicht nur der Zweckmäßigkeit zu dienen hat, sondern zugleich Zeugniß von Rang und Reichthum seiner Trägerin ablegen soll, darf er in Stoff- und Farbenverbindung so luxuriös wie nur möglich sein. Modefarbene broschirte Seide für die Seiten-, grüner Sammet für die Vorder- und Rückentheile nebst den Revers, dazu schmaler Nerzbesatz vereinigen sich hier zu vornehmster Wirkung; helle Seidenwattirung entspricht der Kostbarkeit und Eleganz des Ganzen. Vorn lose und durch unsichtbare Knopfvorrichtung geschlossen, erscheint der Mantel im Rücken glatt und wird durch einen innen befestigten Gurt in der Taille anliegend. Vom Taillenschluß an fällt der Sammet-Einsatz des Rückentheils in vier großen Tütenfalten weit und lose aus, um den garnirten Rock des Gesellschaftskleides nicht seiner Frische zu berauben. Die Nerzstreifen garniren den vorderen Schluß, Kragen und Revers, überall von schmalem Plissé aus doppelseitigem grünen Atlasbande begleitet; eine durch Straß-Schnalle gehaltene Atlasschleife stützt den sehr hohen, aufgeschlagenen Sturmkragen im Nacken. Originell ist auch die Capote aus duftigen Spitzen, die sich leicht über das lose frisirte Haar legt; das mittelst Straß-Schnalle befestigte Moiré-Band, unter dem Kinn leicht eingeschlungen, hält das häubchenartige Arrangement fest. E. S.

Vorderansicht zum Abendmantel.

Abendmantel mit Sammeteinsatz und schmalem Nerzbesatz. Siehe die Vorderansicht.

Wien. — Das elegante „Fünf-Uhr-Thee"-Kleid aus japanischem gestickten Stoff in hellstem Lachsrosa ist mit weitläufigen Stickereien in Gold und verschiedenen blauen Schattirungen überdeckt. Dem japanischen Kostüm entsprechen auch die mehrfach übereinander gekreuzten Taillentheile aus hellblauer Gaze und die Atlas-Revers; unter dem mit blauem Atlas gefütterten Kleide wird ein Devant aus gezogener blauer Gaze sichtbar. Zwischen den Watteau-Falten in der Rückenmitte tritt abermals gefaltete Gaze hervor. Eine breite Schärpe aus japanischem Stoff, mit Atlas gefüttert und mit breiten, geknüpften Franzen-Enden aus Seide und Goldfaden abgeschlossen, wird lose um die Taille geknüpft. Das Originellste ist der japanische Aermel mit blauem Atlasfutter und dichten Gaze-Rüschen an der Innenseite, die ihn abstehend gestalten. N. Br.

„Fünf-Uhr-Thee"-Kleid in japanischer Form.

Paris. — Mehr denn je widmet die Mode den Hüten besondere Aufmerksamkeit. Neben den allgemein herrschenden Formen, die sie variirt und durch wechselnde Garnituren neu belebt, weiß sie stets durch eine Fülle interessanter Einzel-Erscheinungen zu überraschen. Graziöse Eigenart bei unleugbarer Einfachheit der Form zeigt der jugendliche Bolero aus schwarzem Filz, dessen leicht geschweifter Kopf den ein wenig steifen Charakter dieser Form mildert. Die aufwärts gebogene Krempe bekleidet, sehr kleidsam für das Gesicht, schwarzer Sammet, der sich als breite Blende auch um den Kopf legt. Originell ist der seitliche in allen Regenbogen-Farben schillernde Hahnenfeder-Stutz, den eine schwarze Jet-Schnalle hält. — Etwas exclusiv wirkt der große Amazonen-Hut, wie ihn unsere Skizze zeigt, der von der Pariserin gern als Wagenhut oder in der Theater-Loge getragen wird. Hellgrüner weicher Filz bildet die zu beiden Seiten kühn aufgeschlagene Form; um den Kopf legt sich dunkler nuancirter Spiegel-Sammet, der auch glatt die Außenseite der Krempe bekleidet. Hochauf ragt an der Seite, der stilvollen Form entsprechend, eine grün abschattirte Straußfeder-Garnitur, die von einer blitzenden Schnalle gehalten wird, und sehr reizvoll stimmt zu dem leichten Grün des Hutes der längliche Strauß weißer Camelien, der sich seitlich unter die Krempe und in die krausen Haarwellen schmiegt. — Von anmuthigem Chic ist die aus einer weichen Filzplatte geformte silbergraue Toque, deren wellenförmiger Rand frische, jugendliche Gesichter vorzüglich kleidet. Zwischen Kopf und Krempe legt sich breite, silberbestickte Tresse, seitlich je von einer Perlmutter-Schnalle gehalten. Hochstehende Schlupfen aus grauer Seide, die mit schwarzem Atlas abgefüttert sind, bilden nebst einem Reihertuff den seitlichen Schmuck. B. de G.

* * *

Thierköpfe als Schirmgriffe sind nach wie vor bei den Modedamen in Gunst. Da sieht man Schwäne und Enten, die die Schnäbel aufsperren, Tauben, Hasen u. s. w. Die letzte Neuheit aber dürfte der Puppenkopf aus Biscuit-Porzellan sein, wie ihn die Puppen tragen, mit denen unsere Töchter spielen. Email bildet die Augen, die seidenen Haarsträhnen entschlüpfen einem silbernen Kämmchen.

Amazonen-Hut mit Straußfeder-Garnitur.

Toque, garnirt mit silbergestickter Tresse.

Bolero mit Stutz aus Hahnenfedern.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Die isländische Brettchen-Weberei.

Von M. Lehmann-Filhés.

Heutzutage, wo wahre Wunderwerke des Kunstsinnes und der Geschicklichkeit aus Damenhänden hervorgehen, ist es vielleicht an der Zeit, auf eine höchst eigenthümliche, uralte und doch außerhalb Islands ganz unbekannte Art des Webens zu verweisen, den sogenannten spjaldvefnadur. Das Wort ist zusammengesetzt aus spjald (ein Täfelchen, Brettchen) und vefnadur (Weberei). Man kann mittelst derselben prächtig wirkungsvolle, bunte Borten weben, ohne anderer Geräthe zu bedürfen, als einer Anzahl kleiner viereckiger Täfelchen, sodaß sich das Ganze bequem in einem Arbeitstäschchen unterbringen läßt.

Die Kunst des Webens mit Webebrettchen ist, wie schon gesagt, uralt. In der älteren Edda ist im zweiten Gudrun-Liede davon die Rede; der Hunnenkönig Atli (der Etzel des Nibelungen-Liedes) läßt für sich um Gudrun (im Nibelungen-Liede Chriemhild) werben, und um sie der Heirath geneigt zu machen, rühmt man ihr alle die Herrlichkeiten, die ihrer als der Gemahlin des Hunnenherrschers warten, darunter „hunnische Maide, die mit Brettchen weben". — Auf der Insel Björkö im Mälarsee in Schweden, wo man 1871 begonnen hat, die Ueberreste einer Stadt auszugraben, die in vorgeschichtlicher Zeit dort gestanden hat, ist unter zahlreichen anderen prähistorischen Gegenständen auch ein knöchernes Webebrettchen gefunden worden (siehe „Sur les découvertes faites dans l'île de Björkö" par Hjalmar Stolpe, in „Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques; compte rendu de la 7e session, Stockholm 1874"; Seite 624). Was mit der betreffenden Stelle der Edda gemeint ist, würden wir nicht verstehen können, wenn diese Kunst sich nicht in Is-

(Fortsetzung siehe Seite 101.)

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide
ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

land bis auf den heutigen Tag erhalten hätte, wie ja auch auf der fernen Insel heidnisch-germanischer Götterglaube länger als irgendwo im skandinavischen Norden und manche uralte Ueberlieferung, vor allem die herrliche altnordische Sprache bis zu dieser Stunde lebendig geblieben sind. Auch in Jütland und in der schwedischen Provinz Schonen wird noch hier und dort mit Brettchen gewebt, worauf ich am Schlusse zurückkommen werde. Das auf Björkö gefundene Brettchen wurde daher sofort richtig gedeutet. In Island scheint die Brettchen-Weberei dem Aussterben anheimfallen zu sollen, da ausländische Fabrikware die alte heimische Handarbeit zu verdrängen im Begriff ist. Nach Ablauf weniger Jahrzehnte wird vielleicht keine Isländerin mehr ihre geschmackvollen Figuren, Buchstaben und Jahreszahlen in Aufschürz-, Strumpf- und Tragebänder einweben, die sie der Freundin oder dem Jüngling ihrer Wahl zu verehren gedenkt, — denn auch in Island giebt es ein neunzehntes Jahrhundert. Dennoch glaube ich nicht an ein völliges Aussterben dieser Technik, dazu halte ich sie für zu lebensfähig; die Einfachheit des Geräthes und der Hantirung, der weite Spielraum für den individuellen Geschmack in Erfindung neuer Muster und Auswahl der Farben, die reizende Wirkung des unter den geschickten Fingern entstehenden Gewebes machen die Arbeit zu einer so fesselnden, daß man sie ungern aus den Händen legt.

Ich werde mich nun bemühen, das ganze Verfahren so deutlich zu schildern, daß jede Leserin mit Leichtigkeit darnach arbeiten kann. Die Brettchen, die man in Island ganz dünn aus hartem Holze fertigt, kann man aus steifer, nicht zu dicker Pappe schneiden; ein Bogen Pappe ergiebt 100 Stück, doch so viele braucht man vorläufig nicht. Jedes Täfelchen muß 7 cm im Geviert messen und (genau wie Fig. 1) mit 4 kreisrunden, nicht zu kleinen Löchern versehen sein, deren Umrandung,

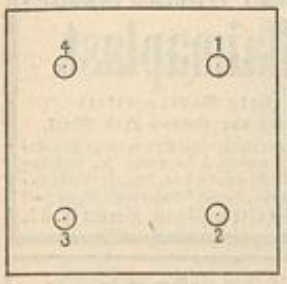


Fig. 1.

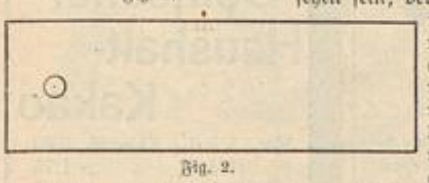


Fig. 2.

wie auch diejenige der Brettchen, vollkommen glatt sein muß. Ich habe die Löcher mittelst eines Locheisens, das ich für 30 Pfg. in einer Eisenhandlung kaufte, ausgeschlagen, nachdem ich sie auf jedes Täfelchen aufgezeichnet hatte. Diese Brettchen sollen den Aufzug des Gewebes aufnehmen, wobei ihre Anzahl von der Breite des zu webenden Bandes abhängt.

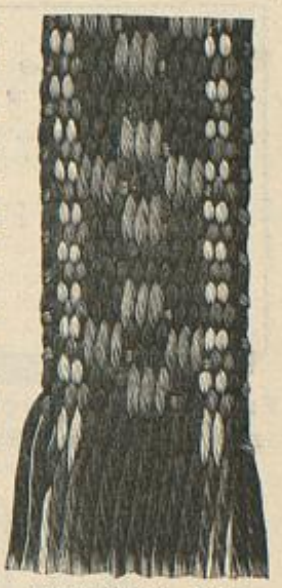
Als Weberschiffchen dient gleichfalls ein Brettchen, um welches der Einschlagfaden gewickelt wird; das meinige ist 11 cm lang und $3^1/_2$ cm breit. Damit sich der Faden nie weiter abwickelt, als man wünscht, versehe man es ebenfalls mit einem Loch (Fig. 2), lasse dieses beim Aufwickeln frei und ziehe das Ende des Fadens hindurch; beim Verbrauche des Einschlagfadens während des Webens kann man eine Windung nach der andern lockern und abwickeln, und das Brettchen wird bequem zur Hand am Faden hängen.

Dies sind die Geräthschaften, nun zum Material. Als solches dient Wolle von

Das Weben mit Brettchen.

beliebiger Stärke; die herrliche isländische Wolle, unglaublich fein und haltbar, sowohl vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit wie infolge der sorgfältigen Zubereitung, der man sie in ihrer Heimat unterzieht, haben wir zwar nicht, doch steht uns immerhin eine ziemliche Auswahl zu Gebote. Ich denke hier z. B. an die vierdrähtige Orient-Wolle, die so lose zusammengedreht ist, daß sie sich leicht spalten läßt, wenn man ein feineres Gewebe anfertigen will. Mit besonderer Vorliebe verwende ich aber nordische Wolle, die ich auch jeder Anfängerin dringend empfehle. Zu vermeiden sind Zephyr- und Mooswolle, wie überhaupt alle Wollgarne von ähnlich weicher und elastischer Beschaffenheit. Den Einschlagfaden nehme ich von etwas dünnerem Garn, weil das Muster dadurch hübscher geräth.

Die Weberei mit Brettchen eignet sich vornehmlich zur Hervorbringung farbiger Muster auf andersfarbigem glatten Grunde. Es wird am besten sein, wenn ich die Technik sogleich an einem möglichst einfachen Muster anschaulich mache. Zu dieser Borte (Fig. 3), die nach einem isländischen Motiv entworfen ist, gehören 15 Brettchen und schwarze, dunkelrothe, moosgrüne und goldgelbe Wolle. Zunächst schneide man die Aufzugfäden alle gleich — wir wollen sagen 2 m, — lang zu ($^1/_6$ der Länge etwa geht beim Weben ein); es sind erforderlich 22 schwarze, 9 rothe, 4 grüne und 4 gelbe Fäden. Um die Ordnung, in der die Fäden in die Brettchen eingezogen werden, deutlich zu machen, bezeichne ich die Löcher mit Nummern, wie Fig. 1 zeigt. Indem man


Gewebte Borte. Fig. 3.

die Fäden einzieht, schichte man die Brettchen sogleich ordentlich auf einander und lege auch die Fäden möglichst glatt einen zum anderen, wobei man sie sämmtlich auf derjenigen Seite, auf der Loch 3 und 4 sich befinden, und wo später das Weben be-

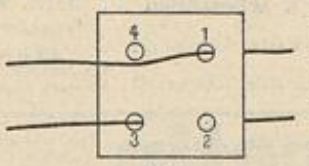


Fig. 4.

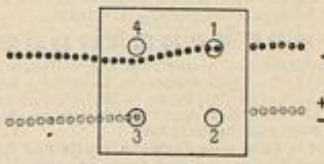


Fig. 5.

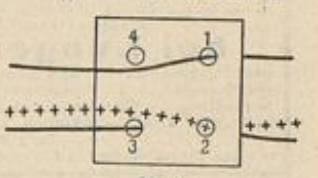


Fig. 6.

ginnen soll, nur 20 cm lang herauszieht. Das Einziehen muß ganz symmetrisch und bei allen Brettchen von der nämlichen Seite geschehen.

(Fortsetzung in den folgenden Nummern.)

Bezugsquellen: Haus-Toilette: L. Michaelis, W. Leipzigerstr. 93.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst. **Dresden S. Moesta,** Direktor.

Lebensanschauung
neue u. stolze und L.-Freude durch meine eigenartig berührende Charakter- u. Seelenanalyse jedes Menschen aus d. Handschrift. 1,50 M. und 20 Pf. Porto (auch Marken) an den Entdecker der Psychographologie **P. P. Liebe** in **Augsburg.**

Vertrauliche Auskünfte
über **Vermögens-, Familien,-** Geschäfts- u. **Privat-Verhältnisse** auf **alle** Plätze und sonstige **Vertrauenssachen** besorgen **direct** u. **gewissenhaft:**
Greve & Klein, Berlin.
Internationales Auskunftsbureau.

Für **eine Braut,** Hausfrau oder junges Mädchen wird das „Illustrierte Germania-Kochbuch" v. A. v. Natzmer (M. 4.—) von allen vornehm. Frauenzeitschrift. auf das wärmste empfohlen. S. a. Kritik in **Heft 15 d. Bl.** Ansichtsexemplare portofrei. (Verlag v. Hugo Andres & Co., in Frankfurt a. Oder.)

über unverwüstliche
◆ Puppen ◆
mit selbsteinschraubbaren Gliedern, ff. Spielwaaren u. Lehrmittel verlange m. Preisl.
Zerbrochene Puppen werden reparirt.
Pulvermacher & Westram, Sonneberg S.

Damentuch
reinwollen, moderne Farben, feine Appretur, liefert billigst, Muster kostenfrei. **Hermann Bewier,** Sommerfeld, Bez. Frankfurt a/O. Tuch-Versandgeschäft, gegr. 1873.

Verlag von Carl Habel.
Berlin SW., Wilhelmstrasse 33.
Das ABC der Küche von *Hedwig Heyl.*
Gebunden in Leinen 9 M.
Gebunden in Halbfranz 10 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlg.

Verlag von
G. M. Alberti's Hofbuchhandlung, Hanau.
Sinnigstes Gelegenheits- u. Hochzeits-Geschenk!
Unser Fremdenbuch.
Blätter der Erinnerung und Freundschaft für jedes Haus, in dem **Gäste willkommen** sind. Jede Seite ziert ein **altdeutscher Spruch.** Mit einem **Widmungsblatt** in **Aquarelldruck. Elegant geb. M. 4.50, M. 5.50, M. 7.50.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kneipp! In allen Hauptsprachen der Welt sind übersetzt die Werke des durch seine wunderbaren Kuren in allen 5 Welttheilen bekannten **Prälaten Kneipp.** Interessenten finden Näheres darüber in der überall gratis u. franko erhältl. 64 S. starken illustr. **Kneipp-Broschüre.** J. Pösel, Bchd., Kempten.

Brandmalerei Kerbschnitt
Über Holzgegenstände, Luxusmöbel, Brennapparate, Werkzeuge, Beizen, Lacke, Übungstafeln z. Selbstunterr. verl. man gratis u. franko den **neusten Weihnachtskatalog.**
J. Brombach, Holzwarenfabrik
Schwerin i. M.
Holzgegenstände nach Abbildg. dies. Zeitschr. od. eig. Entwürfe werd. billigst ausgeb. angefert.

Im eigenen Interesse unserer Leserinnen
weisen wir darauf hin, dass sie grat. u. frko. die **neueste Preisliste** der Firma **Siegbert Levy, Berlin C.,** Jerusalem. Str. 23, erhalten können. Dieselbe enthält Abbildungen mit Preisen der modernsten Federboas, Taillen- u. Rockgarnituren, Husarengarnitur., Perl- u. Passementerie-Besätze, Spitzen, Spitzenstoffe, Tressen und anderer Neuheiten.

Allen Damen
empfehlen wir unsere bestens bewährte **unsichtbare Stirntouffe** von naturkraus-welligem Haar, sehr kleidsam zur Schonung der eigenen, sowie zum Decken u. Verstärken bei dünnem Scheitelhaar. Preis M. 6 u. 8, m. langem, welligem Haar M. 10 u. 12. **Neu! Zöpfe,** teilbar zum **Selbstfrisieren,** für jede Frisur verwendbar, von M. 10—30.
Nagel & Barth, Coiffeurs, **Berlin.**
Charlottenstrasse 58, am Schauspielhaus.

Glasen-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, die besten Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Wer **Tricot- u. Strumpfwaaren** benöthigt, verl. Katalog od. Auswahlsend. **Hammer & Cie., Stuttgart F.**

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Meth. (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 Pf. Apoth. **Wegener, Reinfeld i/H.**

Schöner Teint!
Keine Sprödigkeit der Haut und Lippen — keine Hautunreinheiten — kein Jucken u. kein Wundsein d. Haut — keinen Frost — keine Röte — weisse Hände, kein Fältchen d. Haut — bei Gross und Klein erzielt mein fein duftender **„Birken-Crême"** (ges. geschützt) **nicht fettend.** Dose **1,50** Mk. Nur allein bei **Franz Schwarzlose, Berlin, Leipziger Str. 56 (Kolonnaden).**

Kinderwagenbazar
Max Brünner, Berlin SW. Jerusalemerstraße 42. Versandgeschäft. Großartigste Auswahl, bestes Fabrikat, bill. Preise. Viele Anerkennungen. Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Delic. Sauerkraut

unübertroffen in Geschmack und Schnitt	1/1 Ank.	1/2 Ank.	1/4 c Ank.	Post-Dose
	4.50	3.—	—	1.50
Salzgurken	7.50	5.—	3.50	1.60
Senfgurken, hart	10.—	6.—	—	3.50
Pfeffergurken, kl.	8.50	5.—	—	2.50
Preisselbeeren in Raff.	7.20	3.75	—	—
Pflaumenmus, Netto Ctr.	17.50	2.50	—	—

Spargel, Erbsen, Bohnen, Früchte laut Preisl incl Gefäss ab Magdburg geg. Nachn. od. vorh. Casse.
Albert Kelm & Co, Magdeburg, 30.
Conserven-Fabrik.

Phoenix. **Vorzügl. Toilette-Haarwasser,** nach Grundsätzen der mod. Kosmetik zusammengestellt und ärztlich empfohlen. Flaschen à 3 Mk. u. 1,50. **Einhorn-Apotheke, Crefeld.** (Urtheil in Heft 16 der Illustr. Fr.-Ztg.).

G. A. Noll in Halle a. S.
Verlag von **Praktischen Vorlagen** für Brand- u. Kerbschnitz-Arbeiten, Delft- und Gobelin- etc. Malerei.
— Fortlaufend Neuheiten. —
Lager sämtlicher Mal-, Brand-, Kerbschnitz- etc. Artikel.
Illustrierte Preisliste gratis u. franko.

1200
Stilv. **Laubsäge-, Schnitz-,** Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen a. Papier u. Holz. **Anleit-, Utensilien, Maschinen, Werkzeuge und Materialien** Zeitschrift „Der Dilletant". Illust. Preislisten f. 30 Pf. in Briefm.
Mey & Widmayer, München

Patentirt in Deutschland, England, Schweiz, Russland angem., Amerika angem.

Brandmalerei
auf Holz, Leder, Pappe etc. lässt sich mit **Schneiders Brennapparat „Juwel"** am saubersten und leichtesten ausführen! Vollständig rauch- u. geruchloses Brennen. Leichteste Handhabung mit einer Hand!

Sensationelle Neuheit für die Brandmalerei.
Besondere Vortheile des **„Juwel"** gegenüber den bisherigen Brennapparaten mit Gummigebläse u. Benzingase sind folgende: Gleichmässig. Glühen d. Brennstiftes, wodurch auch die ungeübteste Hand im Stande ist die saubersten Arbeit. auszuführen. Ein kompletter Apparat mit 5 leicht auswechselbaren Brennstiften, womit verschied. Dekorationen und Schriften gebrannt werden können, kostet nur M. 12, mit 7 Brennstiften M. 13.50, u. in extra eleg. Ausstattung M. 16.50. **„Juwel"** ist in den meisten Geschäften dieser Branche zu haben, wo nicht erhältlich, direct v. Patentinhaber
W. E. Schneider,
Dresden 12,
Wittenbergerstraße 7.
Bitte Gebrauchsanleitungen zu verlangen.

Teppichfegemaschinen
M. 11.— per Stück.

C. F. W. Lademann Söhne,
BERLIN C., Wallstr. 84/5.
Ausstattungsmagazin für Haus und Küche incl. Möbel.
Reinnickel- u. Aluminium-Kochgeschirre, Kaffeemaschinen u. Service, Theecomforts. Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen. Eiserne Bettstellen. — Badeapparate. Elektr. und Gaskocher. — Fahrräder.
Kinderwagen. Preislisten gratis und franko.

Gewerbeausstellung Berlin 1896 prämiirt!!
Leichner's Fettpuder
und
Leichner's Hermelinpuder.
Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder für Tag und Abend, welche die Haut, wie bekannt, bis in's Alter weich und geschmeidig erhalten und ihr einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton geben. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik: **Berlin, Schützenstr. 31,** und in allen Parfümerien in verschloss. Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingeprägt ist. — Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**
L. Leichner, Lieferant d. Kgl. Theater.

Japanische Teppiche.
Neuheit, in prachtvollen Farben und persischen Mustern.

69×130 cm	M. 5.50.	137×203 cm	M. 18.—.	254×336 cm	M. 55.—.
76×153 „	„ 7.—.	176×237 „	„ 27.50.	275×351 „	„ 60.—.
92×137 „	„ 7.50.	183×275 „	„ 32.50.	275×366 „	„ 65.—.
92×180 „	„ 10.—.	203×305 „	„ 40.—.	305×412 „	„ 80.—.

J. C. F. Schwartze,
Berlin W, Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gebr. Stollwerck

27 Hofdiplome
❋
63 Preismedaillen

Köln ❋ Berlin ❋ Wien ❋ Breslau
München, ❋ Amsterdam ❋ Brüssel ❋ London
Pressburg ❋ New-York ❋ Chicago.

Chocolade-, Cacao- und Zuckerwaren-Fabriken.

Fabrik feiner westfälischer Wurst und Schinken
mit Dampfbetrieb, gegr. 1820

J. C. Ibrügger
Gütersloh i. Westfalen.

Reichsbank-Giro-Conto.

Versand sämmtlicher Sorten zu jeder Jahreszeit.

Preis für ½ Kilo — Pfg. — Verpackung wird nicht berechnet. — Preis für ½ Kilo Pfg.

ff. Cervelatwurst in Rindsdarm	120	ff. Braunschw. Leberwurst ohne Mehl	75
„ do. „ Fettdarm, Ende Nov.	125	„ „ Sard.-Leberwurst ohne Mehl	85
„ Schinkenwurst „ Rindsdarm	120	„ „ Rotwurst „ „	60
„ do. „ Fettdarm, Ende Nov.	125	„ Zungenwurst ohne Mehl	85
„ Salami mit Knoblauch in Rindsdarm	120	„ Lachsschinken vom Filet	130
„ do. „ „ Fettd., Ende Nov.	125	„ Rollschinken	120
„ Plockwurst in Rindsdarm	95	„ Rundschnittschinken mit Bein, Ende Nov.	90
„ do. „ Fettdarm, Ende Nov.	100	„ do. ohne „ „	95
„ Westf. Mettwurst zum Kochen	90	„ Westf. Speck, fett oder mager	65
„ Frankfurter Würstchen, täglich frisch	95	„ „ Tafelschmalz / in Dosen / à 4½ u. 9 ℳ	70
		„ „ Speisefett /	55

Ich lege nur Wert auf eine wirklich gut und feinschmeckende Ware. Die schöne rote Farbe ist die natürliche des Fleisches. — Sendungen erfolgen gegen Nachnahme, häufigere nach Vereinbarung. ☛ Nicht genehme Ware nehme ich auch angeschnitten zurück und vergüte den dafür gezahlten Betrag. ☚

Unerreicht im Erfolg
bei jeder Art von Schwächezuständen hervorgerufen durch
Bleichsucht, Blutarmut
ist
Apotheker Friedrich Schulze's
Haimaplast.
Kein Geheimmittel.
Preis per Karton 2,15 Mark.
Eine erfolgreiche Kur bedingt den Gebrauch von 2—3 Kartons. Zu beziehen durch alle Apotheken, Depot: Victoria-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 19, en gros bei Schulze & Klauß, Berlin N. 37.

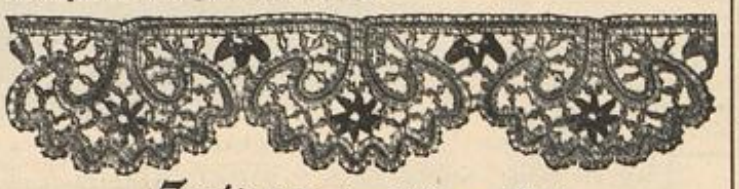
Guajacetin

Deutsche Reichspatente No. 87336, 87668 u. 87669, dargestellt von der Firma Majert & Ebers, G. m. b. H., Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Grünau-Berlin, ist **das anerkannt beste und unschädlichste Mittel**

bei Lungenerkrankungen

wie **Lungenkatarrh, Spitzeninfiltration, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht,** sowie **Appetitlosigkeit.** Unterstützendes Mittel bei **Tuberkulinbehandlung.** — Kein Kreosot, kein Guajacolpräparat. — Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. — Käuflich in den Apotheken in Gläsern zu **Mark 3.40, Mark 6.50 und Mark 12.50.**

Die Firma versendet Litteratur über Guajacetin gratis und franco.



Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettau,** Post Steinhaus, Tirol.

Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinlercher,** oder an **Thekla Kofler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Deutscher Haushalt-Kakao

No. I à ½ Kilo M. 2,00.
No. II à „ „ „ 1,75.
No. III à „ „ „ 1,35.

Hafer-Kakao
à ½ Kilo M. 1,00.

A. Krantz Nachf., Halle a. S. 1
9 Pfund portofrei, Proben gratis.
Versand gegen Nachnahme.

Gnadenfreier
Handarbeiten
erfreuen sich besonderer Beliebtheit
Hauptpreisliste kostenlos
Francke & Co
Tappisseriew. Fabrik
Gnadenfrei
Schlesien.

Cacao-Vero
entölter, leicht löslicher
Cacao
in Pulver- u. Würfelform.
Hartwig & Vogel
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Griechische Weine
1. Probekiste
12 grosse Flaschen
in 12 Sorten
19 Mark
FRIEDR. CARL OTT
Würzburg.
Preisbuch gratis u. franco.
Kiste frei. Packung frei.

Jacob Ravené Söhne
Berlin C, 2.
Stralauerstraße 28/29.

empfehlen: Compl. **Wirthschafts-Einrichtungen** in den Preisen von 75 bis 1500 Mk. **„Germanen-" Dauerbrand-Oefen** mit Chamotte-Einsatz in **runder** (lt. Abbildung) und **eckiger** Form mit **schwarz** und **emaill.** Blechmantel, mit **verziertem** Guß- und mit **Fliesen-**Mantel. **Jeder** Brennstoff verwendbar, der Heizeffect ist angenehm gleichmäßig u. groß.

Heizkraft ca.	70	100	125	150	200	350 cbm.
Schwarz	22	25	29	36	39	52 Mk.
Vernick.	29	33	37	46	50	63 „

Emaillirte Ausstattung u. □ **Fliesenöfen** lt. bes. Liste. **Pat. Cadé**-Oefen u. andere Systeme in großer Auswahl. **Ofenvorsetzer — Feuergeräthe — Kohlenkasten — Ofenschirme** u. dergl.
Illustrirte **Preislisten frei.**

Tapisserie-Manufactur
H. Langenbeck, Berlin.
1. Geschäft Potsdamerstr. 37. ❖ 2. Geschäft Lutherstrasse 12.
Augenblickliche Specialitäten:
Abgepasste Kaffeedecken z. Besticken, gross und klein carrirt, 140/140 cm Mk. 2.75; 135/170 cm Mk. 3.50.
Nordische Stickereien nach Orig.-Dessins.
Sämmtliche Congress- u. Javastoffe.

Letzte Schöpfung
PRECIOSA VIOLETTE
EXQUISITES, DELICATES UND ANHALTENDES PARFUM
Allerfeinste Essenz-Toilett-Seife
Extrafeines Toilett-Wasser
Extrait végétal zur Pflege der Kopfhaare
Sammetweicher unsichtbarer Reis-Puder
ED. PINAUD
PARIS

Einziges Etablissement, welches in **Paris** mit goldener **Medaille** ausgezeichnet wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame M. Weiss, (aus Paris)
Wien, I., Neuer Markt 8.

Preise der Mieder v. 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbitt. man das Mass in Centimet. v.: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen, 2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bis z. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. **Postversandt nur gegen Nachnahme** oder Vorausbezahlung.

Mandelkleie
mit
Veilchengeruch
macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
WIEN, I. LUGECK № 3

Generaldepôt bei **J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.**

Probiren Sie
KAPPUS-SEIFE
die allein ächte
Konkurrenz-Seife
überall erhältlich
Preis 25 Pfennig
Fabrikant
M. KAPPUS, Offenbach a. M.

Crème Grolich u. Grolichseife. Preis 2 Mk.
Schönheit des Weibes.
Weltberühmt sind Crème Grolich und Grolichseife! Jeder Dame zur rationellen Pflege des Teints auf's wärmste zu empfehlen. Hunderte minderwertig. Nachahmungen wurden in den Handel gebracht, indess — alle diese Produkte haben trotz grosser Ankündigungskosten keine Abnehmer gefunden. Grolich-Präparate sind eben nicht zu übertreffen. Preis Mk. 2.—. Haupt-Depôt in der Engeldrogerie **Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den grösseren Apothekern und Drogisten.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit **5 Pfg. Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen Illustrirte Preislist. kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle. Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Seit 15 Jahren bietet das
Elfenbein- u. Schildpattwaaren-
Geschäft (Engr. & Det.) von
Max Gräbner,
Berlin, Friedrichstr. 22.
Die günstigste Bezugsquelle. Reich. Lager. Neueste Must. Elegant. Ausführg. Eigene Arbeitswerkst., möglichste Vermeidg. des Zwischenhandels, daher erstaunl. billiger. Auswärts Auswahlsendungen.

!! Neueste Erfindung !! D. R. G. M. 73530 & 34
Tricot-Corset
à la Sylphide

bestes Reform-Corset, für jede Jahreszeit geeignet, infolge seiner vielen Vorzüge ärztlich dringend empfohlen.
Alleinige Fabrikanten:
Steiner & Cie.,
Köln-Ehrenfeld.

Strümpfe.
Bestes deutsches Fabrikat in nur garantiert soliden Qualitäten.
Abgabe zu Fabrikpreisen an Private.
Spezialität:
Nahtlose Strümpfe, Socken,
Radfahrer- u. Sport-Strümpfe,
Unübertroffene Neuheit.
Gotthardt Schröder,
Zeulenroda.
Bitte Preisliste zu verlangen

Rosenthau
unübertroffenes Schönheitsmittel, giebt jedem zu blassen Teint ein frisches, rosiges Colorit, das selbst vom geübtesten Auge nicht von natürlicher Röthe unterschieden werden kann. Enthusiastische Anerkennungen hervorragender Damen. **Fl. 1 u. 2 Mk.** Parfümerie **Adolph Collin, Berlin C.,** Spittelmarkt 15.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Schwarze und farbige
Kleiderstoffe
enorme Muster-Auswahl
reine Wolle
von **50** Pfennig an.
Aufträge von 15 Mark an frei.
Proben und Kataloge frei.
J. W. Sältzer
HANNOVER.

Berlins **grösstes** Specialhaus für
Teppiche
in Sopha- und Salongröße à **3,75 5, 6, 8, 10** bis **100** Mk. **Prachtkatalog gratis.**
Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billigst! Prod. frco.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre, BERLIN S.,** Oranienstr. 158.

Die **Deutsch-Holländische Matratzenfabrik in Münster i. Westf. und Amsterdam** empfiehlt, als **vollkommensten Ersatz für Roßhaarmatratzen,** ihre gesetzl. geschützten, nur aus garantirt bestem Material verfertigten, **durchaus soliden**
Kapok-Matratzen
in jed. Größe 1, 2 u. 3 theilig, zu billig. Preisen. Preisliste gratis und franco. Auf Wunsch kleine Muster-Matratze zur Ansicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Mode-Zeitungen.

Wenn die eiteln Damen wüßten, wie maßlose Uebertreibung selbst die anmuthigste Tracht zur Caricatur herabwürdigt, wie lächerlich affectirte Bewegungen auf den Beschauer wirken, sie würden dem Künstler weniger oft Gelegenheit geben, seinen Uebermuth daran zu kühlen. Unendlich komisch erscheint auf unserem Bilde der beinahe bis auf die Stirn geschobene Haarknoten, mit den bis auf die Augenbrauen herabfallenden Haarschlupfen. Das Köpfchen verschwindet fast unter der sich hochaufbäumenden Volant-Fülle des Fichus, dessen Enden sich der Wespentaille anschmiegen und hinten, zu einer breit abstehenden Schleife gebunden, grotesk hinabflattern. Geschickt hat es die Künstlerin verstanden, die tänzelnde Gangart, das gezierte Aufraffen des engen, mit unzähligen Volants garnirten Rockes anzudeuten. K.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Am 22. August starb nach langem Leiden im einundfünfzigsten Lebensjahr Fräulein Clara Müseler, die langjährige Schriftführerin des „Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien“ und treue Mitarbeiterin an dem unter der Redaction der Gräfin Monts stehenden Vereins-Organ „Unter dem rothen Kreuz“.

— Die „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“, für die bekanntlich auch J. M. die Kaiserin ein warmes Interesse hegt, ist seit kurzem von der Königgrätzerstr. 126 nach der Köthenerstr. 43 in ein eigenes Haus verlegt, dessen Kaufsumme vorwiegend aus größeren und kleineren Spenden freigebiger Frauen und Männer aus allen Kreisen der Gesellschaft zusammengebracht ist. An das dreistöckige Gebäude schließt sich ein hübscher Garten. Die Räume sind, ihrer dreifachen Bestimmung entsprechend, eingerichtet, — als Vereinsraum für die „Heimat“, als Damen-Hospiz und als Bureau für Stellenvermittlung.

Karlsruhe. — Auf Anregung der Großherzogin ist hier eine Lesehalle für Frauen und Jungfrauen eingerichtet, deren Betriebskosten, Gewährung der dort ausliegenden Zeitschriften 2c. zum großen Theil von der hohen Frau übernommen sind. Der Großherzog hat für die „Lesehalle“ den zwischen dem Botanischen und Schloßgarten gelegenen Porphyr-Saal zur Verfügung gestellt. Es werden hier wochentäglich in den Stunden von neun bis zwölf und von drei bis sieben Uhr eine Anzahl Zeitschriften über Kunst, Literatur und Musik, auch Frauen-Zeitungen, Vorlagen und Prachtwerke gegen mäßige Gebühren ausgelegt.

Hirschberg i. Schl. — Seit kurzem sind dem früheren „Frauenheim“, das dazu bestimmt ist, wenig bemittelten, alleinstehenden kränklichen Damen der besseren Stände aus allen Provinzen freie Wohnung für Lebenszeit zu bieten, unter dem Namen „Marie Elisabeth-Stift“ von S. M. dem Könige die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Nur gut empfohlene Damen, die mindestens dreihundert Mark jährlich für ihren Lebensunterhalt nachweisen können, finden Aufnahme und können sich an die Stifterin und Oberin des Marie Elisabeth-Stiftes, Fräulein Marie Brückner, Hirschberg in Schlesien, wenden. Die Unterhaltung des Stifts basirt auf freiwilligen Beiträgen; damit bedürftigen Stiftsdamen auch Unterstützung gewährt werden kann, wird hierdurch herzlich um Spenden gebeten.

Nieder-Ofleiden. — Die wirthschaftliche Frauenschule hierselbst wurde während dieses Sommers von siebzehn Schülerinnen in den verschiedenen Altersstufen von siebzehn bis vierzig Jahren besucht, sämmtlich den höheren Ständen angehörig. Alle trieb der Wunsch, ihre Kräfte durch geregelte körperliche Arbeit zu heben, Kenntnisse auf haus- und landwirthschaftlichem Gebiet zu erwerben oder schon vorhandene zu erweitern. Die Gruppenarbeit wechselte in fünf Abtheilungen: Küche, Haus, Wäsche, Garten, Geflügel. Der wissenschaftliche Unterricht wurde täglich in einer Nachmittagsstunde ertheilt, und zwar während des ersten Vierteljahres in Gesundheitspflege von der geprüften Chirurgin Fräulein Hesselgreen; im zweiten Vierteljahr in Naturwissenschaften von dem Physiologen und Chemiker Herrn Perino. (Am 1. October trat als Angliederung eine Kleinkinderschule für Dorfkinder hinzu, unter Leitung einer Diakonissin, der die Schülerinnen der Frauenschule abwechselnd Hülfsdienst leisten sollen, ferner am 1. November eine Koch- und Flickschule für Landmädchen, in welcher die Vorgeschrittenen Unterricht ertheilen werden. Fünf Damen vom ersten Jahres-Cursus bereiten sich zur Prüfung im April 1898 vor.) Die Ausstattung des Hauses und der Wirthschaftsräume wurde durch den Verein zur Errichtung wirthschaftlicher Frauenschulen beschafft. Der Betrieb soll durch die Kost- und Lehrgelder der Schülerinnen (vierteljährlich 250 Mark) gedeckt werden. Die Nothwendigkeit, mit der Zeit eigenen Grund und Boden zu erwerben, ferner Neubildungen und Angliederungen, welche der Volkserziehung dienen sollen, erfordern jedoch größere Mittel. Beiträge und Schenkungen nehmen mit Dank entgegen die Kassiererinnen: Frau Oberst Grupe, Hannover, Hildesheimerstr. 17a, und Fräulein von Teichmann, Berlin W, Ansbacherstr. 54. Anmeldungen und Anfragen betreffend Aufnahme in die wirthschaftliche Frauenschule sind zu richten an Fräulein von Kortzfleisch, Hannover, Hildesheimerstr. 23, oder Freifrau von Schenk zu Schweinsberg, Nieder-Ofleiden bei Homberg a. O., Oberhessen.

Frankfurt a. M. — Vor kurzem hat eine junge Dame, Fräulein Luise Kleemann, im Lessing-Gymnasium ihr Abiturienten-Examen bestanden. Fräulein Kleemann wird Philologie studiren, um später eine Anstellung als Lehrerin an einem Mädchen-Gymnasium zu finden.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — „Reform auf der ganzen Linie“ verkündeten vor Jahresfrist, angeregt durch den „Internationalen Frauen-Congreß“, alle Freunde vernunftgemäßer Frauenkleidung. Die Ausstellung des „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung“ that das ihrige, um dem Reform-Gedanken Eingang in die breite Menge zu verschaffen, wie ja auch die „Illustrirte

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **75 Pfg.** bis **Mk. 18.65** per Meter — in den modernsten Geweben, Farben und Dessins. **An Private porto- und steuerfrei ins Haus!**

Seiden-Damaste	v.	Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v.	75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider	p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„	Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards	bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„	„ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** gestreifte u. karrierte Seide, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr,** für Landschaft **W. Hamacher,** für Blumen **P. Barthel** u. **Frl. Blanckenburg,** für Illustriren **K. Storch,** für Modelliren **R. Glanflügel,** für Kupferstich Prof. **G. Eilers,** für Perspektive **W. Herwarth,** für Anatomie **H. Hausmann.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Sensationelle Neuheit für die **Brandmalerei.**

Besondere Vortheile des **„Juwel“** gegenüber den bisherigen Brennapparaten mit Gummigebläse u. Benzingase sind folgende: Gleichmäßig. Glühen d. Brennstiftes, wodurch auch die ungeübteste Hand im Stande ist die saubersten Arbeit. auszuführen. Ein kompletter Apparat mit 5 leicht auswechselbaren Brennstiften, womit verschied. Dekorationen und Schriften gebrannt werden können, kostet nur M. 12, mit 7 Brennstiften M. 13.50, u. in extra eleg. Ausstattung M. 16.50. **„Juwel“** ist in den meisten Geschäften dieser Branche zu haben, wo nicht erhältlich, direct v. Patentinhaber

W. E. Schneider,
Dresden 12,
Wittenbergerstraße 7.
Bitte Gebrauchsanleitungen zu verlangen.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 19.*

Familienpension Nordland
München
Schellingstraße 10/I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügl. Küche, mäßige Preise.

Vertrauliche Auskünfte
über **Vermögens-, Familien-, Geschäfts-** u. **Privat-Verhältnisse** auf **alle Plätze** und sonstige **Vertrauenssachen** besorgen **direct** u. **gewissenhaft:**
Greve & Klein, Berlin.
Internationales Auskunftsbureau.

Lebensanschauung
neue u. stolze und L.-Freude durch meine eigenartig berührende Charakter- u. Seelenanalyse jedes Menschen aus d. Handschrift. 1,50 M. und 20 Pf. Porto (auch Marken) an den Entdecker der Psychographologie **P. P. Liebl** in **Augsburg.**

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.
Dresden 8. Moesta, Direktor.

Ia Harz. **Pflaumenmus** Post Dose 2,30 empfiehlt **G. Mackenrodt, Quedlinburg.**

Echte Spitzen. Muster frei, direct von Spitzenfabrik Baumann, Schönheide i/E.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Bronzen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Neu! **Wichtig für Damen!** *Neu!*
Sieb-Malerei,
vermittelst welcher Jedermann, selbst Kinder, **ohne Kenntniss** im Malen und Zeichnen sofort **Bilder,** wie Blumen, Landschaften, Seestücke, Thierstücke u. s. w. malen kann. Diese **neue** Malerei ist wirkungsvoll und anregend für **Jung** und **Alt** und bietet auch **neue Gesichtspunkte für das Erwerbsleben.** **Vollständige Arbeitskasten** zu Mark 6.—, Mark 10.— und Mark 15.—, Katalog kostenlos, Probe-Arbeit gegen 50 Pfennig zu Diensten.
Berlin SW., Königgrätzer Straße 44. **HORN & FRANK.**

Kaufhaus für Kunstgewerbl. Holzwaren.
Carl Pöring,
Berlin W. 9. Potsdamer Str. 127.
Special-Geschäft für Holzwaren zum Bemalen, Brennen, Schnitzen etc.
Holzbrand Apparate-Kerbschnitt Apparate.
Brenn- und Schnitz-Vorlagen.
Illustrirte Preisliste auf Wunsch kostenlos.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frauen-Zeitung" stets warm für den gesunden Kern der Sache eintrat und unablässig in Wort und Bild bemüht ist, neue Muster der verbesserten Ober- und Unterkleidung den Leserinnen darzubieten.

Augenblicklich scheint es nun, als ob diejenige Moderichtung, welche in der Formenbildung allein den Eingebungen der Phantasie huldigt, ohne dieselben durch die strenge Richtschnur des Gesundheitlichen zu regeln, wieder kecker würde: man fabelt von der Schleppe, auch an Straßenkleidern, man begeistert sich für den hohen Rococo-Absatz der spitzen Schuhe, ja, — horribile dictu, man schnürt sich wieder mehr! „Eure verbesserte Kleidung

Festkleid in Hängerform. Reform-Anzug. Siehe die Vorderansicht.

Festkleid in Hängerform. Reform-Anzug. Siehe die Rückansicht.

ist nicht elegant!" rufen die Vertreterinnen des „höchsten Chic" hohnlächelnd den Reformerinnen zu.

Das ist wohl der spitzeste Pfeil, der gegen die neuen Bestrebungen abgeschossen wird. Denn das Schönheitsgefühl ist bei jeder Frau so rege, daß sich Unparteiische gar leicht in Gegnerinnen dieser so gesunden Richtung verwandeln könnten, wenn der Vorwurf zutreffend wäre. Aber er ist es nicht!

Anzug mit Pelzbluse.

Daß die „verbesserte Frauenkleidung" keineswegs Pracht und Reichthum der Stoffe, wie den hohen Reiz der Farbengebung ausschließt, beweist das Festkleid in Hängerform unserer Skizzen, das in seiner Zusammenstellung zugleich gediegen und malerisch wirkt. Die weiße Ottoman-Seide bekleiden künstlerisch ausgeführte Figuren aus gelber Spachtelspitze, — an Stehkragen, Passe und Aermeln leicht rosa unterlegt, — außerdem Gerieſel aus duftig-zartem, Spitzen-gerändertem Chiffon. Dem Grundsatze der „verbesserten Kleidung" nach ist das Gewand im Zusammenhang ohne festen Gürteleinschnitt gearbeitet und macht das mit Recht verpönte Panzer-Corset überflüssig. Vorn wird der Hänger in der Taille in einige zwanglose Fältchen geordnet, hinten fluthet er, am spitzen Ende der Passe zur Watteau-Falte umgelegt, als reiche Schleppe herab. Eine Chiffon-Rüsche umzieht Passe und Aermelrand; die Spitzen-umränderte Halsrüsche besteht aus rosa Ottoman-Seide. M. P.-R.

Wien. — Nach wie vor giebt die überhängende Blusenform mit ihrem scheinbar lässigen Charakter der Kleidung unserer eleganten Frauen ihr Gepräge. Indem sich nun die Pelzmode dieser Form bemächtigt, entsteht die Pelzbluse, die an sich fast einen Widerspruch bedeutet, in der Zusammenstellung der Vorlage aber mit grünem Sammet und grünem Tuch doch durchaus stilvoll wirkt. Nur für die Blusentheile mit hochgeschlagenem Kragen ist Breitschwanz verwendet; die engen und sehr lang über die Hand fallenden Aermel aus Sammet bedeckt Soutache-Stickerei. Den grünen Tuchrock ziert Pelzeinfassung und Sammetbesatz, über dem das Tuch in Bogenzacken ausgeschnitten ist; Soutache-Stickerei vermittelt den Uebergang. Die Halsschleife aus Spitzen wird durch eine altsilberne Agraffe gehalten, zu der die große Schnalle des grünen Tuchgürtels stimmt. N. Br.

Paris. — Die Mode vergißt alte Lieblinge nie ganz. So ist es nun, nachdem sich das glockenförmig fallende Cape fast überlebt hat und das steif abstehende, faltenlose Rund-Cape keine Gewähr gegen Winterstürme bieten kann, ein guter, alter Bekannter von früher her, der zu Ehren kommt, nämlich der kurze Dolman-Umhang, von dem unser Bildchen Vorder- und Rückansicht giebt. Die Vorlage setzt sich aus Tuch und Sammet zusammen; die Schultern ziert nach spanischer Art ein Gehänge aus Chenille oder Metallplättchen. Eine schmale Straußfeder-Rüsche umzieht die Ränder des koketten kleinen Machwerks, helle Seide füttert den hochgeschlagenen Kragen.

— So recht geschaffen für die zierlichen Gestalten der Pariserinnen ist die Blusenjacke, die unsere Skizze nach einem Modell aus lila Tuch mit passenförmiger Aufnäh-Arbeit aus lila Sammet wiedergiebt. Rücken- und Vordertheile stimmen genau überein; das rundgeschnittene, faltenlose Schößchen ist in den bestickten Gürtel gefaßt. Aufnäh-Arbeit ziert auch die flache Keule wie den unteren Rand des Aermels. — Reizend und leicht herzustellen ist das Hütchen, an dem sich grüner Sammet für die steife Krempe mit lila Sammet für den weichfallenden Kopftheil verbindet. Seitlich erhebt sich ein Zweig abschattirter Fliederblätter aus grünem Sammet. B. de G.

Blusenjacke mit Aufnäh-Arbeit.

* * *

Die zahlreichen Idealisten, die vorgeben, die Jagd sei wie der Krieg nur ein Rest Barbarei, werden diesen Sport auch unsern Damen natürlich nur mit Verdruß zugestehen. Dennoch kann eine Frau, die das erfrischende Umherstreifen in der freien Luft schätzt und auch vor weiten Märschen nicht zurückschreckt, an dem Jägerspiel recht wohl ihre Freude haben, vorausgesetzt, daß sie passend angezogen ist. Vorbilder in Menge liefert ja hier die Radfahr-Tracht, die nur noch durch Ledergamaschen, Patronentasche und Jägerhütchen zu ergänzen ist. Einen guten Schutz gegen die näſſenden Novembernebel bietet die Mode den Jagdlustigen durch wasserdichte kleine Umhänge aus dem Stoffe des Kleides, an denen der hohe, Hals und Haar einhüllende Sturmkragen sich besonders praktisch erweist.

Dolman-Umhang. Vorder- und Rückansicht.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Die isländische Brettchen-Weberei.

Von M. Lehmann-Filhés.

(Fortsetzung.)

Es werden eingezogen:

In das erste Brettchen 2 schwarze Fäden, nämlich in Loch 1 und 3 (Fig. 4). In das zweite und dritte Brettchen je ein grüner Faden in Loch 1 und ein gelber Faden in Loch 3 (Fig. 5). In die neun folgenden Brettchen je 2 schwarze Fäden, nämlich in Loch 1 und 3, und ein rother Faden in Loch 2 (Fig. 6). In das dreizehnte und vierzehnte Brettchen ebenso, wie in das zweite und dritte (Fig. 5). In das fünfzehnte Brettchen ebenso, wie in das erste (Fig. 4).

Ist dies geschehen und liegen die Brettchen hübsch ordentlich auf einander geschichtet, so binde man sie vorläufig zu einem Päckchen zusammen (was man auch nie unterlassen darf, wenn man zu weben aufhört), knüpfe die kurze Seite der Fäden am äußersten Ende zu einem festen Knoten zusammen (bei breiteren Borten ist eine andere Vereinigung der Fäden erforderlich; man kann dann z. B. je 3 oder 2 zusammenknüpfen und alle diese Knötchen in einer Reihe auf eine große Sicherheitsnadel spießen) und befestige an diesem eine Oese aus Bindfaden, mit der man das Ganze an einen etwas hoch befindlichen Fenstergriff oder Haken hängt. Die aus den Brettchen unten heraushängenden langen Fäden schlichte man mit den Fingern, ziehe sie recht gleichmäßig straff und vereinige sie einige 30 cm unterhalb der Brettchen dadurch, daß man eine Schleife aus ihnen knüpft, die sich, wenn man später den Aufzug zu verlängern wünscht, leicht lösen und an anderer Stelle neu knüpfen läßt. An den Knoten der Schleife befestige man eine Bindfaden-Oese; mit letzterer hänge man nun die ganze Vorrichtung, nachdem man sie von ihrem Haken herabgenommen hat, an eine hierzu sich eignende Stuhllehne oder einen anderen Gegenstand, der sich ungefähr in gleicher Höhe mit den arbeitenden Händen einer sitzenden Person befindet, nehme selber auf einem Stuhle Platz, ergreife mit der linken Hand den am Anfange der Aufzugsfäden befindlichen Knoten, an den man den (in diesem Fall schwarzen) Einschlagfaden anknüpft, und halte so den Aufzug straff gespannt; den linken Zeigefinger stecke man in die zwischen den oberen und unteren Fäden (letztere sind die, zu denen die rothen gehören) befindliche Lücke, schieße den Einschlagfaden einmal hindurch und drücke ihn mit dem linken Zeigefinger fest nach vorn an. Jetzt löse man behutsam das Band, mit dem die Brettchen zusammengebunden sind, halte aber dabei stets den Aufzug straff gespannt, damit die Brettchen, die nun dicht neben einander, gleich den Blättern eines Buches, in senkrechter Stellung an den Fäden hängen, nicht aus einander fallen und in Unordnung gerathen. Noch eine sehr wirksame Schutzvorrichtung, die eine wesentliche Erleichterung bei der Arbeit gewährt, will ich der Leserin verrathen. Wie man sieht, werden die mittleren neun Brettchen von je drei, die übrigen nur von zwei Fäden getragen. Diese letzteren Brettchen gerathen daher oft in die Gefahr, schief herabzuhängen, was etwas lästig ist. Man kann dies sehr gut verhindern, indem man sie an einer Ecke mit einander verbindet; man zieht durch Loch 2 aller 3 Randbrettchen jeder Seite einen Bindfaden und knüpft ihn fest zu, doch nicht so eng, daß die zwischen den Brettchen laufenden Wollfäden sich nicht mehr schieben können.

Nachdem nun alle Vorkehrungen getroffen sind, kann das Weben beginnen. Dies geschieht in der Weise, daß man mit den Fingerspitzen der rechten Hand die Brettchen in ihrer Ebene dreht, wodurch bald diese, bald jene Fäden nach oben kommen; sind alle 15 Brettchen gedreht, wobei man sich hüten muß, sie aus ihrer Lage zwischen den übrigen herauszuheben, so steckt man den rechten Zeigefinger in die dicht bei den Brettchen zwischen den oberen und den unteren Fäden neu entstandene Lücke, erweitert dieselbe, indem man gleichzeitig den linken Zeigefinger herauszieht, mit einem gelinden Ruck bis nach vorn, wirft das Brettchen mit dem Einschlagfaden hindurch, den man weder zu stark noch zu sacht anziehen darf, damit das Band gleichmäßig breit wird, und drückt ihn mit dem Zeigefinger fest. Es muß jeder Weberin überlassen bleiben, ob sie das Drehen der Brettchen das eine Mal mit der rechten, das andere Mal mit der linken oder immer mit der rechten Hand besorgen will. Die praktischsten Handgriffe eignet man sich bei jeder Arbeit ganz selbständig an.

(Schluß in der folgenden Nummer.)

schwarz
geld
grün
roth

Bezugsquellen: Toiletten: Reform-Anzug: Paul Herzog, W, Kronenstr. 66/67. — **Kleid mit Pelzbluse:** L. Zwieback u. Bruder, Wien I, Kärnthnerstr. 2.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz

Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 22, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien. 15. November 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.

Lampe in Empire-Form mit Malerei.

Eine der hübschesten Formen der Empire-Zeit zeigt der 40 cm hohe Lampenkörper aus Porzellan, der im damaligen Geschmack in zarten gelblichen und grünen Tönen decorirt ist, die feine Goldlinien beleben. In Sepia-Tönen gehaltene Landschaften verzieren den 14 cm breiten mittleren Streifen, von dessen rein weißem Porzellan-Grunde die Malerei sich kräftig abhebt. Auf unserem Modell, einem Hochzeitsgeschenk, waren zwei der Braut besonders lieb gewordene kleine Strand-Scenerien dargestellt. Die fein wirkende Salon-Lampe paßt sich mit ihrem discreten Farben-Decor jeder Einrichtung an. Beim Ansatz der etwas abstehenden breiten Griffe beträgt der Umfang der Lampe 62 cm; der Fuß ist 11 cm hoch und mißt unten 46 cm, darüber 34 cm Umfang. Eine gemalte Glocke würde für die Lampe passender sein, als der moderne Schirm aus Seide. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die langjährige Schriftführerin des Lette-Vereins, Frau Professor Kaselowsky, hat sich nach dem Hinscheiden der Frau Schepeler-Lette auf Wunsch des Vorstandes bereit erklärt, die Geschäfte der Präsidentin zunächst vertretungsweise zu übernehmen.

— Dem Diakonissen-Hause Bethanien ist aus Anlaß der fünfzigjährigen Jubelfeier seines Bestehens vom Kaiser ein Geschenk von 20000 Mark überwiesen worden.

— Frau Nuscha Butze, die bekannte Schauspielerin, hat das „Neue Theater" vom 1. September 1898 ab auf zehn Jahre gepachtet.

— Die Frauenarbeit scheint der Statistik nach in Berufe einzudringen, die früher nur den Männern vorbehalten waren. So unwahrscheinlich es klingt, ist nach amtlichen Quellen festgestellt, daß im Deutschen Reiche drei Frauen als Schornsteinfeger und fünfunddreißig als Dachdecker ihren Lebensunterhalt erwerben. Außerdem giebt es sieben Büchsenmacherinnen, neunzehn Erz- und Glockengießerinnen, fünfzig Steinsetzerinnen, ferner arbeiten einhundertsiebenundvierzig Frauen als Kupferschmiede, dreihundertneunundsiebzig als Huf- und Nagelschmiede und schließlich dreihundertundneun Frauen als Steinmetze und Steinhauer.

Friedenau-Berlin. — Herr G. Retzdorff, der Turnwart des havelländischen Gaues, hat sich um die Entwicklung des Damenturnens sehr verdient gemacht. Erst kürzlich hat in Friedenau ein Congreß stattgefunden, auf dem beschlossen wurde, dem Damenturnen noch weitere Verbreitung zu geben. Vierhundertvierundfünfzig Vereine der deutschen Turnerschaft haben bereits das Frauenturnen eingeführt und zählen schon über sechzehntausend Turnerinnen zu ihren Mitgliedern.

Breslau. — Der Kindergarten-Verein beabsichtigt, einen Kursus für junge Frauen und Mädchen einzurichten, welche die Kindergärtnerei nicht berufsmäßig, sondern im eigenen Familien-Kreise verwerthen wollen. Das Honorar ist sehr niedrig bemessen, es werden jedoch nach Beendigung des Kursus keinerlei Zeugnisse ausgestellt, wie dies für die berufsmäßig ausgebildeten Kindergärtnerinnen geschieht. Das Vorgehen des Vereins verdient, auch in anderen Städten Nachahmung zu finden.

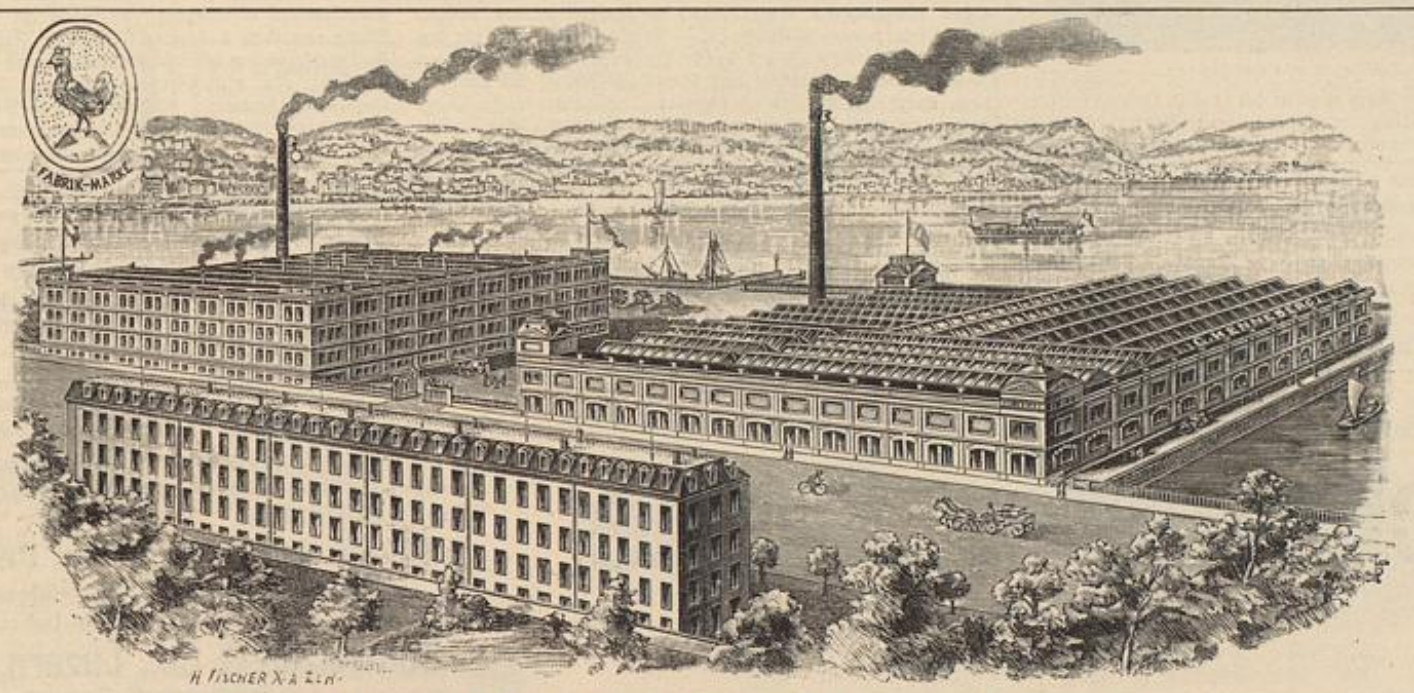
Budapest. — Der Kaiser von Oesterreich hat der Budapester Universität gestattet, die Königin von Rumänien, in Anerkennung ihrer schriftstellerischen Werke, zum Ehren-Doctor der Philosophie zu ernennen. Die Königin schreibt bekanntlich unter dem Pseudonym Carmen Sylva.

Ischl. — In unserem Kurorte hat sich vor einigen Jahren ein Verein zur Hebung der weiblichen Haus-Industrie im Salzkammergute gebildet, der unter dem Protectorate der Erzherzogin Marie Valerie steht und sich zur Förderung seiner Zwecke mit der hier schon seit Jahren bestehenden Frauen-Erwerbsschule in Verbindung gesetzt hat. Diese, von Fräulein Marie Schanitz gegründet und geleitet, entwirft die Muster und giebt die Arbeiten aus, welche von der armen weiblichen Bevölkerung in Ischl, Gmunden, Ebensee, Golsern und Aussee gefertigt werden. Meist sind es Rothstickereien, Tischtücher aus sechs einzelnen Theilen, die durch Verschnürung zusammen gehalten werden, andere aus vier Quadraten mit den sogenannten Tiroler Borten zusammengefügt; aber auch Weißstickerei, Flach- und Wappenstickerei, persische und à jour-Arbeit, vor allem die italienischen Durchbruchs-Arten, — punto tirato und punto tagliato, — werden sehr schön ausgeführt. Handtücher, Milieux und Deckchen erhalten durchweg kräftigen Abschluß und meist eine schöne Macramé-Franze, welch letztere sich auch, im Viereck gearbeitet, als Randverzierung an Tischtüchern findet. Es ist bewundernswerth, mit welcher peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit die an Bauernarbeit gewohnten Hände die mühsamen Nadelarbeiten ausführen, welch tadellose Reinheit selbst die Erzeugnisse der kleinen 8 bis 12-jährigen Dirnlein auszeichnet, wie sehr Auge und Geschmack der Dorfmädchen geschult werden! Wir sahen reizende Sophakissenüberzüge in Plattstich und à jour-Arbeit in weißer Seide, andere in italienischem Flachstich in Altrosa, auch eine auffallend schöne Garnitur nach einem Storck'schen Entwurfe, einen Tischläufer mit zwölf Eisdeckchen. Der Fond war in à jour-Arbeit, die Stickerei in Kreuz- und Sandstichen, ganz in Weiß, hergestellt, die Randverzierung, ein fortlaufendes Blattmuster, roth contourirt. Als nachahmenswerth ist ein hübsches Kissen zu bezeichnen, dessen goldbraunen Plüsch-Ueberzug drei naturfarbene Zwischensätze aus Macramé streiften. — Der Verein sendet Wanderlehrerinnen nach den schon genannten Ortschaften aus, seine Bestrebungen sind für die arme weibliche Bevölkerung unserer Alpengegenden von nicht zu unterschätzendem materiellen und moralischen Nutzen.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Charakteristisch für die modernen Toques ist das Uebereinanderordnen der einzelnen Stofflagen, wodurch der



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.**

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **75 Pfg.** bis **Mk. 18.65** per Meter — in den modernsten Geweben, Farben und Dessins. **An Private porto- und steuerfrei ins Haus!**

Seiden-Damaste	v.	Mk. 1.35— 18.65	Ball-Seide	v.	75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider	p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„	Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards	bedruckt	„ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„	„ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** gestreifte u. karrierte Seide, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hut oft aus mehreren Stockwerken zu bestehen scheint. In besonders flotter Art ist diese Idee an der Vorlage zu unserer Skizze ausgeführt. 10 und 13 cm breite, abwechselnd orangegelbe und weinrothe Sammet-Volants bedecken kreisförmig den Kopf, der eine schräge, hoch ansteigende Fläche bildet; ein volles Straußfeder-Gesteck schmiegt sich in die Wellen des Randes, zugleich den hochgeschobenen Kopf stützend; den linken Rand der Toque besetzen Rosetten und Schlupfen aus 13 cm breitem, orangegelbem Repsbande. R.

Schräg garnirte Toque.

— Als Kleider-Zierat sehr in Gunst stehen augenblicklich Knöpfe und Schnallen, deren reizvolle Muster vielfach Rococo-Originalen nachgebildet sind. Von den dargestellten drei Knöpfen erscheint das beliebte vierblätterige Kleeblatt in weißem, rosa bemaltem Email mit Metallfassung; den zweiten, 3 cm im Durchmesser großen Knopf bildet dunkelblaues und rothes Email mit Blumen-Einlagen in natürlichen Farben, dazwischen Bronze-Filigran. Von prächtiger Wirkung ist der dritte, 4 cm große Knopf, in dessen dunkelblauen Email-Grund ein zartgrundiges Rococo-Bildchen mit hellblauen und rothen Email-Rändern eingelassen ist. Unter der reichen Auswahl fehlen ferner weder die jetzt so beliebten Kleeblätter aus grünem Email, noch die zierlichsten und winzigsten bemalten Durchsteck-Knöpfchen.

An den 4 bis 6 cm breiten Gürteln tritt als Neuheit die bunte Färbung des stark gekörnten Leders auf, das z. B. Schottenmuster in lebhaftem Roth-Blau-Grün zeigt. Auch finden die Gürtel aus grünlicher Schlangen- und Krokodil-Haut noch immer Liebhaber; ihre durch Ringe greifenden, bronzenen Hakenschließen zeigen phantastische Formen; zuweilen geschieht der Schluß unsichtbar unter der metallbeschlagenen Lederschnalle durch eine schmale Lederlasche.

Neue Zierknöpfe mit Email-Einlagen.

Goldband-Gürtel mit Beschlägen.

Gürtel von hohem Reiz ergeben die 4 bis 10 cm breiten Gold- oder Silberbänder, entweder glatt oder mit bunten, indischen Mustern durchwirkt. Unsere Darstellung zeigt einen Abschnitt eines $4^1/_2$ cm breiten Goldband-Gürtels mit dunkeln Stahl-Beschlägen und kleinen Schildbuckeln, die hellblaue Steine halten.

Schlichten Gürteln aus dem Stoffe der Kleider verleiht man durch hohe und schmale Schnallen aus buntfarbigem Email einen wirkungsvollen Abschluß; zur Wahl stehen ferner gewundene Schnallen aus Tula-Silber in Form eines auf die Spitze gestellten Viereckes, Schließen aus schwarz getönter, durchbrochener Bronze in schöner Arbeit, oder Schließen aus Gold-Bronze in originellen Verschlingungen, mit imitirten Türkisen besetzt. R.

Trauerkleid mit Schulterkragen.

Wien. — Die fesche Wienerin, die der Stift unserer Künstlerin in der Skizze festgehalten, hat zu ihrem Besuchs-Anzuge ein röthlich-lila Tuchkleid gewählt mit Schoßbluse aus schwarz-weiß gestreifter Seide, die ein gelber Ledergürtel zusammenhält; eine kurze Bootsjacke mit wattirtem Seidenfutter, dazu eine kleine Zobel-Boa, welcher der Muff mit rothem Sammet-Volant entspricht, vervollständigen das Kleid zum Promenade-gerechten Anzuge für sonnenhelle Wintertage. Sammet-Vorstoß und in Schlingen aufgenähtes Soutache-Börtchen umziehen den Rock wie die Ränder des geschlitzten Jäckchens. Mit dem rothen Sammet-Volant des Musses stimmt die Sammet-Garnitur des schräggesetzten Hutes überein, dessen schwarze Krempe sich über rothen Schlupfen hebt, während Hahnenfedern über den puffigen Kopf fallen. N. Br.

Besuchsanzug mit Schoßbluse und Jäckchen.

Paris. — Winterliche Traueranzüge werden unseren Leserinnen umso willkommener sein, als es der Mode selten so gut wie hier gelungen ist, Entsprechendes dieser Art zu schaffen. Selbst für tiefe Trauer sind einige Pelzarten erlaubt. So bildet an dem Trauerkleide mit Schulterkragen schwarzer Tibet mit seinen matt schimmernden Wellen den Besatz. Der die Schoßbluse deckende Schulterkragen besteht aus Krepp mit wattirtem Kaschmirfutter. Bemerkenswerth ist der Doppelrock. Ueber den unteren Rock aus Krepp fällt ein kürzerer, in tiefe Zacken ausgeschnittener Kaschmir-Rock, begrenzt von matter Woll-Passementerie. Den runden Hut mit Krempe aus gezogenem Krepp statten Schlupfen und Stutz aus gekrepptem Bande aus; dazu langer Kreppschleier. Der runde Trauerhut kommt jungen Frauen wie jungen Mädchen zu. — Nichts ist bequemer für den täglichen Gebrauch, als der lange Paletot, der natürlich an die Form der Russenbluse mit seitlichem Schluß sich anlehnt. Leicht überhängend wird der schwarze Tuchmantel in der Taille durch einen Halbgürtel zusammengefaßt, der in die Seitennähte tritt. Knöpfe und Gürtelschnalle bestehen aus geschnitztem, schwarzem Holz; Castor-Pelz bildet Kragen, Aufschläge nebst Achsel-Garnitur und umrandet den übertretenden Vordertheil. Rund um den Saum zieht sich ein breiter Schrägstreifen aus Krepp. Unter dem Mantel wird ein fußfreier Rock mit Krepp-Bluse getragen. Von der zierlichen, mit Kreppschlupfen und einem schwarzen Marabout-Stutz ausgestatteten Toque wallt ein langer Kreppschleier herab. Den Muff aus gefaltetem Krepp besetzt gleichfalls Castor. B. de G.

Paletot zur Trauer.

* * *

Das neueste Industrie-Erzeugniß sind Spitzen aus Pflanzenfasern. Dieselben sind unter dem Namen Tayal-Spitze bekannt und werden aus den Blattfasern der bitteren Aloë auf den Azoren, einer Abart der gemeinen Aloë, hergestellt. Zu ihrer Anfertigung gehört eine so außergewöhnliche Geschicklichkeit, daß sich auf der ganzen Inselgruppe nur 25 Frauen befinden, die sich damit beschäftigen. Die Königin Victoria von England soll von der Tayal-Spitze einige hundert Meter besitzen.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Die isländische Brettchen-Weberei.

Von M. Lehmann-Filhés.

(Schluß.)

Die rothen Fäden sollen die Figuren des Musters bilden, müssen daher an bestimmten Stellen obenauf liegen, sonst aber unten bleiben. Die schwarzen und die Randfäden sollen ein festes glattes Gewebe abgeben, zu welchem Zwecke sie sich durchweg nur einfach zu kreuzen haben. Hierzu sind nur Vierteldrehungen, entweder nach links oder nach rechts, erforderlich. Mit einer Vierteldrehung nach rechts meine ich eine solche, die Loch 4 an die Stelle bringt, welche vorher Loch 1 inne hatte (Fig. 6 u. 7), eine Vierteldrehung nach links bringt Loch 4 wieder an seine alte Stelle zurück.

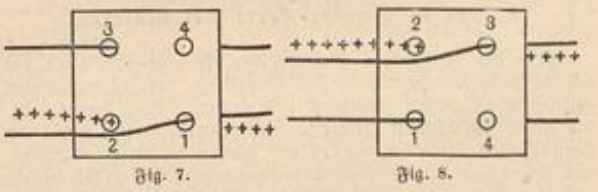


Fig. 7. Fig. 8.

Soll ein unten liegender rother Faden auf die Oberfläche gebracht werden, so ist stets eine halbe Drehung, und zwar nach rechts erforderlich, durch welche z. B. Loch 2 an die Stelle von Loch 4 kommt (Fig. 6 u. Fig. 8); soll der rothe Faden wieder von oben verschwinden, muß ebenfalls eine halbe Drehung, aber nach links, geschehen. Durch Verstöße gegen diese Regel kommen, selbst wenn das Muster richtig werden sollte, die rothen Fäden oft schief und unordentlich zu liegen,

(Fortsetzung siehe Seite 115.)

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide
ist die Beste!
Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Gebr. Stollwerck
27 Hofdiplome
63 Preismedaillen
Köln ❋ Berlin ❋ Wien ❋ Breslau
München, ❋ Amsterdam ❋ Brüssel ❋ London
Pressburg ❋ New-York ❋ Chicago.
Chocolade-, Cacao- und Zuckerwaren-Fabriken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

was sehr schlecht aussieht. In nachstehender Anleitung zum Weben bedeutet: $^1/_4$ r. = eine Vierteldrehung nach rechts; $^1/_4$ l. = eine Vierteldrehung nach links; $^1/_2$ r. = eine halbe Drehung nach rechts; $^1/_2$ l. = eine halbe Drehung nach links. Unter „links" verstehe ich die Seite, die der linken Hand zugewendet ist, unter „rechts" die entgegengesetzte; Loch 3 und 4 befinden sich vor dem Beginn des Webens links, Loch 1 und 2 rechts; also Loch 1 und 4 oben, Loch 2 und 3 unten. Die Nummerirung der Brettchen ist aus den Fig. zu ersehen.

Um die Weberei in Gang zu bringen, schalte ich am Anfange zwei vorbereitende Touren ein, die mit dem Muster selbst nichts zu thun haben.

Das 1., 2. und 3., sowie das 13., 14. und 15. Brettchen, die je zusammengebunden sind, müssen natürlich gemeinschaftlich gedreht werden. Nach einiger Uebung wird man auch die übrigen Brettchen bald gruppenweise, bald alle zusammen drehen können.

Erste vorbereitende Tour:

Sämmtliche Brettchen $^1/_4$ r., dann den Einschlagfaden durchgeschossen, was fortan nicht mehr erwähnt werden wird.

Zweite vorbereitende Tour:

Sämmtliche Brettchen $^1/_4$ l.

Diese beiden Touren sind einmal zu wiederholen.

Nun beginnt das Muster: 1. Tour.

1., 2., 3., 4., 5., 6. Brettchen $^1/_4$ r.
7., 8., 9. Br. $^1/_2$ r.
10., 11., 12., 13., 14., 15. Br. $^1/_4$ r.

2. Tour.

1., 2., 3., 4., 5., 6. Br. $^1/_4$ l.
7., 8., 9. Br. $^1/_4$ r.
10., 11., 12., 13., 14., 15. Br. $^1/_4$ l.

3. Tour.

1., 2., 3. Br. $^1/_4$ r.
4., 5., 6. Br. $^1/_2$ r.
7., 8., 9. Br. $^1/_2$ l.
10., 11., 12. Br. $^1/_2$ r.
13., 14., 15. Br. $^1/_4$ r.

4. Tour.

1., 2., 3. Br. $^1/_4$ l.
4., 5., 6. Br. $^1/_4$ r.
7., 8., 9. Br. $^1/_4$ l.
10., 11., 12. Br. $^1/_4$ r.
13., 14., 15. Br. $^1/_4$ l.

5. Tour.

1., 2., 3. Br. $^1/_4$ r.
4., 5., 6. Br. $^1/_2$ l.
7., 8., 9. Br. $^1/_2$ r.
10., 11., 12. Br. $^1/_2$ l.
13., 14., 15. Br. $^1/_4$ r.

6. Tour.

1., 2., 3., 4., 5., 6. Br. $^1/_4$ l.
7., 8., 9. Br. $^1/_4$ r.
10., 11., 12., 13., 14., 15. Br. $^1/_4$ l.

7. Tour.

1., 2., 3., 4., 5., 6. Br. $^1/_4$ r.
7., 8., 9. Br. $^1/_2$ l.
10., 11., 12., 13., 14., 15. Br. $^1/_4$ r.

8. Tour.

Alle Brettchen $^1/_4$ l.

Hierauf folgt wieder die 1. Tour u. s. w.

Das Verfahren ist, wie man sieht, ungemein einfach; bei einiger Sorgfalt und Geschicklichkeit erlangt man schnell bedeutende Fertigkeit darin, und es gewährt dann ein großes Vergnügen, nach eigenem Geschmack Muster zu erfinden und für jeden besonderen Zweck, z. B. um eine Bluse, eine Schürze oder ein Kinderkleid mit selbstgewebten Borten zu besetzen, die Farben passend zu wählen.

Zum Schlusse will ich noch eine Schilderung aus einem isländischen Roman mittheilen: »Die Hausfrau sitzt auf einer Truhe und webt mit Brettchen. Sie hat den Schuh vom rechten Fuß gezogen, um diesen die Schlinge gelegt und den Fuß auf einen kleineren Kasten gestellt. Das andere Ende des Aufzuges hält sie in der Hand, deren einer Finger in dem Zwischenraum zwischen den Fäden steckt, mit der anderen Hand dreht sie die Brettchen und schießt den Faden hindurch.« Diese Art, den Aufzug zu halten, ist durchaus nicht so unbequem, wie man denken sollte; in Ermangelung eines anderen passenden Gegenstandes zum Anhängen, z. B. im Freien, kann man ganz gut den Fuß zu Hülfe nehmen; in Island nennt man dies „auf seinem Fuße weben". Daß man sich dazu des Schuhes entledigt, scheint mir ganz und gar nicht nothwendig zu sein.

Mittelst der in der schwedischen Provinz Schonen, sowie in Jütland üblichen Art der Brettchen-Weberei kann man Borten herstellen, die einem Geflecht gleichen. Das Verfahren ist dabei dasselbe, wie das hier geschilderte, nur sind folgende Regeln zu beachten: die Zahl der Brettchen muß stets eine gerade sein; jedes Brettchen erhält 4 Fäden, also durch jedes Loch einen, es werden durchweg Vierteldrehungen ausgeführt, bei dem 1., 3., 5., 7. u. s. w. Brettchen stets nach links, bei dem 2., 4., 6., 8. u. s. w. Brettchen stets nach rechts, oder umgekehrt. Man kann so auf sehr leichte und schnelle Art zwar nicht eigentliche Muster, aber doch sehr hübsche buntstreifige und gesprenkelte Tressen weben; der Einschlagfaden muß auch hier womöglich von derselben Farbe sein, wie die beiderseitigen Ränder des Aufzuges. Die im Laufe der Arbeit sich einstellende Zusammendrehung der Aufzugfäden kann man mit Leichtigkeit jedesmal auflösen, wenn man den Aufzug behufs seiner Verlängerung von neuem knüpft.

In Jütland heißt diese Art des Webens „Brikning", das Brettchen „Brik". Man verfertigt damit Fahrleinen, Tragebänder, Strumpfbänder u. dgl. m. Auch in Småland (Schweden) thut man dies noch; dort weben die Hirten beim Viehhüten, indem sie das eine Ende an einen Baumstamm, das andere sich um den Leib binden. Diese Mittheilung verdanke ich der Frau Jägermeister Hvaß in Randrup, Jütland.

Bezugsquellen: Toque: M. Schwitzka, W, Charlottenstr. 33. — **Knöpfe und Gürtel:** M. Schöneberg, W, Leipzigerstr. 91. — **Empire-Lampe mit Malerei:** Fräulein von Jaski, W, Potsdamerstr. 28, Gartenhaus.

Geschäftliches.

Zur Hebung der Häuslichkeit. — Für die bevorstehenden längeren Feierabende unsere Leser auf einen ebenso harmlosen, wie herzerfreuenden Zeitvertreib aufmerksam zu machen, ist uns eine angenehme Pflicht.

Der Zeitvertreib ist wohl so alt wie die Gründung bleibender Wohnstätten, — er heißt: Hausmusik. Aber das Instrument, das wir dazu empfehlen möchten, ist noch jung: Die Accord-Zither. Zu billigem Preise erhältlich, leicht zu handhaben, spielend zu erlernen, hat sich die Accord-Zither schon so eingebürgert, daß eine ganze Reihe von Fabriken darin wetteifert, den steigenden Bedarf zu decken und das Instrument immer mehr zu vervollkommnen. Für den Kenner besteht indeß kein Zweifel, daß die sogenannte Müller'sche Accord-Zither ihre Rivalinnen an Solidität des Baues und Süßigkeit des Tones weit übertrifft.

Sie ist in jeder besseren Musik-Instrumenten-Handlung erhältlich und ein reizendes „Accord-Zither-Büchlein" versendet die Fabrik J. T. Müller in Dresden-Striesen auf Verlangen an jedermann gratis und franco.

Mellin's Nahrung. — Dieses seit verhältnißmäßig kurzer Zeit über alle Welttheile verbreitete Nährmittel für Säuglinge, Kinder jeden Alters, für Kranke, Genesende, Magenleidende, verdankt diese Verbreitung seiner außerordentlichen Wirkung und den Erfolgen bei Gebrauch desselben. Zu den vielen Anerkennungen, die es gefunden hat, — aus dem Cabinet Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin, von ärztlichen Autoritäten, von Kinder- und Krankenanstalten und durch unzählige Danksagungen von Privaten, — gesellt sich jetzt wieder eine neue aus dem officiellen Regierungsbericht des Central-Wohlthätigkeits-Comité für die indische Hungersnoth. Es heißt darin: „Unter den vielen nützlichen Beiträgen, welche das Central-Comité empfing, verdienen Mellin's Nahrung, Triticine Food und Condensirte Milch besonderer Erwähnung. Diese wurden in großen Quantitäten von den Verwaltern der Armenhäuser verabfolgt und mit sehr gutem Erfolge angewendet. In den meisten Fällen und besonders, wo Mellin's Nahrung verwendet wurde, änderte sich das Aussehen der Kinder nach einigen Wochen geradezu wunderbar. Aus wandelnden Skeletten wurden sie wieder die starken und gesunden Kinder wie zuvor." Wir glauben gerade jetzt, wo der Uebergang zur rauhen Witterung sich einstellt und Krankheitsfälle, namentlich bei Kindern, stärker auftreten, auch Epidemien in manchen Gegenden herrschen, unsere Leser auf diese Kundgebungen aufmerksam machen zu sollen und fügen noch hinzu, daß die Hoflieferanten J. C. F. Neumann u. Sohn, Berlin, Taubenstr. 51/52, die General-Niederlage für Mellin's Nahrung haben.

Welche Bedeutung hat der Cacao in volkswirthschaftlicher Beziehung? Die überaus werthvollen Eigenschaften, welche der Cacao für die Ernährung des Menschen hat, haben ihn zu einem der wichtigsten Consum-Artikel der Kulturwelt gemacht. Er verdient seine Bedeutung aber auch vollkommen, denn er verbindet einen hohen Nährwerth (Eiweißgehalt) mit einer Schmackhaftigkeit, wie sie kaum ein anderes Natur-Produkt besitzt. Die feine aromatische Substanz der Cacao-Bohne schätzte der Botaniker Linné so hoch, daß er sie „Theobroma", d. h. Götterspeise benannte; der große Gelehrte erkannte wohl, welche Bedeutung dem Cacao zufallen müsse. Infolge der verbesserten Verkehrsverhältnisse und der bis zu einem hohen Grad vervollkommneten technischen Hilfsmittel, besonders in der deutschen Industrie, ist es heute gelungen, den Cacao in solcher Menge und so billig und gut auf den Markt zu bringen, daß er wenigstens für die Herstellung des Frühstücksgetränks in absehbarer Zeit Kaffee und Thee aus dem Felde schlagen dürfte, die bekanntlich keinerlei Nährstoffe enthalten und nicht, wie der Cacao anregend, sondern aufregend wirken. Die Probe für den bedeutenden Unterschied kann jeder selbst machen. Der Cacao Moser-Roth (Stuttgart), ausgezeichnet durch absolute Reinheit, leichte Verdaulichkeit und Schmackhaftigkeit, kostet pro Pfund Mk. 1,40 bis Mk. 2,70; da nun von $^1/_2$ kg 100 Tassen hergestellt werden können, so kommt eine Tasse vorzüglichen Moser-Roth-Cacaos auf $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Pfg. zu stehen. Damit ist ein überaus billiges, gesundes und nahrhaftes, man möchte sagen ideales Volksnähr- und Genußmittel gewonnen.

Waschechte Helios Malfarben für Stoffe: Dr. Lohmann, Farbwerk Friedenau (S. Ill. Frauenzeitung 1897 Heft 13).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr**, für Landschaft **W. Hamacher**, für Blumen **P. Barthel** u. **Frl. Blanckenburg**, für Illustriren **K. Storch**, für Modelliren **R. Glanflügel**, für Kupferstich **Prof. G. Eilers**, für Perspektive **W. Herwarth**, für Anatomie **H. Hausmann**. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

von Prieser'sche
Lehr- u. Erziehungsanstalt für Mädchen.
Stuttgart, Moserstr. 12,
Pensionat für In- und Ausländerinnen, bietet bei freundl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Besondere Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und feinere Umgangsformen. **Die Vorsteherinnen.**

Vertrauliche Auskünfte
über Vermögens-, Familien-, Geschäfts- u. Privat-Verhältnisse auf alle Plätze und sonstige Vertrauenssachen besorgen direct u. gewissenhaft:
Greve & Klein, Berlin.
Internationales Auskunftsbureau.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturientenexam. rasch, sicher, billigst.
Dresden 8. Moesta, Direktor.

Ueber unverwüstliche
Puppen
mit selbsteinschraubbaren Gliedern, ff. Spielwaaren u. Lehrmittel verlange m. Preisl.
Zerbrochene Puppen werden reparirt.
Zurückgesetzte gest. Puppen immens billig.
Pulvermacher & Westram, Sonneberg S.

Gentleman
sucht in Berlin Stellung als
Privat-Secretair
32 Jahre alt, liebenswürdig, heitere Natur. Offerten sub **J. S. 1218** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.**

Rentables
Tapisserie-Geschäft
wird zu übernehmen od. sich an solchem zu betheiligen gesucht von einer Dame, die in dieser Branche thätig u. im Aufzeichnen u. Sticken gewandt ist. Gefl. Offerten unter **C. 419** an **Rudolf Mosse, Heilbronn.**

Tapisserie-Manufactur
H. Langenbeck, Berlin.
1. Geschäft Potsdamerstr. 37. 2. Geschäft Lutherstrasse 12.
Augenblickliche Specialitäten:
Abgepasste Kaffeedecken z. Besticken, gross und klein carrirt,
140/140 cm Mk. 2.75; 135/170 cm Mk. 3.50.
Nordische Stickereien nach Orig.-Dessins.
Sämmtliche Congress- u. Javastoffe.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr **Clara Roth**, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Fordern Sie kostenlos ill. Preisbuch üb. d. best. Leghühner; Zucht- u. Sportgeflügel; Bruteier; Brutmaschinen; sämmtliche Zuchtgeräthe; Futterartikel; Geflügelliteratur ꝛc.
Graf, Geflügelpark, **Auerbach** Hess.

Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Echte Spitzen. Muster frei, direct von **Spitzenfabrik Baumann, Schönheide i/E.**

Schönster Zimmerschmuck
D. R. Gebrauchs-Muster 65191.
H&Co. BERLIN
Seemoos mit der Plombe giebt d. schönst. Ampelfüllungen.
Seemoos mit der Plombe wird nicht gelb.
SEEMOOS
Seemoos mit der Plombe hat eine schöne grüne Farbe.
Seemoos mit der Plombe ist garantiert lichtecht.
Nur ächt, wenn mit unserer Plombe versehen.
Zu haben in allen Blumen-Handlungen.
Nur Wiederverkäufer bei **Hachenburg & Co., Berlin S. W.**

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

In meinem Pensionate finden **junge Mädchen** zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und geselliger Formen, unter sorgfältigster Leitung **frdl. Aufnahme.** Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekte durch
Elisabet Wedekind
Altenburg S.A. Vorsteherin.

Gardinen, Spitzen ꝛc. Wasch- u. Spannerei-Anstalt von **E. von Keller,** Berlin W., Kirchbachstr. 20, III.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Ausführung und Entwürfe im Atelier**
von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 12.*

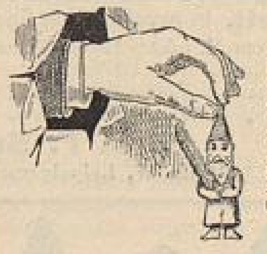
Kurse zur Erlernung der **Selbstschneiderei** und aller Arten **Handarbeiten**, sowie zur Vorbereitung für das **Handarbeitslehrerin-Examen.**
Frau **E. Sternaux,**
staatl. gepr. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III.

Ich ertheile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befind. sich **Berlin W, Lützowstr. 112**
Marie Peiler.

Natur-Wollwäscherei.
Weisse u. farbige Wollwäsche: wollene Hemden, Unterkleider, Schlafdecken, Shawles, Balltücher, wollene u. seidene Strümpfe, weiss-seidene Foulards etc. werden auf **natürlichem Wege (nicht chemisch)** gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäsche behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität.
Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme.
Auf Wunsch wird die Wäsche abgeholt.
Geschwister Krause,
Schöneberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Neu! **Wichtig für Damen!** Neu!
Sieb-Malerei,
vermittelst welcher Jedermann, selbst Kinder, **ohne Kenntniss** im Malen und Zeichnen sofort **Bilder,** wie Blumen, Landschaften, Seestücke, Thierstücke u. s. w. malen kann. Diese **neue** Malerei ist wirkungsvoll und anregend für **Jung** und **Alt** und bietet auch **neue Gesichtspunkte für das Erwerbsleben. Vollständige Arbeitskasten** zu Mark 6.—, Mark 10.— und Mark 15.—, Katalog kostenlos, Probe-Arbeit gegen 50 Pfennig zu Diensten.
Berlin SW., Königgrätzer Straße 44. **HORN & FRANK.**



Wer große Weihnachts-Freude bereiten will,
bestelle sich eine reichsortirte Postkiste **Glaschristbaumschmuck**, enth. **300 Stück** prachtvolle Sachen, als: Früchte, Vögel, Stangenkugeln, Reflexe, Eiszapfen, übersponnene Kugeln, Engel m. bewegl. Glasflügeln, Phantasiesachen ꝛc. für den spottbilligen Preis von **nur 5 Mark** pr. Nachnahme, incl. Porto und Verpackung. — Zur Weiterempfehlung wird je ein **Papagei in prachtvoll glitzerndem Glasring** und ein **groß. Weihnachtsengel mit der Weihnachtsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude ꝛc." gratis** beigefügt.
A. O. Wagner, Lauscha i/Thür.
Fabrik und Versand von Glas-Christbaumschmuck.

Brandmalerei Kerbschnitt
Über Holzgegenstände, Luxusmöbel, Brennapparate, Werkzeuge, Beizen, Lacke, Übungstafeln z. Selbstunterr. verl. man gratis u. franko den **neusten Weihnachtskatalog.**
J. Brombach, Holzwarenfabrik
Schwerin i. M.
Holzgegenstände nach Abbildg. dies. Zeitschr. od. eig. Entwürf. werd. billigst umgeh. angefert.

Jacob Ravené Söhne, *Berlin C, 2, Stralauer Strasse 28/29*

empfehlen als **praktische Festgeschenke:** Hauswirthschaftl. **Maschinen** aller Art, besonders den **Empire-Wringer** (lt. Abbildg.) amerik. Fabrikat, derartig construirt, daß sich die Gummiwalzen vermöge der Kammräder-Uebersetzung **gleichmäßig** abnutzen. Die Walzen haben eine sehr starke **reine Gummiauflage,** so daß eine Erneuerung derselben selbst nach jahrelangem Gebrauch **höchst selten** erforderlich ist. Der **Empire-Wringer** ist mit Recht **das beste von allen** Systemen u. kostet **27 Mk.** Andere Systeme von **18 Mk. 50 Pf.** an. ✲ **Waschmaschinen** ✲ **Wäscherollen** bester Constr. ✲ **Nickel-** und **Alboid-Kaffee-** und **Theeservices** ✲ **Servirbretter** ✲ **Samovars** ✲ **Theekesselständer** ✲ **Tortenplatten** ✲ **Menagen** ✲ **Salatièren** und dgl. mehr in **groß.** Auswahl ✲ **Werkzeugkasten** ✲ **Laubsäge-Vorlagen** ✲ **Schlitten** ✲ **Schlittschuhe** ꝛc. — **Illustrirte Preisliste kostenfrei.**

Die

bietet für Kinder das Beste!
und zwar solche Weihnachts-Gaben, die bildend einwirken und
dauernd Freude
bereiten. Möchten Sie ein wirklich gutes, unterhalt. u. nützliches Geschenk bieten, verlangen Sie *gratis* deren anerkannt grossartig ausgestatteten
WEIHNACHTSKATALOG

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schutzmarke.

Man verlange

Hoffmann's Speisenmehl.

Unter Anderem durch Frau **Hedwig Heyl's „erprobte Kochrezepte"** bestens empfohlen.

In äusserst solider Original-Packung à 1 Pfd. und 1/2 Pfd.

Schutzmarke.

Wer Bedarf hat in
Leinen- und Baumwollwaaren, Tischzeugen,
Handtüchern, Wischtüchern, Taschentüchern, Bettwäsche, sowie
fertiger Leibwäsche für Damen, Herren und Kinder
verlange Muster oder Preisliste von der
Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

F. V. Grünfeld, Landeshut i. Schl.

Einzige Fabrik mit Hand- und Kraftbetrieb am Platze, die nur an Private verkauft.

Verkaufshaus **Berlin W,**
Leipzigerstrasse 25.

Warnung vor Nachahmungen. Erste Preise auf allen Ausstellungen. Anerkennungsschreiben aus allen Ländern.

Jede Dame bevorzugt

die **Meissner Smyrna-Knüpfarbeit**
als eine angenehme und dabei wunderbar schöne Handarbeit zur Anfertigung unverwüstlich haltbarer **Teppiche** in jeder Grösse, Vorleger für Bett, Schreibtisch etc. Bezüge für Sophas, Fauteuils, Chaiselongues, für Eck-, Luther-, Ruhe-, Schaukel-Stühle, Ofenbänke, Kissen, Sessel, Fussbänke etc. Man verlange (Angabe des Gewünschten erbeten) Mustervorlagen u. Preisliste. Bewährteste Methoden leicht nach gedruckter Anleitung zu erlernen.

Jede Arbeit wird gratis angefangen.

F. Louis Beilich, Meissen 3. Smyrna-Teppich-Fabrik.

Unerreicht im Erfolg

bei jeder Art von Schwächezuständen hervorgerufen durch

Bleichsucht, Blutarmut

ist

Apotheker Friedrich Schulze's

Haimaplast.

Kein Geheimmittel.

Preis per Karton 2,15 Mark.

Eine erfolgreiche Kur bedingt den Gebrauch von 2—3 Kartons. Zu beziehen durch alle **Apotheken, Depot: Victoria-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 19,** en gros bei **Schulze & Klauß, Berlin N. 37.**

Fabrik feiner westfälischer

Wurst und Schinken

mit Dampfbetrieb, gegründet 1820

J. C. Ibrügger,

Gütersloh i/Westfalen.

Reichsbank-Giro-Conto.

	Preis für 1/2 Kilo Pfg.		Preis für 1/2 Kilo Pfg.
ff. Cervelatwurst in Rindsdarm	120	ff. Braunschweiger Leberwurst, ohne Mehl	75
„ „ „ Fettdarm. Ende Nov.	125	„ „ Sardellen- „ „ „	85
„ Schinkenwurst „ Rindsdarm	120	„ „ Rotwurst „ „	60
„ „ „ Fettdarm. Ende Nov.	125	„ Zungenwurst „ „	85
„ Salami mit Knoblauch in Rindsdarm	120	„ Lachsschinken vom Filet	130
„ „ „ „ „ Fettd. Ende Nov.	125	„ Rollschinken	120
„ Plockwurst in Rindsdarm	95	„ Rundschnittschinken mit Bein. Ende Nov.	90
„ „ „ Fettdarm. Ende Nov.	100	„ „ ohne Bein. „ „	95
„ Westf. Mettwurst zum Kochen	90	„ Westf. Speck, fett oder mager	65
„ Frankfurter Würstchen, täglich frisch	95	„ „ Tafelschmalz } in Dosen	70
		„ „ Speisefett } à 4 1/2 und 9 Pfund.	55

Verpackung wird nicht berechnet.

Ich lege nur Wert auf eine wirklich gute und feinschmeckende Ware. Die schöne rote Farbe ist die natürliche des Fleisches. — Sendungen erfolgen gegen Nachnahme, häufigere nach Vereinbarung.

Versand sämtlicher Sorten in jeder Jahreszeit,
Nicht genehme Ware nehme ich auch angeschnitten zurück und vergüte den dafür gezahlten Betrag.

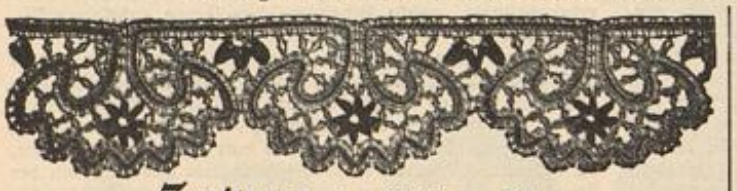
Häntzschel's Gurkenmilch,

vorzügliches, unschädliches, ärztlich empfohlenes **Toilettemittel** für Sommer und Winter zur Erhaltung eines weißen, weichen, jugendlichen Teints, sowie zur Entfernung von Unreinheiten der **Haut, Sonnenbrand, Sommersprossen, Röthe, Pickeln, gelbe Flecke** 2c. à Flasche 1 und 2 Mark.

Georg Häntzschel

Hofl. J. Majestät d. Königin von Sachsen.

Dresden, Struvestrasse 2.



Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettau,** Post Steinhaus, Tirol.

Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinlercher,** oder an **Thekla Kofler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Mann & Stumpe's Mohair-Besenborde

für Seiden- und Stoff-Kleider

überall anerkannt solideste, vornehmste Schutzborde, **welche infolge glatter und elastischer Plüschfäden keinen Staub annimmt.** Nachahmungen **dieser Einzig Echten Mohairwaare** sind bekanntlich nur zum Nachtheil des Käufers!

Daher beachte man die auf die Pappe gedruckten Namen der Erfinder „Mann & Stumpe", Barmen.

Unsere Waare ist nur in besseren Geschäften erhältlich.

!! Neueste Erfindung !! D. R. G. M. 72530 & 34

Tricot-Corset

à la Sylphide

bestes Reform-Corset, für jede Jahreszeit geeignet, infolge seiner vielen Vorzüge ärztlich dringend empfohlen.

Alleinige Fabrikanten:

Steiner & Cie.,

Köln-Ehrenfeld. No. 6.

Wer **Tricot- u. Strumpfwaaren** benöthigt, verl. Katalog od. Auswahlsend. **Hammer & Cie., Stuttgart F.**

GUSTAV CORDS

BERLIN W.

Leipziger Strasse 36.

GRÖSSTES SPECIAL-GESCHÄFT DEUTSCHLANDS

Wollene seidene

Moderne Damenkleiderstoffe

und baumwoll. Stoffe

Proben-Versand nach Auswärts. Angabe der Art und des Zwecks der gewünscht. Stoffe erbeten.

Proben und Aufträge von 10 Mk. an franco.

Das herrlichste Geschenk

für Knaben jeden Alters ist der überaus weit verbreitete rühmlichst bekannte **photographische Apparat**

Phönix.

Er ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** — Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Moment-Aufnahmen). — Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

! Prospekte gratis !

Pflege Dein Antlitz

mit **Heinr. Simons weltberühmt. patentirt. Gesichts-Massage-Apparat.** Wunderbare Erfolge gegen **Gesichtsfalten, Finnen, Pickel, Pockennarben und Migräne.**

Man lese Simons Lehrbuch: **„Das Gesicht und seine Pflege."** Zu beziehen geg. Einf. v. 1,20 M. franko v. **Heinr. Simons, Berlin W., Potsdamerstr. 5, Fabrik feiner Parfümerien u. Toil.-Artikel.** Anerkennungen a. höchsten u. allerhöchsten Kreisen. Prospekte auch in engl. und franz. Sprache umsonst.

Schwarze und farbige reinseidene Stoffe

in unbeschwerten soliden Qualitäten für Blusen und Costüme.

Schwarze glatte Seidenstoffe
ca. 46/56 cm. breit, à Mtr. 1.25 bis 8.— M.

Schwarze Dammassé
ca. 46/50 cm. breit, à Mtr. 1.50 bis 7.— M.

Farbige Costume- u. Blusen-Seide
grossart. Effekte in den neuest. Ausführ. ca. 46 cm. breit, à Mtr. 1.— bis 6.— M.

Farbige glatte Seide
ca. 50/55 cm. breit, à Mtr. 1.— bis 6.— M.

Brautkleiderstoffe in grosser Auswahl und **sehr niedrigen Preisen.**

Probe frei.
Aufträge von 15 Mk. an frei.

J. W. Sältzer, Hannover.

Japanische Teppiche.

Neuheit, in prachtvollen Farben und persischen Mustern.

69×130 cm M. 5.50.	137×203 cm M. 18.—.	254×336 cm M. 55.—.
76×153 „ „ 7.—.	176×237 „ „ 27.50.	275×351 „ „ 60.—.
92×137 „ „ 7.50.	183×275 „ „ 32.50.	275×366 „ „ 65.—.
92×180 „ „ 10.—.	203×305 „ „ 40.—.	305×412 „ „ 80.—.

J. C. F. Schwartze,

Berlin W, Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr.

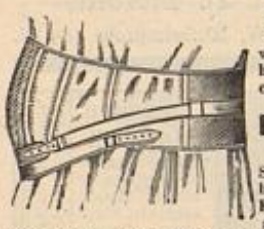
Locken

und **Wellenscheitel,** schön u. natürlich erzielt jede Dame leicht u. dauernd, **ohne** zu brennen, durch das haarstärkende und untrügliche **Kräusel-Elixir-Graziol** (gesetzlich geschützt). Flasche 2 Mark. **Nur** bei d. Fabrik. **Franz Schwarzlose, Berlin, Leipziger Str. 56 (Kolonnaden).**

Rosenthau

unübertroffenes Schönheitsmittel, giebt jedem zu blassen Teint ein frisches, rosiges Colorit, das selbst vom geübtesten Auge nicht von natürlicher Röthe unterschieden werden kann. Enthusiastische Anerkennungen hervorragender Damen. **Fl. I u. 2 Mk. Parfümerie Adolph Collin, Berlin C.,** Spittelmarkt 15.

Schlanke Figur



wird erzielt durch mein neues, allen hygienischen Anforderungen entsprechendes Korsett mit angeschnittener Leibbinde von M. 12.— an.

Frau Marie Herder,

BERLIN, Link-Strasse 30, I.

Spezialitäten für **Bruchbandagen, Leibbinden und Gesundheitskorsetts. — Für alle Bruchschäden klinisch ausgebildet.** Sprechzeit von 10—5 Uhr.

Alle hygienischen Gebrauchsartikel für Damen sowie sämtl. Verbandstoffe am Lager.

Reform-Corset 6—8 Mk.

und Unterkleider für Damen

begutachtet von Frl. Dr. med. **Bluhm.**

Illustrirte Preiscourante gratis und franco.

Amerikanische Harmoniums

der berühmten **Carpenter Organ Company**

M. 275, 300, 360, 375, 450, 550, 600, 725, 900.

Wundervoller Ton.

Höchste Auszeichnung in Chicago.

Amerik. Aeolian Orgeln

Harmonium u. mech. Orgel mit Notenrolle.

M. 350, 800, 1200, 2000, 2500, 3000.

General-Vertrieb durch

Jul. Heinr. Zimmermann,

Leipzig, St. Petersburg, Moskau.

Illustrirte Preisliste gratis u. franco.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

und praktische Geschenke

direkt aus **NÜRNBERG** zu beziehen.

Vollständig & reich illustr. **Preisbuch** mit über 7000 Nummern bitte gratis und franco zu verlangen.

Carl Quehl, kgl. bayr. Hoflieferant, **Nürnberg.**

besteht seit 1852. besteht seit 1852.

Erstes & renommirtestes Geschäft. Sehenswerte Verkaufslokale.

Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Prämiirt Nürnberg 1879, 1882, 1896

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch

Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.

Alleinige Erzeuger:

A. Motsch & Co.

WIEN, LUGECK No 3

Generaldepôt bei **J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 23, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXIV. Jahrg.

Charlotte Huhn.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph in Berlin.

Die Königlich sächsische Hof-Opernsängerin Charlotte Huhn, die unser Bild als Orpheus darstellt, wurde zu Lüneburg in bescheidenen Verhältnissen geboren und zeigte schon früh eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik. Zunächst ertheilte ihr der Cantor des Ortes einigen Unterricht, und als sich später die Singstimme der jungen Charlotte in seltener Weise entwickelte, gab man ihrem glühendsten Wunsch nach, sich ausschließlich der Musik widmen zu dürfen. Sechzehn Jahre alt, trat sie als Schülerin in das Conservatorium zu Köln ein. Als sie dasselbe nach vierjährigem Studium verließ, erhielt sie ein Preiszeugniß, das ihr „wegen ihrer hervorragenden Leistungen und eines sich stets gleichbleibenden, ungewöhnlichen Fleißes im Solo-Gesang, im Klavierspiel und in allen obligatorischen Fächern, sowie wegen ihrer musterhaften Gesammthaltung" zu theil wurde.

Da es der verwitweten Mutter der jungen Kunst-Elevin nicht immer leicht geworden war, die Mittel zur Ausbildung der Tochter aufzubringen, hatte diese schon während der Kölner Studien-Jahre in ihrer Vaterstadt Lüneburg mehrere Konzerte gegeben, deren Erträge diese pecuniären Schwierigkeiten erleichtern halfen, und unmittelbar nach ihrem Austritt aus dem Conservatorium begann sie ihre Laufbahn als Konzertsängerin. Mit immer steigendem Erfolge trat sie im Laufe der nächsten Jahre in fast allen großen Städten Deutschlands auf.

Der Gedanke an die Bühne lag Charlotte Huhn damals noch ganz fern; zwei Jahre später erst kam ihr zum Bewußtsein, daß ihr eigentlicher Beruf der einer dramatischen Sängerin großen Stils sei. Ohne ihre bisherige Thätigkeit zu unterbrechen, bereitete sie sich in Berlin unter Leitung des Professors Hey für den Bühnengesang vor, machte bei Frau Mallinger mimische Rollen-Studien und betrat bei einer in Kroll's Theater stattfindenden Prüfungs-Aufführung der Hey'schen Opernschule als Orpheus zum ersten Male die Bühne.

Der Erfolg war derartig, daß sie sofort auf drei Jahre an die deutsche Oper des Metropolitan-Theaters in New-York engagirt wurde. Schon im ersten Jahre sang sie hier, unter dem lebhaftesten Beifall, Partien wie Orpheus, Amneris u. s. w., unternahm aber, trotz aller Erfolge, im Sommer 1890 eine Reise nach Deutschland, um bei Marianne Brandt, — in der sie ihr künstlerisches Vorbild verehrte, — Rollen wie Fides, Ortrud, Eglantine, Fidelio zu studiren. Nachdem im Jahre 1891 der amerikanische Contract abgelaufen war, trat Charlotte Huhn in Köln als Gast auf, wurde sofort dauernd engagirt und verblieb dort, hochgefeiert und von der Gunst des Publicums getragen, bis sie im Herbst 1896 nach Dresden übersiedelte, um in den Verband der Königlich sächsischen Hof-Oper einzutreten.

Doch kaum hatte sie sich dem entzückten Publicum in einigen ihrer Hauptrollen, — als Ortrud, Lucrezia Borgia, Frikka, — gezeigt, als sie schwer erkrankte; erst ein längerer Aufenthalt in milderer Luft stellte sie soweit her, daß sie im März 1897 ihre Thätigkeit an dem Dresdener Kunst-Institut in ganzem Umfange wieder aufnehmen konnte. Heute steht sie für alle Freunde einer edeln, ernsten Kunstrichtung im Mittelpunkt des Interesses.

Charlotte Huhn bringt für ihren Beruf, der mehr als jeder andere auch der äußeren Vorzüge bedarf, eine hohe, imponirende Gestalt, einen Kopf von klassischer Schönheit mit, dessen bewegliches, immer durchgeistigtes Mienenspiel auch im höchsten Affect die Linien edler Schönheit inne hält. Sie besitzt ein großes, ausdrucksvolles Auge, das, — ohne sich je in den Zuschauerraum zu verirren, — das Publicum vollständig beherrscht, und einen ebenso ausdrucksvollen, nicht kleinen, aber wundervoll geschnittenen Mund, wie Wilhelmine Schröder-Devrient, mit welcher Charlotte Huhn auch in ihren künstlerischen Leistungen die überraschendste Aehnlichkeit hat. In beiden dieselbe Größe und Tiefe der Auffassung, dieselbe Vergeistigung und Beseelung jeder einzelnen Rolle, dieselbe innere Wahrheit des Tones, der Gebärde und Bewegung, derselbe gewaltige, dramatische Ausdruck, dieselbe schrankenlose Hingebung an ihre Kunst, dieselbe alles Conventionelle, jede leere, todte Form ausschließende schöpferische Kraft, — in beiden dieselbe „singende Seele". Nur daß diese bei Wilhelmine Schröder-Devrient ihren Ausdruck in einem herrlich ausgebildeten Sopran fand, während Charlotte Huhn über eine Altstimme gebietet, deren rührender, erschütternder Klang die Herzen der Zuhörer mächtig ergreift, sie schon beim ersten Tone gefangen nimmt, um sie bis zum letzten in ihrem Banne zu halten.

Auguste Scheibe.

Aus der Frauenwelt

Mainz. — In den obersten Mädchenklassen der Volksschulen ist der Kochunterricht obligatorisch eingeführt worden. Von der Stadt sind in einem großen Saale sieben Herde mit vollständiger Kücheneinrichtung aufgestellt worden, und an den Nachmittagen der Woche werden die Schülerinnen dort in allen vorkommenden Arbeiten vollkommen ausgebildet. Der Cursus dauert vierzig Wochen.

Wien. — Auf Anregung des Docenten Dr. Alois Heilinger hat sich eine Anzahl Herren und Damen vereinigt, um zur Erinnerung an das im nächsten Jahre stattfindende fünfzigjährige Regierungs-Jubiläum des Kaisers eine Gesellschaft zur Errichtung eines Museums für weibliche Handarbeiten zu gründen. Das Museum hat den Zweck, künstlerisch und erzieherisch zu wirken, sowie Frauen und Mädchen durch Arbeits-Vermittelung und Verwerthung von schönen und originellen Handarbeiten hülfreich zu unterstützen. Nähere Auskunft ertheilt Frau Aurelie Obermayer, k. k. Hofraths-Witwe, Wien XV, Schönbrunnenstr. 14 II, — brieflich gegen Retourmarke.

London. — Die Prinzessin Kajulani, die Tochter einer Halbschwester der entthronten Königin Liliuakalani von Hawaii, wird in diesem Winter in London als Konzertgeberin auftreten und, falls sie Erfolg hat, sich dauernd diesem Berufe widmen. Die Prinzessin wurde zwar von der Königin in aller Form als Thronfolgerin anerkannt, da jedoch die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Hawaii-Inseln in Besitz genommen haben, hat die Prinzessin keine Aussicht, ihr Recht auf den Thron geltend zu machen, und sie entschloß sich daher, ihre bedeutenden musikalischen Fähigkeiten nutzbringend zu verwerthen.

— Die Malerin Miß Küstner, eine geborene Deutsche, malte vor kurzem ein Miniatur-Portrait des Prinzen von Wales und erhielt als besonderen Dank für die vorzügliche Ausführung eine Diamant-Brosche. Die Gemälde der Künstlerin werden in England so geschätzt, daß Miß Küstner kaum alle Aufträge auszuführen imstande ist.

Birkenhead. — Ganz besonderes Interesse bringt die Marchioness of Lorne, geborene Prinzessin Louise von England, den Erzeugnissen der Della-Robbia-Thonbildnerei hierselbst entgegen. Auf ihren Wunsch wurde kürzlich eine Auswahl künstlerisch schöner Gegenstände nach Osborne gesandt, von denen J. M. die Königin mehrere ankaufte. Auch die „Ladies' Work Society", die sich der Protection der Prinzessin erfreut, bietet jetzt auf deren Anregung Della-Robbia Waren, soweit sie zur Ausschmückung der Innenräume dienen, zum Verkauf, — außerdem ist jüngst dem Director der Della-Robbia-Werke, Mr. Harold Rathbone, durch eine berühmte Londoner Baufirma der Auftrag geworden, eine große Anzahl Kacheln und Fliesen für Ausschmückung von Straßen und Häusern in St. James' Court, Westminster, zu liefern, — erfreuliche Beweise für die Wiederbelebung der schönen, halb vergessenen Kunst des alten Meisters Luca della Robbia (1399 bis 1482 zu Florenz) in England.

Lissabon. — Die Königin von Portugal hat bekanntlich vor fünf Jahren Medicin studirt, um ihren Gemahl selbst behandeln zu können. Jetzt hat die hohe Frau ihre Aufmerksamkeit der öffentlichen Gesundheitspflege zugewendet und im Verein mit mehreren hervorragenden Aerzten einen umfassenden Reform-Plan zur Neuorganisation entworfen. Unter anderem sollen die Krankenpflegerinnen nicht nur aus Angehörigen der geistlichen Orden bestehen, sondern es sollen auch Frauen aus den bürgerlichen Ständen zugelassen werden. Für die romanische Welt, in welcher bisher eine öffentliche Frauenthätigkeit in diesem Sinne noch unbekannt war, bedeutet die Durchführung dieses Planes einen bemerkenswerthen Kulturfortschritt.

New-York. — Zu welch reicher Entfaltung die Erfinder-Thätigkeit der Amerikanerinnen gelangt ist, zeigt die jüngste Statistik des Patent-Amtes der Vereinigten Staaten. Während von 1809 bis 1888 die Durchschnittszahl der weiblichen Erfindungen ungefähr dreißig im Jahre betrug, steigerte sie sich von 1888 bis 1891 auf zweihundertunddreißig und seit 1892 wiederum auf nahezu zweihundertundachtzig. Das Haupt-Contingent dazu stellen diejenigen für Bekleidungs-Gegen-

Coppernicus-Biscuits. Wenn man der Männer gedenkt, deren geistige Thaten, das Anbrechen der Neuzeit herbeigeführt haben, so wird der große Astronom, der am 19. Februar 1473 in Thorn das Licht der Welt erblickte, Nicolaus-Coppernicus nicht ungenannt bleiben dürfen. Die Thorner ehrten sein Andenken durch ein bronzenes Standbild auf granitenem Sockel, der die bezeichnende Inschrift trägt: Nicolaus Coppernicus terrae motor, solis stator. Dieses Denkmal finden wir in zierlicher Verkleinerung abgebildet auf einem Biscuit, welches die Honigkuchen- und Cakesfabrik von Gustav Weese in Thorn, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, seit einiger Zeit herstellt und in den Handel bringt. Dem gefälligen Aussehen dieses Biscuits entspricht sein großer Wohlgeschmack, seine leichte Bekömmlichkeit und sein hoher Nährwerth. Die Firma, welche in der Honigkuchenfabrikation schon seit beinahe 150 Jahren einen unbestrittenen Ruf genießt, den sie der Durchführung ihres streng reellen Princips verdankt, nur beste Rohmaterialien unter Ausschluß aller Surrogate zu verwenden, ist neuerdings auch zur Herstellung von Cakes und Biscuits übergegangen und liefert auch auf diesem Gebiet Vorzügliches. Verbunden mit diesem neuen Fabrikationszweige, der eine recht große Bedeutung zu erlangen verspricht, ist die Einführung neuer Lebkuchen mit leichter Anlehnung an die Art des in Halle und Nürnberg fabrizirten Gebäcks. In geschmackvolle Umschläge und hübsch ausgestattete Blechdosen gepackt üben diese herrlich duftenden Kuchen auf Geruchs- und Geschmacksnerven eine große Anziehungskraft aus, denn die besondere Mischung feiner Gewürze, welche z. B. auch den bekannten Katharinchen dieser Firma einen ganz besonderen Wohlgeschmack verleiht, hat auch hier sofort einen Unterschied zwischen diesem und jedem andern Fabrikat geschaffen.

Es dürfte an dieser Stelle noch interessieren, daß die Thorner Katharinchen nicht wie vielfach irrthümlich angenommen, ihren Namen der russischen Kaiserin Katharina II. verdanken. Vielmehr leitet sich die Bezeichnung dieser Kuchen vom Zeitpunkt ihrer Herstellung ab, da man sie in Thorn im Jahre nur einmal nämlich vom 25. November, dem Tage der heiligen Katharina, bis zum Weihnachtsfeste buck. Heute hat dieser Kuchen, dessen hoher Werth für die Gesundheit von allen Aerzten bestätigt wird, einen so großen Absatz gefunden, daß die Firma Gustav Weese schon im Januar mit seiner Herstellung für Weihnachten beginnt, indem sie ein Capital von 70 bis 80 Tausend Mark in luftdicht verschlossenen Zinkkisten allein in diesen Kuchen anlegt, ohne der Mengen zu erwähnen, welche direct nach ihrer Fertigstellung zum Versand gelangen. Die Fabrik besitzt in Berlin, Potsdamerstr. 31 einen eleganten Laden.

Ausverkauf in Seide

zu Blousen und Roben — ab Fabrik! —

in jedem beliebigen Längemass **an Private zollfrei ins Haus.**

Die Restbestände von letzter Saison: Per Meter

Ca. 300 Stück Doppel-Foulard-Seide nur marineblau- und schwarzgrundig **Mk. 1.10**

„ 200 Stück schwarze Damast-Seide **Mk. 1.85**

„ 200 Stück schwarze Armûre Royale u. Merveilleux Duchesse **Mk. 2.20**

„ 700 Stück verschiedene Posten in 1-, 2- u. 3-farb. Seiden-Damasten, Ball- u. Gesellschaftsseiden etc.

Muster umgehend.

Zürich. *G. Henneberg's*

Seiden-Fabriken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ständе, worauf in zweieinhalb Jahren allein einhundertundsechzig Patente gelöst wurden. Die erste Erfindung, welche sich eine Frau in Amerika patentiren ließ, war im Jahre 1809 ein Verfahren, Stroh mit Garn oder Seide zusammenzuweben.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die Vorderansicht des Capote-Hütchens auf unserem heutigen Titelbilde giebt den zierlich schmalen Umriß der Form besonders deutlich wieder. Flitterstickerei belebt wirksam den grünen Spiegelsammet; charakteristisch erscheint auch das vorn hochragende Federgesteck. M. R.

Capote-Hut. Vorderansicht des Titelbildes.

— Zu Jackenanzügen werden neben Carreaux- und Streifenmusterung die einfarbigen, in indifferenten Farben gehaltenen Wollstoffe bevorzugt. Eine hübsche Abwechslung bringt in diese Kostüme die Verzierung mit Tresse und Soutache, oft in der Zusammenstellung mit Kurbel- und Applications-Stickereien. Sollen diese besonders reich wirken, so werden sie mit einer von der Farbe des Kleides abstechenden Stofflage unterheftet, eine Anordnung, die sich sehr empfiehlt, indem eine leichtere Farbe die düstere Zusammenstellung von Grau oder Braun mit Schwarz freundlich unterbricht. Das uns vorliegende Original aus braunem Tuch zeigt als Unterbrechung hellmodefarbene Seide, von der sich die schwarze Soutache-Umrandung wirksam abhebt. Die einzelnen, an der Vorderbahn des Rockes sich hoch hinauf erstreckenden Figuren werden durch kleine Goldknöpfchen belebt. Hochmodern und für schlanke, ebenmäßige Gestalten außerordentlich kleidsam erscheint die ringsum eng anliegende, halblange Jacke. Breite Hohltresse imitirt an den Vordertheilen einen passenartigen Westen-Einsatz nebst kleinen Taschenpatten und legt sich um Stehkragen, Aermel- und Schoßrand. Die Nacken-Garnitur bildet Atlas mit Soutache-Umrandung. Vervollständigt wird das Kostüm durch modefarbene Handschuhe aus stumpfem Leder und gleichfarbigem langhaarigen Filzhut in Chasseur-Form, um dessen Kopf sich brauner gefalteter Sammet mit seitlicher Schleife legt. Abschattirte braune Straußfedern und ein weißer Reihertuff ergänzen die Garnitur. A. K.

Jackenanzug mit Tressenbesatz.

Wien. — An dem Blusenkleide aus schwarzem Diagonal-Tuch setzt sich der seitliche Schluß der Bluse scheinbar auch auf dem Rocke fort. Weiß-schwarzes Taffetband von abgestufter Breite ist in Schlingenbogen längs der Ränder aufgenäht; ein schwarzer Atlasgürtel mit Stahlschnalle faßt die Taille zusammen und unterbricht die fortlaufende Linie des scheinbaren Schlusses, für den am Rock die besetzte Vorderbahn lose angeheftet auf die Seitenbahn übergreift. Den Blusenausschnitt füllt türkisenblauer Sammet mit angeschnittenem Kragen. Die Aermel sind aus Schrägstreifen mit Bandvorstoß zusammengesetzt. N. Br.

— Endlich scheint die Mode wieder einmal ein gutes Schlagwort gefunden zu haben, das jedem als Norm für sein „Neuestes, Modernstes“ gilt. Mit den anliegenden, quer gefalteten oder besetzten, nur oben leicht erweiterten Aermeln, den schlanken Röcken, hochgestellten Kragen und hochfrisirtem Haar, auf dem sich schräg ein hochstrebendes Barett wiegt, ist eine augenfällige Aehnlichkeit mit der Tracht der Katharina von Medici gegeben, und nachdem das einmal begriffen ist, faßt das Stilbewußtsein sofort nach dem noch fehlenden Charakteristischen, dem offenen Rocke, und der neue Stil heißt: „Renaissance“. Die neuesten Saison-Modelle eines ersten Wiener Hauses sind ganz und gar in diesem Sinne entworfen, und zu dem etwas strengen Charakter passen die seltsam farblosen feinen Töne, die uns die Wintermode neben ihrer zweiten, schon mehr als farbenfrohen Richtung bietet. Es sind dies die bewunderungswürdig mannigfaltigen Schattirungen von Heliotrop, wie von Grau. Wolkengrau, Eisengrau, Taubengrau, Hechtgrau, Elephantengrau, Silbergrau und zahllose Zwischenfarben sind alle in glattem Tuch vorhanden. Eine hellgraue Robe öffnet sich über einem schmalen Rockeinsatz, der ganz mit Renaissance-Stickerei von heliotrop-farbenen Sammetauflagen überdeckt ist, desgleichen die Taille, die glatte Tüllspangen, ein Schößchen formend, überlegen. Die Taille öffnet sich, in Uebereinstimmung mit dem Rockeinsatz, mit etwas gesteiften Revers über einem Spitzengefältel und einer Cravate von weiß und schwarzem Tüll; die Aermel haben Einlagen von dicker, quereingereihter Schnur in dem kleinen Puffentheile; grauer Krimmer besetzt in Arabesken den Rock, wie die Taille. N. Br.

Blusenkleid mit seitlichem Schluß.

Paris. — Noch immer heißt die Losung: Russenblusen, nichts als Russenblusen! Sie geben dem Blusenkleid ihr charakteristisches Gepräge und erscheinen für den Winter zugleich in Tuch oder Double als wärmende Straßenhülle, bald mit kurzem, bald mit langem Schoß, theils vorn, theils seitlich schließend. — Ganz jungen Damen und flotten Schlittschuhläuferinnen steht nichts besser als eine kurze Russenjacke mit schmalem Pelzbesatz. Unsere Skizze zeigt ein Modell aus grünem Tuch, der Quere nach mit je zwei Reihen Tressen besetzt, die sich auf der Armkugel wiederholen; ein grüner Ledergürtel umschließt die Taille. Den hochgeschlagenen Kragen, die Revers und den unteren Aermelrand umzieht schmaler Astrachan. Drei Straußfedern wölben sich über dem weichfallenden Sammtkopf des Hutes.

Russenjacke für junge Damen.

Die kleine fünfjährige Pariserin auf unserem Bildchen trägt eine lange Russenjacke, hier mit vorderem, durch Knebel bewirktem Schluß und zierlichem Metallgürtel. Die Jacke aus hellem Tuch wird durch einen gezackten Sammetkragen ergänzt, der mit dem Rocke übereinstimmt. Den runden Sammethut schmücken Taubenflügel.

Tanzstunden-Kleid.

Das erste Tanzkleid! Welcher Zauber liegt nicht in diesem Worte! Und wirklich kann man sich kaum etwas Reizenderes für die zarten Gestalten unserer jungen Mädchen denken, als das duftige weiße Mullkleid unseres Bildchens, das, in feine Strahlenfältchen gebrannt, über ein rosa durchschimmerndes Unterkleid fällt. Schmale Spitzchen umziehen die Passe aus bestücktem Mull; die Aermel sind krausgezogen. Stehkragen, Schulterschleifchen und Schärpengürtel bestehen aus rosa Atlas; die langen Schärpenenden umrandet Valenciennes-Spitze. B. de G.

Russenjacke für kleine Mädchen.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Sieb-Malerei.

Die vor einer Reihe von Jahren beliebte, jetzt fast in Vergessenheit gerathene Spritzarbeit ist unter dem Namen Sieb-Malerei von der Firma Horn & Frank, Berlin, Königgrätzerstr. 44, neu belebt und ausgestattet worden. Die meisten Damen werden die veraltete Technik in dem modern zugeschnittenen Gewande kaum wieder erkennen, ja es mag ihnen

(Fortsetzung auf Seite 123.)

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide

ist die Bestel

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**

Direkter Verkauf an Private.

Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen P. Barthel u. Frl. Blanckenburg, für Illustriren K. Storch, für Modelliren R. Glanzflügel, für Kupferstich Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Herwarth, für Anatomie H. Hausmann. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Vertrauliche Auskünfte
über Vermögens-, Familien-, Geschäfts- u. Privat-Verhältnisse auf alle Plätze und sonstige Vertrauenssachen besorgen direct u. gewissenhaft:
Greve & Klein, Berlin.
Internationales Auskunftsbureau.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Echte Spitzen. Muster frei, direct von Spitzenfabrik Baumann, Schönheide i/E.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Atelier Ausführung und Entwürfe im
von **Johanna Helfer,** Berlin, W. Bülowstrasse 19.

Ueber unverwüstliche
Puppen
mit selbsteinschraubbaren Gliedern, ff. Spielwaaren u. Lehrmittel verlange m. Preisl.
Zerbrochene Puppen werden reparirt. Zurückgesetzte gefl. Puppen immens billig.
Pulvermacher & Westram, Sonneberg S.

Brühl & Guttentag, Hamburg.
Atelier für Kunststickereien.
Specialität: *Zimmer-Einrichtungen.* Reichhaltiges Lager aller Arten angefangener und fertiger Handarbeiten.

Schwarze Seidenstoffe
solideste Färbung mit Garantieschein für gutes Tragen und Haltbarkeit. Directer Verkauf an Private porto- und zollfrei in's Haus zu wirklichen Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco auch von weißer und farbiger Seide.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich
Kgl. Hoflief.

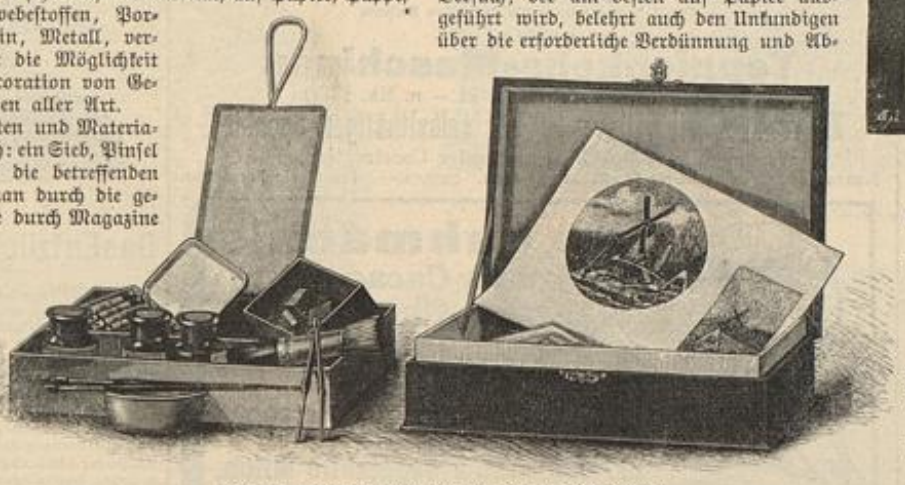
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unglaublich erscheinen, daß sich hübsche Bilder, — Blumen, Früchte, Landschaften, Thierstücke, figürliche Darstellungen, — in ähnlicher Weise anfertigen lassen, wie die Abdrücke von

Bild in Sieb-Malerei.

zierlichen Blattformen, welche man früher beim Spritzverfahren benutzte. Und doch ist die Technik dieselbe; das Neue und Eigenartige der Sieb-Malerei besteht darin, daß die Bilder mit Hülfe von Metall-Schablonen ausgeführt werden, die, in bestimmter Reihenfolge angewendet, eine überraschende Gesammtwirkung ergeben. Bei der Einfachheit der Technik sind keinerlei Vorkenntnisse im Zeichnen und Malen erforderlich, nur eine saubere und sorgfältige Ausführung; die Arbeit ist daher für die heranwachsende Jugend vorzüglich geeignet. Die Technik läßt sich auf dem verschiedensten Material, auf Papier, Pappe, Leder, Holz, Gewebestoffen, Porzellan, Thon, Stein, Metall, verwenden und bietet die Möglichkeit einer gefälligen Decoration von Gebrauchs-Gegenständen aller Art.

An Geräthschaften und Materialien sind erforderlich: ein Sieb, Pinsel und Farbe, sowie die betreffenden Schablonen, die man durch die genannte Fabrik, wie durch Magazine für Kunst-Materialien beziehen kann. Ein Satz von drei bis vier Schablonen für ein Bild kostet je nach der Größe 75 Pf. und mehr. Die hübsch ausgestatteten Arbeitskasten sind für Geschenke empfehlenswerth.



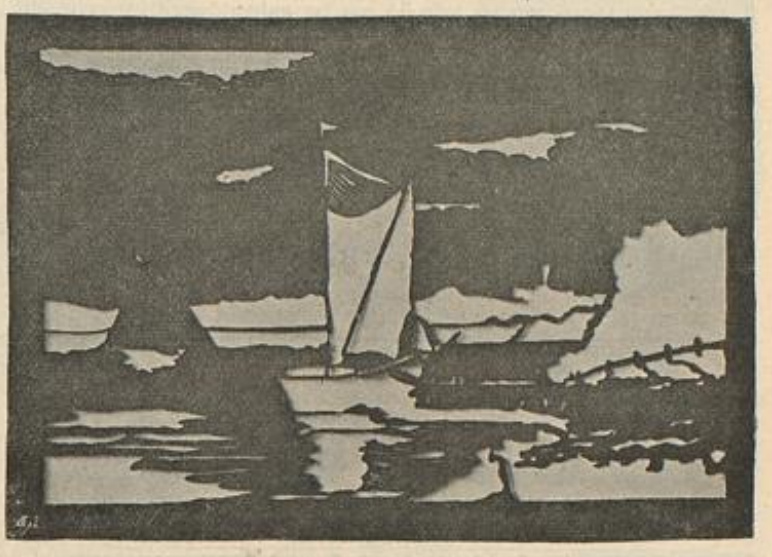
Arbeitskasten mit Material zur Sieb-Malerei.

Will man irgend eine Fläche mit einem Bilde verzieren, so legt man zunächst einen Papier-Ausschnitt, der den Schablonen beigegeben wird, auf die betreffende Stelle und befestigt denselben an den Rändern, um ein Verschieben zu verhindern. Nun beginnt man die Arbeit mit derjenigen Schablone, welche oben rechts den Buchstaben A trägt, legt sie genau auf den Ausschnitt und beschwert sie gleichfalls mit Metallstückchen. Zum Spritzen eignen sich am besten die halbflüssigen Aquarell-Farben in Tuben, die auch von der Firma Horn & Frank in vorzüglicher Güte und Reinheit geliefert werden. Welchen Farbenton man wählt, hängt von dem zu decorirenden Gegenstand, wie vom persönlichen Geschmack ab. Nachdem etwas Farbe in einem Näpfchen mit Wasser verdünnt ist, taucht man den runden Borstenpinsel leicht ein, drückt ihn dann aber aus, daß er sich nur noch wenig feucht anfühlt. Streicht man nun über das wagerecht gehaltene Sieb, so fällt die Farbe wie ein feiner Staub gleichmäßig auf alle durchbrochenen Theile. Da diese erste Schablone am dunkelsten gespritzt wird, muß man die Arbeit einige Male auf kurze Zeit unterbrechen, um zu vermeiden, daß die Farbe zusammenläuft oder Tropfen bildet. Ebenso muß man einige Minuten trocknen lassen, ehe man die Schablone A entfernt.

Beim Auflegen der zweiten Schablone B achte man darauf, daß die Umrißlinien genau zusammentreffen, dann überspritzt man dieselbe kürzere Zeit, damit die Theile heller erscheinen. Dasselbe Verfahren ist bei der dritten, resp. vierten Schablone, falls die Zeichnung eine solche erfordert, zu wiederholen, sodaß die zuletzt überspritzten Stellen am zartesten wirken. Ein erster Versuch, der am besten auf Papier ausgeführt wird, belehrt auch den Unkundigen über die erforderliche Verdünnung und Abtönung der Farben. Nach dem Gebrauch werden Pinsel, Sieb und Schablonen in Wasser abgespült und gereinigt; letztere muß man dann zwischen Löschpapier trocknen und glatt und sorgfältig aufbewahren, damit sie sich nicht verbiegen können. Will man die gespritzte Malerei, gleichviel auf welchem Untergrund, dauernd schützen, so überstreicht man sie mit dem Ueberzugmittel, das sofort ohne Glanz gleichmäßig auftrocknet; für Holzgegenstände empfiehlt sich die Anwendung von Politur-Lack.

Trotz des einfachen, scheinbar mechanischen Verfahrens gewährt die Arbeit doch viel Anregung und Interesse. Jede Schablone läßt sich nicht nur in der vorhandenen Größe anwenden, sondern man kann auch einzelne Theile daraus benutzen, um neue Bildchen zu gewinnen, und wer im Besitz mehrerer Schablonen ist, wird dieselben mannigfach zusammenstellen. Man hat dann nur durch passend hergerichtete Papier-Ausschnitte diejenigen Stellen zu decken, die nicht zur Darstellung kommen oder geschützt werden sollen. So ergiebt z. B. ein einzelner Zweig aus einem Blumenmuster ein gefälliges Motiv für Glückwunsch-, Tisch- oder Briefkarten, wobei der für Schrift bestimmte Raum aufgespart bleibt; ferner lassen sich mehrere Bilder derart zu einer Decoration vereinigen, daß eine Blumenranke aus einer Landschaft hervorzuwachsen scheint ꝛc. Mitunter mag auch ein zart getöntes Bildchen zu farbiger Uebermalung anregen, — kurz, die schnell auszuführende Technik gestattet in vielseitiger Weise die Bethätigung von eigenen Ideen, von Geschmack und Phantasie.

O. Altmann.



Schablone zur Sieb-Malerei.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 89. Spitzen-Arbeiten mit Bändchen. — Unser heutiges Extra-Blatt gilt den so hoch modernen Spitzen-Arbeiten mit Bändchen, welche leicht auszuführen und von reicher Wirkung sind. Da auch das Material einfach und wenig kostbar, so können wir unseren Leserinnen ganz besonders die Ausführung derartiger Arbeiten empfehlen. — Einen hübschen Tischläufer finden die Leserinnen auch unter „Weihnachtsarbeiten" der heutigen Nummer. — M. St. —

Bezugsquellen: Capote-Hut: P. Leuchtmann, SW, Leipzigerstr. 88. — **Blusenkleid:** L. Zwieback und Bruder, Wien I, Kärnthnerstr.-Weilburggasse. — **Arbeitskasten mit Material zur Sieb-Malerei u. Aquarell-Farben in Tuben:** Horn & Frank, SW, Königgrätzerstr. 44.

„Weihnachtsarbeiten" siehe Seite 131 und 132.

Photographische Apparate
mit allem Zubehör für Bildgröße 3½×5 cm Mk. 27,50, für 9/12 cm von 40 Mark an. **Große Auswahl in allen Apparat-Systemen.** Als leistungsfähigster Apparat ist **Anschütz' Moment-Kamera** zu empfehlen (dieselbe befindet sich im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin).
Sämmtliche photographische Bedarfsartikel.

Ottomar Anschütz,
G. m. b. H.
Berlin W., Leipzigerstr. 116.
Kaufhaus u. Unterrichts-Institut für Amateur-Photographie.

Projections (Nebelbilder) -Apparate
von Mk. 40,— an. **Vergrößerungs-Apparat** Mk. 90,—. **Schnellseher,** kleine und große Ausgabe Mk. 4,50 und 22,—. **Ausführung von Vergrößerungen nach jedem Bilde.** Als **Weihnachtsgeschenke** sind ferner zu empfehlen: **Fensterbilder-Rahmen, Blitzlampen, Album** zum Einkleben von Bildern, **Malkasten** zum Coloriren von Photographieen ꝛc. ꝛc.

Gediegenster und schönster Zimmerschmuck.
KAYSERZINN-GEGENSTAENDE.
Vornehmstes Tischgeräth.
Jedes Stück ist mit dem eingetragenen Waarenzeichen „Kayserzinn" gestempelt.
Auf Täuschung berechnete Bezeichnungen, wie Kaiserzinn werden strafrechtlich verfolgt.
Illustrirte Kataloge versendet gratis und franco
E. KAYSER, Königl. Hoflieferant,
Köln a. Rh., Vierwinden. **Berlin W.,** Leipzigerstrafse 124. **Frankfurt a. M.,** Rofsmarkt 10. **Wiesbaden,** Wilhelmstr. 6.

Beste Festgeschenke
Griechische Weine
billigst. — 40 Sorten.
Illustrirte Preisliste frei.
J.F.Menzer
Hoflieferant
Neckargemünd.
Beste Festgeschenke

Spitzen jeglicher Art
in saubersten Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettau,** Post Steinhaus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinlercher,** oder an **Thekla Kofler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Grösster Erfolg der Parfumerie
Alleiniger Fabrikant FERD. MÜLHENS KÖLN a/Rh. Hoflieferant S. M. d. Kaisers von Russland
MÜLHENS Rheinveilchen Parfum
MARKE • No. 4711
Der wirkliche frische Veilchenduft ohne Zusatz (von Moschus, Patchouly od. dergl.)
Das Modeparfum der höchsten Kreise. In Flacons von M. 2.25 M. 3. M. 3.50
In allen feinen Geschäften käuflich

Versandthaus
Krabbe & Gerlach
Stuttgart, Calwerstr. 21.
Solide u. billige Bezugsquelle von **Damenkleiderstoffen, Seidenwaaren,** Futterstoffen, wollenen u. seidenen **Unterröcken** etc.
Gr. Ausw. Muster grat. u. franco. Waarenversandt überallhin franco. Passende Modebilder zu jeder Bestellung gratis.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Richters Anker-Steinbaukasten

übertreffen alle Spielwaren-Neuheiten.

Sie sind infolge der Ergänzungs-Ordnungen nicht bloß

das Neueste, sondern auch immer das Beste.

Sie sind das **gediegenste** und **gleichzeitig billigste Geschenk** für Kinder über drei Jahren; denn sie gewähren ihnen viele Jahre hindurch fesselnde und belehrende Unterhaltung. **Auch Erwachsene bauen gern die schönen Kirchen, Paläste, Burgen** usw. der prachtvollen Vorlagehefte. Die echten

Anker-Steinbaukasten

sind das einzige Spiel, das in **allen Ländern ungeteiltes Lob gefunden hat**, und das von allen, die es kennen, aus Überzeugung weiter empfohlen wird. Wer dieses einzig in seiner Art dastehende Spiel- und Beschäftigungsmittel noch nicht kennt, der lasse sich von der unterzeichneten Firma eiligst die **neue reichillustrierte Preisliste** kommen und lese die darin abgedruckten überaus günstigen Gutachten. — Beim Einkauf verlange man gefälligst ausdrücklich: **Richters Anker-Steinbaukasten** und weise jeden Kasten **ohne** die Fabrikmarke **Anker** scharf **als unecht zurück**; wer dies unterläßt, kann leicht eine minderwertige Nachahmung erhalten. Die **echten Anker-Steinbaukasten** sind zum Preise von 1 Mk., 2 Mk., 3 Mk., 5 Mk. und höher vorrätig **in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes.**

Neu! Richters Geduldspiele: **Ei des Columbus, Blitzableiter, Zornbrecher, Grillentöter** usw. Preis 50 Pf. Nur echt mit Anker!

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Thüringen.

Wien, I. Operngasse 16; **Nürnberg**; **Olten**, Schweiz; **Rotterdam**; **Brüssel-Nord**, 28 Rue Botanique. **London** E.C., 44 Jewin-St., **New-York**, 215 Pearl-St.

Prämiirt Brüssel 1876, Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

Burk's Arznei-Weine.

In Flaschen à ca. 100 Gr. „ 260 „ 700 „

C. H. BURK STUTTGART Schutz-Marke

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, **Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.**

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsin-Wein (Essenz),

Verdauungsflüssigkeit.

In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Burk's China-Malvasier,

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—.

Burk's Eisen-China-Wein,

wohlschmeckend und leichtverdaulich.

In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands

u. vieler grösseren Städte des Auslandes.

Man verlange **ausdrücklich:**

„Burk's Pepsin-Wein"

„Burk's China-Malvasier"

etc. etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma

C. H. Burk, Stuttgart.

Export nach überseeischen Ländern.

Glorioso

der schönste und überraschendste Gegenstand zur Verherrlichung des Weihnachtsfestes. Man lasse sich Prospekt kommen vom alleinigen Fabrikanten **J. C. Eckardt** in **Cannstatt** bei **Stuttgart.**

Gewerbeausstellung Berlin 1896 prämiirt!!

Leichner's Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder u. Leichner's Aspasia-Puder.

Sie sind die besten Gesichtspuder für Tag und Abend, welche die Haut bis in's Alter weich und geschmeidig erhalten und ihr einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton geben. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik: **Berlin, Schützenstr. 31**, und in allen Parfümerien in verschlossenen Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingeprägt ist. — Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**

L. Leichner. Lieferant d. Kgl. Theater

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C., Wallstr. 84/5.

Specialgeschäft für:

Reinnickel- u. Aluminium-Kochgeschirre, Kaffeemaschinen,

Theecomforts, Tortenplatten, Cakesdosen, Weinkühler, etc. Waschküchen-Utensilien,

Eisorne Bettstellen, Bade- u. Douche-Apparate, Elektrische u. Gaskochapparate, Fahrräder.

Preisl isten gratis und franko.

Seidenstoffe

nur deutsche Waare vorzüglichster Ausführung.

Reiche Muster-Auswahl

in schwarzen, weissen und bunten Neuheiten.

Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.

Versandhaus.

Leicht löslich · rein · wohlschmeckend u. gesund

CACAO **Moser-Roth** CHOCOLADE

Stuttgart. Kgl. Hoflieferanten.

HAIN & KRÜGER

Damen-Confection.

Grösste Auswahl in Winter-Jaquettes, Umhängen, Theater- und Abend-Mänteln, Pelzmäntel, Pelz-Kragen.

Sport- und Reform-Costumes. Berlin W., Jägerstrasse 27.

A. Bertuch, Berlin W., Kanonier-Str, 30

Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers

empfiehlt

Teppichkehr-Maschinen

bestes Fabrikat p. Stck. Mk. 11.— u. Mk. 13.50.

Eismaschinen mit selbstthätiger Spachtel

Messerputz-Maschinen neuester Construction.

Grosse Auswahl in Neuheiten für Küche und Haus. Feuerfeste Porzellane.

Gesundheit ist Reichthum FABRIK MARKE

Dr. Lahmann's

Nährsalz Cacao, per ½ Kilo ℳ 3.—.

Nährsalz-Chocolade,

per ½ Kilo ℳ 2.— und ℳ 1,60,

sind, weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien hergestellt, die einzig wahrhaft gesunden Cacao-Präparate, wirken blutbildend und verstopfen nicht.

Pflanzen-Nährsalz-Extract,

per Topf ℳ 1,70.

Dr. Lahmann

Dr. Lahmann's vegetabile Milch,

per Büchse ℳ 1,30, bildet, der Kuhmilch zugesetzt, das einzig wirkliche, beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbare Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinigen Fabrikanten

Hewel & Veithen in Köln a. Rhein.

Käuflich in allen Apotheken, besseren Colonialwaaren-, Delicatessen- und Droguen-Geschäften, sowie Gesundheits-Nährmittel-Handlungen und Special-Geschäften, die Dr. Lahmann's Artikel führen.

KÜCHENHAUS P. RADDATZ & Co.

Königliche Hoflieferanten, Berlin, Leipziger Str. 123.

Grösstes Specialgeschäft Deutschlands.

Ausstellung compl. Küchen und hervorragender Neuheiten aller Länder

für die Küche und den häuslichen Comfort.

Reinnickel und nickelplattirte Koch- und Tafelgeschirre.

Beste Email-Geschirre unter weitgehendster Garantie.

Sämmtl. hauswirthsch. Maschinen, Requisiten f. d. Waschküche.

Ofen- und Kaminvorsetzer, Kaminschirme und Geräthe.

Zu Geschenken besonders geeignete Neuheiten:

Theetische, Tantalus für Likör, Speisen- und Pastetenformen mit Nickelfassung, Zigeunerkessel, Bowlen, elegante Fischbestecke, Bauerntische, Servirtische.

Erzeugnisse aus Kayserzinn in grösster Auswahl.

Patent-Rollwände.

f. Zimmer u. Balkon in eleganter u. einfacher Ausf. Billige Preise. Preisliste gratis.

Berliner Jalousie-Fabrik

J. Bockstaller,

BERLIN S.,

Alte Jakobstr. 65a.

Aelteste und größte Fabrik für Rollschutzwände und Jalousien aller Art.

Häntzschel's Gurkenmilch,

vorzüglichstes, unschädliches, ärztlich empfohlenes **Toilettemittel** für Sommer und Winter zur Erhaltung eines weißen, weichen, jugendlichen Teints, sowie zur Entfernung von Unreinheiten der **Haut, Sonnenbrand, Sommersprossen, Röthe, Pickeln, gelbe Flecke** ꝛc. à Flasche 1 und 2 Mark.

Georg Häntzschel

Hof-L. Majestät d. Königin von Sachsen.

Dresden, Struvestrasse 2.

Magere

erlangen schöne Figur u. harmonische, volle Körperformen, ohne der Gesundheit zu schaden, durch Apoth. Vértes' Orient. Pillen. 1 Dose 6 M. — Beziehbar: E. Vértes, Adlerapotheke Lugos, No. 662, Öst.-U.

Familienpension Nordland

München

Schellingstraße 10/I.

Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügl. Küche, mäßige Preise.

Das Entzückend. Frauen

ist das Plätten und Bügeln mit Glühstoff (Patent Martin), weil Ofenhitze u. schädl. Kohlendunst vollständ. fortfällt u. unsere Plätteisen sauber u. ohne Unterbrechung überall funktioniren. Man verlange in Hausgeräthehandlungen unsere **echten** Fabrikate. Wo nicht erhaltlich, versenden wir ein Postpacket Glühkörper für 1 M. 60 Pf., unser sauber gearbeitetes Patent-Glockenplätteisen für 3 M. 50 Pf., od. unser oben abgebildetes, ganz nickelpolirtes hochelegantes Patent-Plätteisen „Mein Ideal" für 6 M. alles excl. Porto.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden. T.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Gesch.

Probiren Sie KAPPUS-SEIFE die allein ächte Konkurrenz-Seife überall erhältlich Preis 25 Pfennig Fabrikant M. KAPPUS, Offenbach a. M

Angenehmste Weihnachtspräsente!

Teppiche

in Sopha- und Salongröße à **3,75 5, 6, 8, 10** bis **100** Mk. **Prachtkatalog gratis.**

Sophastoffe auch **Reste**

reizende Neuheiten, billigst! Prob. frco.

Berlins **größtes Teppich-Specialhaus.**

Emil Lefèvre, **BERLIN S.,** Oranienstr. 158.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachtsarbeiten.

Ledergürtel mit Auflagen. Naturgroße Stickerei unten stehend.

Heute, wie vor Jahren, hat die selbst gefertigte Arbeit als Geschenk den höheren Werth, nur daß Material, wie Techniken sich inzwischen geändert haben und die Nadel nicht mehr allein das ausführende Werkzeug in der Hand unserer Frauen ist. Schnitzen, Brennen, Malen, Lederschneiden, Bossiren sind jetzt unter die weiblichen Handarbeiten zu rechnen, und gar manche dieser Arbeiten zeigt eine künstlerische Vollendung, wie sie von berufsmäßigen Arbeitern nicht besser erzielt werden kann. In all den genannten Techniken, die Nadelarbeiten inbegriffen, bieten unsere Darstellungen eine reiche Auswahl, welche die folgende Nummer noch vermehren wird, und die manche Anregung zum Selbstschaffen geben dürfte. — Der Ledergürtel mit Auflagen ist eine amüsante Arbeit an einem Toiletten-Stück, das augenblicklich zu den Lieblingen der Mode zählt. Einer alten Vorlage nachgearbeitet, besteht der Gürtel aus grünem Leder ($4^1/_2$ cm breit, 62 cm lang), das mit einem 1 cm schmäleren Streifen Goldleder und darüber mit gleich breitem, rothem Saffian-Leder überlegt ist. Durch die verschieden geformten Ausschnitte des rothen Leders tritt, wie aus dem naturgroßen Theil ersichtlich, das Goldleder hervor und in den kreisförmigen Ausschnitten des letzteren wird noch der grüne Grund sichtbar. Mit mattgelber Seide sind die drei Lederstreifen auf einander fest gesteppt; der grüne Streifen legt sich nach innen über einer Leinen-Einlage zurück. — Trotz der Größe der Wanddecke ist die Ausführung, sowohl die breite Borte in Aufnäh-Arbeit, als der Fond in Malerei, raschfördernd. Die Borte wurde einer in unserer Sammlung befindlichen italienischen Stickerei des 16. Jahrhunderts nachgearbeitet und mit Motiven einer Sockelfüllung in Notre dame zu Paris von Fräulein Marie Becker zusammengestellt. Die Breite der Decke beträgt 85 cm, die Länge kann jeder Wand angepaßt werden. Eine gewebte Borte bildet den seitlichen, eine geknüpfte Franze den unteren Abschluß. Die Decke besteht aus mittelfeinem grauen Gobelin-Leinen, dem sich für die 34 cm hohe Borte ein Streifen aus dunkelgrünem Plüsch anschließt; weinrother Damast ergiebt die Auflagen, deren Contouren ein ungetheilter Faden goldgelber Filoselle-Seide, durch Ueberfangstiche befestigt, markirt. Der mit Gobelin-Farben gemalte Fond zeigt ein Gitter, dessen 8 cm großen Feldern verschiedene Fabelthiere eingefügt sind; ein Familienwappen, das auch ein Stadtwappen ersetzen kann, nimmt die Mitte ein. Die 2 cm breiten Gitterstäbe sind grün mit roth-schwarzem Bändchen; an den Kreuzungspunkten befinden sich 4 cm große rothe Rosetten mit goldenem Kern und schwarzen Contouren. Die Thiere sind in bräunlichem Ton gehalten. Die Farben des Wappens, — hier Silber und Roth, — schreibt dieses selbst vor. — Eine große Rolle spielen die kleinen Tellerdeckchen (doilies), die längst ihre ursprüngliche Einfachheit verloren haben; sie bilden vor allem einen Schmuck, wie jede andere gestickte oder gemalte Decke. So stellt z. B. an einer größeren Garnitur jedes doily eine Blume dar, nach deren Form die Contouren des Deckchen zu bestimmen sind. An der Wasserrose aus ganz mattgrüner Seide sind die Blattformen durch Ausmalen mit Weiß markirt; den Kelch bilden gelbe und braune Tupfen. Man malt mit Gouache-Farben. Jedes der 15 cm im Durchmesser großen Deckchen säumt eine $3^1/_2$ cm breite glatte, weiße Seidenfranze. — Die Rococo-Cassette, zur Aufnahme von Photographien, Schmuck u. s. w. bestimmt, ist in Mahagoni-Roth getönt und mit zierlichen Rococo-Ornamenten geschmückt. Mit Zierbohrer und Hohleisen geschnitzt, heben sich Blumenzweige und Zierate weiß vom farbigen Grunde ab. (Mahagoni-Wachsbeize: siehe Bezugsquellen.) Das Kästchen mißt 12 cm Höhe zu 38 cm Länge und 18 cm Tiefe. Metallgriffe und Schloß. — Die kleine Schutzdecke in Blumenform kann auf dem Eßtisch, wie als Lampen-Untersatz oder auf dem Toilette-Tisch ihren Platz finden. Auf hellgrauem Ledertuch ist die Malerei mit Oelfarbe in den natürlichen Farben des Chrysanthemum, — gelb-röthlich, — ausgeführt. — An dem modernen Papierkorb, falls er nicht aus Leder besteht, spielt das Gestell eine große Rolle; so zeigt die Vorlage beigefarbenes Rohr mit geflochtenem und glattem Bastgeflecht, die Rohrstäbe theilweise bronzirt. Zur Garnitur dienen drei, im Flachstich verzierte Carlotta-Borten in Kupferfarben und Blaugrün mit golddurchwirktem Rändchen; zwischen den 13 cm breiten, 28 cm langen Borten werden 7 cm breite kupferfarbene Tuchstreifen sichtbar, auf denen blaugrüne Tuchleisten sich kreuzen und als Schleife mit bunten Wollquasten ausfallen. 3 cm breit Schlingenstreifen aus Tuch begrenzen die Borten. Nordische Wolle in den unter dem Typenmuster angegebenen Farben ist für die Stickerei verwendet, nur muß auf den beiden blaugrünen Borten anstatt hochgelb, kupferfarbene Wolle treten und die Füllung des weißen Quadrates dann ebenfalls kupferfarben ausgeführt werden. Jede Type gilt für zwei Stoff-Fäden in Höhe und Breite; jeder, der Faden um Faden zu arbeitenden Flachstiche greift über zwei Canevas-Fäden in der Höhe, und, wo gleichfarbige Typen über einander stehen, im ganzen über die angegebene Anzahl derselben. Goldenes Krausgespinnst bildet den Kern der Quadrate. Tuch-Rosetten mit bunten Wollquasten. — Aus rothbraunem Tuch gefertigt, das ringsum in kleine Bogen ausgeschlagen ist, zeigt die Violin-Decke auf weißer Sammetauflage gemalt ein Notenblatt und die Geige, umgeben von leichten Arabesken, diese im Stielstich mit altgoldfarbener Seide gestickt. Zierliche Blumenzweige und einzelne Blüthen sind auf der freien Fläche in Plattstich gestickt; Blätter und Stiele in vier Nuancen Theegrün, die Blumen gelblich oder röthlich. Ein naturgroßes Blümchen zeigt die Vertheilung von Stiel- und Plattstich. — Den Decken und Deckchen aus Leinen mit irischer Spitzenarbeit oder aus Tüll mit aufgenähten Bändchen gesellen sich die passenden Tischläufer, die sowohl weiß, wie gelb gehalten werden. Der Tischläufer auf Tüll ist mit mattgelbem glatten, gemustertem und Picot-Bändchen gearbeitet. Spinnen, Blättchenstiche und Kreuznaht sind mit kräftigem gelben Zwirn ausgeführt; die Languetten-Ringe hat man über Fadenringen zu schürzen oder fertig zu kaufen. Zu 150 cm Länge mißt der Tischläufer 35 cm Breite. — Aus feinem weißen Leinen besteht der andere Tischläufer, dessen luftige Randborte in frischer Spitzenarbeit dem englischen Geschmack entspricht. Originell erscheinen die klaren, den Grund durchbrechenden Streifen, die sich beliebig oft in gleicher oder entgegengesetzter Richtung wiederholen, je nach der Länge des Läufers. Einfache Spitzenstiche mustern die klaren Flächen an den Enden und bilden die Füllung der verschiedenen Blätter und Blüthen aus glattem leinenen Spitzenband. Weißer Zwirn dient zur Ausführung. Die Größe der Vorlage beträgt 38 cm Breite zu 155 cm Länge. — Der Spiegel mit Aufnäh-Arbeit dürfte im Salon oder Boudoir reizvollste Wirkung erzielen. Auf eine Grundform aus Holz, die $65^1/_4$ cm Höhe zu reichlich 53 cm Breite mißt, ist der bestickte Grundstoff straff zu spannen und an den

Gesticktes Blümchen zur Violin-Decke.

Tellerdeckchen. Malerei auf Seide.

Wanddecke. Stickerei mit Auflagen und Malerei.

Rococo-Cassette mit Blumenschnitzerei.

Violin-Decke mit Plattstich-Stickerei und bemalten Auflagen. Naturgroßes Blümchen links stehend.

Lampen- oder Flacon-Unterlage. Malerei auf Ledertuch.

Papierkorb mit Buntstickerei. Typenmuster rechts stehend.

Weiß. Blau. Gelb. Gold.

Typenmuster zum Papierkorb.

Stickerei mit Auflagen zum Ledergürtel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

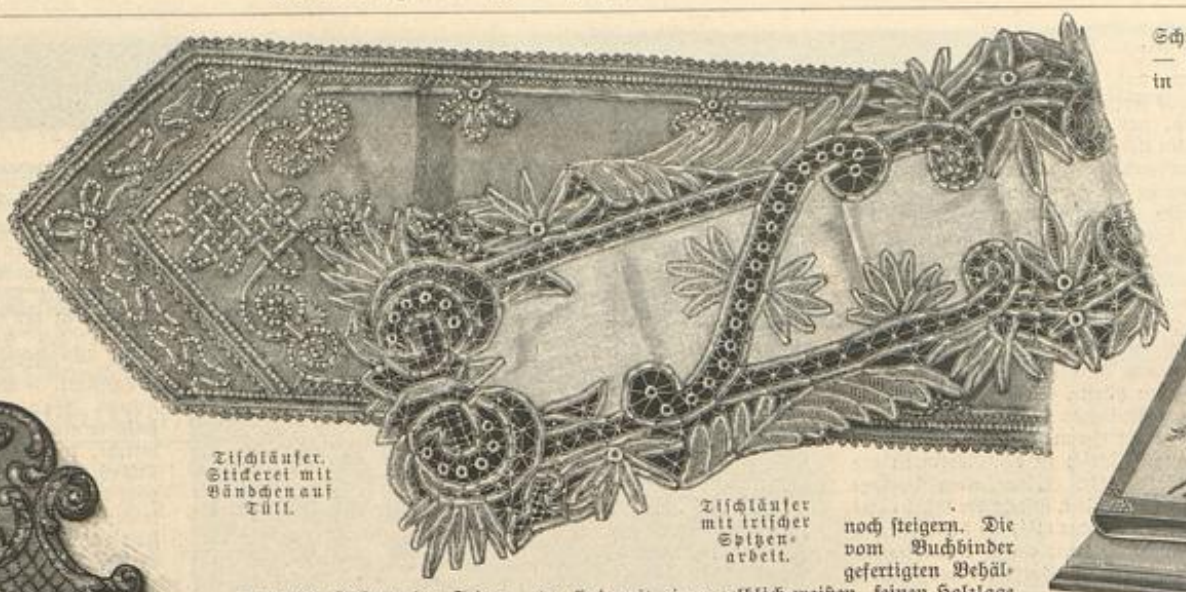
Rändern umzulegen; grünes Seidenfutter und eine weiß-goldene Borte zum Saubermachen auf der Kante des Rahmens. Als Grund der Stickerei dient theegrüner Baumwollen- oder Seidenstoff, die frischgrünen und fahlrothen Damast-Auflagen umrandet braunolive Seidenschnur, begleitet von japanischem Goldfaden, beide mit gelbseidenen Ueberfangstichen befestigt. Goldfaden bildet auch die Blattadern. Für die Pfauenfeder ist hellblauer Damast aufgelegt und das Auge dunkelblau gemalt; braunseidener Stielstich mit Goldfaden-Umrandung ergiebt die Fahnen der Feder. Das Gitter innerhalb der Rococo-Ornamente besteht aus brauner Schnur, gleichfalls auf beiden Seiten von Goldfaden begrenzt. — Als Einlage für ein Kästchen oder als Deckel für ein Buch ist die aus reinem Zinn gefertigte getriebene Platte gedacht. Ungemein sorgfältig bossirt und fein gegliedert, hebt sich der Zweig plastisch von dem mit dem Stichel gerauhten Grunde ab. Das Bossiren und Ciseliren, eine interessante Arbeit, mit der man mancherlei Gebrauchs-

Spiegel im Rococo-Stil. Stickerei mit Auflagen. Entworfen und ausgeführt von Fräulein H. Bartesch.

wie Decorations-Gegenstände wirkungsvoll verziert oder herstellt, lehrt „Häusliche Kunst", Lieferung 8 und 9. — Mit dem Divan und der dahinter befindlichen Wandfüllung bietet sich ein nachahmenswerthes Arrangement für ein Wohn- oder Herrenzimmer, auch läßt sich die Wandtäfelung auf ein Eßzimmer übertragen, je nachdem man die Einlagen vermehren oder nur als Rückwand des Sitzes betrachten will. Die mächtige stilisirte Blumenstaude, von glatten Randstreifen eingefaßt, hebt sich plastisch von dem vertieften und gerauhten Grunde ab; die sich unten anschließende Borte mit dem Mohn-Motiv zeigt gestrichelten Grund, der auch vertieft gebrannt werden kann. An dem oberen Abschluß werden die großen Rosetten mit den roth

Getriebene Zinnplatte. Buchdeckel oder Kasteneinlage.

sind Füllung wie Borten zu Schränken, Gesimsen, Rahmen und Console-Brettern verwendbar. Einige Maße mögen das Gesagte vervollständigen: ganze Höhe 115, ganze Breite 145 cm; Höhe der oberen Borte 14 cm, der Mohnborte 22 cm; Höhe der großen Einlage 79 cm zu 54 cm Breite. Die Muster sind durch die angegebene Bezugsquelle zu beziehen. — Den kleinen Block schmückt ein zierlich gemalter Zweig, der sich auch in Stickerei ausführen läßt. Das naturgroße Muster bietet die „Farbige Vorlage für häusliche Kunstarbeiten" Nr. 10 aus Heft 14 vom 15/7 97. Die Einfassung aus farbigem Leder erhält an den Ecken feine Verzierung aus runden Goldnägeln; auch die gebeizte Holzunterlage kann mit Nagelarbeit oder



Tischläufer. Stickerei mit Bändchen auf Tüll.

Tischläufer mit irischer Spitzenarbeit.

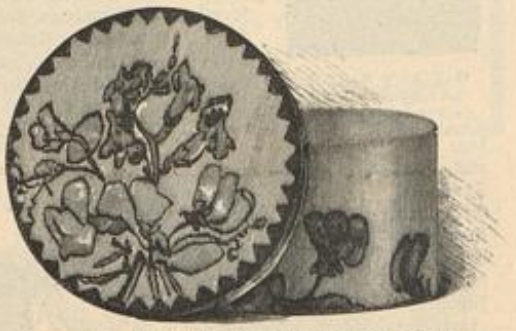
Wandfüllung mit Bordbrett. Schnitzarbeit (Ausgründung). Verwendbare Muster für Schränke, Truhen, Wandbretter; auch für Holzbrand geeignet.

übermalten Krebsen von Doppelreihen kleiner Goldnägel umrandet. Bei der Größe der Arbeit dürfte sich eine Theilung empfehlen, sodaß sie schließlich eine gemeinschaftliche Gabe würde, wie dies an der Vorlage der Fall war. Einzeln

Schmuck- oder Brieftruhe. Ausgemalter Holzbrand.

Schnitzerei geschmückt werden. — Neue Spanschachteln in runder wie länglicher Form, die sich von den gebräuchlichen vortheilhaft durch Aussehen und Material unterscheiden, dürften die Vorliebe für Schachteln aller Art noch steigern. Die vom Buchbinder gefertigten Behälter sind mit einer gelblich-weißen, feinen Holzlage überzogen, deren weicher atlasartiger Glanz auch beim Bemalen nicht leidet. Flüssige Gobelin-Farben, Aquarell- oder Oelfarben sind gleich brauchbar. Die mit dem Platina-Stift gezogenen feinsten Striche markiren sich sehr gut in dem glatten Holz. Die dargestellte Schachtel hat zu 15 cm Durchmesser $8^1/_2$ cm Höhe, der Deckel greift $1^1/_2$ cm breit über. Alpenveilchen, in natürlichen Farben ausgemalt, bilden den Schmuck. Contouren und Zackenrand sind mit dem Platina-Stift ausgeführt. — Die hübsche, mit ausgemaltem Holzbrand verzierte Schatulle kann zur Aufnahme von Cigarren, Papieren oder Schmuck, Spitzen u. dergl. dienen. Aus weißem Holz gefertigt, hat der Kasten einschließlich der Füßchen 14 cm Höhe bei 27 cm Länge und 22 cm Tiefe; Deckelplatte und Boden springen $^1/_2$ cm breit vor. Soweit die Flächen mit den gelben Löwenzahn-Blumen verziert erscheinen, sind sie blaugrün grundirt, wobei die eingebrannte Musterung ausgespart wurde; die 1 cm breiten Randstreifen werden moosgrün gebeizt und von einer Reihe großer gebrannter Tupfen begrenzt. Die Blumen schattiren gelb; Knospen, Stiele und Blätter hat man gelblichgrün zu malen. Auf dem Deckel, wie an den unteren vier Ecken sind kleine runde Goldnägel in abgestuften Reihen einzuschlagen. Ein Bronze-Griff ist der genarbt gebrannten Mitte aufgeschraubt. — Dem im Stil der Empire-Zeit aus Palysander gefertigten Stuhl sind in Sitz und Lehne im Gobelin-Stich gearbeitete Stickereien eingefügt, welche das damals so sehr beliebte Flammenmuster zeigen. Die Gobelin-Stickerei ist mit Zephirwolle und etwas Goldfaden ausgeführt; die drei gewählten Farben, ein mattes Kupferroth, Braun und Grün, schattiren vom hellsten bis zum dunkelsten Ton und greifen in einander über. Die Musterfiguren auf dem Flammengrunde contourirt einfacher Goldfaden. Ein gewirktes Börtchen schließt je die Stickerei ab; die Rückwand der Lehne ist mit kupferrothem Sammet bespannt. Bei 93 cm ganzer Höhe beträgt die des Sitzes 44, die der Lehne 49 cm. Der Sitz hat 44 cm Tiefe und vorn 47, hinten 40 cm Breite, die eingefügte Stickerei ist rings um 8 cm kleiner. In der Lehne beträgt die Stickerei 18 cm Höhe zu 38 resp. 36 cm Breite. E. F.

Block mit Malerei oder Stickerei. Siehe „Farbige Vorlagen für häusliche Kunstarbeiten". Nr. 10 in Heft 14 vom 15/7 97.



Kragenschachtel mit ausgemaltem Holzbrand.

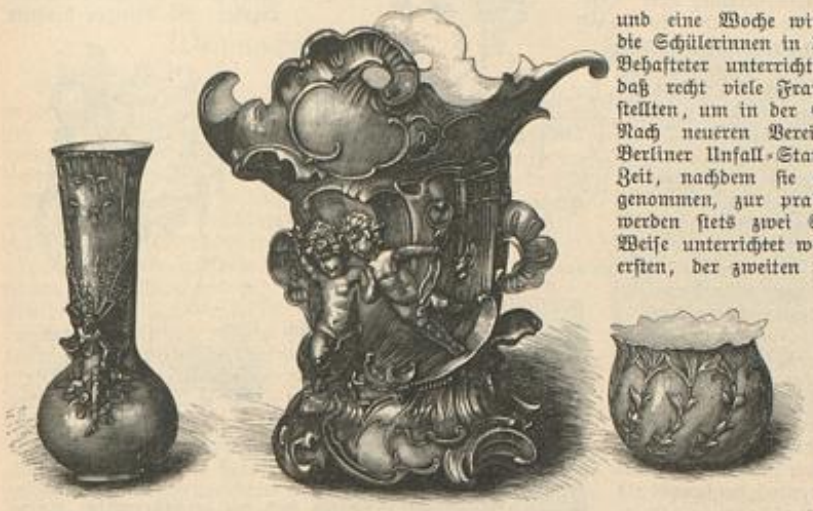
Stuhl mit Gobelin-Stickerei.

Bezugsquellen: **Gestickter Gürtel:** Anstalt für Kunststickerei und Frauenerwerb, Düsseldorf, Bleichstr. 12. — **Gestickte Violin-Decke:** H. Langenbeck, W, Potsdamerstr. 37. — **Tellerdeckchen:** Verein „Bienenkorb", W, Lützowstr. 75. — **Cassette und Mahagoni-Wachsbeize:** Frau C. Roth, W, Lützowstr. 84a. — **Papierkorb:** C. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. — **Bossirte Zinnplatte, Material und Arbeitskasten:** A. Thomas, W, Billowstr. 79. — **Tischläufer, auf Tüll gestickt:** Kühl & Röficke, W, Leipzigerstr. 57. — **Tischläufer mit irischer Spitzen-Arbeit:** Frau Selgmann, C, Neue Königstr. 29. — **Gestickter Spiegelrahmen:** Fräulein Bartesch W, Tauenzienstr. 10. — **Schatulle Wandfüllung:** Frl. C. Krebs, W, Steinmetzstr. 50. — **Gestickter Stuhl:** Geschw Rehm, W, Leipzigerstr. 129. — **Schachteln zum Bemalen und Brennen:** (auch satzweise, 4 Stück von 10, 15, 25 u. 30 cm Durchmesser bei 6 cm Höhe zum Preise von 3,75 M. franco) Atelier für kunstgewerbliche Arbeiten von Frl. M. Hoffmann, Lübeck, Fischstr. 24.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 24, II. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. December 1897. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIV. Jahrg.



Vase und Jardinièren. Galvanisch versilberte Porzellane.

Galvanisch versilberte Porzellan-Gegenstände bilden die letzte Errungenschaft der rastlos arbeitenden Industrie, die in kurzer Zeit mannigfache Ueberraschungen auf kunstgewerblichem Gebiet brachte, wie die prächtigen Zinnsachen und die hochinteressanten Kunstgläser. Die von uns dargestellten Gegenstände, eine Jardinère, eine Vase und eine Blumentopf-Hülle, sind für den Schmuck der Tafel als Ersatz des viel kostspieligeren Silbers bestimmt. Der feine graue, fast ganz matt gehaltene Silberton stimmt mit dem des echten Silbers durchaus überein, wenn auch die gegossenen Formen des Porzellans nicht den feinen Ciselirungen schöner Metall-Gegenstände gleich kommen können. Die Innenseite der Gefäße zeigt die reine, milchweiße Porzellanfarbe. In den heute so beliebten Formen des Rococo gehalten, mißt die Jardinière zu 22 cm Höhe oben 21, unten 14 cm Breite; Amoretten, mit einander spielend, sind je zu zweien auf den größeren Flächen angebracht. Die Blumen-Vase, deren ganze Höhe 7 cm beträgt, zeigt Farne, Schilf und feine Blätterzweige als Verzierung; eine zierliche Elfe ruht auf dem kugelförmigen Fuß. — Das kleine runde Gefäß, zur Aufnahme von Blumen bestimmt, kann ebensowohl als Zucker- oder Cakes-Dose dienen. Leichte Blätterranken folgen den schrägen Rippen des Topfes und dem ausgezackten Rande. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Der Zweigverein des vaterländischen Frauenvereins hat sich die Aufgabe gestellt, Frauen für die Kriegskrankenpflege auszubilden. Bereits in diesem Jahre fand unter der Leitung von praktischen Aerzten ein Cursus statt, an dem dreißig Damen theilnahmen, und der Erfolg war so günstig, daß im nächsten Jahre eine größere Anzahl Damen zu den Unterrichtsstunden zugelassen werden soll. Der Unterricht beginnt mit einem theoretischen Lehrgang, an den sich ein praktischer, vier Wochen dauernder Cursus schließt; drei Wochen kommen für die Wundbehandlung in Betracht, und eine Woche wird im Militär-Lazareth zugebracht, wo die Schülerinnen in der Behandlung mit inneren Krankheiten Behafteter unterrichtet werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Frauen sich in den Dienst des Vaterlandes stellten, um in der Stunde der Gefahr zur Hand zu sein. Nach neueren Vereinbarungen mit dem Curatorium der Berliner Unfall-Stationen werden die Damen schon kurze Zeit, nachdem sie an einem theoretischen Lehrgang theilgenommen, zur praktischen Uebung aufgefordert, und zwar werden stets zwei Schülerinnen auf einer Station in der Weise unterrichtet werden, daß die Thätigkeit der einen am ersten, der zweiten am fünfzehnten jedes Monats beginnt. Der Cursus dauert vier Wochen bei täglich zweistündigem Unterricht. Der erste theoretische Cursus im Jahre 1898 beginnt am 6. Januar abends 5¾ Uhr in den Vereinsräumen Zimmerstraße 90/91, Vorderhaus drei Treppen. Nähere Auskunft ertheilen Herr Dr. med. H. Weber, Kleiststraße 28, sowie der Vorstand des Zweigvereins Berlin des vaterländischen Frauen-Vereins, Zimmerstraße 90/91.

— Fräulein Luise von Egidy, eine Tochter des Oberstlieutenants a. D. von Egidy, hat zweiundeinhalb Jahre an dem Königlichen Institut für Heil-Gymnastik in Stockholm studirt und sich den Titel „schwedischer Gymnastik-Director und Heil-Gymnastin" erworben. Die Dame eröffnete kürzlich Gymnastik-Curse für Mädchen und Frauen in der Charlottenschule, Steglitzerstraße 29.

Bozen. — Vor kurzem demonstrirte ein großer Theil der Bevölkerung Bozens, darunter auch die Frauenwelt, auf dem Marktplatze gegen den Vogel-Massenmord und den Verkauf getödteter Singvögel durch wälsche Händler.

Wien. — Im Saale des Kaufmännischen Vereins in Wien wurde kürzlich das Stück „Fall und Buße Maria's, der Nichte des Einsiedlers Abraham" aufgeführt. Das Stück hat fast tausend Jahre auf seine erste Aufführung warten müssen, seine Verfasserin ist die berühmte Nonne Roswitha, die um das Jahr 950 im Benedictiner Kloster Gandersheim lebte. Roswitha hat in der kleinen Dichtung einen Gegenstand behandelt, der auch von unseren modernen Dichtern gern benutzt wird: Die Wiedererhebung der Gefallenen.

London. — Der Senat der Universität Durham hat Miß Harrison für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Archäologie den Titel eines Ehren-Doctor der Literatur verliehen. Es ist dies das erste Mal, daß in England eine Dame zum Doctor ernannt worden ist.

Marseille. — Am 31. October wurde in Marseille das deutsch-schweizerische Mädchenheim eingeweiht. Das Haus soll den hier fremd ankommenden Mädchen als Unterkunftsort dienen, auch werden Stellen vermittelt, und Hülflosen wird mit Rath und That beigestanden.

Athen. — Der unter dem Vorsitz der Kronprinzessin Sophie stehende große Frauenverein richtet an alle Frauen Griechenlands einen Aufruf, in welchem dringend gebeten wird, die durch den Krieg völlig verarmte Bevölkerung Thessaliens durch Geld, Lebensmittel und Kleidungsstücke zu unterstützen. Es wird den Frauen ans Herz gelegt, ihre persönlichen Bedürfnisse zu beschränken und namentlich in der Kleidung jeden Luxus zu vermeiden: Die Prinzessinnen des königlichen Hauses, sowie die Vorstandsdamen des Vereins würden hierbei mit gutem Beispiel vorangehen. Das einfachste und schmuckloseste Frauenkleid werde in diesem Jahre das Ehrenkleid jeder patriotisch gesinnten Griechin sein.

Konstantinopel. — Die Frauengruppe des deutschen Turnvereins „Teutonia" beabsichtigt, dem deutschen Kaiser, falls er auf seiner Reise nach Jerusalem Konstantinopel berührt, eine Bittschrift zu überreichen, in der um wirksamere Maßnahmen zur Verhinderung des deutschen Mädchenhandels im Orient gebeten werden soll. Nach Ansicht der deutschen Colonie hat die im Auswanderungs-Gesetze erlassene Strafbestimmung gegen die Mädchenhändler keinerlei Einschränkung dieses schändlichen Gewerbes hervorgebracht. Die Mädchenhändler sind so schlau, sich nicht unmittelbar in die Gewalt der deutschen Behörden zu begeben, sie locken die Mädchen einfach nach außerdeutschen Grenz- und Hafenstädten, indem sie ihnen gut bezahlte Stellen in Aussicht stellen! Viele deutsche Mädchen werden auf diese Weise zu einer Reise nach holländischen oder belgischen Hafenstädten oder auch nach Russisch-Polen, Galizien und Rumänien veranlaßt, und sind sie erst einmal in den Händen der Unmenschen, dann vermögen sie ihrem Schicksal nicht mehr zu entrinnen. Das Getriebe der Mädchenhändler und der mit ihnen in Verbindung stehenden Menschen, in deren Hände die unglücklichen Mädchen schließlich gelangen, können wir aus naheliegenden Gründen nicht schildern; es spottet jeder Beschreibung! — Das wirksamste Mittel gegen den Mädchenhandel wäre die Begründung deutscher Mädchenheime und Rettungshäuser in den Hafenplätzen, in denen jene Unglücklichen Aufnahme und Schutz erhalten könnten. Bei geeigneter Leitung könnten solche Anstalten zugleich weibliche Industrie-Schulen werden, deren Errichtung im Orient schon längst als ein dringendes Bedürfniß anerkannt ist.

Kairo. — Die Gattin des Khedive hat in Kairo eine Schule für Seidenweberei begründet, die bereits einige bewundernswerthe Erzeugnisse orientalischen Kunstsinnes zu Tage gefördert hat. Die neueste Leistung der Schule besteht in einem fast einen Meter hohen Strauße künstlicher Blumen, welchen die Fürstin dem Sultan zum Geschenk überreichte. Die Blumen und auch die Blätter sind aus feinster Seide gesponnen, sie sind der Natur so täuschend nachgebildet, daß sie nur bei näherer Betrachtung als künstlich erkannt werden können.

Hartford in Connecticut. — In Nordamerika werden gegenwärtig Beiträge zur Errichtung eines Standbildes der Frau Beecher-Stowe gesammelt. Frau Beecher-Stowe hat bekanntlich durch ihr Buch „Onkel Toms Hütte" den Hauptantrieb zur Abschaffung der Sclaverei in Nordamerika gegeben, und es ist daher ein Akt der Pietät, ihr an der Stätte ihres letzten Wirkens ein würdiges Denkmal zu setzen. In Nordamerika giebt es bereits zwei Frauen-Standbilder; das eine ist das der Harriet Martineau in Boston, ebenfalls zur Erinnerung an deren Mitwirkung bei der Sclaven-Befreiung, das andere stellt Marie Haughery dar, eine arme Milchhändlerin, welche bei einer Pocken-Epidemie in großartigem Maße die öffentliche Krankenpflege organisirte und den Anstrengungen dieses Dienstes erlag.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Als Hülle für die prächtigen Gesellschafts-Gewänder kann auch der Abendmantel nicht elegant genug sein. Meistens erscheint er aus hellen Stoffen mit zartfarbigen,

Ball-Seide

75 Pfg.

bis Mk. 18.65 p. Mtr. — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weisse** u. **farbige Henneberg-Seide** v. **75 Pfg.** bis **Mk. 18.65** p. Met. — in den modernsten Geweben, Farben und Dessins. **An Private porto- und steuerfrei ins Haus!**

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Ball-Seide	v. 75 Pfge.—18.65
Seiden-Bastkleider	p. Robe „ „ 13.80—68.50	Seiden-Grenadines	„ Mk. 1.35—11.65
Seiden-Foulards	bedruckt „ 95 Pfge.— 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95— 9.80

per Meter. **Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines,** gestreifte u. karrierte Seide, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** ꝛc. ꝛc. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr,** für Landschaft **W. Hamacher,** für Blumen **P. Barthel** u. **Frl. Blanckenburg,** für Illustriren **K. Storch,** für Modelliren **R. Glanzflügel,** für Kupferstich **Prof. G. Eilers,** für Perspektive **W. Herwarth,** für Anatomie **H. Hausmann.** — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Pensionat und Erziehungsanstalt für junge Mädchen.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Haushaltungsschule für berufliche u. häusliche Ausbildung.

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.

Wiesbaden, Adelheidstraße 3.

Gründliche und umfassende Ausbildung und Erziehung für das praktische Leben, verbunden mit Fortbildung in den wichtigsten Realien, fremden Sprachen ꝛc. Alle Fächer nach Wahl z. bel. Gediegenste Ausbildung zur Handarbeit-, Industrie- und hauswirtschaftlichen Lehrerin. Ausführliche Prospekte für Pensionat und Schule, sowie jede Auskunft durch die Vorsteherin **Frl. H. Ridder.**

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Hochfeine thierärztlich untersuchte **Hammelkeulen oder -Rücken,** 9 Pfd. netto frei 5 Mk 40 Pf. tägl. frisch **M. Rose's Versandt-Schlachterei, Dornum,** Ostfriesl.

Das Atelier der Kunststickschule des **Frauenerwerbsvereins zu Dresden.** **Ferdinandstr. 13, II.** empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 18.*

Malerinnen-Schule

Karlsruhe

U. d. Protektorat I. K. H. Grossherzog v. Baden.

Lehrplan u. näh. Auskunft d. d. Vorstand.

Interessantes Preisausschreiben.

Um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die berühmte **Dresdener Schladitz-Kassette** zu lenken, wird folgendes Preisausschreiben erlassen

I. Preis. Derjenige Käufer einer **Schladitz-Kassette** erhält desgl. eine Kassette **im Werthe von Mk. 200 und Mk. 100 baar** als I. Preis für das beste Geldsparsystem, welches speziell für die Schladitz-Kassette in Betracht kommt.

II. Preis. Derjenige Käufer einer **Schladitz-Kassette** erhält desgl. eine Kassette **im Werthe von Mk. 100 und Mk. 50 in baar,** wenn es ihm gelingt, bis zum 1. April die höchste Anzahl der Anerkennungen (mindestens 20) von Käufern und Besitzern der Schladitz-Kassetten zusammen zu bringen. Prüfung der A. vorbehalten.

III. Preis. Eine **Schladitz-Kassette im Werthe von Mk. 50 und Mk. 25 baar** der Käuferin einer solchen, der es gelingt, das beste Gedicht auf die Schladitz-Juwelen-Kassette als Weihnachtsgeschenk zu machen.

Die Preise werden am 1. April vertheilt.

Fordern Sie zur Lösung der Preisaufgaben Prospekt ein und erwägen Sie, daß ein solches Preisausschreiben nur bei einem Fabrikat allerersten Ranges, wie die **Schladitz-Kassette,** gewagt werden darf. Diese bietet Ihnen deshalb eine ideale Garantie, daß Sie den denkbar glücklichsten Griff thun, wenn Sie als **Weihnachtsgeschenk eine Schladitz-Kassette** wählen. Fordern Sie sofort Prospekt von der

Actien-Gesellschaft vorm. H. W. Schladitz, Dresden.

Für jede Stadt werden je eine General-Niederlage errichtet und intelligente Vertreter wirksam unterstützt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seiden-Steppfutter und Pelzbesatz. Unsere Skizze gilt einem sehr vornehmen Mantel aus silbergrauem Tuch mit Besatz aus weißem Tibet, dazu rosa schimmerndes Damast-Futter. Weiße Seidenstickerei mit Stahlperlen überzieht den zackigen, auch den Rücken deckenden Passenkragen, von dem Perlenschnüre herabhängen; den hohen, im Zusammenhange mit der Passe geschnittenen Sturmkragen schmückt gleichfalls Stickerei. — Im hellen Winter-Sonnenschein, wenn der fröhliche Eissport unsere Damenwelt hinauslockt, kann man an den stahlbeschuhten Schönen die Phantasie bewundern, mit der sie der wichtigen Frage des Eislauf-Anzuges jedes Jahr neue Seiten abzugewinnen wissen. Auch die flotte Schlittschuhläuferin auf unserer Skizze hat es verstanden, das Praktische mit dem Zierlichen zu vereinen. Dem flauschigen, grün- und schwarz carrirten Wollstoff der Vorlage gesellen sich für die Passe grüner Sammet, der sich schlitzartig auf der Taille fortsetzt, schmale Chinchilla-Streifen längs der Rock- und Taillenränder und endlich schwarze, von Schlingenbörtchen eingefaßte Tresse. Schlingenbörtchen umzieht auch die Schlitzränder der Taille; über der Armkugel stehen die durch Pelzstreifen abgeschlossenen Passenränder epaulette-artig ab. M. R.

Abendmantel mit Pelz und Stickerei.

— Die eleganten Unterröcke repräsentiren oft ein kleines Vermögen. Großblumiger Damast, schwere Changeant-Seide, carrirte Seide 2c. scheinen eben nur gut genug für sie. Um den unteren Rand zu stützen, erhält dieser zunächst mehrere über einander fallende ausgeschlagene Volants vom gleichen Stoff oder in verschiedenen, der Musterung entsprechenden Farben. Darüber fällt, vom Knie abwärts, ein mit mehr oder minder breitem Spitzenansatz in Schwarz oder Weiß versehener Volant, der häufig auch in Zacken oder Patten ausgeschnitten ist, in deren Vertiefung die Spitze Falten bildet. Zur Begrenzung von Spitzen- und Stoff-Volants werden vielfach die krausen Besatzbändchen, bisweilen in abgestufter Breite, verwendet. H. J.

Schmetterling als Brosche oder Haarschmuck. Ein Drittel natürl. Größe.

Vordertheil einer Halskette. Ein Drittel natürl. Größe.

Brosche in Primel-Form. Naturgroß.

Sternblumen als Brosche. Naturgroß.

Auffrischung kein anderer Weg offen, als der allgemeinen Losung zu folgen und ihre Motive und Vorbilder wieder direct aus der Natur zu holen und künstlerisch zu verarbeiten. — Die unten stehenden Abbildungen zeigen uns Schmuckgegenstände, welche diesem Bestreben ihre Entstehung verdanken. Nach Entwürfen von E. Riester, Professor an der Kunstgewerbe-Schule zu Pforzheim, ausgeführt und uns von dem dortigen Kunstgewerbe-Verein zur Verfügung gestellt, zeigen sie, welch reizende Gebilde mannigfachster Art auf diesem Wege zu schaffen sind, sofern das Schöpfen aus der Natur mit künstlerischem Gefühl Hand in Hand geht. Bei liebevoller Beachtung der Naturformen und getreuer Beibehaltung der charakteristischen Eigenart der Vorbilder, soweit es Zweck und Technik gestatten, sind sie frei von dem fehlerhaften Verlangen, die Natur direct copiren zu wollen, sondern sie wirken schön um ihrer selbst willen. Die Gegenstände sind durchweg in mattem Golde ausgeführt, neben Verwendung von Diamanten, Perlen und farbigen Edelsteinen, die in ihrer harmonischen Zusammenstellung mit der ruhigen Farbe des Goldes äußerst vornehme Wirkung hervorbringen. Zu der Halskette hat das Veilchen das Motiv hergegeben, zu den Broschen die Primel und die Sumpfsternblume, während der prächtige Schmetterling, der sowohl als Brosche wie als Haarschmuck dienen kann, den Typus eines Tagfalters zeigt.

Eislauf-Anzug.

Wien. — Jene Bevorzugten unter der Kinderwelt, denen es gegönnt ist, zur Winterszeit nach dem Süden zu ziehen und unter Abbazia's Lorbeerbüschen ihre Spiele zu treiben, bringen sich gerne von dort die dalmatinische rothe Mütze mit schwarzer Seidenstickerei mit, die so reizend auf den hellen wie dunkeln Lockenköpfen sitzt, daß sie nachgerade zur Lieblings-Kopfbedeckung der kleinen Elegants auf unseren Wiener Promenaden wird. An der österreichischen Riviera sieht man übrigens die praktische nationale Mütze auch von Herren und Damen, nicht nur von Knaben und Mädchen getragen, insbesondere bei stürmischem Wetter. Die originellen Muster der Stickerei überdecken den Grund zur Hälfte oder in einzelnen Figuren; eine Reihe schwarzer Franzenbüschel fällt an einer Seite unter dem Mützenrande hervor.

— Gesellschafts-Toiletten werden viel aus einer Art matter Duchesse, Satin de Chine genannt, gearbeitet, deren dicker Faltenwurf für die vorn schmale, rückwärts faltig eingereihte Rockform mit leichter Schleppe namentlich paßt. Ganz neu ist die Idee, den ganzen Rock mit Passepoils zu überdecken, die, in Form von Strahlen-Plissé, sich in dichten Streifen nach abwärts ziehen. Ein wundervolles derartiges Modell in zartem Blau lief am Rockrande in kleine blattartige Bogen aus, dazwischen zarte Flitterstickerei. Reiche Spitzendraperien und flügelartige Tüll-Epauletten vervollständigten die Taille.

Dalmatinische Mütze für Kinder.

Ein besonders vornehmes Gesellschaftskleid aus schwarzem Tüll mit reichen Jetflitter-Stickereien über die ganze Taille und über den Rock gelegten Pattentheilen zeigte eine höchst originelle Zacken-Garnitur, deren einzelne Blättchen mit Draht gesteift und wie an einem Blumenkelche halb umgebogen waren; rosa Tüllwolken füllten den tiefen Ausschnitt. Nach wie vor liebt man äußerst duftige Arrangements über schweren Unterkleidern, viel echte Spitzen an der Taille, weniger Metallstickereien als früher; dabei wird aber stets die Tablier-Form und der ganze, an die Festgewänder der Renaissance gemahnende Stil festzuhalten gesucht. N. Br.

Haartracht mit Türkisen-Reifen. Vorder- und Rückansicht.

Paris. — Als ein Hauptpunkt der eleganten Erscheinung gilt mit Recht die Haartracht; wir bringen deshalb nebenstehend mehrere Skizzen von den kühnen und phantastischen Gebilden, die sich unsere Modeheldinnen für die Gesellschaftszeit ausgedacht.

Haartracht mit zwei Kämmen.

Unsere erste Darstellung zeigt die Vorderansicht einer sehr eleganten, für Festlichkeiten bestimmten Haartracht. Hinten sind die leichtgewellten Haare, wie die kleine Rückansicht erkennen läßt, hochgekämmt und mit dem Vorderhaar vereinigt, mit Ausnahme einer großen Strähne vorn, die man in breite Wellen brennt und mit einem kleinen Kamme an dem Haarknoten befestigt. Von dieser Strähne lösen sich auch die Stirnlöckchen ab. Die gelockten Enden des eng gedrehten Haarknotens hält ein goldener, mit Türkisen besetzter Reifen und eine gleiche Nadel.

Die Haartracht des zweiten Bildchens ist mit geringer Mühe selbst zu ordnen: die ganze Masse wird zuerst in drei große Wellen gebrannt. Das Wellen soll in diesem Falle nur dazu dienen, die Haare leicht erscheinen zu lassen, wie es die Mode vorschreibt; nur vorn an der Stirn wird etwas stärker gebrannt. Man steckt dann das leicht gedrehte Haar mit einer großen Nadel auf dem Wirbel fest, theilt es in zwei Strähnen, die man um einander dreht, dann zur Schleife ordnet und durch einen Phantasie-Kamm stützt; ein zweiter Kamm dient zum Zurückpuffen der Haare. B. de G.

Pforzheim. — Bei der lebhaften Bewegung, in der die ganze deutsche Kunst begriffen ist, neue Ausdrucksformen für das künstlerische Empfinden zu suchen und zu entdecken, betheiligt sich selbstredend auch die Goldschmiede-Kunst. Nachdem auch sie das Wiederbeleben der historischen Stilarten in vollem Maße durchgemacht, bleibt ihr zur Verjüngung und

Literarisches.

Unter dem Titel **„China und Japan"** erschien jüngst ein Buch des bekannten Reisenden Ernst von Hesse-Wartegg (Verlag von J. J. Weber in Leipzig), welches so recht dazu angethan ist, ein begehrenswerthes Weihnachtsgeschenk zu bilden. Der berühmte Verfasser, von dem auch im vorliegenden Hefte ein sehr interessanter Aufsatz veröffentlicht ist, gilt mit Recht als einer der besten Kenner des Orients, er versteht es nicht nur, sehr lebhaft und anschaulich zu schildern, sondern auch gerade diejenigen Eigenthümlichkeiten herauszuheben, die Land und Leute besonders charakterisiren und für den deutschen Leser von Interesse sind. Das Frauen- und Familienleben der Chinesen und Japaner ist sehr eigenartig, und es wird für jede gebildete Frau äußerst anregend und belehrend sein, darüber Näheres und Thatsächliches zu erfahren. Wie die Frauen sich kleiden, womit sie sich beschäftigen und unterhalten, ihre Sitten und Gebräuche, über Kindererziehung, wie die Knaben das ABC lernen, über Familienfeste, Dienstboten, Küche u. s. w., darüber weiß der Verfasser so viel Neues zu erzählen, daß man nicht müde wird, ihm zu folgen. Die Ausstattung des Buches ist sehr geschmackvoll und die vielen Illustrationen geben ihm einen besonderen Werth.

Aus unserer Zeit. Von Hermine Villinger (Verlag von Ad. Bonz & Co. in Stuttgart). Hermine Villinger ist unseren Lesern schon längst eine liebe Freundin geworden, wir dürfen uns deshalb darauf beschränken, von dem Erscheinen des Buches Kenntniß zu geben, und unsere Leser wissen, was sie zu erwarten haben. Das Buch enthält die Novellen: „Vons", „Aus dem Feyenreich", „Revisors" und „die Bas", in jeder kommt die Eigenart der feinsinnigen Verfasserin voll zur Geltung. Wir haben die Novellen mit großem Vergnügen gelesen und empfehlen das Buch unseren Leserinnen aufs Wärmste.

Bezugsquellen: Vase und Jardinièren; galvanisch versilberte Porzellane: L. C. Busch, W, Leipzigerstr. 19. — **Abendmantel:** A. Falk, Jr. W, Jägerstr. 23. — **Schmuckgegenstände:** Kunstgewerbe-Verein zu Pforzheim.

Die Dichter citiren nicht ohne Vorliebe das Gleichniß vom Edelstein, der erst durch mühevollen und kunstgerechten Schliff den Werth erhält, den die Welt mit Gold aufwiegt. Und sie haben durchaus nicht ganz Unrecht, diese Herrn Pegasus-Jockeys. — Auch bei der Brillanten-Schleiferei müssen Sachverständige der verschiedensten Art zusammenwirken, ehe ihr sehr hartköpfiger Pflegebefohlener sein Licht leuchten lassen darf. Brillanten werden viel geschliffen; für Berlin ist die Sache insofern besonders interessant und neu, als jetzt zum ersten Mal eine unserer ältesten und bekanntesten Juwelen-Firmen begonnen hat, eine solche Brillanten-Schleiferei im Hause selbst zu errichten. Dadurch macht diese Firma natürlich ganz bedeutende Ersparnisse, die sie dem kaufenden Publikum wiederum zu Gute kommen läßt. Infolgedessen ist jedermann von jetzt ab in der Lage, daselbst Brillanten zu ganz bedeutend billigeren Preisen zu kaufen, als irgend anderswo. Nebenher sei erwähnt, daß man daselbst auch Goldwaaren und originelle Silbersachen vom einfachsten bis zum elegantesten Genre ebenfalls am billigsten kauft. Die altbekannte Firma heißt C. Siegele, (Berlin NW, Friedrichstraße 99, gegenüber dem Bahnhof).

Schweizer Seide
ist die Beste!
Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 55 Pfennig bis 20 Mark per Meter.
Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Gesellschafts-, Ball- und Strassen-Kleider, Brauttoiletten.**
Direkter Verkauf an Private.
Wir senden die gewählten Seidenstoffe **zoll- und portofrei** in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.
Schweizer & Co., Luzern, Schweiz
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

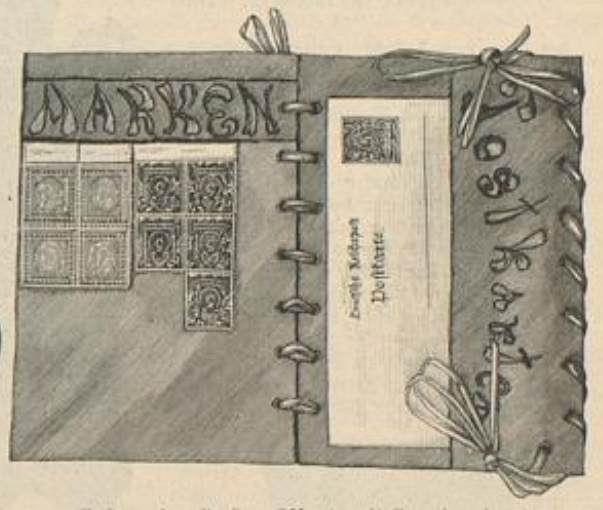
Tastendecke. Malerei auf Seide.

Weihnachtsarbeiten.

Das heilige Fest naht und für viele fleißige Hände fast zu rasch, soll doch gar mancherlei noch fertig gestellt werden, um heimliche Wünsche zu erfüllen, — sobald man aber neben dem guten Willen auch die erforderliche Handfertigkeit besitzt, läßt sich selbst in letzter Stunde, wenn auch kein Kunstwerk, so doch manch gefällige Arbeit vollenden. So bieten wir denn heute, im Anschluß an die „Weihnachtsarbeiten" im Heft 23 vom 1/1297, eine Auswahl der verschiedensten Gegenstände, die bei Jung und Alt, Männlein und Weiblein willkommen sein dürften. Da in den meisten Familien die edle Musika gepflegt wird, lassen wir der Violin-Decke heute eine Tastendecke für das Pianino folgen. Die aus mattgelber indischer Seide hergestellte Decke bietet kunstgeübten Händen Gelegenheit, dieselbe in zierlicher Weise zu schmücken. Die Malerei ist an der Vorlage in Gouache-Farben ausgeführt; die Veilcheysträuße sind in Lila abschattirt, die Blätter in mehreren Tönen Grün. Zu den Instrumenten wie zu den Rococo-Ornamenten wurde Goldbraun fein abgetönt; das Band an der Violine ist mattrosa, die Notenlinien erscheinen im dunkelsten Braun. Ein fliederfarbenes Seidenfutter über Watte-Einlage und lila Seidenschnur vollenden die Decke, die an der Vorlage bei 125 cm Länge 15 cm Breite mißt. Anstatt der Seide läßt sich auch feines Tuch anwenden, das in kleine Zäckchen ausgeschlagen wird. — Ebenfalls mit Malerei verziert ist die Buchhülle aus hellbraunen Kalbleder. Zu der Vorlage war ein 41 cm langer, 18 cm breiter Lederstreifen an beiden Querrändern in 15 cm Breite umgeschlagen, nachdem derselbe zuvor auf der Innenseite mit brauner Seide überlegt worden; hierauf hatte man die Längsränder knapp 1 cm vom Rande abgesteppt und $^1/_2$ cm des überstehenden Leders nach innen umgelegt und mit Gummi gesichert. Von den beiden, mit in die Steppnaht gefaßten Seidenbänder dient das eine als Lesezeichen, während an dem anderen ein kleines Falzbein befestigt ist. Laubzweige mit Beeren bilden den gemalten Schmuck. Aquarell-Deckfarben und etwas Gold für einzelne Lichter dienen für die in Braun und Grün gehaltenen Beeren, sowie für Stiele und Blätter. — Neben der Papier-Cassette findet das Büchelchen für Postmarken und -Karten seinen Platz. Der kleine Behälter besteht aus kräftigen Carton-Platten, die Brennstift und Pinsel gemeinsam ausgestattet haben. Erforderlich sind zwei Platten von je $16^1/_2$ zu 11 cm Größe und ein $5^1/_2$ cm breiter, $16^1/_2$ cm langer Carton-Streifen, der auf der inneren Fläche der einen Platte befestigt wird, wodurch sich die Tasche zur Aufnahme der Postkarten bildet. Den grün und rosa marmorirt bemalten Innenseiten ist außerdem ein bandförmiger Streifen eingebronnt, der die Bezeichnung „Marken" trägt, in Uebereinstimmung mit den „Postkarten" der Tasche. Die Deckelfläche schmückt ein Zweig Margueriten, deren Contouren der Brennstift gezogen hat. Auf dem weißen Grunde bedürfen die Blumen keiner Nachhülfe durch den Pinsel; auf farbigem Carton hat man sie weiß zu malen, dazu Kelche gelb und braun, Stiele und Blätter graugrün. Originell ist das Material zur Verbindung der einzelnen Platten, nämlich Bast, der durch zuvor eingebrannte Löcher kreuzweise geleitet und an den Enden zu Schleifen gebunden wird. — Damen, die beim Lesen ein Strickzeug zur Hand nehmen oder das Buch nicht halten mögen, wissen ein Lesepult wohl zu schätzen, zumal wenn es, wie die Vorlage, zusammenlegbar ist und im Sommer leicht mitgenommen werden kann. Zur Ausstattung des Lesepultes aus weißem Holz haben sich Brennstift und Schnitzmesser vereinigt. Die Pultfläche zeigt in der Mitte stilisirte Blüthen, die auf dem genarbt gebrannten Grunde ausgespart wurden; Adern, Schraffirungen u. s. w. stellt der Brennstift her, der untere bortenartige Theil des Musters wiederholt sich auf der vorderen Hälfte der kleineren Platte. In der Breite des zu schnitzenden Randes — $2^1/_2$ cm — werden beide Platten dunkelbraun gebeizt, sodaß die Schnittflächen weiß hervortreten. Sehr gut läßt sich das gebrannte Ornament auch in Flachschnitzerei ausführen. Die größere Platte mißt $21^1/_2$ cm Höhe zu unten $27^1/_2$, oben $26^1/_2$ cm Breite; in $5^1/_2$ cm Höhe vom unteren Rande ist von links aus ein 8 mm breiter Ausschnitt bis zur Mitte der Platte vorgesehen. Einen gleichen Ausschnitt, aber von der rechten Seite und 6 cm vom vorderen Rande entfernt, erhält die kleinere Platte, die $27^1/_2$ cm lang, in der Mitte 15 cm, an den Seiten 14 cm breit ist. Die beiden Platten werden über einander geschoben, sodaß die kleinere vorn die Stütze für das Buch bildet, hinten aber als Fuß für die eigentliche Pultfläche dient. — Die englische Blumenmode hat sich nun sogar der Schuhe bemächtigt, — und so sehen wir einen Hausschuh aus resedafarbenem Kalbleder mit Sternblumen verziert, deren Größe der Form des Schuhes angepaßt wurde. Die Contouren der Blätter und des Kelches sind mit dem Messer geschnitten, die Blätter erscheinen mit Silber-Bronze, der Kelch, sowie die Schatten in den Blumen mit Gold- und Kupfer-Bronze gemalt, die mit Siccativ anzurühren ist. Ein schmaler dunkelgrüner Streifen markirt ein Band, auf dem die Blumen liegen; den oberen Rand begrenzt eine mit braunem Lederstreifchen durch das Leder geführte Flechte. — An dem zierlichen Pantoffel aus Sammet schmückt das Fußblatt ein feiner Zweig in Goldstickerei; glatter und krauser Goldfaden bilden das Material; das Muster giebt die nebenstehende Abbildung. Ein Pelzstreifen säumt den Rand des Pantoffels. — Durch gefällige Formen und schöne Muster zeichnen sich die Gegenstände aus Leder aus, die mit ihren geschnittenen und getriebenen Verzierungen ebenso vornehm wirken, wie sie dauerhaft sind. Da ist zuerst der

Buchhülle. Malerei auf Leder. Von Clara Lobedan.

Postmarken-Buch mit Brandmalerei.



Postmarken-Buch, geöffnet, mit Brandmalerei.

Lesepult. Schnitzarbeit und Holzbrand. Auch für Ausgründung geeignet.

Hausschuh. Farbige Brandmalerei auf Leder. Von Helene Schendler.
Pantoffel mit Goldstickerei. Naturgroße Stickerei nebenstehend.

Goldstickerei zum Pantoffel.

Handtäschchen, Papier-Cassette, Cigarrenkasten und Papierkorb. Lederschnitt-Arbeit.

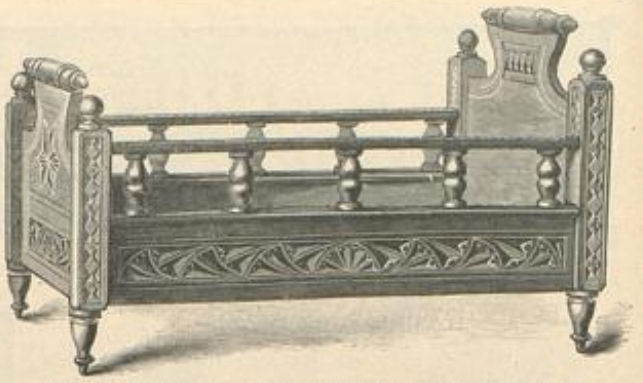
Griff zu einem Falzbein oder Salat-Besteck. Schwedische Schnitzarbeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

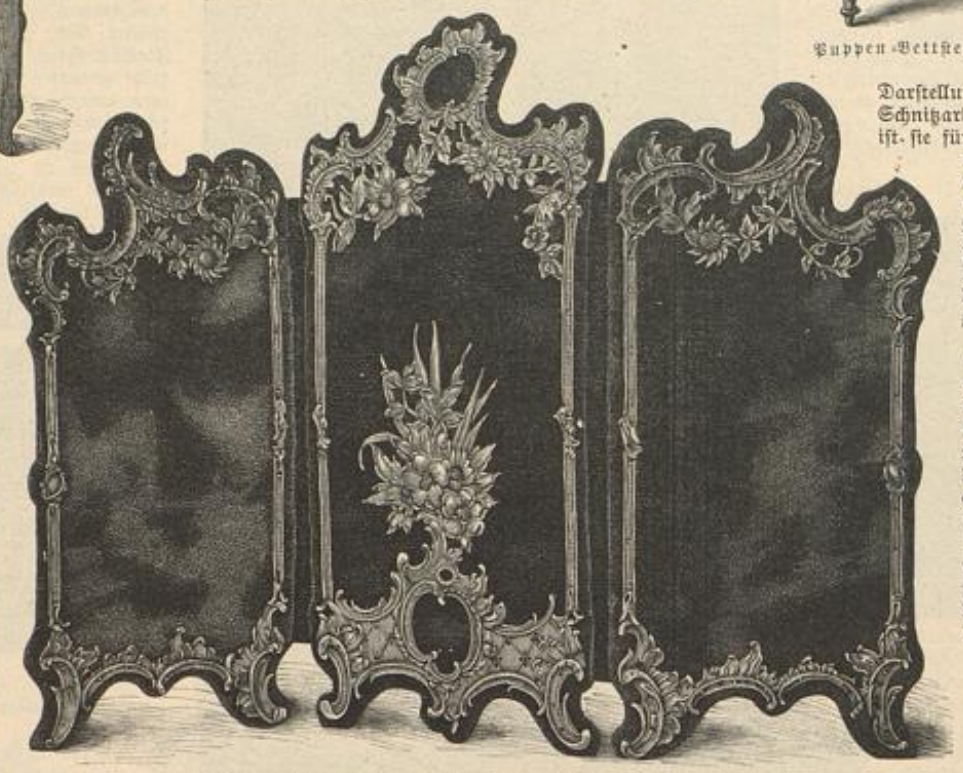
Papierkorb, dessen konische Form einen Durchmesser von oben 24 und unten 18 cm bei 43 cm Höhe hat. Die Wandung ist abgetönt gebeizt und zeigt den Heckenrosen-Zweig leicht bossirt und mit farbigen Bronzen bemalt. Lederriemchen überspannen den oberen Rand; um den Boden legt sich eine dicke runde Lederflechte. Volle Lederquasten. — Ebenfalls als Geschenk für einen Herren bestimmt ist

Innenansicht zum Windschirm.

der Cigarrenkasten, dessen Wände aus reich ornamentirtem Leder einen hölzernen Cigarrenkasten umschließen. Als passendes Ornament ist die Tabakspflanze gewählt, deren Blätter und Blüthen sich graziös über die Flächen ausbreiten. Mäßig getrieben und an den Lichtkanten durch feine Goldstriche hin und wieder belebt, heben sich die Zweige klar von dem mit der feinen Perlpunze geschlagenen Grund ab. Lederschnüre bilden die seitlichen Griffe und die geflochtene Schließe. Der 13 cm hohe, 19 cm lange und 15 cm tiefe Kasten ruht auf abgeflachten Kugelfüßen. — Die Zierde eines jeden Schreibtisches dürfte die Papier-Cassette sein, an der die Hinterwand gerade aufsteigt und die obere Hälfte der gewölbten Vorderwand als Deckel zurückgeschlagen wird. Alle vier Seiten zeigen ein von glatten Bändern eingetheiltes Blätter-Ornament. Das Spruchband soll Namen und Datum aufnehmen. Die Ornamente sind mäßig getrieben und einzelne Lichtkanten durch feine Goldlichter erhöht; der Grund ist gepunzt. Die Rückwand mißt 28 zu 19 cm; die Seitenwände sind 11 cm breit, die Vorderwand hat 8 cm Höhe. Im Inneren eingeschobene Zwischenwände theilen den Raum in vier Fächer zur Aufnahme von Papier und Couverts. — Das Handtäschchen zeigt die jetzt so beliebte längliche Form — hier $18^1/_2$ zu 11 cm — und wird durch Soufflets und einen festen, aber schmalen Boden sehr bequem; ein innen angebrachtes Täschchen nimmt Notizbuch u. s. w. auf. Bronze-Bügel mit Schloß und 20 cm langen Handgriff aus einer runden Lederflechte mit Bronze-Abschluß. Nur die Vorderseite hat ein fein stilisirtes Blumen-Ornament, das ungemein sorgsam bossirt und leicht getönt gebeizt wurde. — Von Künstlerhand ausgeführt bietet der reich ornamentirte, dreitheilige Windschirm eine der dankbarsten Vorlagen in der interessanten Technik des Metall-Treibens. Auf maigrünem Seidenplüsch wirken die aus dünnstem Eisenblech gearbeiteten Rococo-Verzierungen wie das schönste Altsilber; leicht, aber dem Charakter der Umrahmung entsprechend, fügen sich Blumengewinde und ein voller Strauß den Ornamenten ein. Diese sind besonders an den zackigen Rändern hoch getrieben, während die inneren Flächen feiner ciselirt und gravirt erscheinen. Plüschstreifen übernehmen die Verbindung der einzelnen Felder, die aus kräftiger Pappe oder dünnsten Holzplatten herzustellen sind. Das Mittelfeld hat 23 cm Breite zu 34 und 50 cm Höhe, jedes der Seitenfelder ist 20 cm breit und je nach der Schweifung, 41, 43 und 36 cm hoch. Auf der Rückseite ist der Schirm mit dunklerem Moiré bespannt, dessen tiefe Falten zum Einschieben von Photographien dienen. Jedes



Puppen-Bettstelle. Naturgroße Kerbschnitt-Arbeit untenstehend.



Windschirm mit getriebenen Auflagen. Von Hedwig von der Groeben.

Koran-Ständer als Karten- oder Briefhalter. Bemalter Holzbrand.

Salat-Besteck. Schwedische Schnitzarbeit. Siehe den naturgroßen Griff umstehend.

Truhe mit Blumenstickerei. Naturgroße Plattstich-Stickerei untenstehend.

Blumen-Stickerei zur Truhe.

Darstellung gilt einer Schnitzarbeit, aber diesmal ist sie für die Puppenstube bestimmt, eine Arbeit für den Bruder, dem es sicher eine Freude sein wird, seine Kunstfertigkeit in den Dienst des Schwesterchens zu stellen. Die unverzierten Puppen-Bettstellen sind in drei Größen vorhanden, wir wählten die mittlere, deren Länge $18^1/_2$ cm zu 11 cm Breite beträgt; das Fußende ist 10, das Kopfende 12 cm hoch, von letzteren geben wir die geschnitzte Verzierung, einschließlich des Pfostens naturgroß. Doppelte Zierlinien bilden die Begrenzung, der Grund des Feldes ist gepunzt. Unsere Vorlage ist weiß belassen, kann aber hell oder dunkel gebeizt werden, auch in dem jetzt so beliebten Grün oder Mahagoni-Roth. — Der kleine Block zeigt einen Deckel aus braunem Leder, worauf der Brennstift beschlagartige Verzierungen und einen Abschlußrand gezeichnet hat. Bei einer Höhe von 17 cm hat der Block 11 cm Breite und innen neben dem perforirten Papier ein Briefmarken-Kästchen, Tintenfaß, Bleistift nebst Halter und eine Löschblatt-Unterlage. — Eine im englischen Geschmack verzierte Truhe zeigt die jetzt so beliebte Blumenstickerei auf hellgrünem Leinen im Plattstich mit getheilter Filoselle-Seide gearbeitet. Die Truhe aus hellbraun gebeiztem Holz ist 23 cm hoch, 30 cm lang und 21 cm tief; ein 3 cm breiter, mit goldenem Linien-Ornament verzierter Fournir-Streifen begrenzt die Leinenstickerei. Der Chrysanthemum-Zweig hat weiße, gelb und goldbraun schattirte Blumen und Blüthen an dunkelbraunen Stielen; die Blätter sind braun getönt. Dazwischen liegen einzelne Weißdornzweige, für die Abb. 16, Beilage der Nr. vom 15. December, eine passende Vorlage bietet. Diese Blüthen sind weiß mit hell-kupferfarben schattirt und haben, wie die Chrysanthemum-Blüthen, einen Kelch aus Knötchenstichen. Als seitlicher Abschluß dienen zwei Stielstich-Reihen aus dunkelbrauner Seide mit kräftigen gleichfarbigen Knötchen. E. F.

Block mit Brandmalerei.

Servietten-Ring. Kerbschnitt-Arbeit.

Bezugsquellen: Holzwaren zum Schnitzen und Brennen: Frau C. Roth, W, Lützowstr. 84a. — **Getriebene Lederarbeiten:** G. Hulbe, W, Leipzigerstr. 121. — **Hausschuh mit Malerei:** Fräul. H. Schendler, W, Eisenacherstr. 80. — **Postmarkenbuch:** Fräul. H. Schrader, Braunschweig, Sandweg 5. — **Koran-Ständer:** Fräul. M. Triepel, W, Ansbacherstr. 16. — **Windschirm mit getriebenen Auflagen:** A. Thomas, W, Bülowstr. 79. — **Gestickte Truhe und Pantoffel:** E. Schmidt, W, Friedrichstr. 178. — **Buchhülle:** Fräul. C. Lobedan, SW, Hafenplatz 5.

einzelne Feld würde auch einen für sich bestehenden Rahmen ergeben. Eine eingehende Anleitung für Treiben und Ciseliren enthalten Lief. 8 und 9 von „Häusliche Kunst". — Der beliebte Koran-Ständer erscheint hier in Miniatur-Format als Halter für Postkarten, Briefe u. s. w., worauf auch die theils gebrannte, theils gemalte Verzierung hinweist. Das Gestell läßt sich leicht selbst oder von jedem Tischler herstellen; der Hauptheil, ein 6 mm starkes Brettchen, mißt 28 cm Länge zu 12 cm Breite. Auf der einen Seite dieses Brettes wird mittelst zwei Charnieren ein $17^1/_2$ cm langer Theil, 10 cm vom oberen Rande, befestigt; oberer Rand wie die Kante des Fußendes sind nach innen abzuschrägen. Charniere verbinden an der anderen Seite des Brettchens dieses mit einem nur 11 cm langen Brett, dessen oberer Rand geschweift und dessen unterer abgeschrägt ist. Das drollige, eingebrannte Bildchen zeigt eine Postkutsche mit Blumenrädern, einem Schmetterling-Gespann und einer Heuschrecke als Kutscher. Die Innenflächen sind grün gebeizt. Den unteren, durchbrochenen Theil des Ständers bereichert Nagelarbeit, wozu goldene Stern- und kleine Rosetten-Nägel, sowie runde Silbernägel zur Anwendung gelangen. — Mit dem umseitig naturgroß dargestellten Griff eines Falzbeines, der reich in schwedischer Art geschnitzt ist, bietet sich auch eine passende Vorlage für die Verzierung des Salatbesteckes, das einen Schmuck des Eßtisches bildet. — Der mit Kerbschnitt ausgestattete Servietten-Ring bietet ein einfaches, auch von Kinderhänden ausführbares Muster. — Auch unsere nächste

Kopfende der Puppen-Bettstelle. Kerbschnitt-Arbeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1, III. 1. Januar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

I.

Nicht wenig seitab von der großen Touristen-Straße, die durch das schlesische Gebirge führt, in einem der stillen Seitenthäler, die ihre Bäche nach dem Bober schicken, liegt Rodau, ein großes Dorf, das wohl eine Stunde lang die Häuser über malerisches Gehänge und über die üppige Niederung zu beiden Seiten des Baches verstreut. Ein richtiges Bauerndorf, ohne Dominium und ohne Fabriken, mit einer mächtigen, breitthürmigen Kirche, ein paar festgefügten Brücken, drei Wirthshäusern, zwei Schmieden und mehreren Mühlenwerken, — ein freundliches Dorf, in dem einen die Vorübergehenden herzlich grüßen, wo, wenn man an einem Gärtchen mit bunten Blumen bewundernd stehen bleibt, der gutmüthige Häusler heraustritt und einem ein paar Levkoyen oder Ringelrosen mit auf den Weg giebt.

An einem Montag Morgen war es.

Auf dem Lande giebt es keinen blauen Montag. Wenn Sonntag alles geruht hat oder fröhlich gewesen ist, geht es schon nach Sonnenaufgang wieder hinaus mit Pflug und Egge oder Spaten; es öffnen sich die dampfenden Ställe, die Herdfeuer knistern, die Pferde wiehern in den kühlen Morgen hinein, die Pumpenschwengel sausen auf und nieder, die Mäher prüfen am thauigen Grase die Schärfe ihrer Sicheln und ziehen sie über den Stein. Dann geht es an die Heumahd, an das Behäufeln der Kartoffeln, das Umackern eines Lupinen-Feldes, oder was sonst der Dienst erfordert.

Es arbeitet sich köstlich in der Frühe, wenn die Morgenluft Mensch und Thier die Glieder stählt, die Lungen weitet und das Herz froh macht und die dampfende Scholle, getränkt vom Nachtthau, willig dem Werkzeug gehorcht.

An manchen Stellen freilich bleibt die Arbeit an ihr immer beschwerlich: dort, wo das Land aus Ueberreichthum an Quellen sumpfig ist, oder die Erdschwarte nur dünn über steinigem Gehänge liegt, denn das Thal ist wohl breit und sonnig, aber da und dort ziehen sich doch die Felder steil hinauf, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Wald um ein Stück zurückdrängend.

Noch werfen an manchen Stellen die Bergkegel breite Schatten über das Gelände, aber die Sonne steigt, die Frühnebel zerstreuen sich oder ballen sich zu aufsteigenden Wolken, die Schatten werden kürzer, und hell und glänzend liegt das herrliche Stück schlesischer Erde da, mit seinen Aeckern und Matten, Teichen und Wäldern, seinen blühenden Himbeerhalden und fischreichen Bächen, den jäh aufstrebenden Felsschroffen und bläulichen Gründen. Ein heiterer Luftzug kühlt die Julihitze. Kleine weiße Wölkchen gleiten über die dunkeln Spitzen des Fichtenwaldes herauf, der Dunst, der den Horizont verschleierte, verschwindet, und ein tiefblauer Himmel wölbt sich über die prangende Sommerwelt.

Die da im Schweiße ihres Angesichtes schnitten und pflügten, hatten weder Muße, noch rechten Sinn, all das zu beobachten und sich daran zu freuen. Aber darum blieb es nicht ungenossen.

Einer saß im Schatten eines Nußbaumes auf mäßiger Anhöhe und maß recht mit leuchtenden Blicken das Land zu seinen Füßen, seine Schönheit und Fruchtbarkeit; ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren etwa, schmuck, frisch und blühend, wie die Welt um ihn her, ließ sich einen Schoppen des braunen Doppelbieres schmecken, das der Brauer verzapfte, wischte sich den dunkeln Schnauzbart, strich sich das glänzende braune Haar, seufzte auch einmal, wie begehrlich, auf und sah wieder lachend hinaus in die helle Gegend.

„Ein verflixt hübsches Stückel Land ist das bei Euch!“ sagte er zu dem Wirth, der ihm zwei Cigarren brachte. „Und wie üppig alles steht und gedeiht, Kartoffeln, Gerste, Rüben und Korn; der Klee vollends, knüppeldick und eine Blüthe über und über! Ist das Ihres?“

„Nee, meines liegt da drüben zu, auf den Vogelberg 'nüber; und ich hab' auch meistens bloß Gerste, vom übrigen gerade soviel man in der Wirthschaft braucht.“

„Wem ist denn das?“

„Dem Hendrich sein's.“

„Und der Wald dahinter?“

„Auch.“

„Und hier herüber zu die Wiesen?“

„Auch.“

„Donnerwetter, das ist ja wie im gestiefelten Kater!“

„Dreh'n Sie Sich einmal ein bissel 'rum: das is der Hof dazu.“

„Schockschwerebrett! Schöne Baulichkeiten das, und alle neu!“

„Gelt?“

„Das giebt ja einem Dominium nichts nach! Fehlt bloß das Schloß.“

Eine Weile verging den Zweien in behaglichem Schweigen, das Freude über den Reichthum vor ihnen, gemischt mit ein wenig Neid und Begehrlichkeit, war.

„Es wird heiß,“ sagte der Gast, endlich das Gespräch wieder aufnehmend. „Gut Wetter zum Heumachen.“

Aber der Wirth war noch bei dem alten Thema. „Ja, — und wenn man so bedenkt, daß das alles einmal dem Nesselgrunder Müller in die Suppenschüssel fallen soll, so kann's mich ordentlich boßen. Aber wer weiß, nimmt sie ihn auch?“

„Wer nimmt?“

„Die Hendrich Anna. 's is nämlich eine Erbtochter zu dem allen, Söhne sind keine. Da können Sie Sich denken, wie die Freier hinterher sind.“

„Herrjeh ja!“ sagte der junge Gast, drehte sich den Schnurrbart und ließ seine Augen mit neuem Interesse über das Gelände schweifen. „Wie alt ist denn das Mädel?“

„Nu, ihre achtundzwanzig wird sie sein.“

„Doch? — Hübsch?“

„Da hör' einer!“ lachte der Brauer und zog sich einen der schweren Stühle heran, um neben dem Fremden Platz zu nehmen. „O ja, 's is ein stattliches Frauenzimmer. Hübsch? Nu, 's geht schon.“

„Ein hübsches Gesicht und ein fideler Sinn sind sonst jedes auch ihre zehntausend Mark werth!“

„Zehntausend Mark, — na meinetwegen! Aber Fleiß und ein guter Kopp sind noch mehr werth. Was die Anna betrifft, die hat alles. G'rade fidel, — das wär' zu viel gesagt. Aber sie is auch nich trübetümplig.“

„Achtundzwanzig, — da glaub' ich schon, daß sie nicht fidel ist, weil der Richtige noch nicht gekommen ist. Oder ist dem Alten wohl keiner gut genug?“

„Das grade nich. Der sagt, ihm is egal, wen sie sich nimmt. Aber das Mädel selber is eine Wählige, macht sich nichts aus den Mannsleuten, spricht sie. Dazu hat sie der Alte immer schaffen und schaffen lassen ganz auf ihren Kopp, versteh'n Sie, da hat sie sich halt das Regiren angewöhnt und hat nu nich viel Lust, mit einem zu theilen.“

„Die Lust müßt' man ihr eben beibringen!“ sagte der Fremde, kniff die Augen zusammen und lachte dann hellauf.

Der Brauer, der hinübergesehen hatte, wo ein Rudel Rehe aus dem Walde ins angrenzende Kornfeld trat, drehte sich um, stemmte die Hände auf die Hüften und betrachtete den Fremden wohlgefällig.

„Ein hübscher Kerl sind Sie,“ sagte er dann, „aber das macht bei der keinen Eindruck.“

„Das käm' auf den Versuch an,“ meinte der Jüngere übermüthig.

Der Wirth ließ seine Blicke prüfend über den Anzug des Gastes gleiten, um ihn ein wenig darnach zu taxiren, und legte dann den Kopf auf die Seite. „Na ja, jaja, 's wird ja auch sonst nich fehlen.“

„O nein! Wir haben ein schönes Gut in der Strehlener Gegend, schwerer Boden; auch ein hübsches Stückel Land.“ Es war ja nicht nothwendig, dazuzusetzen, daß es nicht mehr als siebzig Morgen groß war und sich einmal acht Kinder darein theilen sollten.

„Nu da! Das is ja schön, da können Sie schon überall anklopfen!“

„Wohl viel große Bauern hier?“

„'s hat ihr', 's hat ihr'. Aber auch viel Armuth, o je, o je! Da is mancher, der noch vor zehn, fünfzehn Jahren den Kopf hoch trug und lebt jetzt, — kein Mensch weiß nicht wovon: Schmuggel, Felddiebstahl, Wildern.“

„O je!“

„Ganze Familien, die an den Bettelstab gekommen sind! Aber woher kommt das?“ Und nun legte sich der Brauer ins Zeug, wie einer, der auf eine Lieblings-Materie zu sprechen kommt. „Das kommt, weil die großen Herren, die die Gesetze machen, nichts von der Sache verstehen, die Leute, die immer ‚Ansichten‘ haben oder ‚Grundsätze‘, die Politischen wissen Sie. Das müßte so sein, daß die Miterben nichts dürften 'rausgezahlt kriegen, bloß ihren Satz vom Ertrage, wär' der gering, wären die Zinsen gering. So aber —“

Der Brauer schien eben auch Ansichten und Grundsätze zu haben. Der Fremde aber war nicht im mindesten gewillt, sie anzuhören; er lachte wie einer, der nur eine Politik kennt: die des frischen, fröhlichen Zugreifens, und dem dazu jede Einrichtung und jede Stunde und Gelegenheit recht ist.

„Hendrich? Ist das der Schulze hier?“ fragte er, den Wirth dreist unterbrechend.

„Schulze is er nich. Aber einer, vor dem die Leute einen Respect haben über zehn Gemeindevorsteher hinaus.“

„Hm!“

„Einer von denen, wissen Sie, die Glück und nichts als Glück haben im Leben.“

„Die Leute habe ich gern!“

„War Ihnen der Mann zuerst nichts als ein armer Zimmergeselle! Da hat er geerbt und sich hier angekauft, — denn 's is im Grunde kein Hiesiger, — dort das Häusel, sehn Sie 'mal 'nüber, wo die drei bekappten Linden stehn, die bald wie drei Pappeln aussehn, dort in dem Häusel hat er zuerst gewohnt. Dann hat er ein Mädel mit Geld genommen, hat sie begraben und wieder nach Geld geheirath', wieder einmal geerbt und so Jahr um Jahr die Geschichte vergrößert. Wo einer verkaufen wollte, — er nahm's. Wo einer 'ne Hypothek haben wollte, — er gab sie, — mit zwei, zweieinhalb Procent.“

„Sapperment! Und trotzdem reich geworden?“

„Trotzdem! Unser alter Herr Pastor, der sich jetzt zur Ruhe gesetzt hat, sagte immer: ‚Hendrich, Euch giebt's der Herr im Schlafe, auf Euch ruht sein Segen sichtbarlich!‘ Ein braver, alter Herr, bewirthschaftete die ganze Widemuth, vier Pferde, sechs Kühe, jedes Jahr drei Schweine gemäst', dagegen der neue alles in Pacht gegeben hat, alles.“

„So, so.“

„Ach der, — das ist ein Stolzer. 's Offertorium — abgelehnt, wo wir großen Bauern an Feiertagen doch unsere drei Mark und mehr auflegten! Aber der Alte, das war unser Mann!“

„Ueber die zwei Procent komm' ich noch nicht weg. Wie einer dabei reich werden kann.“

„Nu grade! Denn jetzt haben die Leute immer drauf los geborgt, immer geborgt und geborgt. Er, — was wollte er machen? Er hat's halt gegeben. Wenn's den Leuten denn nich zum Segen war, war's seine Schuld?“

„I wo denn!“

„Ja, das müßte eben alles anders sein! Das ist bloß, weil die Gesetze schlecht sind, weil die von den studirten Herren gemacht werden, die nichts haben, als was ihn' der König in die Tasche steckt. Wohnen in hohen Häusern in der Stadt, und regnet's nicht gleich, daß es ihn' den Staub löscht, da lassen sie hübsch Sprengwagen auffahren. Sie sollten einmal zweihundert Morgen Gerste sprengen!“

Der andere lachte und sagte dann leichthin: „Wir werden's nicht ändern, Herr Wirth, wir nicht. Und da ist's immer noch das Gescheidtste, ein jeder sieht, wo er bleibt. Aber ein hübsches Stückel Land habt Ihr doch hier!“ Und die Luft durch die Zähne schlürfend, streckte der junge Mensch die rechte Hand aus, als müsse er fassen und halten können, was da glänzend vor ihm lag.

Der Wirth lachte auch: der gefiel ihm, es war an dem Menschen selbst etwas Funkelndes, Glänzendes und etwas Strammes und Geschmeidiges zugleich.

„Wo haben Sie denn gestanden?“ fragte er.

„O, bei den Garde-Husaren in Potsdam, das war ein feines Ding! War ordentlich schade, daß sie mich mit zwei Jahren losgegeben haben!“

„Als Königs-Urlauber entlassen?“

„Jawohl!“

„Da müssen Sie aber ein verdammt anstelliger und strammer Kerl sein!“

Der Junge lachte noch lauter, mit der fröhlichen Ueberlegenheit, mit der einer lacht, wenn einem anderen die Vorzüge klar werden, deren er sich nicht ohne Eitelkeit bewußt ist.

„Was machen Sie eigentlich hier in der Gegend?“ fragte der Brauer mit neugierigem Interesse.

Der junge Mensch hätte hierauf sehr einfach sagen können, daß er zu einer Hochzeit in der Nähe geladen sei, und dann hätte es sich herausgestellt, daß der Brauer mit Frau, Sohn und Tochter auch dahinging und ihm gern mancherlei Auskunft gegeben hätte, was da alles zusammenkäme, und wieviel gute Partien darunter wären, aber es beliebte dem Erben aus der Strehlener Gegend, nur eine pfiffig-wichtige Miene aufzustecken.

„Ja so!“ spaßte der Wirth. „Sie gehen auf die Freite. Nun, wozu wären die Mädel da, als zum Heirathen, überhaupt die reichen?“

„Ja, wozu wären sie sonst da! Aber jetzt meine Schuldigkeit, Herr Wirth, 's ist Zeit zur Bahn!“

Damit sprang er auf und streckte ein wenig seine gelenkigen Muskeln; ein nicht sehr großer, aber bildschön gewachsener Mensch, feingliederig, von der schlanken, dunkeläugigen Sorte, die neben den gedrungenen, schwerfälligeren Nachkommen der blonden thüringer Kolonisten in Schlesien den fränkischen Typus in überraschender Reinheit vertritt und neben der biedern Verständigkeit jener das leichter erregbare, beweglichere und bestechendere Element bildet. Dann bezahlte er, sah den anderen fröhlich an und griff nach Hut und Tasche.

„Auf Wiedersehen, Herr!“

„Auf Wiedersehen!“

Der Wirth ging hinein. „Das is ein Kerl, das is einer! Der macht sein Glücke schon!“ Indessen der andere lachend von dannen zog, denn er war genau derselben Meinung.

II.

Inmitten eines großen Gehöftes, das, obwohl bäuerlich, dem eines Rittergutes nichts nachgab, stand mit aufgesteckten Rocke, in grober Taille eine junge Frauensperson, die bloßen Arme untergestemmt, die scharfen hellen Augen bald da, bald dorthin schickend, und theilte Befehle aus, mit der gewissen Barschheit, ohne die sie dem Gesinde nicht imponirt haben würde, und mit der Sicherheit und Umsicht, die ihre völlige Beherrschung des landwirthschaftlichen Betriebes verrieth. Sie war ein kräftiges blondes Mädchen mit regelmäßigen, ein wenig derben Zügen, von guter Mittelgröße, kraftvoll ohne besondere Fülle, flug, energisch und doch auch wohlwollend im Ausdruck.

Nachdem sie Mägden und Knechten ihre Anweisungen gegeben, wurden einige Händler erledigt, die schon auf sie warteten. Eine Hausirerin, die das Land mit einem Packen Leinwand durchzog, sah sich abgewiesen, denn die Anna kannte sie als theuer und unzuverlässig mit ihrer Ware; einer anderen mit Holzwaren wieder ein großer Kram abgekauft, mit einem Viehtreiber, der einen schönen jungen Bullen brachte, das Geschäft abgeschlossen.

Dies war eben besorgt, der Mittag darüber fast herangekommen und die junge Bäuerin eben im Begriffe, nach den Ställen zu gehen, als am Eingang zum Gehöft eine Gestalt auftauchte, die sie veranlaßte, die wirthschaftlichen Sorgen fahren zu lassen und den energischen Ausdruck ihres Gesichtes in den herzlicher Zuvorkommenheit zu verwandeln.

„Der neue Herr Pastor!“

Sie eilte ihm entgegen, streckte ihm die Hand hin und hieß ihn willkommen.

Er hatte den Hut abgenommen, hielt ihn in der Hand, trocknete sich die Stirn und sah erstaunt abwechselnd den weiten, von stattlichen Gebäuden eingefaßten, peinlich ordentlich gehaltenen Hof und das Mädchen an, das darin schaltete.

„Ich bin die Tochter,“ sagte sie.

„Ich seh es wohl. Ein stolzes Anwesen, das Ihrige.“

Während er nochmals die Blicke über die Stallgebäude, die hohen Scheunen und das stattliche Wohnhaus gleiten ließ, betrachtete ihn das Mädchen mit Wohlgefallen und Verehrung. Sie hatte ihn bei der Probepredigt und gestern bei der Einführung und Antrittspredigt gehört, und in seiner Erscheinung, seiner Stimme, in der Wärme und Begeisterung, mit der er geredet, war etwas gewesen, das ihr seltsam zu Herzen gedrungen war. So hätte Jacobus oder sonst ein jüngerer Apostel aussehen und reden müssen, oder wenn einer der Engel des Herrn herabgestiegen wäre, unter den Menschen zu wandeln, meinte sie.

Es war feierlich und traulich, daß er ihr jetzt so nahe gegenüber stand, ihr die Hand drückte und freimüthig seine Blicke die Bewunderung ausdrücken ließ, die ein wohlgeordneter und wohlbestellter Besitz erregen darf.

Ein junger Mann noch, achtundzwanzig, höchstens dreißig, schlank, etwas schmal in den Schultern, bartlos, kein Alltagsgesicht. Ein stark herausgearbeitetes Profil mit kühngezeichneter Nase und etwas zurückliegender Stirn, vollen, aber nicht weichlichen Lippen, etwas hageren, bräunlichen Wangen, tiefliegenden hellen Augen, die in nicht uninteressantem Contrast standen zu seiner Hautfarbe und der Schwärze des Haares.

„Ist Herr Hendrich zu Hause?“ fragte er mit der hohen, klingenden Stimme, die in der Kirche von so überraschender Wirkung war, wie eine Stimme aus der Höhe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Theater-Mantel. — Empfangs-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung.
Beschreibungen: Seite 10 der Moden-Nummer.

Rückansicht zum Theater-Mantel.

Rückansicht zur Empfangs-Toilette.

„Daheim ist er schon, aber es ist einer bei ihm."

„So wart' ich ein wenig."

Sie bat ihn, ins Haus zu treten.

Aber er zog den Sitz unter einer breitschattigen Linde vor. „Es ist ja eine Freude, hier Umschau zu halten. Ich habe vernommen, daß Sie das alles allein unter Sich haben. Man rühmt Sie sehr am Orte."

„Ich hab' verläßliche Leute, da ist es nicht schwer."

„Es ist ein guter Schlag Menschen hier, scheint es. Ich habe ihre Gesichter freilich nur von der Kanzel gesehen, dabei aber viel liebe, zufriedene Gesichter bemerkt. Manche —", er brach ab. Manche hatten freilich auch den bäuerischen Hochmuth, der auf seine vollen Scheuern, oder den verwegenen Trotz, der auf seine starken Arme pocht, recht deutlich zur Schau getragen, und ihren Mienen war nicht viel anzusehen, daß das Evangelium von der hülfreichen und neidlosen Liebe, die eine Gemeinde erst zu einer richtigen christlichen Gemeinde macht, wie er es gestern ausgeführt, recht aufgegangen sei. Aber warum das hier sagen?

„Sie haben gar schön gepredigt gestern, Herr Pastor," sagte sie dann. „Es war alles so einfach, als müßt' es so sein, und doch, wie Sie's sagten, das ging einem so eigen zu Gemüthe."

„Wenn es nur auch denen zu Gemüthe ginge, die es am meisten brauchen, deren Gemüth schläft und erst geweckt werden soll! Sie wissen, die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken. Nur Sie und Ihr Vater, das sind, hör' ich, ein paar Leuchten in der Gemeinde, die zeigen, wie man fleißig schaffen und wohlthun soll, und wie Gott beides segnet: Fleiß und Barmherzigkeit."

„Ach, Herr Pastor, fleißig zu sein, das ist kein groß Verdienst, das kommt uns selbst wieder zu gute und ist ja auch das größte Glück; was aber das Wohlthun anlangt, das will bei unsereinem erst recht nicht viel sagen. Erst wer entbehrt, was er giebt, dem ist's Verdienst, hab' ich einmal gelesen. — Da geht der Besuch!"

Ein häßlicher blonder, schnauzbärtiger Mensch schritt über den Hof. Als er die beiden mit devotem Lächeln grüßte, sah man einen großen Siegelring an seiner Hand in der Sonne blitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

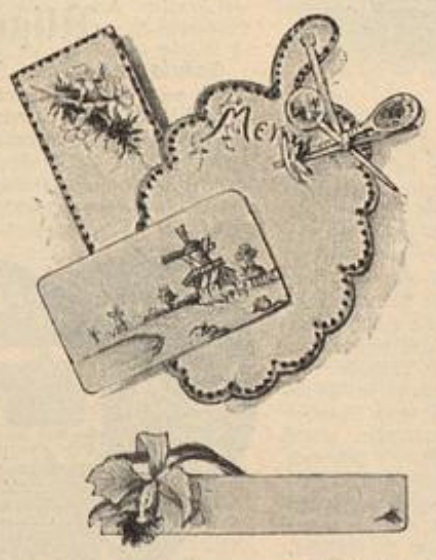
Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse der letzten Seite der Unterhaltungs-Beilage angegeben. — Als Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise nehmen wir einen Minimal-Satz von 10 Pf. pro Druckzeile an; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage in „nächster Nummer" in keinem Falle thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Manuscripte 2c. frühestens sechs Wochen nach Eintreffen in unserer Redaction zum Abdruck gelangen können. D. Red.

Sylvester.

„Glücksschiff". Aufsatz für die Sylvester-Tafel. — Am Vorabend des neuen Jahres darf es in fröhlichem Gesellschaftskreise nicht an allerlei bedeutungsvollen Scherzen, auch nicht an Symbolen des Glückes und der Hoffnung fehlen. Das „Glücksschiff" trägt, was es an solchen nur giebt, und dient zugleich zur Aufnahme der traditionellen Pfannkuchen. Die Grundform, 70 cm lang, 15 cm hoch, aus Carton geschnitten, erscheint innen mit rosa, außen mit grünem Krepp-Papier und darüber mit buntfarbigen Knall-Bonbons bekleidet, durch welche sich ein seitlich zur Schleife gebundenes rosa Seidenband schlingt. Aus silberdurchwebter Gaze besteht das Segel, das in seiner Mitte ein silbernes Hufeisen und eine goldene Spinne als Symbole des Glückes trägt, mit kleinen, von bunt gekräuseltem Metallpapier eingeschlossenen Bonbons umrandet und mittelst Silberfäden an einem 60 cm hohen, grün und silberumwundenen Mast befestigt ist; seine Flagge verkündet die Jahreszahl 1897. Eine größere Fahne aus farbigem sternumrandeten Papier am hinteren Ende des Schiffes zeigt die Inschrift „Prosit Neujahr!". Das Glücksschweinchen mit seiner Goldlast am Steuer, der silberglänzende Hoffnungsanker am Bugspriet sowie das aus lichtem Hoffnungsgrün und aus Blüthen hervorlugende Vierblatt des „Glücksklee", — sie alle verheißen Glück und Segen für das neue Jahr und regen in dieser anmuthig scherzhaften Form zu erhöhter Stimmung in fröhlicher Tafelrunde an. A. H.

Notizbuch aus Leder.



Gratulations-, Menu- und Tischkarten.

Punsch. — Die beqeume Verwendung der Punsch-Extracte hat die Kunst, einen guten Punsch zu brauen, immer mehr und mehr abhanden kommen lassen, und nur wenige Familien halten den alten Brauch noch aufrecht, der Sylvester-Feier durch das selbstgebraute, köstliche Naß die echte Weihe zu geben.

Billige, minderwerthige Zuthaten sind nirgends weniger angebracht, als beim Punsch. Der erste seiner vier Grund-Bestandtheile ist edelster Jamaica-Rum, der höchstens 70-77 % Alkohol enthält, oder bester Goa oder Batavia-Arrac. Das rechte Maß der Citronensäure muß ebenso genau inne gehalten werden, wie das der Würze durch Citronenschale, die auf einem Theil des Zuckers abzureiben, niemals aber in ganzer Schale zu verwenden ist. Für erhöhten Wohlgeschmack und für bessere Bekömmlichkeit des Punsches ist später das Abbrennen des übrigen Zuckers unbedingt erforderlich, da nicht nur der Alkohol damit verschwindet, sondern dem Punsch durch den Caramel-Zucker auch ein eigenartig feines Aroma gegeben wird. Als letztes Grund-Element des Punsches wähle man anstatt des kochenden Wassers besser den Aufguß von Thee, der auch dem einfachsten Punsch Wohlgeschmack und anregende Kraft verleiht. Nur darf der Thee nicht länger als eine Minute ziehen, da er sonst die dunkle Gerbsäure entwickelt, die dem Punsch einen herben Geschmack giebt. Die Mischung muß bis unmittelbar vor dem Kochgrade auf dem Feuer belassen und nicht eher zurückgenommen werden, als bis sich ein weißer Schaum an der Oberfläche des dampfenden Gebräues bildet. Auch dem Abbrennen des Rums auf Zucker, das erst nach Fertigstellung des Punsches erfolgt, sei besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Zu diesem Caramelisiren legt man am besten einen kleinen Drahtrost über das Punschgefäß,

„Glücksschiff". Aufsatz für die Sylvester-Tafel.

auf diesen den mit Rum getränkten Zucker, den man entzündet und, unter allmählichem Nachgießen des übrigen Rums, nach und nach brennend in den Punsch tröpfeln läßt.

Sylvester-Punsch. 1 Flasche Burgunder, 1 Glas Sherry, 1 l Theeaufguß, die abgeriebene Schale einer Citrone, 1/2 Flasche Rum und 500 g Zucker.

Ananaspunsch. 3 Flaschen Rheinwein, der Saft von 3 Citronen, 1/2 l Thee, 375 g Zucker, 1 Obertasse voll Arrac und die tags zuvor gezuckerten und mit 1 Glas Madeira begossenen Scheiben von 1/2 frischen Ananas. Citronensaft, Thee und ein Theil des Zuckers werden erhitzt, über die Ananas gegossen und der übrige Zucker mit dem Arrac darüber abgebrannt. A. H.

Extract zu Citronenpunsch. — 1/2 kg Zucker wird geläutert und etwas abgekühlt; noch warm kommt der Saft von 4 Citronen und 1 Flasche Arrac hinzu. Diesen Extract füllt man in Flaschen. Beim Gebrauch gießt man das Punschglas 1/4 bis 1/3 voll Extract und dann das kochende Wasser hinzu. Hübsch verzierte Flaschen mit Extract eignen sich zu allzeit willkommenen Geschenken. E. H.

Geselligkeit.

Glückwunsch-, Tisch-, Visiten- und Postkarten, Briefpapier 2c. — Neben den üblichen Blumen-, Vogel- und Delfter Motiven bringt die Industrie in dieser Saison als Tisch- und Menu-Karten allerlei Darstellungen von Haus- und Küchengeräth kleinsten Formats auf Carton mit Brandmalerei-Imitation, — eine Spielerei, die ihre Liebhaber finden dürfte. Originell ist ferner die Idee, die verschiedensten Karten, selbst Visiten- und Postkarten aus ganz dünnen Blättchen Satinholzes herzustellen, leer zum Einbrennen des Namens, oder mit allerlei zierlichen Muster-Vorzeichnungen für Holzbrand, der in so kleinem Maßstabe natürlich höchst sorgfältig ausgeführt werden muß. Als elegantes Phantasie-Briefpapier dient das mattblaue, rosa oder gelbliche, etwa 17 cm im Quadrat messende Büttenpapier, mit allerlei scherzhaften Charakter-Köpfen oder mit tanzenden Figuren aus der Zeit Louis XVI., der Königin Louise 2c. geziert. Gratulations-Karten mit Streublumen-, Sport- und Glücks-Emblemen in der Mitte, Kalender, Sport- und Merkbüchlein aller Art für hauswirthschaftliche und andere Notizen aus geripptem, marmorirtem oder Büttenpapier, in grün marmorirtem, echtem oder imitirtem Leder-Einband mit Golddruck, mit Rococo-Mustern und mancherlei sonstigen Verzierungen in bescheidenem und anspruchsvollem Kleide, — sie alle warten darauf, mit dem neuen Jahr in die richtigen Hände zu kommen, um ihres Amtes treu zu walten. All der hübschen Neuheiten in der Papier-Branche an dieser Stelle zu gedenken, dazu mangelt leider der Raum, und wir müssen uns darauf beschränken, unsere Leserinnen an die unter „Bezugsquellen" genannten Firmen zu verweisen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung. — Der internationale Frauen-Congreß, der in Berlin vom 19. bis 26. September d. J. tagte, hat die Gründung eines „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung" zur Folge gehabt. Derselbe tritt ein für die Forderungen der Gesundheit, der Bequemlichkeit und nicht weniger der Schönheit; allen vernunftwidrigen Modethorheiten, vor allem dem „Panzer"-Corset, wird der Krieg erklärt. Zunächst soll für zweckmäßige Unterkleidung gesorgt und die zu große Belastung der Hüften durch die Röcke aufgehoben werden. Der Verein ist eifrig bemüht, für bestimmtere Vorschläge, für die Herstellung zweckentsprechender Unterkleidung und für Modelle von kleidsamen Kostümen zu sorgen. Seine Versammlungen hält er jeden ersten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr, im Falk-Real-Gymnasium, W, Lützowstr. 84 c. — Außerdem finden noch sogenannte Arbeitssitzungen statt, in denen die empfohlenen Kleidungsstücke gezeigt und besprochen werden, und für die auch Vorschläge aus dem Kreise der Mitglieder sehr erwünscht sind. Gäste willkommen. Der Jahresbeitrag für den Verein beträgt 2 Mark. M. Pochhammer.

Mittel gegen erfrorene Hände. — Daß es der Frostmittel eine ganze Menge giebt, weiß niemand besser als ich, die seit den Kinderjahren an Frostbeulen leidet und mit wechselndem Erfolg u. a. Kampfer-Spiritus, Baden der Hände in heißem Wasser mit Alaun, Kochsalz, Chlor und vieles andere anwendete. Die größte Linderung verschafften mir in diesem Jahr Heubäder. Man koche etwas Heu, noch besser Heusamen, gieße das Wasser durch ein Tuch und bade die Hände darin so heiß wie möglich. Zu vermeiden ist aber, mit noch feuchten Händen an die kalte Luft zu gehen! E. St.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Klöppeln. — Sehr dankbar wäre ich für einen Rath, wohin sich eine im Klöppeln erfahrene Dame wenden könnte, um Privat-Beschäftigung zu erhalten.

Abonnentin in Stettin.

Lehr-Institut für weibliche Handarbeiten. — Ist eine Mitleserin vielleicht in der Lage, eine Stadt Oesterreich-Ungarns (am liebsten in Böhmen) anzugeben, wo die Errichtung eines Lehr-Institutes für Damenschneiderei, Weißnäherei, Putz- und Handarbeits-Unterricht Erfolg verspräche? Auch für Details der etwa bekannten örtlichen Verhältnissen wäre sehr dankbar:

Hanna in Reudnitz.

Eine Hausfrau. — Auf Ihre Anregung im Leserkreise vom 1/10 96, „Erwerb durch Handarbeit" sind uns folgende Adressen zugegangen: Frau M. Fauser, Berlin W, 62, Kleiststr. 9; — Frau A. Böhm, Berlin NO, Landwehrstr. 11, II. — Frau Johanna Littmann, Berlin SW, Kochstr. 74, hat seit dem 15. Oct. 1896 eine Reparatur- und Flickanstalt von Wäsche aller Art eingerichtet und übernimmt auch das Waschen und Reinigen derselben unter Garantie vorsichtiger Behandlung. D. Red.

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen mit Holzschnitzerei. — Den geometrischen Formen des Kerbschnittes zieht man jetzt vielfach naturalistische Muster, in Holzschnitzerei ausgeführt, vor, die besonders gut wirken, wenn sie sich kräftig von dem Grund abheben. So zeigt der Stehrahmen, dessen Höhe 32 cm zu 23 und 21 cm Breite beträgt und eine Bildfläche von 14 zu 16 cm freiläßt, auf weißem Grunde glatte, braun polirte Weinblätter-Ranken. Der vertiefte Grund wird mit feiner Punze so gleichmäßig wie möglich „gerauht", d. h. punktirt, nachdem die Blattformen scharf umschnitten und die Kanten abgerundet sind; nach dem Poliren hat man die Adern mit dem Zierbohrer herauszuheben, damit sie weiß, wie der Grund wirken. Die hübsche, amüsante Technik läßt sich auf Gegenstände aller Art, Kästchen 2c. übertragen und auch schwarz-weiß oder in zwei Tönen Braun ausführen. Am besten verwendet man Ahornholz, das eine reinweiße Farbe hat. Die Contouren zieht man mit der Pausnadel, damit sie auf der geheizten oder polirten Fläche sichtbar sind. E. F.

Butterbrod-Brandmalerei. **Brettchen mit** — Am Familientisch giebt es zum Streichen von Butterbrod, wie zum Aufschneiden von Wurst und Schinken nichts Praktischeres als entsprechend

Bilderrahmen mit Holzschnitzerei.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kleinere und größere Ahornbretter. Unsere Vorlagen von je 16 cm Durchmesser schmückte mit kleinen, humoristisch gehaltenen Stilleben der Brennstift, dessen Malerei bekanntlich auch der Scheuerbürste widersteht, wenn diese nicht allzu schroff verfährt. E. F.

Butterbrod-Brettchen mit Brandmalerei.

Violet M. — Papier-Ritzarbeit wurde bereits im Leserkreise der Nr. vom 1. Jan. 1896 von uns erwähnt. Das mit dem Bleistift auf weißem oder farbigem Carton vorher leicht angegebene Muster wird nach dem Einschneiden der Contouren mit scharfem Messer in flachem Relief herausgehoben. Fertige Tisch-, Menu- und Glückwunsch-Karten, Briefpapier 2c. in den verschiedensten Mustern und in vollendeter Ausführung erhalten Sie von Frau G. L. Wagner, Schöneberg b. Berlin, Colonnenstr. 41, III. D. Red.

Fürs Haus.

Caviar- und Butterdöschen. — Nicht die hübsche Form und Ausstattung allein, — ein rundes geripptes Glas in zierlichem Nickelständer mit Kugelfüßen, — vor allem der praktische automatische Verschluß des kleinen Tafelgeräthes veranlaßte mich zum Ankauf desselben. Stellt man den Bügel wagerecht, so schließt sich zugleich der Deckel, der umgekehrt, bei wagerechter Stellung des Bügels, von dem hieran befestigten Gelenk-Arm hochgehoben wird. Mit demselben Verschluß-System, jedoch aus glattem Glas, sind auch Cakes- und Honigdöschen zu nicht hohen Preisen in verschiedenen Haushaltungs-Magazinen käuflich. E. S.

Butter- oder Caviardöschen.

Frau von L. und **Vorsichtige Mutter.** — Die Erfinderin der im „Leserkreise" vom 15. Oct. 1896 dargestellten Arbeitslampe, Frau Gräfin Baumgarten in Bogschütz bei Oels, ersucht uns, als Bezugsquelle dafür die Firma C. Maquet, Berlin W, Charlottenstr. 63, statt Carl Rakenius u. Co. anzugeben. D. Red.

Bertha in P. — Alpacca-Silber ist ein von der Berndorfer Metallwaren-Fabrik zu Haushaltungs- und Tafel-Geräthen verwendetes Metall, eine Verbindung von Nickel und Silber, die den Vergleich mit echtem Silber nicht zu scheuen braucht. Fabricate aus Alpacca-Silber führen alle größeren Metallwaren-Handlungen; die Niederlage der Fabrik in Berlin befindet sich W, Leipzigerstr. 43, II. D. Red.

Zimmereinrichtung.

Wandbrett. — Ein einfaches, aber sehr niedliches, 25 zu 30 cm großes Wandbrett erstand ich vor kurzem für geringen Preis. Vier vergoldete canellirte Holzleisten werden oben durch eine gleichfalls vergoldete Querstange und rückwärts durch zwei Verbandleisten zusammengehalten; die letzteren legen sich über die Rückwand von gezogenem gelben Atlas. Auf dem vorn angebrachten, 26 cm langen, 9 cm breiten Etagèren-Brettchen haben drei japanische Vasen ihren Platz gefunden. M. M.

Wandbrett mit Rückwand aus gezogenem Atlas.

A. E., Bremen. — Als Bezugsquelle für Papier-Gardinen nennen wir Ihnen A. u. E. Kaufmann, Berlin N, Schiffbauerdamm 4/5. A. H.

Küche.

Auf der Kochkunst-Ausstellung, die im vergangenen Winter in Berlin stattfand, gehörten zu den originellsten Schüsseln des „Fuggermahls" eine Reisspeise in Igelform und eine Kalbsleber mit Rinderzunge. In meiner Kochschule habe ich dieselben auf folgende Weise nachgebildet.

Gedämpfte Kalbsleber und Rinderzunge. — 1 feste weiße Kalbsleber, 1 leicht gepökelte Rinderzunge, 3/8 l Weißwein, 1/4 l Madeira, 250 g Butter, 1 Theelöffel Fleisch-Extract, 1 Messerspitze Zuckerfarbe, 1 1/2 Eßlöffel Salz, 1 Gewürz-Dosis, 1 große Zwiebel, 1 kleine Zwiebel, 1 Lorbeerblatt, 1 kleine Mohrrübe, 2 Eßlöffel magere rohe Schinkenwürfel, 1/4 l kräftige Bouillon, 40 g Mehl, Salz und Pfeffer nach Geschmack, 1 Prise Zucker. — Zur Garnitur: 1 Glas Hahnenkämme, 1 Glas Cornichons, Blumen und Grün. Die Zunge wird gewässert, dann mit viel Wasser, der Gewürz-Dosis und den Zwiebeln weich gekocht, geschreckt und abgezogen. 60 g Butter werden dunkelgelb geschwitzt, 1/4 l Madeira dazu gethan und die Zunge auf gelindem Feuer darin gedünstet. Die Leber, die eine Nacht in Milch gelegen haben muß, wird gewaschen, gehäutet und von den weichen Stellen und Sehnen befreit. Gut gesalzen, thut man sie in hellbraun geschwitzte Butter, zu der Schinken, Lorbeerblatt, Zwiebelscheiben und Mohrrübe kommen. Während des Anbratens fügt man nach und nach Weißwein und Bouillon hinzu, deckt den Topf zu und läßt die Leber ungefähr 1 Stunde langsam dämpfen. Ist sie weich und saftig, preßt man sie über die Zunge, sodaß die Spitze der Zunge ein größeres Ende hervorsteht, als deren dickerer Theil. Nachdem man sodann den Fond der Leber durchgegossen, entfettet man diese Flüssigkeit, schwitzt Butter und Mehl hellbraun und kocht mit dem Fond zusammen eine seimige Sauce. Diese wird mit Extract und Zuckerfarbe glänzend gefärbt, mit Salz, Pfeffer und einer Prise Zucker abgeschmeckt. Nun glasirt man Leber und Zunge mit der Sauce, besteckt die Leber mit Hahnenkämmen, die auf Hölzchen gespießt wurden, und steckt recht gleichmäßig kleine Cornichons dazwischen. Man garnirt mit Blumen und Grün. Wird die Schüssel warm servirt, giebt man die übrige Sauce dazu.

Altdeutsche Reisspeise. — Zuthaten: 250 g Reis, 1/4 l Wasser, 3/4 l Wein, 1 Citrone abgerieben, mit Zucker gestoßen, 6 Eßlöffel Citronensaft, 250 g Zucker, 1 Prise Salz. — Zum Chaudeau: 1/4 l Weißwein, 4 Eier, 125 g Zucker, 4 Eßlöffel Citronensaft, 6 Blatt weiße Gelatine, 6 Löffel Wasser zum Lösen der Gelatine. — Zur Garnitur: 125 g große süße Mandeln, für 25 Pfennig Goldbronze, Blumen und Grünes. — Der blanchirte Reis wird mit 1/4 l Wasser und der Prise Salz durchgekocht, dann der Citronensaft, der Citronenzucker und der Wein hinzugefügt. Ist der Wein zum großen Theil eingezogen, so vermischt man die Masse mit dem Zucker und läßt den Reis nun ziemlich fest einquellen, stellt ihn kalt und schlägt inzwischen aus den angegebenen Zuthaten ein Chaudeau ab. Weinreis und Chaudeau mischt man gut unter einander und füllt die Masse in eine mit Wasser ausgespülte glatte Melonenform. Die Speise wird gestürzt, wenn sie kalt und steif ist, der Kopf des Igels geformt, Augen, sowie Schnäuzchen werden mit Alkermes oder Fruchtsaft leicht angedeutet, zuletzt die an der Spitze vergoldeten Mandeln, aufrecht stehend, in geordneten Reihen in die Speise gesteckt. Man giebt die Schüssel, mit Blumen und Grün verziert, zu Tisch. Cl. F.

Gedämpfte Kalbsleber und Rinderzunge.

Altdeutsche Reisspeise.

Zimmergärtnerei.

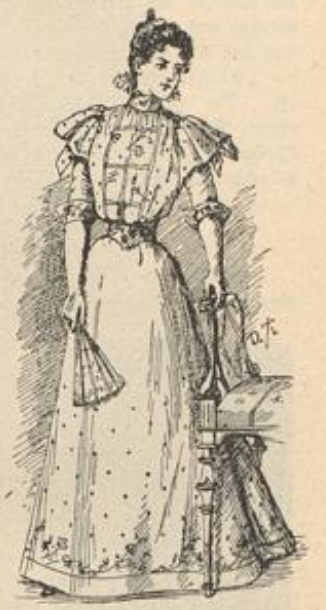
Die Pflege der verschiedenen Zimmerpflanzen im Winter. — Im Verlaufe der warmen Jahreszeit pflegen sich unsere Zimmerpflanzen, die dann nur zum geringsten Theil in geschlossenen Räumen verbleiben, bei freiem entsprechenden Standort und halbwegs vernünftiger Pflege in zufriedenstellender Weise zu entfalten. Manche Pflanzenart nimmt zur warmen Jahreszeit um das Doppelte und Dreifache an Größe zu. Wenn aber der Winter kommt, stellen fast alle Pfleglinge größere Anforderungen an die Besitzerin, die dann nicht selten rathlos wird, zumal vielfach beschränkter Raum eine zweckentsprechende Ueberwinterung scheinbar unmöglich macht. Vom Herbst ab hört auch das Wachsthum solcher Pflanzen auf, die sich den Sommer über in Vegetation befunden haben. Obwohl sich nun die Sorge der Besitzerin darauf zu beschränken hat, das im Sommer in der Kultur Erreichte im Winter nicht verloren gehen zu lassen, so ist doch die Winterpflege der meisten Zimmerpflanzen-Arten keineswegs einfach.

Um unsere Blumen sachgemäß überwintern lassen und gesund erhalten zu können, haben wir dieselben zunächst in zwei Hauptgruppen einzutheilen: in laubabwerfende und in immergrüne. Die laubabwerfenden Topfgewächse sind die anspruchslosesten; denn giebt es darunter auch Arten, die eine warme und sonst complicirte Ueberwinterung erfordern, so haben sich in die Zimmergärten doch nur solche eingebürgert, die sich möglichst einfach und fast ohne jede nennenswerthe Pflege durch die kalte Jahreszeit bringen lassen. Im Spätherbst beginnt man, diese Pflanzen, zu denen Fuchsien, Hortensien, Rosen und Granaten gehören, allmählich trockener zu halten. Das Wachsthum hört dann auf, die Blätter gilben und fallen ab. Was im November von Blättern noch nicht freiwillig gefallen sein sollte, wird abgestreift; die kahlen Sträucher kommen dann in einen Keller. Ein Ueberwinterungs-Keller soll nicht dumpf sein, damit die Pflanzen nicht stockig und schimmelig werden; er soll sich außerdem bei milder Witterung leicht und ausgiebig lüften lassen und gegen das Eindringen allzu strengen Frostes entsprechend zu verwahren sein. Kellerräume, die mit Vortheil zum Aufbewahren von Obst und Gemüse verwendet werden, eignen sich ausnahmslos auch zur Ueberwinterung der laubabwerfenden Topfpflanzen. Es ist von Wichtigkeit, daß diese nur in völlig entblättertem Zustand und mit nicht zu nasser Erde in den Keller gelangen. Hier verbleiben sie vom Spätherbst bis zum zeitigen Frühling, und die ganze Pflege besteht dann nur in zeitweiligem Gießen, wodurch ein vollständiges Austrocknen der Erde und damit ein Einschrumpfen der Rinde verhindert werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderecke für Backfischchen.

Kleid aus Nessel mit Stickerei. — Mein Toilette-Geld ist recht gering, ich liebe es aber sehr, mich hübsch zu kleiden; so kam ich auf die Idee, mir für kleinere Gesellschaften ein Kleid aus einfachem ungebleichten Nessel zu sticken. Ich zeichnete zunächst eine Blumen- und Ranken-Bordüre und, in deren Fortsetzung, ein Tupfenmuster auf den wenig gekeilten Rock; Epaulettes und Vordertheil der Taille tragen Tupfen und Streublümchen, — alles mit zwei Farben Lachsrosa, in Stiel- und Plattstich ausgeführt; auch der kleine Schnebengürtel, sowie die Aufschläge der Aermel sind bestickt. Machten mir die Stickerei, sowie die Hohlsäume an den durch Valenciennes-Einsätze verbundenen Stoff-Quadraten der Blusentheile auch ziemlich viel Mühe, so ist das Ganze doch so hübsch und kleidsam geworden, — Moiré-Schleifen an Gürtel und Stehkragen tragen nicht wenig dazu bei, — daß ich anderen Backfischchen wohl rathen möchte, die hübsche, dankbare Arbeit einmal zu versuchen. Lilla.



Kleid aus Nessel mit Stickerei.

Allgemeines.

Sachets aus Atlas. Imitation von Pfefferkuchen-Figuren. — Herz, Reiter und Wickelkind, — wie das alles an die fröhliche Jugendzeit erinnert, da wir die genannten Herrlichkeiten mit wenig Pfennigen auf dem Weihnachtsmarkt erstanden! Jetzt fand ich sie unter den diesjährigen Weihnachts-Neuheiten in Gestalt von Sachets oder Nadelkissen. Den Pfefferkuchen-Teig imitirt goldbrauner Atlas, den Zuckerguß weiße Oelfarbe; das kleine Bildchen auf dem dargestellten Herzen, das in seinem wattegefütterten Innern süßen Wohlgeruch birgt, trägt als Unterschrift eines der bekannten Pfefferkuchen-Verschen: „Unter Herzen vielerlei, Ist das Meine ewig treu." E. S.

Sachet aus Atlas; Imitation von Pfefferkuchen-Figuren.

Bezugsquellen: Glücksschiff: (Preis 9,50 M.) Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Krepp-Papier, Glimmer 2c.: Pohl u. Weber Nachf., NW, Neue Jacobstr. 6. — Confect, Bonbons, Silber-Dragé: Hartwig u. Vogel, W, Friedrichstr. 187. — Notizbuch (Preis 3 M.): F. Schlöske, W, Jägerstr. 57. — Gratulations-, Menu- u. Tischkarten (Preis 6, 8, 10 u. 15 Pf.): H. Schlittermann, C, Seydelstr. 14. — Kalender, Papier 2c.: A. Jahn, W, Jägerstr. 22; Otto Geiß, W, Unter den Linden 43; M. Kimmelstiel, W, Leipzigerstr. 36; J. Kelp u. Meiners, W, Leipzigerstr. 9. — Bilderrahmen: Frauen-Arbeitsschule, Frl. A. Froehlich, Bromberg, Gammstraße 3. — Butterbrod-Brettchen: Frl. J. Helser, W, Bülowstraße 21. — Butter- oder Caviardöschen: Emil Neustadt, W, Leipzigerstr 101/102. — Reisspeise und gedämpfte Kalbsleber: Kochschule, Frl. Cl. Fendius, W, Potsdamerstr. 110. — Wandbrett: H. Hirschwald, Hohenzollern Kaufhaus, W, Leipzigerstr. 117/118. — Sachets und Nadelkissen: J. Olivier, Dresden, Pragerstr. 5.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 2, III. 15. Januar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(1. Fortsetzung.)

„Wer ist der Mann?"

„Ein gewisser Wurche, ein Mann, der Leuten, die in Noth sind und sich um billige Darlehen an ihn wenden, solche verschafft. Er selbst hat nämlich nichts, da hat er sich einmal an den Vater gewendet, und nun giebt ihm der das Geld gegen geringe Zinsen; damit hilft er dann den Leuten aus."

„So, so."

„Aber wollen Sie nun nicht eintreten, Herr Pastor?"

In diesem Augenblicke begann die Mittagsglocke zu läuten. „Es ist spät geworden, ich komme besser einmal wieder. Grüßen Sie den Vater!"

Sie schüttelten sich die Hände, und er ging.

Als er den Hof verließ, sah er Herrn Wurche eben in die Chaussée einbiegen. Eine unangenehme Figur: brutal und verschmitzt; nach Pastor Wißmann's Menschenkenntniß der richtige Halsabschneider. Vermuthlich, daß dieser Kerl die Gutmüthigkeit Hendrich's benützte, ihm Summen für billige Zinsen abzulocken, um seinerseits das Hundertfache damit zu verdienen. Es war zweifellos, daß hinter der schwerfälligen Starrheit des alten Bauern, die ihm gestern an ihm aufgefallen war, als er ein paar Worte mit ihm als einem der Kirchenvorsteher gewechselt hatte, ebenso viel naive Unerfahrenheit in aller Art städtischer Finanz-Operationen, als bäuerischer Eigensinn steckte. Er nahm sich vor, auf diesen Herrn Wurche gelegentlich mit ihm zu sprechen zu kommen. Indem er jetzt das Thal entlang schritt, sah er überall die Arbeiter zum Mittagessen nach Hause eilen. Viele grüßten ihn schon von weitem ehrerbietig. Manche blieben stehen, trotz der wartenden Suppenschüssel, und hießen ihn willkommen unter sich. Dann wurden wohl noch ein paar Worte über die Witterung oder die Arbeit, die eben im Gange war, gewechselt. Ein altes Weiblein, das denselben Weg hatte, wie er, begleitete ihn mit ihrer Karre, auf der sie ein junges Ferkel im Sacke führte, und unterhielt ihn geschwätzig, wie gut die Müllern „gegen 's Armuth", wie mildthätig die Bauern und die Hendrich Anna wären, sodaß sie sich jedes Jahr ein geschenktes Schweindel von geschenkten Gaben aufziehen und fettmachen könne, und wie gar prächtig die Menschen, und barmherzig der liebe Gott wäre.

Der junge Seelsorger war sehr glücklich. Er war aus einem russigen Hütten-Distrikte, in dem die schreiendsten Gegensätze von Arm und Reich, der verwegenste Trotz und Unglaube geherrscht, in ein Thal des Friedens und Fleißes und zu guten Menschen gekommen.

III.

Es war gegen sechs Uhr an einem der folgenden Nachmittage. Die Sonne, die fortfuhr, die Heuernte zu begünstigen und das Korn zu reifen, stand strahlend am Himmel und fluthete goldig und warm auf die Felder herab.

Beinahe mannshoch wogten die dichten Aehren zu beiden Seiten des oberen Dorfweges, den ein großer alter Mann schwerfällig hinabschritt, der Besitzer dieser stattlichen Ernten. Dann und wann warf er einen Blick auf das reifende Getreide, meist aber sah er gerade vor sich nieder, als unterhalte es ihn, die Bewegungen seines seltsamen Schattenbildes zu betrachten.

Denn seltsam war dieser Schatten, seltsam auch, dem er gehörte: dieser Bauer von tausend Morgen. Großen, wuchtigen Körpers, trug er diese Last auf auffallend dünnen Beinen und in eine kurze Jacke gezwängt, die mit den Kniehosen, Wadenstrümpfen und Bänderschuhen zusammen noch einen Ueberrest der alten Schlesiertracht bildete, die übrigens in der Gegend fast ausgestorben war. Dazu gehörte auch der kleine, troddel-geschmückte Filzhut, der sein Gesicht leicht beschattete, ein bartloses, breites, rothes Gesicht, dessen starke Hängebacken ihm etwas Bulldoggen-mäßiges gaben.

An einer Stelle, wo die Spitzen der Halme sich schwärzlich gefärbt zeigten, blieb er stehen und sah eine Weile starr und mürrisch darauf hin; dann ging er weiter.

Fünf Minuten später hatte er den Hof erreicht. „Ein schön bissel Korn, was Du da ziehst! Nichts wie Mutterkorn drin!"

„Warum nicht gar, Vater! Das einzige Stück auf die Kiefern zu; das andere steht, daß es ein Staat ist."

Der Alte sagte weiter nichts, ging in die Wohnstube, stopfte seine Pfeife und trank ein Glas Schnaps. Dann nahm er die Zeitung, setzte sich damit an den großen eichenen Tisch in der Mitte der Stube und las, was die Blätter von den großen Schäden berichteten, die anderorts Gewitter, Brände und Trockenheit angerichtet.

Er war noch dabei, als Pastor Wißmann seinen Besuch zu erneuern kam. Langsam erhob er sich, zögernd, als ob es sich nicht recht lohne, wegen dieses jungen Mannes aufzustehen; auch streckte er ihm keine Hand hin, sondern begnügte sich, ihm ruhig entgegenzusehen.

„Sie kommen wohl wegen Fuhren, Herr Pastor?" fragte er dann.

„Wie meinen Sie das, Herr Hendrich? Ich komme zu Ihnen, wie ich zu allen meinen neuen Pfarrkindern gehe."

„So, so! Ich dachte, weil Sie doch kein Pferd und Wagen halten, daß Sie von mir die Fuhren haben wollten."

„Ich danke, ich habe schon mit dem Gastwirth oben deshalb gesprochen."

„Nehmen Sie nur Platz," ließ sich der Großbauer herbei. Dann, nachdem Wißmann der Aufforderung nachgekommen war, meinte er: „Nu, — was haben Sie denn auszusetzen, Herr Pastor? Da sagen Sie's nur balde. Denn alles wird Ihn' ja nicht recht sein hier, und da werden Sie Sich wohl mit einem Päckel Klagen aufgemacht haben." Und ein ironisches Blinzeln ging über das breite, protzige Gesicht.

Der junge Geistliche sah den Alten ruhig an und sagte dann: „Sie haben es errathen: ich vermisse hier manches von der Ehrerbietung, die man meinem Amt entgegenzubringen hat und damit auch meiner Person, so lange sie dieses Amt in Ehren bekleidet."

Der andere schwieg hierauf und begnügte sich, den Pastor starr anzusehen.

„Uebrigens," fuhr dieser fort, „habe ich meine Schritte nicht hierher gelenkt, um mich gleich anfangs über anderes zu beschweren, aber da Sie es mir so nahe legen, will ich nicht damit zurückhalten, daß die Armenpflege am Orte sehr viel zu wünschen übrig läßt."

„Das ist, weil die Armuth überhand nimmt, Herr Pastor, da kann die Gemeinde nicht mehr mit," sagte der Bauer ein wenig höflicher.

„Einer so wohlhabenden Gemeinde müßte es Ehrenpflicht sein —"

„Wohlhabende Gemeinde? Da täuschen Sie Sich. Wohlhabend sind hier ein paar einzelne Leute. Und wir thun ohnehin, was wir können."

„Nein, das thun Sie nicht. Sie thun, so viel Sie wollen, und das ist im Verhältniß zum Ueberhandnehmen der Armuth und Ihres Wohlstandes wenig genug. Da könnte viel ausgeglichen werden."

„Ausgeglichen? Das ist, denk' ich, von Gott so eingericht', daß es Arme und Reiche giebt. Wollt' er, es wär' anders, so hätte er's anders gemacht."

„Ich habe neulich davon gepredigt, was ich unter einer Gemeinde verstehe: ein nicht bloß örtliches, ein inneres Gemeinwesen, in dem man sich gegenseitig beispringt in Noth und Gefahr, das einig und herzlich in sich und einer Ehre ist."

„Soll ich eine Ehre haben mit dem, der nächtens meine Kartoffeln stiehlt, in meine Scheunen steigt und in meinem Busche wildert?"

„Ja!"

„Das wäre! Da hörte nu schon alles auf!"

„Das Wohlergehen derer, die auf unsere Hülfe angewiesen sind, ist eine Ehrensache für uns. Mit kleinen Opfern ist da freilich wenig gethan. Und wenn wir bemerken, daß ein großer Theil einer Gemeinde verarmt, so würden sogar Einrichtungen getroffen werden müssen."

Der Hendrich sah den jungen Pastor mißtrauisch an.

„Einrichtungen? Sie sind wohl gar einer von den neumodischen Pastors, die den Socialdemokraten helfen?"

„Sie irren! Ich bin einer von den altmodischen, die den Armen helfen möchten. Und das geht nicht ohne Opfer von Seiten der Reichen, ohne guten Willen, ohne fleißiges —"

„Sein Sie nur nicht zu hitzig, Herr Pastor! Predigen Sie auf der Kanzel, so viel Sie wollen; hier ist keine Kanzel. Und was Fleiß und guter Wille ist, — davon predigen Sie dem Gesinde, — nicht denen, die's nicht brauchen."

„Was meine Gemeindekinder brauchen, ist meine Sache, festzustellen."

Der Bauer schien zu merken, daß er mit seinem Hochmuth nicht vor die rechte Schmiede kam, er murmelte ein paar Mal etwas, wie „Nichts für ungut, Herr Pastor," vor sich hin und fragte dann, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben: „Sie sind wohl den Pfarranger herunter und an den drei Pappeln vorbeigekommen?"

Wißmann antwortete nicht sofort. Dann sagte er gleichgültig: „Ja, dort bin ich gekommen. — Ein schöner Weg."

„Eigentlich gehört er zu dem meinigen. Aber als die Zeit kam, daß ich ihn hätte absperren sollen, hab' ich's verpaßt."

„Da ist es nun verjährt?"

„Ja."

Wieder war eine Pause. Wißmann schwankte, ob er gehen solle.

„Verjährt. Ja, verjährt, — 's verjährt alles," sagte der Bauer.

„Und das ist billig so. Denn wenn einer zwanzig Jahr lang auf ein Recht verzichtet hat, so hat er bewiesen, daß ihm an diesem Recht nicht gar viel liegt, und so ist es denn in der Ordnung, daß ein Besitz in deren Hände übergeht, denen er das Recht freiwillig überlassen, — wie es ja auch billig ist, daß ein Unrecht verjährt."

Der Bauer antwortete nicht, er sah den anderen bloß an, mißtrauisch überlegen, beinahe feindselig, wie sein Wesen dem „Eindringling in die Gemeinde" gegenüber nun einmal war. Denn er hatte seine Stimme einem anderen Candidaten gegeben.

„Wie ließe sich auch," fuhr der Pastor fort, „nach zwanzig Jahren, und mehr noch, Schuld und Unschuld abmessen? Da muß der irdische Richter verzichten und es dem ewigen überlassen."

„Hm!"

„Aber um auf unser Gespräch von vorhin zurückzukommen, die Armenpflege, mein' ich, was da festgesetzt ist, mag früher genug gewesen sein, heut ist es ganz ungenügend, und ich halte den Bau eines neuen Armenhauses allerdings für eine Ehrenpflicht der Gemeinde. Aber er wäre doch nur ein Theil ihrer Pflichten. Es wird nothwendig sein, der um sich greifenden Verarmung zu steuern, etwa durch Gründung eines Fonds, aus dem bedrängte Kleinbesitzer billige Darlehen erhalten könnten, mit denen ihre Grundstücke indes nicht mehr als zu Dreivierteln belastet werden dürften, und unter der Vergünstigung, daß sie nur in guten Erntejahren ihren Verpflichtungen nachzukommen hätten. Ferner, um dem Felddiebstahl, der Bettelei, der Wilderei, die, wie ich zu meinem Schmerze erfahren, ihr Wesen hier aufgeschlagen haben, entgegenzutreten, wäre die Anlegung einer Fabrik, etwa Ziegelei von Gemeindeseiten —"

„Heda, heda, Herr Pastor, nu ist's aber genug! Fabriken, Hypotheken, Häuserbau, — nu wird mir's bald zu viel! Das sind Gemeindesachen, nicht Kirchensachen und geht niemanden was an, und braucht niemand zu kommen und zu sagen, was hier gemacht werden soll in den Dingen. Was mich aber betrifft, so hab' ich genug gethan an den Leuten hier, und thun Sie nur das Ihrige mit Predigt, Herr Pastor, aber hübsch wo sie hingehört."

Wißmann stand auf. Seine Stimme klang ruhig, als er sagte: „Wenn Sie meinen, daß Sie genug gethan haben, Hendrich, dann wohl Ihnen! Ich bin der Meinung, daß wir nie genug thun, unseren Brüdern zu helfen, und daß wir das, was wir einmal gethan haben, nicht denen anrechnen dürfen, die unsere Hülfe jetzt brauchen. Denn nicht bloß unsere Rechte, unsere Vergehen, auch unsere Gutthaten verjähren. Und nur eines verjährt nicht: Gottes Gnade und Gottes Zorn."

„Das thät' sich widersprechen, Herr Pastor," meinte der Alte höhnisch.

„Sie irren: Seine Gnade mit unserer Schwäche und unserer Reue sind unerschöpflich, wie sein Zorn über unsere Verstocktheit und über ungesühntes Unrecht."

Das Gesicht des Bauern war aschfahl geworden, und die kaltgewordene Pfeife in seiner Hand zitterte. Und sein Arm zitterte, als er ihn jetzt erhob, und seine Stimme, als er sagte: „Herr — Herr Pastor, — auf meinen Feldern — ruht Gottes Segen, — und auf meinen Werken auch, — Herr Pastor, — und kommen Sie mir nicht noch einmal so — mit Ihren Fisimatenten und — Gerede!"

Wißmann nahm seinen Hut. An der Schwelle drehte er sich nochmals um und sah dem Alten ruhig in die Augen.

„Und verjährt — ist verjährt, — hören Sie, — ist verjährt!" rief der.

Da ging Wißmann.

IV.

Wenn eine Schulzentochter Hochzeit macht, ist das ganze Dorf in Aufruhr und rechnet sich's für einen Festtag! Etwas fällt für alle dabei ab, ist's nicht ein Kuchen, so ist's ein Trinkgeld, ist's nicht das, dann eine Rührung und Augenlust oder ein Zaun-Billet für die Hochzeitsmusik. Was werden da den Tag vorher für Birken- und Tannenreiser abgeschnitten, für Kränze und Guirlanden gewunden! Eine gewöhnliche Bauerntochter kann schon ruhig auf vier Ehrenpforten rechnen, aber für eine Scholzentochter sind sechs nicht zu viel von der Schwelle des Hauses bis zur Kirche.

Gar lieblich zieht sich da Gewinde zu Gewinde, bunte Bänder flattern davon herunter, in der Mitte zwischen den aufgepflanzten Masten schaukeln große bekränzte Tafeln mit „Hoch dem Brautpaar!" „Deinen Ausgang segne Gott, Deinen Eingang gleichermaßen!" Die Kirche ist beinahe in ein Gewächshaus verwandelt, der Weg bis zum Altar so dicht mit Blättern und Blumen bestreut, daß man wie auf einem dicken Teppich geht. Hinter dem Hause, im Garten versteckt, steht ein Böller, auf dem der Großknecht bei der Rückkehr von der Kirche ein paar Schüsse abgeben wird; der Schullehrer hat zwei Carmina gemacht, von denen das eine reiche Nachkommenschaft verheißt, und den Schulkindern einen Chor eingeprägt, dessen Einsatz er fünfzigmal hat probiren lassen; schmunzelnd packt die Brautmutter die sechs Riesentorten aus, die vom Conditor aus der Stadt mit der Post gekommen sind und in Zuckerguß flammende Herzen, Amore und langbeinige Vögel zeigen, die auf einem imaginären Teiche einer sinnigen Beschäftigung nachgehen; das ganze Haus riecht nach Rosen, Lavendel und frischem Laub; alles blitzt und blüht und glänzt. Die Mägde stecken sich knallrothe Schleifen auf grasgrüne Taillen, die ihnen die Dorfschneiderin zu Ehren des Tages zu eng gemacht hat, und der Brautkutscher hat sich ein halbes Pfund Klettenöl in die Haare gegossen, sodaß ihn seine Liebste, die zweite Kuhmagd, nicht wiedererkennt. Aber die größte Feierlichkeit, — weit größer noch als die in der Giebelstube, wo die Braut in ein kornblumenblaues, schweres Seidenkleid geängstet und mit Myrtenkranz und Schleier ausstaffirt wird, — die größte Feierlichkeit herrscht in der Küche. Denn dort steht ein wahrhaftiger Koch, ein Mann mit trübsinnigem, blassem Gesicht und einem feinfrisirten schwarzen Bart, von oben bis unten in blendendes Weiß gehüllt, und hantirt über Pfannen und Casserolen, wie sie in solcher Vornehmheit für gewöhnlich keine bäuerliche Küche sieht.

Indessen füllen sich die Zimmer mit den Geladenen. Da kann man sehen, was Bauernreichthum ist: die Röcke von feinstem Tuch, die Kleider von schwerer Seide, dicke Ketten und Kreuze, Nadeln und Medaillons; da, was Bauerngeschmack: kirschroth und lila, blau und veilchenblau zusammen, das nahm sich niemand übel. Die Taillen von städtischem Zuschnitt und unglaublich schlecht sitzend. Nun, die Kunst, den gebeugten Rücken und dicken Figuren eine Façon zu geben! Unter den jungen Leuten und Mädchen giebt es auch prächtige Gestalten und hübsche Gesichter genug. Ein paar Müllertöchter aus Jannowitz sind zwei so zarte und bildhübsche Dinger, daß man sie für richtige feine Stadtfräulein halten konnte, so lange sie nämlich den Mund nicht aufthaten. Dann freilich! — Da reden die Hutmacher-Töchter aus Hirschberg, die auch zur Verwandtschaft gehören, ganz anders.

„Hulda," sagt die eine, „wer ist nur der schöne Mensch an der Thür, der die Hendrich-Anna immerfort anstarrt? Was an der bloß zu sehen ist! Die Jüngste ist sie doch nicht mehr, und nicht einmal ein helles Kleid!"

„Das ist ein Vetter vom Bräutigam, o, gar 'was Feines! War in Potsdam bei den Garde-Husaren."

„Der Königs-Urlauber, von dem sie immer reden? Ist das der? Du, — mit dem möcht' ich zur Kirche gehen!"

„Mit dem ließ sich jede gern sehen. Und starrt in einemfort die Anna an."

„Weißt Du's schon?"

„Daß sie sich heut mit dem Nesselgrunder Müller verloben soll? O ja!"

„Damit nur Geld zu Gelde kommt! Nun, wenn er das erst hört, wird der Herr Vetter an der Thüre wohl auf uns auch einmal ein Auge werfen."

„Ich hab' mich schon immer nach dem Vater umgesehen," sagte der Breitenbacher Schmied zu der Anna. „Ist er denn nicht mit?"

„Er sagt: er tanzt nicht mehr, was soll er da? So mußt' ich allein fahren."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Sonst wär' das für sich ein Fest werth, wenn man den Hendrich sollte noch einmal losgehen sehen!" lachte der Schmied.

„Er war auch nicht ganz auf dem Flecke."

„So, so! Nun, Sie braucht man nicht zu fragen, wie's Ihnen geht, Sie blühen ja wie eine Rose."

„'s ist heiß, Meister," sagte sie. Aber es war nicht so schlimm damit; es war, weil sie gemerkt hatte, daß zwei brennende dunkle Augen sie seit einer Stunde ununterbrochen anstarrten.

Zuerst hatte es sie ein bißchen verwirrt, dann belustigt, dann geärgert und dann leise, — leise eine wachsende Unruhe in ihr Blut gegossen. Sie hatte versucht, sich vorzureden, daß sie sich täusche, sie hatte ihm halb den Rücken gedreht, hatte mit anderen geplaudert, war aufgestanden und hatte sich wieder gesetzt — und nur einem nicht widerstehen können: ihn manchmal anzusehen; und dann war sie jedesmal denselben brennenden dunkeln Blicken begegnet. ‚Vielleicht einer, der sich in mein Geld verliebt hat', hatte sie gedacht und gemeint, daß die Sache damit abgethan sei, und gleich darauf gemerkt, daß das nicht so war, daß dieser Mensch mit seinen Augen, die manchmal lachten und manchmal tief ernst auf ihr ruhten, sie halb toll mache.

„Die Braut!" ging es flüsternd durch die Reihen.

Alle drehten sich um und sahen dem Paar entgegen. Nur zwei nicht, — die sahen sich an.

„Ich bin wohl verrückt?" sagte sie zu sich selber und schickte sich an, gleich den anderen, die Braut zu begrüßen. In dem Gedränge, das jetzt entstand, wußte er sich dicht an sie heranzuschieben, und als er neben ihr stand, flüsterte er: „Das wär' 'ne Braut!"

Sie drehte sich um und erschrak. In ihrem Leben war sie nicht so erschrocken. Dieses kluge, starke, kühle und sichere Mädchen, das in Anbetracht ihrer achtundzwanzig Jahre und der Nothwendigkeit, dem Hendrich-Hof einen Besitzer und Erben zu geben, vor ein paar Tagen dem Nesselgrunder Müller ihre Bereitwilligkeit, ihn zu nehmen, ausgesprochen hatte und gekommen war, sich heut feierlich mit ihm zu versprechen, fühlte sich bis in die Seele erschreckt von einem fremden Gesicht, aus dem ein Paar blitzende Augen und ein Paar begehrliche Lippen sie anlächelten, und von dem sie selbst die Augen nicht abzuwenden vermochte.

„Ich bin der Wilhelm Reiner aus Wolfskehl," sagte er leise. „Können wir nicht bei Tische zusammensitzen, Fräulein?"

„Ich weiß nicht, wie die Frau Scholzen sich das gedacht hat!" meinte das Mädchen, das recht gut wußte, daß der Nesselgrunder Müller neben ihr sitzen sollte.

„Darauf käm's doch nicht an, was sich die Wirthin gedacht hat. Ich hätt' halt Lust, und wenn Sie wollten, Fräulein, so setzt' ich's durch."

Sie lächelte verlegen und senkte die Augen vor seinen dringlichen und siegesgewissen Blicken. „Warum sollt' ich neben Ihnen ungerner sitzen, als neben einem anderen?"

Er nahm ihre Hand und drückte sie sehr fest. „Ich dank' Ihnen schön, Fräulein, ich hatt' mich auf so ein Glück nicht gespitzt. Kann ich nicht auch wissen, wie Sie heißen?"

„Anna Hendrich."

„Sie? Sie sind die Hendrich Anna? — Wenn's da nur nicht eine zu große Ehre ist für mich!"

Sie lächelte verwirrt, beglückt. Er hatte also nicht gewußt, wer sie war, nicht, daß sie für die reichste Partie weit und breit galt: das Begehren auf seinen Lippen galt also nur ihr, ihrer Person. Es überkam sie wie ein Rausch. Und dabei war sie sich ganz klar und sagte sich selber: ‚so ist es, wenn sich zwei plötzlich in einander verlieben', und obgleich sie den Druck seiner Hand nicht erwiderte, ließ sie ihm doch die ihre und dachte: ‚sie gehört ihm ja schon, wie kann ich ihm wegnehmen, was ihm gehört?' So stark und so unwiderstehlich war über sie gekommen, was sie nicht kennen gelernt hatte bis zu diesem Tag.

Dann wurden sie auseinander gedrängt. Ein paar ganz junge Brautjungfern, wie frisch vom Butterfaß weg, aber in himmelblauem und gelbem Tarlatan mit Atlasleibchen, Schäferkränze über den griechischen Haarknoten, wurden vorgeschoben, um mit ihren Galanen vom Dreschflegel in die Glaskutschen verladen zu werden, die ihrer harrten. In den vierten wurden die Anna und der Wilhelm geschoben, die sich noch immer an der Hand hielten und nicht darnach fragten, ob ihnen eigentlich andere Partner zugedacht worden waren.

Es dauerte eine ganze Weile, bis alles an Gevattern, Onkeln und Muhmen eingepfropft war. Die schweren Ackergäule in gutem Geschirr, sauber gestrählt und mit Sträußen zwischen den Ohren, tänzelten wie Circus-Pferde im Vollgefühl der festlichen Begebenheit, warfen den Kopf in die Höhe und schüttelten die Mähnen, die Hunde bellten und die Schulkinder sangen unentwegt mit einem falschen Fis: ‚Endlich ist die Stunde da'. Ein Geruch von Klettenwurzel-Oel, Schweiß und Rosen schwebte über dem Ganzen.

Endlich brauste der Zug ab. Man hatte nie einen stattlicheren gesehen.

Der Anna war's wie im Traum. Beim Abschied hatte sie noch zu dem mürrischen Alten gesagt: „Vater, heut also wird's richtig gemacht, denn einmal muß es doch sein, da ist's schon am besten, wenn so ein rechter Rummel los ist, da springt man wie mit verbundenen Augen hinein, und ein guter und ehrenwerther Mensch ist er ja, und also, so Gott will, komm' ich als Braut wieder." Und nun? — Wie ein siebzehnjähriger Guck in die Welt! Und sie empfand es trotz alledem nicht wie etwas Thörichtes oder Lächerliches oder etwas, das sie demüthigte, — vielmehr als ein seltsam Großes und Starkes und als ein unverdientes Glück, das ihr beschieden.

Einmal war's ihr doch, als ob sie sich alles einbildete, gerade als der Pastor die Brautleute zusammengab. Es war wohl auch nur der absonderliche Geist, der an einem solchen Tage spukte, einem zu Kopfe stieg und etwas ins Blut that, und morgen war es am Ende vorüber, war nichts als ein Nebel von all diesen Klängen, Düften und Kerzen. Sie suchte ihn mit den Augen. Er stand, sah sie an und lächelte. Da gab sie sich drein. —

Warum auch sollte der Wilhelm nicht lächeln?

Er hatte sich ein bißchen gefürchtet, die Tochter des reichsten Bauern im Kreise, zaghaft als einen ungefügen Dragoner, früh gealtert und mit groben Zügen, sich vorgestellt, und dann, — so leid es ihm um Reichthum und Ansehen gewesen wäre, — dann hätt' er doch nicht gemocht. Und nun hatte sie ein so frisches, liebes, kluges Gesicht, hielt sich so proper und sah so gut aus, — es war ihm gar nicht schwer geworden, seine Wünsche auf sie zu richten: — freilich auch nicht, sie glauben zu lassen, daß er sie nicht kenne. Auch redete sie ein gut Stück besser als die anderen mit ihrem Dreschflegel-Schlesisch und konnte roth werden und die Augen niederschlagen, wie sonst ein rechtschaffenes junges Mädel. Alles das pries er in seiner Seele überlaut, weil er sich's nicht eingestehen mochte, daß er all diese Vorzüge doch nur in der glänzenden Beleuchtung ihres Reichthums sah und von ihr nichts kannte, als ein vertrauenerweckendes Gesicht. Und weil er gern wollte, daß etwas wie Liebe bei der Sache mitspielen sollte, sah er sie immerfort an, um sie zu beunruhigen und in sich verliebt zu machen, in der Ueberzeugung, daß das auf seine Gefühle zurückwirken müsse. Ja, es gab Augenblicke, wo dieses sich einbildete, regulär Feuer gefangen zu haben, oder wo es auch wirklich so war. Und also: warum sollte er nicht lächeln? Manchmal schmunzelte er sogar, — wenn man es so leicht hat!

Nach der Trauung ging es wieder in den zwölf, fünfzehn Bauernkutschen zurück und „zur Tafel". Nun, ob das fein war! In einem Nebenraum waren ein Geiger, ein Flötist, ein Hornist und einer mit der Baßgeige untergebracht, die erst einen Choral spielten und dann mit einer Energie, die ihren Fingern und Lungen alle Ehre machte: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai', ‚Wir winden dir den Jungfernkranz', ‚Seht ihr nicht, da kommt er schon', und so dergleichen, immer eins ums andere und wieder von vorn an. Der Pastor, der sie zusammengegeben, war auch ein Stündchen da, aber eine größere Rolle spielte eigentlich der Schullehrer. Er brachte den Toast aus, hatte die Tafellieder gemacht und gab später noch ein paar Solo-Vorträge zum besten. Er war ein schmächtiger Mensch, mit blondem Vollbart, goldener Brille und Siegelring, und behielt immer ein bißchen etwas Aristokratisches, obwohl er kein Feind von zugesendeten Speckseiten, Gänsen und Würsten war.

Als Toast-Sprecher that sich außerdem der junge Reiner auf. Für bäuerliche Begriffe machte er es sogar hervorragend schön, wie er „die Damen" leben ließ, — aber schließlich: von einem früheren Königs-Urlauber von den Garde-Husaren ließ sich schon 'was erwarten. Bei Tisch gab er einen ausgezeichneten Unterhalter ab; zwar sprach er viel und mit Vorliebe von sich selber, aber da alle den Eindruck hatten, daß er eine ganz ausgezeichnete Persönlichkeit sei, blieb interessant, was er sagte, umsomehr, als er allem einen bedeutenden militärischen und weltstädtischen Hintergrund zu geben wußte, und mit einer Leichtigkeit erzählte, daß es schon beinahe witzig war. Auch war in seinem guten Gedächtniß erstaunlich viel von Anekdoten und Versen hängen geblieben, die er gut anzubringen wußte und, ohne sich zum Tischnarren zu machen, im Gegentheil, mit einer Art jovialer, herzlicher Herablassung, bezauberte er mit seinen Flausen.

Auf die Cour-Macherei verstand er sich wie einer. Immer, wenn er sich an seine Tischnachbarin wandte, wußte er in seine Augen etwas Besonderes zu legen, die Rede so zu drehen, daß etwas Schmeichelhaftes für sie herauskam, und sie mit Aufmerksamkeiten zu überschütten. Wenn er in ihr Geld verliebt war, so machte er doch in der That den Eindruck, als sei er es in ihre Person, und nur zu gern glaubte sie, was zu glauben sie glücklich und stolz machte.

„Und wie steht's denn nu um uns zwei?" fragte sie nach Tisch der Nesselgrunder. „Es hieß ja, wir würden das heute in Ordnung bringen."

„Es eilt wohl nicht so," sagte sie verwirrt. „Man muß sich so etwas doch überlegen."

„Das Ueberlegen muß auch einmal ein Ende nehmen."

„Nächste Woche will ich Bescheid sagen."

„Ich glaube, ich weiß schon, woran ich bin," sagte der Müller und ließ sie stehen.

Sie lächelte beglückt, daß sie ihn los war.

Inzwischen hatten die Musikanten wieder eingesetzt. Sie hatte sich nie etwas aus dem Tanzen gemacht und es mehr wie ein Geschäft abgewickelt, das zum Anstand des Lebens gehört. Aber nun freute sie sich darauf.

„Schade, daß Sie nicht auch ein schönes helles Kleid angezogen haben, wie die anderen jungen Mädel," sagte der Wilhelm.

Sie ärgerte sich jetzt auch, daß sie es nicht gethan hatte, und zugleich freute sie sich, daß er keinen Unterschied zwischen ihr und den anderen mache. Sie war ja auch noch jung.

„Wenn ich gewußt hätte —"

„Was gewußt?" fragte er dringlich.

„Ich meine —"

„Daß es mir besser gefallen hätte? Ja? Nu, zur nächsten Hochzeit, da geben Sie's weiß."

„Warum denn nicht!"

„Und — mit Kranz und Schleier."

„Das käm' drauf an!"

„Natürlich käm's drauf an! Mir auch." Weiter sagte er nichts, sondern tanzte los.

Es wurde heiß und heißer in den Stuben, die Luft dick und schwer, das Lachen ausgelassener, das Schleifen und Stampfen wilder. Die Stolze, Kühle focht es nicht an. Die Gevatterinnen um sie her flüsterten und stießen sich mit den Ellenbogen an über die Anna, — sie merkte es nicht. Sie tanzte fast den ganzen Abend mit ihm. Und immer fester verstrickte sich ihr Herz in die Bande, die er um sie gewoben. Ein paar Mal verletzte sie diese naive, siegesgewisse Anmaßung an ihm, aber nur für einen Augenblick, im nächsten war sie schon beglückt davon.

Als das Fest seinem Ende entgegenging, und als sie eben wartete, daß sie wieder abtanzen würden, fragte er mit einem Male, ganz unvermittelt: „Nun, mit uns beiden, wie ist's da? Sind wir die nächsten, die Hochzeit machen?"

„Aber das muß man sich doch überlegen."

„Bei mir giebt's kein Ueberlegen! Ja oder nein?"

„Ja!"

„Zu Michaeli?"

„Ja!"

„Gut dann, — abgemacht." Und fort ging's.

V.

„Nun? Giebt's heut nichts im Stalle zu thun?" fragte am nächsten Morgen der Bauer, da seine Tochter zögerte.

„Gleich, Vater!"

Aber sie räumte immer in der Stube herum, weil sie auf seine Fragen wartete, und ging nicht.

So schwiegen sie beide eine Zeitlang und warteten auf einander.

Endlich sagte das Mädchen: „Es war recht schön, Vater, Ihr hättet sollen mitkommen. Sechs Ehrenpforten, und die Schulkinder so schön gesungen, die Mädel alle in weißen Kleidern und —"

„So? — Und mit dem Müller, — ist das in Ordnung gebracht?"

„Ja, — das heißt —"

„Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Ich — hab' mich mit einem andern versprochen, Vater."

„Was?"

„Ich denke, er wird wohl heut herüberkommen. Ob's Euch paßt, Vater?"

„Paßt? Ich nehm' mir den Kerl nicht. Heirath Dir'n Dreschflegel, wenn Du willst!"

„Es ist einer aus der Strehlener Gegend, und er hat bei den Garde-Husaren gestanden, und — er ist noch ein junger Mensch —"

„Sieh nur! So, so! Nu ja — nimm Du Dir' en Husaren, das machst Du recht, einen grünen Husaren!" Stand auf und ging hinaus.

Sie seufzte. Der Hohn und die Gleichgültigkeit des Alten kränkten sie, und sie empfand etwas von dem Rückschlag ernüchterter Stimmung. Und so fühlte sie sich unsicher. Sie war nicht mehr ganz dieselbe, die bisher in starkem, in sich beruhendem Wesen ihres Weges gegangen. Wenn klare, verständig praktische Naturen von einem sinnlichen Reiz gepackt werden, auch wenn dieser kein gemeiner ist und sich gleichzeitig an das Herz wendet, so fühlen sie das, was in ihnen erweckt worden, doch als ein Fremdes, das vielleicht nichts als ein Irrthum ist, dessen sie sich in gewissem Grade schämen.

Daß sie sich so gradeweg in einen schönen, jungen Kerl verliebt hatte, war ihr peinlich, — peinlich, daß es die anderen gemerkt und sie darob aufgezogen hatten. Eine ihres Alters, die darin einige Erfahrung besessen, hätte sich besser beherrschen können: sie hatte sich mit der Naivetät einer Sechzehnjährigen verrathen. Ganz ungeheuer kränkte das ihren Stolz. Sie glaubte, sie müsse es nicht überleben können, wenn jetzt aus der Partie nichts würde, nicht so sehr ob des Verlustes, als der Kränkung ihres Stolzes. Dann wünschte sie plötzlich wieder, er möge nicht kommen. Und war sie überzeugt, er würde kommen, und sehnte ihn herbei, fürchtete sie, die Gleichgültigkeit des Bauern könne in Härte und Tyrannei umschlagen. Wie neu und seltsam das war, diese Unsicherheit! Zum Glück verschlang das harte Tagewerk bald ihre Zweifel und Sorgen.

Als er dann am Nachmittage kam, empfing sie ihn steif und verwirrt.

Sie merkte gar nicht, daß auch er verlegen war. Die Schnelligkeit seines Sieges verblüffte ihn selbst, und wie sie da in Hauskleid und Schürze, mit schlichtem Haar, in der nüchternen Tagesstimmung vor ihm stand, mochte sie ihm weniger gefallen. Auch hatte er eine gewisse Scheu, sich etwa mit dreisten Blicken umzusehen, als wolle er mit seinen Augen nur schnell in Besitz nehmen, was ihm hier zufallen sollte, und so stand er ein paar Augenblicke mit leichtbefangenem Lächeln vor ihr, indem er ihre Hand hielt und sich mit der anderen den Schnurrbart strich. Diese Befangenheit aber gab ihm etwas Liebes und Ehrliches, das sie wieder zutraulich machte.

„Sie spannen doch aus?" fragte sie.

„Ich denk' schon."

„Ich muß Ihnen doch alles zeigen, und so schnell sind wir damit nicht fertig."

„Ich hab' gestern Abend und heute erst gehört, daß Ihr's ja gar dicke hier habt," log er. „Wenn ich da nur werd' willkommen sein, wo wir unsrer achte aufs Gut sind?"

Aber sie hielt schon bescheiden die Thür geöffnet für den künftigen Herrn. Sie hatte es wirklich vergessen, daß sie die reichste Erbin war weit und breit.

So gingen sie in die einfache Wohnstube, wo die Mahlzeiten pflegten eingenommen zu werden. Der Hendrich saß am Tisch und hatte einige Papiere vor sich, die mit Zahlen bedeckt waren.

„Vater, der Herr Reiner aus Wolfskehl, wo ich Dir sagte, daß wir ein Paar werden wollen, wenn Ihr nichts dagegen hättet."

Der Alte stand langsam auf und sah den Freier an, der den Blick mit leichtem Lächeln aushielt.

„Herr Hendrich, wenn Sie mir Ihre Tochter geben wollen, — ich bin ein ordentlicher Kerl und, was die Wirthschaft anbelangt, gehörig auf'm Platze."

„So! Nu, mehr kann man nicht verlangen," meinte der Hendrich mit trocknem Hohn. „Und wie alt sind Sie denn im ganzen?"

„Zu Weihnachten werd' ich fünfundzwanzig."

„Da kannst Du Dir'n ja noch zieh'n, Anna."

Der Freier ließ sich nicht verblüffen. „Wer's Militär hinter sich hat, der ist auch ein ganzer Kerl. Sonst, was die Jugend anlangt, das ist ja ein Fehler, mit dem man sich alle Tage bessert."

„Hm! Und da haben Sie Sich so Hals über Kopf in mein Gut verliebt?" grunzte der Bauer, sich wieder setzend. „Nu, nehmen Sie nur Platz, Herr Erbe, 's ist mir ja eine Ehre."

„Sie werden ja wohl Ihre Tochter auch höher schätzen als Ihr Gut," meinte der Junge. „Warum soll ich sie denn nicht höher schätzen?"

„Na, lassen wir's gut sein! Hast Du keinen Kaffee für den jungen Herrn, Mädel?"

Da brachte die Magd schon eine feine Decke, starken Kaffee und frische Butterschnitten.

Schweigend machten sie sich darüber her.

„Adieu," sagte der Alte, noch während die Liebesleute schmausten, denn deren Appetit war nicht besonders, und die Mühle mahlte langsam.

„Das war gerade kein aparter Empfang," bemerkte der Bräutigam aufstehend.

„Er hat sich gestern geärgert, da ist er so. Er wär' zu jedem so gewesen."

„Krieg' ich von Dir keinen bessern? Ein Kuß wird sich doch wohl gehören."

„O ja!" Und freimüthig hielt sie ihm die Lippen hin.

„Aber ansehen dazu, das schickt sich," lachte er jetzt vergnügt. „So! Noch einen! Und noch einen! Ach, Mädel, das Küssen mußt Du noch lernen! Also noch einmal! Aber ansehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

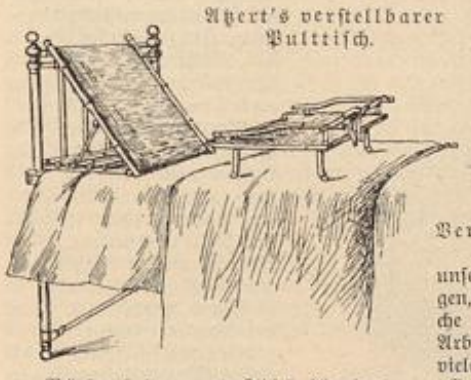
Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Zur Verbesserung der Frauenkleidung. — Wenn die vornehmste Pflicht der nach Vervollkommnung strebenden Frau in der Bildung des Geistes besteht, um hierdurch das Vorurtheil ihrer Inferiorität zu besiegen, so darf trotzdem das Aeußere nicht von ihr vernachlässigt werden. Auf diesem Gebiete, — vor allem auf dem der Kleidung, — ist viel gesündigt worden, und nicht nur von der eiteln, putzsüchtigen Modedame, sondern ebenso viel, ja, ich möchte fast behaupten, noch viel mehr von der emancipirten Frau, denn sie hat die strebende Frau der Lächerlichkeit preisgegeben. Jene hat sozusagen über das Ziel hinausgeschossen, wenn sie sich, ihr eigenes Geschlecht verleugnend, in Nachahmung von Männertracht, Männer-Manier und -Unmanier gefiel. Einen Unterschied der Geschlechter hervorzuheben, ist gerade in der Kleidung dringend geboten, denn wir sind anderen Geschlechtes und wollen es nicht verleugnen. Das Unpraktische und Unschöne in unserer weiblichen Tracht, wie es auch der Mißbrauch der herrschenden Mode stets mit sich bringt, erklärt den oben erwähnten Fehler der früheren Emancipirten und läßt ihn verzeihlich finden. Unsere Kleidung, jedes einzelne Stück der Unter-, wie Ober-Garderobe, bedarf in der That einer gründlichen Umänderung, denn sie ist in vielen Fällen weder praktisch, gesund noch schön, was die drei Haupterfordernisse der Kleidung sind.

Daß die weibliche Kleidung praktisch sei, hat wohl noch keiner ernstlich behauptet. Der Ausspruch eines mir bekannten Herrn kommt mir immer wieder in den Sinn, nämlich: er habe keine Furcht vor der Frauen-Emancipation, so lange die Frauen immer „herumkrabbeln" müssen, um ihre Taschen zu finden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser harmlosen Bemerkung. Ist es wohl eines denkenden Wesens würdig, wenn ein so nöthiges Requisit, wie die Tasche, derartig unpraktisch angebracht ist, daß die wichtigsten Sachen oft durch Daneben-stecken verloren werden? Außerdem geht viel Zeit mit dem „Herumkrabbeln" verloren, und es werden Bewegungen veranlaßt, die selbst bei der graziösesten jungen Dame niemals schön aussehen, — ebenso wie bei dem modernen einseitigen Kleideraufheben, was ja leider bei unseren langen Röcken zur Nothwendigkeit geworden ist. Ja, unsere langen Röcke! Es ist gar nicht zu vermeiden, daß der lange Rock des öfteren die Straße berührt, doch welche Unsauberkeit, welche Mühe bürdet diese Tracht uns auf! — Wie viel Schmutz, wie viele Bakterien schleppen wir mit uns herum und in

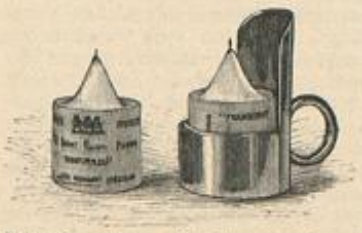
Aßert's verstellbarer Pulttisch.



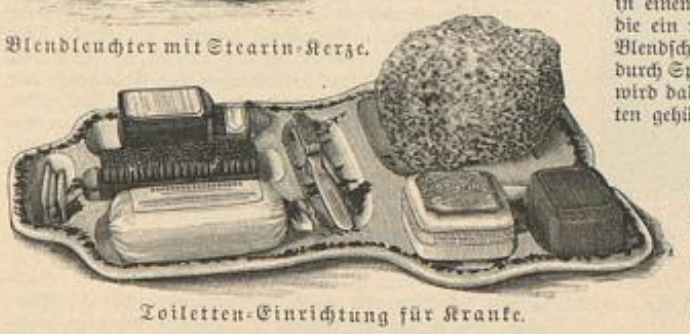
Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett.

unsere Wohnungen, — und welche Mühe und Arbeitslast, wie viele unnützen Geldausgaben stecken in der beständigen Stoßabnutzung! Jedes lange Kleid verliert außerdem viel schneller sein tadelloses Ansehen, als das kurze; und wenn die Schleppe auch im Zimmer auf Teppichen schön gefunden werden kann, so ist auf der Straße die Figur einer modernen, das Kleid einseitig hebenden Dame meist direct unschön. Und wie unbequem ist das Kleideraufheben, wie ermüdend das immerwährende an das Kleid Denken, neben der in der That nicht geringen körperlichen Abspannung durch die gezwungene Armhaltung!

Die moderne Schleppe ist nun aber noch nicht das einzige Ungesunde an unserer Kleidung; das am wenigsten Gesunde ist die Unter-Garderobe. Wir schleppen meist viel zu viel Stoff mit uns herum, und die Hauptlast lassen wir, schädlicher Weise, auf den Hüften ruhen. Bei den vielen weiten, schweren Röcken ist das Corset fast zur Nothwendigkeit geworden, um die Last tragen zu helfen. Es durch Träger zu ersetzen, ist für den Frauenkörper entschieden zu verdammen, da diese die Brust drücken, die wir in jeder Weise zu schützen haben. — Gesundheitsgemäß muß die Last der Kleidung nicht durch Trägergurte, sondern direct auf den Schultern ruhen. Der Anzug muß als Ganzes von ihnen getragen werden, er sollte „in eins" gearbeitet sein. Auch jede Bekleidung des Unterkörpers muß vollständig mit der Oberkleidung verbunden werden. Nach diesem Princip hätte die moderne Frau eine praktische, gesunde und schöne Kleidung zu erfinden; denn, — last not least, — das Schöne wollen wir in unserer Kleidung nicht vergessen! Es wäre ja sehr thöricht, wenn wir uns des Vorzugs, „das schöne Geschlecht" zu sein, begeben würden! Unsere Reform-Kleidung soll geschmackvoll sein. Ich betrachte es durchaus als Pflicht eines jeden Menschen, auch sein Aeußeres zu pflegen und sich so wohlgefällig aussehend wie möglich zu machen. Der dabei entwickelte Geschmack verräth sicherlich einen Theil des inneren Menschen, und der nicht zu unterschätzenden Macht des Schönen wollen auch wir uns willig beugen. Alle Kultur wurzelt in dem Trieb des Menschen nach Verschönerung. Wir sehen an den aufgefundenen Sachen aus Urzeiten, daß man einen erfundenen Ge-



Blendleuchter mit Stearin-Kerze.



Toiletten-Einrichtung für Kranke.

genstand alsbald zu verzieren suchte; aus diesem instinctiven Hang zur Verschönerung und durch das Nachdenken darüber entstanden Verbesserungen.

Die Aufgabe einer Kleider-Reform hätte nun darin zu bestehen, das Praktische anzustreben, ferner die Erzeugnisse moderner Industrie, durch welche, — nicht zu vergessen, — Hunderttausende ihr Brod erwerben, mit dem klassischen, ewig jung bleibenden Schönheitsbegriff in Einklang zu bringen und endlich: den heute in der Mode bestehenden Widerspruch mit jenem zu beseitigen.

Wie widernatürlich, wie unschön ist die Figur mit dem gewaltsamen, durch das Corset hervorgerufenen Taillen-Einschnitt! Die natürliche Körperform erscheint völlig verändert, was niemals geschehen dürfte. Nur bei körperlichen Unregelmäßigkeiten ist durch eine der Natur des Fehlers angemessene Nachhülfe geboten, und hier leistet die lose Gewandung die besten Dienste. Wir belieben weidlich zu spotten über die Fußverunstaltung der Chinesinnen, die solche Unnatur schön finden können. Was ist denn unsere heutige Taille anderes, als eine künstliche Verunstaltung des Körpers? Eine Verkrüppelung von Extremitäten ist ein Splitter im Vergleich zum Balken der Verkrüppelung nicht nur der äußeren Rumpfesform, sondern auch der edelsten inneren Organe!

Die Reform hätte zunächst bei der Unter-Garderobe einzusetzen. Aerztliches Gutachten befürwortet je nach der Jahreszeit wärmere oder leichtere Tricot- oder Pump-Beinkleider mit einer das Corset vertretenden Untertaille daran, die theils die Last der unteren Bekleidung tragen, theils der Figur den unentbehrlichen Halt geben soll. Auf Unterröcke wäre möglichst ganz zu verzichten. — Solche Neuerungen sind freilich nur entwickelungsfähig wenn sie von der Jugend aufgenommen werden. Es wäre also Sache der Mütter, die Kleidung ihrer Töchter darauf hin einzurichten, vor allem aber beim kommenden Geschlecht den falschen Taillenbegriff überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Möchte doch so die Frau ihre Kultur-Mission, Repräsentantin alles Natürlich-Harmonischen zu sein, richtig erfassen, ohne das Aeußerliche zur Hauptsache zu erheben!

Verstellbares Universal-Pult.

(Nach einem Vortrage der Fr. Sera Prölß.)

Aßert's verstellbares Universal-Pult und verstellbarer Pulttisch. — Die vielen Vorzüge dieses Pultes machen es für Gesunde wie Kranke, für Groß und Klein gleich geeignet. Als Kinder-Arbeitspult auf einem Tisch mittelst Sicherheitsschraube befestigt, befördert es eine gute Körperhaltung; als Stehpult leistet es treffliche Dienste für Lehrer, Beamte, Kaufleute, zumal es sich rasch zusammenlegen und fortstellen läßt. Für Kranke giebt es kaum einen bequemeren Tisch, der, auf das Bett gestellt, eine sichere Platte zum Essen, Lesen u. s. w. bietet, ohne irgendwie zu belästigen. Eine schmale, beliebig hoch zu stellende Leiste wandelt die glatte Fläche in ein Lese- oder Notenpult um, das sich nach der Sehschärfe des Auges stellen läßt; Klammern halten Buch oder Noten in der gewünschten Lage. — Läßt sich das Universal-Pult auf jedem Tisch aufstellen und befestigen, so verlangt auch der Pulttisch keinen großen Raum; er ist, wie jenes, zusammenlegbar und als Zeichen- oder Schreibtisch für Erwachsene wie Kinder, als Spiel- oder Arbeitstisch, ja selbst als Staffelei zu verwenden. Jedenfalls sind beide so vielgestaltig, daß die Wahl unter den zwei Formen ungemein schwer wird und nur durch das eigene Bedürfniß bestimmt werden kann. Ueber die Vortrefflichkeit der Erfindung haben die ersten Augenärzte sich in anerkennendster Weise ausgesprochen. Auch die Preise, die bei solchen Gegenständen ins Gewicht fallen, sind bei der durchaus trefflichen Ausführung sehr mäßig, sodaß die Anschaffung von Pult oder Pulttisch nicht theuer kommt. So kostet das Pult bei 50 zu 55 cm Größe 11 M. 50 Pfg., bei 55 zu 75 cm Größe 14 M.; der Preis des Tisches steigt mit den Plattengrößen von 55 zu 75 cm bis 80 zu 110 cm von 18 M., bis zu 22 M. Die beiden Gegenstände verdienen vom hygienischen Standpunkt aus die allgemeine Aufmerksamkeit. E. F.

Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett. — Leicht zu handhaben für die Pflegerin, äußerst bequem für den Kranken sind zwei Möbel aus hellen Bambusstäben und Rohrgeflecht, die in einem Krankenzimmer nicht fehlen sollten. Die verstellbare Rückenlehne aus elastischem Rohrgeflecht ruht auf einem Gestell aus kräftigen Bambusstäben; sie ist in verschiedenen Größen vorräthig, ebenso das Krankentischchen, dessen hier 35 zu 61 cm große Holzplatte eine Auflage aus Bambusgeflecht und ringsum eine Balustrade aus zierlich gebogenen Bambusstäben trägt. Letztere sind an den Schnittenden mit Nickel beschlagen. E. S.

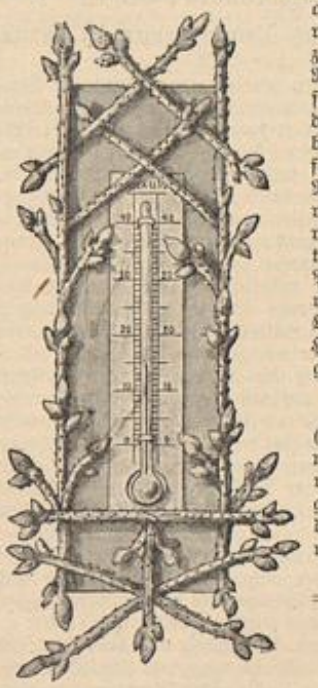
Toiletten-Einrichtung für Kranke. — Nicht minder praktisch für die häusliche Krankenpflege erweist sich eine 44 cm lange, 25, resp. 33 cm breite Majolica-Platte, die in passenden Vertiefungen Schwamm und Bürste, Seife 2c., — kurz all jene Requisiten aufnimmt, deren man sich bei der Früh-Toilette zu bedienen pflegt. E. S.

Blendleuchter mit Stearin-Kerze. — Der 8 cm hohe, $4^1/_2$ cm im Durchmesser haltende silberne Blendleuchter trägt in einem Porzellan-Einsatz eine kurze, sehr dicke Stearin-Kerze, die ein ruhiges, gleichmäßiges, nicht überhelles Licht giebt; der Blendschirm, an dem der Henkel befestigt ist, verursacht zwar durch Spiegelung eine Verstärkung des Licht-Effectes, andererseits wird dadurch die entgegengesetzte Zimmerhälfte in tiefen Schatten gehüllt. E. S.

Frau B. in H. — Unreine Haut findet sich bei Knaben in den Entwickelungsjahren recht oft, um nach einigen Jahren zu verschwinden. Neben einfacher Diät, — Milch, leichtes Fleisch, Obst, Gemüse, wenig Fett und namentlich kein Käse, — ist sorgfältige Hautpflege nöthig: häufige Bäder; Brausebäder oder wöchentlich ein Dampfbad nach tüchtiger Einreibung mit Seifenspiritus oder einer Schwefelseife mit heißem Wasser. Waschen mit Theerseife ist ganz verkehrt; daß die anderen Seifen nicht erfüllen, was ihre Reclame verheißt, wundert uns nicht. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

„Die Technik der Kunststrickerei" nennt sich ein von Aurelie Obermayer-Wallner herausgegebenes Buch (Verlag von Carl Konegen, Wien 1896), das in hohem Grade Anerkennung und das besondere Interesse derer verdient, die auf dem Gebiete der Handarbeit Erwerb suchen. Die Verfasserin sagt im Vorwort ungefähr folgendes: „Wenn diejenigen recht haben, die die Frauen aus gewissen Gelehrten- und anderen Berufskreisen ausgeschlossen sehen wollen, dann erwächst aus dieser Anschauung die Nothwendigkeit, jenen Arbeiten, welche die weiblichen Mitbürger bis heute ausschließlich besorgen, neue Seiten abzugewinnen, ihnen eine mannigfaltige Anwendung zu geben und so eine Arbeits-Gelegenheit zu schaffen, — weniger für die gewöhnliche Arbeiterfrau, die für ihre physischen Kräfte vielseitig Verwendung findet, als vielmehr für Frauen und Mädchen des Mittelstandes, die oft gleichfalls einen harten Existenz-Kampf zu führen haben. Für sie soll in der Kunststrickerei ein neuer Erwerbszweig geschaffen werden." — Nach einer kurzen Einleitung über das Material, die Wahl der Nadeln, Waschen und Appretur fertiger Strickarbeiten giebt die Verfasserin in den drei ersten Abtheilungen leichtfaßliche und durch viele Illustrationen erläuterte Anweisung zum Stricken von Einsätzen und Spitzen-Bordüren, zur Verzierung von Kleidungsstücken, Vorhängen und Leinzeug. Abtheilung IV beschäftigt sich ausschließlich mit der Anfertigung von gestrickten Fächerbekleidungen, die mit höchster Kunstfertigkeit aus feinem Spitzenzwirn gearbeitet sind. Abtheilung V endlich zeigt die Anwendung verschiedener Strickarten an einer Reihe fertiger Gegenstände, Körbchen, Taschen, Hüten 2c., während in einem Anhang noch Anleitung gegeben wird, geklöppelte Spitzenmuster in Strickarbeit zu übertragen. — Durch seinen außerordentlich vielseitigen, lehrreichen Inhalt wird das Buch zu einem unentbehrlichen Rathgeber; der beste Beweis für seinen praktischen Werth dürfte dadurch besonders verbürgt erscheinen, daß der Verfasserin für ihre Arbeits-Methode von dem k. k. österreichischen Handels-Ministerium zwei ausschließende Patente ertheilt, und für die Publication des Buches Subventionen des Kaisers von Oesterreich, sowie der Wiener Handels- und Gewerbekammer gewährt wurden. D. Red.



Thermometer in einem Rahmen aus Fichtenzweigen.

Frau C. R. in D. — (Leserkreis v. 15/10 96). Ich möchte der jungen Malerin vorschlagen, nach Dresden zu gehen; dort bietet sich sicher die beste Gelegenheit, Malunterricht zu ertheilen.

C. D. in Hamburg.

Häusliche Kunst.

Thermometer in einem Rahmen aus Fichtenzweigen. — Als unser vorjähriger Tannenbaum seinen Platz auf dem Balcon räumen und auf Nimmer-Wiedersehen verschwinden mußte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schnitt ich mir vorher „zum Andenken" all seine Zweigspitzen ab, — vorläufig ohne bestimmten praktischen Zweck. In Vasen gestellt, verloren sie bald alle Nadeln, und ich wollte die unansehnlichen kahlen Zweiglein gerade dem Feuertode überliefern, als ich mich einer „Verwendung des Christbaumes" aus dem Leserkreise vom 15/12 95 erinnerte. Diese Idee hatte mir so gut gefallen, — auch ich wollte Aehnliches ersinnen und grübelte und probirte, bis es gelang. Mein

Dreitheiliger Paravent. Brandmalerei auf Sammet.

Thermometer ist anspruchslos, aber es macht sich gut und erinnert mich stets an frohe, glückliche Stunden. Nun brauchen es ja nicht gerade die Spitzen von der Weihnachtstanne zu sein, die man verwendet, Tannenzweige sind zu jeder Zeit zu bekommen und lassen sich leicht trocknen, falls die eine oder andere Mitleserin mein Werk nachahmen will. Ich bezog ein 34 cm langes, 8 cm breites Brettchen aus Cigarrenkisten-Holz mit rothem Tuch, nagelte dann von den sorgfältig mit Goldbronze überpinselten Tannenspitzen eine „Bordüre" darauf, derart, daß die Nägel von den querliegenden Aestchen verdeckt wurden; fehlende Knospen setzte ich mit Stecknadeln an. Allerliebst heben sich so die schuppigen Zweige von dem rothen Hintergrunde ab. Den kleinen Thermometer befestigte ich zuletzt und deckte die Heftnägel mit einigen bronzirten Tannenzweigen. L. Br.

Dreitheiliger Paravent. Brandmalerei auf Sammet. — Die zierlichen englischen Möbel, meist grün oder dunkelroth gebeizt, lassen sich von jedem einigermaßen geschickten Tischler leicht in weißem Holz herstellen, — der eigenen Hand fällt dann das Beizen, wie die Ausstattung zu. Mein Schirm besteht aus drei Rahmen von je 121 cm Höhe zu 50 cm Breite, die Charniere verbinden; die Leisten sind 5 cm breit und 2 cm stark. In 56 und 83 cm Höhe von unten theilt die Felder eine schmale Leiste, auf der je ein auf zwei Holzstützen ruhendes Brettchen von 8 cm Breite befestigt ist. In die eine Hälfte der Felder spannte ich grünen Atlas, zum grün gebeizten Rahmen passend, in die andere Füllung je einen maisgelben Sammettheil, auf den der Brennstift ein Rococo-Ornament flott gebrannt hatte, — Heckenrosen, die leicht farbig übermalt, sich gefällig in die Schnörkel der Umrahmung schmiegen. Auf der Rückseite des Schirmes wird der glatt übergespannte Satin mittelst Ziernägeln in Abständen von 8 cm befestigt. Die grüne Beize ist gebrauchsfertig käuflich. (Siehe Bezugsquellen.) E. F.

Zimmergärtnerei.

Die Pflege der verschiedenen Zimmerpflanzen im Winter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den immergrünen oder wintergrünen Pflanzen haben wir bei der Ueberwinterung wieder zwischen kraut- und strauchartigen, wie zwischen subtropischen und tropischen Pflanzen zu unterscheiden. Die weichen, kraut- und staudenartigen Topfpflanzen sind im Winter die anspruchsvollsten. Zu diesen gehören aber auch die dankbarsten Blüher, so die Alpenveilchen, chinesischen Schlüsselblumen, Cinerarien, Pantoffelblumen, das sogenannte Usambara-Veilchen u. a. m. Diese krautartigen Blüher des Winters und zeitigen Frühlings erheben Anspruch auf einen möglichst hellen und sonnigen Standort. Die Primeln, denen einiger Frost nicht schadet, bevorzugen den freien Raum zwischen den Doppelfenstern, wo sie unermüdlich blühen, die übrigen die Fensterbank. Das Usambara-Veilchen und auch die Orchideen, die tropischen Regionen entstammen und deshalb warme Luft nothwendig haben, kommen, falls ein kleines Zimmer-Treibhäuschen nicht zur Verfügung steht, auf die Fensterbank der geheizten Stube, die weniger wärmebedürftigen Cinerarien, Pantoffelblumen und Alpenveilchen dagegen auf die Fensterbank eines kühleren Nebenzimmers. Aber auch dieses muß frostfrei erhalten werden, doch braucht die Temperatur 4—5° R. nicht zu übersteigen.

Unter den subtropischen Arten immergrüner Blattgewächse finden wir solche, die außerordentlich hart sind und deshalb vielfach mit gleichem Erfolge, wie die laubabwerfenden Gewächse, in Kellern überwintert werden. Hierzu eignen sich u. a.: der edle und der Kirschlorbeer, die grünen und buntblättrigen Evonymus, der Oleander, die Gold-Orange und ähnliche Arten. Andere subtropische Sträucher, so die echten Orangen, Kamelien, Azaleen und dann namentlich die zierlichen Vertreter der neuholländischen Flora, ferner auch Myrten der verschiedenen Arten sind anspruchsvoller; sie fordern die Ueberwinterung in kühleren Zimmern. Je kühler hier die Temperatur ist, um so weniger hell braucht der Standort zu sein. Diese Sträucher, von denen einige bereits im Januar, andere im Februar und März blühen, sind zur kalten Jahreszeit außerordentlich empfindlich gegen übergroße Nässe, weshalb sie mit größter Vorsicht gegossen werden müssen, wie auch unter allen Umständen ein zu hohes Steigen der Temperatur zu verhindern ist, damit diese Pflanzen in völliger Ruhe verharren und nicht geile, farblose Triebe entwickeln, die nur unnöthige Schwächung hervorrufen. Auch das Auftreten von Ungeziefer ist meist nur eine Folge zu hoher Temperatur und der mit dieser im Zusammenhang stehenden trockenen Luft. — Am anspruchsvollsten während des Winters sind die Palmen und sonstige tropischen Blattpflanzen, mit denen wir unsere Wohnräume auszuschmücken pflegen. Wohl sind diese Gewächse keineswegs so wärmebedürftig, als man allgemein annimmt, ja sie kommen besser in kühleren als in allzu warmen und lufttrockenen Räumen fort, aber sie zeigen sich heikel gegenüber starken Temperatur-Schwankungen, direct einwirkender Ofenwärme, Zugluft, sowie trockener und staubiger Luft. Um diese Gewächse im Winter frisch grün und gesund zu erhalten, schützen wir sie also zunächst gegen starke Temperatur-Schwankungen. Am Tage ist die Wärme im Zimmer ziemlich gleichmäßig, namentlich, wenn die Stube mit sogenanntem Kachelofen erwärmt wird. In der Nacht fällt aber die Temperatur und zwar besonders rasch und unvermittelt in der Nähe des Fensters, wo die Palmen zu stehen pflegen. Aus diesem Grund ist es sehr zu empfehlen, die Palmen während der kalten Jahreszeit während der Nacht vom Fenster fortzunehmen und in das Innere der Stube zu stellen. Werden dann am Morgen bei Reinigung des Zimmers die Fenster geöffnet, so müssen die zarten Gewächse vorher in einen anderen Raum gebracht werden, und man darf sie erst wieder auf ihren alten Standort zurückstellen, wenn sich die Stube entsprechend erwärmt hat. Von schädlichstem Einflusse ist auch trockene Luft, die sich überdies sehr staubhaltig erweist und deshalb selbst uns Menschen nicht zuträglich ist. Je niedriger draußen die Temperatur, je stärker also geheizt wird, um so geringer der Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Bald zeigen sich dann die übeln Einwirkungen auf die Palmen. Sie bekommen trockene Blattspitzen, die man wohl abzuschneiden pflegt, doch trocknen die Blätter weiter und weiter nach; Ungeziefer in den verschiedensten, meist mikroskopisch kleinen Arten tritt auf, wird oft übersehen, und die schönsten Pflanzen gehen schließlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Grunde. Schon mit Rücksicht auf unsere eigene Gesundheit sollten wir dafür sorgen, daß die Stubenluft nicht allzu trocken wird; natürlich darf sie nicht so feucht, wie etwa die Treibhaus-Luft werden, weil dann Wände wie Möbel anlaufen und schimmeln. Flache, auf den Ofen gestellte und mit Wasser gefüllte Gefäße oder ein im Zimmer befindliches Aquarium mit Springbrunnen, geben der Luft die nöthige Feuchtigkeit. Dies wird auch erreicht durch Zerstäubungs-Apparate und durch das täglich wiederholte Bestäuben der Blätter mit einem Thauspender.

Dieses Bestäuben genügt, wenn wöchentlich einmal eine sorgfältige Waschung der großblätterigen Palmen und Blattgewächse mit weichem Schwamm und lauwarmem Wasser vorgenommen wird. Etwa vorhandenes Ungeziefer läßt sich freilich durch solche Waschung nicht entfernen; dazu ist schon die Anwendung derberer Mittel nothwendig. Die verschiedenen Tincturen und Pulver, die meist zur Vertilgung der thierischen Schädlinge unserer Blattgewächse empfohlen werden, zeigen sich häufig ganz unwirksam; in anderen Fällen haben sie die unangenehme Eigenschaft, zugleich mit den Schädlingen auch die befallene Pflanze zu ruiniren. Wohl das beste der bis jetzt bekannten Mittel gegen Ungeziefer ist ein Tabaks-Extract mit starkem Nicotin-Gehalt, der unter der Bezeichnung „Schmidt's Nicotina" von der Firma Martin Grashoff in Quedlinburg in den Handel gebracht wird. Dieses treffliche Mittel gelangt in kleinen Blechbüchsen zum Versand. Es wird vor der Anwendung je nach Empfindlichkeit der befallenen Pflanze 50- bis 100-fach mit Wasser verdünnt. Beim Waschen mit dieser Nicotina ist namentlich den Rückseiten der Blätter größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da die Schädlinge gerade hier ihr Verderben bringendes Handwerk treiben. Einige Stunden nach erfolgter Waschung mit Nicotina wird die Pflanze mit reinem Wasser abgespritzt, worauf man sicher sein kann, daß kein lebendes Wesen mehr auf ihr haust.

Mit Ausnahme der wenigen oben genannten, krautartigen Gewächse, deren natürliche Blüthezeit bei uns in den Winter fällt, ruhen die meisten Zimmerpflanzen jetzt vollständig. Mit dieser vollständigen Ruhe hat sich die geringere Bewässerung zu decken. Man gießt nur selten, jedesmal aber so vollständig, daß das Wasser den ganzen Topfballen durchzieht, also auch zu den tief im Innern befindlichen Saugwurzeln gelangt. Um Erkältung und Wurzelkrankheit zu verhüten, darf zum Begießen nur warmes Wasser verwendet werden. Ganz so trocken, wie die kahlen, im Keller stehenden Gewächse dürfen die immergrünen Pflanzen nicht stehen, denn einerseits haben die kahlen Pflanzen keine Blätter zu erhalten und andererseits ist auch die Luftfeuchtigkeit in Kellerräumen bedeutend höher als in Wohnräumen. Je trockener die Luft im Zimmer ist, um so mehr Feuchtigkeit müssen die großblätterigen Gewächse verdunsten, um so reichlicheres Gießen ist also auch nothwendig.

Unter den wenigen grünen Pflanzen, die im Winter so gut wie gar kein Wasser verdunsten, sind die Succulenten, zu denen man Cacteen und andere Fettgewächse rechnet. Mit Ausnahme einiger weniger Arten, wozu auch der jetzt blühende Blatt-Cactus gehört, werden diese Gewächse während des Winters staubtrocken gehalten, bekommen also gar kein Wasser. Man kann sie, wenn es an Raum fehlt, in flache Holzkistchen dicht zusammen in trocknen Sande einschlagen und in irgend einer frostfreien Stube, selbst auf dem Schrank oder an einem ähnlichen Ort überwintern. Auch Knollen und Zwiebeln werden fast ausnahmslos ganz trocken, am besten in Schachteln oder Schubladen auf Watte oder Sand liegend, überwintert; aber diese trockene Ueberwinterung braucht sich nicht bis in den Frühling hinein zu erstrecken. Man kann vielmehr die Knollen und Zwiebeln mancher Arten bereits im Januar oder Februar wieder einpflanzen und am Zimmerfenster antreiben; sie grünen und blühen dann hier oft schon zu einer Zeit, wo draußen im Garten noch alles Pflanzenleben schlummernd ruht.

Max Heddörffer.

Verstellbare Blumentopf-Hülle. — Eine hübsche, praktische Neuheit auf diesem Gebiet bringt die Firma Meyer & Michael in Leipzig IV, in den Handel. Die in verschiedenen Größen käuflichen Topfhüllen bestehen aus einem verstellbaren, durchlöcherten Blecheinsatz in einer gleichfalls verstellbaren Bekleidung aus kreuzweis verbundenen, schmalen lackirten Eisenstäben, — eine Einrichtung, die den zweifachen Vortheil bietet: der zum Gedeihen der Pflanzen durchaus nöthigen Luft-Circulation nicht zu wehren und nach Belieben für kleine und große Blumentöpfe verwendbar zu sein. Dem zierlichen Eisengitter liegen bronzirte Rosetten auf, sodaß das Ganze zugleich einen hübschen Zimmerschmuck bildet. E. S.

Verstellbare Blumentopf-Hülle mit Einsatz.

Allgemeines.

„Gothaer Spitzen" nennt sich eine reizende Neuheit: Duftige Blonden-Spitzen, deren zarte Muster erst durch das Ausmalen in matten Farben zu voller Wirkung gelangen. Auch die Anwendung von Gold und Silber ist nicht ausgeschlossen, und Geschmack und Farbensinn haben hier ein dankbares Feld der Bethätigung gefunden, nicht nur zu persönlichen, sondern auch zu Erwerbszwecken. Die in den verschiedensten Breiten vorhandenen Spitzen bilden ein verlockendes Ausstattungs-Material für Ball- und Gesellschaftskleider, Jabots 2c.; — die Leserinnen der Illustr. Frauen-Zeitung haben mit dem Heft vom 1. Jan. d. J. zwei farbige Modenbilder erhalten, die dies in überzeugender Weise bestätigen. — Der neue, hoffentlich recht ergiebige Industrie-Zweig hat sich in Gotha gebildet, wo eine Anzahl von Damen sich das Ausmalen der Spitzen zur Aufgabe macht. Anfragen und Bestellungen sind zu richten an Frl. H. Storbeck, Berlin SW, Wilhelmstr. 139, die auch die Zusendung von Musterproben vermittelt. M. K.

Verwendung alter Abreißkalender. — Sind alle Blätter abgerissen, so klebt man auf die leere Mitte eine Photographie, vielleicht eine Reise-Erinnerung. Nun schraubt man 8 Messinghäkchen durch den Kalender in die Wand, jederseits 3, unten und oben je 1 Haken. Daran finden Schlüssel, Scheren, Korkzieher, Schuhknöpfer oder derartige kleine Gegenstände ihren Platz. E. H.

Gräfin Schw. in M., und **O. L.** — Das Gewebe „Patent Vodel" ist elastisch und durchlässig; für seine Güte und Brauchbarkeit bürgt die Thatsache, daß der Firma Kurzhalz & Wellhausen in Greiz auf ihre in der „Internationalen Ausstellung für Hygiene" in Baden-Baden ausgestellten Unterkleider aller Art die goldene Medaille verliehen wurde. Den jetzt bereits allbekannten Stoff erhalten Sie in jedem größeren Wäschegeschäft und Sport-Bekleidungs-Magazin. D. Red.

Bezugsquellen: Universal-Tisch und -Pult: Louis Apert, Kassel. — Rückenlehne und Tisch: Baby-Bazar, M. Wolf, W, Leipzigerstr. 115. — Toiletten-Einrichtung und Blendleuchter nebst Kerzen: G. Lohse, W, Jägerstr. 45. — Blumentopf-Hülle: Meyer & Michael, Leipzig IV. — Grüne Holzbeize: Frau Cl. Roth, W, Lützowstr. 84a.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 3, III. 1. Februar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(2. Fortsetzung.)

Sie aber machte sich los. Es hatte sie längst wieder gepackt, das starke Gefühl für ihn und, neben der beleidigenden Art des Vaters, der Trotz, zu ihm zu halten um jeden Preis. Aber diese heftige Zärtlichkeit gefiel ihr nicht.

„Willst Du nun nicht den Hof sehen?“ fragte sie.

Er that ein bißchen gekränkt, war aber sogleich fröhlich dabei, ihr zu folgen.

Das war ihr nun ein großer Stolz, ihn überall herumzuführen. Der Staat aber auch! Das treffliche Rindvieh, fünfzig, sechzig Stück, alle glatt und blitzblank und zutraulich, wie sie bei guter Behandlung sind! Er lobte mit Sachkenntniß Thiere und Wartung, und sie sah mit Freude, daß er das Ding verstand. Darnach gingen sie zu den Pferden, und die interessirten den Cavalleristen freilich noch mehr. Eine junge Fuchsstute mit feinem Hals und klugem Kopf gefiel ihm am besten, und nicht lange, so ließ er dem Thier eine Decke auflegen, führte es in den Hof und schwang sich darauf. Das Pferd widerstrebte erst, aber da er ihm freundlich zuredete und Luft ließ, setzte es sich schließlich in einen flotten Trab, wobei der Reiter sich vortheilhaft genug producirte.

„O, Du verstehst's schon,“ sagte sie.

„Na gelt: ein ordinärer Bauer bin ich nun nicht?“ meinte er eitel und tänzelte noch ein bißchen hin und her mit dem Thiere, ehe er absprang.

Sie lachten alle beide. Er war sehr vergnügt; er hatte es weg, immer etwas wie einige Herablassung in sein Wesen zu legen, als ob er eigentlich aus einer besseren Rasse wäre, und das kam seiner Position sehr zu statten.

„Ein Prachtkerl, der Fuchs. Aber was? Ich — ich bin auch einer?“

Sie wurde ein bißchen roth und sagte: „Ihr zwei paßt grade zusammen.“

„Wir zwei aber auch!“

„Wenn Du's nur denkst!“

Dann ging es in die Geräthekammer. Da hatte er 'was zu sehen. Alles reichlich, blank und sauber aufgestellt und in bestem Stande; eine Menge Maschinen neuester Construction verriethen den Großbetrieb.

„Ihr drescht wohl auch mit Locomobile?“ fragte er, sich nach einer solchen umsehend.

„Der Vater hatte es einmal eingeführt, ich bin aber wieder zum Handdrusch gegangen. Die Tagelöhner sind am Ende auf den Tagelohn eingerichtet, soll man die Menschen um ihren Verdienst verkürzen?“

„Ja, lieber Gott, es richtet's sich doch jeder ein, wie's am praktischesten ist! Und das ist nun grade so schön beim Maschinendrusch: kommt's Getreide 'rein, braucht's erst gar nicht in die Scheuern gestopft zu werden, — gleich, heidi! los! Und der Spaß, wenn das so surrt und schnauft, hier die Körner, dort die Spreu, Stroh gleich zum Binden, und alles rasch vom Halse. In ein paar Tagen sind ihr' hundert Morgen gedroschen, 's Getreide in Säcken und kann auch gleich auf die Bahn. Stehen die Kornpreise niedrig, wartet man, stehen sie grade hoch, kann man's benützen und verkaufen; denn daß man das meiste 'rausschlägt, das ist's doch schließlich, worauf man sehen muß.“

„Beim Kleinbesitzer wohl,“ sagte sie, mit der Hand über die Zinken einer Drillmaschine streichend, „aber beim Großbesitzer nicht. Der muß auch drauf sehen, daß die Armuth zu ihrem Recht kommt. Wenn ich die Maschine feiern lasse, die hat nicht Hunger und Durst, der thut's nicht weh, wenn sie auch keinen Halm kriegt, aber den Menschen thut's weh. Und surrte meine Maschine, und die Säcke ständen schon zugebunden da, und dann träf' ich so ein ausgemergeltes Weib, die blassen Kinder und den verzweifelten Mann, — na, die Freude über meinen Drusch, die ich da hätte! So werden die Menschen satt, und was die Getreidepreise angeht, so haben wir's Gottlob nicht nöthig, drauf zu lauern.“

„Du hast aber ein gutes Herze.“ Und die Achtung und Bewunderung für sie, die in seinem Gesicht lag, war sehr ehrlich.

„Ach, Du gewiß auch!“

„In der Sache kann man immer von Euch Weibern lernen.“

„Von unserem neuen Pastor kann man's auch lernen. Von dem kann man überhaupt lernen. Schade, daß er mit dem Vater nicht gut steht!“

„Eigentlich, — Dein Vater, — das ist wohl kein Guter?“

„Er ist so ungleich. In manchen Dingen gut und in andern hart. Früher hatten wir manchmal arge Tänze mitsammen, aber da er sieht, ich hab' alles gut in Gange und versteh' meine Sache, da läßt er mich schaffen.“

„Eine gute, fleißige und kluge Frau krieg' ich aber!“ sagte er, sie mit seinem vergnügtesten Lächeln um die Taille nehmend. „Du weißt gar nicht, wie stolz ich auf Dich bin.“

„Aber Du freust Dich doch auch ein bissel, daß wir's so haben werden?“

„Nu, ich bin kein Verächter!“

„Ich hab' mich nie so drüber gefreut, daß wir reich sind, als jetzt, da Du drüber sein sollst.“

„Da thät' ich Dich nu gleich wieder küssen, wenn Du's leiden könntest. Aber so magst Du ja nicht.“

„Laß mir nur ein bissel Zeit. Ich muß mich in manches erst finden,“ sagte sie erröthend und mit einer Befangenheit, die verrieth, daß, obgleich ihr der Austausch von Zärtlichkeiten noch Ueberwindung kostete, es sie beglückte, daß er ihn suchte.

„Wir wollen nun weitergehen,“ sagte sie.

Es ging jetzt nach dem Schafstall und der Milchkammer. Die war ihr besonderer Stolz, und so mußte er sie auch ansehen. Hier gab es nun 'was von Gekicher unter den Mägden! Daß die Anna sich endlich auch einen Liebsten ausgesucht hatte, und einen so jungen, schneidigen obendrein, das wollte ihnen gar nicht in den Kopf. Sie warfen dem Wilhelm verliebte Blicke zu, und er machte ein paar Späße mit ihnen. Das würde ein leutseliger Herr! Die Anna stand dabei und lächelte.

Zum Abendessen kam der Alte wieder, aß, schwieg und stand wieder auf. Da ward dem Freier etwas schwül. An der Thür aber drehte sich der Bauer um und sagte kurz: „In acht Wochen ist Hochzeit! Dann aber macht bald, daß man 'en Erben besieht!“

Nun, ein Liebenswürdiger war er nicht und ein feiner auch nicht, — aber mochte er sein, wie er wollte, da er nur zustimmte!

Bald darnach fuhr der Freier ab, in den lachenden goldenen Abend hinaus.

Er hatte doch ein Heidenglück!

Vor drei Tagen noch hatte er die Hand, wie zum Scherz, nach dem stolzen Hofe ausgestreckt, — und heut hielt er ihn schon fest!

Und gut und brav war die Anna! Wenn er sich's recht gestehen sollte: so wirklich ehrlich verliebt in sie war er ja nicht. Die paar Jahre, die sie älter war, glichen zwar die hunderttausend Thaler, auf die der Alte geschätzt wurde, aus — aber ein bißchen lustiger und bethulicher hätt' er sie freilich haben wollen, und daß sie hübsch mit ihm geäugelt, ihn umhalst und gezittert hätte vor Glück, daß sie ihn kriegen sollte; ja, das hätte er gern gehabt, erstens weil es ihm gefiel, und zweitens weil er wußte, daß je größer die Zärtlichkeit eines Weibes, desto größer die Macht über sie ist.

Aber sie würde noch zittern vor Glück! Und er würde alles haben: Besitz und Macht und — das.

VI.

Pastor Wißmann, enthusiastisch, sanguinisch, ganz durchdrungen von der Aufgabe, sociale Schäden zu beseitigen, wo sie sich etwa zeigten, um sie nicht dem Socialismus zur Nahrung dienen zu lassen, stieß überall auf verwunderte und zähe Abneigung, wo er mit seinen Absichten hervortrat. Seine Antrittspredigt hatte ihnen sehr gefallen, aber diese Bauern waren so gewöhnt, was ihnen von der Kanzel gesagt wurde, nur als eine Art Ohrenkitzel zu betrachten, daß es ihnen gradezu unverständlich war, als ihr junger Pastor aus dieser Predigt Consequenzen für das Leben ziehen wollte. Ein neues Armenhaus zu bauen und sich zu erhöhten dauernden Steuern für die Armenpflege zu verpflichten, waren Dinge, die sie noch erwägen mochten, der Hülfs-Fonds gegen wirthschaftliche Unglücksfälle, dessen Gründung Wißmann ihnen zumuthete, aber erschien ihnen unerhört. Sie schüttelten die Köpfe zu seinen Ideen und schalten ihn hinter seinem Rücken einen Phantasten, der sich in Dinge mische, die ihn nichts angingen. Einzig der Brauer, der Zeitungen las und von jeher ein Freund von Projecten war, ging auf des Pastors Pläne ein, gerade ihm aber traute Wißmann nicht recht.

So konnte man den jungen Pastor oft nachdenklich oder sogar niedergeschlagen durch das Dorf wandeln sehen.

Das Zerwürfniß mit dem Hendrich war ihm sehr ungelegen. Zwar stand er recht herzlich mit seiner Tochter, die selber gekommen war, ihm ihre Verlobung mitzutheilen, und bei der Selbstherrlichkeit, mit der sie auf dem Hofe herrschte, mußte sie auch über ansehnliche Summen freie Hand haben, falls sie großherzig genug wäre, einen Theil davon zu gemeinem Nutzen zu verwenden; wie es aber sein würde, wenn ein neuer Herr das Verfügungsrecht überkommen hatte, das war nun wieder eine Frage.

So war er denn sehr erfreut, als ihm eines Tages, da er am Hofe vorüberkam, der Hendrich entgegentrat und ihn anredete.

„Wir sind neulich ein bissel aneinander gerathen, Herr Pastor. Nehmen Sie's nur nicht übel, sind Sie so gut! Und wegen dem Armenhause, da wird sich ja reden lassen.“

„Mag's vergessen sein,“ sagte Wißmann, der ahnte, welche Ueberwindung dem hochmüthigen Manne die Abbitte gekostet, und froh war, daß er ihn willfähriger wegen des Baues fand. Ganz durchschauen konnte er ihn nicht. Sonst hätte er gewußt, daß es dem Hendrich, der den Mann haßte, der gegen seine gewichtige Stimme gewählt worden, darum zu thun war, bei der Trauung und Hochzeit gut mit der Geistlichkeit zu stehen. Denn was sein Seelenheil betraf, so hatte Pastor Krüger ihm zu oft versichert, daß der Himmel ihn „sichtbarlich gesegnet“, als daß er noch an dessen Gnade gezweifelt hätte; außerdem aber hatte er erst vor einem Jahre durch Stiftung einer neuen Altar- und Kanzeldecke sich der göttlichen Geneigtheit versichert, und so mußte schon ein wichtiges und kirchlicher Feierlichkeit bedürfendes Familienfest in Aussicht stehen, wenn der Großbauer sich mit einer Abbitte zu nahe trat.

Vielleicht geschah es im Bewußtsein dieses Zusammenhanges der Dinge, daß Hendrich ganz gegen seine Art noch ein wenig den Unterhalter machte, indem er lobte, daß die Anna sich nun doch noch verthun würde, und erzählte, daß der Wilhelm nur noch die Gerste bei seinem Vater hereinbringen und dann zu ihnen ziehen werde, um die Weizenernte zu besorgen. Zu Michaeli, sobald die Stuben frisch hergerichtet sein würden, könnte sie der Herr Pastor zusammengeben. Dann versprach er nochmals, daß er der Braut zu Ehren schon etwas Ordentliches für die Ortsarmen lose machen wolle. So schieden sie.

Wißmann war herzlich froh. Wie auch hätte er ohne den reichsten Mann im Dorfe den geringsten von seinen Plänen ausführen können? Denn schon beschäftigte ihn ein neuer, nachdem er eingesehen, wie unpopulär seine Ideen mit dem Credit-Fonds gewesen waren.

Ein Stück hinter dem Pfarrgarten lag die Gemeindewiese, ein Stück Land von zehn Morgen Größe, an dessen Ertrag ein jeder im Dorfe sein Anrecht hatte, das indessen praktisch nur von den Armen in Anspruch genommen wurde. Jedes Dorf pflegte eine solche Wiese zu haben, und überall, das war bekannt, war sie das Ueberbleibsel der einst umfangreichen Ländereien, die den Gemeinden gehört hatten, ehe die Bauern zu Frohnarbeitern der Mächtigen gemacht, und die Gemeindegüter eingezogen worden waren. Reste dieser Allmenden hatten sich erhalten, mancher Orten sogar unter dem alten Namen, oder es hatte sich wenigstens in den Gemüthern der Anspruch an sie als eine Art Nutzungsrecht traditionell fortgepflanzt.

Das aber war sein Plan: diesen alten Besitz den Verarmten zurückzuerwerben, ihn den festen Händen des Reichthums und der Habgier zu entreißen, das heißt, durch freiwillige Abtretungen, zu denen er sie zu bestimmen hoffte, und zu einer Allmende im alten Sinne, zu einem Platze zu machen, auf dem alle Sättigung und ihres Lebens Nothdurft fänden.

VII.

Im Hendrichhof herrschte große Freude. Der Weizen in Wolfskehl war herein, die Wintergerste auch, Klee geschnitten, und die Frühkartoffeln waren geerntet. Als die Ochsen vor den Pflug gespannt wurden, um die Stoppelfelder umzuwenden, nahm der Königs-Urlauber Abschied von den Seinen, die nicht wenig stolz waren, daß er ein solches Glück mache, und ihm wohl tausend Grüße für Braut und Schwiegervater mitgaben, und fuhr von dannen.

In Rodau trat er nicht etwa mit leeren Händen an, brachte eine stattliche Truhe mit guten Kleidern und neuer Wäsche mit, dem Alten eine silberbeschlagene Pfeife und der Braut eine goldene Halskette, wie sie sich für eine Gutsbesitzerin von tausend Morgen schickte.

Die Anna hatte ihm eine Stube freundlich eingerichtet, einen Kranz über die Hausthür gehängt und, um ihm eine ganz besondere Freude zu bereiten, einen Pferdehändler ein Paßpferd zur Fuchsstute besorgen lassen. Es war nicht ganz so schön ausgefallen und einige Jahre älter als die Stute, aber es war ein Gespann, daß dem Herrn Husaren das Herz im Leibe lachte.

Der Bauer hatte den Schwiegersohn in der gewohnten Weise begrüßt. Er hielt ihn für einen Maulmacher und traute ihm nicht all das Gute zu, dessen er sich rühmte, und auch die Anna war in einiger banger Spannung, wie er sich anschicken werde. Denn, so gut er ihr gefiel, ein Mann, dem nicht die Arbeit die Seele des Lebens gewesen, der wäre in ihrer Achtung so gesunken, daß sie im stande gewesen wäre, ihn aufzugeben.

Aber da zeigte sich's denn bald, daß der Wilhelm nicht bloß wacker zugriff, sondern auch zäh und ausdauernd war, und daß er seine Sache gelernt hatte und sich klug und anschlägig erwies. Sein scharfer Verstand kam überall zu Tage, wenn aber die Arbeit gethan und das Tagewerk nicht gar zu anstrengend gewesen, auch seine gute Laune, sein Witz und seine Munterkeit, dann war er ganz der Unwiderstehliche vom Dorf, und sie vergab ihm gern seine Neigung zu Großsprecherei und die Portion Eitelkeit, die ihm zu eigen war.

Welcher Mensch ist auch ohne Fehler? Und wenn die seinen nicht schlimmer waren, so konnte man schon zufrieden sein.

Besonders verwendbar zeigte er sich im Verkehr nach außen, wo es sich um Ankauf und Verkauf von Getreide und Vieh handelte. Der Hendrich kümmerte sich um dergleichen nicht mehr, Anna aber war durch die Anschaffungen und Zurüstungen zur Hochzeit vollauf in Anspruch genommen, sodaß sie froh war, dem Bräutigam Ernte und Kaufgeschäft überlassen zu können, und der Bauer ließ seine hämischen Bemerkungen über den „Husaren“ so völlig verstummen, daß es wie ein beredtes Lob herauskam.

Wilhelm sah mit Vergnügen, wie er sich in Ansehen brachte, und das steigerte sein Selbstgefühl um ein gutes Stück, ja es gab ihm geradezu die Ueberzeugung, daß seine Person einen Besitz wie den, der ihm zufiel, durchaus aufwog. Und diese Auffassung war ihm sehr viel werth, sie hob die unangenehme Empfindung auf, die ihn manchmal überschleichen wollte, daß seine Verliebtheit in Anna gerade so lange gedauert hatte, als es ihn nach ihrem Erbe gelüstete, und er dessen noch nicht ganz sicher war. Alle Mühe, die er sich bisweilen gab, dieses Gefühl wieder aufzufrischen, wollte ihm nicht recht glücken. Er schätzte und bewunderte sie in ihrer Weise, er war ihr auch zugethan, aber etwas wie wirkliche Zärtlichkeit empfand er nicht für sie. Jedenfalls nicht genug, als daß ihm, der einen starken Sinn für das weibliche Element hatte, andere Mädchen gar nicht mehr hätten gefallen sollen. Er nahm sich das übrigens nicht übel, er hätte den einen Narren genannt, der die Augen vor einem hübschen Gesicht zumachte. Und einmal ein Scherzwort, einen Händedruck, das sollte ihm auch keiner verwehren, das galt ihm Herrenrecht; wenn aber eine so thöricht war, mehr darauf zu geben, als er meinte, so war der Schaden ihr.

Es war an einem schönen August-Vormittag, als Wilhelm Reiner, von einem Viehkauf heimkehrend, im Gasthof zu Merzdorf einsprach. Er trat zuerst in die Schenkstube, sah sich, da er sie leer fand, im Hofe um und ging endlich in den Garten, vielleicht, daß sich dort etwas Gesellschaft fände.

Es war ein sehr schöner Garten, der Rest eines freiherrlichen Parkes, von riesenhohen Linden eingefaßt, mit vielen Lauben und dichtumschatteten Plätzen und den Ueberbleibseln ehemals wohlgepflegter Boskets. Er wählte einen Tisch, hinter dem her man einen herrlichen Ausblick auf eine Hochebene hatte, auf der der volle Glanz der Vormittagsonne lag.

Der Wirth selbst brachte in Würdigung des tadellosen Gespannes, das vor der Thür hielt, den bestellten Imbiß und das schäumende Bier heraus und sagte einiges über das Erntewetter und dann über das Wetter überhaupt. Sein Gesicht gefiel aber dem Wilhelm nicht, und so ließ er ihn kurz ablaufen, so gern er sonst ein bißchen geschwatzt hätte.

Als er sich gesättigt, schob er den Teller fort, stützte die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Hände und sah hinaus auf das Feld, wo ein Pferd und ein Ochse zusammengeschirrt vor dem Pfluge gingen, den ein Mann lenkte, während das ungleiche Gespann von einem halbwüchsigen Mädchen geführt wurde. Die Gruppe war weit entfernt und außer einem Hunde, der im Hofe herumlag, das einzige Lebendige, was zu sehen war. In dem Beschauer aber war das satte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Behagen, dem es doch in der Sattheit noch nicht ganz wohl ist, und das noch nach irgend etwas verlangt, obschon es nicht weiß wonach. Er dachte daran, eine Cigarre anzuzünden, und ließ es dann, überlegte, ob er sich noch eine Frühstückswurst bestelle, und ließ auch das. Es war ihm, als müsse jetzt eine Leier ein fesches Stück aufspielen oder ein Kamerad vom Regiment hereintreten, der Willert-Fritz zum Beispiel, der ihn wegen des Königs-Urlaubs so riesig beneidet hatte, und dem er jetzt von seiner reichen Heirath hätte erzählen wollen, daß der nicht gewußt, wohin vor Neid. Aber die Leier kam nicht und der Willert-Fritz auch nicht, und so beschloß er denn eben, wenigstens das Bier auszutrinken und sich noch einen Schnitt kommen zu lassen, als er das Glas wieder hinsetzte und aufhorchte.

„Mei Schatz is a Reiter
A Reiter muß sein, —"

Es war eine reizende, helle, frische Stimme, die das alte Lied sang und dann plötzlich abbrach, weil sich eine zweite Stimme im Bariton dazugefunden hatte.

„Na, immer frisch!" rief die zweite Stimme vergnügt. „Also: Trallarallala la. Wo steckt denn die Amsel?" Er war aufgestanden und vor den Tisch getreten. „Aha, dort hinten! Kommen Sie doch 'mal her und bringen Sie mir eine Frische, Gretel." Und damit trank er das Glas aus.

Wer jetzt herankam, nachdem ein Stück weiße Wäsche, die glattgelegt werden sollte, in einen Korb geflogen, war ein reizendes Mädchen von vielleicht neunzehn Jahren, nicht sehr groß, schlank und zierlich, mit sehr weißem Gesichtchen, aber dunkelbraun von Haar und Augen.

Das war etwas nach seinem Geschmack. Er sah sie sehr vergnügt an, und sie lächelte auch. Das war seine Art, die Rasse, zu der er gehörte, und die gefiel ihm immer am besten.

„Was? Giebt's hier so 'was Adrettes? Ich dachte, im Gebirge find't man bloß die blonden Dickköppe."

„Sind Sie auch nicht von hier?"

„O nein, ich bin aus der Strehlener Gegend."

„Und ich aus der Jauer'schen."

„Nu, das ist nicht zu weit." Und dabei hielt er das Bierglas, das sie unten gefaßt hatte, um es ihm abzunehmen, am Henkel fest, that, als ob er es loslassen wollte und zog es wieder zurück, dann ließ er es ihr doch, und sie schlüpfte davon.

„Ist das ein niedlicher Racker, ist das ein Eichkätzel!" schmunzelte er für sich hin.

Bald kam sie wieder.

„Nu aber hübsch zutrinken, daß mir's auch schmeckt!" Da trank sie einen Schluck, lachte und hielt es ihm hin. Er drehte das Glas um, um an derselben Stelle zu trinken und sah sie dabei an. „So muß's sein! Holen Sie doch Ihr Waschkörbel her, Gretel, das können Sie ja auch hier machen."

Sie zögerte, als wolle sie nochmals gebeten sein, und da er das that, lief sie fort und kam mit dem Korbe wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschafts-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe Seite 35 der Moden-Nummer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

„Mahnruf an die Mütter" von einer Mutter, und **„Der Richter zwischen Mann und Weib"** von Natalie v. Milde. — Wachsendes Interesse und Verständniß für die wohlbegründeten Bestrebungen der Frauen sind seit kurzem in gesellschaftlichen Kreisen zu beobachten, die früher nichts von dieser „abschreckenden Emancipation", wie sie es bezeichneten, wissen wollten, theils aus Unkenntniß der zu verbessernden Zustände, theils aus Mangel an Gemeinsinn, oder, weil sie es für „unpassend" hielten, auch wohl zu bequem zur Beschäftigung mit so ernsten Fragen waren. Nun haben sich in diesen Kreisen einige Frauen gefunden, die mit voller Kraft die Forderungen der Mitschwestern unterstützen. Eine von ihnen legte ihre Ansichten und Gedanken in einer Broschüre nieder, deren Titel lautet: „Mahnruf an die Mütter" von einer Mutter. Berlin, SW, Friedrichstr. 52/53, Georg Nauck (Fritz Rühe).

Die Verfasserin lenkt die Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Erziehung des Sohnes hin. In dem gegenseitigen Verhältniß verlangt sie das unbeschränkteste Vertrauen von dem Sohne, von der Mutter dagegen das feinfühligste Verständniß seiner Empfindungen und ganz besonders die unverhüllte Kenntniß all jener Gefahren, denen die heranwachsenden Söhne leider in überhandnehmender Weise ausgesetzt sind.

Mit warmer Empfindung und zartem Takt zeigt die „Mutter", durch Hinweis auf die Naturgeschichte des Pflanzen- und Thierreiches, wie gesunde Ideen in dem jugendlichen Gemüthe entwickelt werden können und dadurch für eine moralische Grundlage gesorgt wird. Die Verfasserin appellirt an das erzieherische Pflichtgefühl der Mutter, die oft an Stelle des vielbeschäftigten Vaters die Rolle der Beratherin und Schützerin des Sohnes zu übernehmen hat. Im weiteren giebt Verfasserin einige Briefe aus dem Tractätchen der englischen Gesellschaft des weißen Kreuzes, wonach dem Sohn auch der Vater als treuer Mentor zur Seite stehen soll, und jenem die große Verantwortlichkeit vor Augen zu führen hat, die er als würdiger Vertreter seines Geschlechtes zu tragen berufen ist.

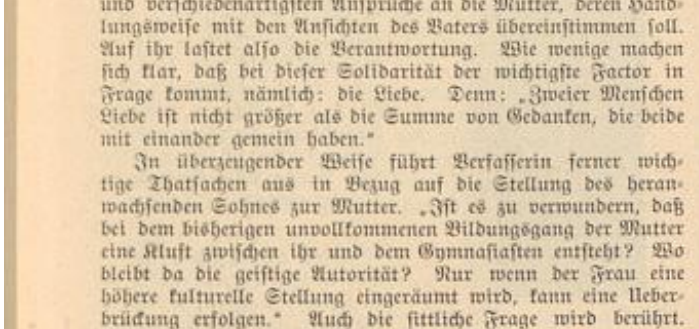
In einer zweiten Broschüre: „Der Richter zwischen Mann und Weib" (Weimar, Hermann Weißbach) widmet Natalie v. Milde der häuslichen Erziehung besonders breiten Raum. Sie beantragt eine gediegenere Vorbildung der Frau, um neben ihrem Mutterberuf in besserer Weise den pädagogischen Pflichten nachkommen und den Kindern fürs Leben eine gleich wichtige Stütze sein zu können wie der Vater. Sie ist es, die den geistigen Keim in das weiche Kindergemüth legt und ihm Richtung giebt. Das Kind macht bereits im frühesten Alter die größten und verschiedenartigsten Ansprüche an die Mutter, deren Handlungsweise mit den Ansichten des Vaters übereinstimmen soll. Auf ihr lastet also die Verantwortung. Wie wenige machen sich klar, daß bei dieser Solidarität der wichtigste Factor in Frage kommt, nämlich: die Liebe. Denn: „Zweier Menschen Liebe ist nicht größer als die Summe von Gedanken, die beide mit einander gemein haben."

In überzeugender Weise führt Verfasserin ferner wichtige Thatsachen aus in Bezug auf die Stellung des heranwachsenden Sohnes zur Mutter. „Ist es zu verwundern, daß bei dem bisherigen unvollkommenen Bildungsgang der Mutter eine Kluft zwischen ihr und dem Gymnasiasten entsteht? Wo bleibt da die geistige Autorität? Nur wenn der Frau eine höhere kulturelle Stellung eingeräumt wird, kann eine Ueberbrückung erfolgen." Auch die sittliche Frage wird berührt. Die Mutter wird zur Rechenschaft gezogen über die moralischen Fehltritte ihrer Söhne, weil sie nicht rechtzeitig als Erziehende, Belehrende und Warnende auftrat.

Nach einigen etwas abschweifenden Gedanken geht Verfasserin nun zu religiösen, sowie philosophischen Betrachtungen bei Behandlung ihres Themas über, und als End-Resultat stellt sie wiederum das Kind hin, als einzigsten Zeugen dessen, was vereinte Elternkräfte in eines jungen Menschen Herz und Geist zu legen vermögen, und wie diese beiden zur Förderung und Hebung der eigenen und noch folgenden Generation gepflegt und verwerthet werden müssen. H. Lehnert.

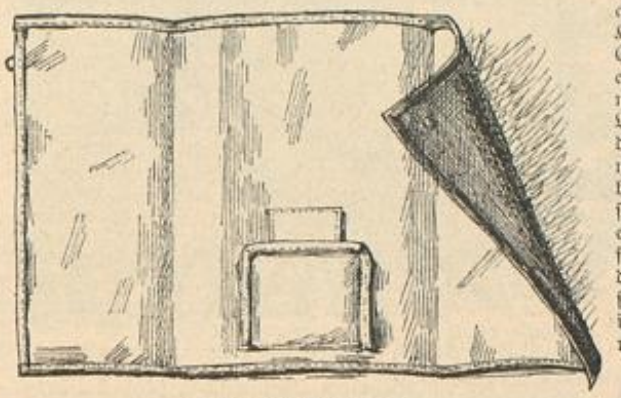
Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Beinkleid. — Der Vorschlag des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung, an Stelle der bisher üblichen zwei oder drei Unterröcke ein Paar warme, geschlossene Beinkleider zu tragen, findet in weiten Kreisen lebhaften Anklang. Vielfach fängt man an zu erkennen, welche überflüssige Stoffmenge wir mit unseren Unterröcken an uns herumgetragen. Steht doch die Schwere derselben in gar keinem Verhältnisse zu dem geringen Maß von Wärme, das sie dem Körper zu geben vermögen, weil sie Erkältungen von unten her durchaus nicht verhindern können. Die geschlossenen Beinkleider hingegen, — aus wollenen oder seidenen Stoffen mit Flanellfutter gefertigt, — gewähren selbst im Winter vollkommenen Schutz gegen die Kälte und erleichtern das Gehen und Ausschreiten ganz wesentlich. Dabei ist unter einem geschickt gearbeiteten Kleiderrock das Fehlen der bisher stützenden Röcke gar nicht zu bemerken. — Selbstverständlich müssen die Beinkleider an das Corset oder Leibchen geknöpft werden, wodurch jede unnütze Belastung der Hüften vermieden wird. M. P.



Schnitt-Methode zum Reform-Beinkleid.

Um den Leserinnen die Möglichkeit zu bieten, die in voranstehender Notiz von Frau Margarete Pochhammer, der Vorsitzenden des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung, so warm empfohlenen Reform-Beinkleider selbst anfertigen zu können, geben wir neben der Darstellung auch die Schnittform. Vorderer und hinterer Beinkleidtheil (a u. b) sind je in doppelter Lage aus Oberstoff, — hier grauer Tuch-Flanell, — und aus


Decke mit Fußtasche.

Futterflanell, Barchent oder Seide, zuzuschneiden. Futter und Oberstoff werden dann für jeden Beinkleidtheil einzeln an Innennaht nach Stern und Doppelpunkt, die Außennaht von Kreuz bis Punkt vereint, worauf man beide in einander schiebt; der 3 cm breite Saum des unteren Randes nimmt ein der Weite unter dem Knie entsprechendes Gummiband auf. Feine Linien am vorderen und hinteren Ausschnitt der Beinkleidtheile bezeichnen für den rechten Theil das Untersteppen einer Knopflochpatte aus doppeltem Futterstoff, für den linken das Untersetzen eines Futterstreifens für die Knöpfe. Nur von Stern bis Doppelpunkt vereint man beide Theile, im übrigen bewirkt die Knöpfvorrichtung den vollständigen Schluß. Ein bundartiger Futtertheil, für den ebenfalls feine Linien auf der Schnitt-Methode vorhanden sind, sichert den oberen Rand des Beinkleides. D. Red.

Decke mit Fußtasche. — Leidenden älteren Personen, die viel zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen sind, dürfte eine mit Fußtasche versehene Decke von großem Werth sein. Bei dem Gebrauch derselben wird das lästige Bücken und Einwickeln der Füße gänzlich vermieden, was für Kranke von größter Wichtigkeit ist, vor allem für solche, die an Gicht und Rheumatismus leiden, und die durch steife und schmerzende Glieder in der leichten und freien Bewegung gehindert sind.

Ein dicker Fries von dunkler Farbe, wie man ihn zu Fensterdecken verwendet, in 175 cm Länge zu 150 cm Breite, ergiebt die Decke, weicher, starker Flanell, das Futter. In der Mitte der einen Längsseite des Futters, etwa 20 cm vom unteren Rand entfernt, wird die kleine Fußtasche von 40 cm Länge und 40 cm Breite angebracht; sie ist wattirt und innen und außen mit Flanell überzogen. Bevor man die Tasche aufsetzt, bekleidet man jene Stelle des Futters, auf welcher die Füße später hin- und hergleiten, mit einem Stück dicken baumwollenen Flanells, sogenanntem Kalmuck, der unverwüstlich ist. Dieser „Schoner", der etwas schmaler als die Tasche selbst, aber ungefähr doppelt so lang sein kann, wird ebenfalls dick wattirt und mit der Maschine festgenäht. Dann erst setzt man die vorher mit Borte eingefaßte Tasche etwas hohl stehend auf.

Die äußere rechte Seite der Decke, der Fries, wird auch mit einem kleinen Schoner versehen, da, wo die Decke mit den Füßen den Fußboden, resp. das Fußkissen berührt. Dieser äußere Schoner muß die Größe der Fußtasche haben. Erst wenn auch dieser festgenäht ist, heftet und näht man das Flanellfutter und den Friestheil auf einander. Entweder werden die Ränder verstürzt verbunden oder mit einer breiten Borte eingefaßt. — Die Decke ist so groß bemessen, daß sie fest auf dem Sitz liegen und ganz um den Sitzenden gelegt werden kann. Die Maße sind für größere und stärkere oder für kleinere Personen zu verändern. Zum sichern Schluß lassen sich am Rande Knöpfe und Band-Oesen anbringen.

Reform-Beinkleid.

Eine weitere Annehmlichkeit würde eine Tasche bieten, die kleine Gegenstände sicher aufnimmt. Dieselbe könnte der vorderen, rechten Innenseite aufgesetzt werden. Fingerhut, Schere, Brille, das Strickgarn, die Schachtel mit den Hustenpastillen und endlich das oft gesuchte, sich stets versteckende Taschentuch, — all diese Gegenstände, die so leicht vom Tischchen oder Fensterbrett heruntergleiten, finden hier ihren sicheren Platz. Nicht immer ist die helfende, liebevolle Hand gleich zur Stelle, die die Flüchtlinge zurückbringt. Cl. St.

Abonnentin in K..z. — Chronische Nasenröthe zu beseitigen, ist meistens möglich, manchmal durch Elektricität. Diese muß aber von kundiger Hand angewendet werden; — der Gerold'sche Apparat ist nicht geeignet dazu. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

Ein Bilderbuch. — Es giebt heute gar viele Bilderbücher, eines prächtiger als das andere, aber sie sind doch alle mehr oder minder kostspielig, während jenes, welches wir meinen, mit sehr geringen Auslagen anzufertigen ist. Es wird aus all den Bildchen hergestellt, die schon seit Jahren in fast allen Kaufläden ausgetheilt werden, zu Empfehlungen von Kaffee, Cacao, Liebig's Fleisch-Extract 2c. Man kann diese Bilder in ein beliebiges Buch oder Album kleben, besser ist es aber, wenn man sie auf gleichmäßig zugeschnittenen Shirting- oder Leinwand-Blättern befestigt. Der Stoff muß natürlich durch größere und kleinere Bilder ganz verdeckt werden, was nicht schwer hält, da man letztere in allen Formen und Größen bekommt. Die einzelnen Blätter werden dann sauber zusammengeheftet und in eine alte Mappe oder in den Deckel eines verjährten Kalenders gebunden, dessen Vorderseite gleichfalls mit einem Bildchen verziert wird. So entsteht, wenn die meist künstlerisch ausgeführten Bilder in hübscher Reihenfolge zusammengestellt sind, ein farbenreiches, originelles Buch, in dem, schon seiner Mannigfaltigkeit wegen, unsere Kleinen nicht müde werden zu blättern. Ch. Th.

Junge Mutter. — Für Ihr vierjähriges Söhnchen wäre als passendes Geburtstags-Geschenk der Anker-Steinbaukasten von F. Ad. Richter & Co. zu empfehlen, den Sie in jedem größeren Spielwaren-Lager kaufen. D. Red.

Geselligkeit.

Tischkarten mit Brandmalerei. — Neben den vielen käuflichen Tisch- und Menu-Karten erfreuen selbstgefertigte unsere Gäste stets am meisten. Die dargestellten Vorlagen, — kleine Streifen aus weißer Pappe von 13 cm Länge zu $3^1/_2$ cm Breite für die eigentliche Karte, die an einem Ende, der Blume oder Blatt-Contour entsprechend, ausladet, — lassen sich nach Belieben durch Darstellung anderer Blumen oder Blätter vermehren, sodaß jeder Gast eine andere Form erhält.

Tischkarten mit Brandmalerei.

Man schneidet die vorgezeichnete Karte, den Contouren folgend, mit scharfem Messer aus, brennt hierauf die Umrisse mit flachem Stift, womit auch die Kanten gebräunt werden, und führt nun die Adern und die innere Zeichnung des Blattes oder der Blume aus, die man schließlich mit Aquarell-Farbe in ihren natürlichen Farben übermalt. E. F.

Neue Form für Fest-Prologe. — In Venedig, der Heimat des in immer neuen Gesichtern lachenden Carneval-Scherzes, war ich Zeuge einer höchst eigenartigen Wiedergabe des Prologs, der in einem Privathause scenische Aufführungen auf einer kleinen Saalbühne einleiten sollte. Der Vorhang, auf den die Klingel die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet hatte, wurde nicht aufgezogen, sondern aus seiner oben und unten zugesteckten Mitte schob sich ein reizender Mädchenkopf! — Reizend? — — Eigentlich nein! — Doch komisch, urkomisch waren die Augenbrauen zu einem mächtigen Dreieck gezeichnet, zwischen denen etwa eine markstückgroße, schwarze Sonne als „Schönheitspflästerchen" strahlte; schelmisch, berückend und voll kecker Laune blitzten darunter die veilchendunklen Augen, lachte das Mündchen in dem ihn umgebenden pikanten schwarzen Sternenkranz aus kleinen Schönheitspflästerchen, der mit der Stirnsonne kokettirte. Das venezianische Rothgold des lockig geknoteten Haares war ganz leicht gepudert und von einem schwarzrothen Narrenmützchen gekrönt, dessen Schellenbehang lustig nickte. Das so ausgeputzte Köpfchen, das alle üblichen Schönheitsansprüche scheinbar unbeachtet ließ, und das, auf der riesengroßen, steifgestärkten Rundung eines weißen Pierrot-Kragens ruhend, allein von der ganzen Person sichtbar war und dabei gar nichts zu wollen schien, als durch seine kecke Komik lachen zu machen, war aber auch ein kluges Köpfchen: Es lag ein gut Theil fein berechneter Koketterie in all diesem Grotesken, sodaß das niedliche Mädchengesicht selbst durch so viel lächerliche Bizarrerie nicht entstellt, sondern nur unendlich pikant, eigenthümlich reizvoll werden mußte! Ein fröhlicher Sturm von Beifall tönte, nachdem die kurzen, keck und lustig von den Lippen sprudelnden Verse gesprochen waren und der weiße Tellerkragen mit seiner Auflage blitzschnell wieder hinter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem Vorhang verschwand. Die originelle Idee: eine wohl in allen Formen verbrauchte Personification des erklärenden Prologs auf diese Weise neu zu beleben, war der ganzen Gesellschaft unbekannt und ist wohl der Nachahmung werth! J. v. d. L.

Frau von M. in K. — Lustige Carnevals-Kostüme lassen sich aus Seidenpapier und japanischen Bildchen sehr wohl herstellen; bequem und ebenso originell sind jedoch die von Siegfried Lamm, Berlin C, Breitestr. 1, in den Handel gebrachten Maskenstoffe aus Baumwolle und Seide, die auf einfarbig blauem, gelbem, schwarzem, rothem Grunde allerlei scherzhafte Darstellungen in bunten, doch nicht schreienden Farben zeigen. Wir möchten Ihnen rathen, sich von der Firma Proben schicken zu lassen. Die Preise sind, dem Zweck entsprechend, mäßig. D. Red.

Häusliche Kunst.

Wiegendecke. Malerei auf Sammet. — Die Technik dieser ebenso wirkungsvollen, wie lohnenden Kunstarbeit ist so einfach, daß sie bei einigem Farbensinn auch ohne besonderes Talent ausgeführt werden kann. Für Decken, Kissen, Pompadours, auch zur Verzierung von Theater-Kragen, Kleidereinsätzen und Bändern eignet sich diese Art der Malerei ganz prächtig. Die dargestellte Decke aus weißem Sammet ist mit Heckenrosen in natürlichen Farben bemalt; — ein 6 cm breiter Volant aus mattrosa Seide umgiebt die 50 cm im Quadrat messende, mit gleicher Seide gefütterte Vorlage. Als Material ist nur weißer Velvet bester Qualität zu verwenden; die präparirten losen Farben in Glasbüchsen und der Fixir-Apparat sind für 8 M. käuflich. Nachdem man den Sammet mit Reißnägeln faltenlos auf einem Brett befestigt hat, giebt man nach einer Vorlage die Umrisse der Zeichnung auf Pauspapier an und durchsticht dieselben auf der linken Seite dicht mit einer feinen Nadel. Die auf diese Weise erlangte Schablone, die wiederholt benutzt werden kann, legt man, mit der linken Seite nach oben, auf den Sammet und reibt mit einem Wollbäuschchen etwas lose Umbra leicht darüber. Nachdem die Schablone dann sorgfältig abgenommen ist, zieht man die Umrisse mit feinem Pinsel in natürlichen Farben nach, zu welchem Zweck etwas Farbe auf einer Porzellan-Palette mit Spiritus angefeuchtet wird. Durch leichtes Abklopfen mit einem reinen Tuche entfernt man die Umbra. Das Ausmalen der nun sichtbaren farbigen Umrißzeichnung geschieht mittelst Estampen, die in jeder Papierhandlung käuflich sind; zwei von mittlerer Stärke aus Leder und zwei

Wiegendecke. Malerei auf Sammet.

Kochgeschirr mit Nickelrand.

feine aus Papier genügen, doch säubere man dieselben nach der Benutzung durch Abreiben mit einem trockenen Tuche. Die Mischung jeder Farbe muß vor dem Auftragen in einem Schälchen vorgenommen werden. Man nehme mit der Estampe etwas von der Farbe und reibe diese sorgfältig in den Sammet, dabei aufmerksam der Vorlage folgend. Die Estampe ist schräge zu halten, da die leichte seitliche Reibung gleichmäßige Flächen giebt; durch das Aufdrücken mit der Spitze würden Flecke entstehen. Hellere Töne und Schatten sind durch geringeres und stärkeres Auftragen der Farben zu erzielen; Lichter läßt man weiß. Um sehr dunkle Stellen und Töne zu markiren, nehme man noch einmal den Pinsel zur Hand und male mit der in Spiritus aufgelösten Farbe kräftig nach. Ist die Arbeit fertig, so wird sie noch drei bis fünf Minuten dem Spiritusdampf der kleinen Fixir-Maschine ausgesetzt. E. L.

Fürs Haus.

Lampenschirm aus japanischen Servietten. — Je nach der Größe der Lampe, für welche der Schirm bestimmt ist, heftet man vier bis sechs etwa 35 cm große japanische Serviettchen, — weiße mit farbiger Kante, — in der Runde zusammen und reiht dieselben sowohl vom oberen wie vom unteren Rande beliebig weit entfernt ein. Nun heftet man diese eingekrausten Servietten, gut vertheilt, auf eine runde, ringsum ausgezackte Form aus doppelter rother Gaze, indem man wohl acht giebt, daß der mittlere Ausschnitt darin für den Cylinder nicht allzu beengt wird. Ein Seidenschnürchen, das man beliebig eng oder weit ziehen kann, läuft unter dem durch doppelte Gaze gesicherten Rand des Ausschnittes. Der hübsche Lampenschirm ist schnell und billig hergestellt; natürlich kann der Gaze-Fond durch leichten rothen Seidenstoff ersetzt werden. E. S.

Lampenschirm aus japanischen Servietten.

Patent-Sicherheitsschloß. — Neben dem gewöhnlichen Thürverschluß pflegte man bisher noch die Sicherheitskette oder ein Doppelschloß anzubringen, die ungebetenen Gästen das Eindringen in die Wohnung erschweren sollen. Das neue Patent-Sicherheitsschloß von R. Rothenstein vermittelt einen vierfachen Verschluß der Thür und macht somit den etwas umständlichen Kettenverschluß überflüssig. Das Patent-Sicherheitsschloß wird so über dem Thürschloß angebracht, daß der sehr lange Sicherheitsschlüssel durch beide Schlüsselöffnungen zugleich führt und neben dem Corridor-Schloß das Patent-Schloß, somit also auch die Thür diebessicher verschließt. Ein Oeffnen durch Dietrich ist bei der Länge des Durchschlusses sowohl, als durch das unsichtbare Anbringen des Patent-Schlosses im Innern der Thür unmöglich. Prospecte durch die unter „Bezugsquellen" genannte Firma. E. S.

Neue Hausgeräthe. — Besonders praktisch fanden wir einen Zimmerbesen, der darin von der üblichen Form verschieden ist, daß seine oberen Borstenreihen ringsherum um 3 cm gegen die unteren 8 cm langen Borsten zurückweichen. Es wird damit beim Ausfegen des Fußbodens das gleichzeitige Säubern der vorspringenden Scheuerleisten, sowie der ausgeschweiften Möbelfüße ermöglicht.

Eine Schrankbürste mit einer 30 cm langen dreifachen Borstenreihe, die sich oben der Rundung des 114 cm langen Stieles anschließt, bewirkt ein bequemes Fegen unter Schränken in teppichbelegten Zimmern, ohne dieselben von der Stelle heben zu müssen, und greift mit seiner Borstenrundung in schwer erreichbare Ecken ein, indem er zugleich nach oben hin den Staub entfernt. A. H.

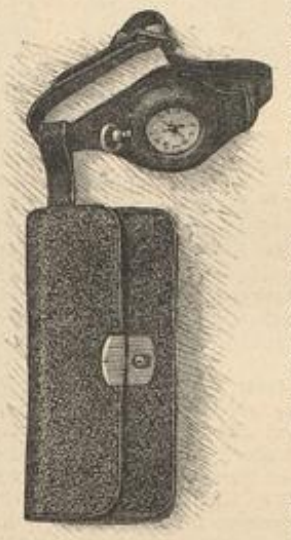
Kochgeschirr mit Nickelrand. — Das beliebte französische, irdene Kochgeschirr hat sich im Gebrauch so gut bewährt und so allgemeine Aufnahme gefunden, daß es seit kurzem in schüsselartiger, nickelplattirter Umrandung auch auf dem Speisetisch erscheinen darf. Damit ist die Annehmlichkeit verbunden, die Speisen direct vom Feuer serviren zu können. Der Rand der innen glasirten, 24 cm im Durchmesser haltenden Topfform greift um einige Centimeter über den durchbrochenen, 10 cm hohen, auf einem Untersatz befestigten Nickelrand hinaus. Dieser nimmt den irdenen, durch Deckel verschlossenen Kochtopf auf, dessen beide Henkel in die seitlich angebrachten ovalen Ausschnitte eingreifen. A. H.

Zimmereinrichtung.

Meines Töchterchens „Bauernstübchen". — Als mein kleines Mädchen heranwuchs und endlich das respectable Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, richtete ich ihr ein eigenes Zimmer neben unserem Schlafzimmer ein. Eine aus den überflüssigen Möbeln der anderen Räume zusammengetragene Einrichtung wollte mir aber gar nicht recht gefallen, und den Gedanken, eine neue, entsprechende Einrichtung anzuschaffen, verwarf ich aus pecuniären und vor allem aus pädagogischen Gründen, um meine Tochter nicht zu verwöhnen. So verfiel ich auf die Idee eines Bauernstübchens, das den Sinn für das Einfache wach erhalten sollte, gegenüber den verfrühten ungesunden Luxus-Gewöhnungen unserer heutigen Instituts-Kinder. Das fertige Werk, ein Weihnachtsgeschenk, — die Kleine wurde zu dem im neuen Stübchen brennenden Christbaum geführt, — veranlaßt fortgesetzt eine so mädchenhaft-kindliche Freude, daß ich wohl wünschte, es möchte für andere heranwachsende Mädchen eine ähnliche geschaffen werden. Hier mein Recept dazu: Die schlechte Tapete ließ ich hell graublau mit blaßrothen Eckfriesen, Thüren und Fenster weiß streichen. Die nur aus Tannenholz gefertigten Möbel, — Bettlade, kleiner Wäscheschrank mit Schublade für Schreibereien, Arbeitstisch, Nachttischchen, zwei Stühle, Fenstertischchen, — wurden mit blaßblauer Oelfarbe gestrichen, von mir mit hellrothen und rosa, meist etwas überlebensgroßen Rosen bemalt und mit französischem Firniß lackirt. Die Malerei führte ich nicht in der süßlichen „mille fleurs"-Manier aus, die kleine Blumen verstreut anbringt, sondern in ziemlich derbem Stil und mit jener naiven Regelmäßigkeit in den Ecken und Mittelstücken, die wir noch an alten Truhen und Schränken in reichen Bauernhäusern finden. In den Thür- und Schrankfüllungen und an den Möbelrändern zog ich mit Hülfe des Lineals einen feinen rothen Strich. Die etwas vorspringende Platte des nur 125 cm hohen Wäscheschränkchens ist von einer handbreiten Galerie umrandet, deren Spitzchen ich roth strich, wie sie die Renaissance aus der altdeutschen Bürgerstube entnahm; ebenso ist das für Bücher dienende Wandbrett gehalten. Der Arbeitstisch ist der „Schragentisch" der alten Bauernstube: die 105 zu 70 cm große Platte ruht auf 10 cm breiten Leisten, die kreuzweise zusammengeschraubt sind. Die Stühle haben die auswärts stehenden, gedrehten Füße des Bauernstuhls. Auf ebensolchen Beinen steht der 38 cm im Quadrat messende, 46 cm hohe Kasten des Nachttischchens, der sich nach oben um einige Centimeter verjüngt, wie auch das einfache Wartburg-Tischchen, das mit der Näh-Schatulle auf der Estrade in der Fensternische steht, und von einer kleinen Epheu-Laube umgeben ist. Der von blauweißem Satin umspannte Schuhkasten, mit blau gestrichener Platte, dient als Waschtisch (blauweißes Porzellan) darüber ein kleiner Spiegel in blau gestrichenem Tannenholz-Rahmen mit hellrother Großmutter-Schleife und der Ruthe dahinter. Die weiße Bettdecke ist mit weißen und rothen Sternen bestickt. Weiße Mull-Gardinen, oben mit breiter Großmutter-Rüsche, hängen ganz gerade herab; die Wände endlich schmücken einige rosenbemalte Spruchtafeln, z. B. über dem Bett: „Herr lehr' mich heut', was ich thun soll, zu welcher Zeit und wie's gerathe wohl." Eine „Puppenecke" besteht aus einem, auf drei Seiten mit einer Galerie umgebenen, auf handhohen Pflöcken ruhenden, blaugestrichenen Brett. Um der „dringenden Nothwendigkeit", eine Freundinnen-Chocolade im eigenen Stübchen geben zu können, nachzukommen, soll der nächste Geburtstag einen nur während des Tages vorzuziehenden blauen Bettvorhang bringen und ein eigenes Service, wozu ich weißes Porzellan mit Rosen und blauen Linien bemale und es in einer Fabrik brennen lasse. Dasselbe soll auf einem blauen Servir-Brett auf dem Galerie-Schränkchen stehen und für gewöhnlich mit einer blau gestickten Leinendecke bedeckt werden. Natürlich kommt noch eine ebensolche für den Tisch und das bei der Einladung als Servir-Tisch dienende Wartburg-Tischchen dazu. Isa von der Lütt.

Allgemeines.

Leder-Armband mit Uhr und Sicherheitsbörse. — Dem praktischen Erfindungsgeist der Engländer verdanken wir ein neues Toiletten-Requisit, — eine Sicherheitsbörse, die, mit einem Lederriemchen um den Mittelfinger, mit einem zweiten um das Handgelenk geschnallt, in der linken Handfläche ruht. So lange unsere Damen auch auf den sicheren Verschluß der Börse achten, dürfen sie überzeugt sein, das Geld nie anders als freiwillig aus der Hand geben zu brauchen; selbst der findigste Dieb wird kaum im stande sein, den sicher in der „Linken" gehüteten Schatz zu entwenden. M. B.



Leder-Armband mit Uhr und Sicherheitsbörse.

Gothaer Spitzen. — Die Leitung des Vereins zur Herstellung der Gothaer Spitzen (siehe Leserkreis vom 15/1 97) ruht in Händen der Frau Maria Kretzschmar, Gotha, Schloßberg. Anfragen und Bestellungen sind an Frl. H. Storbeck, Berlin, SW, Wilhelmstr. 139 zu richten. D. Red.

Stoff aus Chap-Seide. — Vor einigen Jahren kaufte ich in Ostritz, Sachsen, bei Oscar Kleinert einen aus Chap-Seide und Baumwolle gewebten feinen Stoff, der zu Nachthemden sich vorzüglich bewährt. Leider wird derselbe, da die Fabrik in andere Hände überging, nicht mehr erzeugt und ist in Ostritz nicht erhältlich, wo nur die Canevas-ähnlichen Stoffe für Touristen-Hemden hergestellt werden. Kann mir jemand freundlichst eine Adresse dafür angeben? Baronin B. in T. bei Wien.

Weben von gezupfter Seide. — Wo kann man gezupfte Seide in den verschiedensten Farben zu Decken weben lassen? Frau E. Gr.

Frau v. S. in Metz. — Wir finden es sehr begreiflich, daß Sie Sich ebenfalls lebhaft für die reizende Spielküche interessiren, die wir in der Nr. vom 15/12 96 dargestellt haben. Sie können sämmtliche Theile derselben entweder von Fr. Pfrommer, Stuttgart, Hirschstraße, oder von A. Manus, Berlin W, Leipzigerstr. 134 pt., beziehen, nicht aber von Gebr. Märklin u. Co., Göppingen, wie es irrthümlicher Weise in der betreffenden Nummer angegeben war. D. Red.

Frau Professor St. in O. — Angesichts der herrschenden Nothlage unter den Handwebern machen wir Sie vor allem aufmerksam auf die Erzeugnisse des Thüringer Webervereins zu Gotha. Für die Echtheit und Dauerhaftigkeit der von dem Verein bezogenen Waren wird Bürgschaft geleistet; die Preise sind durchaus mäßig. D. Red.

A. F. in Lugos. — Die Staniol-Fabrik von Arthur Wolff in Breslau kauft altes Staniol. A. H.

Wißbegierige in D. — Ihre Frage, ob der 13. September 1863 ein Sonntag war, beantwortet vielleicht der „Panchronist" von Dr. H. Schubert, ein immerwährender Kalender vergangener und künftiger Jahre, den Sie zum Preise von 1,50 M. durch J. Trabert, Leipzig, Barfußgasse 5, beziehen. D. Red.

Bezugsquellen: Reform-Beinkleid: Rudolph Hertzog, C, Breitestraße 12-16. — Wiegendecke: Frl. E. Loeb, NW, Flemmingstr. 10. — Sicherheitsschloß (Preis von 7 Mk. an): R. Rothenstein, Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. — Zimmerbesen (Preis 6,50 Mk.), Schrankbürste (Preis 2,50 Mk.), Kochgeschirr (Preis 5,50 bis 7,50 Mk.): P. Raddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 11. — Japanische Servietten (Preis à 4 Pf.): Kaufmann Mulins, Goslar, Breitestraße. — Sicherheitsbörse: F. Schlöske, W, Jägerstr. 57.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 4, III. 15. Februar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(3. Fortsetzung.)

„So! Und wie war das nu mit dem Schatze? Der ist also ein Reiter? O, wir Reiter sind auch die feinsten Kerls! gelt?"

„Aber ich kenne ja gar keinen!"

„Jedenfalls kennen Sie mich jetzt."

„Sind Sie bei den Huhlanen?"

„Bei den Huhlanen nicht, aber bei den Usaren."

„So mit dem rothen Zipfel an der Mütze?"

„Jawohl, Gretel, Garde-Husar, Leibregiment vom Kaiser. Unser Rittmeister, o, der wollt' mich gar gern' bei der Wasse behalten. Mußt' aber nach Hause."

„Ach wie schade!"

„Warum schade? Da säß ich ja nicht hier! Und das ist doch auch 'was. Aber jetzt wieder los: ‚Mein Schatz ist ein Reiter' — na, immer los, Gretel!"

„Aber ich heiße ja gar nich Gretel, ich heiß' Hulda."

„Hulda! — Nun, daß Sie nicht Karline heißen, das dacht' ich mir gleich. Aber eine schöne Stimme haben Sie, wie 'ne Lerche. Juchhei! Ich weiß 'was: wir gründen einen Gesangverein. —"

„Zwei können doch nicht einen Verein gründen."

„Zwei so hübsche Leute, wie wir, sind immer ein Verein. Ohne weiteres."

Da lachte sie wieder.

Wie gut sich's ihr zusah! Und was für feine, zierliche Hände sie hatte, etwas gebräunt und nicht etwa wie die Hände einer Dame, — aber sehr hübsch. Er kriegte eine davon zu packen und hielt sie fest.

„Wenn Sie mich bei der Arbeit stören, geh' ich wieder."

„Na, dann müssen Sie aber singen. Machen wir 'mal: ‚Kein Feuer, keine Kohle', kennen Sie das?"

„O ja."

„Also feste!"

‚Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So bei einander stehn.'

„Sehn Sie, das ging fein, so hab' ich's gerne, und Takt halten Sie, wie ein Drescher. Machen wir noch eins!"

„Ich bin jetzt fertig mit der Wäsche."

„Warum nicht gar!" Und er griff in den Korb, knitterte ein paar Stück durcheinander und legte sie lachend vor sie hin. „Das haben Sie schlecht gemacht, das müssen Sie noch einmal machen."

„Nein, sind Sie aber auch!"

„Nun also: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai' —"

Da sangen sie das.

„Das ist nun, Gott sei Dank, nicht wahr. Das wär' noch schöner! ‚Vielmals im Leben die Liebe.' Prost!"

„Sie mögen auch der Richtige sein."

„Nu natürlich, der bin ich auch! Wartet nicht jede im Leben, bis der Richtige kommt? Warum soll ich denn nicht ein Richtiger sein? Haben Sie Ihren schon gefunden?"

„Warum auch nicht gar!"

Er sah sie an, als wolle er sagen: ‚na sieh mal, da sitz' ich ja nun hier.'

„Sind Sie auch spaßig!" sagte sie.

Er lachte hell auf, und sie wurde ein bißchen roth. Wenn er lachte, sah man seine prachtvollen weißen Zähne, und dann war er noch einmal so hübsch, und darüber war sie roth geworden und wegen der Begehrlichkeit, mit der er sie ansah.

„Jetzt singen wir: ‚ein Heller und ein Batzen.'"

„Das kann ich nicht."

„Um so besser, da können Sie 'was von mir lernen. Also aufgepaßt, Gretel!"

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein.
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheida, heidi, heida,
Juchheidi, heidallalla.
Juchhei' —

„Na, aber hübsch mitsingen!"

Da sang sie mit. Und dann lachten sie alle beide.

„Das geht fein!" sagte sie.

‚Die Wirthsleut' und die Mädchen,
Die sagen beid': o weh,
Die Wirthsleut', wenn ich komme,
Die Mädchen, wenn ich geh'.'

„So. Und nun muß ich leider auch gehen. Und Sie, Gretel, können jetzt das ‚Juchheidi' singen oder ‚o weh' sagen, ganz wie Sie wollen. Was wollen Sie?"

„Ich sing' immer lieber ‚Juchheidi' als ‚o weh'."

„Gescheidt von Ihnen, Gretel." Dann nahm er sie ganz leise um die Taille.

„Aber was fällt Ihnen denn ein?"

„Mir fällt das Lied ein: ‚Madel ruck ruck ruck.' Und dazu muß man eine um die Taille nehmen." Nun sang er es, aber ganz leise und sie immer dichter an sich heranziehend, bis er sie ganz angedrückt hielt. „Mädel, was hast Du aber auch für Augen. Nu? Krieg ich 'nen Kuß?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Halt so gerne."

„Und ich hätt' ‚halt so gerne' einen gemocht."

Sie bog aber den Kopf hin und her, und so ließ er sie los und sagte: „Na, dann 's nächste Mal," und war heidi! fort. Das Geld hatte er schon vorher mit einem ansehnlichen Aufschlag neben den Teller gelegt.

Lachend rannte er hinaus. Ja, die Art hatte er gern: lustig auf Lieder und Schnaken gestimmt, mit verliebten Augen, ein bißchen bethulich und ein bißchen spröde.

Und wie sie jetzt erst ‚heidi!' singen und dann ‚o weh!' seufzen würde!

Er stemmte die linke Faust in die Hüfte, strich sich den Schnurrbart und lachte. Dabei sausten die Füchse die Chaussée hinunter, daß es stob und knirschte, und ein angenehmer Wind die Hitze des Tages kühlte, der blau und sonnig und leuchtend über der sommerlichen Erde lag.

Als er nach etwa anderthalb Stunden im Hendrichhof ankam, wo die Anna, nicht im Werktags-Kostüm, sondern nett in einem grauen Kleide und weißer Schürze, schon unter der Thür stand, die Hand über die Augen gelegt nach ihm Ausschau haltend, war er so guter Dinge, daß er juchzend heraussprang, sie um die Taille nahm und frischweg küßte, drei-, viermal. Sie war ganz erschrocken und schämte sich ein bißchen, denn die Großmagd stand in dem Hausflur und rührte in einem Topf mit Rübenschnitzeln, dabei aber war sie ganz glücklich, daß er sie so herzlich liebte und sich so freute, wieder bei ihr zu sein.

„Zum Teufel!" dachte er, „ich *bin* ihr auch gut, *auch* gut," und fühlte sich wie der Fisch im Wasser auf dem Hendrichhof.

VIII.

Pastor Wißmann ging von dem Grundsatz aus, daß bequeme Regenten eines Landes Verderben seien, und daß auch ein Diener am Worte, der doch die Herzen seiner Gemeinde regieren solle, ihnen nicht bequem sein dürfe. Dennoch wollte er zunächst ihr Vertrauen erwerben, wollte im täglichen Verkehr und auch von der Kanzel herab freundlich zu ihnen reden. Die reiche Ernte, die der günstige Sommer gezeitigt, machte sie froh, und er gönnte ihnen ihr Glück, aber er wollte es freilich auch zu einem Schlüssel zu ihren Herzen machen. Er predigte über Psalm 10, 11: „Vor Dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Deiner Rechten" und ermahnte sie, wie sie von der Fülle, die ihnen geworden, anderen mittheilen sollten, damit ihnen beides — Freude und liebliches Wesen — dereinst in Ewigkeit zu theil werden möchte. Eine Predigt, warm, herzlich und menschenfreundlich, die denn auch einen guten Erfolg für den Klingelbeutel hatte.

Als Wißmann aber einige Tage später, gelegentlich einer Sitzung, mit den Kirchenältesten zum ersten Mal auf die Allmende zu sprechen kam, die die Reichen zu Gunsten der Armen aus eigenem Besitze stiften sollten, fand er die alte Zähigkeit. Das betrübte ihn sehr, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, durchzudringen. ‚Gut Ding will Weile haben', war sein Trost.

Inzwischen war es sein Bemühen, den kleinen Leuten näher zu treten, all ihre Nöthe und Sorgen, ihre Hoffnungen und ihren Glauben kennen zu lernen.

Als er bei seinen Wegen durchs Dorf eines Spätnachmittages an einem sehr windschiefen, armseligen Häuschen vorüberkam, bemerkte er die Alte, deren gemüthliche Schweinemast aus Bettelgaben ihm erinnerlich war. Er ging auf sie zu, bot ihr die Hand und ließ sich zu ihrer großen Freude sogar auf dem Bänkchen vor der Thür nieder.

„O, der Herr Pastor thut mir eine solche Ehre an!"

„Was macht Euer Viehstand, Mutter?"

„Nein, so 'ne große Ehre! — Mein Schweindel? Ja, das war mir au gestorben. Erst munter wie ein Fischel, und dann mit einem Mal mocht's nich fressen, und weg war's! Nun ging ich zum Bauern, wo ich's her hatte, und der mir alle Jahre ein Ferkelchen schenkt, und bettelt' um ein neues, aber da war der Mann grob und wurd' immer gröber. Nun, i hab' gar nich gedacht, daß ein Mensch so grob werden könnte! Aber die Müller'n, das ist 'ne gute Frau, die hat mir ein anderes geschenkt, das frißt ja nu, Gott sei Dank, wie ein junger Wolf. Und Kleie hat sie mir auch gegeben. Der liebe Gott vergelt's ihr! — Aber der Hendrich war zu grob. Das war nich recht von dem Mann!"

Wißmann sah sie ernst an: „Ich hab' mir sagen lassen, es werden hier nächtens viel Kartoffeln gegraben von Leuten, die kein Recht dazu haben. Seid Ihr etwa darunter, Mutter, und habt dem Schweinchen von den Kartoffeln vorgeschüttet? ‚Unrecht Gut gedeihet nicht', wie Ihr wißt." Der Pastor wußte, daß die Alte im Rufe stand, sich gelegentlich ein Zwangsalmosen von den Feldern zu holen, und obgleich er nicht eine so crasse Auffassung von den Dingen hegte, um an eine Schädlichkeit gestohlener Feldfrüchte zu glauben, schien es ihm doch pädagogisch, sie vorzuschieben.

„O nee, Herr Pastor," sagte die Alte sehr offenherzig und ohne für diese Art Pädagogik empfänglich zu sein, „so ein paar Kartoffeln schaden gar nichts! Ich hab' mir immer ein paar von Hendrich's Acker geklaubt, und kein Jahr haben sie meinem Schweindel geschad't."

„So, so."

„Das is auch nich schlimm, Herr Pastor. Wegen den Kartoffeln, mein' ich. Das sieht der liebe Herrgott nich an. Und so geht's auch nich zu auf der Welt, daß das was schadete. In Steine der Tischlermeister, der hat einen Gesellen gehabt, der ihn gar mörderlich bemauste: Holz und Bretter und Werkzeug sogar, hat sich aber sonst so ordentlich gehalten, daß kein Mensch einen Verdacht auf ihn gehabt. Nu, endlich is's doch 'rausgekommen, und der Mensch hat seine Strafe gekriegt. Wie aber die Strafe aus war, da hat mein Geselle eine Tischlerei aufgethan mit dem weggeschnappten Holze, — das hat indes bei seinem Bruder gelegen, — und ist dem Mann so gut gegangen, daß er sich späterhin selber ein großes Haus gebaut hat."

„Morgen kann es der Blitz treffen."

„Kann, Herr Pastor. Aber guter Leute Häuser kann's auch. Nu, — mein Häusel, das wär' so grade mürbe zum Brennen, aber wegen den paar Kartoffeln, das lohnt nich, Herr Pastor, das lohnt 'n Blitz nich!"

„So müßt Ihr nicht reden, Frau! Großes Unrecht ist schlimmer als kleines, aber Unrecht bleibt das kleine auch und straft sich irgend einmal."

„O nee, Herr Pastor, nee, nee! Hier is manch arme Witwe im Dorfe, baut sich nie keine Kartoffeln, oder sonst 'was, und leid't darum keinen Mangel daran, und gedeiht ihr alles unter den Händen, Kind und Vieh."

„Das sind ja hübsche Sachen!"

„Und nich einmal das Große sind't immer seine Strafe. In Cunnersdorf weiß ich eine, die hat ihren Mann vergeben und einen andern genommen und haben ganz vergnügt zusammen gelebt! Nu, in der Hölle da wird's ihnen ja einkommen, das glaub' ich schon! —"

„Es kann ihnen auch hier noch einkommen; der Herr vergißt weder Gut- noch Uebelthat."

„Wie man's nimmt. Ich könnte —"

„Was könntet Ihr?"

„Ich könnt' Ihnen von einem erzählen, da würden Sie Sich gar wundern."

„Erzählt nur immer!" Denn es war Wißmann darum zu thun, dieser Volks-Moral auf den Grund zu kommen.

Die Alte machte ein verschmitztes Gesicht und zögerte ein Weilchen. Dann nahm sie sich ein Herz.

„Herr Pastor, das war vor bald fünfzig Jahren, — und ich war damals bei einem Gastwirth im Böhmischen. Nu war es einmal gegen Weihnachten, da kamen zwei Gesellen, die begehrten Zehrung und Nacht-Quartier, und der eine das war ein lustiger Bruder, der hatte nichts wie Flausen im Kopfe, und hatten immer unsern Spaß mit einander. Wie er nu eins in der Krone hat, fängt er an zu erzählen, warum er so lustig wär': ging, eine Erbschaft zu erheben auf'm Gericht. Hätte ein Papier im Ränzel, wenn er das vorzeigt', kriegt er schwere zehntausend Thaler von Vaters Bruder, der war gestorben und hatte nich Kind und Kegel gehabt. Von dem Gelde käm' dann die Hälfte auf ihn, und die andere kriegt seine Schwester. Und wird sich auf heim zu eine Fuhre nehmen, daß er's nich verlustig ginge. Hat sich aber danach keine genommen. Wie sie nun gegessen und getrunken haben, geh'n die zwei auf ihre Kammer und waren ein paar recht brüderliche Menschen zusammen. Nu, es wird Morgen, es wird gegen Mittag, aber herunter kommt keiner. Macht sich nachmittags der Wirth hinauf, der Knecht mit, — na, — und da hatten wir die Bescherung! Liegt mein lust'ger Geselle und kann kein Glied rühren und nich reden; auf dem Hinterkopf aber, da mocht' ihm einer eins heruntergehauen haben, da hat er ein Loch. Wer aber das gewesen, das konnte man sich denken, denn von dem andern Gesellen war keine Spur zu seh'n. Also wird ein Gensdarm geholt und ein Bader dazu, der eine untersucht den Mann, der andre den Ranzen, und stand mit einem so schlimm wie mit dem andern, denn in dem Ranzen war kein einziges Papierfetzel drin, daß man gewußt hätte, wer er wär', und der Mann konnt' es auch nicht sagen. Und hat gelegen wochenlang, wie er aber so weit war, daß er die Rede wiederfand, war er tälsch und wußt von keiner Sache 'was. Nu, — derweilen wird sich freilich der Freund das schöne Geld auf dem Gericht geholt haben und konnt' sich dann leicht ein Gütel kaufen."

„Das konnte er. Aber da Ihr nicht wißt, Mutter, ob er's gethan hat und, wenn er's that, ob's ihm darauf gediehen ist, — wie wollt Ihr daraus eine Sache machen, Gottes Gerechtigkeit anzuzweifeln?"

„Man macht sich so seine Gedanken, Herr Pastor."

„Was für Gedanken?"

„Herr Pastor, ich hab' dann geheirathet und bin weggekommen aus der Gegend und hab' von den Leuten und der Sache nichts mehr gehört. Wie aber mein Mann gestorben is, bin ich nach Rodau gekommen, da hatte mein Sohn einen Posten als Waldheger; der is nu auch lange todt, zwanzig Jahre schon, Herr Pastor. Wie ich aber herkam, das sind dreißig Jahre her, und wohnte mit meinem Sohne im Walde und kam selten ins Dorf. — Einmal nu, wie ich da meiner Wege gehe und denk' mir nichts Schlimmes, kommt einer, und ich seh' ihn an und denk': ‚halt nur, was is denn das?' und ist mir auf einmal, als säh' ich einen an einem Tische sitzen, essen und trinken und neben ihm den Flausenmacher, der sich auf heim zu den Wagen nehmen gewollt und kam nich dazu. Und denk' in meiner Dummheit: ‚der da kommt, das könnt' grade dessen Vater sein, — des andern seiner, der früh über alle Berge war,' bis mir einfällt, daß der nu selber alt geworden ist."

„Hm!"

„Ja. — Aber dreißig Jahre, Herr Pastor! Kann man da sagen: ‚der is's oder der is's nich?' So sagt' ich lieber zu mir selber: ‚der is's nich'!"

„Das war recht! Es ist nichts schlimmer, als einen Unschuldigen verdächtigen."

„Freilich! — Aber immer wenn ich ihn treffe, — und das sind bald auch wieder zwanzig Jahre, — seh' ich ihn an, und er sieht mich an —"

„Wie? Ihr seht ihn immer wieder, Mutter?"

„Ja, Herr Pastor! Und denk' mir dabei: ‚ob du 's nur bist?' Was *er* aber denkt, das weiß ich nich. Bloß das weiß ich, daß an sein Haus kein Blitz gerührt hat all die zwanzig Jahre nich."

Wißmann starrte finster auf ein Schwalbennest, das im First des ärmlichen Strohdaches hing. „Habt Ihr niemals mit einem anderen davon gesprochen?" fragte er endlich.

„O nee, Herr! Da heißt's dann Altweibergeschwätz hin und her. Hab' auch jetzt nichts gesagt, nichts nich, hab' keinen Namen genannt, ich nich. Gott behüt' mich, daß ich einen wollt' ins Gerede bringen! Und is er's oder is er's nich, — ich künd's nich."

Wißmann stand auf, grüßte und ging.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war ihn am hellen Augusttage ein leises Fröfteln überkommen. Langsam schritt er weiter. Da lag sie, die Welt, in all ihrer Schönheit und ihrem Reichthum, und dünkte ihm eine Wüste und ein Thal der Thränen. Denn was war mehr der Thränen werth, mehr als alle Noth und Elend des Leibes, als wenn dunkles Verbrechen das Haupt hochtragen durfte unter der Maske der Rechtschaffenheit und Zweifel an Gottes Gerechtigkeit erwecken?

Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er einen Flug Dohlen aus Norden heranziehen. Da fiel ihm ein anderer Schwarm ein. „Sieh da, sieh da, Timotheus!" Sinnend blieb er stehen und wandte sich dann rasch ins Haus.

IX.

In mächtiger Erregung betrat er am nächsten Sonntag die Kanzel.

Da er nicht gleich sprach, sah die Gemeinde erwartungsvoll, zweifelnd zu ihm auf. Er aber sah mitleidig auf die herab, von deren Seelen er einst würde Rechenschaft ablegen müssen nach seiner Ueberzeugung.

Die Morgensonne goß breite Strahlen in den Raum, vergoldete die rohbemalten Balken, die die Empore trugen, die verwitterten Kränze aus künstlichen Blumen mit vergilbten Bändern daran, die zum Andenken an Verstorbene die Holzpfeiler schmückten, ergoß sich über diese harten, gefurchten Gesichter und schwieligen Hände, über die altmodischen schwarzen Röcke der Männer und den bunten Putz der Frauen und zitterte an den Blechpfeifen der Orgel hinab und über ein paar goldene Verzierungen an der Brüstung des Chores.

Nachdem sich die Gemeinde gesammelt und die Orgel verstummt, schwoll die Stimme des jungen Predigers in einer ernsten Frage laut durch den Raum: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?"

Darüber predigte er. Und er predigte laut, daß es von den alten Wölbungen widerhallte, und stark, daß es in den Herzen der Menschen aufschrie, und sah auf ihren zitternden Lippen und in ihren Augen voller Thränen die Wirkung seiner Worte. Denn er sprach nicht abstract, er griff ins Leben hinein und zog mancherlei Beispiele heran, durch welche Mittel einer zu irdischer Ehre und Ansehen gekommen, — durch Betrug, Verleumdung, Raub und Mord. Und immer wuchtiger wurde seine Rede.

Und da er sah, daß sie erschüttert waren, erzählte er ihnen ein besonders schlimmes Ding. Von einem, der über Land zog mit einem anderen Gesellen, kehrte ein, erschlug ihn in der Nacht in dunkler Kammer und nahm seine Scheine und Briefe, ging auf das Gericht an seiner Statt und erhob dessen Gut für seines. Dem habe der Herr lange Zeit gelassen zur Buße und halte doch seine Hand dicht über ihm und seiner unbußfertigen Seele.

Dann machte er eine seltsame Pause, und wieder glitten seine Blicke forschend über die Reihen, suchend, über wen der Herr seine Hand hielte.

Aber er sah keinen, den es absonderlich geschaudert hätte, keinen, aus dessen Augen ihn die Frage getroffen: ‚Herr, bin ich's?' auf dessen bleichen Wangen ein Bekenntniß grauser Schuld gelegen.

Eine unheimliche Stille herrschte in dem weiten Raum, und nichts geschah, als daß die Hendrich Anna sich bückte, das Gesangbuch aufzuheben, das ihrem Vater von den Knieen gerutscht war.

Er sprach dann noch von der Gnade Gottes, die allein die bußfertige Seele zu lösen vermöge, die Schaden genommen, aber einzig und allein des Bußfertigen Seele, der sein Unrecht gesühnt vor Gott und den Menschen.

Aber es geschah nichts.

Nach Gebet und Segen wurde noch ein Liedervers gesungen, dann verließ der junge Gottesmann die Kirche, mit raschen Schritten durch die Gemeinde hindurchschreitend, die scheu vor ihm auseinandertrat und sich bang und erschüttert zerstreute.

Auch die Anna war seltsam aufgeregt. Ihr Gewissen war rein von jeglicher Schuld, und doch waren ein paar Worte gewesen, die ihr stark auf das Herz gefallen.

Wißmann hatte auch von der Ehe als einem Glück gesprochen, um dessen Willen die Seele Schaden nehmen könne, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft Vernunft und Recht hinter sich ließe, und war dann scharf gegen Untreue und Ehebruch vorgegangen. Das war nichts, was sie betraf, und dennoch war sie unruhig. Sie konnte sich's nicht verbergen: der Mann, an den sie ihr Herz gehängt hatte, war nicht ganz so, wie er hätte sein sollen. Thätig, umsichtig, herzlich in seinem Wesen gegen sie, lustig und keineswegs ohne Gutmüthigkeit, war er doch leichtfertig in seiner Art, die Dinge zu nehmen, listig und selbstsüchtig und von einer Eitelkeit, die sein ganzes Wesen beherrschte. Das aber war das, was ihr Kummer machte: daß er mit allen diesen Eigenschaften eine Herrschaft, einen Druck auf ihr eigenes Wesen ausübte. Sie fühlte es ganz deutlich, daß sie die bessere Natur war, und fühlte dabei das Willenlähmende einer Liebe, die sie selbst sich untreu werden und ihm nachgeben ließ, um eines bißchen Verliebheit willen, das, wie sie manchmal eine heimliche Angst überfiel, vielleicht nicht einmal ganz ehrlich war. Wie hatte doch Wißmann gesagt? ‚Auch das Glück der Ehe kann eines sein, an dem unsere Seele Schaden nimmt, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft, Vernunft und Recht hinter sich läßt.' Hatte der Mann in ihrem Herzen gelesen und sie warnen wollen, daß sie nicht Schaden nähme an ihrer Seele, und wenn sie damit alles Glück der Welt gewönne?

„Was hast Du zu seufzen, Mädel?" fragte der Hendrich plötzlich barsch.

„Es ist so schwül geworden, Vater, im Mittag ist es dunstig, und der Wind hat sich nach Abend gedreht, wir werden ein Gewitter bekommen," sagte sie ausweichend.

„Der Mann, — der Mann irrt sich! Den Mann, den werd' ich widerlegen! Aus der Bibel! Und der Mann denkt, er hätt' — ein Träumer is er!! Geträumt hat ihm. Mir soll er nur kommen, ich weiß, was ich weiß. Wer heißt ihn träumen? Niederschlagen werd' ich ihn! Mit Worten niederschlagen!"

„Von wem redet Ihr denn, Vater?"

„Ich red't gar nichts!"

Schweigend betraten sie das Haus.

In der Wohnstube, in der es so schwül war wie draußen, saß der Wilhelm vor einem alten Klappschreibtisch, pfiff und schrieb dabei einen Brief. Neben der Schreiberei lag sein Strohhut, und an dem Hute steckte eine Rose.

„Na, habt Ihr Euch ein bissel die Seele auskratzen lassen?" fragte er, als Vater und Tochter die Stube betraten.

„Der Herr Pastor hat gar stark gepredigt. Ueber —"

„Ach laß, der Maulvollnehmer! — Mit dreizehn fünfzig hab' ich den Hafer verkauft an einen Breslauer Juden und bei sofortiger Lieferung. Also die Locomobile kann wieder tanzen! Morgen fahren wir ihn herein, übermorgen dreschen wir'n, überübermorgen auf die Bahn. Schrumm!"

Sie schwieg verletzt.

Der Bauer ging hinaus.

„Woher hast Du die Rose?" fragte sie dann zerstreut.

„Die hat mir 'ne niedliche Kellnerin angesteckt," sagte er, übermüthig im Gefühl des guten Geschäfts, das er eben abgeschlossen hatte. „So 'was muß man sich eben gefallen lassen!"

Sie sagte nichts darauf, aber er sah es ihr an, daß es ihr nicht recht war.

„Sieh nur," meinte er da, den linken Arm um ihre Schulter legend und mit diesem Schmunzeln der Ueberlegenheit, das ihm noch obendrein so gut stand, „sieh nur: das steht nu fest, daß Dir keine 's Wasser reicht, daß es ein Mädel wie Dich auf der Welt nicht wieder giebt! Und ob ich stolz bin auf Dich! Ob! Aber so mußt Du nu auch nich sein, daß Du verlangst, daß ich jedesmal wegseh'n soll, wenn man mir ein Glas Bier hinsetzt, oder böse sein, wenn man dann etwa sagt: ‚Sie haben wohl Trauer, Sie haben Sich wohl die Augen schwarz angestrichen'? oder so 'was, irgend so'n Spaß. Das mußt Du nicht falsch verstehen, so mußt Du nicht sein!"

„Nein, so bin ich auch gar nicht," sagte sie freundlich und ganz ruhig.

„Nu also! Da war dort so' ne kleine alberne Kröte, eine von der Sorte, die ein' immer ansieht und lacht, die hat 'ne Rose hinter'm Ohr, und wie ich sag', für wen die ist, kommt sie und steckt sie mir an. Es giebt so dumm verliebte Mädel, weißt Du?"

„Gewiß!"

„Soll ich sie wegwerfen?"

„Ja."

Da warf er die Rose, die er der „Gretel" vor anderthalb Stunden abgebettelt hatte, zum Fenster hinaus, mit einem kurzen Zucken der Lippen. Es that ihm leid. Denn nachdem er sie lange genug gebeten darum, hatte er sie nur genommen, nachdem er erklärt, sie müsse ihm ihr Herz dazu schenken, und hatte zärtliche Augen dazu gemacht und sie geküßt. Da hatte sie ihm beides gegeben. Daran dachte er jetzt, und darum that's ihm ein bissel leid, wie er sie hinauswarf. Aber die Anna hatte ja recht. Und ganz in Ordnung war's auch nicht, daß er so oft in Merzdorf hielt.

Er schob jetzt seine Schreibereien zusammen und klappte den Secretär zu. Die Anna stand in einer eigenthümlichen Befangenheit neben ihm; sie wollte etwas sagen und fürchtete, auch wenn sie es mit Energie forderte, zuletzt doch nachzugeben, wenn er's anders wollte.

„Doch eifersüchtig, Schatzel?"

„Nein, gar nicht," sagte sie stolz. „Ich und auf Kellnerinnen eifersüchtig sein!"

Dann ging sie, reines Tischzeug herauszugeben. Er verzog wieder die Lippen, wie vorhin, aber ein bißchen anders. Er glaubte doch, daß sie eifersüchtig sei.

Sie aber dachte an die Leute, die die Locomobile brodlos machte, und für die zu bitten sie nicht den Muth gefunden.

X.

Es hatte gewittert und war wieder schön geworden. Doch vielleicht war es nur vorübergehend so: eine gewisse Schwüle lag immer noch in der Luft, und im Westen hingen dicke hellgraue Wolkenballen; es kam nur darauf an, wie der Wind, der aus Mittag kam und neue Gluth heraufbrachte, sich drehen würde. Es war Mitte September.

Die Hulda im Merzdorfer Wirthshause stand in der Gaststube am Plättbrett und bügelte. Des Vormittags kamen selten Gäste. Manchmal kam einer, ließ sich vom Wirth einen Schnaps schenken und ging wieder. Oder es hielt ein Wagen vor der Thür, einer sprang heraus, schrie nach Bier, stürzte es hinunter und fuhr weiter. In der Erntezeit setzt sich keiner lange fest. Die Wirthsstube war leer und verhältnißmäßig kühl, und darum hatte sich's die Hulda darin zur Arbeit bequem gemacht, plättete und sang dazu vor sich hin. Sie hatte eine rothe Bluse an, einen dunkeln Rock und eine helle Schürze, und ihre Wangen glühten von der heißen Arbeit. Manchmal, wenn sich ein Wagen näherte, hielt sie inne und sah nach dem Fenster, seufzte, stand eine Weile traumverloren da, fing an zu singen: „Ein Heller und ein Batzen" und ging wieder ans Plättbrett.

Wenn sie doch reich wäre! Nicht gar zu sehr, denn das müßte sein, als wär' man nicht mehr man selber, da müßte sie ja vor sich einen Respect haben, daß es drüber zum Lachen wäre.

Aber ein paar tausend Thaler, ein Gütel zu kaufen oder eine Gastwirthschaft! Früh um viere auf, in den Kuhstall gerannt und gemolken, der Magd auf die Finger gesehen, dann die Milch durchgeseiht und in die breiten Aeschel geschüttet, Feuer gemacht, den Brodteig gewirkt und gebacken, das Jungvieh besorgt, die Gänse genudelt, gekocht und gebraten, Bier abgezogen, Gallert und Wurst gemacht! Abends, wenn dann die Gäste kamen, die Fäßel aufgelegt, eins nach dem andern, — das müßte dann der Kutscher machen oder — er selber, — und sie immer Brod geschnitten und was die Gäste gewollt. Dazu Musik und Tanz und Lieder gesungen! Und sie und er immer mitten drunter; — wie mochte er eigentlich heißen, das wußte sie gar nicht einmal! — Aber das war ja auch egal! — Ach und so lustig zusammen und so glücklich!

Und das sollte nun alles, alles nicht sein!

Und gut war er ihr doch einmal. „Schade, daß Du nichts hast, Mädel, Dich hätt' ich gleich gemocht." Ach wenn sie doch reich wäre! Lieber recht, recht reich. Er war so fein. Aber das war's ja eben: er war wohl zu gut für sie.

Ob sie nicht warten könnten, vier, sechs Jahr und sich 'was ersparen, dann klein anfangen und recht fleißig sein und es mit einander zu was bringen? —

„Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Roß —"

Rrsch! Ein Wagen.

Aber das war er ja! Freilich war er das!!

Gott, die Pferde, die hatte sie sich noch nie angesehen, das waren ja ein Paar ganz feine Thiere! Dazu das schöne Geschirr und ein feiner Korbwagen. Er hatte gesagt, er sei bei einem reichen Bauern, aber ließ ihn der —?

Da trat er schon ein.

„Tag! Glas Bier!" Ohne sie anzusehn.

„Guten Tag!" Und wartete mit dem Schelmengesicht, daß er sich umdrehen und sie erkennen sollte.

Aber er drehte sich nicht um. Er setzte sich an einen der schweren eichenen Tische, nahm eine alte Zeitung und schlug sie auf.

Sie holte das Bier und stellte es vor ihn hin, zögerte, sah ihn an und ging, da er nach einem kurzen Blick keine Notiz von ihr nahm, wieder an ihre Arbeit, mit einem Gefühl im Herzen, als habe ihr einer da ein scharfes Messer hineingestoßen.

Wilhelm trank ein paar Schluck, versuchte zu lesen, trank wieder, sah eine Zeit lang in den Hof, goß das letzte hinunter, legte ein Geldstück auf den Tisch, nahm den Hut und schritt auf die Thür zu. Alles so, wie er sich's vorgenommen. Er war das letzte Mal ein bissel zu weit gegangen, wie er sie um die Rose und ihr Herz dazu gebeten und sie geküßt, — es half nichts, er mußte ihr doch zeigen, daß es nur Scherz gewesen war.

An der Thür warf er doch noch einen Blick nach ihr.

Und da griff's ihm ans Herz, wie er sie da an der Wand lehnen sah, ganz leichenblaß und die Hände auf die Brust gedrückt und ihn anstarrend mit ganz großen brennenden Augen. Und er zog die Thür wieder zu, die er schon halb geöffnet hatte.

„Gretel, geht's Dir denn so nahe?"

„Ja, — ja, — bin ich — ist ein Mädel denn — ein Hund, den man mit einem Bissen heranlockt und ihm schönthut — und dann — mit einem Fußtritt — ach!"

Was hatte er auch da gleich angerichtet! Daß doch die Mädel so dumm waren! — Und dabei that sie ihm so leid und, was mehr war, — packte ihn so. Packte ihn an der grausamen Eitelkeit des Mannes, Liebe auch in hoffnungsloser Qual festzuhalten, und packte ihn gleichzeitig mit dem alten, prickelnden Wohlgefallen, das sie ihm erregte.

„Gretel, — bist Du mir denn so sehr gut?"

„Ich hab' halt gedacht, Sie sind mir auch gut, weil Sie's gesagt haben."

„Nun ja, — das bin ich ja auch!"

„O nein, dann hätten Sie das nicht gethan! Denn gut sein und verachten zusammen, das geht nicht!"

„Gretel, — es hilft nun nichts und einmal muß es doch heraus: ich — ich hab' schon eine Braut." —

„Ach mein Jesus!"

„Ja, — und in vierzehn Tagen mach' ich Hochzeit."

„Ach!"

„Sieh' mal, und zwei kann ich mir doch nicht heirathen!"

„Warum, — warum — —" schluchzte sie.

„Warum ich dann gesagt hab', daß ich Dir gut wär'? Aber weil ich's bin."

„Der anderen nicht?"

„Auch, aber nicht so!"

„Nicht so? Nicht so, wie mir?" jubelte sie mitten in ihrer kläglichen Noth um ihn.

Er legte den Arm um sie und sah sie zärtlich und ganz ernst an. Er konnte das so gut, so mit Blicken wie aus der Tiefe der Seele herauf. Und schließlich war es ihm auch Ernst. Er war nun einmal so. Ein starkes Gegenwärtiges wühlte ihm in Sinnen und Seele, daß es alles andere daraus verdrängte. So jetzt. Und sie legte den Kopf an seine Schulter und trank diese Blicke mit dürstenden Augen.

„Wenn Du ein Bauerngut hätt'st, Dich oder keine," flüsterte er.

„Ich könnt mit Ihn' betteln geh'n und wär' reich."

„Ich werd' an Dich denken an meinem Hochzeitstage, Gretel. Immer werd' ich an Dich denken. Kleines putziges Dingel, so grade ganz gemacht zum Liebhaben. Wirst Du mir auch gut bleiben?"

„Aber ich kann ja gar nicht anders!"

„Sag' 'mal ‚Du' zu mir."

„Ich — ich hab' Dich halt so lieb!"

„Dann, — wenn ich verheirath' bin, — dann geht's au nich mehr, daß ich herkomm', aber heut, — und übermorgen, — gelt, — da hast mich noch ä bissel lieb, ja? Ach Gott, Viechel Du, niedliches, — Schneckerle, — und hängst auch gleich so an mir! Na, Kopf hoch, lustig! Ich weiß ja auch zum Teufel nicht, warum Du mir so gefällst. Na, Kuß! Ansehn dabei!" Und er drückte sie an sich und küßte ihr noch den Rest von Verstand aus der Seele, den er ihr das letzte Mal gelassen.

Dann ließ er die Zitternde stehen und rannte hinaus.

Das, das, — wenn die Anna doch so wär', ihn so liebte, mit dieser Liebe, die nichts weiß und will, als den geliebten Mann!

Danach brauchte er ja nur die Hand zu strecken, um alles zu haben!

Er kam sich gut und tugendhaft vor, wenn er es nicht that. Und schließlich konnte er ja überhaupt nicht dafür, daß sie sich alle in ihn vernarrten. Er hatte ihr doch nicht den Kopf verdreht, er hatte doch kein Wort gesagt, daß er sie heirathen wollte! Und wenn man mit einem hübschen Mädel nicht mehr ein bissel Spaß machen sollte, — da hörte doch nun alles auf! —

Als er nach Hause kam, war es dreiviertel auf Zwölf. Der Bauer war nicht daheim, er stolzirte auf den Feldern herum, vielleicht in der Absicht, irgend etwas zu finden, was ihm Veranlassung gab, an dem Schwiegersohn herum zu nörgeln. Nu, in Gottes Namen! Er nahm's auf die leichte Achsel, das!

„Wo ist die Fräulein Anna?"

„Oben, Herr!" Er rannte hinauf. Aber die Anna hatte alle Hände voll zu thun, die neuen Stuben einzurichten: eine gute Stube, eine Wohnstube und ein Schlafzimmer. Der Möbelhändler in Hirschberg, bei dem sie die Sachen gekauft hatte, — Stücke, die in der Mode um zehn Jahre zurück waren und übrig geblieben sein mochten, weil sie in ihren grellen türkischen Mustern geschmacklos genug waren, — hatte einen Verkäufer mitgeschickt, der ihre Aufstellung und das Anmachen der Gardinen und Vorhänge leitete, und der es für passend fand, Anna ‚gnädiges Fräulein' zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Beschäftigung der Jugend.

Kinder-Lectüre. — „Bitte, Tante Anna, erzähle uns etwas!" Das war das tägliche Begehren meiner fünf lebhaften Nichten und Neffen im Alter von 6 bis 12 Jahren. Wie gern that ich dann ihnen und mir Genüge durch Erzählungen aus meinem Leben, von längst vergangener Zeit und gegenwärtigen Erlebnissen, und auch die Märchenwelt übte oft ihren Zauber auf mein kleines Auditorium aus. Manchmal jedoch konnte ich ihren Wünschen nicht gleich gerecht werden, der Stoff zum Erzählen war eben ausgegangen. Gern nahm ich dann meine Zuflucht zum Vorlesen; aber leicht war es nicht, Kindern von so verschiedenem Alter dasselbe Interesse abzugewinnen: die Kleinen verstanden vieles nicht, während die Großen manches zu „kindisch" fanden. Da begrüßte ich mit Freuden das Buch „Mütterchens Hülfstruppen" von Toni Schumacher. Schon beim Durchblättern erkannte ich seinen hohen Werth für Groß und Klein. Auf fesselnde Art schildert die Verfasserin die täglichen Vorkommnisse in der kinderreichen Familie eines Arztes, erwähnt in anmuthiger Weise die liebenswürdigen Eigenschaften, aber auch die Fehler der Kinder, knüpft in gefälliger Form gute Lehren daran und zeigt den Weg, wie Kinder im Hause sich nützlich machen können. Ich habe meiner kleinen Gesellschaft aus dem Buche täglich vorgelesen; mit Ungeduld erwarteten sie stets die Fortsetzung, und mit Genugthuung merkte ich, daß die Kinder bereits nach kurzer Zeit sich Mühe gaben, im Hause dienstfertig zu sein und sich so wirklich zu „Mütterchens Hülfstruppen" heranzubilden.

Tante Anna.

„Ein großes Licht"; Maske.

Modelliren mit buntem Wachs. — „Mama, was sollen wir treiben?" Wie oft ertönt diese Frage aus Kindermund, und wohl den Kindern, denen sie mit dem Hinweis auf irgend ein Spiel oder eine nützliche Beschäftigung beantwortet wird, statt mit einem ungeduldigen: „Denke Dir selbst etwas aus!" Man erspart sich selbst manchen Aerger und den Kleinen manche Strafe, wenn man niemals Langeweile bei ihnen aufkommen läßt. Eine reizende Beschäftigung, die gar nicht so bekannt ist, wie sie es zu sein verdient, ist das Modelliren mit buntem Wachs. Kein anderes Spiel bietet den Kleinen solche Abwechslung und regt so ihre Schaffensfreude und Phantasie, ihren Farben- und Formensinn in gleicher Weise an. Es ist erstaunlich, welche Geschicklichkeit die kleinen Hände schon in kurzer Zeit erlangen, dem gefügigen Material alle nur denkbaren Formen zu geben. Blumen und Früchte, Menschen und Thiere, Bäckerläden mit Broden, Bretzeln und Backwerk, Gärtnerkörbe mit Gemüsen und Obst, — alles ersteht, unbeholfen und plump freilich zuerst, doch mit der Zeit in immer naturgetreuerer Form. Ich weiß kaum eine andere Thätigkeit, bei der die Kleinen solche Ausdauer zeigen. Wenn ich recht wenig Zeit für sie habe und sie doch möglichst ruhig und artig in der Kinderstube versorgt wissen will, greife ich immer zu dem schönen bunten Modellir-Wachs; damit weiß ich sie aufs beste für einige Stunden beschäftigt, und mit großem Stolz zeigen sie dann ihre kleinen Kunstwerke. Wenn etwas ganz besonders geglückt ist, dürfen sie es aufbewahren, alles andere wird wieder umgestaltet, damit nicht zu viel Wachs vergeudet wird. Freilich verwandeln sich dabei nach und nach die schönen Farben in ein gleichmäßiges dunkles Schwarzbraun, aber das Wachs ist auch so noch gut zu gebrauchen. Zum Geburtstag des Aeltesten wird der Vorrath regelmäßig neu ergänzt und von den Kindern immer wieder mit neuer Freude begrüßt. Für 2 bis 3 Mark bekommt man 60 bis 90 thalergroße, 1 cm dicke Wachsstücke in allen Farben, und dies reicht vollkommen aus für ein ganzes Jahr. M. E.

Geselligkeit.

„Glückwunsch"; Kostüm für eine Kinder-Maskerade. — Ein allerliebstes Masken-Kostüm für ein Kind wurde von einer erfinderischen Mutter auf folgende Weise hergestellt: Allerlei Gratulations-Karten waren im Laufe der Zeit von einer Tante, einer Cousine, einer Freundin, die hübsche Karten in Hülle und Fülle besaßen, dem kleinen Mädchen geschenkt worden. Von diesen Karten suchte die Mutter die passendsten zusammen, nähte sie auf den Saum eines rothen Röckleins und dann, in kleiner Abstufung, ringsum Glückwunsch über Glückwunsch. Das weiße Schürzchen erhielt in der Ecke einen lustigen Scherzwunsch. Das Mieder blieb frei von jeglicher Zier, dafür reihten sich um den Abschluß des Puffärmels der weißen Bluse herzige Engelsköpfe, die mit losen Stichen, gleich Münzen, angeheftet waren. Ein Käppchen mit aufgesteckten Neujahrsgrüßen vom letzten Jahreswechsel und ein Täschchen mit einer Glückwunsch-Karte darauf vervollständigten das originelle Kostüm. E. F.

Tisch- und Einladungskarten mit Silhouetten. — Großmütterchens Lieblings-Beschäftigung, das Silhouetten-Schneiden, kommt wieder zu Ehren! Schon einmal, — in der Nr. vom 1/1 94, unter „Fürs Haus", — gedachten wir dieser Kleinkunst, doch auch diesmal sind uns wieder so hübsche Glückwunsch-Karten mit Silhouetten verziert auf den Redactions-Tisch geflogen, daß wir nicht versäumen wollen, unsere Leserinnen darauf aufmerksam zu machen. Gnomen, Putten und niedliche Kobolde, launige Carnevals-Geschöpfe, in lustigem Tanz sich schwingend oder bei fröhlichem Zechgelage, — heitere und komische Motive, — umrankt von zierlichem Blüthen- und Blätterkranze zeigen die hübschen Kärtchen, deren eine unsere kleine Illustration wiedergiebt. Die Kärtchen sind zum Preise von 10 Pf. das Stück (Dtz. 1 M.) käuflich (siehe Bezugsquellen). D. Red.

Tisch- und Einladungskarten mit Silhouetten.

„Ein großes Licht"; Maske. — Zum „fröhlichen Mummenschanz" möchte ich meinen Mitleserinnen eine originelle Verkleidung vorführen, deren Herstellung wenig Mühe macht. Weißer, doppelt gelegter Shirting, der Figur des Trägers oder der Trägerin entsprechend lang und weit, wird der Länge nach zusammengenäht und durch mehrere in Steppnähte eingeschobene Crinoline-Reifen gespannt gehalten. Auf den Schultern ruht eine dünne Holz- oder sehr kräftige Carton-Scheibe mit Einschnitt zum Durchstecken des Kopfes. Diese Scheibe trägt „das Licht" und muß innen am Stoff in passender Höhe mit einigen Stichen befestigt werden; der Stoff wird über die Scheibe hinweg zum Halsbündchen eingereiht und mit Schnürvorrichtung oder glatter Knopfpasse versehen. Die Flamme (nach Art des Irrlichts im technischen Theil der Nummer vom 15/1 d. J. hergestellt) besteht aus möglichst grell, flammenähnlich bemaltem Pausleinen, das um den Halsausschnitt kraus eingezogen und so unter dem Halsbündchen des Lichtes befestigt wird, daß es den Hals nicht wund reibt. Für die mit weißen Glacé-Handschuhen bekleideten Arme der Trägerin dieser Verkleidung werden Schlitze in den Stoff des „Lichtes" geschnitten. Einige Vorsicht und Geschicklichkeit, sowie die Hülfe einer zweiten Person werden zum Hineinschlüpfen in die enge Hülle nöthig sein. Am besten streift man sie gleich einem Rock über den Kopf. Die Halsweite ist erst nach dem Ankleiden durch die Zugvorrichtung beliebig zu reguliren. B. de G.

„Alte Tanten"; Maskenaufführung für Damen. — Die Kostüme, weite Gewänder nach Art der Morgenröcke oder im Empire-Stil mit großen Pelerinen-Kragen, die im Rücken bis zur Taille reichen und vorn, wie auf den Schultern spitz zulaufen, werden aus geblümter Cretonne hergestellt. Als Kopfbedeckung dienen weiße Hauben, wie sie zu Großmutters Zeiten getragen wurden. Dieselben werden aus feinem Batist gefertigt, mit gekrauster Spitze garnirt und unter dem Kinn mit einer Batistschleife gebunden. Das Originellste bei der Verkleidung sind aber die Masken: alte Frauengesichter, die in feiner, wie grotesker Ausführung käuflich sind. Unter den Klängen der Musik, mit bedächtigen Schritten, treten diese „alten Tanten" paarweise in den Saal, stellen sich in zwei Carrés auf und beginnen sehr langsam und unter tiefen Knixen die zwei ersten Touren der Française zu tanzen. Bei richtiger Haltung der Kleider, — zierlich mit ein paar Fingerspitzen, nach Art unserer Urgroßmütter, — durch einige wohlangebrachte mimische Scherze: Zunicken mit dem Kopfe, schelmisches Drohen mit dem Zeigefinger beim balancez, originelle Knixe ꝛc., wird das Ganze seine Wirkung nicht verfehlen. Sollten sich nicht so viele Damen zusammenfinden, werden gewiß auch Herren sich herbeilassen, sich für kurze Zeit in das Frauengewand zu hüllen, was den Scherz noch erhöht. L. S.

Zierschränkchen aus Cigarrenkisten-Holz.

Häusliche Kunst.

Zierschränkchen aus Cigarrenkisten-Holz. — Jene capriciösen Schränkchen, wie sie uns zuerst die phantastischen Japaner und dann, dem europäischen Geschmacke mehr angepaßt, die Engländer gebracht haben, würden wir wohl häufiger in den Zimmern unserer Damen finden, wären sie nicht gar so theuer. Nun lassen sich diese begehrenswerthen kleinen Möbel aber auf billige Weise imitiren, — das Material dazu bieten Cigarrenkisten. Man braucht vier Kisten, eine etwa 7 cm hohe, 12 cm breite und 18 cm lange, dann eine 13 cm hohe, 12 cm breite und 17 cm lange, ferner eine 8 cm hohe, 12 cm breite und 24 cm lange und endlich eine möglichst flache, etwa 5 cm hohe, 11 cm breite und 22 cm lange Kiste. Nachdem man das daran haftende Papier abgeweicht und die Kisten wieder getrocknet hat, verziert man Seitenwände und Deckel mit Contouren in leichter Brandmalerei, die man mit Aquarell-Farben ausmalt. Dann befestigt man an den beiden erstgenannten Kisten die Deckel vermittelst kleiner Scharniere, bringt an dem Deckel des dritten Kistchens eine kleine Galerie an, die man aus Drahtgeflecht und darauf gesteckten Perlen herstellt und dann vergoldet. Durch ein gleiches, mit grüner Seide unterlegtes Gitter bedeckt man die dritte Kiste zur Hälfte. Von der letzten, der flachen Kiste, entfernt man eine der langen Seitenwände und nagelt den Deckel fest. Nach Belieben theilt man auch den Innenraum der Kisten durch eingeschobene und festgeleimte Brettchen. Nachdem man alles so weit vorbereitet hat, leimt man die beiden ersten Kisten mit den Schmalseiten übereinander, fügt an die Längsseite der unteren noch die vierte Kiste mit der Schmalseite, auf diese die dritte, deren Deckel mit der kleinen Galerie das Dach für die zwischen den Kisten entstandene Nische giebt. Die Rückwand der letzteren bildet ein dahinter geklebtes Stück Seide. Die erste und zweite Kiste dienen zur Aufnahme von Postkarten und Brief-Couverts, in die dritte kommen Briefbogen; in der vierten finden Notizzettel ꝛc. Raum. Ein Figürchen, Vasen und kleine Bücher mögen Nische und Dach schmücken. E. A.

Lichtschirm mit Malerei auf Seide. — Das Gestell ist, wie ersichtlich, aus drei braunen, verschieden langen Bambuswurzeln zusammengeschraubt, deren längste 22 cm, die beiden anderen je 18 cm messen, und die unter einander noch mit ganz dünnen Bambusstäbchen verbunden sind. Für den Lichtschirm in Form eines etwa 32 cm großen Palmblatt-Fächers läßt man sich feinen Kupferdraht zurechtbiegen, dessen Enden zusammengedreht und der Oeffnung des Bambusstabes entsprechend, spitz gefeilt werden. Ueber diese Drahtform spannt man zuerst ein Stück crêmefarbige Seide, das man mit festen Stichen am Draht befestigt. Darauf führt man die japanische Malerei in Aquarell-Farbe aus und spannt nach Belieben über die Rückseite ein Stück farbige Seide, das gleichfalls fest um den Draht genäht wird. Nachdem dann der Rand noch gleichmäßig beschnitten ist, umnäht man den Draht dicht mit passendem goldgelben Seidenfaden, sodaß von dem Stoffrand nichts sichtbar bleibt. — Wem diese Arbeit zu mühsam ist, der kann auch einen einfachen Palmfächer bemalen; der Stiel ist unten leicht zuzuspitzen, damit er in den Fuß hineinpaßt. Als Verzierung dient eine Rosette aus Seidenstoff, oder es können farbige Pompons verwendet werden. Frau Dr. O.

Lichtschirm mit Malerei auf Seide.

Paravent als Erinnerungs-Tafel zur Aufnahme von Inschriften. — Ich bin eine große Freundin aller häuslichen Kunst und finde bei deren Ausübung größere Freude am Neuschaffen, als am Copiren. Vor kurzem kam mir die Idee, einen Paravent mit Brandmalerei so auszustatten, daß er zugleich als Erinnerungs-Tafel dient. Das zierliche Ding ist zweitheilig und ganz aus Holz gefertigt; auf beiden Außenseiten habe ich japanische Blumen-Motive, mit Schmetterlingen und Vögeln untermischt, mittelst des Brennstiftes contourirt und den Grund so dunkel eingebrannt, daß das Muster sich wirksam hell abhebt. Auf der inneren Fläche des einen Theiles brannte ich in der Mitte ein Wappen mit Monogramm ein, den anderen Theil ließ ich auf der inneren Seite frei; er dient als Albumblatt für meine guten Freunde und Freundinnen. Haben diese ihre Namen mit dem Bleistift aufgeschrieben, der an blauer Atlasschleife seitwärts an dem Paravent hängt, brenne ich dieselben mit ganz feinem Platinstift ein und „verewige" sie damit. So wird der Paravent nach Jahren mir doppelt werthvoll sein. Abonnentin in Cardiff.

Vorlagen für Bohr- und Zierschnitt. — Kunstgeübten Händen bietet ein vor kurzem erschienenes Werk: „Vorlagen für Möbel und kleine Gebrauchsgegenstände in Bohr- und Zierschnitt" (Herausgeber und Verleger A. Krumbein, Mühlhausen i. Th., Preis 7,50 M.) Anregung zu weiterem Schaffen. Diese Vorlagen enthalten ganz neue Muster nach Motiven der heimischen Flora in einer Art Ausgründungs-Arbeit. Alle Blumen und Blätter sind fein stilisirt. Es liegt auf der Hand, daß diese Muster weit leichter gut gearbeitet werden können, als die strengen geometrischen Figuren, die man bisher fast ausschließlich im Kerbschnitt ausführte. Wem die Art der Arbeit aus den klaren Zeichnungen noch nicht deutlich genug werden sollte, der kann aus demselben Verlage 6 Gipsmodelle beziehen, auf denen die Technik dargestellt ist (Preis zusammen 2,50 M.). Die Möbel oder kleinen Gegenstände, die man schnitzen möchte, sind auf den großen Musterblättern so genau angegeben, daß ein Tischler danach die Stücke fertigen kann. Uebrigens sind fast alle 42 großen Vorlagen auch für Brandmalerei, Intarsia oder Stielstich-Stickerei verwendbar. M. K.

Anna D. — Spanschachteln jeder Form und Größe liefert Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a. D. Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fürs Haus.

Dienstmädchen-Kleidung. — Zum häuslichen Wohlbehagen gehören ebenso sehr wohlgeschulte, wie wohlgekleidete Dienstboten; beide sind unentbehrliche Mitglieder eines geregelten Haushaltes. Die Sorge für den Anzug der Mädchen fällt nach heutiger Sitte mehr als sonst der Hausfrau zu, und gern lernen wir auf diesem Gebiete von der praktischen Engländerin. Das einfache helle Kattunkleid mit kurzen Aermeln, die große weiße oder farbige Latzschürze, dazu das weiße Spitzen- oder Rüschenhäubchen, — so sauber und appetitlich gekleidet tritt uns das englische und auch das Hamburger Dienstmädchen entgegen. Seit langer Zeit tragen meine Mädchen diese zweckmäßige Kleidung; sie fühlen sich so wohl darin, daß ihnen der frühere Staat gar nicht mehr behagt und sie gern von unnützem Putz und Tand abstehen. — Kostspieliger ist die auch aus England herrührende Sitte, für Jungfer, wie Hausmädchen, die bei Tische serviren, ein schlicht anliegendes schwarzes Alpacca-Kleid zu halten, dessen Ausstattung einfache weiße Umlegekragen und Manschetten bilden. Sehr kleidsam ist dazu das aus durchbrochenem Batist oder Linon hergestellte und mit Stickerei verzierte Schürzchen mit Achselbändern und das einfache englische Häubchen.

Frau E.

Dienstmädchen-Kleidung. Arbeits- und Hauskleider.

Küche.

Kaninchen auf englische Art. — Man zerschneide zwei Kaninchen, wilde oder zahme, in kleine Stücke und bestreue sie mit Salz und ziemlich viel gestoßenem Pfeffer, schneide dann vier mittelgroße Zwiebeln in dünne Scheiben und gebe davon eine Schicht auf den Boden eines Topfes mit gut schließendem Deckel, der gerade groß genug ist, um das Fleisch aufzunehmen. Ueber die Zwiebelschicht kommt eine Lage von den Kaninchenstücken, und so wechselt man mit Zwiebeln und Fleisch ab, bis alles Fleisch eingeschichtet ist. Ueber die letzte Fleischschicht legt man eine solche von viereckigen Speckscheibchen und zuletzt noch eine Zwiebelschicht. Gut verdeckt dämpfe man die Kaninchen nun entweder in einem schwach geheizten Backofen oder auf dem Herde zwei Stunden lang ganz gelinde. Da keine Flüssigkeit zugesetzt wird, so würde das Fleisch leicht anbrennen, wenn man es unmittelbar aufs Feuer setzen wollte. Diese sehr gute, kräftige Speise bringt man recht heiß mit Salzkartoffeln und Salz- oder Essiggurken zu Tisch. L. v. Pr.

Apfelsinen-Schnitte. — 250 g Butter und 250 g Zucker werden mit 4 ganzen Eiern, 2 Eigelben und für 15 Pfennig fein gewiegten Mandeln schäumig gerührt. Zuletzt mischt man 250 g bestes, gesiebtes Mehl darunter. Für diese Masse hat man zwei Bleche nöthig, in deren Größe man zwei, einige Centimeter hohe Papierkasten macht; die Ecken werden zusammengenäht. Nachdem der Teig darin gleichmäßig vertheilt ist, wird er bei mäßiger Hitze ungefähr 1/4 Stunde im Bratofen hellgelb gebacken. Noch heiß bestreicht man das Gebackene mit folgendem Guß: 500 g Puderzucker werden mit dem Safte von 3 bis 4 Apfelsinen und der abgeriebenen Schale von einer halben Apfelsine zu einem dicken Brei angerührt und gleichmäßig auf die Kuchen aufgetragen, die man, sobald der Guß erstarrt ist, in beliebige Stückchen schneidet. Frau H—r.

Zimmereinrichtung.

Chaiselongue mit Decke aus besticktem Sackleinen; Imitation eines Djidjim. — Die hübsche, eigenartige Chaiselongue-Decke besitzt den Vorzug großer Billigkeit. 4 m grobknotige Sackleinwand bilden das Material, für die Stickerei kommen allerlei farbige Woll- und Seidenfaden-Reste zur Verwendung. Die graue oder gelbliche Sackleinwand, wovon das Meter etwa 40 Pfg. kostet, wird mit überwendlichen Stichen in 2 m Länge aneinander gearbeitet, — die Breite wird also die doppelte der Webebreite, — doch ist es rathsam, die Leinenstreifen vor der Zusammensetzung einzeln zu besticken. Die großen quadratischen Muster werden mit etwa 2 cm langen wagerechten Stichen in Wolle gestickt, die kleinen Figuren in den Quadraten natürlich mit entsprechend kleineren Stichen; beide Figuren sind Nachbildungen arabischer Muster oder Buchstaben. Zu den Mustern zwischen den Quadraten und den flammenartig in Wolle gestickten Strichen wurde Seide verwendet. Je bunter die Decke gearbeitet wird, desto mehr Effect erzielt man. Soll dem Ganzen ein echt orientalischer Charakter gegeben werden, so empfiehlt es sich, einen der Leinwandstreifen Terracotta, Gelb oder Dunkelblau färben zu lassen. Das gleiche Arrangement ist auch für Portièren, Klavier- oder Flügeldecken zu verwenden. J. M.

Allgemeines.

Hausfrauen-Pflicht. — Aus Mangel an Zeit, aus eigener Unwissenheit, oft auch nur aus Leichtsinn unterrichten die Mütter aus dem Volk ihre Töchter meist schlecht in praktischen Dingen. Als ein Beweis dafür, wie nothwendig es ist, daß die gebildete, besser unterrichtete Frau, die ganz junge Mädchen in ihren Dienst nimmt, sich speciell um sie kümmere, sei folgendes Erlebniß mitgetheilt. Eines Tages erschien mein Kindermädchen in einer neuen, brennend rothen Bluse zu einem rothbraunen Rock, den sie bis jetzt zu einer passenden Taille getragen hatte. Auf Nachfrage antwortete sie: „Die Taille ist zerrissen, ich will sie wegthun.“ Glücklicherweise kam ich auf den Gedanken, mir das Kleidungsstück zeigen zu lassen und fand, daß nur die Unterärmel zerschlissene Stellen aufwiesen. Einige Flicken waren bald gefunden; ich zeigte dem Mädchen, wie sie mit dem Ausbessern zu Werke gehen sollte, und als mein Söhnchen seinen Mittagsschlaf beendet, hatte ich die Genugthuung, einen ganz gut ausgebesserten Aermel vorzufinden. Der zweite wurde am nächsten Tag vorgenommen, und so erwies sich die rothe Bluse als ganz unnöthige Ausgabe, abgesehen von ihrer Häßlichkeit. Ich habe nun meine herzliche Freude daran, wenn mein Mädchen, das, wie ich nachträglich erfuhr, eine dem Trunke ergebene Mutter hat, jetzt stets kommt, um mich bei ihrer Kleidung um Rath zu fragen. Durch Vermeidung unnützer Ausgaben hoffe ich, es bald bei ihr dahin zu bringen, daß sie sich ein Sparkassenbuch anlegt. Frau Marie R.

Unser Hausperſonal. — Die Vergnügungen der Herrschaft bedeuten häufig für die Dienstboten vermehrte Arbeit. Wer aber seine Pflichten treu erfüllt, bedarf von Zeit zu Zeit einer Anregung und Ausspannung, und nicht unberechtigt ist daher der Wunsch unserer Dienstboten nach Erholung, Zerstreuung und Aufheiterung, wenigstens an einem Tage der Woche. Nicht jede kann sich den Sonntag zum Ruhetag machen, die Köchin hat ein Gericht mehr zu kochen, die Kinder verlangen die Betheiligung am Spiel von der Bonne, die Stütze muß für ein beurlaubtes Mädchen einspringen. Und wenn abends die Familie mit Büchern und geselligen Spielen sich vereinigt, sind diese Armen meistens auf ihr einsames, oft recht dürftiges Zimmerchen angewiesen. Wäre es nicht möglich, daß die Hausfrau, die sonst für die Unterhaltung und das Wohlbefinden aller sorgt, in ihr „Winter-Programm“ auch die Unterhaltung ihrer Untergebenen aufnimmt und sich nicht damit begnügt, zu sagen: „Ich gebe meinen Mädchen alle 14 Tage einen freien Tag, da suchen sie sich selbst ihr Vergnügen“? Ich will hiermit nicht der Vergnügungssucht das Wort reden, im Gegentheil möchte ich ihr entgegenarbeiten dadurch, daß ich die Hausfrauen bitte, für richtige Unterhaltung ihrer Dienstboten zu sorgen, und ich meine, viel Unzufriedenheit würde dadurch schwinden. Fast in allen Städten giebt es Jungfrauen-Vereine. Erlaubt Euren Mädchen, hier unter Aufsicht von Diakonissen und Hülfsdamen zu lesen, zu arbeiten und zu spielen, ein gutes Buch vorlesen zu hören und den Verkehr mit andern, gut gesitteten Mädchen kennen zu lernen! Besonders für solche, die vom Lande in die Stadt kommen, ist das so wichtig, besser als das planlose Ausnützen eines freien Tages in oft wenig passender Gesellschaft. Für die Stützen und Kinderfräulein suche man Verkehr mit jungen Mädchen in ähnlichen Stellungen bei bekannten Familien anzubahnen. Man gebe ihnen ein gutes Buch zum Lesen, spende ihnen auch bisweilen ein Konzert- oder Theater-Billet. Man erlaube ihnen zuweilen, abends, nach dem Abendbrod, Freundinnen einzuladen, und bewirthe diese freundlich. Das ist eine Kleinigkeit und wird meistens mit großer Dankbarkeit aufgenommen! Hanna Norden.

Zauber-Photographien. — Folgendes Verfahren zur Herstellung sogenannter Zauber-Photographien wurde in der letzten Sitzung der „Deutschen Gesellschaft von Freunden der Photographie“ mitgetheilt: Von einem beliebigen Negativ wird ein Abzug gemacht, nicht aber auf dem jetzt üblichen Celloidin-Papier, sondern auf Albumin-Papier; dasselbe ist in jeder Handlung photographischer Bedarfsartikel unter dem Namen „haltbar gesilbertes Albumin-Papier“ käuflich. Es ist wohl zu beachten, daß man auch ungesilbertes, also noch nicht lichtempfindliches Papier erhält, das erst durch eine Operation, die meistens nur Fach-Photographen, selten Amateur-Photographen vornehmen, lichtempfindlich gemacht wird. Das möglichst tief copirte Bild wird nicht getönt, sondern nach kurzem Waschen direct in einer Fixir-Natron-Lösung 1 : 5, zehn Minuten lang fixirt. Alsdann wird das Bild 1/2 Stunde in fließendem, oder mindestens viermal gewechseltem Wasser gewaschen und nach dem Waschen in eine Schale mit Quecksilber-Chlorid-Lösung 1 : 50, wie sie zum Verstärken der Negative gebraucht wird, getaucht und so lange darin belassen, bis das Bild unter Weißwerden vollständig verschwunden ist. Nach diesem Bleichungs-Proceß wird wieder 1/4 Stunde gewaschen, das Bild getrocknet, und nun ist die Zauber-Photographie fertig. Das Bild ist nämlich nicht verschwunden, sondern nur während der Behandlung mit Quecksilber-Chlorid in ein weißes Chlorsilber-Bild verwandelt worden, das man naturgemäß auf dem weißen Papiergrunde nicht sieht; es kann aber durch verschiedene Mittel wieder zum Vorschein gebracht werden. Taucht man nämlich das gebleichte Bild in eine Fixir-Natron-Lösung 1 : 5, oder in eine Ammoniak-Lösung (Salmiakgeist) 1 : 4, so kommt das Bild nach kurzer Zeit wieder heraus. Um die Sache noch zauberartiger zu machen, kann man auch stärkeres Fließpapier vorher mit Fixir-Natron-Lösung tränken, dieses Fixir-Natron-Papier trocknen lassen und dem Abnehmer des Zauberbildes mit der Weisung geben, er solle das scheinbar reine Fließpapier auf das weiße Stück Papier legen (natürlich auf die glänzende Eiweiß-Seite) und dann das Fließpapier mit einer Flüssigkeit, wie Thee, Kaffee, Wein, Bier, befeuchten. Dann wird das in dem Fließpapier befindliche Fixir-Natron vermöge des in jenen Flüssigkeiten befindlichen Wassergehaltes gelöst und bewirkt sehr bald das Hervortreten des Bildes. Noch ein zweites Mittel zur Hervorrufung des Bildes ist Cigarrenrauch, der infolge seines Ammoniak-Gehaltes ebenfalls das Bild hervorbringen kann, aber lange nicht so intensiv und deshalb viel langsamer wirkt. M. Kundt.

Verwendung von Pferdebahn-Billets und gebrauchten Briefmarken. — Mit dem Erlös für eine Million Pferdebahn-Billets oder ebensoviel gebrauchte Briefmarken soll man einem Waisenkind eine Freistelle in einem Stift 2c. erkaufen können. Wer aus dem Leserkreise weiß Näheres darüber? Wo habe ich meine Sammlung abzugeben?

Frida Sch.

Verwendung von Lampenkugeln und -Glocken. — Welche Leserin wüßte mir zu rathen, wie man aus überflüssig gewordenen Lampenkugeln und -Glocken einen hübschen Zimmerschmuck herstellen kann? Untersteierin.

Frau E., Halle a/S. — In dem Pensionat von Frau Professor Pfeiffer, Berlin W, Schillerstr. 9, würde die junge Dame, außer vielseitiger musikalischer Anregung, auch Gelegenheit finden, sich in der feinen und bürgerlichen Küche zu vervollkommnen. D. Red.

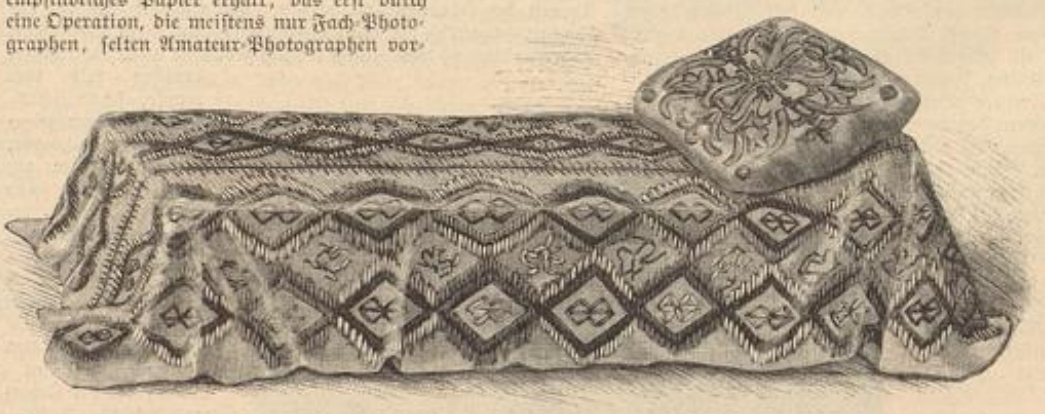
Astrid in Amerika und **S. in Gießen.** — Wir bedauern, anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen zu können, und bitten um Ihre Adresse. D. Red.

Handarbeit.

Häkelmuster-Sammlung. — Man sortirt die verschiedenen Muster in Spitzen, Einsätze, Borten, Sterne, Carreaux und in ganze Decken 2c. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: Häkelmuster mit und ohne Bändchen. Nun werden die einzelnen Muster der Größe nach geordnet, und reihenweise mit losen Stichen auf dunkeln Carton geheftet. Eine Sammelmappe aus verzierter Lederpappe oder Plüschbezogenem Carton nimmt die numerirten Tafeln auf. A. M.

Steppdecke aus Seidenresten. — Manche Leserin wird es vielleicht interessiren, eine neue Art der Anfertigung für eine ebenso elegante wie warme und dauerhafte Steppdecke kennen zu lernen. Allerlei Seidenreste, die bei Schneiderei, Handarbeiten 2c. stets abfallen, schneidet man in 10 cm große Vierecke, die zu Dreiecken zusammengelegt und links bis auf eine kleine Oeffnung zugenäht werden. Wieder nach rechts gewendet, sind diese Dreiecke je nach Belieben mit Wolle oder Baumwolle zu füllen (durch letztere wird die Decke erheblich schwerer), worauf man die Oeffnung überwendlich zunäht. Es empfiehlt sich, zuerst eine größere Anzahl von Dreiecken herzustellen und jetzt erst das Füllen derselben vorzunehmen. Sodann werden die gefüllten Dreiecke mit starker Seide aneinander genäht, ganz willkürlich oder indem man Sternmuster unter Berücksichtigung der Farben bildet. — Auch eine nur aus hellen Seidenresten gearbeitete Wiegendecke fand allgemeinen Beifall. Erika.

Notenstütze. — Als Stütze für lose Musikhefte dienten mir bisher beim Spielen die eingebundenen „Klassiker“ aus der Musikwelt; trotzdem verging fast keine Uebungsstunde, in der nicht das eine oder andere Blatt beim schnellen Umwenden seinen Halt verlor, über die Tasten rutschte und dadurch eine lästige Störung herbeiführte. Da beglückte mich kürzlich eine liebe Freundin mit einem ebenso hübschen, wie zweckmäßigen Geschenk, einer Notenstütze, die ich allen Klavierspielenden Mitschwestern empfehlen möchte. Dieselbe besteht aus einem 40 cm breiten, 34 cm hohen Stück fester Pappe, dessen eine Seite mit erdbeerfarbenem Fries, die Rückseite mit Satin in derselben Farbe bekleidet ist. Die Vorderseite ziert in der linken unteren Ecke mein Monogramm, in der oberen rechten Ecke eine Arabeske, alles in Kreuzstich, mit hellblauer Seide gestickt. — Ich fertigte nun gleichfalls eine Notenstütze, wählte zur Bekleidung der Oberseite olivfarbenes Tuch, schrieb in die obere linke Ecke die beiden Anfangstakte des Liebesliedes aus der „Walküre“ mit dazu gehörigem Text und stickte alles mit feinem Goldfaden. Die untere rechte Ecke nehmen ein Zweig Margueriten und graziös rankende Winden ein, in natürlichen Farben, mit Seide in Plattstich ausgeführt. Die Rückseite bezog ich mit olivfarbenem Atlas, und um den Rand setzte ich zum hübscheren Abschluß ein Goldbördchen. Die Muster entwarf ich selbst und zeichnete sie mit gewöhnlichen Buntstiften auf dem Stoff vor. Mary v. T.



Chaiselongue mit Decke aus besticktem Sackleinen; Imitation eines Djidjim.

Bezugsquellen.

Tisch- und Einladungskarten: Frl. Anna Corsey, Naumburg a/S., Spechart 2. — Waschkleider, Schürzen: F. B. Grünfeld, W, Leipzigerstr. 25. — Alpacca-Kleider: A. Lüders, W, Friedrichstr. 66. — Häubchen, Manschetten und Kragen: M. Busse, SW, Leipzigerstr. 42.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5. III. 1. März 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(4. Fortsetzung.)

Der Bräutigam sah schmunzelnd der Einrichtung seines neuen Heims ein paar Augenblicke zu, drehte sich den Schnurrbart und sang halbleise: „Ein Heller und ein Batzen", was eins seiner Lieblingslieder war, und ging dann wieder hinunter.

Im Wohnzimmer unten stand Herr Wurche am Fenster, von wo aus er das Borstenvieh betrachtete, das im Hofe herumgejagt wurde, um das nöthige Quantum Bewegung zu haben. Herr Wurche sah den täppischen Sprüngen der Thiere, die stark auf Fett gemästet wurden, mit dem Vergnügen eines Mannes zu, der seinerzeit in einem Circus dressirte Schweine aus vollster Seele zu würdigen gewußt hatte.

„Eine schöne Aufzucht," bemerkte er heiter, als Wilhelm eintrat, indem er die Hand militärisch an den Kopf legte und eine würdevoll biedere Verbeugung machte. Wilhelm sah den häßlichen, aufgeschwemmten Menschen verwundert an.

„Ja," sagte er dann hochmüthig und strich seinen Schnurrbart. „Wen hab' ich denn eigentlich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Wurche; ich warte hier auf Herrn Hendrich."

„Ach ja, — ich habe Sie wohl schon hier herumlaufen sehen."

„Der Herr Schwiegersohn?"

„Jawohl."

„Schon verkauft?",

„Was?"

„Die Schweine."

„Weiß nicht! Ist Sache meiner Braut."

„Ein ausgezeichnetes Mädchen. Feine Partie!"

Der junge Mann machte ein Gesicht, das zur Genüge ausdrückte, daß ihm die Unterhaltung nicht zusage. Herr Wurche aber betrachtete ihn wohlgefällig und ohne sich im geringsten Zwang aufzulegen.

„Sie können Sich gratuliren, Herr Reiner, durchaus gratuliren! Indessen, ohne schmeicheln zu wollen: Herr Hendrich und Fräulein Anna auch."

„Thun sie auch."

„Das Fräulein gewiß."

„Hm."

„Einer wie Sie, der hat doch an jedem Finger eine Partie. Dumm, wenn Sie nicht die beste wählten. — Hier ist mehr, als Sie wissen."

„Desto besser."

„Wir könnten uns am Ende setzen?"

„Ja, ja. Nehmen Sie Platz!"

Der Agent setzte sich, machte eine angenehme Miene und dienerte noch ein paarmal auf dem Stuhle vor dem jüngeren Manne.

„Ich bezeichne es durchaus als einen Glückszufall, Ihre ehrenwerthe Bekanntschaft zu machen, Herr Reiner. Ja, ich muß geradezu sagen, daß ich es mir schon recht gewünscht habe, einen jungen Mann kennen zu lernen, dem eine Kernwirthin, wie Fräulein Anna, ihr Herz geschenkt hat, und über den sich Herr Hendrich ausschweigt."

Wilhelm lachte.

„Erlauben Sie, verehrter junger Herr, das ist gar nicht zum Lachen! Ihr Herr Schwiegervater ist der edle Kern in der rauhen Schale. Ein sehr kluger Mann und ein Ehrenmann, aber von harten Worten. Ueber wen er schweigt, den erkennt er an. Mein Name, meine geschäftliche Bedeutung waren Ihnen unbekannt, — Beweis für die Hochschätzung, die ich bei dem Herrn Gutsbesitzer genieße."

„Mag sein."

„Aber wie gesagt, es ist mir ganz außerordentlich angenehm, einen jungen Herrn von so ausgezeichneten Eigenschaften kennen zu lernen. Ich denke, wir werden in Verbindung bleiben."

„Wir sind ja noch in gar keiner!"

„Ich hoffe, daß wir in Beziehungen treten werden. Um so mehr, als Ihr Schwiegerpapa doch am Ende in den Jahren ist, — ein Siebziger, — nun freilich noch außerordentlich rüstig! Indessen Sie wissen: ‚des Menschen Leben währet siebenzig Jahre' und so weiter."

„Welcher Art sind eigentlich die Geschäfte, die Sie für meinen Schwiegervater besorgen?" fragte er, um etwas zu sagen, obgleich es ja auch am Ende nicht gleichgültig war, was der Mensch in der Hand hielt. Der Bauer war geizig und mißtrauisch, und es war eigentlich nicht zu befürchten, daß er sich von diesem Menschen die Dreier aus der Tasche locken und aufs Spiel setzen ließ, aber zu trauen war dergleichen ja nie.

„Bei den Husaren haben Sie gestanden?" fragte Herr Wurche dagegen. „Nun das ist auch die feinste Truppe! Ueberhaupt die Garde-Husaren, dahin kommen ja bloß die schönsten und strammsten Leute. Ja, 'was Auserlesenes gehörte schon auf den Hendrich-Hof."

Wilhelm lachte. Er war für Schmeichelei durchaus nicht unempfänglich, aber der Kerl machte es auch gar zu plump.

„Und was ich eigentlich von Ihnen will? Ihr Bestes, verehrter junger Herr!"

„Sehen Sie doch, das ist aber hübsch von Ihnen, da sind Sie ja ein sehr guter Freund von mir!"

„Bin ich auch."

Der verehrte junge Herr steckte behaglich beide Hände in die Hosentaschen, lehnte sich lachend hinüber und fragte: „Na, dann sagen Sie 'mal, wie macht man es eigentlich, um reich zu werden?"

„Reich? Sie können bloß noch reicher werden."

„Also reicher."

„Nun das kommt drauf an, um wie viel sicherer man dabei fahren will. Je größer die Sicherheit, je niedriger die Procente."

„So klug bin ich auch."

„Indessen die Jugend pflegt Glück zu haben, und ‚frisch gewagt' —"

„‚Ist halb verloren'."

„‚Auch halb gewonnen'. Das heißt, es giebt immerhin auch Kapital-Anlagen, bei denen man gar nichts wagt, und die sich trotzdem sehr hoch verinteressiren."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel giebt es so Leute, — zuverlässige, gewiegte Menschen, Beamte etwa, betriebsame Geschäftsleute, kurz, Leute, auf die man bauen kann, aber über die 'mal eine Zeit der Noth kommt, — na, da sind wir dann, ich und Herr Hendrich, schon manchmal die rettenden Engel gewesen."

„Ein paar hübsche Engel!"

„Oder, — wenn einer eine Ehrenschuld abzutragen hat, — verstehen Sie —!"

„Kurz, Leute, die dringend Geld brauchen!"

„Jawohl, und die deshalb geneigt sind, starke Procente zu geben."

„Hm!"

„Nun, sehen Sie, das kommt dann gelaufen, bittet himmelhoch und läßt einem keine Ruh. Wo aber soll man denn das Nöthige hernehmen? Nun fahr ich 'mal wegen eines Gutstausches über Land, — denk' so nach: ‚woher Geld nehmen, die Bedrängten zu befriedigen?' ‚Nun', sag' ich mir, ‚der Bauer hat Geld, — geh zum Bauer!' So kam es nun."

„Ich verstehe. Und wieviel wirst das ab?"

„Ja, das ist natürlich verschieden. Je nach Lage, nach Persönlichkeit. Der Papa hat immer durchschnittlich seine fünfundzwanzig gehabt. Auch mehr. Viel mehr, zum Theil."

„So. Und damit hat er viel gemacht? Ich meine, viel Geld auf die Weise angelegt?"

„Gediegen," meinte Herr Wurche.

„Also fünfundzwanzig, fünfzig von hundert, fünfhundert Procent, die Sie genommen haben! Mit Hunden werd' ich Sie vom Hofe hetzen, verstehen Sie mich, Sie mehr als Gauner und Wucherer!"

„Das werden Sie zu verantworten haben! Ich werde Sie verklagen," rief Herr Wurche aufspringend.

„Sie werden bloß Gott danken, wenn man Sie nicht verklagen wird!" schrie der Wilhelm.

Herr Wurche nahm seinen Hut, stemmte beide Hände in die Hüften und sagte sehr langsam: „Wissen Sie, lieber Herr, wenn wir erst ans Verklagen gehen wollen, dann sehen Sie nur zu, daß keiner kommt und gegen Ihren Schwiegervater aufsteht. Denn daß Sie's nur wissen: das ganze Hendrich'sche Wesen ist zusammengewuchert und -geramscht, und die Leute sind vor die Thür gesetzt. Verstehen Sie? Und Sie selber, he? Was haben Sie denn dazu gethan? Mit verliebten Blicken —"

Aber weiter kam Herr Wurche nicht. Denn im nächsten Augenblicke flog er in einem eleganten Bogen über die Schwelle und hatte vollauf zu thun, draußen nicht lang hinzuschlagen auf die dazu wenig empfehlenswerthen Steinfliesen.

Wilhelm aber zitterte am ganzen Körper, ballte die Fäuste und biß die Zähne zusammen, sobald er allein war.

Also so war die Sache! Der ganze Reichthum ergaunert, erwuchert, zusammengeschunden! Daß er das gewußt hätte!

Schade nur, daß der Alte nicht da war, — diesen alten Sünder und Gaudieb ins Angesicht hinein einen Sünder und Gaudieb zu nennen, dazu hätt' er nur grade Lust gehabt.

Ob es die Anna wußte? Gewiß nicht!

Aber sie mußte es erfahren, das half schon nichts!

Und obgleich es ihm leid that, es ihr zu sagen, gewährte es ihm doch auch eine gewisse Befriedigung. Denn nun wuchs er riesengroß. Er war nicht mehr der Herr von Habenichts, — er — er hatte, wo in einer Wagschale dieser unredliche Reichthum lag, in die andere, neben seiner Arbeitskraft, seinen Königsurlauber und daß er ein so schöner Kerl war, sein gutes Gewissen zu werfen. Und das mußte sie wissen.

XI.

Die Anna stand allein mitten in der Pracht der fertig „arrangirten" Nußbaummöbel, Teppiche und Plüsch-Herrlichkeiten mit verlegenem Unbehagen. Die Breitenbacher Braut hatte auch dergleichen gehabt, und dem Wilhelm hatte das Zeug gewaltig in die Augen gestochen, und es war ja auch sehr hübsch, sehr, aber gemüthlich würde es ihr nie hier drin sein, weder in dem, was der junge Mann den ‚Salon', noch was er das ‚Wohnzimmer' nannte, und selbst das Schlafzimmer, wo nur imitirtes Nußbaum und alles einfach gehalten war, erschien ihr noch übertrieben anspruchsvoll und elegant. Man hat nicht die Gedanken zu solchen Stuben, dachte sie bei sich, man hat einfache, dumme Gedanken, wie passen die in Stuben, wie sie die Stadtleute haben? Da kam Wilhelm herauf.

„Ich kann mich in dem Kram einmal nicht zu Hause fühlen," sagte sie.

„Zum Teufel ja!"

„Nu, nu! Was ist denn passirt?"

Da fuhr er denn los, ohne die Worte auf die Goldwage zu legen, ohne sie zu schonen, immer hin und her rennend zwischen Ofen, Teppich und Wäscheschrank, und immer lebhaft perorirend, wie es seine Art war.

Sie hatte die Arme über einander gelegt und faßte sie gegenseitig bei den Ellbogen, und so stand sie unbeweglich mitten in der Stube und hörte ihm zu, die Augen ins Leere gerichtet; und das große, starke, blühende Mädchen mit dem ehrlichen festen Gesicht zitterte, und ihr Gesicht verzerrte sich leise.

„Hör' doch bloß auf!" schrie sie endlich, „hör' doch auf! Und wenn Du mich nun nicht mehr willst —."

„Glaubst Du's etwa nicht, daß es so ist?"

„Ich hab' keine Ahnung von alle dem gehabt, — aber, — ach Gott, — ich muß es wohl glauben! Und nun —"

Er machte eine Pause, betrachtete sie in ihrem ungeheuren doppelten Schmerze, den diese schrecklichen Nachrichten und die Angst, ihn verlieren zu können, ihr erregten, und sagte herzlich, ja mit einem Anflug von gutem Humor: „Laß nur! Du brauchst nicht gleich zu denken, daß es darum zwischen uns aus ist. Dazu bin ich Dir halt doch zu gut."

Da fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals.

„Wegen des Alten seinen Dummheiten Dich nicht heirathen, wo wir zwei doch zusammengehören von Herzen, da wären wir aber doch dumm, Mädel! Und wir, wenn wir Herren sind, brauchen's ja 'mal nicht nachzumachen. Gebost hat's mich gründlich, — aber deshalb, — Jesus, bist Du denn nicht die Hauptsache?"

„Wenn's nur so ist! Ach, — Wilhelm! —"

„Na, laß nur gut sein!"

Er zog sie recht herzlich an sich, und sie hielten sich lange umschlungen. Und es ward ihr, trotz des Schrecklichen, das sie vernommen, so still und heimlich zu Muthe, wie es einem Kinde sein mag, dem ein gutes Wort die Thränen jeden Schmerzes getrocknet. So heimlich, daß ihr aus der Beklommenheit und Unsicherheit ihm gegenüber ein süßes Gefühl von Zutraulichkeit und Einheit erwuchs, das ihr ein paar Momente schrankenlosen Glückes gab.

Daß das Glück so oft nur nach Momenten zählt!

Daß das stärkste Gefühl von Hingabe des Herzens, von Verschmelzung der Willen und Wesen trügen kann!

„Wilhelm," flüsterte sie, sich endlich seinen Armen entziehend.

„Schatz?"

„Der Herr Pastor sprach neulich von der Allmende."

„Allmende?"

„Ja, dem Gemeindelande. Wo wir heut nur noch die Wiese für die Gemeinde haben, hatten sie früher Wald, Aecker und Teich und was sonst war. Einen großen Fleck Erde, weißt Du, hatten sie gemeinsam."

„Hier? Wann?"

„Nicht bloß hier, überall. Und wann? Vor hundert oder zweihundert Jahren, ich weiß nicht."

„In Gottes Namen!"

„Da hatte jeder seinen Antheil oder sein Recht drauf, und keiner konnte ganz verarmen."

„Nu, wohl ihnen! — Das Sopha, hör' 'mal, ist aber verdammt hübsch gepolstert. Du, auf das setz' ich mich oft. Famos!"

Sie seufzte. „Hör' 'mal."

„Was denn? Von den Allmenden?"

„Da meinte nun der Herr Pastor, weil die Gemeinden das mit der Zeit alles verloren hätten, da wär' es billig, wenn die Reichen einen Theil zurückgäben, daß es den Armen zu gut käme."

„Der ist wohl verrückt! Was geht denn den Pastor das an? Sind wir heute dieselben Reichen und dieselben Armen, wie vor Hunderten von Jahren? Hätten sie sich's nicht wegnehmen lassen! — Nu, da hört doch alles auf!"

Aber sie wurde immer dringender.

„Wäre das so geblieben, wie früher, da wär' heute nicht das viele Elend."

„Ja, aber —"

„Nun, siehst Du, hab' ich seitdem schon immer daran gedacht, daß man da etwas thun sollte. Aber seit ich das nun weiß, — von Vaters Geschäften, — und wieviel Unrecht an dem Besitze hängt, — da könnt' man das wieder gut machen, Wilhelm, und gäb' ihrer hundert Morgen oder so 'was, — eben zu dem Gemeindeland."

„Donnerwetter, da hört doch aber alles auf! Du hast ein gutes Herze, Anna, wahrhaftig ein gutes Herze. Aber, weißt Du, ein gutes Herz muß bei alledem sein, wie ein Cavallerie-Gaul: durchgehen is nicht! — Nee, ist das nun ein Einfall! Aber laß nur gut sein, mein Kind, da bin ich noch da!"

„Du willst nicht?"

„Unsinn!"

„Dann thu' ich's allein."

„So lange der Alte lebt, gehört die Geschichte ihm. Und stirbt er oder geht ins Ausgedinge, bin ich der Herr. — Da sieht man wieder einmal, wie gut es ist, daß Euch das Gesetz einen Zaum anlegt! Wenn die Weiber ihren Willen hätten, schenkten sie Wald, Acker und Wiesen weg, wie's käm', heut hundert Morgen, morgen hundert, wie's ihnen der Pfaffe eintrichterte, und ließen ihre Würmer nackicht im Lande herumlaufen. — So, und die Sache wäre alle! Mit dem Alten aber werd' ich 'mal ein festes Wort reden." Er lachte, sprang auf und ging lachend zur Thür hinaus.

Die Anna aber blieb stehen, wo sie stand, starrte durch das Fenster aufs Feld hinaus, über das sich ein grauer Himmel in dumpfer Trübe spannte, und merkte nicht, wie die Minuten hingingen. Ihr Herz war traurig zum Tode, und ihre Seele verworren, als ob sie ihr selber nicht mehr gehöre.

XII.

Da wurde die Thür aufgerissen.

„Kommen Sie gleich, Fräul'n Anna! Dem Herrn geht es gar schlecht. Kommen Sie bloß, eh' er uns stirbt!"

Der Bauer saß, in Betten verpackt, im Lehnstuhl, stöhnte und goß sich unter fortwährendem Protestiren große Massen heißen Fliederthees in den Hals.

„Vergeben wollt Ihr mich mit dem Zeuge, abthun wollt Ihr mich!" und dann trank er wieder. „Ich weiß einen Spruch, das muß sein Titum oder Timotheum, den hatte der Herr Pastor manchesmal im Munde und der Mann verstand seine Sache, — der neue aber is ein Narr! —"

„Vater, versündigt Euch nicht."

„Timotheum zum ersten. Und der heißt: der ungeistlichen und altwettelischen Fabeln entschlage Dich. Versteht Ihr?"

„Ja, Vater!"

„Christian, den Pfarrer hol' einmal her, ich mein' den neuen, daß ich ihm das sage: der altwettelischen Fabeln entschlage Dich. Das will ein Pfarr' sein, ein Diener am Worte!"

„Vater, Ihr solltet nicht so viel sprechen."

„So? Red' ich Dir schon zu viel? Laß den Pfarrer holen, und ich werd' noch ganz anders reden. Der Träumer, der Narr!"

„Wenn Ihr das noch einmal sagt, Vater, geh' ich hinaus! Ist's Euch aber Ernst, daß Ihr ihn haben wollt —."

„Ob's mir Ernst ist!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Anzüge für junge Mädchen und Kinder. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe Seite 59 der Moden-Nummer.

„So geh', Christian, und hol' den Herrn Pastor. Ich ließ ihn schön bitten."

Vater und Tochter waren jetzt allein. Der Bauer sah sich mißtrauisch um und fragte dann: „Warum is der nich hier? Wo is der?"

„Wer?"

„Dein Husar."

„Der Wilhelm ist auf dem Felde."

„Ha! Wie Dich der Spanefantel mit andern Mädeln beschuppen wird! Der wird Dir grade an der Schürze hängen!"

„Trink' doch wieder einmal, Vater!"

„Ich leb' Euch wohl zu lange, gelt?" Aber dann trank er doch und versank darauf in ein grollendes Schweigen, das er nur manchmal durch ein Stöhnen oder Grunzen unterbrach.

Nach einer halben Stunde etwa trat Wißmann ein. Er war äußerlich ruhig, aber eine gewisse Gespanntheit in seinen Zügen verrieth seine innere Erregung, als er die Schwelle des Zimmers überschritt.

„Sie haben nach mir verlangt, Herr Hendrich, — hier bin ich. Es thut mir leid, daß Sie krank sind."

„So? Wenn ich stürbe, wär's ja aber Ihr Vortheil. Gelt, ich wär' eine fette Leiche? Wo's nur so Geldstückel regnen thut beim Begräbniß."

„Haben Sie mich rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Nein. Um Ihn' zu sagen, Herr Pastor, daß ich der Alten eins mit dem Stocke heruntergehauen habe für ihr Gewäsch."

Die Anna, die dem Gaste noch immer den Stuhl darbot, sagte erröthend: „Er meint die alte Krieglern, — die Krankheit hat ihn wohl schon unterwegs gepackt, — da kam sie und hat ihn mit irgend 'was gereizt, — da hat er sie geschlagen."

„Ja, mit dem Stocke, Herr Pastor. Für ihr Geklätsch, Sie werden schon wissen."

Wißmann setzte sich, verschränkte die Arme und sagte sehr ernst: „Wäre es nicht besser, wenn wir uns allein aussprächen, Hendrich?"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Athmungs-Apparat. — Unausgesetzte Uebung ist bekanntlich das einzige Mittel, um die Organe des menschlichen Körpers in leistungsfähigem Zustande zu erhalten. Ein Arm, der in der Binde getragen wird, verliert mit jedem Tage an Kraft und ist zuletzt kaum noch imstande, eine Feder zu heben, während sich seine Leistungsfähigkeit andererseits durch systematische Uebung zu erstaunlicher Höhe steigern läßt. Die Nutzanwendung dieser sehr wichtigen Erkenntniß wird leider in Bezug auf die inneren Organe noch vielfach vernachlässigt, so oft auch von Aerzten und anderen berufenen Personen darauf hingewiesen worden ist. Ganz besonders handelt es sich dabei um die Athmungs-Organe. Kinder und junge Leute werden durch Spiele, Turnen und andere körperliche Uebungen zu zeitweise kräftiger Lungenthätigkeit angeregt; aber unter den Erwachsenen, und namentlich unter den Frauen, giebt es viele Tausende, die niemals auf den Gedanken kommen, ihren Athmungs-Apparat aus gesundheitlichen Rücksichten hin und wieder einmal über das gewohnte Maß hinaus anzustrengen. Die Folge davon ist eine unverhältnißmäßig hohe Zahl von Lungen- und Brustkranken. Diese Erkenntniß hat den bekannten Special-Arzt für Hals- und Brustkrankheiten Geh. Medicinal-Rath, Professor Dr. Tobold in Berlin veranlaßt, einen Apparat zu construiren, durch den die Patienten zu einer ausgiebigen und wirksamen Lungen-Gymnastik gezwungen werden, während ihnen gleichzeitig eine balsamische Luft von desinficirender und heilender Wirkung zugeführt wird. Der überaus sinnreiche Apparat überrascht vor allem durch seine Einfachheit. Er erscheint äußerlich als ein etwa 30 cm im Geviert messender Holzkasten, aus dessen Deckel ein mit Mundstück und Ventil versehener Schlauch hervorragt. Das Innere des Kastens füllt ein offener Glasbehälter aus, der zur Aufnahme einer Salzlösung mit balsamischen Zusätzen bestimmt ist. Diese Flüssigkeit wird durch eine trommelartige, mit Gaze überzogene Walze, die der Kranke selbst durch eine Kurbel in Bewegung setzt, unaufhörlich durcheinander geschüttelt. Auf solche Weise wird die Verdunstung befördert und eine feuchte Luft erzeugt, die der Patient mit Hülfe des Schlauches in kräftigen Zügen einathmen muß. Durch das hinter dem Mundstück angebrachte Ventil ist die verbrauchte Luft dann ebenso kräftig wieder auszustoßen.

Auf diese Weise werden einerseits die Lungen zu einer energischen, den ganzen Stoffwechsel wohlthätig beeinflussenden Action gezwungen, und andererseits wird den gesammten Athmungs-Organen eine desinficirende und heilende Luft zugeführt, deren chemische Zusammensetzung sich, den jeweiligen Erfordernissen entsprechend, in der einfachsten Weise bestimmen läßt. (Siehe Bezugsquellen.) A. S.

Largiader's Arm- und Bruststärker ist ein seit Jahren von mir vielfach empfohlener und auch zu orthopädischen Zwecken mit Nutzen verwendeter Apparat. Allerdings ist es nöthig, wie bei allen Arten der Haus- und Zimmer-Gymnastik, die Größe des Apparates, die Schwere seiner Gewichte und die vorzunehmenden Uebungen den Kräften der Uebenden und den beabsichtigten Zwecken gemäß zu wählen. Dr. D.

Besorgte junge Mutter. — Zwei- bis dreijährige Kinder lernen spielend gurgeln, wenn man sie daran gewöhnt, morgens regelmäßig Hals und Mund mit frischem Wasser auszuspülen. Ist dem Kinde so in gesunden Tagen das Gurgeln zur Gewohnheit geworden, wird es in Krankheitsfällen auf liebevollen Zuspruch gleichfalls gurgeln. — Auch ein Inhalations-Apparat sollte in keinem Hause fehlen. Bei rauhem Husten und Reiz im Halse wirken die heißen Wasserdämpfe vorzüglich; den Kindern macht es meistens großen Spaß, den kleinen Mund aufzuhalten und die Dämpfe einzuathmen. Ph. Fr.

Sitzbank mit Kerbschnitt-Arbeit.

Unglückliches junges Mädchen. — Die Neigung Ihrer Hände, bei Kälte und anderen Veranlassungen roth zu werden und bei Aufregungen zu schwitzen, zeigt allerdings, wenn Sie es auch nicht glauben wollen, übergroße Erregbarkeit gewisser Nerven an. In diesem Falle wird sie am besten durch turnerische Uebungen, besonders der Arme und der Athmung, — auch durch Zimmerturnen mit Hanteln oder Largiader's Brustst ärker, — in Verbindung mit kalten Waschungen, Abreibungen und Brausebädern bekämpft werden. Ob die Kleidung etwas zu eng ist, können wir nicht beurtheilen; rathsam ist, darauf zu achten. Dr. D.

M. B. — Frostbeulen verlangen oft eine innerliche Behandlung, besonders mit Eisen und Leberthran, neben regelmäßigen Körperübungen zur Verbesserung des Blutes. Reizende Einreibungen mit Citronensäure, verdünnter Salzsäure, mit Tanninlösung oder tanninhaltigen Salben werden oft mit Nutzen angewendet. Warmes Waschen mit kalter Nachspülung, sorgfältiges Abtrocknen und Warmhalten (Pulswärmer und Waschleder-Handschuhe!) sind nöthig. — Röthung und Erfrieren der Nasenspitze werden vielleicht durch den Schleier bewirkt, der als naßkalter oder Eisumschlag darauf liegt, und sind ähnlich zu behandeln. Dr. D.

Marie Ar—wit. — Die falsch gefärbten Haare müssen zunächst vollständig von dem alten Farbemittel befreit werden; wie das geschehen kann und muß, ist nur nach Kenntniß der angewendeten Farbstoffe zu sagen. Alsdann ist das Haar zu entfetten und mit Nußschalen-Abkochung (am besten frisch bereitet) oder mit Nußschalen-Extract zu färben. Wahrscheinlich ist auch die geschädigte Kopfhaut mit Seifen, — z. B. mit Kampferpulver-Seife von Mülhens in Cöln, — fleißig zu waschen. Das läßt sich indessen nur nach genauer Untersuchung des Haares und des Haarbodens mit Sicherheit angeben. Dr. D.

Rathlose Abonnentin. — Ein sicheres Mittel gegen Gesichtspickel oder Finnen giebt es nicht, wohl aber zweckmäßige Behandlungs-Methoden, die je nach Beschaffenheit des Falles ärztlich angerathen und überwacht werden müssen. Dr. D.

K. in Heidelberg. — Kreolin-Seife eignet sich schon wegen ihres Geruches, aber auch aus anderen Gründen keinesfalls zum täglichen Gebrauch als bloße Reinigungs- oder Toiletten-Seife. Dr. D.

Abonnentin S. — Schilddrüsen-Schwellungen gewisser Art können durch innere Mittel erfolgreich behandelt werden. Befragen Sie einen tüchtigen Arzt, deren es in Ihrem Wohnorte genug giebt. Dr. D.

Haus-Apotheke aus Cigarrenkisten mit Brandmalerei.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Zuschneide-Schule. — In welcher kleineren Stadt Deutschlands (am liebsten in der Rheingegend) würde die Eröffnung einer Zuschneide-Schule, verbunden mit praktischer Schneiderei, erwünscht sein? P. Br. in K.

Erwerb durch Handarbeit. — Im Laufe des letzten Jahres wurde im Leserkreise dieses Blattes wiederholt auf die Noth unter den Handarbeiterinnen hingewiesen. Ich selbst habe diese Noth an mir und anderen kennen gelernt und wende mich mit der Bitte um lohnenden Erwerb durch Häkelei, Weißstickerei und andere feine Handarbeit an solche, die helfen wollen und können. Dorothea S.

Hanna in Neudnitz. — Frau Marie Fait, Theresienstadt 214 (Böhmen), ist bereit, Ihnen behufs Einrichtung eines Lehr-Institutes für weibliche Handarbeiten nähere Auskunft zu geben. D. Red.

Frau F. L. — Durch Gesichts-, Hand- und Nagelpflege einen Erwerbszweig zu schaffen, dürfte nur in großen Städten möglich sein. Bücher und Anstalten zur Erlernung dieser Kunst, die ohne ärztliche Ausbildung überhaupt keinen Boden hat, giebt es unseres Wissens nicht. Versuchen Sie, bei einem Arzte Anstellung als technische Gehülfin zu finden. Dr. D.

Häusliche Kunst.

Sitzbank mit Kerbschnitt-Arbeit. — Neben Stühlen und Hocker findet eine kleine Sitzbank in einem Zimmer gern ein Plätzchen. Die hübsche Vorlage, etwas niedriger als ein Stuhl, mit einer Sitzfläche von 46 cm Länge zu 34 cm Breite — ist mit Ornamenten in Kerbschnitt-Arbeit reich ausgestattet. Innerhalb eines 21 cm großen, auf die Spitze gestellten Vierecks liegt eine Rosette von reichlich 16 cm Durchmesser, umgeben von einem Zackenrändchen, dem sich seitlich Palmetten-Figuren anschließen. Den Raum zwischen dem Mittelstück und dem 6 cm breiten Rand füllt ein Schuppenmuster; der Rand besteht aus einer Doppelreihe von Palmettenbogen, zu beiden Seiten von Doppellinien begrenzt. Längs der abgerundeten Kanten der Sitzfläche ist noch ein Zackenrändchen angebracht; ein ähnliches, doch entsprechend breiter, verziert die Querleiste zwischen den geschnitzten wandartigen Füßen. In Eichenholz ausgeführt, hat man die vollendete Arbeit nur mit Brasel in zu bestreichen und zu bürsten, bis sie matt glänzt. E. F.

Alice B. — Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 15/11 96 veranlaßt mich, Ihnen hier meine selbstgefertigte Haus-Apotheke zu beschreiben. Dieselbe besteht aus vier Cigarrenkistchen von je 23 cm Länge, 11 cm Breite und 8 cm Höhe. Von den Kisten sind zunächst die Etiketts sorgfältig loszulösen, ebenso die Papier-Einlagen zu entfernen, wenn nöthig, auf feuchtem Wege.

Die unterste Kiste legt man auf ihre Längsseite, sodaß der Deckel nach unten klappt. Kleine Oesen aus dunkler Seide, die durch ein kleines, an jeder Seite des Deckels gebohrtes Loch gezogen und innen verknotet werden, greifen über correspondirende blanke Kopfnägel an den Seitenwänden des Kästchens und vermitteln den Schluß dieses Faches, das für Thee- und Pulvertütchen bestimmt ist.

Auf diese Kiste stellt man zwei andere, deren Längsseiten an einanderstoßen, mit je einer Querseite. Die Deckel dieser beiden Kisten öffnen sich nach außen und werden durch Knebelschluß oder einen kleinen Stift geschlossen, der durch eine in die Zwischenwand geschlagene Metall-Oese geschoben wird. Nachdem die drei Kistchen mit Tischlerleim auf- und aneinander geleimt worden sind, werden sie an Boden und Wänden auch noch durch feine Schrauben verbunden. Innerhalb der stehenden Kistchen (6 cm von oben, 16 cm von unten gemessen) wird ein Brett festgeleimt, das oben ein Fach für kleine (homöopathische) Fläschchen bildet, während unten die größeren Flaschen Aufnahme finden. Für eine einzelne Person genügt das Schränkchen schon in dieser Form, für eine Familie fügt man oben noch ein viertes Kistchen hinzu. Es wird, auf den beiden mittleren Kisten stehend, in gleicher Weise wie die anderen befestigt; der Deckel ist nach oben zu öffnen. Auch dieser Innenraum wird in der Mitte durch ein Brettchen getrennt; er nimmt die Salbenbüchsen auf.

Soll das Schränkchen auf einem Tisch stehen, so befestigt man unter den vier Ecken Garnrollen als Füße. Zum Aufhängen schraubt man es am besten auf ein der Größe seiner Rückseite entsprechendes Brett, an dem Metall-Oesen zum Aufhängen befestigt sind. Obenauf wird eine Art Galerie aus großen, schlanken Garnrollen gebildet, die neben einander aufgeleimt oder mit Kopfnägeln befestigt werden. Einige Salbentöpfe mit Zwiebelmuster finden auch auf dem Schränkchen Platz, ebenso auf den Consolen zu beiden Seiten. Die Innenräume sind weiß lackirt; außen werden die Wände braun gebeizt und lackirt, dann verziert man das Ganze mit Plüsch-Auflagen und kleinen Metall-Ornamenten, die in besseren Eisenläden käuflich sind, oder man giebt durch Brandmalerei auf hellem oder dunkelm Grund dem Schränkchen ein gefälliges, hübsches Aussehen. Kleine, vom Tischler angefertigte Bogen-Verzierungen, statt der Galerie angebracht, würden vielleicht dem Schränkchen noch mehr Chic verleihen. Auch wäre eine Art Delfter Malerei in Oelfarbe auf weißem Grunde im Sinne der Fragerin leicht auszuführen. M. S.

Fürs Haus.

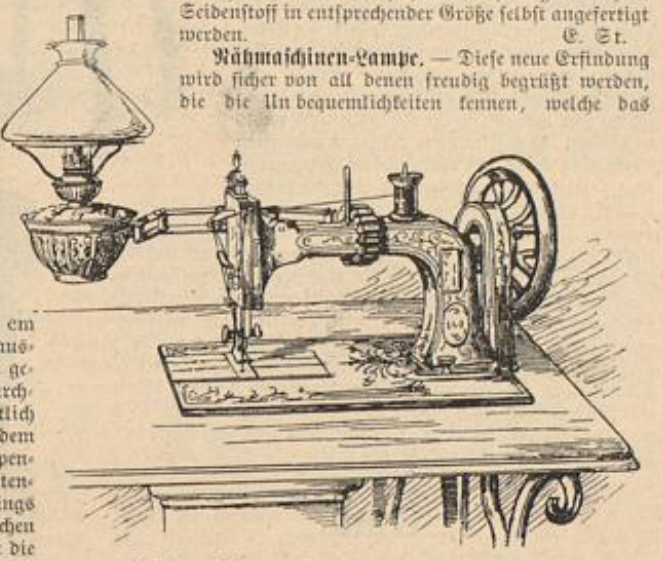
Ferdinand Neumann'sche Woll-Waschseife. — Ein allgemein empfundener Uebelstand, dem trotz vieler bisheriger Versuche noch nicht gründlich abgeholfen werden konnte, besteht in dem Einlaufen und Verfilzen der gewaschenen Wollsachen, und besonders der wollenen Leibwäsche, deren Einlaufen schon an und für sich durch die Einwirkung des Körperschweißes auf die Wollfaser befördert wird.

Mit einer neuen Woll-Waschseife, die den Stempel ihres Erfinders trägt, scheint diesem Mangel rationell abgeholfen zu sein, da sie, obwohl frei von jedem ätzenden Bestandtheil, doch schnell lösend wirkt und somit jedes Reiben der Wäsche ausschließt. Bei richtiger Behandlung dieser Seife bleiben die Wollsachen vollständig elastisch und weich.

Man löst 1 Stück (Pr. 15 Pf.) zerkleinerte Woll-Waschseife in 2 Eimer voll kochendem Wasser auf, läßt es abkühlen, und weicht die Wäsche hierin $1^1/_2$ bis 2 Stunden zugedeckt ein. Danach wird sie leicht, ohne zu reiben, gedrückt herausgeschwenkt, lauwarm gespült, recht trocken ausgewrungen, und möglichst schnell getrocknet. Für sehr unsaubere Wäsche rechnet man $1^1/_2$ Stück Seife auf 2 Eimer Wasser. A. H.

A. Möker's Piano-Lampe. — Ein gleichmäßig helles Licht, das von oben direct auf die Noten fällt, giebt eine neue Piano-Lampe, die mit oder ohne Reflex-Schirm inmitten der Vorderwand des Pianino mittelst Schraube und Klammervorrichtung zum jeweiligen Gebrauch angebracht wird. Ein kurzer beweglicher Metallarm trägt das Bassin und den Schirmhalter aus Weißblech mit Lampenschirm. Letzterer kann natürlich auch aus Seidenpapier oder farbigem leichten Seidenstoff in entsprechender Größe selbst angefertigt werden. E. St.

Nähmaschinen-Lampe. — Diese neue Erfindung wird sicher von all denen freudig begrüßt werden, die die Unbequemlichkeiten kennen, welche das Maschinennähen bei Licht mit sich bringt. Eine Stehlampe ist auf der Maschine nicht gut unterzubringen; abgesehen von ihrer gefährlichen Nähe wird auch das beständige Klirren der Glocke bei dem ohnehin nicht geräuschlosen Arbeiten der Maschine höchst lästig. An der dargestellten Nähmaschinen-Lampe scheinen nun wirklich alle alten Uebel beseitigt zu sein. Der mehrgliederige bewegliche Bassin-Träger wird mittelst enggeschlossener Kettenklammer und Schraube um den Maschinenarm befestigt



Nähmaschinen-Lampe zum Anschrauben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und ist so verstellbar, daß das Licht der kleinen, hellleuchtenden Lampe von beliebiger Seite auf die Nadel fallen kann. Die Lampe ist gegen Erschütterung unempfindlich. E. St.

Rührnapf zum Anschrauben. — Unter den vielen praktischen Neuheiten für Küche und Haus erregte eine neuerdings in den Handel gebrachte Schüssel zum Anschrauben meine Aufmerksamkeit. Ich halte dieselbe für sehr praktisch, weil durch die ganz feststehende Schüssel das mühsame Halten fortfällt und beide Hände zum Rühren von Teig jeder Art 2c. frei bleiben. Die Schüssel ruht in einem Blechrand, durch dessen seitliche Oeffnung eine Klammerschraube mit langem Arm greift; dieselbe befestigt die Schüssel zugleich am Tisch. Der Rührnapf ist in Email, außen blau, innen glatt weiß, in zwei Größen, zu 4,25 Mk. und 5,50 Mk., und aus Steingut mit rauher Reibefläche zum Preise von 3 Mk. und 3,50 Mk. käuflich. Als Reibekeule kann auch ein großer Holzlöffel dienen; im übrigen bewährt sich die Reibekeule „Else“ sehr gut. B. v. C.

Rührnapf zum Anschrauben.

Verwerthung des Kochsalzes im Haushalt. — Zink-Badewannen scheuert man blank mit Salz, das mit Essig angefeuchtet ist; man spült mit heißem Seifenschaum nach.

Waschgeschirr befreit man vom Seifenansatz durch Ausreiben mit feuchtem Salz.

Silberne Löffel und Gabeln verlieren schwarze Säureflecke, sobald man sie mit feuchtem Salz abreibt.

Teppiche reinigt man durch wöchentlich einmaliges Bestreuen mit grobem Kochsalz und Abfegen desselben.

Wasserflaschen und Goldfisch-Gläser befreit man von ihren Kalkrändern durch Spülen mit Salz und scharfem Essig.

Echte Perlen werden sauber, wenn sie mit Kochsalz in ein weißes Leinenläppchen gebunden und so lange vorsichtig in lauem Wasser geschwenkt werden, bis das Salz vollständig aufgelöst ist; sie werden dann mit weichem Tuch abgetrocknet.

Gefrorene Fensterscheiben thauen leicht auf, wenn sie mit einer starken Lösung von Salz in warmem Wasser mittelst Pinsels bestrichen und sofort nachgetrocknet werden.

Petroleum-Lampen brennen heller, wenn dem Petroleum im Bassin eine Messerspitze voll Salz zugesetzt wird.

Gelbe Stoffe behalten ihre Farbe, wenn man sie vor dem Waschen in kaltem Seifenwasser in Salzwasser von 100 g Salz auf 6 bis 8 l Wasser einweicht und später in Ockerwasser spült.

Ausfrieren der Stärke aus Wäsche im Winter verhindert man durch kleinen Salzzusatz zur gekochten Stärke.

Gelbwerden der Wäsche wird verhütet, wenn man eine Hand voll Salz in das Blauwasser giebt.

Rohes Eis zerschmilzt langsamer, wenn es reichlich mit Salz bestreut wird.

Pelzwerk wird von Motten verschont durch Einstreuen von Salz.

Eingefrorene Brunnen thaut man auf durch Eingießen von heißem Salzwasser unter andauerndem Pumpen.

Gegen Sodbrennen und leichte Magenbeschwerden trinkt man Wasser, in dem ½ Theelöffel voll Salz aufgelöst wurde.

Zum Gurgeln bei Halsschmerzen löst man Salz in Wasser.

Blutungen nach dem Zahnziehen stillt man durch Spülen mit starker Salzlösung.

Bei verschiedenen Vergiftungen wirken 3 bis 4 Theelöffel voll Salz, als Brechmittel genommen.

Insecten-Stiche, mit feuchtem Salz betupft, bleiben unschädlich. A. H.

Verstellbarer Patent-Klavierstuhl. — Bisher war der einfache Schraubstuhl ohne Lehne die übliche Sitzgelegenheit für den Klavierspieler, und oft genug mag der eine oder der andere ihn seufzend beiseite geschoben und wieder zum einfachen Rohrstuhl gegriffen haben, trotz dessen allzuhoher Lehne und niederen Sitzes! Der steht wenigstens fest auf seinen vier Beinen, dreht sich nicht nach rechts und links, noch stimmt er bei jeder unsanften Bewegung seines Besitzers lautes Klagegetön an, — weil man vergessen hat, ihm zur rechten Zeit die nöthige Speisung, — Oel, — zu verabreichen. Der neue Scherzer'sche Patent-Klavierstuhl hat alle Vorzüge des gewöhnlichen Stuhles, ohne dessen Fehler, für den Gebrauch am Klavier. Er steht fest auf vier Füßen, hat eine niedrige Rückenlehne und einen viereckigen bequemen Sitz, der sich durch eine mittelst Knopfdruck bewegte, geräuschlos arbeitende Mechanik beliebig hoch oder niedrig stellen läßt; die Ruhe des Sitzenden wird in keiner Weise gestört. Die Patent-Klavierstühle sind in hübscher solider Ausführung in echt und imitirt Nußbaum, sowie schwarz je mit Rohrgeflecht oder flacher Lederpolsterung käuflich. Wünscht man das Möbel eleganter, so giebt man ihm um den Sitz lange Franzen und ein Kissen für die Lehne als Ausstattung. S. R.

Verstellbarer Patent-Klavierstuhl.

Küche.

Hühner-Salat. — Zwei große, sauber gepuzte, fette Hühner werden gekocht, bis sie gar sind. Dann löst man die Knochen aus und schneidet das weiße Fleisch in schmale kleine Stückchen. Gut abgekochter, erkalteter Sellerie, zu kleinen Stücken zerschnitten, wird mit dem Hühnerfleisch vermischt. Dann zerreibt man vier hartgekochte Eier ganz fein und vermischt sie mit einer Theetasse Salat-Oel, einem Eßlöffel voll Senf, einem Theelöffel Salz und ebenso viel Pfeffer. Darauf schlägt man drei rohe Eigelbe mit einer halben Tasse Essig und einem Eßlöffel Citronensaft und gießt diese mit der anderen Flüssigkeit über das Fleisch, das man zierlich anrichtet, mit Selleriblättern garnirt und vor dem Serviren 10 Minuten auf Eis stellt. H. W.

Langjährige Abonnentin. — Unter den vielen Recepten von englischen Pickles-Saucen ist folgende eine der beliebtesten und pikantesten: 60 g eingelegte Wallnüsse, 24 g Anchovis, 6 g frische Citronenschale, 6 g Schalotten, 12 g Meerrettig werden theils fein zerschnitten, theils gewiegt, mit 3 g gestoßenem Pfeffer, 3 g gestoßenem Piment, 4 g gestoßenem Cayenne-Pfeffer und 0,5 g Selleriesamen untermischt, und mit 30 ccm (1 Cubikcentimeter = 1 Tausendstel Liter) Soya-Sauce, 120 ccm Pilz-Sauce und 120 ccm Weißwein übergossen. Fest zugedeckt, muß diese Sauce zehn Tage ziehen, danach wird sie durchgeseiht, und in kleinen Flaschen aufbewahrt. A. H.

Fr. Verwalter K. in Darmstadt. — Von der Cardone, welche zum Bleichen in Stroh gewickelt und für einige Wochen vergraben wurde, verwendet man nur die Blattrippen, die, zerschnitten, blanchirt und wieder abgekühlt, von den Fasern befreit und in kräftiger Fleischbrühe mit einigen Schalotten und Gewürzkörnern, etwas magerem Speck oder Schinken weichgedämpft wird. Dann verrührt man die Sauce mit weißer Coulis, schärft sie mit Citronensaft ab und giebt die Cardone hinein. — Haferwurzeln werden geputzt, in fingerlange Stücke geschnitten und in Essigwasser gelegt, darauf kocht man sie mit Bouillon, Citronensaft, Salz und Butter weich und rührt eine weiße Mehlschwitze darunter. A. H.

Hausthiere.

„Unser Kanarien-Vogel muß krank sein“, — so hört man gar häufig, „und wir wissen nicht recht, was wir für ihn thun sollen, denn er wird gut gepflegt und hat stets einen sauberen Bauer“. — Nun ist gute Pflege aber noch lange nicht richtige Pflege, zumal während der regelmäßig wiederkehrenden Mauser oder einer Krankheit. Will man seinen Liebling frisch und munter sehen, zur eigenen Freude, wie zu seinem Wohlbehagen, so darf man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, über seine Behandlung Kenntnisse zu sammeln. Ein kleines, uns vorliegendes Buch giebt die beste Auskunft in allen fraglichen Fällen, nicht allein über die Pflege des kranken und gesunden Vogels, sondern auch über Zucht (Hecke), Gesang, Behausung 2c. Außerdem findet sich in dem Buch eine Anleitung über die Pflege der beliebtesten in- und ausländischen Singvögel, sodaß auch der Besitzer einer Volière Belehrung und Anregung in dem Werkchen findet. Der Titel lautet: Der Kanarien-Vogel, sowie die beliebtesten in- und ausländischen Singvögel. Zucht und Pflege wie Behandlung der Vögel in Krankheitsfällen, nebst leichten Fangmethoden. Von Gebrüder A. und O. Ortleb. Mit 24 Abbildungen. Oranienburg. Verlag von Ed. Freyhoff. Preis 1 Mk. 25 Pf. E. F.

Marg. Weigert. — Fremdländische Zierfische beziehen Sie am besten von Paul Matte, Zierfisch-Züchterei in Lankwitz bei Südende (Berlin-Anhalter-Bahn). Auch in größeren Aquarien-Handlungen, so bei O. Preuß, Berlin C, Alexanderstr. 37a, und bei Julius Reichelt, Berlin N, Elsässerstr. 12, sind alle fremden Aquarien-Fische erhältlich. M. H.

Zimmergärtnerei.

Hesdörffer's Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). Preis vierteljährlich 1,50 Mk. — Der Erfolg, dessen das „Handbuch der Zimmergärtnerei“ sich rühmen durfte, veranlaßte den Verfasser, sich nun mit einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift an die Blumenfreunde zu wenden, denen der erfahrene Rath des Fachmannes um so ersprießlicher ist, als die Aufsätze von guten Abbildungen unterstützt werden. Die Hefte sollen nicht allein Belehrung über bekannte einzelne Pflanzen bringen, sie sollen auch mit neuen Errungenschaften bekannt machen und von Gartenbau-Ausstellungen, sowie bedeutenden Gärten berichten. Besonderen Werth gewinnt das Buch durch den „Arbeitsplan“ der monatlichen Arbeiten, die Rubrik „Fach-Literatur“ und die „Gartenpost“, welch' letztere jedem Abonnenten zur Anfrage offen steht. Den Besprechungen der Fach-Literatur wird auch der Berufsgärtner mit Interesse folgen, wie denn der Inhalt der Zeitschrift auch ihm Anregung und Vergnügen bereiten dürfte. E. F.

Feigen in Töpfen zu ziehen. — Viel Freude machen mir meine Feigenbäume, die ich seit einigen Jahren in Töpfen und Kübeln ziehe. Kaum ein Fruchtbaum ist so dankbar. Bei guter Pflege trägt er jährlich reichlich Früchte, und zwischen blühendem Oleander und Granatbäumen aufgestellt, ist er eine Decorations-Pflanze ersten Ranges. Ich pflanze im März Schößlinge mit guter Bewurzelung in kräftige Gartenerde. Nach der Anwurzelung stelle ich die Töpfe auf das Fenster, der vollen Sonne ausgesetzt; — ohne ein südliches Zimmer ist alle Mühe umsonst. Hat man einen Garten zur Verfügung, so stelle man von Mai ab die Bäumchen dort auf. Wenn sie die gewünschte Höhe erreicht haben, wird die Gipfelknospe entspitzt, worauf sich Seitentriebe entwickeln und das Bäumchen zum Fruchttragen gezwungen wird. Während des Sommers verlangt der Feigenbaum viel Wasser, trägt er Früchte, dann auch öfters einen schwachen Düngerguß; ganz trocken darf die Erde niemals werden, sonst fallen die Früchte ab. Ueberwintert wird das Bäumchen entweder im Keller oder im frostfreien, ungeheizten Zimmer. Zum Anpflanzen wählte ich „Château de Kennedy“ mit besonders großen guten Früchten, ferner „Ficus hirta“ mit sehr vielen kleinen Früchten, die schon an noch ganz kleinen Bäumchen erscheinen. Beide Sorten sind bei Haage & Schmidt in Erfurt käuflich. O. v. Sz., Ungarn.

S. v. A. in Wien. — Bis zum Vorsommer bleibt die Camelie am Zimmerfenster, damit sie ihre jungen Triebe entwickeln kann. Ist dies geschehen, so kommt die Pflanze an einen halbschattigen Standort ins Freie und wird hier mäßiger gegossen, worauf sie Blüthenknospen anzusetzen beginnt. Camelien werfen die Knospen stets dann ab, wenn sie im warmen Zimmer stehen, starken Temperatur-Schwankungen ausgesetzt werden und oft einen anderen Standort erhalten. Auch wenn die Erde trocken wird, wirft die Pflanze die Knospen ab. Die Ueberwinterung erfolgt in kalter, aber frostfreier Stube; die Pflanze wird hier auf die Fensterbank gestellt, auf welcher sie bis zum Abblühen unverändert stehen bleibt. M. H.

Revolver-Cravate für Klapp- und Stehkragen.

Allgemeines.

Revolver-Cravate. — Unseren Männern, Brüdern und haushälterisch veranlagten anderen Vertretern des männlichen Geschlechts, die ihre Ausgaben für persönliche Bedürfnisse gern möglichst beschränken, dürfte die Revolver-Cravate zu empfehlen sein. Ist es doch eine mißliche Erfahrung, daß der Knotentheil jeder Cravate leicht unsauber und damit die ganze Cravate unbrauchbar wird. An der Revolver-Cravate darf die ganze Länge der Binde erst für den Knoten ausgenutzt werden, ehe man das Toilettenstück endgültig beiseite legt. Sobald der Knoten unsauber geworden, zieht man die an den Enden zusammengenähte Binde ein beliebiges Stückchen weiter, ordnet sie über dem Knotenhalter in Falten und legt den offenen, federnden Cravaten-Ring wieder um die Binde. Die Revolver-Cravate (für Steh- und Umlegekragen) mit Ring ist in jeder Farbe zum Preise von 1,80 M. bis 2,20 M. durch Frau Lina Klett in Pforzheim, Nagoldstr. 13, zu beziehen. Hausfrau vom Lande.

Kleiderschürzer „Dritte Hand“.

Kleiderschürzer „Dritte Hand“. — Der neue patentirte Kleiderschürzer „Dritte Hand“ in Form einer etwa 12 cm langen federnden Sicherheitsklammer, deren Schenkel an der Innenseite Gummi-Einlagen tragen, kann leicht am Kleide befestigt werden und bewährt sich in jeder Weise. Der Kleiderrock wird von beiden Seiten hinten zusammengerafft und die Klammer, von unten aus über die Stoffmenge greifend, darum geschlossen. Beschädigung des Stoffes ist ausgeschlossen, da weder Durchstechen noch Annähen stattfindet. Der Aufschürzer wird vom Rock getragen, den er hochschürzt; dieser selbst wird zwischen den Gummi-Einlagen der Klammer durchaus fest gehalten. E. S.

Ersatz für Schnürsenkel. — Statt der Schnürsenkel ziehe ich ein etwa 6 mm breites seidenes, schwarzes oder braunes Gummiband, — je nach Farbe der Schuhe, — durch die Schnürlöcher meiner Stiefel, nähe es oben an den Enden zusammen und verdecke die Verbindung durch eine kleine Bandschleife. Diese dehnbare Schnürung gestattet ein leichtes An- und Ausziehen der Schuhe und verhindert zugleich jeden Druck auf dem Spann bei Biegung des Fußes; außerdem sieht ein so geschnürter Schuh stets ordentlich aus, da ein Auflösen des Gummi-Schnürbandes ausgeschlossen ist. H. R. in Potsdam.

Verwendung von Wollgarn-Resten. — Es giebt in jedem Haushalte Wollgarn-Reste, für die nicht immer angemessene Verwerthung ist. Aus diesen Resten nun kann man die reizendsten Strümpfchen für kleine Kinder stricken, — man hat nur mit einigem Geschmack die verschiedenen Farben aneinander zu reihen, indem man den Faden in eine Stopfnadel und mittelst dieser ein Stück desselben in den neuen Faden hineinzieht. Beide Strümpfe müssen zugleich angefangen und gearbeitet werden, damit die Reste je für beide gleich vertheilt werden. Selbst der kleinste Wollrest läßt sich verwerthen. Frau Dr. L.

Fr. v. S. in Röderau. — Vielleicht beseitigt der patentirte Leinentuch-Spanner von Frau Josefine Kurzbauer, Wien 18, Gürtel 116, die Unbequemlichkeit. Selbst wenn das Frischaufbetten unterbleibt, müßte die Kranke wenigstens auf glatten Tüchern liegen; gegen das Herabgleiten des Deckbettes soll ein von Fr. Adele Mannheim in Ahlden a. d. Aller erfundener „Deckbett-Halter“ schützen. — Prospecte erhalten Sie durch die genannten Adressen. D. Red.

Bezugsquellen: Athmungs-Apparat (Preis 18 M.): Apotheker Pokorny, SO. Schönleinstr. 11. — Largiader's Arm- und Bruststärker (Preis M. 7 bis M. 12,50): A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann), Stuttgart; Hartmann & Kleining, Hohenebbe in Böhmen. — Woll-Waschseife: Ferdinand Neumann, SW, Leipzigerstr. 51. — A. Möker's Piano-Lampe: Rüble & Hunger, W, Friedrichstr. 58. — Nähmaschinen-Lampe: Heinrich Kornicker, SW, Beuthstr. 18. — Rührnapf zum Anschrauben: P. Naddatz & Co., W, Leipzigerstr. 11. — Patent-Klavierstuhl: Georg Plothow, W, Potsdamerstr. 113. — Kleiderschürzer „Dritte Hand“: M. Schöneberg, W, Leipzigerstr. 91.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6. III. 15. März 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(5. Fortsetzung.)

„Nein, Du bleibst hier, Mädel! — Was wollen Sie denn eigentlich, Herr Pastor? Sie sind auf dem Holzwege. Warum soll die Anna nicht hier bleiben?"

„Ich bleibe, Vater."

Beide sahen ihn erwartungsvoll, in peinlicher Spannung an: — er aber setzte sich erst zurecht, räusperte sich, verlangte zu trinken und zog sie mit tückischen, triumphirenden Blicken hin. Da sagte er plötzlich: „Sie denken, ich hab' den Zimmergesellen erschlagen, Sie, Mann Gottes, der sich der ungeistlichen und altvetterlischen Fabeln nicht entschlägt. Nichts hab' ich erschlagen!"

„Wer klagt Sie denn an?"

„Die Treppe ist er hinuntergefallen. Bums! — lag er."

„Wer?"

„Von dem Sie letzten Sonntag gepredigt haben. Und gelt, das wäre Ihnen grade recht gewesen, wenn ich ihn erschlagen hätte!"

„Meinen Sie, daß ich Freude an Schuld und Verbrechen habe?"

„Was heißt denn das alles?" fragte die Anna zitternd näher tretend.

„Das heißt, daß er von der Bodentreppe heruntergefallen ist."

„Was aber geschah dann weiter?"

„Weiter kriegt ich ihn zu packen und legt ihn auf sein Bett."

„Warum holtet Ihr keine Hülfe?"

„Wer soll denn einem Todten helfen?"

„Der Mann war aber nicht todt."

„Was? Waren Sie dabei? Haben Sie damals schon gelebt?"

„Nein. Aber die Frau, die Sie mit dem Stocke geschlagen haben, und die damals als Magd —"

„Der ungeistlichen und altvetterlischen —"

„Ist das alles, was Ihr Euch aus der Bibel behalten habt, Mann?"

„Nein. Aber es gehört hierher."

„So. — Also, Bauer, der Mann war nicht todt, sondern lebte —"

„Nun, — wenn er lebte, was red't Ihr von der Kanzel, daß er erschlagen wär'?"

„Aber er blieb ein schwachsinniger Vagabund bis zu seinem Tode, der nichts hatte, davon er sich hätte verpflegen können, denn die Papiere aus seinem Ränzel, die hatte ein anderer genommen und war bei Nacht und Nebel davongegangen, den Beraubten im Elend verlassend, und hatte auf seinen Namen sein Erbtheil erhoben. Und der wart Ihr. Und wenn Eure Hände rein sind vom Todtschlag, so sind sie doch nicht rein vom Raube! —"

„Nun ja, der war ich, und das hab' ich begangen. Aber das — Jahr! Das is verjährt! Verjährt, verstehen Sie? Und was also wollen Sie von mir?"

„Barmherziger Gott!"

Wißmann war aufgestanden und einen Augenblick zu dem Mädchen getreten, das leichenblaß am Ofen schwankte, hatte sie zu einer Bank geführt, ein paar tröstliche Worte zu ihr geredet und kehrte sich jetzt wieder dem Kranken zu.

„Verjährt, verjährt, Herr Pastor!" rief der ihm triumphirend entgegen.

„Wo verjährt, unglücklicher, verstockter Mann? Bei den irdischen Gerichten, die alle Hände voll zu thun haben, neuer Schuld nachzuspüren und sie zu bestrafen, die ungerächte aber dem ewigen Richter über Schuld und Unschuld überlassen müssen, vor dessen Stuhle nichts verjährt was ungesühnt geblieben?!" rief der junge Seelsorger.

„Ungesühnt? Da täuschen Sie Sich sehr, Herr Pastor. Ich hab' meine Sünde vor Gott bekannt, — und wir sind allzumal Sünder und ist keiner ohne Makel, — hab' sie bereut und mit mancherlei Gabe und Stiftung gesühnt und also meine Sache gethan. Da denken Sie wohl, wo doch einer is, der gestorben is zur Vergebung der Sünden, der wird mich gerade ausgelassen haben, he? Nu, nein! Meine Vergebung, die hab' ich dahin, da können Sie schon ruhig sein, und hat mir unser alter Herr Pastor, der mehr Wasser hat den Berg herunterlaufen seh'n, wie Sie, hundertmal gesagt: ‚über Euch, Hendrich, waltet des Herren Gnade sichtbarlich'."

Da war des jüngeren Mannes Ruhe zu Ende. Mit gewaltiger Stimme redete er gewaltige Worte, wie sie ihm heiliger Zorn über des Alten unbußfertigen Hochmuth eingab. Wie der Donner von den Bergen und die Wildwasser im Thale zur Frühjahrszeit schwoll seine Rede und wurde eine furchtbare Gewalt über des Alten Trotz.

— — — — — — — — — — — — —

„Halten Sie ein, Herr Pastor, halten Sie ein!" schrie der endlich. „Ich will Ihnen alles bekennen, — alles! Ich, — nein, ich schlug ihn nicht, — er stürzte! —"

„Wohl Euch!"

„Ich schlug ihn nicht, — aber, — ich, ich stieß ihn, daß er stürzen mußte, — Jesus, mein Jesus!"

Und griff in die Luft, taumelte und sank nach hinten. — — — — — — — — — — — — —

„Liebes armes Mädchen!"

XIII.

Der Bauer war begraben, das Geklätsch, die Aufregung, die sich mit seinem Ende beschäftigt hatten, waren verstummt.

Der Termin der Hochzeit war nur wenig hinausgeschoben worden, bloß daß statt des beabsichtigten großen Festes alles still und ohne Gepränge abgemacht werden sollte; der Wilhelm war, ländlicher Sitte entsprechend, auf dem Hofe geblieben.

Von dem furchtbaren Geständniß, das der Bauer vor seinem Tode abgelegt, hatte niemand etwas erfahren, auch Wilhelm nicht. Und doch, wie hätte das Mädchen sich gesehnt, alles mit ihm besprechen zu können! Aber sie fürchtete instinctiv, daß das ihren Werth in den Augen des Mannes herunterssetzen könnte, mit dem sie sich fürs Leben verbinden sollte.

So schwieg sie denn; aber so tapfer sie sich hielt, konnte sie es doch nicht verhindern, daß sie in dem Abscheu vor dem, dem sie ihre Tage verdankte, und in dem ungeheuern Schmerze, der sie erfüllte, wortkarg und niedergeschlagen war, und wußte ihm nichts zu erwidern, wenn der Bräutigam diese Niedergeschlagenheit übertrieben fand. Er war jedenfalls herzlich froh, daß der Alte so zur rechten Zeit abgegangen war und ihm Platz gemacht hatte.

Immerhin war sie in dieser schweren Zeit nicht ganz vereinsamt, nur war es ein anderer, der, wie mit starken Armen, ihren Schmerz faßte und ihr tragen half, und der ihr auch half in dem Werke, das sie beschlossen hatte, um die Schuld des Todten gut zu machen, so weit es ging: Wißmann.

Warum, — warum hatte Wilhelm nichts von der Seele dieses Mannes? Warum war nichts Großes und Starkes an ihm? Ein klein wenig nur, — und sie hätte sich ihm offenbaren, Vertrauen um Vertrauen austauschen und Kraft und Ruhe bei ihm finden wollen.

Stark, — o ja, auch er war stark: zu schaffen, zu herrschen und einen Vortheil zu halten, — aber nicht Leid und Gedanken an Unrecht überwinden zu helfen, er, der Lieder, Lachen und Späße liebte.

Einmal hatte er gehört, daß seine kleine Schwester heftig krank geworden, da war er von einer großen herzlichen Angst gewesen, sie konnte sich denken, daß er um ein eigenes Kind tiefsten Schmerz empfinden würde, aber sie fühlte auch, es müsse eben ein eigener Schmerz sein, der ihn erschüttern könnte. — Was sie trug aber war ihm kein eingeborenes Unglück, war etwas, das seinen Ehrgeiz kränken und seine Verachtung wecken müßte, in der er ihr seine Liebe entziehen würde. Und indem sie das überdachte, empfand sie erst recht den Mangel an wirklicher Liebe und an Tiefe der Seele bei diesem Manne.

Sie nahm sich einmal das Herz, dies alles Wißmann gegenüber auszusprechen.

Er sah sie seltsam an und antwortete dann: „Wohl möglich, daß es so kommen würde, daß es alles so ist. Aber Sie haben die Probe nicht gemacht. Vielleicht, daß, wenn Sie ihm Ihr Herz ausschütteten, es ihm an Wärme nicht fehlte. Da Sie ihm nichts gesagt haben, dürfen Sie ihm jetzt nicht grollen, wenn er Ihren Schmerz nicht theilt."

„Ich groll' ihm nicht. Das ist's auch eigentlich nicht, Herr Pastor."

„Was denn?"

„Daß ich's ihm nicht sagen kann, — daß ich das in mir fressen lassen muß wie einen Wurm. Ich wollte, ich hätt' einen, dem ich's zuschreien könnte, wie mir ist."

„Sie haben mich, liebes Kind."

„Ich hab' Sie nicht. Das ist es, daß jemand sein müßte, der's ganz, ganz mit mir theilte und trüge."

„Ich weiß wohl."

„Warum muß das so sein, daß man von einem Menschen nicht lassen kann, und fühlt doch, daß etwas fehlt? — Sehen Sie, wenn ich jetzt zu ihm sagen könnte: ‚Es ist nicht zwischen uns, wie es sein sollte, und so ist's wohl besser, daß —', dann wäre es vielleicht das Richtige, und nun, Herr Pastor, kann ich nicht."

„So gut sind Sie ihm bei alledem?"

„Ja."

„Dann wird auch Ihre Liebe den Ausgleich finden und Sie stark machen, — alles ohne ihn zu überwinden. — Was aber das Praktische betrifft, wovon wir schon geredet haben, das habe ich übernommen und soll Sie nicht bedrücken."

Dem Wilhelm wurde die Sache wirklich manchmal ungemüthlich. Was lief sie auch immer so düster herum, hatte ein Gestecke mit dem Pastor und schloß so hastig die Schübe zu, wenn er zufällig hereintrat!

Es war manchmal grade, als ob Gespenster in der hellen Sonne herumliefen oder mittags mit am Tische saßen.

Zum Glück war das Wetter schön: plötzlicher vorzeitiger Frost, davon die Bäume über Nacht roth wurden, und am Tage heller Sonnenschein, daß sich die letzte Ernte, Kartoffeln und Rüben, schön hereinbringen ließ, während alles in bunter Farbengluth stand.

Ein Vergnügen auch, um diese Zeit über Land zu fahren, wenn ein Geschäft abzuschließen war, so unzuverlässig dieses Vergnügen war: jetzt ein Prachtwetter, dann plötzlich alles im Nebel, grau und gedrückt und den nächsten Tag eine dunstige Sommerschwüle.

„Ihr in Eurem verwünschten Gebirge wißt ja alleine nicht, was ihr wollt," sagte er eines Tages lachend, pfiff sich eins dem ganzen Trödel zum Trotz und dachte: „Heidi, noch den letzten Wagen Kartoffeln 'rein und dann — einmal eins von dem guten Nierzdorfer Doppelbier gekostet! Und — die Gretel ein bissel getröstet, das schnurrige schwarzäugige Dingel! Daß ihr doch der Himmel einen andern zum Schatz gebe, der's heirathen könnte, und erwischte 'was Gutes!"

— — — — — — — — — — — —

Es hatte Anna und dem Pastor einige Mühe gemacht, die Erben des im Jahre achtzehnhundertvierzig, ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Tannhausen, dort in Schwachsinn verstorbenen Karl Stiener und seiner achtzehnhundertzweiundsiebzig gestorbenen Schwester ausfindig zu machen. Es waren die beiden Enkelkinder dieser Frau, Gustav Lehnert, der ein kleines Warengeschäft in Liegnitz hatte und seit einigen Jahren großjährig war, und seine minorenne Schwester, die bei ihrem Vormund, einem Brauer, in Diensten stand.

In der Anna war etwas so Starkes und Wahrhaftes, daß es sie manchmal drängte, alles was geschehen, nicht bloß dem Wilhelm, sondern vor der Welt offen zu bekennen, — aber sie sah wohl ein, daß man die Beraubten entschädigen könne, ohne Namen und Ansehen bloßzustellen, und daß die Rücksicht auf Vater und Bräutigam dies gebiete. Sie hatte beschlossen, den beiden Stiener'schen Erben die gleiche Summe zu zahlen, die ihr Vater einst im Stiener'schen Namen erhoben hatte, das heißt jedem diese Summe. Darauf war Wißmann nach Breslau gefahren, hatte das Geld bei einem Bankier unter einem beliebigen Namen eingezahlt, war dann nach Berlin gereist und hatte von dort aus Briefe an Gustav Lehnert und den Vormund seiner Schwester gesendet, in denen diese Personen unter Verschweigung des Hendrich'schen Namens aber in Erinnerung an die Ereignisse aus dem Jahre achtzehnhundertvierzig aufgefordert wurden, die betreffenden Summen zu erheben.

Zufällig war das junge Mädchen, das auf so seltsame und unvermuthete Weise in den Besitz dieses Erbes treten sollte, nur zwei Meilen etwa von Rodau bedienstet, und es war nur zu natürlich, daß sich in Anna der Wunsch regte, sie kennen zu lernen, um so mehr, als sie in diesen Tagen öfters Ausfahrten in die Nähe des Ortes führten.

An demselben Tage, da Wißmann die Briefe in Berlin aufgab, also noch ehe die Ahnungslose von ihrem Glücke Kenntniß erhalten, geschah es, daß die Anna in der Merzdorfer Brauerei abstieg und die Wirthsstube betrat.

Es war ihr gar wunderlich, als ihr ein zierliches, schlankes Mädchen in rother Bluse entgegentrat, ein niedliches Ding, das das kleine dunkelhaarige Köpfchen ein wenig nach rechts hielt, sie mit glänzenden schwarzen Augen ansah und freundlich dazu lächelte mit einem dunkelrothen, reizenden Munde, in dem etwas Schalkhaftes und Keckes zuckte. Das war diese brünette schlesische Art, brünett mit ganz weißem Teint, diese leichtbewegliche, in der die Musikanten, die Liederdichter und die flotten Tänzer stecken, die raschen und lustigen Leute, die sie so gern hatte, klug und gutherzig und bethulich.

„Bringen Sie mir eine Tasse Kaffee," sagte die Anna, sah sich um und setzte sich in eine dunkle Ecke, die sie lockte.

„Etwas dazu?"

„Nein, danke."

Dann ließ sie die Kleine bis an die Thür gehen.

„Sie, Pauline oder Ernestine, oder wie Sie heißen —"

„Ich heiß' Hulda."

„Also Hulda, bringen Sie mir erst ein Glas Wasser, bitt' schön!"

„Gleich, Fräulein."

Also, — das war sie ja schon! Und die Anna stützte die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Hände und fühlte Thränen in die Augen treten. Warum nur? Die ganze Zeit hatte sie sich tapfer gehalten in dem Gefühl, etwas Wichtiges und Gutes zu thun, alte Unbill wieder gut und ein paar Menschen glücklich zu machen, während sie unglücklich war und sich zwingen mußte, dem Wilhelm ein freundliches Gesicht zu zeigen, und ihr so gar nicht recht bräutlich mehr zu Muth werden wollte. Und nun rührte sie das armselige Dingel mit seinen Aeugeln wie ein Vögerl und seinem klugen, guten Gesichtel.

Wie die jauchzen und singen würde! Das hätt' sie sehen mögen! Und wieder quollen ihr die Thränen hervor. Manche hatte ein plötzlicher Reichthum, — was ihnen ein Reichthum war, — verderbt und elend gemacht, ihnen Müßiggang, Hochmuth und Leichtfertigkeit gelehrt, — aber diese Hulda sah gescheit und brav aus, — und dann war ja der Vormund, der sich doch auch um die Sache kümmern würde. Da kam sie schon, und lachte sie schon von weitem an. Und nun wußte sie auch, warum ihr die Thränen gekommen waren: es war Neid, Neid auf diesen harmlosen Frohsinn, auf dies ungekränkte Gemüth. Nicht Mißgunst, bloß der heiße Wunsch: ‚so glücklich möchtest du auch sein.'

„Danke!" sagte sie und sah sie an.

Neid vielleicht auch auf diese Anmuth und Beweglichkeit, die ihr abging.

„Sie haben wohl Trauer?" fragte die Kleine, theilnahmsvoll die Thränen der Fremden und ihre schwarze Kleidung zusammenreimend.

„Um den Vater."

„O je! Ich hab' meinen gar verloren, wie ich fünf Jahr' war, das war wohl noch schlimmer."

„Freilich." Und wie sich hier die Gelegenheit gerade bot, knüpfte sie daran allerlei Fragen: woher sie stamme, wie alt sie sei, was sie alles gelernt habe?

„Hulda!" rief's aus der Küche mitten in die Unterhaltung hinein.

Gleich darnach kam die „Gretel" mit dem Kaffee zurück, den sie in der Rechten balancirte, während sie auf den linken Arm ein etwa halbjähriges Kind genommen hatte, mit dem sie plauderte: es solle hübsch still sitzen, daß es nicht um den Kaffee ginge, und so dergleichen.

Das Tablett gelangte auch glücklich auf den Tisch, die „Gretel" sagte: „Bitt' schön," lächelte und blieb stehen. Ein freundliches Bild.

Die Anna, seltsam bewegt, streckte die Hand nach dem Kinde und faßte es an dem einen Händchen. So 'was würde sie auch 'mal haben, aber vielleicht mit schwarzen Augen und dunkeln Härchen. Ueber das drollige Zeug! Sie würde es so lieb haben, aber sie würde nicht so hübsch mit ihm umzugehen wissen wie die Hulda, die immer mit dem Kinde schwatzte, es zärtlich herumhudelte und hundert drollige Namen dafür wußte.

„Wollen Sie's einmal halten, Fräulein?"

„Ich habe noch keins gehalten, ich drück' es am Ende," sagte sie, wurde roth und dachte, wenn sie 'mal eins hätte, so könnte sie am Ende darüber das Gräßliche vergessen, daß ihr Vater ein Räuber und Mörder gewesen war. Und sah wieder das Mädchen an, das ihr so gut gefiel, zu der sie ordentlich eine Art Zuneigung hatte und gar keinen Neid mehr, und gönnte ihr alles von Herzen: Frohsinn, leichtere Art, und wie sie sich über das Geld freuen würde. Denn ihr war alles Geld und Gut bloß noch werth für den Wilhelm.

„Sie sind wohl sehr glücklich, Hulda?" fragte sie sie.

„Ich? Ach du meine Zeit, Fräulein, ein armes Dienstmädel wie ich, wie soll man denn da glücklich sein?"

„Sie sind aber doch lustig; Geld macht auch nicht immer froh, das braucht man nicht grade dazu."

„Das schon. Aber lustig, — das bin ich nur so obenhin."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Und untenhin?"

„Da bin ich traurig."

„Kann man das auch zusammen sein? Dann ist die Trauer wohl nicht die schlimmste."

„Ach, Fräulein!"

„Da ist wohl gar der Schatz eingezogen?"

„Ich hab' keinen Schatz."

„Oder die Mutter krank?"

„Kein' Mutter hab' ich auch nicht mehr. — Willst Du stehen, Luschelchen, will mein Hundeviecherln schön steh'n?"

„Da fehlt's wohl an einem neuen Kleide zum Tanz?"

„Ach nein!" Und da stürzten ihr die Thränen in die Augen.

„Nu weiß ich schon nichts mehr," sagte die Anna und that ein paar Schlucke.

„Ja, wenn Sie auch das wüßten, wie das is!"

„Das Unglück wird ja nicht zu groß sein. Ist die Frau so grob?"

„O nein, die Frau is gut. 's is halt schon um ein Mannsbild. Wenn daß er könnte, wär' er schon mein Schatz."

„Warum kann er denn nich?"

Die Hulda wischte sich die Augen mit der Schürze.

„Ach, Fräulein, wenn man's sagt, is 's auch gar zu dumm, aber: er hat halt schon ein' and're, und der muß er doch Treue halten, gelt? Die muß er da doch heirathen, gelt?"

„Ja freilich!"

„Und 's is auch gar ein Feiner, ein Reicher, ein Bauernsohn und heirath't ne Bauerntochter. Was is man dagegen! — Hier Gustel, hier!"

„Nun, es find't sich wohl ein and'rer, dem Sie gefallen."

„O ja, warum nich? Aber wenn's einem einer halt so angethan hat, — 's Herze is doch kein Gummiball, springt heut dahin, morgen dorthin! Und lieben kann ich doch kein' andern, und zersehn' mich alle Tage um ihn, und kommt er, was is größer, mein' Freude oder Unglück? Is er aber dann gegangen, so möcht' ich schreien vor Kummer. Ach, wer's nich kennt, der kann lachen! — Stille Gustel, stille!

‚Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Pferd is dem Kaiser,
Der Reiter is' —

Der is aber auch nich mein! Und da sind wir eben betrübt, Gustel, gelt?"

„Ist er ein Reiter?"

„Nu! Husar."

„Auch Husar?"

„Haben S' auch einen?"

„N — ja."

„Ach, das sind gar zu feine Kerls!"

Die Anna knöpfte ihr Jacket auf. Es wurde ihr mit einem Mal so heiß.

„Vom Kaffee," sagte die Hulda freundlich. „Oder is Ihn' schlecht, Fräulein?"

„Nein, gar nich!"

„Wollen Sie nich doch 'was dazu essen? Wir haben so guten frischen Streuselkuchen."

„Ich danke."

„Nu! — Was will denn das Kind? Hoppapa? sieh doch das schöne Fräulein! Hopp, hoppappa. Wieder singen, Gustel?"

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu — Wein.

Juchhei' —"

„Das ist doch kein Lied für Mädchen. Woher haben Sie denn das Lied?"

„Das is woll ein Husarenlied, Fräulein, das hab' ich — eben von dem."

Die Anna stand auf und setzte sich wieder.

„Wie heißt denn Ihr Schatz?" fragte sie auf einmal ganz hart.

„Das weiß ich selber nicht. Ich hab' ihn nie gefragt, und es hat ihn keiner gerufen. Ich denk' vielleicht Fritz. Zu mir sagt er immer Gretel. Und ich hab's ihm doch gesagt, daß ich Hulda heiß'," plauderte sie, „aber er heißt mich immer Gretel. ‚Gretel, Dich, wenn Du ein Bauerngut hättst, Dich wollt' ich und kein' and're.' Ich sagt' zu ihm: ‚Sind Sie denn Ihrer Braut nich gut?' ‚Ja,' sagte er, ‚schon, aber nich so wie Dir.' Und hat mich immer geküßt und geküßt. ‚Und an meinem Hochzeitstag denk' ich an Dich.' Ach du mein Gott, der wird wohl nu gewesen sein, und is gewiß hoch hergegangen, und is mir nur immer, als sollt' mein Herze in Stücke gehn! — Ninnei, das Kind, hübsch schlafen! Ninnei, Ninnei, — ich werd' ihn in den Wagen legen, Fräulein. Psch, psch! So, mein Gustelchen. — Und nun denken Sie, ich bin lustig, ich? — Ja wie ich sagte: obenhin, Fräulein!" Damit bettete sie das Kind in den Wagen, stellte das Kaffeegeschirr zusammen und wollte es eben hinaustragen, als draußen ein Wagen knirschte. Das Tablett zitterte ihr so in Händen, daß sie es auf den Schenktisch wieder hinstellte.

„Ach mein Gott!"

Da ging auch schon die Thür auf.

„'s Greterle! Bist so erschrocken, Katzel? Bei uns ist 's schon gar nich mehr — zum Aushalten! — Was willst Du? Was is? Ein Fräulein ist da? — Da bin ich 'rübergefahren — zu mein lustigen Schneckel —" Und ließ sie erst gar nicht zu Worte kommen, wiegte sie in seinen Armen hin und her und küßte sie nach allen drei Worten auf den Mund.

„Ein Fräulein is doch —"

„Ach was!"

„Laß sich nur niemand stören," sagte auf einmal eine harte Stimme. Und gleich darnach schritt eine an ihnen vorüber zur Thür hinaus, ein Fünfzigpfennigstück auf den Schenktisch legend.

„Donnerwetter!"

„Ich sagte Ihn' ja, — ach Gott!"

„Das ist aber eine verfluchte Geschichte!"

„Das war doch nich gar, — Jesus Maria!"

Da klappte draußen schon ein Wagenschlag, und — rritsch, — ging's über den Kies und zum Hofe hinaus.

Er drehte sich um, ließ sie stehen und rannte hinaus. Die Anna war mit den Braunen gekommen, er mit den Füchsen. Der Christian oben auf dem Bock machte ein unbeschreiblich dummschlaues Gesicht.

„Fahr zu, was Du kannst, Mensch! Wir müssen eine Viertelstunde eher drüben sein als die Braunen."

„Gelt ock, Herr, daß mer de Füchse rungniren! Dadernach geht's mir schlecht. Die Braunen, die halten ganz anders Tritt! Mit der Stute ging's noch, aber was da der Sattlige is —"

„Willst — Du — zufahren, Kerl!"

XIV.

Als die Anna im Hendrich-Hofe ankam, stand der Königsurlauber von den Husaren hemdsärmelig, mit aufgestemmten Armen unter der Hausthür und lachte, öffnete dann den Schlag, ergriff ihre Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen und sagte: „Das war aber ein' lustige Wettfahrt! Und bin mit meinen Füchsen doch eher auf 'm Flecke!"

Die Anna, in deren Herzen die ganze Fahrt die schwersten Kämpfe getobt, war im ersten Augenblicke so betroffen von seinen Worten, daß sie ihn gar nicht verstand, dann begriff sie seine Absicht, mit liebenswürdiger Unverschämtheit die Sache als einen Spaß zu behandeln und damit zugleich den Dienstboten einen Wink zu geben.

„Sind wir denn überhaupt schon am Ziel?" fragte sie, an ihm vorüberschreitend.

„Thu' nur die Pferde gut abreiben, sie sind stark im Schweiße," rief der Wilhelm dem Kutscher zu. „Dann füttere, und später können sie in der Egge geh'n, wo die Erbsen hinkommen soll'n!"

„Gut, Herr."

Dann pfiff er sich eins und stieg hinter ihr die Treppe hinauf. Aber es war etwas Krampfhaftes in seiner ganzen Art.

Die drei neu eingerichteten Stuben lagen auf der einen Seite und ein paar Gaststuben auf der andern.

Sie schloß eines dieser sehr einfach hergerichteten Gastzimmer auf und machte die Thür wieder zu, unbekümmert seiner Wege, nahm den Hut ab, zog das Jacket aus und legte sie auf das Bett. Indessen knarrte er draußen auf dem Flur herum, rief irgend einen Befehl hinunter, stiefelte nochmals auf und ab und trat endlich auch ein, mit dem schlauverschmitzten Gesicht, das er schon unten aufgesteckt.

„Na! Da sei nur nich lange erst groß böse, Anndel," sagte er gemüthlich, gab ihr einen leichten Schlag zwischen die Schultern, aber ohne daß es ihm gelang, ihr in die Augen zu sehen. „Ich geb's ja zu, 's ist nicht grade fein, wenn einer acht Tage vor der Hochzeit 'ne and're küßt, aber Du mußt auch nicht mehr draus machen als 's ist. Und — wahrhaftig! — 's soll auch nicht wieder vorkommen!"

Sie sah ihm mit großen Augen, die in einer schneidenden Bläue funkelten, ins Gesicht, ohne zu antworten, ohne eine Miene zu verziehen.

Er aber ergriff ihre linke Hand, legte seinen rechten Arm um sie und lachte sie jetzt ganz zärtlich und übermüthig an.

„Laß mich los!" schrie sie da, „und nicht mehr angerührt!"

„Aber Anndel," besänftigte er die Aufgeregte, „das ist doch nu Unsinn. Siehst Du, wenn Du jetzt recht klug wärst, so wärst Du großmüthig, lachtest und dächtest: ‚mit einem Mann, der eine kleine Schwäche hat, läßt sich am leichtsten fertig werden'. Und also —"

„Wenn ich recht klug wäre, — o ja, warum denn nicht? Ich bin's aber nicht und will's nicht sein. Denn ‚klug' sein heißt immer ein bissel mit dem Teufel seinen Pakt machen, und das ist meine Sache nicht. Meine Sache ist überhaupt nicht mehr mit Dir, und muß Dich schon bitten, dahin zu gehen, wo man so kluge Dinge versteht, wie einer nachlaufen und küssen und den Kopf verdrehen und eine andere dabei heirathen wollen. Ich bin zu einfältig dazu und will zu einfältig dazu bleiben."

„Schwerenoth, was legst Du auch gleich los! Und wo ich Dir aus freien Stücken abgebeten hab' und gesagt, ‚'s wird nicht mehr vorkommen', und machst so 'n Aufwasch wegen so 'm dummen Mädel."

„Und das dumme Mädel, die Du verrückt gemacht hast auf alle Weise? Der Du Kummer und Herzweh —"

„Ach was ‚Kummer und Herzweh'! Morgen küßt sie ein and'rer, und da lacht sie wieder."

„Du liebst sie also gar nicht einmal?"

„Jesus nein, lieben! Man kann doch mit einem Mädel seinen Spaß haben, gefällt ihr gut, und ist vielleicht auch 'ne halbe Stunde lang in sie verliebt, — was ist nu da weiter!"

„Das will ich Dir sagen, was da weiter ist: daß man ein schlechter Kerl ist, ist da weiter, daß man keines ehrlichen Mädels Liebe und Treue werth ist, wenn einem ein Mädel so schlecht und gering ist, daß man's für nichts achtet, ob man's traurig macht oder nicht. Und entweder hast Du Dir nichts aus ihr gemacht, und dann warst Du ein Lump, daß Du's ihr vorgeredet hast, oder Du bist ihr gut und verliebt in sie, und dann bist Du erbärmlich feige, wenn Du's nicht eingesteh'n magst. Und hältst an mir fest ums Geldeswillen und um nichts weiter. Wäre die aber reich, so thät'st Du die achten, und ich wär nichts als das dumme Ding, wo's nicht drauf ankommt, weint sie sich die Augen aus oder nich. Ich will nichts davon sagen, kein Wort, wie Du mich gradeaus beleidigt hast, daß Du nebenher eine and're scharmirst, nur davon will ich reden, wie Du mich mit der andern kränkst. Denn ich kann nicht so denken: ‚die dort und ich hier und gehen uns nichts an', sondern mich geht jedes Mädel an, und wer eine gering achtet, achtet alle gering und mich mit. Und bist Du so einer — was weiß ich denn, ich wär' Deine Frau und dächtest: ‚so ein Weib, ob das 'mal flennt oder nicht, was kommt's darauf an, bin ich doch Herr im Hause, und was ihr gehört, gehört doch nicht ihr, aber mir'. Und hätt' einen groß und reich gemacht, über mir zu stolziren in dem meinigen und säh' mich verachtet, weil ich ein Weib bin. Und darum: nicht um das, was Du mir ohne weit'res angethan, aber um das, was Du der andern angethan, — und sollt' mir mein Herz brechen um Dich! — Aber es ist schon gesorgt, daß 's nicht bricht! — Ist dort eine Thüre für Dich, und so — Gott befohlen!"

Er sagte nichts, er zog die Lippen ein wenig breit und sah sie aus einem blassen Gesichte finster an, trotzig, hochmüthig und — ging.

Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, im Flur, hörte die Thüren auf- und zuschlagen und dann die Hausthür ins Schloß fallen.

Da warf sie sich aufs Bett, drückte den Kopf hinein und die Zähne in den Arm, fest, ganz fest. Nur nicht schreien, nicht schreien!

— — — — — — — — —

Draußen lag die Welt gold- und purpurfarben, nur die hohen Bergkuppen dunkelgrün, aber thalwärts alles in leuchtendem Bunt. Es flammten die Büsche, es glänzte im Grase auf und nickte purpurn dem Bache zu.

Und es flammte im Antlitz dessen, der finster und trotzig die Landstraße hinabschritt und wieder hinauf, der Höhe zu, auf der die Gastwirthschaft lag.

Dort ließ er sich nieder, bestellte sich ein Bier, steckte eine Cigarre an und sah in das Land hinaus.

Was hatte er denn eigentlich gewollt, was beinahe schon gethan?

Seine Seele verkaufen um ein buntes Stück Land, um ein paar Kisten und Kasten, voll mit unredlichem Gelde, — seine Manneskraft, seinen fidelen Sinn, sein Herze und Gemüth verschachern! Das hatte er gewollt.

Und hatt' es selber nicht eher gemerkt, was für einen elenden Handel er da vorgehabt, bis daß er die Gretel zum letzten an seinem Herzen gehalten und war hingegangen und hatte noch den Braven gemacht und sie von ganzer Seele verleugnet, das Schneckel, das ihm so gut war. Alles aus purer, gemeiner Geldgier und aus Hochmuth!

Und gut, daß keine Spiegel an den Bäumen hingen und er brauchte nicht hineinzusehen und den Menschen zu sehen, der in des Kaisers Leib-Regiment gestanden und ein solcher Lump geworden war!

Zum Teufel, das war er doch nicht!

Da sollte doch einer kommen und ihm das sagen, — er selber durfte sich das nicht anthun.

Das war hier gewesen, an dieser Stelle, daß das über ihn gekommen war, die Hand auszustrecken nach etwas, das ihm nicht zustand, und war gegangen, die Anna anzustarren, um sie zu behexen und sie zu haben mit allem, was sie war, und war doch niemals sein Herz richtig dabei gewesen, und hatte immer revoltirt, soviel er auch geschafft und geschanzt.

Jetzt aber war er hierher gekommen, Abschied zu nehmen von Berg und Thal und — von dem, das er selber gewesen: ein Wucherer mit Blicken, Küssen und Händedrücken, — wie ihm denn dieser Lump von Agenten hatte vorwerfen dürfen, — wie ihm die Anna noch eben deutlich genug gesagt, — ein Wucherer um Geld und Geldeswerth. Der Teufel auch! Ob ihn dann sein Rittmeister auch gern bei der Waffe hätte behalten wollen, wenn er gewußt, daß er ein solcher Kerl sei? Ihn, der des Königs Rock und Königsurlaub schimpfirt hatte mit seiner Habgier, schlimmer als des Alten, der so plötzlich ins Grab gemußt?! Und hatte sich immerfort selber aufgeblasen, belogen und groß gethan vor sich, um sich das nicht eingestehen zu müssen, — und war doch nicht anders!

Ach! — Und hatte sein Gretel sitzen lassen und verleugnen können, das Eichkätzel allerliebste, in das er so verrückt war! — Pfui! Was doch aus einem anständigen Menschen werden kann, und dünkt sich noch, wer weiß was!

„Zahlen!"

Der Brauer selber kam heraus und warf einen versteckten Blick nach dem ‚Hendrich'schen', wie er ihn nannte.

„Kann ich in zehn Minuten eine Fuhre haben, Herr Heß?"

„Reicht's nicht mehr aus bei Euch unten?"

„Nein."

„Freilich können Sie sie haben."

„Dann los! Ich geh' voraus. An der Mühle kann mich das Gespann einholen."

„Das geht. Wohin die Reise, Herr Reiner?"

„Nach Merzdorf."

„Schon gut."

Der Wilhelm bezahlte, nahm seinen Hut, grüßte und ging.

„Für Deine schwarzen Aeugel, Mädel, — Geld! Für Deine Lustigkeit — Geld! Für Deine Lieder, Dein Lachen, Deinen Schwarzkopf und Dein Herze — Geld! Juchhe, Mädel, flenn' Dir die Augen nicht ganz aus, daß Du mich wiedererkennst, wenn ich komme! Dann aber — gearbeit', geschafft, gehungert, gebettelt meinetwegen mit Dir, — aber Dich haben, haben, haben! Dich! Gebettelt meinetwegen, aber gesungen — mit Dir!"

Und da sang er auch schon:

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, heidallala,
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidallala.'

Schlesische Art.

XV.

Was doch für Dinge alles in der Welt passiren! Nicht die Kleinstadt allein hat ihre Klätschereien und Tuscheleien, nicht die Metropole und ihre Zeitungen mit sensationellen Skandalen und Skandälchen, — im Schoße friedlicher Gebirgsthäler, in denen der Pflug die Erde wendet, die Dreschflegel klingen und das Gebimmel des herbstlichen Weideviehes auf den Wiesen und Stoppelfeldern tönt, geschehen Wunderdinge und Märchen, die dann sogar in die Provinzblättchen und superklugen vornehmen Intelligenz-Blätter der Metropole gerathen.

Daß zwei blutarmen Geschwistern ein durch Zinseszins verdoppeltes Kapital als ein Abtrag längstverjährter Schuld von unbekannter Seite zugehen mag, — das war seltsam, abenteuerlich, aber dergleichen kommt doch ab und zu einmal vor. Daß eine Braut drei Wochen vor der Hochzeit, da die Gäste schon geladen, die Carmina schon gedichtet, das Brautkleid schon zugeschnitten ist, den schönen, jungen Bräutigam, den sie aus Liebe gewählt, gehen heißt, das war schon verwunderlicher. Daß dieser Bräutigam schnurstracks hingeht und just das Mädchen nimmt, dem das geheimnißvolle Kapital zugefallen, war noch erstaunlicher, — aber daß die Braut, „eine Bauerntochter von echtem Schrot und Korn" wie es in den Zeitungen hieß, dreihundert Morgen Acker, Wald und Wiese zu einem Gemeindelande, einer Allmende hergiebt, zu freier Nutzung und Holzung, für alle Zeiten sich sein entäußernd, — so etwas war noch nie vorgekommen. Gelehrte Herren brachten in gelehrten Journalen lange Artikel über diesen Anfang praktischer Lösung der socialen Frage, die immer und immer nur in der freiwilligen Aufgabe von Besitz und Recht geschehen könne, und der Fall war so absonderlich, daß herbstliche Gebirgsfrischler das Rodauer Thal aufsuchten, wo, durchsonnt von einem milderen, wärmeren Lichte, wie es schien, zwischen waldreichen Höhen und glitzernd durchströmter Niederung das blühende Gelände lag, auf dem die Lösung der socialen Frage keimte. —

(Schluß folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

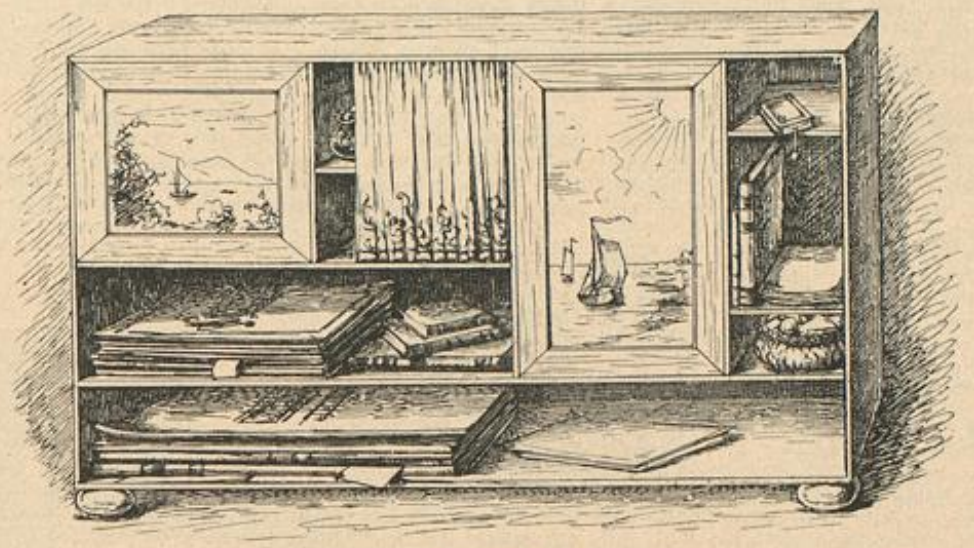
Frauenrechte — Frauenpflichten. Von Frau Ifa v. d. Lütt. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, Wien, Stuttgart, Leipzig. (Preis geheftet 60 Pf.)

Unter den jüngst erschienenen Schriften, die das Für und Wider der Frauenbewegung kritisch beleuchten, verdient eine kleine Broschüre ganz besondere Beachtung, insofern als die Verfasserin der Frauenfrage ganz neue Gesichtspunkte abgewinnt. Sie versucht darzuthun, daß die Frau, die sich in einem Staate gewisser Rechte erfreut, mit diesen Rechten auch Pflichten gegen die Gesammtheit der Staatsbürger, also auch gegen den Staat selbst übernimmt. Nach voller Anerkennung der Bestrebungen jener, die eine vernünftige Frauen-Emancipation zu fördern suchen, nach logischer Begründung der Nothwendigkeit, all den Frauen neue Berufszweige zu schaffen, die genöthigt sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, nach der zeitgemäßen Forderung an den Staat endlich, durch vermehrte Einrichtung und Freigabe von entsprechenden Bildungsstätten, — Gymnasien und Universitäten, — der Frau die Möglichkeit zu gewähren, sich das zur freien Berufswahl berechtigende Wissen anzueignen, wendet sich die Verfasserin zunächst an alle Gegner der Frauenbewegung, Männer wie Frauen. Klar und bündig, mit warmer Ueberzeugung, nicht immer ohne Spott, beweist sie ihnen, daß ihre Gegnerschaft nicht stichhaltig ist gegenüber der durch die Macht der Verhältnisse zur Nothwendigkeit gewordenen Emancipation, daß hingegen eine vernünftige Emancipation, soweit diese in der harmonischen Ausbildung von Geist, Verstand und Willen der Frau besteht, nicht nur zu deren eigenem Heil, sondern zur Hebung des ganzen Menschengeschlechts dienen und ein Mittel mehr werden muß zur Heilung socialer Schäden, in letzter Reihe demnach zur Bekämpfung der Socialdemokratie. Mit bitterer Anklage straft sie dann die Klasse jener Frauen, die durch Oberflächlichkeit und Genußsucht, durch Bequemlichkeit und Egoismus im Wohlleben einen großen Theil der Schuld tragen, nicht nur am eigenen häuslichen Elend, auch an dem Ueberhandnehmen der Socialdemokratie, besonders unter den niederen Klassen. Die Emancipation, so führt die Verfasserin aus, soll aus der einen Klasse der Frauen Wesen schaffen, die durch Wissen gerüstet sind zum Kampf ums Brod, aus der Frau der anderen, mehr begünstigten Klasse, aber statt der Salon-Puppe ein denkendes Weib, eine Genossin des Mannes, voller Anmuth und Würde, eine Hüterin und Pflegerin der anvertrauten Güter: Haus, Herd, Familie und Staat. An der Hand der „Emancipation" führt die Schreiberin im weiteren die „Frau" von den errungenen Rechten zu ihren damit übernommenen Pflichten. „Gleich dem Mann, der für ihm gewährte Rechte oder Vergünstigungen dem Staat einen Dankeszoll zahlt durch Dienste im Heer, durch freiwillige Leistungen in Aemtern verschiedener Art, so," — folgert Verfasserin, — „obliegt der ‚gleichberechtigten Frau' die Pflicht, dem Staat, dem Gemeinwohl des Volkes in ähnlicher Weise zu dienen, — als stehendes, geschultes Heer von Siechen-, Kranken- und Armenpflegerinnen. Etwaige Zweifel an der Durchführbarkeit dieses Planes weiß die Verfasserin glänzend und überzeugend zu widerlegen. Die Wehrpflicht der Frau, eine Folge der Emancipation und geboren aus dem natürlichen Trieb der Frau zur Liebesthätigkeit und barmherzigen Milde, — das ist somit der Ausblick in die Zukunft der Frau, den das interessante Büchlein seinen Lesern eröffnet. E. S.

Unsere Kinder.

Etwas über Kindererziehung. — Das Auge der Liebe, — so behauptet man, — sieht scharf. Auch das einer Mutter sollte dieser Eigenschaft nicht entrathen, handelt es sich doch bei allem, was es erspäht, um das Wohl und Wehe eines kostbaren, ihr anvertrauten Gutes! Es soll der Mutter nicht nur daran liegen, zu beobachten, was ihr Kind treibt, sondern auch zu ergründen, wofür sein kleines Herz schlägt, was es gern mag und was nicht, und vor allem, wie es geartet ist, in welcher Weise jeder Eindruck von außen in seinem Innern Spuren hinterläßt. Hierin liegt eine Hauptaufgabe der Erziehung. Mit der Hingabe und Opferfähigkeit, welche die Natur dem Mutterherzen gab, verlieh sie ihm einen herrlichen Schatz, mit ihm zugleich aber auch eine große Verantwortlichkeit. Jeder Mensch, also auch das Kind, ist eine besondere Welt für sich. Jedes Kind will und muß darum auch in seiner Art „genommen" werden; es ist dies zwar besonders schwierig dort, wo sich um die Mutter eine Zahl von Größeren und Kleinen, einschließlich des „Baby", schart. Doch wie verschieden alle auch in Gewohnheiten, Neigungen und Fähigkeiten sich erweisen, eine sorgsame Erziehung darf niemals versäumen, diesen individuellen Erscheinungen, so viel es möglich ist, Rechnung zu tragen. Hier heißt es mit Liebe und Geduld zu studiren, welche Eigenschaften sich besonders geltend machen, und wie sie, — falls ein Hang zum Bösen zum Ausdruck kommt, — zu erfassen, zu dämpfen und wie abzugewöhnen sind. Zwar wird es auch bei redlicher Mühe nicht immer gelingen, ein heftiges, störrisches, unverträgliches Kind in ein sanftes, gefügiges und verträgliches zu verwandeln, aber verständnißvolle Einwirkung und namentlich das Beispiel vermögen unendlich viel, selbst bei schlimmsten Charakter-Fehlern. Toni Pauly.

Bilderrahmen mit Flügeln. Holzbrand.



Fensterbrett-Schrank mit Malerei.

Kinder durch Geld zu belohnen. — Es ist bei vielen meiner Bekannten Sitte, daß ihre Kinder für Fleiß und Aufmerksamkeit in der Schule mit einem Geldgeschenk belohnt werden. Für jedes gute Zeugniß giebt es 3 Mk., und kürzlich hörte ich sogar, daß einer Schülerin für jedes „sehr gut" 1 Mk. versprochen wurde. Es scheint mir nicht richtig zu sein, die Kinder dafür, daß sie ihre Pflicht thun, mit Geld zu bezahlen. Ein gutes Zeugniß soll den Eltern und Kindern eine Freude sein, aber die reine Freude geht den letzteren verloren, sobald sie auf eine regelmäßige Belohnung durch Geld rechnen dürfen. Will man ihnen für besonders gute Leistungen eine Freude machen, so suche man eine passendere Art und Weise. Wir müssen alle danach streben, den idealen Sinn in den Kindern zu pflegen. Eine Mutter.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ausbildung von Kinderpflegerinnen. — Ein Beruf, der nach Erwerb strebenden Frauen zugleich Befriedigung und Lebensunterhalt gewährt, ist der der Kinderpflegerin. Es handelt sich hierbei um Kinder, die nicht an das Bett gefesselt, sondern nur leidend und der geschulten Pflege nach ärztlicher Vorschrift bedürftig sind. Das kränkelnde Kind will auch in gesunden Tagen sorgfältig überwacht werden; auf seine oft krankhaften Ideen soll mit Verständniß eingegangen und ihnen unmerklich eine Leitung gegeben werden. Dies vermag die Kindergärtnerin, die mit gesunden Kindern zu thun hat, nicht immer; ebenso wenig kann die Diakonissin hier eintreten, weil ihre Zeit der Krankenpflege gehört. Die Mutter, die durch häusliche, gesellige, zuweilen auch durch geschäftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen ist, kann ihren kränkelnden Liebling aber getrost der Kinderpflegerin übergeben, deren Ausbildung sie zugleich befähigt, kranken und gesunden Kindern eine sorgsame Hüterin zu sein.

Junge Mädchen der besseren Stände im Alter von 18-30 Jahren, die kräftige Gesundheit durch ein ärztliches Attest nachweisen, erhalten Ausbildung zu Kinderpflegerinnen in dem Emma-Heim zu Bad Nauheim, das zur jezeitigen Aufnahme von 12 Kindern aus den höheren Ständen bestimmt ist. Praktische Anleitung ertheilen die Vorsteherin der Anstalt, Frau Sanitätsrath Müller, die in der Bergmann'schen Klinik in Berlin ihre Erfahrungen erworben hat, und die Oberschwester, eine tüchtige Diakonissin. Der theoretische Unterricht ruht in Händen einiger Aerzte. Der Cursus dauert vom 1. April bis zum 1. November; am Ende desselben findet eine Prüfung und die Ausstellung eines Zeugnisses statt. Für Station und Ausbildung sind 30 Mk. monatlich zu zahlen. Eine Caution von 150 Mk., welche zu stellen ist, wird nach Beendigung des Cursus zurückgezahlt. Die Anstalt verschafft den Pflegerinnen Stellen. Das Anfangsgehalt beträgt jährlich 300 Mk. Alles Nähere besagen die Prospecte. D. Red.

Familien-Pensionat. — Ist eine Mitleserin vielleicht in der Lage, einer alleinstehenden jungen Frau der besseren Stände, die sich eine Existenz gründen muß und ihre vollständige Einrichtung hat, eine Stadt anzugeben, wo die Errichtung eines Familien-Pensionats Erfolg verspräche? Abonnentin in Aachen.

Krankenkasse für Schneiderinnen. — Könnte mir eine Leserin Auskunft darüber geben, wo sich eine Krankenkasse für Schneiderinnen befindet, ob dieselbe auswärtige Mitglieder aufnimmt und unter welchen Bedingungen? D. B. in T.

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen mit Flügeln. Holzbrand. — Für ein mir besonders liebes Bild, das ich nicht gern fremden Augen preisgeben wollte, hatte ich vergeblich versucht, einen passenden Rahmen zu finden. So zeichnete ich mir denn selbst Umrisse und Musterung eines gothischen Fensters in 19 zu 32 cm Größe auf ein dünnes Brettchen aus Buchenholz, schnitt mit der Laubsäge Contour und Raum für das einzufügende Bild in Cabinet-Format und verzierte nun den Rahmen mit dem Brennstift. Dann schmückte ich zwei 13 cm hohe, 9 cm breite Holzplatten, — die Fensterflügel, — innen und außen mit Holzbrand und fügte sie dem Rahmen in passender Höhe durch je zwei Scharnire an. Die durch Glas geschützte Photographie wird auf der Rückseite durch ein Stück kräftige Pappe gedeckt, das zwei dünne Leisten halten. Eine kräftige Metall-Oese dient zum Aufhängen. Frau v. A.

Fensterbrett-Schrank mit Malerei. — Der Hausfrau Schreibtisch ist bald mit Briefen, Quittungen u. dergl. überfüllt, und doch dürfen all diese Dinge nicht ohne weiteres im Papierkorb verschwinden. Ein passender Aufbewahrungsort dafür bietet sich in Gestalt eines Fensterbrett-Schrankes. In die Fensternische des Boudoirs gestellt, nimmt er wenig Raum ein und gewährt doch in seinen Fächern und seinen zwei geräumigen Schränkchen hundert bisher obdachlosen Sachen einen sicheren Platz. Die Maße richten sich in Höhe, Breite und Tiefe je nach der Fensternische, in die das Schränkchen gestellt werden soll. Die Länge des dargestellten Modells beträgt 106 cm bei 76 cm Höhe. Die kleine, in Scharnieren hängende Thür links ist 36 cm breit und 32 cm hoch. Die anstoßende Nische, vor die es sich empfiehlt, eine kleine Gardine aus Liberty-Seide oder Leinen mit Handstickerei zu ziehen, hat eine Breite von 25 cm; die hohe Thür mißt 27 cm Breite bei 53 cm Höhe, und die zweite Nische hat eine Breite von 18 cm bei einer Gesammthöhe von ebenfalls 53 cm. Der noch übrige Raum ergiebt ein kurzes und ein langes Fach; letzteres, für Journale, Zeitungen und Mappen berechnet, ist 18 cm hoch, das darüber befindliche, nur bis zur Hälfte reichende Fach mißt 20 cm Höhe. Das ganze kann aus leichtem Holze von jedem einfachen Tischler gefertigt werden. Das Original ist mattgrün gebeizt und lackirt; die Thürfüllungen, flott bemalt mit Landschaften, wirken besonders gut. Natürlich läßt sich auch Brandmalerei für den Schrank verwenden. Mein Schränkchen nimmt neben Wirthschaftsbüchern und Arbeits-Material auch das Gebäck nebst dem Zucker zum Fünf-Uhr-Thee auf. F. v. E.

Zwei Deckchen. Prismatine-Malerei auf Velvet.

Zwei Deckchen mit Prismatine- oder Bronzemalerei. — Zu Weihnachten hatte ich das Werk „Häusliche Kunst" erhalten, und so eifrig bin ich dabei, die verschiedenen Techniken zu studiren und zu Nutz und Zier unseres nagelneuen Heims auszuüben, daß mich mein Mann seitdem nur die „häusliche Künstlerin" nennt. Glücklicherweise kommt mir ein kleines Zeichen-Talent zu statten, denn mein Hausherr ist nicht ganz leicht zu befriedigen und haßt den modernen „Decorations-Plunder", wie er sich ausdrückt, sodaß manches Stück, das mehr Liebe als Talent und Geschmack zu unserer Hochzeit gestiftet, nur in einem versteckten Winkelchen geduldet wird. — Augenblicklich versuche ich mich auch in der Prismatine-Malerei (Lieferung 3 der „Häuslichen Kunst"); bevor ich mich aber an einen größeren Paravent wage, habe ich ein paar Deckchen als Unterlagen für Vasen, Lampen u. dergl. gemalt. Auf weiße Sammet-Quadrate von 20 und 23 cm Größe wurden die Umrandungen, — Schmetterlinge und Weinlaub, — zunächst mit dem Brennstift contourirt, auch Stiele und Adern kräftig gebrannt, ebenso die Fühler der Falter und die Zeichnung auf den Flügeln. Hierauf malte ich mit den bunten Prismatine-Farben, die mit Medium angerührt werden, möglichst in den natürlichen Farben und mit feinem Auftrag, der aber immerhin den Sammetgrund decken muß, bis auf die höchsten Lichter, für welche gleich die Grundfarbe dienen kann. Zuletzt wurden die Deckchen ausgeschnitten, genau den Contouren des Randes folgend. Die Wirkung der Verzierung ist ebenso prächtig, wie die Ausführung amüsant und lohnend. Statt der Prismatine-Farben kann man sich natürlich auch der gewöhnlichen Bronzefarben bedienen, die aber weniger Schattirungen aufweisen. E. F.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

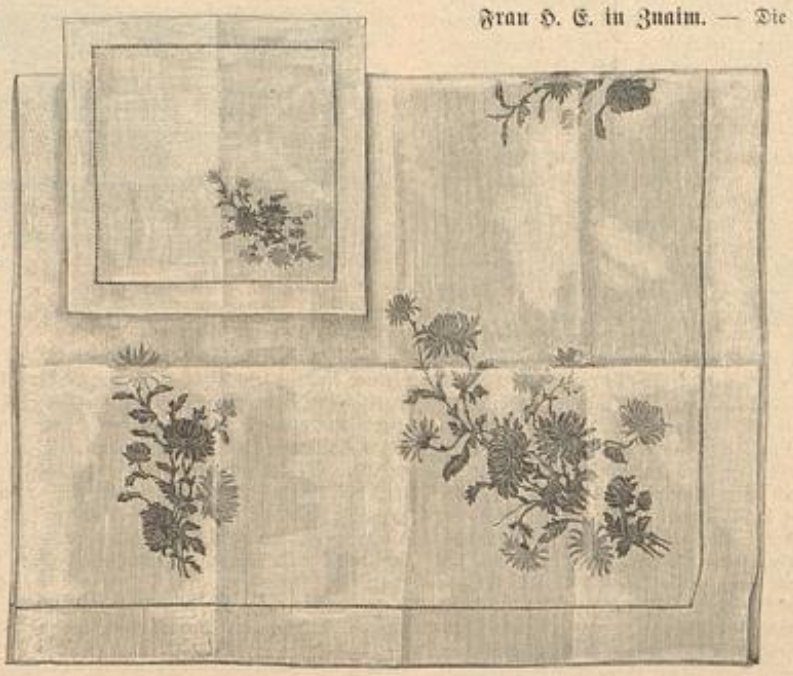
Frl. v. M. — Die „Decorations-Spitzen" und den gebogenen Platinstift von Emil Kohm in Karlsruhe i. B. erhalten Sie auch bei Keltz u. Meiners, Berlin W, Leipzigerstr. 10. D. Red.

Fürs Haus.

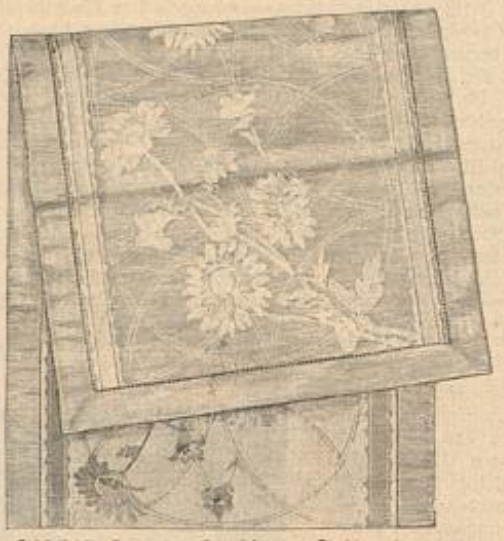
Vorrichtung zum Feststellen geöffneter Flügel an Doppelfenstern und Balcon-Thüren. — Die Firma Rob. Schuzer, Berlin, Bremerstr. 1—12, hat eine neue Erfindung in den Handel gebracht, die hervorragende Eigenschaften gegenüber anderen derartigen Vorrichtungen aufweist, und die bereits bei den bedeutendsten fiscalischen und privaten Neubauten, wie dem Reichstags-Palast 2c., Verwendung gefunden hat. Das uns vorliegende Modell, ein rechtes und ein linkes Paar, in gefälliger Form, ist für ein vierflügeliges Doppelfenster bestimmt. Jedes Paar besteht wieder aus einem 17 cm langen, mit senkrecht beweglichem Knopfheber versehenen Arm mit zwei Schraubenlöchern und aus einem Löcher-Register. Die Theile für den rechten Flügel sind mit R, die für die linken mit L gezeichnet. Der mit Knopfheber versehene Theil wird am unteren Schenkel des Außenflügels und der mit Löchern versehene, am gegenüberliegenden Innenflügel angeschraubt. Sobald man nun den äußeren mit dem inneren Flügel in einer beliebigen Stellung fest verkuppelt, ist ein festes Dreieck construirt; die beiden Flügel können sich jetzt in ihren Drehpunkten nicht mehr bewegen und stehen unweigerlich fest. Technologisch hat die Erfindung also nichts Gesuchtes, wie so viele andere, sondern sie stützt sich auf ganz bestimmte Normen. Für das Anbringen der Apparate stellt die obige Firma Interessenten die bezügliche Anleitung gern zur Verfügung. Die Preise variiren, je nach Ausführung und Material, von 1 Mk. bis 2,75 Mk. pro Vorrichtung. R. S.

Modernes Tischzeug. — Die Industrie bietet eine so reiche Auswahl an kostbaren Geweben in schöner Verschmelzung von Muster und Farbe, daß man unmöglich einem allein den Preis zuerkennen kann. Feiner weißer Leinen- oder Seidendamast gilt immer noch als das Gediegenste für den Speisetisch, erscheint jedoch auch hier meist im Verein mit dem farbig gewebten oder gestickten Tischläufer; am Thee- oder Kaffeetisch dagegen bedient man sich fast ausschließlich farbiger Gedecke. Eingewebte, durchgehende Muster, Plein-Figuren und Bordüren, vorzüglich in den Farben Blau, Rosa, Lila und Roth heben sich wirkungsvoll von dem weißen Grunde ab. Weiße Damastgedecke zeigen neuerdings auch à jour-Stickereien im Plein, — besonders bei Rococo-Mustern, — und dementsprechend Durchbruch-Arbeit am Rand. Den früher landläufigen Fransenabschluß an Thee- und Kaffeegedecken ersetzt jetzt meist ein breiter Hohlsaum, für das Tuch etwa 10 cm, für die Servietten 3 bis 4 cm breit. Im Anschluß an das im technischen Theil der Nummer über Tischwäsche Gesagte und als Ergänzung der dort dargestellten Vorlagen folgen an dieser Stelle noch einige besonders interessante Neuheiten. Der prächtige Tischläufer aus Seidendamast in Gelb und Weiß ist 45 cm lang, 108 cm breit; sein fortlaufendes Blumenmuster wird von einem 5 cm breiten Hohlsaum rings begrenzt; auch das 78 cm im Quadrat messende Theetuch aus rosa Damast, mit Eichenlaub-Motiven, sowie die 43 cm im Quadrat große Serviette mit Durchbruch-Ecke in dem Rococo-Muster zeigen den Hohlsaum ringsum. Neu und höchst originell ist das dargestellte Theegedeck mit 12 Servietten, letztere in 44 cm großem Quadrat, das auf weißem Grunde eingewebte Blumensträuße aufweist. E. S.

Damast-Serviette mit Durchbruch.



Thee- oder Kaffeegedeck aus Damast mit eingewebten farbigen Blumen und Hohlsaum.



Tischläufer aus farbigem Seidendamast.

Damastdecke mit Durchbruch.

Elektrische Koch- und Heizeinrichtungen. — Eine elektrische Küche, — das Ideal der Hausfrau! Da giebt es keinen Aerger mit Rauch und Ruß, denn Holz und Kohlen sind eine längst abgethane Sache. Ein Griff, und der gewünschte Hitzegrad steht zur Verfügung, um ebenso rasch wieder ausgeschaltet werden zu können. Auf der vorjährigen Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe in Stuttgart sah ich einen elektrischen Kochherd von der Firma Paul Stotz, Stuttgart, ausgestellt, der mir das Vollkommenste scheint, was in Kochherden überhaupt besteht. Bei seiner Herstellung ist sowohl der technischen als der ästhetischen Form Rechnung getragen, dabei ist die Handhabung sehr einfach. Jede Platte kann einzeln eingeschaltet werden und wird durch vorn angebrachte Hebelchen regulirt. Während man auf einer Platte nur den zum Warmhalten der Speisen nöthigen Strom einschaltet, kann man an anderer Stelle, mit beliebiger Wärmezuführung von oben und unten, backen, an dritter kochen und sieden, wobei der unbenutzte Theil des Herdes durch Ausschalten überhaupt ungeheizt bleibt. Die Ersparniß an Strom ist also ganz bedeutend. Sehr praktisch sind ferner die von derselben Firma angefertigten elektrischen Bratroste, mittelst derer man in 6 bis 7 Minuten Beefsteaks, Cotelettes und andere kleine Fleischspeisen bereiten kann. K. L.

Kücheneinrichtung. — Eine hübsche Küche ist der Stolz jeder tüchtigen Hausfrau; wie ich die meine mit wenig Kosten hübsch ausstattete, möchte ich meinen Mitleserinnen in folgendem mittheilen. Zunächst ließ ich sämmtliche Küchenmöbel mit weißer Oelfarbe und danach mit Lack überstreichen, damit Ruß und Staub nicht zu sehr haften bleiben. Bevor die Möbel dann aber in Gebrauch genommen werden, muß man sie mit kaltem Wasser abwaschen, weil der Lack sonst klebt. Das Innere des Küchenschrankes ist blau gestrichen; die Bretter begrenzt blau-weiße Spitze mit Sternmusterung, ebenso die weiß gestrichenen Küchenbretter. Die Tischplatte ließ ich mit Wachstuch (blaue Sterne auf weißem Grunde) überziehen, das rings um den Tisch mit übergenagelten Leisten befestigt ist. Für den Vorhang zur Anrichte säumte ich weißes Halbleinen unten breit um; den unteren Rand bestickte ich mit einer blauen Kreuzstich-Borte, das Ganze mit einem weitläufigen Plein aus Sternfiguren. Wer die Mühe des Stickens scheut, kann auch blau und weiß gemusterten Kattun für den Vorhang nehmen. An der Wand, neben dem weiß-blau gestrichenen und mit Spitzen verzierten Küchenrahmen, hängt, an blauer Schleife und mit blauer Einfassung verziert, der unentbehrliche Kalender. Auch die Besenstiele 2c., die an einem blau-weißen Hakenbrettchen hängen, sind blau gestrichen. Eine Anzahl kleiner blau-weißer Dosen, auf dem Küchenbrett in Reih und Glied stehend, fügen sich der Einrichtung hübsch ein. Nun aber kommt das Schönste: mein Küchengarten! Einen alten Blumentisch, der mir fürs Zimmer nicht mehr schön genug, strich ich ebenfalls weiß und gab ihm einige blaue Verzierungen. Auf dem Tisch stehen in Töpfen allerlei Küchenkräuter: Schnittlauch, Petersilie, Sellerie 2c. Estragon und Boretsch machen sich besonders schön, und nicht zu vergessen ist die sogenannte Kressen-Vase, die wohl den meisten Leserinnen bekannt sein dürfte. Je nach der Jahreszeit füge ich noch das eine oder andere hinzu. Auf diese Weise habe ich immer etwas Suppenkraut zur Hand, und wenn auch die Schmackhaftigkeit etwas bei der primitiven Pflege leidet, so ist das Kraut doch nicht schlechter als das aus den Gemüsekellern oder vom Markt, wo es durch das Lagern und wiederholtes Begießen auch das Aroma verliert. Nahe an das Fenster gerückt, gedeihen die Kräuter in der feuchten, warmen Küchenluft prächtig. Die Fenster zieren weiße Vorhänge, mit einer Schleife aus breiter, blauer Litze ziemlich hoch aufgenommen; so kann das Licht ungehindert auf die Pflanzen fallen. Ich muß gestehen, daß mir meine wohnliche Küche fast mehr Freude bereitet, als mein Salon. Möge meine Beschreibung einer jungen Frau, die an freudigem Schaffen in behaglicher Häuslichkeit ihr Glück findet, zur Anregung dienen. M. G.

Verwendung des Kochsalzes im Haushalt. II. — Unsaubere Strohmatten, in warmem Salzwasser mittelst harter Bürste gereinigt und klar nachgespült, werden wie neu.

Alte Bügeleisen glättet man durch Abreiben mit einer Mischung von Salz und Bienenwachs.

Vorjährige Nüsse gewinnen einen frischeren Geschmack durch mehrtägiges Wässern in mildem Salzwasser und weiteres Aufbewahren in Sand, der mit Salzwasser angefeuchtet ist.

Kaffee wird verbessert durch einige Körnchen Salz, die beim Filtriren in den Kaffeebeutel gegeben werden.

Leicht angebrannte Speisen rettet man durch Ueberdecken mit einem nassen Tuch, welches dick mit Salz bestreut und eine Weile darauf belassen wird.

Citronen erhält man frisch durch Bedecken mit Salz. Parmesan-Käse, der in Salz aufbewahrt wird, verhärtet nicht zu sehr.

Eier conservirt man, einzeln in Seidenpapier gewickelt, in einer kleinen Kiste voll Salz, so verpackt, daß sie sich nicht berühren. Die fest verschlossene Kiste muß wöchentlich einmal umgewendet werden.

Das Alter der Eier erkennt man, wenn man sie in eine Lösung von 144 g Kochsalz auf 1 l Wasser taucht. Ist das Ei einen Tag alt, so fällt es zu Boden; ist es älter erreicht es den Boden nicht; ist es drei Tage alt, so schwimmt es unter dem Wasserspiegel, ist es älter als fünf Tage, so kommt es an die Oberfläche und hebt sich um so mehr, je älter es ist.

Zerquirltes Eigelb zum Legiren von Suppen, mit einer Prise Salz vermischt, ergiebt ein weit intensiveres Gelb, und man erspart dadurch 1 bis 2 Eier.

Eiweiß, mit einer Prise Salz geschlagen, ergiebt festeren Schnee.

Rohes Fleisch conservirt man längere Zeit in einem Steintopf, legt ein Tuch darüber und bedeckt dieses mit einer dicken Lage Kochsalz; darüber wird Papier gelegt und eine 5 cm hohe Schicht pulverisirte Holzkohle daraufgeschüttet.

Conservirung der Butter erzielt man durch Aufguß von einer 15procentigen Salzsoole und Aufbewahren an einem kühlen Ort.

Käse wird verbessert durch Einschlagen in mit Salzwasser getränkte Lappen und Verpacken hiermit in Steintöpfen.

Austern erhält man längere Zeit lebend, wenn das geöffnete Fäßchen sofort mit einem Leinentuch bedeckt und Salz, sowie zerkleinertes Eis und Kleie darauf gestreut wird.

Schimmeln der Würste und Schinken verhütet man durch Bestreichen mit einem dicken Brei aus Salz und ein wenig Wasser. A. H.

Gärtnerei.

Frau H. E. in Znaim. — Die Palmenlilie (Yucca) ist eine ganz harte und anspruchslose Pflanze. Für Ihre ältere Pflanze genügt es, wenn Sie dieselbe alle 2 bis 3 Jahre einmal im Frühling in recht kräftige Erde versetzen lassen, zumal Sie künstlichen Dünger bieten wollen, was aber nicht in dem Jahre geschehen darf, in welchem der Baum frisch verpflanzt wurde. Man verpflanzt die Yucca im Frühjahr, bringt sie schon zeitig im April in den Garten oder auf den Balcon und gießt sie hier im Sommer regelmäßig. Auch das Besprengen der Blätter ist empfehlenswerth. Zum Gießen und Sprengen darf aber nur abgestandenes Wasser verwendet werden. Im Winter muß die Yucca in hellen Kellern, Vorräumen oder ungeheizten Zimmern kalt stehen und darf dann nur wenig Wasser erhalten. M. H.

Sport.

Gerafften Rock zum Radfahren. — „Ich radele, du radelst, er radelt, sie radelt", so heißt es jetzt bei uns, höchstens variirt durch „sie wird radeln", so oft ein neuer jugendlicher Logir-Gast in das geräumige Landhaus einzieht, was besonders im Sommer oft passirt. Aber es läßt sich nicht verschweigen, daß die Kostümfrage noch immer Schwierigkeiten macht. So praktisch auch für größere Touren die eigentlichen Radfahr-Kostüme sein mögen, — und wir wollen einmal ehrlich hinzufügen: so kleidsam sie jugendlich schlanken Figuren sein mögen, — uns, die wir über die Mitte des Lebens hinaus sind, will doch ein Abweichen so weit vom Hergebrachten nicht einleuchten. Aber auch für das jüngste Mädchen können Fälle eintreten, — z. B. wenn am Ende der Radfahrt ein Besuch in einer Familie gemacht werden soll, die unter ihren Damen noch keine Radlerinnen zählt, — wo es erwünscht scheint, mit dem Moment des Absteigens vom Rad nicht nur auszusehen wie andere Leute, sondern eine frische und unversehrte Toilette aufweisen zu können. Nun ist das Problem, was man bei allen Radfahr-Kostümen zu lösen sucht, dieses: auf dem Rade soll das Kleid hinten möglichst wenig, vorn dagegen mehr Stoff-Fülle haben; ist man vom Rad herunter, so soll das Umgekehrte der Fall sein. Ich versuchte nun, dies Problem durch eine einfache Art des Raffens zu lösen. Der Rock von dichtem Wollstoff, an dem ich es ausführte, hat bei 110 cm vorderer Länge 318 cm untere Weite, in seiner hinteren Mitte treffen zwei schräge Stoffbahnen an einander. Ich nähte nun innerhalb des Rockes, 49 cm vom oberen Rande, 37 cm von der hinteren Mitte auf jeder Seite entfernt, ein Band an, leitete dieses zunächst durch eine Oese, die auch innen je 26 cm vom oberen Rande, 19 cm von der vorderen Mitte entfernt angenäht war; hierauf wurde das Band rechts und links gerade herauf und oben am Gürtel durch eine zweite Oese geleitet. Will man das Kleid raffen, so zieht man die Bänder nach Bedarf an und bindet sie vorn zu einer Schleife, die sich leicht unter dem Gürtel verbergen und nach Bedarf leicht und rasch lösen läßt. Ein leichtes Ausschütteln des Kleides, und es hängt wieder wie vorher. Diese Raffung steht beim Fahren durchaus gut aus, und der Stoff ist hinreichend weit nach vorn genommen, daß das Kleid weder ins Rad kommen noch bei normalem Fahren auf der Erde nachschleifen kann. Fr. v. M.

Bezugsquellen.

Deckchen mit Prismatine-Malerei: Frl. Gabriele Rosenhaim, SW, Großbeerenstr. 6, III. — Thee- oder Kaffeegedeck mit farbigen Blumen: Julius Henel, Breslau, Am Rathhause 26. — Damastdeckchen mit Durchbruch und Tischläufer: W. Wolffenstein, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Lesertreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 7, III. 1. April 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(Schluß.)

Auf dem Hendrich-Hofe ging dessenungeachtet alles seinen gewohnten Gang. Des Morgens um vier knarrte die Stallthür, starke Mägde mit Eimern und Laternen gingen die Kühe zu melken, in der Küche loderten die Feuer, über denen in Riesentöpfen Kleie gekocht wurde, der Großknecht schloß den Heuboden auf und zählte einem anderen die Gebinde zu; waren die Pferde gefüttert und gestriegelt und glomm das Morgenlicht herauf, so ging es in den kalten thauigen Morgen hinaus, auf die dampfenden Aecker wurde Dünger gefahren und verstreut, das Gestrüpp auf den ausgeleerten Kartoffelfeldern verbrannt, die Wiesen gerecht, die letzten Futterrüben herein gebracht. Indessen wurde im Hause gebuttert und Käse gemacht, gekocht und gepökelt, gebacken, gewaschen und alles blank und sauber gehalten.

Die Anna war da und dort, griff an, wo es noth that, kaufte ein und verkaufte, berechnete, wog ab und regierte ihr Anwesen schlecht und recht.

Wenn der Nachmittag zum Abend werden wollte, stieg die Anna gern einen abgeholzten Hügel hinan, der unten noch bestellt war, indes höher hinauf junge Schonung sich hinaufzog und nach Süden zu auch noch ein Stück Fichten- und Kiefergehölz stehen geblieben war. Der Gipfel war ganz mit einem dichten, hohen, röthlichhalmigen Graje überwuchert, zwischen dem große Steinblöcke lagen und junge Schößlinge allerlei Art, Brombeer-Gestrüpp und Blaubeer-Kraut durcheinander wucherten, während im kurzen grünen Rasen, der da und dort sich hinzog, die herrliche großblumige Silberdistel blühte, wie Sterne, die dort hinabgefallen waren, und Wurzel geschlagen hatten.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne sank gerade in dem tiefen Einschnitt zwischen zwei Bergen zu Thale und bedeckte alles mit einem warmen Lichte, das über die grünen Kuppen, über das Steingehänge, die bräunlichen, frisch bestellten Fluren und die noch immer grün prangenden Wiesen fluthete; über den Himmel zog lichtgraues, purpurn überhauchtes Gewölk in räthselhaften Bildungen langsam hinan, im Osten hing die grünliche Mondsichel wie in einem bläulich-silbernen Dunst, der sich leise, ganz leise röthete. In der Tiefe lagen graue Schatten. Doch diese Schatten wuchsen. Jetzt löschten sie den Glanz auf den Wellen des Baches, jetzt auf den blinkenden Fensterscheiben, auf den Giebelfirsten der Häuser, auf den Simsen der Kirche. Sie quollen die Höhen hinan, den Fuß der Tannen mit bläulichem Schleier umhüllend, schwollen langsam von Klippe zu Klippe, von Halde zu Halde, wie eine dunkle Fluth, die steigend die Thäler füllt.

Die Anna, ganz einsam auf einem der Felsblöcke zwischen Riedgras und herbstlichrothen Erlenschößlingen sitzend, starrte nachdenklich in den Abend hinein und sah seinem Wachsen um sie her zu. Auf einem Hügel stand eine einzelne junge Buche, ganz purpurroth, ganz Gluth und Flamme, — Ast für Ast sank auch sie in das Grau der nebelnden Dämmerung, in dem sie endlich fahl und traurig verblaßte. Jetzt kroch es zu ihr heran, — ein kleines sonniges Fleckchen noch, dann überwallte der graue Schleier auch dies und breitete sein Dunkel über sie selbst. Nun war alles grau, glanzlos. Nur die Wolken leuchteten noch rosig und zogen hinan, einen letzten röthlichen Reflex auf die Erde sendend, die in den Arm der Dunkelheit sank, arbeitsatt, qualmüde, still und friedlich. Ein kühler Wind hatte sich erhoben, spielte leise mit Halmen und Blättern, rauschte in dem dürren Laub und wehte um die Stirn des blonden Mädchens, das einsam auf ihrem Steine saß und die stillen Wunder ringsumher betrachtete.

„Gute Nuh!" sagte da jemand hinter ihr.

Sie drehte sich um und wollte sich erheben.

„Bleiben Sie sitzen, hier ist ein anderer Stein, bequem und recht."

„Sind Sie spazieren gewesen, Herr Pastor?"

„Ja. Weit genug. Der Abend war so schön."

„Er ist noch schön, obgleich so kühl und grau und dämmerig, wie mein Leben geworden ist."

„So ganz trostlos ist Ihr Leben?"

„Herr Pastor, ich kann's nicht verwinden! Ich schaffe von früh bis zum Abend, daß mir die Gedanken vergehen möchten, und kann's nicht verwinden. Ich bin einmal reich und glücklich gewesen und bin arm und unglücklich geworden. Denn wenn mir immer noch Gut genug zusteht, mehr als ich brauche für mich, und daß sich andere mit ihrer Arbeit bei mir ihr Brod verdienen, so bin ich doch arm, denn der Mensch muß stolz und froh sein, um seinen Reichthum zu fühlen. Ich aber bin und bleib' eines schlechten Mannes Tochter, dessen Andenken mir ein Greuel ist, und hab' nichts mehr, nichts, woran ich mein Herz hängen könnte!"

„Sie haben Großes und Gutes gethan, —"

„Ach, lieber Herr Pastor, wenn mich das glücklich machen sollte, was ich gethan hab', und sollt' mir's alle Tage groß und gut nennen, — um so schlechter, daß ich wär'! Denn das wär', als wenn sich einer mit 'nem schönen Gesicht wollte vor'n Spiegel setzen, sich nur immer über seine Schönheit freuen und sich darum segnen und preisen. Ich thu' meine Pflicht, und wenn ich 'was mehr gethan hab', als was grade nothdürftige Pflicht war, — und ist am Ende Gutes zu thun immer uns're Pflicht, — und hab' doch keine Liebe zu der Welt und niemand zu mir, wo hab' ich einen Trost in der Welt? — Pflicht thun allein macht nicht glücklich!"

„Nein, da haben Sie recht. Aber wenn es auch Zeiten giebt, wo alles um uns her einsam und kahl geworden ist und die Menschen uns fremd, so kommen auch andere Tage."

„Ach nein, nein, nein, Herr Pastor, die kommen für mich nicht mehr! Denn wenn man das Vertrauen zu den Menschen verloren hat, so ist alles aus, alles; man lebt wie ein Baum, lebt wie ein Stein oder Stück Vieh, und wär' einem am besten, man wär' überhaupt nichts weiter als die und hätt' die Welt hinter sich!"

„Mein liebes Kind, Sie wären unedel, empfänden Sie heut' anders. Aber eben weil Sie nicht unedel sind, werden Sie nicht immer so empfinden. Und warum wollen Sie starr und todt oder einem niederen Wesen gleich sein, wenn Sie als höheres geschaffen sind? Je höher wir aber geschaffen sind, je größeren Schmerz wir empfinden, um so größere Freude auch, und müssen die Freude mit dem Schmerz bezahlen, und ist's die Freude doch wohl werth. Sie möchten die Welt hinter sich lassen! Liebe Anna, man kann sie hinter sich lassen und doch in ihr leben."

„Wie aber, Herr Pastor?"

„Sehen Sie, es giebt etwas, das unser ganz persönliches, ganz besonderes Schicksal ist, und das ist sozusagen unser Privat-Eigenthum und ist bald ein Reichthum, bald eine drückende Armuth, bald ein leidliches Mittelgut, damit einer sein knappes Auskommen hat. Und darin ruhen alle unsere täglichen Gedanken, Sorgen und Freuden. Und dann giebt es noch etwas, das die, die reich an Glücke sind, wenig brauchen und wenig suchen, ein Land, das so recht für solche, die Hunger und Durst nach dem Ewigen haben, bereitet liegt, darauf zu bauen und zu ernten und in seinem Schatten zu ruhen. Und das ist eine Welt, die zu dieser Welt gehört und doch über ihr liegt, hoch über ihr, und sind mancherlei Abtheilungen drin: Dichtung und Wissenschaft, Wohlthun und Barmherzigkeit, Erkenntniß und Glauben, und ist alles mit einander Religion, ist das Unpersönliche, das Große und Gute, und eine Allmende für alle, die hungrig sind an Geist und Seele und starken Herzens, es zu bebauen. Diese Welt aber ist nicht gar zu sehr übervölkert, denn die Großen, Guten und Starken sind einsame Menschen auf dieser Erde, und die meisten behagen sich lieber in ihrem irdischen Leben und Weben, in ihrem ‚Privat-Eigenthum'. In jenem Lande aber, das ein überirdisches Land ist und uns Menschen doch schon jetzt gegeben, ist ein starkes Suchen und Finden dessen, was wir hier verloren haben. Zum Beispiel des Vertrauens zu den Menschen und des Glaubens an das Gute in der Welt. Haben wir aber das erst wiedergefunden, dann ist es wie ein Licht im Herzen, das uns in einer andern suchenden und ringenden Seele den Genossen finden läßt, der uns theuer sein und uns mit einem Glücke beseligen darf, das höher ist, als was wir hier unten verloren haben."

Sie sah ihn an aus großen dunkeln Augen.

„Sie sind so jung, Herr Pastor, und hab' bei Ihnen erst gelernt, was Ehrfurcht ist vor einem Menschen. Ich danke Ihnen! Ich dank' Ihnen vielmals und will versuchen, ob ich das Land finde, und soll mir der Schmerz kein zu hoher Weglohn sein nach der Allmende!"

„Sie haben sie schon gefunden, es ist nur noch, daß Sie sich drin heimisch machen."

„Ich will sehen." Sie stand auf.

„Es ist fast finster."

„Ja, es ist Zeit hinunter zu gehen."

„Ich begleite Sie."

Schweigend schritten sie den Berg hinab. Die Mondsichel hing klar und leuchtend am dunkelblauen Nachthimmel.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

I.

Die Doctorswitwe Antonie Weiler stand in ihrem Küchengarten, und vor ihr zwischen den Salatbeeten kauerte ihre Dienstmagd, eine etwa achtzehnjährige, frischwangige Bauerndirne. Kurz und bestimmt wies die alte Frau mit der Gartenschere, die sie an einem um die Taille geschlungenen Bande zu stetem Gebrauche mit sich führte, auf die Salatköpfe, die sie für das Mittagsmahl geschnitten wissen wollte, während die Knieende fragend zu ihr emporblickte und immer erst ein bejahendes Kopfnicken der Herrin abwartete, ehe sie das Messer ansetzte. Von mürrischem Wesen lag jedoch nichts in diesem schweigsamen Gebahren, und als das Mädchen sich mit der gefüllten Korbschwinge erhob, nickten sich Frau und Dienerin in freundlichem Einverständnisse zu.

„Den Salat kannst Du gleich putzen, Lisi!" sagte die alte Frau, indem sie die grünen Blatthäupter prüfend betastete. „Thu ihn in die große Schüssel, von der Du neulich die Ecke herausgebrochen hast; dazu ist sie immer noch zu gebrauchen."

Die junge Dirne eilte auf nackten Füßen voran, während die Herrin sich anschickte, langsamer nachzufolgen.

Das Haus, das der seinerzeit weit und breit gesuchte Doctor Weiler seiner Witwe hinterlassen hatte, fiel nicht jedem gleich in die Augen, der den Bahnhof verließ, wie etwa Schloß Wildeck, das dem Orte den Namen gab, oder die eben im Bau begriffene Villa des Papier-Fabrikanten Heller; aber mit seiner zierlichen Veranda und dem Schweizerdach lag es schmuck und behaglich im grünen Lande da, am äußersten Ende des Dorfes, wo die einzelnen Häuser weiter auseinander stehen, und der Wald tiefer zum Fahrweg hinabreicht.

Der Gemüsegarten, ein dreieckiger, ziemlich großer Zwickel, lag seitwärts gegen das Dorf zu, durch einen in den Wald führenden Weg von dem übrigen Anwesen getrennt, während vor dem Hause ein wohlgepflegtes Ziergärtchen den Straßenstaub abhielt und der nach rückwärts gelegene, in üppiger Ungebundenheit darauf loswuchernde Obstgarten dicht an den Wald stieß.

Nachdem Frau Weiler noch ein Sträußchen Petersilie abgepflückt und im Vorbeigehen hier und dort eine Bohnenranke aufgebunden hatte, trat sie auf den an der Schmalseite ihres Hauses vorbeiführenden Weg hinaus und befestigte den Riegel an der den Gemüsezwickel abschließenden Lattenpforte. Während sie noch mit wohlgefälligem Blick die vielversprechenden Kletter-gurken betrachtete, mit denen sie heuer den ersten Versuch gemacht hatte, tauchte auf der entgegengesetzten Seite des Weges abermals die junge Magd auf, noch mit dem Korbe auf dem Arm. Ihre Augen lachten.

„Gnä' Frau! Wo steckt denn die gnä' Frau so lang?" — rief sie hell hinüber, nachdem sie ein paar Secunden vergeblich auf das Umwenden der Doctorin gewartet hatte.

„Was giebt's?" fragte die Angerufene gelassen. Aber als die andere nur mit einem geheimnißvollen: „Na, die gnä' Frau wird schon sehen!" verstohlen vor sich hinkicherte, zuckte Frau Weiler nachsichtig lächelnd die Achseln, rüttelte probeweise noch einmal an dem wohlverschlossenen Pförtchen und folgte dem Ruf.

Ohne Hast schritt die kleine, schmächtige Gestalt in dem aus glattem Rock und loser Jacke bestehenden grauen Wollkleid über den Weg. Wie sie so, kerzengerade aufgerichtet, in gleichmäßigem, kurzem Takte dem gegenüberliegenden Eingang des Obstgartens zusteuerte, hatte sie trotz des pilzförmigen Schutzhutes und der grauen Scheitel, die sich an das schmale Gesicht mit der stark entwickelten Nase anschmiegten, etwas Männliches, sozusagen Militärisches an sich. Erst wenn man ihr näher kam, schwand dieser Eindruck, denn aus den stahlgrauen Augen, die jedem gerade und bestimmt ins Antlitz blickten, strahlte die weiblichste Seele.

Die alte Frau hatte den Weg noch nicht ganz überschritten, als ein junges Mädchen, das sich bisher hinter einem Holunderbusch verborgen gehalten hatte, hervortrat und mit ausgestreckter rechter Hand der Näherkommenden ein paar Schritte entgegenging. Frau Weiler blieb überrascht stehen und blickte zweifelnd zu dem neuen Ankömmling hinüber.

„Ja, Sylvia, Kind, bist Du's wirklich?" — rief sie dann lebhaft und ergriff nicht nur die ihr entgegengestreckte Rechte, sondern auch die zweite Hand des Mädchens, dieses mit Wärme an ihre Brust ziehend.

„Ja, jetzt! Nit wahr?" — triumphirte Lisi, welche der Scene schmunzelnd zugesehen hatte. „Das hat die gnä' Frau halt doch nit denkt, daß unser Baronessel schon da is!"

Das junge Mädchen erwiderte die Liebkosungen der alten Frau, indem es diese auf beide Wangen küßte; dann entwand es sich den umschlingenden Armen und trat bis zur Gartenpforte vor, wo es mit gesenkten Lidern in aufrechter, etwas steifer Haltung stehen blieb, um der Doctorin den Vortritt in den Garten zu lassen.

„Wie kommt das nur, Kind?" fragte Frau Weiler freudig erregt. „Wir erwarteten Dich erst in einigen Tagen."

„Die Schule wurde heuer etwas früher geschlossen," versetzte Sylvia. „Ich wußte es schon vorige Woche, wollte Euch alle aber einmal überraschen."

Mit einem kurzen Seufzer brach die Sprecherin ab, und ein Schatten flog über das junge Gesicht. Die alte Frau bemerkte nichts davon. Sie hielt vor den Stufen, die in das Höschen hinabführten, den Schritt an und winkte Lisi, die den beiden auf dem Fuße gefolgt war, zu sich.

„Du entschuldigst," wandte sie sich dann an den jungen Gast. „Ich habe in der Küche noch etwas anzuordnen und will meine Arbeit holen. Du gehst vielleicht durch den Garten voran zum Kastanienbaum? Dort ist es jetzt am schönsten, ich folge im Augenblick."

Als sie sich allein sah, grub sich eine senkrechte Falte scharf in die niedere Stirn des jungen Mädchens, deren obere Hälfte unter dem weit vorspringenden Schirm des weißen Strohhutes verschwand, während das an den Seiten straff nach rückwärts gespannte goldblonde Haar die rosig gefärbten Schläfen und die feingebildeten Ohren frei ließ und nur im Nacken unter dem glatten Zopfneste einige flaumige Löckchen bildete. Das Mädchen war sehr einfach gekleidet, aber der gutsitzende Lodenrock und die dunkelblaue, durch einen breiten Ledergürtel um die Mitte zusammengehaltene Satin-Bluse wirkten auf der vornehmen Gestalt wie die eleganteste Toilette.

Gesenkten Hauptes dahinschlendernd, hatte die Baronesse den Kastanienbaum noch kaum erreicht, als die Doctorin, einen Arbeitskorb in der Hand, und gefolgt von der eine Platte mit Obst und Backwerk tragenden Lisi, das Haus auch schon an der Vorderseite verließ und fast gleichzeitig mit dem jungen Mädchen bei dem schattigen Sitzplätzchen anlangte.

„Da bin ich, Herzenskind! Und nun also erst so recht herzlich willkommen!" sagte die alte Frau mit einem frohen Lächeln, als beide Platz genommen hatten und Lisi im Hause verschwunden war. Dabei überdeckte sie die rechte Hand der Baronesse, die lässig auf der Gartentisch-Platte lag, mit ihrer knochigen Rechten und drückte die behandschuhten Finger zweimal leicht nieder. „So! Nun bedien' Dich und dann erzähle! Wann bist Du angekommen?"

„Gestern mit dem letzten Zuge," erwiderte Sylvia, indem sie den rechten Handschuh abstreifte. Dann legte sie einige Früchte und ein Stück Backwerk auf ihren Teller, aß aber nicht, sondern hielt bloß eines der glänzenden Schwarzkirschen-Paare spielend am Stengel in die Höhe.

„Die Ueberraschung daheim kann ich mir denken," sagte die Doctorin nach einer kurzen Pause, als Sylvia keine Anstalten zum Erzählen machte. „Die gute Sophie sprach schon wochenlang von nichts anderem als von Deinen Ferien, und auch Dein Vater. Wie haben die beiden Einsamen sich auf Dich gefreut!"

„Ach ja, gefreut, — gefreut," — wiederholte Sylvia gedehnt. Dann verstummte sie wieder.

Von den Lippen der alten Frau schwand das feine Lächeln, das bei ihr immer in den Mundwinkeln lauerte. Sie neigte den Kopf vor, und ein rascher, prüfender Blick flog aus den klugen Augen unter den gesenkten Rand des weißen Strohhutes.

„Nun, wo fehlt's denn wieder? Heraus mit der Sprache!"

Die Baronesse zuckte kaum merklich die Achseln.

„Ach, nichts Besonderes," sagte sie zögernd. „Ich hätte nur besser gethan, meine Ankunft früher anzuzeigen, dann hätte ich vielleicht doch wenigstens Papa nicht so — so unvorbereitet gefunden."

Sie brach ab, und um ihre Mundwinkel zuckte es. Die stark ausgebildeten Nasenflügel der alten Frau blähten sich auf, und sie hob unangenehm überrascht den Kopf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

Rückansicht.

„Also doch wieder?“ fragte sie halblaut. „Und ich hatte gerade in letzter Zeit gehofft —“

Sylvia unterbrach sie mit einer Handbewegung.

„Ach, bitte, sag' nur darüber kein Wort, Tante Weiler! Das begreife ich ja, begreif' ich alles so gut. Nur gerade gestern.“ Sie zog die Brauen zusammen und fixirte die Fingerspitzen ihrer linken Hand. „Du wirst vielleicht versteh'n,“ fuhr sie nach einer Pause stockend fort, „ich freu' mich heim, zähle die Tage, die Stunden, — und was finde ich? Papa so, und Tante Sophie in Thränen aufgelöst, — natürlich! Das war der ‚freudige‘ Empfang!“

Die Stimme des jungen Mädchens war aus einem leise klagenden in gereizte Töne übergegangen, und es zerrte in nervöser Aufregung an dem Taschentuch im Schoße. Dabei schien Sylvia, ohne aufzusehen, den ernsten Blick der alten Freundin auf sich ruhen zu fühlen, denn ihre Wangen färbten sich dunkler.

„Wenn die Tante nur wüßte, was sie mir anthut mit diesem ewigen Weinen!“ grollte sie leise. „Es macht mich krank, ich vertrag's nicht! Glaube mir, ich ertrag' es einfach nicht. Wenn ich nur die geschwollenen Augenlider sehe und die geröthete Nasenspitze —“

Sie brach mit einem mißtönenden Lachen ab und biß sich auf die Lippen. Frau Weiler, deren Züge immer ernster geworden waren, schüttelte bei diesem Lachen still den Kopf. Eine Weile schwieg sie, dann aber streckte sie die Hand aus und legte sie auf das Knie des jungen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. D. Red.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Arzt und Patient. — Winke für beide. Von Dr. Rob. Gersuny. Dritte unveränderte Auflage. Stuttgart, Ferd. Enke. Preis 1 Mk. — Das Verhältniß zwischen beiden ist für die erfolgreiche Thätigkeit des ersteren und für die Zufriedenheit beider so wichtig, daß ein Verständniß dieser Dinge von größtem Werth erscheint. Daß Verfasser ein erfahrener Arzt und dem Motto seines Buches: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein", getreu ist, erhellt aus jeder Seite der kleinen, klar und anziehend verfaßten Schrift. Unserer Zeit des Specialistenthums, der vielfach, — sehr zum Schaden der Hülfsbedürftigen, — angestrebten und leider nicht selten erreichten Herabdrückung des Arztes zur Rolle eines Gewerbetreibenden und Arbeitnehmers hat solche Verständigung sehr nöthig. In erster Reihe zwar für Aerzte geschrieben, darf das Buch denjenigen, welche ärztliche Hülfe brauchen und sich die beste auch in künftigen Fällen sichern wollen, als Anregung und Belehrung warm empfohlen werden. Dr. D.

Essig-Compressen. — Wer seine Lieblinge ohne Beulen und blaue Flecken sehen will, der versäume nicht, ihnen sofort nach dem Fall oder der Quetschung 2c. Essig-Compressen auf die betreffende Stelle zu legen. Nie werden dann die Stellen auflaufen oder in allen nur möglichen Farben spielen. Auch dem Wasser für einen Prießnitz-Umschlag setze man etwas Essig zu; der Umschlag ist dann noch wirksamer. Mancher Kranke kann keine Eisblase vertragen, oder man kann auch Eis auf dem Lande im Sommer nicht immer haben. Einen Ersatz für Eisblasen sind Compressen von Essigwasser; sie leisten dieselben Dienste. Schreiberin dieses hat sie schon seit 23 Jahren in den ernstesten Fällen angewandt und immer mit bestem Erfolg. Noch ist zu bemerken, daß Essigwasser nichts schadet, auch wenn die Haut abgeschürft ist. Frau Forstrath U.

Frau M. K. — Jedenfalls ist ein Versuch zu machen, die Eiterquelle im Zahnfleisch zur Heilung zu bringen. Ob das durch Aetzmittel oder durch einen Schnitt zu erzielen ist, kann aus der Ferne nicht beurtheilt werden. Dr. D.

L. F. — Prof. Eduard Lang's Hygienische Winke (Wien, Josef Safar, 30 Pf.) bringen einige Warnungen vor vielgebrauchten Dingen, die Infections-Keime, also Krankheiten, übertragen können. Etwas Neues ist nicht drin; die Winke lesen sich wie Ausschnitte aus „Vermischte Nachrichten" oder „Gemeinnütziges"; Fremdworte und andere Unverständlichkeiten dürfen in einem für „alle Schichten der Bevölkerung berechneten" Schriftstück nicht vorkommen. Dr. D.

Frl. A. S. in Harburg. — Sie verlangen Hülfe gegen Schwitzen, ohne ein Wort über Ihre Körper-Beschaffenheit, Lebensweise 2c. zu verlieren, und doch ist ohne Kenntniß dieser Umstände eine sichere Beurtheilung und Behandlung nicht möglich! Sind Sie völlig gesund, so können neben Vermeiden von Kaffee, Thee und geistigen Getränken wie überhaupt von Trinken, und bei Benutzung leichter, am besten wollener Unterkleidung kalte Waschungen und Abreibungen Hülfe gewähren. Sicherer ist es, einen zuverlässigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. D.

M. v. W. — Sommersprossen sind durch häufiges Betupfen mit starker Borax-Lösung oder durch Umschläge mit solcher zu beseitigen. Schneller führen Sublimat-Lösungen zum Ziel, die aber wegen ihrer Giftigkeit, auch bei äußerer Anwendung, nur vom behandelnden Arzte vorgeschrieben werden dürfen. Dr. D.

Gertrud v. L. — Braune Hautflecken, auch Sommersprossen, die den milderen Mitteln nicht weichen, müssen schärfer angegriffen werden; die dazu geeigneten Mittel reizen aber die Haut stark, sind giftig und deshalb nur mit Vorsicht, am besten unter ärztlicher Aufsicht, zu gebrauchen. Einen Versuch können Sie allenfalls mit abendlichen Einreibungen einer Sublimat-Salbe (Hydrarg. bichlor. corr. 0,05 Vaselini 4,00) machen; aber auch hierbei Vorsicht! Daß braune Schleier solche Flecken machen, ist nicht bekannt; immerhin dürfte ein blauer oder grauer chemisch wirkende Lichtstrahlen weniger durchlassen. Die Empfindlichkeit der Haut ist vielleicht durch kalte Waschungen zu vermindern; bei scharfer und trockner Frühlingsluft dürfte sparsamer Gebrauch einer Lanolin-Salbe, allenfalls auch Pudern anzurathen sein. Dr. D.

Fräulein Emma Schultz. — Elektricität ist nicht, wie Sie als bekannt annehmen, das Universal-Mittel gegen Haarwuchs, sondern man kann durch den galvanokaustischen Strom die Wurzel jedes Haares zerstören; das ist aber mühsam, schmerzhaft und erfordert einen theuren Apparat und sachkundige Benutzung. Man kann sich damit sehr heftige Schmerzen und recht unangenehme Brandwunden bereiten. Dr. D.

Eitle Schwäbin, die ein Recept gegen unschöne rothe Gesichtsfarbe erbittet, muß sich entschließen, etwas mehr über die Art der Farbe, über ihr Alter nebst weiteren Körper- und Lebens-Verhältnissen zu verrathen. Am sichersten wäre es aber, sich persönlich einer ärztlichen Untersuchung und Behandlung zu unterziehen. Dr. D.

E. R. — Briefliche Behandlung brieflich geschilderter Leiden oder Krankheitszustände ist stets unsicher, oft schädlich. Wir können, wie schon oft geschehen, nur immer wieder persönliche Untersuchung und Behandlung durch einen sachkundigen Arzt anrathen. Dr. D.

Unsere Kinder.

Communion und Einsegnung als weltliche Feste. Eine Mahnung. — Mathilde Serao, bekanntlich eine der bedeutendsten Roman-Schriftstellerinnen Italiens, veröffentlichte vor kurzem in einer vielgelesenen neapolitanischen Zeitschrift folgende Zeilen, die auch für ein deutsches Publicum und für die Mitglieder der evangelischen Kirche nicht ganz ohne Interesse sein dürften:

Häschen am Brunnen. — Ostergabe für unsere Kinder.

„Wie allmählich doch alles entartet! In früherer Zeit war die erste Communion ein Fest von fast mystischem Charakter, das selbst ein verhärtetes Gemüth zum Glauben bewegen mußte. Wenn das Kleidchen aus weißem Musselin, der weiße Schleier und die weißen Schuhe auch Gegenstände der mütterlichen Fürsorge waren, so geschah es doch nur, weil das kleine Mädchen bei dieser feierlichen und heiligen Handlung gleich einem Engel in würdigem weißen Gewande erscheinen sollte. Jetzt ist die erste Communion eine Modesache, sie wird zum Rendez-vous der Gesellschaft. Das Kleid wird nicht mehr aus weißem Musselin oder weißer Wolle hergestellt, sondern aus Seiden-Gaze oder starrer Seide. Statt des weißen Häubchens, an dem der Schleier angebracht wurde, wird er mit einem Kranz weißer Röschen in den Haaren befestigt, ähnlich wie bei der Braut der Orangeblüthen-Kranz. Unter allen Umständen aber müssen die Schuhe aus demselben Stoff, wie das Kleid gefertigt werden und sind nur zum einmaligen Gebrauch bestimmt. Das ganze Haus, die Treppen, die Empfangszimmer, der Speisesaal, alles ist mit weißen Blüthen geschmückt, um die sich weiße Tüllgewinde schlingen. Nach der feierlichen Handlung im Gotteshaus findet im Hause der Eltern großer Empfang statt: 200 Personen sind geladen. Es fehlt nicht an Boshaften, die meinen, der Zweck sei, dem Kinde eine möglichst große Anzahl von Geschenken zuzuwenden! Nichts, was es nicht bekäme bei diesem Ansturm von Gaben! Man schenkt diesen kleinen Mädchen und Knaben Schmucksachen, Uhren, Brillanten! Letzthin erhielt ein Mädchen von elf Jahren zu ihrer ersten Communion unter anderem ein in Gold ciselirtes Reise-Necessaire, und einem zehnjährigen Knaben wurde ein antikes, höchst elegantes Schreibpult im Stil Louis XV. mit einem Arbeitssessel in demselben Stil geschenkt! Wohin soll das führen? Was wird noch von solchem Protzenthum verschont bleiben? Soll die erste Communion in ihrer früher so ergreifenden, einfachen Form auf ewig verschwunden sein in dieser Welt der Müssiggänger, der Genußmenschen und der Ungläubigen? Könnten nicht verständige Eltern dem Uebel steuern, der Einfachheit wieder die Wege in Haus und Familie bahnen?" — M. G.

Kugelgläser mit frischen Blumen.

Zum Osterfeste.

Kugelgläser mit frischen Blumen als Tafelschmuck. — Zunächst für die Festtafel bestimmt sind die niedlichen Kugelgläschen mit ihrer duftenden Blumenfüllung, aber auch der Familien-Tisch entbehrt nicht gern der leicht beschafften Zierde frischer Blumen. Ein Paar dieser zu je fünf in Halbmond-Form verbundenen grünen Gläschen bildet eine Garnitur für die Mitte des runden oder langen Tisches. Sie haben 19 cm im Umfang, sind je 6 cm hoch und mit Gold-Arabesken in Rococo-Form verziert; ein breiter Goldstreifen umgiebt den Rand jedes Glases. E. S.

Ostereier im Festkleid. — In unserem Haushalte fehlen die Kinder, und der Osterhase verschmäht deshalb, seine bunten Gaben bei uns abzuliefern. Am Ostersonntag soll aber nach altem Brauch eine hübsche Eierschüssel den Tisch schmücken. So machte ich denn im verflossenen Jahre kleine Dütchen, ähnlich den bekannten Blumentopf-Hüllen aus gekrepptem Seidenpapier, in mehreren Schattirungen Rosa. In diese Dütchen hüllte ich die weichgekochten Eier, doch so, daß sie noch ein wenig zwischen den vier Zipfeln der Dütchen hervorsahen. Nun legte ich auf eine runde Schüssel einen Bogen grünes Seidenpapier, dessen ausgezackter Rand genau mit dem Rand der Schüssel abschloß; darauf kamen die Eier in ihren Umhüllungen. Der Außenrand wurde von dem dunkelsten Roth gebildet, die helleren Farben arrangirte ich gegen die Mitte. Das Ganze glich einem Riesen-Chrysanthemum und brachte mir manches Lob ein. M. G.

Häschen am Brunnen. Ostergabe für unsere Kinder. — Seitdem es als ein Vorrecht des Hasenvölkchens gilt, zum Osterfest bunte und süße Eier in aller Stille und Heimlichkeit herbeitragen zu dürfen, dichtet ihm die rege Phantasie unserer Kleinen die wunderbarsten Märchen an, und gar zu gern möchten sie die Häslein in ihrem grünen Waldesheim auch bei anderer Arbeit belauschen. Unsere Häschengruppe mag ihre Neugier befriedigen. Hier sind die flinken Thierchen eben dabei, aus dem Waldbrunnen Wasser zu schöpfen. Einer trägt's, der andere fährt's heim zum Waldversteck, während die Hasen-Schildwache nach allen Seiten späht, ob nicht Gefahr vom bösen Jäger drohe. — Das Nachbilden dieser kleinen Gruppe ist nicht schwer. Für den beweglichen Ziehbrunnen läßt sich ein kleines viereckiges Pappkästchen verwenden, das, faltig mit Krepp-Papier umgeben, frische Frühlingsblumen enthält. Darüber schwebt, an dem Ziehbaum befestigt, der Eimer, eine mit farbigem Glimmer bestreute Eierschale. Weiße Holzstäbe mit farbiger Wolle und Krausgesponnst umwunden, bilden das Material für den Ziehbaum, den kleinen Schubkarren wie für die „Tracht". Als Gefäße zum Schöpfen und Wassertragen dienen den Häslein aus Papier-Maché, halbirte, mit Glimmer bestreute Eierschalen. In dem leichten Gezweig der Bäumchen nisten farbige Vögelchen aus Chenille und schauen neugierig dem Treiben des Hasenvölkchens zu. A. H.

„Ostereier-Nest". Spanschachtel mit Brandmalerei. An den Innenrand einer 19 cm weiten, 7 cm hohen Spanschachtel werden, dem Boden aufliegend, vier, je 3 cm hohe Holzstückchen geleimt als Stütze für eine Carton-Rundung, in die man sieben Löcher zur Aufnahme von weißen oder farbigen Ostereiern geschnitten hat. Die Löcher werden zuvor nach Größe der Eier mit einem Drei- oder Fünfmarkstück aufgezeichnet. Den Carton deckt man vollständig mit Moos und mit Veilchen, deren Stiele man in vorgebohrte Löcher steckt. Hartgesottene Eier lassen sich mit scharfem Messer der Länge nach theilen und ausnehmen; dann legt man einen kleinen Schmuck, Zettel mit scherzhaften Versen oder ähnliches hinein und klebt die Eierhälften mit Markenabschnitten, die seidene Bändchen

„Ostereier-Nest". Spanschachtel mit Brandmalerei.

decken, wieder zusammen, verziert auch die Außenseite des Eies mit Pinsel oder Brennstift. Der Deckel der Schachtel zeigt, mit Brennstift hübsch geschrieben, folgende Verse:

Wenn die Osterglocken klingen,
Gleich die Osterhasen springen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ihrer Pflicht gemäß sie pflegen
Eier in das Nest zu legen.
Darum that ich gestern sorgen
Für das Nest am Ostermorgen,
Und als heute früh ich eilte
Hin zum Nest, wo's Häschen weilte,
Rief es: „Dies mit meinen Grüßen
Sende warm noch ihr, der Süßen!"
Dann mit zartem Ohrensenken
Flüstert's: „Sie soll mein gedenken!"

J. v. d. Lütt.

Osterhäschen. Moos- und Rindenarbeit. — Auf ein Stück fester, harter Kiefernrinde, die zunächst von allen Holzstückchen befreit und sauber gebürstet wird, klebt

Osterhäschen. Moos- und Rindenarbeit.

man mit Leim natürliches Moos, wie es über Steinen oder an Bäumen wächst. Ein kleines Bänkchen oder Stühlchen, aus entnadelten Fichtenzweigen hergestellt, nebst einem Tischlein davor, auf welchem ein farbiges Ei oder Speise und Trank stehen, wird unten fest angeleimt. Die Pilze aus Holz oder Pappe befestigt man gleichfalls mit Leim in vorher gebohrten Löchern. Cartonnage-Häschen und hier und da einige Eier zwischen Moos und Blättern vervollständigen das hübsche Phantasie-Gebilde; zuletzt wird alles reichlich mit Brillantine beworfen. (Weiteres siehe Bezugsquellen.) Fr. C. M.

„Die Ostereier hat der Hase gelegt!" — Was hat ein Hase, der doch nicht zu den Vögeln gehört, mit Eiern zu thun? Welche Beziehung ist zwischen dem Hasen und dem Osterfeste?

In der germanischen Mythologie war der Hase das der Ostara, der Göttin des wieder erwachenden Frühlings, geweihte Thier, vielleicht wegen der Schnelligkeit, mit der der flinke Läufer die Botschaft von der Rückkehr des Lenzes überall verkünden kann. Mit dem Einzuge des Christenthums wurde das Auferstehungs-Fest der christlichen Kirche in die Zeit des Frühlings gelegt, weil das Erwachen der Natur die Auferstehung veranschaulicht, und das Auferstehungs-Fest wurde im Deutschen „Ostern" genannt, welchen Namen man von Ostara, der Frühlingsgöttin, ableitete. Da heidnische und christliche Begriffe und Bräuche besonders in der ersten Zeit noch Hand in Hand gingen, war es natürlich, daß viele bei dem Namen Ostern noch an das heidnische Frühlingsfest der Ostara und somit auch an den Hasen, das ihr geweihte Thier, dachten. Und wenn man nun an diesem Fest Eier, als ein Bild der Auferstehung, verschenkte, so entstand aus der Verschmelzung der Begriffe der bis auf unsere Tage erhaltene Ausspruch: „Die Ostereier hat der Hase gelegt!" Helli.

Ostereier mit Malerei in Email-Farben. — Wir Hausfrauen sind in der Zeit vor dem Osterfest meist sehr in Anspruch genommen durch die große Frühjahrs-Reinigung. Erst wenn das ganze Haus blitzt und blinkt, die Feststräuße alle Räume durchduften, kommen in letzter Stunde noch allerhand Einfälle für lustige Ueberraschungen. So ging es auch mir, als ich die Ostereier für meinen kleinen Sohn und seine Freunde möglichst hübsch verzieren wollte. Mit dem Brennstift habe ich schon Namen und Monogramme auf Eier gebrannt; für Figuren ist das Brennen aber nicht recht dankbar, wegen der Härte des Materials. Der Stift muß sehr heiß sein und langsam geführt werden. Aquarell-Farben haften auf allen Eiern, die eine etwas fettige Schale haben, nur schwer. Oelfarben trocknen so langsam, und man möchte doch den Kindern gern frisch gekochte Eier geben, wegen der leichteren Verdaulichkeit. Also womit verzieren und wie? — „Halt!" dachte ich, „da sind noch meine Email-Farben! Die trocknen schnell und glänzen so verlockend für Kinderaugen. Mein ganzer Reichthum an denselben (von der Firma Horn und Frank) besteht zwar nur aus sechs Stück: Schwarz, Weiß, Blau, Gelb, Braun und Roth; damit läßt sich jedoch alles Nöthige mischen". Gedacht, gethan. Mit Hülfe eines guten Bilderbuches ist es auch für wenig Geübte nicht schwer, kleine Scenen aus dem Hühner- und Hasenleben zusammenzustellen. Wie hübsch macht sich z. B. der Hahn mit rothem Kamm, stolzem, braunroth-grünem Schwanz auf dem weißen Ei! Ringsherum zauberte der Pinsel etwas feines Gras und braune Erde. Niedlich sind auch Häschen in allen Situationen, kleine Gnomen 2c. Von ganz reizender Wirkung aber ist doch das Brustbild meines weißen Kätzchens auf dem scharlachrothen Grund des Eies! Die Fläche innerhalb der Contouren von Kopf, Hals und einem freundlich dargereichten Pfötchen füllt man zunächst ganz mit Weiß aus, schattirt dann mit ein wenig Schwarz in feinen Strichen das Innere der Ohren, und desgleichen vom Rande zu nach innen die Bäckchen und Stirn; Nase und Schnäuzchen werden zuletzt mit feinen Strichen hinein gezeichnet. Letzteres bekommt noch eine kleine rothe Zunge, der Hals ein blaues Band mit gelbem Glöckchen. Schließlich dürfen als Hauptsache nicht fehlen zwei kohlschwarze Augen, etwas schräg nach oben geschlitzt, denen man zwei gelbe Pünktchen giebt, wodurch sie ordentlich phosphoresciren. Auf weiße, gelbe oder rosa Eier paßt dasselbe Kätzchen in Schwarz. Man wählt dann ein rothes Halsband, schattirt in Grau und setzt gelbe Augen mit schwarzem Stern ein. Sollte eine freundliche Mitleserin den kleinen Spaß probiren, so wünsche ich guten Erfolg und ebenso viel Freude daran, als er uns bereitete. — Und nun noch eine drollige Frage meines Kleinen. Sein geliebtes Kätzchen-Ei in der Hand, sagte er: „Nicht wahr, Mama, wenn man jetzt unserer Gluckhenne lauter solche Eier zum Brüten unterlegte, dann kämen auch lauter junge Kätzle heraus?" Frau Cl. H.

Ostereier mit Malerei in Email-Farben.

Drei Käuzchen. Ostereier. — Unser Osterhase ist ein drolliger Gesell! Er brachte voriges Jahr nicht nur bekannte Köpfe aus dem Bilderbuch, dem „Struwwelpeter", aus „Max und Moritz" 2c., sondern er formte sogar aus Eiern die verschiedenartigsten Thiere. Grasgrüne Froschungeheuer und beschaulich dreinblickende Käuzchen erregten ganz besonderes Entzücken bei der lieben Jugend. Die Mütter und Tanten aber interessirten sich für die Herstellung der Eier-Eulchen. Nachdem ausgeblasene Hühnereier mit Naschwerk, Fingerhüten, Pfeifchen oder dergleichen Kleinigkeiten gefüllt und mit weißem Papier geschlossen sind, schneidet man aus braunem Seidenpapier gleichmäßige Vierecke von ungefähr 15 cm Länge und Breite. Die Ecken werden leicht abgerundet und an zwei gegenüberliegenden Seiten in der Mitte mit leichten Einschnitten versehen; dann streift man das Papier so über die Eier, daß es unregelmäßige Längsfalten bildet. Die Ecken rechts und links von den Einschnitten werden zu Ohren und Schwänzchen zusammengedreht und mit einem Bindfaden umwunden, der zugleich auf der Rückseite des Eies einen Draht befestigt. Die Augen bestehen aus fest gekniffte, zu Rosetten gezogenen, braunen und hellgelben Papierstreifchen, in deren Mitte schwarze Schuhknöpfe eine überraschende Wirkung hervorbringen. Schnäbel und Krallen werden aus schwarzem Glanzpapier geschnitten und mit Gummi angeklebt. Nachdem nun die Federchen mit weißer Farbe leicht angedeutet sind, befestigt der Draht die putzigen Thierchen einzeln oder paarweise auf kleinen Zweigen, hier auf Weinreben. Mit Watte gefüllt, sind die Käuzchen natürlich weit bequemer herzustellen; sie haben sich bei meinen Freunden als Wandzierde schon manch gemüthliches Plätzchen erobert. L. D.

Drei Käuzchen. Ostereier.

Häusliche Kunst.

Verwendung von Sectkörben. — Manche Hausfrau, die bei der Frühjahrs-Reinigung im Keller die geleerten Sectkörbe bei Seite räumen läßt, ahnt sicher nicht, welch reizende Hausgeräthe sich daraus mit Hülfe von Email-Farben herstellen lassen. Die kleinste 6/2-Nummer der Körbe macht sich sehr hübsch im Eßzimmer als Besteck-Korb oder als Behälter für Tücher, Pinsel, Bürsten zur Zimmer-Reinigung oder, mit bunter, türkischer Cretonne oder Musselin gefüttert und mit Rosetten verziert, als vide-poche im Schlafzimmer. Mit Stanniol ausgelegt, dient mir ein anderer größerer Korb ohne Deckel als Jardinière auf der Loggia. Die 6/1-Körbe sind als Schuhbehälter zu gebrauchen, die 12/1- und 25/1-Nummer als Wäschekörbe oder zum Weglegen der Badetücher 2c. im Badezimmer. Die Email-Farbe wird mit weichem Pinsel zweimal aufgetragen; die tief liegenden Geflechtsstellen erreicht man mit kleinem Pinsel. Sehr fein wirkt Gelblich-Apfelgrün, dazu werden die an den Körben meist vorhandenen röthlichen oder schwarzen Streifen mit Hell-Ceriseroth bestrichen und ganz einfache Vierecke, Punkte 2c., auf die größern Flächen gemalt. Als praktischere Farbe empfiehlt sich Stahlblau oder Oliv mit kräftig rothen und gelben Verzierungen. Frau Agnes Z.

Bekleidung für das Waschbecken einer Wasserleitung. — Schon oft ist mir in Ateliers und Bureaux-Räumen aufgefallen, wie häßlich sich die so nothwendige Wasserleitungs-Vorrichtung mit ihrem Messinghahn und dem schwarzen Becken ausnimmt. Diese Einrichtung läßt sich mit geringen Kosten auf folgende Weise verkleiden: Vom Tischler wird aus glattem weißen Holz ein Schränkchen um das Leitungsbecken angefertigt. Zwei Seitenbretter, je 140 cm hoch und 40 cm breit, ein Brett für die Vorderseite, 140 cm hoch und 60 cm breit, das, mit einem Scharnier an das rechte Seitenbrett befestigt, als Thür dient, und ein 60 cm langes, 40 cm breites Brett für die Schrankdecke sind dazu nöthig. Der zusammengesetzte Schrank wird, wie jedes Hängeschränkchen, auf Eisenhaken an der Wand hängend, befestigt. Vorher streicht man die Außenwände mit apfelgrüner Oelfarbe und verziert sie dann mit leicht hingeworfenen Zeichnungen, für die sich Apfelblüthen-Zweige oder Seerosen mit Schilf ganz besonders gut eignen. Kleine Garnrollen von ganz gleicher Größe werden als Galerie in regelmäßigen Abständen mit großen Kopfnägeln auf dem Deckel befestigt und durch eine schmale Leiste verbunden; selbstverständlich wird die Galerie mit demselben Anstrich versehen wie der ganze Schrank. Auch schmale goldene Randlinien tragen sehr zur Verzierung bei. H. B.

Küche.

Gründonnerstags-Torte. — Man kocht reichlich zwei Hände voll gut gewaschenen Winterspinat in Salzwasser ab, hackt ihn recht fein und streicht ihn durch ein Sieb, dann rührt man 2 ganze Eier und 6 Eidotter mit 250 g Stampfzucker und der abgeriebenen Schale einer Pommeranze 1/2 Stunde nach einer Richtung. Nach dieser Zeit mischt man 200 g geriebenes Weißbrod, den Spinat und den Schnee der 6 Eiweiße darunter, füllt die Masse in eine mit Butter bestrichene Form und bestreut sie mit 150 g gröblich gestoßenen Pistazien, mit etwas Streuzucker vermischt. Man läßt den Kuchen eine Stunde backen. Ph. Fr.

Englische Charfreitags-Kuchen. (Hot cross buns.) — Hierzu gehört: 1/2 Theelöffel voll Cremor Tartari, 1/2 Theelöffel voll doppelkohlensaures Natron, 460 g Mehl, 60 g Butter, 60 g Zucker, 125 g Corinthen, 1/2 l kalte Milch und 1 Ei. — Cremor Tartari und Natron werden mit dem Mehl vermischt, durchgesiebt und mit der Butter gut durchgeknetet; nun erst werden der fein geriebene Zucker und die gereinigten Corinthen darunter gemischt und mit der Milch, in der man zuvor das Ei verquirlte, schnell zu einem leichten Teig verarbeitet. Unmittelbar darauf sticht man kleine runde Klöße mit einer Gabel davon ab und setzt sie recht weitläufig auf ein Backbrett, da sie während des Backens breit aus einander gehen. Nachdem alle Kuchen nun mit einer Nadel kreuzweis eingeritzt worden, läßt man sie 20 Minuten in mäßiger Hitze backen und servirt sie noch warm. Man speist sie, mit Butter bestrichen, zum Frühstück. A. H.

Fasanensuppe. — Einen älteren Vogel umwickelt man mit Speckplatten und brät ihn in reichlich Butter. Nach dem Erkalten löst man das Fleisch sauber von den Knochen, schneidet die Brust und oberen Flügeltheile in Würfel, wiegt das übrige Fleisch fein und zerstößt das Gerippe im Mörser. Nun läßt man 35 g rohen Schinken, etwas Sellerie, Mohrrübe und Petersilie, alles fein gehackt, in 35 g Butter braun schwitzen, fügt die zerstampften Knochen, sowie eine genügende Menge guter Fleischbrühe hinzu und läßt das Ganze eine Stunde kochen. Dann wird die Suppe durchgeseiht, das gehackte Fleisch durch ein Haarsieb getrieben, in die Suppe zurückgethan und zuletzt das Brustfleisch und ein Glas Sherry hinzugefügt. A. H.

Russische Eier. — Hartgekochte, geschälte und der Länge nach in Hälften getheilte Eier richtet man auf einer Schüssel mit folgender Sauce an: Einige Schalotten, etwas Estragon und Petersilie werden fein gewiegt, mit Butter einige Minuten geschwitzt, danach mit brauner Coulis aufgekocht und mit einigen hartgekochten Eigelben, die mit Citronensaft und etwas Senf glatt gerührt wurden, untermischt. Einige gewiegte und passirte Sardellen und etwas Pfeffer geben dem Gericht einen pikanteren Geschmack. A. H.

Sterlet auf russische Art. — Man öffne den Fisch an der ersten Flosse, schneide, nach dem Ausnehmen, die knöchernen Schilder weg, wasche und salze ihn, schneide ihn dann in passende Stücke, trockne sie in einer Serviette gut ab und lege sie in eine Casserole. Nun gebe man für je 1 1/2 bis 2 kg Fisch eine halbe Flasche guten, aber leichten weißen Wein, 125 g sehr frische, feine Butter und eine in ganz dünne Scheiben geschnittene, feinschalige und saftige Citrone daran, decke das Ganze zu und lasse es so gar werden. — Ganz ausgezeichnet schmeckt der Fisch, wenn man Champagner dazu nimmt. — Salm (Lachs), Zander und Stör können ebenfalls auf diese sehr schmackhafte Weise zubereitet werden. L. v. Pr.

Puterkeulen nach Brillat-Savarin. — Aus den Keulen löst man alle Knochen und zieht vor allem die Sehnen heraus, löst auch aus den Flügeln die oberen Knochen, füllt nun alles mit einer guten Kalbfleisch-Farce und näht die Oeffnungen zu. Aus den Knochen kocht man eine kurze Brühe, dämpft Keulen und Flügel darin mit etwas Citronensaft und Gewürz weich und läßt sie in der Brühe erkalten. Beide Flügel und eine Keule wendet man nun in einer Mischung aus schaumig gerührter Butter, zerquirltem Eigelb, etwas geriebenem Parmesan-Käse, Salz und Pfeffer und dann in Reibbrod und brät sie hierauf in Butter goldbraun. Sie geben eine ausgezeichnete Beilage zu feinem Gemüse. Die zurückgebliebene Keule schneidet man in Scheiben, bereitet aus der Brühe, die man klärt, mit etwas Wein, Essig und einer Messerspitze Fleisch-Extract versetzt, eine gute Fleischsulz und gießt sie über die zerschnittene Keule. Man stürzt die Schüssel und servirt dazu eine Mayonnaise. L. H.

Französischer Mandelkuchen (Gâteau de Rheims). — Man rühre 16 Eidotter mit 375 g gesiebtem Zucker, an dem die Schale einer Citrone abgerieben worden, recht schaumig, füge 250 g Kartoffelmehl und zuletzt den Schnee von sieben Eiweiß hinzu und backe drei runde Platten daraus; dann bereite man aus 500 g abgezogenen, fein gestoßenen oder geriebenen Mandeln, worunter einige bittere, 500 g gesiebtem Zucker und für 10 Pfennig Rosenwasser eine nicht zu flüssige Masse, bestreiche die Platten damit und lege sie übereinander. L. v. Pr.

Wachholderbeeren-Sulz. — Welche Leserin wäre so freundlich, mir ein Recept für Wachholderbeeren-Sulz anzugeben? F. T., Wiskonsin.

Allgemeines.

J. S. in L. — Die Adresse der Frau Professor Pfeiffer, deren Pensionat wir in der Nummer vom 15/2 d. J. empfahlen, ist Schillstr. 9, nicht Schillerstraße.

Bezugsquellen: Kugelgläser: P. Naddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 11. — Häschen am Brunnen: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Osterhäschen, Moos- und Rindenarbeiten aller Art, nebst Material dazu: Frau Forstmeister Marzall, Frankenstein, Pfalz; H. A. Klettner, Berlin, S. Prinzenstr. 62.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8, III. — 15. April 1897. — Unterhaltungs-Beilage. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(1. Fortsetzung.)

„Sylvia! Gut sein!" — sagte sie dabei sehr ernst.

Das Roth auf dem Antlitze des jungen Mädchens vertiefte sich; eine Blutwelle übergoß sogar den Hals. Aus den im Gegensatze zu dem hellen Haar auffallend dunkeln Augen blitzte aber eher Trotz als Beschämung.

„Was willst Du damit sagen?" rief sie heftig. „Du meinst wohl ‚dankbar', nicht wahr? Mein Gott, bin ich's denn nicht genügend?"

Die Sprecherin drückte das geballte Taschentuch vor die Lippen, und ihre Brust hob sich stürmisch. Dann verschränkte sie die Finger in einander und murmelte: „Unerträglich! Unerträglich!"

Mit einer beinahe wilden Bewegung schüttelte sie den Kopf und schnellte empor. Die gefalteten Hände vor sich hingestreckt, stand sie hochathmend da, das ganze junge Geschöpf wie durchprickelt von zornigem Unbehagen.

Die Doctorin hatte während dieser Scene keinen Blick von dem Antlitze Sylvia's gewandt; erst als die krampfhaft verschlungenen Finger sich zu lösen begannen, und der Athem etwas ruhiger ging, wendete die alte Frau die Augen ab und sah nachdenklich auf die eigenen, im Schoße ruhig über einander liegenden Hände nieder. Dann erhob sie sich und berührte sanft den Arm des jungen Mädchens.

„Du bist im Unrecht, Sylvia," sagte sie ohne alle Schärfe, aber sehr eindringlich.

Mit gelinder Gewalt zog sie das Mädchen neben sich auf die Gartenbank nieder, nahm ihr den Hut vom Haupt und fuhr mit den welken Händen ein-, zweimal über den hellen, leicht gewellten Scheitel. Sylvia vermied den Blick der klaren Augen, aber um den Mund fing es an unruhig zu zucken.

„Verzeih!" sagte sie endlich leise; die Abbitte rang sich mühsam von den widerstrebenden Lippen. „Es ist meine Schuld! Du hast ganz recht: sie sind alle so gut, aber —"

Sie verstummte. Für das Mißvergnügen, dessen Beute sie war, fehlten ihr offenbar die Worte. Um die rothen, schöngeschwungenen Lippen lag es wie Ueberdruß und unbestimmte Sehnsucht zugleich.

Die alte Frau hielt die Worte zurück, die sich ihr auf die Lippen drängten; sie nahm nur Sylvia's Hand stumm in ihre beiden, wie um sich zu vergewissern, daß sie das Mädchen doch noch halte.

Die feinen, kühlen Finger lagen eine Weile schlaff in den warmen Händen der Doctorin; dann aber sprang das Mädchen plötzlich empor.

„Schon elf Uhr!" rief es, die Schläge der Kirchenuhr zählend. „Höchste Zeit, wenn ich noch aufs Schloß will!"

Auch die Doctorin hatte sich erhoben und sah mit schweigendem Ernst dem jungen Mädchen zu, wie es den auf dem Tische liegenden Hut aufnahm und mit der Nadel auf dem üppigen Zopfneste befestigte. Länger als nöthig hielt Sylvia dabei den Kopf gesenkt, wie sie überhaupt trotz der Eile, von der sie soeben gesprochen, zu zögern schien. Nachdem sie umständlich die Handschuhe über die Finger gezogen hatte, spielte sie mit den Quasten ihres Sonnenschirmes, der an der Gartenbank lehnte. Dabei hielt sie fortwährend den Kopf tief hinabgeneigt und stand halb von der Doctorin abgewendet; diese sah nur das runde, rosige Kinn und die Zöpfe, über welche die durch das Kastanienlaub brechenden Sonnenstrahlen vergoldend hinhuschten, sowie die Nackenlöckchen, mit denen der Sommerwind spielte. Mit einer kleinen Wendung des Oberkörpers begann sich Sylvia der alten Frau endlich zuzuwenden. Gleichzeitig hob sie den Kopf: ein anmuthig verlegenes Lächeln umspielte den halbgeöffneten Mund.

„Bist bös?" fragte sie sehr leise; ihre Stimme klang süß wie die eines Kindes. Dabei ergriff sie mit einer zögernden Bewegung beide Hände der Doctorin und zog sie schüchtern zu sich heran. Zugleich versenkte sie den dunkeln, jetzt feuchtschimmernden Blick tief in die ernst auf sie gerichteten Augen, deren Ausdruck immer milder wurde.

„Wieder gut? Ja?" rief Sylvia, die es im Nu gewahrte, und ehe die Doctorin noch zu einer Erwiderung die Lippen öffnen konnte, hatte das Mädchen sich mit einer geschmeidigen Bewegung zu ihr herabgeneigt, sodaß die hochgewachsene Gestalt fast zierlich aussah, und küßte die alte Frau auf den Mund. „Weißt Du was, Tante Weiler?" rief sie heiter, als sie sich aufrichtete, „die Wildecker Luft wird mir auch heuer gut thun, — ich spüre es schon, — besonders da herum." Sie beschrieb lächelnd mit dem Sonnenschirme einen Kreis um die Doctorin.

Diese drohte ihr mit dem Finger. „Schmeichelkatze!" sagte sie, von dem Anmuthzauber des Mädchens völlig besiegt. „Geb's Gott! Geb's Gott!" — Bei diesen Worten trat jenes stets um die Mundwinkel lauernde Lächeln voll hervor und ergoß sogar in die Augen einen leuchtenden Schimmer. „Du bist mir eine wahre Freundin!" schalt sie trotzdem gleich darauf, indem sie sich abwandte. „Um meinen Ferdinand fragt sie nicht einmal."

Sylvia erröthete jäh; aber ihre Stimme hatte nichts mehr von dem kindlich-süßen Klange, als sie sagte: „Pardon! Ich vergaß. Wie geht es ihm? Hoffentlich gut?"

So sprechend steuerte sie langsam der Ausgangspforte des Vorgärtchens zu.

„Eben heute habe ich einen sehr inhaltreichen Brief erhalten," rief die alte Frau lebhaft. „Acht Seiten! So ausführlich ist er sonst nicht; Du kennst ja auch seine laconischen Zettel!"

Der nur für eine Person berechnete Kiesweg ließ nicht zu, daß man neben einander ging. Im Eifer des Gespräches hielt die alte Frau daher die Voranschreitende beim Arme fest, sie zum Stehenbleiben zwingend. Mit der anderen Hand holte sie den Brief aus der Tasche, wo sie ihn seit dem Morgen mit sich trug, und zog die ziemlich großen Bogen aus dem Umschlag.

„Höre nur, was er von seinen Zukunftsplänen schreibt! Ich lese es selbst gerne nochmals durch."

Nachdem sie die erste Seite mit den Augen stumm überflogen hatte, sagte sie, auf eine Stelle deutend: „Hier ist es!"

Und sie begann: „„Vielleicht wird Dir der Entschluß, den ich Dir mitzutheilen habe, eine Enttäuschung bereiten, liebe Mutter; ich weiß es nicht und sage nur ‚vielleicht', denn Du bist nicht wie andere Mütter, das habe ich längst erfahren. ‚Professor', vielleicht ‚Regierungsrath und Ritter mehrerer hoher Orden' würde allerdings gut klingen, und wer weiß, ob ich's nicht auch einmal mit Ach und Krach dahin brächte, — aber ich will nicht; höre, Mütterchen, Dein Sohn mag nicht! Ich habe immer gefunden, daß ich am wenigsten fehl ging, wenn ich, ohne lange ins Weite zu planen, nach bestem Vermögen jede nächste Stunde mit dem anfüllte, was für den Augenblick das Wichtigste war, und darum will ich auch jetzt nach dem Nächstliegenden greifen und in Wildeck der Nachfolger meines Vaters werden. Das ist ein Platz, den ich mich auszufüllen getraue, ganz so, wie ich mir denke, daß jeder Platz ausgefüllt werden sollte; und da will ich denn auch stehen.""

Die alte Frau hatte die letzten Sätze mit erhobener Stimme gelesen; jetzt ließ sie den Brief sinken und suchte Sylvia's Auge. Diese aber hielt den Kopf halb abgewendet; die Doctorin glaubte nur zu bemerken, daß sie, wie es manchmal ihre Gewohnheit war, schmollend den Mund aufwarf. Doch unbeirrt fuhr die alte Frau erklärend fort: „Du weißt, er hatte längst den Plan, nach der Promotion nur bis zum Herbst in Graz zu bleiben und dann in Wien an einer der medicinischen Kliniken zu hospitiren, um seine Erfahrung zu bereichern. Das bleibt auch jetzt aufrecht; Ferdinand siedelt im Spätherbst nach Wien über. Wann er sich hier etabliren wird, ist noch unbestimmt, wohl spätestens in zwei Jahren."

Schrittweise vorschreitend, waren die beiden Frauen bis an das Pförtchen des Vorgartens gelangt, und Sylvia legte die Hand auf den Drücker.

„Willst Du nicht lieber durchs Haus?" fragte die Doctorin. „Du nimmst ja doch den Waldweg zum Schlosse, und ich lasse Dich rückwärts durch den Obstgarten hinaus. Im Vorbeigehen zeig' ich Dir Ferdinands letztes Bild, das ich zum Geburtstage erhalten habe, — Du wirst ihn kaum erkennen; er trägt jetzt einen Bart, so lang!" Die Mutter lachte. „Komm!"

Sylvia zog die Uhr und warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Ein ander Mal, Tante Weiler," sagte sie kurz. „Wenn ich noch zu Kromer's will, kann ich mich unmöglich länger aufhalten."

Jede weitere Einrede abschneidend, drückte sie mit einer raschen Bewegung auf die Klinke und sprang auf die Straße hinab. Dort erst spannte sie den Sonnenschirm auf und raffte behutsam den Rock zusammen, um ihn vor dem Straßenstaub zu schützen.

„Auf Wiedersehen!" rief sie hell zurück; im nächsten Augenblick war die schlanke Gestalt, um die Ecke des Häuschens biegend, verschwunden.

Frau Weiler hatte ihr nachgesehen, so lange noch ein Zipfelchen ihres Gewandes zu erblicken war; dann betrat sie mit einem langsamen Kopfschütteln die Veranda-Stufen, die in ihr Häuschen führten.

II.

Die Baronesse hatte rasch die Anhöhe erstiegen, von welcher Ruine und Schloß Wildeck die im Thalkessel liegende Ortschaft beherrschten. Oben angelangt, wandte sie sich um, und blickte in die Tiefe. Zur Linken, dicht unter ihr, lag das Häuschen der Doctorin, von welchem nur der Dachfirst aus dem Grün der umrankenden Weinreben und der schützenden Obstbäume hervorragte; zu Sylvia's rechter Hand zweigte ein zwischen sacht ansteigenden Kornfeldern durchführender Gangsteig vom Waldwege ab. Es war dies der nächste Weg zum Schlosse, das in seiner altmodischen Tüchtigkeit, unfern von der gleichfalls das Thal überschauenden Kirche dalag wie ein ungeschlachter Riese. Weiter rechts ab vom Schlosse, tiefer gegen das Dorf zu, stand, von den Ecken und Kanten der Schindeldächer halb versteckt, der Meierhof, hinter dessen Mauern Sylvia den größten Theil ihrer Kindheit verbracht hatte. Langgestreckt und nüchtern schloß sich das einstöckige Bauwerk knapp an den Pfarrhof, und abermals kaum einen Büchsenschuß davon entfernt blinkte das Schieferdach des Schulhauses hervor: alles dicht an einander gedrängt in dem kleinen Neste — im weiten, grünen Rahmen ein anmuthiges Bild.

Die Luft war so rein, daß die einzelnen Abstufungen der das Dorf gegen Westen zu abschließenden, coulissenartig vor einander geschobenen Bergrücken haarscharf begrenzt erschienen, und es war so stille, daß ringsum kein Blatt, kein Halm sich regte. Das sonnengebadete Thal schien wie ausgestorben: auf der grellweiß schimmernden Straße war weder ein Gefährt, noch ein Mensch zu sehen, — gedämpftes Hundegebell in der Ferne war der einzige Laut, der zur Höhe heraufdrang.

Sylvia starrte eine zeitlang unbeweglich auf das winzige Häuserhäuflein hinab und der Anflug eines Gähnens lagerte sich um ihre Mundwinkel. Sie dehnte und streckte die Arme: es war, wie wenn ein Vogel seine Schwingen regt.

Langsam sank dabei das edelgeformte Haupt in den Nacken, und die weit geöffneten Augen folgten sehnsüchtig den losen, weißen Wölkchen, die über das Firmament hinzogen.

Erst als eine leichte Hand sich auf ihre Schulter legte und eine Stimme im Tone freudigen Erstaunens ausrief: „Täuschen mich meine Augen, oder ist's die Else?" wendete Sylvia zusammenschreckend den Blick vom Himmel ab, und begegnete einem Paar blaßblauer, kurzsichtiger Augen, die neugierig blinzelnd über ihre Gestalt hinfuhren.

„Richtig, die Else!" plauderte die Stimme in den höchsten Tönen weiter, ehe Sylvia antworten konnte. „Du kommst zu uns, Herz? Da werden sich die Mädchen aber freuen! Mich mußt Du schon heute entschuldigen . . . ich kann leider nicht umkehren —" Die Sprecherin holte hinter der, den dünnen Hals hochumschließenden Stehleiste ihre Uhr hervor, und warf einen Blick darauf. „Himmel! Schon drei Viertel auf Zwölf!" rief sie erschrocken. „Es ist unglaublich, wie die Zeit vergeht!"

Die Dame unterbrach sich für einen Augenblick, fuhr aber schon im nächsten, immer in derselben eintönigen Sprechweise und ungemein geläufig fort, sodaß es bei längerem Zuhören wirkte wie das Plätschern eines sachte dahinrieselnden Bächleins: „Richtig: Du weißt ja nicht . . . Also denke Dir: heute früh erhalten wir von Falkeneck ein Telegramm, in dem sich die Hoheiten mit Gefolge für übermorgen anmelden. ‚Sans cérémonies', — heißt es in dem Telegramm, — aber unter uns gesagt: ich weiß, was das bedeutet! Große Ehre natürlich — in Seefeld waren sie noch immer nicht, — aber für die Hausfrau keine Kleinigkeit! Noch dazu jetzt, wo Anton, — denke Dir, Anton! — plötzlich krank geworden ist, und ins Spital mußte . . . Zu bekommen ist so Knall und Fall kein ordentlicher Mensch, und der zweite, — der Louis, weißt Du? — ist unwillig, weil er allein doch nicht alles leisten kann . . . Jetzt will ich zum Stationschef, damit er mit dem nächsten Zuge den Lang, auf den man sich doch verlassen kann, nach Altkirchen schickt, um das Nöthige zusammenzukaufen . . . Grand Dieu! Ich hab' doch die Liste?" unterbrach sie sich in jähem Erschrecken. „Ja, Gottlob, nicht verloren . . . das wäre noch!"

Bei diesen Worten zog Gräfin Kromer ein Blatt Papier aus der Tasche und brachte es nahe an ihr Augenglas.

„Ach, Kind, sei froh, daß Du nicht in meiner Haut steckst! Dieser Aerger, die Aufregung und Angst! Ich werde kein Auge schließen, bis nicht alles glücklich überstanden ist . . . ."

Die noch jugendlich aussehende Frau, auf deren sehr schlanker Gestalt das einfache drapfarbige Lodenkleid schlotterig herabhing, lächelte sanft wie ein ergebenes Opfer und fuhr mit dem Taschentuch fächelnd über die Stirne.

„Ja, aber was ich noch sagen wollte, Herz! In welch theatralischer Pose finde ich Dich da? Es war wie ein lebendes Bild." —

Sylvia senkte erröthend die Wimpern, und schien nach einer Antwort zu suchen; diese ward ihr aber von der zungenfertigen Dame wieder vorweggenommen.

„Ja, nicht wahr? 's ist ein zu süßes, süßes kleines Nest?" rief sie schwärmerisch. „Wenn ich eine Weile abwesend war, möcht' ich es auch immer mit ausgebreiteten Armen an mein Herz zieh'n —"

Die Baronesse senkte den Kopf; ein verstohlenes Lächeln huschte um ihren Mund.

„Du gute Tante!" — rief sie dann munter, und sah der Gräfin mit muthiger Schalkhaftigkeit ins Gesicht.

„Und wie das Kind aussieht!" — rief diese mit einem unterdrückten Seufzer. „Sag' mir nur: wo nimmst Du Stadtbewohnerin diese Farben her? Meine Sisa, die doch beinahe immer auf dem Lande ist, könnte sich ein Beispiel an Dir nehmen . . . Nun, Du wirst ja sehen, was für ein blasses Pflanzerl Sisa noch immer ist! ‚Eisen und frische Luft' — sagt der Arzt . . . sie hat doch beides, und es hilft nicht . . . Ja aber, Schatz, jetzt kann ich mich wirklich nicht länger aufhalten . . . wie gesagt: die Kinder werden eine riesige Freude haben — sie sind, glaub' ich, auf ihrem Zimmer."

Die bewegliche Frau erwiderte den Handkuß ihres Schützlings mit einem freundlichen Streicheln der zu ihr herabgeneigten Wangen: „Uebermorgen, wenn die Herrschaften kommen, erwart' ich Dich bestimmt. Es trifft sich gut, daß Du schon da bist . . . richtig: wie ist das gekommen? Sophie erzählte mir ja neulich etwas von Sonntag, wenn ich nicht irre . . . Ach so, die Schule früher zu Ende? Weißt Du, es kann von Vortheil für Dich sein, wenn die Herrschaften Dich kennen lernen, man interessirt sich immer leichter für jemand, den man kennt. Nächstes Jahr wirst Du ja fertig, wie? Also siehst Du, wie gut sich das trifft! Adieu, Mérie!"

Sie warf dem Mädchen eine Kußhand zu und machte einige Schritte; im nächsten Augenblick wandte sie sich aber nochmals um.

„Bitte, ruf' doch der Céline — Du kennst ja Céline? . . im Vorbeigehen, links im Gange, weißt Du? . . . also, bitte, ruf' da hinein, sie möchte nachsehen, wie viel Theetassen da sind — wir brauchen enorm viel Theetassen, und auf das Zerschlagen muß man auch immer rechnen . . . Also, bitte, sie soll augenblicklich auf die Liste setzen, was noch fehlt . . . Du verstehst? Ich habe nämlich zu Hause noch eine zweite Liste . . ."

Sylvia verneigte sich mit einem zustimmenden Kopfnicken.

„Sei nur ruhig, Tante! Es soll alles besorgt werden —" sagte sie, indem sie den ängstlichen Blick der Gräfin mit einem beruhigenden Lächeln erwiderte, worauf diese nochmals zurückwinkend, hastigen Schrittes den Abstieg begann.

III.

In angeregter Stimmung verfolgte die Baronesse rascher als bisher ihren Weg. Nach wenigen Minuten langte sie bei dem gemauerten, mit dem Wappen derer von Kromer-Merchetti geschmückten Rundbogen an, der, jetzt noch an eine zum größten Theile abgebröckelte Mauer stoßend, das Gebiet einst von dieser Seite begrenzt hatte. Das hölzerne Thor, welches ehemals den Zugang absperrte, war seit geraumer Zeit verschwunden, und erst wenige Schritte weiter gelangte man vor ein schön gearbeitetes Gitter aus Schmiedeeisen, durch das man in den mit alten Bäumen bestandenen, von säuberlich gefegten Kieswegen durchschnittenen Park Einblick hatte, in dessen Mitte Schloß Wildeck emporragte.

Wohlbekannt mit den Oertlichkeiten öffnete Sylvia eine kleine Pforte, eilte an den zur Linken, von Buschwerk halb verhüllten Wirthschaftsgebäuden vorüber und erstieg die grell von der Sonne beschienene Freitreppe des Schlosses. In der Vorhalle blieb sie einen Augenblick stehen, und kühlte die erhitzten Wangen, worauf sie, in den Gang zur Linken einbiegend, auf das erste Zimmer rechts zusteuerte, wo sie sich, durch die halbgeöffnete Thüre hineinsprechend, kurz und bündig ihres Auftrages entledigte.

Ohne den Schluß der gnädig herablassenden Begrüßung der Kammerjungfer abzuwarten, wendete sich das Mädchen der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Treppe zu, und stieg, den Schritt etwas mäßigend, bis zum ersten Stockwerke empor, wo es nach einem kurzen, energisch klingenden Klopfen das zweite der nach dem Parke zu gelegenen Zimmer betrat.

Eine etwa zwanzigjährige, vor dem Schreibtisch am Fenster sitzende Dame, das etwas länger und noch schmäler gerathene Ebenbild der Gräfin Kromer, hob den braunen Kopf und blinzelte mit den kurzsichtigen Augen nach der Thüre; ein zweites, vor dem Toilette-Spiegel in der gegenüberliegenden Ecke stehendes, kaum sechzehnjähriges Mädchen, das eben damit beschäftigt war, über einem dunkelblauen Leinenrock eine zartrosa Krepp-Taille anzuprobiren, wendete sich im selben Augenblick rasch um und eilte mit einem freudigen Aufschrei der Eintretenden entgegen.

„Sisa! schau doch, wer da ist, Sisa!" rief die jüngere Comtesse Kromer jubelnd, indem sie Sylvia an beiden Händen faßte und bis in die Mitte des Zimmers zerrte. „Daß Du nur wieder da bist, Schatz! Wie ich mich freue! Aber höre," unterbrach sie sich, Sylvia mit beiden Händen von sich weghaltend — „Else, wie Papa Dich nennt, paßt wirklich nicht mehr für Dich ... unverschämt bist Du mir über den Kopf gewachsen ..."

Die Plaudernde musterte Sylvia ehrlich neidisch mit den schwarzen Augen, dann zog sie, ohne ein weiteres Wort, die ruhig lächelnde vor den Ankleidespiegel. Dort hob die Kleine sich auf den Fußspitzen in die Höhe und reckte das Hälschen, aber sie mochte thun was sie wollte: Sylvia überragte sie fast um einen Kopf. Da zeigte die kleine Comtesse, in allen ihren Bewegungen behende wie eine Eidechse, dem Spiegel ihre zusammengerollte Zungenspitze und drehte ihm den Rücken. Dann drängte sie den Gast auf das mit blauem gemustertem Zitz überzogene Sopha, das, einen freien Raum vor dem Toilette-Spiegel freilassend, quer hinein in das Zimmer stand.

„Setz' Dich!" — sagte sie halb lachend, halb ärgerlich. „So gefall' ich mir besser."

Mit einem unterdrückten Seufzer hatte sich indes Comtesse Susanne, die man in der Familie nur „Sisa" nannte, wie ihre Schwester Olga für alle, die sie kannten, nur die „Oli" war, vom Schreibtische erhoben und trat nun, einen Fuß leicht nachschleppend, zu den beiden Mädchen.

„Guten Tag, Sylvia," sagte nun auch sie, der Cousine die Hand reichend. Ihre schmalen Wangen rötheten sich dabei ein wenig, aber als sie auf einem niederen Fauteuil den beiden Mädchen gegenüber Platz genommen hatte, wo das volle Tageslicht auf ihre Züge fiel, mußte Sylvia der Gräfin Kromer Recht geben; Sisa sah zum Erschrecken blutleer aus — sogar die Lippen und das beim Sprechen stark sichtbare Zahnfleisch waren wachsgelb.

„Oli hat sich schon sehr auf Dich gefreut," sagte die ältere Comtesse Kromer leise mit einem liebenswürdigen Lächeln, das ihrem stillen Gesicht einen sinnig sanften Ausdruck verlieh, der durch die Gewohnheit, die langen Wimpern nach dem Sprechen gleich niederzuschlagen und den Kopf leicht zu neigen, in lieblicher Weise erhöht wurde.

„Na, und ob ich mich gefreut habe!" versicherte die Schwester feurig. „Den ganzen Tag dachte ich an Dich, je näher die Ferien kamen. Nein, und wie gut, daß Du schon da bist! .. Denk' Dir, die Hoheiten kommen ... ach so, Du bist Mama begegnet und weißt alles? Nicht wahr, wie schad', wenn Du nicht dabei gewesen wärest! Gott! ich hab' Dir überhaupt zu erzählen ... Du, Sisa, wenn Du Deinen Brief fertig machen willst, Sylvia erlaubt's, nicht wahr?" — Bei diesen Worten wanderte Oli's Blick von Susanne zu ihrem Gaste, und von diesem wieder zur Schwester, welche, die Hände langsam ineinander reibend, in sichtlich unbehaglicher Stimmung dasaß und schon ein paar Mal verstohlen nach dem Schreibtische geschielt hatte.

„Gewiß!" versicherte Sylvia zurückhaltend — „Wenn ich jetzt störe, kann ich überhaupt ein ander Mal kommen."

„Affer!! Als ob ich Dich so geschwind fortließe, nun ich Dich endlich einmal habe," rief Oli. „Weißt Du was wir thun? Wir ziehen uns in die inneren Appartements zurück!" — Sie wies mit einer feierlichen Geberde nach dem nebenan liegenden Schlafzimmer, über dessen Schwelle sie Sylvia gleich darauf drängte. „Schrecklich!" — flüsterte sie, als sie ziemlich geräuschvoll die Thüre hinter sich geschlossen hatte, und erhob anklagend den Blick zur Decke. „Sie ist so gut, der arme Hascher, aber ein Fisch hat noch mehr Leben in sich! Und das Bißchen, das in ihr steckt, gießt sie noch in die ellenlangen Episteln, die sie alle Tage aus der Feder träufelt! Es ist rein gar nichts mit ihr anzufangen."

Das Mädchen erinnerte in seiner Art zu sprechen an die Mutter, nur daß das Zünglein nicht ganz so ungehindert fortlaufen konnte, weil Oli mit einem Sprachfehler behaftet war. Es war ein leichtes Anstoßen bei den „r" und „s", das nicht störend wirkte, vielmehr dem Geplauder etwas kindisch Anmuthiges verlieh.

„Also immer noch?" fragte Sylvia, Oli's Bemerkung über der Schwester Briefschreibe-Passion erwidernd. „Hat es ihr die ältere Seefeld — wie heißt sie nur .. — wirklich so angethan?"

„Die Gina, meinst Du? Ach, woher denn! Das ist ja schon lange nicht mehr wahr! Miß Wench ist's jetzt; den Anfang hast Du doch vorigen Sommer schon miterlebt, erinnerst Du Dich nicht? ... Sag' mir: hast Du an Der je etwas so Besonderes gefunden? Solche Füße! und Hände!" Die Comtesse markirte in der Luft einen halben Meter. „Und Sommersprossen d'rauf, brr!" — Sie unterbrach sich erschrocken und preßte, nach dem Nebenzimmer hinhorchend, die schlanken braunen Finger auf den zu laut plaudernden Mund. Doch bald fuhr sie, die Stimme dämpfend, fort: „Sie schreibt ihr täglich, seit sie weg ist. — Ganze Tagebücher! Ich begreife gar nicht, womit sie nur immer die Karteln anfüllt. Und wenn sie, gottlob nur alle Woche einmal, von dem geliebten Wesen einen Brief bekommt, dann geht sie wie im Traume umher, ißt kaum und schläft wahrscheinlich auch nicht die nächste Nacht. Das hat sie nöthig, nicht wahr, wo sie ohnehin schon das reine Zündhölzel ist?" — Ein Schatten von ärgerlicher Besorgniß huschte über das Kindergesicht, gleich darauf aber brach es wie tausend übermüthige Sprühteufelchen aus den schwarzen Augen. „Sie ist verliebt! Begreifst Du so etwas? In die fade, englische Recken! Ha! ha! ha!"

Oli schob das Taschentuch kichernd zwischen die Mausezähne und neigte den Oberkörper vor, ihrer Lachlust freien Lauf lassend.

„Du, ich hab' Dir überhaupt zu erzählen!" — wiederholte sie dann, indem sie, Sylvia's Taille umschlingend, die Cousine heftig an sich preßte. „Komm', setz' Dich da zu mir!"

Die Comtesse raffte eilig die Modeblätter zusammen, die bunt durch einander geworfen auf der vor den Betten der Mädchen stehenden Ottomane lagen, und häufte die Journale in einem unordentlichen Pack auf den davorstehenden Tisch.

„Richtig! Was ich vorhin gerade wollte!" rief sie plötzlich. „Pardon, Du verzeihst!"

Damit lief sie zur elektrischen Klingel und tippte rasch ein paar Mal nach einander auf den Taster.

„Siehst Du: das möcht' ich nämlich .." — rief sie, zum Tisch zurückkehrend. „Na, wo hat es sich denn verkrochen? Ach, da!" — Sie zog eines der Modekupfer hervor, und hielt es Sylvia dicht unter die Augen. „Handbreites Sammtband .. so, bretellenartig über den Rücken, aber vorn nicht gekreuzt wie hier, sondern ..." sie ergriff einen auf dem Tische liegenden Bandrest, hatte davon im Nu eine zierliche Schleife geknüpft und hielt sie zur Illustration ihrer Absichten über die linke Achsel: „So ungefähr! Nur natürlich größer!"

Während sie noch sprach war ein Diener eingetreten.

„Céline soll kommen .. aber gleich!" befahl Oli auf seine Frage nach dem Wunsch der gnädigen Comtesse.

„Die Frau Gräfin haben befohlen, daß Fräulein Cilly," Céline war dem biederen Ober-Oesterreicher nicht beizubringen, „das Service zusammenrichten soll," meldete der Mann, in sicifer Haltung unbeweglich an der Thüre stehen bleibend.

Oli erröthete bis an die Haarwurzeln. — „Und ich befehle, sie soll augenblicklich herkommen ... augenblicklich ... haben Sie verstanden, Louis?" — rief sie, leicht mit dem Fuße aufstampfend, worauf der Diener mit einem nicht allzu heimlichen Achselzucken verschwand.

„Unverschämt!" — murmelte die Comtesse zwischen den Zähnen. Das Weinen stand ihr sichtlich nahe.

„Oli, ich meine aber auch, daß es der Tante nicht lieb sein wird, wenn Du die Leute heute aufhältst" — sagte Sylvia nach einer kurzen Pause, während Oli sich schmollend dem Fenster genähert hatte. — „Was wolltest Du von der Jungfer?"

„Sie soll zum Neubauer hinuntergehen und nachschauen, ob er solche Bänder hat. Zum Aufputzen brauche ich sie ohnehin nicht ... das mach' ich mir besser selber ... sie hat gar keinen Chic."

Die kleine Comtesse guckte verächtlich an der glatten Krepp-Taille hinab und hielt hierauf die Versuchsmasche abermals über die Achsel, indem sie hinschielend die Wirkung prüfte. Mit einem befriedigten Nicken zog sie eine der Schleifen etwas länger; man sah ihr an, daß es sie in den Fingern prickelte, die geplante Verschönerung, ganz wie sie sich's dachte, ausführen zu können.

„Die Bänder kann ja ich besorgen, Oli," sagte Sylvia ruhig. „Ich bringe gleich Nachmittag mehrere Rollen zur Auswahl mit herauf ... vielleicht kann ich dann auch etwas anderes helfen."

Sie hatte sich, während sie sprach, erhoben und zog die gewebten Seidenhandschuhe straffer über die Finger.

„Ich sag's ja, Du bist ein Engel!" — rief die Comtesse stürmisch. „Aber mußt Du wirklich schon fort? Na also ... nur eine Secunde, bitte, ich begleite Dich .."

So sprechend zog sie sich zwischen die Betten zurück und vertauschte die rosenfarbige Taille mit einer zu dem Rocke passenden leinenen Matrosenbluse. Im Nu war sie fertig und griff nach ihrem in der Fensterecke lehnenden Sonnenschirm.

„Sisa, ich begleite Sylvia ein Stückchen," rief sie der Schwester zu, die bei dem plötzlichen Eintritte der beiden Mädchen verwirrt aufgesprungen war und den noch unvollendeten Brief rasch unter das Löschpapier schob, ehe sie die Hand ergriff, die Sylvia ihr zum Abschiede entgegenstreckte.

„Hast Du gesehn? So macht sie's immer, als ob man ihr etwas davon abbeißen wollte!" raunte Oli im Abgehen der Baronesse zu. „Und wenn noch etwas Besonderes d'rin stünde! Aber, ich sag' Dir, gar nicht! Sie ist sehr vorsichtig und läßt nie etwas liegen, aber einmal hab' ich doch ein Blatt erwischt .. Du, war das dumm! Gar nichts ordentliches: nur edle Gedanken und solches Zeug! Gräßlich fad!"

Oli hatte, während sie sprach, ihre rechte Hand in den Arm Sylvia's geschoben und schmiegte sich vertraulich an das hochgewachsene Mädchen.

„Ich ginge so gerne bis ganz hinab" — versicherte sie, als das Gitterthor in Sicht kam. „Aber Mama sieht es nicht gern, wenn ich ohne Begleitung ins Dorf gehe. Findest Du das nicht komisch? Du darfst doch auch allein gehen, und noch dazu in Wien!"

Sylvia's Lippen schlossen sich fester auf einander, und in das blühende Gesicht trat ein unjugendlicher Zug.

„Das ist ganz etwas anderes: Ich!" — sagte sie. „Aber wenn man nicht muß ..."

Comtesse Olga machte erstaunte Augen.

„Geh! wie Du das sagst! Und ich denke mir das gerade so lustig," rief sie lebhaft.

„Wieso: lustig?" fragte Sylvia.

Die kleine Comtesse schmiegte sich fester in den Arm der Cousine und sagte leiser als bisher: „Nun, ich meine nur so! da muß man doch allerhand erleben ... geh', sag' mir: hast Du schon viele Abenteuer gehabt?"

„Aber Oli!" — verwies Sylvia, die Brauen runzelnd.

„Ich bitte Dich, thu' doch nur nicht so!" — ereiferte sich die Comtesse. Aber als Sylvia mit einem abweisenden Zug um die Lippen in Stillschweigen verharrte, fing die Kleine etwas verlegen zu kichern an: „Kommt da nicht schon Mama?" — rief sie plötzlich, erleichtert in die Richtung ausspähend, aus welcher Sylvia vorhin gekommen war. „Ja, richtig! Mama! Mama!"

Oli's weißes Taschentuch flog in die Luft.

„Sie sieht und hört wieder einmal nicht, die gute Mama! Na, endlich! ... Komm', laufen wir ihr entgegen ... Ach so ... Tante Sophie wartet schon mit dem Essen? Na also: leb' wohl, Schatz ... à tantôt!"

Damit nickte sie der den Weg rechts neben der Kirche einschlagenden Sylvia fröhlich zu, und eilte der Gräfin, die bestaubt und erhitzt die Höhe hinankeuchte, entgegen.

IV.

Die Hoheiten mit Gefolge waren in Wildeck eingetroffen. Von den Bewohnern mit gebührendem Enthusiasmus begrüßt, und mit ungebührlicher Neugierde angestaunt, war die stattliche Wagenreihe, deren Ankunft vor einer halben Stunde von einer Cavalcade junger Offiziere angekündigt worden war, durch das Dorf gerollt, und beim Schlosse vorgefahren, wo die Gäste am Fuße der Freitreppe von dem gräflichen Ehepaare empfangen wurden.

Ursprünglich hatte die Absicht bestanden, gleich nach der Ankunft zur Ruine emporzusteigen, die, einen steilen Felsen krönend, hoch über dem Schlosse ins Land ragte, aber die Hitze der Fahrt hatte den hohen Herrschaften die Lust zu dem immerhin anstrengenden Aufstieg benommen, und nur die jungen Mädchen, Oli Kromer an der Spitze, unternahmen von den Cavallerie-Offizieren und einigen anderen Herren escortirt, der Juli-Sonne zum Trotz den kleinen Ausflug. Ein ältliches Stiftsfräulein hatte dabei gutmüthig die Rolle der Chaperonne übernommen, das heißt, die corpulente Dame keuchte der munteren Schar mit bewunderungswürdigem Opfermuth in gemessener Entfernung nach, — ihr zur Seite Sisa, die sich in übelster Laune befand, und jeden Schritt, den die unfreiwillige Leibesübung kostete, mit einem weinerlichen Aechzen begleitete.

Die übrige Gesellschaft genoß indes, in zwanglose Gruppen vertheilt, die schattige Kühle des Parkes. Einige ältere Damen und Herren hatten sich auf der sonnengeschützten Terrasse hinter dem Schlosse niedergelassen, während das fürstliche Paar von Falkeneck, von dem Hausherrn geführt und einem kleinen Theil der Hofgesellschaft begleitet, den Garten nach allen Richtungen durchstreifte. Die Prinzessin hatte einen photographischen Apparat mitgebracht, um die Ruine und einige hübsche Baumgruppen aufzunehmen, und Graf Kromer ließ es sich angelegen sein, ihr zu diesem Zwecke die günstigsten Aufnahmspunkte zu entdecken.

Mit sichtlicher Zerstreutheit nahm die hohe Frau — fast noch ein Kind an Jahren und Aussehen — die historischen und graphischen Daten hin, mit welchen ihr Wirth sie zu unterhalten suchte; sie hatte nur für ihre Hand-Camera Sinn, die sie niemand anvertrauen wollte, und daher höchst eigenhändig von einem Orte zum anderen spazieren trug.

Erst als die gewünschten Bilder gelungen waren, folgte die Prinzessin mit ihrer Hofdame dem Beispiele der auf der schattigen Terrasse Versammelten, während der Fürst sich noch einen Hengst vorführen ließ, den Graf Kromer erst kürzlich gekauft hatte.

Eben als der Stallmeister das prächtige Thier in allen Gangarten um das Rasen-Parterre führte, kehrten die jungen Leute von der Ruine zurück. Gefesselt von dem Schauspiele, faßten sie gleichfalls vor der Terrasse Posto, um den Hengst zu erwarten, der sich nach Beendigung seiner Rundgänge von einem großen Kreis von Herren und Damen umringt fand.

„Ein mächtiger Gaul!" schnarrte einer der Cavalleristen, den wiehernden Fuchs umkreisend, während ein anderer die breite Kruppe tätschelte. Oli Kromer und ein noch jüngeres Comtesschen liefen um Zucker, während eine nur um wenige Jahre ältere, sehr hübsche Frau und die rothblonde, distinguirt aussehende Gina Seefeld durch merkwürdig ungenirte, verständnißvolle Bemerkungen zeigten, daß ihnen der Stall-Jargon nicht fremd war.

Nur Sisa Kromer und Sylvia Merchetti hatten sich mit dem Stiftsfräulein von der Gesellschaft getrennt und stiegen gemeinsam die Stufen der Terrasse empor. Etwa in der Mitte der Freitreppe angelangt, trafen sie mit einem schlanken, großen Mann zusammen, der sich kurz vorher von seinem Sitze erhoben hatte, und nun auf die den Hengst umstehende Gruppe losteuerte. Den Oberkörper leicht vorgeneigt, die Daumen in die Taschen seines hellen Jackets versenkt, schlenderte der junge Mann langsam von oben herab. Als er der ihm entgegenkommenden Damen ansichtig wurde, trat er grüßend zur Seite, und die hellen Augen, die er während des Abstiegs, von der Sonne geblendet, blinzelnd halb geschlossen gehalten hatte, öffneten sich weit, als nach der seinen Gruß verlegen erwidernden Sisa und dem pustenden Stiftsfräulein, mit einer ruhigen Neigung des blonden Hauptes, das frei und unbedeckt nur von einem rothen Sonnenschirm beschattet wurde, Sylvia Merchetti dicht an ihm vorüberstreifte. Seine vollen, auffallend rothen Lippen unter dem blonden Schnurrbart öffneten sich, sodaß die Spitzen langer weißer Zähne dazwischen hervorschimmerten, und er sah der mit vornehmer Grazie sich langsam emporbewegenden Gestalt mit einem Ausdrucke staunenden Wohlgefallens unbeweglich nach, bis sie im Hintergrunde der Terrasse verschwunden war.

Dann erst trat er zu den jungen Leuten, die den Fuchs umstanden. Er hatte die Daumen wieder in die Taschen seines Jackets versenkt, und stand, die Beine etwas aus einander gespreizt, stumm da, die Kennerausprüche der allmählich in Eifer gerathenen Cavalleristen mit einem gutmüthig überlegenen Lächeln verfolgend, allem Anscheine nach mit halbem Ohre. Nachdem er einige der an ihn selbst gerichteten Bemerkungen mit einem gedehnten „M .. m" oder einem näselnden „N .. ja" beantwortet hatte, ging er ein paar Mal prüfend um das Thier herum, und faßte hierauf nach einem leisen, nachdenklichen Pfeifen sein Urtheil in einige knappe Sätze zusammen, die von dem zufällig in der Nähe stehenden Fürsten mit einem eifrigen Kopfnicken gebilligt wurden.

„Also auch Sportsman, wie ich sehe, Bichéry?" — fragte der hohe Herr. „Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, daß Sie weder Reiter noch Jäger seien."

Der mit Bichéry Angeredete, mit seinem vollen Namen Graf Maximilian Bichéry-Inzendorf, fuhr mit der langen weißen Hand glättend über den blonden Vollbart.

„Nun .. Sportsman .. im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, Hoheit .. nur so nebenbei! .. Ein schönes Thier interessirt mich .. wie schließlich Schönheit in jeder Form .."

Der Graf sprach sehr langsam in schleppendem Tone und machte nach jedem einzelnen Satze eine kurze Pause. Viel sprechen schien überhaupt nicht seine Sache zu sein, denn als sich der hohe Herr mit ihm in ein langes Sportsgespräch einlassen wollte, begnügte sich Bichéry mit Einsilben zu antworten, die bald zustimmend, bald höflich zweifelnd klangen, sodaß sich der junge Fürst bald nach einem lebhafteren Gesellschafter umsah, worauf Bichéry, einsam wie er gekommen, die Stufen der Freitreppe wieder emporschlenderte. Nachdem er einige Secunden suchend umhergeblickt hatte, ließ er sich etwas abseits von der übrigen Gesellschaft auf einem niederen Gartensessel nieder und starrte, das plattgeschorene Haupt tief hinabgeneigt zu Boden, eine Stellung, die dem jungen Manne im Vereine mit dem schlaffen Zug um Mund und Augen einen Ausdruck von Melancholie verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Mein Tagebuch, mein bester Gesellschafter. — Manche angenehme Stunden verdanke ich meinem Tagebuch. Freud' und Leid, wichtige Ereignisse in der Familie, im Verwandten- oder Freundeskreise, Reise-Eindrücke, kurz alles, was mir einigermaßen wichtig erscheint, vertraue ich allabendlich den Blättern an; sehne ich mich dann hier und da nach Unterhaltung, so nehme ich mein Tagebuch aus früheren Jahren zur Hand und finde an demselben einen so regen Gesellschafter, daß mir die Zeit auf Flügeln enteilt. Da ziehen alle die Bilder der Vergangenheit, Bilder voller Lust und Leid, an meinem inneren Auge vorüber, und unwillkürlich fallen mir in solchen Stunden Goethe's Worte ein: „Wenn ich allein bin, ist gar vieles Schöne aus Ost und West um mich vereint, da spielen alle Farben, alle Töne, und die Erinnerung lacht und weint." — Ein Vertiefen in die Vergangenheit, zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eigenen Gemüthes, ist stets lehrreich. Ich glaube auch gewiß, daß unsere täglichen Aufzeichnungen unseren Kindern einst ein sehr liebes Andenken sein werden, finden sie in demselben doch auch so viel des Interessanten aus ihrer eigenen Kindheit, ihrer Jugendzeit, daß es ihnen allein deshalb schon werth sein müßte.

Frau Anna.

Falsche Sparsamkeit. — „Ich möchte wissen," sagte Frau Mathilde zu mir, ihrer allerbesten Freundin, „wo die feine Grenze zwischen Recht und Unrecht liegt, besonders mit Bezug auf die Sparsamkeit! Wie unterscheide ich sie, die rechte Sparsamkeit, von der Gaunklerin und Lügnerin, ihrer falschen Schwester?"

„Laß sehen!" erwiderte ich bedächtig. „Es will mir scheinen, als ob in Deiner Frage die Antwort darauf schon enthalten sei. Du nennst falsche Sparsamkeit »Lügnerin und Gaunklerin«. Das ist es: »Am Licht der Wahrheit sollst Du sie erkennen«.

Rechte Sparsamkeit hält, was sie verspricht; falsche aber spiegelt Thatsachen vor, die in Wirklichkeit nicht bestehen. — Du hast ein altes Kleid, von dem die Vernunft behauptet, daß es nicht mehr standesgemäß für Dich herzustellen sei, und die Mildherzigkeit räth Dir: ‚gieb es der alten Näherin, ihr dient es noch!' Aber die falsche Beratherin spricht dagegen: ‚Du machst Dir das Kleid noch selbst zurecht. Hier ein wenig Sammetbesatz, einen Bausch auf den Aermel, dort ein paar Schleifen. Knöpfe dazu hast Du auch noch. Du sollst sehen, was Geschicklichkeit thut; die Arbeit kostet ja nichts!' Kostet nichts? — O, endlos mühsam ist sie; ganz ungerechtfertigt mühsam für den schwachen Erfolg, den Du aufzuweisen hast, der Dich so wenig befriedigt, daß — — Du das Kleid doch nicht trägst, Dich auch jetzt erst recht nicht entschließen kannst, es fortzugeben! Rechne aus, wie viel Zeit Du dabei verschwendet hast, wie viel besser Du sie anwenden konntest! Hast, nervös von der unfruchtbaren Mühe, Mann und Kindern manch ärgerliches Wort gespendet, — die arme Näherin aber friert noch immer in ihrem alten Fähnchen. —

Ein anderes Beispiel:

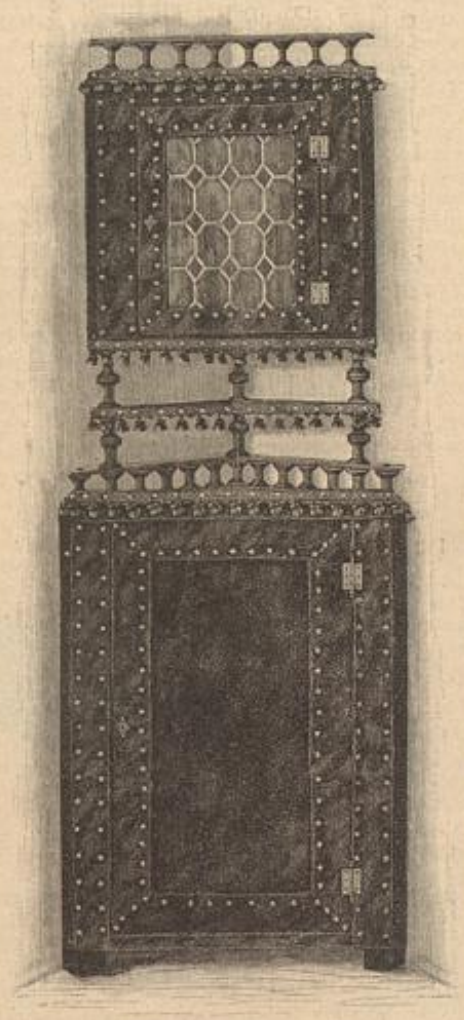
Du hast hundert Mal erfahren, daß es nicht lohnt, alte Glacé-Handschuhe färben zu lassen; die falsche Sparsamkeit aber flüstert arglistig: ‚Es könnte doch gelingen!' Der Versuch wird also abermals gemacht, die Handschuhe aber sind wieder zu eng oder färben unerträglich ab, sodaß Du gerade noch dreimal so viel Seife brauchst, wie ohne sie.

Oder: Du hattest einen sehr kostspieligen Wunsch nach Sammet oder Seide, den Dein Gatte nicht gutheißen konnte, und Du sparst nun unmerklich an der nöthigen, gewohnten Nahrung, an dem Behagen der Deinen und thust ganz unschuldig diesem oder jenem Einwand gegenüber. O, o Falschheit, woran wagst Du Dich! Hinweg mit Dir!

Aber die Falschheit wagt noch mehr: Der Hoffnung stiehlt sie den Mantel und besucht Dich gleißnerisch, wenn Deine Gesundheit wankt und der Arzt gesagt hat: ‚Jetzt wird's aber Ernst!' Nimm nun all Deine Kraft zusammen und Dein Geld und thue etwas für Dich, sonst ist's zu spät. ‚O,' meint sie, ‚es ist ja alles nicht so schlimm. Behalte nur Dein Geld und rege dich nicht auf. Hoffnung und Gottvertrauen lassen nicht zu Schanden werden!' Ich wette, wäre die Badereise oder die Kur umsonst, sie hätte anders gesprochen, die falsche, denn, — ins Ohr sei's Dir gesagt, — sie lügt und trügt nicht nur, sie ist auch geizig; beinahe so geizig, wie der Geiz selber!

Und wer geizig ist, der ist auch neidisch, möchte selbst die Freuden des Lebens so einrichten, daß sie nur ja nichts kosten. Nicht einmal die Kirschen und die Hand voll Beeren gönnt sie, — die falsche Sparsamkeit, — dem Kinde, und der Frühling hat doch für alle geblüht und der Sommer für alle, die leben, gereift! Jedes will seinen bescheidenen Theil am Glück des Lebens, denn einmal lebt man nur; und die echte rechte, vernünftige Sparsamkeit wird schon zeigen, wo das Zuviel liegt, damit wir es ihr und auch uns recht machen. Der falschen aber zeige die Thür, nachdem Du sie erkannt hast!"

Pauline S.



Eckschrank aus Kisten.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Beinkleid. — Mit Freuden habe ich die Reform-Bestrebungen für Frauenkleidung begrüßt und bereits sämmtliche Unterkleidung nach den gegebenen Rathschlägen eingerichtet. Nur in einem Punkt bin ich abgewichen: betreffs des Reform-Beinkleides. Ich habe mir genau nach dem im „Leserkreise" vom 1/2 d. J. dargestellten Schnitt des Oberstoffes noch ein für sich bestehendes Beinkleid aus weißem Stoff hergestellt, das man als Futter einschiebt. Die unteren Ränder des Beinkleides werden wie beim Ober-Beinkleid in ein Bündchen gefaßt. Der runde Bund ist hinten mit je zwei Knopflöchern auf beiden Seiten versehen und tritt 5 cm über einander, ebenso sind an dem dunkeln, überzuknöpfenden Beinkleid statt der Knöpfe Knopflöcher eingerichtet. Der Verschluß geschieht durch große Doppelknöpfe, ähnlich den jetzt für Bett- und Herrenwäsche üblichen Knöpfen. Je ein Knopf vereinigt also 4 Theile. Auf diese Art kann man bequem das Futter herausnehmen, man braucht nur die Knöpfe zu entfernen. H. Sch.

Alice in W. Neustadt. — Starkes Surren im Kopfe, worüber Sie Auskunft zu haben wünschen, kann nervösen Ursprungs sein oder von Blutarmuth, die noch nicht einmal hochgradig zu sein braucht, oder von gewissen Herzfehlern herrühren; am häufigsten kommt es aber von einem Mittelohr-Katarrh. Welche Ursache im Einzelfall obwaltet, ist nur durch persönliche Untersuchung festzustellen.

Dr. D.

A. Z. — Haar-Färbemittel (nach Dr. Versch). — 10 Theile grüne Wallnuß-Schalen werden mit 20 Theilen Spiritus und 20 Theilen Wasser 2 Tage lang unter fleißigem Umrühren an einem lauwarmem Ort digerirt, gut ausgepreßt, filtrirt und die Flüssigkeit bis zur Syrupdicke bei gelindem Feuer eingedampft, dann auf 10 Theile verdünnt mit 15 Theilen Spiritus und 5 Theilen Wasser. Nach Belieben zu parfümiren.

A. H.

Frau Major J. M. — Das Zahnwasser Odonta von F. Wolff & Sohn ist empfehlenswerth. Sie können es aus jeder größeren Parfümerie- oder Droguen-Handlung beziehen.

Die Redaction.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Gartenbau-Schule. — Von der „Gartenbau-Schule für Frauen" in Schneckengrün ließ ich mir, weil meine Tochter großes Interesse dafür hat, den Prospect kommen. Unterricht und Praxis waren sehr vielseitig und gediegen, aber das Honorar dafür, monatlich 25 Mk., nebst Pensions-Preis bei eigener Ausstattung 2c. (monatlich 60 Mk.), so hoch, daß es für die meisten Familien unerschwinglich sein dürfte. Könnte mir jemand, — vielleicht aus eigener Erfahrung, — eine andere, billigere Anstalt empfehlen und zugleich angeben, auf welche Art und Weise sich die erworbenen Kenntnisse mit Hülfe eines kleinen Kapitals am besten verzinsen?

Eine dankbare Abonnentin.

Zimmereinrichtung.

Eckschrank aus Kisten. — Seitdem ich meinem im „Leserkreis" vom 1/11 1895 beschriebenen Zierschrank aus Kisten ein Eckschränkchen aus gleichem Material zugesellte, hat sich die fast ausschließlich selbst gefertigte Ausstattung meines behaglichen Arbeitszimmers wieder um ein praktisches und hübsches Möbel vermehrt. — Für den Eckschrank läßt man zwei Kisten, eine größere und eine kleinere, von oben nach unten in zwei ungleich große Dreiecke durchsägen, deren größere an ihrer offenen Seite je mit einer verschließbaren Thür versehen werden. Der obere kleine Schrank mit Butzenscheiben-Thür, den Säulen aus starken Garnrollen tragen, nimmt verschiedene Gläser, Tassen und kleine Teller auf, während der untere, größere Schrank in seinen zwei Etagen Raum für allerlei Erfrischungen bietet, die man gern bequem zur Hand hat. Olivgrüner Tizian-Plüsch, seidene Büschelfranzen gleicher Farbe, mit Ziernägeln von Messing befestigt, bilden die äußere, olivgrüner Diagonal-Stoff die innere Bekleidung beider Schränkchen. Ein plüsch-bezogenes dreieckiges Brett nimmt den Raum zwischen beiden, mit Galerien von Garnrollen verzierten Schränken ein. Drei viereckige, ebenfalls mit Plüsch bekleidete Füße tragen den Eckschrank, der in seiner ganzen Höhe 180 cm, in seiner oberen Breite 52 cm, seiner unteren Breite 60 cm mißt.

A. H.

A. St., Leipzig. — Eine Leipziger Firma für zusammenlegbare Chaiselongues vermögen wir nicht zu nennen, doch können wir Ihnen ein praktisches Chaiselongue-Bett von R. Jaekel, Berlin SW, Markgrafenstraße 20 (Preis von 65 und 70 Mark an), empfehlen, dessen Fußwand abnehmbar ist, und das einen großen Bettraum enthält, zum Unterbringen der Betten. Die Chaiselongue ist durchaus salonfähig, des Nachts als Bett sehr bequem, besonders in einer neueren Ausführung mit Armlehnen.

A. H.

Eine Serbin. — Eine Firma, welche die Ausführung japanischer Papier-Maché-Möbel übernimmt, ist uns nicht bekannt.

Die Redaction.

Häusliche Kunst.

Kleiderpasse und Stehkragen mit Malerei.

Kleiderpasse und Stehkragen mit Malerei. — Malerei mit Wasser- oder Oelfarbe läßt sich auf Seidenstoff jeder Art ausführen; je schwerer der Stoff, desto schneller und besser gelingt sie. Oelfarbe mischt man mit einem Malmittel, um das Auslaufen des Oeles in den Stoff zu verhindern. Sollten dennoch einmal (wie z. B. bei Krepp) Ränder entstehen, so verschwinden dieselben vollständig, wenn man die Arbeit nach dem Trocknen auf der Rückseite dick mit Talkum bestreut und sie so einen Tag oder länger im warmem Zimmer, nöthigenfalls in der Nähe des Ofens, liegen läßt. Zarter und feiner wirken Wasserfarben.

Die Umrisse des Musters deutet man auf hellen Stoffen leicht mit Bleistift an; auf dunkeln zeichnet man sie mit dem Pinsel und einer hellen Farbe. Das Aufpausen des durchstochenen Musters läßt sich am saubersten mit Talkum ausführen, das sich selbst von weißem Grunde genügend abhebt und sich nach dem Nachziehen mit Farbe auf dunkelm Stoff leicht mit einer sauberen Bürste oder dem trockenen Pinsel entfernen läßt. Als Verzierung bunter Stoffe wählt man gern gleichfarbige, nur heller oder dunkler getönte Blüthen. Für Weiß empfehlen sich besonders zart gefärbte Rosen, Azaleen, Alpenveilchen, Apfelblüthen 2c., während sich auf Schwarz im allgemeinen kräftigere Töne gut ausnehmen, wie sie Veilchen, Goldlack, Herbst-Astern, herbstliches Laub, gelbe Narcissen oder dergleichen verlangen. Die dargestellte Passe aus schwarzem Atlas mit Krepp-Plissés zeigt Heckenrosen in den natürlichen Farben.

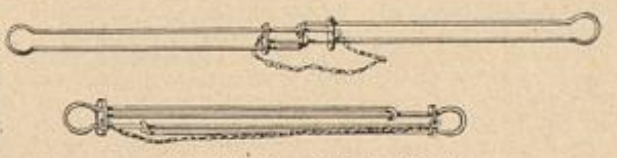
A. S.

Fürs Haus.

Gas-Plätteisen. — Zu einem durch Gummischlauch mit der Gasleitung verbundenen Brenn-Apparat, den kleine Hähne reguliren, und der an das Plättbrett angeschraubt wird, gehören zwei hohle vernickelte Plätteisen, deren inneres Rippen-System in viele kleine Oeffnungen nach außenhin ausläuft. Die Plätteisen werden den länglichen, mit ebenso vielen Brennlöchern construirten, emaillirten Brennern fest aufgeschoben. Die Flamme erhitzt das Eisen von innen bei äußerst sparsamem Gasverbrauch (pro Stunde 18 Pf.) und erwärmt zugleich auch ein Tolleisen, für das eine besondere Vorrichtung an jedem Brenner angebracht ist. Der einfache Brenner mit zwei Eisen ist zum Preise von 14 Mark, Doppelbrenner mit zwei Eisen sind zum Preise von 18 bis 22 Mark käuflich. (Siehe Bezugsquellen.)

E. S.

Verstellbare Kleiderbügel. — Für den Hausgebrauch, vor allem aber für die Reise erweisen sich die neuen Kleiderbügel aus kräftigem vernickelten Draht als außerordentlich praktisch. Sie sind leicht, nehmen, wenn ineinander geschoben, geringen Raum ein und lassen sich daher bequem transpor-



Verstellbare Kleiderbügel.

tiren. Auseinander gezogen messen die Halter 40 cm, zusammen geschoben nur 25 cm Länge; eine kräftige Metallkette dient zum Aufhängen.

E. St.

Putztücher für Kupfer-Legirungen selbst herzustellen. — In einer gut verrührten Mischung von 2 g in 20 g Wasser aufgelöster Marseiller Seife und 2 g weißer Tripelerde werden weiche Tücher eingetaucht. Wenn vollständig wieder getrocknet, sind sie zum Gebrauch fertig.

A. H.

Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen. — Unsere Abbildungen veranschaulichen eine neue Vorrichtung zum Reguliren der Lichtfülle im Zimmer, zugleich um Vorhänge, besonders Stores zur Seite zu ziehen und ihnen aufgezogen einen schönen natürlichen Faltenwurf zu geben. Die zweitheilige Scheiben-Gardine erscheint hier in drei verschiedenen Stadien des Faltenzuges: vollständig geschlossen, nur theilweise und endlich vollständig aufgezogen. Was in der folgenden Erklärung vom linksseitigen Gardinen-Theil gesagt ist, gilt überhaupt für jeden eintheiligen Vorhang, wie Portièren u. dgl. — Zuerst heftet man jeden Vorhangtheil mit kleinen Ringen auf gewöhnliche Weise, in unserer Abbildung

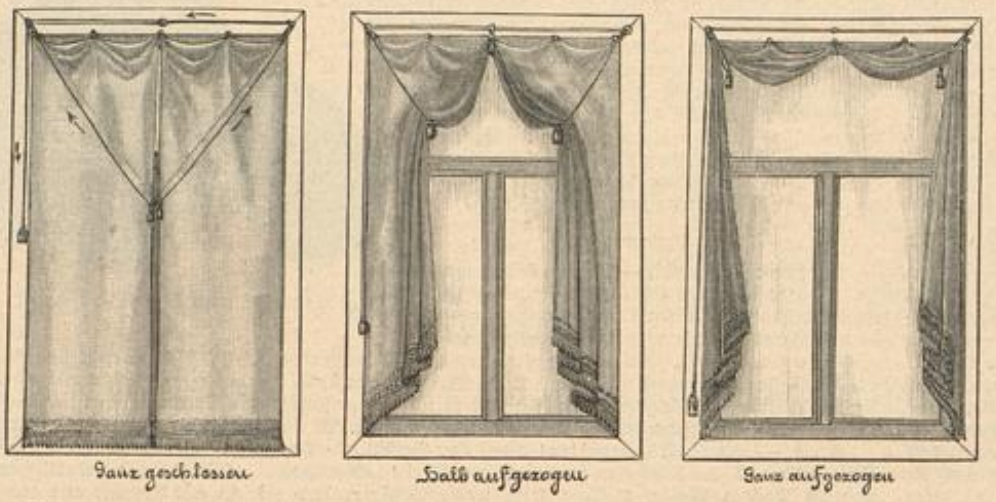
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit drei Ringen, an den oberen Fensterflügel-Rand fest, gleichgültig, ob das Fenster in Ober- und Unterflügel getheilt ist, oder nicht. Immer müssen die Vorhangtheile an den oberen Flügelrändern sitzen und mit diesen auf- und zugemacht werden können, wie das ja bei fast allen Scheiben-Gardinen der Fall ist. Auf jeden der gegen die Fenstermitte zugekehrten Vorhangränder wird eine Olive oder ein Knopf genäht und zwar soweit von oben herab, daß ihre Entfernung vom oberen Rande die ein- und einhalbfache Vorhangbreite beträgt. Damit sind die Vorhangtheile für den Zug hergerichtet.

Der Zug selbst besteht in einer Schnur, die zu einer Schleife umgelegt ist, und, wie auf der Abbildung ersichtlich, für den linken Vorhangtheil durch eine, in der linken oberen Ecke des Fensterstockes eingeschraubte Oese geführt wird. Je eine solcher Oesen mit Schrauben, in Eisenhandlungen „Kloben" genannt, wird für den zweiten (rechten) Vorhangtheil in der Mitte und am rechten oberen Eck des Fensterstockes eingeschraubt. Es sind somit drei solcher Oesen nöthig. Die Schleife ist etwa 5 bis 10 cm länger, als die Entfernung des Knopfes von der oberen Fensterecke beträgt. In unserer Zeichnung des ganz geschlossenen Vorhanges zeigt dies deutlich die schiefe Linie, die von der Fenstermitte nach der oberen Ecke führt. Es ist zu empfehlen, die Schnur nicht einfach zur Schleife zu knüpfen, denn der so entstehende Knoten hindert leicht das Durchziehen durch die Oese; man thut daher gut, ein Schnur-Stückchen dem langen Schnurtheil anzunähen. Am Schleifen-Ende selbst wird abermals eine zweite knopfloch-große Schleife durch Zusammennähen hergestellt, die bestimmt ist, an die Olive oder den Knopf befestigt zu werden; gleichzeitig trägt diese kleinere Schleife eine Bronze- oder Porzellan-Quaste, die, je nach der Schmiegsamkeit des Stoffes, leichter oder schwerer sein muß. Eine gleiche Bronze- oder Porzellan-Quaste ist am langen Schnur-Ende befestigt. Nun wird der betreffende Vorhangtheil durch die Schnurschleife hindurchgezogen, und der Faltenzug ist vollendet. Die Schnur geht also, wie die Pfeile in der Abbildung zeigen, von dem Knopf des Vorhangtheiles, wo sie mit der Schleife festsitzt, vor- und rückwärts derselben bis an den Kloben und von da als einfache Schnur durch denselben abwärts. Die beiden Bronze-Quasten halten die Schnurtheile stets in Spannung. Ein Zug am frei herunterhängenden Theil genügt, um den Vorhang sofort in natürlichem, schönem Faltenwurf zugleich nach oben und nach der Seite zu ziehen. Die Schnur für den zweiten Vorhangtheil ist um die Fensterbreite länger, als die des ersten, und führt von dem rechten Eckkloben nicht gerade hinunter, sondern durch den Mittelkloben nach dem linken Eckkloben, um sich da mit dem einfachen Schnurtheil des linken Vorhanges zu vereinigen und es so zu ermöglichen, daß mit einem Zug beide Vorhangtheile zugleich in Falten aufgerafft werden können.

Sollen die Vorhänge vom Fenster entfernt werden, so knöpft man die Schnurschleifen einfach von den Theilen, ohne daß der Schnurzug mit entfernt und später von neuem angebracht werden müßte. Beim Oeffnen der Fenster bleibt der Zug am Stock ruhig und nur die Vorhangtheile bewegen sich mit.

Die bisher gebräuchliche Weise hatte den unschönen Nachtheil, daß beim Zurückziehen die gerade, nackte Linie des Fensterrahmens immer sichtbar wurde, was hier vermieden wird. Auch von der Rückseite gesehen, also bei Vitragen von der Straßenseite, zeigen sie den gleichen gefälligen Faltenwurf und geben auch hier dem Fenster etwas Anheimelndes und Schmuckes. Z.



Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen.

Küche.

Verwendung der Apfelsinenschale. — Unter die feingehackte Schale mischt man reichlich gestoßenen Zucker und bewahrt sie in geschlossenen Gläsern auf als schmackhafte Zuthat für Compots, Backobst und dergl. Zu einer Limonade, die besonders erfrischend im heißen Sommer wirkt, übergießt man die feingeschnittene Apfelsinenschale mit kaltem französischen Essig, läßt sie verdeckt 6 Stunden darin destilliren, gießt darnach den Essig durch ein Haarsieb und bewahrt ihn in Flaschen auf. Zur Bereitung der schnell und bequem herzustellenden Limonade gießt man wenige Tropfen dieser Essenz in Zuckerwasser. A. H.

Therese B. in Brzeszcze. — Abgeschälter und in Stücke geschnittener Calmus wird, nachdem er in Wasser weichgekocht ist, auf ein Sieb zum Abtropfen geschüttet, nach dem Erkalten in siedenden, zum Bruch eingekochten Zucker einmal aufgekocht und verdeckt 2 Tage darin belassen. Nach nochmaligem Abtropfen auf einen Drahtrost gelegt und überreichlich mit Puderzucker bestreut, muß der Calmus 12 Stunden im lauwarmen Ofen trocknen, was am nächsten Tage nochmals wiederholt wird, bis er vollständig trocken ist. A. H.

Allgemeines.

Die Verwendung von Vögeln zu Modezwecken. — Wir erhalten von verschiedenen Seiten Zuschriften, die sich mit der anwachsenden Bewegung gegen den „Vogel-Massenmord" beschäftigen und uns auffordern, dazu Stellung zu nehmen. Es ist nun nicht zu verkennen, daß ein großer, gesunder Zug durch diese Bestrebungen geht; gleich von vornherein müssen wir uns aber gegen Unklarheiten und auf Unkenntniß der Thatsachen beruhende, falsche Sentimentalitäten bei der Behandlung dieser Frage verwahren. So beklagt ein österreichischer Thierschutz-Verein das Aussterben der Reiher und Seeadler, weil ihre Federn zu Modezwecken Verwendung fänden, vergißt dabei aber ganz, daß diese Thiere Raubvögel sind, die auf dem Gebiete der Fischzucht großen Schaden anrichten. Ebenso logisch wäre es ja dann, den Wolf, Fuchs, Marder u. s. w. zu bemitleiden, deren Winterpelz von bösen Menschen aus „Modesucht" getragen wird! Man vergesse doch ja nicht, daß neben dem Gewinn, welcher den wirthschaftlichen Interessen durch die Vernichtung jeder Art Raubzeug zu theil wird, zugleich große Industrie-Zweige aufgeblüht sind, die sich mit der Ausnutzung des Gefieders oder des Pelzes beschäftigen. Ebenso verkehrt wäre es, die herrliche, malerische Straußfeder aus der Putz-Industrie verbannen zu wollen, nachdem der junge deutsche Colonial-Handel sich die Straußenzucht zur Lebendgewinnung der Federn in ausgiebiger und lohnendster Weise zugeeignet hat! Unfreiwillig komisch aber wirkt die als Beweis-Material angeführte Anekdote von dem englischen Lord, der sich von seiner Braut abwandte, weil diese hundert weiße Tauben für den Schmuck ihres Brautkleides verwandte. Soviel uns bekannt ist, werden die Tauben doch zu allermeist für Küchenzwecke gezüchtet! Benutzt die Mode daneben ihre Federn als Schmuck, so ist dies eine ebenso einwandfreie Verwendung, wie wenn der gute, ehrliche Haushahn, der grüngolden schillernde Enterich ihre Federn dazu leihen müssen. Unsere Leserinnen wollen uns richtig verstehen! Die lauten Klagen über den Vogelmord zu Modezwecken sind inhaltslos, sobald es sich: 1. um Raubvögel handelt, deren Vernichtung der Landwirthschaft oder der Jagd und Fischerei Nutzen bringt, 2. um Hausthiere, die für Küchenzwecke Verwendung finden, 3. um exotische Vögel, wie den Strauß, deren Ausnützung einer großen Industrie zum Siege verhilft, ohne die Landwirthschaft zu schädigen.

Das Bedürfniß der Menschen, sich zu schmücken, ist so alt wie die Welt. Der Wilde wie der Kulturmensch, die Frau wie der Mann, sind zu allen Zeiten dem natürlichen Triebe gefolgt, besonders ihr Haupt durch Schmuck hervorzuheben, seien es nun Blumen des Feldes oder Federn der Vögel gewesen. Die alten Griechen befestigten Federn an ihren Bronzehelmen, wie heute noch der Tiroler sein Lodenhütlein mit der Spielhahn-Feder schmückt. Prächtig gelockte Straußfedern, die den malerischen Hut des mittelalterlichen Edelfräuleins oder das kecke Sammet-Barett des Pagen zierten, — weiße Reiherbüsche, die von dem Haupt der Königinnen aufragen, all dieser Putz ist nicht zufälligen Modelaunen, sondern tiefwurzelndem Schönheitstriebe entsprungen. Und man bedenke nur die Rolle, welche die Schmuckfeder bei den Uniformen aller Länder spielt! Ohne die Hahnenfedern, die vom schwarzlackirten Hute wallen, wäre ein Bersaglieri z. B. gar nicht denkbar. — Selbst der höchste kirchliche Pomp, der die feierlichsten, öffentlichen Handlungen des Papstes begleitet, bedient sich der Pfauenfedern: bei der Krönung des Papstes, bei den Osterfeierlichkeiten, dem Fronleichnams-Umzuge u. s. w. darf der Porta-Flabello (Fächerträger), der die beiden Seiten des Sommo Pontefice schirmt, nicht fehlen. Wenn wir die Trachtenbilder aller Zeiten durchblättern, so werden wir überall die Schmuckfeder finden. Daraus erhellt, daß die Mode durch ganz andere Vorgänge regulirt wird, als durch willkürliche Satzungen; — sie ist und bleibt ein Kind des Zeitgeistes, der trachtenbildend wirkt. Nur die einzelnen Ausschreitungen der Mode können wir verhüten, während die Ausschmückung des menschlichen Hauptes mit Federn ein Trachten-Grundgesetz ist, das sich nicht einfach aufheben läßt.

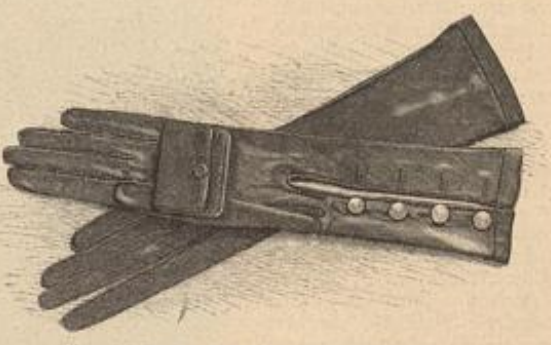
Ganz etwas anderes und streng von der Modefrage zu trennen ist der brutale Massenmord, wie er besonders in Italien, ebenso auch in Südtirol, Dalmatien, Istrien an unseren deutschen Singvögeln geübt wird. Ein ruchloses Treiben ohne gleichen ist es, den nach dem warmen Süden ziehenden Vögeln, wenn sie sich ermüdet zur Rast niederlassen, aufzulauern, sie nach Hunderttausenden, ja Millionen abzufangen und zu tödten, um sie auf den Markt zu bringen und als „Leckerbissen" zu verkaufen. Welchem aus dem Norden kommenden Reisenden blutet nicht das Herz, wenn er in den großen Städten Italiens ganze Berge von Nachtigallen, Lerchen, Wachteln, Finken, Stieglitzen, Meisen und, seit einiger Zeit, auch Schwalben in den Markthallen aufgespeichert sieht? Wen empört es nicht, wenn er vernimmt, daß diese nützlichen Sänger massenhaft mit Netzen gefangen und todtgeschlagen werden? Im Spätherbste vorigen Jahres haben drei Vogelsteller in Montegrado bei Mailand, einer Strichstelle der Zugvögel, an einem einzigen Tage 300 kg Schwalben mit Netzen gefangen und nach Genua verkauft! — In den österreichischen Petitionen wird mit vollem Rechte darauf hingewiesen, welch ungeheurer Vortheil der Landwirthschaft durch die Thätigkeit unserer kleinen, gefiederten Freunde erwächst, daß diese die besten und billigsten Hülfsarbeiter des Landmannes im Kampfe gegen das Ungeziefer bilden, daß nur sie allein imstande sind, den Verheerungen der Nonne, des Borkenkäfers und der anderen schädlichen Kerbthiere und Insecten Einhalt zu gebieten, während ohne ihre Hülfe die Ernte um Milliarden geschmälert wird und die Laub- und Nadelwaldungen schwerer Schädigung, wenn nicht dem Untergange entgegengehen. Vollkommen berechtigt ist der Hinweis, daß es aller Logik und allem Gerechtigkeits-Gefühl widerspricht, wenn hochkultivirte Länder die Vernichtung der für den Landbau so nothwendigen Vögel noch länger ruhig mit ansehen sollen, bloß weil es einer Handvoll mordlustiger oder arbeitsscheuer Menschen gefällt, jährlich eine Million Vögel zu erwürgen. Die Landwirthe in Deutschland klagen, daß die Landwirthschaft dem Niedergange zueilt: der Vogel-Massenmord in außerdeutschen Ländern ist gewiß ein nicht unwesentlicher Mithelfer an diesem Niedergange. Und wenn auch Deutschland noch so sehr das Land des Vogelschutzes ist, — die scheue Amsel, die Nachtigall des Waldes, ist ja bei uns so zutraulich geworden, daß sie jetzt als ein Stadtvogel gelten darf, — all diese Pflege wird Stückwerk bleiben, so lange nicht eine internationale Regelung auch in außerdeutschen Ländern dem unsinnigen Vogelmorden Einhalt thut. Jeder fühlende und denkende Mensch wird Petitionen dieser Art zustimmen. In Oesterreich sind dieselben jetzt an der Tagesordnung, während im Hauptlande des Vogelmordens, in Italien selbst, eine derartige Bewegung leider noch fehlt. Eine solche ist geplant; sie scheint uns aber von falschen Voraussetzungen auszugehen: die Königin Margherita will man bitten, gegen die Verwendung von Vögeln zu Modezwecken ihren Einfluß geltend zu machen. Ach, den Kopfputz schöner Römerinnen zu schmücken, waren unsere armen Singvögel niemals bestimmt! Sie sterben zu Millionen, um den Gaumen verwöhnter Menschen zu kitzeln und habgierige Unternehmer zu bereichern. Die Mode hat sich mit dieser Verirrung nicht befleckt. Wenn daher diese in- und außerdeutschen Weherufe, die den Vogelmord verurtheilen, zugleich die Mode verantwortlich dafür machen wollen, so erheben wir mit allem Nachdruck Einspruch dagegen! — Was endlich die exotischen Vögel, wie Colibris und Paradiesvögel, betrifft, so sind zu deren Schutze wohl in erster Reihe diejenigen Länder verpflichtet, die ihre Federn oder Bälge ausführen, nicht die Einfuhr-Länder, denen sie zum Ankauf angetragen werden. Ausgestopfte Bälge auf den Hüten zu tragen, ist an sich unschön und wird, als jedem ethischen Gefühl widersprechend, durchaus nicht von der Mode begünstigt; jede Frau wird überhaupt darauf verzichten, ihren Hut mit einem Colibri zu schmücken, wenn man ihr sagt, daß diesen fliegenden Edelsteinen der Natur ihr Federkleidchen bei lebendigem Leibe abgezogen wird.

Unsere Zeitung ist hierin stets mit gutem Beispiele vorangegangen. Wer die Nummern aufmerksam durchblättert, wird niemals Mode-Darstellungen finden, deren Hutschmuck ganze Vögel bilden.

Zur Unterstützung der Bestrebungen für den Vogelschutz empfehlen wir unseren Lesern den Anschluß an einen der beiden Hauptvereine in Deutschland und Oesterreich. Der „Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt" zählt über 1200 Mitglieder, Vereinszeitung ist die „Ornithologische Monatsschrift". Die Mitgliedschaft wird durch Meldung bei einem der Vorsitzenden (Regierungs- und Forstrath von Wangelin in Merseburg und Dr. Hennike in Gera) erworben. Oesterreichische Leser mögen sich Bogen zum Unterschriften-Sammeln von dem großen, 6000 Mitglieder umfassenden „Oesterreichischen Bunde der Vogelfreunde" erbitten, der eine Massen-Petition an den Reichsrath zu Wien vorbereitet. Der Bund läßt sich besonders die Verbreitung des Thierschutz-Gedankens unter der Kinderwelt angelegen sein. Das Secretariat zu Graz, Körblergasse 40, versendet Mitglieder-Karten und Flugblätter. Der Jahresbeitrag ist mit nur 20 Kreuzer angesetzt.

Die Redaction.

Handschuhe mit Sicherheitsbörse. — Wer kennt nicht das discrete Lächeln, das regelmäßig auf den Gesichtern der Pferdebahn-Passagiere erscheint, sobald eine Dame trotz verzweifelten Suchens die — Kleidertasche mit ihrem Portemonnaie nicht finden kann! Diesen Nöthen soll ein neuer Handschuh abhelfen, der in der inneren Handfläche ein 5 cm großes abnehmbares



Handschuhe mit Sicherheitsbörse.

Portemonnaie mit einer größeren und einer kleineren Tasche zur Aufnahme des nöthigen Kleingeldes enthält; zwei Patentknöpfchen dienen dem Geldtäschchen zur Befestigung. P. R.

Bezugsquellen: Eckschrank: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Kleiderpasse, sowie Malereien auf Stoff: Frl. A. Schmidt, Gr.-Lichterfelde III, Drakestr. 57 I. — Kleiderbügel: (einzelne 50 Pf., 6 Stück im Leder-Etui 6 Mk.) F. Schlöske, W, Jägerstr. 57. — Gas-Plätteisen (Nr. 14 bis 22 Mk.) Jacob Ravenné Söhne, C, Stralauerstr. 28/29. — Handschuhe: C. Scheil, W, Leipzigerstr. 6.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 9, III. 1. Mai 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(2. Fortsetzung.)

Ihr Sohn ist doch jetzt ganz wohl, Excellenz? Er sieht etwas angegriffen aus . . ."

Diese Frage stellte Baronin Seefeld in theilnehmendem Flüsterton an eine neben ihr sitzende, in mittleren Jahren stehende Frau, die trotz ihrer unbestreitbaren Häßlichkeit zu jenen Persönlichkeiten gehörte, die nirgends übersehen werden können.

Baronin Seefeld, die nächste Nachbarin der Kromer's, war erst vorhin mit einem gewissen Empressement an die Seite der unschönen Dame zurückgekehrt, nachdem sie in Stellvertretung der eben abwesenden Hausfrau der Prinzessin auf der Terrasse die Honneurs gemacht, und es der jungen Fürstin zwischen ihrer Hofdame und einem alten amüsanten Kammerherrn möglichst behaglich zu machen gesucht hatte.

Die Witwe des Geheimen Rathes, Kämmerers und Generals der Cavallerie, Otto, Grafen Vichéry, spielte eine große Rolle in diesem Kreise und obwohl sie, die bei der seligen Prinzessin-Mutter die Stelle einer Oberhofmeisterin inne gehabt hatte, dem Hofstaate der jungen Fürstin nicht angehörte, wurde ihr von allen, die bei Hofe etwas bedeuteten oder zu bedeuten wünschten, fast mehr noch gehuldigt als der Prinzessin selber.

Die Ex-Oberhofmeisterin lehnte in bequemer Ruhestellung in einem Rohr-Fauteuil und bewegte den grauen Federfächer lässig auf und nieder, als die besorgt klingenden Worte der Baronin an ihr Ohr schlugen. Sich aufrichtend, senkte sie den Fächer in den Schoß.

„Angegriffen, sagten Sie, liebe Seefeld? Wie verschieden die Ansichten doch sind! Eben machte mir Bertengi Elogen über sein prächtiges Aussehen . . . Max ist jetzt übrigens auch ganz wohl.

„Gewiß! Gewiß!" beeilte sich die alte Dame zu versichern. „Er sieht sogar sehr gut aus . . . Was ich meinte, war einzig und allein ein Zug von Abspannung . . ."

Gräfin Vichéry hatte das Glas ihres langstieligen Schildpatt-Lorgnons vor die Augen geschoben und durch dasselbe ihren Sohn flüchtig beobachtet. Ein kaum hörbarer Seufzer hob ihre Brust, und sie preßte den Mund zusammen, der, solange sie sprach oder lächelte, durch die schaufelförmigen Vorderzähne über der wulstigen Unterlippe unangenehm auffiel. Das männlich derbe Gesicht mit der hohen gewölbten Stirn, den starken Backenknochen und sehr tiefliegenden Augen verlor durch das Schließen des Mundes etwas von seiner Häßlichkeit und gewann an Bedeutung.

„Liebe Freundin: wen überkommt nicht zuweilen moralische Müdigkeit, wenn er nicht zur Spreu der Menschheit gehört?" sagte sie nach einer kurzen Pause. Dabei klappte sie langsam das Lorgnon zu und legte es, nachdenklich vor sich hinblickend, an die Lippen.

Die Baronin nickte beistimmend, aber mit einem verlegenen Lächeln. Das von der „Spreu der Menschheit" hatte sie nicht verstanden, aber, daran gewöhnt, die Gräfin immer nur in halben Andeutungen von ihrem Sohne sprechen zu hören, begnügte sie sich mit der erhaltenen Auskunft und begann, doppelt theilnahmsvoll der erwähnten „moralischen Müdigkeit" in den Zügen des jungen Mannes nachzuspüren. Die Zurückhaltung, welche die Mutter in allen Mittheilungen bewahrte, die den Sohn betrafen, erhöhte den Reiz, der für einen großen Theil der Frauen darin lag, aus einem gelegentlichen Emporziehen der Augenbrauen, einem ironischen Schürzen der Lippen oder einem bedeutungsvollen Niederschlag der dunkelblauen tiefliegenden Augen, — das Einzige, wodurch er an die Mutter erinnerte, — einen Schluß auf das Innenleben des schweigsamen jungen Mannes zu ziehen.

Max Vichéry schien die auf ihn gerichteten Blicke zu fühlen, trotzdem er halb mit dem Rücken zu den beiden Damen gewendet saß. Er rückte unbehaglich auf seinem Sitze hin und her, und ein sich rasch vertiefendes Roth stieg in seine Wangen. Ohne sich umzuwenden, zuckte er kaum merklich die Achseln und erhob sich von seinem Sitze.

Auch die Gräfin war aufgestanden und suchte unauffällig in die Nähe des Sohnes zu gelangen.

„Was hast Du?" fragte sie weich: ein Ton, den sonst niemand an ihr kannte. „Du scheinst verstimmt."

„Warum hast Du mich vorhin so fixirt, Mama? Du weißt doch, daß mich das nervös macht," versetzte Vichéry leise. Es klang mehr klagend als unfreundlich.

In diesem Augenblicke richtete die Prinzessin, in deren Nähe die beiden standen, ein huldvolles Wort an die Ex-Oberhofmeisterin, wodurch diese daran gehindert wurde, dem Sohne Antwort zu geben; beim Abwenden warf sie ihm nur einen halb vorwurfsvollen, halb abbittenden Blick zu, den er mit einem gezwungenen Lächeln erwiderte.

Fast gleichzeitig fiel sein Blick auf Sylvia, die soeben in Gesellschaft einiger junger Mädchen in der offenstehenden Flügelthüre aufgetaucht war. Die Züge Vichéry's belebten sich, und als seine Augen sich eine Secunde lang mit den Augen des jungen Mädchens begegneten, verloren sie etwas von ihrem matt gleichgültigen Ausdruck; es war wie ein schwaches Aufleuchten.

„Nun, Comtesse, was machen die Puppen?" fragte er bald darauf, an Oli Kromer's Seite tretend.

Diese blitzte ihn mit den dunklen Augen entrüstet an. Sie mochte ihn überhaupt nicht, den „langweiligen Langen," wie sie ihn bei sich selbst nannte; der väterliche Protections-Ton, den er ihr gegenüber so gern anschlug, empörte sie.

„Erlaube, Sylvia, daß ich Dich mit dem Grafen Vichéry bekannt mache," sagte sie, seine Frage ignorirend, mit Grandezza.

„Eben wollte ich um die Gnade bitten", versetzte der Gemaßregelte, sich tief vor der schönen Unbekannten verneigend.

Als die Oberhofmeisterin von der jungen Fürstin mit einem schüchtern gnädigen Nicken entlassen wurde, fiel ihr Auge auf die Gruppe im Thürrahmen, deren Mittelpunkt die hochragende Gestalt ihres Sohnes bildete. Er stand mit dem Rücken gegen seine Mutter gekehrt, sodaß sie seine Züge nicht sehen konnte; aber aus der Haltung seines Kopfes und den lebhaften Handbewegungen schloß sie, daß er ungewöhnlich angeregt sein müsse. Einmal hörte sie ihn sogar lachen — ganz deutlich — es klang so unbefangen fröhlich, so jung, daß sie zusammenzuckte und für eine Secunde die Augen schloß.

„Liebe Seefeld: können Sie mir nicht sagen, wer jenes junge Mädchen ist?" fragte sie dann die Baronin, die eben wieder an ihre Seite getreten war.

Die Freundin des Hauses Kromer schüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte," erwiderte sie, das Lorgnon an ihre Augen bringend. „Sie meinen doch die Blondine, Excellenz? . . . Ah, ist das nicht? . . . Liebe Charlotte," unterbrach sie sich, den Arm der eben im Vorbeihuschen begriffenen Hausfrau berührend, „ist das nicht die kleine Merchetti? Ich meine sie zu erkennen, trotzdem sie sich in den zwei Jahren, seit ich sie nicht gesehen, auffallend entwickelt hat."

Gräfin Kromer nickte.

„Ja, die Else!" sagte sie liebevoll. „Nicht war, sie ist charmant? Richtig, ich wollte die Kleine ja den Hoheiten vorstellen . . . Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mich erinnert hast. . . . Aber pardon! ich wurde gerufen . . ."

„Welche Merchetti?" fragte die Oberhofmeisterin leise, „und von welchem Merchetti?" wiederholte sie, als Baronin Seefeld einige Secunden zögerte und dann nur ein vielsagend einsilbiges: „Ach, nur Sylvia Merchetti, mit Kromer's entfernt verwandt . . ." hervorbrachte.

„Doch nicht von dem verunglückten Rittmeister Merchetti, der eine Schwarz oder Meier, oder wie sie hieß, geheirathet hat und später total verkommen sein soll?"

Baronin Seefeld nickte, und ein boshaftes Lächeln, das sich vorhin nur halb hervorgewagt hatte, umspielte jetzt voll ihre dünnen Lippen.

„Ja, freilich, von diesem Merchetti . . . das arme Kind!"

Ihre Augen schweiften dabei von dem „armen Kinde" zu ihrer Gina, die erfreut lächelte, denn Vichéry richtete gerade eine Bemerkung an sie.

„Lebt der Vater noch?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Ja, leider . . . seit Jahren giebt ihm der gute Kromer das Gnadenbrod."

„Ach! Was Sie nicht sagen! . . . Also von diesem Merchetti!"

V.

Ueber die Rampe des herrschaftlichen Schlosses Maltern rollten, von den ersten Schlägen eines Sommergewitters begleitet, in kurzen Zwischenräumen nach einander drei Equipagen. Es waren die Gäste aus Wildeck und Seefeld, welche die Oberhofmeisterin zum Diner erwartete. Die erste diesjährige „Abfütterung," wie Max Vichéry diese Empfänge seiner Mutter zu nennen pflegte!

Auch heute hatte er über die bevorstehenden Genüsse gespöttelt, um sich dann — wie immer — mit Grazie in das Unvermeidliche zu fügen. Er that sogar ein übriges, und als nach dem Diner der größere Theil der Gesellschaft zu den Karten seine Zuflucht nahm, gesellte er sich zur „Jugend" und spielte den Liebenswürdigen bei den jungen Mädchen.

Er war heute so gut wie Hahn im Korbe, denn der apfelwangige Cadett Rudi Seefeld, — „der Feldmarschall", wie Oli ihn nannte, — zählte noch nicht.

Oli leistete im stillen Abbitte, denn der junge Graf war heute alles Andere eher als langweilig. Er hatte mit einem bedeutenden Aufwand von Galanterie die sich zierende Gina, eine tüchtige Pianistin, dazu vermocht, sich zu produciren, hatte hierauf, von der Baronesse bestürmt, zwar etwas dilettantisch schleuderhaft, aber mit weichem, sympathischen Anschlag auf dem Flügel phantasirt, — ein Talent, um welches Gina ihn wortreich beneidete: endlich hatte er sogar einige Lieder zum Besten gegeben, ohne viel Stimme, aber mit Geschmack und schmelzendem Ausdruck. Mit dem französischen Volksliedchen:

„Ah! si l'amour prenait racine,
J'en planterais dans mon jardin,
J'en planterais, j'en semerais,
Aux quatre coins,
J'en donnerais aux amoureux
Qui n'en ont point . . . .

hatte er soviel Erfolg, daß Oli sich entschieden weigerte, nach ihm ihr Kanariengezieps, wie sie es nannte, hören zu lassen. Zur Strafe für ihre Weigerung mußte sie es sich gefallen lassen, daß Vichéry mit erstaunlichster Sicherheit ihre Silhouette in Papier ausschnitt, ein kleines, sprechend ähnliches Kunstwerk, das von Hand zu Hand wanderte und schließlich von Oli im Triumph ins Nebenzimmer getragen wurde, um den Mama's gezeigt zu werden.

Dann näherte sich Vichéry Sylvia. Sie war heute zum ersten Male nach Maltern mitgenommen worden, denn: „Bringen Sie doch auch Ihre charmante Nichte mit", hatte als Post-Scriptum auf der in Wildeck eingetroffenen Einladungskarte gestanden. Bisher hatte sich Sylvia hier recht unbehaglich gefühlt, sich aber Mühe gegeben, es nicht merken zu lassen. Aus der Begrüßung der Oberhofmeisterin, die auf das Mädchen schon neulich, als Sylvia ihr vorgestellt wurde, einen starken, zugleich abstoßenden und anziehenden Eindruck gemacht hatte, meinte die Baronesse den Unterschied herauszufühlen, der für die Hausfrau zwischen einer Gina Seefeld oder den Kromer'schen Mädchen und ihr bestand. Die Nuance war freilich so fein, daß ein ebenso feines Ohr dazu gehörte, sie zu unterscheiden, aber Sylvia besaß eben ein für diese Dinge außerordentlich geschärftes Gehör. Auch der Sohn des Hauses hatte sich bisher wenig mit der Baronesse befaßt, aber selbst ihre mißtrauische Empfindlichkeit fand sich dadurch nicht eigentlich verletzt; sie hätte es nicht gerne gesehen, wenn er mit ihr zu tändeln versucht hätte wie mit Oli, und es hätte sie beleidigt, wenn er ihr galante Brosamen zugeworfen hätte, wie es Gina Seefeld gegenüber seine Gewohnheit war. Ja, als die Art, wie der junge Graf sich ihr jetzt näherte, Sylvia das Letztere befürchten ließ, warf sie den Kopf etwas in den Nacken.

Aber sie konnte ruhig sein. Die Augen Vichéry's blickten ernst und seine Stimme klang fast demüthig, als er sagte:

„Und Sie, Baronin? . . . Sie würden mir nicht gestatten, Ihre Züge nachzubilden? . . . Natürlich nicht in Papier," beeilte er sich mit einem halben Lächeln hinzuzufügen, — „sondern in einem dieses Kopfes würdigeren Material: Marmor oder Alabaster . . ."

Sylvia war unter seinem ehrlich bewundernden Blick erröthet; sie senkte die Lider.

„Auch Bildhauer also?" — fragte sie gleichwohl im nächsten Augenblick in ruhig verwundertem Tone. „Ja, wie viele Talente haben Sie eigentlich, Graf Vichéry?"

Ein Lächeln, das weder von Selbstgefälligkeit noch von Bitterkeit ganz frei war, umspielte seine Lippen.

„Alle, Baronin!" erwiderte er. „Ich spiele eigentlich so ziemlich alles: vom Harmonium bis zur Ocarina, ich male in Oel und pinsele in Wasser, ich knete in Thon und dichte in Jamben . . . ja, ja, im Ernst . . fragen Sie nur Mama . . . Cara mammina!" rief er der Oberhofmeisterin zu, die eben an Oli's Seite unter der Portière des Spielzimmers auftauchte, „komm mir zu Hülfe . . . ich werde verkannt . . . die Baronin will nicht glauben, daß ich ein Universal-Genie bin! Aber nein," — unterbrach er sich, die leise Verlegenheit bemerkend, welche sich auf Sylvia's Zügen zu verbreiten anfing, „in vollem Ernst: es wäre mein sehnlichster Wunsch, mich an diesen Profil-Linien versuchen zu dürfen . . . wenn wir nur günstigeres Licht hätten, ich würde Sie heute schon gebeten haben, mir eine Sitzung zu gewähren. Sag' selbst, Mama," — wendete er sich an die inzwischen zu den jungen Leuten getretene Oberhofmeisterin, — „wenn ich zum Beispiel meiner Nike, die ich schon entmuthigt zu den unerfüllbaren Träumen werfen wollte, diesen Kopf gäbe?"

Die Augen der Oberhofmeisterin wandelten von Sylvia zu ihrem Sohne, an dessen Antlitz sie gefesselt hängen blieben. Sie las in seinen Zügen ein Etwas, das sie schon lange, sehr lange vergebens darauf gesucht hatte, und das sie oft mit allem Aufwande der ungeduldigen Energie, die in ihr glühte, gewaltsam darauf hätte hinzaubern mögen.

„Hast Du Deine Skizzen gezeigt?" fragte sie, lebhaft auf den Gedanken des Sohnes eingehend. „Ich glaube wirklich, daß Du recht hast, für Deine Nike könnte sich kein Köpfchen je besser eignen." Sie lächelte Sylvia an und fuhr, ihr zugewendet, fort: „Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie meinem Sohne und mir die Freude machen wollten, liebes Kind . . ."

Jetzt lag im Tone nur herzliches Wohlwollen; auch das feinste Ohr hätte nichts anderes herausgehört.

Doch in Vichéry waren inzwischen neue Ideen aufgetaucht.

„Oder auch —," begann er zögernd, „was meinst Du, Mama? Die idealen Lichtträgerinnen, welche mir neulich vorschwebten, freilich dachte ich da an Bronze . . ." Er trat einige Schritte zurück, und faßte Sylvia's Erscheinung mit prüfendem Künstlerblick ins Auge. „Als Aurora mit der Fackel in der Rechten oder auch . . . als Astarte mit dem Halbmond . . . erschrecken Sie nicht, Baronin, ich habe nicht eine Lampenfigur im gewöhnlichen Sinne vor Augen, sondern . . . Was würden Sie zum Beispiel zu einer Berenice sagen? . . ."

Die Augen Sylvia's und der Mutter Vichéry's begegneten sich, und es flog wie ein Blitz des Einverständnisses von der einen zur anderen; aber während etwas wie geheime Besorgniß über die Züge der älteren Frau huschte, umspielte den Mund des jungen Mädchens ein kaum merkliches Lächeln.

„Ach, ich sehe schon," sagte Sylvia, wieder flüchtig zur Oberhofmeisterin aufblickend, „ich habe mich vergebens darauf gefreut, von Künstlerhand verewigt zu werden, — die Fülle Ihrer Pläne wird es nicht zulassen, daß ein einziger zur Ausführung kommt."

Mit dem Anflug von Schelmerei um die Lippen und der schmollenden Sicherheit eines verwöhnten Kindes im Ton war Sylvia so anmuthig, daß Vichéry, der bei der Entwickelung seiner Ideen vorhin wieder in den ihm eigenen schleppenden Ton verfallen war, nun warm und lebhaft ausrief: „Das fürchten Sie nicht, Baronin! Wenn Sie nur versprechen, mir zu sitzen, so soll alles übrige Ihnen anheim gegeben sein. Sie selbst sollen entscheiden . . . ich hole gleich jetzt die Gewand-Skizzen zur Nike — oder vielleicht findet sich auch etwas anderes darunter . . . nun, wir werden ja sehen . . ."

Gräfin Vichéry-Inzendorf sah dem elastischen Schrittes Davoneilenden nach, bis er in der an den großen Salon anstoßenden Bibliothek verschwunden war. Dann wendete sie sich mit huldvollem Lächeln an Sylvia.

„Sie leben beständig in Wildeck, liebes Kind?" fragte sie.

Die Baronesse zögerte mit der Antwort.

„In den letzten Jahren nur während der Sommermonate, Excellenz," sagte sie dann. „Im Winter bin ich in Wien."

„Bei Verwandten?"

„Nein, Excellenz; ich bin bei einer Professoren-Familie in Pension."

„Bei Fremden also? Dann wohl zu Studienzwecken?"

Sylvia neigte erröthend den Kopf.

„Ja," erwiderte sie leise.

„Sie haben wahrscheinlich Talent zur Musik?" forschte die Oberhofmeisterin in gütigem Tone weiter.

„Nein, ich besuche das Pädagogium."

Vichéry, der in diesem Augenblicke mit seiner Mappe unter dem Arme zurückgekehrt war, fing Sylvia's letzte Worte auf.

„Sie, Baronin . . das Pädagogium?" fragte er, die Augen weit öffnend. „Aber um alles in der Welt, wozu brauchen denn Sie das?"

Das Roth auf Sylvia's Wangen vertiefte sich, als sie herb erwiderte: „Sie vergessen, daß ich arm bin, Graf Vichéry . . ."

Es entstand eine kurze, peinliche Pause. Der junge Graf kaute an seinem Schnurrbart, indem er suchend seine Skizzen auf dem Klaviere durcheinander warf, während die Oberhof-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Besuchs-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe am Schluß des Modenblattes.

meisterin das vor ihr stehende junge Mädchen mit einem Ausdruck fixirte, der zwischen Mitleid und Aerger schwankte.

„Das ist kein ausreichender Grund," sagte sie endlich ziemlich barsch. „Diese moderne Sucht, das Weib zur öffentlichen Wirksamkeit zu erziehen, hat meine ganze, meine entschiedenste Antipathie," betonte sie nachdrücklich. „Und schon gar ein Mädchen aus Ihrer Sphäre . . . Aber verzeihen Sie . . . ich verletze vielleicht Ihre Empfindungen . . . Sie fühlen wahrscheinlich den „Beruf" in sich, oder wie man das nennt . ."

Sylvia antwortete nicht gleich, aber der Blick, mit dem sie in die forschend auf sie gerichteten Augen sah, rief lauter als alle Worte: „Nein, nein . . . es ist nicht meine Wahl!"

Bald aber senkte sie die Wimpern.

„Ich lerne leicht," sagte sie sehr leise, „und da meinte Onkel, ich sei zur Lehrerin wie geschaffen."

„Das hätte ich mir denken können!" fiel ihr die Oberhofmeisterin ins Wort, während ein rascher Blick zum Sohne hinüberflog. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen, der gute Kromer und ich . . Nie! Lächerlich! Lehrerin . . ."

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf und zuckte die Achseln.

Ein Diener, welcher meldete, daß der Thee servirt sei, machte dem Gespräche ein Ende. Doch ehe sie sich ihren anderen Gästen zuwendete, ergriff die Mutter Vichéry's Sylvia's Hand und drückte sie; sie hatte eine eigene Art, die Spitzen der schlanken Finger rasch und fest in die Handhöhlung des anderen zu pressen, die sehr ausdrucksvoll war. „Darüber sprechen wir noch, liebes Kind," sagte sie im Abgehen, dem jungen Mädchen freundschaftlich zunickend. „Wir sehen uns ja hoffentlich noch öfter in nächster Zeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

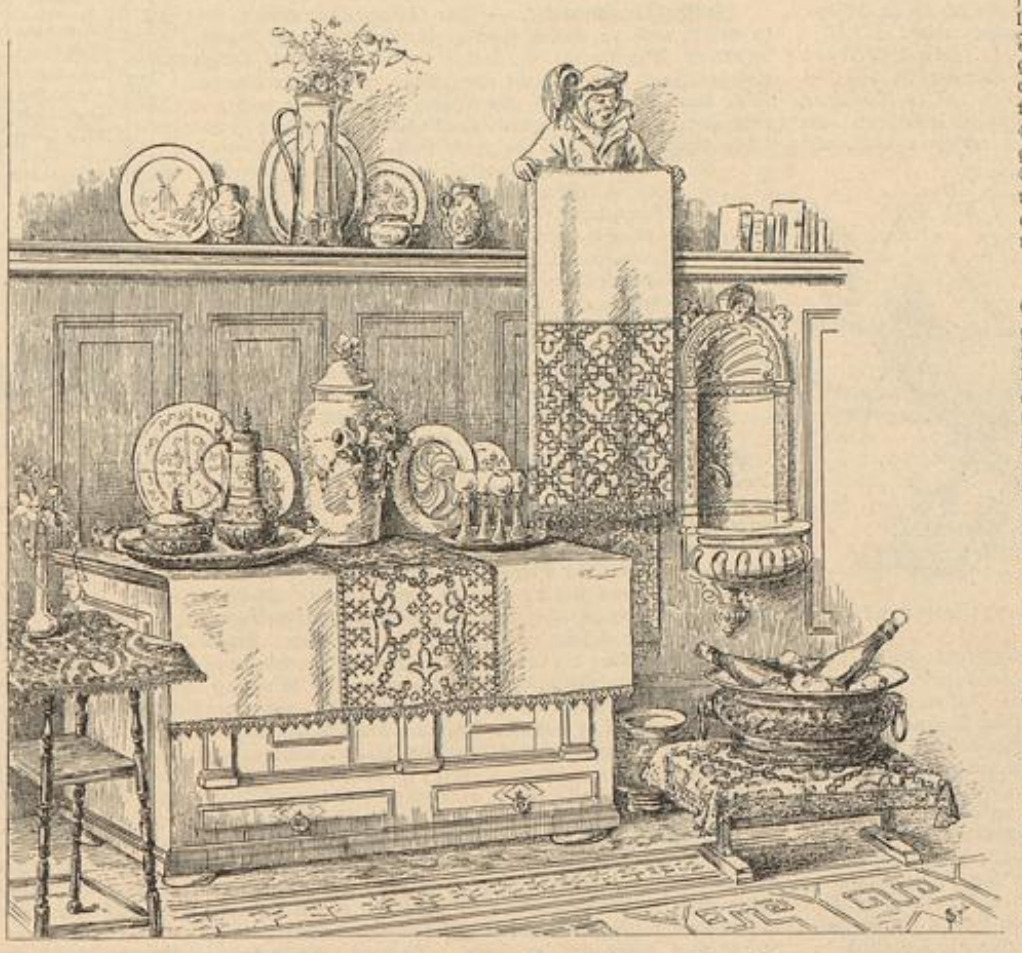
Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Fürs Haus.

Draht-Heft-Apparat. — Das umständliche und zeitraubende Heften mit der Hand von Journalen oder losen Blättern aller Art hat Abhülfe gefunden durch einen kleinen Apparat in Form einer Hand-Nähmaschine, der ein haltbares Heften mittelst Drahtklammern schnell und auf einfache Weise bewerkstelligt. Die zu heftenden Papiere werden, gleich dem Stoff auf der Nähmaschine, gegen ein verstellbares Lineal und unter den um eine Axe etwas beweglichen Klammerarm gelegt; dann hebt man den mit Knopf versehenen Stößel hoch, steckt eine Klammer unter diesen und treibt die Drahtklammer mit leichtem Druck oder Schlag auf den Knopf durch das Papier. Hierauf wird die Klammer rückwärts umgebogen. E. S.

Semmel-Schutztasche. — Einen sicheren Schutz gegen das häufig vorkommende Entwenden der Backware, die kleine diensthare Geister schon in aller Morgenfrühe in Beuteln an die Thüren hängen, bietet eine 31 cm breite, 32 cm lange Schutztasche aus verzinnten Stahldraht-Spiralen. Zur Befestigung der Tasche an der Thür befinden sich an der einen Hälfte des starken Metallbügels zwei Metallösen, die von außen durch kleine Einschnitte in der Thürfüllung geschoben und an der Innenseite der Thür von einem durch die Oesen geführten Metallstab gehalten werden. Der äußere Bügel wird zugeschlagen, nachdem die Semmeln hineingelegt sind. Hierdurch werden seine beiden beweglichen Verschlußhaken in die Metallösen hineingedrückt und hier vom Gegendruck zweier starken Federn gehalten. Eine Hemmvorrichtung verhindert das unbeabsichtigte oder unbefugte Zuschlagen der Tasche, die mit Leichtigkeit an- und abgenommen werden kann. Die Tasche kann nur von innen durch Herausziehen des Metallstabes an der Innenseite der Thür wieder geöffnet werden. A. H.

Einsatzkorb für Küchenausgüsse. — Selbst bei der peinlichsten Sauberhaltung des Küchenausgusses ist es nicht zu vermeiden, daß allerlei Küchenabfälle, die mit dem Spülwasser hineingegossen werden, sich in dem Knie des Abzugrohres lagern und dasselbe nicht nur mit der Zeit verstopfen, sondern auch üble und gesundheitsschädliche Gerüche entwickeln. Diesen Uebelständen beugt der in zwei verschiedenen Größen käufliche Einsatzkorb mit Siebboden vor, dessen dreieckige, rechtwinklige, vorn abgerundete Form aus verzinktem Drahtgewebe oder weißem Email sich dem Ausguß innen anpaßt und an diesem mit drei übergreifenden Haken befestigt wird. (Preis: siehe Bezugsquellen.) A. H.



Decken mit Geflechtstickerei zur Speisezimmer-Einrichtung.

Küche.

Bowlen. — Wer da glaubt, aus schlechtem Wein eine gute Bowle herstellen zu können, ist in einem bösen Irrthum befangen; er verdiente, die Kopfschmerzen selbst zu haben, die er seinen Gästen unfehlbar verursacht. Das letztere läßt sich auch von dem ganz anders gearteten Gastgeber sagen, der es zu gut meint und zu schweren Wein nimmt. Was gemeinhin als „Bowlen-Wein" oder „Bowlen-Sect" verkauft wird, ist furchtbares Zeug, aber eine Bowle, etwa aus irgend einem rheinischen Hochgewächs gebraut, ist fast ebenso unbekömmlich, denn man pflegt von Bowlen nicht ein Glas, sondern deren eine ganze Anzahl zu trinken. Der beste Bowlen-Wein bleibt ein reiner leichter Mosel.

Wirkliche Recepte zu Bowlen zu geben, ist eigentlich unmöglich, weil fast das Wesentlichste in der Kunst des Bowlenbrauens der richtig bemessene Zuckerzusatz ist; für diesen aber läßt sich kein Maß angeben, da jeder Wein einen anderen Zuckerzusatz erfordert, um die richtige Süße zu erlangen. Uebrigens wechselt der Begriff der richtigen Süße nicht nur individuell, er ist auch nach den Landestheilen verschieden.

Wenn sich also keine allgemein gültigen Recepte geben lassen, so doch desto mehr gute Rathschläge. Der wichtigste, über die Auswahl des Weines, wurde schon vorweggenommen. Korkt man die Flasche auf, so überzeuge man sich durch die Zunge, mindestens aber Nase, daß jede Flasche tadellos ist; oft genug schon verdarb eine nach dem Pfropfen schmeckende Flasche eine ganze große Bowle. Dann löse man Stückenzucker in etwas Wasser auf und benutze nur diese starkgesättigte Zuckerlösung zum allmählichen Versüßen des Weins; auf diese Weise entgeht man am leichtesten der Gefahr, plötzlich durch zu große Süße unangenehm überrascht zu werden.

Wir kommen nun zu den aromatischen Zuthaten:

Ananas. Von unserer eingemachten Treibhaus-Ananas, der besseren für Bowlen, braucht man verhältnißmäßig nur wenig; für eine Bowle von 4 bis 5 Flaschen genügt ein Glas für 2 bis 2,50 Mk.; man giebt dessen ganzen Inhalt sofort beim Ansetzen hinzu und hat zu beachten, daß die Bowle dadurch schon stark süßt. Die westindische Büchsen-Ananas sollte man stets 24 Stunden vor dem Gebrauch aus der Büchse nehmen und in einem verschlossenen Gefäß mit reichlich Zucker ziehen lassen.

Erdbeeren. Weitaus am besten sind die Walderdbeeren, alle übrigen Sorten sind, oft freilich ganz leidliche, Surrogate. Die Hälfte bis zwei Drittel der hoffentlich reichlich vorhandenen Erdbeeren zuckere man stark mit feinstem Puderzucker ein, gieße eine halbe Flasche Moselwein darüber, lasse sie eine halbe Stunde ziehen und thue sie dann in die Bowle; der Rest kommt erst kurz vor dem Anrichten hinzu.

Pfirsiche. Die Früchte dürfen nicht mit dem Messer geschält werden. Ein Drittel der Früchte zerdrückt man mit reichlich Zucker in einem Glase, ehe man sie zusetzt; der Rest kommt erst zehn Minuten vor dem Anrichten in die Bowle.

Waldmeister soll möglichst am Tage vorher gepflückt, sauber verlesen und in reichlicher Menge vorhanden sein; man setze ihn auch in möglichst reichlicher Menge zu, lasse ihn aber dafür nur ganz kurze Zeit, wenige Minuten, ziehen und entferne ihn bis aufs letzte Hälmchen. Mai-Bowle giebt nur Kopfschmerzen, wenn man das Kraut zu lange ziehen läßt — oder gar zu viel trinkt.

Weinblüthen. Man thut eine gute Hand voll Weinblüthen, am besten von vitis odoratissima, auf 2 Flaschen Moselwein, Oesterreicher oder Tiroler Weißen und läßt dieselben ½ Stunde ziehen. Nach Geschmack giebt man Zucker hinzu und dann noch 4 Flaschen vom gleichen Wein, 1 Flasche kohlensaures Wasser, sowie kurz vor dem Auftragen 1 Flasche Sect. Die Terrine ist von Anfang an in ein Gefäß mit reichlich Eis zu stellen, dem soviel Wasser hinzugegeben ist, daß beides bis auf einige Finger breit zum Rande der Terrine geht. Diese Bowle reicht für 10 Personen.

Ein Zusatz von Schaumwein (NB. gutem!!) schadet keiner Bowle. Auf je 4 bis 5 Flaschen kann man eine Flasche Schaumwein rechnen, die erst unmittelbar vor dem Anrichten zugegossen wird.

Bowlen sollen kühl, aber nicht eisig sein. Es genügt, den Wein 2 Stunden vor dem Ansetzen der Bowle auf Eis zu legen und die Bowle selbst etwa eine Stunde vor dem Anrichten in Eis zu stellen. Im Nothfalle thut's auch ein recht kühler Keller und recht kaltes Wasser. v. Z.

Obige Recepte entnehmen wir der zweiten, verbesserten Auflage der „Sophia", Tausend Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege. Binnen wenigen Monaten in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, hat dieses Werkchen, wie wir mit freudiger Genugthuung aussprechen können, uns aus allen Kreisen, aus Nah und Fern, die schmeichelhaftesten Anerkennungs-Schreiben, sowohl was die äußere Gewandung, als den Inhalt betrifft, eingetragen. — Ladenpreis, elegant gebunden, 2 Mark 50 Pf.; gratis für diejenigen Abonnentinnen von „Die Modenwelt" und „Illustrirte Frauen-Zeitung", welche die Quittung für ein ganzes Jahr (1. April 1897 bis 1. April 1898) an die Expedition der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung, Berlin W, Potsdamerstraße 38 oder Wien I, Operngasse 3, einsenden. Abonnentinnen auf die „Illustrirte Frauen-Zeitung" erhalten bei Vorauszahlung, wie oben angegeben, außerdem noch gratis: Lehrbücher der Modenwelt. Neue Ausgabe. 1. Abtheilung: Anleitung zur Schneiderei von Damenkleidern. Mit 112 Abb. Ladenpreis 1 Mk. 25 Pf.; ferner: Häkel- und Strickmuster der Modenwelt. 1. Sammlung. Mit 84 Abb. Ladenpreis 1 Mk. 25 Pf. Abonnentinnen auf „Die Modenwelt" können auch die beiden letzteren Bücher statt der „Sophia" wählen.

Die Redaction und Expedition.

Gebackene Krebse. — In Salzwasser gekochte Krebse bricht man vorsichtig aus den Schalen, wobei sich der Körper nicht von dem Schwanze trennen darf, wendet sie in einem Gemisch von Mehl und gehackter Petersilie, nach Geschmack mit ein wenig Ingwer gewürzt, um und bäckt sie in geklärter Butter. Dann legt man sie wieder in die Schalen, nachdem man von diesen die Füße entfernt hat, garnirt sie beim Anrichten mit gebackener Petersilie und giebt sie als Zwischengericht. R. G.

Frau D. in Düsseldorf. — Für Rhabarber-Grütze werden 500 g junger, kleingeschnittener Rhabarber mit 300 g feinem Zucker, der abgeriebenen Schale und dem Saft von einer halben Citrone und 8 feingehackten, geschälten bitteren Mandeln aufgekocht, 180 bis 200 g mit Wasser durchgerührter Reisgries hinzugegeben, unter fortwährendem Rühren steifgekocht und in eine mit Wasser ausgespülte, noch nasse Form gefüllt. Nach dem Erkalten stürzt man die Speise und servirt sie mit Vanille-Schlagsahne. A. H.

Baronin S.-B. — Das Gelingen der Puffer hängt hauptsächlich von der Güte der Kartoffeln ab; solche, die nicht auf Sandboden gewachsen und nicht mehlig sind, geben selten gute Puffer. — Zu Hannöverschen Kartoffelpuffern reibt man geschälte, große, mehlige Kartoffeln nicht zu lange vor dem Backen. Die stark hervortretende Flüssigkeit füllt man dann größtentheils ab, giebt Salz, 2 bis 3 ganze Eier, eine geriebene Zwiebel und einige gestoßene Zwiebäcke in die geriebene Kartoffelmasse und verrührt alles gut. Statt der Eier kann man auch dicken sauern Rahm nehmen; Eier sind aber besser. Zum Backen ist ein lustiges, gutes Feuer nothwendig und viel Fett: Schmalz, Nierentalg (auch beides gemischt) oder Buch- oder Mohnöl. In eine Pfanne mit reichlich kochendem Fett thut man mit einem Kuchenlöffel 3 bis 4 Häufchen Brei, drückt sie platt und glatt und bäckt sie rasch auf beiden Seiten knusprig und gelbbraun. Man muß die Puffer direct aus der Pfanne auf heißem Teller serviren, damit sie nicht weich und unschmackhaft werden.

Frau E. v. B., Hannoveranerin.

Ch. H. in C. — Waldmeister-Essenz bereitet man wie folgt: Frisch gepflückter Waldmeister wird von allen unsauberen Theilen gereinigt, die ihm das feine Aroma nehmen könnten, in eine weithalsige Flasche geschichtet und mit 96procentigem Wein-Sprit übergossen, bis die Flasche gefüllt ist. Nach 30 bis 40 Minuten gießt man die Essenz durch einen Filter und bewahrt sie in einer Flasche auf. Eine besonders starke Concentration, von der 1 l für 100 l guten Weingeist ausreicht, erhält man durch nochmaliges Auspressen dieses Extract-Sprits auf ein neues Quantum frischer Kräuter. A. H.

Zimmereinrichtung.

Decken mit Geflechtstickerei zur Speisezimmer-Einrichtung. — Mit großem Interesse habe ich stets die Handarbeiten, besonders die Kunststickereien der „Modenwelt" und „Illustrirten Frauen-Zeitung", verfolgt und manche beachtenswerthe Anregung zu weiterem Schaffen daraus geschöpft. Kaum eine Technik aber hat mich so gefesselt, als die Geflechtstickerei, die während der letzten Jahre, u. a. in den Nummern vom 1/9 94, 10/3 95, 14/4 95 und 15/5 96, sowie in dem Extra-Blatt Nr. 83 der „Illustrirten Frauen-Zeitung", erschien. Ich habe mir mit dieser wirkungsvollen, schnell fördernden Handarbeit im Laufe der Zeit eine vollständige Decoration für mein Speisezimmer hergestellt, von der leider nur ein Theil auf der Illustration Platz finden konnte. Einer gleich mir für die Geflechtstickerei begeisterten Mitleserin dürfte aber dieser Hinweis schon genügen, um eine neue Art ihrer Verwendung zu finden. Für die Decken ist kräftiges, weißes und rothes Leinen verwendet, die Stickerei wurde ebenfalls in den Farben roth und weiß ausgeführt. Sämmtliche auf der Abbildung ersichtlichen Muster sind dem obengenannten Extra-Blatt entnommen. Die Abschlußspitze in Geflechtstickerei arbeitete ich nach einer in den Nummern vom 1/1 95 und vom 10/2 95 gegebenen Anleitung. Frau von M.

Hausthiere.

Rosa in Schlesien. — Wir müssen Ihnen abrathen, eine Brutmaschine zum Ausbrüten von Geflügel zu verwenden, da das kleinste Versehen die ganze Brut, — in der Regel werden 60 Stück Eier in die Brutmaschine gelegt, — in Frage stellt. Wollen Sie aber doch einen Versuch machen, so lassen Sie Sich eine Preisliste nebst Erklärung von F. Sartorius in Göttingen senden. Diese Firma stellt die besten Brutmaschinen her. Die Eier nehmen Sie so frisch wie möglich, jedenfalls nicht über 8 Tage alt, säubern dieselben in lauwarmem Wasser sorgfältig und legen dieselben in der von der Firma vorgeschriebenen Weise in die Maschine. Die Wärme darin muß 30 bis 32° R. haben; wird die Temperatur zu niedrig oder zu hoch, so ist fast regelmäßig alles in Frage gestellt. Nach 7 bis 8 Tagen müssen die Eier „geschiert" und die nicht befruchteten entfernt werden. Morgens und abends sind die Eier zu wenden. Nach 18 Tagen legen Sie dieselben etwa 10 Minuten in warmes, nicht heißes Wasser, damit die Schale sich etwas erweicht und dem Thierchen das Ausschlüpfen erleichtert. Nach Beendigung des Brutgeschäftes, — also nach 21 Tagen, — versäumen Sie nicht, eine künstliche Klucke zur Hand zu haben, die, mit warmem Wasser gefüllt, den kleinen Thierchen zum Unterschlüpfen dient und ihnen die Mutterwärme ersetzt. Solche künstliche Klucken giebt's in Handlungen zu kaufen, die fast regelmäßig in der Berliner „Thierbörse" inseriren. Bemerkt

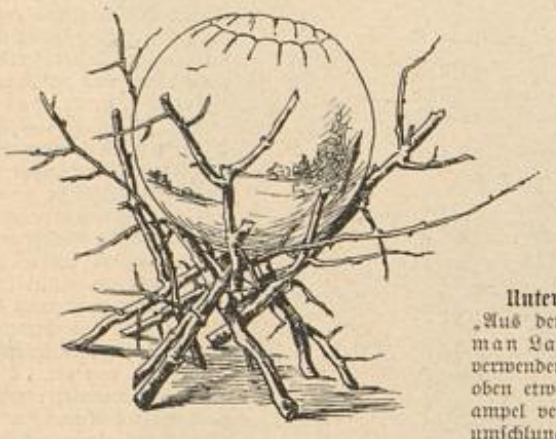
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sei noch, daß die Küken in den ersten 24 bis 36 Stunden der Nahrung nicht bedürfen. E. E., Wannsee.

Gärtnerei.

Gretchen Fr. — 1. Ein kleines Werk über Cacteen, das Ihren Wünschen entsprechen würde, ist leider nicht vorhanden. Wir empfehlen Ihnen das Buch: „Die Suckulenten" von Rümpler und Schumann, das alle Fettpflanzen behandelt. In dem „Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei" von Max Hesdörffer finden Sie die eingehendsten Kultur-Anweisungen, auch Beschreibungen der besten Arten und zahlreiche Abbildungen. — 2. Die Asclepias ist wohl eine dankbare Zimmer-Schlingpflanze, blüht aber nicht dankbar, namentlich dann nicht, wenn sie viel Nahrung hat und üppig wächst. Ihre Erdmischung ist richtig. Versetzen Sie die Pflanze für einige Jahre nicht, so wird dieselbe schön blühen. Sind die ersten Blüthentriebe da, so haben Sie gewonnenes Spiel, denn die gleichen Triebe bringen jährlich wieder Blumen. — 3. Epiphyllum gehört zu jenen Cacteen, die ziemlich feucht gehalten werden müssen; nur gegen den Frühling hin tritt nach der Blüthe eine kurze Ruhe-Periode ein, die man durch vorsichtiges Gießen einhalten soll. Wurzelschwach ist Ihre Pflanze nicht, Sie besitzen nur ein auf ein dünnes Stämmchen veredeltes Exemplar. Solche Stämmchen können die schwere Krone nicht tragen. Stecken Sie in gleichmäßigen Abständen drei Stäbe am Rande des Topfes bis auf den Boden, und befestigen Sie dann oben einen Drahtreifen an diesen Stäben, auf welchem die Krone fest und sicher ruhen wird. H.

Rathbedürftige Hausfrau in R. — 1. Zum Vertilgen des Unkrautes auf Gartenwegen ist mehrfach das Begießen mit Salzsäure empfohlen worden. Dies Verfahren erscheint aber wenig empfehlenswerth und ist außerdem, auch wenn die Salzsäure 50fach mit Wasser verdünnt wird, viel zu kostspielig. Das allein zulässige Mittel zum Vertilgen des Unkrautes bildet das sorgfältige Behacken der Wege. Soll trotzdem Salzsäure verwendet werden, was sich nur in ganz vereinzelten Fällen bei wenigen Unkrautarten mit sehr tiefgehender Pfahlwurzel empfehlen dürfte, so ist die Säure auf jeden mit der Hacke durchschlagenen Wurzelstock einzeln aufzuträufeln. Ein Abbrausen der Gartenwege mit Salzsäure-Lösung ist unmöglich, denn jeder auf die Blätter der an den Wegrändern stehenden Pflanzen und auf den Rasen gelangende Tropfen dieser Flüssigkeit würde den größten Schaden stiften. — 2. Der rothe oder gelbe Gartenkies hat die Eigenthümlichkeit, unter dem Einfluß der Luft und der Einwirkung mehrfacher Regengüsse in der Farbe zu verblassen. Hiergegen giebt es kein Mittel; auch das kostspielige Begießen mit Goldocker würde nichts nützen, da der erste Regen die Farbe wieder hinwegspült. Zum Bestreuen der Wege ist der in verschiedenen Farben erhältliche Marmorgries, der in einer für den Garten geeigneten Beschaffenheit in den Handel kommt, am meisten zu empfehlen, weil er sich jahrelang unverändert in der Farbe hält. Auch sogenannter Silbersand, der in jedem Frühling von Bergwerks-Gesellschaften angeboten wird und von silberweißer Färbung ist, behält lange Zeit die Farbe, falls man die Wege in sauberem Zustand erhalten kann. Die Landschafts-Gärtnereien liefern im Frühling das geeignete Material zum Bestreuen der Wege. M. H.



Fischbehälter aus einer Lampenkugel.

Plauderecke für Backfischchen.

Schränkchen aus Glasplatten für Nippes und dergl. — Mein ganzes Zimmer, — Arbeitsraum und Schlafstübchen in einem, — ist eigentlich ein Nippes-Schrank, so hübsch und zierlich eingerichtet hat mir's mein gutes Mütterchen, als ich vor wenig Monaten aus der Pension zurückkam! Nur die Wände sind noch immer ein bißchen kahl, — Mama sagt: „absichtlich", damit ich selbst auch noch Freude am Ausschmücken haben kann. Pinsel und Brennstift thaten dabei nun schon das ihre, das Niedlichste aber von allem selbstgefertigten Wandschmuck ist ein Schränkchen aus Glasplatten für besonders zerbrechliche Nippsächelchen. Die Zusammenstellung macht zwar etwas Mühe, durch das hübsche Aussehen des Schränkchens wird man aber reichlich belohnt. Man läßt folgende Stücke dazu vom Glaser aus Fensterglas schneiden: 2 Platten, je 26 zu 8 cm groß, für die Seitenwände; 1 Platte, 26 zu 17 cm groß, für die Rückwand; 2 Platten je 26 zu $8^1/_2$ cm groß, für die Flügelthür; 4 Platten, je 17 zu 8 cm groß, für Decke, Boden und 2 Fächer innen (zum Aufstellen der Nippes); 1 gleichschenkliges Dreieck von 16 cm Länge zu 6 cm Höhe, das als Aufsatz dient und gestützt wird durch ein rechtwinkliges Dreieck, dessen eine Kathete 6 cm, die andere 8 cm lang ist. Nun faßt man jedes dieser Brettchen mit $^5/_4$ cm breitem rothen Atlasband ein, näht die passenden Theile an den Ecken überwendlich zusammen und die Fächer innen in gleicher Entfernung an die Rückwand, sowie an die beiden Seitenwände. Die Basis des gleichschenkligen Dreiecks wird oben vorn an den Seitenwänden angebracht, das andere Dreieck mit dem rechten Winkel nach unten vorn an dem Aufsatz befestigt, während die Spitze an der Rückwand angenäht wird. Dadurch hat der dreieckige Aufsatz Halt. Rosetten aus schmalem Band zieren die 4 Ecken vorn, sowie die höchste Spitze des Dreiecks und dienen beiden Thüren zum Oeffnen. Emmy.

Allgemeines.

Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel. — Dem lästigen Auf- und Zuschlagen geöffneter Fenster helfe ich durch Dazwischenschieben von 13 cm langen, oben 9 cm, unten 4 cm breiten Holzkeilchen aus Lindenholz ab, die von unserem Dorftischler angefertigt und von mir mit Brandmalerei verziert wurden. Sie erfüllen durchaus ihren Zweck und sind daneben hübscher als die bisher verwendeten Holzknebel. Mittelst kräftiger, durch ein gebohrtes Loch geführter und zur Schleife gebundener Schnur oder eines Bandes werden die Keile mit Knopfnagel am Fensterrahmen befestigt; so können sie nicht verloren gehen und sind stets zur Hand. Schloßfrau vom Lande.

Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel.

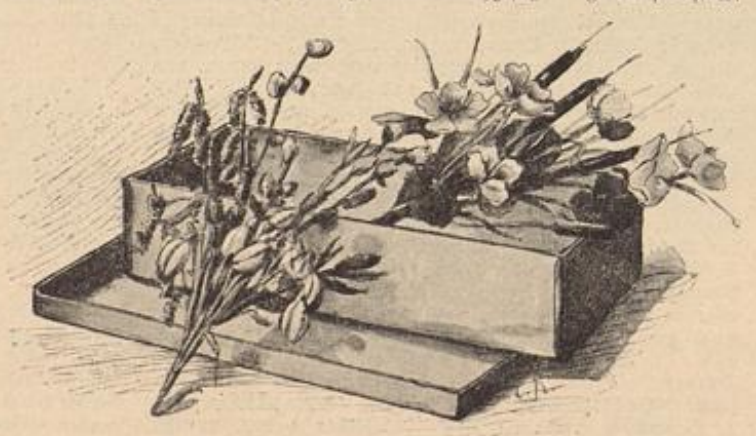
Speisen-Thermometer. — Wie schädlich der Genuß von zu heißen und zu kalten Speisen für Gesunde und Kranke, besonders Magenkranke ist, haben bedeutende Aerzte längst nachgewiesen. Leider wurde allen Mahnrufen bisher nur geringe Beachtung geschenkt, theils aus Nachlässigkeit, andererseits aber, weil es an einem praktischen und zugleich handlichen Apparat für den Haushalt fehlte, mit dem die vorgeschriebenen Wärmegrade der Speisen und Getränke mühelos bestimmt werden konnten. Das neue Speisen-Thermometer, das von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen wird, scheint berufen, diesem Mangel abzuhelfen. Die Abbildung der Scala des aus Glas mit Alkohol-Füllung hergestellten Thermometers gewährt eine Uebersicht aller damit abzumessender Temperatur-Grade von Speisen, wie sie in Haus und Küche, wie in Kinder- und Krankenzimmer nach ärztlicher Vorschrift geboten sind. Eine Beschreibung ist jedem Thermometer, dessen Preis Mk. 1,50 beträgt, beigegeben. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Scala zum Speisen-Thermometer.

Unterseierin. — Als Antwort auf Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 12. Febr. d. J.: „Wie kann man Lampenkugeln oder -Glocken als Zimmerschmuck verwenden?", rathe ich Ihnen folgendes: Eine hohe, schmale, oben etwas ausgeschweifte Lampenkugel läßt sich als Blumenampel verwenden. Die Glocke wird kreuzweise mit Atlasband umschlungen, sodaß sich die Bänder unten treffen. Die vier Enden müssen aber ziemlich lang sein, ungefähr wie die Ketten einer Ampel; oben faßt eine Schleife sie zusammen. Rings um die Verengerung der Glocke werden die vier Bänder dann mit einem anderen Band, welches sich nur glatt herumlegt, festgehalten und mit vier kleinen Schleifen verziert; auch unten an der Ampel befestigt man eine Schleife als Abschluß. Natürlich dient diese Ampel nur für künstliche Blumen, ein Rankengewächs oder dgl. Frau Pastor Sch.

Fischbehälter aus einer alten Lampenkugel. — Ich verstopfte die kleinere Oeffnung mit einem genau passenden Kork und verklebte ihn zur Sicherheit nach außen mit Glaserkitt. Um den oberen Rand machte ich eine kleine Bogenverzierung aus Kitt, indem ich diesen zuerst glatt strich und dann regelmäßig einen runden Gegenstand hineindrückte; zuletzt bronzirte ich den Bogenrand und malte dann mit flottem Pinsel einige Landschaften rings um die Kugel. Bronzirte Weißdornäste wurden zum Ständer geordnet. Mit etwas Glaserkitt befestigte ich die Kugel auf dem Ständer und verdeckte den Kitt mit kleinen Zweigen. Miß Nya.

Lampenkugeln können als Lichtampeln Verwendung finden. — Die Kugel wird etwas unter ihrer größten Weite mit einem Drahtring umfaßt, an dem 4 lange Drähte befestigt sind, die sich nach oben um die Kugel schließen und zuletzt als Hänge-Oese zusammengebogen sind. Die Drähte werden bronzirt, die Kugel wird innen blaßroth gestrichen. Ein ebenfalls roth gestrichener Carton-Rund, der etwas größer ist, als die untere Oeffnung, wird innen auf diese gelegt und auf diesen Boden eine Lichthülse aus Glaserkitt geklebt zum Aufnehmen der Kerze. — Auch als Blumenvasen-Hülle können Lampenkugeln, sogenannte Tulpen, dienen; sie werden innen flaschengrün gestrichen oder mit Glasmalerei bedeckt und umgeben ein nach ihnen geformtes Blechgefäß. Frau Prof. W.



Frühlingssträußchen aus künstlichen Blumen.

Lampenglocken als Blumenampeln. — Im Hause einer Bekannten sah ich einige reizende Blumenampeln, die sich bei näherer Betrachtung als Lampenglocken auswiesen. Besonders entzückte mich eine Ampel aus weißem Eisglas in der bekannten Tulpenform. Man hatte an derselben die klaren Stellen, welche das Muster bildeten, mit Oelfarbe in lebhaften Tönen übermalt und darauf die ganze Innenseite der Kuppel mit einer Mischung aus schwarzem Schuhlack, weißer, grüner und brauner Farbe dick bestrichen. Der daraus entstandene matt olivgrüne Ton, der nur schwach durch das Milchglas schimmerte, gab eine äußerst wirkungsvolle Unterlage für das graziöse, bunte Dessin. Die untere Oeffnung der Tulpe überspannte eine kreisrunde Scheibe von Pergament-Papier, dessen Ränder unter einem vergoldeten, kranzartig umgelegten und vermittelst Glaserkitt angeklebten Bindfaden verschwanden. Zum Aufhängen der Ampel diente ebenfalls ziemlich starker, vergoldeter Bindfaden, der, — so behauptete wenigstens die Verfertigerin des kleinen Kunstwerks, — wiederum nur mit Glaserkitt befestigt war. Die Enden der Schnüre verdeckten dort, wo sie den spitzen Zacken der Tulpe auflagen, dicke Medaillons aus vergoldeten Kaffeebohnen. Quasten aus aufgefädelten Eicheln und aufgedrehtem Bindfaden, — beides mit Goldbronze überstrichen, — schmückten die Ampel. Ihre Füllung bestand aus Moos und Erde; in die letztere waren Schlinggewächse gepflanzt. Das Arrangement erschien mir so anmuthig, daß es mich zur Nachahmung reizte. Indessen ließ ich mir zum Befestigen der Schnüre vom Glaser Löcher in die Tulpe bohren. — Aus kugelförmigen Lampenglocken lassen sich auch Ampeln zur Erleuchtung eines Schlafzimmers oder Durchgangs herstellen. Nur wäre in diesem Falle die Malerei in Transparent-Farben auszuführen und das linkseitige Streichen des Glases mit Lack und Farbe zu unterlassen. Das Anbringen eines Lämpchens in der Kuppel dürfte kaum Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens könnte man, statt der Schnüre aus vergoldetem Bindfaden, Ketten aus Klein-Eisenarbeit zum Aufhängen der Ampel benutzen. Frau Dr. K.

Frühlingssträußchen aus künstlichen Blumen. — Vorbilder für diese reizvolle Blumenarbeit bietet die Natur in reicher Fülle, das Material dazu ist in Blumengeschäften käuflich. (Siehe auch Bezugsquellen.) Die Kätzchen werden aus Chenille, die Stiele aus auf Draht gezogenem Gummischlauch oder einfachem Besenreis gearbeitet. Für die weißen Blüthen der gewöhnlichen grünen Weide schneidet man von der abgetheilten Chenille eine Anzahl Stückchen, wendet das dicke Ende nach oben, das spitze nach unten, legt um jedes ein Hüllblättchen, das in der Hand etwas gekugelt wird und bindet einen feinen Draht daran. Das Blättchen zeigt innen grüne, oben rothe Farbe. Solch ein fertiges Kätzchen bildet, an einen langen Draht gebunden, die Spitze des Zweiges. Ein grüner Gummischlauch mittlerer Stärke und beliebiger Länge, dem man die vorbereiteten Blüthen in versetzten Zwischenräumen einklebt, wird nun auf den Draht geschoben und an seinem Ende mit Watte und Seidenpapier umwickelt. — Aehnlich verfährt man mit den gelben Kätzchen der Goldweide. Die hierzu verarbeitete grüne Chenille wird stückweise abgeschnitten, mit verdünntem Fischleim befeuchtet und mit feinem gelben Gries bestreut. Wenn die Stückchen getrocknet sind, wickelt man den Draht um das dicke Ende dieser Blüthe und richtet die Spitze nach oben. Man giebt diesen Zweigen einen bräunlich gefärbten Gummischlauch-Stiel und feine grüne Blättchen, deren drei die Spitze bilden und einzelne abwechselnd mit den Kätzchen eingeklebt werden. Graue Weidenzweige fertigt man aus grauer Chenille und mit braunen Hüllblättchen. Sie sehen aber nicht so freundlich aus, wie die beiden erstgenannten Arten, die mit Schneeglöckchen und Veilchen einen reizenden Frühjahrsstrauß darbieten.

Für Birken- und Haselnuß-Blüthen ist die grüne Chenille ganz gleichmäßig gewebt. Man schneidet davon einzelne Stückchen, die, doppelt genommen, mit grünem Wickeldraht in bestimmten Abständen den natürlichen Zweigen angebunden werden. Einzelne feine Birkenblättchen befestigt man zwischen den hängenden Kätzchen an den schwanken Zweigen zur Belebung des Ganzen. Die Birkenreiser liefert ein Besen zur Auswahl.

Sehr decorativ wirkt auch die Sumpf-Dotterblume, mit Rohrkolben zusammen gebunden. Die fünfblättrige Form der gelben Blüthe schneidet man aus glänzend dunkelgelb gefärbtem Satin. Ausschläge in mehreren Größen kann man kaufen; dann werden die Blättchen mit dem Kugeleisen gebrannt und mit einigen tiefen Strichen auf der Glanzseite versehen. Die Mitte bilden einige größere grüne Knöpfchen, um die sich ein Kranz gelber Staubfäden reiht. Ein Kelchstern und ein angefügter grauer Gummistiel vervollständigen jede Blume. Die dunkelgrünen glänzenden Blätter schiebt man zum Theil in die Stiele der Blüthen. — Für je einen Rohrkolben schneidet man ein 6 cm langes, $3^1/_2$ cm breites viereckiges Stück Velvet in braunem Holzton, zackt es an den Schmalseiten aus und bestreicht es von links mit Leim oder Gummi. Ueber einem Quirlstiel lassen sich die Stücke gut so zusammenkleben, daß kleine Röhrchen entstehen. Diese werden auf einen grünen Drahtstiel gezogen, die Zäckchen hieran festgeklebt und die Enden, wie der herausstehende Draht mit Seide umwickelt. Lange, schmale Blättchen aus grünem Blattstoff werden als Rohr dem mit sogenannten „Stielchen" versehenen Draht angebunden, dann fügt man Blüthen und Kolben zu einem Strauße zusammen. Frau E. K.

Bezugsquellen: Draht-Heft-Apparat (incl. 500 Klammern, Preis 3,50 Mk.); Semmel-Schutztasche (Preis 2 und 2,50 Mk.); Einsatzkorb für Küchen-Ausgüsse (Preis 2,25 und 2,75 Mk.): Jacob Ravens Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Speisen-Thermometer: A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Frühlingssträußchen, künstliche Blumen und Material: E. Petzold, Dresden-A., Kreuzstr. 6.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10. III. 15. Mai 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(3. Fortsetzung.)

VI.

Einige Wochen nach jenem ersten Besuche in Maltern pochte Graf Kromer eines Nachmittags an die Thür seiner Gemahlin. Er hielt ein Briefchen in der Hand.

Die Gräfin ließ das Buch, in dem sie gelesen hatte, sinken, als sie den Eintretenden erkannte, und nickte ihm mit einem liebevollen Lächeln zu. Nach bald fünfundzwanzigjähriger Ehe war er in ihren Augen noch immer der schönste, liebenswürdigste und bedeutendste Mensch, den die Erde trug. Daß er noch heute ein hübscher Mann war, mußte ihm übrigens selbst der Neid lassen; auch seine Liebenswürdigkeit blieb unbestritten, und was seine übrige Bedeutung anbelangte, so stand es damit auch lange nicht so schlimm, als seine politischen Gegner gern glauben gemacht hätten.

Graf Kromer besaß ein gesundes Urtheil und unermüdliche Ausdauer, wodurch er sich in den Parlaments-Sitzungen zuweilen vortheilhaft von anderen auszeichnete, und wenn er sich selbst für eines der verdienstlichsten Mitglieder der ganzen verehrlichen Versammlung ansah, so war er damit nicht so ganz im Unrechte, trotzdem es ihm niemals gelungen war, als Redner zu glänzen.

Bei alledem liebte er zu betonen, daß er seinen Beruf verfehlt habe und auf anderem Felde Hervorragenderes hätte leisten können. Damit meinte er die Diplomatie, für welche er besondere Begabung zu verspüren meinte, und für deren Spielfeinheiten er, wie für jedes Spiel, eine entschiedene Vorliebe besaß. Da es ihm nicht gegönnt war, in größerem Stile geheime Fäden zu ver- und zu entwirren, übte er seine Geschicklichkeit gern an kleineren Aufgaben, und er war nie besser aufgelegt, als wenn er irgend eine diplomatische Sendung für sich herausgefunden hatte.

Auch heute zeigten Kromer's Züge jenes vergnügliche Schmunzeln, das der Gräfin als Vorbote irgend eines wohlausgedachten diplomatischen Coups ihres Mannes bekannt war, und das sie, ängstlich von Natur und allem Unerwarteten abhold, wie das Feuer fürchtete.

Unbehaglich auf ihrem Sitze hin- und herrückend, erwartete sie seine ersten Worte, während der Graf die Enveloppe des Briefchens öffnete und seiner Frau ungelesen den für diese bestimmten Inhalt überreichte.

„Wieder eine Einladung nach Maltern?“ fragte die Gräfin, die langgestreckten Schriftzüge der Oberhofmeisterin erkennend.

„Wahrscheinlich!“ erwiderte ihr Gatte, während sie mit einem Blick die flüchtig hingeworfenen Zeilen überflog, um sie gleich darauf mit einem bejahenden Nicken in den Schoß sinken zu lassen.

„Also wieder? Wenn ich nicht irre, das sechste Mal binnen kaum fünf Wochen!“ — Graf Kromer hielt einen Augenblick inne und fügte dann mit etwas erhobener Stimme fragend hinzu: „Kannst Du mir sagen, liebe Lotti, wem das eigentlich gilt?“

Bei diesen Worten hatte sich der Graf dem Fenster genähert und sah nun, mit dem Rücken gegen dasselbe gelehnt, zu seiner Frau hinüber, deren Wangen eine erhöhte Färbung angenommen hatten, und die in sichtlicher Rathlosigkeit den Kopf langsam hin- und herbewegte.

„Ich weiß nicht recht, was ich davon denken soll, Pips,“ sagte sie endlich, bedächtiger sprechend als sonst. „Was meinst Du?“ fragte sie dann schüchtern, nicht ohne Verlegenheit zu ihm emporblickend. „Wenn Sisa . . . Mißversteh' mich nicht, Pips,“ schaltete sie ein, auf den Mienen des Grafen ein auftauchendes Spottlächeln gewahrend, „ich sage ja nicht, daß ich . . . aber . . . du lieber Himmel! Sie ist eben gerade jetzt in den Jahren, wo man anfängt, unwillkürlich hie und da daran zu denken. Doch, wie gesagt,“ sie senkte den Blick, „ich weiß nicht . . .“

Graf Kromer hatte sich seiner Frau genähert, während sie sprach, und nahm nun den zweiten Sitz des „S“ ein, das sie wegen des günstig einfallenden Lichtes für ihre Lesestündchen zu wählen pflegte. Nachdem er den schlanken Oberkörper so gedreht hatte, daß er ihr ins Gesicht blicken konnte, legte er den Arm auf die Lehne hinter ihrem Rücken und sagte mit einem Anflug von Humor: „Ich sehe an der gekränkten Muttermiene, daß es mit Sisa kaum etwas werden dürfte. Wie?“ — Er machte eine abwartende Pause, um dann in entschieden neckendem Tone fortzufahren: „Also wahrscheinlich Oli?“

„Ach nein! An die denk' doch ich noch nicht einmal. Freilich,“ fügte die Gräfin nachdenklich hinzu, „Vichéry befaßte sich viel mit dem Kind, besonders anfangs . . . Aber nein . . . sie würden ja auch gar nicht zu einander passen.“

„Also weder Sisa noch Oli,“ unterbrach sie der Gatte noch immer lächelnd. „Vichéry als Schwiegersohn droht mir nicht, wie ich sehe . . .“

Die Gräfin bewegte kleinlaut die Achseln.

„Wie gesagt, ich bin mir da nicht klug genug,“ wiederholte sie. „Ja, was ich noch sagen wollte,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause zögernd fort: „Findest Du es nicht auffallend, Pips, daß die Else jedesmal ausdrücklich mitgebeten ist?

Der Herr auf Wildeck betrachtete seine Frau mit einem vergnügten Zwinkern der Augen; jetzt hatte er sie da, wo er sie haben wollte. Aber es machte ihm zu viel Spaß, sie sich noch ein bißchen „entwickeln“ zu lassen, wie er das nannte, so daß er im natürlichsten Tone erstaunt fragte: „Sylvia? Warum auffallend? Hat denn Vichéry nicht angefangen, ihre und Oli's Büste zu modelliren? Da muß sie ja doch dabei sein.“

„Ja freilich,“ versetzte Gräfin Kromer unsicher, „da muß sie natürlich dabei sein . . .“

Im nächsten Augenblick fuhr sie erschrocken zusammen, denn ihr Mann, der sich wieder neben sie gesetzt hatte, hatte sich vorgeneigt und platzte plötzlich, mit den Händen auf die Knie schlagend, in ein schallendes Lachen aus.

„Aber Pips! Ich begreife Dich heute gar nicht,“ klagte die Gräfin. „Hab' ich denn eine Dummheit gesagt?“

„Bewahre, meine liebe, gute Alte!“ beruhigte der Graf, indem er beide Hände der Gekränkten ergriff und einen förmlichen Flitterwochenkuß darauf drückte. Er hatte seine Lotti nie lieber, als wenn er sich seiner Ueberlegenheit ihr gegenüber so recht deutlich bewußt werden konnte, und das Geheimniß dieser wolkenlosen Ehe lag vielleicht darin, daß die in stiller Demuth zu ihm emporblickende Frau ihm dieses Vergnügen so häufig verschaffte.

„Kleine Eifersucht!“ sagte er, der Gräfin, die noch immer schwach erröthete, wenn ihr Gatte sich zärtlich zeigte, die stark geäderte, weiße Hand tätschelnd. „Gönnst also dem Kinde die Eroberung nicht?“

Gräfin Kromer wandte ihm lebhaft das Gesicht zu.

„Du meinst also auch, Pips?“

Der Graf nickte.

„Liebes Herz, da gehörte wohl kein so besonderer Scharfsinn dazu, um das zu bemerken.“

„Nun, siehst Du, da hatte ich doch recht! Ich wollte nur nichts sagen, so lange ich meiner Sache noch nicht ganz sicher war . . . Also doch! Vichéry und die Else . . . Nein, Pips, das darfst Du aber nicht glauben, daß ich's dem Kinde nicht gönne . . . nur weil ich eben anfangs an Sisa dachte, — das ist ja verzeihlich, nicht wahr? — Aber nicht gönnen dem lieben Kind! Fi donc! Was denkst Du von mir? Und dann,“ — fügte sie, mit den hellen Augen erstaunt zu dem Gatten aufblickend hinzu, — „dann sehe ich ja, daß Du nicht einmal so sehr dafür gewesen wärest. Ja, sag' mir nur: was hast Du eigentlich gegen Vichéry, weil Du sagst: Er droht mir nicht als Schwiegersohn . . . Warum »droht«?“

„Liebe Lotti,“ versetzte der Graf, der sich bei den letzten Worten seiner Frau erhoben hatte und sich schlendernd wieder gegen das Fenster zu bewegte, „ich habe persönlich nichts gegen ihn, nicht einmal Antipathie, für welche man ja bekanntlich keinen Grund anzugeben braucht. Er paßt mir nur nicht, das ist alles. Du wirst vielleicht schon bemerkt haben, daß wir uns nicht besonders gut sprechen. Nichts hast Du bemerkt? Nun ja, liebes Kind: Höfliche Leute brauchen lange, ehe sie einander in die Haare gerathen, aber darum kann ich doch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß, wenn ich „weiß“ sage, er „schwarz“ denkt, und umgekehrt . . . Glaube mir, es thut nie gut, wenn in einer Familie die politischen Ueberzeugungen gar so weit auseinander liegen.“

„So? so? Ihr seid also verschiedener Ansicht?“ fragte die Gräfin. Ihre Augen hatten den zerstreuten Blick, den sie immer annahmen, wenn von Politik gesprochen wurde.

„Aber, liebes Lottchen, das solltest Du nun doch schon wissen!“ ereiferte sich Graf Kromer, den die gleichgültige Unwissenheit seiner Frau in dieser Beziehung regelmäßig in Harnisch brachte. „Begreifst Du denn das noch immer nicht? Wir sind in ganz entgegengesetzten Lagern, Vichéry und ich — er ein Klerikaler vom reinsten Wasser, während ich . . .“

„Ja, ja, Du bist feudal, nicht wahr?“ fiel die Gräfin ängstlich ins Wort. „Ach nein, was sag' ich denn . . .“ stammelte sie auf sein geringes Stirnrunzeln hin schon in unbehaglichster Stimmung. „Ich habe mich nur versprochen . . . ich weiß, Du gehörst zu den . . . den . . .“

„Conservativen, nicht wahr?“ fragte Kromer mit einem kurzen Auflachen.

„Ja, ich wollte conservativ sagen,“ nickte die Gräfin erleichtert.

Graf Kromer warf einen Blick zur Decke empor. „Aber Lotti, wie oft hab' ich Dir doch schon . . . es ist wirklich unglaublich!“

Die Gräfin unterbrach ihn mit bittend gefalteten Händen: „Lieber Pips, bitte, laß mich! Du weißt, ich kann mir das unmöglich merken, und mir ist das auch so einerlei . . . Sei nicht bös, aber wirklich . . .“

Dabei blieb es immer, ob zwar der Graf, und mit Recht, überzeugt war, daß seine im übrigen doch nicht gar so begriffsstutzige Gemahlin sich mit einigem guten Willen wenigstens eine oberflächliche Kenntniß des parlamentarischen Parteigetriebes, — mehr verlangte er von ihr nicht, — hätte aneignen können. Aber, so nachgiebig sie sich in allen übrigen Dingen nach seinen Wünschen richtete, in diesem einen Punkte war nichts mit ihr anzufangen; sobald sie sich dem verwirrenden Chaos von Liberal und Antiliberal, Social und Christlich-Social, Antisemitisch und Deutschnational, Jung- und Alt-Tschechisch gegenüber befand, machte sie es wie die Kinder, die sich die Augen zuhalten und dann ängstlich rufen: „Ich seh' nicht . . . ich seh' nicht . . .“

Eine Pause wortloser Verstimmung war eingetreten. Der Graf promenirte leise pfeifend im Zimmer auf und ab, und seine Gattin zerriß den Einladungsbrief aus Maltern in hundert kleine Fetzchen. Dennoch war sie die Erste, die wieder zu sprechen begann, anfangs mit etwas unsicherer Stimme, allmählich jedoch in ihre gewohnte geläufige Sprechweise verfallend.

„Es wäre wirklich ein großes Glück, wenn etwas daraus würde! Ich finde mich nur schwer in den Gedanken, weil ich immer annahm, daß der junge Weiler . . . Du auch, nicht wahr? Aber natürlich, da ist ja kein Vergleich . . . und weißt Du, Pips, je mehr ich daran denke, desto wahrscheinlicher wird mir, daß Vichéry . . . Es ist merkwürdig, auch die Oberhofmeisterin, von der man doch allgemein annahm, sie wolle für ihren Max so hoch hinaus, interessirt sich lebhaft für das Kind, — ganz auffallend, sage ich Dir! Neulich forschte sie mich über Sylvia's Verhältnisse förmlich aus und war ganz entsetzt, — wirklich entsetzt, — als ich in meiner Unschuld erzählte, daß wir die Kleine zur Erzieherin oder Lehrerin heranbilden lassen. Sie machte mir geradezu Vorwürfe, — das heißt, verblümt, Du kennst sie ja, — aber es war mir doch recht unangenehm. Sie meinte, es wäre keine standesgemäße Stellung für eine Merchetti . . .“

„Ich verstehe nicht ganz, liebe Lotti,“ fiel Graf Kromer, der vor seiner Frau stehen geblieben war, dieser ziemlich scharf ins Wort. „Wenn es so ist, wie Du sagst, liegt die Sache doch ganz einfach. Entweder Vichéry hält um die Kleine an . . . heute, morgen . . . an Gelegenheit fehlt's ja nicht, und ein „Nein“ ihrerseits dürfte auch kaum zu befürchten sein, — oder: wenn es ihm damit doch nicht so ganz Ernst wäre,“ — die Stimme des Grafen klang sehr streng bei diesen Worten, — „also, wenn er selbst doch nicht ernst machen sollte, so kann ja die Allergnädigste, der die standesgemäße Versorgung Sylvia's so sehr am Herzen liegt, ihr in anderer Weise eine Partie aus unseren Kreisen ermöglichen! Sie braucht ihr nur eine Mitgift von — sagen wir Ein- bis Zweimalhunderttausend sicher zu stellen, was uns leider nicht möglich ist, weil wir unser bißchen Baares wie einen Bissen Brod für unsere beiden Mädeln und für Lázi brauchen.“

Lázi war der einzige Sohn des gräflichen Paares, der älteste, gegenwärtig als Lieutenant bei den Dragonern in Linz stationirt.

„Eine dieser beiden Propositionen hast Du der Oberhofmeisterin daraufhin natürlich gemacht, oder wenigstens angedeutet, nicht wahr, liebe Lotti?“

Der Graf weidete sich verstummend an dem verblüfften Aussehen seiner Frau.

„Aber Pips, wie Du heute nur wieder bist! Wie konnte ich denn? So etwas geht doch nicht so auf einmal . . .“

„Wie? Du hast gar nichts gesagt? Schade, sehr schade!“ Graf Kromer wiegte den Kopf bedenklich hin und her und machte eine kurze Pause, dann aber erhob er die Stimme und holte langsam jedes Wort wie aus einem Brunnen hervor, wie manche Parlamentarier, ehe sie zu einem sogenannten „Schlager“ ausholen. — „Jetzt werde ich Dir etwas sagen, liebe Lotti. Diesmal,“ der Graf setzte fast nach jedem Wort eine Secunde aus, „diesmal kann die Einladung nach Maltern nicht angenommen werden. Du verstehst? Dir wird im letzten Moment unwohl, und ohne Dich können auch die Kinder nicht fahren. Natürlich überbringe ich als artiger Mann die Absage persönlich und verbringe bei dieser Gelegenheit in Maltern einen höchst vergnügten Nachmittag . . . höchst vergnügt . . . Du merkst doch, wo ich hinaus will?“

Das that nun zwar die Gräfin eigentlich nicht, wohl aber beobachtete sie den Gatten, der in immer bessere Laune gekommen war, mit geheimer Besorgniß. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, wanderte er wiegenden Schrittes auf und ab und machte, Zeigefinger und Daumen der Rechten in zierlicher Rundung zusammenfügend, damit von Zeit zu Zeit eine tactmäßige Bewegung, als ob er jemand auf die feinste Weise die ausgiebigsten Wahrheiten sage.

„Pips! Ich bitte Dich, sei vorsichtig! Verletzen möchte ich sie um keinen Preis, schon wegen Lázi's; sie hat soviel Einfluß,“ bat die Gräfin ängstlich.

Ihre sichtliche Besorgniß steigerte des Grafen Frohlaune.

„Kind,“ meinte er mit einem mitleidigen Blicke, „was denkst Du von mir? Habe ich nicht schon schwierigere Aufgaben glücklich gelöst? Und dann: Frau Natalie ist ja klug, so klug! Da bedarf's keines Winkes mit dem Zaunpfahl, — sie versteht schon ein halbes Wort! Verlaß Dich nur ganz auf mich: in acht Tagen ist Sylvia's Brautschaft entweder so gut wie entschieden, oder aber die Sache nimmt ein Ende, ehe dem Kinde der Kopf verdreht ist. Einem verwöhnten jungen Herrn die Grillen zu vertreiben und dann bei Seite geschoben werden, dazu, ja dazu, meine Allergnädigste, ist eine Merchetti zu gut!“

Der Graf richtete sich bei den letzten Worten noch etwas gerader auf, als er sich sonst zu tragen pflegte, und seine Augen sprühten.

„Ja, ja, liebes Herz, sieh' mich nur an: das steckt hinter der ganzen Geschichte,“ fügte er dann, den Oberkörper hin- und herwiegend und der Gattin mit dem Zeigefinger leicht auf die Nase tippend, hinzu, „da kannst Du Dich auf meine Menschenkenntniß wieder einmal so sicher verlassen, wie auf die Bibel.“

„Pips!“ — war alles, was die Gräfin hervorbrachte, und ein solches Maßhalten schmeichelte dem ob seines Scharfsinns Angestaunten bei seiner Frau immer am meisten.

. . . . . .

Etwa eine Woche später, an einem der letzten Augusttage, nahm Sylvia bei der Doctorin die Jause. Man saß im Lugaus, wie man den im Vorgärtchen hinter einem dichten Bosquet versteckten Sitzplatz getauft hatte, von wo man, ohne gesehen und vom Staube belästigt zu werden, auf die Straße hinausblicken konnte. Lisi hatte auf der Veranda gewartet, bis dem dicken Oberskaffee und dem berühmten Milchbrod der Doctorin gebührende Ehre angethan war, und nahm hierauf das blaue Gedeck ab, die Gebäckskrumen auf die Erde streuend.

„Gleich wird's da sein, das neidige Volk!“ — sagte sie dabei, mit den Augen scheel nach ein paar Sperlingen deutend, die kugelig aufgebläht auf dem Zaune hockten und das Thun der Magd zu beobachten schienen.

Lisi hatte richtig kaum das Tuch über den Arm gelegt, die Platte mit dem Kaffeegeschirr ergriffen und sich den Veranda-Stufen genähert, als auch schon eine Schar der ewig hungrigen Bettler herabgeschwirrt kam und sich kreischend um die kargen Bissen balgte. Die junge Dirne hielt den Schritt an und sah dem befiederten kleinen Volk ein Weilchen zu.

„Da sollt' doch einer gleich mit einem Donnerwetter dreinfahren,“ — schalt sie unwillig, machte aber einen Umweg, um die Schmausenden ja nicht zu verscheuchen, und verschwand kopfschüttelnd im Hause.

„Was ärgert sie denn?“ — fragte Sylvia, die ihr lächelnd nachgeblickt hatte. — „Das Spatzenvolk verscheucht uns die Singvögel,“ versetzte die Doctorin. — „Aber das ist nur gemachtes Wetter; im Winter opfert Lisi ihnen selbst manches Stück Brod,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und nur wenn ein frecher Fink dazwischenfährt und dem kleinen gemeinen Pack die besten Bissen wegschnappt, dann gönnt sie's dem doch noch lieber und hält sich die Seiten vor Lachen."

Die alte Frau hatte, während sie sprach, ihren Strickbeutel geöffnet, und auch Sylvia rollte die Stickerei, an der sie vor der Jause gearbeitet hatte, wieder auf.

Eine Weile regte sich nichts in dem laubenartigen Versteck, als das Auf und Ab der arbeitenden Hände, und auch von außen störte kein Laut die Stille. Die Sperlinge waren längst wieder über Zaun und Landstraße verstreut, und nur zuweilen piepste einer kurz auf, wie auch nur selten ein flüchtiges Geflüster durch die Zweige fuhr, denn die Luft war ruhig, bloß durch das kaum hörbare Summen und den Flügelschlag winziger Insecten, das Düfteaushauchen der Blumen und das sachte Rauschen des fernen Waldes wie von leisen Schwingungen durchzittert.

Sylvia ließ die Arbeit sinken und sog in vollen Zügen den Heliothrop-Duft ein, den eines jener seltenen Lüftchen in die Büsche hereinwehte.

„Gut ist's heute, Tante Weiler," sagte sie und nickte der alten Frau mit hell aufleuchtenden Augen zu. Das Antlitz des jungen Mädchens zeigte keine Spur jener Zerfahrenheit, welche die Doctorin anläßlich des ersten Besuchs der Baronesse erschreckt hatte. die Stirn war glatt, und als Sylvia verstummend auf ihre Arbeit niedersah, lag wie der Widerschein einer angenehmen Erinnerung ein halbes Lächeln um ihre Lippen.

Dennoch war die alte Frau nicht ganz zufrieden: der junge Mund schwieg ihr zu viel.

Besonders mittheilsam war Sylvia schon als Kind nicht gewesen, aber in früherer Zeit hatte sie der alten Freundin, theils von dieser dazu aufgemuntert, theils freiwillig, über die kleinen Ereignisse ihres Lebens regelmäßig berichtet, während sie jetzt die Fragen der Doctorin, welche die Schule und die Familie des Professors, bei dem sie wohnte, betrafen, in kurzer, fast abweisend klingender Weise beantwortete.

„Ach, ich weiß nicht," hatte sie erst vorhin beim Kaffee gesagt, „offen gestanden kümmere ich mich so wenig wie möglich um diese Leute."

„Du hattest doch keine Unannehmlichkeiten?" fragte die Doctorin theilnehmend.

„O nein, das nicht; es sind ganz gute Menschen, nur so uninteressant. Es lohnt nicht, von ihnen zu sprechen." —

Dabei hatte das Mädchen leise gähnend die Arme gestreckt.

Die Doctorin, die bei der Arbeit gern plauderte, wollte eben, trotz Sylvia's geringem Entgegenkommen, abermals ein Gespräch in Gang zu bringen suchen, als das Geräusch eines rasch vorüberfahrenden Wagens die Baronesse gerade in diesem Augenblicke bewog, sich umzuwenden und durch die Zweige auf die Landstraße hinauszuspähen. Frau Weiler folgte ihrem Beispiel, denn Wildeck gehörte zu jenen Orten, wo das Auftauchen einer Equipage, — als das verrieth sich der Wagen durch das leichte Rollen, — wie ein Sensations-Ereigniß wirkt.

„Die Livrée der Herrschaften aus Maltern," sagte die alte Frau, wieder ihren Sitz einnehmend. „Gewiß waren sie im Schloß und fahren über den Sattel zurück. Kromer's sind aber heute in Seefeld, nicht wahr?"

Sylvia's „Ja" klang halb erstickt unter dem Tisch hervor; sie hatte ein Knäuel fallen lassen und brauchte ziemlich lange, um es hervorzuholen. Als das Antlitz des jungen Mädchens, etwas erhitzt von dem langen Suchen in gebückter Stellung, über der Tischkante auftauchte, fragte die Doctorin:

„War die Oberhofmeisterin allein?"

„Ich glaube nein," versetzte Sylvia, ihren alten Platz einnehmend. Sie hielt beim Sprechen das Haupt tief über die Arbeit herabgeneigt. „Mir war, als hätte ich noch eine Person neben der Gräfin gesehen, aber sie hielt den Schirm offen, sodaß ich nicht erkennen konnte, wer es war."

„Wahrscheinlich der Sohn," meinte die alte Frau. — „Schade! Ich hätte ihn gern wieder einmal gesehen; er war seiner Zeit ein sehr hübscher Junge . . . Ja, richtig: Du hast mir noch immer nicht erzählt, wie es neulich in Maltern war? Oli sagte mir, daß der junge Graf Eure Büsten modellirt; hat er denn Talent?"

„Ich wußte nicht, daß Du die Oberhofmeisterin kennst," fiel ihr Sylvia lebhaft interessirt ins Wort. Die an sie gerichteten Fragen schien sie überhört zu haben.

„Sie selbst kenne ich nicht, aber den seligen Excellenz-Herrn sah ich häufig," sagte die Doctorin. — „Freilich ist das jetzt auch schon recht lange her . . . zwanzig Jahre dürften es bald sein, seit er todt ist. Damals stand das neue Schloß noch nicht in Maltern; sie bewohnten eine Art Jagdschlößchen am äußersten Ende des Besitzthums, an der steirischen Grenze. Mein Mann war oft dort, denn der Kleine war sehr zart, und die besorgte Mutter hätte ihn am liebsten unter einen Glassturz gestellt. Der General, ein gar lieber Herr, konnte gegen diese Verzärtelung nichts ausrichten, so oft er auch vor meinem Manne dagegen wetterte: zwischen jedes rauhe Lüftchen und den Kleinen hätte sich die Gräfin am liebsten als Schutzwand gestellt. Ja, ja, man kann auch eine zu gute Mutter sein, das hab' ich mir damals oft gedacht . . ."

Die alte Frau nickte vor sich hin. Dann nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Ein paar Mal mußte mein Mann auf Wunsch des Generals auch Ferdinand mitbringen, der des Herrn Liebling war, damit er mit dem kleinen Max spiele. Aber es that selten gut, nahm gewöhnlich ein Ende mit Schrecken, und ich fürchte, die gute Gräfin hat meinen Buben für einen kleinen Satan gehalten." Die Doktorin lächelte, in ihre Erinnerungen aus fernen Tagen versunken. „Das kleine Bild in dem alten Album," fuhr sie dann fort, „stammt aus jener Zeit: der fremde Knabe neben unserem Ferdinand ist der kleine Graf, Du erinnerst Dich doch?"

Sylvia schüttelte verneinend den Kopf, sprang aber auf, das Bild zu holen.

„Auf der Bücherstelle ganz unten," rief ihr die Doctorin nach.

Die Baronesse nickte, während sie auf der Veranda verschwand. Nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder, mit dem Album in der Hand. Sie schlug es auf und fand nach längerem Suchen die bewußte Photographie. Es war ein verblaßtes Bildchen in Visitenkarten-Format, das der General gelegentlich der Anwesenheit eines armen Teufels von Wander-Photographen im Schlosse hatte aufnehmen lassen. Die Knaben standen neben einander, ohne sich die Hände zu reichen, sodaß es keine Gruppe gab. Rechts der junge Graf in einem schwarzen Sammetröckchen mit einer weißen Krause um den schlanken Hals, — links der Doctors-Sohn in einem Miniatur-Jagdgewand, das aus einem alten Lodenrock des Vaters angefertigt worden war und zu jener Zeit den höchsten Stolz des Knaben bildete. Max Bichéry überragte den mehr in die Breite entwickelten Kameraden fast um einen Kopf, und auch die feinen, man könnte sagen schon damals durchgeistigten Züge stellten das runde Kindergesicht des anderen in den Schatten; aber der kleine Knirps guckte dafür mit seinen großen dunklen Augen so frisch und lachend aus der Umrahmung hervor, daß dieses lebensprühende Augenpaar dennoch der Mittelpunkt des ganzen Bildes wurde und den Beschauer zwang, sich immer wieder ihm zuzuwenden.

Sylvia erging es ebenso. Sie hatte zuerst, Ferdinands Bild nur flüchtig mit den Augen streifend, ihre ausschließliche Aufmerksamkeit dem Conterfei des jungen Grafen zugewendet; als dann aber ihr Blick, wie um zu vergleichen, zu dem kleinen Jägersmann zurückkehrte, entfuhren ihr unwillkürlich die Worte: „Wie nett Ferdinand da ist! Wie er lacht! Als wir zum ersten Mal zusammenkamen, sah er noch gerade so aus, nur etwas größer. Ich erinnere mich noch deutlich . . . gerade so lachte er, wenn wir Fangen spielten . . . weißt Du, dort rückwärts zwischen den Apfelbäumen, und er plötzlich ganz unerwartet Kehrt machte und mir den Weg vertrat . . ."

Die Augen der alten Frau strahlten, während sich Sylvia, noch immer in die Betrachtung des Bildes versunken, mit ungewohnter Lebhaftigkeit in diese Kindheits-Erinnerungen vertiefte.

„Ja, ja, der Schlingel! Manchmal trieb er's arg, — oft weintest Du aus Zorn," lachte die Doctorin.

„Und darauf bekam ich zum Trost »'was Gutes«. Ich sehe Dich noch, wie Du Dich mit beruhigenden Worten vor der Credenz niederließest, um es hervorzuholen."

Die Doctorin hatte während der letzten Worte Sylvia's das Album herangezogen und betrachtete nun ihrerseits das kleine Bild.

„Ja, ganz so war er damals," sagte sie sinnend. „Aber auch der kleine Graf war sehr gut getroffen, ein feines Gesichtel! Mein guter Mann sagte nur immer: »Der arme Junge denkt schon zu viel«."

Sylvia warf noch einen kurzen Blick auf die Photographie, welche die alte Frau ihr wieder zuschob; dann klappte sie das Album zu und trug es ins Haus zurück. Als sie wiederkam, hatte sie den Hut auf dem Kopfe und den Schirm in der Hand.

„Es wird Zeit für mich," sagte sie, „Tante Sophie wird mir sonst ungeduldig."

Damit drückte sie der alten Frau die Hand und wandte sich zum Gehen.

In kaum zehn Minuten war der Weg bis zum Meierhofe zurückgelegt. Das bei Tag meist offenstehende Thor, das die bis dahin schnurgerade Straße, welche dort eine scharfe Biegung machte, scheinbar abschnitt, sah man schon von weitem vor sich; ebenso das darüber liegende Fenster, das ebenfalls noch offen stand.

Ein lichter Punkt in der Mitte der Fensterumrahmung entpuppte sich; für Sylvia's scharfes Auge als Tante Sophie's weiße, auf dem löckchenumrahmten Kopfe sitzende Spitzenhaube. Jetzt hatte das Fräulein die Näherkommende offenbar auch bemerkt, denn ein Taschentuch wurde wimpelgleich hin- und hergeschwenkt. Es sah sich an wie ein fröhliches Willkommen, und Sylvia erwiderte den Gruß munter mit ihrem Sonnenschirm. Aber trotzdem sie von da an ihren Schritt beschleunigte, schien sie sich für die Ungeduld der Harrenden noch zu langsam zu nahen, denn diese empfing das Mädchen schon auf der Treppe.

Fräulein Holde, die ältere Schwester der früh verstorbenen Mutter Sylvia's, war keine stattliche Erscheinung. Trotz der zwiebelartig über einander getragenen wollenen und seidenen Ober- und Unterjäckchen, „Seelen"- und Pulswärmer, und dem über alle diese Umhüllungen gekreuzten dicken Wolltuche, machte sie nahezu den Eindruck von Körperlosigkeit, und das blasse Spitzmausgesicht mit dem verschwommenen Ausdruck sah wie ein verblaßtes Daguerreotyp aus. Um die schmalen Lippen lag ein süßsäuerlicher Zug, der dem Fräulein das Aussehen gab, als sei es immer gerührt.

Heute lag in dem Blick der alten Dame etwas Unruhiges, wie neugierige Erwartung, und Sylvia erkannte daran augenblicklich, daß während ihrer Abwesenheit etwas vorgefallen sein müsse. Sie wollte schon eine Frage stellen, als ihr beim Eintritt in das Wohnzimmer ein länglicher Brief ins Auge fiel, der genau in der Mitte des mit einem alten, grünen Wolltuche überdeckten Speisetisches lag.

„Das hat Louis für Dich gebracht," sagte die Tante, als Sylvia danach langte. — „Die Oberhofmeisterin war heute oben im Schloß . . . hast Du sie nicht vorüberfahren gesehen?"

„Ja," versetzte Sylvia. „Mich wundert's eigentlich, daß sie heute kam. Ich dachte, sie wisse, daß Kromer's nach Seefeld geladen sind."

„Wahrscheinlich ein Mißverständniß, denn als sie niemand antraf, befahl sie Feder und Tinte, um sowohl an Lotti wie an Dich einige Zeilen zu schreiben, wie mir Louis sagte."

Sylvia hatte, während die Tante sprach, rasch die Handschuhe abgezogen und die Enveloppe mit einem zackigen Riß geöffnet. Zwei Visitekarten fielen ihr in die Hand; die der Oberhofmeisterin und Max Bichéry's. „P. p. c." stand auf jeder rechts unten in der Ecke.

Das junge Mädchen starrte einen Augenblick verständnißlos darauf hin.

„Etwas wegen Eurer nächsten Sitzung, nicht wahr?" fragte die Tante, welche sich vergeblich bemüht hatte, dem Mädchen über die Schulter zu sehen. „Für wann? Ich möchte es nur wissen wegen des Unterrockes, den Fanny noch bügeln müßte."

Sylvia antwortete nicht gleich. Sie hatte die Karten umgewendet, und auf jener der Oberhofmeisterin einige dichtgedrängte Zeilen entdeckt.

„Eine hartnäckige Bronchitis zwingt mich, schon jetzt den rauhen Bergen zu entfliehen. Mein Sohn, der auch erholungsbedürftig ist, bedauert lebhaft, die so vielversprechenden Arbeiten ohne seine liebenswürdigen Vorbilder beenden zu müssen. Sollte das Schicksal uns nicht mehr zusammenführen, so seien Sie doch versichert, daß Ihre künftige Lebensbahn mit den besten Wünschen begleitet Ihre . . ." — ein schlängelnder Strich stellte die Verbindung mit dem Namen der Oberhofmeisterin auf der Vorderseite der Karte her.

„Für wann also?" wiederholte Tante Sophie.

Sylvia steckte die Karten in die Tasche und nahm den Hut vom Kopfe.

„Es ist keine Einladung," sagte sie in gleichmüthigem Tone, „sondern ein Abschied. Die Oberhofmeisterin muß plötzlich verreisen."

Die Tante sagte nichts. Ihr Lockenköpfchen fing an zu zittern.

Sylvia hatte sich abgewendet und ihren Kasten geöffnet. Während sie Hut, Schirm und Handschuhe in den dafür bestimmten Fächern barg, hingen die Blicke des alten Fräuleins mit eigenthümlichem Ausdruck auf der Gestalt des jungen Mädchens. Die dünnen Lippen bewegten sich unhörbar, und verstohlen, — ganz verstohlen machte Sophie in der Luft das Kreuzeszeichen über das geneigte blonde Haupt. Sylvia überraschte die Tante beim Umwenden noch in dieser Stellung und das schüchterne Zeichen liebender Theilnahme jagte ihr das Blut in die Wangen.

„Was hast Du? Was siehst Du mich so feierlich an?" fragte sie gereizt.

„Nichts . . . nichts . . .." erwiderte die alte Dame eingeschüchtert in sanftestem Tone . . . „Es ist nicht nur, weil ich Dir so von Herzen alles Gute wünsche . . . weißt Du, Kind . . . so innig alles Gute!" Das Zittern des grauen Köpfchens wurde heftiger, und auch die Hände bebten, welche wie in schmeichelndem Trost über Sylvia's Arm fuhren. „Aber wir haben eben kein Glück, alle kein Glück . . ."

Sylvia machte einen etwas mißlungenen Versuch zu lachen.

„Ich weiß nur nicht, wie das alles mit der Abreise der Oberhofmeisterin zusammenhängen soll," sagte sie nicht mehr so unfreundlich wie vorhin, aber mit aufgeregt funkelnden Augen. „Am fünfzehnten muß ich ja ohnehin in Wien sein, — dann hätte der Spaß doch ein Ende gehabt. Vierzehn Tage früher oder später, das ist doch wirklich einerlei."

Damit wandte sie sich rasch ab und verließ das Zimmer.

Die Tante folgte ihr nicht. Sie ließ sich bei ihrem Nähtisch am Fenster nieder und raffte die noch von ihrer Nachmittagsthätigkeit her dort liegenden Fadenabschnitzel zu einem Ballen zusammen.

„Kein Glück!" flüsterte sie dabei kopfschüttelnd mit wehmüthig emporgezogenen Brauen. „Auch sie kein Glück!"

VII.

Minna, die sechsundzwanzigjährige Tochter des Professors Wilhelm Schmidtbauer, deckte den Mittagstisch. Das hagere, blatternarbige Mädchen breitete das schneeweiß gewaschene Leinengewebe sorgfältig auf, wobei Minna genau darauf achtete, daß die Kante des Tischtuchs ja auf allen Seiten gleich breit herabhänge. Ebensolche Aufmerksamkeit schenkte sie dem großen Wachsleinwand-Schoner, den sie bedächtig aufrollte und, hie und da matte Stellen wahrnehmend, so lange mit einem Tuch daran rieb, bis sie sich von der Erfolglosigkeit solchen Bemühens endgültig überzeugt hatte. Aehnlich machte sie es mit jedem Stück, das sie in die Hand nahm: kein Eßzeugkörbchen, kein Messer, keine Gabel blieben ungeprüft, und als das Salzfaß hingestellt und für den Brodteller der beste Platz gefunden war, trat sie einen Schritt zurück und musterte ihr Werk. Sie schien zufrieden, rückte aber doch noch hier und zupfte dort ein bißchen, — alles mit einem Behagen, als besorge sie keine Arbeit, sondern als gebe sie sich einem seltenen Vergnügen hin.

Das Decken des Mittagstisches war auch ein Vergnügen für Minna. Sie speiste nur Sonntags im Kreise der Familie; die übrigen Tage der Woche erprobte sie als Tages-Gouvernante ihre pädagogischen Talente an vier kleinen Menschen-Exemplaren, die es sich möglichst angelegen sein ließen, ihrer Lehrerin in der christlichen Tugend der Geduld Uebung zu verschaffen.

Das Dasein verdroß Minna trotzdem nicht sonderlich. Von den dreißig Gulden, welche die Erziehung besagter vier Plagegeister ihr monatlich einbrachte, verwendete sie einen kleinen Theil auf ihre sehr bescheidene Toilette, den Rest aber legte sie am ersten jedes Monats stillfreudig in die Postsparkasse, der sie von Zeit zu Zeit größere und kleinere Summen entnahm, um sie in einer Leinwand-Handlung in Ware umzusetzen. Der so errungene Linnen- und Baumwollschatz verschaffte dem Mädchen vergnügte Sonntag-Vormittage: von zeitig früh bis Mittag saß sie wie angenagelt an der Nähmaschine und klapperte furiosissimo darauf los, — eine Passion, welche mit einer anderen geräuschloseren Leidenschaft Minna's in engstem Zusammenhange stand. Es gab nämlich einen Realschul-Supplenten, im Hinblick auf welchen dieser sonntäglichen Wäsche-Erzeugung gefröhnt, und von dem erwartet wurde, daß er es Minna einst ermöglichen werde, auch an Wochentagen Maschinennähen und den Tisch decken zu können.

Das Speisezimmer bei Schmidtbauer's war nicht geräumig, und die altmodischen Einrichtungsstücke standen, wie sich's eben am besten gefügt hatte, dicht aneinander gepfercht längs den Wänden; kein Centimeter breit war unverstellt. Ein Schlafdivan hatte nur noch an dem schmalen Mittelpfeiler zwischen den Fenstern Platz gefunden, trotzdem es hier im Winter unliebsam hereinzog.

Jetzt diente das ungefüge Möbel einem langen Jüngling, der gähnend das Neue Wiener Tageblatt durchblätterte, dazu, die seltsamsten Gliederverrenkungen darauf einzuüben, und erfüllte als Faulbett an dieser Stelle also immerhin noch besser seinen Zweck, als der in den finsteren Ofenwinkel verbannte Schreibtisch, vor dem sich ein um drei Jahrzehnte älterer Mann die Augen verdarb. Die Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn war groß: die graublonde Mähne des Aelteren war noch ebenso dicht, wie die strohgelbe des Jüngeren, dem nur der lang herabwallende Vollbart und die Schulterbreite zur vollendeten Recken-haftigkeit seines Erzeugers fehlte. Dafür hatte er im Gehaben mehr von einem Ur-Germanen aus besseren Zeiten rüpelhafter Ungebundenheit an sich, während sein Vater, degenerirter Kultur- und Katheder-Mensch, nie anders als still und stetig seine Straße wandelte und jederzeit so aufrecht auf seinem Stuhle saß, als sollten sich unausgesetzt ein paar Hundert erziehungsbedürftiger Knaben an seinem geraden Rücken ein erbauliches Beispiel nehmen. Zuweilen freilich knickte auch dieses gewissenhafte Rückgrat schlaff zusammen, denn außer Gott, den zu fürchten bekanntlich jedem braven Deutschen gestattet ist, gab es noch etwas, wovor Professor Wilhelm Schmidtbauer heillosen Respect hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Zur Reform der Frauenkleidung.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Nachdem seit mehr als hundert Jahren Anatomen und Aerzte gegen Unzweckmäßigkeiten und Ungesundheiten in der Frauenkleidung ohne nennenswerthen Erfolg ihre Stimmen erhoben haben, ist es hocherfreulich, daß jetzt aus Frauenkreisen selbst eine Reform unter Rücksichtnahme auf Leistungsfähigkeit und Gesundheit angestrebt wird. Die ärztlichen Beurtheiler der Frauenkleidung konnten vielleicht schon deshalb keine großen Erfolge erzielen, weil sie nichts Besseres an die Stelle zu setzen wußten; namentlich der Ruf: „Weg mit dem Corset!“ ist leicht ausgestoßen, kann aber nur wirken, wenn etwas Besseres an seine Stelle tritt.

Der weibliche Unterkörper verlangt, wie wohl alle auf Schönheit und Annehmlichkeit Anspruch erhebenden Trachten beweisen, eine weite, faltige, wallende Umhüllung: das hohle Kreuz, die breiten Hüften, die dadurch bedingte Stellung der Oberschenkel und die davon abhängige Art des weiblichen Ganges fordern dies nicht weniger, als die veränderliche Körperform. Dieser Theil der Kleidung soll auch Schutz gewähren gegen Unbilden der Witterung, wenigstens in den kühleren und wetterwechselnden Erdgegenden, wie die Volkssitten, die doch wohl aus Erfahrungen sich gebildet haben, nicht weniger beweisen, als die Beobachtungen vieler Tausende von Aerzten. Wenn einzelne Abhärtungs-Fanatiker und deren Apostel entgegengesetzte Urtheile um so absprechender hinzustellen pflegen, je weniger sie durch Sachkenntniß getrübt sind, so vergessen sie, daß Abhärtung nicht Zweck, sondern Mittel ist, und daß die Kräfte, auch die wärmebildenden des Organismus, im Kulturleben höheren Zwecken zu dienen haben, als dem Kampf gegen Witterungs-Einflüsse, den wir unseren Wohnungen und Kleidern überlassen und überlassen müssen, um selbst so weit wie möglich höheren Zwecken dienen zu können. Abkühlung und Kühlhalten allein bewirkt auch keine Abhärtung, sondern dies thut nur die Gegenwirkung des wärmebildenden Organismus, und zwar durch gesteigerte Muskelarbeit und entsprechende Ernährung, was jedenfalls mehr Zeit und Kosten verursacht, als ein wärmendes oder vielmehr die im Körper erzeugte Wärme zusammenhaltendes Kleidungsstück.

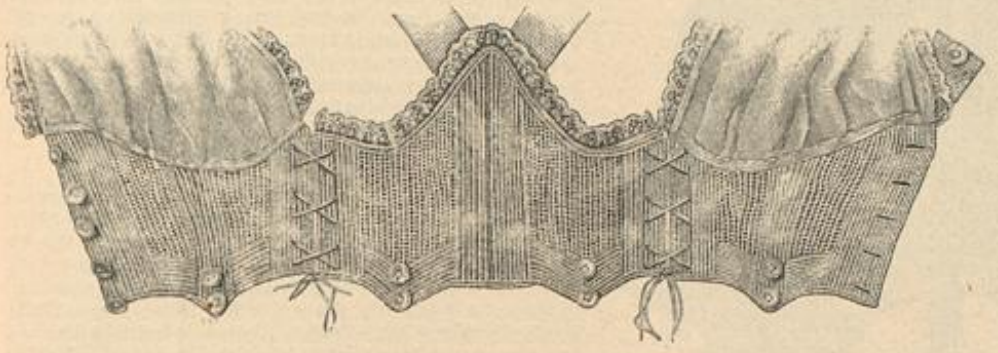
Mehr als zu diesem Zwecke nöthig ist, sollen die Kleider allerdings nicht leisten. Sie sollen weder übermäßige Wärme aufspeichern, wodurch die Haut zum Schwitzen geneigt und verweichlicht wird, noch sollen sie dem Körper zu viel zu tragen geben und die Beine am Ausschreiten hindern. Auf der Straße und bei der Arbeit Schleppkleider oder Bodenstreifer tragen, sollte niemand, der nicht an Füßen oder Schuhwerk etwas zu verbergen hat; Staubaufwirbelung sollte überall für ebenso unschicklich gelten, wie der Schmutzsaum an den Kleidern. Was aber das einseitige Aufraffen betrifft, so ist es an sich das Gegentheil von anmuthig und pflegt dem ganzen Oberkörper eine schiefe Haltung zu geben. Also: lange Kleider und Schleppen für den Salon ꝛc., fußfreie Kleider für Arbeit und Straße.

Will man für kühleres Wetter die Kleiderlast vermindern, so ist es nicht anders möglich, als mittelst Schließung unten, d. h. Ersatz der Röcke durch ein hosenartiges Kleidungsstück: im Sommer mag Leinen oder Baumwolle genügen, im Winter wird Wollstoff zweckmäßiger sein, wobei dann ein dünnleinenes Höschen der Reinlichkeit und der Schonung des Wollstoffes dient. Ob man statt reiner und locker gewebter Wolle Halbwolle (Vigogne) oder ähnlich gewebte Baumwolle oder gar Seide wählt, mag persönlichem Bedürfniß oder Geschmack freigelassen werden.

Die Kleidung des Unterkörpers durch Schnürbänder oder feste Gürtel um den Leib tragen zu lassen, ist unbedingt schädlich: denn die zu diesem Zwecke nöthige kreisförmige Einschnürung der Muskeln (deren Wirkung auf die Waden bei altmodischen Strumpfbändern zu sehen ist), beeinträchtigt nicht nur ihre für das Athmen und die Blutbewegung aus dem Unterkörper hochwichtigen regelmäßigen Bewegungen, sondern wirkt auch unmittelbar schädigend auf Lage, Form und Verrichtung der in die Bauchhöhle eingeschlossenen Organe, namentlich auf Leber und Nieren, Magen und Dickdarm, sowie auf die übrigen inneren Organe. Aus dieser ganz richtigen Erkenntniß gehen die mannigfaltigen Bestrebungen hervor, die Kleider von den Schultern tragen zu lassen.

Dabei läuft man jedoch Gefahr, eine Schädigung durch eine nicht minder bedenkliche andere zu ersetzen, und unternimmt einen Kampf gegen gewisse Sitten in der Bekleidung, die, — wenn Ausschreitungen unterbleiben, — in verschiedenen Beziehungen nicht ganz ungerechtfertigt, jedenfalls aber sehr schwer zu verdrängen sein dürften.

Sollen die Kleider von den Schultern getragen werden, so ist es von äußerster Wichtigkeit, dabei nicht nur der Büste freien Raum zur Entwicklung zu gewähren, wie Schönheit und Mutterpflicht verlangen, sondern auch jeden leisesten Druck auf die Rippen zu vermeiden. Denn gerade die Hebungen der obersten Rippen und des Brustbeins beim Einathmen sind unentbehrlich für das Eindringen der Luft in die obersten Theile der Lungen, die sogenannten Lungenspitzen, die dabei entfaltet, der Luft zugänglich und dem Blute frei gemacht werden sollen; geschieht dies nicht in hinreichendem Maße, so bleiben sie luft- und blutarm und bieten günstige Gelegenheit für die Ansiedelung von Krankheitskeimen, welche hier die berüchtigten, schwer zu heilenden Spitzen-Katarrhe, sowie Tuberkel-Ablagerungen und von diesen eingeleitete Zerstörungen des Lungengewebes mit nachfolgender Schwindsucht erzeugen. Werden schon über der Brust enge Kleider von jedem nicht daran Gewöhnten unangenehm und für Tiefathmen geradezu hemmend empfunden, so sind Tragbänder für Röcke und Hosen, die über Rippen und Brustbein hinunterlaufen, ganz unbedingt zu verwerfen. Tragbänder und Achselstücke von Leibchen dürfen deshalb nur möglichst weit nach außen auf den Schultern liegen und ihre Zug- oder Tragrichtung lediglich an den Brustseiten ohne jeden Druck auf die Rippen ausüben. Sie lasten dann nur auf den äußeren Theilen der Schlüsselbeine und auf den Nackenmuskeln, die den Schultergürtel zu tragen haben. So sind (oder sollten sein) die Hosenträger der Knaben und Männer, die vorn mehr an den Seitentheilen des Hosengürtels befestigt sind, hinten aber nach der Mitte des Rückens zulaufen oder, noch besser, gekreuzt ebenfalls mehr seitlich befestigt werden. Die männlichen Schultern sind aber, was wohl zu beachten ist, anders gebaut als die weiblichen. Das Schlüsselbein, das allein Schulter und Arm mit dem Knochengerüst des Rumpfes durch ein Gelenk am Brustbein verbindet, ist beim Mann länger und in seinem Außentheile stärker geschweift, sodaß die Schultern breiter werden und nahe an denselben sich eine Art Rinne bildet, aus welcher darübergelegte Träger weder nach außen, noch nach innen leicht abgleiten und nicht auf, sondern neben dem Brustkorbe hinunterziehen. Bei der Frau sind die Schultern schmäler und abschüssiger (hängender) und bieten deshalb eine weniger sichere Lage für Träger. Außerdem sind die Nackenmuskeln, die das Schlüsselbein, die Schultern und das Schulterblatt nebst dem Arme tragen, beim männlichen Geschlecht viel stärker angelegt als beim weiblichen, was schon bei kleinen Kindern an dem „breiten Buben-Nacken“ deutlich sichtbar ist, und bilden deshalb dickere, nach außen weniger abgeschrägte Polster und stärkere Halt- und Hebe-Vorrichtungen für die Schultern.



Reform-Corset aus Häkelarbeit.

Aus all diesem folgt, daß den weiblichen Schultern nicht mehr Last zum Tragen auferlegt werden darf, als durchaus nothwendig ist. Bei Kindern hat dies bekanntlich keine Schwierigkeit, weil ihre kurzen Kleider und Röcke von einem weichen Leibchen so leicht getragen werden, daß dies nicht einmal eine Streckung dadurch erfährt. Anders verhält es sich bei Erwachsenen, wo die Länge und Weite der Kleider ꝛc., — wenigstens in der kühleren Jahreszeit, — ein erheblich größeres, durch Wind oft noch verstärktes Gewicht haben, während lange und weite Mäntel ohnehin von den Schultern und leider auch von dem oberen Theile der Brust getragen werden. Entwickeln sich infolge ihrer Belastung die Nackenmuskeln der Frau stärker, so wird auch die Nackenkrümmung der oberen Wirbelsäule runder, die Brust aber flacher, was durch die Heraufhebung des Busens und andere Toiletten-Kunststücke wohl einigermaßen verdeckt, aber niemals ausgeglichen oder gar unschädlich gemacht werden kann. Dieser Schönheitsfehler wird noch auffallender, wenn, wie so häufig geschieht, ein enges Corset zu Gunsten einer schlanken Taille die Schulterblätter in die Höhe drängt.

Die starke Einbiegung des Kreuzes nebst den breiten Hüften der Frau bieten ein natürliches Widerlager für den unteren Theil der weiblichen Kleidung, den sie ohne Schaden tragen können, wenn ein breiter Gürtel sich genau anschmiegt, ohne den Leib und die unteren Rippen einzuengen und an ihren Bewegungen zu hindern. Ob Faltungen dieses Gürtels, der, entsprechend der Hüftenform, vorn heruntergehen muß, besser durch den Stoff oder durch eingenähte Schnüre oder biegsame elastische Stahl- oder Fischbeinstangen verhindert werden, muß die Erfahrung lehren. Die hinteren Stangen, die übrigens die stärksten sein können, sollten nicht weiter als bis unter den unteren Schulterblatt-Winkel hinaufgehen, um jedes Emporbrängen dieses höchst beweglichen Knochens auszuschließen. Durch hohe Rückenstangen dem Oberkörper Haltung zu geben, ist ein falsches und meistens auch vergebliches Bemühen, wenn sie nicht den ganzen Oberkörper in eine steife Säule verwandeln, wodurch dann aber die angeblich zu schwachen Rückenmuskeln infolge ihres Nichtgebrauches erst recht geschwächt werden, die anmuthige Beweglichkeit des Körpers aber ganz verloren wird. Vorn darf unser niedriges Corset, das man besser Hüftgurt nennen würde, keine Stangen enthalten, weil diese auf Brust und Bauch nachtheilig wirken würden, besonders beim Sitzen und Vorbeugen des Oberkörpers, wie dies beim Schreiben, bei Handarbeiten und vielen anderen Gelegenheiten nothwendig ist. Ueber die Schädlichkeit der langen Brust- und Bauchpanzer braucht man heute keine Worte mehr zu verlieren!

In neuerer Zeit sind vielfach elastische Einsätze und elastische Schnüre empfohlen und angewendet, um die Wirkungen starker Einschnürung aufzuheben, aber auch diese Empfehlungen beruhen auf einer Verkennung des elastischen Druckes. Wenn er wirkt, ist gerade der andauernde elastische Zug noch mehr, als der gleichbleibender und durch Ausdehnung an Zugkraft verlierender nicht elastischer Gewebe, geeignet, Form-Veränderungen der ihm ausgesetzten Körpertheile zu bewirken. Er darf jedenfalls nur mit geringer Spannung und steter Beachtung seiner Wirkungen angewendet werden. Die glücklicher Weise rasch überwundene Mode der Gummigürtel hat dies klar genug herausgestellt.

Meinen Bemerkungen brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß sie durch Bezeichnung der zu meidenden Fehler und Gefahren die Bestrebungen des „Verein für Reform der Frauenkleidung“ lediglich zu unterstützen suchen. Niemand kann lebhafter als ich dem jungen Verein Blühen und Gedeihen wünschen.

Reform-Corset aus Häkelarbeit. — Das Gesundheits-Corset im „Leserkreise“ vom 15/9 96 bewährte sich im Tragen derart, daß ich mich seitdem endgültig entschlossen habe, kein festes Corset mehr zu tragen. Der Preis (7,50 Mk.) zur Beschaffung eines zweiten Corsets war mir jedoch zu hoch; da ich nun früher schon gutsitzende Kinderleibchen verschiedener Art in Strick- und Häkelarbeit hergestellt hatte, machte ich den Versuch, auch dieses Corset in Häkelarbeit auszuführen, was über Erwarten gut gelang. Die Anfertigung aus weißem Häkelgarn Nr. 30 geschieht in folgender Weise: Für den Rückentheil häkelt man auf einem Anschlag von 50 M. in hin- und hergehenden Touren abwechselnd 1 St. und 1 Luftm. In den ersten 6 Reihen wird auf einer Seite stets 1 M. zugenommen. In der 7. Reihe dagegen hat man oben und unten 1 M. zuzunehmen, dann folgen 9 Reihen, in denen oben 1 M. zu- und unten 1 M. abgenommen wird. In der nächsten Reihe häkelt man nur 18 St., dann zurück; nun, nach einer vollständigen Reihe St., schlägt man unten noch 25 Luftm. auf und häkelt in glatten festen M. den dichten Mittelstreifen, immer oben in jeder Reihe 1 M. zunehmend, bis zur Spitze und dann zurück. An der Spitze und unten ist jetzt noch der dicke Streifen anzuhäkeln. — Für den Vordertheil schlägt man 62 M. auf. 4 Reihen St., oben je 1 M. abnehmen und unten 1 M. zunehmen. Dann 12 St. und zurück und 4 Reihen glatt, oben und unten 1 M. zu- und abnehmen. Dann unten 25 Luftm. zunehmen und den dichten Streifen häkeln (in die hinteren M.). Nach dem dichten Streifen unten 25 M. stehen lassen und wieder 4 Streifen klar, oben und unten 1 M. abnehmen. Dann 12 St. und zurück; 4 Reihen St. unten abgenommen, oben 1 zugenommen, darauf der glatte Streifen gearbeitet. Am einfachsten ist es, nach der Façon zu häkeln, bis zum Strich klar, und mit festem Rand umgeben. Die Achsel habe ich gewebt; man kann sie aber ebenso gut stricken. Der Ansatz besteht aus Congreß-Stoff. E. H.

N. G. in L. — Von den mit den Abb. 71—72 im technischen Theil dieses Blattes vom 1/4 97 dargestellten Corset-Taillen ist nur das Leibchen mit geradem Taillen-Ansatz, Abb. 72, amerikanischen Ursprungs, während die längere Schoßtaille, Abb. 71, ihre Entstehung einer Anregung der um die „Verbesserung der Frauenkleidung“ verdienten Frau Dr. Sera Prölß verdankt. Wenn der Schoß genügend lang geschnitten wird, empfiehlt sich die letztere Form besonders für starke Damen. G. B.

Häusliche Kunst.

Theetisch mit Malerei im maurischen Stil.

Theetisch mit Malerei im maurischen Stil. — So schön die eingelegten maurischen Tische sind, so hoch stehen sie auch im Preise, und diese waren für mein Budget stets etwas zu hoch, aber wo so vieles mit Glück nachgeahmt wird, warum sollte nicht auch dieses gelingen? Ein achteckiges Tischchen aus weißem Lindenholz kann jeder Tischler herstellen, und die Malerei ist auch nicht allzu schwer auszuführen, also frisch ans Werk! Zunächst der Tisch selbst: außer der Platte von 48 cm Durchmesser oder, von Ecke zu Ecke gemessen, 19 cm, sind acht Seitenwände erforderlich von je 65 cm Höhe zu reichlich 17 cm Breite, die unten in 12 cm Höhe nach der Abbildung auszuschneiden sind; das über diesen befindliche Herz von 9 zu 8 cm Größe ist gleichfalls herauszuschneiden. Wer mit dem Zierbohrer zu arbeiten versteht, hebt sämmtliche Contouren mit diesem heraus und füllt sie zuletzt mittelst feinem Pinsel mit Goldbronze; andernfalls sind die Contouren mit der Ziehfeder auszuführen, doch bleiben sie dann weit hinter den echten Tischen zurück, auf denen Contouren und Schriftzüge vertieft sind. Für die Malerei gelangen Nußbaum- und Eichenbeize zur Anwendung, ferner weiße und schwarze Email-Farbe. Die weiße Lackfarbe imitirt trefflich die Elfenbein-Einlagen, nur hat man darauf zu achten, daß die Farbe etwas pastos und sehr glatt, mit kleinerem, aber vollem Pinsel aufgetragen wird; geschieht dies, so deckt sie gut den Grund und zeigt keinen Pinselstrich, sondern eine glatte glänzende Oberfläche. Der Grund wird mit Nußbaumbeize bestrichen, die größeren Muster-Figuren mit Eichenbeize; schwarz sind die bandartigen Verzierungen und die Schriftzüge, sowie die Dreiblätter in der oberen Randborte, weiß endlich die Streifen, Kreise, die einzelnen Blätter und die Randbogen, letztere noch mit Zackenlinien aus Goldbronze übersangen. Ohne den Randstreifen und mit ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenig gekürzten Beinen lassen sich passende Hocker fertigen, die mit dem Tisch ein reizendes Etablissement bilden. E. F.

Fürs Haus.

Guter Thee ist ein empfehlenswerthes Getränk, weil er die Lebensgeister anregt und zugleich körperliches Wohlbehagen hervorbringt. Mehr aber, als bei irgend einem andern Handels-Artikel, hat man sich beim Einkauf von Thee vor gefälschter Ware zu hüten. Es ist Verständniß beim Einkauf und bei der Zubereitung nöthig, und endlich ist Mäßigkeit im Genuß zu empfehlen. Niemand schlürft bekanntlich so viel Thee, wie die Söhne und Töchter des „Himmlischen" Reichs; an ihnen kann man sich aber auch ein warnendes Beispiel dafür nehmen, daß fortgesetzter und reichlicher Theegenuß den Menschen körperlich und seelisch erschlafft. Ueber den Zeitpunkt des ersten Theeverbrauchs auf der Erde sind die Gelehrten nicht einig, immerhin steht fest, daß China das ursprüngliche Vaterland des Theestrauchs ist, und daß man Thee zu allererst von dort in den Handel brachte. Durch den Genuß von starkem Thee kann man bekanntlich Schlaflosigkeit erzeugen. Dem grünen Thee schreibt man eine sehr nervenaufregende Wirkung zu; außerdem wird derselbe häufig gefärbt, wodurch sich seine nachtheilige Wirkung auf den Körper weiter erklärt. Es empfiehlt sich daher, nur den sogenannten schwarzen Thee zu genießen. Beide Sorten werden von einem und demselben Strauch gewonnen; der Unterschied bezieht sich demnach nur auf deren Behandlungs-Methode bei der Theegewinnung. Nachdem die Theeblätter bei der Lese in der Sonne getrocknet sind, werden sie einem wiederholten Röstverfahren unterworfen. Man vermuthet, daß bei dem grünen Thee dieses Verfahren nur theilweise oder garnicht zur Anwendung gelangt, wodurch der Giftgehalt der Theestaude auch aus den Blättern nicht genügend entfernt wird. Am räthlichsten ist es, den Thee nur aus renommirten Handlungen zu beziehen. Aus China und Rußland kommt neben dem guten Thee auch oft ganz gemeine Ware, die vom Theestrauch nur den Namen entlehnt hat, zu hohen Preisen nach Deutschland in den Handel. Unter den schwarzen Theesorten, zu denen man auch den Souchong und Congo zählt, pflegt man den Pecco als den edelsten zu bezeichnen. Er wird von den zartesten, hellen Sprossen junger, d. h. kaum dreijähriger Theestauden hergestellt. Bei der Zubereitung des Thees muß man das Gefäß, eine Porzellan- oder Metallkanne, zuvor mit heißem Wasser ausspülen, sodann aber auf die Theeblätter, die man eingeschüttet hat, völlig kochendes, d. i. sprudelndes Wasser gießen, zunächst nur so viel, daß es die Theeblätter eben bedeckt. Nachdem dann die zusammengerollten und durch das Trocknen eingeschrumpften Blättchen erweicht sind, füllt man das noch erforderliche, ebenfalls sprudelnde Wasser nach. Der Aufguß darf, zum Zweck des „Ziehens" an heißer Stelle, nur 3 bis 4 Minuten auf den Blättern bleiben, entweder auf der Herdplatte oder über dem Wasserdampf des Theekessels; nach dieser Frist erfreut sich der Kenner einer guten Tasse Thee. Tony Pauly.

H. Schrader. — Versuchen Sie, den unangenehmen Geruch des Manchester-Sammets durch Räuchern mit Wachholderbeeren zu entfernen. Zu diesem Zweck muß der Sammet in einen engen geschlossenen Raum, vielleicht einen Schrank, gehängt werden; ein eisernes Gefäß mit glühenden Kohlen, die mit Wachholderbeeren bestreut sind, stellt man nun darunter und schließt die Thür. Nach 12 Stunden nimmt man den Sammet wieder heraus. A. H.

B. v. S. in K. — Die verbesserten Glühstoff-Plätteisen der Deutschen Glühstoff-Gesellschaft sind sehr empfehlenswerth, was Sparsamkeit im Brennen, Sauberkeit beim Plätten, schnelles Erwärmen bei vollständiger Geruchlosigkeit anbetrifft. Dieselben verbrennen in der Stunde ungefähr 6 bis 8 Glühkörper, von denen 48 Stück für 40 Pf. käuflich sind. Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29 führt diese Eisen zum Preise von 3,50 Mk., vernickelt zum Preise von 6 Mk. A. H.

C. B. in Borek. — Die Truhe zum Aufbewahren des Pelzwerkes (siehe Leserkreis vom 14/4 95) ist als Mottenschutz durchaus zu empfehlen; der Kampher-Geruch macht sich so intensiv bemerkbar, daß keine Motte sich in ihre Nähe, viel weniger noch in das Innere der Truhe verirrt.
Frau A. Fr.

A. B. in Wetten und **A. R. in Karge.** — Weiße Strohhüte, die von der Sonne gebräunt oder unsauber geworden sind, bürstet man strichweise mit Citronensaft ab, reibt sogleich jeden Strich mit pulverisirtem Schwefel nach und läßt den Hut im Dunkeln trocknen. A. H.

Lora P. A. — Schimmelflecke entfernt man aus Wäsche mit kräftigem Eau de Javelle; sie schwinden danach sofort, doch darf ein wiederholtes Nachspülen in klarem Wasser nicht versäumt werden. A. H.

A. Singer in Ozora. — Wir können Ihnen nur ein Verfahren (nach Dr. Versch) angeben, um Marmor smaragdgrün zu färben. Für diesen Zweck wird Wachs mit destillirtem Grünspan zusammengeschmolzen, diese Masse noch warm gleichmäßig auf den Marmor aufgetragen und nach völligem Erkalten von der Oberfläche entfernt. A. H.

Küche.

Einige Winke für das Kochen. — Aale und schleimige Fische reinigt man gründlich und leicht durch Abreiben mit heißer Asche; Barsche und schwer zu schuppende Fische hält man nach dem Tödten (durch einen Schlag auf den Kopf) einen Moment in heißes Wasser, dann gehen die Schuppen leichter ab. — Nur ganz dunkle Krebse kochen sich schön roth, während bläuliche ein mattes Roth nach dem Kochen erhalten. Schmackhaft sind Krebse nur in den Monaten, die kein r haben; dasselbe gilt vom Meerrettig. A. H.

Raviolis mit Spinat. — Einen aus 250 g Mehl, 30 g Butter, 3 Eigelben und Salz mit lauwarmem Wasser bereiteten Teig schlägt man, bis er Blasen wirft, und stellt ihn einige Zeit an einen warmen Ort. Danach theilt man ihn in zwei Hälften und rollt Platten davon aus, die man gleichmäßig dünn nach allen Seiten auszieht. Die eine der Platten bestreicht man mit Wasser, füllt in Zwischenräumen kleine Häufchen von dick eingekochtem kräftigen Spinat-Pürée darauf, deckt die andere Teigplatte darüber und schneidet mit dem Kuchenrad 2 cm große Vierecke davon aus. Diese Raviolis kocht man 5 Minuten in siedender Fleischbrühe, hebt sie mit dem Schaumlöffel vorsichtig heraus in einen Durchschlag zum Ablaufen, schichtet sie mit Parmesan-Käse und zerlassener Butter auf eine Schüssel und bäckt sie 1/4 Stunde in guter Ofenhitze. A. H.

Englischer Spargel-Pie mit Krebsschwänzen. — Ein Pie-Teig, von Mehl, Wasser, Salz und zerlassenem Rinderfett bereitet und mehrfach ausgetrieben, wird dünn ausgerollt.

Tischdecke aus Java-Canevas mit farbigem Kreuzstich.

Sodann legt man eine tiefe Pie-Schüssel von starkem Porzellan damit aus und schneidet einen gut passenden Deckel aus Teig. Nun mischt man 1/2 kg in kleine Stücke geschnittenen Spargel, 1/2 Schock ausgeschälte Krebsschwänze mit einer dicken Sahnen-Sauce, füllt alles in die Pie-Schüssel, deckt den Teigdeckel darauf, drückt beide Teigränder mit einem Kneipeisen fest auf einander und läßt den Pie 1 Stunde in nicht zu heißem Ofen schön braun backen. A. H.

Frau M. S. in Hamburg. — Fürst-Pückler Béchamel-Kartoffeln. — Gekochte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln werden mit feinwürfelig geschnittenem Schinken, gewiegten, in Butter gedünsteten Zwiebeln, zerlassener Butter und Parmesan-Käse in eine mit Butter ausgestrichene Mehlspeisen-Form geschichtet; 8 ganze in 3/4 l Milch zerquirlte Eier mit etwas Salz werden darübergegossen; obenauf wird reichlich Parmesan-Käse gestreut und zerlassene Butter geträufelt. Die Kartoffeln müssen 3/4 Stunden im Ofen, auf einem Dreifuß stehend, backen, worauf man sie in der Form servirt. A. H.

Rathbedürftige Hausfrau in R. — Selbstbereitete Chocoladen-Pralinés können nur dann ihren Glanz verlieren, wenn die flüssige Mischung zu heiß gehalten wurde. Dieselbe ist niemals direct auf dem Feuer oder der heißen Kochmaschine flüssig zu erhalten; sie darf nur auf ein Gefäß mit gleichmäßig kochendem Wasser gestellt werden. — Zweckmäßig construirte Bratofen-Thermometer erhalten Sie zum Preise von 4,50 Mk. bei P. Naddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 11. A. H.

Gärtnerei.

Kaffeesatz als Blumendünger. — Viele Blumenliebhaber pflegen Kaffeesatz um Oleander-Bäume und andere Pflanzen zu schütten, in der Meinung, dadurch das Gedeihen derselben zu befördern. Durch den fetten Dünger, den der Kaffeesatz erzeugt, wird die Pflanze zwar anfangs zur raschen Entwicklung getrieben, bald aber fängt sie an zu kränkeln und geht dann rasch zu Grunde. Der Kaffeesatz ist nämlich der beste Brutherd für allerlei Ungeziefer. Betrachtet man die Wurzeln einer durch Kaffeesatz gedüngten Pflanze, so wird man sich überzeugen, welche Verheerungen die Würmer angerichtet haben. Beim Oleander zeigt sich die schädliche Wirkung zunächst daran, daß die zuerst üppig entwickelten Blätter gelb werden und trocknen, nach und nach immer kleinere Blätter hervorkommen, während die Blüthen die schöne rosa Farbe verlieren, ziegelroth werden und zuletzt so verkümmern, daß die Knospen nicht mehr aufgehen, sondern welk und trocken abfallen. Kaffeesatz als Dünger ist nur dann gut, wenn er mit Lehm, Sand, Holzkohlen-Pulver und Gartenerde stark vermischt, also nur homöopathisch angewendet wird. Am besten ist es, ihn zum Kompost zu verwenden und durch Einwirkung von Luft, Sonne und Regen ausgähren zu lassen. B. Schlegel.

C. E. in Darmstadt. — Die neue japanische Weinbeere (Rubus phoenicolasius), auch „Child's new Japanese Wineberry" genannt, ist keine Weintraube, wie der deutsche und englische Name vermuthen läßt, sondern eine Brombeer-Art. Diese Pflanze, deren Triebe über dem Boden hinlaufen, auch an kleineren Spalieren gezogen werden können, hat schon als Zierpflanze einen hohen Werth, verlangt aber, um nicht zu erfrieren, in Süddeutschland eine leichte, in Norddeutschland eine sorgfältige Winterdecke. Die Blätter sind gesägt, oberseits grün-, unterseits weißfilzig, die Blüthen klein, aber in ganzen Büscheln beisammenstehend, die Früchte glänzend corallenroth. Auf gutem Boden trägt die Pflanze sehr reich. Die Früchte schmecken wie Brombeeren, haben aber nur wenig Aroma und eignen sich mehr zur Wein- und Gelée-Bereitung als zum Rohgenuß. M. H.

Frau L. G. — Baumrinde läßt sich für die Verfertigung von Jardinièren leicht genügend biegsam machen, wenn man sie einige Zeit in einem Waschkessel kochen läßt oder nur über einem mit kochendem Wasser gefüllten Kessel aufhängt. Die Rinde muß in noch feuchtem Zustande verarbeitet werden. M. H.

Handarbeit.

Tischdecke aus Java-Canevas mit farbigem Kreuzstich. — Das Resultat meines Fleißes an den langen Winterabenden ist eine Tischdecke für mein Gartenzimmer, die fortgesetzt die Bewunderung meiner Besucher erregt. Als Material verwendete ich ein 145 cm im Quadrat messendes Stück naturfarbenen Java-Canevas, das Meter zu 4,50 Mk., und zwei Strang rothes, zwei Strang blaues Stickgarn, à 90 Pf.; Einfassung und Cordel kosteten 2,50 Mk. Vorlagen boten mir die Sammlungen altdeutscher Leinenstickerei, Nr. 16 und 21; die Muster können natürlich auch, — je nach Größe der Decke, — durch andere ersetzt werden. Frau Emma H.

Allgemeines.

Pflanzenpresse. — Waren bisher auch die sogenannten Gitterpressen mit Messingplatten die gebräuchlichsten, so zeigten sie doch mancherlei Mängel; besonders war ihr hohes Gewicht für Touristen lästig. Eine neue Pflanzenpresse, ohne die Fehler der Gitterpresse, besteht aus zwei Rahmen von hartem Eschen- oder Ahornholz, die mit einem feinmaschigen Drahtgewebe überzogen sind. An den Längsseiten des einen Rahmens sind zwei eiserne Patent-Ketten befestigt, die, um beide Rahmen geschlungen, beliebig fest oder lose in die Haken des anderen Pressenrahmens sich einfügen lassen. Ein kräftiger Ledergriff erleichtert das Tragen dieser in verschiedenen Größen angefertigten Pflanzenpresse, deren größte dem Format der meisten Herbarien entspricht. A. H.

Freistelle im Mädchen-Pensionat. — Ist einer Mitleserin ein Institut bekannt, wo eine vierzehnjährige Halbwaise eine Freistelle erhalten könnte zur besonderen Ausbildung im Klavierspiel und in der französischen Sprache?
Langjährige Abonnentin.

Baronin B. in T. bei Wien. — Auf Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 1/2 97, bezüglich des Stoffes aus Chap-Seide, ist folgende Antwort bei uns eingegangen: Die Firma Othomar Wenzel, Prag I, Karlsgasse, führt Stoffe aus Chap-Seide. Baronin G., Schloß Engelstein.

Außerdem haben sich die folgenden Firmen zur Lieferung des Stoffes erboten: J. F. Kratzer u. Co. (C. Muermann), Berlin O, Blumenstr. Nr. 7, I; Conrad Kein, Ostritz i. S.; Ernst Levi, Mannheim. Die Redaction.

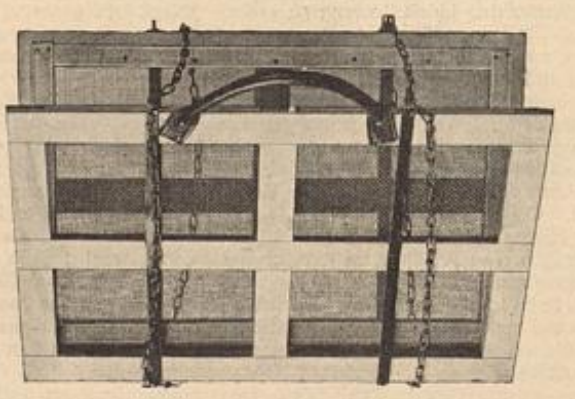
Frau E. Gr. — Weben von gezupfter Seide (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1/2 1897).

Ich möchte Ihnen empfehlen, Sich an die Seiden-Teppichweberei von Anton Hermann, Königl. Hoflieferant in Donauwörth, Bayern, zu wenden. 1 kg gezupfter Seide giebt eine Decke von 1 □m Größe. Die Unkosten betragen etwa 10 Mk.
Eine Abonnentin.

Carl und Josef Gutwald in Unter-Meidling, Nieder-Oesterreich, Marleinsdorferstr. Nr. 7, lieferten eine sehr hübsche Decke aus 2 kg farbiger gezupfter Seide.
Frl. Marie B. in Lemberg.

Frida Sch. (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 15/2 97). — Zur Beschaffung eines Klaviers für eine arme Lehrerin, die ihre blinde Mutter zu ernähren hat, werden eine Million Briefmarken gesammelt. Beiträge erbittet der Schriftführer des B.-S.-V. „Franko", H. Stamm, Münster i/W., Gaststr. 9. Mehrere Leserinnen.

Gebrauchte Briefmarken, die so ausgeschnitten sind, daß der Zackenrand unverletzt bleibt, sammeln für wohlthätige Zwecke: Margarete Thomsen, Lübeck, Kaiserhof; M. Stein, Danzig, Nähm 17; ebenso die „Berliner Brockensammlung", Berlin N, Reinickendorferstr. 46a, die auch für Pferdebahn-Billets Verwendung hat. D. Red.



Pflanzenpresse.

Fräulein Helene Erler, Azuga, via Predeal, Rumänien, sammelt eine Million Briefmarken, um dafür ein armes Kind in die Schule schicken zu können. L. B.

Bezugsquellen.

Pflanzenpresse (Größe a 42 : 28 cm 4,50 Mk., Größe b 34 : 22 cm 3,50 Mk.): Erste Berliner Metalldraht-Weberei von Fritz Schindler, SO, Köpenickerstr. 116.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11, III. 1. Juni 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(4. Fortsetzung.)

Wenn Donner und Blitz in der Luft lagen, — in der von seinen vier Wänden umschlossenen Luft nämlich, — dann schlug auch dieses freien Mannes Stündlein. Schon bei den ersten Anzeichen, dem leisesten fernen Grollen im äußeren Departement, dem gewöhnlichen Entstehungsherde dieser localen Gewitterbildungen, — zuckte der Professor nervös zusammen und rückte ängstlich auf seinem Stuhle hin und her, bange Blicke nach der Thüre werfend.

Der Sohn schien in dieser Beziehung widerstandsfähiger, und derlei kleine Elementar-Ereignisse brachten ihn nicht aus seiner schönen Fassung. Auch das allmählich immer mächtigere Anschwellen zweier weiblicher Stimmen draußen schien sein Behagen nicht im mindesten zu stören; er zog das rechte Bein nur in noch unglaublicherer Verkürzung empor, und ließ den Hacken des herabbaumelnden linken Fußes in gleichmäßigen Zwischenräumen auf den Boden niederfallen. Er markirte in dieser Weise den Takt zu der Melodie, die im Nebenzimmer von einer frischen, etwas spitzen Mädchenstimme tapfer hinausgeschmettert wurde. Bei jedem nicht ganz reinen Tone zog der Jüngling den Mund schief und rümpfte die Nase, — einmal entfuhr ihm sogar ein „Au!"

Minna, die eben das Credenz-Tuch aufbreitete, bezog dieses Au!" auf das sich immer besser entwickelnde Gezeter draußen.

„Wie ärgerlich! Immer am Sonntag," murmelte sie verdrießlich, den Spitzen der Credenz-Decke dieselbe Aufmerksamkeit zuwendend, wie vorhin der Tischtuchkante.

Der Professor blickte neidisch zu seiner ältesten Tochter hinüber.

„Sonntag?" flüsterte er kaum hörbar, dann sank er seufzend in sich zusammen und warf wieder einen ängstlichen Blick nach der Vorzimmerthüre, der sich aufgeregt rasche Tritte näherten. Was sich gleich darauf im Thürrahmen zeigte, mochte Uneingeweihten übrigens nicht gar so schreckenerregend erscheinen: eine rundliche kleine Frau mit kühn aufgestülptem Näschen und hübschen dunklen Augen, die augenblicklich allerdings etwas unruhig flimmerten.

„Wilhelm! Sei so gut, einen Augenblick!" Die Stimme bebte ein wenig.

Der Recke hob den Kopf.

„Röschen, ich bitte Dich," sagte er beschwichtigend.

„Wilhelm . . ."

Der Professor versuchte keinen weiteren Widerspruch; er erhob sich und wandte sich der Thüre zu. Erst dort stand er einen Augenblick stille.

„Welche?" fragte er kläglich, weiter nichts.

„Die Resi natürlich! Diese freche, impertinente Person, sie bringt mich noch ins Grab! Mit ihr verglichen war ja die alte Marie noch Gold . . ."

Einer weiteren Instruction bedurfte es nicht; der Professor kannte seine Pflicht. Er lenkte die wuchtigen Schritte zur Küchenthür und ließ im nächsten Augenblick den Donnerkeil seiner gewaltigen Thorstimme auf die „impertinente Person" niedersausen. Mit der Zornesader auf der Stirn und den dräuenden Blau-Augen sah er dabei aus wie ein nordischer Held; doch als die Verstockte sich wenig eingeschüchtert zeigte, blickte der Professor zuerst scheu um sich und drückte dann der bereits etwas versöhnlicher Blickenden ein paar Silbermünzen in die Hand, indem er flehend flüsterte: „Gehn's Resi, seien's gescheidt, geben's nach! . . . Sie wissen ja, wie die Frau ist!"

Mit einem leidenden Zug auf den leicht gerötheten, männlich schönen Zügen betrat er gleich darauf das Speisezimmer. Fügsam wie ein Lamm, aber noch mit gekränkter Duldermiene folgte die gezähmte Widerspenstige mit der Suppenschüssel.

„Rufen Sie die Baronesse, Resi!" befahl die Hausfrau, als das Mädchen verschwinden wollte. Die Stimme klang schon bedeutend milder.

Sie ergriff den Silberschöpfer, und fischte eine von vorsorglichster Gattenliebe zeugende Anzahl allerliebster Brösselknödelchen aus der appetitlichen Brühe, den Teller ihres Gatten füllend.

Aber der Hüne schob die Suppe von sich.

„Ich kann nicht, mir ist der Appetit vergangen!" ächzte er, und der Leidenszug um seinen Mund verschärfte sich.

Seine Gattin erwiderte nichts; während sie die übrigen Teller füllte, verrieth nur der hochwogende Busen ihre innere Bewegung.

Zugleich mit Sylvia, die stumm grüßend ihren Platz neben der Hausfrau einnahm, trat die Sängerin aus dem Nebenzimmer. Es war ein hübsches, frisches Mädchen, mittelgroß und üppig. Mit dem vorne hoch toupirten Haar und dem breiten Umlegekragen, der trotz der rauhen Jahreszeit den weißen Hals frei ließ, war Mizi Schmidtbauer das Prototyp einer feschen Wienerin.

Eine Weile schwiegen alle; man vernahm nur das Klappern der Löffel und das Einschlürfen der Suppe, worin sich besonders der Jüngling Otto hervorthat. Auch das Opfer der Küchenfehde, der Hausherr, schien seine Eßlust allmählich wiedergefunden zu haben: das erste Klößchen schob er zwar noch mit einer sehr matten Geberde in den Mund und wälzte es dort wie zögernd von einer Backe in die andere, als koste es ihm Ueberwindung hineinzubeißen, aber als Resi mit dem Rindfleisch erschien, glänzte des Professors Teller doch wie rein abgewaschen.

„Otto, kommst heut' mit in die Burg?" fragte das jüngere Fräulein Schmidtbauer, während die Mutter das Zugemüse austheilte, abermals sorglich bemüht, daß dem Gatten der Löwenantheil seiner Lieblingsgerichte zufalle.

Otto machte ein „Schnoferl", dann aber fragte er: „Also in die Burg wird heute gegangen?" Er wandte sich mit dieser Frage an Sylvia, und zwar mit einem Blick, der kühn galant gemeint war, aber etwas verlegen ausfiel. Oli hatte nicht unrichtig vermuthet: der Student besaß schon so etwas wie ein Herz, wovon nebst anderem auch ein Gedicht Zeugniß ablegte, das mit viel Gefühl begann und in souveräner Verachtung des Rhythmus in die freudigen Worte ausklang:

„Wir beugen unser Sclavenknie,
Und stammeln: Sylvia Merchetti!"

„Wir gehen uns anstellen, Minna und ich," antwortete Mizi an Sylvia's Statt, die den Jüngling selten einer directen Ansprache würdigte. „Da geht die Baronesse nie mit, das weißt Du ja!"

In dem kurzen pfiffigen Blick, der, Sylvia flüchtig streifend, das Auge des Bruders suchte, lag ein deutliches: „Du kennst ja ihre Fadaisen!"

Doch die ältere Tochter des Hauses stellte sich auf Sylvia's Seite.

„Da hat sie wirklich recht," meinte sie. „Man verliert eine Menge Zeit!"

„So? Na, da geh' ich halt' ein anderes Mal allein," schmollte Mizi.

„Allein? Daraus wird nichts!" fiel Mama Schmidtbauer sehr bestimmt ins Wort. „Entweder alle beide oder keine, das weißt Du."

„Heute gehe ich ja ganz gern," beruhigte Minna die Schwester, die ihr in aller Eile einen sehr ausdrucksvollen Blick zugeworfen hatte. „Ich spreche nur im allgemeinen, daß es manchmal nicht der Mühe werth ist, sich ein paar Stunden hinzustellen und halb todt drücken zu lassen Mir wäre ein anderes Sonntagsvergnügen auch oft lieber."

„Ich möchte nur wissen, was?" ärgerte sich Mizi. „Ich komme ohnehin so selten dazu; viel zu selten! — Wenn man zum Theater geht . . "

Der Professor, der eben die liebevolle Aufforderung seiner Gattin, noch etwas süßes Kraut zu nehmen, mit einem gnädigen Nicken beantwortet und dem Gespräche der jungen Leute bisher nur geringe Beachtung geschenkt hatte, ließ bei Mizi's letzten Worten die Gabel sinken und funkelte seine Jüngste durch die Brillengläser mit mißbilligendem Staunen an.

„Was soll das heißen? Spukt Dir das noch immer im Kopfe? Ich glaube mich doch schon einmal deutlich über diesen Punkt ausgesprochen zu haben! Dazu erhältst Du nun und nimmer meine Einwilligung, das könntest Du schon wissen."

„Aber Papa," kam Otto der Schwester zu Hülfe, „warum denn nicht? Schau, das ist ein Vorurtheil von Dir! Glaub' mir, da sind noch ganz andere beim Theater als Mizi: hohe Offizierstöchter und Baroninnen."

„Mag sein! Ich aber habe meine Töchter dazu erzogen, sich ehrlich ihr Brod zu verdienen . . ."

„Aber wenn ich einmal gar keine Lust zur Klavierlehrerin hab'," widersprach Mizi weinerlich. „Da kriegt man ja die Gelbsucht vor Gift und Gall' . . . Ja, wenn ich keine Stimm' hätt', das wär' was anderes, aber die Pollici sagt, ich könnt' mein Glück machen."

„Weißt Du, wie viel z. B. die Kopacsi hat?" fiel Otto eifrig gesticulirend ein. „Neulich stand es in einer Zeitung: Auf mindestens 30000 Gulden steht sie sich im Jahr, — 30000! Das will was heißen, — nicht einmal ein Minister bekommt so viel! Wart' einmal: 1. Rangklasse, das macht 12000 und Functions-Zulagen beiläufig ebenso viel, — also 24000! . . . Ja, wenn eine Glück hat! Und warum soll gerade Mizi kein Glück haben?"

Aber der Professor war nicht so leicht umzustimmen. Mit einem sehr entschiedenen: „Macht mich nicht böse, ich will davon nichts mehr hören," schnitt er die Discussion ab, um sich mit ungetheiltem Interesse dem eben aufgetragenen Nierenbraten zuzuwenden.

* * *

Sylvia zog sich nach dem Speisen auf ihr Zimmer zurück. Eigentlich war es nur ein neben der Küche gelegenes mittelgroßes Cabinet, dessen Fenster auf den Hof hinausführte. Dieser war so hell und geräumig, daß Sylvia's Wohnstube immerhin luftiger und freundlicher war als sonst Hofzimmer im Weichbilde der Stadt. An düsteren Tagen bot es freilich trotzdem mit seiner nüchternen Einrichtung und der begrenzten Aussicht keinen erheiternden Anblick, und man mußte in froher Stimmung sein, um den Aufenthalt darin nicht geradezu melancholisch zu finden.

An Wochentagen, wenn ihre Studien sie häufig bis spät abends beschäftigten, empfand Sylvia das nicht so deutlich; heute aber lag es schon den ganzen Tag auf ihr wie ein Alp.

Sie nahm aufs Gerathewohl einen Band von der Bücherstelle und setzte sich damit ans Fenster, aber statt zu lesen, folgten ihre Augen den an den Scheiben herabperlenden Regentropfen, die, selten neue Bahnen suchend, gewöhnlich in den von andern ausgewaschenen Rinnen herabflossen und sich gegen das Ende ihres Laufes mit einem der unten träge stehen gebliebenen Tropfen vereinten. Heuer dauerte das trostlos graue Spätherbstwetter bis tief in den Winter hinein. Man schrieb schon Anfang December, und noch war kein Schnee gefallen, aber seit Wochen waren die Pflastersteine kaum trocken geworden.

Während der vier Winter, die Sylvia nun schon im Hause des Professors verbrachte, hatte es ähnliche Tage in Menge gegeben, nie aber hatte das junge Mädchen den Einfluß der Witterung auf seine Stimmung so empfunden wie heuer. Mit jedem Tage wurde die Unlust-Empfindung unerträglicher. Schon wenn Sylvia des Morgens erwachte, öffnete sie die Augen mit einem ungeduldigen Seufzer; sie kleidete sich an ohne Freude und lernte ohne Interesse, bloß weil ihr Stolz es nicht zuließ, hinter anderen zurückzustehen. Dabei hatte sie oft schwer zu kämpfen, um die abspringenden Gedanken bei dem Gegenstande, der eben gelehrt wurde, oder in den sie sich daheim versenken sollte, festzubannen, zwischen den Worten des Vortragenden meinte sie eine erstaunte Stimme zu hören, die sprach: „Um alles in der Welt, Baronin, wozu brauchen denn Sie das?" — und zwischen den Zeilen ihrer Bücher und Hefte stand oft und oft ein verwirrendes: „Sie . . . Lehrerin! Lächerlich!" Oder auch eine andere Aeußerung, die bei einer späteren Gelegenheit gefallen war und dem jungen Mädchen alles Blut zum Herzen getrieben hatte: „Nein, nein! Das müssen wir anders eintheilen, — das gebe ich nicht zu!" Dazu ein freundlich verheißungsvolles Lächeln. Sylvia sah noch deutlich den häßlichen Mund vor sich, der so sprach, und den sie dankbar hätte küssen mögen.

Es war an dem Tage, als der Thon unter Vichéry's Hand die edlen Umrisse von Sylvia's Köpfchen in so vielversprechender Weise zum ersten Male zeigte. „Vielversprechend" — war das nicht auch auf jener Karte das Wort gewesen? Und dann: „Wenn uns der Zufall nie mehr zusammenführen sollte" . . .

Das junge Mädchen sprang auf und lief rastlos im Zimmer auf und ab.

Da ertönte ein kurzes Klopfen, und das runde Antlitz der Professorin, deren rechte Wange den Abdruck der von gestickten Streifen zusammengesetzten Schlummerolle zeigte, schob sich durch die Thürspalte.

„Möchten Sie nicht in die Bilder-Ausstellung mitkommen, Baronesse? Heute kostet es nur zwanzig Kreuzer, so viel wird's wohl werth sein. Sie hätten ja, glaub' ich, auch gern das Bild gesehen, von dem jetzt so viel gesprochen wird. ‚Der Krieg' heißt's und soll so grauslich sein!"

Sylvia zögerte. Sie vermied es gern, sich öffentlich mit der Professorin zu zeigen, denn die im Hauskleide trotz ihrer erwachsenen Kinder nicht anders als noch hübsch zu nennende Frau sah im Federhut und reichgarnirten Cape beunruhigend corpulent aus, wozu die geräuschvolle Backfischfreudigkeit, welche Mama Schmidtbauer immer entwickelte, wenn auch sie sich einmal ein Vergnügen gönnte, in merkwürdigem, Sylvia höchst peinlich berührendem Gegensatze stand. Da war der Professor trotz seines im Nacken nie ordentlich zugestutzten Haares, das Sylvia an ihm störte, doch eine weit weniger auffällige Erscheinung.

„Kommen's nur mit, Baronesse! Das ist nichts; ein junges Geschöpf soll hie und da ein bissel hinaus! Das ganze Haus ist leer: mein Mann kommt mit uns, die Mädel sind im Theater, Otto im Kaffeehaus und die Marie hat Ausgang. Sie werden doch nicht mit der zuwideren Person, der Resi, allein bleiben und Trübsal blasen."

„In die Kunst-Ausstellung" — hatte Frau Schmidtbauer gesagt? Warum nicht? dachte Sylvia. Es war wirklich alles besser als in den Regen hinauszustarren und zu grübeln.

„Sie kommen mit? Na, das ist recht! Also richten Sie Sich einstweilen zusammen, — ich bin auch gleich fertig."

Trotz des schlechten Wetters war das Künstlerhaus sehr gut besucht; besonders vor den Sensations-Gemälden der Saison staute sich die Menge. „Der Krieg" von Stuck, auf den die Professorin so neugierig gewesen war, enttäuschte aber die Dame.

„Was ist denn das, wo er darüber reitet?" fragte sie. — „Es schaut bald so aus wie ‚Schneenockerln in der Himbeer-Sauce' . . . Was? Blut ist's und Menschenleiber? Richtig! Da schau her. Pfui Teufel!"

Mehr Glück hatte die „Sünde" desselben Meisters bei der Professorin. Den Schlangenleib zur Rechten des Kopfes hielt sie zwar lange Zeit für einen neumodischen Aermel und erklärte diesen „schon für das Häßlichste, was sie in der Art gesehen"; dann aber ließ sie sich von ihrem Gatten über die Bedeutung des seltsamen Gemäldes, wie über die wahrscheinlichen Absichten des Malers belehren, was, wie immer, wenn der Professor ins Dociren kam, so lange dauerte, daß Sylvia die Geduld verlor und andere im selben Saale hängende Gemälde zu betrachten anfing.

Ein kleines Genre-Bild fesselte längere Zeit ihre Aufmerksamkeit, und als sie sich mit einer Bemerkung an ihre Begleiter wenden wollte, hatte sie diese aus den Augen verloren: wohin sie ihre Blicke wendete, begegneten ihr unbekannte Gesichter.

Da plötzlich zuckte sie zusammen. — Dort, die große, dunkelgekleidete Frau, die, ohne der Bilder an den Wänden zu achten, gebieterisch raschen Schrittes den Saal durchquerte, war das nicht die Oberhofmeisterin? Ein zweiter rascher Blick brachte der Baronesse Gewißheit: es war in der That Gräfin Vichéry, und jeder Schritt brachte sie Sylvia näher.

Dem Mädchen erging es seltsam; es war sich selbst nicht klar über seine Empfindungen. Etwas wie demokratischer Groll gegen die hohe Dame, die mit souveräner Unbekümmertheit über geheimes Hoffen hinweggegangen war, das sie selbst genährt, hatte die ganze Zeit über in Sylvia's Brust gekocht, — und doch! — jetzt, als sie den Gegenstand ihrer unausgesprochenen bitteren Anklagen vor sich sah, kam es wie ein befreiendes Gefühl der Zusammengehörigkeit über sie. Als hauche der Odem einer ihr zusagenden Luft sie an, so wurde ihre Haltung ungezwungener, freier, während das Bewußtsein, die brave Mama Schmidtbauer an der Seite zu haben, die ihr doch nie etwas anderes als Freundliches erwiesen, das sonst so selbstbewußte Mädchen derart drückte, daß es sich bei den seltenen gemeinsamen Promenaden, wenn auch nie linkisch, so doch immer mit einer gewissen Unsicherheit bewegte.

Trotzdem war Sylvia im Zweifel, ob sie grüßen oder unbemerkt im Nebenzimmer verschwinden sollte; aber während sie noch schwankte, hatte die Gräfin das Lorgnon erhoben und das nur mehr wenige Schritte vor sich stehende Mädchen fixirt. Im nächsten Augenblick stand sie vor der Erröthenden.

„Da leugne einer noch die anziehende Macht sympathischer Erinnerung!" sagte sie lebhaft. „Es sind kaum zehn Minuten, daß ich an Sie dachte, liebes Kind, und nun sehe ich Sie vor mir wie ein verkörpertes Traumbild! Aber wie? So einsam und verlassen?"

Sylvia gab nicht ohne Verlegenheit Aufklärung über ihr augenblickliches Alleinsein.

„Nun, dann trifft sich's ja doppelt gut, daß ich als Deus ex machina erscheine, um einstweilen die Chaperon-Rolle zu übernehmen! Kommen Sie: ich helfe Ihnen Ihre Leute suchen, und bis dahin plaudern wir ein bißchen . . ."

„Vielleicht sind sie in der österreichischen Abtheilung?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

Waren Sie schon dort?“ fragte die Gräfin, als man in den beiden Nebensälen erfolglos nach dem Ehepaar Umschau gehalten hatte.

Sylvia verneinte.

„Ueberhaupt noch nicht? Da haben Sie also auch das Bild meines Sohnes nicht gesehen?“

Sylvia verschwieg, daß sie von dem Vorhandensein eines solchen überhaupt nichts gewußt hatte, und sagte einige verbindlich bedauernde Worte, es noch nicht besichtigt zu haben.

Die wenigen Schritte an der Seite der ihren hohen Wuchs noch etwas überragenden Frau hatten ihr die eigene ruhige Sicherheit des Auftretens wiedergegeben. Vorhin neben ihren Hausleuten hatte Sylvia jeden bewundernden Blick, der sie traf, wie eine verletzende Kühnheit empfunden, und der Schleier, den sie vor das Gesicht gezogen hatte, erschien ihr nicht dicht genug, — jetzt hatte sie diesen ganz zurückgeschlagen, und wenn sie merkte, daß die sonntäglichen Kunst-Enthusiasten, welche die Räume füllten, beim Herannahen der beiden hohen Gestalten rücksichtsvoll zu beiden Seiten aus einander wichen, dann wirkte die Beachtung, die dieses freiwillige Menschen-Spalier ihr schenkte, nicht im entferntesten belästigend auf sie — weit eher berauschend, wie ein Glas starken Weines. Daß sie trotz der Einfachheit ihrer dunkelblauen Toilette distinguirt genug aussah, ihrer vornehmen Begleiterin keine Schande zu machen, bestätigte ihr ein flüchtiger Blick, den sie beim Durchschreiten des Vestibules in einen der hohen Spiegel warf.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

Kinderpflege und Kindererziehung. Von Nicolaus Partenheimer, Lehrer in Frankfurt a/M. (Verlag von W. Rommel, Frankfurt a/M., Preis 60 Pf.). Das kleine Heft stellt klar und bündig in anziehender Form die Hauptregeln der körperlichen und geistigen Kindererziehung dar. Ein scharfer Ausdruck, wie: „Wer sein Kind nicht nähren kann, sollte auch nicht Mutter sein", wäre wohl dahin zu mildern: „Wer sein Kind stillen kann und es nicht will, sollte nicht" 2c. — Kleine Kinder in kaltem Wasser, — von 20 bis 25° C. = 16 bis 20° R., — zu baden, wird von der großen Mehrzahl der Kinderärzte als zu starke Reizung der Nerven für nicht zweckmäßig und nur ausnahmsweise für zulässig erachtet; die Ausdehnung solcher Bäder auf 5 Minuten ist jedenfalls zu lange, weil dadurch zu viel Wärme entzogen wird. Im übrigen ist das kleine Buch wärmstens zu empfehlen. Dr. D.

An die Mütter. — Eine indische Lehre sagt: „Dieses ist die Summe aller wahren Rechtschaffenheit: Begegne anderen, wie Du möchtest, daß Dir selbst begegnet würde. Thue Deinem Nachbar nichts, was Du nicht möchtest, daß er Dir thue. Im Erfreuen, im Kränken, im Wohlthun oder Schaden, im Gewähren oder Versagen dient es dem Menschen zur genauen Richtschnur seines Handelns, wenn er auf seinen Nächsten sieht, wie auf sich selbst." Wie leicht wäre der unheilvolle Fehler „sich nicht in die Lage anderer versetzen zu können" aus der Welt geschafft, wollten die Mütter damit beginnen, schon kleinen Kindern immer aufs neue klar zu machen, daß, was ihnen selbst Freude und Schmerz bereitet, auch anderen wohl und wehe thut. Wenn eine derartige, consequent durchgeführte Gedanken- und Gefühlsübung eine Grundlage sittlicher Erziehung unserer Kinder bildete, so würde in der kommenden Generation der herrschende mitleidlose Kampf um das Dasein, jede rücksichtslose Selbstbehauptung gar bald einer Selbstbeschränkung weichen, und an Stelle des Beiseiteschiebens und Niedertretens fremder Interessen würden sittlichere und liebenswürdigere Eigenschaften, vor allem wieder allgemeine Menschenliebe und Achtung, ein edler Wetteifer treten, in dem die Tauglichsten zugleich die sittlich Besten sind, die neidlos und mit hülfsbereitem Wohlwollen dem weniger Befähigten die stützende Hand bieten; die herrschende Ruhelosigkeit und Zerfahrenheit würden ein Ende haben, innere Ruhe und Zufriedenheit wieder die Menschheit beglücken. Sittliche Lehren aber als eine wahrhaft edle Saat, als die Grundlage reichen und unermeßlichen Segens auszustreuen über eine Welt, mit liebender Sorgfalt ihr Gedeihen zu pflegen und zu behüten, — wer könnte hierfür geeigneter sein als die Mütter, denkende, milde und doch im Wollen starke, edle Frauen? C. Tombo.

Ordnungsliebe über alles. — Unordnung wirkt zersetzend auf alle Verhältnisse des Lebens, trübt den Frieden zwischen Eheleuten, stört die Harmonie zwischen Eltern und Kindern; mit der Ordnung aber zieht der Wohlstand in das Haus, und jedes Familien-Glied, so klein es ist, kann helfend dazu beitragen.

Eine Mutter sollte schon bei Zeiten ihren Kindern die Lehre einprägen: „Haltet Ordnung am eigenen Anzug, in Kommode und Schrank, unter den Schulbüchern und Heften, unter Spielsachen, in der Puppenstube!" Ein einfach, aber ordentlich angezogenes Kind erscheint lieblich und harmonisch, selbst wenn das Gesichtchen unschöne Züge zeigt. Man weise das heranwachsende Kind darauf hin, daß gar schnell ein linker Handschuh zum rechten verloren ist, wenn nach dem Ausgang nicht beide sorgfältig fortgelegt wurden, daß ein mangelndes Löschblatt im Schulhefte, ein fehlendes Taschentuch am Dutzend ein gewissenhaftes, auf Ordnung gerichtetes Gemüth beunruhigen, während sie das unordentliche Mädchen gleichgültig lassen. Und wie sieht es im Zimmer des unordentlichen Kindes aus? Halb entkleidet liegen die Lieblingspüppchen hier und dort herum, dem einen fehlt der Strumpf, dem anderen der Schuh. Die Spielsachen finden sich halb zertrümmert in den Ecken; der Ball, den der Onkel jüngst zum Geschenk mitbrachte, liegt im Staube hinter dem Schrank; er wird nicht hervorgesucht, denn das kostet ja Mühe, und Mühe scheut jedes Kind. An Euch, gewissenhafte Mütter, geht daher dies Wort als Bitte: Rügt ohne Schwäche bei Euren Knaben und Mädchen den kleinsten Hang zu Gleichgültigkeit und Ordnungslosigkeit! Nur dann erzieht Ihr aus Euren Söhnen rechte Bürger des Staates, aus den Töchtern tüchtige Mädchen und treue Hausmütter, deren Aufgabe in Zukunft leichter sich gestalten wird, wenn sie von Kindesbeinen an daran denken: „Ordnung erhält das Haus". — Auch Gott ist ein Gott der Ordnung! B. N.

Aengstliche Mutter. — Beurtheilen Sie Ihr fünfjähriges lebhaftes Söhnchen doch jetzt nicht zu ihm langweiligen Spaziergängen an der Hand der Bonne! Wir empfehlen Ihnen das Sandspielzeug, käuflich bei A. Manus, W, Leipzigerstr. 134 und E. W. Matthes, W, Leipzigerstr. 115/116. Die Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

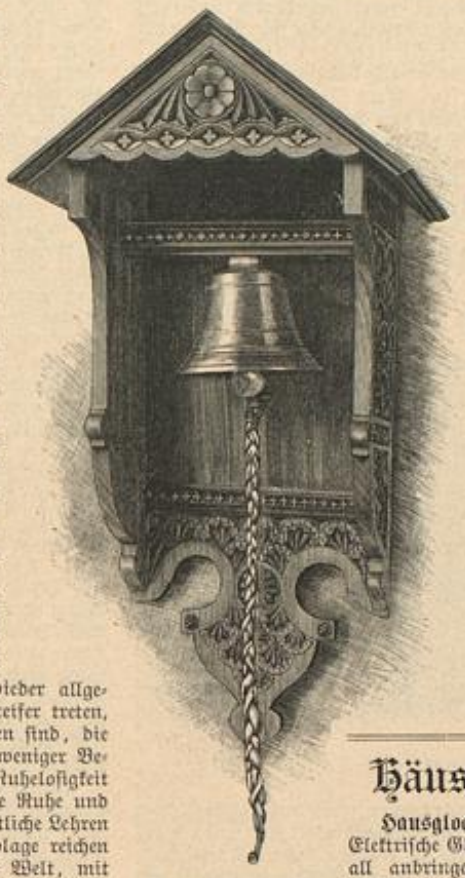
Lehrerin für Zeichnen und kunstgewerbliche Techniken. — Im Interesse eines Schützlings erlaube ich mir eine Frage: „Giebt es eine Stadt in Deutschland, in welcher Mangel an einer tüchtigen Lehrkraft im Zeichnen und Malen ist?" Als Waise ohne Mittel auf Erwerb angewiesen, wäre es meiner jungen Freundin sehr erwünscht, bald eine feste Stellung an einer Schule oder auch in feinem Stickerei-Geschäfte zu finden in einer Stadt, in der sie außerdem Aussicht auf Ertheilung von Privatstunden hätte. Die junge Dame ist in München an der Kunstschule ausgebildet und ertheilt Unterricht im Elementar-Zeichnen, wie im Zeichnen nach der Natur, im Oel-, Aquarell- und Porzellan-Malen und in den kunstgewerblichen Techniken: Kerb- und Lederschnitt, Aetzen, Holzbrand 2c. M. C.

Unterricht in Schwedischer Handweberei. — Sollten wohl die Gutsbesitzerinnen Schleswig-Holsteins sich im ähnlichen Maße für die nordische Handweberei interessiren, wie es in Schweden und Dänemark der Fall ist? Unterzeichnete würde gegen Honorar aufs Land reisen und im Weben Unterricht ertheilen, wenn genügend Anerbieten gemacht würden. Selbstverständlich müßte sich jede Schülerin ihren Webstuhl anschaffen, doch sind die Auslagen dafür nicht bedeutend. B. M.

Handarbeits-Schule. — Wäre eine der Mitleserinnen in der Lage, mir eine Stadt Westphalens oder der Rheinprovinz zu nennen, in der die Gründung einer Handarbeits-Schule erwünscht wäre? Unterrichtet würde in allen praktischen, sowie modernen Handarbeiten; Entwürfe und Aufzeichnungen für jegliche Handarbeiten werden angefertigt. Eine staatlich geprüfte Handarbeits-Lehrerin.

P. Br. in K. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" v. 1/3 97.) Frau Bertha Johanni-Richert, die Vorsteherin der Höheren Zuschneideschule für Damenschneiderei, Berlin, W, Königin-Augustastr. 36, erbietet sich, Ihnen Hinweise über einen passenden Ort für die Eröffnung einer Zuschneideschule zu geben. Die Red.

Dorothea S. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" v. 1/3 97.) Auf Ihre Anfrage ist leider keine Antwort aus dem Leserkreise eingegangen, auch vermögen wir Ihnen keine Adressen von Geschäften oder Privatpersonen anzugeben, die Handarbeits-Aufträge nach auswärts geben würden. Die Red.



Hausglocke mit Kerbschnitt.

Häusliche Kunst.

Hausglocke mit Kerbschnitt. — Elektrische Glocken lassen sich nicht überall anbringen, und die kleine Tischglocke wird öfter vergessen, wenn man den Kaffee auf dem Balcon oder im Garten serwirt. Da ich nun Gong und Tamtam nicht liebe, so sah ich mich nach einer hübschen Läute-Vorrichtung um, die sich bequem aufstellen oder hängen läßt und womöglich Gelegenheit zu eigenhändiger Ausschmückung bietet; beides vereinte sich zu meiner Freude in dem kleinen, wie ein Hausgiebel gestalteten Glockengehäuse. Bei fast 41 cm ganzer Höhe der Rückwand mißt die vordere Breite des Daches 22 cm; jede Dachplatte ist 14 cm hoch und 13 cm breit. Die dreieckige Giebelwand, mit geschnitzter Rosette und Vergißmeinnicht verziert, hat $5^1/_2$ cm mittlere Höhe zu 16 cm unterer Breite. Die Seitenwände messen 24 cm Höhe, oben 12 und 8 cm tiefer, 8 cm Breite und runden sich unten ab, wo die Rückenwand im Bogen zurücktritt. Von einer Seitenwand zur anderen spannt sich ein 14 cm langer Balken, an dem die Glocke auf der Innenseite befestigt ist; mit dem Balken harmonirt wieder eine $1^1/_2$ cm breite Leiste, als oberer Abschluß der Rückenwand-Verzierung. Letztere zeigt, außer dem Flügelstern, einen Schuppen-Plein aus Palmetten, dem das Muster der Seitenwände entspricht. Die Dachplatten erhalten ein spitzes Ziegelmuster mit ausgezackten Contouren. Am besten wirkt die Schnitzarbeit in Birnbaumholz, weil dies seine natürliche Farbe behält und nur gewachst wird. Als Glockenstrang dient eine 30 cm lange, aus Lederriemchen geflochtene Schnur. Meine Hausglocke, die jetzt auf dem Balcon angebracht ist und allgemeine Bewunderung findet, kaufte ich, zum Schnitzen vorbereitet, in Berlin, bei Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84 a.

E. F.

Musikalisches.

Adelina. — Um die Singstimme von Anfang des Singens an klar zu machen und gegen Rauhwerden zu schützen, werden von hervorragenden Gesangskünstlern recht verschiedene und theilweise sogar nicht unbedenkliche Mittel empfohlen. Vielen genügt ein Schluck nicht zu kalten Wassers oder Zuckerwassers; andere nehmen es lieber warm, auch mit Zusatz von etwas gutem Rum oder Arrac; noch andere ziehen ein Glas Rothwein vor. Rohes Ei wird mit Recht gelobt; wer es so nicht liebt, kann es mit Zucker geschlagen genießen. Bei alledem bleibt Sängern und Rednern stets vorsichtiger Beginn zu rathen und besonders das Vermeiden zu starker Anspannung der Stimmbänder im Anfang. Dr. D.

M. B., Schrattenthal. — Lassen Sie Sich von einem der folgenden Verleger eine Auswahl oder einen Katalog für Zithermusik kommen (die Preise finden Sie bei jedem Werk angegeben): K. Ferd. Heckel, Mannheim; A. Kabatek, Leipzig, Neumarkt 15; P. Ed. Hoenes, Trier; V. Kratochwill, Wien I, Wollzeile 1; C. Schmidt & Co., Triest (Oesterreich). Die Red.

Fr. B.-M. — Es ist für den Ton ganz gleichgültig, ob der Geigenbogen mit schwarzem oder weißem Roßhaar bezogen ist; verschaffen Sie Sich aber bestes Colophonium. E. S.

Fürs Haus.

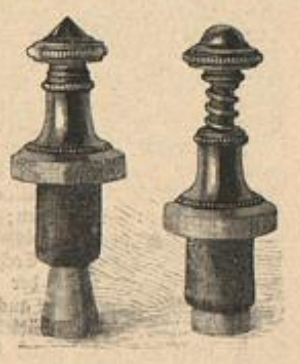
Dr. Baron's Milchkoch-Apparat für Herstellung keimfreier Kindermilch. — Dieser einfache und praktische Apparat ist ein Ersatz für die bisher bekannten kostspieligen Sterilisirungs-Apparate und hat vor diesen den Vorzug leichtester Handhabung und Reinigung, sowie billigsten Preises bei solider Ausführung. In den Größen für 2, 3 und 5 l Inhalt vorräthig, ist das Gefäß mit einem Ausguß, einem Henkel, wie ferner mit zwei seitlichen Griffen versehen. Der Deckel fügt sich mit seinem breiten Rand nach innen fest anschließend ein und bewirkt durch einen flachen, halbrunden Vorsprung den Verschluß der Ausgußlippe, oder, mit einer kleinen Drehung nach rechts, das Oeffnen derselben, ohne den Deckel zu heben, und zwar mittelst eines dreieckigen Einschnittes in den Rand des letzteren. Infolge dieser einfachen Einrichtung bleibt der Topf auch beim Abgießen der Milch geschlossen, und der Zutritt von keimhaltiger Luft wird verhindert. Beim Gebrauch stellt man den Milchkocher in einen bis zur halben Höhe mit Wasser gefüllten Topf, läßt das Wasser 35 bis 40 Minuten lang kochen, hebt den Kocher heraus und stellt ihn kalt, um von hier aus die Milch, welche mit dem nöthigen Zusatz von Wasser, Hafer- oder Gerstenschleim bereits vor dem Kochen versehen war, je nach Bedarf abzugießen. Die Milchkocher sind aus verzinntem Eisenblech zum Preise von 3,50, 5,00 und 6,50 Mk., weiß emaillirt für 2 l Inhalt für 4,25 Mk. käuflich. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Weiße, wollene Tücher 2c. zu waschen. — Gute weiße Seife, es darf sogar Kernseife sein, wird fein geschabt und mit etwas heißem Wasser zu Schaum geschlagen, dann wird frisches Wasser zugegossen, die Wollwäsche hierauf in diesem lauwarmen Seifenschaume tüchtig gerieben und in klarem lauwarmen Wasser nachgespült. Hierauf zündet man ein Stück Schwefelfaden an, legt diesen auf einen alten Teller und hängt das Tuch darüber, nachdem man es einige Zeit abtropfen ließ. Da mir hierzu ein kleiner dunkler Raum fehlt, räume ich stets einen Kleiderschrank aus, wo sich das Tuch oder andere weißwollene Sachen bequem aufhängen lassen. Der Schrank muß sofort fest geschlossen werden. Auch eine Kiste würde sich dazu einrichten lassen, im Schrank aber ist das Schwefeln zugleich ein sehr gutes Mittel gegen Motten. Nach ungefähr 8 bis 12 Stunden hängt man die wollenen Sachen noch einige Zeit an die Luft. Frau E. S.

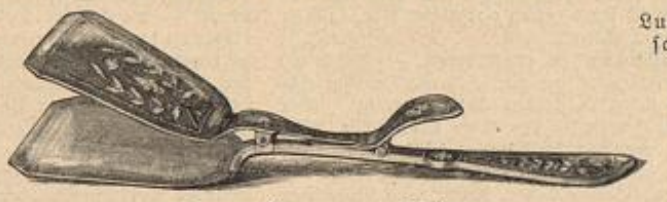
Geräth zum Poliren des Oberleders von Stiefeln und Schuhen. — Von zwei Federn wird ein Filzstreifen gehalten, die an den Enden eines griffartigen Stabes in Gestalt eines Geigenbogens angebracht sind. Nach dem Auftragen der Wichse gebraucht man den Filzbogen in derselben Weise wie eine Bürste und erzielt damit schneller und leichter als bisher starken Glanz des Schuhwerks. (Nach Mittheilungen des Patent- und technischen Bureau von R. Lüders in Görlitz.) A. H.

Luftdichte Verschlußkorken. — Eine neue Art Metall-Korken mit Gummi-Ansatz stellt untenstehende Illustration dar. Dieser Kork sichert der Flasche unbedingt luftdichten Verschluß und erhält einem Rest Wein, Sect oder Selterwasser die Frische und Kohlensäure bis zum letzten Tropfen. Durch Hineintreiben eines Holzkegels bei der Schraubendrehung der oberen Stöpselhälfte dehnt sich der untere Gummi-Ansatz des Stöpsels bis zur inneren Flaschenhals-Wand aus und bewirkt damit den luftdichten Verschluß. Die Korken sind in zwei Größen, in einfacher und eleganter Ausführung, bei Frau A. Herzberg, Charlottenburg, Spandauerstr. 19, käuflich. E. S.

Spargelzange. — Das hübsche, 24 cm lange, silberne Tischgeräth besteht aus einer flachen Doppelschaufel, deren einer Arm als Handgriff und zugleich als Träger für den zweiten, kürzeren, durch schwach federnden Druckhebel beweglichen Schaufeltheil dient. Ein leichter Druck öffnet und schließt die Schaufelzange, die ein bequemes Auftischen von Stangenspargel gestattet. (Siehe Bezugsquellen). — Weit weniger kostbar, aber recht praktisch ist ein bei H. Kübler, Berlin SW, Beuthstr. 17, käuflicher Spargelheber aus Ahornholz in Form einer Schere mit zwei runden Griffen, deren untere, 2 cm breite Enden gerippt sind. Das kleine Küchengeräth ermöglicht das leichte Herausheben einzelner Spargelstangen aus der Brühe und das sorgfältige Serviren derselben. E. S.



Luftdichte Verschlußkorken.



Spargelzange aus Silber.

S. Wollner. — Das Wichsen des Parkettbodens erfordert eine Mischung von gelbem Wachs und Terpentin. Man läßt zu diesem Zweck 300 g gelbes Wachs zergehen und rührt 1 l Terpentin hinzu; sobald die Mischung ganz klar ist, setzt man sie auf ein Gefäß mit kochendem Wasser, um sie andauernd heiß zu erhalten, niemals darf sie auf Spiritus-Feuer erhitzt werden, ihrer großen Explosions-Gefahr wegen. Sobald der Fußboden, der Holzfaser nach, mit Stahlspänen abgerieben ist, trägt man die warmflüssige Mischung, ebenfalls der Holzfaser nach, mit einem Woll-Läppchen den Dielen auf. Am nächsten Tage, wenn der Fußboden trocken ist, reibt man ihn mit der Bürste und einem Friestuch blank. Das tägliche Abreiben mit wollenen Tüchern erhält den Fußboden, der vor jeglicher Nässe geschützt werden muß, blank. Das Wichsen und Bohnern wird alle 3 bis 4 Wochen wiederholt. A. H.

Frau v. S.-B. — Der empfehlenswerthen Putzmittel für Metalle sind so viele, daß wir Ihnen keines im beson-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

deren nennen möchten. Sehr gut bewährt hat sich für das Schnellputzen von Messing 2c. eine Flüssigkeit „Triumphglanz", von Eugen Blum in München hergestellt. Man befeuchtet ein Baumwoll-Läppchen damit, reibt den betreffenden Metallgegenstand ein und sofort mit einem trockenen Baumwoll-, nicht Woll-Lappen, nach. E. S.

F. K. Bozen, Südtirol. — Verrostete, matt gewordene Nickel-Gegenstände erhalten ihren Glanz zurück, wenn man sie 10 bis 15 Secunden, — nicht länger, — in ein Bad von 50 Theilen Alkohol und 1 Theil Schwefelsäure legt, sie danach mit Wasser abwäscht, mit Alkohol nachspült und mit weicher Leinwand trocken reibt. — Gegen Säureflecke hilft nur neu Plattiren; andere Flecke entfernt man aus Nickel durch Abreiben mit einem in Alkohol getränkten wollenen Läppchen, das man in Zinnasche taucht. A. H.

Fr. A. Z. — Ueber Aufpoliren von Möbeln finden Sie in „Aus dem Leserkreise" vom 15/9 96 Anleitung unter „Nützliche Winke zum Wohnungswechsel". Auch russischer Möbellack, das kg für Mk. 2,40, wird mit Erfolg benutzt. A. H.

Küche.

Verwerthung der Rosen zu Rosensaft. — Außer der Verwerthung der Rosen zu „Slatko", die vor Jahren einmal in diesem Blatte mitgetheilt wurde, möchte ich noch eine andere Art empfehlen, von mir selbst vor ungefähr acht Jahren „entdeckt", angeregt durch die in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" mitgetheilten Recepte für Fruchtsäfte mit Weinstein-Säure. In meinem Garten blühen alljährlich die herrlichsten Centifolien so reichlich, daß ich manchmal an einem Morgen 60 bis 80 von einem Stocke schneiden kann. Hat man ungefähr zwanzig Rosenstöcke und schneidet von jedem täglich auch nur zehn, so ist doch rasch das Quantum Rosenblätter beisammen, das nöthig ist, um 4 l Saft oder Wein herzustellen. Ich verfahre damit in folgender Weise:

Rosensaft. — 200 frisch erblühte Rosen werden kurz unter dem Kelche abgeschnitten (sehr früh am Tage, weil sie da am duftigsten sind), in einen großen Steintopf gelegt und mit 3 bis 4 l Wasser, worin man 30 g Weinstein-Säure aufgelöst hat, übergossen. Die Weinstein-Säure entzieht den Rosen Duft und Farbe und theilt sie dem Wasser mit, das dann nach 24 Stunden durch ein Sieb, in das man ein reines Tuch legt, gegossen wird. Nun mißt man das Wasser und giebt genau so viel Tassen Zucker dazu, als man Liter Wasser hat, rührt dies so lange, bis der Zucker vollständig aufgelöst ist, und füllt den gewonnenen Saft in Flaschen, die man nicht verkorkt, sondern mit einem leinenen Läppchen zubindet. Ein Drittel des Saftes zu zwei Drittel Wasser giebt einen köstlichen Sommertrank. Ich habe diesen Saft auch schon wie Frucht-Eis gefrieren lassen, was ebenfalls ausgezeichnet ist.

Rosen-Gelée. — Nimmt man zu einem kleinen Gelée-Glas dieses Saftes ein Blatt Gelatine, das man in Wasser auflöst, so erhält man ein köstliches Rosen-Gelée.

Rosenwein. — Der wie oben gewonnene Saft wird mit dem Safte einiger Orangen und Citronen oder mit etwas leichtem Wein verdünnt, mit etwas Natron in Krystallen, den man direct in die Flasche giebt (eine Messerspitze voll für die Champagner-Flasche), eingefüllt und verkorkt und kann, sobald der Natron aufgelöst ist, getrunken werden. Dies ist ein stark mousstrender, Asti-ähnlicher Trank.

Rosen-Essig. — Die zurückbleibenden Weinreste können noch zu Essig gut verwerthet werden, wenn man sie mit heißem Wasser übergießt, acht Tage lang an einem warmen Ort stehen läßt, täglich einige Male umrührt, dann durch ein Tuch gießt, die Flüssigkeit zum zehnten Theil mit Zucker vermischt und gähren läßt. Nach der Gährung füllt man den Essig ab; er schmeckt wie feiner Obst-Essig. M. Goes, Silver Springs, Wisconsin.

Rosen-Likör. — 1 kg frische Rosenblätter, die man säubert, damit keine fauligen Theile Verwendung finden, werden in ein weithalsiges weißes Glas gethan und mit 1 l guten Kornbranntweins übergossen; nun wird 1 kg in kleine Stücke gebrochener weißer Kandiszucker hineingeschüttet und die Mischung mit 1 Tropfen Cochenille gefärbt. Das Glas wird darauf zugebunden und der Likör an der Sonne destillirt. Man kann die Rosenblätter auch nach und nach hinzufügen und das Glas dabei stets umschütteln. Nach drei oder vier Wochen filtrirt man den Likör durch Kaffeepapier und füllt ihn auf Flaschen. Sollte er nicht stark genug parfümirt sein, so hilft man mit einem Tropfen Rosenöl nach. H. Heyl.

Spargel in Blechbüchsen zu conserviren. — Frisch gestochener, starker Spargel wird geputzt, in heißem Wasser einmal aufgekocht und dann in kaltem Wasser gekühlt. Nun stellt man die Spargelstangen in eine hohe Blechbüchse, füllt kaltes Wasser darauf, verlöthet die Büchsen luftdicht und kocht sie eine Stunde lang im Wasserbade. Das Wasser muß mindestens 2 cm über den Büchsen stehen, damit man beobachten kann, ob sie luftdicht bleiben. Häufig bildet sich nach einigem Kochen eine kleine Oeffnung, die sich leicht durch aufsteigende kleine Blasen kenntlich macht; in diesem Falle muß die betreffende Stelle nochmals gelöthet werden. A. H.

Hausthiere.

Mad. L. F., Cairo. — Goldfische vermehren sich mit Leichtigkeit in großen Wasser-Bassins, falls dieselben reichlich mit unter dem Wasserspiegel wachsenden Pflanzen besetzt sind. Diese Pflanzen lassen Sie sich in stehenden Gewässern der Umgegend sammeln. Wenn Sie aber 60 Fische in dem Bassin halten, ist an eine Vermehrung nicht zu denken. Wohl laichen die Fische, aber die Eier und die etwa auskommenden Jungen werden stets wieder von den alten Fischen gefressen. Sie dürfen, um erfolgreich zu züchten, in dem Bassin nur einige Paare zuchtfähiger Fische halten, die Sie, nachdem die Fische den Laich abgesetzt haben, möglichst herausfangen. Nur bei sehr üppigem Pflanzenwuchs, der den jungen Fischchen reichliche Schlupfwinkel bietet, und bei guter Fütterung können die alten im Bassin bleiben. Als Futter bieten Sie gehacktes mageres Fleisch und geschnittene Regenwürmer. Die jungen Fische färben sich nur zum kleinsten Theil schon im ersten Jahre roth, meist erst im zweiten und dritten Jahre. M. H.

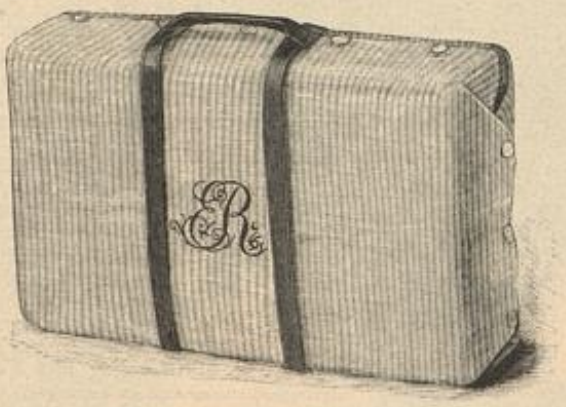
Gärtnerei.

Blumen-Gießkanne mit Zerstäube-Vorrichtung. — Für Blumen und Blattpflanzen, denen besondere Pflege gewidmet werden muß, eignen sich die neuen Gießkannen mit Zerstäube-Vorrichtung ganz besonders. Durch Druck auf einen im Gießrohre angebrachten Gummiball läßt sich leicht ein weitgehender Voll- oder Staubwasserstrahl auf die der Erfrischung bedürftigen Pflanzen ermöglichen, entweder unter Benutzung einer zur Gießkanne gehörigen Strahlenspitze und Brause von Messing, oder auch einer einfachen großen Brause. Die in verschiedenen Farben lackirten, zart abgetönten und reich bronzirten Gießkannen fassen 2 l Inhalt und sind für 6,50 Mk. käuflich. A. H.

Frau L. M. — Als Hülfsbuch bei gärtnerischer Beschäftigung dürfte sich für Ihren Sohn das „Botanisch-Gärtnerische Taschenwörterbuch von R. Metzner" (Berlin, Robert Oppenheim) eignen. Das Büchlein ist ein Leitfaden zur richtigen Aussprache lateinischer Pflanzen-Namen und enthält außerdem eine bildliche Darstellung der verschiedenen Formen und Zusammensetzungen aller Pflanzen-Organe. Die Red.

Allgemeines.

Rucksack für Herren, Damen und Kinder. — Als praktisches Ausrüstungsstück für Wander-Touren wird der Rucksack seit langem schon hoch geschätzt, doch war ein solcher bisher nicht unter 5 bis 6 Mk. zu erstehen. Herr Adolf Hoffmann in Görlitz stellt nun einen durch Patent geschützten Rucksack aus wasserdichtem Material her, den er für den erstaunlich billigen Preis von Mk. 1,70 franco überall hin versendet. Herr Hoffmann verzichtet beim Verkauf des Rucksackes auf jeden geschäftlichen Nutzen; der Reinertrag wird vielmehr, im Einverständniß mit dem deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Verein, den Ferien-Kolonien und Schüler-Herbergen im Riesengebirge überwiesen. Diese Rucksäcke werden in 3 Größen: für Kinder unter 10 Jahren, für Kinder über 10 Jahren und für Herren und Damen, in den Farben grün, braun und grau (Rohleinen) hergestellt. Preis an allen Verkaufsstellen in Deutschland das Stück Mk. 1,50, in Oesterreich 1 fl. oder gegen Einsendung von Mk. 1,75, bezw. ö. W. fl. 1,10 franco jeder Post-Station Deutschlands und Oesterreichs (siehe Bezugsquellen). Die Red.



Carton-Hülle aus Schifferleinen.

Rucksack für Herren, Damen und Kinder.

Courier-Tasche mit Notizbuch. — Das nothwendigste Reise-Utensil zur Aufnahme von Geldbörse, Kursbuch, Flacon und anderen Kleinigkeiten, — die Courier-Tasche, — pflegte man bisher an langem Lederriemen über der Schulter zu tragen. Neuerdings weist ihr die Mode aber den Platz am Ledergürtel an, wo man sie seitlich mittelst langen Metall-Hakens oder Schnalle befestigt. Die zierliche, 12 zu 16 cm große Vorlage aus Juchten-Leder mit Nickelbeschlag hängt an kurzer Chatelaine aus gleichem Metall; das kleine Notizbuch an feiner Nickelkette kann nach Belieben frei hängen oder in der Courier-Tasche Aufnahme finden. E. S.

Courier-Tasche mit Notizbuch.

Reise-Hutschachtel. — Als Reisegepäck werden die sonst üblichen, dunkel beklebten Papp-Cartons für Hüte meist schon unterwegs schadhaft, außerdem sehen sie stets staubig und unsauber aus und lassen sich sehr schlecht tragen. Durch Ueberziehen der Pappschachtel mit einem grauen Leinenbezug werden alle diese Uebelstände vermieden: der Bezug hält die Pappwände zusammen und hütet sie vor Beschädigung. Ein 3 cm breiter, kräftiger, doppelt gelegter Träger aus Leinwand ermöglicht leichtes und bequemeres Handhaben und bildet nicht, wie die sonst gebräuchlichen umgeschnallten Riemen, ein Hinderniß für das schnelle Oeffnen der Schachtel. E. L.

Carton-Hülle aus Schifferleinen. — Einer besonderen Vorliebe als weibliches Reise-Handgepäck erfreuen sich immer mehr Papp-Cartons in allen Größen. Unbestritten sind diese Behältnisse höchst praktisch, bergen sie doch gar bequem die im Koffer kaum unversehrt zu verpackenden Taillen, Spitzen-Garnituren und dergleichen Dinge. Hübsches, elegantes Handgepäck ist nun bekanntlich eine Visiten-Karte, die man beim Besteigen des Coupé abgiebt; aus dieser Erkenntniß habe ich mir eine Hülle für diese oft unansehnlichen Cartons erdacht, die bequem nachzuarbeiten ist, und daher gewiß mancher Leserin für die kommende Reisezeit erwünscht sein wird. Mein Carton war 54 cm lang, 35 cm breit und 13 cm hoch. Zum Bezug nahm ich Schifferleinen, da dies für längeren Gebrauch haltbarer ist als jeder andere Leinenstoff. Ein Stück von 110 cm Länge und 82 cm Breite versah ich ringsherum mit einem $3^1/_2$ cm breiten Saum, sodaß ein Stück von 1 m Länge bei 72 cm Breite entstand. An den beiden Schmalseiten brachte ich je 7 Perlmutter-Knöpfe und 7 Knopflöcher an, und mit diesem Bezug wurde nun der Carton umgeben. Jetzt galt es, auch die Seitenwände zu schließen. Neben den beiden äußersten Knöpfen nähte ich ein rothes, etwa 30 cm langes Band an, ebenso je in der Mitte des Saumes der Längsseite. Die Bänder wurden zugebunden, der Stoff in ähnlicher Weise, als wolle man ein Packet machen, geknifft und die Seitenwände noch mit 3 Knöpfen über einander geknöpft. In mannigfaltigster Weise ist ein solcher Bezug zu verzieren; ich begnügte mich mit einem schönen, großen Monogramm, in rother Waschseide gestickt. Auf jeder Seite, 8 cm von dem mittelsten der 7 Knopflöcher entfernt, kann man aus doppeltem Stoff eine Handhabe anbringen, $2^1/_2$ cm breit, 16 cm lang. Scheut man aber die Ausgabe von 1,50 Mk. nicht, so wirken durch einen Bügel verbundene Riemen von mindestens 1,10 m Länge ungleich besser und machen das Ganze nicht nur zu einem sehr praktischen, sondern auch recht eleganten Handgepäck. A. K.

Wichtigkeit der Morgenstunde. — Vielen mag wohl von der ersten Jugend her die Geschichte aus ihrem Lesebuch in der Erinnerung sein von einer jungen Hausfrau, deren Wirthschaft, trotz aller Tagesarbeit und Mühe, immer rückwärts ging, weshalb sie schließlich einen sogenannten weisen Mann, in Gestalt eines Eremiten, aufsuchte, um seinen Rath einzuholen. Dieser gab ihr ein verschlossenes Kästchen und empfahl ihr, jeden Morgen zu früher Stunde damit durch alle Räume ihres Hauses zu gehen, da in dem Kästchen ein wunderthätiges Mittel enthalten sei. Sie that es. Als sie zu so ungewohnter Stunde ihr Haus und ihre Leute kennen lernte, sah sie allerdings ihr „blaues Wunder" und fand auch bald den Grund des wirthschaftlichen Rückganges, nämlich: das mangelnde Auge der Herrin. — Mit großen Buchstaben sollte jeder jungen Frau vor Augen stehen: „Auf der Morgenarbeit baut sich das ganze Tagewerk, ja das Glück und der Friede des Hauses auf". Die Versäumnisse am Morgen bringen Verwirrungen und Hemmnisse in den Tag hinein, und gar manche schlechte Laune der Hausfrau, manch unerquickliche, leicht zu vermeidende Scene seitens des Eheherrn läßt sich allein darauf zurückführen. Leider giebt es heutzutage sehr viele junge Frauen, die es ruhig geschehen lassen, daß der Mann, dessen Beruf ein frühes Fortgehen bedingt, sein Frühstück allein genießt, während sie sich noch träger Ruhe hingeben. Oft werden sie darin sogar noch von Müttern bestärkt, die das lange Schlafen und Ruhen für die zarte Gesundheit ihrer Töchter für nöthig finden.

Möchten doch alle „zarten jungen Frauen" dem Rath des Eremiten folgen! Sie würden bald mit Stolz empfinden, welch unentbehrliche Person sie gerade früh von 6 bis 9 Uhr ihrem Hause sind; sie würden bald nicht mehr „müde" sein, sondern in ungekannter Frische mit ihrem Mann das Frühstück theilen. Unsere Großmütter saßen im Winter schon früh um 5 Uhr mit ihren Mägden am Spinnrocken und sammelten Schätze für Truhe und Schrein. Maschinen-Arbeit hat diese Art Fleiß verdrängt, aber auch unseren Frauen ist es möglich, das Gold der Morgenstunde zu erwerben, wenn sie sich dem belebenden Hauche derselben nicht entziehen, sondern sich zu planvoller Thätigkeit dadurch stärken lassen möchten! H. S.

Frau v. O. in Pr.-Eylau. — Zu unserem Bedauern sind wir nicht in der Lage, Ihnen über Brüsseler Verhältnisse, Miethspreise, Kosten von Lebensmitteln 2c. Auskunft geben zu können. — Wir nennen Ihnen u. a. das Pensionat und die Fortbildungsanstalt für Töchter gebildeter Stände unter Leitung des Fräuleins H. Hoffers in Friedenau bei Berlin, Fregestr. 61. Die Anstalt bezweckt Befestigung und Erweiterung aller in der Schule erworbenen Kenntnisse, neben besonderer Ausbildung in Musik und Malerei, sowie in wirthschaftlicher Thätigkeit. Prospecte durch die Vorsteherin. Die Red.

Sport.

Freifrau v. Fr. — Zum Radfahren gehört beides, — Muth und Ausdauer; wir bezweifeln, daß theoretische Anleitung allein genügt, um es zu erlernen. Vielleicht giebt Ihnen das kleine Büchlein: „Wie lernt man Radfahren?" von Alois Stern, Verlag von Julius Kittl, Mähr.-Ostrau (Preis 20 Kr.) die gewünschten Hinweise. Die Red.

José, A. M. — Das Tamburin-Spiel ist italienischen Ursprungs und heißt in Italien selbst: „Il Palleggio col Tamburello". Es hat seinen Weg indes seit einigen Jahren bereits über die Alpen gefunden und wird beispielsweise in Bayern von Damen und Herren viel gespielt. Lassen Sie Sich aus der Verlags-Buchhandlung von Franz Pechl, Graz, die kleine Broschüre kommen: „Das Tamburin-Spiel", beschrieben von dem Vorstand der Landes-Turnanstalt in Graz, Herrn Franz Kreunz. Wir sind überzeugt, daß das hübsche Bewegungsspiel sich gleich dem Tennis Ihren und den Beifall Ihrer Sommergäste erwerben wird. Die Red.

Bezugsquellen:

Milchkoch-Apparat und Blumen-Gießkanne: Jacob Ravené Söhne, C, Stralauerstr. 28/29. — Spargelzange (Preis 15 Mk.): E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124. — Rucksack: Haupt-Versandt-Stelle: Adolf Hoffmann, Görlitz; Versandt-Stelle für Oesterreich: Josef Beuer, Reichenberg. Courier-Tasche: F. Schlöske, W, Jägerstr. 57.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 12, III. 15. Juni 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(5. Fortsetzung.)

Erst vor dem Bilde Vichéry's beschlich Sylvia wieder eine leise Verlegenheit. Sie fühlte die Blicke der Gräfin auf sich gerichtet und empfand die Nothwendigkeit, ein bewunderndes Wort zu sagen, aber ihre Lippen widerstrebten. Ohne selbst Zeichen-Talent zu besitzen, hatte sie auch nicht viel gesehen, und der geübte Blick fleißiger Kunstbummler, die infolge steter Uebung allmählich doch das Bessere vom Schlechteren unterscheiden lernen, fehlte ihr daher, — andererseits schützte sie ihre universelle Bildung davor, wie Mama Schmidtbauer naiv abzuurtheilen, wo sie nicht verstand. Hier aber schien ihr kein Räthsel zu lösen. Die ziemlich große Leinwand, — herbstlicher Laubwald im Hintergrunde und eine graugrüne Wiese davor, — war auf den ersten Blick weder besser noch schlechter als die zahlreichen saftiggrünen oder halbentlaubten Buchen- und Birkenwälder, Wiesen und Aecker in Morgen- und Abend-, Frühling- und Herbststimmung, die an den Wänden herumhingen. Aber während man bei einigen dieser Landschaften bei näherer Betrachtung doch einen individuellen Zug herausfand, der sie von den Rivalen in erfreulichem oder unerfreulichem Sinne unterschied, mühte sich Sylvia vergebens, an dem Bilde etwas herauszufinden, das ihre Aufmerksamkeit in irgend einer Weise hätte fesseln können. Es enthielt nichts, das sie abstieß, nichts, gar nichts, das sie anzog.

„Woran liegt es nur, daß gerade dieses eine mir gar so uninteressant erscheint?" fragte sie sich selbst verwundert und mit einem Gefühle unzufriedenen Bedauerns.

Aber auch ein halbunterdrückter Seufzer an ihrer Seite, der ihrem feinen Ohre nicht entging, zwang ihr nur ein ausweichendes: „Ist das aus der Umgebung von Maltern, Excellenz?" auf die Lippen.

„Nein," versetzte die Oberhofmeisterin, „es ist nach einer seiner Studien aus Steiermark, nicht gerade sein bestes Bild! Ueberhaupt liegt die Begabung meines Sohnes nicht in dieser Richtung. Auch fehlen ihm meiner Ansicht nach die gründlichen Vorstudien: sein Meister war zu nachgiebig und gestattete ihm zu früh, zur Farbe überzugehen."

Die kritische Objectivität, mit welcher die Gräfin sprach, befremdete Sylvia an der Mutter des Künstlers; zugleich aber athmete sie erleichtert auf, denn Ton und Blick der älteren Frau zeigten nicht die geringste Verstimmung über Sylvia's schweigende Verurtheilung des Bildes.

Trotzdem war dem jungen Mädchen das Auftauchen ihrer früheren Begleiter im Thürrahmen in diesem Augenblicke nicht unwillkommen.

„Ihre Leute?" fragte die Oberhofmeisterin auf Sylvia's Ausruf: „Ach, da sind sie ja!"

Die Gräfin musterte die Näherkommenden mit einem raschen Blicke; dann wanderten die scharfen Augen zu ihrer jugendlichen Begleiterin zurück, und ein kaum merklicher Zug von Ironie umspielte ihre Lippen.

„Eigentlich schade!" sagte sie mit einem rasch verschwindenden Lächeln. „Wir hatten noch kaum Zeit zu plaudern . . ."

Sie zögerte eine Secunde lang; dann aber sagte sie rasch entschlossen: „Wissen Sie 'was, Kleine? Kommen Sie heute Abend mit mir in die Oper, wollen Sie? Ich hole Sie ab. Wie ist Ihre Adresse?"

Sylvia konnte ein freudiges Erröthen nicht verbergen, während sie Straße und Hausnummer nannte. Die Gräfin gewahrte es und lächelte sie wohlwollend an. — „‚Hänsel und Gretel' mit der Mark und Renard," sagte sie. „Ich hoffe, es wird Ihnen Spaß machen."

Nach diesen Worten wendete sie sich, ohne erst die Vorstellung durch Sylvia abzuwarten, an das Ehepaar Schmidtbauer, das inzwischen ganz nahe gekommen war, und sagte mit einem gnädigen Nicken: „Hier übergebe ich Ihnen den in Verlust gerathenen Schützling, den ich einstweilen unter meine Fittige genommen hatte. Doch bin ich nicht so uneigennützig, keinen Finderlohn zu beanspruchen: heute Abend entführe ich Ihnen die Baronesse, das müssen Sie mir gestatten. Also abgemacht!" rief sie, die tiefe Verbeugung Frau Schmidtbauer's, der Sylvia rasch eine Erklärung der Situation zugeflüstert hatte, mit einer herablassenden Kopfneigung erwidernd. Des Professors Gruß fiel ziemlich steif aus; sein Grundsatz war: „Männerstolz vor Königsthronen."

„Also vergessen Sie nicht: Punkt sieben bin ich mit dem Wagen vor Ihrem Hause. Au revoir, chère enfant!"

Damit verschwand die Gräfin unter der Ausgangsthür des Saales.

VIII.

Als halbflügges Mädchen hatte Natalie Inzendorf, die letzte ihres Stammes, an den bedeutend älteren Grafen Leopold Vichéry ihr Herz verloren. Daß sie dem auffallend schönen Mann in dieser Aufwallung ihrer unreifen Empfindung die Hand zum Bunde für das Leben gereicht hatte, konnte sie sich später, als der erste Liebesrausch vorüber war, nicht verzeihen, und noch weniger verzieh sie es dem Gatten. Sie hatte sich mit ihrer Heirath eine herbe Enttäuschung bereitet; das wurde ihr mit jedem Tage klarer. Ihrem hochstrebenden Sinne hätte ein Bismarck als Gatte gerade genügt; sie hätte sich mit einem berühmten Gelehrten oder Künstler allenfalls noch abgefunden, — aber die Gemahlin eines Mannes zu sein, der nichts war, und, — schlimmer noch, — nichts sein wollte, als das Rädchen einer großen Maschine, die ohne Stockung weitergeht, wenn ein Bestandtheil durch ein anderes ersetzt wird, — einem solchen Mann anzugehören, empfand die stolze Frau als eine unerträgliche Demüthigung.

In den Jahren ihrer geistigen Entwicklung arbeitete die junge Natalie zuerst mit, dann ohne Güte darauf hin, ihre schönere Hälfte zu dem Niveau emporzuheben, auf das sie selbst gelangt war, aber als sie einsehen gelernt hatte, daß aller Liebe Müh' verloren sei, bemühte sie sich nicht weiter und sah fortan mit kühler Geringschätzung über den heiter-gutmüthigen Mann mit den Mittelmaß-Empfindungen hinweg.

Eine zeitlang stand sie in Gefahr, in einem andern die Verkörperung des ihr vorschwebenden Mannes-Ideals zu suchen und zu finden, aber schließlich schützte ihre Wohlerzogenheit oder, wie die böse Welt behauptete, ihre Häßlichkeit sie davor, den Gewohnheitsweg unverstandener Frauen zu gehen, und sie warf sich in verhältnißmäßig noch jungen Jahren ausschließlich auf den Geist.

Ihre äußeren Lebensverhältnisse brachten es aber mit sich, daß jedes gründlichere Studium, das sie vielleicht befriedigt hätte, zur Unmöglichkeit wurde, und da das Naschen von allen Künsten und Wissenschaften ihr nur halbe Anregung gewährte, fühlte sie sich wie erlöst, als nach mehrjähriger kinderloser Ehe die Geburt eines Knaben ihrem Denken und Wünschen eine feste Richtung gab. In eifersüchtiger Liebe wachte sie über das kleine Geschöpf, dem sie alles in allem sein wollte, wie der Sohn ihr alles war: ihre Freude, ihr Stolz und ihre Hoffnung.

In seiner frühesten Kindheit häufig kränkelnd, war der kleine Max ein ernstes, stilles Kind, jedem leise tadelnden Wort gegenüber empfindlich reizbar. Reif, weit über seine Jahre, spielte er am liebsten allein, wenn er nicht vorzog, mit Erwachsenen, besonders mit seiner Mutter, wie ein Erwachsener zu plaudern.

Der General versuchte hie und da, seinen Sohn der mütterlichen Alleinherrschaft zu entziehen, und als ihm dies nicht gelingen wollte, machte er kein Hehl daraus, daß er nur das geeignete Alter abwarte, um Max in eine Militär-Anstalt zu bringen.

Doch es kam anders. Der General starb, und Gräfin Natalie, die nun den Sohn erst recht als ihr unbestrittenes Eigenthum betrachtete, sah in jeder Schablonen-Erziehung die Gefahr, Durchschnittsmenschen in der Art ihres verstorbenen Gatten zu zeitigen, und behielt daher Max an ihrer Seite. Sie verwandte die größte Sorgfalt auf seine Erziehung, wählte mit scharfem Blicke die tüchtigsten Lehrer, und hatte die Freude, ihre Bemühungen immer deutlicher von Erfolg gekrönt zu sehen.

Mit zwanzig Jahren war Max Vichéry der meistversprechende Jüngling seines Kreises. Die körperlichen Vorzüge seines seligen Vaters mit den Talenten der Mutter in sich vereinend, besaß der junge Mann ein reicheres Gemüth als beide, war rein von Sitten, liebenswürdig im Umgang und der Mutter gegenüber von liebevoller Fügsamkeit, wie ein junges Mädchen. Früher als die Mehrzahl seiner Altersgenossen hatte er die letzte Staatsprüfung abgelegt, und alle Schritte waren gethan, um dem jungen Mann eine Anfängern sonst schwer zugängliche Stelle im Ministerium des Innern zu sichern.

Trotzdem sollte nicht alles so glatt weitergehen, wie die Gräfin gewünscht und gehofft hatte.

Max zeigte im ersten Jahre einen wahren Feuereifer für den Dienst, doch bald stand er, der sich schon als Kind mit anderen Kindern schwer vertragen hatte, mit sämmtlichen Vorgesetzten und Collegen auf gespanntem Fuße. Ganz besonders die Pedanterie des unmittelbar über ihm stehenden Hofrathes stellte Vichéry's Nerven auf eine harte Probe und trug viel dazu bei, ihm die Beamtenlaufbahn gründlich zu verleiden. Die Gräfin, welche trotz ihrer loyalen und patriotischen Gesinnung im Stillen von der Unfähigkeit der hohen Behörden durchdrungen war, theilte des Sohnes Mißstimmung und gab endlich mit getheiltem Herzen ihre Einwilligung zu seinem Austritt aus dem Staatsdienste, wo, — wenigstens solange eben der liberale Wind wehte, — voraussichtlich doch nicht jene Lorbeeren zu holen waren, die sie gern auf sein Haupt gedrückt hätte.

Sie bedauerte lebhaft, sich nicht für die Diplomatie entschieden zu haben, und wendete längere Zeit allen ihren Einfluß auf, den Ehrgeiz des Sohnes in die von ihr nun als einzig richtig erkannte Bahn zu lenken. Max verhielt sich dem neuesten Wunsche seiner Mutter gegenüber anfangs passiv, dann aber meinte er, Dienst bleibe Dienst, und er sehe nicht ein, warum er, der durch sein Vermögen in der Lage war, unabhängig zu bleiben, nicht als freier Mann sein Leben genießen solle.

Ueberhaupt war in ihm, — später als in anderen Jünglingen, aber endlich doch, — der Freiheitsdrang erwacht, und er fing an, die stete mütterliche Vormundschaft als ein Joch zu empfinden, das abgeschüttelt werden mußte. Unter dem Vorwand, eines Ateliers für seine neuerdings mit größerem Eifer aufgenommenen Malstudien zu benöthigen, miethete er im obersten Stockwerke eines Ringstraßenhauses einen dazu geeigneten Raum, der mit einer kleinen Garçon-Wohnung verbunden war, und wo er von da ab auch gewöhnlich die Nächte zubrachte. In dem von der Gräfin bewohnten Inzendorf'schen Palais erschien er nur noch als Gast.

Die vernachlässigte Mutter, klug wie immer, gab sich geschickt den Anschein, als ob sie sich völlig mit dem bescheidenen Einfluß begnüge, den der Sohn ihr selbst noch willig einräumte. Mit einer Hingebung, von der niemand anzugeben vermocht hätte, ob sie echt oder mühsam erkünstelt war, ging sie auf alle seine Ideen ein, förderte sie jeden seiner Wünsche und ließ es an Aufmunterung nicht fehlen, als Max sich immer entschiedener zuerst der Malerei und dann der Bildhauerei in die Arme warf. Seine plastischen Erstlingsarbeiten hatten nicht nur die Freunde der Familie geradezu entzückt, sondern auch die Gräfin selbst, die ein feines Formengefühl besaß, auf das freudigste überrascht. Ja, es lag Talent darin, das zeigte jede Linie! Nun fing sie selbst an zu glauben, was sie bisher nur zu glauben vorgegeben hatte, daß Max eigentlich zum Künstler geboren und nur durch die falsche Richtung, in die sie ihn anfangs gedrängt hatte, in seiner Entwicklung aufgehalten worden sei.

Von diesem Augenblick an folgte sie dem neuen Kurse mit aufrichtiger Begeisterung und sah ihren einzigen Feind in der Apathie, die so häufig den Anlauf zu freudigem Schaffen unterbrach. Wie oft mußte sie sich mühsam zurückhalten, um nicht in erregten Worten gegen dieses schlaffe Sichgehenlassen zu eifern, das mit Indolenz so verzweifelt viel Aehnlichkeit hatte, und das die Gräfin so unliebsam an die geistige Bequemlichkeit des Gatten erinnerte!

Bei diesem Vergleich angelangt, hielt die Gräfin jedesmal wie von einer Natter gestochen inne, und wenn sie dem Sohne bisher im Geiste gegrollt hatte, so zeigte sie sich jetzt doppelt erfinderisch in Entschuldigungs-Gründen. — Wußte sie denn nicht, daß nicht Armuth, sondern Ueberfülle die Thatkraft des jungen Mannes lähmte? Sah sie denn nicht, wie sehr er selbst darunter litt? Die Klage, daß er von seinen Ideen erdrückt werde, kehrte als steter Refrain in seinem Munde wieder, wenn er sich dazu herbeiließ, die Mutter einen Blick in sein Inneres thun zu lassen, und der müde, bittere Zug um Mund und Augen, der ihm sein interessantes Aussehen verlieh, zeugte deutlich genug von seinen inneren Leiden.

Als die Gräfin, durch den Aufzug in die Höhe befördert, in das Vorzimmer ihres Sohnes trat, erfuhr sie durch den Diener, daß der Herr Graf zwar zu Hause, aber leidend sei.

Die Oberhofmeisterin öffnete, ohne anzuklopfen, die dem Eingange gegenüberliegende Thüre, die in das Speisezimmer führte.

„Im Arbeitszimmer?" fragte sie den ihr nacheilenden Diener, und als dieser, mit einer zustimmenden Verbeugung antwortend, vorauseilen wollte, die zweite Thüre zu öffnen, fügte sie kurz hinzu: „Lassen Sie das! Sie brauchen mich nicht anzumelden, ich bin ja hier zu Hause."

In dem dunkel tapezierten Zimmer, das sie betrat, waren die Rouleaux herabgelassen, und nur ein flackerndes Holzfeuer im Kamine verbreitete in dem durch den Ofen ausgiebig erwärmten Raum eine matte Helle.

Max Vichéry saß in der Nähe des Kamins in einem Schaukelstuhl; die Hände hielt er unter dem zur Zimmerdecke emporgewendeten Haupte verschränkt, und die Füße waren gegen einen schweren eichenen Schemel gestemmt. Als die Gräfin eintrat, zwinkerte er mit den Augen, schloß sie aber gleich wieder, wobei die Nasenflügel ein wenig zuckten.

Seine Mutter lächelte schmerzlich, als sie es gewahrte, bemühte sich aber trotzdem, ihre durch den dicken Teppich ohnehin gedämpften Tritte noch unhörbarer zu machen. Die rechte Hand entblößend, näherte sie sich dem Ruhenden und legte ihre kühlen, weißen Finger, — die einzige Schönheit, welche sie besaß, — auf dessen Stirne. Zugleich hauchte sie, sich niederbeugend, einen flüchtigen Kuß über sein Haar.

„Armer Junge! Wieder Kopfschmerzen?" fragte sie leise.

Ein durch die Nase gezogenes „Ja", das ähnlich wie „njau" klang, mußte ihr als Antwort genügen. Sie ließ sich aber trotz seiner sichtlich geringen Neigung zur Conversation nicht abschrecken, sondern nahm ihm gegenüber auf einem niederen Fauteuil Platz und begann, — immer in gedämpftem Tone, — zu plaudern. Sie sprach von den alltäglichsten Dingen: von einigen Besuchen und Briefen, die sie empfangen, vom Wetter, das sich während der letzten halben Stunde auffällig gebessert hatte, und von der Kunst-Ausstellung, wohin sie sich heute, trotz des Sonntags, verirrt habe.

„Ja, denke Dir, wen ich dort traf, — gerade vor Deinem Bilde, — rathe einmal! Aber nein, Du erräthst es doch nicht! Die kleine Merchetti aus Wildeck, die hübsche Blondine. Du erinnerst Dich doch? Wirklich, ein allerliebstes Mädchen!"

Die Gräfin hatte sich, während sie sprach, erhoben und dem Fenster genähert. Sie öffnete die inneren Flügel und begann das Rouleaux in die Höhe zu ziehen, um der noch vor ihrem Untergange matt mit dem Wolkengrau kämpfenden Wintersonne Eingang ins Zimmer zu verschaffen.

„Blendet es Dich?" fragte sie unbefangen, das Auge des Sohnes suchend.

Dieser hatte den Kopf zur Seite geneigt und die Hand schützend vor die Augen gelegt. Doch auf ihr entschuldigendes: „Du weißt, im Winter wuchere ich mit jedem Sonnenstrahl," sagte er beruhigend: „Laß nur, Mama, wenn es Dir so lieber ist! Ich kann mich ja mit dem Rücken gegen das Fenster setzen."

Aber statt seinen Worten die That folgen zu lassen, erhob er sich leise ächzend und steif wie ein Automat von seinem lange innegehabten Ruhesitze und trat an den Spiegel, wo er die etwas verschobene Cravate zurecht rückte. Hierauf stellte er sich ans Fenster und ließ die spärliche Sonnenwärme seinen Rücken entlang rieseln, während seine Blicke der Mutter folgten, die vom Fenster zurückgetreten war und sich dem Mitteltische näherte.

„Was hast Du da? Etwas Neues?" fragte die Gräfin, eines der dort liegenden Bücher zur Hand nehmend. „Von Nansen, — das kenne ich noch nicht," fügte sie hinzu, als der Sohn nur ein zerstreutes: „Der Buchhändler hat es vorhin geschickt, ich habe es noch nicht einmal angesehen," für sie hatte.

In seiner Haltung lag eine leise Unruhe, etwas Unschlüssiges, in seinen Augen eine unausgesprochene Frage.

Die Gräfin schien nichts davon zu bemerken; sie blätterte noch fortwährend in den Büchern.

„Oup, Cherbouliez," murmelte sie, „ah! und auch das neue Stück von Sudermann! Ja richtig! A propos Theater: ich habe die Kleine, — wie heißt sie doch? Sylvia, nicht wahr?, — ich habe sie eingeladen, heute in der Oper mein Gast zu sein. Mir scheint, das arme Kind hat blutwenig Vergnügen: sie wurde ganz roth vor Freude. Schade, daß Du nicht wohl genug bist, heute musikalischen Genüssen stand zu halten! Mir wenigstens macht die naive Freude solch eines jungen Geschöpfs immer Spaß."

Dem Grafen, der noch immer am Fenster stand, entschlüpfte in diesem Augenblick ein nervöses Gähnen, das er mit einem Strecken der schlanken Glieder abschloß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Pardon, Mama!“ rief er abbittend. Dann trat er an den Tisch und nahm die dort aufliegende Zeitung zur Hand. „Was giebt's denn heute? Die ‚Puppenfee‘ und ‚Hänsel und Gretel‘,“ meinte er mit einem halben Lächeln. „Nun, diese ‚musikalischen Genüsse‘ sind nicht gerade nervenaufregend.

‚Reisbrei, Reisbrei,
Das ist fein!‘“

trällerte er halblaut. „Eigentlich schon unerlaubt dumm!“ meinte er dann. „Aber das gefällt jetzt, wie man sieht! Wenn mir nicht schlimmer wird, komme ich übrigens auf ein Viertelstündchen, schon der Höflichkeit halber, aber, wie gesagt, nur, wenn mein Kopf es zuläßt! Wie, Du gehst schon, Mama?“ unterbrach er sich fragend.

Die Gräfin nickte.

„Schon vier Uhr! Um fünf dinire ich bei Kathrinovics und muß mich noch vorher umkleiden. Also: auf Wiedersehen in der Oper, wenn möglich!“

Max Bichéry verbeugte sich und küßte der Mutter die Hand, ehe diese den Handschuh, nach dem sie vorhin gegriffen hatte, über die Finger zog. Dann bot er ihr galant den Arm und geleitete sie bis an die Ausgangsthüre.

IX.

Es war an einem der ersten Tage des neuen Jahres um die Abendstunde, als Sylvia Merchetti raschen Schrittes den Graben durchquerte, um in den Kohlmarkt einzubiegen. Zur Christnacht war der erste Schnee gefallen und zwar gleich in ausgiebiger Menge: makellos weiß lag er auf den Dächern und in den Garten-Anlagen Wiens, während sich auf den vielbegangenen Trottoirs der inneren Stadt, trotz der empfindlichen Kälte, der in den Fugen festsitzende Schneestaub allmählich zu jenem schwärzlichen Brei zu verdünnen begann, welcher der Feind aller Fußgänger ist.

Bisher hatte Sylvia die Feiertage immer in Wildeck verlebt, heuer aber hatte ein Brief Tante Sophie's sie von der Heimkehr abgehalten. Die Majern waren im Ort ausgebrochen; auch Sisa lag erkrankt darnieder.

„Natürlich! Uns muß ja jede Freude zerstört werden!“ klagte die Tante, die ebenso, wie ihr Schwager, die Gewohnheit hatte, alles: jedes Allgemein-Unglück, unter dessen Rückwirkungen auch sie zu leiden hatte, ja jeden unfreundlichen Regentag, der ihr nicht gelegen kam, für eine ausschließlich gegen ihre Person gerichtete Bosheit des Schicksals anzusehen. Auch Sylvia hatte frühzeitig gelernt, sich dieser Auffassung anzuschließen; dieses Mal aber war der Brief, der ihr Bedauern über die vereitelte Festfreude ausdrücken sollte, in so lauem Ton abgefaßt, daß die Empfindlichkeit der alten Dame sich schon bedenklich zu regen begann. Aber die zum Schlusse flüchtig hingeworfene Bemerkung, Gräfin Bichéry, mit der sie kürzlich zufällig zusammengetroffen sei, habe Sylvia, um ihr einigen Ersatz für das Verlorene zu bieten, eingeladen, den Heiligen Abend bei ihr zu verbringen, gab den Gedanken der mütterlich liebenden Tante alsbald eine minder trübe Richtung. Zart, wie es ihre Weise war, verrieth sie in ihrem nächsten Briefe stille Neugierde, Näheres über das Fest zu hören, und sie erlebte die Freude, daß Sylvia, — sonst keine übereifrige Correspondentin, — willig die solide Pracht des Inzendorf'schen Palais beschrieb, womit sich das altmodisch eingerichtete Wildeck nicht messen konnte, und außerdem über einige in der Loge der Gräfin genossene Theater-Vorstellungen ziemlich ausführlich Bericht erstattete. Auch von der Gesellschaft, wo sie, durch die Oberhofmeisterin eingeführt, zu verkehren begonnen hatte, sprach Sylvia voll freudiger Lebhaftigkeit. Wie wohlthuend unterschieden sich doch die Umgangsformen dieser Kreise von den spießbürgerlichen Manieren ihrer bisherigen Wiener Umgebung! Wie erschien doch jedes Vergnügen, ja jedes kleinste Alltagserlebniß veredelt durch die vornehme Selbstverständlichkeit, mit der alles hingenommen wurde; wie glatt wickelte sich alles ab, ohne daß ein immer vernehmliches Knarren der häuslichen Maschinerie jegliches Behagen störte!

Sylvia gestand unbedenklich, daß sie sich noch nirgends so völlig daheim gefühlt habe, und sie tummelte sich auch wirklich in der Gesellschaft, der sie durch die Geburt nur halb angehörte, und von der ihre Armuth sie wie durch eine weite Kluft trennte, mit unbefangenstem Wohlbehagen. Viel mochte dazu beitragen, daß von der Zurückhaltung, welche die Oberhofmeisterin bei Sylvia's erstem Besuch in Maltern anfangs beobachtet hatte, nicht nur keine Spur mehr vorhanden war, sondern daß die Gräfin es auch verstand, ihrem jungen Gast überall, wo sie ihn einführte, Geltung zu verschaffen. Das fiel ihr um so leichter, als sich die „reizende Merchetti“ durch ihr in dieser günstigen Atmosphäre zu vollster Anmuth entwickeltes Benehmen ohnehin die meisten Herzen im Sturm eroberte. Eine Ausnahme machte höchstens Gina Seefeld, welche die arme Nichte ihrer Gutsnachbarn nach wie vor etwas über die Achsel ansah.

Ihr durch Eifersucht geschärfter Blick witterte Gefahr, trotzdem Bichéry, der sich, ganz wie früher, von der Gesellschaft junger Damen möglichst fernhielt, das schöne Mädchen lange nicht so auffällig umschwärmte, wie einige jüngere Vertreter der „Jeunesse dorée“. Daß der Graf fast regelmäßig an der Seite der Oberhofmeisterin und Sylvia's erschien, wenn sie das Theater besuchten, fiel nicht auf, weil er sich auch sonst häufig neben seiner Mutter in der Loge gezeigt hatte, und daß er jetzt fast die ganzen Nachmittage und Abende im Palais zubrachte, war in weiteren Kreisen nicht bekannt. Auch von den Sitzungen in Bichéry's Atelier verlautete nichts in der Oeffentlichkeit; erst wenn das Werk vollendet war, sollte es in der bis dahin zu eröffnenden Jahres-Ausstellung im Künstlerhause den Blicken des Publicums preisgegeben werden.

Im Gegensatze zu früheren Gelegenheiten sprach der junge Mann mit niemand über die begonnene Arbeit, und doch war er noch nie von einer Aufgabe so vollständig erfüllt gewesen. Zum ersten Male verlor er nicht die Geduld, sobald es an die mühevolle künstlerische Ausgestaltung seines Gedankens ging, sondern er wurde nicht müde zu verbessern und zu verändern, ohne sich durch die zuweilen peinliche Selbstkritik die Freude an seinem Schaffen verkümmern zu lassen. Die Gegenwart des schönen Mädchens übte auf ihn eine anspornende Wirkung, ohne seinen inneren Menschen aus dem Gleichgewichte zu bringen; denn, obwohl Sylvia sich durch das Wohlgefallen, welches sie allgemein erregte, gehoben fühlte und es mit naiver Freude hinnahm, war sie Männern gegenüber von jeder eigentlichen Gefallsucht frei, und es wäre ihr nie eingefallen, einen ihrer Bewunderer heute durch einen gnädigen Blick zu beseligen, um ihn morgen durch eine jener unerklärlichen Launen, welche die aufreizenden Waffen der Koketten bilden, aus allen seinen Himmeln zu reißen. Sie war gegen alle und zu jeder Zeit von derselben freundlich kühlen Ruhe, die jeder ihrer Bewegungen den Stempel unnachahmlicher Vornehmheit aufdrückte. Bichéry gegenüber, mit dem sie jetzt so häufig zusammentraf, erschien diese Zurückhaltung etwas gemildert, und der Ton zwischen den jungen Leuten war der einer reservirten Vertraulichkeit, der auf Sylvia's Seite so etwas wie lächelnde Ueberlegenheit beigemischt war, und auf der seinen das nicht stürmische, aber stets rege bleibende Bemühen, ihr durch das, was er war und vermochte, wärmeres Interesse einzuflößen. So wurden die Sitzungen im Atelier für diese beiden zu Stunden stillen Selbstgenusses und wachsamer Eigenliebe; für die Mutter des Künstlers aber waren sie mehr: ihre Blicke hingen bald an dem entstehendem Werke, bald an dem fleißig und freudig Schaffenden, und, als könne ein vorreiliges Wort das Entstehende gefährden, verharrte sie meist in Schweigen, — man könnte sagen: sie hielt den Athem an.

„Ich bitte, gnädigste Baronesse, nicht hier, — bei Rodeck,“ sagte Sylvia's Begleiterin, eine einfach gekleidete Fünfzigerin, als das junge Mädchen vor der Eingangsthüre des Klein'schen Etablissements den Schritt anhielt und Miene machte einzutreten. Der ehrerbietig leise Ton, den Gräfin Bichéry's Kammerjungfer, wie die Dienerschaft überhaupt, auch Sylvia gegenüber immer anschlug, that der durch die Familiarität von Tante Sophie's Hausmagd und die mürrische Bedienung der Schmidtbauer'schen Dienstleute stets empfindlich Verletzten aufrichtig wohl und trug mit dazu bei, ihr den Aufenthalt im Inzendorf'schen Palais so lieb zu machen.

„Ich danke Ihnen, Frau Weser,“ sagte sie freundlich. „Ich hätte bald eine Confusion gemacht! Jetzt erinnere ich mich: nur die Rauch-Cassette und die Malachit-Vasen waren von hier, das Uebrige alles von Rodeck.“

Es handelte sich um ein Weihnachtsgeschenk, das Sylvia von der Oberhofmeisterin erhalten hatte: ein reizender Fächer von in zartesten Farben bemaltem rosa Krepp, an dem man jedoch bei näherer Betrachtung einen kleinen Fehler entdeckt hatte. Die Spenderin wollte das schadhafte Stück gleich umtauschen, doch befand sich ein gleiches nicht auf dem Lager, und da ein Unwohlsein die Gräfin seit Neujahr an das Zimmer fesselte, wollte Sylvia heute selbst nachsehen, ob der gewünschte Ersatz bereits zur Stelle sei. Die Sache war um so dringender, als der Fächer zugleich mit der rosa Seiden-Gaze-Robe, — gleichfalls einem Geschenk der Oberhofmeisterin, — bei dem in wenigen Tagen bevorstehenden ersten Ballfeste der Saison eingeweiht werden sollte, einem Cavallerie-Picknick, bis zu welchem die Gräfin, ihrem Ballkind zu liebe, bestimmt gesund zu werden versprochen hatte.

In dem Galanterie-Waren-Geschäft entstand bei dem Eintritte Sylvia's, welche die Oberhofmeisterin bei ihren letzten Weihnachts-Einkäufen begleitet hatte, ein förmlicher Aufruhr: alle eben nicht anderweitig Beschäftigten eilten ihr unter tiefen Bücklingen entgegen, denn Gräfin Bichéry-Inzendorf war eine der besten Kunden des berühmten Geschäftes. Das Gewünschte war leider noch nicht zur Stelle, aber während das Telephon in Thätigkeit gesetzt wurde, um die Ursache der unbegreiflichen Verzögerung zu ermitteln, suchte man Sylvia, die auf einem der rasch herbeigerollten Sammet-Fauteuils Platz genommen hatte, durch das Vorzeigen verschiedener moderner Nippes die Zeit zu verkürzen. Zerstreut wanderten ihre Augen über die ihr vorgewiesenen Kostbarkeiten, als sie plötzlich aufhorchend zusammenzuckte.

Eine laute Männerstimme hatte mit einigen kurzen Worten eine Brieftasche zu sehen begehrt, und fast gleichzeitig trat ein junger Mann an der Rücklehne von Sylvia's Fauteuil vorbei zum Verkaufstische.

„Pardon!“ murmelte er flüchtig beim Vorübergehen, denn er hatte an den seitwärts lehnenden Schirm der Sitzenden gestoßen.

Während der neue Ankömmling stumm prüfend seine Wahl traf, wendete Sylvia den Kopf mit einer kaum merklichen Neigung nach rechts, und ein forschender Blick streifte die in einen weiten grauen Wettermantel gehüllte gedrungene Gestalt. Von dem abgewandten Gesicht sah sie nur einen Theil des blauschwarzen Bartes; das um einen Schatten hellere, kurzgeschorene Haupthaar ließ einen breiten Nacken frei, der ebenso, wie die Ohren, von der draußen herrschenden Kälte stark geröthet war. Mit den zum Schutze gegen den Straßenschmutz unten etwas aufgerollten Beinkleidern und dem breitrandigen Filzhute wollte seine Erscheinung in den von Spiegelglas glitzernden Raum, wo ringsum die kostbarsten Luxus-Gegenstände ringsum zur Schau umherstanden, nicht recht passen; aber die derben, kothbespritzten Lederstiefel standen mit unbekümmerter Sicherheit auf dem peinlich sauberen Laufteppich, und als, — rasch genug, — das Gewünschte gefunden war, verrieth die Knappheit der den Kauf begleitenden Worte die Gewohnheit zu befehlen.

Bei den etwas hart klingenden Lauten zuckte Sylvia abermals zusammen, und als sich ihr im selben Augenblick einer der Herren mit der unter hundert Entschuldigungen vorgebrachten Meldung näherte, daß der Fächer noch nicht fertig sei, morgen aber ins Palais gesandt werden würde, klang ihre Antwort zerstreut, und ihre Stimme nicht so kühl und ruhig, wie sonst. Mit einer an Uebereilung streifenden Hast raffte sie, sich erhebend, den Regenschirm und den auf dem Verkaufstische liegenden Muff zusammen und eilte, die tiefen Bücklinge der sie begleitenden Herren mit einem kurzen Nicken erwidernd, dem Ausgange zu. Als sie an der Kasse vorbeikam, vor der jetzt der junge Mann im Wettermantel stand, hob dieser, durch das Rauschen des weiblichen Gewandes aufmerksam gemacht, den Kopf, und seine Blicke glitten flüchtig über die Erscheinung der sich Nähernden; plötzlich aber öffnete er die sehr großen, dunkeln Augen weit, und ein Ausruf der Ueberraschung fiel von seinen Lippen.

Den restlichen Geldbetrag, den der Kassirer ihm hinschob, mit einem Griff zusammenraffend, drängte er sich an Sylvia's Begleiterin vorbei, und im nächsten Augenblicke war die bereits auf dem Thürgriff liegende Hand des jungen Mädchens von einer breiten Männerhand bedeckt.

„Halt! Und aufgeschaut, wenn ich bitten darf!“ so klang es wie neckender Befehl halblaut an Sylvia's Ohr.

Die Kammerjungfer, die mit befremdeten Blicken der Scene gefolgt war und schon Miene machen wollte, zwischen die sichtlich Verlegene und den Frechen zu treten, zog sich bescheiden weiter in den Hintergrund zurück, als ein herzliches Lachen des jungen Mannes, der inzwischen Sylvia's Hand vom Drücker abgezogen und zwischen seine Finger genommen hatte, einen leisen Widerhall in dem Munde der ihrem Schutze anvertrauten jungen Dame fand. Es klang auch gar zu verlockend, dieses aus tiefster Brust aufsteigende und dabei doch angenehm beherrscht klingende Lachen: man mußte mit, ob man wollte oder nicht. Selbst Frau Weser kräuselte die dünnen Lippen, und der Fremde, der ihr anfangs einen zweifelhaften Eindruck gemacht hatte, wurde von ihr mit einem Mal als zur Gesellschaft gehörig taxirt.

„Gewiß ein Verwandter der Baronesse,“ dachte sie bei sich. „Ein Land-Edelmann wahrscheinlich; die haben manchmal so 'was Nonchalantes.“

Es fielen anfangs nur wenige Worte zwischen den jungen Leuten.

„Sylvia!“

„Ferdinand!“

„Wie lange ist's nun schon, daß wir uns nicht gesehen haben?“

„Zwei Jahre, — nein, fast drei Jahre schon, nicht wahr?“

Das war so ziemlich alles. Dabei standen sie sich, die Ausgangsthüre versperrend, regungslos gegenüber, sahen einander lächelnd in die Augen, und er hielt ihre Hand in der seinen.

Erst der Eintritt einer Dame schien beiden zum Bewußtsein zu bringen, wo sie sich befanden; der junge Mann ließ Sylvia's Hand los, und sie gab den Eintritt frei.

Auf dem Heimwege schloß sich Ferdinand Weiler der Baronesse an, ohne erst zu fragen, ob sie es auch gestatte. Eine Weile schritt er schweigend neben dem jungen Mädchen hin, dessen feines Gesicht unter dem Reflex der elektrischen Bogenlampen, wie von einem bläulich verklärenden Schimmer übergossen, aus dem hohen, dunkeln Pelzkragen hervorsah. Den Arm, den er ihr anbot, hatte Sylvia nicht angenommen, und auf dem schmalen Trottoir des Kohlmarktes wurden sie häufig von Entgegenkommenden auseinander gedrängt; aber auf dem etwas breiteren Terrain vor der Michaeler-Kirche trat der junge Mann dicht an des Mädchens Seite.

„Wissen Sie, daß ich Ihnen heuer schon recht böse war?“ sagte er, während seine Blicke unverwandt an ihrem Antlitze hingen. „Sie fühlen Sich unschuldig und wissen nicht, was Sie angestellt haben? Ich hoffe doch, die holde Libussa, die mir nun schon zweimal mit der nämlichen Melodie: ‚Bitt' ich schön, ist nit zu Haus, Fräul'n Baronesse‘ — die Thüre vor der Nase zuklappte, hat mich genügend verstanden, um Ihnen meine Grüße auszurichten?“

Sylvia nickte.

„Ich vermuthete, daß Sie es gewesen seien,“ meinte sie lächelnd, „schon deshalb, weil Pepi sagte, der Herr habe beide Male seine Visiten-Karten vergessen.“

Ferdinand lachte.

„Das sieht mir ähnlich, meinen Sie? Ein Zeichen, wie gut Sie mich kennen, — am Ende gar besser, als ich Sie?! — Ich muß gestehen, im ersten Augenblick durchfuhr es mich wie ein Zweifel: Ist sie's, oder ist sie's nicht? Ja, lachen Sie mich nur aus! Ueber dem bißchen ‚große Dame‘, das inzwischen dazu gekommen ist, hätte ich bald die kleine Sylvia nicht mehr herausgefunden. Ich brauchte eine ganze Weile, um mit mir ins Reine zu kommen. — Und Sie? Mir scheint, Sie hätten mich gar nicht erkannt?“

„O doch! Schon an der Stimme!“ fiel Sylvia lebhaft ein; dann verstummte sie plötzlich. Sie erinnerte sich erst jetzt, daß die Begegnung mit dem jungen Manne bei Rodeck sie in Verlegenheit gesetzt hatte, und daß sie auf dem Sprunge gewesen war, vor ihm die Flucht zu ergreifen. Das erste erschien ihr jetzt unbegreiflich, das letzte sogar lächerlich, und doch trieb ihr die ungenirte Selbstverständlichkeit, mit der er dicht an ihrer Seite hinschritt und in vertraulichem Tone in sie hineinsprach, abermals das Roth der Verlegenheit in die Wangen, und sie sandte einen verstohlenen Blick zu Frau Weser zurück, die immer in derselben discreten Entfernung dem Paare folgte.

Unter dem zum Josefsplatze führenden Thorbogen zwang ein rasch vorüberrollender Wagen den jungen Mann, von Sylvia's Seite zu weichen; als er wieder neben ihr auftauchte, trug sie den Kopf etwas höher als früher und fragte, in ihren vornehmen Conversations-Ton übergehend, den sie bisher ihm gegenüber nicht gesucht hatte: „Waren Sie zu Weihnachten in Wildeck? Ich habe schon lange keine Nachricht von Hause.“

Er bejahte die Frage und berichtete ihr auf ihre weiteren Erkundigungen über Sisa's Befinden und den Stand der Epidemie im Dorfe.

„Es ist da vieles faul,“ sagte er mit einer seiner lebhaften Handbewegungen, auf das Treiben des seit seines Vaters Tode allmächtigen Quacksalbers anspielend. „Ich erhielt einen kleinen Vorgeschmack von dem, was mir bevorsteht, wenn ich meine Zelte dort aufschlage.“

„Sie wollen also wirklich in Wildeck leben und sterben?“ fragte Sylvia, deren sich, seit sie vorhin den veränderten Ton gegen ihn angeschlagen, eine ihr selbst unerklärliche gereizte Stimmung bemächtigt hatte. — „Ja, haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz? Als Ihre Mutter davon sprach, wollte ich meinen Ohren nicht trauen und nun höre ich's aus Ihrem eigenen Munde! Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!“

Ferdinand Weiler hatte bei ihren ersten Worten mit einem Ruck den Kopf in die Höhe gehoben und das junge Mädchen groß angesehen. Dann aber glitt sein Blick von Sylvia's gesenkten Lidern abwärts und blieb an dem rothen Munde hängen, der ihn jetzt mit der etwas geschürzten Oberlippe an den schmollenden Kindermund erinnerte, den er so gut kannte, und der ihm in der Ferne, wenn er an die kleine Jugendfreundin dachte, vor allem anderen vorgeschwebt hatte.

„Keinen Ehrgeiz,“ flüsterte er träumerisch, die Augen immer an ihren Lippen, „nein, keinen Ehrgeiz . . .“

Er brach plötzlich ab und erschreckte Sylvia heftig, indem er ihren Arm unversehens durch den seinen zog und kräftig an sich preßte.

„O Kind, Kind! Keinen Ehrgeiz! — Nein, freilich nicht, — was so ein Kind Ehrgeiz nennt, freilich nicht! . . .“

Es war ein Klang von leidenschaftlicher Energie mit einer Beimischung von mitleidiger Zärtlichkeit in seiner Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Wer macht die Mode?

Vortrag, gehalten im „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung", von Gunda Beeg in Berlin.

Der Radicalismus, der sich so leicht an reformatorische Bestrebungen heranwagt, gefährdet auch unseren Verein, — er will mit der Mode aufräumen und vergißt ganz oder weiß nicht, daß die Kleidung ein historisch Gewordenes ist. Die Form, zu der sie sich entwickelt hat, besitzt ein Recht auf Dasein und Anerkennung und damit auf Schonung, denn die Mode ist ein Stück Menschheitsgeschichte. Darnach wäre unsere Frage: „Wer macht die Mode" bereits beantwortet; sie ist, sie existirt! Wenn wir trotzdem die Frage aufrecht erhalten, so wollen wir den Versuch machen, den Apparat zu erklären, deren die einzelnen Erscheinungen der Frauenmode in der Jetztzeit zu ihrer Entwicklung, Herstellung und Verbreitung bedürfen. Gerade die häufig gestellte Frage: „Wer macht eigentlich die Mode?" läßt erkennen, daß über den Ursprung der Mode noch recht unklare Begriffe herrschen. Viele haben die Vorstellung, daß irgendwo in der Welt, wahrscheinlich in dem bösen Paris, eine Art Halbgöttin ihr blumengeschmücktes Scepter schwingt, mit dem sie nach Willkür und Laune immer Neues hervorzaubert, das ihre Vasallen sofort in alle Winde tragen; andere glauben, daß in den Modenzeitungen die Mode nach eigenster Phantasie geschaffen wird. Wenige haben eine Vorstellung davon, wie complicirt der Apparat ist, wie viele Factoren zusammenwirken müssen, um neue Modeformen ins Leben zu rufen und ihnen den Weg bahnen. Das, was wir heute unter „Mode" verstehen, diese ununterbrochene Neugestaltung aller Dinge, die der Kulturmensch glaubt, zum Leben nöthig zu haben, die eine hoch entwickelte Industrie für das stets sich steigernde Luxus-Bedürfniß schafft, das ist international, ein großer Theil des gesammten Welthandels beruht darauf. Glück und Wohlergehen von Millionen Existenzen würden in Frage gestellt, wenn der Mechanismus einmal stockte, wenn nur in einer Saison, ja nur einen Monat lang nichts Neues auf den Weltmarkt gebracht würde. Nehmen wir an, wir deutschen Frauen wollten uns wirklich engherzig gegen neue Moden verschließen, weil sie zu uns etwa aus Frankreich oder England kommen, und wollten nur deutsches Fabrikat tragen, so erlitte damit der Welthandel einen schweren Stoß, Deutschland verlöre seine internationalen Handels-Beziehungen, und aus der ewig wechselnden, fruchtbringenden Mode würde sich sehr bald rückschreitend die Tracht, die Vorläuferin der Mode, entwickeln. Dies ist heute undenkbar und deshalb auch die Beschuldigung unbegründet, unser Verein strebe die Uniformirung der Frauen an. — Um nun unsere Frage: „Wer macht die Mode?" nur einigermaßen beantworten zu können, müssen wir sie in zwei Fragen gliedern: Wo wird die Mode gemacht, und wie wird die Mode gemacht?

Lange bevor die „Saison" beginnt, d. h. ehe der Bedarf an Garderobe für eine neue Jahreszeit vom großen Publicum gedeckt werden muß, sind in der ganzen civilisirten Welt eine Unzahl von Händen mit den Vorbereitungen beschäftigt. Der Ursprung neuer Muster und Formen ist meist auf Frankreich zurückzuführen; Lyon liefert aus seinen weltberühmten Seidenwebereien herrliche Stoffe, die häufig wieder als Vorlagen, oder doch wenigstens als Anregung dienen für die zahllosen Woll- und Baumwollen-Gewebe, die dann in Deutschland und England entstehen. Paris schafft Schnitt und Ausgestaltung der Kleidung und bildet deshalb thatsächlich den Mittelpunkt der gesammten Mode-Industrie. England macht ihm in neuerer Zeit für ein bestimmtes Toiletten-Genre Concurrenz; als das Vaterland jeder Art von Sport hat es naturgemäß die erste Stimme, wo es sich darum handelt, die geeignete Kleidung dafür zu finden. Die Oesterreicherin wieder besitzt eine so stark ausgeprägte Individualität, daß man auch von einer Wiener Mode sprechen kann, obwohl ihr Ursprung schließlich doch immer auf französischen Einfluß sich zurückführen läßt. Berlin endlich hat durch seine ausgedehnte Industrie bedeutende Einwirkung auf die eigentliche Confection gewonnen, d. h. auf all das, was die Frau als Straßenhülle trägt, als da sind: Mäntel, Paletots, Capes 2c., sodaß man mit Stolz heute sagen darf, es beherrscht auf diesem Gebiet den Welthandel. Somit ist gegenwärtig der Einfluß in Mode-Angelegenheiten ziemlich gleichmäßig auf die Centralen der mitteleuropäischen Großmächte vertheilt; — wenn Paris der Löwenantheil zufällt, so ist das eben in der Eigenart des romanischen Volkes begründet, dem Mutter Natur eine starke Phantasie und einen ausgeprägten Formensinn in die Wiege gelegt hat, das auch Geschick und Geschmack genug hat, um neue Ideen zu verwirklichen. Für die Französin ist die Toiletten-Frage eine Lebensaufgabe, der sich zu widmen ihr der größere allgemeine Wohlstand des Landes erlaubt, und nur durch alle diese zusammenwirkenden günstigen Umstände ist es möglich, die immer wachsende Riesenaufgabe, — die fortdauernde Versorgung der ganzen Welt mit ewig Neuem, — zu bewältigen.

Wie wird die Mode gemacht? Hierfür müssen alle Kräfte, die sich in den Dienst dieser Macht gestellt haben, in friedlicher Arbeit vereint zusammenwirken. Die zur Schaffung alles Neuen nöthige Phantasie wird in erster Reihe durch die Zeitströmung, den Zeitgeist beeinflußt, sodaß die Mode von jeher ein Spiegelbild ihrer Zeit war, andererseits der Zeit ihren Stempel aufdrückt. Blühen Handel und Gewerbe, herrscht Frieden bei den Völkern, so wird die Mode reichere, üppigere Formen annehmen, während gedrückte Verhältnisse naturgemäß hindernd auf die Entfaltung des Mode-Luxus wirken. Für jede Anregung von außen ist die Mode empfänglich, manches Zeitereigniß spiegelt sich in ihr wieder; fehlt ihr einmal der Impuls von außen, so greift sie wohl in ihr Archiv und holt Halbvergessenes hervor, es in der Neugestaltung nach Belieben modelnd. Auch einzelne Persönlichkeiten können oft mittelbar oder unmittelbar eine ganze Moderichtung beeinflussen. So giebt es z. B. eine noch heute nachwirkende Mode „Loïe Fuller", die ihre Entstehung jener Serpentine-Tänzerin verdankt, welche vor mehreren Jahren ihren Siegeszug durch Europa hielt. Die in ihren Gewändern wechselnden Licht-Effecte regten zur Wiederaufnahme der schon früher bekannten wunderbaren Changeant-Gewebe an, welche durch die erhöhte Leistungsfähigkeit der Textil-Industrie immer herrlicher in allen Regenbogenfarben schillerten. Auch die graziösen Fächerfalten und die in sogenannten Serpentine-Rundungen geschnittenen, faltigen Garnitur-Theile, ja, das einige Jahre die Welt beherrschende Cape verdanken indirect den wallenden Gewändern jener Loïe Fuller ihr Dasein. Es gab wohl Zeiten, wo einzelne Persönlichkeiten absolut die Mode regierten, so die schöne Kaiserin Eugenie. Heute kann es keine absolute Herrscherin im Reich der Mode mehr geben, ihre Unterthanen am Ende des Jahrhunderts lassen sich nur constitutionell regieren, sie wollen Sitz und Stimme im Rathe haben und ablehnen dürfen, was ihrem Geschmack widerspricht. So können die maßgebenden Kreise Vorschläge machen und vorlegen, der großen Menge bleibt es vorbehalten, sie anzunehmen oder zu verwerfen.

Um eine neue Modeform zu schaffen, müssen Fabrikanten und Schneider in Wechselbeziehungen treten, in erster Reihe giebt meist der Weber den Ton an, da er zuerst in Thätigkeit tritt. Neben möglichst verschiedenartiger Textur seiner Stoffe hat er immer neue Farben-Effecte und Musterungen zu ersinnen, wofür ein Heer von Zeichnern, — Künstler ersten Ranges in ihrem Fach, — das ganze Jahr hindurch beschäftigt werden. Außer dem Stoff verlangt eine Toilette Besatz-Material, das ihr erst das modegerechte Cachet giebt, Spitzen, Bänder, Passementerien, Knöpfe und dergl. Es mag ja nun sehr schwierig scheinen, diese Dinge in Uebereinstimmung zu bringen, aber erstens gehen die Moden meist so unmerklich in einander über, daß sich folgegerecht eins aus dem anderen entwickelt, andererseits werden stets vorerst nur Proben hergestellt. Das Material häuft sich nun in den tonangebenden Schneider-Ateliers, in den Welthäusern von Worth, Felix, Redfern, und wie die großen und kleinen Könige der Schneider alle heißen mögen, und hier werden die Wunderwerke der Schneiderkunst „creirt". Inzwischen eilen aus allen Theilen der Welt Fabrikanten und Schneider herbei, die sich die neuesten Modelle holen wollen. Vor diesem kritischen Fach-Publicum muß jetzt die Wirkung des Neugeschaffenen erprobt werden, von ihm hängt es in erster Reihe ab, ob eine Mode angenommen wird oder ins Nichts zurücksinkt, denn diese Leute haben ihr Publicum hinter sich, dessen Geschmack sie genau kennen. Für diejenigen ihrer „Créations", die nicht von vornherein von tonangebenden Damen der Gesellschaft bestellt sind, haben die Schneider ihre „Lanceusen" bereit, Damen, deren Aufgabe darin besteht, sich an möglichst belebten Orten in den neuen Toiletten zu zeigen. Hierzu sind vielfache Gelegenheiten geboten, vor allem an dem der Mode eigens gewidmeten „Vernissage"-Tag des Pariser Salon im Industrie-Palast, bei dem „Concours hippique", den großen Rennen, unter denen wieder der Tag des Grandprix der maßgebendste ist. Ein wesentlicher Factor sind auch die Theater, wo beliebte Schauspielerinnen auftreten; die Toiletten einer Sarah Bernhardt, einer Réjane werden stets mit fieberhafter Spannung erwartet. Wie oft aber hängt das Wohl und Wehe einer Neuheit vom Zufall ab, — wer sie trägt, wie und wann sie getragen wird. Als ich im Ausstellungsjahr 1889 in Paris war, erlebte ich z. B. den überraschenden Erfolg der Pelz-Boa mit. Zwei Damen in hellen, duftigen Toiletten erschienen im warmen Sonnenschein auf einem der tonangebenden Rennen mit langen Pelz-Boas; das erregte solches Aufsehen, daß eine Woche später alles, was auf Beachtung Anspruch machte, Boas trug.

Gießkanne mit Malerei.

Haben nun die Neuheiten die Feuerprobe bestanden, glauben die Händler, sicher zu wissen, was durchschlagen wird, dann wandern die theuer erkauften Modelle in alle Welt, und nun erst beginnt im einzelnen die fieberhafte Thätigkeit der Vorbereitung für die nicht mehr ferne Saison. Die Modenzeitungen haben schon lange Fühlung mit den leitenden Kreisen gehabt und sorgen dafür, daß die neuen Vorlagen bis in die fernsten, entlegensten Winkel der Welt dringen; auf diese Weise können sie ebenso segensreich wie verderbend für den Geschmack wirken, denn die große Menge, die sich nicht durch den Anschauungs-Unterricht bilden kann, ist naturgemäß auf die Fachpresse angewiesen. Hier muß die Spreu vom Weizen geschieden und nur das Beste von der oft verwirrenden Fülle des Gebotenen vorgeführt werden.

Wir haben jetzt die Einflüsse kennen gelernt, die auf Schaffung, Ausgestaltung und Verbreitung der Mode einwirken; dieselben sind zum Theil, ja, wir müssen sagen, zum größeren Theil, materieller Natur, nur zum kleineren ideeller, dies nur, insofern sie in den Gesetzen der Aesthetik eine gewisse Norm haben. Ein Gesichtspunkt ist aber von der Mode bis jetzt kaum berücksichtigt worden, das ist der hygienische. Derselbe scheint auf den ersten Blick materiell zu sein, bedenken wir aber, daß er nicht bloß das Wohlbefinden des Einzelnen, sondern das von Familien, Generationen, ja des gesammten Menschengeschlechts in sich schließt, und daß die Gesundheit des Leibes auch die der Seele bedingt, so ist der hygienische Gesichtspunkt wesentlich der ideale, ja der höchste sittliche Gesichtspunkt.

Wir dürfen es stolz für uns in Anspruch nehmen, daß unsere Ziele der körperlichen und geistigen Veredelung des Menschengeschlechts gelten.

Wie haben wir uns nun zur Mode zu stellen? Nach dem Gesagten ist es sehr einfach: Wir müssen auf Erfindung, Ausgestaltung und Verbreitung der Mode bestimmenden Einfluß zu gewinnen suchen, wir müssen deshalb unsere Propaganda bis in die Kreise treiben, die wir als Ausgangspunkt der Mode kennen gelernt haben. Wir müssen fordern, daß sowohl die Stoffe, als vor allen Dingen die Formen der Kleidung sich mit den Gesetzen der Hygiene in Uebereinstimmung befinden, daß alles vermieden werde, was die Entwicklung des Körpers hemmen oder ihn gar verkümmern kann.

Allein, so wenig wir in Fragen der Mode abseits stehen und das Recht preisgeben dürfen, auf sie bestimmend einzuwirken, so wenig dürfen wir den Anspruch erheben, daß unsere „verbesserte Kleidung" etwa die Mode sei oder die Mode werden wollte. Die Reform-Kleidung soll, im Grunde genommen, nur die Grenzlinie bezeichnen, innerhalb deren sich die Mode zu halten hat, wenn sie die Gesetze der Natur und der Hygiene beachtet. Im übrigen hat sie volle Freiheit, sie braucht sich den Reichthum und die Kostbarkeit der Stoffe ebenso wenig zu versagen, wie den Glanz der Farben und die Mannigfaltigkeit der Formen. Das materielle Interesse der Roh-Production und Fabrikation, des Handels wird ebenso seine Rechnung finden, wie das mehr ästhetische der Formengebung, der Zusammenstellung und der Anordnung. Die Grundform, die wir dem Frauenkleide geben wollen, kann in der Hütte wie im Palast, von der Bürgerfrau wie von der Königin getragen werden. Nur Unverstand und böswillige Entstellung können von unseren Tendenzen eine Schädigung der Industrie oder Banausenthum und Geschmacklosigkeit erwarten. Unsere verbesserte Kleidung ist eine Form, aber keine todte, sondern eine lebendige, sie trägt den lebendigen Keim der Entwicklung in sich. Von ihr gilt Goethe's Urwort:

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

V. L. in B. — Beim Shamponiren nach englischem Original-System wird der Trocken-Apparat nicht angewendet; er trocknet das Haar leicht zu sehr aus, sodaß es sich mehrere Tage schlecht frisiren läßt und oft die Ursache von Kopfschmerzen ist. Nach englischer Methode werden zuerst die gespaltenen Haarspitzen sorgfältig beschnitten, dann wird die Kopfhaut mit Philodermin-Pomade eingerieben, das Haar gekämmt und gebürstet; jetzt beginnt das eigentliche Shamponiren. Das Trocknen geschieht mittelst aus Band gestrickter Tücher so vollkommen, daß man das Haar nachher beliebig frisiren und brennen kann und eine Erkältung ausgeschlossen ist. J. Braun & Jacobi, Damen- und Herren-Friseure, Berlin SW, Friedrichstr. 24, haben die englische Methode in ihren Frisir-Salons eingeführt. Die Red.

Häusliche Kunst.

Gießkanne mit Malerei. — Ein ebenso hübsches wie zweckentsprechendes Geräth zur Blumenpflege ist die Gießkanne mit langem gebogenen Ausguß und kräftigem, gleichfalls hohem gebogenen Griff. Die viereckige Form mit angepaßtem kleinen Schutzdach, das vor unfreiwilligen Ueberschwemmungen sichert, dürfte vielen neu sein; einer im Malen geübten Hand bieten die gleich großen Seitenwände vier Felder, die sich im Zusammenhang oder einzeln leichter verzieren lassen, als die übliche runde Form der Gießkanne. An unserer Vorlage, die zu 17 cm Höhe oben 34 unten 48 cm Umfang mißt, ist der Grund stahlgrau von hell zu dunkel getönt und mit Zweigen aus naturgetreu wiedergegebenen Heckenrosen geschmückt. Je nach Gefallen lassen sich Grund wie Malerei mit Oel- oder Email-Farben (Horn und Frank) ausführen, — beide haften gleich gut auf der Metallfläche. E. F.

Untersetzer mit Kerbschnitt und ausgemaltem Holzbrand. — Für heiße Kannen oder Schüsseln, zum Schutze der Tischplatte bestimmt, sind die kleinen Untersetzer in der verschiedensten Ausführung käuflich, aber eigener Fleiß gestattet, nach Gefallen diese oder jene Technik zu wählen oder, wie hier, zwei einander ergänzende Techniken zu vereinigen. An der im Quadrat 16 cm großen Platte, für die man am besten Birnbaumholz wählt, da es die Naturfarbe behält und nur gewachst wird, ist der reichlich $2^1/_2$ cm breite Rand geschnitzt, während die innere Fläche mit dem Brennstift gemustert und die Musterung farbig ausgemalt erscheint. Die Schnitzarbeit begnügt sich mit einem einfachen Palmetten-Motiv, — in einander geschobene Halbkreise von ungefähr 5 cm Durchmesser; der Brennstift zeichnet zunächst ein auf die Spitze gestelltes Viereck und theilt dieses in knapp 2 cm große Quadrate, die kleine Blümchen füllen. Ein Zackenrand trennt die Mittelfläche von den Ecken, deren Musterung mit jener in der Mitte harmonirt. Von grünlich getöntem Grunde heben sich die rosa Blümchen gut ab; bei

Untersetzer mit Kerbschnitt und ausgemaltem Holzbrand

Anwendung einer weißen Holzplatte muß der geschnitzte Rand braun gebeizt und gewachst werden. E. F.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

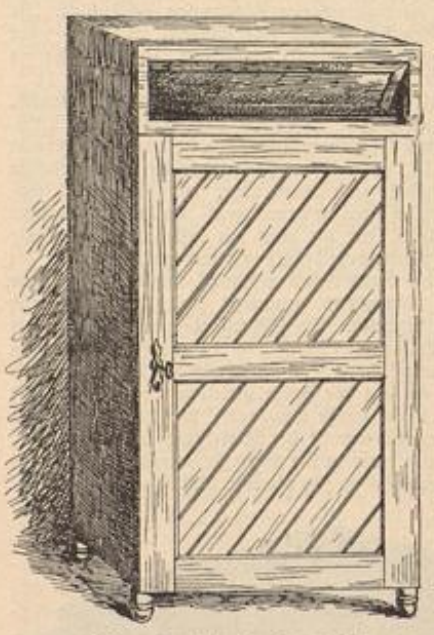
Fürs Haus.

Conserven-Gläser mit luftdichtem Verschluß „System Bösl". — Die Conserven-Gläser der Actien-Gesellschaft für Glas-Industrie, vormals Friedrich Siemens, in Dresden, mit dem bisher auf Bierflaschen u. dgl. angewendeten Deckelverschluß D. R. P. Nr. 58602 und 59915 werden mit dem Ventil D. R. P. Nr. 61211, System Bösl, ausgestattet, sodaß man die zu conservirenden Substanzen in verschlossenen Gläsern abkochen und zugleich darin aufbewahren kann, eine Methode, die besonders sichere Garantie für haltbare Conserven bietet. Das Ventil besteht aus einer Blechhülse, die innen durch ein Stückchen Gummirohr ausgefüllt und dem Deckel der Conserven-Gläser aufgelöthet ist. Durch den Deckel führt ein Bohrloch, das sich durch die Wandung der Blechhülse fortsetzt und durch das Stückchen Gummirohr verdeckt wird. Beim Kochen drückt der entstehende Wasserdampf durch das Bohrloch des Deckels und der Blechhülse auf das Gummischlauch-Stückchen und hebt die anliegende Wandung desselben so weit ab, daß der Dampf durch die beiden Enden der Blechhülse entweichen kann. Sobald der Dampfdruck im Innern der Gläser nachläßt, was bei Unterbrechen des Kochens der Fall ist, geht das Gummischlauch-Stückchen infolge seiner Elasticität von selbst wieder in seine ursprüngliche Lage zurück und verdeckt das Bohrloch der Blechhülse und des Deckels unter luftdichtem Abschluß. Die Zuverlässigkeit der Vorrichtung ist im hygienischen Institut der Kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität in München geprüft. Alle Arten Conserven, Milch 2c., halten sich jahrelang in den Gläsern; sie vertragen die stärkste Erschütterung bei etwaigem Transport, denn das Ventil Bösl öffnet sich nie durch Zufälligkeiten. Die Gläser werden in verschiedenen Größen und Formen hergestellt und sind immer wieder verwendbar. (Siehe Bezugsquellen.) A. B.

Salz- oder Pfefferstreuer „Sauber". — Der Name des kleinen, von der Firma Becker & Marxhausen in Cassel in den Handel gebrachten Tischgeräthes kündet zugleich seinen größten Vorzug an: Salz und Pfeffer, die in offenen Gefäßen leicht verstaubt oder kraftlos werden, bleiben in dem 12 cm hohen geschliffenen Glasgefäß mit Schraubenhals völlig sauber und gewürzig. Den Verschluß des Glases bildet eine aufgeschraubte Kapsel aus Nickel mit oben angebrachter Mahlvorrichtung. Die letztere spendet bei jeder Umdrehung der seitlichen Griffscheibe das bei dieser Bewegung zerkleinerte Gewürz in geringer Menge, sodaß nie zuviel auf den Teller gelangen kann. E. S.

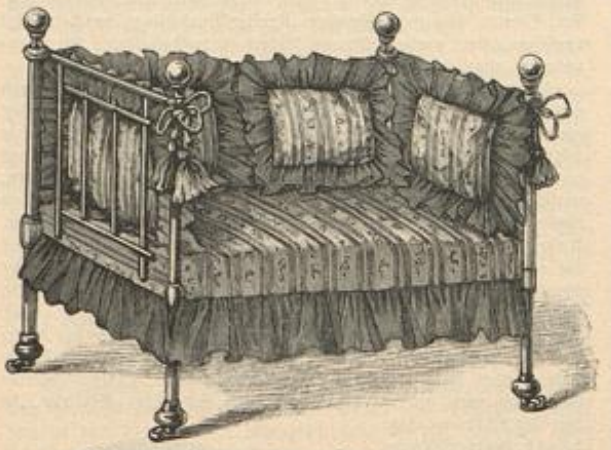
Bratpfannen-Untersatz. — Die ungleichmäßige Hitze, welche so viele Bratöfen entwickeln, — mag sie theils auf schlechte Bauart des Ofens, oder auf unverständiges Heizen desselben zurückzuführen sein, — verhindert gar zu häufig das Bereiten guter, saftiger Braten. Am meisten leiden die letzteren unter übermäßiger, direct ausstrahlender Unterhitze, dörren aus und brennen an. Mit Hülfe eines schmiedeeisernen, länglichen Rostes, der mit einer verstellbaren Vorrichtung in der Art von Jalousien versehen ist und der Bratpfanne als Untersatz dient, läßt sich durch Auf- oder Zuziehen der Vorrichtung die Hitze ganz nach Bedarf regeln und das Gelingen des Bratens sichern, zumal der erhöhte Stand der Pfanne eine von allen Seiten gleichmäßig auf den Braten einwirkende Hitze ermöglicht. Drei verschiedene Größen dieser Untersätze von 29, 34 und 43 cm Länge sind zum Preise von 2,00, 2,50 und 3,00 Mk. vorhanden. A. H.

Schrank mit Einschub für gebrauchte Wäsche. — In meiner Stadtwohnung fehlt mir ein besonderer Raum für unsaubere Wäsche, deshalb habe ich mir einen 120 cm hohen, 60 cm breiten Schrank dafür machen lassen. Ueber seiner Thür ist ein 15 cm breites bewegliches Brett mit zwei Charniren angeschraubt; durch diese nach innen sich öffnende Klappe schiebt man die unsaubere Wäsche, bis der Schrank gefüllt ist. Herausnehmen kann man die Wäsche natürlich nur, indem man die Thür aufschließt. Jede Hausfrau, die weiß, wie lästig es ist, für jedes Stückchen Wäsche den Behälter auf- und zuschließen zu müssen, wird meinen Schrank gewiß ebenso praktisch finden, wie ich selbst. A. L.



Schrank mit Einschub für gebrauchte Wäsche.

Bade-Apparate. — Ein Hinweis auf einzelne praktische Bade-Geräthe des Natur-Heilverfahrens, die nach neueren Methoden im häuslichen Gebrauch für Gesunderhaltung, Erstarkung und Erfrischung von Körper und Geist zur Anwendung kommen, dürfte vielen unserer Leserinnen von Interesse sein und ihnen zugleich Anregung geben, sich dieser gesundheitlichen Wohlthat in denkbar bequemster Form zu bedienen. Den vollkommensten Ersatz für alle Anwendungsformen des Kaltwasser-Bades, sei es als Brause-, Wellen-, Sitz-, Halb- oder Vollbad, bietet die schon öfters erwähnte und durch die Gewerbe-Ausstellung überall bekannte Wellenbad-Schaukel. Dieselbe wird in drei Größen angefertigt; der Preis für Ausführung in Zink beträgt 40, 44 und 46 Mk., für lackirte Wannen je 10 Mk. mehr. Verschiedenartige Zimmer-Brause-Apparate, die wegen ihrer abkühlenden oder hautreizenden Wirkung von besonderer Bedeutung für die Gesundheitspflege sind, kommen neuerdings vielfach in Anwendung. Die einfachste Form, die Regenbrause, besteht aus einem runden, an die Decke des Zimmers zu hängenden Eimer, oder einem halbrunden, an die Wand zu befestigenden Gefäß, die je mit Brause und Ventil versehen sind und zugleich an einem eisernen Halter den wasserdichten Vorhang tragen; letzterer schließt sich einer unterstellten flachen Stehwanne dicht an und verhindert das Durchdringen des Wassers nach außen. Brause-Eimer sind zum Preise von 7, 8 und 10 Mk., mit Vorhang für 24 und 27 Mk. käuflich. Eine noch ausgiebigere Wirkung als diese erzielen die mit einer Ober-, Seiten- und Unterbrause versehenen Apparate, welche nach neuester Bauart in Verbindung mit einer Sitz-Badewanne angefertigt und aus einem oberhalb befindlichen Bassin gespeist werden. Der Druck dieser Brausen ist jedoch immerhin noch gelinde genug, um jedes Bedenken wegen etwa zu stark wirkenden Wasserstrahles auszuschließen. Der zerlegbare Apparat, bestehend aus Zink-Sitzwanne mit Brause und Vorhang, zum Preise von 80 Mk., ist auf Reisen besonders brauchbar. Hier sei auch einer einfachen Kinder-Badewanne Erwähnung gethan,



Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen.

die, mit verschließbarem Deckel und starkem Lederriemen versehen, zugleich als Reisekoffer dienen kann. Aus lackirtem Zink angefertigt, sind diese praktischen Wannen für 26 und 33 Mk. erhältlich. Der großen Bedeutung, welche ärztliche Autoritäten dem Dampfbad als natürlichem Heilmittel beimessen, nicht nur als ausgezeichnetem Verfahren zur methodischen Abhärtung des Körpers, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten, danken wir eine andere Neuerung der Industrie, die Zimmer-Dampfbad-Apparate. Sie bestehen aus einem Zink-Bassin, zwei eisernen verstellbaren Stützen, einem Mantel aus dampfdichtem Segeltuch mit Halskrause, einem kleinen Dampf-Erzeuger mit Spiritus-Lampe und einem Holztritt nebst Sessel. Alle Theile sind zerlegt bequem im Bassin unterzubringen. Sie werden verschiedentlich benutzt. Beim Vollbad des ganzen Körpers schließt der cylinderförmige Mantel bis zum Halse fest, beim Halbbad des Unterkörpers umspannt er nur die Gürtellinie, während er beim Fußbade etwa in Schenkelmitte endigt. Der Preis eines Dampfbad-Apparates in einfacher Ausführung beträgt 45 Mk. Der hierzu gehörige Dampf-Erzeuger mit Réchaud aus Eisenblech, Kessel, Verbindungsrohr und Spiritus-Lampe aus polirtem Messing ist auch einzeln für 10 Mk. zu beziehen und leistet als Dampfbrause bei Krampf- und Schmerzanfällen einzelner Glieder und Gelenke vorzügliche Dienste. Er dient außerdem dazu, beliebige Körperstellen durch Einwirkung des Dampfes einer darauf folgenden elektrischen oder Massage-Kur leicht zugänglich zu machen. Gleichfalls als Apparate der natürlichen Heil-Methode sind auch die theils mit Wasser, theils mit Dampf benutzbaren Kopf-, Arm- und Fuß-Badewannen zu nennen, sowie all die verschiedenen Geräthe, welche für Uebergießungen nach Kneipp'scher Methode gebraucht werden; hierzu gehörig auch eine große $7^1/_2$ l fassende Gießkanne aus Zink zum Preise von 4 Mk. A. H.

Küche.

Noch einmal Thüringer Kartoffelklöße. — Im Leserkreise der Nr. vom 1/9 96 wurde ein Recept zu Thüringer Kartoffelklößen angegeben, welches der Art, wie die sogenannten „rohen Klöße" im Thüringerwald gemacht werden, nicht ganz entspricht. Einige kleine Verschiedenheiten laufen in der Zubereitung der Klöße allerdings unter, aber die ursprünglichste und einfachste Art ist folgende: Die am Abend vorher geschälten Kartoffeln läßt man, nachdem sie gewaschen, während der Nacht im Wasser stehen. Am nächsten Tage werden $^1/_3$ der Kartoffeln in kleine Stückchen geschnitten und mit Salz in Wasser zu einem dickflüssigen Brei gekocht, die anderen Kartoffeln werden auf dem Reibeisen in etwas lauwarmes Wasser gerieben und dann in einem Sack unter der Presse ganz trocken ausgepreßt. Man muß die Presse möglichst fest schrauben, da sonst die Kartoffeln roth werden und die Farbe der Klöße leidet. Die Flüssigkeit fängt man in einer Schüssel auf und gießt sie nach ungefähr 10 Minuten vorsichtig ab. Die Stärke, die sich gesetzt hat, und die ausgepreßten Kartoffeln mischt man mit einer Handvoll Salz gut durcheinander und übergießt sie mit dem durch und durch kochenden Brei. Die Mischung muß möglichst schnell durchgerührt werden, da der Brei brühen muß. Aus diesem Teig formt man Klöße, in deren Mitte man in Butter braun geröstete Semmelbröckchen thut. Die Klöße werden in sprudelnd kochendes Wasser gelegt. Wenn der Teig richtig gebrüht ist, brauchen die Klöße nicht zu kochen, ist er jedoch dünn, so müssen sie ein paar Mal aufkochen. Ehe man den Teig zu Klößen formt, muß man die Hände in kaltes Wasser tauchen, damit er nicht daran hängen bleibt. Die Klöße werden je nach der Jahreszeit zu Rinder-, Pökel-, Schweine- und Gänsebraten gegessen. Die armen Bewohner des Waldes essen sie meistens nur mit einer sauren oder Petersilien-Sauce ohne Fleisch. In Scheiben geschnitten und in Butter aufgebacken schmecken die Klöße auch sehr gut. Wer sich für den Ursprung der rohen Klöße interessirt, lese einmal Rudolf Baumbach's „Krug und Tintenfaß".

Eine aus dem Lande
der echten Thüringer Kartoffelklöße.

Eis à la Pückler. — 1 l Vanille-Schlagsahne wird in drei Theile getheilt. Den einen Theil vermischt man mit 100 g zerbröckelten, bitteren Macronen; dem andern Theile setzt man etwas Maraschino zu und färbt ihn roth mit Cochenille oder Alkermes-Saft; in den dritten Theil giebt man etwas aufgelöste Chokolade. Nun füllt man, mit den verschiedenen Farben abwechselnd, die Sahne löffelweise in eine Eisform, fährt mit einer weitzinkigen Bratengabel einige Mal leicht durch die Masse, damit sie wie marmorirt erscheint, und läßt sie, in Eis vergraben, in 2 bis 3 Stunden gefrieren. Man reicht kleine Waffeln dazu. A. H.

Marianne G., Wien I. — Blumenkohl als Pickles. — 2 g gestoßener Cayenne-Pfeffer, 40 g gestoßener weißer Senf, 15 g Curkuma und 35 g Salz werden in 1 l lauwarmem Essig klar gerührt, die Mischung gut verschlossen an einen warmen Ort gestellt und häufig umgeschüttelt. Nach 2 bis 3 Wochen gießt man diese Pickles-Sauce über den zertheilten und in stark gesalzenem Essigwasser einmal aufgekochten Blumenkohl und bewahrt die Pickles, fest mit Blase überbunden, in Steinkruken auf. A. H.

Zimmereinrichtung.

Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen. — Als ich kürzlich beim Umzug meine Rumpelkammer einer Durchsicht unterwarf, fand ich dort wohlverdeckt ein altes Kinderbettchen, in dem einst meine sämmtlichen Geschwister, ich selbst und schließlich meine Kinder geschlafen haben. Es war ein schwarz lackirtes hölzernes Gitterbettchen von 65 cm Breite und 122 cm Länge bei 42 cm Sitzhöhe, mit Gitterwänden von 29 cm Höhe, hübsch gedrechselten Beinen, ganz guter Sprungfeder-Matratze und mit Betthimmel. Aus Pietät war dasselbe immer überallhin mitgeschleppt worden, und alter lieber Erinnerungen wegen konnte ich mich auch jetzt nicht entschließen, es fortzugeben, sondern versuchte, es in anderer Weise nutzbar zu machen. Ich ließ mir zunächst vom Schreiner die Stange des Betthimmels und eine Längswand absägen, dann besorgte ich mir grünen englischen Aspinall-Lack und überzog das Gestell sorgfältig damit, ferner ließ ich vom Tapezier die Sprungfeder-Matratze frisch aufpolstern und bezog selbst den Sitz mit einer hübschen, in den Farben passenden Cretonne, die ich vorn mit goldenen Ziernägeln befestigte. Für die Rücklehne nähte ich zwei 50 cm große quadratische Kissen, für die Seiten zwei kleinere von 32 cm, füllte sie, um ihnen besseren Halt zu geben, mit Federn und Werg so fest wie möglich, überzog sie mit Cretonne und umrandete sie mit einem 12 cm, resp. 8 cm breiten grünseidenen Volant. Die großen Kissen wurden an der Rückwand, die beiden kleineren gegen die Seiten befestigt und vorn an den Eckpfosten mit einer hübschen, zu Cretonne und Seide passenden Quasten-Schnur befestigt. Auf diese Weise war ein Miniatur-Sopha als behagliches Plaudereckchen geschaffen, das nicht allein durch seine originelle Herkunft, sondern auch durch seine Ausstattung viel Beifall fand. Um den Plauderwinkel zu vervollständigen, lackirte ich zwei gewöhnliche Weidenstühle mit bequemen Seiten- und Rückenlehnen, wie sie jeder Korbmacher anfertigt, grün, versah auch sie mit denselben Kissen wie das Sopha, nagelte Pompon-Franse um den Sitz und befestigte ein Pompon, Schnur oder Quaste, wo es sich geschmackvoll anbringen ließ. Den Aspinall-Lack bezog ich nach Bestellung und Durchsicht der Farben-Scala von Emil Meyer, Bonn, Ecke Viehmarkt. Gertrud.

Allgemeines.

Doppeltasche; Behälter für Fußbänkchen 2c. — Auf einer längeren Bahnfahrt entbehrt man oft schmerzlich eine Stütze

Doppeltasche; Behälter für Fußbänkchen 2c.

für die Füße, und Plaid-Rolle, Hutschachtel oder andere, ebenso ungeeignete Gegenstände müssen wohl oder übel die Fußbank ersetzen, — meist zu ihrem eigenen Schaden. Meine Erfindung, — ein durch Kreuzverschnürung verbundenes Doppelsäckchen aus lila Sammet mit leichter Stickerei, deren eines ein zierliches zusammenlegbares Fußbänkchen, das andere Flacon, Taschentuch, Brille, neben anderen Kleinigkeiten aufnimmt, — hat sich bisher bei sonntäglichen Kirchenbesuchen als unentbehrlich erwiesen; kürzlich begleitete es mich auch auf die Reise, und ich bin sehr entzückt von der Bequemlichkeit, die ich mir durch das Fußbänkchen schaffen konnte! Mit Brandmalerei oder Kerbschnitt läßt sich das Bänkchen sehr hübsch verzieren; den Ausputz der Taschen übernehmen Pompons; Seidenband dient als Träger. E. S.

Plaid-Hülle als Bonbonnière. — Nach der hübschen Plaid-Hülle im technischen Theil der Nummer vom 1/5 96 fertigte ich, außer einer großen, eine entsprechend kleinere von 18 cm Höhe zu 20 cm Breite, Ueberschlag und Zuschlag eingerechnet, die seither als Bonbonnière bereits mehrere Reisen mitgemacht hat. Die Riemen imitirte ich aus gelben Wachsleinwand-Streifchen. Beide Hüllen, zugleich an Mutter und Tochter überreicht, fanden großen Beifall.

Alte Abonnentin in München.

Bezugsquellen: Gießkanne: Verein „Bienenkorb", W, Lützowstr. 73. — Conserven-Gläser nebst Auskochtopf dazu: Albert Lindner, München, Schützenstr. 5. — Wellenbad-Schaukel: Moosdorf & Hochhäusler, S, Kommandantenstr. 60; alle andern Bade-Vorrichtungen und Bratpfannen-Untersatz: J. Ravené Söhne, C, Stralauerstr. 28/29.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13. III. 1. Juli 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(6. Fortsetzung.)

„Pardon!“ entschuldigte er sich gleich darauf lächelnd und gab den Arm, der sich aus dem seinen zu lösen suchte, frei. „Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich hie und da die bewußte ‚große Dame‘ vergesse! Mir dürfen Sie das nachsehen, Sylvia, auf meine Verantwortung hin. Die anderen mögen nur immer hübsch manierlich sein, ich möchte es ihnen nicht anders rathen, aber ich, — ich bin ja nur der Ferdinand; als Salon-Mensch von jeher hoffnungslos, nicht wahr? Das heißt: wenn es sein muß . . . Sie würden staunen, meiner Seel', der complete Gentleman! Aber ich muß nicht, nicht wahr? Ihnen gegenüber nicht? . . . Wozu wären wir auch ein paar so alte Freunde?“

Sie standen schon in der Johannesgasse, vor dem Thore des Hauses, in welchem Professor Schmidtbauer wohnte, als Ferdinand Weiler diese Worte sprach, und die Hand, die er ihr entgegenstreckte, bot ihr zugleich den Abschiedsgruß. Wärmer, als sie selbst wußte, erwiderte Sylvia deren Druck; die reizbare Verstimmung, die sie vorhin angewandelt hatte, hielt nicht stand vor diesem treuherzigen Ton, vor diesen warmen Augen.

Um die Mundwinkel und zwischen Unterlippe und Kinn trat noch deutlicher als vorhin jener eigensinnig schmollende und dabei doch weiche Zug, der dem Kinde eigen gewesen war und nun dem Antlitze der Vollerblühten einen Widerschein von Kindlichkeit verlieh. Sie sprach es nicht aus, das altgewohnte: „Du garstiger Bub', Du!“ —, das er von der kleinen Sylvia so oft zu hören bekam, wenn er sie wieder einmal gezwungen hatte, ihm den Willen zu thun, aber er las es deutlich von diesem trotzigen Mund, aus diesen halb lächelnden, halb drohenden, ein wenig feuchtschimmernden Augen.

Als Sylvia den ersten Treppenabsatz hinter sich hatte, lief er ihr nach, immer zwei Stufen zugleich überspringend.

„Nächsten Sonntag brauchen Sie nicht auf mich zu warten, Sylvia! Ueberhaupt dürfte ich die nächsten vierzehn Tage kaum abkommen können: ich bin jetzt immer bis in die sinkende Nacht mit Arbeit überhäuft! Sobald ich kann, lasse ich es Sie früher wissen, und Sie bleiben dann zu Hause, ja?“

An ihrer Zustimmung zweifelte er offenbar nicht, denn er wartete nicht einmal ein Kopfnicken ab, sondern sprang eilig, wie er gekommen, wieder die Stufen hinab. Unten angelangt, lüftete er noch leicht den Hut und winkte grüßend mit der Rechten; dann verschwand er unter dem Hausthore.

X.

Auf den Patronessen-Listen der großen Wohlthätigkeitsbälle Wiens war Gräfin Vichéry's Name keine Seltenheit; mit ihrer Anwesenheit beehrte die Ex-Obersthofmeisterin aber alljährlich nur eines dieser Feste, denn sie war keine Freundin von „Damen-Aufmärschen in Parade-Schritt vor Sr. Majestät dem Philisterthum“, wie sie es nannte. Heuer war die Reihe an dem Industriellen-Balle, und zwar opferte sich die Gräfin dieses Mal mit geringerer Selbstüberwindung als sonst, weil sie auch den Zweck damit verband, ihrem Schützling eine Freude zu machen.

Sylvia freute sich auf den Abend mit der prickelnden Tanzlust ihrer achtzehn Jahre, mit der ganzen Ichfreude ihrer Schönheit. Die naive Putzsucht der Weltkinder erwachte in ihr bei dem Anblicke des kunstvollen Gebildes aus weißem Atlas, aus Silberstickerei und Spitzen, das Gräfin Vichéry, ohne nach dem Preise auch nur zu fragen, in einem der ersten Ateliers für sie hatte zusammenstellen lassen, und als Sylvia vor dem Spiegel saß und der „Haarkünstler“ mit Bürste und Welleisen ihr Haar „discret“ zu bearbeiten anfing, pochte das Herz der zu Schmückenden nicht nur in freudiger Erwartung, sondern auch in eitelm Ausgenießen dieses Augenblicks.

Etwa eine Stunde später, ehe Sylvia in dem an das Ankleidezimmer stoßenden Boudoir die schimmernde Ball-Robe durch den warmen Burnus verhüllte, wurde dem Dienst-Personal die Erlaubniß ertheilt, die Baronesse anstaunen zu dürfen, und neugierige Mädchengesichter lugten über die Schwelle.

„Darf etwas Männliches auch schon herein?“ fragte in diesem Augenblick Vichéry, der soeben aus seinen im anderen Flügel liegenden Appartements eingetroffen war, um die Damen abzuholen.

„Ja, ja, komm' nur, Du darfst uns beide bewundern!“ rief die Obersthofmeisterin und reichte dem Sohne lächelnd die Hand zum Kusse.

Den Gruß des jungen Mannes erwidernd, senkte Sylvia erröthend die Lider. Seit kurzem befand sie sich Vichéry gegenüber in einer eigenthümlichen Verwirrung. Schon öfter war sie, ohne unhöflich zu scheinen, durch eine geschickte Wendung, durch eine kleine seitliche Neigung des Hauptes seinen Blicken ausgewichen, die sie belästigten, ohne daß sie sich dadurch beleidigt fühlen konnte, da sie, von zudringlicher Bewunderung weit entfernt, bloß lebhafter, ausdrucksvoller waren als früher. Aber, sie mochte sich sagen, was sie wollte: kaum fühlte sie diese Blicke auf sich ruhen, so legte es sich ihr um Brust und Herz wie ein beengender Gürtel.

Und doch wirkte auch auf die Baronesse, wie auf jede Evastochter, das Bewußtsein zu gefallen wie eine belebende Sonne, und als das mild vornehme Licht der Redouten-Säle hell auf sie herniederstrahlte, und nicht ein, sondern Hunderte von männlichen und weiblichen Augenpaaren in offenkundiger Schmeichelei ihr Antlitz, ihre Gestalt, ihre Toilette umkosten, da erhöhte jedes bewundernde Lächeln den Glanz ihrer Augen, da steigerte jeder Blick die Anmuth ihres Ganges. Es will viel heißen, von den „Sternen“, die ein großes Wiener Ballfest vereinigt, nicht überstrahlt zu werden; der Glanz mancher Schönheit verblaßt in dem allgemeinen Geflimmer, und geschickt in Scene gesetzte Scheinreize triumphiren oft über die edelsten Linien.

An diesem Abend aber reichten die meisten doch Sylvia die Palme. Selbst das galante Kerzenlicht konnte es nicht hindern, daß der künstliche Rosenschmuck auf den Wangen mancher anerkannten Beauté neben der natürlichen zarten Frische ihres Antlitzes erbleichte, und wenn auch vielleicht das lebhaftere Mienen- und Augenspiel einiger Vielumworbener deren Verehrern mehr amüsante Abwechslung bot, so war doch auch Sylvia, trotz ihrer ruhigen Haltung, kein Bild ohne Gnade; weit eher erschien sie wie eine Verkörperung des Lenzes, der lächelnd und mühelos seine Blüthen über die Erde streut.

Gräfin Vichéry war ersucht worden, die Baronesse an dem Damen-Spalier theilnehmen zu lassen, durch das die höchsten Herrschaften ihren Weg nehmen sollten, und sie hatte auf einen bittenden Blick ihres Schützlings, der in dieser Weise den Hof am besten zu sehen hoffte, mit einem gnädigen Nicken ihre Einwilligung gegeben; sie selbst mußte sich in ihrer Eigenschaft als Lady Patroneß auf die Estrade begeben, wo Erzherzogin Maria Theresia in Stellvertretung der Kaiserin Cercle halten sollte.

Der Arrangeur des Spaliers ließ Baronesse Merchetti an der Biegung, nahe der Estrade, Stellung nehmen; es war ein besonders günstiger Punkt, sowohl um gesehen zu werden, wodurch die Absicht des Comité-Mitgliedes, als um zu sehen, wodurch der Wunsch Sylvia's in Erfüllung ging, die während der feierlichen letzten Viertelstunde vor Eintreffen des Hofes ganz eine Beute jener erwartungsvollen Aufregung war, die bei diesem Anlasse alle Ball-Novizen Wiens erfüllt.

Bei der bekannten Pünktlichkeit des Kaisers erwartete man den großen Moment seines Erscheinens in längstens zehn Minuten, als Sylvia durch ein neuerliches Schwanken der bereits zur Ruhe gekommenen Menge hinter ihrem Rücken bewogen wurde, den Kopf zu wenden. Ein alter Herr, der bisher in der zweiten Reihe, etwas zu ihrer Rechten, gestanden hatte, war zur Seite geschoben worden, und Sylvia's mißbilligender Blick, der dem ruhestörenden Eindringling galt, begegnete den lachenden Augen Ferdinand Weiler's.

„Ein Feind mehr!“ flüsterte er, nach dem Verdrängten schielend, nur für Sylvia verständlich. „Ohne ein bissel Rücksichtslosigkeit kommt man heutzutage leider nirgends durch . . . Ich sah Sie schon bei Ihrem Eintritt,“ fügte er dann etwas lauter hinzu, „brauchte aber so lange, um mich bis zu Ihnen durchzuschlängeln.“

Sylvia fand nicht gleich ein Wort der Begrüßung. Sie war sehr überrascht, den Jugendfreund hier zu finden, und ihre erste Empfindung war freudiger Schreck.

„Sie gehen auch auf Bälle?“ fragte sie endlich. „Ich dachte, Sie hätten gar so viel zu thun.“

Er hing lächelnd an ihren Lippen, wie damals auf der Straße.

„Weil ich noch nicht kam, meinen Sie?“ fragte er leise. Seine Stimme klang sehr sanft. „Nun, dann im Vertrauen gesagt: ich wäre auch heute nicht da, wenn ich nicht müßte. Ich konnte mich nicht herauswinden; die Töchter eines Professors sind hier, dem ich viel Freundliches verdanke; die muß ich ein paarmal abtanzen, da hilft kein Gott! Es kam mir höchst ungelegen, und ich kroch nicht wenig fluchend in diesen »Affenjanker«,“ — er wies auf seinen Frack, in dem sich sein breiter Rücken offenbar nicht behaglich fühlte. „Jetzt aber habe ich mich mit meinem Schicksal ausgesöhnt.“ Er brach ab, und nur die Augen, welche liebkosend an der Erscheinung des jungen Mädchens hingen, sagten, wie sehr er sich freue, Sylvia wiederzusehen, und wie sehr sie ihm gefiel.

„Sind die Töchter Ihres Professors so hübsch?“ fragte Sylvia, und jetzt lachte auch aus ihren Augen und spielte um ihre Lippen der Schelm.

„Warte, kleine Schlange!“ dachte Ferdinand und wollte eben beginnen: „Gewiß, ganz allerliebste Mädchen!“ als das Nahen des Hofes und die damit verbundene Bewegung in den Reihen des anmuthigen Spaliers ihm das Wort abschnitt.

Als der Zug vorüber war und die Mädchenreihe sich zu lösen begann, wendete sich Ferdinand an Sylvia mit der Frage: „Mit wem sind Sie hier? Mit den Schmidtbauer'schen Damen?“

Die rasch verflogene Verlegenheit des ersten Augenblicks, als Ferdinand so unvermuthet vor ihr aufgetaucht war, regte sich wieder in Sylvia's Brust. Sie hätte die Ursache nicht anzugeben vermocht, aber es war ihr kaum minder peinlich, dem jungen Mann über ihr Verhältniß zur Oberhofmeisterin, als der Gräfin über ihre Freundschaft zu dem Sohne des ehemaligen Wildecker Dorfarztes Auskunft geben zu müssen.

„Nein, die Professorin ist nicht hier,“ erwiderte sie ausweichend. „Ich bin mit andern Bekannten gekommen.“

Ferdinand wollte sich eben erbieten, Sylvia an ihren Platz zu führen, als ein anderer sich vor der Baronesse verneigte und, als verstehe sich das von selbst, den Arm des Mädchens in den seinen legte.

„Ich suche Sie schon eine Ewigkeit, Baronesse,“ sagte Max Vichéry in seinem schleppendsten Tone. „Ein unerhörtes Arrangement, die Damen derart zu isoliren! Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in Ihrer Nähe zu halten, wurde aber unglücklicherweise von dem alten Schwätzer Bertenyi angesprochen, und als ich mich endlich losreißen konnte, waren Sie meinen Augen entschwunden.“

Bei diesen Worten streifte Vichéry die Gestalt des jungen Arztes mit einem zwinkernden Blick; hatte nicht soeben Sylvia mit diesem Fremden einige Worte gewechselt?

„Der Zufall war mir günstig; ich war nicht allein,“ sagte Sylvia, welche die Nothwendigkeit einsah, die Situation zu erklären, und der die Nähe des Grafen ihre Weltdamen-Haltung vollkommen wiedergegeben hatte. „Doctor Weiler, ein alter Bekannter aus Wildeck . . . Graf Vichéry . . .“

Die beiden jungen Männer verbeugten sich schweigend. Gleich darauf ertönten die Geigenstriche des ersten Walzers, und Sylvia wirbelte mit Vichéry, der sich bereits während der Fahrt die erste Tour gesichert hatte, von dannen.

Auch bei der Quadrille, die bald auf den Rundtanz folgte, war Vichéry an der Seite der Baronesse, und während dieser ganzen Zeit wurde Sylvia das sonderbar beengende Gefühl nicht los, das die Nähe des jungen Mannes ihr jetzt immer verursachte. Bei alledem freute es sie aber doch, daß der Graf sie so auffällig auszeichnete, und es that ihr wohl, dem exclusiven Winkel anzugehören, den sich einige aristokratische Paare in aller Eile gebildet hatten, um von der auf diesem Bürgerfeste in überwiegender Anzahl vertretenen nicht blaublütigen Menge möglichst abgesondert zu bleiben.

Nach der Quadrille trat Ferdinand ihr entgegen.

„Darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ fragte er, sich verneigend. Sylvia reichte ihm die Tanzkarte. Wer sie eben noch an Vichéry's Seite gesehen hatte, hätte in Zweifel gerathen können, ob das auch dasselbe Mädchen sei. Sie war jäh erröthet und hatte etwas von der unsicher freudigen Haltung eines Backfischchens an sich, das zum ersten Male zum Tanze geholt wird.

Ferdinand schien es nicht zu bemerken; er war ernster als vorhin, und als die Musik anhob, legte er schweigend den Arm um ihre Mitte. — Es waren die wiegenden Töne der „Rosen aus dem Süden“, und Sylvia flog bei deren Klängen hin, wie im Traum. Der junge Mann hielt sie fest und drehte sich anfangs langsam, dann immer schneller und schneller mit ihr im Kreise. Er tanzte gut: man flog dahin, ohne daß man eine Anstrengung spürte; es war, als nehme er die Mühe der Bewegung halb auf seine starken Schultern.

Sylvia schloß die Augen und ließ sich von ihm führen, wie er wollte. Daß sie im Ballsaale war, hatte sie fast vergessen, und daß vor und neben ihr andere ebenso umschlungen dahinjagten wie sie, störte sie nicht in ihren träumerischen Erinnerungen, von denen sie sich halb bewußt, halb willenlos umspinnen ließ.

Plötzlich mäßigte Ferdinand das Tempo und sagte im Tone leisen Vorwurfs: „Sie leben seit einiger Zeit also fast ganz im Hause Vichéry? Wie kommt es, daß mir in Wildeck nichts davon erzählt wurde, und daß auch Sie selbst mir gegenüber keine Erwähnung davon machten?“

Sylvia warf das Haupt in den Nacken. War er ihr Vormund, daß er Rechenschaft von ihr verlangen durfte? War sie nicht frei, zu thun, was sie wollte?

Dennoch begann ihr Herz, unruhig zu klopfen. Ohne daß sie sich's gestand, hatte sie diesen Augenblick gefürchtet, seit sie den jungen Mann bei Rodeck wiedergesehen hatte.

„Daß Sie in Wildeck nichts davon erfuhren, ist Zufall, denn meine Verwandten wissen es und sind damit einverstanden,“ sagte sie, so kühl sie es zuwege brachte.

„Auch Graf Kromer?“ fragte Ferdinand, ohne sich durch ihren abweisenden Ton beirren zu lassen.

„Auch er,“ versetzte Sylvia. Ihr Mund nahm einen schmollenden Ausdruck an. „Die Gräfin selbst hat ihm neulich geschrieben, nach Budapest, wo er sich jetzt wegen der Delegations-Sitzungen befindet.“

Ferdinand Weiler erwiderte kein Wort. Das junge Mädchen fühlte, daß er sie fester umfaßte als bisher. Einige Secunden flogen sie schweigend durch den Saal.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Sylvia plötzlich, ihre Athemlosigkeit übertreibend. Sie wollte nicht weiter tanzen.

Der Doctor ließ ihre Taille los und reichte ihr den Arm. Die ganze Länge des Saales mußte durchschritten werden, um zu dem Stiftsfräulein zu gelangen. Es war ein beschwerliches Vorwärtsdrängen hinter den Reihen der Tanzenden, und als eine leere Fensternische erreicht war, blieben beide aufathmend stehen und zögerten, abermals die vor ihnen sich stauende Menge zu durchbrechen. Das Mädchen löste den Arm aus dem seines Begleiters.

„Sylvia,“ sagte der junge Mann in diesem Augenblick leise. „Erlauben Sie mir ein Wort, mir, Ihrem Freunde!“

Seine Stimme klang weich und zugleich fest.

Die Baronesse sah nicht auf. Sie preßte die Lippen fest auf einander, und ein Gefühl von Feindseligkeit erfüllte ihre Brust. Sie runzelte die Brauen. Er verkannte offenbar seine Stellung ihr gegenüber, und sie suchte nach dem passendsten Wort, ihm einen Wink zu geben, damit er das erkenne. Doch er kam ihr zuvor.

„Es war nicht meine Absicht, jetzt schon zu sprechen,“ sagte er, ehe sie ihr Wort gefunden hatte, „aber ich sehe: in diesem Fall ist es vorzeitig just an der rechten Zeit, den Mund aufzuthun.“

Eine Bewegung Sylvia's mochte die Befürchtung in ihm erwecken, daß sie ihn unterbrechen wolle, aber sie schwieg, und er fuhr rascher als bisher fort.

„Hier ist nicht der Ort, viele Worte zu machen, aber Eines muß ich durchaus heute noch sagen, und weil die Gelegenheit eben günstig ist, so soll es jetzt geschehen. Ich lasse nicht gern einen Augenblick ungenützt verstreichen, wenn Gefahr im Verzuge ist, das kennen Sie an mir von früher, nicht wahr? Und ebenso,“ fuhr er langsam fort, „ebenso wissen Sie, was Sie mir immer gewesen sind, Sylvia . . . .“

Das junge Mädchen regte sich nicht. Vor ihren Ohren fing es an zu rauschen und zu summen.

„Es bedarf keines Wortes von Ihrer Seite,“ fuhr der junge Mann, unbeirrt durch ihr Schweigen, fort. „Selbst wenn Sie leugnen wollten, wüßte ich doch, daß Sie auch jetzt, in diesem Augenblick, sicherer als ich es Ihnen je betheuren könnte, fühlen, was Sie mir sind.“

Er machte eine kurze Pause und trat, einem tanzenden Paare ausweichend, einen Schritt weiter gegen die Fensternische vor, wo Sylvia stand, und zu der er den Eingang versperrte.

„Wenn Sie mir fremd wären, Sylvia, und ich sähe Sie in dem Kreise, wo ich Sie heute find', so würde ich nur denken: ‚Sie paßt hinein, obwohl ihre Mutter eine Bürgerliche war und sie unter dem plumpen Dach einer ländlichen Meierei aufgewachsen ist und einen plumpen Dorfjungen zum Spielgefährten hatte‘. Also ich wiederhole: von diesem Standpunkt betrachtet, ist alles in schönster Ordnung, und ich würde jeden einen Narren schelten, der Sie daran hindern wollte, in diesem Erdreich feste Wurzeln zu fassen. Warum auch nicht? Vielleicht, weil es mir weh thut? Das ist kein Grund, das seh' ich ein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Strand-Toilette für junge Damen. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

und Sie hätten ganz recht zu denken: ‚Ja, was geht das mich an? Ist es meine Schuld?'"

So bitter die Worte selbst klangen, in seiner Stimme war keine Spur von Bitterkeit; sie war ganz ruhig. Bewegter schien sie bei den folgenden Sätzen, aber noch immer fest.

„Ich habe gesagt, daß Sie wohl ahnen, was Sie mir sind, Sylvia, ob Sie sich aber auch klar darüber sind, was ich Ihnen sein könnte, das ist eine Frage. Wissen Sie auch gewiß, daß nicht auch Sie meiner bedürfen? Das klingt kühn, nicht wahr? Aber nur ruhig: ich bin kein eitler Thor und weiß, warum ich so spreche. Sie haben mich neulich gefragt, ob ich keinen Ehrgeiz habe? Ich mußte lachen und verlor kein Wort darüber. Ich dachte nur: ‚Du wirst mich schon verstehen, wenn die Zeit kommt. Warte nur, Kind!' Und das glaub' ich auch jetzt, bin fest davon überzeugt. Ich müßte mich sehr in Ihnen täuschen, von jeher in Ihnen getäuscht haben, Sylvia, wenn es anders käme."

Die Musik war verstummt. Während der Anwesenheit der hohen Herrschaften ließ man keinen Tanz zu lange dauern. Ferdinand sah um sich und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ja so, — jetzt muß ich Sie als gesitteter Ballmensch wohl an Ihren Platz zurückbringen?" fragte er mit gutmüthigem Spott. „Sie sehen: ich weiß auch noch so halbwegs, was sich schickt, also kommen Sie in Gottesnamen!"

Er wollte ihr den Arm reichen, ließ ihn aber wieder sinken und sagte mit einem halben Lächeln: „Nein, nein! So leichten Kaufs kommen Sie mir doch nicht los! Vorher müssen Sie mir versprechen, daß Sie nächsten Sonntag für mich zu Hause bleiben; ich mache mich frei auf jeden Fall. Dann sollen Sie noch mehr von mir hören, auch von meinem Ehrgeiz, wenn Sie wollen, oder wenigstens von dem, was seine Stelle einnimmt. Also nicht wahr: Sie erwarten mich?"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung aus einander zu setzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Die Redaction.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

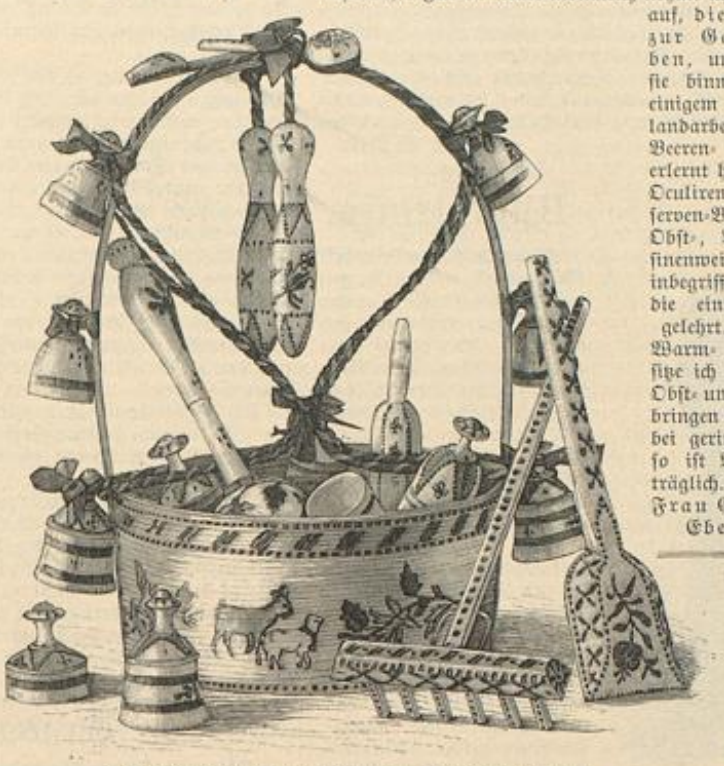
Die Einrichtung einer Kanarienvogel-Pension zur Reisezeit möchte ich älteren, thierfreundlichen Damen bestens empfehlen. Die Touristin zieht viel beruhigter ins Weite, wenn sie den kleinen Liebling daheim in guter Obhut weiß; die Pflegerin kann bei geringer Mühe und Auslage damit einen ganz einträglichen Nebenverdienst erzielen, außerdem gewährt die Pflege der lebhaften, freundlichen Thierchen eine hübsche Unterhaltung. Der Umstand, daß meine vogelfreundliche Gastlichkeit allsommerlich wahrhaft bedrohlich stark aus Bekanntenkreisen in Anspruch genommen wurde, veranlaßte mich schließlich, ein für alle Mal in einer eigens dazu bestimmten Kammer eine Zufluchtsstätte für vorübergehend verwaiste „Hänschen" zu gründen. Diesbezügliche Annoncen, die ich in den gelesensten Blättern meines Wohnortes ergehen ließ, förderten das Unternehmen aufs beste. Meine dankbaren, gefiederten Sommergäste lohnten mir die geringe Mühe, die ich mit ihnen hatte, stets durch einen so reichen Nachwuchs, daß ich mich zu Ende der Saison in den Stand gesetzt sah, mir mit dem Erlös dafür manchen Wunsch, der sonst unberücksichtigt hätte bleiben müssen, befriedigen zu können. Neulingen in der Vogelpflege bietet die kürzlich erschienene Broschüre der Gebrüder Ortleb über „Die Pflege des Kanarienvogels" hinreichend Gelegenheit zu gründlicher Belehrung. J. G.

Abonnentin in Aachen. — („Aus dem Leserkreise" vom 15/3 97). Von verschiedenen Seiten wird Ihnen Dresden als der geeignete Ort zur Errichtung eines Familien-Pensionates genannt. D. Red.

Eine Norddeutsche Schriftstellerin, die seit neun Jahren in Meran, Südtirol, lebt, giebt den dringenden Rath, an diesem Kurort ein „Hospiz oder Vereinshaus" zu gründen. Solche Häuser bestehen jetzt in fast jeder größeren Stadt unter der Leitung einer gebildeten Dame, sind immer gefüllt, besonders in der Gesellschaft sehr beliebt, und deutsche Aerzte und Kranke wünschen schon lange ein solches Hospiz für Meran. L. W.

D. B. in D. — In Bezug auf die Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 15/3 97, eine „Krankenkasse für Schneiderinnen" betreffend, theile ich Ihnen mit, daß die „Krankenkasse für Frauen und Mädchen in Offenbach" (Freie Hülfskasse), den Wünschen der Fragestellerin entsprechen wird. Die Kasse ist über ganz Deutschland verbreitet und hat Zweigstellen in allen größeren Orten. Sollte an dem Wohnsitz der Fragestellerin keine Zweigstelle vorhanden sein, so wäre es das einfachste, direct aus Offenbach die Statuten zu erbitten. Dr. A. L., Dresden.

Eine dankbare Abonnentin. — („Aus dem Leserkreise" vom 15/4 97). Für 50 Mark monatlich nehme ich junge Mädchen auf, die Lust und Liebe zur Gartenarbeit haben, und garantire, daß sie binnen Jahresfrist bei einigem Fleiße alle Freilandarbeit, Mistbeet-, Obst-, Beeren- und Rosen-Kultur erlernt haben, Samenzucht, Oculiren, Vermehrung, Conserven-Bereitung jeder Art, Obst-, Beeren-, und Rosinenwein-Bereitung mit inbegriffen. Nebenbei wird die einfache Haushaltung gelehrt. Gewächshäuser, Warm- und Kalthaus, besitze ich nicht. — Gemüse-, Obst- und Beeren-Conserven bringen den meisten Gewinn bei geringer Anlage; ebenso ist Weinbereitung einträglich.
Frau Geometer Huber, Eberbach-Baden.



Schwedischer Spankorb mit Sandspielzeug. Farbige Brandmalerei.

Häusliche Kunst.

Schwedischer Spankorb mit Sandspielzeug. Farbige Brandmalerei. — Das 7 cm hohe, 60 cm im Umfang messende weiße Spankörbchen mit hohem Henkel enthält außer den verschiedensten Sandformen auch eine kleine Harke und Schippe, eine Springleine mit zwei Holzgriffen, ein Kugelfang-Spiel und ein auf- und abrollendes Joujou. Der Korb, sowie die sämmtlichen in weißem Holz ausgeführten Geräthe sind mit Blumen, Blättern, Sternen und Thierbildern in Brandmalerei geschmückt und mit lebhaften Aquarell-Farben ausgemalt, deren Haltbarkeit durch Ueberstreichen mit unsichtbarem französischen Lack gesichert ist. A. H.

Fürs Haus.

Zucker- oder Compot-Schale in Empire-Form. — Eine 15 cm hohe, längliche silberne Form mit durchbrochenen Seitenwänden ruht auf vier Füßen, die unten Löwenklauen imitiren. Der Einsatz aus geschliffenem Krystall findet als Behälter für Zucker, Marmelade, Gelée oder auch für Blumen angemessene Verwendung. E. S.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier. — Als ich diese Papierstreifen jüngst auf einem Gartenfeste als Tischläufer verwendet sah, fand ich sie so reizend, daß ich mir gleich einige davon zur Auswahl schicken ließ. Die Läufer sind in den Farben Rosa, Gelb, Grün und Roth käuflich, am schönsten jedoch in Roth oder Rosa, mit Gold oder farbig bedruckt. Ein Stück enthält meist 5 Meter bei 50 cm Breite und kostet 2 bis 3 Mk.; das Papier ist durchaus haltbar, die Farben-Zusammenstellung so harmonisch, daß die Läufer auch einen recht hübschen Schmuck für den täglichen Speisetisch abgeben. E. S.

M. K., Jägerndorf. — Rosa Flecke sind Stockflecke, die sich bilden, wenn feuchte Wäsche längere Zeit übereinander geschichtet liegt. Graue oder rosa Stockflecke werden am leichtesten durch Rasenbleiche entfernt; sind sie jedoch hartnäckiger Art, so begießt man sie während des Bleichens auf dem Rasen mit einer Lösung von 1 Eßlöffel Kochsalz und 1 Theelöffel pulverisirtem Salmiak in 3 l Wasser, was häufig wiederholt wird; danach spült man in klarem Wasser. A. H.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier.

M. v. W. — Besonders dauerhaft und unverwüstlich sind die aus afrikanischen Aloe-Fasern hergestellten Abstäuber von P. Mahler, Berlin O, Alexanderstr. 14 pt., deren Wedel und Griff aus zusammenhängendem Material gearbeitet ist. — Die Firma Jacob Ravené und Söhne, Berlin C, Stralauerstraße 28/29, führt neben bewährten Wringmaschinen auch die sehr empfehlenswerthe Waschmaschine Germania, ganz in Holz ausgeführt und auch mit Zink-Einsatz. A. H.

Frl. A. Zenker. — Möbel grün zu beizen. 1 Theil grüner Vitriol wird in 4 Theilen Essig fein abgerieben und danach in 24 Theilen Wasser einige Zeit gekocht. Nach dem Erkalten bepinselt man die Möbel wiederholt damit und lackirt sie am nächsten Tage mit Copal-Lack. — Vergilbte Rohrsitze reinigt man durch Bestreichen mit einem Gemisch von gelber Schälseife, Salmiak-Geist und Terpentin-Spiritus, läßt es 24 Stunden darauf einwirken und bürstet dann mit heißem Wasser nach. Schnelles Trocknen in Zugluft fördert das Straffwerden des Rohrgeflechtes. A. H.

Frau Lieutenant H., Charlottenburg. — Kamillenthee-Flecke entfernt man aus Wäsche folgendermaßen: Ein rohes Gelbei, mit gleichem Theil Glycerin vermischt, wird auf den Fleck aufgetragen und später mit Schwamm und heißem Wasser ausgewaschen und noch halb feucht geglättet. — Flecke unbekannter Abstammung entfernt man aus Seide mit einer Mischung von 20 Theilen Borax, 5 Theilen Seife, die in 35 Theilen verdünntem Spiritus und 15 Theilen Aether gelöst, und denen ein Eigelb und 5 Theile Magnesia hinzugefügt sind; man bestreicht den Fleck damit, wäscht lauwarm, spült kalt, trocknet, plättet nicht zu heiß. A. H.

Frau Bundesrichter W., Lausanne. — Die Gas-Koch-Apparate und Gas-Kochherde von Richard Göhde, Berlin W, Leipzigerplatz 12, sind im Gasverbrauch äußerst sparsam. — Gas-Koch-Apparate führt diese Firma mit 4 Brennern und einem Bratofen mit Backvorrichtung zu den Preisen von 70, 90 und 98 Mk., Gasherde mit 4 Rundbrennern, Bratofen mit Backvorrichtung und Wärmeröhre für Teller 2c. für 210 Mk. Derselbe Gasherd außerdem mit einem Längsbrenner für Fischkessel kostet 250 Mk. Besondere Heizröhren zum Erwärmen der Küche, für alle Rundbrenner passend, stellen sich auf 7,50 Mk. A. H.

Marie L. in M. — Obwohl wir entschiedene Gegner der Chlor-Bleiche sind, wird sie unter Berücksichtigung der gelben Flecke in Ihrer Wäsche kaum vermeidlich sein. Man rechnet auf einen Eimer Wasser für 5 Pf. Chlor, übergießt diesen mit kochendem Wasser, läßt ihn gut verdeckt 1 Stunde darin ziehen und filtrirt die Chlor-Lösung danach durch ein altes Leinentuch, um damit den Bodensatz, den jedes Chlor zurückläßt, abzusondern. Vergilbte Wäsche, 24 Stunden in diese kalte Lösung gelegt, erhält ihre schneeige Weiße zurück. Sollten die gelben Flecke trotzdem noch hervorkommen, so werden diese mit stärkerer, warmer Chlor-Lösung für einige Minuten benetzt und sofort nachgewaschen. — Borax-Spülwasser, auf 4 Eimer Wasser, 30 g gelösten Borax, bleicht vergilbte Wäsche bei 24-stündigem Einlegen tadellos und gefahrloser als Chlor, da Borax, als neutrales Salz, die Wäsche in keiner Weise angreift. A. H.

Zucker- oder Compot-Schale in Empire-Form.

Frau E. Schm.-Kn. in Crefeld. — Die von uns erprobte Wollwasch-Seife von Ferdinand Neumann, Berlin SW, Leipzigerstr. 51, schützt Flanell- und weiße Tuchsachen vor dem Einlaufen und Vergilben. Sie ist in Packeten à 6 Stück für 75 Pfg. und zu 3 Packeten für 2 Mk. mit Gebrauchsanweisung käuflich. Das Krausbleiben wollener Wäsche verhindert man durch Plätten derselben in noch feuchtem Zustande. A. H.

Küche.

Unterscheidungszeichen des jungen und alten Geflügels. — Beim Einkauf von Geflügel ist es von großem Werth, die Merkmale zu kennen, an denen sich die jungen von den alten Thieren unterscheiden lassen; denn wenn altes Geflügel auch für kräftige und gute Suppen genügt, so eignet sich sein zähes Fleisch doch nicht zur Bereitung schmackhafter Speisen und eines saftigen Bratens. Hierfür wählt man ausschließlich junges, zartes Geflügel.

Junge Gänse erkennt man an hellgelben Füßen, leicht zerreißbaren Schwimmhäuten und ziemlich weichen Schnäbeln, während alte Gänse, außer härteren Schnäbeln und Schwimmhäuten, auch stärkere Fußballen haben.

Für Enten gelten dieselben Merkmale.

Junge Hühner und Poularden haben einen leicht biegsamen Brustknochen, glatte glänzende Schuppen an den Füßen und hellrothe, kurze Kämme; alte Hühner dagegen rauhe Schuppen, harte Sporen und einen dicken Kamm.

Für junge Tauben sind helle Füße maßgebend, sowie kleiner Kopf mit dickem, kurzem Schnabel und außerdem gelbliche Flaumfedern am Kopf und unter den Flügeln. Die alten Tauben erkennt man an ihren rothen Füßen, der dunkeln Haut, sowie an dem Fehlen der Flaumfedern.

Bei jungen Truthühnern sind die Schuppen an den Beinen graublau oder grauweiß, weich und feucht, bei alten dagegen roth, hornartig hart und trocken. Auch die Lappen auf dem Kopf sind bei jungen Thieren weniger dunkelroth als bei alten.

Für junge Fasanen gelten als sicherste Kennzeichen die noch runden Sporen und die sehr spitzen äußersten Flügelfedern.

Junge Rebhühner lassen sich untrüglich an den gelben Füßen und Schnäbeln erkennen, die alten an blaugrauen Füßen, weißen Schnäbeln und rothen Ringen um die Augen.

Junge Auer- und Birkhühner haben blaßgelbe Schnäbel, die im Alter schwarz werden. A. H—n.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kleines Entrée von grünem Spargel für vier Personen. — 100 g grüner Spargel (ein Bund, wie es gewöhnlich im Handel ist, 50 g gekochten, mageren Schinken, 32 g Butter, 50 g Mehl, 2 Eier, 3 g Salz, 1 Prise gestoßener weißer Pfeffer, 3 Eßlöffel Milch, 60 g Butter. — Die 32 g Butter werden warm gestellt und geschmolzen, der Spargel wird fein geschält, dann in erbsengroße Stückchen zerschnitten, gewaschen und auf einen Durchschlag geschüttet, die Eier zerschlägt man gut mit einer Kelle in einer Schale. Jetzt schüttet man das Mehl und den gewiegten Schinken hinzu, fügt die geschmolzene Butter und die drei Eßlöffel voll Milch zum Teig, schlägt denselben einige Minuten, salzt und pfeffert ihn vorsichtig und mischt die Spargelstücken gleichmäßig darunter. Acht kleinere Fricassée-Näpfchen von Porzellan oder Mocca-Tassen pinselt man darauf mit dem im Gefäß gebliebenen Rest geschmolzener Butter aus, füllt die Masse gleichmäßig ein und stellt die Näpfchen in einen Dampftopf, d. h. in ein Sieb, welches über kochendes Wasser gestellt und fest verschlossen wird, oder in eine Pfanne mit kochendem Wasser, die man zudeckt; hierin läßt man die kleinen Speisen in einer halben Stunde gar werden. Die 60 g Butter bräunt man und gießt sie, nachdem die Speisen gestürzt sind, rings um dieselben. Man kann dies Gericht verfeinern durch 50 g frische, geschälte und in Würfelchen geschnittene Trüffeln, oder auch den Spargel durch junge frische Erbsen ersetzen. H. Hl.

Gelée von Johannisbeer-Wein. — Auf eine halbe Flasche Johannisbeer-Wein giebt man 5 bis 6 Blättchen aufgelöste Gelatine, klar gekochten Zucker nach Gutdünken und dazu den Saft und die Schale einer Citrone. Man thut die Masse in eine abgeschreckte Glasschüssel; in 6 Stunden ist das Gelée fertig. Fr. v. M.

Agnes P. — Eingemachte grüne Nüsse. — Die mehrfach mit einer Nadel durchstochenen Wallnüsse werden 8 Tage lang in dreimal täglich erneuertem Wasser gewässert, dann in mildem Salzwasser weich gekocht und noch einige Tage kalt gewässert. Auf ½ kg Nüsse kocht man ½ kg Zucker mit Wasser auf, schäumt ihn, läßt die Nüsse einmal darin aufkochen, thut sie in einen Napf, gießt den Zucker darüber und läßt sie, mit Papier bedeckt, bis zum anderen Tage stehen. Nachdem man den Zucker drei Tage hinter einander aufgekocht, ausgeschäumt und wieder über die Nüsse gegossen hat, kocht man diese am fünften Tage mit den Nüssen auf, läßt sie abtropfen, packt sie in Gläser und gießt den zu einem dickflüssigen Syrup eingekochten Zucker darüber. Je nach Geschmack kann man die Nüsse auch mit Nelken und kleinen Zimmetstückchen spicken. A. H.

Thierwelt.

Hundepflege. — Man soll die Thiere alle acht Tage gründlich mit einem Schwamm waschen; dazu thue man in einen Waschnapf voll Wasser 3 bis 4 Tropfen Creolin; nachher mit einem Tuche gehörig abtrocknen.

Rummelsburg i. Pr. — Eine größere Schwefelholz-Kiste kann unter keinen Umständen zu einem Kanarien-Käfig eingerichtet werden. Wer einen gefiederten Sänger halten will, darf auch die Kosten für einen büglich-eckigen, ganz aus Draht gefertigten, mit ausziehbarer Schublade versehenen Käfig nicht scheuen. Der Schwefelgeruch ruinirt den Vogel, außerdem riecht die Kiste bald abscheulich, und tausende von Milben nisten sich im Holz ein, die den armen Sänger in der gräßlichsten Weise peinigen. M. H.

Marie M., Hohenmauth. — Schwarze Ameisen lassen sich aus den Gärten nicht vollständig vertreiben, doch können Sie deren Zahl ganz erheblich vermindern. Suchen Sie zunächst die Nester der Plagegeister auf und begießen Sie dieselben mit Petroleum oder kochendem Wasser. Um die Stämme der von den Ameisen vorzugsweise besuchten Bäume werden mit Brumata-Leim bestrichene Papierstreifen gelegt. An sonstige, den Ameisen ausgesetzte Stellen legen Sie große mit Zuckerwasser getränkte Schwämme. Von Zeit zu Zeit, wenn sich große Massen der Ameisen auf den Schwämmen befinden, werden dieselben in kochendes Wasser geworfen, danach ausgedrückt, neu in Zuckerwasser getaucht und wieder ausgelegt. M. H.

Gärtnerei.

A. Sch., Wien. — Unter den Gloxinien giebt es einige empfindlichere Sorten, die etwas schwerer zum Blühen gelangen, oft befinden sich auch die Knollen nicht in guter Verfassung, und dann darf eine gedeihliche Entwickelung nicht erwartet werden. Die gesunden Knollen werden im Januar in mäßig große Töpfe ganz in die Erde gepflanzt. Man verwendet sandige Heide-Erde, welcher man noch etwas Mistbeet-Erde zusetzen kann. Bis zum Austreiben der Knollen hält man die Töpfe möglichst warm und nur mäßig feucht, dann giebt man ihnen einen hellen Standort und gießt reichlich. Einmaliges Verpflanzen ist im Laufe des Sommers erforderlich. Die Gloxinie liebt einen hellen, gegen die Einwirkung directer Sonnenstrahlen geschützten Standort und etwas feuchte Luft. Gießt man die Pflanzen mit dem Wasser, in welchem Fleisch gewässert wurde, so gedeihen sie besonders üppig. M. H.

Plauderecke für Backfischchen.

Heti. — Woher der Name „Sandwiches" stammt, möchten Sie von uns erfahren, weil Sie „die niedlichen, pikanten Butterbrödchen so schrecklich gern" essen. Was so eine kleine Evastochter doch alles zu wissen begehrt! Wenn jemand so hübsch bitten kann, da müssen wir wohl antworten, — „in nächster Nummer" aber konnte es nicht sein; lesen Sie einmal „zur Beachtung" am Anfang dieses Leserkreises! — Der Name „Sandwich" stammt aus England. Dort lebte von 1718—92 ein flotter, lebenslustiger Herr, von seinen Freunden und Feinden „Jemmy Twitcher", in Wirklichkeit aber Lord John Sandwich genannt, der dem Kartenspiel so leidenschaftlich huldigte, daß er Essen und Trinken darüber oft vergaß. Einst, so berichtet eine alte Chronik, habe ihn der Hunger so arg geplagt, daß er sich „irgend etwas, wenn auch nur Brod und Fleisch", an den Spieltisch bestellt habe. Man brachte ihm zwei Schnitten trockenes, englisches Weißbrod und eine Scheibe Roastbeef. „Das genügt für lange", sagte er, legte das Fleisch zwischen die Brodscheiben und verspeiste beides ohne Salz, ohne Messer, Gabel und Teller während des Kartenspiels. — Diese im allgemeinen sonst in England als „shocking" verurtheilte Art des Speisens fand Aufnahme in kleineren und größeren Kreisen, und bald führten überall Hotels und Speisehäuser das neue Butterbrod in allen möglichen Variationen unter dem Namen „Sandwich" ein; endlich kam es auch über den Canal. D. Red.

Rahmen für Knüpfarbeit.

Allgemeines.

Rahmen für Knüpfarbeit (Macramé). — Das Macramé-Knüpfen ist bei uns zur ansteckenden Krankheit geworden, — oder ist das etwa nicht Ansteckung, wenn Mutter, Erzieherin und drei Töchter mit Knüpfen anfangen, und wenn dann alle Freundinnen des Hauses zwischen 14 und 20 Jahren sich als Schülerinnen anmelden? Wie es unter solchen Umständen um die Knüpfkissen aussah, läßt sich denken! Schon wurden die Fußkissen zur Hülfe herangezogen, — aber kaum hatte man sich auf einem solchen gemüthlich etablirt und wendete einmal den Rücken, da hatte es auch schon eine thatendurstige jüngere Schwester stibitzt. Kurz, es ging so nicht weiter, und im Interesse des schon bedrohten häuslichen Friedens versetzte sich die Familien-Mutter in schöpferische Stimmung und ließ vom Sattler einige leichte, transportable Kissen nach beistehender Abbildung anfertigen. Der Apparat besteht aus zwei Brettchen von 40 cm Länge zu 6 cm Breite und 5 cm Höhe, durch 110 cm lange, 4 cm breite Gurte verbunden, die kürzer und länger geschnallt werden können. Das eine Brettchen, mit einem festen Kissen bespannt, trägt die Arbeit und ruht auf den Knieen, auf dem anderen Brettchen stehen die Füße. Die zwischen beiden straff gespannten Gurte halten die Arbeit eben so sicher, wie sonst die Schraube es thut; man ist aber nun nicht an den Tisch gebannt. Da der Knüpfrahmen ganz leicht ist, läßt er sich auch mit in die gemüthlichen nachbarlichen Nachmittags-Kaffees nehmen, wo man neben der Unterhaltung die Hände gern fleißig sein läßt. Frau v. M.

Die Ausstellung des „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung". — Von überraschendem Erfolge ist die Ausstellung des „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung" begleitet gewesen, die vom 11. bis zum 24. April in Berlin stattfand. Niemand hätte wohl gedacht, daß die Zahl der Besucher zwischen 204 und 1274 an den einzelnen Tagen schwanken würde. Vielen, die da ein- und ausgingen in den Sälen des „Kleinen Journals" war die Ausstellung etwas völlig Neues; sie staunten über die Fülle von Unterkleidung und schüttelten wohl auch den Kopf über die Neuerungen, andere dagegen suchten, begeistert von der Idee, gleich unter den ausgestellten Sachen etwas aus für ihren Privatgebrauch. Die Firma Henel aus Breslau bot eine Auswahl Unterkleidung; die verschiedenen aus Wolle, Macco-Baumwolle, weißer Baumwolle, Seide, Shirting, Linon gefertigten Hemdhosen sollten zeigen, wie das neue Kleidungsstück sich jeder Jahreszeit anpaßt. Die Firma Jordan stellte gitterartiges Gewebe aus Wolle, Baumwolle und Leinen aus, das sich in der Wäsche wie Leinen und Baumwolle behandeln läßt und dabei doch nicht einlaufen soll. Kein anderes Bekleidungsstück war jedoch so zahlreich und in mannigfacher Ausführung in der Ausstellung vertreten, als das Mieder, von der einfachen Untertaille bis zum Halb-Corset, — ein Beweis, wie rührig die Reform auf diesem Gebiete schon gearbeitet hat. Da gab es gestrickte Leibchen und Tricot-Corsets der Firma Lindner, Max Kühl stellte die Lahmann'schen Leibchen für Erwachsene und Kinder aus, und auch das englische Mieder war in allen möglichen Stoffen vertreten. Besonderes Interesse beanspruchten aber die von Frl. Dr. Anna Kuhnow, Frau Ilgenstein und Frau Haase ausgestellten Leibchen, die den anatomischen Verhältnissen des Frauenkörpers angepaßt sind. Obgleich noch reformbedürftig, bilden sie wohl die Grundlage, auf der weiterzuarbeiten ist. Der Brustgürtel, den Fräulein Christine Dahl einem Gürtel nachgebildet hat, wie ihn einst die Griechinnen des antiken Alterthums trugen, ist gleichfalls werth, daß ihm Beachtung geschenkt wird. Die Form der meist aus Seide oder Wollstoff gefertigten Beinkleider ist jetzt schon ziemlich fest bestimmt, nur im Schluß lassen sich wohl noch Aenderungen und Verbesserungen anbringen, die eine größere Bequemlichkeit zum Ziele haben.

Die Oberkleidung, zu der ja der Verein ganz besonders die Anregung gegeben hat, ist bereits erstaunlich weit vorgeschritten, wenn man bedenkt, daß die Reform erst vor einem halben Jahre ihre Arbeit begann. In den verschiedensten Farben, Stoffen und Formen waren Muster ausgestellt, ein Beweis, daß die neue Kleidung der größten Abwechselung fähig ist. Da sah man Winter- und Sommerkleider, in Wolle, Seide und Mull, Kleider als Hänger, mit Medicis-Gürtel, in Prinzeßform, mit gewöhnlicher Taille. Frau Böttcher stellte ein Kleid aus, das durch seine nur durch einen Heftel zu schließende Rückennaht interessant war. Manche der Kleider haben sich jedoch noch nicht so weit vom Alten losgemacht, daß sie dem Rocke hinten die Länge nicht ließen. Der Reform-Rock aber muß ringsherum von gleicher Länge sein und darf den Schwung — alias Schwanz — nicht haben, wie die gewöhnlichen Kleider.

Im allgemeinen sahen wir fast nur erste Firmen unter den Ausstellern: Jordan, Hertzog, Henel brachten reiche Collectionen, Gerson, Lüders, Hain und Krüger u. a. traten ein für die Reform-Oberkleidung. — Diese erste Ausstellung des Vereins wird nicht die letzte sein, — wie im Frühling in Berlin, so wird im Sommer in Stockholm die nordische Kleider-Reform ausstellen. Schon stehen die deutsche, die norwegische und amerikanische Kleider-Reform in Verbindung, und der Gedanke erscheint deshalb wohl nicht zu kühn, daß die Kleider-Reform aller Länder auf der großen Pariser Ausstellung im Jahre 1900 sich betheiligen muß, um dann vielleicht im Mittelpunkte der Mode die gleichen Erfolge zu haben, wie die Berliner Ausstellung in Deutschland. Dr. Anna Gebser.

Handarbeit.

„Die neue Stopf-Methode", erfunden und veröffentlicht von Frau Prof. Virginia Brunner in Prag.

„Stopfen, welch' lästige, geisttödtende Arbeit!" Und doch ist das Stopfen in jedem Haushalte so unumgänglich nothwendig, — daß man trotz aller Seufzer endlich daran gehen muß! Eine Stopfstelle sieht aber meist höchst unvortheilhaft aus, und empfindliche Personen behaupten, überhaupt keine gestopften Strümpfe tragen zu können wegen der am Rande der Stopfe entstandenen Wulste. Frau Virginia Brunner in Prag endlich gelang es, beiden Uebelständen abzuhelfen, indem sie ein Häkelmuster erfand, wodurch in kurzer Zeit selbst das größte Loch glatt und hübsch gestopft wird. Die Arbeit ist so leicht, daß jedes Kind sie ausführen kann; es entstehen keine dicken Ränder. Die mit der Häkelnadel ausgeführten Stopfen sehen wie glatte Strickerei aus, und das neue, feste Gewebe hält viel fester als die ursprüngliche Strickerei.

Diese neue Stopf-Methode läßt sich nicht bloß auf Strümpfe, sondern auch auf jegliche Strickarbeit, Tricot-Wäsche 2c., anwenden. Was sie aber vor allen anderen Methoden auszeichnet, ist Zeitersparniß. Wozu man früher eine Stunde brauchte, das ist einer der neuen Art des Stopfens halbwegs kundigen Dame möglich, in einer Viertelstunde zu leisten.

Das in Wien bei J. Schellbach verlegte, durch jede Buchhandlung zu beziehende Werkchen: „Die neue Stopf-Methode" giebt leichtfaßliche Anleitung. Der geringe Preis von 20 Kr. ermöglicht auch minder Bemittelten, sich in den Besitz desselben zu setzen. Annie Hruschka.

Stuhlkissen mit Stickerei aus Cigarren-Bändchen. Siehe die naturgroße Darstellung.

Stuhlkissen mit Stickerei aus Cigarren-Bändchen. — Einige Reste von schwerer stahlblauer Seide setzte ich mit der Maschine zusammen, bügelte die Nähte von links glatt und benähte nun den Stoff mit verstreut liegenden Marguerites in zwei Farben gelber Cigarren-Bändchen; die Stiele markirte ich mit ganz dicker grüner, die Kelche der offenen Blüthen mit brauner Seide. Bei der Vertheilung der Sträußchen achtete ich besonders darauf, die Nähte möglichst durch Stickerei zu bedecken. Mit dem bestickten und darnach gut ausgebügelten Stoff überzog ich dann nach der Form des Stuhlsitzes zugeschnittene, mit Daunen gefüllte Kissen aus Köper. Nach Belieben befestigt man die Kissen mittelst passender, an den Kissenecken angebrachter Schnur oder Schleifen, oder legt sie lose auf den Sitz der Balcon-Stühle. Frau Sch., Landshut.

Naturgroße Stickerei zum Stuhlkissen.

L. D., T. b. K. u. a. — Frau Anna Höfer in Kulmbach ist die Erfinderin des Musters für die Hardanger Arbeit im technischen Theil der Nr. v. 1/5 97, Abb. 71 bis 72, nicht aber Lieferantin für bereits ausgezogenes Leinen. Für dieses Muster müssen durchweg sechs Fäden stehen bleiben, der siebente Faden wird quadratisch ausgezogen. Anleitung für die Ausführung der Hardanger Arbeit finden Sie im Extra-Blatt Nr. 76 der Illustr. Frauen-Zeitung. Die Red.

Bezugsquellen: Gefüllte Spankörbe mit farbiger Brandmalerei (8 Mk.), ungebrannt (5 Mk.): Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Tischläufer: M. Kimmelstiel, W, Leipzigerstr. 36. — Zuckerschale (Preis 25 Mk.): E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Lozemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 14, III. 15. Juli 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(7. Fortsetzung.)

Er streckte ihr die Hand hin und suchte ihren Blick, den sie gesenkt gehalten hatte, solange er sprach. Jetzt hob sie ihn zögernd, und scheu huschten ihre Augen über sein Gesicht. Er war sehr blaß, wie immer, wenn ihn etwas erregte, und über dem linken Auge, gerade über der Braue hatte sich die kleine Grube gebildet, die so aussah, als habe man mit der Fingerspitze hineingetippt. „Dein Gedankengrübchen" hatte Sylvia diese kleine Vertiefung immer genannt, als sie noch beide Kinder waren, und früher noch, solange sie ganz klein war und sich noch zuweilen von ihm auf den Schoß nehmen ließ, da hatte sie manchmal die Hände um seinen Hals geschlungen und ihn gerade auf dieses Grübchen geküßt. Als der Erwachsenen das jetzt auf einmal einfiel, erröthete sie, und doch starrte sie unverwandt auf diese eine Stelle. Ihr Mund öffnete sich halb, und sie fuhr leicht mit der Zungenspitze über die Oberlippe. Zugleich erhob sie, wie mechanisch, die Hand und legte sie in die seine.

Ein Freudenschimmer flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Also abgemacht: Sonntag!" sagte er mit einem kurzen Händedruck. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie an ihren Platz.

Er näherte sich Sylvia an diesem Abend nicht wieder. Sie sah ihn noch ein paarmal vorübertanzen, mit den Professorstöchtern ohne Zweifel, dann nicht mehr: Er schien sich bei guter Gelegenheit aus dem Staube gemacht zu haben.

Als die Obersthofmeisterin nach dem Aufbruche des Hofes von der Estrade in den Saal herabstieg, war sie in prächtiger Laune.

„Nun, wie amüsirt sich unsere kleine Ballkönigin?" fragte sie, Sylvia's Kinn in die Höhe hebend. Ton und Blick war der einer zärtlichen Mama, die der Erfolg ihres Lieblings in gehobene Stimmung versetzt hat. „Sie macht Furore, die Kleine!" flüsterte sie dann hinter Sylvia's Rücken dem Stiftsfräulein zu. „Sogar Seiner Majestät ist sie aufgefallen, und die Erzherzogin fand sie charmant."

XI.

Am nächsten Morgen fuhr Sylvia gegen neun Uhr aus einem tiefen und doch nicht erquickenden Schlafe in die Höhe. Ihr Haar war feucht, und die Achselhöhlen wie die über dem Haupte krampfhaft verschlungenen Arme schmerzten. Sie setzte sich im Bett auf und suchte sich zu ermuntern. Halb schlief sie noch, und ihr Kopf summte. Von den Träumen, die sie während der Nacht verfolgt hatten, war ihr keine deutliche Erinnerung geblieben. Es war etwas von fiebernder Eile und Nimmerfertigwerdenkönnen, eine Hetzjagd von Fluchtversuchen und störenden Hindernissen. Sie war ganz matt davon und fühlte sich verstimmt: ein unangenehmes Erwachen.

Erst allmählich dämmerte die Erinnerung an den gestrigen Abend wieder auf und an die Triumphe, welche sie gefeiert. Richtig: da standen ja noch die weißen Atlasschuhe, und dort auf dem Tische lagen Spitzen-Capote und Fächer! In dem durch die herabgelassenen Blenden verdunkelten Zimmer erkannte Sylvia anfangs nur die nächsten Gegenstände; erst nach und nach fand sie sich im übrigen zurecht. — Sie war also heute wieder einmal nicht in ihrem Hof-Cabinet, sondern in dem blauen Boudoir, das an das Ankleidezimmer der Obersthofmeisterin grenzte! So oft sie bisher darin erwachte, hatte sie mit stillem Behagen den Kopf auf den spitzenbesetzten Kissen hin- und hergewendet und wohlig gähnend ihre Blicke über die reizende blaugoldene Tapete und den allerliebsten Rococo-Schrank in der Ecke hingleiten lassen, ehe sie die Hand ausstreckte, um dem Stubenmädchen, das ihr zur Bedienung zugewiesen war, zu klingeln. Diese Augenblicke waren immer sehr angenehm, und sie ließ die wohlthuende Empfindung gedankenlos auf sich einwirken.

Heute sank sie gleichfalls noch einmal in die Kissen zurück und starrte zu der weißen Stuckdecke empor. Aber auf ihren Zügen lag nichts von ruhigem Behagen. Was wohl Ferdinand dazu sagen würde, wenn er wüßte, daß sie sogar im Palais übernachtete?

Dieser Gedanke schoß ihr plötzlich durch den Kopf, und sie runzelte die Brauen. So lag sie eine Weile; dann stieg ihr langsam das Blut ins Gesicht.

Eine Bemerkung fiel ihr ein, die Mizi Schmidtbauer neulich hatte fallen lassen. Damals hatten die anzüglichen Worte wenig Eindruck auf sie gemacht, und sie hatte es unter ihrer Würde gefunden, darauf zu antworten. Aber jetzt erinnerte sie sich. Mizi erlaubte sich entschieden manchmal zu viel. Was war es nur damals gewesen? Etwas von „bei der Frau Mama ‚eintegeln'" und „sich einen reichen Mann beibringen". Es hatte nicht einmal feindselig geklungen, weit eher wie vertrauliche Zustimmung und naiv durchschimmernder Neid.

Sylvia schloß blinzelnd die Augen, und ihre Nasenflügel erweiterten sich: die Reinheit ihres Profils trat so immer doppelt auffallend hervor. Bah! Was diese angehende Soubrette sagte! Ueberhaupt all diese Philister!

Freilich, Ferdinand war kein Philister! Nein, das nicht, aber er verstand sie nicht. Wer verstand sie überhaupt daheim? Etwa seine Mutter und Tante Kromer? Nein, niemand verstand sie, niemand wußte, wie ihr zu Muthe war! Höchstens Tante Sophie, — sie war noch die einzige, die begriff.

Sylvia erhob zum zweiten Male das Haupt von den Kissen, berührte aber noch immer nicht die Klingel. Sie stützte den Arm auf das Nachttischchen und ließ das Haupt darauf sinken. So verharrte sie eine Weile, dann fuhr sie plötzlich empor.

Wie merkwürdig, daß sie die freundliche Herablassung der Obersthofmeisterin und deren mitunter sehr kostbare Geschenke bisher nie als drückende Wohlthaten empfunden hatte! Wirklich sehr merkwürdig! Sie hatte genommen, genommen, sich lächelnd bedankt und nicht weiter darüber nachgedacht, während sie doch so heftig darunter litt, daß sie von Kromer's, die nur das Nothwendige gaben, immer nehmen und nehmen mußte! Sie suchte den Unterschied und fand ihn nicht. Sie war überhaupt zu müde, gründlich nachzudenken: sie fühlte nur, daß ihr etwas genommen war, — sie empfand eine Lücke. Es war weniger als Schmerz, und mehr als bloßes Unbefriedigtsein: eine farblose Stimmung, eine graue Laune.

Sie klingelte endlich dem Mädchen, welches ihr die Alltagsschuhe und Strümpfe zum Bette brachte, und begann einsilbig ihre Toilette. Nur ungern ließ sie sich heute von der Zofe beim Ankleiden helfen; es kam ihr peinlich zum Bewußtsein, daß sie dem Mädchen noch nie ein Trinkgeld gegeben habe, und sie beobachtete dieses mißtrauisch, ob es sie denn auch willig bediene. Die Versuchung überkam sie, für jede einzelne Handreichung übertrieben zu danken, und das machte ihr die Nähe der Dienerin lästig. Vor dem Wasch- und Toiletten-Tisch dachte sie bei jedem Stück, das sie in die Hand nahm, — bei der wohlriechenden Mund-Essenz in dem feingeschliffenen Krystallglas, bei den hellen Schildpatt-Kämmen: „Ja so, das gehört ja nicht Dir!" und sie hatte nicht ihr Wohlgefallen daran, wie sonst. Zum ersten Male fühlte sie sich hier ebenso wenig zu Hause, wie bei Kromer's, oder bei ihren Kostleuten.

„Fort! nur fort!" dachte sie, und während sie es dachte, überkam sie ein heftiges Abschiedsweh. Thränen verdunkelten ihre Augen.

Da trat Frau Weser ein. Sie brachte ihr nebst dem Frühstück einen Morgengruß der Gräfin, die mit einem unverhofft eingetroffenen Verwandten bereits vor einer Stunde ausgefahren war und nicht vor dem Diner zurückerwartet wurde.

„Können Sie selbst oder Jean mich nach Hause bringen?" fragte Sylvia, ohne die Kammerfrau anzusehen. „Ich möchte den heutigen Tag zum Nachholen meiner Studien benützen, und wenn die Gräfin ohnehin in Anspruch genommen ist, gestattet sie mir gewiß gerne, mich erst morgen wieder nach ihrem Befinden zu erkundigen."

Ueber die Züge der Kammerfrau huschte ein halb erstauntes, halb gerührtes Lächeln, als Sylvia von ihren Studien sprach. Eine Bemerkung schwebte ihr auf der Zunge, aber sie unterdrückte sie und sagte nur, respectvoll wie immer, aber in etwas weicherem Tone: „Zu Befehl, gnädigste Baronesse!"

Um der Höflichkeit Genüge zu thun, ließ Sylvia für die Gräfin noch ein Billet zurück und schlug dann, von Jean begleitet, den Weg nach der Johannesgasse ein.

Sie hatte kaum die Klingel gezogen, als die Professorin selbst ihr die Thüre öffnete. Die Dame war im tiefsten Négligé, ungewaschen und ungekämmt: das nicht gar üppige Haar wurde von einer Nachthaube mit rother Schleife ziemlich ordentlich in Banden gehalten, aber die Nähte der altmodischen Schlafrockjacke drohten über den durch kein Mieder eingeengten, nach allen Seiten aus einander quellenden Formen zu platzen.

„Ah, Sie sind's, Baronesse!" war die gedehnte Begrüßung. Ehrliche Enttäuschung malte sich auf dem erhitzten Gesichte.

„Resi! 's ist nur die Baronesse! Wir warten nämlich auf den Hafner," wendete sie sich aufgeregt an die Eintretende. „Ich sag' Ihnen, Baronesse, nur mit keinem Handwerker etwas zu thun haben müssen, da ist man schon petschirt! Und dann jammern die Leut' noch, daß es ihnen schlecht geht! Ich möcht' wissen!"

Es lag nicht in Sylvia's Absicht, sich mit der Erzürnten in ein längeres Gespräch einzulassen; sie murmelte etwas, das als Zustimmung aufgefaßt werden konnte, und steuerte auf die Küchenthür zu, um durch dieselbe in ihr Zimmer zu gelangen.

„Ja so, Sie wollen da hinein? Mein Gott! Wenn ich das nur früher gewußt hätt'!" rief die Professorin.

Sylvia hörte es dem Tonfall an, daß sie nicht ungelegener hätte eintreffen können. Ein Blick in die Küche erklärte ihr auch die Ursache.

„Da können Sie selber sehen, was wir für eine Wirthschaft haben," sagte Frau Schmidtbauer, die sich Mühe gab, ihren Verdruß vor Sylvia im Zügel zu halten. „Seit vorgestern ein Rauch, daß einem die Augen beißen! . . . Der Rauchfangkehrer war schon da, aber es nutzt alles nichts . . . Also den Herd umsetzen lassen! Denken Sie Sich die Schererei! . . . Ja, was ich eigentlich sagen wollt', — die Küchenkasteln und das Tafelbrett hab' ich inzwischen in Ihr Cabinet geschoben . . . Ich hab' mir gedacht, heute kommen Sie auf keinen Fall, nach dem Ballfest . . ."

„Lassen Sie mich nur meine Hefte holen, weiter will ich nichts," unterbrach Sylvia. „Vielleicht kann ich da hinein?" Sie wies auf die Thüre zum Eßzimmer.

„Ja, freilich, freilich! Da können Sie schon schreiben, wenn's sein muß," sagte die Professorin nur halb erleichtert, — sie hatte gehofft, die Baronesse werde ein Einsehen haben, und schleunigst dahin zurückkehren, woher sie gekommen war, — „einheizen muß ich halt lassen!"

Dagegen erhob Sylvia keine Einsprache, was sie fast bereute, als Resi, die jeden Arbeitszuwachs als persönliche Beleidigung auffaßte, die Holzspäne zum Anzünden ergrimmt auf den Boden warf und, vor dem Ofen niederknieend, auf dem Rost herumkratzte, daß es eine Art hatte.

Sylvia versuchte vergeblich zu arbeiten. Sie stockte schon bei der ersten Zeile. Ihr hatte immer die Willenskraft gefehlt, ihre Gedanken, allen Störungen von außen zum Trotz, auf einen Punkt zu concentriren. Ihre empfindlichen Nerven ließen es nicht zu. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß sie störe, mochte sie auch noch so gut wissen, daß der Raum, wo sie sich befand, um diese Zeit nie benützt wurde, und sie also thatsächlich niemand im Wege stand. Die schlecht bemäntelte Verstimmung, die ihr Kommen verursacht hatte, genügte, in ihr die Empfindung zu erwecken, daß sie sich in einer feindlichen Atmosphäre befinde. Und zwar sah sie nicht nur in den Personen ihre Widersacher, — weder die aufgeregte Hausfrau noch die unwillige Magd hatten das Eßzimmer zu betreten seither Anlaß gehabt, — aber ihre Rolle übernahmen nur zu gut die mit plumpen Dessins bemalten Wände, die in dem fahlen Februar-Tageslicht doppelt unschön und abgenützt aussehenden Möbel. Sie alle hatten ihre eigene Sprache: der altmodische Divan und die schlechten Farbendruck-Bilder über demselben, ganz besonders aber die beiden Prachtstücke in Oel, — der selige Postmeister Kaliczek und dessen Gemahlin, die Eltern der Professorin, — die mit bösen, mißbilligenden Augen jede Bewegung Sylvia's verfolgten, sie mochte sich wenden, wohin sie wollte. Sie war ihnen antipathisch, das fühlte sie, dem steifen Manne im blauen Frack mit der Weinnase ebenso sehr, wie der bläßlichen Dame im grünen decolletirten Seidenkleid, deren Scheitellocken sich drohend sträubten. Sylvia sah mit Widerwillen zu ihnen empor und machte ihr hochmüthigstes Gesicht. Wie häßlich sie beide waren! Wie gewöhnlich sie aussahen!

Die Unlust-Empfindung wurde einen Augenblick so heftig, daß Sylvia von ihrem Sitz in die Höhe sprang, um auf und davon zu gehen. Dann aber entschloß sie sich doch, zu bleiben. Sie war bisher noch nie unaufgefordert und ohne Begleitung ins Inzendorf'sche Palais gekommen; selbst nur bei der Portier-Loge vorbeizugehen, wäre ihr peinlich gewesen. Nein, sie blieb heute hier, wie sie selbst es ja gewollt hatte, — es wäre denn, daß man sie holte.

Sie trat an das Fenster und sah auf die Straße hinaus. Draußen war's noch ganz winterlich; ein kalter Wind jagte den Fußgängern die Mantelkragen über die Köpfe. Sie folgte jedem einzelnen mit dem Blicke, gedankenlos und ohne Interesse.

Da plötzlich erblickte sie von weitem die Gestalt eines Mannes mit einem niedrigen, glänzenden Cylinder, — war das nicht Jean in dem langen Ueberrock mit den großen Knöpfen? Sie öffnete die inneren Fensterflügel, um besser zu sehen. Aber nein! Kaum zwanzig Schritte vor ihrem Hausthor bog er um die Ecke; es war auch kein Livrée-Rock, den er trug, sondern ein Menschikow von braunem Tuch, und der Cylinder war nicht mit Wachstuch überzogen, wie es ihr aus der Ferne geschienen hatte.

Fröstelnd trat sie vom Fenster zurück und warf einen Blick nach dem Ofen. Richtig! Das Feuer war ausgegangen, oder vielmehr: es hatte kaum gezündet. Resi hatte in der Eile ein zu großes Kohlenstück auf die schwache Holzgluth gelegt, die darunter erstickte. Ein unangenehm brenzlicher Geruch drang Sylvia entgegen, als sie das Thürchen öffnete. Sie schloß es wieder und hüllte sich zusammenschauernd in ihren Radmantel, den sie über die Lehne des Divans gelegt hatte.

Resi zu rufen, hatte sie keine Lust; lieber noch wollte sie frieren. Wie sie durch die Thüre deutlich gehört hatte, war der Ersehnte endlich eingetroffen und alsbald an seine Arbeit gegangen. Die Vorwürfe, mit denen man ihn empfing, schien er mit einem gutmüthigen Scherzwort erwidert zu haben, womit man der Professorin gegenüber immer das Richtige traf. Sie lachte laut auf und stellte sich gemüthlich plaudernd an die Küchenthüre. Bei dergleichen Hantirungen sah sie gern zu und warf ihre Rathschläge dazwischen. Was zum Hause gehörte, verstand sie ja alles am besten. Sie verließ ihren Posten auch nur, um über das im Schlafzimmer aufräumende Stubenmädchen, — das siebente seit dem Herbste, — ein kleines Gericht zu halten. Sylvia hörte das Gepolter trotz des dazwischenliegenden Mädchenzimmers.

Sie seufzte ungeduldig. Nein, Ferdinand war ungerecht und unverständig. Er wußte nicht, was er von ihr verlangte. Sonntag mußte sie ihm das sagen. Was er ihr mitzutheilen haben mochte? Die Hauptsache errieth sie, ja, wußte sie. Er hatte sie immer seine kleine Braut genannt. Seine Braut! — Sie erröthete, und ihr Herz klopfte . . . Aergerlich schüttelte sie den Kopf. Damals waren sie doch Kinder gewesen, bloß Kinder.

Darauf hätte sie schon gestern hinweisen sollen: es war eine Ungeschicklichkeit gewesen, es zu versäumen. Bei der nächsten Begegnung war das viel schwerer, nachdem sie ihm das erste Mal alles hatte hingehen lassen. Sie war sehr unzufrieden mit sich. Wie ein Gänschen vom Lande hatte sie sich benommen, das noch nie mit einem jungen Mann ein Gespräch geführt hatte. Aber auch daran war nur Ferdinand schuld. Seiner formlosen Ungentrtheit gegenüber verlor auch sie den richtigen Ton . . . Zum Beispiel nur das eine: Wie ganz anders er sich verneigte als die andern, die ihren kleinen Hofstaat bildeten.

Deutlich schwebte ihr mit einem Male sein Gesicht vor, blaß und bewegt mit der kleinen Vertiefung über der linken Braue. Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. Was war das nur? Fast schien es, als habe sie gestern in dem überfüllten Saale nur diesen einen Menschen gesehen! Alle übrigen verschwammen wie in einem Nebel.

Was war denn so Auffälliges an ihm? Doch wahrlich nichts! Nicht einmal hübsch war er mit seinen breiten Backenknochen und der zu stumpfen Nase. Die Augen freilich, die waren schön! Aber wenn man ihn mit Bichéry verglich, blieb er im Nachtheil, entschieden, — vor allem die Gestalt. Ferdinand war zu klein. Sylvia schloß die Augen und stellte in Gedanken die beiden jungen Männer neben einander. Aber sie vermochte es nicht. Den Grafen sah sie nicht, sie mochte thun, was sie wollte. Wohl aber empfand sie nach einer Weile die unangenehme verwirrende Wirkung seines Blickes, und ihre Nerven vibrirten.

Bei diesem Punkt angelangt, schweiften ihre Gedanken wieder ab. Sie dachte an ein Reise-Project für den Frühling, das die Gräfin neulich besprochen hatte. Zuerst Abbazia, dann ein Abstecher nach Venedig und über die italienischen Seen nach dem Schlößchen, das die gräfliche Familie in Süd-Tirol besaß. Eine förmliche Einladung, die Reise mitzumachen, war wohl an Sylvia bisher nicht ergangen, aber einige Aeußerungen der Gräfin, wie: „Sie haben also Venedig noch nicht gesehen, Kind? Das müssen Sie durchaus kennen lernen!" — oder: „Ich bin begierig, welchen Eindruck das Meer auf Sie machen wird, Kleine!" hatten die Baronesse nicht in Zweifel gelassen, daß die Obersthofmeisterin die Absicht habe, ihr auch diese Freude zu machen. Diese große Freude!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aber freilich, Ferdinand würde sagen, sie dürfe diese Einladung nicht annehmen. Natürlich nicht! Ueberhaupt nichts, was ihr Freude machte, — dafür hatte er kein Verständniß. Seine Wünsche schweiften nicht in die Ferne; er klebte an der Scholle wie seine Mutter. Was er nur meinte mit seinem Ehrgeiz? Ehrgeiz und Wildeck! Das begriff sie nicht. Ach, Wildeck . . .

Sylvia hatte sich, noch immer in ihren Radmantel gehüllt, in einen Winkel des Schlaf-Divans gekauert und träumte mit offenen Augen.

XII.

Als die Baronesse Merchetti um die Mittagstunde des nächsten Tages die Treppe des Pädagogiums herunterschritt, waren ihre Wangen hochgeröthet und ihre Nasenflügel bebten. Sie hatte sehr unerquickliche Stunden hinter sich. Längst schon fühlte sie sich der Schulbank entwachsen und belächelte im Stillen ihre gleichalterigen Mitschülerinnen, die trotz sonstiger Frühreife doch nicht über den Horizont des Lehrzimmers hinausblickten, und mit Behagen immer wieder den traditionellen Schultratsch wiederkäuten.

Jede Fiber in ihr zuckte noch, als sie die Straße betrat, und bei dem Gedanken, je noch diese Stiege emporsteigen zu sollen, schüttelte sie ein Frost.

Sie hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als der leise Zuruf eines ihr Nacheilenden sie bewog, Halt zu machen.

Es war Jean, der sich ihr mit gezogenem Hute näherte.

„Ihre Excellenz lassen bitten, Baronesse."

Sylvia erblickte erst jetzt die herrschaftliche Equipage und darin die Obersthofmeisterin, die den Wagenschlag offen hielt und, sich weit herausneigend, Miene machte, auszusteigen. Das junge Mädchen eilte, ihr zuvorzukommen, und neigte sich verwirrt über die beiden Hände, die sich ihm aus dem Schlag entgegenstreckten.

„Was ist denn das mit Ihnen, Kind!" rief die Obersthofmeisterin heiter. „Ganz einfach durchzubrennen, — ist das erlaubt? Gestern ließ ich Ihnen Ruhe; von nun an wird das nicht mehr geduldet!"

Es war etwas in dem Ton, das Sylvia stutzen machte, aber ehe sie sich darüber Rechenschaft geben konnte, saß sie an der Seite der Gräfin und tauschte mit ihr die ersten nothwendigen Worte der Begrüßung.

Dann stockte das Gespräch längere Zeit; die Gräfin schien innerlich stark beschäftigt zu sein. Plötzlich fuhr sie aus ihren Gedanken auf, ergriff unvermittelt eine Hand des jungen Mädchens und, nachdem sie ein paar Mal streichelnd darüber gefahren war, zog sie die unbeweglich in den ihren ruhenden Finger plötzlich leidenschaftlich an ihr Herz.

Sylvia starrte die Gräfin mit erstaunten Augen an. Die ungewohnte Liebkosung gerade in diesem Augenblicke machte ihre Gedanken und Empfindungen wie in einem Chaos durcheinander wirbeln. Sie erröthete, und ein unsicheres Lächeln spielte um ihren Mund. Ihr war zu Muthe, als ob sie träume. War es wirklich sie, die in diesem Wagen dahinfuhr? War es wirklich Gräfin Vichéry, die mit so leidenschaftlicher Innigkeit ihre Hand umfing?

Wie als Antwort auf diese Frage fügte die Gräfin ihrem stummen Zärtlichkeitsausbruch die Worte hinzu: „Eigentlich wollte ich erst später, aber ich muß es Ihnen doch jetzt schon mittheilen, Kind! Es ist ja nicht nur meine Freude, auch Sie . . ."

Sie brach ab. Ihre Stimme klang bewegt. Sylvia stand vor einem Räthsel. Sie rückte abermals zur Seite und suchte förmlich ängstlich in den seltsam funkelnden Augen der Gräfin zu lesen. Diese aber senkte den Blick; ihre Hand wühlte mit nervöser Hast in einem Zeitungspack, den sie auf dem Schoße hielt, und, nachdem sie ihre Auswahl getroffen, bezeichnete sie mit dem Lorgnon eine Stelle, die sie Sylvia unter die Augen schob. Diese starrte völlig verständnißlos auf das bedruckte Blatt.

„Nun, so lesen Sie doch, Kleine! Es wird Sie gewiß auch interessiren," rief die Gräfin ungeduldig. „Hier, von da an: ‚Das hervorragendste Kunstwerk der Ausstellung aber ist unstreitig . . .'"

Jetzt erst dämmerte eine Ahnung in Sylvia auf. Gestern war die Eröffnung der Jahres-Ausstellung im Künstlerhause gewesen, was sie in ihrer Verstimmung gänzlich vergessen hatte. Und was sie in Händen hielt, war der Bericht des maßgebenden Kunst-Kritikers der Hauptstadt. Nun war ihr Interesse geweckt: sie las rasch mit fliegenden Blicken, und als sie fertig war, kehrte sie nachgenießend zum Anfange zurück. Es war ein Triumph in aller Form — ein Triumph ihrer Schönheit, die von dem Referenten begeistert als das Ideal weiblichen Liebreizes gepriesen wurde — ein Triumph aber auch des Künstlers, der in dieser Portrait-Büste, — zu einer solchen hatte sich Vichéry, alle übrigen Projecte verwerfend, schließlich entschlossen, — ein Werk geschaffen hatte, das ihm mit einem Schlage unter den Berühmtheiten des Tages seinen Rang anwies.

Es war ein Erfolg, wie ihn alle Strebenden in kühnen Träumen ersehnen, ein Sieg, den niemand anfocht, so vollständig war die Schlacht gewonnen. Was der Kritiker des in der Kunstwelt tonangebenden Blattes vorläufig nur mit wenigen Worten, — eine ausführlichere Besprechung sich für später vorbehaltend, — mit den wärmsten Ausdrücken hervorhob: die an die Antike gemahnende Ruhe, die völlig hellenisch anmuthende, heitere Schönheit, und dabei deren moderne Durchseelung, — das alles wurde auch von den übrigen Kunst-Referenten mehr oder minder anerkannt, und während die gesammte Kritik bisher Max Vichéry's Namen eigensinnig verschwiegen hatte, — wohl darum, weil er für den Tadel gesellschaftlich zu hoch, und für das Lob künstlerisch zu tief stand, — wetteiferte jetzt alles, den Stern, der so plötzlich an dem Kunsthimmel aufgegangen war, freudig zu begrüßen.

Sylvia's Wangen brannten. Sie begriff jetzt den stummen Dank der Mutter Vichéry's, deren still glimmenden Ehrgeiz sie längst durchschaut, und als die einzige Schwäche der sonst so klugen Frau heimlich belächelt hatte. Das junge Mädchen hatte sich auch die ganze Zeit über, während sie dem Grafen zu seinem Werke saß, als das gefühlt, was sie für dessen Mutter bedeutete: als das befeuernde, ihm zu seinem Schaffen unentbehrliche Element; und ohne viel darüber nachzudenken, hatte sie mit instinctivem Geschick und nicht ohne Vergnügen ihr unsichtbares Zauberstäbchen geschwungen. Erst während der letzten Sitzungen hatte sie keinen Gebrauch mehr davon machen können; seit Vichéry's Blicke sie ängstigten, fühlte sie sich nicht mehr frei genug zu herrschen. Sie war daher froh, als die Atelier-Stunden ein Ende hatten, und lobte das vollendete Werk mit einem Aufathmen der Erleichterung.

Dabei brauchte sie sich keinen Zwang anzuthun, denn die Büste gefiel ihr; freilich nicht so sehr, daß sie selbst, wenn sie in den Spiegel sah, sich nicht noch besser gefallen hätte. Daß nun wirklich ein allgemein bestauntes Kunstwerk daraus entstanden war, überraschte und verwirrte sie. So etwas wie Gewissensbisse regten sich in ihrer Brust, weil sie an Vichéry's Bedeutung bisher so wenig geglaubt hatte. Wenn sie ehrlich sein wollte, mußte sie sich gestehen, daß sie den jungen Mann als Künstler nie ernst genommen habe. Nun war sie beschämt, doch war sie sich nicht klar, ob diese unerwartete Wendung ihr Vichéry näher gerückt habe. Sie wußte nur, daß von ihr selbst der Druck, der seit gestern früh auf ihr lastete, genommen war, und dafür war sie ihm dankbar.

Sie fühlte sich wieder sicher, ruhig und stolz. Ihr verwundetes Selbstbewußtsein richtete sich auf, und ihr Herz klopfte höher. Es war ein unbeschreibliches Gefühl von Befreiung, nach der widerwärtigen Pein der letzten Stunden wahrhaft überwältigend. Eine Blutwelle nach der anderen jagte vom Herzen zum Kopfe, und ihre Augen trübten sich. Als die Obersthofmeisterin mit einem erwartungsvollen: „Nun?" die Hand nach den Blättern ausstreckte, brachte Sylvia nichts hervor als ein halbersticktes: „Ich bin so froh! so froh!"

Der Mutter war es genug. Auch sie wußte kein anderes Wort; das junge Mädchen hatte es ihr von den Lippen genommen. Sie zog das schöne Geschöpf an sich und küßte es. Dann blieben sie still Seite an Seite geschmiegt und drückten einander von Zeit zu Zeit stumm die Hände.

Im Palais angelangt, trafen sie Vichéry im kleinen Empfangszimmer seiner Mutter. Dort wanderte er seit länger als einer halben Stunde wartend auf und ab. Als die Obersthofmeisterin mit Sylvia eintrat, war er mit einigen raschen Schritten vom Fenster, wo er eben gestanden hatte, an der Seite der beiden Damen.

„Endlich!" rief er, die Hand der Mutter an die Lippen ziehend. Seine aufleuchtenden Augen aber hingen an Sylvia. Es war wieder einer jener Blicke, die ihr den Athem benahmen: sie fühlte, wie sie erblaßte.

Nach dem Dejeuner, das gemeinsam eingenommen wurde, meldete der Diener den Besuch des alten Excellenzherrn Bertenyi.

„Gnade!" rief Vichéry halblaut, rasch zur Mutter hinüberblinzelnd. „Ich bin nicht in der Verfassung, ihm heute Stand zu halten."

„Nein, nein," beruhigte die Obersthofmeisterin mit einem Lächeln. „Ich opfere mich für uns alle!"

Indem sie sich erhob, nickte sie Sylvia freundlich zu; dann trat sie zu ihrem Sohne, neigte sich über ihn und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. Er haschte nach ihrer Hand und drückte seine Lippen darauf. Dabei suchte er emporblickend abermals ihr Auge; in den seinen lag eine warme Innigkeit, ein gerührter Dank. Sie winkte ihm gütig zu und fuhr mit den Fingern zärtlich über sein Haar. Dann verschwand sie, mit der Rechten nochmals zu den jungen Leuten herübergrüßend, über der Schwelle des Empfangszimmers.

Sylvia folgte ihr mit den Augen; dann senkte sie den Blick auf ihren Teller herab und knusperte schweigend an dem Rest ihres Weißbrodschnittchens. Vichéry leerte das vor ihm stehende Glas Rheinwein auf einen Zug. Als der Diener eintrat, erhob er sich langsam.

„Darf ich bitten?" sagte er, Sylvia den Arm bietend. Sie legte ihre Hand hinein und ließ sich von ihm in das rothe Zimmer führen, wo er nach dem Diner seinen schwarzen Kaffee zu nehmen pflegte.

Das junge Mädchen nahm auf dem niederen Sopha hinter dem kleinen Marmortische Platz, der unweit des Fensters stand. Die große Fächerpalme davor schloß das lauschige Plätzchen nach vorn ab, und Vichéry schob mit den Worten: „So! Hier bleiben wir ungestört," — einen Fauteuil an Sylvia's rechte Seite.

Sie zwängte ein Lächeln auf ihre Lippen und gab so zu erkennen, daß sie seine Worte dahin verstanden habe, hier vor den Augen und Ohren des unwillkommenen Besuchers gesichert zu sein; aber der besondere Ton, den er in die einfache Bemerkung gelegt hatte, war ihr trotzdem nicht entgangen. Es war ein gepreßt feierlicher Ton, der sich anhörte wie die Verkündigung eines besonderen Gespräches. Sie athmete tief auf und einen Augenblick kreiste das Zimmer vor ihren Augen. Ein Gedanke, den sie nie klar zu Ende gedacht hatte; ein Luftgebilde, das nur zuweilen im Halbtraume vor ihr aufgetaucht war, stand plötzlich dicht vor ihr: greifbar, deutlich, eine für den nächsten Augenblick bevorstehende Gewißheit.

Vichéry hätte nach der schwül verlegenen Pause, die seinen ersten Worten gefolgt war, keine Silbe hinzuzufügen gebraucht; sie wußte ohnedem, was jetzt, in der nächsten Minute schon, geschehen werde; sie wußte, daß, wenn er jetzt den Mund aufthat, das Entscheidende kam. Darum hörte sie auch nur mit halben Ohre, als er wirklich zu sprechen anfing: leise, weich, mit erkünstelter Bewegung. Er holte weit aus; er sprach von seiner einsamen Kindheit, seiner verträumten Jugend, von einer ersten Empfindung, und einer bittern Enttäuschung. Dann von seinem äußerlich vom Glücke begünstigten, in Wahrheit freudenleeren Leben, von Ueberdruß und Zweifel. Sylvia hörte wie träge Tropfen Silbe um Silbe fallen, und es rauschte ihr davon im Ohre.

Dem Sprechenden ins Auge zu sehen, wagte sie nicht; aber an den rothen Lippen, die das lange, weiße Gebiß beim Sprechen nur wenig bedeckten, hingen ihre Blicke wie gebannt. Der ungewöhnlich große Zwischenraum fiel ihr auf, der Nase und Oberlippe verband, und dieser Zug, den sie früher nie bemerkt hatte, wurde jetzt für sie zum hervorstechenden, zum charakteristischen in diesem länglichen weißen Gesicht. Sie mußte dabei unwillkürlich an den häßlichen Mund der Obersthofmeisterin denken, und sie beschäftigte sich damit, ihn mit dem des Sohnes zu vergleichen.

So kam es, daß, als endlich die Erklärung fiel, die sie seit einer halben Stunde seinen Lippen zuströmen sah, sie diese überhörte. Er mußte das Gesagte wiederholen, und als mit Worten ausgesprochen, mit den einfachen, nicht mißzuverstehenden Worten: „Wollen Sie meine Gattin sein, Sylvia?", da traf es sie doch wie eine Ueberraschung. Sie wurde roth und blaß, und die Hände, die ihr im Schoße lagen, waren mit einem Male so schwer, als könne sie sie nie mehr heben.

Und dann sagte sie „Ja".

Oder hauchte, nickte sie es bloß? Sie wußte es später nicht. Aber es war ein „Ja".

Natürlich!

* * *

Es war Sonntag in der Abenddämmerung. Die Doctorin saß in ihrem Lehnstuhl beim Fenster; die fleißigen Hände lagen müßig im Schoße.

Da wurde leise die Thüre aufgeklinkt; über die Schwelle trat eine männliche Gestalt. Sie schrak empor und stieß einen leisen Schrei aus. Im nächsten Augenblick hatten ihre Arme ihn umschlungen.

„Mein lieber, lieber Junge!" sagte sie weich.

„Mutter . . ."

„Ich weiß . . . ich weiß . . ." fiel sie ihm nickend ins Wort. „Heute früh hab' ich's erfahren, und seither an nichts anderes gedacht . . . viel gedacht . . . doch komm! Ruh' Dich aus, Du wirst müde sein."

Sie führte den Sohn wie ein kleines Kind zu dem Divan in der Ofen-Ecke, und er ließ sich führen. Dort aber sank er, anstatt an ihrer Seite Platz zu nehmen, vor ihr auf die Knie nieder und legte das Haupt in ihren Schoß.

„Armer Junge! Ich weiß . . . ich weiß," wiederholte sie und streichelte mit zitternden Händen sein dunkles Haar. Er sprach noch immer kein Wort. Seine breiten Schultern bebten, erschüttert von einem unterdrückten Schluchzen. So lag er lange.

XIII.

An einem unfreundlichen Märztage saß Graf Kromer in dem geräumigen Wildecker Bibliotheks-Zimmer an seinem mit Büchern und Schriftstücken aller Art beladenen Arbeitstische, über den eine niedere Lampe mit grünem Schirm ein angenehm gedämpftes Licht warf. Der Graf war in die Abfassung seines Referats vertieft, — er saß wie alljährlich im Heeres-Ausschuß, — und feilte eben an einem Satze, der nicht nach seinem Wunsche ausgefallen war, als die ins Vorhaus führende Thür der Bibliothek leise aufgeklinkt wurde, und eine kleine, auf den ersten Blick unförmlich breit erscheinende Gestalt sich über die Schwelle schob.

„Was soll's?" fragte er unwillig, denn er liebte es nicht, in der Arbeit unterbrochen zu werden.

Doch als er den Eindringling näher ins Auge faßte, erhellten sich seine Züge, und er rief im Tone freudiger Ueberraschung: „Ja, Maus, wo kommst denn Du her?"

Oli, denn ihr zierliches Figürchen war es, das sich allmählich aus dem umfangreichen Reisepelz losschälte, legte den Finger auf den Mund.

„St!" flüsterte sie geheimnißvoll — „Es hat mich noch niemand gesehen, und das ist mir gerade recht! Ich wollte früher zu Dir, um zu expliciren, warum ich eigentlich so Knall und Fall von Linz durchgegangen bin. Mama und Sisa brauchen die Wahrheit nicht zu erfahren; es würde sie am Ende kränken, und da hab' ich mir gedacht, es ist am gescheidtesten, wir zwei lügen ihnen ein bißchen was vor."

Die Comtesse schob den straff nach rückwärts gespannten Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, nicht ohne Mühe über die Nasenspitze hinauf, und blinzelte bei den letzten Worten ihrem Vater vertrauensvoll zu. Doch dieser runzelte jetzt trotz der Freude über das unverhoffte Wiedersehen seines Lieblings mißbilligend die Brauen.

„Knall und Fall? Was soll das heißen? Du mußt ja was Rechtes angestellt haben, wenn die Tante Dir so plötzlich den Laufpaß gegeben hat! Na, nur hübsch heraus mit der Wahrheit!"

Oli lachte über das ganze, von der scharfen Märzluft hochgeröthete Gesicht.

„Väterchen, wenn Du Dich jetzt sehen könntest! Du machst ein paar Augen, als ob ich Dein Hexenschuß wäre, der auch manchmal so plötzlich angeflogen kommt, man weiß nicht, warum und woher? Sei nur ganz ruhig! Ich habe keine Dummheit gemacht, bin sogar in aller Freundschaft mit Tante Netti auseinander gekommen. Da, schau!" — Sie öffnete ihr Reisetäschchen und wies auf einige Kuchenkrümel in Seidenpapier. — „Die Chokoladen-Torte, — das war nämlich eine, — hat sie extra für mich backen lassen, und gab sie mir sammt ihrem gerührten Segen mit auf die Reise."

„Ja, also warum denn?" fragte Kromer noch immer etwas zweifelnd. Er griff dem jungen Mädchen unter das Kinn und sah forschend in die schwarzen Augensterne. „Hat am Ende gar irgend ein ‚Jemand' meiner Kleinen den Carneval in Linz verleidet?"

Oli hielt den Blick lachend aus.

„Bewahre, Papa! Du bist auf ganz falscher Fährte! Um das heutige Picknick ist mir sogar schrecklich leid, und, warte nur . . ." — sie zählte an den Fingern, — „eins, zwei, drei . . . fünf . . . vielleicht," — sie dachte einen Augenblick nach, — „vielleicht sogar sechs oder sieben raufen sich heut Abend verzweiflungsvoll die Haare!"

Sie kicherte bei dieser Vorstellung übermüthig auf und machte einen kleinen Freudensprung.

Graf Kromer schlug die Hände zusammen. „Fünf! Vielleicht sogar sieben! Na, Du bist mir Eine!" Er lachte herzlich. „Nun, und der ‚Rechte'?"

„Der ist erst noch nicht darunter!" fiel ihm die Kleine ins Wort. „Aber riesig nett waren alle, und unterhalten habe ich mich! Ich sage Dir, Papa, es war oft so fesch!"

Sie verstummte, über angenehme Erinnerungen lächelnd. Dann aber nahmen ihre beweglichen Züge mit einem Male einen ernsteren Ausdruck an, und sie begann, rasch um sich blickend, wieder in gedämpftem Flüstertone, während sie vorhin, bei der Aufzählung ihrer Anbeter, einen Augenblick alle Vorsicht außer Acht gelassen hatte.

„Also, weißt Du, Papa, die Geschichte ist die: ich hielt Tante Netti's Sticheleien über Sisa's Verlobung einfach nicht länger aus! Anfangs zankte ich mich ganz ordentlich mit ihr herum, bis wir beide jämmerlich heulten; dann versöhnten wir uns, denn jede bildete sich ein, die andere habe Raison angenommen. Ich glaubte es wirklich von ihr, weil sie ein paar Tage die arme Sisa und den unglücklichen Heller in Ruhe ließ, aber da war ich schön auf dem Holzwege! Auf einmal fing sie wieder an, und zwar schien sie es jetzt für ausgemacht zu halten, daß ich mich im Verein mit ihr über Euch alle skandalisiren würde. Sag' nur: was sollte ich machen, Papa? Zweimal Spektakel machen wollte ich doch nicht, — ich sagte also nur: ‚Oh! Oh! . . . Hm! Hm! . . . Ja! Ja!' und schaute, daß ich weiter kam."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Zur Frauenfrage von Eliza Ichenhaeuser. Zittau. Verlag der Pohl'schen Buchhandlung (A. Haase), Preis Mk. 1,20. — Eliza Ichenhaeuser, eine der eifrigsten Vertreterinnen der Frauenfrage, bietet hier eine Anzahl bereits in Tageszeitungen und Fachschriften erschienener Aufsätze, die das Thema nach der wirthschaftlichen wie ethischen Seite behandeln. Daß die Frage des Studiums der Frau den größten Theil der Essays ausmacht, ist natürlich, aber auch die Artikel, in denen die Verfasserin für die wirthschaftliche Selbständigkeit der Frau eintritt, sind mit ebenso großer Klarheit wie Wärme geschrieben. Die Unzulänglichkeit des Schutzes, den die Gesetze der Frau gewähren, bietet ihr Gelegenheit, die „vermögensrechtliche Stellung der Frau" darzulegen und zu zeigen, wie die Frau wohl dem Manne ihr Vermögen zubringen, für ihn arbeiten und erwerben — darf, wie sie aber keinen Anspruch auf selbständige Verwaltung des Erworbenen bei Lebzeiten des Mannes besitzt! — Einen Schutz und moralischen Halt für die Fabrikarbeiterin findet die Verfasserin in der Anstellung von „Fabrik-Inspectorinnen", die als Frauen der Regierung manchen Wink für Verbesserungen geben könnten, an die ein Mann nicht denkt, weil er keine Ahnung von ihrer Nothwendigkeit besitzt. Das „Elend in der Haus-Industrie der Confection" bestätigt nur obige Forderung an der Hand von statistischen Zahlen, die Löhne, Arbeitszeit 2c. betreffend. Bei kärglichstem Lohn vierzehn Stunden in der ungesundesten Luft arbeiten müssen, nicht allein für sich, sondern auch für die Kinder, ist jetzt noch das Los von tausenden von Frauen, das der Abhülfe bedarf, die in Gestalt von weiteren Arbeiterschutz-Gesetzen, vor allem durch Errichtung von Betriebswerkstätten anzustreben sein würde. — „Die Jagd nach dem Manne" berührt einen durch alle Klassen der Gesellschaft gehenden Schaden, der auch nur durch die Selbständigkeit der Frau geheilt werden kann. Ist die Ehe nicht mehr, wie jetzt in den meisten Fällen, eine Versorgung für die Tochter, sondern kann diese sich ihre Zukunft selbst gestalten, so wird sie die Ehe nur eingehen, wenn Herz und Geist darin Befriedigung finden, — jedenfalls würde die Jagd nach der Versorgung aufhören und auch die zu frühen Heirathen nicht eine spätere Generation von Schwächlingen hervorrufen. Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau würde ihren Werth erhöhen und der Mann sie um ihrer selbst willen, nicht wegen der Mitgift suchen. — Das Kapitel der „Polizei-Matronen" läßt uns einen Blick thun in den Abgrund, aus dem helfende Frauenhände manche ihres Geschlechtes befreien könnten. Ein Schlußwort „Das Erwachen der Frau" knüpft an einen Artikel der Lady Henry Somerset an. Es ist ein kurzer Vergleich der Thätigkeit der Frau vor hundert und mehr Jahren mit der Arbeit der Frau von heute; — der große Wirkungskreis von damals, groß, trotzdem er sich kaum über die vier Wände des Hauses hinaus erstreckte, ist nach und nach zusammengeschrumpft, denn Fabriken und Maschinen nahmen die gesammte Bekleidungs-Industrie auf, der Frau verblieb nur die untergeordnetste Stellung als Näherin, sie entzogen ihr auch die Thätigkeit in der Landwirthschaft mit allen damit zusammengehörigen Zweigen. Durch die sich selbständig ausbildenden Geschäfte, durch die Armen-Verwaltung 2c. wurde ihr all jene Thätigkeit genommen, die, mit der Kinder-Erziehung, den Inhalt ihres Lebens bildete. Jetzt ist es an ihr, sich die gleiche Stellung, wenn auch in anderer Form, zurückzuerobern, vor allem aber rechtliche Gleichstellung und die dazu erforderliche Bildung zu erwerben, denn, — um nur eines zu streifen, wie soll die Mutter ihre Söhne erziehen, wenn sie selbst künstlich auf den engsten Gesichtskreis beschränkt wird und die ihr zufallenden Pflichten kaum ahnt, geschweige denn sie zu erfüllen im stande ist? E. F.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Kleidung. — Seit Jahren schwach und leidend, ermüdete ich rasch beim Gehen, ohne doch so krank zu sein, um auf die so nöthige Bewegung verzichten zu müssen. Ich hatte stets das Gefühl, daß eine Hauptursache der schnellen Ermüdung das Gewicht meiner Kleider sei, denn, wärmebedürftig wie ich bin, trug ich mehrere warme, schwere Unterröcke. Mit Neid las ich, daß die vorurtheilsfreien Engländerinnen solche Last nicht mit sich schleppen, aber wie kann eine ehrsame deutsche Familienmutter, die den Damen im „Hosenrock" auf dem Rad absolut keinen Geschmack abgewinnt, unter die Umstürzler gehen? Undenkbar! Wenn die Sache nur einmal Mode würde! Und richtig, unsere Illustr. Frauen-Zeitung nahm sich der Sache an, und nun ist der Beinkleid-Rock mit einem Schlag populär! Durch den wohlvertrauten gelben Bogen ward uns der Schnitt übermittelt, mit einfachen Worten sein Werth nahe gelegt, und so versuchte denn auch ich, im Vertrauen auf die lang gewohnte Führung meines Blattes, die Nachbildung.

Der Schonung meines Wäschevorrathes zuliebe ging ich einstweilen nur an die Lösung der Unterrockfrage, die für meine Gesundheit die wichtigste ist. (Andere, besonders Magenleidende, werden besser mit dem Reform-Mieder beginnen; für mich ist das Corset bereits zu einem recht harmlosen Toiletten-Stück geworden.) Aber welche Erleichterung habe ich mir schon mit dem Beinkleid-Rock geschaffen! Ich wollte es nicht glauben, daß die geringe Stoffmenge dieses Kleidungsstückes dieselbe Wärme erzeugt, wie meine Röcke, aber es erfüllt auch diese Ansprüche. Ich fühle mich beim Gehen so leicht und wohl, ordentlich jugendlicher in der Bewegung, sodaß ich das Doppelte leisten kann ohne Ermüdung. Welche Wohlthat wird mir dies im Gebirge sein!

Ich hoffe, daß meine hier niedergelegten Erfahrungen mancher ängstlichen Mitleserin in der Provinz den Anstoß zu dieser wohlthätigen Neuerung geben mögen.

Gabriele von Hößle, München.

Haar-Pomade. — Rindermark 45,00 g, Süßmandel-Oel 18,75 g, China-Extract 2,50 g, Rosenwasser 5,50 g, Peru-Balsam 3,75 g, Rosen-Oel 10 Tropfen, Bergamott-Oel, Citronen-Oel, Lavendel-Oel je 15 Tropfen. Dr. K.

R. A. — Ihr Magenleiden und sonstiges Uebel erfordert ärztliche Behandlung. Auch Roncegnowasser dürfen Sie nur nach ärztlicher Anweisung trinken. — Eine Zimmerschaukel kann auch als Turngeräth benutzt werden. Dr. D.

Regina. — Zum Hellbraunfärben der Haare dient als unschädliches Mittel Nußschalen-Extract. Das Verfahren haben wir oft, auch in der „Sophia" geschildert. Dr. D.

Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier.

Unsere Kinder.

Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier. — Ein ebenso billiger als origineller Hut, für Kinder und junge Mädchen besonders kleidsam, ist für jedes Kostüm passend, in den verschiedensten Farben herzustellen. Das Material dazu führt jedes größere Papiergeschäft, z. B. Kelz und Meiners, Berlin, W, Leipzigerstr. 10. Die Anfertigung ist sehr einfach: Man theilt die ganze Papierrolle der Länge nach in vier Theile, ordnet dann zweimal je anderthalb Längen in drei- bis vierfache ausspringende Tollfalten und legt hierauf diese Faltenstreifen an einander, sodaß sie eine dicke Rüsche für die Krempe des Hutes bilden. Diese Rüsche wird auf einen Hutdraht genäht, der die Weite der Kopfform haben muß. Aus dem vierten Streifen Krepp-Papier wird der Kopf gemacht. Man falte, 6 cm von dem einen Querrand entfernt, den ganzen Papierstreifen fest zusammen und wickle feinen Draht oder Zwirn herum; das so entstandene Köpfchen ziehe man breit aus einander, daß es das Aussehen einer Rosette hat. Der untere Rand des Streifens, welcher den Kopf bilden soll, wird eingereiht und verstürzt auf den Draht genäht. Der ganze Hut kostet 35-50 Pf., da die verschiedenen Farben verschiedene Preise haben. H. F.

Besorgte Mutter. — Dem Bruder, der sein Schwesterchen mißhandelt und beraubt, ist vielleicht nicht zu rechter Zeit die Schwester als liebenswerthes Geschenk 2c. angekündigt und vorgestellt, vielleicht sogar als Concurrent in Genüssen, Aufmerksamkeiten und Liebkosungen gegenübergestellt, worin nicht ganz selten die nächsten Angehörigen, noch öfters Dienstboten und Fremde Fehler begehen. Jetzt muß man sich bemühen, dem Knaben den Umgang mit der Schwester als Vorzug oder Belohnung erscheinen zu lassen, jede seiner Unarten aber mit schleuniger Entfernung zu strafen. Anmuthige Erzählungen von Geschwistern, die einander lieben und erfreuen, können helfen, wenn sie die Absicht nicht merken lassen. Manchmal ist es auch nützlich, dem Bruder die Rolle des Hüters und Beschützers einzureden; Heftigkeit, Vorwürfe und harte Strafen erbittern meistens, ohne zu bessern, also Vorsicht damit! Dr. D.

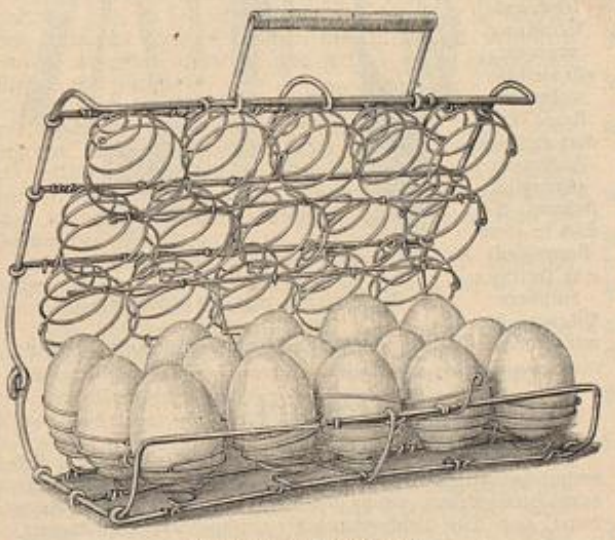
V. A. — Anleitung zum Gebrauch eines „Zimmer-Turngeräthes" für Knaben giebt es schwerlich. Turnübungen lassen sich auch am besten durch Sehen und Nachahmen lernen. Lassen Sie „den Kleinen" außerdem getrost selber machen und erfinden; ist es auch nicht schul- und kunstgerecht, so übt er dabei doch seine Kräfte, und das ist für ihn zunächst die Hauptsache. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Industrie-Schule. — In welcher Stadt von 25 bis 50,000 Einwohnern wäre eine Industrie-Schule, verbunden mit vorzüglichem Unterricht in Kleidermachen und kunstgewerblichen Fächern, angebracht?

Alte Abonnentin seit Bestehen der „Modenwelt" und „Illustr. Frauen-Zeitung".

M. C. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97.) Auf Ihre Frage nach einer deutschen Stadt, in welcher Mangel



Marktkorb für Eier.

an einer tüchtigen Lehrkraft für Zeichnen, Malen und anderen kunstgewerblichen Arbeiten ist, möchte ich Ihnen Lüneburg (Provinz Hannover) nennen. Hier dürfte durch Privat-Unterricht eine ganz hübsche Einnahme zu erzielen sein. N. N.

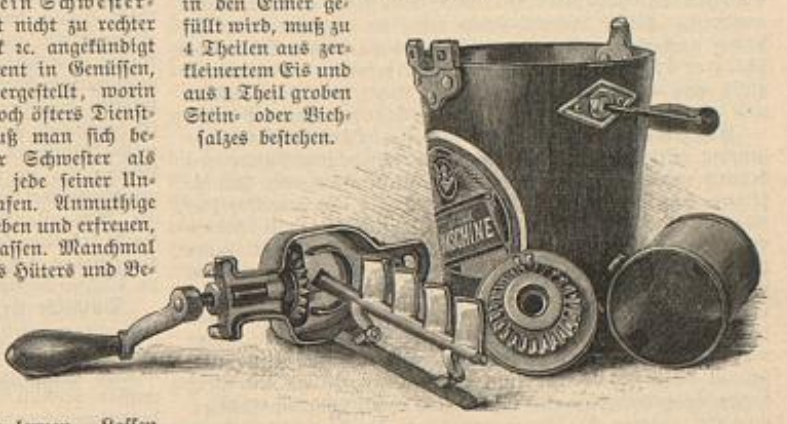
Frau M. K. — Wir nennen Ihnen die gewerblichen Fortbildungskurse für Mädchen und Frauen, Berlin, Niederwallstr. 12, unter Leitung von Prof. Dr. Schwalbe. Angesichts der guten Erfolge, welche der Unterricht bei leichtfaßlicher Methode bei den Theilnehmerinnen aufwies, erfreuen sich die Kurse großer Beliebtheit und eines steigenden Besuchs. Die Berliner Gewerbe-Ausstellung brachte s. Z. anerkennenswerthe Leistungen von Schülerinnen, die sich aus den Reihen der Schneiderinnen, Directricen, Zuschneiderinnen, sowie auch aus Privatpersonen zusammensetzen. Das Modezeichnen, d. h. das Zeichnen von Kostümen nach der Wirklichkeit, welches für selbständige Schneiderinnen sowohl wie für Angestellte von großer Wichtigkeit ist, wird mit Sorgfalt gepflegt. Maßgebend sind allein die praktischen Bedürfnisse, denen auch die Methode im Schnittmuster-Zeichnen von Damen-Kostümen und Wäsche entspricht. Berücksichtigt werden nur moderne Formen, und das Herstellen von Mustern geschieht ausschließlich nach Maß und in natürlichen Größen. Näheres ergeben die Prospecte, die im Bureau des Hilfsvereins für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, sowie in allen Spindler'schen Annahmestellen Berlins unentgeltlich verabfolgt werden. Die Red.

Fürs Haus.

Neue Eismaschine. — Seit kurzem bringt die Industrie eine neue Eismaschine der „Alexanderwerke" in den Handel, deren zweifache Bewegung bei seitlicher Kurbeldrehung den Gefrier-Prozeß von Speise-Eis außerordentlich beschleunigt und ein innigeres Durcharbeiten der Masse ermöglicht als andere Eismaschinen mit einseitiger Drehung.

Eine quer übergreifende sogenannte „Brücke" hält die Gefrierbüchse in einer der Mitte des Eimerbodens aufgeschraubten Metallvertiefung und trägt zugleich Kurbelwelle, Kurbel und Zahnräder, welche die Büchse nach der einen und das Rührwerk darin nach der anderen Seite in Bewegung setzen. Dieses durch den Deckel in die Büchse hineingeführte Rührwerk besteht aus verschiedenen Armen, welche die Flüssigkeit in wirbelnder Bewegung halten, und aus dem Streichbrett, das die gefrorenen Theile von der Büchsenrandung abstreicht und mit der übrigen Masse mengt.

Die Gefriermasse, die bis zum oberen Rande der Büchse in den Eimer gefüllt wird, muß zu 4 Theilen aus zerkleinertem Eis und aus 1 Theil groben Stein- oder Viehsalzes bestehen.



Neue Eismaschine.

Der Ueberschuß des geschmolzenen Eiswassers findet durch eine in halber Höhe der Eimerwand angebrachte Oeffnung Abfluß, während die untere Eimeröffnung für das Ablassen des gänzlich geschmolzenen Eiswassers dient. Bei der Bereitung des Gefrorenen wird, nachdem die Büchse mit einer beliebigen Mischung gefüllt worden, die Kurbel zunächst ganz langsam gedreht, bis die Masse kalt ist, danach aber gleichmäßig schnell und so lange in Bewegung gehalten, bis die Kurbel sich ziemlich schwer dreht. Sobald die Crême nun genügend gefroren ist, hebt man Brücke, Deckel und Rührwerk ab, streicht die Crême sauber in der Büchse zusammen, und setzt den nunmehr mit einem Kork zu verschließenden Deckel ohne das Rührwerk auf die Büchse, läßt das Eiswasser vollständig abfließen, setzt die Büchse in den Eimer und füllt ihn wieder mit Eis und Salz. Den richtigen Wohlgeschmack erhält das Gefrorene erst, wenn es 1 bis 2 Stunden gestanden hat; man stellt es zu diesem Zweck, fest mit einem Tuch zugedeckt, so lange an einen kühlen Ort. A. H.

Marktkorb für Eier. — Unter dem Namen „Nesthäkchen" ist neuerdings ein Eierkorb in den Handel gekommen, dessen praktische Einrichtung zunächst dem unbeschädigten Transport der Eier, sodann aber auch für deren Aufbewahrung dient. Ein verzinntes Drahtgestell in Form einer in zwei Hälften aufzuklappenden Handtasche von 25 cm Länge, 17 cm Höhe und gleiche Breite, enthält innen fünfzehn in drei Reihen angeordnete Spiralfedern in Eiform. Diese in zwei Hälften getheilten Spiralformen, in beiden Korbtheilen correspondirend befestigt, nehmen je ein Ei auf und umschließen dasselbe leicht, aber fest genug, um dem Zerbrechen desselben vorzubeugen. Eine übergreifende Feder bewirkt den sicheren Verschluß beider zusammengeklappter Korbtheile, während ein handlicher Drahtgriff das bequeme Tragen des Korbes ermöglicht. Das leichte Drahtgestell gestattet der Luft von allen Seiten freien Zutritt und conservirt die darin auf der Spitze stehenden Eier bei täglichem Umwenden des Korbes für längere Zeit. A. H.

Fülltrichter „Rapid". — Das Einfüllen von gekochtem Beerenobst in enghalsige Flaschen erfordert meist Zeit und Geduld und ist auch stets mit einigem Verlust der überlaufenden Flüssigkeit verbunden, zugleich auf Kosten der Sauberkeit. Ein neuer Fülltrichter aus Weißblech von 19 cm Höhe und 12 cm oberem Durchmesser, dessen Schnabel sich allmählich in drei Absätzen zur Weite einer Flaschenöffnung verjüngt, er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

möglicht das ebenso schnelle als saubere Einfüllen des Beerenobstes in Flaschen. Eine zum Trichter gehörige, kleine ausgerundete Blechscheibe, welche an einem 20 cm langen Draht befestigt ist und in die obere Trichtertülle eingreift, dient zum Durchtreiben des Obstes und beschränkt die sonst langwierige Arbeit des Einfüllens auf wenige Minuten. A. H.

Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung. — Zum Warmhalten von Speisen und Getränken, besonders im Freien, auf Veranden und Balcons, erweist sich die mit Glühstoff heizbare Wärmvorrichtung, die sich von 34 cm auf 43 cm ausziehen läßt, sehr viel praktischer, als die bisherigen Réchauds mit Spiritus-Heizung, deren Flamme häufig von der Zugluft verlöscht wurde. Solid gearbeitet und reich ornamentirt, ist der vernickelte Schüsselunterſatz in seiner Mitte mit einem ebenfalls

Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung.

vernickelten Heizkästchen versehen, dessen Einsatz eine von den neuen, mit einem Streichholz entzündbaren Electra-Heiztafeln aufzunehmen bestimmt ist. A. H.

Der amerikanische Cobbler-Löffel bewährt sich bei der Bereitung aller Eisgetränke und Limonaden, da er vermöge seiner schnell rotirenden Bewegung im Glase die Mischung außerordentlich beschleunigt. In seiner Construction basirt er auf dem Druck einer Feder, die in einer Hülse am oberen Ende des schraubenartig eng gewundenen Löffelstieles hinauf und herunter geschoben wird, diesen dadurch zu schnellen Drehungen, bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung hin zwingend. Am Ende dieses Stieles befindet sich der aus einem spitzwinkeligen, durchbrochenen Dreieck bestehende flache Löffel, mit dem Eis und Zucker im Glase zerkleinert werden. Der Löffel hat eine sehr gefällige Form, ist vernickelt und kostet 3 Mark. A. H.

Küche.

Morchel-Suppe. — Gut gereinigte frische Morcheln werden in Scheiben zerschnitten und mit gehackter Petersilie in zerlassener Butter gedünstet; alsdann gießt man 1 bis 2 l kräftige Fleischbrühe hinzu, läßt die Morcheln vollends weich darin kochen, zieht die Suppe mit mehreren Eigelben ab und servirt sie mit gerösteten Semmelschnitten. A. H.

Käse-Auflauf. — 100 g Butter werden mit einem gehäuften Eßlöffel voll Mehl über dem Feuer ein wenig gerührt, dann werden $^1/_2$ l Milch, 250 g Schweizerkäse (fein gerieben) und 3 Eidotter nach und nach dazu gethan; das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß wird zuletzt darunter gemischt. Diese Masse giebt man in eine Auflauf-Form oder in gefaltete Papierhülsen und läßt sie in heißem Ofen eine halbe Stunde backen. Ph. Fr.

Amerikanischer Sherry-Cobbler. — Obwohl dieses angenehm erfrischende Getränk in den verschiedensten Mischungen bereitet wird, z. B. mit Angostura-Essenz, Anis oder Fruchtsäften, so gilt doch folgende Bereitung als echt amerikanisch: Man füllt einen großen Glaspokal zur Hälfte mit kleinen Eisstücken, fügt etwas Citronensaft und einige Stück Zucker hinzu, auf denen die Schale einer halben Citrone abgerieben wurde und gießt zwei Gläser voll Sherry darauf. Nun vermischt man alles innig mit einander, wozu man sich am besten des amerikanischen Cobbler-Löffels bedient, mit dessen Spitze man die Eis- und Zuckerstücke im Glase vollständig zerkleinert, schreckt dann das Getränk mit etwas Portwein ab und giebt frische Erdbeeren darauf. Gewöhnlich trinkt man den Cobbler, wie alle anderen Eis-Limonaden durch Strohhalme. A. H.

Weingefrorenes (bei Herren besonders beliebt). — Madeira, griechischen Wein oder Champagner (auch Bowlen-Sect kann man verwenden) behandelt man auf folgende Art: Man kocht 375 g Stückzucker mit $^1/_4$ l Wasser klar; wenn derselbe völlig abgekühlt ist, rührt man die betreffende Flasche Wein und den steifen Schnee von acht Eiern, sowie den Saft von 3 Citronen darunter und läßt die Masse gefrieren. Ph. Fr.

Erdbeer- oder Himbeer-Eis. — 1 l peinlich sauber gewaschene Früchte reibt man durch ein Sieb, rührt $^1/_2$ kg feinen Zucker und $^1/_2$ l Wasser darunter und füllt dies Obstwasser, das man mit etwas Cochenille roth färbt, in die Eisbüchse. Dann schlägt man 5 Eiweiße zu festem Schaum, rührt ein Gläschen Himbeer-Marmelade darunter und legt nach dem Stürzen der Fruchteis-Bombe um dieselbe einen Rand von dem Himbeerschaum. Ph. Fr.

Thierwelt.

Der Goldfisch und seine Pflege. — Die Lebensdauer des Goldfisches wird auf 10 bis 12 Jahre angegeben, doch dürfte ein solches Alter nur bei aufmerksamer Pflege zu erreichen sein. Gewöhnlich sterben diese Fische viel eher ab. Die Hauptfehler in der Pflege der Goldfische bestehen einestheils in der Nahrung, anderntheils in den meist ungeeigneten Behältern. Das enge Beisammensein können die Goldfische nicht vertragen, sie siechen dann langsam dahin und verenden. Ungeeignet sind die niedrigen, tellerartigen Gläser, die für Goldfische häufig verwendet werden; die Fische können sich darin nicht frei bewegen, nicht auf- und niederschwimmen, wie es ihnen beliebt. Durchschnittlich rechnet man auf einen Goldfisch einen Liter Wasser. Um das häufig vorkommende Herausspringen der Fische aus dem Wasser zu verhindern, kommen oben sich verengende Gläser zur Anwendung, aber diese sind als Fischbehälter nicht empfehlenswerth, da sie den Luftdruck brechen und dem Wasser die günstige Wirkung benehmen, welches die Luft auf dieses auszuüben vermag. Ein Netzchen, leicht über das Glas gespannt, macht das Herausspringen der Fische unmöglich. Auf ein ziemlich langes Leben der Goldfische ist nur zu hoffen, wenn sie in einem der Fischzahl entsprechend großen, oben offenen und weiten Glasgefäß untergebracht werden. Auf den Boden desselben bringe man etwa 1 cm hoch mittelgroben Sand und kleine glatte Kieselsteinchen; an diese setzen sich die Excremente der Fische, und das Wasser bleibt auch bei der lebhaftesten und raschesten Bewegung rein und gesund. Auf diesen Untergrund wird ein Stück Kalktuff von ziemlicher Größe gelegt, doch so, daß es den Rand des Glases nicht berührt, denn damit würde es das Gefäß in zwei Hälften absperren und die freie Bewegung der Fische einengen. Nun kann mit dem Einsetzen von Wasserpflanzen begonnen werden, doch ist auch hierbei jedes Zuviel zu vermeiden. Sehr gut zur Bepflanzung des Aquariums eignen sich die Seerosen (Nymphaea alba, Nuphar luteum), Kalmus (Acorus calamus), Wasserviole (Butomus umbellatus) oder Fieberklee (Menyanthes trifoliata), Schachtelhalm (Equisetum limosum) ꝛc.

Der Wechsel des Wassers geschieht im Sommer täglich, im Winter jeden zweiten Tag, besonders ist darauf zu achten, daß das Wasser nicht zu kalt und immer aus einem und demselben Bache, Flusse oder Brunnen genommen wird. Ein beständiger Wechsel der Wassergattung, — und fast jede Quelle sprudelt ja ein anderes Wasser aus, — ist dem Goldfische schädlich. Auch das Berühren mit bloßer Hand, wie es bei Reinigung des Aquariums so oft geschieht, kann er nicht gut vertragen. Man fange die Fische mit einem kleinen Netzchen heraus. Auf diese Weise verlieren die Schuppen nichts von ihrer Schönheit, und die Thiere werden nicht, wie dieses nicht selten geschieht, gestreichelt und gehätschelt und dadurch vor lauter Liebe aufs äußerste gemartert.

Hie und da ein Blättchen Salat oder Brunnenkresse in das Fischglas zu werfen, ist gut. Die Goldfische fressen diese Pflanzen mit Vorliebe. Auch gewöhnliche Gräsereien im Aquarium herumschwimmen zu lassen, ist vortheilhaft, denn die Fliegen, Mücken ꝛc. legen ihre Eier darauf ab, die von den Goldfischen besonders gern verzehrt werden, wie sie denn als Nahrung auch die Insecten selbst durchaus nicht verschmähen. Sonst füttere man mit kleinen Würmern, Eidotter, Fliegen, getrockneten Ameiseneiern u. s. w.; Semmeln und gerbstoffhaltiges Brod sind schädlich. Die Fische werden dabei matt, träge und dickleibig und sterben weit eher als bei einer Fütterung, wie sie die Natur ihnen bestimmt. Zu reichliche Nahrung ist ihnen immer nachtheilig; sie bekommen nach dem Zuvielgenuß Verstopfung, ja nicht selten den Brand und sterben ab, ohne daß ihr Besitzer auch nur ahnt, woran es fehlt. Der öftere Wechsel des Wassers und die gründliche Reinigung der am Boden des Glases befindlichen Kieselsteine sind für das Wohlbefinden der Fische von größtem Vortheil. B. Schlegel.

Gärtnerei.

L. B., Dnitschky (Rußland). — Ihre vierjährigen Pelargonien leiden an Altersschwäche. Die Pelargonie ist im zweiten Jahre am schönsten, später werden die unteren Aeste rasch holzig und krank. Will man diese Pflanze mehrere Jahre schön erhalten, so muß man sie in jedem Frühling kräftig zurückschneiden. Sie scheinen Ihre Pelargonien aus übel angebrachter Aengstlichkeit gar nicht geschnitten zu haben, sonst könnten dieselben nicht zwei Meter hoch geworden sein. Es ist begreiflich, daß jetzt die Pflanzen trotz des Versetzens nicht mehr blühen, es ist denselben aber auch nicht mehr zu helfen. Werfen Sie die Veteranen fort, schneiden Sie aber vorher die gesunden Zweigspitzen mit 2 bis 3 ganz entwickelten Blättern ab. Eingepflanzt, sonnig und bis zur Bewurzelung nur mäßig feucht gehalten, können Sie aus diesen Triebspitzen junge Pflanzen erziehen, die noch im Herbst oder sicher nächsten Frühling zu blühen beginnen. M. H.

Mathilde Kr., Gorian. — 1. Aus Samen gezogene Citronen und Orangen sind, ebenso wie aus Samen gezogene Aepfel, Wildlinge. In Töpfen gezogen, blühen die wilden Citronen und Orangen gar nicht. Die Bäumchen müssen veredelt werden, zu welchem Zwecke die Kronen ganz herunterzuschneiden wären. Auf Citronen- und Orangen-Wildlinge können Sie Sich die chinesische Zwerg-Orangé (Citrus vinensis) veredeln lassen, die einzige Art, die im Zimmer dankbar blüht, auch kleine, zwar nicht genießbare, aber sehr zierende Früchte bringt. In den Gärtnereien vermehrt man diese Orange einfach durch Stecklinge. Eine Abhandlung über die Kunst des Veredelns können wir Ihnen hier natürlich nicht bieten, eine solche hätte auch keinen Zweck, da das Veredeln praktisch erlernt und lange geübt werden muß. — 2. Auch eine Anleitung über die Aussaat der Magnolien dürfte ganz zwecklos sein, denn damit lassen sich von Laien keine Erfolge erzielen. Die Magnolien werden durch Samen, Ableger und Veredlung vermehrt, alle diese Vermehrungs-Arten sind aber nur dem Fachmann zugänglich. Kaufen Sie Sich in einer Baumschule eine kräftige, blühbare Pflanze, die mit Erdballen, genau wie Nadelhölzer, gepflanzt wird. M. H.

Nachthemd mit Zugsäumen.

Sport.

Aus dem Riesengebirge. — Erwarten Sie unter der viel versprechenden Spitzmarke nicht eine Schilderung der wunderbaren Herrlichkeiten, welche hier die Natur dem entzückten Auge bietet, auch keine Beschreibung der verschiedenen Luft-Kurorte, wo Geist und Körper sich erfrischen, und erregte Nerven gesunden, — all das ist gar häufig von berufensten Federn erzählt und gepriesen! Wohl gehöre auch ich zu den begeisterten Gebirgs-Enthusiasten, aber aus meiner Mappe möchte ich nur einige Erfahrungen mittheilen, die ich während meines alljährlichen Sommer-Aufenthaltes im Gebirge gesammelt, und die vielleicht gerade jetzt, wo viele den Wanderstab ergreifen, von einigem Nutzen sein dürften. Meine Notizen beziehen sich hauptsächlich auf die Toilette. Die Kunst, sich auf Reisen angemessen zu kleiden, muß doch nicht so leicht sein, man würde sonst kaum so viele unglaubliche Erscheinungen zu sehen bekommen. Während eines heftigen Schneesturmes in den ersten Juli-Tagen erschien z. B. in der Elbfall-Baude eine Dame im weißen Piqué-Kleide, das durch Wind und Wetter in einen trostlosen Zustand versetzt war; sie wurde von den Anwesenden, die sich frosterstarrt um den warmen Ofen drängten, mit ausdrucksvollem Lächeln empfangen. Zwei Großstädterinnen traf ich im Begriff, den Koppenkegel zu ersteigen; sie hatten eine mehrtägige Kammwanderung vor und waren kostümirt, als gälte es einer Commission in der Leipzigerstraße: helles Waschkleid, kleine Jacke, eleganter Blumenhut und hohe Hackenschuhe, dazu ein leichter, hellseidener Sonnenschirm. Heftige Erkältungen und Unbehagen jeder Art verleiden derartigen Touristinnen von vornherein die rechte Freude am Wandern in der herrlichen Gottesnatur. Ich habe mir, wenn es galt die Ausrüstung fürs Gebirge herzustellen, stets den besten Rath aus der Illustr. Frauen-Zeitung geholt, die für alle sorgt, wenn sie es dem einzelnen auch nicht ersparen kann, das auszuprobiren, was sich den besonderen Verhältnissen am besten anpaßt. Der fußfreie Lodenrock in einer dunkeln Farbe mit der einfachen, bekannten Raff-Vorrichtung durch Knöpfe und Patten, wie ihn unsere Zeitung immer wieder vorführt, halte ich für unentbehrlich; ich wähle dazu am liebsten eine Bluse aus leichter Seide oder feinem Flanell mit einem festen Futter, — man wandert besser, wenn man nicht gar zu lose gekleidet ist. Blusen aus Waschstoffen sind unpraktisch, Wind und Wetter spielen ihnen zu schlimm mit; selbst von der üblichen Jacke oder einem passenden Cape sehe ich meist ab, dagegen gilt mir als unentbehrlichstes Garderoben-Stück ein dunkles Plaid, das den verschiedensten Zwecken dient, Jacke und Mantel ersetzt und am allerbesten gegen die Unbill des Wetters schützt. Hiermit muß man ja im Gebirge leider sehr viel rechnen. Rübezahl ist in dieser Beziehung ein unliebenswürdiger, unzuverlässiger Geselle: beim schönsten Sonnenschein lockt er uns hinaus, um uns gar häufig im Nebel, Regen, Schnee und Wind heimzuschicken; das Plaid hält all diesen Ueberfällen stand. Wie man es beim Gehen mit einem Gürtel, einem Aufschürzer oder Riemchen um die Taille schnallt, damit es beim Steigen absolut nicht lästig ist, zeigt das kleine Bildchen einer Gebirgswanderin;

Wanderanzug. Siehe „Aus dem Riesengebirge".

viel schneller als Jacke oder Mantel ist das Plaid gelöst und umgethan, und viel besser schützt es vor empfindlicher Kälte auf der Höhe. Der schützende, aber nicht zu große Filzhut ohne Federschmuck mit einem Schleier leistet gute Dienste, ebenso ein Regenschirm mit fester Krücke, der zugleich den Bergstock ersetzt, waschlederne Handschuhe und, — last not least, — wollene Strümpfe und sehr gute wasserdichte Stiefel, ohne hohe Absätze, bequem und doch dem Fuß den nöthigen Halt gebend, — so gekleidet, kann man getrost bei jedem Wetter wandern. Ob das jetzt so beliebte Rock-Beinkleid ganz einwandfrei als praktisch zu erklären ist, lasse ich dahin gestellt; man wähle einen dem Kleiderrocke möglichst ähnlichen Unterrock aus leichtem Lodenstoff, der im Nothfall, wenn der erstere durchnäßt ist und man ihn in der Baude zum Trocknen aufgehängt hat, auch als Kleiderrock dienen kann. Am besten führt man noch ein Paar Strümpfe mit, um an Ort und Stelle die Strümpfe gleich wechseln zu können. Sehr wohlthuend ist es, morgens und abends die Fußsohlen mit einem stärkenden Spiritus, Franzbranntwein oder dergl., einzureiben; die Gebirgsbewohner verstehen es, manche stärkende Essenz zu fabriciren aus dem frischen Maiwuchs der Tannen, der mit Spiritus aufgestellt wird. H. L. in Berlin.

Allgemeines.

Nachthemd mit Zugsäumen. — In der Wäsche höchst bequem zu behandeln, auf Reisen leicht zu verpacken, ist mein Vorrath an Leibwäsche, den ich jüngst anfertigen ließ. Ich sah ganz von der festen Einfassung durch Passe und Bündchen an Hals, Aermeln und Beinlängen ab; ein farbiges Seidenband, durch den entsprechend breiten Saum gezogen, faßt die Stoffmenge in beliebiger Weite zusammen. Der Rumpf des dargestellten Nachthemdes aus Batist-Chiffon besteht aus zwei geraden Stofftheilen mit Keilen, Aermelausschnitt, schräger Schulternaht, Schulterpasse und flachem runden Halsausschnitt. Der lange Bauernärmel erhält einen kleinen viereckigen Aermelkeil; feine Klöppelspitze bildet den Ausputz an Hals und Aermeln. Frau G.

Frau Professor L. in G. — Wir können die Riesengebirgs-Rucksäcke (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1. Juni d. J.) aus eigener Erfahrung empfehlen. Die Preise stellen sich auf 1,75, resp. 1,50 Mk. (für Damen und Kinder), Modell „Wanderer" (für Herren) auf 4,80 Mk. das Stück. Die Red.

Bezugsquellen: Eismaschine, Marktkorb, Fülltrichter „Rapid", Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung: Jacob Rarens Söhne, C. Stralauerstr. 28/29. — Cobbler-Löffel: Württembergische Metallwaren-Fabrik, W. Friedrichstr. 193a.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15, III. 1. August 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(8. Fortsetzung.)

Kromer lächelte, meinte dann aber noch immer etwas bedenklich:

„Ich begreife nur nicht, daß Tante Netti Dich fort ließ . . . so allein . . ."

„Aber ich war ja gar nicht allein, Papa! Gina mußte nämlich nach dem Ball bei Clarets, wo sie den Cotillon durchaus nicht tanzen wollte, verstehst Du, Papa? ganz plötzlich zu ihren Verwandten nach Ungarn abreisen, die sie in einer Weise mit Briefen bestürmten . . . in einer Weise!" — Oli ahmte den Tonfall nach, in welchem Baronesse Seefeld zu sprechen pflegte, dann aber dämpfte sie abermals die Stimme, und hielt obendrein die Hand vor den Mund. — „Ja, richtig, Väterchen, das mußt Du ja wissen! Ich habe auch einen Brief bekommen, und zwar von Dir, merk' Dir das! Du theilst mir darin im Vertrauen mit, daß Mama förmlich krank ist aus Sehnsucht nach mir; ich möge also eine gute Tochter sein und die Fasten-Tanzereien opfern. Nun, und da bin ich denn!"

Kromer war der lebhaften Auseinandersetzung seines kleinen Mädchens, wie er Oli trotz ihrer neunzehn Jahre noch immer nannte, mit steigendem Wohlgefallen gefolgt. Es machte ihm immer Spaß, wenn sich jemand anmuthig zu helfen verstand.

„Tante Netti war also sehr böse?" fragte er, lustig mit den Augen zwinkernd.

„Ui!" Oli streckte alle zehn Finger ausgespreizt in die Höhe. „Als Dein Brief kam, fürchtete ich einen Augenblick wirklich, es trifft sie der Schlag. Nur die Million, und daß schließlich nicht er selbst, sondern sein Vater aus Lumpen, — das ist ihr gar so gräßlich ‚aus Lumpen!' — Papier fabricirt, tröstete sie am Ende ein bißchen."

Kromer schmunzelte, hob aber zugleich warnend den Finger:

„Das sag' ich Dir, Maus! Daß Du Dich mir in keinen andern verliebst, als in einen Prinzen! Ich könnte es doch nicht brauchen, daß Tante Netti Euch alle beide in Acht und Bann thut!"

Noch am selben Abende lernte Oli ihren Schwager in spe kennen. Sie saß neben ihrer Mutter, welche, die Hände der Heimgekehrten streichelnd, dem Gatten gerührt für die zarte Rücksicht dankte, die er wieder einmal bewiesen hatte. — „Ich wollte nur nichts sagen, um dem Kinde nicht die Freude zu stören, aber ich habe mich schon so recht nach unserer kleinen Lustigen gesehnt."

„Ja, siehst Du, Alte, das haben wir wieder einmal schlau gemacht," sagte er, den Bart wohlgefällig streichelnd und Oli pfiffig zunickend. „Und Du weißt noch gar nicht: ein Dutzend Verehrer . . ."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Fritz Heller trat ein. Sisa, welche mit einem froh geschmeichelten Lächeln die ersten mündlichen Glückwünsche der Schwester hingenommen und dem weiteren Gespräche nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte, stand erröthend auf, wie es einem liebenden Bräutchen zukommt, und ging dem jungen Manne einige Schritte entgegen. In respectvoll zarter Weise drückte dieser zuerst einen Kuß auf die schmale, sich immer etwas kalt anfühlende Hand und dann auf die weiße, geneigte Stirn. Nach dieser Begrüßung bot er seiner Verlobten galant den Arm und trat mit ihr an den Tisch, wo die Eltern mit Oli saßen.

Die jüngere Comtesse Kromer ließ aus ihren lebhaften dunkeln Augen einen neugierigen Blick über die hohe schlanke Männererscheinung gleiten, und sie brauchte nicht lange, um herauszufinden, daß Sisa's Bräutigam ihr gefalle. Besonders um den Mund hatte er gar so etwas Liebes, Gutes . . . das war einmal einer, zu dem man so recht Vertrauen haben konnte.

„Es freut mich sehr," sagte sie herzlich, und reichte ihm die Hand. Der Rest der kleinen, neckischen Rede, die sie zu halten sich vorgenommen hatte, war ihr plötzlich entfallen.

Wenige Tage nach Oli's unerwarteter Heimkehr saßen die beiden Schwestern in ihrem gemüthlichen Mädchenzimmer beisammen. Sie arbeiteten an einer zierlichen blauen Credenz-Decke, die zu Sisa's Aussteuer gehörte. Doch die Stickerei wollte heute nicht so recht von statten gehen. Oli hatte sich verzählt und mußte eine lange Reihe trennen. Es war ärgerlich, und als gar der Faden sich beim Herausziehen ein über das andere Mal verwirrte, wurde Oli vollends ungeduldig und zerrte an den Knoten, während die ältere Comtesse alle Augenblicke die Arbeit sinken ließ und träumerisch in den Garten hinabschaute.

„Die Briefliesl!" sagte sie plötzlich. Seit ihrer Verlobung hatte Sisa zwar ihre Correspondenz, — sogar mit ihrer letzten Busenfreundin, einer barmherzigen Schwester, die sie im Herbste bei einem leichten Diphteritis-Anfalle gepflegt hatte, — etwas vernachlässigt, aber das Interesse für die täglichen Post-Ereignisse war darum nicht in ihr erloschen. Sie hatten ja so lange den ganzen Inhalt ihres Lebens gebildet.

Die alte Lies'l hatte aber heute nichts für sie. Das Stubenmädchen brachte nur zwei Briefe für Oli.

„Alle zwei für Dich?" fragte die ältere Schwester enttäuscht. „Von wem?"

Die Frage war überflüssig, denn sie hatte Tante Netti's Gekritzel und Finki Clarets große eckige Schriftzüge auf den ersten Blick erkannt.

„Darf ich?" fragte sie, als Oli das Schreiben der Tante überflogen hatte.

Doch jene steckte das Briefblatt in den Umschlag.

„Es ist nichts Besonderes," sagte sie ausweichend. „Du siehst, nur ein paar Zeilen!"

Sisa zog die ausgestreckte Hand zurück, und als Oli den Brief Finki's unaufgefordert der Schwester hinüberreichte, nachdem sie selbst mit der ziemlich ausführlichen Schilderung des Picknicks zu Ende gekommen war, — die übrigens recht matt zu sein schien, denn sie entlockte der kleinen Comtesse kaum ein Lächeln, — wies Sisa die Blätter mit einer unfreundlichen Geberde zurück.

„Wenn Finki es nicht der Mühe werth findet, mir zu schreiben, dann . . .," sagte sie verletzt. Die Stimme klang unsicher, und die Sprecherin brach ab, ehe sie den Satz vollendet.

Oli antwortete nicht. Sie zählte eifrig an ihrem Stickmuster.

„Ich möchte nur wissen, was sie mit einem Male hat? Was sie alle haben? . . . Auch Risa und Nelly. . . . Und Tante Netti schon gar, — kein Sterbenswort seit meiner Verlobung!

Oli zuckte die Achseln.

„Laß sie doch!" sagte sie kurz.

Die blasse Comtesse erröthete, und so erregt, wie man es dem stillen Mädchen mit dem sanften Zug um den Mund nimmer zugetraut hätte, rief sie vorwurfsvoll: „Ja Du, mit Deinem ewigen ‚Laß sie doch! Laß sie doch!' Du hast leicht reden! Glaubst Du, es ist angenehm, sich von allen über die Achsel ansehen zu lassen, weil man," — die blassen Augen trübten sich, — „weil man dem Zuge seines Herzens . . ."

Sie hielt in dem mit einiger Exaltation hervorgestoßenen Schlußsatze inne, denn Oli hatte sich plötzlich erhoben und heftete, ihr Gesicht nahe an das Sisa's bringend, die schwarzen Augen mit seltsam hartem Ausdruck auf die weinerlich verzogenen Züge der Schwester.

„Sag' einmal: Weißt Du auch bestimmt, daß Du wirklich in," — sie wollte ‚Fritz' sagen, verbesserte sich aber und sagte: — „in Deinen Bräutigam verliebt bist und nicht etwa nur in den Hüttenbesitzer?"

Die Frage wurde zwischen halbgeschlossenen Lippen leise hervorgezischt.

„In den Hüttenbesitzer?" Sisa starrte die Schwester ebenso verständnißlos als erschrocken an.

„Nun, den von Ohnet meine ich . . ., wen sonst, als den interessanten Mann, um den Du so heiße Mitleidsthränen vergossen hast," erklärte Oli mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Den hättest Du ja auch vom Fleck weg geheirathet, wenn er nur zu haben gewesen wäre!"

Sie lachte kurz auf, und das von Sisa's Antlitz ruckweise zurückweichende Antlitz verlor etwas von seinem krampfhaft gespannten Ausdruck.

Die Braut Fritz Heller's erhob sich langsam von ihrem Sitze und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Es lag etwas kindischer Trotz, aber auch Würde in dieser stummen Abwehr der ihr zugefügten Kränkung.

Oli folgte den Bewegungen Sisa's mit unsicherem Blick. Das Spottlächeln, das eben noch um den vollen Mund gespielt hatte, machte einem leisen Zittern der erblaßten Lippen Platz, und die bräunlichen Finger zogen und zerrten blindlings an einem der blauen Wollfäden, bis dieser abriß. Doch erst, als die Schwester schon dicht vor der Thür stand, erhob sich Oli, um ihr nachzueilen. Und damit war der Bann gebrochen. Die Beleidigte mit einem Aufschrei an sich pressen, und Wangen, Mund und Hände der schwach Widerstrebenden mit leidenschaftlichen Küssen bedecken, war eins.

„Ich bin ein abscheuliches Ding, ein ekelhaftes . . ., verzeih! verzeih!" stammelte die Reuevolle aufgeregt. „Aber Du kennst mich ja, die Zunge geht mit mir manchmal durch, und ich mein's doch nicht so bös! Nicht wahr, Du kennst mich? Nicht wahr?"

Nur mit Mühe erwehrte sich Sisa der ungestümen Zärtlichkeiten.

„Sei nur ruhig, ich bin nicht mehr böse," sagte sie endlich, sich Oli's Armen entwindend. Sie sprach die Wahrheit, denn sie vermochte nie lange zu zürnen. Und doch konnte sie es nicht hindern, daß die Stimme noch einen etwas frostigen Klang hatte. Oli's boshafte Worte hatten sie gar zu tief getroffen. Sie trug ihre bräutliche Zuneigung mit feierlicher Freude und stolzer Wichtigkeit im schüchtern verschlossenen Herzen, und sie ertrug es nur schwer, daß jemand respectlos daran rührte.

Diese Scene hatte an einem Sonntage stattgefunden. Am Montag darauf fragte Graf Kromer, auf den vierten unbesetzten Platz am Frühstückstische weisend: „Wo ist denn Oli schon wieder?"

„Sie läßt um Entschuldigung bitten. Sie hat Kopfschmerzen," erwiderte Sisa, ohne den Vater anzusehen.

„Kopfschmerzen?" Der Graf fischte nach dem zweiten Stück Zucker, das ihm aus Versehen in den Thee gefallen war. „Kopfschmerzen?" wiederholte er, die Augenbrauen emporziehend. „Na, so arg wird es doch nicht sein, daß sie nicht zu den Mahlzeiten kommen könnte? Gestern mittags, vorgestern abends und heute schon in aller Frühe! Das schmeckt ein bißchen nach Faxen!"

Sisa hatte wie ihre Mutter die Gewohnheit, ein erschrockenes Gesicht zu machen, wenn Papa sich über irgend etwas ärgerlich zeigte. Sie versuchte daher auch nicht, die Schwester zu vertheidigen, und als der Graf ihr einschärfte, Oli darauf aufmerksam zu machen, daß er Launen nun und nimmer dulde, sagte das junge Mädchen so ängstlich, als wäre es selbst die Gescholtene: „Ja, Papa!"

Kromer leerte seine Tasse auf einen Zug und erhob sich früher als sonst, um nach einem flüchtigen Kuß auf die Hand seiner Gemahlin das Zimmer zu verlassen.

„Also, daß mir das nicht wieder vorkommt!" mahnte er an der Thür nochmals mit erhobenem Zeigefinger.

Aber es kam doch wieder vor. Einige Tage saß Oli wohl bei allen Mahlzeiten gehorsam an ihrem Platze, doch eines Abends, als außer Fritz Heller, der nach mehrtägiger Abwesenheit wieder in Wildeck eingetroffen war, auch Dr. Weiler und dessen Mutter im Schlosse soupirten, räumte der Diener das Gedeck der jüngeren Haustochter in demselben Augenblicke weg, als Graf Kromer mit der Doctorin das Speisezimmer betrat.

„Was soll das?" fragte er, sich nach seiner Frau umwendend, die ihm mit Weiler, der ihr den Arm geboten hatte, auf dem Fuße folgte.

Gräfin Kromer zuckte rathlos die Achseln. „Ja, ich weiß wirklich nicht, was das mit dem Kinde ist! Ich wollte schon Sie bitten, lieber Doctor, dachte aber, es würde vorübergehen, wenn ich's mit Kalkeisen-Syrup versuchte. Sisa hat das einmal so gut gethan . . . Aber die Kleine nimmt ihn so ungern, und dann . . . seit ein paar Tagen macht sie mir ernstlich Sorge! Ich fürchte immer, das viele Tanzen heuer hat ihr geschadet, — Sisa zum Beispiel durfte nie tanzen . . ."

„Oli unwohl?" fragte die Doctorin bedauernd. Ihr Sohn aber, der jedem kleinen Unwohlsein der älteren Comtesse ernste Beachtung zu schenken pflegte, meinte lächelnd: „Vielleicht eher ein verdorbener Magen, Frau Gräfin! Was sollte einem so ‚pumperlgesunden' Fräulein das Tanzen schaden! Uebrigens: wenn es Ihnen recht ist, will ich gleich nachsehen, was da aus dem Geleise gekommen ist."

Die Hausfrau warf einen Blick auf die warmen Schüsseln, die der Diener eben hereinbrachte.

„Wenn Sie so freundlich sein wollen . . . vielleicht später . . . oder ich könnte ja," meinte sie unschlüssig.

„Später, später, liebe Lotti!" unterbrach sie der Gatte ungeduldig. „Muß denn das augenblicklich sein? So sehr pressirt es doch nicht!" Er geleitete die Doctorin an das obere Ende der Tafel und bat sie, Platz zu nehmen. „Jetzt hat das Fricassé das Wort, oder was Du sonst Gutes für uns in Bereitschaft hast, liebe Lotti, um mich parlamentarisch auszudrücken," fügte er, dem Diener winkend, hinzu. Doch trotz des scherzhaften Tones war ihm eine leise Verstimmung deutlich anzumerken, und als das Backwerk herumgereicht wurde, erhob er sich, um, wie er sagte, die Patientin auf den ärztlichen Besuch vorzubereiten. Seine Stimme hatte bei diesen Worten einen so scharfen Klang, daß die Augen der Gräfin ängstlich zu ihm aufblickten.

„Vielleicht könnte ich, Papa," meinte Sisa zögernd, indem sie sich erhob.

Doch der Graf wies das Anerbieten seiner älteren Tochter kurz ab.

„Nein, Du bleibst!" sagte er nicht eben freundlich.

In halb liegender Stellung kauerte Oli, die Hände im Schoße gefaltet, im Schlafzimmer der beiden Mädchen auf der Ottomane, als der Graf die Portière zur Seite schob. Sie bemerkte seinen Eintritt nicht, und er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um sie zu betrachten. Ein, zwei Minuten stand er und schaute, und der Verweis, den er für die Launenhafte in Bereitschaft gehalten hatte, blieb ihm in der Kehle stecken. Dieses blasse, etwas länger gewordene Gesicht mit den dunkeln Ringen unter den starr vor sich hinblickenden Augen, über denen die zusammengezogenen Brauen fast eine gerade Linie bildeten, war ihm so fremd, daß er erschrak. War denn das wirklich sein Kind, seine Kleine?

Eine Bewegung mochte ihn verrathen haben, denn Oli wendete langsam den Kopf.

„Ah, Papa!" sagte sie überrascht und verlegen. Sie zog die in ausgeschnittenen Hausschuhen steckenden Füßchen von dem Sitze der Ottomane herab und strich die Falten ihres losen Morgenrockes glatt. „Verzeih, Papa, daß ich Dich so empfange," entschuldigte sie sich mit dem Versuch eines Lächelns, das wie ein Schatten um den Kindermund huschte, und, als es schwand, einen scharfen Zug hinterließ, der aussah wie eine Falte. Der letzte Groll des Vaters schmolz hinweg unter dem matten Schein dieses Lächelns.

„Oli, meine kleine Oli," flüsterte er liebevoll.

Er hatte neben ihr auf der Ottomane Platz genommen und zog die niedliche Gestalt auf seinen Schoß.

„Mein kleines, liebes Mädchen," wiederholte er und strich zärtlich über das wirre, lockige Haar.

Oli schlang beide Arme um seinen Hals, wie sie es als ganz kleines Ding oft gethan hatte, und lehnte ihre Wange an die seine.

„Väterchen!" lispelte sie zärtlich.

Dann blieb sie eine Weile stumm und ließ sich von ihm herzen.

Aber sie sagte nicht, was ihr fehlte. Auch nicht, als er recht innig darum bat, auch nicht, als er sich erzürnte. Sie schüttelte nur in einem fort den Kopf und versicherte, sie werde bald wieder lustig werden, den ganzen Tag von früh bis abend lustig, gerade so wie früher . . . sein Sonnenschein . . . Und bei ihm bleiben werde sie und ihn nie verlassen, nie! . . Nur das eine dürfe er nicht von ihr verlangen, daß sie heute hinabgehe . . . nein, heute nicht! . . . Und morgen wahrscheinlich auch nicht. . . Aber bald, er werde sehen, bald werde wieder alles so sein wie früher . . .

Das alles sagte sie ohne zu weinen, mit demselben etwas starren Blick und den schmerzverzogenen Lippen.

Kromer erhob sich endlich rathlos. Zum ersten Male hatte sein diplomatisches Talent nichts ausgerichtet.

„Und dem Doctor . . . was soll ich ihm sagen?" fragte er im Abgehen. „Darf er kommen?"

Oli verneinte beinahe heftig.

„Nein! Bitte nicht! . . . Heute nicht . . . überhaupt niemand! . . ."

„Ich muß doch an Netti schreiben," sagte der Graf kopfschüttelnd zu sich, als er die Treppe hinabstieg. „Sie behauptet zwar, nein, aber ich wette, es steckt doch einer von den Linzern dahinter!"

In das Speisezimmer zurückgekehrt, bat er den Doctor, seine Visite auf ein andermal zu verschieben, die Kleine sei eingeschlafen.

„Sie hatten übrigens recht, lieber Weiler: Es wird nicht viel sein," sagte er dabei. „Sie hat kein Fieber."

Doch seine Stirne blieb den ganzen Abend nachdenklich gefaltet.

XIV.

„Was bekomme ich für ein funkelnagelneues Stückchen Scandal-Geschichte?"

Die so fragte, jedes einzelne Wort hell accentuirend, war Gina Seefeld. Sie trug ein graues, englisches Kostüm mit kurzem Rock und stand, die Hände in die Taschen des Jackets versenkt, die Fersen der langen, schmalen Füße zusammengeklappt, vor der Obersthofmeisterin und legte den Kopf schelmisch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auf die linke Achsel. Die rothblonde Baronesse war während der letzten vier Jahre um gute zehn jünger geworden: Das merkte man besonders an der hell zwitschernden Stimme und dem „Comtesselknix", der einer Vierzehnjährigen Ehre gemacht hätte.

„Also: Was bekomme ich? Einen Kuß?" wiederholte sie neckisch.

Gräfin Bichéry-Inzendorf nahm dem Mädchen gegenüber, das sie von der Wiege an kannte, nie ein Blatt vor den Mund. Wenn ihr etwas an Gina nicht recht war, so sagte sie's rund heraus. Und das kindliche Gethue der Baronesse war ihr schon lange nicht recht. Heute aber blickte sie das Mädchen nicht ohne Wohlgefallen an. Die bald Dreißigjährige sah wirklich noch recht passabel aus. „Frischer als diese hellen Blondinen zu sein pflegen, wenn ihre Blüthezeit einmal vorüber ist," dachte die Oberstthofmeisterin. — „Noch nicht hoffnungslos!"

„Einen Kuß? Warum nicht? Auch zwei!" nickte sie freundlich, indem sie die That den Worten folgen ließ. „Als Daranzahlung!" fügte sie lächelnd hinzu. „Nun aber heraus mit der Ware!"

Gina war unter dem Kuß der älteren Frau erröthet; sie fühlte es durch, daß diese mit ihrem Aussehen heute zufrieden war, und dafür war sie jetzt immer so dankbar!

„Also, stellen Sie Sich vor, Excellenz!" begann sie, sich behaglich in dem Fauteuil, der ihr von der Hausfrau geboten worden war, zurechtrückend, „bei Kromer's ist wieder einmal eine Bombe geplatzt! Die liefern doch immer Stoff! —"

„Wieso?" fragte die Oberstthofmeisterin, deren Mienen sich bei der Nennung des Namens Kromer etwas verdüstert hatten.

Gina rieb sich lächelnd die Hände.

„Bereiten Sie Sich auf große Dinge vor, Excellenz! . . . Sisa's Verlobung ist gelöst!"

„Ah! Nun, das läßt sich ja hören. Besser wäre es freilich, sie wäre nie geschlossen worden . . . Für das Mädchen bleibt die Sache so und so fatal . ."

„Ja, die Aermste! Ein so liebes, bescheidenes Geschöpf!" bedauerte Gina, und sie meinte es aufrichtig. Sie hatte ganz vergessen, daß sie dieselbe Sisa vor kaum drei Monaten ein „stilles Wasser, dem nicht zu trauen sei" genannt hatte, und „eine Duckmäuserin, die es hinter den Ohren hatte."

„Nun, hoffentlich läßt sich die Sache doch mit der Zeit repariren," meinte die Oberstthofmeisterin nach einer Pause. „Sisa ist ja glücklicherweise noch jung genug, um zu warten, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist."

Die Baronesse erröthete abermals, jetzt aus Aerger, denn sie hatte die Gräfin im Verdacht, die letzte Bemerkung auf sie gemünzt zu haben. Es war Gina's Gewohnheit, überall solche Seitenhiebe zu wittern. Sie lag förmlich immer auf der Lauer, damit ihr nur ja keine der ihr zugedachten Bissigkeiten entgehe; oft genügte ein Ton, ein Blick, ihr die geheime Beziehung zu verrathen. Diesmal irrte sie sich übrigens. Die Oberstthofmeisterin hatte sich nur mit dem besondern Falle beschäftigt, der sie lebhaft interessirte. Erst Gina's Stimme weckte sie aus ihrer nachdenklichen Versunkenheit.

„Was nützt das?" trillerte die Baronesse kurz auf. „Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht! Die Familien Kromer-Merchetti haben für Mésalliancen einmal ein Penchant."

So! Jetzt war auch ihr ein Seitenhieb gelungen, und Gina hatte die Genugthuung, zu sehen, daß die Schwiegermutter Sylvia's ihn merkte. Aber die alte Dame parirte ihn lächelnd.

„Ma chère, was will ein Mann machen, der das Unglück hat, sein Vermögen durchgebracht, und ein Mädchen, welches das Pech hat, sich nicht angebracht zu haben? Die Aermsten greifen eben nach jedem, der sie erlöst, das ist eine alte Geschichte!"

„Ha! Ha! Sehr gut! Ausgezeichnet! Das muß ich dem Papa erzählen! „Durchgebracht — angebracht" . . köstlich! Excellenz sind so witzig! Nein, ich muß Ihnen dafür noch einen Kuß geben, Excellenz, ob Sie es erlauben oder nicht . . . ich muß! Niemand ist so witzig! . ."

Gina sprang auf und umarmte die Oberstthofmeisterin stürmisch, dann warf sie sich wieder auf ihren Fauteuil und legte den Kopf gegen die Lehne zurück. Das Vergnügen, welches der „köstliche Witz" ihr verursachte, schüttelte sie wie ein Krampf. Sie preßte das Taschentuch bald vor den Mund, bald vor die Augen, und lachte, lachte . . .

„Nun! Nun!" sagte die Oberstthofmeisterin beschwichtigend, und drückte ihre schlanke, kräftige Hand ziemlich fest auf den Arm ihres Gegenübers. „Sparen Sie Sich doch ein wenig Athem für Ihre übrigen Neuigkeiten, liebes Kind! Oder sind Sie schon zu Ende?"

„Bewahre! Das Beste kommt ja erst," versetzte Gina, sich langsam von ihrem Lachanfalle erholend. Sie wischte über die Augen und setzte sich gerade. Dann erhob sie sich und rief feierlich: „Le roi est mort, vive le roi!"

„Wie soll ich das verstehen? Sisa neuerdings verlobt?"

Gina schüttelte den Kopf. „Malheureusement non! Sie nicht! — Nur der papierne Bräutigam bleibt der Familie glücklich erhalten . . . Ein kleines Taschenspieler-Kunststück, nichts weiter! . . Jetzt ist Oli die Braut . . . Ja, ja, ich scherze nicht," rief die Erzählerin, als die Hausfrau sie im ersten Augenblick verständnislos anstarrte, „Sisa's Verlobung ist gelöst, und Oli ist jetzt Heller's Braut! . . Nicht wahr, das sind Neuigkeiten?"

Gina wunderte sich übrigens gar nicht, seit sie in Linz Gelegenheit gehabt hatte, die jüngere Kromer auf den Bällen zu beobachten. „Früher hielt ich sie nur für ein naseweises kleines Ding, aber die hat sich entwickelt! Das mußte man nur sehen, Excellenz: . . Das Gekicher, das Geplapper, und immer ein Schwarm von Courmachern um das schwarze Coquettel! Natürlich lachten die Herren sie hinterrücks nur aus, und es ist ein Glück für sie, daß die Sache so gekommen ist, denn aus der Gesellschaft hätte keiner sie mehr genommen!"

Gina war eben bei dieser Versicherung angelangt, als die Thür geöffnet wurde und der Diener die junge Gräfin meldete.

„Ah! Die schöne Frau!" rief Gina lebhaft. Sie sprang auf und machte Miene, der Eintretenden an den Hals zu fliegen. Doch sie blieb bei Sylvia's Anblick wie angewurzelt stehen und klappte in bewunderndem Entzücken die Hände zusammen.

„Nein, da getraue ich mich wirklich nicht! Gar so ‚nee-nee'!" Diesen Kinderstuben-Ausdruck gebrauchte die Baronesse seit kurzem mit Vorliebe. „Gar so ‚nee-nee'!"

Sylvia sah in der That sehr schön aus. Sie war schon zum Theater gekleidet und trug ein dunkelgrünes Sammetkleid, das ihren herrlichen Nacken frei ließ. An den langen Handschuhen nestelte sie noch beim Eintreten, unterbrach sich aber, um dem Gaste die Finger entgegenzustrecken.

„Wie geht es?" fragte sie liebenswürdig. Dann trat sie auf ihre Schwiegermutter zu und zog deren Hand flüchtig an die Lippen.

„Weißt Du schon von dem neuesten Stückchen in Wildeck?"

Die Stimme der Oberstthofmeisterin klang so scharf, als ob sie der Schwiegertochter aus dem Ereignisse einen Vorwurf machen wolle.

Die junge Frau ließ sich neben Gina nieder, die gleichfalls wieder Platz genommen hatte, und knöpfte weiter an ihren Handschuhen.

„Ja, heute früh kam die Nachricht," sagte sie kurz.

„Nun, und . . .?" Gina beugte sich neugierig vor.

„Ich weiß wahrscheinlich nicht mehr als Sie, liebe Gina. Tante Sophie wird wohl noch ausführlicher schreiben. Heute erhielt ich nur wenige Zeilen."

„Aber die Hochzeit? Wann ist sie? Gewiß recht bald?"

Sylvia nickte.

„Schon im Juni, wie ich höre . . in aller Stille."

„Die arme, arme Sisa! Wie schrecklich für das gute Mädchen!" Gina war ganz Erbarmen.

„Ja, für sie ist es peinlich," meinte auch Sylvia. „Aber ich glaube, sie wird nicht bei der Trauung sein, — soviel ich aus Tante Sophie's Karte entnehme, fährt sie schon nächste Woche, wie alljährlich, nach Franzensbad und dann nach Tirol."

„Mit wem? Mit der Gräfin?"

„Wahrscheinlich."

„Wie traurig! Also nicht einmal die Mutter kann dabei sein, die leibliche Mutter! Nein, so zu heirathen! Das ist ja wie ein Leichenbegängniß, nicht wie eine Hochzeit . . ."

Gina war erschüttert.

„Aber sag' mir nur: Wenn das Verhängniß schon durchaus nicht abzuwenden war, warum nicht gleich Oli? Jetzt sind beide compromittirt!" nahm die Oberstthofmeisterin abermals im Tone ärgerlichen Vorwurfs das Wort.

Sylvia lehnte mit einem leichten Achselzucken die Verantwortung ab.

„Wohl aus dem Grunde, weil Oli und Heller sich erst kennen lernten, als er schon Sisa's Bräutigam war! Du wirst Dich ja erinnern, Mama: Der junge Mann kam im Jänner, — wenn ich nicht irre, — nach jahrelangem Aufenthalt im Ausland zum ersten Mal nach Wildeck zur Jagd, und da war Oli in Linz."

„Ob sie in Solleschau beim alten Heller in der Fabrik wohnen werden?" Diese Vorstellung belustigte die Baronesse ungemein.

„Ich denke eher in Wildeck, in der Villa, die seit Jahren zum Empfang des jungen Mannes leer steht!" warf Sylvia hin.

„Möglich!" meinte Gina. „Ja, diese Villa! Sie machte auf mich immer den Eindruck eines aufdringlichen Farbenklexes. Nicht wahr, ich habe recht, Excellenz?"

Die Oberstthofmeisterin nickte, und auch Sylvia widersprach nicht.

„Nun, Kromer weiß, was er thut," meinte die alte Dame nach einer Pause. „Er ist ja so klug! Und eine Million ist auch etwas für Leute in Kromer's Verhältnissen, besonders, da er einen Sohn hat, der Schulden zu machen liebt."

„Ah! Jetzt habe ich eine Idee!" fiel die Baronesse ihr erregt ins Wort. „Ob nicht Sisa's Kränklichkeit die Ursache des Brautwechsels ist? Denn kränklich ist sie ja offenbar noch immer, da sie wieder nach Franzensbad muß, wenn auch in letzter Zeit aus guten Gründen weniger davon gesprochen wurde. Der Bräutigam hatte begreiflicherweise Bedenken, und der Graf, der die annehmbare Partie nicht fahren lassen wollte, schob Oli vor. Mit der Kleinen konnte er ja machen, was er wollte: Sie ist ein ‚Tschapperl'."

Gina gefiel sich in dieser neuen Auffassung und hielt daran fest, obwohl sie eben noch behauptet hatte, in Linz zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, Oli sei eine durchtriebene Intrigantin.

Die Oberstthofmeisterin erinnerte sich dieser Aeußerung und lächelte. Dann aber meinte sie: „Das ist nicht unmöglich. Ich hatte Kromer gleich anfangs in Verdacht, die Partie arrangirt zu haben. Sisa ist nicht das Mädchen, um gegen den Willen eines anderen etwas durchzusetzen. Oli vielleicht eher . . . Was sagt Max dazu?" wendete sie sich nach einer kurzen nachdenklichen Pause an ihre Schwiegertochter.

Die Baronesse hatte es sich noch immer nicht abgewöhnen können zu erröthen, wenn der Name eines der Herren genannt wurde, für die sie sich einmal interessirt hatte. Sie that es auch jetzt und senkte den Kopf, um die erhöhte Farbe ihrer Wangen zu verbergen. Sylvia erröthete nicht.

„Max?" fragte sie gedankenlos. „Ich weiß wirklich nicht! . . Ach ja! . . Mir scheint, er lachte."

Die Oberstthofmeisterin warf einen forschenden Blick zu der schönen Frau hinüber, die nie wußte, was ihr Mann gesagt, gethan hatte, nie, woher er kam, wohin er ging. War diese grenzenlose Gleichgültigkeit wirklich so ganz natürlich? Die Mutter Bichéry's hatte zuweilen einen leisen Zweifel. Der müde, unfrohe Zug, der den reizend geformten Mund manchmal umspielte, gab ihr zu denken.

„Ah! Die Herren sind so nachsichtig bei solchen Gelegenheiten," kicherte Gina, noch mit dem Rest ihrer Verlegenheit kämpfend. „Besonders, wenn hübsche Damen im Spiele sind! A propos, wissen Sie schon?" wendete sie sich an Sylvia, „der Lionardo Kals affichirt seine Liaison mit der ‚belle Irlandaise', oder wie man die Person nennt, in einer Weise! in einer Weise!"

Sylvia zog die Brauen empor.

„So?" meinte sie sehr kühl. Ihr Ausdruck sagte deutlich: „Was gehen mich die Aventuren dieser Herren an?" Gina war für einen Augenblick wieder allen Ernstes im Zweifel, ob die junge Frau auch wisse, was man sich von ihrem Gatten alles in die Ohren flüsterte.

„Ich begreife nur seine Frau nicht," sondirte sie, trotz der deutlichen Abweisung an dem Thema „Lionardo Kals" festhaltend. „Ich wäre außer mir, wenn mein Mann mich derart negligirte, und sie, — sie thut . . ."

„Sie thut am besten daran, sich nicht darum zu kümmern," fiel ihr Sylvia noch um eine Nuance kühler ins Wort. Ihre Nasenflügel erweiterten sich.

„Nicht darum zu bekümmern! Aber dazu müßte man ja Eis in der Brust haben und kein Herz . . ."

Die Baronesse preßte beide Hände vor den ziemlich flachen Busen, als lohe darin ein Vulcan. „Ein Mann, den man liebt! Ich habe darin freilich keine Erfahrung," — sie verfiel aus dem tragischen Tone wieder in „junges Mädchengekicher". — „aber ich denke mir das so schrecklich!"

„Mein liebes Kind," unterbrach die Oberstthofmeisterin das Gespräch mit ihrer klaren, etwas spitzen Stimme. „Merken Sie Sich eines: Eine Frau ist immer selbst Schuld daran, wenn der Gatte sie vernachlässigt! . . Immer, ohne Ausnahme!"

Sie warf abermals einen ihrer raschen Blicke zu ihrer Schwiegertochter hinüber, welche angelegentlich ihre Fingerspitzen betrachtete.

„Sie ist ein Gänschen", dachte die Oberstthofmeisterin, sich in ihrem Sessel zurücklehnend. „Sie macht zwar nicht diesen Eindruck, aber sie ist doch ein Gänschen. Bei dieser Schönheit! Aber freilich: Schön sein, damit, meinen diese Ungeschickten, sei alles gethan und sehen zu, wie ihnen die Zügel entgleiten."

XV.

Die Oberstthofmeisterin war nicht ungerecht. Sie erkannte es an, daß ihre Schwiegertochter der Stellung, zu der man sie erhoben hatte, keine Unehre machte. Die junge Frau benahm sich tadellos. Sie war in Gesellschaft die Liebenswürdigkeit selbst, repräsentirte wie eine Fürstin und ließ sich nur gerade so viel den Hof machen als nöthig war, um sich als bewunderten Mittelpunkt ihres Kreises zu behaupten. Dagegen hatte Gräfin Bichéry-Inzendorf durchaus nichts einzuwenden. Sie hätte es ungern gesehen, wenn die Frau ihres Sohnes übersehen worden wäre. Das war nun bei Sylvia nicht zu befürchten. Sie ließ sich ebensowenig in den Hintergrund drängen als die Oberstthofmeisterin selbst. Und daß sie ihrer Würde nie etwas vergeben werde, darüber konnte man ruhig sein. Die Mutter Bichéry's hatte sich mehrmals überzeugt, daß keiner es wagen durfte, auch nur die Spitze des kleinen Fingers über die Linie zu strecken, welche die schöne Frau um sich gezogen wissen wollte. Mit einem Worte: Sie benahm sich tadellos.

Und doch war die Oberstthofmeisterin mit der Wahl, die sie für ihren Sohn getroffen hatte, nicht zufrieden. Mehr als das: Die Galle regte sich jedesmal in ihr, so oft sie an ihren Mißgriff dachte, und sie befand sich in einem Zustande fortwährender Gereiztheit der Schwiegertochter gegenüber. Bald genug hatte sie herausgefunden, wie sehr sie sich verrechnet hatte. Gründlich! — Sylvia spielte die Egeria-Rolle, welche die Gräfin ihr zugedacht hatte, herzlich schlecht. Man hätte beinahe auf den Verdacht kommen können, die Geschicklichkeit, womit sie den Part kurze Zeit durchgeführt hatte, sei ein schlau angelegtes Manöver gewesen. Doch diesen Gedanken wies die Gräfin, so oft er auftauchte, verstimmt von sich, weniger um der Schwiegertochter nicht Unrecht zu thun, als weil sie zu Jenen gehörte, die sich alles eher verzeihen als eine Unklugheit. Und geradezu unglaublich kurzsichtig hätte sie sein müssen, wenn sie sich von einem so jungen Geschöpfe hätte überlisten lassen. Nein: Sie blieb trotz alledem bei der Ueberzeugung, daß Sylvia nichts anderes gewesen war als eine Schachfigur in ihrer Hand.

Aber merkwürdig war es immerhin. Die Gräfin war doch selbst Zeugin der neckischen Anmuth gewesen, mit welcher das junge Mädchen über dem Künstler, der ihre Büste modellirte, ein unsichtbares Zauberstäbchen schwang. Und nun: Wo waren die Flügel hingekommen, mit denen Sylvia den Gatten, — wäre es nach dem Wunsche der Gräfin gegangen, — zur Höhe emportragen sollte? Sie versagten gerade immer dann den Dienst, wenn man von ihnen erwartete, sie würden sich regen. Ja, es war schlimmer als das! Die schöne Frau wirkte nicht nur nicht befeuernd auf den Gatten, sie lähmte geradezu seine Thatkraft; denn zeigte er ja einmal Lust zum Fliegen, dann hing sie stumpf und schwer an seinem Arme wie ein Stück Blei.

Kein Wunder, daß dem Bildhauer Bichéry, trotz des schönen Anlaufs, den er genommen hatte, kein glücklicher Wurf mehr gelang. Die Kritik hatte keinen Anlaß mehr, über eine seiner Schöpfungen in Extase zu gerathen. Er stellte nur noch einmal eine Statuette aus, die man allgemein ganz niedlich fand, — dann nichts mehr. Hie und da kam ihm noch die Lust an, ein Sächelchen zu kneten, — aber fertig wurde keines. Ganz müßig blieb er darum nicht. Ein Winkel seines Ateliers wurde zu einer Dunkelkammer umgestaltet, denn er interessirte sich seit kurzem lebhaft für die Photographie. In überraschend kurzer Zeit brachte er auch wirklich sehr hübsche Bilder zu stande; sein künstlerischer Geschmack kam ihm dabei zu statten.

Die Oberstthofmeisterin zeigte sich von einer der letzten Aufnahmen, — einem Strandbild, das während des Sommers in Sylt entstanden war, — in hohem Grade entzückt: Die folgende Nacht aber schloß sie kein Auge.

„Das geht nicht so weiter! Das kann ich nicht länger mit ansehen!" flüsterte sie aufgeregt. Sie dachte dabei an die sichtliche Befriedigung, mit welcher der Sohn ihr das gelungene Lichtbild gezeigt hatte.

Armer Max! Er verstellte sich. Es war nicht anders möglich. Bei seinem rastlosen Ehrgeize, wie sollte ihm das genügen? Er verstellte sich, das war klar; es war peinlich anzusehen, wie er sich verstellte! — Aber es war ja noch nicht alles verloren! Höchstens ein wenig Zeit. Er hatte einen Umweg gemacht, — einen recht bedauerlichen Umweg, — zugegeben! Aber zu spät war es darum nicht. Sie, die Mutter, hätte nicht so schwach sein sollen, sich von ihrem ursprünglichen Plan abbringen zu lassen. Es war ihre Schuld. Sie legte die Hand über die schlaflosen Augen und dachte angestrengt nach bis an den grauenden Morgen.

Sie hatte recht mit einem Theil ihrer Vermuthung. Max Bichéry verstellte sich wirklich zuweilen vor seiner Mutter. Er fühlte sich nicht zufrieden, doch war es nicht so sehr die Schaffensunlust, die ihn drückte. Damit wurde er wie früher fertig; er besaß ja darin einige Uebung.

Wenn er genau hätte angeben sollen, was ihm eigentlich fehle, er wäre überhaupt in Verlegenheit gewesen. Er war nicht blind dagegen, daß ihm mehr gegönnt war als andern, und darum schwieg er. Den melancholischen Zug um Mund und Augen konnte er nicht hindern, aber er hätte sich geschämt, zu klagen. Er war gesunder als in seiner Jünglingszeit, da noch das ängstliche Mutterauge stündlich über ihn wachte, und er besaß die Mittel, alle seine Wünsche zu befriedigen. Zu seinem eigenen Erstaunen hatte er nämlich jetzt zuweilen Wünsche. Er war nicht mehr so apathisch wie einst. Wenn man wollte, so war diese Wandlung an sich ein erfreuliches Zeichen, und, gewohnt sich selbst zu beobachten, freute sich Bichéry dieser Wandlung. Man lernte eben nie aus: An sich selber machte man die überraschendsten Entdeckungen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

M. S. T., Ungarn. — Beginnende Skoliose und leichtere Grade der Skoliose erkennt man am besten, wenn man sich mit dem Rücken gegen das Licht (Fenster) setzt und den bis unter die Hüften entkleideten Patienten vor sich hinstellt, sodaß sein Rücken voll beleuchtet wird. Sieht man das Rückgrat nicht, so streicht man mit zwei Fingerkuppen daran herunter. Die Ausbiegung der sich zeigenden Linie nach rechts oder links giebt die convexe Seite an. Sehr häufig findet man zwei oder gar drei Ausbiegungen nach verschiedenen Seiten. Ein sehr gutes Hülfsmittel ist auch, daß man sich vor den Patienten stellt und ihn sich so vorwärts beugen läßt, daß man, über seinen Kopf hinweg, den Rücken sieht. Hervorwölbung neben dem Rückgrate zeigt eine Verbiegung nach dieser Seite. Skoliosen, die sich gerade biegen lassen, sind stets heilbar, steifgewordene schwerer, oft gar nicht. Allen Müttern ist zu rathen, ihre Kinder von Zeit zu Zeit auf die angegebene Art zu untersuchen, damit sie nicht plötzlich durch eine bedeutende und dann schwer heilbare Verkrümmung überrascht werden. Auch sollen sie sich nicht durch den nichtigen Trost beruhigen: ‚Das verwächst sich mit der Zeit'. Das thut es niemals und kann schon aus mechanischen Gründen nicht geschehen. — 2. Schulstaub, besonders im Turnsaal, ist ein böser Feind der Haut und ihrer Farbe. Warme Seifenwaschungen zur Entfernung des Staubes, Einfetten der Haut, bevor man sich dem Staube aussetzt, sind vortreffliche Gegenmittel. Besser als Woll-Lappen, die den Staub in die Poren hineinreiben, sind zum Waschen Schwamm, Lufah und sehr viel Wasser. Dr. D.

M. F. — Wer stärker, d. h. fettreicher werden will, muß mehr einnehmen, als er ausgiebt. Ob und wie das zu erreichen ist, hängt ganz von der Persönlichkeit, das heißt, von genauer, nur durch einen Arzt vorzunehmenden Untersuchung und Beobachtung ihrer körperlichen, geistigen und wirthschaftlichen Verhältnisse ab. Danach erst kann von einer vernünftigen Kur die Rede sein. Es anders zu versuchen, namentlich mit Geheimmitteln, mögen sie noch so oft und volltönend empfohlen sein, ist schlimmer als Hazardspiel, denn man setzt Gesundheit und Leben gegen einen unsichern Gewinn von überaus zweifelhaftem Werth! Also: fragen Sie Ihren Arzt! Dr. D.

A. E. — Blanke Haut, besonders auffallend an der Stirn und Nasenspitze, kann Folge von Absonderung zu reichlichen und zu dünnflüssigen Hauttalgs sein und ist dann zunächst mit alkalischen Seifen, Natron- oder Borax-Lösungen, später mit spirituösen, allenfalls auch tanninhaltigen Seifen-Lösungen zu bekämpfen; oder sie kann von mangelhafter Ernährung (Atrophie) der Haut herrühren, wobei diese straff gespannt, trocken, fettarm erscheint. Bei dieser letzten Form sind alle fettlösenden Mittel, Alkalien 2c., streng zu meiden, höchstens gute, überfettete Seifen, Mandelkleie, Milch und dergl. m. zum Waschen zu nehmen. Sichere Wirkung ist auch davon nicht zu versprechen; vielleicht sind innerliche Mittel nöthig, worüber ein erfahrener Arzt natürlich nur nach persönlicher Untersuchung entscheiden kann. Dr. D.

Abonnentin in Frankfurt. — Wenn ein tüchtiger Arzt bei der, anscheinend nur zeitweilig, geschwollenen Unterlippe nicht helfen kann, so würde ein ohne genaue Sachkunde angewendetes Mittel sehr schaden. Hüten Sie Ihre Tochter davor! Dr. D.

W. H. — Special-Aerzte für Kröpfe wird es wohl in München ebenso wenig geben, wie anderswo. Jeder tüchtige Arzt muß wissen, was bei einem entstehenden Kropf zu thun ist. Dr. D.

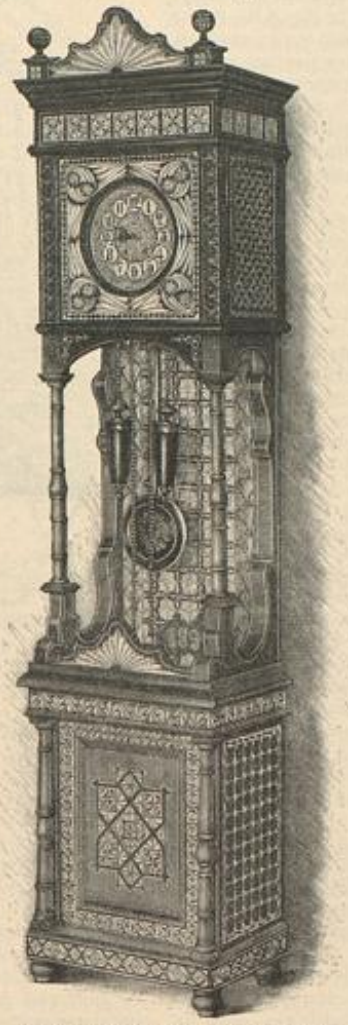
Abonnentin in Auerbach. — Wie Franzbranntwein mit Salz auf nervöse Zustände wirkt, vermögen wir umsoweniger anzugeben, als wir nicht wissen, was Sie unter „nervösen Zuständen" verstehen. Wirkliche Nervenleiden sollten niemals mit solchen „vielfach angerathenen" Mitteln be—, nein, gemißhandelt, sondern einem tüchtigen Nervenarzte anvertraut werden. Dr. D.

Eine noch junge Frau. — Die Art und Behandlung Ihres Ohrensausens muß doch der behandelnde Ohrenarzt besser kennen, als wir, ohne Untersuchung und ohne Kenntniß der Person! Solche Leiden sind gewöhnlich sehr hartnäckig, das gefährlichste ist aber oft, daß sie Muthlosigkeit veranlassen und das Consultiren von Kurpfuschern. Sprechen Sie darüber offen mit Ihrem Arzt, oder wenden Sie Sich an eine ohrenärztliche Autorität. Dr. D.

Frau von R. Rohrscheidt. — Natürlich ist das Reform-Corset aus Häkelarbeit (siehe Leserkreis vom 15/5 97) dem im technischen Theil der Nr. vom 15. Jan. d. J. dargestellten Modell nachgearbeitet! Die Anfertigung ist nicht schwer; vielleicht ziehen Sie aber vor, Sich das Mieder-Corset direct von C. Braun, S, Cottbuser Damm 5, kommen zu lassen. Die Red.

Beschäftigung der Jugend.

Verwendung von Zweigen der Korkrüster und Weichselkirsche. — In herrschaftlichen Parks, vielfach auch schon in kleineren Gärten, findet man die Korkrüster angepflanzt, deren Rinde, besonders an den dünneren Zweigen, korkartig tief geschlitzt und mannigfach zerklüftet ist. Von einzelnen Zweigstücken lassen sich allerliebste Sächelchen anfertigen: Körbchen in verschiedensten Formen, Ständer für Stahlfeder-Halter, Consolen, Uhrhalter u. dergl. Man schneidet an den Enden kleine Zäpfchen zu und steckt diese in entsprechend kleine Löcher, die man mit einem Pfriemen, wie er zur Laubsäge-Arbeit auch gebraucht wird, in das anzufügende Stück bohrt; zur größeren Haltbarkeit wird das Zäpfchen zuvor noch in dickflüssigen Gummi arabicum getaucht. Auch verbindet man ebenso leicht die Zweigstücke mit kleinen Cigarrenkisten-Nägeln oder bewirkt,



Uhrgehäuse mit Kerbschnitt.

wo diese beiden Befestigungsarten Schwierigkeiten bieten sollten, namentlich wo das Bohren oder Nageln ein Aufspalten der dünnen Zweige befürchten läßt, die Befestigung der Stäbchen durch Umwicklung mit Blumendraht. Die also hergestellten Sachen können mit einfachem, aus starkem Spiritus und Schellack hergestelltem Lack überzogen und die Schnittstellen mit Goldbronze gedeckt werden, oder man bestreicht das ganze mit Gold- oder andersfarbiger Bronze. Die Böden der Körbchen, Ständer 2c. schneidet man aus Cigarrenkisten-Brettchen oder starker Pappe. Auf die Böden der Körbchen können noch niedliche flache Kissen geklebt oder genäht werden. Kleine Bilderrahmen lassen sich aus Korkrüster-Zweigen herstellen, indem man diese der Länge nach halbirt oder flach beschneidet und dann gefalzt mit kleinen Nägeln zusammenfügt. — Wem dünne Zweige der Weichselkirsche zu Gebote stehen, der kann auch diese auf gleiche Art verwenden, nur sollten diese ihres Wohlgeruches wegen weder lackirt noch bronzirt, sondern vor der Verarbeitnng höchstens mit Glaspapier glatt geschliffen werden. Dazu müssen sie aber vollständig ausgetrocknet sein. Allerlei Verzierungen von Baumflechten, Eicheln, Tannen- und namentlich kleinen Lärchen- und Erlenzäpfchen lassen sich an solchen Sachen überall anbringen. Th. Schl.

Häusliche Kunst.

Uhrgehäuse mit Kerbschnitt. — Schon lange war es mein Wunsch, mir eine hübsche Standuhr für unser altdeutsches Zimmer anzuschaffen, doch schien mir die Ausgabe dafür immer zu groß. Nun hatte ich schon manches Hausgeräth mit Kerbschnitt hübsch verziert, und der Versuch, ein Uhrgehäuse in gleicher Technik herzustellen, gelang so über Erwarten gut, daß ich Freundinnen der Schnitzkunst nur rathen kann, die Mühe der Arbeit nicht zu scheuen, sondern frisch ans Werk zu gehen, auch wo es sich um einen größeren Gegenstand handelt. Jedenfalls sparte ich durch Fleiß und Ausdauer ein tüchtig Stück Geld und habe außerdem die Freude, mit eigener Hand mir einen hübschen Zimmerschmuck hergestellt zu haben. Ich ließ von einem Tischler aus trockenem, astfreiem Lindenholz Bretter nach genauer Angabe der Maße schneiden, was aber recht sorgfältig auszuführen ist, damit die Bretter bei dem späteren Zusammensetzen des Gehäuses nicht mehr vom Tischler bearbeitet zu werden brauchen, wobei leicht die Schnitzerei Schaden erleiden kann. Dann beizte ich die einzelnen Theile mit Nußbaum-Wachsbeize, die in jeder Droguen-Handlung käuflich ist. Nachdem alles trocken und blank gebürstet war, begann ich mit Bleistift und Zirkel sämmtliche Muster aufzuzeichnen. Nun hob ich mit einem einfachen Schnitzmesser, das in jeder Eisenwaren-Handlung für den ungefähren Preis von 70 Pfg. zu haben ist, die Flächen heraus und hatte bald große Freude an meiner Arbeit, denn gerade dadurch, daß zuerst gebeizt wurde, präsentirte sich die Schnitzerei viel vortheilhafter. Die Größenverhältnisse des Gehäuses sind folgende: Die Höhe, einschließlich der Füße und des Aufsatzes, beträgt 2 m 37 cm, die Höhe des unteren Kastens 71 cm, die Breite desselben 52 cm und seine Tiefe 32 cm. Der obere Kasten, worin das Uhrwerk sich befindet, mißt bis zur oberen Borte 46 cm Höhe, mit der Borte 55 cm, die Breite beträgt 52 cm und die Tiefe 28 cm. In der hinteren Wand ließ ich über dem unteren Kasten in der Mitte einen Platz für die Jahreszahl frei. Wegen des Uhrwerkes selbst ist es am besten, sich an einen erprobt tüchtigen Uhrmacher zu wenden.

Frau Minna Heise in Brieg.

Blumen-Arrangement „Die vier Jahreszeiten". — Vier spitze Tüten aus dünnem Weißblech von je 15 cm Höhe, 33 cm an der oberen Breitseite messend, ließ ich vom Klempner in der Form eines lose geöffneten Schirmes zusammenlöthen. Jede Tüte wurde oben an der Spitze mit einem Loch zum Durchziehen eines Schnürchens versehen und damit an das in einem festen, tellerförmigen Untersatze ruhende Gestell, den Schirmstock, gehängt, welcher in passender Höhe vier Häkchen zur Aufnahme trägt. Die Tüten wurden mit Leim bestrichen, dann mit ganz feinem Gries überschüttet, und zuletzt bronzirte ich alles. Zum Aufstellen der vier Tüten fertigte der Tischler einen etwa 22 cm Durchmesser haltenden runden Holzteller mit vier Löchern und dem in der Mitte befestigten Schirmstock. Den ganzen Ständer übermalte ich mit schwarzer Email-Farbe, da dieselbe gegen Wasser am unempfindlichsten ist; dicht unter der schirmähnlichen Krücke des Gestells wurde zur Zierde eine rothe Atlasschleife angeschlungen. Nun ging es an die Ausschmückung. Zur Darstellung des „Frühlings" pflückt man am St. Barbara-Tage Zweige von Kirschen, Flieder, Spiraea, Kätzchen, Linden 2c., die ganz reizend zu Weihnachten blühen (sie müssen alle drei Tage weiches, stubenwarmes Wasser erhalten, einige Zeit zum Treiben recht warm stehen, später aber Licht bekommen, um schön grün zu werden). Auf einem flachen Teller läßt man Weizen und Erbsen keimen, wozu etwa 14 Tage erforderlich sind, und hat somit die Füllung zur Frühlingstüte, die im Wasser schön weiter grünt. Für den „Sommer" pflanzt man von Blumentöpfen ein, was irgend grünt und blüht, und giebt auch den Tüten Wasser, weshalb man darauf achten muß, daß sie alle wasserdicht gelöthet sind. Für die Abtheilung „Herbst" hatte ich schon im vorigen Jahre schön gefärbte Blätter und Zweige gesammelt und dieselben mit heißem Plätteisen auf der linken Seite bis an den Stengel ganz trocken geplättet (wovon ich jedes Jahr große Sträuße gleich nach dem Plätten anordne), auch einige Zweige von wildem Wein mit Beeren, Blüthen von türkischem Weizen, blühende Schilfgräser, alles getrocknet, dazu verwendet. Um den „Winter" darzustellen, wähle man Zweige von Tannen, Lebensbaum, Weymouths-Kiefer u. dergl., ein Arrangement, das auch ohne Blumen gut wirkt. Die Zweige bepinselt man mit Leim und bestreut sie mit feinem Gips, der getrocknet wie Schnee aussieht und das Abfallen der Nadeln verhindert. Die Zweige der Weymouths-Kiefer, Tannenzapfen und kahle Aestchen werden in zerstoßenen aufgelösten Alaun getaucht, damit sie, trocken geworden, wie mit Reif bedeckt aussehen. Amanda L.

Photographie in Delfter Manier. — Auf der diesjährigen Frühjahrs-Ausstellung des „Lette-Verein" erregten einige auf photographischem Wege hergestellte Imitationen von Delfter Porzellan-Bildern umsomehr Aufsehen, als bei vorzüglichem Aussehen derselben die Leichtigkeit und Einfachheit der Arbeit bekannt wurde, sodaß die Frau Prinzessin Leopold, eine eifrige Amateur-Photographin, welche die Bilder sah, sofort die Absicht kundgab, das Verfahren zu erlernen. Dasselbe ist in großen Zügen das folgende: Man stellt zuerst ein Copir-Papier her, wie es im sogenannten Lichtpaus-Verfahren (negativer Eisenblau-Proceß nach Pizzighelli) üblich ist. Es wird gut geleimtes, stark satinirtes Carton-Papier mit folgender Lösung überstrichen: Citronensaures Eisenoxyd-Ammoniak 10:50, rothes Blutlaugensalz 8:50. Zum Gebrauch werden von beiden Lösungen gleiche Theile, vielleicht je 20 ccm, in einer Porzellan-Schale gemischt. Das Aufstreichen selbst geschieht mit einem 4 bis 5 cm breiten sogenannten Abstaubpinsel. Die Arbeit muß bei Lampenlicht vorgenommen werden, alsdann läßt man den Bogen im Dunkeln trocknen und copirt auf ihm unter einem möglichst kräftigen Negativ, wobei man natürlich Sujets aussucht, die an Delfter Malereien erinnern. Einen guten Eindruck machen auch größere Köpfe. Man copirt so lange, bis das Bild in seinen Details zu verschwinden beginnt und die tiefsten Schatten bräunlich werden; das Bild geht bei den nachfolgenden Operationen sehr zurück. Nach dem Copiren werden die Bilder ausgewaschen, bis der Grund, resp. die höchsten Lichter, vollständig weiß erscheinen (in fließendem Wasser ½ Stunde). Um eine tiefere blaue Farbe zu erzielen, legt man die Bilder etwa 1 Minute in verdünnte Salzsäure (1:80), sie müssen dann noch einmal kräftig gewaschen werden. Die halb trockenen Bilder werden auf der Rückseite mit dünnem Stärkekleister überzogen und auf gut geputzte Glasplatten geklebt. Zur Herstellung der Transparenz des Delfter Porzellans werden die aufgeklebten Copien mit verdünnter Gelatine-Lösung 1:50 mehrere Male übergangen, wobei zwischen dem einzelnen Ueberstreichen immer gewartet werden muß, bis die ganze Flüssigkeit eingesogen ist. Je öfter das Gelatiniren erfolgt, umso transparenter werden die Bilder erscheinen. Zuletzt begießt man dieselben mit einem Damarlack (25 g Damar, 150 ccm Aether, 150 ccm Benzin). Die farbigen Bilder werden am besten in einfache glatte, braune oder in schwarze Eichenrahmen eingerahmt. M. Kundt.

Fürs Haus.

Conserven-Glas „Ideal". — Unter verschiedenen Systemen von Einmache-Gläsern und -Büchsen, welche jede neue Saison bringt, erscheint als sehr praktisch das Conserven-Glas „Ideal", Patent Martin, aus dem von Poncet'schen Glashüttenwerk, Berlin SO, Köpenickerstr. 54. Die mit einem Glasdeckel, Gummiring (der die Früchte nicht berührt) und darüber greifenden Metall-Kreuzbügel-Verschluß hergestellten Glasbüchsen sind so construirt, daß durch Entweichen des überschüssigen Dampfes, den die Früchte beim Kochen entwickeln, dem Zerspringen der Gläser vorgebeugt, andererseits aber auch das Eindringen der äußeren Luft verhindert wird. A. H.

Conserven-Glas „Ideal".

Streichfertige Farben für den Hausgebrauch. — Auch wer die edle Kunst der Malerei nicht ausübt, kommt doch häufig in die Lage, Pinsel und Oelfarben zu gebrauchen, wenn es sich um die Auffrischung von Küchenmöbeln, um den Anstrich von Wandbrettern, Gartenbänken und -Tischen, Gießkannen, um die Ausbesserung von einzelnen schadhaften Stellen an Thüren, Fensterbrettern 2c. handelt. Wie angenehm ist es in solchen Fällen, wenn man nicht erst auf den Handwerker zu warten braucht, sondern sich im Hause eine geschickte Hand findet, die zu rechter Zeit das Rechte thut; wie manche Ersparniß läßt sich machen, wie sauber und nett Küchen- und Hausgeräth erhalten! Wenn es nur nicht oft so schwer wäre, die Farben gleich gebrauchsfertig in richtiger Mischung zu erhalten! Den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums kommt nun die Firma Horn & Frank, Berlin SW, Königgrätzerstr. 44, mit ihren gesetzlich geschützten Farben für den Hausgebrauch entgegen. Die reiche Auswahl von 28 vielfach verwendbaren Farben, die handliche Form der Blechdosen, die ½ kg netto enthalten, die Annehmlichkeit, sofort ohne Zusatz streichen zu können, der billige Preis von 50 Pfg. pro Büchse sichern diesen überall käuflichen Farben eine weite Verbreitung für den Hausbedarf. Auch Firniß, Copal- und Damarlack sind in Büchsen zu gleichem Preise von der genannten Firma zu beziehen. O. Altmann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Flecken aus gebeiztem Leder zu entfernen. — Die oft gehörten Klagen über ungleiche Farben nach dem Beizen der schönen Lederschnitt-Arbeiten dürften durch meine zufällige Erfahrung verstummen! Mein Mann hatte kürzlich über einen neuen, sehr röthlich-dunkel gebeizten Lederstuhl etwas Rheinwein verschüttet, und ich sah zu meinem Kummer lauter helle Flecken auf meiner mühsamen Arbeit. Dann kam mir aber gleich der Gedanke: „Es giebt also doch etwas, was Leder wieder aufhellt!" Triumphirend wusch ich die Flecken und zugleich die zu dunkeln Stellen des Musters und habe nun die Freude, durch ein Schwämmchen mit ein wenig Weißwein das Leder viel gleichmäßiger aussehend hergestellt zu haben, was ich zu Nutz und Frommen aller „Lederarbeitenden" hier mittheile.
A. Z.

Frau Th. B., Brzeszcze. — Die aus Eichenholz in Faßform gearbeiteten Electra-Waschmaschinen für 60 Mk. von Jacob Ravené Söhne, Berlin, Stralauerstr. 28/29, können wir Ihnen als erprobt gut empfehlen. — Corona-Wring-Maschinen in zwei Größen zu 25 und 27 Mk., sind von der Firma Knoop, Beuthstr. 16, zu beziehen. A. H.

Küche.

Illustrirtes Germania-Kochbuch. — Deutsches Kochbuch für die gebildeten Stände, insbesondere für die Töchter und jungen Frauen des Offizier- und Beamtenstandes. Von Alma v. Natzmer. Verlag von Hugo Andres & Co., Frankfurt a. Oder. Preis: 4 Mk. — In den Kreisen, an die sich die Verfasserin wendet, sind häufig die gesellschaftlichen und häuslichen Ansprüche an feine Kochkunst schwer in Einklang mit den beschränkten Wirthschaftsmitteln zu bringen; deshalb stellt sich das „Germania-Kochbuch" die Aufgabe, die noch Unerfahrenen auf dem oft nicht genug beachteten Gebiete der Kochkunst zu unterstützen. Neben guter, schmackhafter bürgerlicher Kost sind Gerichte für Gesellschaften nicht vergessen, auch der Krankenkost ist gedacht. Backen, Einmachen, Einpökeln sind in guten Recepten vertreten; das Vorschneiden des Fleisches und die Verwerthung von Resten wird gelehrt; Küchenzettel für Winter und Sommer, für einfachen und feinen Familien-Tisch helfen die stets wiederkehrende Frage „Was soll ich kochen?" lösen; der Anhang bietet arzneiliche und wirthschaftliche Hausmittel; die Illustrationen machen mit den eßbaren und den Giftpilzen bekannt, sowie mit der Eintheilung des Schlachtviehes und des Wildes, ferner mit den meist verwendeten Fischen. Auch das Notizbuch zum Nachtragen bewährter Recepte wird sicher Anklang finden. E. F.

Rindfleisch-Pastete. — 1/2 kg nicht zu mageres Rindfleisch wird mit kaltem Wasser und Suppenkraut, — einer Knolle Sellerie, den kleinsten Herzblättern derselben, einer Stange Porree und einigen weißen und gelben Rübenwurzeln, — am besten im Dampf-Kochtopf zu Feuer gesetzt; wenn dann alles kocht, wird eine in Scheiben geschnittene und auf der heißen Herdplatte dunkel gebräunte große Zwiebel nebst dem nöthigen Salz hinzugefügt. Sobald das Fleisch gar ist (etwa in einer guten Stunde), wird es herausgenommen, die Bouillon durch ein feines Sieb gegossen; die Wurzeln stellt man bis zum Anrichten der Suppe feingeschnitten bei Seite, während diese heiß gehalten wird. Inzwischen hat man 250 g guten Reis in Wasser mit Salz und einem Stückchen Butter gar und steif gekocht, den man jetzt mit einem Füll-Löffel voll Bouillon etwas verdünnt. Das Suppenfleisch, das trocken ausgekocht sein darf, wird nun mit einigen Löffeln saurer Steinpilze, Pfefferlinge oder Champignons fein gehackt, sodann werden Pfeffer, geriebene Zwiebel und Muskatnuß nach Geschmack hinzugefügt und mit dem fertigen Reis gut vermischt. Hierauf streicht man eine blecherne Tortenform mit Butter aus, bestreut sie mit Zwiebackskrumen und drückt die Fleischmischung fest hinein. Die Oberfläche bildet eine dicke Schicht von 60 g geriebenem Parmesan-Käse, mit Butterstückchen belegt. Die Form wird 20 Minuten vor dem Anrichten in den Bratofen geschoben und leicht übergebacken. Man giebt eine holländische Eier-Sauce oder Tomaten-Sauce dazu. Frau K. in L.

Speise-Oel frisch zu erhalten. — Größere Behälter mit Speise-Oel läßt man in der vor dem Eindringen von Staub geschützten Speisekammer offen stehen, kleinere, die auf den Tisch kommen, gleichfalls, indem man noch einen Theelöffel voll Salz hineingiebt. v. L.

Sport.

„Verband radfahrender Damen". — Wenn ich mir erlaube, das augenblicklich so beliebte Thema „Radfahren der Damen" zu besprechen, so geschieht dies, um auf einzelnes hinzuweisen, was im Interesse der Radfahrerinnen geschehen könnte. Ich bin selbst eine passionirte Radfahrerin, kann jedoch nicht verhehlen, daß ich wünschte, einiges zu Gunsten dieses schönen Sportes für uns geändert zu sehen. Vor kurzem las ich einen Aufsatz, worin sich der Schreiber über die oft als unpassend auffallende Tracht einzelner Radfahrerinnen aufhielt, und ich muß gestehen, daß ich dem Schreiber in seinen Ausführungen nur beistimmen kann. Es ist nun wohl etwas kühn, anzunehmen, daß jene Damen durch solche Zeitungs-Artikel sich bestimmen oder umstimmen lassen werden, wenn aber eine aus der Reihe der Radlerinnen das Wort ergreift, um auf Mißstände hinzuweisen, so dürfte das vielleicht mehr Erfolg haben. „Einigkeit macht stark", ist ein altes deutsches Sprichwort, und so, denke ich, sollte es auch der „Damenwelt" unter den Radlerinnen gelingen, darauf hinzuwirken, daß dieser Sport nicht zum Gespött der Menge und zum Entsetzen vieler streng denkenden Menschen wird. Können wir uns darüber wundern, daß viele Eltern ihren Töchtern dieses schöne Vergnügen versagen, wenn man solcher Gestalten ansichtig wird, wie sie zuweilen im Thiergarten und in Berlins nächster Umgebung zu sehen sind? Ich bin durchaus kein Feind der Pluderhosen, trotzdem ich sie selbst nicht trage. Ein gut sitzendes Beinkleid mit darüber fallender langer Jacke ist bei einer schlanken Erscheinung durchaus nichts Unkleidsames; jedoch schwarze enge Sammethosen, eine weiße Piqué-Jacke und -Mütze, die einer Conditor-Mütze nicht unähnlich ist, oder froschgrüne Beinkleider und eine rothe Taille sind Zusammenstellungen, für die mir, und auch wohl noch vielen anderen, das Verständniß fehlt. Das Bewunderungswürdigste dabei ist, daß gewöhnlich recht corpulente Damen in solchem und ähnlichem Aufzug erscheinen. Es lohnt aber wohl kaum, über diesen Punkt, der schon oft genug erörtert ist, noch mehr zu sagen; mein Bestreben geht lediglich da hinaus, einen Verband unter uns Radlerinnen zu gründen, dessen Zweck es ist, solchen Ausschreitungen in Geschmack und theilweise auch Anstand energisch entgegenzutreten. Als erstes müßten hier bestimmte Vorschriften gegeben werden, deren Ueberschreitung den Mitgliedern des Vereins nicht gestattet ist. — Aber auch nach anderer Seite hin könnten wir durch die Gründung eines Vereins, der nur Damen zu seinen Mitgliedern zählen würde, große Annehmlichkeiten genießen. Es giebt unter uns viele, die größere Ausflüge nicht unternehmen mögen, weil ihnen die Begleitung dazu fehlt, denn selbstverständlich kann man sich nicht jeder beliebigen Gesellschaft anschließen. Ein bestimmtes Abzeichen, von den Mitgliedern getragen, würde Bürgschaft geben, daß man getrost der oft so verlockend klingenden Aufforderung folgen kann: „Dorthin geht es, — kommen Sie doch mit!" —

Also, verehrte Radfahrerinnen, laßt uns einen Verein in obigem Sinne gründen und dadurch versuchen, unsere vielen Gegner zu besiegen; ich dächte, nach jeder Richtung hin decentes und feines Benehmen einer radfahrenden Dame wird auch die erbittertsten Gegner dieses Sports verstummen lassen. Es ist die einzige Waffe, mit der wir uns den Sieg erkämpfen können!

Weitere Vorschläge nimmt dankend entgegen: T. H. in Berlin.

Allgemeines.

Chatelaine mit Nähgeräth. — Wer im Sommer gern mit seiner Handarbeit und dem nothwendigen Werkzeug aus dem Zimmer auf den Balcon oder in den Garten ziehen mag, dem ist sicher eine Chatelaine willkommen, die Schere, Fingerhut, Nadelbuch und -Kissen, Metermaß, Handschuhstopfer, Schmirgelkissen und Wachs, jedes an eigenem Seidenbändchen, trägt. Mittelst eines hinter der Schleife befestigten großen Hakens hängt man sie an den Gürtel und kann nun stolz sagen: omnia mea mecum porto (Alles Meinige trage ich bei mir). Dem Sommer zu Ehren dienten Schmetterling, Blumen und Früchte bei der Zusammenstellung der Chatelaine zum Modell. Das Nadelkissen, — eine kleine Sonnenblume, — ist aus zackig ausgeschnittener, leichter, gelber Seide hergestellt. Zwei dichte Rüschen werden auf ein kreisförmiges Gaze-Stück geheftet, ein kleines, dunkelgraues, wattepolstertes Seidenkissen bildet die Mitte, schwarze und weiße Stecknadeln stellen den Samen vor, ein Schmetterling figurirt als Nadelbuch. Die Flügeldecken werden aus vier größeren und vier kleineren Stücken Steifleinen geschnitten und mit farbiger Seide überspannt; die oberen Flügeldecken bestickt man. Die genau aufeinander passenden Theilchen hat man überwendlich zusammenzunähen; ein ganz schmales Chenille-Börtchen muß dann die Randnaht verdecken und hilft zugleich den Flügelrand verschönern. Zwischen den Flügelpaaren werden vier, mit farbiger Seide ringsum beschürzte Flanell-Läppchen für die Nadeln befestigt. Den Rumpf des Thierchens stellt man aus einem dunkelbraunen Sammetröllchen her; mit einem Goldfaden lassen sich prächtig Fühler, Augen, Taille und Schwanz markiren. Für das Schmirgelkissen, die Erdbeere endlich, wird erst ein Leinensäckchen mit Schmirgel recht fest gestopft, danach mit rothem Flanell bezogen und mit gelber Seide bestickt; Blätterschopf und Stiel lassen sich mit grüner Wolle oder Seide herstellen. Die übrigen Näh-Utensilien findet man in jedem Kurzwaren- und Galanterie-Laden, nur muß alles möglichst zierlich ausgewählt werden, damit die Chatelaine auch wirklich bequem ist und gern getragen wird. E. L.

Chatelaine mit Nähgeräth.

Abgeschnittene Blumen frisch zu erhalten. — Jeden Morgen schneide man das Stiel-Ende ein wenig ab, und zwar mit einem glatten Schnitt; sodann erneuere man das Wasser, das vorher abgeschreckt worden ist und als Zuthat etwas Salz erhalten hat. v. L.

Blumenständer aus japanischem Rohrgeflecht mit Photographie-Rahmen. — Sehr hübsch ist die Idee, die Photographien unserer Lieben rings mit duftenden Blumen zu umgeben, wie es die Illustration eines Blumenständers zeigt, den die Firma Faßbender auf der Berliner Gartenbau-Ausstellung zuerst als patentirte Neuheit dem Publicum vorführte. Die graziösen Ständer aus nickelbeschlagenem japanischen Rohrgeflecht sind in verschiedener Größe käuflich; ein zierliches Blumenkästchen trägt die duftenden Grüße, auch seitlich am Dach ist mit flotter Bandgras-Schleife ein Blumensträußchen befestigt. M. P.

Blumenständer mit Photographie-Rahmen.

Hut mit zweierlei Aufputz zum Wechseln. — Bei der Unbeständigkeit aller Modeformen empfiehlt sich besonders für die große Mehrheit derer, die mit begrenzten Mitteln rechnen müssen, möglichste Einschränkung der Garderoben-Zahl. Um aber auch dem Bedürfniß nach Abwechslung gerecht zu werden und z. B. eine Hutform durch veränderten Putz mit mehreren Toiletten in Einklang zu bringen, habe ich mir eine Vorrichtung erdacht, die einen Umtausch der Hut-Garnirung in wenigen Minuten gestattet und derselben ein völlig anderes Gepräge verleiht, ohne daß Nadel und Faden hierbei zu helfen brauchen. Die Garnirung, — nur für einfache Matrosenformen, Boleros oder „Russenköpfe" geeignet, — besteht in einem hoch ragenden Blumen- oder Federntuff, auch Federposen oder dergl. und aus einem eingekrausten Schrägstreifen mit Schlupfen oder Rosetten am Ende, der den Hutkopf umgiebt und mit Haken und Oese geschlossen wird. — Zur Befestigung der hohen Seiten-Garnirung, die zuerst angebracht, respective zuletzt abgenommen werden muß, dienen zwei kleine Messingringe, deren einer links am oberen, der andere am unteren Rande des Hutkopfes festgenäht ist. Seiden-Languetten in der Farbe des Hutes beschürzen die Ringe. Nun schiebt man den Stiel des Blumen- oder Federntuffs von oben nach unten durch beide Ringe, biegt den überstehenden Theil des Drahtes zurück und steckt ihn hinter den Stiel. Der obere, etwas größere Ring verhindert das Hin- und Herschwanken der Garnirung und schont dieselbe zugleich, da sie niemals zerstochen oder gedrückt zu werden braucht. Schließlich ist der Faltenstreif noch derart überzuhaken, daß die Rosetten den Drahtstiel verdecken, und die Garnirung ist fertig! J. F.

Handarbeit.

Behälter aus Cigarrenbändern für Stickseide. — Man benäht die eine Seite eines 35 zu 65 cm großen, weißen Stückes Futter-Gaze mit kreuzweise geflochtenen Cigarrenbändern. Dann wird das Futter hergestellt, indem man eine genügende Anzahl Cigarrenbänder mit kleinen Vorstichen aneinander näht. (Zum Aneinandernähen benutzte ich Fäden, die ich mir aus einem langen, starken Cigarrenbande zog.) Das also verfertigte Stück heftet man auf die Rückseite der Gaze und faßt das Ganze mit rothen oder gelben Cigarrenbändern ein, die man mit bunter Seide in Hexenstich benäht. In das Innere werden, um die Stickseide zu halten, in einem Zwischenraum von 14 cm, quer überliegend zwei Cigarrenbänder, immer in 3 cm Entfernung, fest angesteppt. Dann näht man noch zwei besonders schöne Cigarrenbänder als Bindebänder für die Rolle an die Mitte der einen Schmalseite. In meinem Behälter, der beliebig fest oder lose zusammengerollt wird, habe ich die Seide den Schattirungen nach geordnet; dies sieht auf dem gelben, leuchtenden Grunde sehr hübsch aus und erleichtert das Finden der passenden Farbe sehr, auch kann die Seide, so verwahrt, nie rauh werden. Ursula von Z.

Schürze aus Gitterstoff mit Durchbrucharbeit.

Schürze aus Gitterstoff mit Durchbrucharbeit. — Vor kurzem wurde mir in Bekanntenkreisen ein Gewebe („Gitterstoff", aus der Fabrik von Conrad Kein, Oestritz in Sachsen) empfohlen, als ganz besonders geeignet für allerlei Sommerkleidung, auch Schürzen, Decken und andere Gegenstände, die man gern mit ein- oder mehrfarbigem Kreuzstich oder mit Durchbruch verziert. Ich ließ mir Proben von dem Stoff kommen, der in allen möglichen Farben zu haben ist, und habe höchst befriedigende Erfahrungen gemacht, was leichte Bearbeitung, Haltbarkeit und bequemes Waschen des Stoffes betrifft. Die dargestellte Schürze aus crêmefarbenem Gitterstoff wurde mit 2 cm breitem Hohlsaum und dann, je in 2 cm Entfernung, mit Durchbruchstreifen (nach dem Extra-Blatt Nr. 69 der Illustr. Frauen-Zeitung) verziert. Farbiges Band dient zur Befestigung, gleiche Schleifen übernehmen den Ausputz. Frau A. M.

Bezugsquellen: Blumenständer mit Photographie-Rahmen: H. Faßbender, N, Schönhauser Allee 21 pt.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt: Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16, III. 15. August 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(9. Fortsetzung.)

Wer ihm zum Beispiel einmal gesagt hätte, daß er einstens die tollsten Seitensprünge verheiratheter Männer mit nachsichtigem Lächeln beurtheilen würde, — er, der darin immer so rigoros gewesen war! „Vor der Ehe," hatte er stets gepredigt, „vor der Ehe ist alles erlaubt, nachher alles verboten."

Freilich lebte er schon damals seinem Moral-Satze nicht nach, denn der durch weibliche Erziehung Verfeinerte erlaubte sich auch vor der Ehe nicht besonders viel. Wüstes Treiben stieß ihn von je ab: eine gewisse Schönheitsgrenze wollte er immer eingehalten wissen. „Sind wir Handwerksburschen?" pflegte er angewidert zu fragen, wenn die andern im Jugendübermuthe Lust zeigten, einen kühnen Sprung über diese Grenze zu thun.

Einen „langweiligen Moralisten" nannten ihn darum damals seine Freunde. Jetzt sagte das niemand mehr.

Wenn Max Bichéry an die kleine Coco von der ersten Quadrille dachte, dann lächelte er. Sie war zum Anbeißen nett, die Hexe! Und daß sie einem die Sache nicht immer leicht machte, sondern wie ein behendes Fischlein zwischen den Fingern durchschlüpfte, wenn man schon meinte, sie gefangen zu haben, das machte den Verkehr mit ihr erst recht pikant! Und ein andermal wieder dieses sprühende Leben, diese lachende Hingebung! Es war doch ein guter Einfall gewesen, damals auf die Redoute zu gehen!

Max Bichéry war seiner Frau durchgegangen an jenem Abend. Sie hatte wieder einmal „ihre Nerven", und dann war sie immer unausstehlich. Nicht, als ob der Gatte ihr daraus einen besonderen Vorwurf gemacht hätte. Gott bewahre! Alle Frauen waren unausstehlich, wenn sie gerade „ihre Nerven" hatten. Aber angenehm war es für die Umgebung natürlich auch nicht. Bichéry war zu der Ueberzeugung gekommen, man thue am klügsten daran, in diesem Fall aus dem Wege zu gehen. Dann kam wieder von selbst alles ins gewohnte ruhige Geleise.

Der Graf war sehr stolz auf seine schöne Frau, und er hatte noch keinen Augenblick bereut, sie geheirathet zu haben.

Nur traulicher, wärmer hätte sie ihm sein Heim machen können. Er sprach den Wunsch nie aus, aber es hätte ihn gefreut, wenn Sylvia ihn errathen hätte. Sehr erfreut sogar. Man lebte doch nicht nur für die Gesellschaft. Seine Frau aber schien gerade das zu glauben.

Je älter Bichéry wurde, desto klarer wurde ihm, daß er eigentlich vorwiegend Gemüthsmensch sei, der nicht in den Trubel der großen Welt tauge. Wenn er diese Behauptung in Gegenwart seiner Mutter aufstellte, so ärgerte sie sich. Das wußte er und that es daher auch nur selten. Manchmal aber entschlüpfte es ihm doch. In dem reifen Manne lebte noch immer etwas von jener stillen Sehnsucht nach einem einfachen Glücke, die ihn als sechzehnjährigen Jüngling den „unumstößlichen" Entschluß hatte fassen lassen, eine mäßig hübsche, um 15 Jahre ältere Näherin zu heirathen, die der Kammerjungfer seiner Mutter zu helfen pflegte, wenn es Postarbeit gab. — „Sie oder keine!" — hatte er damals erklärt. — Sie oder keine! Sie, nur sie liebte ihn, und . . . kurz und gut: als Ehrenmann konnte er überhaupt nicht anders handeln! Es war der Obersthofmeisterin nicht leicht geworden, ihm den Geschmack an seinem Ideal zu verleiden. Das gelang erst, als das Fräulein sich nicht mit Max in die Donau stürzte, wozu er sie unter Thränen und Küssen aufgefordert hatte, sondern es vorzog, sich mit der Mama ihres jugendlichen Liebhabers zu verständigen. Sie eröffnete bald darauf einen Mode-Salon und heirathete dann ihren Commis. — Von diesem Augenblick an sah Bichéry die Frauen im allgemeinen und das ewig Weibliche der unteren Schichten im besonderen mit nüchternem Auge an. — Die leise Sehnsucht aber blieb. Von Zeit zu Zeit träumte er noch immer von demselben schönen Etwas, das er als halbes Kind in eine ältliche Näherin hineingelegt hatte. Und in solchen Augenblicken fühlte er sich vereinsamt. Niemand verstand ihn, seine ehrgeizige Mutter am wenigsten. — Coco machte zuweilen Augen, als ob sie verstünde. Der Graf lachte sich selbst aus über den närrischen Einfall. Eine Coco! Die Sorte verstand eben ihr Handwerk, nichts weiter. Die anständigen Frauen hatten das nicht nöthig.

Nun: man konnte nicht alles haben. Bichéry fand selbst, daß es unrecht von ihm sei, sich innerlich aufzuregen, wenn seine und Sylvia's Wünsche wieder einmal nicht übereinstimmten. War es ihre Schuld, daß sie es oft gerade dann unerträglich heiß fand, wenn er fror? Konnte sie dafür, daß sie so häufig der Ruhe bedurfte, wenn er spazieren fahren, und daß sie gerade dann Lust hatte, ins Theater zu gehen, wenn er einmal daheim bleiben wollte? Gewiß nicht! Wahrscheinlich kam das in jeder Ehe vor. Darum beklagte er sich auch nie; er wollte nicht in Gefahr kommen, sich lächerlich zu machen; denn die Lächerlichkeit fürchten Weltmänner fast ebenso wie einen Fleck auf ihrem Namen. Und daß Sylvia diesen nie beschmutzen würde, wußte er, wie seine Mutter es wußte. Er seufzte jedesmal leise auf, wenn seine Gedanken bei diesem Punkt angelangt waren. Wahrscheinlich aus Befriedigung darüber, weil er in dieser Hinsicht so ruhig sein konnte, denn gegen den leisesten Verdacht wäre er sehr empfindlich gewesen. Aber sie war ja so kühl, seine schöne Frau Gemahlin! — Und dann mußte er wieder an Coco denken. Wie viel Temperament sie doch hatte, die Hexe!

Bichéry wäre sehr erstaunt gewesen, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß seine Frau sich gleichfalls nach ein wenig Wärme sehne, und zwar viel heftiger, viel ungestümer sehne als er selbst. Aber sie wußte es nicht. Wenn sie von Vergnügen zu Vergnügen jagte, dann wußte sie nicht, was sie immerfort dabei suche, ohne es je zu finden, und wenn sie zu andern Zeiten nächtelang wach lag und weinte, weinte, dann wußte sie wieder nicht, warum ihre Thränen flossen. Die Aerzte erklärten, sie leide an nervösen Zuständen, und da die Patientin zu den Glücklichen gehörte, die sich's leisten können, verordneten sie ihr von Zeit zu Zeit einige Wochen absoluter Ruhe und schickten sie in die Bäder, abwechselnd nach Abbazzia, nach Sylt, nach Ostende. Die Seeluft that ihr auch wirklich gut; sie erholte sich jedesmal. Der Kurerfolg hielt nur leider nie lange an, kaum wenige Wochen; dann fing die Rastlosigkeit von neuem an, das ewige Suchen und nicht finden können, die ungleichen Launen und die Thränen. Mit einem Worte: die Nervosität.

Ein einziges Mal tauchte in der jungen Frau flüchtig der Zweifel auf, ob es nicht außerdem noch etwas anderes sei, das ihr fehle. Sie dachte einige Zeit viel darüber nach, mehr als ihr gut war, und dann entschied sie sich doch wieder für die „Nerven".

Es war kurz nach dem Tode ihres Vaters. Als Sylvia zwei Jahre verheirathet war, starb er ganz plötzlich, an einem Schlagflusse. Es war sein Glück, denn das Damoklesschwert der Gewohnheitstrinker, — die Wassersucht, — hing schon dicht über seinem Haupte. Die Katastrophe war Mitte December eingetreten, und als Sylvia zum Begräbniß in Wildeck anlangte, — das erste Mal seit ihrer Verheirathung, — stand das Schloß leer. Die Mitglieder des parlamentarischen Clubs, dem Kromer angehörte, hatten einen Weihnachts-Ausflug nach Dalmatien arrangirt, und der Graf hatte sich ihnen angeschlossen, um seine Familie in Lussin zu besuchen.

Dr. Weiler hatte nämlich für die ältere Comtesse während der strengen Wintermonate ein milderes Klima angerathen, und Mutter und Schwester hatten sie nach dem Insel-Kurorte begleitet, den Graf Kromer der Billigkeit wegen an Stelle des lebhafteren Abbazzia für die Seinen gewählt hatte.

Es schneite und stürmte, als Sylvia in Wildeck eintraf. Sie war telegraphisch in herzlichster Weise aufgefordert worden, im Schlosse abzusteigen, aber das unbewohnte Gebäude machte einen so ungastlichen Eindruck, daß sie es vorzog, im Meierhof bei Tante Sophie zu bleiben. — Der Leichnam des Rittmeisters war in der Gruftkapelle der gräflichen Familie am Friedhof aufgebahrt worden, und der Sarg hatte geschlossen werden müssen, ehe die Tochter eintraf, weil die Verwesung trotz der herrschenden Kälte so rasche Fortschritte gemacht hatte. Die junge Frau vernahm es mit einem Gefühle der Erleichterung. Sie hatte eine unüberwindliche Scheu vor Todten, und der Vater hatte ihr nie so nahe gestanden, daß sie den verzweiflungsvollen Wunsch gehabt hätte, sich nur noch einmal über seine Leiche zu stürzen. So lange sie denken konnte, hatte sie sich seiner heimlich geschämt, und was sie an Zuneigung je für ihn gefühlt hatte, war nicht viel mehr gewesen als ein leises, zuweilen etwas ärgerliches Mitleid. Nur wenn er von andern angegriffen wurde, regte sich in ihr eine Art töchterlicher Empfindung, und sie vertheidigte ihn jedesmal.

Und doch war sie von dem Ereigniß tiefer bewegt, als selbst Tante Sophie erwartet hatte. „Es ist eben etwas Geheimnißvolles um das Band zwischen den nächsten Anverwandten," dachte das alte Fräulein. Als unter massenhaftem Zulauf der Dorfbewohner der „betrunkene Rittmeister" in die Gruft gesenkt wurde, stand die junge Frau zwar still gefaßt neben ihrem Manne, der seinem Schwiegervater aus Rücksicht für die Gattin, — daran ließ er es nie fehlen, — gleichfalls die letzte Ehre erwies; aber nachher, als Bichéry abgereist war, und Sylvia, um den Seelenmessen am folgenden Morgen beizuwohnen, allein in Wildeck zurückblieb, brach der Bann.

In der Abenddämmerung, als sie neben der Tante auf dem wohlbekannten, altmodischen Sopha saß, lehnte sie, mit einem Male heftig aufschluchzend, den Kopf an die Brust des alten Fräuleins, und es dauerte lange, bis sie sich satt geweint hatte. Fräulein Holde war so erschrocken über diesen Gefühlsausbruch, daß ihre eigenen Thränen versiegten. Aber nicht nur erschrocken war sie, auch glücklich, wie lange nicht. Ein wonniges, weiches Gefühl durchwärmte ihren altjüngferlichen Busen. Die Nichte hatte sie nie durch Zärtlichkeit verwöhnt, sich auch nur widerstrebend von ihr verwöhnen lassen, und nun ließ sie sich das Haar streicheln und in die Ohren flüstern: „Mein Kind! mein Herzenskind!" Sie duldete die Liebkosung nicht nur, sie schmiegte sich dankbar an und schien es nicht müde zu werden, daß man schön mit ihr thue! — Fräulein Sophie wagte kaum zu athmen, so selig war sie, und an diesem, wie dem folgenden Tage zog sich die zitternde Liebe, die sich nie völlig hervorgewagt hatte, wie ein heller rother Faden durch jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung des alten Fräuleins.

Und eben während jener 48 Stunden, die Sylvia nach zweijähriger Abwesenheit wieder in ihrem Heimatsort zubrachte, tauchte in der vielgefeierten Gattin des Grafen Bichéry die Ahnung auf, daß ihr in ihrem glänzenden Heim die Wärme fehle. Und sie begriff nicht, daß sie so lange Zeit hatte vorübergehen lassen können, ohne Tante Sophie aufzusuchen. Sie begriff es wirklich nicht.

Wer, unter allen, stand ihr denn so nahe als die Gute, Treue, ihre zweite Mutter? Der Vorwurf, nicht dankbar genug gewesen zu sein für so viel Liebe, quälte sie, und sie nahm sich vor, ihn nicht mehr zu verdienen. Nie mehr! Sie dachte an den kindischen Groll, womit sie sich gegen die Thränenseligkeit des alten Fräuleins so oft aufgelehnt hatte, und die Reue regte sich in ihr. „Wie hart doch Kinder sein können in ihrer rücksichtslosen Lebensfreude!" sagte sie sich verwundert.

Abends, als das Lampenlicht auf das blasse, von feinen Runzeln durchzogene Gesicht fiel, durchzuckte sie plötzlich ein heftiger Schreck. Wie, wenn sie diese ihr ganz ergebene Seele verlieren sollte! Der Gedanke war nicht auszudenken. Und er lag doch so nahe. Der magere Rücken hatte sich so gekrümmt, seit sie die Tante nicht gesehen hatte; förmlich noch kleiner war das alte Fräulein geworden. Aber nein! Warum sollte gerade sie schon sterben? Sie war ja noch nicht so alt, kaum sechzig .... Aber starben die meisten Menschen nicht früher, ... viel, viel zu früh? „Fehlt Dir auch wirklich nichts, Tante Sophie? Bist du auch gesund?" fragte sie ängstlich, die welken Hände streichelnd. „Gieb nur recht Acht auf Dich, hörst Du? Jetzt, seit der arme Papa nicht mehr ist, brauchst Du Dich ja nicht mehr zu plagen, ... kannst Dich recht schonen, ... sollst nur an Dich denken, hörst Du?"

Sie beruhigte sich erst, als das alte Fräulein feierlich versprach, sich zu schonen, nicht einmal Staub zu wischen, wenn es sie ermüden sollte. „Und nicht etwa auf den Sessel steigen, um hinter die Bilder zu gucken! Ja, ja," unterbrach sich Sylvia, als Fräulein Holde, die erst vorige Woche beim Vorhänge bürsten bald vom Tische gefallen wäre, ein schuldbewußtes und dabei still vergnügtes Gesicht machte, „ja, ja, ich werde mit Fanny sprechen, daß sie Dich in der Corda hält." — Fanny war das Dienstmädchen. — „Und ich komme auch bald selbst wieder, um mich zu überzeugen, ob Du folgsam bist!"

Aber sie kam nicht so bald wieder. Sie schrieb lange, liebe, zärtliche Tochterbriefe, die von dem alten Fräulein mit feuchten, glücklichen Augen gelesen wurden, aber sie kam nicht. Daran war aber nicht die Tante Schuld.

Unter dem Trauergeleite, das dem Sarge des Rittmeisters folgte, befand sich auch eine kleine Frauengestalt, die, in einen alten Bisampelz gehüllt, den aufrecht getragenen Kopf von einer warmen Wollhaube umschlossen, mit kleinen, festen Schritten über den Schnee stampfte. Beim Anblick des alten Pelzes huschte so etwas wie ein Lächeln über das Antlitz der jungen Gräfin, und, hätte sie ihrem ersten Impulse folgen können, so hätte sie sich bis zur Trägerin des Pelzes durchgedrängt, wäre mit der Hand über den braunen, an manchen Stellen schadhaften Besatz gefahren und hätte leise gefragt: „Der lebt also auch noch, Tante Weiler? Sag' einmal, schämst Du Dich denn nicht?" — Und etwas gegeben hätte sie darum, wenn sie die Antwort hätte hören können: „Nein, Kind Gottes, ich schäme mich nicht! Die alte Haut wird nicht pensionirt, so lange ich lebe!"

Davon konnte nun heute freilich nicht die Rede sein, wohl aber nahm sich Sylvia vor, gleich nach Beendigung der Trauer-Ceremonie der alten Frau zu danken, daß sie trotz des schlimmen Wetters gekommen sei. Doch als sie sich, von den condolirenden Dorfbewohnern umdrängt, nach dem schmalen Gesicht mit der starken Nase und den grauen Scheiteln umsah, fand sie es nirgends mehr. Die Doctorin hatte den Friedhof bereits verlassen. — „Die gute Toni muß ich auszanken," meinte Fräulein Holde, als man nach dem Abendessen plaudernd beisammensaß. — „Sie, mit ihrem Rheuma, hätte bei diesem Wetter lieber nicht kommen sollen. Wenn ich mich nicht zu Tode erkältet habe, so ist nur die Aufregung Ursache, die einen in solchen Augenblicken aufrecht erhält und widerstandsfähig macht."

Fräulein Sophie gab einige merkwürdige Fälle zum besten, in denen Todeskrankheiten nur aus diesem Grunde nicht zum Ausbruch gekommen waren. Sylvia hörte geduldig zu, bis das Thema erschöpft war, dann fragte sie nach kurzem Zögern: „Also . . . die Doctorin war beim Begräbniß?"

„Freilich! . . . Hast Du sie nicht gesehen? Sie kam ja auf mich zu, als wir an der Kapellenthür beisammen standen. Gab sie Dir nicht auch die Hand? Gewiß hat sie's gethan, und Du hast es in Deiner Erregung nur nicht bemerkt."

Die junge Frau widersprach nicht, aber sie erinnerte sich, daß die alte Frau nicht eben auffällig, aber, wie es Sylvia schien, mit einem entschieden abweisenden Zug um die Lippen den Kopf weggewendet hatte, als ihre und Sylvia's Blicke sich während der Einsegnung zufällig begegneten.

Es war eigentlich lächerlich, dieses Schmollen, dachte Sylvia. Man konnte doch nicht im Ernste von ihr verlangen, daß sie sich mit der Stellung, die ein Landarzt ihr bieten konnte, hätte zufrieden geben sollen?! . . . Kochen, Nähen, Kranke besuchen, vielleicht auch einen ähnlichen Pelz tragen, wie Tante Weiler! Die elegante Frau lächelte unwillkürlich. Wer die Sache ruhig überdachte, mußte doch einsehen, daß sie dazu nimmermehr getaugt hätte. — Aber freilich: der Sohn war ihr Alles, das erklärte die grollende Empfindlichkeit der alten Frau. Und nach allem, was Fräulein Holde erzählte, wurde diese von ihrem Einzigen auf Händen getragen: es war in seiner Art ein rührendes Verhältniß.

Sylvia hörte, wie vorhin, geduldig zu, ohne die Tante zu unterbrechen, aber die Erzählerin selbst brachte das Gespräch bald auf ein anderes Thema. Trotz aller schuldigen Anerkennung, die sie dem jungen Manne zollte, konnte das alte Fräulein eine leise Verstimmung nur schwer verbergen, wenn sie auf ihn zu sprechen kam. Und das war nur natürlich. Es ärgert jeden, wenn er sein Mitleid an einen Unwürdigen verschwendet hat. Das aber war dem jungen Arzt gegenüber Fräulein Holde's Fall gewesen. — Sie hatte aus Romanen viel Lebenserfahrung geschöpft und wußte genau, was unglücklich Liebenden ziemte. Seit dem Tage, da sie, — selbst noch jung, — über die Leiden des jungen Werther geschluchzt hatte, war aber auch sie mit der Zeit fortgeschritten und nüchtern geworden. Sie verlangte nicht mehr, daß der oder die Verschmähte mit Tod abgehe, wenn schon nicht durch Selbstmord, so doch wenigstens durch schleichendes Siechthum. Das war das Los einiger Ausnahmenaturen, — der feinstbesaiteten, — und diesen Maßstab durfte man nicht an alle legen. Sie that es daher auch nicht; . . . aber daß man seine Enttäuschung so — mir nichts, Dir nichts — abschüttelte, wie, — dem zarten Fräulein drängte sich in ihrer Empörung ein Lieblingsausdruck ihrer seligen Mutter auf, die eine „Jesche" Wienerin gewesen war, — daß man seine Enttäuschung abschüttelte, ‚wie der Hund die Flöhe', das war nicht in der Ordnung, und die alte Dame fühlte sich in ihrer schönen Nichte tief beleidigt.

Mit einer Art wehmüthiger Wollust hatte sie für den „armen Jungen" still bei sich kleine mütterliche Aufmerksamkeiten ersonnen, und es hätte die Gute innig gefreut, wenn es ihr gelungen wäre, den Gebeugten langsam aufzurichten. Jeder kleine Fortschritt, — ein schwacher Freudenschimmer, ein mattes Lächeln, — hätte sie inniglich gefreut. Aber daß er gar keines Trostes zu bedürfen schien und sich bald nach Sylvia's Verlobung in Wildeck niederließ, frisch und thatkräftig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, das verzieh ihm Fräulein Holde nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verliebt war er in sie, das konnte ja jedes Kind merken, dachte sie. — Aber die Männer haben so selten Gemüth!

Und sie tröstete sich zum hundertsten Male still darüber, daß sie ihre letzte „Aussicht" vor mehr als zwanzig Jahren dem Kinde ihrer verstorbenen Schwester geopfert hatte. — Alle und jede Anhänglichkeit war doch nur weggeworfen, wenn ein Mann im Spiele war. Diese Herren der Schöpfung hatten eine eigene Fertigkeit, über die Vergangenheit wegzublasen . . . fiu! . . und kein Stäubchen blieb übrig. Nun: um so besser für sie, . . . sie hatten es leichter im Leben!

Was Ferdinand Weiler anbelangte, so schien sie allerdings nicht Unrecht zu haben.

Als Sylvia am Morgen nach dem Begräbnisse mit der Tante von der Seelenmesse heimkehrte und den schmalen Steig von der Kirche herabkam, der auf dem Dorfplatz mündete, erblickte sie vor dem Sternenwirthshaus ein Wägelchen, das eben in Begriff war, sich in Bewegung zu setzen. Der Lenker des kräftig gebauten Schimmels schlug die schützende Decke um die Beine und schnalzte leicht mit der Zunge. Als er Fräulein Holde erkannte, lüftete er den breitrandigen Hut, und sie blieb stehen und winkte ihm mit der Hand. Auch Sylvia, die hinter der Tante etwas zurückgeblieben war, hielt den Schritt an und faßte den Grüßenden ins Auge. Sie sah, wie er bei ihrem Anblick stutzte und den Zügeln einen kleinen Ruck gab. — Aber er wechselte dabei nicht die Farbe, wie sie selbst, und er zuckte mit keiner Wimper. Auch wendete er nicht den Kopf ab, wie seine Mutter gestern, sondern grüßte sie höflich, wie es einer Gräfin Vichéry zukam. Eine Secunde lang fühlte sie das ruhige Licht seiner Augen auf ihrem erblaßten Gesicht, dann war das kräftige, gebräunte Antlitz, das sie wie im Fluge erschaut hatte, ihren Blicken entschwunden.

„War das nicht . . .?" Kaum ausgesprochen, ärgerte sie sich über die Frage; sie hatte ja den Jugendfreund auf den ersten Blick erkannt.

„Der Ferdinand war's, freilich, mein Herz!" erwiderte die Tante. „Er ist stark geworden, nicht wahr? Fast zu stark für sein Alter. Und er plagt sich doch gehörig, das muß man ihm lassen. Tag und Nacht keine Ruhe, und das viele Ueberlandfahren bei Wind und Wetter! . . . Uebrigens, dem schlägt ja alles gut an!"

Die chronische Gereiztheit gegen den Doctor klang diesmal so deutlich aus des Fräuleins Stimme, daß Sylvia erstaunt aufhorchte und die Tante einen Augenblick aufmerksam ansah. Eine Frage schien ihr auf der Zunge zu schweben. Dann aber nickte sie nur mit dem Kopf und meinte gleichgültig:

„Stärker geworden findest Du ihn? So? Ich kann nicht urtheilen: ich sah ihn ja kaum."

Einige Wochen hindurch war Sylvia fortwährend auf dem Sprunge, nach Wildeck zurückzukehren. Sie wollte die Tante überraschen und bei dieser Gelegenheit auch die Doctorin besuchen. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man über peinliche Situationen am besten hinwegkommt, wenn man sie einfach ignorirt. Und sie wollte, daß alles wieder so werde wie früher. Es war ja lächerlich, dieses Fremdthun zwischen Menschen, die sich von Kindheit an kannten. Es hatte gar keinen Sinn! Ferdinand war ein Kind. Nein! Er sollte sie nicht wieder so fremd grüßen, — was fiel ihm ein? Er durfte nicht. Sie wollte es ihm schon abgewöhnen.

Dieser Vorsatz beschäftigte Sylvia einige Wochen lang. Sie wurde nicht müde, Scenen auszudenken, die alle damit endeten, daß sie und Ferdinand gute Freunde waren wie früher. Und auch Tante Weiler war wieder gut, und es freute sie, wenn Sylvia sie besuchte. Die junge Frau dachte sich's zur Abwechslung so gemüthlich, bei dem runden Eßtisch an ihrem Platze vor der Kredenz zu sitzen, oder im Sommer im Lugaus und unter dem Kastanienbaum. Sie hatte eine förmliche Sehnsucht nach dem alten Riesen mit seinen rothen Blüthenkerzen! Nun: ein paar Monate nur noch, und er war voll davon über und über! Und gar der Flieder! Nirgends hatte Sylvia einen Strauch gefunden, der so duftete wie jener hinter dem kleinen Kapellchen, an der Gartenmauer. Und die Veilchen erst rückwärts beim „Salettl"!

Sie schloß die Augen und sog in Gedanken den Duft ein.

Während dieser Zeit machten ihre Nerven Sylvia weniger als sonst zu schaffen; dann aber trat plötzlich ein Rückschlag ein. Sie wurde wieder sehr reizbar und weinte mehr als je.

Und sie fuhr nicht nach Wildeck, nicht einmal nach Maltern, wozu die Obersthofmeisterin sie während der beiden folgenden Sommer zu überreden suchte. Sie wollte von der ganzen Gegend nichts wissen.

Als die Sehnsucht, Tante Sophie wiederzusehen, einmal recht heftig wurde, lud sie das alte Fräulein ein, zu ihr nach Wien zu kommen. Für die Tante war die vierstündige Eisenbahnfahrt ein großes Ereigniß. Sie hatte seit Jahren keinen Schritt aus dem Orte gesetzt und ängstigte sich ein paar Wochen, ehe sie den Muth hatte, das Unternehmen zu wagen. Unter Kromer's Schutz, der gerade nach Wien fuhr, brach sie endlich auf, und obwohl sich die alte Dame im Inzendorf'schen Palais nicht sehr behaglich fühlte, war sie selig. Besonders, als sie wieder daheim sicher zwischen ihren vier Wänden saß, — sie wohnte seit des Rittmeisters Tode im Schlosse, — und von dem Glücke, das ihre Nichte gemacht hatte, erzählen konnte.

XVI.

Im dritten Sommer endlich setzte die Obersthofmeisterin ihren Willen durch, und Sylvia kam nach Maltern. Es war nicht das einzige, was die alte Frau in der Zwischenzeit erreicht hatte. Sie war nicht müßig gewesen und hatte keine Stunde verloren.

Als Max Vichéry anfing, seiner Coco überdrüssig zu werden, benützte die Mutter den Augenblick, eine neue Flamme anzufachen. Anfangs zeigte sich der Graf ihren Plänen wenig geneigt. Dame Politik locke ihn nicht im mindesten, versicherte er, und in Gegenwart seiner Mutter mokirte er sich mit Vorliebe über alle Standesgenossen, die nach dem Lorbeer eines Volksredners geizten.

Ein Jahr später saß er aber doch im Landtage, und jetzt candidirte er auch um das freigewordene Reichstags-Mandat des Altkirchner Kreises. Das war auch der Grund, weshalb die Obersthofmeisterin darauf bestand, daß Sylvia wenigstens ein paar Wochen in Maltern zubringe. Vichéry sollte von den Landgemeinden gewählt werden, und es lag in seinem Interesse, sich populär zu machen. Dazu aber konnte kluger weiblicher Einfluß manches beitragen, so war die Ansicht der Obersthofmeisterin. Was an ihr lag, hatte sie bereits die letzten Jahre her redlich gethan, nun aber war es durchaus nöthig, daß auch die junge Gräfin sich wieder einmal den Leuten zeige. Viel mehr verlangte die Schwiegermutter ohnehin nicht von ihr: sie kannte die Menschen und wußte, daß Jugend und Schönheit die Herzen an sich ziehen, wie der Zucker die Fliegen. Und Sylvia verstand so liebenswürdig zu grüßen, wenn sie wollte. Das genügte.

„Noblesse oblige, ma chère," sagte sie zu ihrer Schwiegertochter, als sie dieser die Sache auseinandersetzte. „Wenn Du Gouvernante geworden wärest, hättest Du das nicht nöthig, aber so . . ."

Es war zwei Tage nach der Ankunft der beiden Gräfinnen Vichéry in Maltern. Der August war drückend heiß in diesem Jahre: schon nahe am Sinken brannte die Sonne noch immer glühend auf die Felswände und hüllte die Wälder in einen flimmernden Dunstschleier. Der Graf wurde erwartet; er sollte über Firling kommen, wo am frühen Nachmittag eine Wähler-Versammlung stattgefunden hatte.

Als sein Coupé vorfuhr, erwartete ihn die Mutter am Fuße der Treppe.

„Armer Junge! Wie erhitzt!" rief sie mitleidig, als er aus dem Wagen sprang.

Der Graf sah abgespannt aus.

„Ich bin völlig erschöpft, Mama!" sagte er mit matter Stimme, die Hand der Mutter an die Lippen ziehend. „Zwei Stunden ununterbrochen sprechen, das strengt an . . ." Hüstelnd deutete er nach seinem Halse.

„Du Aermster!" wiederholte die Obersthofmeisterin. Sie machte ein bekümmertes Gesicht und seufzte tief. „Ich fürchte, Du reibst Dich auf, wenn das so weitergeht . . ."

Aber während sie an der Seite des Sohnes die Treppe hinanstieg, erhellten sich ihre Mienen.

„Denke Dir, von wem ich heute früh einen Brief erhielt!" berichtete sie lebhaft, „von Lettgenstein! Er schreibt, daß der Minister-Präsident große Stücke auf Dich hält. ‚Eine Säule der Partei', und so weiter . . . Nun: Du kannst ja lesen, wie liebenswürdig er sich ausdrückt."

Doch der Graf zeigte sich nur wenig geschmeichelt.

„Du wirst sehen, Mama, man will mir eine schwere Last aufbürden. Klaret sondirte schon neulich, aber . . ." Er machte eine unwillige Handbewegung.

Beim Diner thaute er auf. Nicht ohne Humor gab er kleine Einzelheiten von der Wählerversammlung zum besten. Er führte einen Toast an, den der Bürgermeister von Firling zum Schlusse auf ihn ausgebracht hatte, ohne mehr als dreimal in dem speech stecken zu bleiben, und erzählte auch von dem reichen Müllermeister, den er mit der huldvollen Ansprache beehrt hatte: „Sie heißen Weber, nicht wahr!" und der darauf die klassische Antwort gab: „Zu dienen, Herr Graf, und mein Bruder in Proßnitz hat den Franz Josephs-Orden."

Die Obersthofmeisterin lachte herzlich und erkundigte sich angelegentlich nach den übrigen Honoratioren, die der Versammlung beigewohnt hatten.

„Auch der junge Heller aus Wildeck war da," sagte Vichéry, zu Sylvia gewendet, nachdem er die Neugierde seiner Mutter befriedigt hatte. „Er legt sich Dir unbekannterweise zu Füßen. Ein ganz angenehmer Mensch!"

Seit Vichéry Volksvertreter geworden war, hatte er häufig Anwandlungen von Leutseligkeit, selbst wenn es sich um Parvenus handelte. Die Obersthofmeisterin bestärkte ihn darin bis zu einem gewissen Grade; es war nicht gut, sich die Leute zu Feinden zu machen.

„Du solltest doch auch die junge Frau besuchen," fuhr Vichéry fort. „Heller sagte mir, sie sei schon gestern dagewesen, doch ohne Dich zu treffen."

Sylvia nickte bestätigend und sagte, sie habe sehr bedauert. — Es war die Wahrheit; als der Diener ihr bei der Rückkehr von ihrem Abendspaziergang das Kärtchen mit der Inschrift: „Olga Heller, geb. Gräfin Kromer", überreicht hatte, war ihr gewesen, als spüle über ihr Herz eine warme Welle.

„Vielleicht fahre ich morgen nach Wildeck, wenn Mama nichts dagegen hat," sagte sie. „Kommst Du mit?" Es lag wenig Aufforderung in dem Tone.

Der Graf verneinte. „Du weißt ja, liebes Kind, ich muß in Altkirchen sein."

Sylvia's gleichgültiges: „So, in Altkirchen? Warum denn?" ärgerte die Obersthofmeisterin.

„Ich möchte wirklich wissen, wofür Du Dich eigentlich interessirst, liebes Kind," sagte sie ziemlich scharf. „Für Literatur nur mäßig, wie ich bemerke, für Kunst nicht viel mehr, wie wir gleichfalls erfahren haben, und für Politik augenscheinlich noch weniger. Ich glaube, Du weißt nicht einmal, daß Max für den Reichsrath candidirt. Mit Dir verglichen ist ja die gute Lotti Kromer noch gut unterrichtet in parlamentarischen Dingen."

Sylvia setzte dem Verweis ihrer Schwiegermutter eine ziemlich gleichgültige Miene entgegen, aber ihr Gatte fühlte doch das Bedürfniß, sich ihrer anzunehmen.

„‚Ein politisch Lied, ein garstig Lied', Mama!" sagte er lächelnd, und galant fügte er hinzu: „Sind so schöne Lippen dazu gemacht, sich mit so häßlichen Dingen zu beschmutzen?"

Er war aufgestanden und hatte sich über Sylvia's Stuhl geneigt. Und, wie um zu zeigen, wozu solche schöne Lippen eigentlich gemacht seien, drückte er rasch einen Kuß darauf.

Sylvia machte eine unwillige Wendung mit dem Kopfe, und er kam dadurch an den brillantbesetzten Bernsteinpfeil, den sie in dem zu einem griechischen Knoten geschlungenen Haare trug.

„Au!" rief sie empfindlich und fuhr mit der Hand nach dem Hinterhaupte. „So gieb doch Acht! Du thust mir ja weh . . ."

Vichéry richtete sich verstimmt in die Höhe.

„Die Mode wird immer thörichter," sagte er, sich zu einem Scherz zwingend. „Es wird noch so weit kommen, daß die Damen überall Fähnlein angespießt tragen mit der warnenden Inschrift: ‚Es wird ersucht, zehn Schritt vom Leibe zu bleiben!' Natürlich: man könnte ja dérangiren! . . ."

Tags darauf hielt vor der Villa Heller die Equipage aus Maltern. Die junge Frau, welche im Garten, über einem Kinderwägelchen gebückt, eben daran war, die blauen Vorhänge zusammenzuschieben, hob den Kopf.

„Sylvia!"

„Oli!"

Die Cousinen lagen sich in den Armen. Nachdem sie einander wieder und wieder umarmt hatten, trat jede einen Schritt zurück und betrachtete die andere prüfend.

Oli's rundes Gesicht war aufgeblüht zu rosiger Fülle; sie strahlte wie der junge Tag. Ein Veilchen hingen ihre Augen in stummer Freude an Sylvia's von der Erregung des Wiedersehens leicht gerötheten Zügen, dann wandte sie sich ab und trat an den Korb, dessen Vorhänge sie behutsam lüftete.

„Mein Herr Sohn!" sagte sie mit lächelndem Stolz. „Wenn er die Augerln aufmacht, wird er sich erst besser präsentiren."

„Dein Kind, Oli! . . ." sagte Sylvia sinnend. Ein Ausdruck, halb Verwunderung, halb Rührung, huschte über ihr Gesicht. „Wie heißt er?"

„Fritz natürlich, wie mein Mann, . . . wußtest Du das nicht?" fragte erstaunt die junge Mutter. „Gleich sollst Du auch den Papa kennen lernen. Ah, da kommt er ja selbst, wie gerufen! Auf diese Art siehst Du gleich die ganze Bande beisammen: Monsieur, Madame und Bébé!"

Sylvia blickte in die von der jungen Frau bezeichnete Richtung und sah einen schlanken, großen Mann, von Oli lebhaft herbeigewinkt, mit langen Schritten näherkommen. Sie betrachtete ihn mit Interesse. Das also war der Mann, an den beide Schwestern ihr Herz verloren hatten! Eine leise Verwunderung stieg in ihr auf. Mit dem wohlgepflegten blonden Haupt- und Barthaar, den offenen guten Augen und dem weichen Munde, den beim Sprechen ein sympathischer Zug umspielte, war Fritz Heller zwar wirklich ein angenehmer Mensch, wie Vichéry erst gestern von ihm gesagt hatte, aber Sylvia hatte dennoch Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Heller wäre ihr nie gefährlich geworden, dachte sie.

Oli merkte nichts von Sylvia's Befremden; sie stellte den Gatten mit einem strahlenden Lächeln vor und hängte sich an seinen Arm.

„Jetzt mußt Du Dir aber doch ansehen, wie wir hausen," meinte sie dann, als die ersten Redensarten zwischen Sylvia und Heller gewechselt worden waren.

Mit einer einladenden Handbewegung forderte sie die Cousine auf, ins Haus zu treten, und sie ruhte nicht eher, als bis diese alles besichtigt hatte: von der Küche im Souterrain angefangen, bis zu dem großen Salon im ersten Stockwerke. Auch auf den Balcon mußte Sylvia hinaustreten, der längs des Saales hinlief.

„Nicht wahr, entzückend!" fragte die junge Hausfrau. Dieser Ausblick, dem auf ihren Wunsch ein paar störende Pappeln geopfert worden waren, war ihr Stolz.

Die Villa stand an der dem Schlosse gegenüberliegenden Berglehne und gewährte, obwohl sie tiefer lag, einen günstigeren Aussichtspunkt als dieses, weil eben das Schloß selbst mit der Ruine im Hintergrunde dem Thale zum schönsten Schmucke gereichte. „In der That, reizend!" sagte Sylvia. — Auch einen Theil des Dorfes übersah man, und dort, weit rechts, halb versteckt im Grün, ein braunes, spitzes Dach.

Die Gräfin wendete den Blick ab und trat in den Salon zurück.

„Da ist es angenehm kühl," meinte sie.

Der in hellen, fein abgetönten Farben tapezirte Raum mit den weichen, schwellenden Möbeln hatte ihr gleich beim ersten Anblick besonders gefallen, wie sie überhaupt davon überrascht war, im Innern des etwas geschmacklosen Baues alles so stilvoll und vornehm zu finden.

Man ließ sich bei einem der Eck-Etablissements nieder und plauderte. Sylvia nahm anfangs regen Antheil am Gespräche, dann aber wurde sie zerstreut. Zu ihrer Rechten stand auf gedrechselten Füßen ein Tischchen, mit Photographien bedeckt. So oft sie sich im Gespräche an Heller wandte, fiel ihr Blick unwillkürlich auf ein Bild, das verkehrt obenauf lag, und herabzurutschen drohte. Es war ihr eigen, daß solche Kleinigkeiten sie störten.

Der Hausherr schien es zu bemerken, denn er streckte die Hand aus, um das Bild umzuwenden.

„Was hat denn Ferdinand verbrochen, daß er auf der Nase liegen muß?" fragte er lächelnd, indem er die Photographie an sich nahm. Er betrachtete das Bild sinnend.

Der Ausdruck stiller Liebenswürdigkeit, der Sylvia gleich anfangs an Heller aufgefallen war, trat besonders deutlich hervor, als er dem Gaste das Bild hinreichte. Es war, als ergieße sich von innen heraus über seine Züge ein Lichtschein.

„Hier stelle ich Ihnen meinen besten Freund vor, Frau Gräfin," sagte er. „Unser hiesiger Doctor, ein ausgezeichneter Mann, — als Arzt sowohl wie als Mensch."

Oli unterbrach ihn munter.

„Lieber Fritz, diese feierliche Vorstellung hättest Du Dir ersparen können! Sylvia kennt Weiler viel länger als Du. Wir haben ja als Kinder schon alle mitsammen gespielt, nicht wahr, Schatz?"

Sylvia hatte den Oberkörper halb von Oli abgewendet und hielt das Bild gegen das Licht. — Sie sehe sonst nicht deutlich genug, kurzsichtig, wie sie leider seit kurzem zu werden anfange, sagte sie.

„Ah, Sie kennen unsern Doctor?" rief Heller erfreut. „Nun, freilich, ich vergesse immer, daß Sie ja auch ein Wildecker Kind sind! Nicht wahr, gut getroffen? Dem Manne sieht man es an, daß er immer geradeaus geht und das ‚Selbstverständliche' thut, worin, wie er lachend behauptet, das ganze Geheimniß jedes Erfolges liegt. Vielleicht hat er darin recht, denn man sollte gar nicht glauben, wie selten es gethan wird, das ‚Selbstverständliche'!"

Sylvia legte das Bild in Heller's Hand zurück.

„Ich höre, daß er sehr beliebt ist," sagte sie, ohne ein Urtheil über die Photographie abzugeben.

„Beliebt, — das ist wohl zu wenig gesagt, Frau Gräfin," ereiferte sich Heller. Sylvia sah, daß er trotz seiner stillen Augen sehr lebhaft werden konnte. „Nicht bloß beliebt, vergöttert ist er geradezu, und wenn einer, so verdient er's um die Leute!"

Und, ohne daß Sylvia ihn dazu aufgefordert hätte, erzählte er von Ferdinands rastloser Hingabe zu seinem Beruf, von seiner Geschicklichkeit, seiner nie trügenden Diagnose. Aber das war lange nicht die Hauptsache. Was war er nicht noch außerdem für das arme Volk auf zehn Meilen im Umkreis: ein Berather, ein Freund, ein Bruder! — „Da sieht man wieder einmal deutlich, was ein einzelner Mensch alles leisten kann, wenn er mit Leib und Seele dabei ist! Ich sage immer: es bedürfte nur überall eines solchen Menschen auf je fünftausend, und die sociale Frage wäre so gut wie gelöst."

Der Eifer, in den sich Heller hineingeredet hatte, stand ihm gut. Von der Rolle, die er selbst in Wildeck spielte, sprach er kein Wort. Es schien ihm so selbstverständlich, daß er von seinem Ueberflusse dem Freunde die Mittel gebe, um zu helfen, wo es am nöthigsten war.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Ausstellung für die Pflege des Kindes in Schule und Haus in Breslau. — Die unter dem Protectorat der Frau Fürstin Hatzfeldt am 28. Mai d. J. eröffnete Ausstellung für die Pflege des Kindes in Schule und Haus gestaltete sich über Erwarten reichhaltig. Nicht nur hatten die bedeutendsten Firmen Artikel ausgestellt, die auf die Pflege des Kindes Bezug haben, auch bedeutende Gelehrte waren zusammengetreten, um die neuesten Forschungen über alle Entwicklungs-Phasen, Krankheiten und Sterblichkeits-Verhältnisse im Kindesalter darzuthun. Ganz besonderes Interesse wurde während der Ausstellung von Aerzten und Laien dem von Frau Bär-Reisser erfundenen und von G. Härtel ausgestellten „Kinder-Brut-Apparat" zugewandt, der seitdem schon in verschiedenen Kinder-Asylen Deutschlands mit Erfolg Verwendung findet. Unter den zahlreichen Ausstellern von Lebensmitteln zeichnete sich Oscar Gießer durch seine Auslage hygienischer Kinder-Nährmittel, sowie einer Menge Präparate und Extracte aus, die dem älteren Kinde zu Gute kommen. Hier fand man alle bekannten Badesalze, Soolen, Seifen, Moor-Erden, sowie natürliche Mineralwässer zum Kurgebrauch, das Malzextract-Bier von Hoddick, hygienische Chocoladen und Cacaos von Bilz, Lahmann, sowie die Kasseler Hafer-Cacaos, ferner die neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen Speisen-Präparate von Rademann u. v. a. Als neueste Errungenschaft unseres ostafrikanischen Schutzgebietes stellte C. Stiebler eine kräftig und rein schmeckende Marke „Kamerun"-Cacao und -Chocolade aus. Der schon jetzt mäßige Preis wird in jedem Jahre durch die stets sich steigernde Ertragsfähigkeit der jungen Plantagen geringer. Für das Badewesen sorgte die Firma R. Balhorn durch ihre antiseptischen Hausseifen, die auch dem ärztlichen Gebrauch dienen, und sonstige Bade-Artikel in großer Auswahl vom kleinsten Grauschwamm bis zum größten griechischen Schwamm und zu den wunderbaren Loofah-Gebilden. Eine Specialität ist die neue Lanolin-Benzoë-Seife. Hoflieferant Hausfelder hatte einen prächtigen Obelisk aus weiß und gelber venetianischer Kinderseife aufgestellt, um den sich die neuesten eigenen Fabrikate in Bade-Essenzen, Wallnußseifen, u. a. reihten.

Ausstattungen für unsere Babies boten die Wäschegeschäfte J. Henel, vorm. Fuchs, A. Bielschofsky, B. Schenk und Stein und Koslowsky dar. J. Henel hatte diesen Rahmen noch erweitert, indem er hygienische Schulkleidung, Sport- und Bade-Artikel wie -Anzüge, sowie Lahmann'sche Reformkleidung für jedes Kindesalter beifügte; Stein und Koslowsky reihten dagegen der ersten Ausstattung eine Jahres- und Confirmanden-Ausstattung in elegantester Ausführung an.

Eine zweckmäßige Erfindung bei Kinderkrankheiten stellte J. Rein, Bandagist, aus: ein Kindertragkörbchen (Preis 40 Mk.), dessen Gummi-Einsatz das Trockenlegen des Säuglings ganz überflüssig macht und ihm stets den freien Gebrauch seiner kleinen Glieder gestattet. R. Pfeiffer's Krankenbett für Steckbecken mit Heizvorrichtung, das bereits in vielen Exemplaren in der Kgl. Charité zu Berlin, sowie in anderen Kranken- und Siechenhäusern eingeführt wurde, ist für Gelähmte oder Operirte, die in Gipsverbänden liegen und ihre Lage nicht verändern dürfen, ganz unentbehrlich. — Eine Binde aus feinen Leinenbändchen gegen abstehende Ohren kleiner Kinder, sowie eine durchsichtige Schutzhülle gegen Beschädigung der Impfpocken, durch die man den Stand der Blattern deutlich erkennt, sind als weitere Neuheiten zu verzeichnen. J. Rein stellte auch eine Vorrichtung gegen das Schiefhalten des Köpfchens bei Säuglingen aus. — Verschiedene Statistiken hiesiger und Berliner Kinder-Hospitäler, welche die Sterblichkeit vor und nach der Einführung der Tracheotomie (Kehlkopfschnitt) und des Behring'schen Diphtherie-Heil-Serums zeigen, erregten großes Interesse, so die Tabellen, worin das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin die Häufigkeit der Pockenfälle in Europa nach ihrem Verhältniß zur Schutzpocken-Impfung darthut. Sehr interessant waren außerdem die überaus sorgfältigen Präparate der gesunden und kranken Organe von Säuglingen.

Alle Neuheiten auf dem Gebiete der Augenheilkunde bot der technische Mitarbeiter des bekannten Professors H. Cohn, Herr Optiker A. Heidrich. So z. B. eine eiserne, vielfach durchlöcherte Brille, die ein vorzügliches Mittel gegen hochgradige Kurzsichtigkeit und Nebelflecken auf der Hornhaut bietet, dann den Schnellsehprüfer für Schüler- und Soldaten-Untersuchungen, Bildertafeln für schwachsichtige, noch nicht schulpflichtige Kinder u. a. m. Bemerkenswerth waren auch die Beleuchtungsproben, die Professor Cohn in verschiedenen Schulen von Schülerplätzen aus angestellt hat, und die Ermüdungs-Thermen bei Vor- und Nachmittags- oder nur Vormittags-Unterricht. Der breiteste Raum gehörte den Lehr- und Lernmitteln an; hier sei nur hervorgehoben: Das „Freizeichnen der Kinder in Kindergärten nach Erzählungen", eine Methode nach amerikanischem Muster, welche für das Fassungsvermögen der Kleinen und die Defecte in der kindlichen Vorstellung eine höchst belehrende Probe abgiebt, und die durch ein neues Werk von Sully erläutert wird. Einen tiefen Eindruck machte auf jeden Beschauer die Auslage der Blinden- und der Taubstummen-Anstalten. Die Ergebnisse des neu eingeführten Knaben-Handfertigkeits-Unterrichts und äußerst saubere und vorgeschrittene Zeichnungen zeigten, daß bei richtiger Behandlung auch diese armen Kinder eine hohe Intelligenz entwickeln.

Die reichhaltigen Auslagen der Bandagisten und chirurgischen Instrumenten-Macher waren meist denen interessant, welche die mit dem vorschreitenden Kindesalter sich einstellenden Verkürzungen oder Auswüchse beseitigen oder mildern sollen. Das medico-mechanische Institut und die Corset-Fabrik von P. Rawitz stellten daneben allerlei Muster in hygienischen Corsets und Geradehaltern aus. Jedenfalls ist durch die Ausstellung ihre Hauptaufgabe gelöst: den Blick und die Hand der Pfleger für ihre Pfleglinge zu schärfen. A. S.

Haarwasser „Phoenix". — Seit einiger Zeit gebrauche ich ein Haarwasser „Phönix" aus der Einhorn-Apotheke zu Crefeld, welches ich den Leserinnen der Modenwelt aufs wärmste empfehlen möchte. Es reinigt die Kopfhaut von Schuppen und Unreinigkeiten und wirkt belebend und kräftigend auf die Haarwurzel. Ein Hauptvorzug liegt darin, daß das Haar nach dem Gebrauch locker, weich und glänzend wird, ohne dasselbe fettig zu machen. „Phoenix" hat ein liebliches, nicht aufdringliches Parfüm. Ich gebrauche dasselbe ein- bis zweimal die Woche und wasche das Haar alle zwei bis drei Wochen mit Seifenwasser aus. Frau Dr. W.

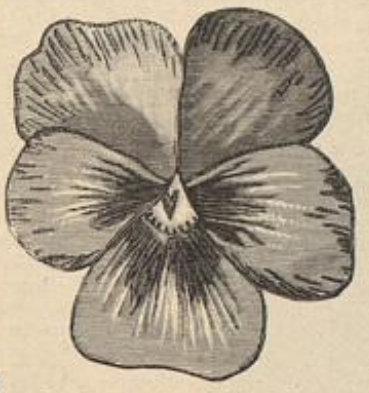
E. M., Breslau. — Sechs Fragen über die Toilette-Künste der Ninon de l'Enclos zu beantworten, sehen wir uns leider außer Stande. Dazu fehlen Zeit und Raum. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerbs-Möglichkeiten für Frauen. — Praktischer Ratgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der socialen Selbständigkeit, nebst Nachweis von Wohlfahrts-Einrichtungen. — Von Eliza Ichenhaeuser. Verlag von Franz Ebhardt & Co. Preis 2,60 Mk. — Die geschätzte Verfasserin hat hier den Versuch gemacht, nicht allein die Erwerbs-Möglichkeiten den erwerbsuchenden Frauen zu zeigen, sondern ihnen gleichzeitig die Wege zur Erreichung des Zieles, Unabhängigkeit und Selbständigkeit, zu ebnen. Vor allem wird betont, daß jeder Erwerbszweig eine fachliche Ausbildung bedingt, und daß die von den Eltern dem Mädchen bewilligte Lehrzeit zu karg bemessen, daher auch das angeeignete Wissen meist lückenhaft ist, wodurch das Mädchen stets im Nachtheil gegen den jungen Mann sich befindet, der eine gründliche Fach-Ausbildung erhält. Eine kurze Besprechung über jede der angeführten Berufsarten, — der Beamtin, Aerztin, Lehrerin, Pflegerin, Wirthschafterin, Malerin, Stenographin, Verkäuferin, Schneiderin 2c. 2c., — geht den Angaben über Dauer der Kurse, Honorar, Anstalten 2c. voraus und macht auch auf die Schattenseiten und Schwierigkeiten des betreffenden Berufes aufmerksam, um bei der Wahl Unsichere vor Enttäuschungen möglichst zu bewahren. Die Warnung, sich vor Oberflächlichkeit zu hüten, und die Mahnung, den einmal erwählten Beruf nun auch als Lebenszweck zu betrachten, nicht als eine Arbeit, die man beiseite schiebt, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist, um eine andere zu suchen, diese Mahnung sollte nicht ungehört verhallen, denn sie weist auf den großen, oft begangenen Fehler hin, durch den die Freude an der Arbeit und der Erfolg unbedingt verloren gehen müssen. E. F.

Häusliche Kunst.

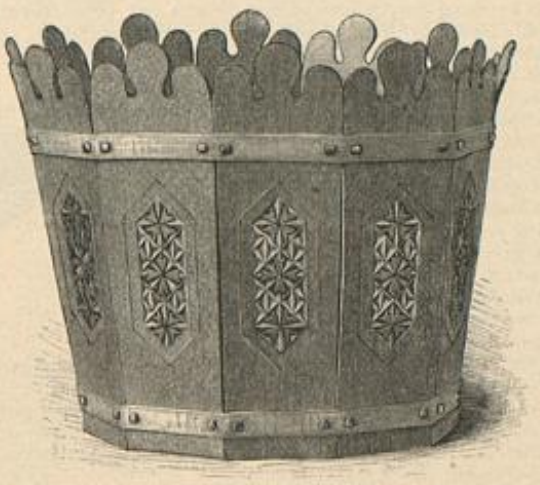
Wandschoner aus Linoleum mit Brandmalerei. — Um die Tapete hinter der Wickelkommode in meinem Kinderzimmer zu schonen, habe ich mir einen Wandschoner gearbeitet, der, wenn er unsauber geworden ist, einfach mit Seife und Wasser abgebürstet wird und sich daher viel praktischer erweist, als die Wandschoner aus Stoff, die man gewöhnlich anbringt. Ich kaufte in einer Tapetenhandlung ein Stück unbedruckten Linoleums in der Länge der Kommode; das Meter kostet 4 bis 6 Mk. und ist etwa 2 m breit. Auf dieses Stück Linoleum brannte ich Thiere, Spielsachen und dergl., malte sie zum Theil mit Oelfarbe aus und überstrich das Ganze mit französischem Firniß. Am besten eignen sich die einfachen Figuren à la Meggendorfer dazu. Martina.



Zwei gemalte Eisdeckchen mit Stickerei.

Gemalte Eisdeckchen mit Stickerei. — Aeußerst schnell und mit wenig Mitteln sind diese kleinen Deckchen herzustellen. Auf glattes Leinen, Shirting oder dergl. zeichnet man mit Bleistift die Blumen vor (etwa 12 bis 16 cm im Durchmesser groß), malt sie mit Aquarell-Farben an und stickt mit Seide einige glänzende Effecte hinein. Alte Seidenreste lassen sich hierbei sehr gut verwerthen, da man auch kleine Stückchen und die verschiedensten Farben verwenden kann. Die Contouren der Blumen werden mit japanischem Gold, welches man mit dichten Stichen aufnäht, umzogen. Dann plättet man die Arbeit und schneidet sie nun erst aus. Man kann diese Blumen auch in größerem Format herstellen und sie an Stelle eines Tischläufers verwenden, was einen sehr hübschen Tafelschmuck giebt. Ein befleckes Deckchen ist ja leicht durch ein neues zu ersetzen. Frau E. W.

Blumentopf-Hülle aus Linoleum mit Kerbschnitt. — Aus kleinen Linoleum-Abfallstücken hergerichtet, ist die Topfhülle für ein Geringes zu beschaffen; dabei bietet sie Gelegenheit, die eigene Kunstfertigkeit im Schnitzen zu zeigen. Wie gut der Kerbschnitt auf Linoleum wirkt, wo die hellen Schnittflächen sich scharf von dem dunkleren Grund abheben, ist aus der Darstellung ersichtlich. Nach vollendeter Arbeit werden die einzelnen Theile durch zwei umgelegte, 2 cm breite Lederstreifen unter einander verbunden, indem man zunächst an dem Linoleum-Theile je vier Löcher vorsticht und, diesen entsprechend, in gleicher Entfernung Löcher in die Lederbänder schlägt; hierauf sind gelbe Heftnägel je durch beide Löcher zu stecken und die Spitzen auf der Rückseite umzuschlagen. Damit sich die Hülle bequem umlegen läßt, muß je das eine Ende der Lederstreifen über das andere greifen, woselbst es mit einem Stiftchen zu befestigen ist. Für die Vorlage, die auf die Größe eines jeden Topfes eingerichtet werden kann, waren 12 Theile erforderlich, deren jeder bei 34 cm Höhe oben 10 cm, unter $8\frac{1}{2}$ cm Breite



Blumentopf-Hülle aus Linoleum mit Kerbschnitt.

mißt. Die Bogen schneidet man nach Vorzeichnung mit einer Papierschere aus oder mit einem sehr scharfen Messer; in letzterem Falle ist eine harte Unterlage nothwendig. E. F.

Spiegel mit Bronzemalerei. — „A quelque chose toujours malheur est bon" mußte ich unwillkürlich denken, als ich die wohlgelungene Maskirung eines unheilbar scheinenden Schadens an einem Wandspiegel betrachtete. Ein pietätvoll gehütetes Stück aus Großmütterchens Hausrath hatte durch Unvorsichtigkeit einige Sprünge in der rechten oberen Ecke erhalten, die sich in dem schönen, starken Glase recht unangenehm bemerkbar machten. Was war zu thun? Verderben ließ sich da wohl unmöglich noch etwas, also — frisch gewagt! Rasch nahm ich die Bronzefarben vor und deckte damit vor allem die Sprünge recht pastös, dann wurden mit flotter Hand einige Ranken wilden Weines in herbstlich schattirten Tönen darüber gezaubert, deren Ausläufer sich hier und da bis über den glatten Mahagoni-Rahmen erstrecken, und siehe da, aus dem immerhin etwas altmodischen Hausrath ist plötzlich ein vollkommen modegerechter Decorations-Gegenstand geworden, der seinen Platz überall mit Ehren behaupten kann! Der matte Ton der Bronzefarben (Metallo-Lumina-Farben von Günther Wagner, Hannover) hebt sich in feinem Contraste von der blanken Spiegelfläche ab und wirkt, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, wie Metallauflage. Bei der Placirung des Spiegels muß insofern Rücksicht genommen werden, daß derselbe kein directes Licht empfängt, also etwa an der Pfeilerwand zwischen den Fenstern angebracht wird. — Auch theilweise trüben oder fleckig gewordenen Spiegeln ließe sich durch ähnliche Behandlung wohl zu „neuem Glanze" verhelfen, nur müßte das Motiv den jeweiligen Umständen entsprechend gewählt werden. Befindet sich der Defect beispielsweise in der unteren Hälfte, so würden Wasserrosen, Schilf, Iris u. dergl. eine passende Verzierung ergeben. Einzelne isolirt stehende Flecken lassen sich durch gaukelnde Falter oder Libellen geschickt verdecken. Die Reinigung der Spiegel kann ohne Schaden für die Malerei durch Wasser geschehen. Frau J. Kr.-F., Gr. Becskerek.

Fürs Haus.

Emaillirte Dampf-Kochtöpfe. — Den Hausfrauen, welche weder Gaskoch-Apparate noch sonstige moderne Kochvorrichtungen besitzen, möchte ich die dickwandigen emaillirten Dampf-Kochtöpfe der Firma Chr. Umbach, Bietigheim, empfehlen. Nach vieljährigem Gebrauch sind mir dieselben ganz unentbehrlich geworden. Die Ersparniß an Zeit und Feuerung ist so bedeutend, daß selbst der etwas hohe Preis in kurzer Zeit aufgewogen ist. Man richte sich bei Benutzung nur nach der beigegebenen genauen Anweisung, und kräftige Suppen, Gemüse und Fleischspeisen werden in kürzerer Zeit als bisher hergestellt sein. Das in zweiter Auflage erschienene Kochbuch: „Neueste gute Schnellküche für Gesunde und Kranke" von Frau v. Sz. (Verlag von Fr. Dietz, Düsseldorf. Preis 5 Mk.) bringt viele Speisen, die sich im Dampf-Kochtopf herstellen lassen. Auch die Gerichte für den Bratofen werden den Beifall der Hausfrauen finden. Alte Hausfrau.

Flecke aus Marmor entferne ich auf eine sehr leichte Art, die selbst unsere vorzügliche „Sophia" noch nicht kennt: Mit einem kleinen weichen Leinenlappen, der mit Benzin angefeuchtet ist, werden die unsauberen Stellen Streifen für Streifen gerieben, und die hartnäckigsten, tiefsten Flecken verschwinden alsbald. Dasselbe läßt sich bei Marmortreppen, deren Politur es gar nicht angreift und auch bei den gemalten rauhen Stellen in Porzellan-Waschschalen und Kannen anwenden, die sonst nur mit Sand ganz sauber zu erhalten sind. A. Z.

Getränke zu kühlen. — Mancher sparsamen Hausfrau mag es angenehm sein, darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß in dem Schmelzwasser, welches fortwährend aus dem Eisschrank abtröpfelt, Getränke bei nicht zu heißem Wetter sich vollkommen genügend kühlen lassen. A. Z.

Frucht- oder Compot-Schale. — Zu dem beliebtesten weißen Porzellan gehören augenblicklich die beiden englischen Marken „Coalport" und „Royal Worcester", deren fast transparente

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Feinheit sie in Verbindung mit dem englischen plated Silber für feine Tafelgeräthe besonders geeignet machen. Die gefällige Form des gerippten, tief ausgeschweiften Kohlblattes, welches sich einem Gestell aus starkem Silberdraht einfügt, findet für Frucht-, Compot-, Crême-Schalen und -Saucièren die zumeist bevorzugte Verwendung. Der seitwärts hochstrebende, graziöse Henkel des Gestelles trägt zugleich den blattförmigen silbernen Löffel. A. H.

J. H. in N. — Unechte Goldschnur und Goldstickerei lassen sich durch Bürsten mit Weingeist etwas auffrischen. A. H.

Küche.

Einhundertachtzig Haus-Conditorei-Recepte. — München, Seitz & Schauer (Pr. geh. 60 Pf., gebd. 1 Mk.) — Dies Werkchen zeichnet sich durch knappe, leicht faßliche Darstellung der durchweg äußerst zuverlässigen Recepte aus, ferner dadurch, daß sämmtliche Recepte mit geringem Kostenaufwand rasch und einfach auszuführen sind. Der billige Preis des Büchleins ermöglicht auch der einfachsten Hausfrau und Köchin die Anschaffung. F. W.

Hühner-Fricassée. — Zu diesem Fricassée nimmt man Hühner, Kalbsmilch, Champignons, Morcheln und Krebse. Die Hühner werden in Salzwasser mit etwas Wurzelwerk weich gekocht, die Kalbsmilch ebenso. Von Hecht oder anderem Fisch bereitet man eine feine Farce, formt davon Klöße und macht sie gar. Einige Krebse kocht man ab und bereitet die Schale zu Krebsbutter. Champignons und Morcheln giebt man, nachdem sie vorbereitet sind, ebenfalls zum Fricassée. Zur Sauce schwitzt man etwas Weizenmehl, verrührt dasselbe mit der Brühe von den Hühnern und mit Champignon-Wasser, schärft die Sauce nach Geschmack mit Citronensaft und Pfeffer ab und legirt sie zuletzt mit Eigelben. In diese heiße, fertig gemachte Sauce legt man sämmtliche Ingredienzien, richtet das Fricassée an, belegt die Schüssel dazu mit Fleurons und garnirt mit Krebsbutter. v. L.

Gebackene Maccaroni mit Tomaten. — Die in Salzwasser einige Mal überwallten Maccaroni werden, sobald sie gut abgelaufen sind, abwechselnd mit kleinen Butterflöckchen, feingewiegtem Schinken und entkernten, feinen Tomaten-Scheiben in eine mit Butter ausgestrichene und Panir-Mehl ausgestreute Mehlspeisen-Form geschichtet, bis zwei fingerbreit unter dem Rande. Nun gießt man Milch, welche mit ganzen Eiern klar gequirlt wurde, — auf $^1/_2$ l ungefähr 6 Eier, — vorsichtig darauf, streut Parmesan-Käse darüber und beträufelt diesen mit zerlassener Butter. Diese sehr schmackhafte Speise wird eine Stunde in mäßiger Ofenhitze gebacken und in der Form serwirt. A. H.

Gefüllte Morcheln. — Große frische Morcheln werden gereinigt, von den Stielen befreit und wiederholt blanchirt; hierauf füllt man sie mit einer pikanten Farce von feingehacktem Kalbfleisch, zerlassener Butter, in Milch geweichtem Weißbrod, einigen Eidottern, gehackter Petersilie, Schalotten, Salz und Muscatnuß. Nun schwitzt man zwei Löffel Mehl in Butter, verkocht dies mit Weißwein, fügt einen Theelöffel von Liebig's Fleisch-Extract, sowie eine Zwiebel und Gewürz hinzu und schärft es zuletzt, nachdem die gefüllten Morcheln in dieser Sauce weich gedämpft sind, mit Citronensaft ab. Gefüllte Morcheln werden als selbständiges Gericht servirt oder zur Garnirung von Fricassées verwendet. A. H.

Kolatschen. — Man rühre 6 Deka (1 Deka = 10 g) Schmalz und 6 Deka frische Butter ab, dann kommen 4 ganze Eier und 4 Dotter, 5 Löffel Hefe und 2 del lauwarmer Sahne und soviel Mehl hinein, als man zu einem gewöhnlichen Hefenteige braucht. Dazu giebt man $6^1/_2$ Deka Zucker, auch etwas Muscatblüthe, 5 Deka Citronat, von einer halben Citrone die Schale und ein wenig Salz. Nachdem der Teig etwas abgeschlagen worden ist, die Kolatschen geformt und auf dem Brett aufgegangen sind, wird von 3 Eiern Schnee geschlagen, dieser auf die Kolatschen gestrichen, gestoßener Zucker darauf gestreut und eine Mandel oder eine große Rosine in die Mitte gegeben. Schließlich bestreicht man ein Blech mit Butter, setzt die Kolatschen darauf und bäckt sie in etwa $^1/_2$ Stunde gar. W. F.

Frucht- oder Compot-Schale.

Apfelspeise. — Zuthaten: 250 g Butter, $1^1/_2$ kg in kleine Würfel geschnittene Aepfel, 250 g Zucker, 12 Zwiebäcke, 12 Eier, Zimmt, 2 Citronen. — Die Aepfel werden in vorher geschmolzener Butter unter öfterem Rühren über gelindem Feuer mürbe gekocht, sie dürfen aber nicht zergehen. Wenn sie abgekühlt sind, vermischt man sie mit den feingestoßenen Zwiebäcken und dem Gelben der Eier. Das Weiße wird zu Schaum geschlagen und zuletzt daran gethan, mit dem Saft der beiden Citronen und deren geriebener Schale; auch ein wenig Zimmt kann nicht schaden. Das Ganze wird gut durchgerührt und in eine nicht zu niedrige Form gethan, die zuvor mit zerlassener Butter und gestoßenem Zwieback ausgestrichen wird. Die Speise muß im Bratofen ungefähr eine Stunde backen. J. D.

Gefüllter Zuchetti. — Diese kleine, zarte Kürbisart italienischer Abstammung eignet sich zu dem pikanten, außerordentlich schmackhaften Gericht besonders gut, doch kann man auch kleine Melonen- oder Spargelkürbisse dazu verwenden. Die ganzen Früchte werden 20 Minuten in Salzwasser gekocht, danach geschält, ausgehöhlt und mit einer feinen Farce gefüllt. Diese bereitet man aus 250 g magerem Schweinefleisch, ebensoviel Kalbfleisch und Speck, 125 g Sardellen, einigen in Butter gedünsteten Schalotten und Champignons, alles fein gewiegt, fügt 125 g abgebrannten Semmelbrei, 4 Eier, 2 Eßlöffel voll geriebenen Parmesan-Käse, Salz und 1 Glas Rheinwein hinzu, mischt alles gut durcheinander und streicht die Farce durch ein Sieb. Die hiermit gefüllten Zuchetti werden mit der offenen Seite nach oben in eine Casserole gelegt und in Butter gedünstet. Dann giebt man etwas Tomatenbrei und kräftige Fleischbrühe hinzu, schärft die Sauce mit Citronensaft, läßt die gefüllten Kürbisse darin vollends weich dämpfen und macht die Sauce mit etwas in Wasser klar gerührtem Kartoffelmehl seimig. A. H.

Wild-Sandwiches. — Zwischen zwei gebutterte englische Weißbrod-Schnittchen wird eine Mischung von feingewiegten Wildbraten- und Trüffelresten mit brauner Salmi-Sauce gestrichen. A. H.

Zimmereinrichtung.

Schreibtisch aus einer Kiste. — In meinem Fremdenstübchen, das eine liebe, schreiblustige Freundin für längere Zeit beherbergen sollte, fehlte der Schreibtisch. Zur übrigen Einrichtung passend, hätte es ein englisches Möbel sein müssen, das war mir aber zu theuer. Da kam ich auf den Gedanken, selbst ein Schreibtischchen im englischen Stil herzustellen. Eine Kiste von 85 cm Länge, 63 cm Breite und 43 cm Tiefe, die ich auf dem Boden fand, und die Beine von einem alten Küchenstuhl, der verschiedenen Reparatur-Versuchen gespottet hatte, boten mir das Material. Die vier 35 cm langen Stuhlbeine nagelte ich an die eine der 50 zu 63 cm großen Schmalseiten der glatt gehobelten Kiste, zerschnitt den Deckel in zwei Bretter, 43 zu 63 cm und 42 zu 63 cm groß, die ich an ihren Längsseiten mit zwei Charnieren verband. Alsdann befestigte ich, 42 cm unter der Oberkante der Kiste, das eine Brett als Boden des oberen Faches, während das in Charnieren hängende Brett die Schreibplatte und zugleich den Verschluß bildet; zwei an der Innenseite der Kiste und der Platte befestigte Messingkettchen halten dieselbe beim Oeffnen in der gewünschten Lage. Die Innenwände der Kiste klebte ich mit hübsch gemustertem Papier aus; die Schreibplatte, sowie die dahinter liegende Fläche überzog ich mit mausegrauem Fries. Auf einem außer Gebrauch gesetzten Bücherbrett fand ich sechs gedrehte Säulchen; zwei derselben, die ich auf den mit Fries überzogenen Boden schraubte, trugen den Deckel einer großen viereckigen Cigarrenkiste, während ich die vier übrigen oben auf der Kiste befestigte und darauf ein 15 zu 45 cm großes Brettchen nagelte. Das unter der Schreibplatte gelegene Fach theilte ich nochmals durch ein Brett in zwei Theile und schloß es mit einem buntfarbigen Seidenvorhang ab, der an Ringen über einen Draht läuft. Nachdem so das Ganze zusammengefügt und die Innen-Einrichtung hergestellt war, strich ich die Außenwände und die Säulchen mit hell graugrüner Oel-Farbe und schraubte an die Außenseite der Schreibplatte ein Löwenköpfchen mit einem Messingring zum Aufziehen, sowie einen Messingring zum Verschließen der Platte. Brief-Cartons, Schreibmappe, Feder und Tinte füllen das Innere, während Nippes und Bücher dem Schreibtischchen ein gefälliges Aeußeres verleihen. M. A.

Schreibtisch aus einer Kiste.

Gärtnerei.

Feinde der Blattläuse. — Nicht vielen Blumenfreundinnen dürfte es bekannt sein, daß die Natur uns einen eifrigen Mitkämpfer gegen die Blattläuse, diese lästigen Feinde unserer Zimmerpflanzen, in Gestalt des Marienkäferchens (auch Mondkälbchen genannt) gegeben hat. Dieses Thierchen stellt jenen lästigen Plagegeistern der Pflanzen mit großem Eifer nach. Räumen wir also den Marienkäferchen im Sommer das Jagdrecht auf unserm Blumentisch ein, so werden wir vielleicht ebensoviel Erfolg erzielen als durch Waschen der Pflanzen mit Seifenwasser, Tabaksaft 2c. A. B.

Gertrud Fr. — Falls es sich um die Zimmer-Kultur der Cacteen handelt, empfehle ich Ihnen: F. Thomas, „Kurze Anleitung zur Zimmer-Kultur der Cacteen". Preis 1 Mk. (Verlag von J. Neumann in Neudamm.) — Förster-Rümpler dürfte zu theuer sein (2. Aufl. 1886, 32 Mk., antiquarisch 16-20 Mk.). Sonst ist mir bekannt: „Haage's Cacteen-Kultur". 1892. 3 Mk. — Ferner aus Neumann's Verlag: „Cacteen-Kulturen im Hause und ihr Werth", Preis 70 Pf. — „Verzeichniß der gegenwärtig in den Kulturen befindlichen Cacteen", Preis 1 Mk. — Die „Gesammtbeschreibung der Cacteen" von Prof. Dr. K. Schumann, 10 Lieferungen à 1 Mk. (im Erscheinen begriffen). Auch die bekannteren Gartenbücher dürften manches Wissenswerthe enthalten, außer Hesdörffer auch Michel und Schlitzberger (Mk. 2.20), Rümpler, „Gartenbau-Lexikon" (23 Mk.), Schmidtlin und Jühlke, „Blumenzucht im Zimmer" (20 Mk.), Hansen, „Unsere Blumen im Zimmer" (2 Mk.), Fahldieck, „Blumenzucht im Zimmer" (1 Mk.), Große, „Handbuch für Blumengärtnerei" (35 Mk.), Allendorf, „Kulturpraxis der besten Kalt- und Warmhauspflanzen" (8 Mk.). Als Zeitung nenne ich: „Monatsschrift für Cacteen-Kunde", Band 6, 1897. Jährlich 8 Mk. Verlag von Neumann, Neudamm. K. Br.

Frau B. in D. — Artischoken lassen sich bis in den Winter hinein nicht frisch erhalten. Die frischen Artischoken, welche man im Winter in den Delicateß-Geschäften kauft, werden aus Südfrankreich eingeführt. In luftigem Keller auf mäßig feuchten Sand gelegt, lassen sich die Artischoken zur Noth einige Wochen aufbewahren; frisch geschnittene Köpfe sind aber stets vorzuziehen. M. H.

Allgemeines.

Fünf Damen in Roemhild. — Wir schätzen den sittlichen Ernst Ihrer Zuschrift, die im übrigen nicht frei von Irrthümern sein dürfte. — Seien Sie praktisch! Suchen Sie zunächst denjenigen ausfindig zu machen, der 20,000 deutsche Stieglitze nach Paris zu liefern übernommen, sodann diejenigen, welche den Damen Ihrer Nachbarstädte Flügel von einheimischen Singvögeln und Schwalbenspieße verkaufen. Und sollten Sie noch nicht Mitglieder eines Vogelschutz-Vereins sein, so folgen Sie unserer dahin gehenden Aufforderung am Schlusse unserer Correspondenz in „Aus dem Leserkreise" der Nr. vom 15/4 97. Die Red.

Frau von R. — Wir haben die Gebirgsruckäcke wiederholt, zuletzt in „Aus dem Leserkreise" vom 15/7 97, empfohlen. — Wenn Sie Ihrer Nichte als Hochzeitsgabe einen schönen, doch nicht zu theuern gemalten Fächer schenken wollen, empfehlen wir Ihnen, Sich dieserhalb an die bekannte Fächer-Malerin, Frau Professor de Ahna, geb. von Panwitz, Berlin W, Nettelbeckstr. 16 III, zu wenden. Die Red.

Zwei Schwestern. — Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen das gastliche Heim des Fräulein Tilli Schramm, Canalstr. 27 II, in München empfehlen. Diese „Familien-Pension" liegt im Mittelpunkt der Stadt, 5 Minuten von den beiden Hof-Theatern entfernt. Frl. Schramm ist eine äußerst liebenswürdige, sprachenkundige Dame (Englisch, Französisch, Italienisch und Griechisch), die aufs bereitwilligste Auskunft über alle Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze Münchens ertheilt, auch, wenn erwünscht, das Führeramt übernimmt. Die Pensions-Preise sind von 4 Mk. an, je nach Lage der Zimmer. P. R., Mainz.

Schnitt-Methode zum Windelhöschen.

Handarbeit.

Windelhöschen. — An Stelle des Nachtröckchens habe ich meine Kleinsten stets eine Art Windelhöschen tragen lassen, das ich selbst nach beistehendem Schnitt anfertigte. Wie ersichtlich, ist dasselbe auf Grundlage eines Windelhöschens, doch oben beträchtlich länger zugeschnitten. Gleich diesem wird es vorn durch Knopf und Knopfloch geschlossen, ist aber oben nicht mit Passe, sondern nur mit Zugsaum versehen, durch den ein Leinenband läuft. Die Weite läßt sich hierdurch leicht reguliren, das Höschen gleitet nicht leicht ab, auch sind Tücher und Unterlagen bequemer zu wechseln als beim Windelhöschen mit Bund. M. H.

Leinensäckchen zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art. — Hübsche Porzellan- und Blechdosen sind überall zum Aufbewahren von Kaffee, Zucker 2c. käuflich, doch scheut manche Hausfrau die Anschaffungskosten. Ich fertigte Vorrathssäckchen aus festem Rohleinen an und bestickte sie außen mit einer farbigen Aufschrift, welche den Inhalt des Säckchens angiebt. Ein mit der Farbe der Aufschrift übereinstimmendes Band wird an einer Seite befestigt und dient zum Zubinden des Säckchens. Zum Aufbewahren eines kg Erbsen ist ein Beutel erforderlich aus einem Stoffstreifen von etwa 60 cm Länge und 30 cm Breite. Dieser Streifen wird oben und unten mit einem Saume versehen, in der Mitte zusammengefaltet und an beiden Seiten durch französische Naht verbunden. Die Aufschrift wird vor dem Zusammennähen vorgeschrieben und in Stiel- oder Kettenstich ausgeführt, oder man stickt sie in Kreuzstich über Canevas-Auflagen. Hierfür darf natürlich nur waschechtes Garn verwendet werden; ebenso müssen die Bänder waschbar sein. Für Kerzen und Seife überzog ich größere Conserven-Büchsen mit einem Ueberzuge aus Rohleinen, der oberhalb der oberen Ränder zusammengebunden wird. Auch Staubzucker wird am besten in dieser Weise aufbewahrt; ebenso Kaffee und Feigen-Kaffee. G. W.

Tischtuch aus sechs Servietten. — In meinem Haushalte finden sich einzelne halbe und ganze Dutzende Servietten, die außer Gebrauch gestellt sind, weil man gegenwärtig einem kleineren Format den Vorzug giebt. Sechs passende Servietten bestickte ich erst einzeln mit schönem Kreuzstich-Eckmuster und nähte sie dann mit Ueberstichen an einander. Wenn das Tischtuch zum Gebrauch auf den Tisch gelegt wird, verdeckt man die Nähte mit 8 cm breiten, losen, ebenso bestickten Aida-Canevas-Streifen, die man an den Enden jedesmal mit einer Sicherheitsnadel befestigt, was vollständig genügt, um sie in der rechten Lage zu erhalten. Die Streifen können so für 2 bis 3 Tischtücher dienen, weil sie nicht so leicht unsauber werden, als das bestickte Tischtuch. J. B.

Bezugsquellen: Gebirgsruckäcke: (siehe die Abb. in „Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97) Adolf Hoffmann, Görlitz, Promenade 5. (Preis für Damen und Kinder 1,75 Mk., resp. 1,50 Mk., für Herren 4,80 Mk.). — Fruchtschale: E. Kayser, Berlin W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17, III. 1. September 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(10. Fortsetzung.)

Oli's Blick hing lächelnd an seinen gerötheten Zügen. Er gefiel ihr jedesmal in seiner Begeisterung. Dann aber drohte sie dem Gatten mit dem Finger.

„Wenn Du gar so schwärmst, muß ich eifersüchtig werden! Treibe es nicht zu arg, sonst wünschte ich, Weiler wäre schon Hofarzt in Falkeneck.“ Damit neckte sie Heller seit kurzem gern, denn er war außer sich gerathen, als es hieß, der Freund sei für diese Stelle in Aussicht genommen.

„Du weißt: drei Professoren hatten die arme Prinzessin schon aufgegeben,“ erklärte Oli zu Sylvia gewendet. „In der Verzweiflung berief man noch Weiler, und der hat sie richtig herausgebracht.“

Sylvia erinnerte sich, davon gehört zu haben. Gina Seefeld hatte es erzählt. Und dann lenkte sie das Gespräch auf ein anderes Thema.

Doch es schien ihr heute bestimmt zu sein, auf Schritt und Tritt an den Jugendfreund erinnert zu werden.

Nach der Jause, die man in der nach Osten gelegenen Veranda eingenommen hatte, wurde Fritzchen, der endlich erwacht war, von dem Kindermädchen an den Tisch gebracht.

Der kleine Mann in dem blüthenweißen Tragkleidchen war von da ab die Hauptperson. Sylvia mußte ihn aufheben und staunen, wie schwer er war. Er ließ sich gutwillig auf den Arm der fremden Frau heben, deren Reisenarmband mit den baumelnden Anhängseln ihn lockte und an dem er mit den ungeschickten Fingerchen herumtappte. Im übrigen aber benahm er sich widerspenstig: er wollte weder „Mma . . . mma —“ sagen, noch zeigen, wie lieb er den Papa hatte, noch wie groß er war, noch war er zu bewegen, der Tante einen Begriff davon zu geben, wie die Kuh brüllte.

„Dummerl kleines!“ schalt Oli und gab ihm einen zärtlichen Klaps. „Das macht er sonst gerade so herzig: muh! muh! und bläst die Backen auf . . .“

Die beiden Frauen waren noch um das Kind beschäftigt, als Heller, sich über die Veranda-Brüstung neigend, in seiner munter burschikosen Weise ausrief:

„Hallo! Ferdinand!“

Der Angerufene, der eiligen Schrittes auf dem der Ostseite der Villa entlang führenden Fußsteig daherkam, hob den nachdenklich gesenkten Kopf und trat an das Gartengitter.

„Was giebt's?“ fragte er.

„So komm doch herein! Es ist auch eine alte Bekannte da, die sich gewiß freuen wird, Dich zu sehen. Nicht wahr, Frau Gräfin?“

Sylvia hatte die Wahrscheinlichkeit einer solchen Begegnung vor Augen, seit sie den Fuß nach Maltern gesetzt hatte, aber daß diese Begegnung heute schon und so plötzlich herbeigeführt wurde, traf sie wie ein unerwartetes Ereigniß. Sie fuhr zusammen, und es kostete sie einen Entschluß, den Kopf zu wenden.

Dann aber that sie es doch. „Ah, Doctor Weiler!“ sagte sie, verbindlich nickend. „Gewiß, es freut mich sehr! . . .“

Sie sah, daß Ferdinand eine Secunde lang an der Gartenpforte zögerte, und ihr stockte der Athem. Würde er sich weigern, einzutreten? Sie runzelte die Brauen, den befürchteten Affront zu pariren. Doch sie hatte sich umsonst gewappnet. Er schob den Riegel zurück und kam auf die Veranda zu.

Sie erwartete den Näherkommenden aufrecht an der Brüstung stehend, aber das Sonnenlicht flimmerte ihr vor den Augen, und sie sah ihn nur wie durch eine Wolke. Es war ihr, als dauerte es eine Ewigkeit, bis er endlich vor ihr stand und sie sich selber sagen hörte: „Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Doctor!“

Weiler hatte sich stumm verbeugt. Als er sich aufrichtete, glitt sein Auge ruhig über das blaß gewordene Antlitz der jungen Frau.

„Etwas über fünf Jahre,“ rechnete er nach. „So lange bin ich hier, und kurz vorher hatte ich zum letzten Mal die Ehre . . . Doch nein,“ unterbrach er sich, „einmal sah ich Sie doch seither, Frau Gräfin, freilich nur im Fluge . . . ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit . . . aber ich glaube mich zu erinnern.“

Sylvia wußte nicht, was er meinen könne. War es in Wien, oder vielleicht als sie beim Begräbnisse ihres Vaters in Wildeck war? Möglich, aber sie erinnerte sich nicht . . . Sie ärgerte sich, weil ihre Stimme bei den letzten Worten zitterte. Weiler hatte in so ruhigem, natürlichem Tone gesprochen. Und er stand so unbefangen da, während sie sich dabei überraschte, ein Blatt zu mißhandeln, das sie, ohne es zu wissen, von den die Veranda umspinnenden Weinlaubranken abgerissen haben mußte.

Oli, die bisher von Fritzchen in Anspruch genommen war, dem es auf einmal einfiel, durchaus nicht zur „Nenni“ zu wollen, bot, endlich von dem kleinen Plagegeist befreit, dem Doctor eine Tasse Kaffee an.

„Es ist gerade noch ein „Lackerl“ da,“ meinte sie, in die Tasse blickend. — Sie nahm dabei einen so allerliebsten Hausmütterchenton an, daß Heller plötzlich das Bedürfniß fühlte, seine Lippen auf die Stelle hinter ihrem linken Ohre zu drücken, wo sie das pikante braune Wärzchen hatte. Sie drehte sich rasch um und schlug ihm sacht auf die Finger, wie immer, wenn er sie in Gesellschaft küßte. Aber ihre Augen lachten.

„Also darf ich einschenken?“ wiederholte sie nach diesem Intermezzo, zu Weiler gewendet.

Dieser dankte. Er hatte große Eile, denn er mußte heute noch ins Holzerthal und dann nach Schrattenbach. Ohne Platz genommen zu haben, empfahl er sich von den Damen. Heller begleitete ihn bis an die Pforte.

Er hatte den Fuß noch kaum auf die Veranda-Stufen gesetzt, als Sylvia sich auf dem Stuhle niederließ, der ihr zunächst stand. Sie winkte dem Kindermädchen und nahm Fritzchen auf den Schoß. Mit leise zitternden Fingern fuhr sie über die spärlichen, blonden Härchen und küßte den kleinen Schelm rückwärts auf den Hals, wo in der Vertiefung ein hellgoldiges Ringelchen lag.

Das gefiel ihm aber nicht, und er fing an zu schreien und zappelnd von ihr wegzuverlangen.

„So geh!“ sagte sie und reichte das ungeberdige Kind dem Mädchen. Es lag etwas so Beleidigtes in der Bewegung, daß das junge Ding sie erstaunt ansah. Dieser Blick brachte sie erst zur Besinnung.

Sie lachte gezwungen auf.

„Da hat man's! Ich mache Deinem Herrn Sohn die Cour, und er will nichts von mir wissen,“ sagte sie zu Oli.

XVII.

Der schöne Abend war zu einem Spaziergang so einladend, daß Oli den Vorschlag machte, Sylvia solle nicht gleich den Wagen besteigen, sondern den ersten Theil des Weges in ihrer Gesellschaft zu Fuße zurücklegen. Dem Kutscher wurde die Weisung ertheilt, bei dem an der Landstraße gelegenen Auwirthshause zu warten, wohin von der Villa aus in mäßigem Bogen ein Weg durch Wald und Wiesenland führte.

Heller hatte wichtige Briefe zu schreiben und entschuldigte sich, daß er die Damen nur eine kurze Strecke begleiten könne.

„Das ist uns gerade recht!“ rief seine Frau. „Wir hatten noch gar nicht Gelegenheit, über unsere Männer loszuziehen, und gerade darauf freuen wir uns am meisten, nicht wahr, Schatz?“

„Aber wie kommst Du zurück? Fürchtest Du Dich nicht allein?“ fragte Sylvia besorgt.

Die junge Frau lachte.

„Fürchten? Vor wem denn? Ich möchte den sehen, der mir' was thäte! Mich kennt ja hier jedes Kind!“

Damit schien sie Recht zu haben: aus allen Ecken liefen ihr die Knirpse entgegen und balgten sich um ihre Hand. Die Erwachsenen aber grüßten mit einer verständnißinnigen Zutraulichkeit, als wäre die junge Frau aller Busenfreundin.

Am Waldessaum verabschiedete sich Heller, und Oli schmiegte sich, Sylvia's Taille umschlingend, an deren Seite, wie sie es als Mädchen immer gethan hatte. So gingen sie langsam neben einander hin, denn der Weg führte etwas bergan. Die Tannen rauschten über ihren Köpfen, und dann und wann knisterte ein dürres Zweiglein unter ihren Tritten.

Plötzlich drückte Oli den Arm der Cousine fest an sich.

„Nun: was sagst Du?“ flüsterte sie.

Sylvia, die mit leerem Blick in die grünen Wipfel gestarrt hatte, schrak zusammen und sah verständnißlos in das fragend zu ihr emporgerichtete Gesicht. Doch nach einem Blick in die glücklichen Augen hatte sie der Frage Sinn begriffen. Lächelnd beeilte sie sich zu sagen, was von ihr verlangt wurde. Heller gefiel ihr sehr gut, wirklich sehr; Bubi war ein kleiner Engel, und sie, Sylvia, freute sich von Herzen, daß Oli so glücklich sei.

„Ja, von Herzen,“ wiederholte sie. Ihr war mit einem Male sehr weich zu Muthe.

„O!“ sagte Oli mit leuchtendem Blick. Nichts weiter. Erst nach einer kurzen Pause begann sie von neuem:

„Ich muß Dir doch erzählen, wie alles kam, willst Du? Ich weiß: alle haben sich gewundert, und es war ja auch seltsam . . . Aber Du glaubst gar nicht! . . Nein, ich will lieber vom Anfang beginnen . . .“

Sie ließ Sylvia's Arm los und ging an deren andere Seite, um der Cousine den minder holprigen Theil des Weges zu überlassen. Und dann begann sie zu erzählen, anfangs stockend und leise, dann immer lebhafter, mit gerötheten Wangen, wie schnell sie sich ihrer Empfindung bewußt geworden war, — „ich sage Dir, es war wie ein Blitzschlag“, — und wie heftig sie gelitten hatte. „Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten, gerade ich! . . . Du lieber Himmel, mit wie vielen hatte ich nicht schon Unsinn getrieben! . . . Ich fragte mich manchmal verwundert: ‚Bist Du das wirklich? Bin das wirklich ich, die so leiden kann? So stürmisch, so bitter ungeduldig und dann wieder so trostlos still?‘ Manchmal fürchtete ich mich vor mir selbst, — ich war mir so fremd geworden . . .“

Oli brach ab, und als Sylvia sich nach ihr umwandte, sah sie in ein erglühendes Gesicht.

„Ich konnte sie nicht beisammen sehen, ohne die Hände zu ballen und die Zähne über einander zu beißen,“ flüsterte sie. „Im Ernst: ich hatte oft ganz verzweifelte Gedanken. Einmal aber . . . ich erinnere mich so gut: es war der erste schöne Tag nach vielen verregneten Wochen; das gewisse laue Lüftchen, das weiche, leise kam beim Fenster herein. Weißt Du noch? Als Kinder stellten wir uns vor, der Frühling sei ein unsichtbarer Riesen-Engel, der mit aufgeblähten Backen warm über unser Gesicht bläst. Wir schlossen manchmal die Augen und freuten uns über den Hauch. Damals aber machte mich alles traurig . . . Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen und lag nach dem Lunch auf der Ottomane im Schlafzimmer. Der Kopf that mir weh, und die Glieder, und alles . . . o, ich fühlte mich elend, elend! Ich lag mit geschlossenen Augen, um glauben zu machen, daß ich schlafe, hörte aber ganz deutlich, wie Sisa aus dem Nebenzimmer abberufen wurde. Im ersten Augenblick freute ich mich, denn ich war am liebsten ganz allein, und besonders Sisa konnte ich so schwer um mich vertragen . . . Dann aber hörte ich, wie Poldi leise meldete, der Herr Bräutigam sei unten im Garten.“

Die Erzählerin hielt inne und sah geradeaus vor sich hin.

„Ich weiß nicht mehr recht, wie ich hinabkam, aber ich schlich auf einmal über das Berglein hinauf . . . hinter dem Teiche, weißt Du? . . . Ich schlich, das ist das Wort, so müde war ich, wie nach einer schweren Krankheit. Die Füße trugen mich kaum . . . Merkwürdig, wie deutlich mir noch alles ist! Der schwache grüne Schimmer über der frisch angesäeten ‚runden Wiese‘ und die rothen Büschel an den Astspitzen der Fichten! Der Blüthenstaub flog in der Luft herum und tanzte in der Sonne. . . Als ich zu dem kleinen Eisen-Pavillon kam, sah ich sie. Sie saßen auf der Bank unter den Erlen. ‚Jetzt stoße ich mir den Dolch in die Brust und zwinge mich, sie neben einander zu sehen . . . ich muß es, muß es ja endlich tragen lernen! dachte ich. . . Heute lache ich über die großen Worte, gerade wie Du, aber damals war es mir ganz natürlich: ich war immer so tragisch aufgelegt. Gott! überhaupt: war das eine dumme Zeit!“

Oli fuhr mit der Hand über die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ja also: ich stand und spähte, und sie saßen auf der Erlenbank. Sisa las ihm vor. Du erinnerst Dich vielleicht: es war immer ihre Passion, die Menschen anzulesen, die sie gern hatte. Sie las also und las, den Kopf ein bißchen geneigt, wie es ihre Gewohnheit ist, und er hörte zu. Er saß hübsch gerade wie im Salon auf dem kleinen Canapee, wenn Papa und Mama dabei waren. Nicht um ein Haar anders! Nur ihre Fingerspitzen hielt er, doch das durfte er ja im Salon auch. Ich sehe ihn noch jetzt, wie er dort sitzt, wie ein sittiges Kind, der liebe, dumme Bub'!“

Sie bewegte den Kopf langsam hin und her und lächelte. „Ja, was ich sagen wollte: . . auf einmal, — ich sah's ganz deutlich, — hielt er die Hand vor den Mund und gähnte . . . ein paarmal gähnte er, recht herzhaft. Sisa merkte nichts davon und las weiter. Mich durchfuhr's . . ‚Jetzt nimmt er ihr das dumme Buch aus der Hand und küßt sie ordentlich ab‘, dachte ich. Ich wollte davon laufen, weit, weit weg! Aber ich rührte mich nicht und stand und schaute . . . Und auch sie blieben sitzen, ganz wie früher, und Sisa setzte ihre Lectüre noch ein Weilchen fort. Als sie fertig war, — es waren Gedichte, glaub' ich, — ergriff er ihre Hand und drückte einen galanten Kuß darauf. Dann standen sie auf: er bot ihr den Arm, und sie gingen Arm in Arm gegen das Schloß zu.“

Der Wald war zu Ende und der Wiesenweg breit genug, ein Nebeneinandergehen zu gestatten. Oli hängte sich an Sylvia's Arm und hob die dunkeln Augen nachdenklich zu deren Antlitz empor.

„Hab' ich wirklich kokettirt von dem Tag an, wie Gina und auch andere es mir zu verstehen gegeben haben? Ich weiß es selber nicht. Kokettiren, — es ist ein so häßliches Wort! Man meint doch damit: eine Flamme schüren, bloß zum Zeitvertreibe . . . Nein, das habe ich nicht gethan, nicht damals und nicht nachher . . glaub mir, nie! . . . Aber, — ja, das ist wahr, — ich hatte von der Stunde an nur mehr den einen Gedanken: ‚Ich muß ihn mir erobern‘.“

Oli hob das gesenkte Haupt und blickte in die Höhe.

„Nun, und dann?“ fragte Sylvia, als die junge Frau stumm blieb.

„Dann? Ich weiß kaum so recht . . . Dann kamen eine Menge Unannehmlichkeiten, wie Du Dir denken kannst. Aber was war das alles! Papa hat uns übrigens geholfen. Fritz sprach mit ihm, als wir einmal so weit waren, und der stand uns bei. Du weißt ja, ich war immer sein ‚Schmalzerl‘.“

Sylvia erwiderte nichts, und auch Oli blieb ein Weilchen stumm.

„Du mußt nicht glauben, daß ich keine Gewissensbisse hatte,“ begann sie endlich wieder leise. „Anfangs kam ich vor lauter Mitleid und Aufregung zu keiner Freude. Und Sisa war so engelsgut! Nicht bloß still ergeben, sondern wirklich sehr, sehr gut. Ich glaube, — Oli's Stimme wurde unsicher, und die Augen suchten schuldbewußt den Boden, — ich glaube, es ist ihr doch tiefer gegangen, als ich mir anfangs eingeredet hatte.“

„Ich höre ja jetzt von einem jungen Pastor, den sie in Bozen kennen lernte,“ sagte Sylvia nach einer Weile.

Oli lachte munter auf, dann aber zuckte sie ärgerlich die Achseln.

„Wer hat Dir das gesagt? Gewiß Gina, die über alles eine große Sauce machen muß! Nein, daran ist nichts: eine kleine Schwärmerei vielleicht . . . Du kennst ja Sisa! Aber im Vertrauen: es ist etwas im Zuge, — Cousin Lato, der Attaché, weißt Du? Er ist jetzt auch in Gossensaß, und Papa schreibt, daß es ‚sich macht‘. Ich wäre so froh!“

Die jungen Frauen gingen eine Weile mit gesenkten Häuptern neben einander, jede in ihre eigenen Gedanken versunken. Plötzlich blieb Oli stehen. Es fiel ihr auf, daß die Cousine noch kein Wort der Zustimmung hatte fallen lassen.

„Glaub mir: ich konnte nicht anders!“ sagte sie laut. Mit einer ihrer raschen, energischen Bewegungen stieß sie die Spitze ihres Sonnenschirms vor sich in das weiche Moos. „Und ich bereue es nicht. Ich habe recht gethan.“ Sie schlug die Augen voll auf und heftete sie mit einem ihnen sonst fremden, ernsten Ausdruck auf der Freundin Gesicht. „Sag' selbst, wäre es nicht unnütz gewesen, wenn ich mich damals aufgegeben hätte aus Edelmuth? Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es unnütz gewesen wäre und schade . . . Schau', wenn Sisa Lato heirathet, wird sie gerade so zufrieden sein, wie sie's mit Fritz gewesen wäre, und heirathet sie ihn nicht, — nun, so wird es ein anderer! Ich bin nicht boshaft, wenn ich das sage, ich kenne ihre Natur. Ich aber . . . nein, kein Mensch hätte mich je dazu gebracht, kein Mensch! Ich wäre einsam geblieben und elend. Nein, ich habe recht gethan! — Gegen sein eigenes Gefühl sündigen, das darf man auch nicht, nein, das erst recht nicht! . . . Was hast Du?“ unterbrach sie sich erschrocken.

Sylvia war wie von einer Natter gestochen zusammengefahren. Sie ließ die Arme sinken und blieb regungslos, mit geneigtem Kopfe stehen.

„Was hast Du?“ wiederholte Oli. „Ist Dir nicht wohl?“

Sylvia's Augen glitten mit abwesendem Ausdruck über das besorgte Gesicht der andern.

„Mir? Mir ist nichts, . . . was sollte mir sein? Ich bin nur stehen geblieben, um ein wenig zu ruhen. Das rasche Gehen hat mich ermüdet . . . ich bin es nicht gewohnt.“

„Wir sind zu rasch gegangen?“ fragte Oli verwundert, denn sie war sich des Gegentheils bewußt. Forschend hingen ihre Blicke an dem wie von einem inneren Krampfe verzerrten, entfärbten Gesicht, aber als Sylvia's Augen sich mit den ihren kreuzten, war es die Jüngere, die zuerst den Blick senkte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Pardon! Ich komme immer ins Laufen, ohne es selbst zu bemerken," sagte sie langsam in unsicherem Tone. „Es ist eine meiner vielen schlechten Gewohnheiten: Fritz hat mir schon ein paarmal darüber die Leviten gelesen."

Von diesem Tage an sprach Oli vor der Cousine nicht mehr von ihrem häuslichen Glück, und sie drang auch nicht in Sylvia, daß diese von dem ihren erzähle. Was Sylvia freiwillig aus ihrem Leben zum besten gab, schien ihr vollkommen zu genügen; sie war nicht mehr der neugierig forschende Backfisch von ehedem. Das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, wie überhaupt bei aller Munterkeit ein ausgeglichenes Selbstbewußtsein in ihrem ganzen Wesen lag. Sylvia kam sich neben der jüngeren Frau zuweilen unfertig, unsicher vor. Ihre Eigenliebe litt darunter, aber dennoch war sie noch am liebsten in Oli's Gesellschaft. An manchen Tagen zog es sie förmlich nach Wildeck.

Die Obersthofmeisterin machte über diese neue Passion, wie sie die häufigen Ausfahrten Sylvia's nannte, hie und da eine spöttische Bemerkung, aber im Grunde genügte es ihr, täglich während der Morgenstunden die Gesellschaft ihrer Schwiegertochter zu genießen, und ihre Klagen über Vernachlässigung waren ebensogut höfliche Redensarten wie die Entschuldigungen, unter denen Sylvia sich zu verabschieden pflegte.

Manchmal brachte diese den ganzen Tag in Wildeck zu, und dann theilte sie gewissenhaft zwischen Tante und Cousine. Die Doctorin besuchte sie nicht. „Wozu?" sagte sie, die durchsichtigen Nasenflügel aufblähend, zu Fräulein Holde, und diese gab ihr recht. Sie hatte ja die gute Toni gewiß sehr gern, aber nachzulaufen brauchte Sylvia ihr doch nicht. So wenig wie dem Doctor seine „Gemüthlosigkeit", hatte Fräulein Holde dessen Mutter die Gleichgültigkeit vergessen, mit welcher diese die Berichte von Sylvia's glücklichem Lose anzuhören pflegte. Das alte Fräulein war in diesem Punkte so empfindlich, als habe ihre Nichte den Korb damals nicht ausgetheilt, sondern erhalten. „Für das Feinere hatte Toni nie Verständniß," dachte sie pikirt.

Eines Tages saß Sylvia mit dem Ehepaare Heller im Vorgarten der Villa; der Tag war warm, man hatte gut gespeist und gab sich schweigend der angenehmen Siesta-Mattigkeit hin. — Mit einem Male senkte Sylvia den Sonnenschirm etwas tiefer über das Gesicht. Sie hatte wenige Schritte vor sich den Jugendfreund erblickt, und sie fühlte zu ihrem Aerger, daß sie die Farbe wechselte. Er war nicht allein. Ein anscheinend noch junges, kräftig gebautes Mädchen schritt an seiner rechten Seite.

„Ah! Fräulein Martha!" rief Oli, welche die sich Nähernden ebenfalls bemerkt hatte. Freundlich winkend erwiderte sie den Gruß der Fremden, von der sich Weiler am Gitterthore mit einem Händedruck verabschiedete.

„Warum haben Sie Fräulein Köller nicht überredet, mit hereinzukommen?" befragte sie den Doctor, als dieser näher kam.

„Sie konnte sich nicht aufhalten," erklärte Weiler. „Sie will noch nach Holzegg zu dem kleinen, lahmen Michel, von dem ich neulich erzählte. Der arme Junge ist so wißbegierig und kann nicht zur Schule. Daher ist es ihm ein Fest, wenn man ihm Bücher und Hefte bringt."

„Ein braves Mädel!" meinte Heller.

Der Doctor nickte. „Ja, ein tüchtiges Geschöpf!" Seine Augen folgten mit sichtlichem Wohlgefallen der Gestalt der kräftig Ausschreitenden. Erst als er sich umwandte, erblickte er Sylvia.

„Pardon, Gräfin! Ich bemerke eben jetzt Ihre Anwesenheit," sagte er mit einer entschuldigenden Verbeugung.

„Du bist auch ganz versteckt hinter Deinem Schirm," meinte Oli, deren Blicke, wenn Sylvia und der Doctor zusammenkamen, immer verstohlen von der einen zum andern huschten. „Nun, laß nur, wenn Dich die Sonne blendet! Sonst bekommst Du am Ende wieder Deine Kopfschmerzen."

„Ja, die Gräfin ist heute auffallend blaß," meinte Heller bedauernd. „Vielleicht sind wir zu früh ins Freie gegangen; es war noch heiß ... Als junger Mensch litt ich auch viel an Kopfschmerzen," fügte er nach einer Pause hinzu, als niemand Miene machte, ein Gespräch in Gang zu bringen. „Ich weiß daher, was das heißt. Dagegen wißt Ihr auch gar nichts, Ihr Medizin-Männer!"

Weiler zuckte die Achseln.

„Das hängt ganz von der Natur der Kopfschmerzen ab," meinte er

„Nervös, lieber Doctor, nervös!" fiel Sylvia mit einem mißtönenden Auflachen ein. „Eine Stadtkrankheit! Ihre Bäuerinnen sind ja wohl nie nervös?"

Ferdinand betrachtete die Sprecherin mit ruhig prüfendem Auge, und sagte dann langsam:

„Ihre Nerven scheinen in der That überreizt zu sein, Frau Gräfin. Sie sollten etwas dafür thun. Doch, um auf Ihre Frage zurückzukommen, — ja, es giebt auch nervöse Bäuerinnen, sogar häufiger, als man meinen sollte!"

Die linke Hand Sylvia's, welche sich, während Weiler sprach, unaufhörlich mit dem die Taille zierenden Spitzen-Jabot zu schaffen gemacht hatte, zitterte, und auch die Lippen der jungen Frau wurden unruhig.

„Nun, und dagegen giebt es nichts?" fragte die Hausfrau, sich rasch vorneigend, wodurch Sylvia's Gesicht den Blicken der beiden Herren entzogen wurde. „Es muß doch ein Mittel geben! Wozu seid Ihr dann Aerzte, wenn Ihr nicht einmal Nervosität kuriren könnt?"

Weiler lächelte über Oli's neckenden Eifer. „Ein Glück für mich, daß Sie gute Nerven haben, gnädige Frau! Sie würden einem gehörig zu schaffen machen, das sehe ich!" Er drohte ihr mit dem Finger.

Als der Doctor sich empfohlen hatte, und auch Heller sich erhob, um den Freund ein Stück Weges zu begleiten, fragte Sylvia: „Wer war denn das vorhin? Ich meine diese Martha, oder wie Du sie nanntest."

„Fräulein Köller meinst Du? Du kennst sie noch nicht? Sie ist ja die hiesige Lehrerin, schon seit zwei Jahren. Ein liebes Mädel!"

„So? Die Lehrerin also? Nein: ich sah sie bisher nicht. Sie ist hübsch, nicht wahr?"

„Hübsch? Na: beauté do diable! Mein Mann nennt sie nur das „Grenadier-Weiberl", weil sie so groß und eckig ist. Es ist ein Kreuz: nichts sitzt auf ihr, wie es sollte ... Aber wir haben sie alle sehr gern: sie ist so brav und herzensgut. Auch recht musikalisch ..."

Sylvia lächelte gezwungen.

„So?" meinte sie. „Also eine Acquisition zum Vierhändigspielen! Das ist ja recht angenehm für Dich."

Wenn Sylvia vom Schlosse den Weg zu Heller's nahm, mußte sie an dem Schulhaus vorbei, aus welchem zuweilen eintöniges Lachen oder fröhliches Singen herausklang. Die Fenster, die in das sacht ansteigende Seitengäßchen führten, standen gewöhnlich offen und gewährten, wenn man von der Höhe herabkam, einen Einblick in das Zimmer der Lehrerin. Als Sylvia zum ersten Male zufällig in den von Reinlichkeit blinkenden, aber sehr einfach ausgestatteten Raum einen Blick geworfen hatte, fühlte sie dasselbe leise Unbehagen in sich aufsteigen, das ihr als junges Mädchen den Anblick des Schulhauses immer unangenehm machte. Aufathmend wendete sie den Kopf ab, und als sie gleich darauf ihr Kleid schürzen mußte, um über eine Pfütze zu treten, rieselte es ihr bei dem Knistern des seidenen Unterrockes wohlig durch alle Glieder.

Das war kurz vor dem Tage, an dem sie Martha Köller zum ersten Male gesehen hatte. — Etwa eine Woche später stand die Lehrerin vor der Thür, als Sylvia vom Schlosse herabkam. Das junge Mädchen grüßte erröthend. Wie die meisten Wienerinnen hatte Martha eine stille Schwärmerei für schöne Frauen. Sie zeigte sich daher hoch erfreut, als die Gräfin näher trat und huldvoll grüßend fragte, ob es gestattet sei, die Schulräume zu besichtigen. „O gewiß!" rief sie bereitwillig, von der Thüre zurücktretend, um den seltenen Gast einzulassen.

Als die beiden Schulzimmer besichtigt waren, öffnete Martha die Thür ihres eigenen Zimmers.

„Da ist mein kleines Heim!" sagte sie mit einem schüchtern bittenden Blick.

Sylvia folgte der stummen Einladung und trat über die Schwelle. Sie zeigte sich überhaupt sehr gnädig. Sie nahm auf dem dunkeln Leder-Divan Platz, welcher der Lehrerin als Schlafstelle diente, und ließ sich von dem freundlichen Mädchen, das in seiner natürlichen Art ein gewandtes Benehmen zeigte, erzählen, wie die Tage einer Dorfschullehrerin zu verrinnen pflegten.

„Viel Abwechslung hat man wohl nicht," sagte Martha lächelnd, „aber vielleicht eben darum fliegt die Zeit so rasch. Außer den Schulstunden giebt's ja immer noch das und jenes zu thun. Ich kenne natürlich die Eltern aller „meiner" Kinder, komme aber kaum dazu, überall nachzusehen, wo ich's aus diesem oder jenem Grunde für klug halte, meine Nase hineinzustecken ... Und an gebildetem Verkehr fehlt es ja auch nicht," fügte sie nach einer Pause, leicht erröthend, hinzu: „Heller's sind so lieb, und die Mutter unseres Doctors ist gar eine prächtige Frau! Wenn ich bei ihr bin, vergehen mir die Stunden wie im Fluge. Besonders im Winter, bei der Lampe, da ist's so gemüthlich ..."

Die Sprecherin brach verwirrt ab, denn ihr war, als habe der vornehme Gast bei den letzten Worten in eigenthümlicher Weise die Lippen verzogen. Es sah fast aus wie Spott, und dabei war die Gräfin jäh erröthet. Martha suchte in ihrem Gedächtnisse, ob sie, ohne es zu wissen, etwas Lächerliches oder gar Unschickliches gesagt habe. Sie fand nichts, aber ihre Unbefangenheit war dahin.

Die Gräfin erhob sich auch bald mit der Bemerkung, daß es ihre Zeit leider nicht erlaube, den Besuch länger auszudehnen.

„So angenehm es sich auch plaudert," fügte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln hinzu.

Die Lehrerin begleitete ihren Gast bis vor die Thüre des Schulhauses und folgte der schlanken, vornehmen Gestalt mit dem Blicke, so lange sie sichtbar blieb. Das junge Mädchen hatte ein undeutliches Gefühl, der Gräfin durch irgend etwas mißfallen zu haben, und das war ihr leid.

Als Sylvia um die Ecke bog, fiel ihr Blick auf ein junges Weib, das, mit einem Kind auf dem Arme, an einen Zaun gelehnt, dastand. Oli, welche der Cousine, die sie im Schlosse wußte, entgegengekommen war, sprach mit dem Weibe, in dem die Gräfin Lisi, die einstige Dienstmagd der Doctorin, erkannte.

Die junge Frau zögerte einen Augenblick, dann trat sie zu den beiden.

„Ah, Sie sind es!" sagte Sylvia, nachdem sie Oli begrüßt hatte, mit einem gnädigen Nicken. „Sie sind also verheirathet?"

„Ja, schon eine uralte Frau!" antwortete Oli an Stelle des jungen Weibes. „Das ist ihr jüngerer Sohn ... drei Monate älter als Fritzl ... Ein fester Bub', nicht wahr?"

Sylvia streichelte dem Kinde die Wange und leerte den Inhalt ihrer Geldbörse in dessen Schürze.

„Wenn das nächste ein Mädchen ist, Lisi, so laß mich's wissen," sagte sie dabei. „Ich wünsche mir längst ein Patenkind."

Sie zwang sich, in scherzhaft neckendem Tone zu sprechen, aber ihre Stimme klang gepreßt. Seit sie das Schulhaus verlassen hatte, würgte es sie im Halse.

Lisi küßte die Hand und flüsterte mit gesenkten Wimpern ein verschüchtertes: „Schön' Dank, Frau Gräfin!", ohne auf Sylvia's Anspielung weiter einzugehen.

„Der guten Lisi hat Deine Ansprache ja förmlich die Rede verschlagen," meinte Oli lächelnd, als sie mit Sylvia der Villa zuschritt. „Das ist sonst gerade nicht ihr Fehler. Der Wortschwall ist oft kaum aufzuhalten, wenn sie anfängt ... Du bist ihr eben fremd geworden, das macht's."

Sylvia erwiderte nichts. Um ihre festgeschlossenen Lippen lag ein bitterer Zug.

XVIII.

Einige Wochen später schritt Sylvia an der Seite ihres Jugendfreundes durch den Wald. Es war gegen Ende September: ein grauer Tag. Ueber den Bergspitzen lasteten unbewegliche Wolkenmassen, und die Blätter klebten leblos an den Zweigen. Regen lag in der Luft.

Ein Zufall hatte die junge Frau mit dem Doctor zusammengeführt. Sie wurde von Heller's zum Abschieds-Diner und von Tante Sophie zur letzten Jause erwartet, denn morgen sollte von Maltern nach Wien übersiedelt werden. Mit einigen Reise-Anordnungen hatte sie sich vor der Abfahrt verspätet und daher dem Kutscher die Weisung ertheilt, den kürzeren Weg über die Serpentinen-Straße zu nehmen, die er der Steigung wegen sonst gern vermied. Die junge Frau bereute es auch heute, nicht lieber den Umweg in der Ebene gemacht zu haben, denn auf der Paßhöhe blies der Wind scharf, und trotz der mitgenommenen Hüllen und Decken fröstelte sie in dem offenen Wagen. Es kam sie die Lust an, auszusteigen und den wohlbekannten Abkürzungsweg zu Fuße zurückzulegen; an der Stelle, wo der Steig in die Straße ausmündete, sollte der Wagen sie erwarten. Sie hoffte, sich durch raschen Gang zu erwärmen, und das gelang ihr bald besser als ihr lieb war. Sie hatte schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als sie merkte, daß sie die Richtung verloren haben müsse. Offenbar hatte sie das rothe Holzkreuz übersehen, wo, wie sie wußte, der Weg sich gabelte. Aufs peinlichste überrascht eilte sie noch eine Strecke vorwärts, um möglicherweise einen Ausblick zu gewinnen und die Orientirung wiederzufinden.

Aber es gelang ihr nicht, und entmuthigt blieb sie stehen. Um das Holzkreuz zu erreichen, hätte sie die ganze steile Höhe wieder erklimmen müssen, von der sie herabgekommen war, und es fragte sich, ob es nicht besser war, auf gut Glück quer durch den Wald den Abstieg fortzusetzen. Hinab kam man jedenfalls. Sie war dazu schon halb entschlossen, als neue Bedenken in ihr auftauchten. Wer weiß, in welcher Richtung sie hinabgelangte? Vielleicht gerieth sie gar in den Stammergraben, ein schluchtartiges Thal, das mindestens vier Gehstunden abseits von Wildeck lag. Und Heller's erwarteten sie spätestens um ein Uhr!

Als sie noch unschlüssig um sich blickte, fand sie sich mit einem Male dem Doctor gegenüber. Die weiche Wiese zur Linken, über die er herabgekommen war, hatte seine Schritte gedämpft, sodaß sie die vor ihr auftauchende männliche Gestalt erst gewahrte, als Weiler dicht vor ihr stand, wie auch er ihrer erst in diesem Augenblicke ansichtig wurde, denn ein Gesträuch hatte sie bisher seinen Blicken entzogen. Er war sichtlich betroffen über die unerwartete Begegnung und fand nicht gleich ein Wort der Begrüßung; sie aber erschrak so heftig, daß sie laut aufschrie und für eine Secunde die Augen schloß. In dem Wettermantel aus grobem Loden erkannte sie ihn anfangs nicht, und ihr erster Gedanke war, ein Wegelagerer sei ihr in den Weg getreten. Es rieselte ihr kalt über den Rücken.

Erst sein höflich bedauerndes: „Pardon, Gräfin! Ich habe Sie erschreckt," klärte sie über ihren Irrthum auf, und sie athmete erleichtert.

„Sie werden mich für einen rechten Hasenfuß halten," sagte sie, dem Retter in der Noth die Hand zur Begrüßung entgegenstreckend. „Ich war schon aufgeregt durch das Bewußtsein, mich verirrt zu haben, darum dachte ich gleich an Mord und Totschlag."

Sie lachte ein wenig verlegen.

„Nein, in den Stammergraben wären Sie hier nicht gekommen," sagte Weiler, als sie ihm ihre Befürchtungen mitgetheilt hatte. „Auch ist der Umweg, den Sie gemacht haben, nicht allzu groß. In kaum mehr als einer halben Stunde können Sie bei Ihrem Wagen sein. Freilich dürften Sie den Abstieg hier rechts über die Wiese nicht scheuen, und das wird ziemlich beschwerlich sein. Der Boden ist sumpfig."

Er brach ab und warf einen zweifelnden Blick nach Sylvia's Schuhwerk.

„Schlimmer kann es kaum kommen als oben im Hohlweg," meinte Sylvia. „Sehen Sie nur, wie ich mich zugerichtet habe!"

Sie hob den Saum ihres Kleides etwas in die Höhe und zeigte die von den Wasserpfützen arg mitgenommenen Halbschuhe.

Sie war lebhafter als sonst. Ihr Gesicht war von der ungewohnten Anstrengung geröthet und ihre Augen glänzten. An den Schläfen hatte sich das gewellte Haar etwas gelockert, und der Hut war von der Stirne zurückgesunken. Aber das stand ihr reizend. Sie sah besonders jung aus heute, mädchenhaft frisch.

Der Doctor streifte die von schwarzen Seidenstrümpfen bedeckten, feingeformten Knöchel mit einem flüchtigen Blick.

„Das heißt: Sie wollen es über die Wiese wagen," sagte er mit einem halben Lächeln. „Es bleibt auch kaum etwas anderes übrig, Sie müßten denn vorziehen, bis zu dem Punkte aufzusteigen, von dem Sie ausgegangen sind."

„Oh!" rief die junge Frau mit komischem Entsetzen, und betrat ohne ein weiteres Wort die Wiese.

Weiler hatte nicht zu viel gesagt. Der Abstieg war wirklich mühsam. Sylvia glitt ein paarmal aus und mußte sich von dem Voranschreitenden über die ärgsten Stellen hinüberhelfen lassen. Er machte das sehr geschickt, und sie dankte, „tief beschämt über die eigene Unbeholfenheit", wie sie wiederholt versicherte.

„Es ist schon gar so lange her, seit ich zum letzten Mal so durch Dick und Dünn marschirt bin," entschuldigte sie sich.

Aber man sah, daß ihr die Sache zur Abwechslung wieder Spaß machte. Sie achtete nicht auf die Nässe und machte sich nichts aus den Schmutzflecken in dem weißen Lodenkleide. Ein paarmal blieb sie stehen und sog in vollen Zügen die feuchte, kühle Luft ein.

„Wie köstlich!" sagte sie. „Dieser Erdgeruch!"

Zu Ende des beschwerlichen Abstiegs erwartete sie eine freundliche Ueberraschung. Sie befand sich in einem Birkenwäldchen, das ein Lieblingsplatz ihrer Kinderjahre gewesen war. Sie erkannte es augenblicklich mit einem freudigen Ausruf.

„Das ist ja hier, nicht wahr, wo wir so gern Zigeunerlager spielten ... und Farmer?" rief sie lebhaft, „O!"

Sie hielt den Schritt an und suchte, nach rechts und links spähend, hier den hohlen Stein, — dort die drei zusammengewachsenen Stämme. Und auch der Schutthaufen mit den vielen gelben Königskerzen mußte ja hier in der Nähe sein! Dieser Schutthaufen hatte den ungeheuren Berg vorgestellt, über den die Farmer hinübermußten, wenn sie in die Stadt kommen wollten. Fünf ... acht ... nein, hundert Tage dauerte der Marsch, wenn man von dort in den Urwald kommen wollte, wo die Farmer-Familie hauste ... Das Birkenwäldchen war nämlich der Urwald.

Der Doctor half seiner ehemaligen Spielgefährtin nicht, die alten Plätze wiederzufinden. Er stand zur Seite, die Arme über der Brust gekreuzt, und wartete, bis sie fertig sein würde. Um seine Mundwinkel zuckte es ironisch.

Sylvia bemerkte nichts davon. Völlig in ihre Erinnerungen verloren, blickte sie träumend die schlanken Aeste entlang bis zu den Wipfeln empor. Sie suchte die hellgrüne Wölbung, die ihr immer so gut gefallen hatte, und das Spiel der Sonnenstäubchen dazwischen. Da aber fand sie sich enttäuscht. Grau lugte der Himmel durch die entlaubten Zweige, nur mehr einzelne gelbe, fleckige Blätter hingen an den Aesten.

„Wie todt der Wald jetzt ist," sagte sie traurig.

Er streifte sie mit einem kühlen Blick.

„Herbst," sagte er kurz. Es klang abweisend.

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

„Sie muß in die Pension!" — Die Tochter nämlich, die eben der Schule entwachsene Aelteste, die hold aufblühende Menschenknospe! — „Sie bedarf der richtigen Leitung, sie muß sich besser fügen lernen, sie soll den letzten Schliff bekommen, die Lücken in Wissen und Benehmen ausfüllen, — sie muß ein Pensions-Jahr durchmachen, wie es ihre Schulfreundinnen auch thun werden."

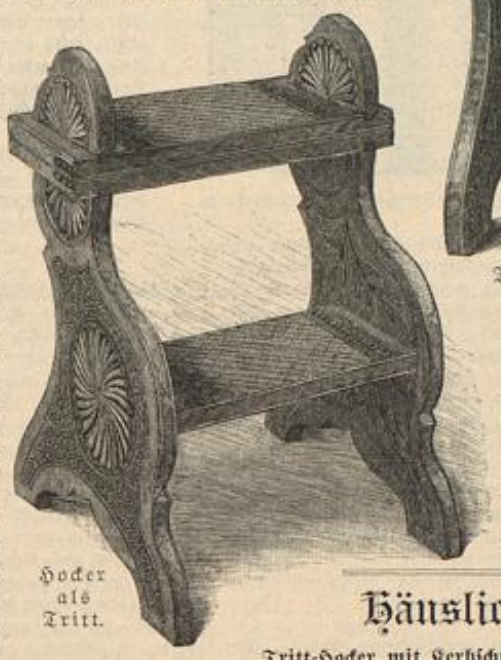
Ja, leider ist es Mode geworden, dies Pensions-Jahr für junge Mädchen, — wie vieles andere ein Auswuchs unserer heutigen Kultur-Verhältnisse, ein Fehler in der Erziehungsweise am Ende des Jahrhunderts. Es ist unnatürlich und in vielen Fällen gewiß unnöthig, wenn nicht geradezu verderblich, die Tochter just in der letzten Zeit ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung fremden Händen anzuvertrauen. Der systematische Schulzwang, das concentrirte, fortgesetzte Interesse fürs Lernen hat die Tochter bis jetzt dem Familien-Leben viel entzogen; nun folgt die Zeit, in der einzelne Lücken ausgefüllt, besondere Begabungen sorgfältiger als bisher gepflegt werden sollen. Wer könnte dieser wichtigen äußeren und inneren Metamorphose mit mehr Liebe und Verständniß folgen, als die Mutter, wer besser die letzte Erziehung leiten und überwachen, wer die Tochter für Welt und Menschen sorglicher heranbilden, als sie? Und wo könnte das junge, dem Leben mit dunkelm, unbewußtem Entzücken, mit ihr selbst unverständlichen Hoffnungen gegenüberstehende Wesen wohl besser geborgen sein, als bei den Eltern, an der Seite der treuen Mutter? Wo lernte die Tochter besser gute Formen, das Hineinwachsen in ihr verändertes Leben, als bei den Ihren? Natürlich darf die Mutter nicht unvernünftig in ihrer Liebe, nicht schwach und blind gegen die Fehler des Kindes, noch eitel auf die äußeren und inneren Vorzüge desselben sein. Sie muß ihr Glück und ihre heilige Pflicht darin finden, die Seele der Tochter sich entgegenwachsen zu lassen, ihr Vertrauen zu erringen, sie als Freundin und gewissermaßen als Gleichberechtigte zu behandeln. Sie muß ihrem Kinde zunächst kleinere, dann ernstere Pflichten im Haushalt oder gegen die Geschwister übertragen, durch die daraus erwachsende Verantwortlichkeit, durch Lob für gewissenhafte Erfüllung das Selbstbewußtsein des jungen Mädchens heben. Die Mutter darf ferner auch die ersten unschuldigen Regungen von Eitelkeit und Vergnügungsdrang nicht zu strenge unterdrücken, sie muß die Interessen der ersten Gefallsucht mit der Tochter theilen und sie aufs richtige Maß beschränken. — Ja, sehr viel Mühe und Arbeit macht eine heranwachsende Tochter der Mutter; diese muß leiten und lehren und selbst noch lernen mit ihrem Kinde, denn sie lernt dasselbe jetzt erst recht kennen durch das innige Zusammenleben. Aber der Lohn ist dann auch all der Mühe werth: es bildet sich bei einer solchen Erziehung das schönste, reinste und beglückendste Verhältniß zwischen Mutter und Kind.

Wo, um die Mode mitzumachen, die Tochter ins Pensionat geschickt wird, da ist es meist, — das harte Wort muß heraus, — Bequemlichkeit von Seiten der Eltern; sie schieben die Verantwortung für das letzte, wichtige Erziehungsjahr von sich ab und glauben, in der Pension ihrem Kinde einen nützlichen und angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Und doch ist häufig gerade das Gegentheil der Fall. Das junge Wesen büßt in der Fremde oft seine ursprüngliche Liebenswürdigkeit, seinen Lebensfrohsinn ein, sei es durch den Zwang, fremden Menschen sich fügen zu müssen, sei es durch leichtfertige Auffassung des Lernjahres oder durch die Qualen des Heimwehs, die es heimlich durchkämpft, weil es darum verlacht wird. Es giebt auch Mädchen mit schwierigem Charakter, die, weil man sie im Institut nicht so kennt, wie sie sich zu Hause geben, dort falsch beurtheilt und demgemäß falsch behandelt werden. Wieder andere gewöhnen sich derart in das Anstaltsleben ein, daß sie, zurückgekehrt, kritisiren und vergleichen und auf eine etwaige Ermahnung oder Belehrung der Eltern gern erwidern: „Das kenne ich so nicht, — das ist mir so gezeigt oder gesagt, — in der Pension geschah das so." Vertrauen und Liebe der Pensions-Mutter oder einer Lehrerin gelten ihnen schließlich mehr als die der eigenen Mutter, wie z. B. ein junges Mädchen, als sie einen Heirathsantrag bekam, ihrer Mutter gegenüber den Wunsch äußerte, ihre „vielgeliebte Vorsteherin" um Rath fragen zu dürfen. Es muß doch bitter für die Eltern sein, so etwas zu hören, sich ihrem Kinde so entfremdet zu fühlen! Eine andere Klippe in dem Pensions-Leben ist die Auswahl der Freundinnen, des täglichen Umgangs. Ein unverdorbenes, kindliches Gemüth kann durch schlechte Wahl einer Freundin für immer geschädigt werden; und diese Gefahr ist in einer Anstalt, wo viele und so verschieden geartete Mädchen zusammenkommen, gar nicht zu vermeiden; sei der Wille der Vorsteherin noch so gut, ihre Fürsorge für ihre Zöglinge noch so rege, — dieselbe kann sich nicht gleich eingehend auf alle erstrecken.

Wie jedes Ding, so hat natürlich auch das vorstehend Behandelte seine zwei Seiten; es giebt Ausnahmen zu der oben besprochenen Erziehungsweise und Fälle, wo die Pensions-Frage ihre zwingende Berechtigung hat. Ein ganz einsames Leben auf dem Lande zum Beispiel, ein bisher zu einseitiger Unterricht, das Fehlen der Mutter oder einer anderen Leiterin der Erziehung, sowie die Erkenntniß der Eltern, die aus niederer Sphäre zu Vermögen oder Stellung gekommen sind, daß sie, infolge der eigenen unvollkommenen Bildung, ihre Töchter zur Erlernung der feineren Sitten anderer Leitung anvertrauen müssen, — alles dies sind triftige und zu billigende Gründe für ein Pensions-Jahr. Wiederum aber machen diese den Ausspruch nicht hinfällig, daß vor allem die Mutter dazu berufen ist, den Grundstein zu legen zum Glück der Tochter im äußern, wie im Gefühlsleben und für ihre gesellschaftliche Stellung, entweder für ihren künftigen Beruf als Gattin und Hausfrau, oder für das arbeitsvolle Leben des alleinstehenden Mädchens. Also, Ihr Eltern, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen, sendet die Töchter nicht in die Pension, nicht ins Institut; vollendet ihre Erziehung daheim! M. W.

Kinder-Photographien. — Ein hübscher Brauch, der immer größere Ausbreitung findet, ist es, die Kinder alljährlich photographiren zu lassen und die Bilder zu sammeln. Früher konnte man sich den Luxus, die Nachkömmlinge in verschiedenen Lebensaltern malen zu lassen, nur in fürstlichen Häusern gestatten; die großen Fortschritte, welche die Photographie gemacht hat, erlauben es jetzt auch dem wohlhabenden Bürger, seine Sprößlinge Jahr für Jahr neu „aufnehmen" zu lassen. Anläßlich des russischen Kaiserbesuches in Paris brachten die französischen Blätter eine Reihenfolge von Abbildungen der jungen Czarin, die bekanntlich eine deutsche Prinzessin und eine Cousine des Kaisers Wilhelm ist, vom zartesten Kindesalter an bis zur letzten Aufnahme in der russischen National-Tracht und im Krönungs-Ornat. — In ähnlicher Weise legt man jetzt in vielen Familien für jedes Kind ein eigenes Album an, das außen den Namen desselben trägt und die Bilder des Kindes in allen Altersstufen enthält, von Mutterhänden sorgsam gesammelt und zusammengestellt. Agnes Thal.

Tritt-Hocker mit Kerbschnitt-Arbeit.



Hocker als Tritt.

Häusliche Kunst.

Tritt-Hocker mit Kerbschnitt-Arbeit. — Seit langem benutzte ich einen Salon-Tritt, der neben dem Vorzug, mir stets als kleine Tritt-Leiter zur Hand zu sein, wenn ich etwas aus den oberen Fächern meines Bücherschrankes brauchte, eigentlich recht wenige Dienste leistete, während ein einfach aufzuklappender Küchenstuhl gleichzeitig einen festen Sitz bildet. Den Salon-Tritt nach diesem Vorbild zu verbessern gelang mir auf folgende Weise: Die obere Stufe ließ ich dadurch auf die doppelte Breite bringen, daß mittelst zweier Charniere ein gleich starkes Brett angefügt wurde, dessen untere Fläche mit zwei Stützen versehen ist; diese passen sich genau der geschweiften Form der Seitenwände an und bilden mit letzteren eine zusammengehörige Fläche, wenn die Sitzhälfte heruntergeklappt wird. An meinem 43 cm hohen Tritt-Hocker mißt die getheilte Platte 36 zu 40 cm; in 19 cm Entfernung vom Boden ist die erste Stufe (31 cm lang, 16 cm tief, 2 cm stark) angebracht. Platte und Wände sind ebenfalls 2 cm stark. Die Hauptverzierung in Kerbschnitt hat natürlich die Sitzfläche erhalten; dieselbe besteht aus einer 24 cm im Durchmesser betragenden Rosette, gebildet aus fünf Sternen und vier dazwischen sich einfügenden Palmetten; der Mittelstern hat 9 cm, die anderen je $6^1/_2$ cm Durchmesser. Zur Füllung der Ecken dient wiederum die Palmette; ein 4 cm breiter Zackenrand umschließt das Ganze. Der gleiche Rand verziert die Rückseite der beweglichen Sitzfläche und die andere Stufe, die beide noch mit einem Gitter aus Zierlinien gemustert sind; je drei solcher Quadrate messen 4 cm. Die Seitenwände schmücken unten 16 cm große Sterne, deren getheiltes Muster sich am oberen Theil, sowie an den Stützen des Sitzes wiederholt. E. F.

Holzbrand-Blase-Apparat für Fußbetrieb. — Es wird vielen, die sich mit Brandmalerei beschäftigen, angenehm sein, zu hören, daß sich bei einem Platin-Brenn-Apparat mit Handbetrieb leicht ein selbstgefertigter Fußbetrieb auf folgende Art anbringen läßt: Zwei Holzplättchen, je 10 cm breit und 20 cm lang, verbindet man an einer Schmalseite durch Charniere. Zwischen die so verbundenen Platten, d. h. auf das unterste Brettchen, legt man den zweiten Ball des Gebläses, — denn beim Treten dürfen die Brettchen den vordern Ball nicht berühren, — und befestigt ihn darauf vermittelst eines darüber gelegten und festgenagelten schmalen Lederstreifens oder Gummibandes. Auf der oberen Platte bringt man eine Lederspange an, um den Fuß hineinzuschieben, der dann mehr Festigkeit beim Treten hat und nicht abrutschen kann. Damit das Gebläse beim Treten nicht leidet, ist es rathsam, die innere Fläche der Brettchen zu polstern, indem man einige Lagen Watte darauflegt und diese mit Stoff überzieht, den Heftzwecken oder kleine Nägel befestigen. Dann verbindet man beide Brettchen an den Längsseiten noch durch ein oben 6 cm breites, unten spitz auslaufendes Stückchen Stoff. Da das Gebläse auf der Erde liegt, muß der Schlauch entsprechend verlängert werden. Man kaufe dafür 1 bis 1,10 m Gummischlauch, schiebe das eine Ende desselben so weit über den schon vorhandenen Schlauch, daß keine Luft mehr eindringt, und befestige das andere Ende wie sonst an der Röhre des Pfropfens. Nachdem der Apparat so zum Gebrauch vorbereitet ist, versuche man, gleichmäßig mit dem Fuße zu treten; man wird bald herausfinden, daß die Brennarbeit weit leichter von statten geht, wenn beide Hände bei der Arbeit zur Verfügung stehen. J. F.

Gepreßte Blätter und gebleichte Gräser für Decorations-Sträuße. — An Stelle der arg in Mißcredit gekommenen Makartsträuße bilden verschiedene Laubzweige einen reizvollen Zimmerschmuck. Herbstlich abgetönte rothe oder gelbe Blätter und Zweige von Eichen, Ahorn, Platanen, Buchen u. a. werden hierfür zunächst recht gleichmäßig gepreßt und dann von beiden Seiten mit französischem Firniß überpinselt. Ist dieser vollständig getrocknet, so zieht man die starken Adern der Blätter mit Goldbronze nach und überzieht die Blätter nochmals mit Firniß. — Grüne Blätter und Gräser glättet man, um die Farbe zu erhalten, mit einem nicht zu heißen Bügeleisen und preßt sie danach. Auf andere Weise erhält man Blüthen und Blättern ihre frische Farbe, wenn man sie vor dem Pressen einige Minuten in Spiritus legt. — Das Bleichen der Gräser geschieht auf folgendem Wege: die in kleinen Bündeln an der Sonne vollständig getrockneten Gräser werden auf dem Rasen ausgebreitet und mit einer Mischung von $^1/_2$ kg Bleichkalk, $^1/_4$ kg Schwefelsäure und $^3/_4$ kg Seifenlauge auf 25 kg Wasser wiederholt begossen und in der Sonne getrocknet. Danach hängt man die Gräser in Glasgefäße, die mit Wasserstoff-Superoxyd angefüllt sind. Nach dieser Behandlung nehmen alle Gräser eine schöne, gelbe Färbung an. — Krystallisirte Blätter und Zweige stellt man in folgender Weise her: Man vermischt schwefelsaure Magnesia oder essigsaures Natron mit Dextrin, bestreicht mittelst Pinsels mit der Lösung die getrockneten Blätter und Gräser möglichst dünn und läßt sie trocknen. Der perlmutterartige Glanz, den sie hiernach annehmen, ist äußerst wirkungsvoll. A. H.

Musikalisches.

Sigrid in Leossund. — Sie haben die Wette verloren! Die Laute ist eines der ältesten Saiten-Instrumente, — wie es heißt, um das Jahr 270 n. Chr. von Manichäus, einem Perser, erfunden; durch die Mauren kam sie nach Europa und fand bis Ende des 18. Jahrhunderts auch im Orchester Verwendung. Die Laute aber ist nicht, wie Sie meinen, mit 4, sondern mit 24, z. Th. übersponnenen Darmsaiten bezogen, auch ist der Resonanz-Körper aus Ahornholz tief gewölbt; der sehr lange Hals ist von den Wirbeln an zurückgebogen. Sie verwechseln das Instrument jedenfalls mit der Mandoline (mandola oder mandora), deren es in Italien zwei Arten giebt. Die beliebteste, die Neapolitanische Mandoline, ist mit vier, die Mailändische mit sechs, auch acht Metallsaiten bezogen. Beim Spielen der Laute greift die linke Hand die Töne auf dem mit Bändern versehenen Griffbrett, während die rechte pizzicato spielt, d. h. reißt. Die Mandoline dagegen wird mit einem plectrum, Hornring oder Federkiel, und einem Finger der im Gelenk schnell sich hin und her bewegenden rechten Hand gespielt, — gerissen, — wodurch der Ton vibrirt. Ein Virtuos auf der Mandoline war Bimercati, der das Instrument auch in Deutschland einführte. Ob Sie nach zwölf Unterrichtsstunden genügend gefördert sein würden, um sich selbst danach weiter bilden zu können, ist fraglich, aber weshalb eine junge Dame nicht Mandoline spielen sollte, ist uns unverständlich, spielen doch Damen sogar das Banjo, ein viel weniger „elegantes" Instrument! Man sagt, die Königin von Italien sei eine Meisterin auf der Mandoline, — vielleicht beruhigt diese Mittheilung die aufgeregten Gemüther Ihrer Kränzchen-Mitglieder! Die Red.

Fürs Haus.

Behälter für Senf, Pfeffer und Salz. — Die älteren Modellen der Keramik nachgebildeten, kleinen Gefäße aus englischem Dalton-Steingut erfreuen sich augenblicklich einer großen Beliebtheit und tragen viel zum Schmuck der Tafel bei. Gleich den mit unserer Abbildung wiedergegebenen kleinen Behältern, für Senf 7 cm hoch, für Pfeffer 8 cm hoch und für Salz 4 cm hoch, zeigen alle Gefäße aus Dalton-Masse gleichmäßig eine oberhalb braun, nach unten hin gelb abschattirte Tönung, die von kleinen weißen Reliefs unterbrochen wird. Vorherrschend sind die Kannen-, Krug- und Topfformen sowohl für die kleineren Gefäße, als für größere, zu Fruchtsaft ꝛc. bestimmte. A. H.

Behälter für Senf, Pfeffer und Salz.

Frau Assessor v. Gr. — Tintenflecke aus dem grünen Filzbelag eines Schreibtisches entfernt man mittelst warmer Milch; man tropft dieselbe direct auf den Fleck, tupft sie mit einem Schwamme auf und wiederholt dies so oft, bis die Flecke verschwunden sind. Hartnäckige Tintenflecke reibt man mit Benzin ab und wäscht mit klarem Wasser nach, was sich auch für das Abreiben mit Milch empfiehlt. — Tintenflecke aus eichenen Tischplatten lassen sich gewöhnlich durch Abwaschen mit erwärmtem Bier entfernen, doch müssen die stumpf gewordenen Stellen danach mit einem geölten Wollentuch blank gerieben oder gewachst werden. A. H.

Frau B. R. in L. — Formalin, in 1 bis 2-prozentiger Lösung mit einem Zerstäubungs-Apparat auf die Bücher in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rothem Leinenband gebracht, desinficirt dieselben ohne jeglichen Nachtheil für Papier oder Farbe. A. H.

Küche.

Eier 6 bis 8 Monate lang frisch zu erhalten. — Die Eier werden, nachdem sie aus den Nestern genommen, gewaschen und gereinigt, wenn nöthig mit Hülfe von etwas Essig. Nun löst man einen flachen Theelöffel voll übermangansaures Kali in 2 l Wasser auf und legt die Eier in diese Flüssigkeit. Nach einer Stunde nehme man sie heraus und trockne sie gut ab. Durch dieses Verfahren wird jeder Fäulnißstoff, der etwa den Eierschalen noch anhaftet, entfernt.

Der besseren Controle wegen versehe man die Eier mit dem Datum des Tages, an welchem sie gelegt wurden, und wickle jedes Ei in Seidenpapier ein. Sodann nehme man ein passendes Kistchen, dessen Seitenwände mit etwa 12 Löchern von 1 cm Durchmesser versehen werden müssen, und fülle den Boden mit Holzasche und Torfstreu aus. Auf diese Schicht lege man die Eier, mit dem stumpfen Ende nach unten, eins neben das andere, doch so, daß sie sich nicht berühren; hierauf kommt wieder eine Schicht Holzasche und Torfstreu und so fort, bis alle Eier verpackt sind. Obenauf wird abermals eine solche Schicht gestreut und das Kistchen zugenagelt an einen trockenen Ort gestellt. Dasselbe muß jedoch von 10 zu 10 Tagen umgekehrt werden, sodaß abwechselnd der Boden und dann der Deckel nach oben kommt. Hierdurch wird verhindert, daß sich das Eidotter senkt und an der Schale festsetzt. Die Löcher in den Seitenwänden lassen genügend Luft hinein, die durch die lockere Torfschicht zieht und ein Dumpfigwerden der Eier verhindert.

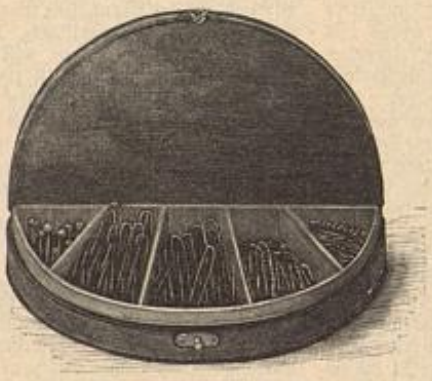
Von der alten Methode des Einlegens der Eier in Kalkwasser oder in Häcksel kommt man mehr und mehr ab, da derartig behandelte Eier stets einen Geschmack nach Kalk, resp. nach Häcksel haben und deshalb zu vielen Speisen nicht zu verwenden sind. E. E., Wannsee.

Tomatensuppe. — Etwas Suppengrün wird in Butter gedünstet, dann giebt man frische Tomaten hinzu oder statt dessen Tomatenmus. Letzteres braucht nur eine Minute zu dünsten. Inzwischen hat man hellgelbe Schmelze bereitet; diese giebt man zu den Tomaten, ebenso etwas heißes Wasser, eine Prise Salz und, was ganz unbedingt nothwendig, einen Kaffeelöffel voll Zucker, auch einige Löffel sauern Rahm, doch kann letzterer fehlen. Ueber vorher weich gekochten Reis oder ebensolche Nudeln passirt man die sehr gute Tomatensuppe, die vorher etwas seimig gemacht werden muß. M. S.

Tomaten-Sauce zu Cotelettes, Rostbraten ꝛc. — Zu 1/2 l kräftiger Fleischbrühe, die mit 2 Schalotten, weißen Pfefferkörnern, 1 Gewürznelke, 1 Muscatblüthe eine halbe Stunde gekocht worden ist, fügt man das Gelée von ungefähr 6 Tomaten hinzu, streicht die Sauce durch ein Sieb und kocht sie nochmals auf. A. H.

Amerikanische Tomaten-Sauce (2 bis 3 Jahre lang aufzubewahren). — 1 l Tomaten-Gelée kocht man mit 1/4 l echtem Cayenne-Essig, etwas Salz, 10 g Schalotten und 10 g Knoblauch so lange, bis die Schalotten ganz weich sind; dann streicht man die Masse durch ein Sieb, gießt 1/4 l englische Soya- und 1/4 l englische Anchovis-Sauce hinzu und läßt sie nochmals 20 Minuten lang kochen. Nun füllt man die Sauce heiß in ausgeschwefelte, weithalsige Flaschen, die gut verkorkt und darüber noch mit Blase oder Schellack verschlossen werden. (Will man frische Früchte zu diesen beiden Saucen verwenden, so kocht man sie zu Brei, in gleicher Weise wie das Tomaten-Gelée in Blechbüchsen.) A. H.

Tomaten-Gelée in Blechbüchsen. — Die Tomaten werden gewaschen, von den Stielen befreit, in Stücke geschnitten und unter fortwährendem Rühren zu einem dicken Brei eingekocht. Nachdem dieser durch ein Sieb gestrichen, füllt man ihn in Blechbüchsen, läßt diese verlöthen und kocht sie 1/2 Stunde im bain-marie. Dieses Gelée kann man in Ermangelung von frischen Tomaten zu Saucen, Suppen ꝛc. verwenden. A. H.



Etui aus Leder für Nadeln verschiedener Art.

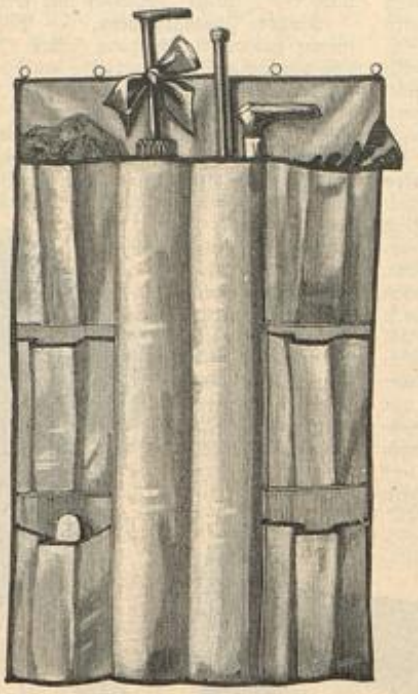
Weintrauben-Torte (vorzüglich). — Man macht einen Mürbeteig von 200 g Butter, 250 g Mehl, 3 Eßlöffeln Zucker und etwas Wasser, nimmt aber kein Ei zu diesem Teig. Hiermit belegt man die Tortenform und dressirt einen ziemlich hohen Rand. Schöne Beeren von Muskateller-Trauben, — in Ermangelung solcher nimmt man weiße, — entkernt man mit einem Federkiel und belegt den Kuchen damit; man rechnet 3/4 bis 1 kg Beeren dazu. Hierauf läßt man den Kuchen bei tüchtiger Hitze 3/4 Stunden backen und füllt folgenden Guß darüber: 150 g mit der braunen Schale feingestoßene Mandeln, die abgeriebene Schale einer kleinen Citrone, 250 g gestoßenen Zucker, vier Eidotter und den beim Entkernen der Beeren ausgelaufenen Saft verrührt man mit einander und mischt zuletzt den steifen Eierschnee unter die Masse. Vor dem Auffüllen streut man etwas Zucker über die Beeren, vertheilt den Guß auf dem Kuchen gleichmäßig und läßt ihn noch eine halbe Stunde backen. Zum Verzieren der Torte nimmt man eine volle, schöne Traube, schwenkt sie behutsam in klar gekochtem Zucker um, garnirt sie dick mit feingestoßenem Zucker und legt sie, wenn sie angetrocknet ist, in die Mitte der Torte. Ph. Fr.

Preißelbeeren mit Aepfeln oder Birnen, auch Carotten einzumachen. — Auf je 1/2 kg Preißelbeeren rechnet man 200 g gute, weinsäuerliche Aepfel und 200 g Stückenzucker. Der Zucker wird mit wenig Wasser zum Sieden gebracht, die geschälten und in feine Streifen geschnittenen Aepfel werden hinzugethan und ziemlich weich gekocht. Danach giebt man die verlesenen, gewaschenen und gut abgetropften Preißelbeeren hinein, schwenkt sie mit den Aepfeln durch und läßt sie einige Male langsam aufkochen, bis die Beeren weich, aber noch voll sind. Noch heiß gießt man die Masse in erwärmte Steintöpfe, bestreut sie nach dem Erkalten mit etwas Salicylpulver und bewahrt sie an einem kühlen Ort auf. — In gleicher Weise macht man Preißelbeeren mit Birnen, am besten Bergamotten, Muskateller oder Beurré blanc, und sogar mit Carotten ein. Die letztere, noch wenig bekannte Art schmeckt nicht nur vorzüglich, sondern läßt das Eingemachte auch bedeutend wohlfeiler herstellen, da die an und für sich sehr süßen Carotten, welche hierzu fast breiartig gekocht werden, viel Zucker ersparen und trotzdem nach dem Erkalten schön zu Gelée erstarren. A. H.

Kürbis wie Senfgurken einzumachen. — Der große, sogenannte Türkenbund-Kürbis wird in beliebig große Streifen geschnitten und scharf eingesalzen. Am nächsten Tage kocht man nicht zu scharfen Wein-Essig mit Perlzwiebeln auf, läßt den Kürbis darin leicht überwallen und legt ihn zum Abtropfen auf ein Sieb. Erkaltet packt man ihn schichtweise mit würflig geschnittenem Meerrettig, Dill, Estragon, Senf- und Pfefferkörnern, einigen Nelken und Lorbeerblättern in Steintöpfe, gießt den Essig kalt darauf und bindet den Topf fest zu. Das Aufkochen des Essigs wiederholt man nach einigen Tagen. A. H.

Thierwelt.

Hühnerstall. — Derselbe soll alle acht Tage ausgewaschen werden, und zwar mit verdünntem Kalkwasser, dem auf je einen Waschnapf voll einige Tropfen Lisol zugesetzt wurden. Auch die Nester sind zu reinigen. v. L.



Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc.

Frl. Elfr. Schr., Breslau. — Als stumpfsinniger und träger Hund neigt der Mops von Natur sehr zur Fettleibigkeit. Kann schon ein ebenmäßig gebauter Mops keineswegs schön genannt werden, so ist ein fettes Exemplar der Gattung geradezu abschreckend häßlich. Der Hund muß in erster Linie viel Bewegung erhalten und darf nur einmal täglich gefüttert werden, dann muß aber die Fütterung reichlich sein. Als Hauptfutter haben Sprott's Hundekuchen zu gelten, die 12 Stunden in Wasser aufgeweicht und dann mäßig ausgedrückt werden, mit denen sich ein verwöhnter Mops aber nur schwer befreunden wird. Zur Abwechslung geben Sie ein um den andern Tag etwas mageres Suppenfleisch; Kartoffeln, Sauce und Küchenabfälle dürfen dem Hunde nicht gegeben werden. Zum Trinken bieten Sie ausschließlich reines Wasser. M. H.

Allgemeines.

Etui aus Leder für Nadeln verschiedener Art. — Seit kurzem bereicherte ich meinen Toiletten-Tisch mit einem äußerst praktischen Behälter für Frisir- und allerlei andere Nadeln, den ich in der Lederwaren-Handlung von Hoffmann in Karlsbad i/B., gegenüber der evangelischen Kirche, kaufte. Das außen schwarze, innen mit rothem Plüsch gefütterte Lederkästchen ist halbmondförmig, 16 cm lang und 3 1/2 cm hoch, innen mit fünftheiligem Einsatz. Den Verschluß bewerkstelligt ein Hakenknebel. A. S.

Schatzkästlein aus Glas. — Alle jungen Mädchen sammeln gerne Nippes und Bibelots. Diese Eigenschaft kann meines Erachtens zur Untugend ausarten, sobald eine junge Dame mit ihren hunderterlei Sächelchen Tische, Wände, und Etagèren überfüllt und hierdurch den ruhigen Gesammteindruck und die Behaglichkeit eines Zimmers beeinträchtigt, — von der durch offen herumstehende Nippes hervorgerufenen täglichen Arbeitsvermehrung gar nicht zu sprechen. Ich möchte daher den Müttern angelegentlichst empfehlen, ihre Töchter mit einem Raritäten-Kästlein, Erinnerungsschrein, oder wie man es bezeichnen will, — glücklich zu machen, hinter dessen blanken Glasscheiben all die feinen Siebensächelchen gut aufgehoben sind, die in der Spielecke ein frühzeitiges Ende finden würden oder durch Verstauben und Verblassen an der Luft viel von ihrem Reiz einbüßen müßten. Ich selbst bin seit meinem vierten Lebensjahre im Besitz eines vergoldeten Rococo-Schränkchens, dessen Glaswände vorn und an der Seite vollen Einblick auf den Inhalt gestatten. Dieser Inhalt ist im Laufe der Jahre eine werthvolle Ergänzung meiner Jugend-Tagebücher geworden, ihm verdanke ich die Erhaltung so vieler glücklicher und wehmüthiger Erinnerungen! Das oberste Fach enthält größtentheils kleine Schätze aus der ersten Kinderzeit: Schweizerhäuschen und feingeschnitzte Thiere, die man mir von Reisen mitgebracht hatte, possirliche japanische Figürchen, ja sogar mein ausgestopfter Kanarienvogel, der ehemalige Liebling der Kinderstube, fand hier, neben einer allerliebsten Nymphenburger Porzellan-Tasse, sein letztes Ruheplätzchen. In bunter Reihe folgen nun, wie die Zeit es gefügt, Andenken an die Schulzeit, Reisefunde, Vasen, Schächtelchen, Statuetten, Fächer, Cotillon-Erinnerungen, Photographien und Liebeszeichen aus längst verwehter Freundschaft. Obwohl die Gesellschaft so gemischt, ist doch ihre Gesammtwirkung hinter Glas und gefälligem Rahmen überraschend hübsch. Das Schatzkästchen mit seinem vielseitigen Inhalt bildet jetzt den Inbegriff aller Herrlichkeiten für meine Kinder, aber auch die Erwachsenen haben ihre Freude daran, ja mancher schüchterne Erstlingsbesuch hat zu seiner größten Erleichterung willkommenen Gesprächsstoff daraus geschöpft. Ob man nun solch ein Kästchen im Renaissance- oder Rococo-Geschmack oder modern ausführen läßt, — immer möge man beachten, daß dasselbe nicht zu klein ausfalle, und daß jeder Gegenstand sich weit hübscher von einem feingetönten Plüsch- oder Damast-Hintergrund abhebt, als von braun gebeizter Holzrückwand. Mein Rococo-Schränkchen hat einen mattvergoldeten, gekerbten Hintergrund; die Zwischenfächer werden durch geschliffene starke Glasplatten gebildet. Frau Dr. M.

Moos grün zu erhalten. — Um zu verhüten, daß das in Wäldern gesammelte Moos seine Farbe verliert und gelb wird, wäscht man dasselbe in klarem Wasser ab, zieht es durch ein Wasser, in dem man eine starke Dosis Waschblau auflöste und trocknet es dann im Schatten. So behandelt, bewahrt das Moos für immer eine schöne grüne Farbe. M. M.

Frau v. F. und Mary. — Damen höherer Stände, In- und Ausländerinnen, welche sich für Unterrichtszwecke in Berlin aufhalten, finden ein angenehmes Heim im Hause der Frau Professor De Ahna, geb. von Pauwitz, Berlin W, Nettelbeckstr. 16. Die Red.

Sport.

Frl. F. O. — Mäßiges, d. h. sehr vorsichtig und ohne nennenswerthe Anstrengung betriebenes Radfahren kann, wie andere Körperbewegung, bleichsüchtigen und nervösen jungen Mädchen nützlich, aber auch sehr schädlich sein. Das hängt von der Art der Bleichsucht, deren es verschiedene Formen giebt, von dem Kräftezustand und anderen Umständen ab und läßt sich nur nach ärztlichen Untersuchungen entscheiden, wobei besonders auch die Leistungsfähigkeit des Herzens zu berücksichtigen ist. Dr. D.

Lydia v. P. — Das Golfspiel erfreut sich nicht nur in England großer Beliebtheit unter den Damen; Cannes, Biarritz, Monte Carlo, Boulogne und viele andere Badeorte haben ihre „Links". Aber auch Hamburg und Dresden stehen jenen Städten nicht nach. Der Berliner Golf-Club zählt unter seinen 70 Mitgliedern gleichfalls eine große Anzahl Damen aus den ersten Gesellschaftskreisen. Das Spiel erfordert wohl mehr Kraft, doch nicht soviel Behendigkeit und Geschicklichkeit als Tennis; es stammt aus Schottland und wurde dort früher mit großer Leidenschaft gespielt. Die Königin Maria Stuart pflegte fast täglich „eine Runde" zu machen; alte Chroniken rühmen sie als besonders tüchtige Golfspielerin. Die Red.

Handarbeit.

Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc. — Von einer praktischen Freundin erhielt ich kurz vor meiner diesjährigen Sommerreise ein außerordentlich nützliches Geschenk, einen Behälter für allerlei Reise- oder Promenaden-Requisiten, der unterwegs mit der Plaid-Tasche zusammengerollt wird, daheim aber in der Vorhalle oder im Kleiderschranke seinen Platz findet. Der Behälter wird aus grauem Leinen angefertigt und kann nach Belieben mit Stickerei ꝛc. verziert werden. Die Größe der Modell-Grundform beträgt 55 zu 90 cm. Auf dieses Stoffstück werden an jeder Seite, in 5 cm Abstand über einander, drei, je 23, resp. 25 cm lange Taschen aufgesetzt, die Schleier, Handschuhe ꝛc. aufnehmen sollen. Die Stoffbreite hierfür beträgt je 26 cm; durch eine Mittelfalte wird jede Tasche aber auf 16 cm Breite eingeschränkt. Die beiden Taschen für Schirme und Stöcke nehmen die Mitte ein. Man näht hierfür ein 25 cm breites, 80 cm langes, unten in zwei flache Tollfalten gelegtes Stoffstück fadengerade auf die Grundform und theilt das aufgesetzte Stück, das wie alle andern Taschen vorher mit rother Litze eingefaßt wurde, in der Mitte nochmals durch eine gerade Steppnaht. Rothe Borte faßt auch den Behälter ringsum ein; kleine Metallringe, die an den Ecken, wie am oberen und nach Belieben auch am unteren Rande angebracht werden, dienen zum Aufhängen. M. H.

Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung. — Nichts steht unsern Kleinsten besser, als helle Kleidchen, — gleichviel ob Sommer oder Winter! Unbequem ist freilich dabei das häufige Waschen und Plätten, zumal wenn noch Volants und Spitzen in Ueberfluß als Besatz angebracht sind. Davon sehe ich nun von vorn herein ab. Was sonst an Stoffweite in den langen oder kurzen Kleidchen vorhanden sein muß, pflege ich nicht in feste Bündchen zu fassen, sondern ersetze, wie die Abbildung zeigt, Passengürtel und feste Einfassung an Hals und Aermeln durch Zugsäume mit darin

Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung.

laufenden schmalen, weißen Bändchen. Dies erleichtert das Plätten außerordentlich. Frau von B.

Bezugsquellen: Tritt-Hocker: Frl. A. Maaß, Charlottenburg, Bismarckstr. 23a. Behälter für Senf, Pfeffer und Salz (Preis 12,50 Mk.): E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 18. III. 15. September 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(Schluß.)

Sylvia erröthete. Sie schenkte dem Wäldchen keinen Blick mehr und schritt rascher vorwärts als bisher. Der Doctor folgte ihr schweigend. So gingen sie einige Minuten auf dem schmalen Wege hinter einander her.

„Haben Sie Sich entschlossen, dem ehrenden Rufe nach Falkeneck zu folgen?“ Mit diesen Worten unterbrach endlich Sylvia die Stille. Sie wendete dabei den hochgetragenen Kopf über die Schulter zurück und sprach ganz im Ton einer großen Dame, die einen Untergebenen durch eine gnädige Bemerkung auszuzeichnen beabsichtigt.

Ein flüchtiges Lächeln huschte um die Lippen des jungen Mannes, und er zuckte leicht die Achseln.

„Nach Falkeneck? Nein, Gräfin, ich bleibe in Wildeck.“

Er trat bei diesen Worten um einen Schritt vor und räumte, sich bückend, eine Brombeerranke aus dem Wege, die Sylvia's Kleid bedrohte.

„Danke,“ sagte sie kurz, den Rock besser aufnehmend. Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Sie bleiben also den Wildeckern erhalten? Nun, da wird sich ja Heller freuen.“

Die nachlässige Weise, womit die Bemerkung hingeworfen wurde, gab ihr den Anstrich verletzenden Hochmuths.

Dem Doctor schien das nicht aufzufallen, er sagte wenigstens ganz ruhig: „Ja freilich, sie freuen sich alle über meinen Entschluß, denn ich bin hier nöthig. Und was mich betrifft, — Sie wissen ja, Gräfin, ich habe keinen Ehrgeiz.“

Er hielt den Schritt an und haftete die dunkeln Augen spöttisch herausfordernd auf ihr Gesicht.

Verwirrt senkte Sylvia den Blick. Ihre angenommene kühle Ruhe hatte sie plötzlich im Stiche gelassen.

„Allerdings . . . ich weiß,“ sagte sie unsicher.

Sie machte einige rasche Schritte vorwärts. Es war wie ein Fluchtversuch und entlockte ihm wieder ein Lächeln. Ohne sich umzuwenden, fühlte sie dieses Lächeln; es lastete ihr auf dem Nacken, dem gesenkten Haupte. Es prickelte, als steche man sie mit tausend Nadeln. Sie ertrug es nicht und wandte sich um.

„Warum sagen Sie mir das?“ fragte sie scharf.

Das Wort war kaum ihren Lippen entflohen, als sie es auch schon bereute. Aber als sie mit einer scherzhaften Wendung einzulenken suchte, war es zu spät.

Weiler war dicht an ihre Seite getreten und sagte langsam: „Sie wollen das Warum wissen? Nun, eigentlich hatte ich vorhin keine besondere Absicht bei meiner Frage. Aber wenn Sie wollen, so können wir ja darüber weiter sprechen. Eine offene Aussprache hat immer etwas für sich.“

Anstatt ihr die Fassung wiederzugeben, raubte ihr die geschäftsmäßige Ruhe, womit er sprach, den letzten Rest.

„Eine Aussprache?“ sagte sie in gereiztem Tone. „Das heißt wahrscheinlich: ich soll Abbitte leisten . . . ich soll sagen, daß ich erst jetzt verstehe, was Sie damals mit Ihrem Ehrgeiz meinten . . . ich soll den großen Menschenfreund bewundern! Ah! Ah! Wie edel! Ah! Wie selbstlos! Nicht wahr, das erwarten Sie?“ Sie lachte schrill auf. „Und wenn ich's nun nicht thäte? Wenn das alles gegen meine Natur wäre! Wenn ich sagte: ‚Ich begreife es nicht, . . . noch immer nicht . . . und es imponirt mir nicht . . . gar nicht‘ . . .“

Ihre Leidenschaftlichkeit schien ihn nicht allzusehr zu überraschen. Er kreuzte die Arme über der Brust und fragte, als sie athemlos innehielt, ruhig: „Was begreifen Sie nicht? Was imponirt Ihnen nicht?“

„Daß Sie so leben mögen! Daß Ihnen das genügt!“ Die Augen der jungen Frau funkelten aufgeregt. „Diese kleinen Erfolge! Diese armseligen Freuden! Und diese Armeleute-Atmosphäre um sich, immer und ewig! Nein! Mein Geschmack wäre das nicht, — schon gar, wenn ich ein Mann wäre!“ Sie brach ab und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Doch auch das beleidigte ihn augenscheinlich nicht.

„Also, wenn Sie ein Mann wären,“ sagte er langsam, und in gutmüthig neckendem Tone, wie man zu kleinen Kindern spricht, fügte er hinzu: „Ja, ja, ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie da hätten sein mögen: General, Feldmarschall mit einem wallenden Federbusch, oder irgend ein anderer großer Mann.“ Das Lächeln schwand von seinen Zügen, und er sagte nach einer kurzen Pause in völlig verändertem Tone: „Da Sie aber kein Mann sind, so legen Sie hübsch die Hände in den Schoß und sind — gar nichts . . .“

Sylvia wollte auffahren und ihn in seine Schranken zurückweisen, aber sie vermochte es nicht. Ihre Antwort klang gereizt, nicht stolz.

„Ach so! Jetzt begreife ich: ich bin eine Drohne,“ spöttelte sie. „Darum also die stumme Mißbilligung, mit der Sie mich gewöhnlich beehren, nicht wahr? Ich weiß nur nicht, was ich eigentlich thun sollte! Wahrscheinlich wohlthätige Frau spielen: Wolljäckchen stricken und von Haus zu Haus gehen, um für arme Kinder zu betteln. Das ist ja jetzt modern! Nun, trösten Sie Sich, lieber Doctor, wenn ich erst so alt bin, wie meine Schwiegermama, dann bringe ich's wohl auch dazu!“

Sie raffte ihren Rock zusammen und wollte an ihm vorüber. Doch er vertrat ihr den Weg. „Einen Augenblick, bitte!“ sagte er.

„Sie fragen, was Sie thun sollen?“ rief er so laut, daß sie zusammenzuckte und unwillkürlich stehen blieb. „Das sollten Sie zwar selbst wissen, und ich will Ihnen daher nur sagen, was Sie nicht thun sollen! Ihr Pfund sollen Sie nicht länger vergraben, Sylvia, denn das darf keiner! Diesen Ehrgeiz muß jeder haben!“

Es fiel ihr nicht einmal auf, daß er sie beim Namen nannte, wie einst. Sie sah ihn mit erschrockenen Kinderaugen an und war ganz weiß im Gesicht.

„‚Wohlthätige Frau‘, rufen Sie höhnend,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Nun, warum nicht? Es wäre auch ein Weg, und Sie sind reich und kinderlos. Aber zugegeben: es ist nicht Ihr Weg, und auch nicht der einzige . . . es giebt ja noch so viele! . . . Nur etwas, etwas!“

Er wandte die Augen von ihrem Antlitz ab und rief schmerzlich: „Ach, Sylvia! Wie viel ist Ihnen, gerade Ihnen gegeben worden, und wie wenig haben Sie daraus gemacht! Nein, für gar so schwach hätte ich Sie doch nicht gehalten!“

Sylvia senkte den Kopf. So hatte sie immer den Kopf gesenkt, wenn er sie schalt. Und gerade so trotzig hatte sie auch früher die rothen Lippen aufgeworfen.

Seine Stirn entwölkte sich.

„Was thun andere? Was thut Oli?“ murmelte sie schmollend.

„Was die junge Frau thut?“ fragte er mit einem halben Lächeln. „Sie thut, was alle Blumen sollen: sie blüht!“

Bei seinem Lächeln und dem weichen Klang seiner Stimme zuckte es bitter um den schönen Mund.

„Ah, diese Nachsicht mit einem Male!“ spöttelte sie.

Er trat knapp vor sie hin und faßte sie rauh bei den Händen.

„Das ist thöricht!“ rief er streng. Er schien heftig erzürnt. Erst nach einigen Secunden ließ er ihre Handgelenke los und fügte ruhiger hinzu: „Wenn ich sagte, daß Ihre Cousine genug gethan hat, indem sie blüht, so wollte ich Ihnen dadurch andeuten: Thun Sie doch dasselbe! Sie wollten ja nichts anderes sein, als eine Treibhausblume. Sie haben sich ja gerade das erwählt. Also seien Sie wenigstens gegen dieses Eine gerecht! Blühen Sie! Das ist Ihre Pflicht!“

Sylvia sah ihn verständnißlos an. „Blühen? Wieso? Wozu?“ fragte sie, eingeschüchtert durch seinen unerbittlichen Ernst.

Er antwortete nicht gleich. Es lag Grausamkeit in dem Blick, mit dem er sie betrachtete.

„Sie fragen: Wozu?“ sagte er stockend. Er machte eine Pause und zog den Blick von ihrem Antlitz ab. „Wozu soll eine Blume blühen, wenn nicht zur Freude dessen, von dem sie sich pflücken ließ? Thun Sie das, Gräfin Vichéry?“

Die halblauten Worte trafen Sylvia wie ein Schlag. Sie taumelte und preßte beide Hände vor die Brust. Ihr Athem ging mühsam.

Ein Sonnenblick brach durch das graue Gewölk und erfüllte das entlaubte Wäldchen mit Licht. Es fluthete über Sylvia's glänzendes Haar, über sein gebräuntes Gesicht und lieh dem unfreundlichen Herbsttag einen Schein von Sommerwärme.

Die beiden fühlten es nicht. Er starrte finster zur Erde, und sie hatte die Augen weit offen, ohne zu sehen. Es lag davor wie ein Nebel. In ihren Ohren summte es, und der gegenwärtige Augenblick verschwamm vor ihr wie ein Traum. War nicht alles nur ein Traum? Die alten Kindergeschichten im Birkenwäldchen vorhin, und jetzt die harte Stimme . . . ja, alles ein Traum! Es war ihr, als stehe sie wieder mutterseelenallein im Walde. Aber unter ihren Füßen raschelte kein Laub. Der Boden war bedeckt mit Schnee. Langsam kamen sie von der Höhe herab, die feinen, feinen Flocken . . . unermüdlich. Schon war der Hohlweg angefüllt bis zum Rande. Nur die Wiese, die sie mit Ferdinand hinabstieg, war noch grün. „So reich' mir doch die Hand,“ sagte er und streckte die seine aus, um ihr über einen tiefen Graben zu helfen, der plötzlich vor ihr gähnte. — Und als sie ihn ansah, war es nicht Ferdinand, sondern Vichéry. — „So komm!“ wiederholte er. Seine Stimme klang weich und gut. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich kann ja nicht,“ sagte sie ängstlich. Sie konnte wirklich nicht: die Glieder versagten den Dienst. Sie wollte die Hand heben, aber sie war gelähmt. Da sammelten sich schwere Thränen in ihren Augen, denn sie fürchtete sich. Die Flocken fielen jetzt auch hier, dicht, dicht . . . Und nun war es wieder Ferdinand, der drüben stand, und als sie ihn erkannte, vermochte sie mit einem Male die Arme wieder zu regen . . . Sie streckte sie aus, ihm zu, — er aber wandte ihr den Rücken und ging von ihr, den Abhang hinan. Sie blieb allein, verlassen im Schnee. Und alle Wege waren verweht.

Vom Wäldchen her strich ein feuchter Luftzug über ihre Schläfen hin, und sie schrak zusammen. Sie war jetzt völlig wach. Nein, es war kein Traum gewesen . . . „Ich glaube, mein Wagen,“ sagte sie tonlos, nach rechts in die Richtung deutend, wo man durch die Stämme die Landstraße schimmern sah.

Er wendete den Kopf und nickte. Man vernahm Pferdegewieher.

„Ja, der Wagen,“ sagte auch er mit klangloser Stimme.

Und ohne ein weiteres Wort traten sie gesenkten Hauptes aus dem Wald.

XIX.

„Du kannst unmöglich fort, Kind!“ sagte Tante Sophie. „Bei diesem Wetter! Und Du fieberst ja . . . Deine Handflächen sind unnatürlich heiß! Nein, ich lasse Dich nicht!“

Sie hielt flehend Sylvia's Finger fest, die sich erhoben hatte und nach dem Fenster starrte.

„Bitte, laß mich, Tante!“ sagte sie, sich befreiend. „Was sollte mir geschehen? Ich lasse den Wagen schließen, und das Aergste scheint ja ohnehin vorüber.“

Die Stimme der jungen Frau hatte einen matten Klang. Sie trat ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die Scheiben.

„Vorüber? Ja, das Gewitter wohl, aber der Regen? Solch ein Herbstregen hört so bald nicht auf,“ klagte das alte Fräulein. „Und wenn Du auch im Wagen nicht naß wirst, die Feuchtigkeit dringt durch alle Ritzen, — das kenne ich! Ein einziges Mal vor fünf Jahren habe ich eine solche Fahrt gemacht, und seither verspüre ich bei jedem Witterungswechsel Schmerzen da und dort.“ Sie fuhr rasch von den Achseln bis zu den Fingerspitzen abwärts und deutete dann mit der einen Hand nach den Knieen, mit der anderen nach dem Kreuze. „Ein Schritt hinaus bei solchem Unwetter . . . es wäre mein Tod!“ betheuerte sie und zog das Tuch fester um die Schultern. Hierauf erhob sie sich und näherte sich der jungen Frau, zärtlich die Linke um deren Leib schlingend.

„Bleibe über Nacht, mein Liebling!“ schmeichelte sie. „Umstände macht es ja nicht; das ganze Schloß ist leer und zu unserer Verfügung . . .“

Sie brach ab und blickte mit plötzlich erwachtem Interesse in den Hofraum hinab. Auch Sylvia's Aufmerksamkeit schien gefesselt. „Ist das nicht die Lehrerin?“ fragte sie. „Ja, Fräulein Martha, — kennst Du sie?“ fiel die Tante ein. „Wie sie in dem Kautschukmantel aussieht! Mit der hohen Zipfelkapuze ganz wie ein Mann, nicht wahr? Doch was mag sie nur wollen? Sie scheint verstört! Siehst Du, wie aufgeregt sie in den Lois hineinredet? Und jetzt . . . wahrhaftig: sie geht durch den Park zur Ruine hinauf, — was mag sie dort zu suchen haben?“

Neugierig sah Fräulein Holde der rasch Ausschreitenden nach und wendete sich dann aufgeregt an die alte Dienerin, die eben eingetreten war um den Tisch abzuräumen.

„Fanny, laufe schnell hinunter und frage den Lois, was die Lehrerin mit ihm gesprochen hat? Ich kann mir nicht erklären . . . In den Wald zu gehen bei diesem Wetter!“

„In den Wald?“ rief Fanny erstaunt. „Wer? das Fräul'n Martha? Jesus Maria! Da muß 'was passirt sein!“ Und ohne ein weiteres Wort verschwand die Getreue hinter der Thür.

Es dauerte geraume Zeit, bis sie zurückkehrte. Sylvia hatte sich inzwischen trotz der Beschwörungen des alten Fräuleins reisefertig gemacht und sah nach ihrem Wagen aus. Den Befehl, vorfahren zu lassen, hatte sie Fanny nachgerufen.

„Er spannt schon ein, gräfliche Gnaden!“ sagte die endlich Eintretende auf Sylvia's Frage. Dann wandte sie sich an ihre Herrin und seufzte tief auf.

„Man weiß noch nichts Rechtes,“ begann sie und seufzte wieder. „Gott behüte! Aber ich denk' mir immer, vielleicht ist sie wo abgestürzt! Oder das Wasser hat sie weggeschwemmt . . . Es soll schauerlich sein, wie's gerade aus dem Doctorgraben herunterschießt. Jesus Maria! Stellen sich nur vor, gnä' Fräul'n . . . vom Wasser . . . die alte Frau . . . das wär' ja schrecklich! . . . Nur nicht vom Wasser!“

Fräulein Holde hatte vergebens versucht, eine Frage dazwischen zu werfen, denn Fanny war nicht so leicht aufzuhalten, wenn sie einmal gut im Zuge war. Erst als Sylvia befehlenden Tones dazwischenrief: „Aber so sagen Sie doch, von wem die Rede ist!“ schlug sie sich erschrocken vor die Stirn und entschuldigte sich geläufig: „Ja, hab' ich denn das noch nicht gesagt? Da kann man sehen, wie dumm der Mensch wird von so einem Schrecken! Es liegt mir auch schon ganz schwer auf der Brust . . . Ich werde mir am Abend meinen Thee kochen müssen! Die arme Fräul'n soll auch ganz weg gewesen sein . . . Na, laßt sich ja denken! Sie hat's so viel gern, die alte Frau, — wie eine Mutter, — sagt sie selber . . .“

„Doch nicht die Doctorin?“ fiel Fräulein Holde erschrocken ein, indem sie sich auf einen Stuhl sinken ließ.

„Ja freilich!“ nickte Fanny. „Hab' ich's denn noch nicht gesagt? Gleich nach Mittag ist sie hinauf zum Lagerbauern, wo die Schwiegertochter verwichene Nacht entbunden ist, und jetzt, nach Sechsen, ist sie noch nicht zurück! Aber ich sag' immer: wenn man nur wüßt', wo sie herab ist! . . Das sollt' man halt wissen! Die Fräul'n hofft, über die Ruine, weil das der bessere Weg ist, aber weiß man's denn, ob sie nicht doch durch den Doctorgraben ist? Da kann ein's lang suchen . . . Herr Jesus! Und der Doctor nicht zu Haus! . . . Hab' ihn selber gesehn, wie er gegen Holzegg gefahren ist . . . Das wird ein Jammer sein! Der arme Herr!“

* * *

Wenige Minuten später hielt die Vichéry'sche Equipage vor dem Doctorhause. Ohne Abschiedswort hatte sich Sylvia nach einer krampfhaft innigen Umarmung von der über den plötzlichen Aufbruch bestürzten Tante losgerissen und war, der klagenden Beschwörungen des ihr nacheilenden Fräuleins nicht achtend, die Stiege hinab zu ihrem Wagen geeilt. Der Kutscher war erstaunt, daß seine Herrin die Equipage vor dem Doctorhause halten ließ, das Coupé verließ und auf das Gartenpförtchen lossteuerte. Vergebens harrte er einer Weisung: die Gräfin wendete nicht einmal den Kopf nach ihm zurück. Die Diener des Hauses Vichéry aber waren zu wohlerzogen, um selbst eine Frage zu stellen. So blieb er stumm und kerzengerade auf dem Bocke sitzen und ärgerte sich. Die Peitsche hielt er aufrecht in der Hand, und seine Augen folgten mißbilligend den Bewegungen der Gebieterin.

Diese suchte den Riegel an der Innenseite des Pförtchens und schob ihn zurück; dann betrat sie die Veranda-Stufen. Doch die Eingangsthür war verschlossen. Sylvia pochte und rüttelte daran, aber niemand kam, um ihr zu öffnen. Sie wartete nicht lange. Ihr Kleid höher rassend, wendete sie sich von der Thür ab und nahm den Weg durch den Garten, beim Kastanienbaum vorbei, wo sie den Augen des Dieners entschwand.

Im Höfchen unter dem schützenden Vordach des Küchenein gangs fand Sylvia die Dienstmagd, ein ihr fremdes, junges Geschöpf, das mit ängstlichen Augen nach der zum Garten emporführenden Treppe starrte.

„Ah!“ rief das Mädchen enttäuscht, als es eine Fremde vor sich auftauchen sah.

„Sie ist noch nicht zurück?“ fragte Sylvia, ohne die Treppe hinabzusteigen.

Die junge Dirne gab nicht sogleich Antwort. Sie brauchte eine Zeit, um sich selbst alle die Fragen zu beantworten, die sich hinter ihrer Stirne jagten. Wer war die fremde Dame? War's nicht gar die schöne Gräfin, die sie zuweilen in dem blau ausgeschlagenen Wagen mit den herrlichen Rappen vorüberfahren gesehen hatte? Aber wie käme die hierher? Was wollte sie? Kannte sie ihre Frau? Nein, Kathi konnte sich nicht erinnern, sie je im Hause gesehen zu haben . . . Und jetzt stand sie doch da und fragte wie selbstverständlich: „Ist sie noch nicht zurück?“ — Ja, woher wußte sie überhaupt? . . .

„Ich frage, ob die Frau noch nicht daheim ist?“ wiederholte Sylvia lauter, in der Meinung, das Mädchen habe sie nicht verstanden.

„Nein, noch immer nit!“ erwiderte Kathi jetzt sehr rasch und trat diensteifrig trotz des wieder heftiger niederströmenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Regens bis zur Treppe hinan. „Noch immer nit!“ wiederholte sie dort klagend und hielt das weinerlich verzogene Gesicht zu Sylvia emporgewendet. „Ich steh' schon die längste Zeit und pass' und pass' und weiß nit, was ich machen soll. Vom Haus kann ich nit weg, denn die Frau kann doch alle Augenblick' kommen! Mein Gott, wenn wenigstens der Herr Doctor da wär', der wüßt' gewiß einen Rath! Die Fräul'n Martha hat g'sagt, sie wird schau'n, ob's nit doch einer von die Mannsbilder durch den Graben riskirt, aber kein Mensch laßt sich sehen! Es wird's halt keiner mit dem Wasser aufnehmen wollen, wo doch erst im Frühjahr der Müller versoffen ist! Die Fräul'n hat auch g'meint, es ist nit möglich da hinauf . . . nit menschenmöglich . . .“

Die Erzählende blieb mitten im Satze stecken, denn ebenso unversehens, wie sie gekommen, war die fremde Erscheinung verschwunden. Neugierig lief das Mädchen die Treppe hinan, um zu sehen, wo sie geblieben sei. Kathi spähte nach rechts in den Garten, aber als sie oben anlangte, hörte sie das Lattenpförtchen zuschlagen, das auf den Waldweg hinausführte, und da, — sie traute ihren Augen kaum, — sah sie die schöne Gräfin in dem wunderfeinen hellen Gewande zum Walde emporklimmen. Und ohne Schirm! Dem jungen Geschöpf stand der Verstand still. Wollte die Fremde zum Schlosse? . . . Warum ging sie da nicht lieber auf der Landstraße? Warum wählte sie den vom Regen durchweichten, fast ungangbaren Weg?

„Gnä' Frau! Hier ist's zu schlecht . . . Sie bleiben stecken!“ warnte Kathi, so laut sie konnte. „Gnä' Frau!“

Aber die Angerufene hörte nicht. Sie war schon fast oben, wo die ersten Tannen standen, und jetzt, — nein, sie wendete sich nicht links dem Schlosse zu, sondern verschwand im Walde.

„Um Himmelswillen! Sie wird doch nicht?“ zuckte es durch Kathi's Kopf. Rathlos blieb sie mit herabhängenden Armen stehen, bis ein neuerlicher Gußregen sie ins Haus zurückscheuchte.

„Unmöglich!“ hatte die Lehrerin gesagt. „Unmöglich!“ Dieses Wort jagte Sylvia vorwärts. Was jene nicht wagte, sie that's. Ja, sie, die Schwache!

Trübes Wasser schoß wie ein Bächlein in der Mitte des Weges ihr entgegen, nur rechts und links einen schmalen Streif freilassend, der nur noch an einzelnen Stellen halbwegs trocken war. Anfangs hatte sie noch gewählt, war von einer Seite zur andern übergesprungen, wie es ihr besser schien, — jetzt schritt sie geradeaus weiter, durch Dick und Dünn. Schon nach wenigen Schritten waren ihre Füße durchnäßt, aber sie fühlte es kaum. Was sie hindernd empfand, war einzig der lehmige Brei, der sich nach jedesmaligem Aufsetzen des Fußes daran festklebte, sodaß ihre Schuhe unförmlichen Klumpen glichen, die schwer zu heben waren. Aber sie blieb nicht stecken: sie kam so rasch empor, daß sie staunte. Jetzt war sie schon bei der breiten Fähre, von wo der Weg eine Strecke lang fast senkrecht emporführte. Sie glitt ein paarmal aus und mußte die Hände zu Hülfe nehmen, und einmal blieb ihr Kleid an einer Wurzel hängen und drohte sie zu Falle zu bringen . . . Sie that einen energischen Ruck und war frei; nur ein Seidenfetzen hing an der zudringlichen Wurzel. — Ein zweites Mal fiel sie wirklich und hatte Mühe, nicht zugleich den Abhang hinab zu gleiten. Aber sie erhielt sich rechtzeitig, stand auf und lachte.

Unmöglich! — Unmöglich? In der That! . . . Für die dralle Dirne?

Nur noch wenige Secunden, und das Aergste war überstanden, — dort vorn schimmerte bereits die Brücke: der Weg, der sich jenseits derselben zur Linken der Schlucht fortsetzte, war breiter und besser als der erste steile Aufstieg, dessen entsann sie sich noch gar wohl. Wie von unsichtbaren Flügeln getragen, legte sie den Weg bis dahin zurück. „Unmöglich!“ — jauchzte es in ihrem Innern. Und sie, die Schwache! Nein: sie war nicht schwach . . . doch nicht!

Auf der Brücke ergriff sie dennoch ein Zittern. Die gelbschmutzigen, wie in wilder Gährung befindlichen Fluthen standen so hoch, wie sie das nie gesehen hatte: es fehlte nicht viel, und der schwankende Steg lag dicht darüber. Blitzschnell durchzuckte sie der Gedanke: „Wie lange kann es dauern, bis das Wasser auch diese kleine Spanne steigt?“ Sie hatte keinen Begriff, — sie wußte nicht: dauerte das Anschwellen noch Stunden, dauerte es nur Minuten?

Minuten? . . . Sie raffte sich auf und jagte auf dem besseren Wege vorwärts, ohne sich umzuwenden. Ueber ihr brauste und krachte es in den Wipfeln, die himmelanstrebenden Stämme schlugen an einander wie Schwerter im Zweikampfe, Hieb auf Hieb, — wie Kugeln flogen die dürren Zapfen zur Erde. Einer traf Sylvia's Wange, was ihr abermals ein Lachen entlockte, — und da und dort fiel ein Zweiglein oder schlug gar ein dicker, langer Ast zu Boden nieder. Einmal knapp vor ihren Füßen. Und dabei ein Heulen und Sausen in der Höhe, wie die Posaunen des jüngsten Gerichts!

Sylvia blieb stehen und warf das Haupt in den Nacken. „Nur zu!“ rief sie in wilder Herausforderung, „nur zu!“ — jauchzte sie ein zweites Mal, die Arme emporstreckend.

Wie ein Flammenstrom rieselte es durch ihre Adern, wie ein neues Element, das ihr bisher gefehlt hatte, und in dem sie sich leben fühlte, wie nie. Das Herz schlug ihr bis zum Halse, bis zu den Schläfen hinauf, — vor ihrem Ohre rauschte eine Riesenwelle, und vor die Augen schob sich ein blutigrother Schleier. Aber sie empfand alles wie eine Befreiung, wie ein Himmelsgeschenk.

„Leben! Leben!“ rief sie laut. Sie hielt betroffen den Schritt an, nachdem sie es gerufen: sie begriff nicht, was sie damit gemeint hatte.

Aber sie stand nicht lange still. Wieder zog es sie fort, unaufhaltsam.

Da, mit einem Male, stand sie wie in die Erde gewurzelt. Ein Ruf, halb vom Winde verweht, schlug an ihr Ohr.

„Ich komme! Ja, ich komme!“ wollte sie rufen, aber der Laut blieb ihr in der Kehle stecken. Sie meinte zu ersticken, so drängte sich ihr das Blut vom Herzen zum Halse, zum Kopfe.

Da, . . . wieder, deutlicher, ein zweiter Ruf, . . . vor ihr! Kaum wenige Schritte weit konnte es sein. Sylvia öffnete die Lippen und lauschte angestrengt. Ja, sie erkannte die Stimme. Da wich der Bann, der einige Secunden lähmend auf ihr gelastet hatte. Mit einigen Sprüngen war sie zur Stelle.

„Tante Weiler! Tante Weiler!“ Jubelnd, lachend, weinend stieß sie es hervor und warf sich über die alte Frau, die am Wegrande unter dem schützenden Geäst einer Tanne mehr lag als saß und ohne Laut, starr vor ungläubigem Staunen die Liebkosungen, die Küsse und Thränen Sylvias über sich ergehen ließ.

„Sylvia, Du!“ brachte sie endlich hervor und blickte zweifelnd zu dem aufgeregten Geschöpfe in die Höhe, ihren eigenen Augen mißtrauend.

„Ja — ich! . . . Ach, Tante Weiler, ich . . . ich habe Dich gefunden! O, Gott sei Dank! Dank!“ Und wieder küßte sie die alte Frau und streichelte sie mit zitternden Händen. „Und daß Du lebst! Daß Du unverletzt bist! . . . Also doch? . . . Der Fuß? . . . Du kannst nicht auftreten?

Die Doctorin schüttelte bekümmert das Haupt.

„Nein!“ sagte sie, „bis hierher habe ich mich gerade noch geschleppt, aber ich konnte nicht weiter . . . beim besten Willen nicht! Vielleicht geht es jetzt, wenn Du mich stützst!“

Sie griff nach Sylvia's Hand, und diese zog sie empor. Aber es ging auch jetzt nicht. Die alte Frau stand wohl, — gebrochen war der Fuß nicht, so viel konnte die Erfahrene beurtheilen, — aber der unförmlich geschwollene Knöchel versagte dennoch den Dienst: ein paar Schritte humpelte die Verletzte unter heftigen Schmerzen vorwärts, dann hielt sie entmuthigt inne.

„Es geht doch nicht, . . . nein . . . ich kann nicht! . . . Laß mich hier liegen, und schicke jemand herauf, mich zu holen . . . Weiß Ferdinand?“ . . .

„Nein, aber vielleicht ist er schon da,“ versetzte Sylvia und wandte sich zum Gehen; doch alsbald kehrte sie um.

„Nein!“ sagte sie, „dazu ist keine Zeit . . . Die Brücke . . .“ Und sie erzählte mit fliegendem Athem, was sie gesehen.

„Wenigstens über die Brücke muß ich Dich bringen . . . Und hier ist ja der Weg erträglich . . .“

So sprechend schlang sie die Arme um den Leib der alten Frau.

„Was willst Du? Nein . . . das kannst Du nicht! . . . Ich erlaube es nicht!“

Aber schon hatte die junge Frau die sich Sträubende emporgehoben und trug sie wie ein Kind. Wieder lachte sie kurz auf. Sie fühlte die Last kaum: verdoppelt, verzehnfacht waren ihre Kräfte. — Doch das dauerte nicht lange. Plötzlich blieb sie röchelnd stehen und schwankte; die Arme ließen ihre Last los, sodaß diese ziemlich unsanft zu Boden glitt.

„Ich kann nicht . . . o, ich kann nicht.“ Sie vermochte es kaum zu hauchen, aber in den schmerzverzerrten Zügen, in den ängstlichen Augen stand es deutlich. Und keine zwanzig Schritte trennten sie mehr von der Brücke. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Zu schwach! Ach Gott! auch jetzt zu schwach!“

Die alte Frau war bei dem jähen Niedersinken mit dem verletzten Fuße an einen Stein gestoßen, daß der Schmerz ihr halb die Besinnung raubte. Betäubt und verständnißlos blickte sie zu der Weinenden empor.

In diesem Augenblicke näherte sich auf dem von dem Graben steil zur Ruine emporführenden Wege eine weibliche Gestalt. Die rasch und sicher Einherschreitende warf spähende Blicke in die Tiefe. Kaum hatten ihre scharfen Augen in der Ferne die Umrisse einer menschlichen Gestalt erblickt, als sie ein lautes „Halloh!“ ausstieß und in wenigen Minuten an Ort und Stelle war.

„Gott sei Dank!“ rief sie, wie vorhin Sylvia, doch brach sie verwirrt ab, als sie die Gräfin an der Seite ihrer alten Freundin erkannte. Mit fragendem Blick sah sie von der einen zur anderen und wollte eben den Mund öffnen, als die Doctorin, die mit dem allmählich sich mildernden Schmerz auch die Besinnung wieder erlangt hatte, sie ohne weiteres aufforderte, Sylvia's Versuch fortzusetzen und sie bis zur Brücke und über dieselbe zu tragen, wenn es noch möglich war.

Martha warf einen prüfenden Blick um sich und begriff rasch, um was es sich handelte.

„Ja, es ist das Klügste!“ sagte sie. „Ich dachte daran, Sie über den Berg hinauf zu bringen, wo der Weg sicherer ist, aber Ihr Fuß braucht rasche Hülfe . . . die finden wir hier eher . . . Hinüber kommen wir noch, das sehe ich . . . und weiter sollen uns dann die anderen helfen.“

Sylvia stand noch immer regungslos, das Haupt an einen Baumstamm gelehnt, mit herabhängenden Armen, schwer athmend und mit dem Ausdruck hoffnungsloser Traurigkeit auf dem farblosen Gesicht.

„Sylvia, Kind . . . Du kommst doch mit?“ rief die Doctorin zurück, als Martha sie aufgenommen hatte und, von der Anstrengung keuchend, einen Augenblick still stand. „Kind!“ rief sie nochmals: eine weiche Zärtlichkeit zitterte in ihrer Stimme. „Hörst Du mich nicht? Rasse Dich auf und folge uns!“

Schon hatte Martha sich in Bewegung gesetzt.

„Nur schnell!“ trieb sie sich selber an, „nur schnell! Dann kehre ich um und hole die Gräfin! Sie ist zu Tode erschöpft, die Arme!“

Die Brücke war erreicht. Nur noch wenige Secunden, und die schlimmste Gefahr war überstanden. Martha setzte versuchend einen Fuß auf das Brett, unter dem das Wasser hinjagte . . . dann den zweiten . . . Gottlob! Die Pfeiler schienen noch nicht unterwühlt, stark genug, die Last zu tragen. Mit einem unwillkürlichen kurzen Aufblick der grauen Augen zum Himmel ging das Mädchen vorwärts, vorsichtig einen Fuß vor den andern setzend.

Als sie drüben war, zitterten Martha's Lippen.

„Nun noch einmal!“ sagte sie, indem sie die alte Frau auf den Boden niedergleiten ließ. „Es ist keine Minute zu verlieren!“

Sie wandte sich wieder der Brücke zu, aber der Fuß, der schon den Steg berührt hatte, zuckte zurück, und sie stieß einen leisen Schrei aus. Von oben her, von den wildtosenden Wassern mitgerissen, trieb ein Baumstamm: voran der Wurzelknollen, dessen aufrechtstehendes knorriges Geäst wie ein unförmliches Ungethüm auf dem Wasser schwamm. Im nächsten Augenblick mußte er an die Brücke stoßen . . . und dann . . .

„Um Gotteswillen!“ schrie Martha entsetzt auf und starrte mit abwehrend ausgestreckten Armen auf die weiße Gestalt, die ohne rechts noch links zu blicken, sich der Brücke näherte. Sie ging langsam, die linke Hand aufs Herz gepreßt, die rechte an die Schläfe, wie eine Nachtwandlerin. Es lag weder Hast, noch Furcht, noch Hoffnung auf dem starren Gesicht. Jetzt setzte sie den Fuß auf das Brett, langsam, müde . . .

„Um Gotteswillen nicht!“ rief die entsetzt warnende Stimme zum zweiten Male. Aber schon war es zu spät.

Der treibende Baum und Sylvia erreichten zu gleicher Zeit die Mitte der Brücke. Diese wurde hoch emporgehoben, dann brach sie, wie von einem Beile gefällt, mitten entzwei.

„Mutter!“ schallte in diesem Augenblicke laut eine jubelnde Stimme. „Mutter!“ Und dann, dankbar und warm: „Fräulein Martha, Sie!“

Das Mädchen aber stand wie ein Steinbild. Ohne ein Wort zu sprechen, wies es in die Tiefe.

Der Emporkletternde folgte mit dem Blicke der Richtung ihrer Hand. Quer über einem pfeilschnell dahinjagenden Baumstamm, lag, das Haupt noch abwärts, vom Wasser halb überfluthet, eine lichte Gestalt. Er starrte ihr nach wie gelähmt. War das ein wüster Traum?

Da schlug ein wimmernder Wehelaut an sein Ohr. Er schrak zusammen und sah zur Mutter empor, von der er kam.

Die alte Frau hatte sich mühsam halb aufgerichtet. „Sylvia!“ rief sie gellend. Dann brach sie bewußtlos zusammen.

XX.

Wieder einmal war es Frühling. Im weiten Lande grünten die Wiesen und dufteten die ersten Blüthen. Die jungen Blätter hingen wie ein fedriger Schmuck an den Büschen und Bäumen, das zierliche dunkle Flechtwerk der schlanken Aeste erst noch wenig verhüllend. Und darüber, wie ruhiges, gesundes Athemholen, das Wehen der lauen Luft, nur zuweilen unterbrochen durch das Trilliren unsichtbarer kleiner Sänger.

„Hörst Du, Fritz? Der liebe Kerl!“ sagte Frau Oli und legte den Finger an den Mund.

Sie saßen heute zum ersten Male draußen im Vorgarten und genossen die Nachmittagsruhe. Sie waren nicht allein. Neben ihnen war ein Teppich auf dem Boden gebreitet, auf welchem Baby kühne Rutschpartien machte. Von Zeit zu Zeit kroch Fritzchen bis zur Mama heran und suchte sich an deren Kleidfalten aufzurichten, wobei seine Bäckchen jedesmal vor Eifer erglühten. „Bah!“ sagte er, wenn er niederplumpste.

„Verdauz!“ lachte die Mama und vergrub die bräunlichen Finger in sein Lockenköpfchen.

Heller blies kunstvolle Rauchringelchen in die Luft und wiegte sich auf seinem Stuhle hin und her. Mit der Linken hielt er ein Zeitungsblatt, das der Postbote eben gebracht hatte, doch warf er nur ab und zu einen kurzen Blick hinein, nachdem er sich zuvor mit einem Schluck schwarzen Kaffees die Kehle befeuchtet hatte.

„Eine Nachricht, die auch Dich interessiren wird!“ rief er plötzlich nach einem flüchtigen Blicke in das Zeitungsblatt. „Bichéry wird Unterrichts-Minister. Das Handschreiben soll schon morgen publicirt werden. ‚Na also: hat die arme Seele endlich Ruhe!‘ höre ich Deinen Vater sagen. Er hat längst so etwas prophezeit bei diesen mageren Zeiten!“

Oli hatte mit ihrer Mutter das eine gemein, daß sie von Politik nicht reden hören konnte, ohne zerstreut zu werden. Bei der Erwähnung Bichéry's hatte sie zwar voll Interesse aufgehorcht; jetzt aber begann sie, den schlanken Hals drehend und wendend, die Spitze, die sie an ein allerliebstes Kinderhäubchen garnirte, zurecht zu zupfen und fragte dabei gedankenlos: „Warum: ‚Magere Zeiten?‘ Das verstehe ich nicht. Was meint Papa damit?“

Doch ohne Heller's Erklärung abzuwarten, fragte sie weiter: „Findest Du nicht, daß er sehr gut zum Minister passen wird? So etwas von einem Staatsmann hatte er immer an sich.“

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Es wird wohl schon damals in der Luft gelegen haben, als Mama mit ihm und der Oberhofmeisterin bei Capitelli zusammentraf; sie sollen ja gar so prächtiger Laune gewesen sein . . . Du lieber Gott!“

Die junge Frau ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und stützte das Haupt in die Hand. In ihren dunkeln Augen standen Thränen.

„Was hast Du, Wizi?“ fragte der Gatte liebevoll, sich über die Tischplatte zu ihr hinüberneigend. „Wizi“ war der letzte Zärtlichkeitsname, den er für sie erfunden hatte. „Ah . . . Du denkst an die arme Sylvia? Freilich, das war erschütternd!“

Oli fuhr mit der Hand über die Augen.

„Du glaubst gar nicht, wie oft ich daran denken muß,“ sagte sie leise. „Sogar wenn ich mit Bubi spiele, fällt mir's oft plötzlich ein, und dann . . . Es ist doch gar zu schrecklich! Wenige Stunden vorher küßte ich noch zum Abschied ihre lieben, rothen Lippen, und abends . . . erinnerst Du Dich, Fritz, wie wir eintraten, und sie auf dem Bette lag, von allen den verzweifelten Bemühungen halb ins Leben zurückgerufen, aber doch schon mehr drüben als hier . . . Wie weiß sie war! Und dabei so schön, bis ans Ende schön wie ein Wunder!“

Die junge Frau sah kopfschüttelnd vor sich nieder, dann fuhr sie stockend fort: „Die arme Sophie . . . die hat sie lieb gehabt: es war rührend, wie sie ihr nachstarb wie ein kranker Vogel! Und auch die Doctorin . . . die wird die Erinnerung ihr Leben lang nicht mehr los! . . .“

Oli stockte und stieß nach einer kurzen Pause mit heißen Wangen hervor: „Ihr Männer seid doch eigentlich recht abscheulich!“

Heller faltete das Zeitungsblatt zusammen und blies einige Rauchwölkchen in die Luft.

„Liebes Herz, das ist doch eine kleine Sentimentalität von Dir“, sagte er lächelnd. „Glaube mir: hätte Fräulein Holde nicht die Unvorsichtigkeit begangen, ohne Ueberschuhe und Kopfbedeckung bei Nacht und Nebel zur Unglücksstelle zu eilen, sie lebte wahrscheinlich heute noch; und die Doctorin hat ja selbst einen heftigen Ruck erlitten. In ihrem Alter lassen schwere Krankheiten immer Spuren zurück, — auch muß sie sich ja für die Ursache des Todes ihres einstigen Lieblings halten, während Bichéry . . .“

Oli unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Ach, Bichéry! Von dem spreche ich ja gar nicht!“ sagte sie rasch. „Aber . . . Du weißt doch, es war gerade mein Wunsch, und es ist ja auch so natürlich, so begreiflich, daß die beiden am Krankenbette der alten Frau sich immer näher kamen . . . Aber doch: es giebt mir jedesmal einen Stich, wenn ich Martha und ihn beisammensehe . . .“

Heller sah seiner Frau gutmüthig lächelnd in das bewegte Gesicht.

„Schau, Herz, das ist ein wenig überspannt!“ sagte er. „Glaub' mir, wenn Sylvia ihn wirklich geliebt hätte . . .“

Oli unterbrach ihn mit funkelnden Augen.

„Ja, um Gotteswillen! welchen Beweis sollte sie denn noch geben? Wirklich geliebt! Was soll denn ein Weib thun, damit Ihr Männer an seine Liebe glaubt?“

Fritz Heller erhob sich langsam, und trat zu seiner jungen Frau. Auf der Armlehne ihres großen Gartenstuhles Platz nehmend, legte er den Arm um ihre Mitte und zog ihr Köpfchen an seine Brust.

„Das fragst Du? Du?“ flüsterte er zärtlich in ihr kleines Ohr. „Merke Dir das: Du brauchst das nie zu fragen!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Geistige Hausschätze.

Den Gehalt in Deinem Busen,
Und die Form in Deinem Geist!
Goethe.

Unter den Kultur-Errungenschaften der Neuzeit nimmt unstreitig die fast allgemeine Verbesserung des Geschmacks eine hervorragende Stellung ein; sie zeigt sich in erster Linie in unseren Wohnungs-Einrichtungen. Freilich wird auch hier noch oft gesündigt, besonders durch halbgebildete, prachtliebende Decorateure, doch eine stilvolle Einrichtung nach dem guten Geschmack der Feingebildeten, Wissenden ist dem modernen Menschen längst zum Bedürfniß geworden.

Soll indessen das deutsche Bürgerhaus nicht nur der behagliche Wohnraum, sondern zugleich die Bildungsstätte seiner Bewohner werden, so darf ihm auch ein geistiger Inhalt nicht fehlen! Aus dieser Erkenntniß ging die Mode der Spruchverzierungen und sogenannten „Haussegen" hervor. Aber auch sie sind nichts weiter als Decoration, durch welche Bibelsprüche und Sentenzen oft herabgewürdigt werden. Es gilt vielmehr, einen geistigen Hausschatz zu schaffen, der dem Hause „als Rückgrat" dient.

Zuerst empfiehlt sich eine gewissenhafte Haus-Statistik. Die Statistik ist eine moderne Wissenschaft, oder vielmehr eine wissenschaftliche Methode, deren Wichtigkeit vom Staate längst anerkannt ist. Ein wohlgeordnetes Hauswesen aber ist ein Staat im Kleinen, — was dort gilt, gilt auch hier. Die Haus-Statistik soll die Bewohner über den Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse belehren und ihnen die Möglichkeit an die Hand geben, ihr Haus, den Veränderungen sich anbequemend, im richtigen Verhältniß einzurichten und weiterzuführen.

Am besten wird mit der Haus-Statistik gleich bei Gründung des Hausstandes begonnen. Es sind darin die Preise der Wohnung zu verzeichnen, des Brenn-Materials, des Gesindelohnes und der Lebensmittel. Daß eine ziffernmäßige Kenntniß der gesammten äußeren Verhältnisse den Etat eines jungen Paares reguliren und in die richtigen Bahnen lenken muß, ist selbstverständlich. Als „geistigen Hausschatz" besitze ich ein Ausgabebuch meiner Urgroßmutter, dem zu einer „Haus-Statistik" nur die schulgerechte Methode fehlt. Beim Durchblättern empfange ich den Eindruck, daß unser „luxuriöses Zeitalter" besser ist, als sein Ruf. Die Lebensmittel waren früher allerdings weit billiger, besonders Fleisch, Milch, Eier u. s. w., dafür mußte aber jeder, auch der unschuldigste Luxus ungleich theurer bezahlt werden als heutzutage. Beispielsweise kostete Kaffee feinster Sorte einen Thaler das Pfund, Thee zwei bis drei Thaler; auch der Toiletten-Luxus war wahrlich nicht geringer. Großmama trug als „Frau Notarin" nicht nur Brocat und einen indischen Kaschmir-Shawl, sondern sie besaß in einem massiven Eichenspind auch ein Kleid aus echter Indienne, das in einer Nußschale Platz gefunden haben soll, — freilich bei der antikisirenden Mode verbrauchte man damals zu einem Kleide auch nur eine geringe Meterzahl an Stoff. Als Futterstoff, zu dem uns gewöhnlich Elsässer Baumwollenstoff genügt, figurirte regelmäßig „Florence", ein damals beliebtes Seidengewebe. Heute vermag erfahrungsmäßig der verfeinerte Geschmack der Trägerin auch der Toilette aus einfachem billigen Stoff oft einen Chic zu verleihen, den früher fast einzig die Kostbarkeit und Pracht gab.

Um zu der „Haus-Statistik" zurückzukehren, so müssen ferner bei Vergrößerung der Familie natürlich alle auf die äußeren Verhältnisse bezüglichen Thatsachen gebucht werden: die Geburtstage der Kinder, die Kosten des Wochenbettes, der Lehrmittel mit Beziehung auf den vorgesehenen Lebensberuf. Mit dem Heranwachsen der Kinder wird die Haus-Statistik naturgemäß immer umfangreicher und wichtiger werden. Am besten ist es, wenn der Hausvater frühzeitig anfängt, seine Familien-Mitglieder selbst zu Mitarbeitern zu machen, um damit ihre Aufmerksamkeit auf die im Wechsel der Zeit zur Erscheinung kommenden Vorgänge des äußeren Lebens zu lenken. Im allgemeinen ist es zweckmäßig, die Haus-Statistik sachgemäß zu halten, ähnlich der Staats-Statistik: die unbestechliche Ziffer ist hier wie dort der schlagendste Beweis.

Einen zweiten „geistigen Hausschatz" bildet ein sogenanntes Zeit-Album. Dazu läßt man ein Buch Papier starker Qualität im Folio-Format zusammenheften und klebt Zeitungsausschnitte 2c. und Illustrationen dicht neben einander hinein, — natürlich nur solche, die bedeutende Zeitereignisse zum Ausdruck bringen. Ein Buch Papier pflegt für ein Jahr vollauf auszureichen, um aus der ungeheuren Zahl der Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften das Bemerkenswertheste zusammenzustellen und aufzubewahren. Wenn die Jahresbände bis zu drei oder vier angesammelt sind, läßt man sie vom Buchbinder einfach, aber dauerhaft einbinden. Als einzige Bezeichnung der Albums dient: „Zeit-Album der Jahre . . . ." Man erhält auf diese Weise eine Chronik der Gegenwart und Vergangenheit, wie sie eindrucksvoller und concentrirter nicht gedacht werden kann, — jedenfalls ist sie weit interessanter, als die unzähligen Photographie-Albums, mit ihren verblaßten Abbildungen uninteressanter, oft längst vergessener Persönlichkeiten, die, als „Bilderbücher für große Kinder" auf dem Album-Tisch des Salons aufgestapelt liegen. Es giebt kein passenderes Mittel, um aus einem Gesellschaftskreise die Langeweile zu vertreiben, als ein vieljähriges, reichhaltiges „Zeit-Album". Irgend ein springender Punkt ist darin bald gefunden, bei welchem die Unterhaltung Wurzel schlägt, um neu belebt, weiter zu ranken. Den höchsten Genuß aber bereitet es, wenn man das Buch einsam durchblättern und so die Brücke überschreiten kann, wo die Zeitgeschichte zur Weltgeschichte wird.

Daneben empfiehlt sich, besonders auf dem Lande, in Schlössern und Villen, wo die Logir-Gäste selten fehlen, ein häusliches Fremdenbuch. In „Unsere Gäste" haben die Besucher selbst einzuschreiben, zu zeichnen, zu dichten, — ganz nach Belieben. Daß dies in einem Privathause, wo man gekannt und vor Indiscretion sicher ist, viel freier und behaglicher geschehen kann als im Hotel, liegt auf der Hand. Denn die Fremdenbücher der Hotels sind längst nichts weiter als prompt geführte Listen zu polizeilicher Controle, in die der Gast seinen Namen hinter der laufenden Nummer einträgt. Die Zeit ist vorüber, wo dem des Schauens müden Wanderer abends das abgenutzte Fremdenbuch des Hotels lieber war als die einzige Zeitung, weil man hoffen durfte, Witz, Geist und Laune darin zu finden.

Gegenwärtig sucht man diese drei in den meisten Fremden-

Ecke eines Boudoirs im englischen Stil.

büchern vergeblich; man muß, um sie zu finden, schon die große Heerstraße verlassen und wenig betretene Pfade aufsuchen. Und selbst dort wird man schwer noch einer originellen Auffassung und individuellen Anschauung begegnen. In „Unsere Gäste" aber, oder im „Pilgerbuch", wie das häusliche Fremdenbuch in manchen Pfarrhäusern genannt wird, vermag jedermann zu reden, wie ihm ums Herz ist, und sein Erinnerungsbild wird dadurch noch charakteristischer und dauerhafter werden. Neben der Haus-Statistik und dem Zeit-Album wird hoffentlich auch das häusliche Fremdenbuch dazu beitragen, den geistigen Interessen unseres Hauses zu dienen, sie zu sammeln und zu mehren, bis das Haus allmählich zur Schatzkammer wird, worin die Bewohner ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Lebens-Erinnerungen gleich Kostbarkeiten aufbewahren und pietätvollen Freunden zur Schau stellen.

Zoë v. Reuß.

Gesundheits- und Körperpflege.

H. v. H. — Der berühmte Dr. P. existirt unseres Wissens nicht mehr. „Nachfolger" pflegen solche Firmen nicht zu haben, wenigstens ist uns von einem solchen noch nichts zu Ohren gekommen. Uebrigens hat das betreffende Fach seit den Zeiten des seligen P. doch einige Fortschritte gemacht. Dr. D.

M. B. in Schrattenthal. — Erschrecken bei leisem Geräusch ist als Zeichen von Nervenschwäche anzusehen. Das Gegenmittel heißt: Kräftigung. Wie man die erreicht, ist in Dr. Otto Dornblüth's kleinem Buch „Gesunde Nerven" gut dargestellt. Dr. D.

Alte Abonnentin. — Die Bezeichnung Gesichtsgries ist uns leider nicht vertraut. Handelt es sich um Verstopfungen von Hautporen, so dürfte eine milde, überfettete Seife, vielleicht eine Borax-Seife hülfreich sein, ohne dem Teint zu schaden. Dr. D.

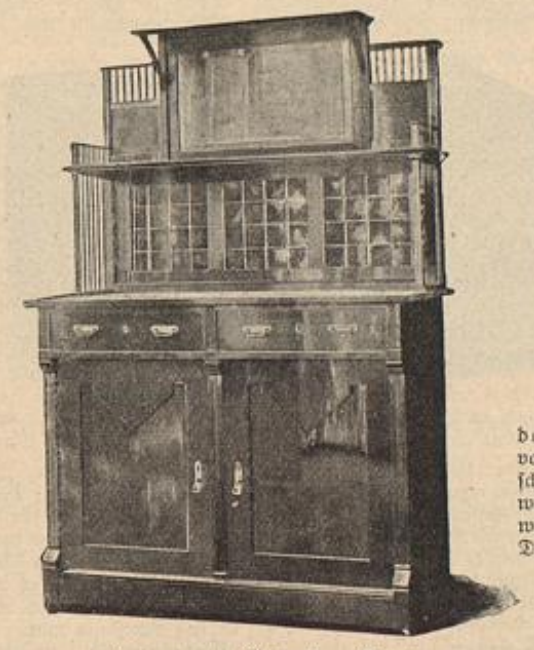
Ludoika in P. — Galvanokaustische Zerstörung von Haarwurzeln werden die meisten Specialisten für Hautkrankheiten ausüben. Solche finden sich gewiß in den Universitäts-Städten Breslau und Prag. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

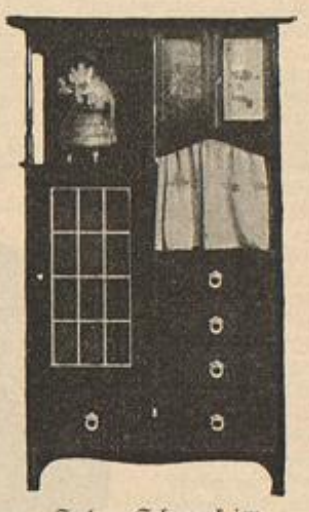
Umrißzeichnen und Ausmalen als Kinderbeschäftigung. — An den langen Herbst- und Winterabenden kommen unsere Kleinen oft mit der Frage: „Muttchen, was sollen wir spielen?" Meine Kleinen hatten unter ihren Spielsachen auch einen Tuschkasten mit dazu gehörigen Bilderbogen; letztere waren bald angemalt, auch alte Kataloge von Herzog, Gerson u. a., die ich dann zum Austuschen hergegeben hatte, waren bald verbraucht. Endlich kam ich auf den Gedanken, meinen Kleinen nach den Umrissen von Garnwickeln in Stern- und Kreuzform, wie sie wohl in jedem Nähtisch sich vorfinden, Figuren aufzuzeichnen, die ich durch Striche und Kreise in einzelne Felder theilte. Diese mußten die Kinder nun in allerlei bunten Farben austuschen, eine Beschäftigung, die ihnen den allergrößten Spaß machte, und bald überboten sie sich gegenseitig in geschmackvoller Farben-Zusammenstellung. Jetzt können die älteren meiner kleinen Schar sich die Sterne schon selbst aufzeichnen, sodaß ich auch diese Mühe spare. — Was die großen Kinder mit den Tuschfarben ausführen, macht der kleine Vierjährige mit seinen Buntstiften nach. J. R.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Zimmereinrichtung als Erwerbszweig. — Einen neuen, originellen Erwerbszweig für Frauen hat Olga Julia von Zaluskowski gefunden, — das Entwerfen von Mustermöbeln und Einrichten von Zimmern, — eine Aufgabe, welche für Frauen mit einigem Geschmack und feinem Farbengefühl besonders dankbar ist. Die Künstlerin läßt die selbsterdachten Möbelformen nach ihren Zeichnungen in ihrer eigenen Tischlerwerkstätte ausführen, sodaß man entweder schon vorhandene Möbel bei ihr kaufen oder solche nach Wunsch und Geschmack bestellen kann. Die eigentliche Specialität der jungen Dame aber ist die Einrichtung vollständiger Wohnungen oder einzelner Zimmer. Sie liefert hierbei nicht nur die Möbel, sondern auch die Tapeten, die Vorhänge, die Teppiche; ja alle kleinen Geräthe, wie Blumen-Vasen, Blumenschalen 2c., nebst den Bildern zum Zimmerschmuck wählt sie in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Zimmers aus und ordnet alles mit feinem künstlerischen Geschmack. Zur Füllung größerer Möbelflächen verwendet die Künstlerin gern die vornehm wirkenden Radirungen; wo es angebracht ist, spannt sie auch englischen, stilisirten Velvet als Hintergrund oder Flächenfüllung aus, oder sie bedient sich zu diesem Zwecke zartfarbiger Majolica-Platten. Letzteres sehen wir z. B. bei dem dargestellten Büffet, dessen stilvolle Einfachheit äußerst wohlthuend wirkt. Einen schönen Gegensatz zu dem satten, röthlichen Braun des Alt-Mahagoni-Holzes bietet hier der matte Reseda-Ton der für die Platte und einen Theil der Rückwand verwendeten Kacheln, sowie der im viereckigen Rahmen eingelassene Spiegel. Der gleichfalls dargestellte Salon-Schrank ist bei leichtem Aufbau sehr praktisch und reich an Abwechslung durch seine Verbindung von offnen und geschlossenen Theilen, seidenem Vorhang, einer in Messing gefaßten Glasthür und Holzthüren; in eine derselben ist eine englische Radirung eingelassen. Die verschiedenen großen und kleinen Schubfächer bieten willkommenen Raum. Fräulein von Zaluskowski führt ihre Möbel meist im englischen Geschmack aus, der sich durch seine Grazie und Vielseitigkeit besonders für anheimelnde, gemüthliche Wohnräume eignet. Die Möbel sind nicht schwerfällig, nicht sozusagen männlich, wie bei der deutschen Renaissance, auch nicht gewunden und capriciös, wie bei dem Rococo, sondern leicht und zierlich und doch dabei höchst praktisch und behaglich. Unser Bild giebt die Ecke eines Boudoirs wieder, welches Fräulein von Zaluskowski in diesem Geschmack einrichtete. Auch hier wurde für die Möbel das schön wirkende Alt-Mahagoni verwandt. Das runde Ecksopha ist mit englischem großblumigen Velvet bezogen. Ueber dem Rückenpolster sehen wir mattgrüne Seide faltig ausgespannt; den oberen Abschluß bilden in origineller Anordnung Schränkchen, Spiegel und ein Bord zum Aufstellen von Blumen-Vasen. Ueberall merkt man das Bestreben, auch in der Mannigfaltigkeit jedes Zuviel von



Buffet mit Majolica-Einlage im englischen Stil.



Salon-Schrank im englischen Stil.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schmuck zu vermeiden, das eine ruhige einheitliche Wirkung stören könnte. Zusammenstimmen der Farben, dem Gebrauch und der Bequemlichkeit angepaßte Formen, edles Material, stilvoll gebundene Phantastik der Stoffmuster sollen ein harmonisches Ganzes schaffen. (Siehe Bezugsquellen.) v. B.

Eine staatlich geprüfte Handarbeits-Lehrerin. — („Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97.) Zur Gründung einer Handarbeits-Schule empfehle ich der Fragestellerin die Kreisstadt Borken in Westphalen. Der Mangel einer solchen Schule wird hier sehr bedauert; die Stadt hat etwa 4000, das dazu gehörige Kirchspiel 8000 Einwohner. Frau R.

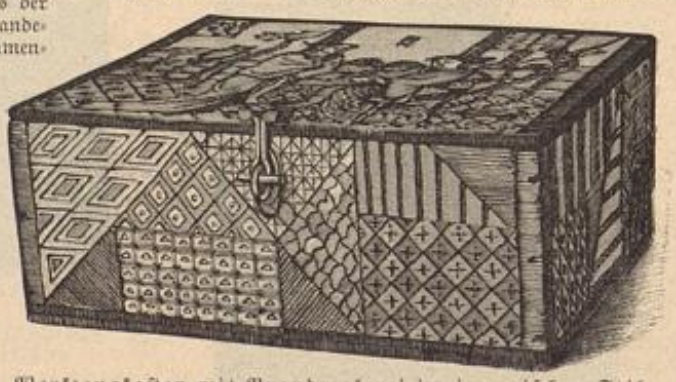
V. M. — („Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97). Auf Ihre Frage, Unterricht in nordischer Handweberei betreffend, sind leider keine Anerbietungen eingegangen. Die Red.

Alte Abonnentin seit Bestehen der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung. — („Aus dem Leserkreise" v. 15/7 97). Landshut i/B. dürfte sich als passender Ort zur Gründung einer Industrie-Schule erweisen. Eine Abonnentin.

Häusliche Kunst.

Kaffee-Malerei. — „Grau in Grau" zu malen, ist eine schon lange bekannte Kunst, die manchem viel leichter von statten geht, als das Arbeiten mit vielen verschiedenen Farben. Auch „Blau in Blau" zu malen, ist nicht schwierig und wurde den Dilettanten durch die vor einigen Jahren lebhaft aufgenommene Delfter Malerei empfohlen. Neuerdings suchte man nach einer Abwechslung, und so malt man gegenwärtig „Braun in Braun", benutzt aber hierbei nicht die feinzubereitete Wasserfarbe von der oder jener Fabrik, sondern das National-Getränk der Sachsen, — den Kaffee. Die Sache ist keineswegs Spielerei. Daß Kaffee unter Umständen Flecke verursacht, hat wohl jeder schon zu beobachten Gelegenheit gehabt, — warum sollte diese physikalische Erscheinung nicht auch der Kunst oder sagen wir, bescheidener, den Liebhaberkünsten dienstbar gemacht werden? Bietet sie doch zugleich einen gewissen Reiz, begründet in der Neuartigkeit und Absonderlichkeit des Malmittels, der auch das Interesse an der Sache erhöht und das Ganze zu einer „allerliebsten Beschäftigung" stempelt. Bei der Kaffee-Malerei verfährt man genau wie bei der Delfter Malerei, nur mit dem Unterschied, daß man bei ersterer immer mit ein und derselben Farbe malt und die Abtönung durch mehrmaliges Auftragen zu bewerkstelligen sucht. Stets muß der vorhergehende Auftrag völlig getrocknet sein; nach 15- bis 20-facher Uebermalung wird man bis zu Tiefschwarz gelangen, — also hat man genügend Mittel zur Hand, um etwas wirklich Werthvolles und Künstlerisches zu schaffen. Die einzige Schwierigkeit und damit das Künstlerische besteht eben darin, daß man genau berechnet, wie und wo ein Neu-Auftragen der Kaffeefarbe, d. h. wie und wo eine Abtönung zu geschehen hat. Bei der Arbeit beginnt man zunächst mit dem Aufzeichnen — z. B. einer Landschaft. Die hellsten Partien bleiben unbedeckt, werden sonach ausgespart, alles andere wird einmal ganz überstrichen, wozu man einen großen und vollen Pinsel benutzt. Unbedingt zu vermeiden ist die Bildung von Rändern; man halte stets einen Wasserpinsel zur Hand und verstreiche die Grenzen, solange sie noch feucht sind. Der zweite Auftrag ist schon schwierig, denn nirgends, außer bei Einzel-Figuren, darf der durch Auftragen hervorgerufene dunklere Ton unvermittelt sichtbar sein. Auch hier muß daher tüchtig verwischt werden. Jedes fernere Auftragen findet naturgemäß eine immer beschränktere Anwendung, sodaß nach 10- oder 12-facher Ausmalung das Bild schon fast fertig dastehen kann. Blumen in Kaffee-Malerei ausgeführt, sehen gleichfalls recht hübsch aus und bilden eine passende Verzierung für Briefbogen und Karten. F. Moser.

Werkzeugkasten mit Brandmalerei im japanischen Stil. — Als Behälter für meine Kerbschnitzmesser und andere Utensilien dient mir seit kurzem eine 27 cm lange, 21 cm breite, 11 cm hohe Holzkiste, die ich mit Brandmalerei im japanischen Stil ausstattete. Nachdem ich Deckel und Seitenwände mittelst Glaspapier glatt gerieben hatte, brannte ich an allen Flächen einen 1 cm breiten dunkeln Rand, auf den Deckel, — nach der Vorlage eines japanischen Lampenschirmes, — zwei Japanerinnen, eine in stehender, die andere in sitzender Stellung. Den Hintergrund bildet eine Art Veranda mit Strauchwerk und bunten Vögeln, sowie einige Tafeln mit japanischen Schriftzeichen. Die gebrannten Contouren malte ich in Wasserfarben so aus, daß die beiden Gestalten, die eine in Blau, die andere in Roth gehalten, am deutlichsten hervortreten. Die Seitenwände des Kastens verzierte ich mit dem verschiedenartigsten Plein, in Vier- oder Dreieck-Figuren, wie es der Raum gerade gebot. Jedes der Muster wurde mit anderer Farben-Zusammenstellung ganz bunt ausgemalt, was dem Ganzen ein höchst originelles Ansehen giebt. Nachdem nun auch die Querschnitte des Holzes dunkel gebrannt und alles gut getrocknet war, wurden die Flächen gewichst. Den Deckel befestigte ich hierauf hinten mit Charnieren, vorn wurde er mit einer hübschen Schließe versehen, durch die man nach Belieben einen Knebel oder ein Schloß schiebt. Das Innere des Kastens wurde mit hochrothem Flanell ausgeschlagen, den kleine Messing-Ziernägel befestigen. Das Kästchen sieht so hübsch und eigenartig aus, daß niemand seinen Ursprung errathen kann. Vielleicht findet die Arbeit unter meinen Mitleserinnen Nachahmung. J. K.



Werkzeugkasten mit Brandmalerei im japanischen Stil.

Fürs Haus.

Lichtkrone und Blitzkocher. — Wenn auch unsere Großstädte sich bereits in einem Elektricitäts- und Gaslichtmeer baden, so ist doch die traute Förderin der Behaglichkeit, die einfache Lampe, nicht aus dem täglichen Leben der Menschen verbannt. Gebr. Egemann in Mühlheim a. d. Ruhr haben derselben neuerdings ein Paar äußerst nützliche kleine Gefährten zur Seite gegeben, die in keinem Junggesellenheim, — ich meine damit auch die weiblichen Junggesellen, — in keiner Kinder- oder Krankenstube fehlen sollten, und die ich allen Freunden unseres Blattes, die dasselbe noch beim Licht der Petroleum-Lampe lesen, aufs allerwärmste empfehlen möchte.

Die Lichtkrone wird vor dem Anzünden der Lampe fest auf den Cylinder gesetzt, nachdem man das schließende Plättchen mittelst des Knopfes so hoch wie möglich aufgezogen hat. Dann wird die Lampe angezündet; wenn auch später die Flamme so weit hinaufgeschraubt wird, als es ohne, daß sie raucht, möglich ist, so hat man doch fortwährend ein sehr ruhiges, gleichmäßiges, angenehmes Licht und verbrennt trotzdem $^1/_4$ weniger Petroleum, als es sonst bei gleicher Leuchtkraft geschehen würde. Durch Benutzen der Lichtkrone wird außerdem der Cylinder gleichmäßiger erwärmt und so das leidige Springen desselben sehr vermindert, was der rechnenden Hausfrau manche Mark und manchen Aerger erspart. Kein Zugwind löscht die Lampe aus, wenn sie an warmen Sommer-Abenden im Garten oder auf der Veranda brennt; kein dreister Nachtschmetterling kann sich in die Flamme verirren, wenn auf dem Cylinder die Lichtkrone thront. Zum Auslöschen der Lampe drückt man das Knöpfchen der Krone fest herunter, wodurch augenblicklich die Flamme erstickt und jede Explosions-Gefahr vermieden wird. Am ersten Gebrauchsabend kann es vorkommen, daß sich das Metall des Obertheils der Lichtkrone durch die sehr starke Hitze, der es fortwährend ausgesetzt ist, etwas zieht, wodurch das Herabdrücken des Knöpfchens zum Auslöschen erschwert wird. Doch fällt dies bei mehrmaligem Gebrauch vollständig fort.

Lichtkrone.

Blitzkocher in seinen einzelnen Theilen.

Viel freudiger noch als die Lichtkrone habe ich aber den Blitzkocher begrüßt, der mir und vielen meiner Freunde, denen ich den hübschen kleinen Apparat verehrte, schon geradezu unentbehrlich geworden ist. Man hat ja längst, um die Lampenhitze auszunutzen, allerhand langbeinige, „kippelige" Apparate angefertigt, die ich stets mit zitternder Hand und Unglück ahnender Seele auf die Lampenglocke hing oder stellte. Der „Blitzkocher" läßt alle diese Sorgen schwinden und zeigt sich früheren Erfindungen weit überlegen. Er paßt auf jede Lampe, und sein solides Untergestell gewährt das Behagen des Glaubens an seine Sicherheit. Er ruht fest auf der Glocke, und eine Röhre, die in sein Inneres hineinragt, umschließt den Cylinder. Hauptsächlich durch letztere Einrichtung wird der Inhalt des Kochers in äußerst kurzer Zeit zum Sieden gebracht. Setzt man den Apparat mit drei Tassen kalten Wassers auf eine gewöhnliche Lampe (kein Doppelbrenner!), so wallt das Wasser in 8 bis 10 Minuten. Mein „Blitzkocher" ist mit Untersatz und Deckel 15 cm hoch, ersterer hat 38 cm Umfang und besteht aus Weißblech (Preis 2 Mk.); ein nickelplattirter Kocher ist eleganter, aber natürlich wegen des dickeren Metalles weniger rasch in seiner Thätigkeit, auch kostspieliger in der Anschaffung. Der Kocher verursacht keinen Geruch im Zimmer und wird nicht schwarz und rußig. Die einzige Vorsicht, welche man beim Gebrauch beobachten muß, ist, daß die zu erhitzenden Getränke oder Speisen, — denn man kann auch sehr wohl eine Suppe im „Blitzkocher" bereiten oder etwas braten, — stets die Röhre im Innern des Apparates auf ihrer oberen Fläche bedecken müssen, weil diese durch die von der Lampe entwickelte enorme Hitze sonst in kürzester Zeit würde durchgebrannt werden.

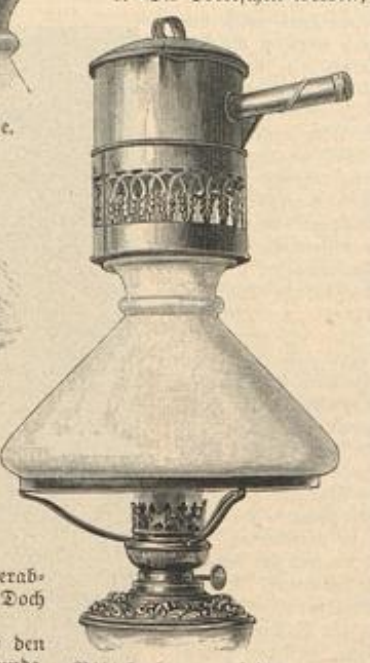
Frau von Fr.

Nach der Reise. — Selbst für die Glücklichen, denen Mittel und Zeit für lange Reisen zu Gebote stehen, pflegt endlich die Stunde der Heimkehr zu schlagen. Da werden die Koffer ausgepackt und bis zur nächsten Reise verwahrt, — oft in nicht weniger als tadellosem Zustande. Ich lasse jeden Korb und Koffer, jede Handtasche nach der Reise stets gründlich nachsehen, ob irgend etwas daran schadhaft ist. Wenn sich eine Schraube gelöst, ein Henkel durchgerieben, eine Schnalle gelockert hat, wird das betreffende Stück zum Korbmacher oder Sattler geschickt und ausgebessert. Dann sammle ich alle Schuhbeutel und lasse sie waschen, wenn es nöthig ist, jedenfalls aber feucht ausplätten. Auch alle andern Kleinigkeiten: Plaid-Riemen und -Hüllen, Schwammtaschen, Schirmhüllen, — genug alles, was man auf der Reise gebraucht, wird gesäubert und geordnet. In den Seifenbehälter lege ich gleich ein neues Stück Seife; Kämme, Bürsten, Schwamm und Seiflappen, die ich nur für Reisen benutze, werden auch nachgesehen. Ist jedes Stück tadellos, so wird es wieder hinein gelegt, ist das nicht der Fall, so nehme ich es für den täglichen Gebrauch und ersetze es gleich durch ein neues. Nachdem noch ein sauberes Kammtuch, einige Haarnadeln dazu gelegt wurden, ist das Necessaire wieder „reisefertig". Meine einfache Reiseschreibmappe fülle ich gleich wieder mit Papier, Umschlägen, Packet-Adressen, Bleistift und Federn, ebenso den kleinen Nähkasten mit allem, was hinein gehört. Der Bezug des Reisekissens wird gewaschen, das Notizbüchlein nebst Flacon kommt in eine Umhängetasche, und dann packe ich alle diese Sachen, nebst einer Reisebibel in weichem Ledereinband zusammen in einen Koffer und lege ein Verzeichniß dazu. Alle Ledersachen werden von Staub gereinigt und mit Crême oder Lack eingerieben, die Vorhängeschlösser geölt, die Schlüssel alle auf ein Band gereiht, nebst den Schlössern in ein Pappkästchen gelegt und mit in dem Koffer bis zur nächsten Reise verwahrt. Dann baue ich auf einer Bodenkammer alle Koffer aufeinander, — nur der mit den Reise-Utensilien steht allein, — und lege eine Decke darüber. H. Norden.

Abonnentin in Kurland. — Thüren und Fenster, welche im rohen Holz lackirt sind, reinigt man von Fliegenschmutz durch Abwaschen mit lauwarmem Wasser, dem auf 1 l Wasser $^1/_8$ Glas Salmiakgeist zugesetzt wird. Mit reinem Wasser nachgespült, reibt man danach mit Flanelltüchern trocken. A. H.

Küche.

Ebereschen auf verschiedene Arten einzumachen. — 1. Die Ebereschen werden, sobald sie ihre volle Reife erlangt haben, in gleicher Weise wie die Preißelbeeren eingekocht, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas länger kochen müssen und auf $1^1/_2$ kg Beeren $^1/_2$ kg Zucker gerechnet wird.



Blitzkocher, auf der Lampe stehend.

2. Zu 1 Glas Beeren nimmt man 2 Gläser grob gestoßenen Zucker und 1 Glas Wasser. Das Wasser wird mit dem Zucker so lange gekocht, bis er sich zum Faden spinnt; nach einigem Verkühlen werden die Beeren hineingethan und so lange im Zucker gekocht, bis sie kleine Falten zeigen.

3. 1 kg Beeren wässert man 5 Stunden in kaltem Wasser, kocht inzwischen $^1/_2$ bis $^3/_4$ kg Zucker mit $^1/_8$ l Wasser unter häufigem Abschäumen auf, giebt die abgetropften Beeren hinein und läßt sie 10 Minuten unter beständigem Umrühren darin aufkochen. Darauf füllt man die Beeren mit einem Schaumlöffel in Gläser, läßt den Saft noch weiter einkochen und gießt ihn heiß über die Ebereschen.

4. Gelée wird aus Ebereschen bereitet, indem man sie ganz mit Wasser bedeckt und so lange darin kochen läßt, bis ihnen der Saft vollständig entzogen ist. Danach gießt man die Masse durch ein Haarsieb und wiederholt dies so oft, bis der Saft ganz klar ist, kocht ihn dann zu gleichen Gewichtstheilen mit Zucker bis zum „kurzen Faden" bei fleißigem Abschäumen ein und füllt ihn noch heiß in Gläser. A. H.

Agnes P. — Allasch: Die Destillation besteht aus 6 kg holländischem Kümmel, 150 g Coriander, 100 g Cuminsamen, 100 g Anis, 75 g Veilchenwurzel mit 100 l (90%) Sprit und 35 l Wasser. Die ersten 3 l werden als Vorlauf weggenommen und für ordinären Kümmel verwendet. Das feine Destillat beträgt etwa 90 l und genügt für 200 l Allasch, den man auf 45% hält und mit 25 kg Zucker per 100 l versüßt; dieser Likör bleibt immer ungefärbt.

(Chem.-techn. Lexicon von Dr. Bersch.)

(Für Destillation in kleinem Maßstabe bedient man sich gewöhnlich der Glas-Retorten, zu beziehen durch die Glashütten-Werke der Firma von Poncet, Berlin, Köpenickerstr. 54.) A. H.

Gärtnerei.

Frau v. W. in B. — Die vorsichtige Ernte ist alles, was Sie zur Vermehrung der Morcheln thun können. Kommen die Pilze nur an vereinzelten Stellen der Kiefernschonung vor, so ist dies ein Beweis dafür, daß ihnen die Oertlichkeit nicht günstig ist. Die künstliche Zucht der Morcheln ist bisher nur in Frankreich versucht worden und zwar mit Erfolg nur in Gemüsegärten zwischen Artischoken, welche die Morchel sehr zu lieben scheint. In unserem deutschen Klima lassen sich Artischoken leider meist nicht gut kultiviren, sie erfordern namentlich im Winter den sorgfältigsten Schutz. M. H.

M. B. in Schrattenthal. — Tuberosen müssen jährlich frisch gekauft werden. Nach der Blüthe stirbt die alte Knolle ab, und die sie kranzförmig umgebende junge Brut bedarf, um wieder blühbar zu werden, einer mehrjährigen sachgemäßen Kultur im freien Lande, die unter unseren klimatischen Verhältnissen nicht gut ausgeübt werden kann. Es gelangen nur importirte Knollen in den Handel, die recht billig sind. M. H.

Allgemeines.

Alterthümer zu kaufen gesucht. — Ich habe die Absicht, altes Porzellan, geschliffene Gläser, ein eingelegtes Spinnrad und dergl. zu kaufen, möchte aber nicht mit einem Antiquitäten-Händler in Verbindung treten. Angebote mit Preisangaben erbittet: H. G. in L.

Frau Stadtrath L. — Bei mäßigen Pensions-Bedingungen neben vollständigem Familienanschluß dürfte ein geeigneter Aufenthalt für Ihre Tochter sich bieten bei Frau Leopold Schneggenburger, Berlin W, Bülowstr. 81 IV.

„Abonnentin in Rußland", „Treue Abonnentin in Würzburg", „S. in G.", „Neue Abonnentin" und andere. — Wir verweisen Sie auf die Notiz „Zur Beachtung" am Anfange von „Aus dem Leserkreise" in der Nummer vom 1/7 d. J. Die Red.

Bezugsquellen: Büffet, Salon-Schrank ꝛc. und ganze Zimmereinrichtungen: Frl. Olga Julia von Zaluskowski, W, Rollendorfstr. 21a I. Blitzkocher und Lichtkrone: Gebr. Egemann, Mülheim a. d. Ruhr.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 19. III. 1. October 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

I. Kapitel.

Baron Bruno trat aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitsgemach. Der Diener folgte ihm und drückte geräuschlos die Thür ins Schloß. Dann eilte er an seinem Herrn vorbei, um die Vorhänge des gegenüberliegenden Eingangs zum Frühstückszimmer auseinander zu ziehen.

Aber Baron Bruno trat nicht über die Schwelle. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf den für drei Personen gedeckten Tisch, der, aus der Mitte des großen Zimmers fort, nach dem Fenster zu gerückt schien.

„Mein Bruder noch nicht auf?"

„Der Herr Oberstlieutenant sind noch beim Ankleiden, Herr Baron."

„War Fräulein von Gaddern schon unten?"

„Zu Befehl, Herr Baron. Gnädiges Fräulein sind in der Wäschekammer."

„Geh hinüber, Ernst: Ich lasse das gnädige Fräulein zum Frühstück bitten."

Der Baron trat in sein Arbeitszimmer zurück und an seinen Schreibtisch. Da lag die ziemlich umfangreiche Morgenpost, Briefe und Drucksachen. Er sah sie flüchtig durch, meist nur die Aufschriften der Umschläge betrachtend. Dann schien er endlich einen Brief in die Hand bekommen zu haben, den er erwartet hatte. Er, öffnete das Schreiben mit umständlicher Sorgsamkeit, und über sein glattes Gesicht ging ein kurzes befriedigtes Lächeln, als er die wenigen Zeilen des Inhalts gelesen hatte. —

„'n Morgen, Bruno!"

Der Baron wandte sich um und streckte dem älteren Bruder die Hand hin. „Guten Morgen, lieber Fritz," sagte er mit seiner etwas verschleierten Stimme. „Gut geschlafen, — die erste Nacht auf Schloß Trunberg?"

„Leidlich, mein Theuerster. Mir ging allerlei dummes Zeug im Kopf herum, Gedanken über meine dienstliche Thätigkeit in der nächsten Zeit und noch allerlei anderes, über das ich heute mit Dir sprechen muß. Gestern Abend war's ja nicht möglich. Deine Gaddern war nicht einen Augenblick außer Sicht oder Hörweite."

„Unangenehmes, Fritz?" Der Schloßherr hob mit einer leisen Geberde des Abwehrens die Hand „Wenn Du es mir ersparen kannst, — ich bin heute am allerwenigsten aufgelegt."

Der Bruder schüttelte den Kopf. „Das wird Dir wohl nichts helfen, mein Junge. Um es kurz zu machen: Unsere theure Mama hat mir geschrieben. Der Brief gilt uns beiden; sie fühlt sich in Stellhausen plötzlich über die Maßen einsam, hat schmerzliche Sehnsucht nach ihren Kindern — und kündigt uns, oder eigentlich Dir, ihren Besuch an."

„Um aller guten Götter willen!" Der jüngere fuhr aus seiner etwas apathischen Haltung auf. „Nein, Fritz, nur jetzt nicht. Bei aller kindlichen Rücksicht, — weder Du noch ich können Mama jetzt hier brauchen. Es ist wirklich unmöglich!"

„Kindliche Rücksicht, — sehr hübsch gesagt! Einfach rührend!" Der Oberstlieutenant lachte. Man sah es nur, man hörte es nicht. „Wir wollen die schöne Empfindung aber lieber bei Seite lassen. Im Grunde stimme ich Dir ja durchaus bei. Mama mag doch Schwester Margit besuchen, um ihrer unbezwingbaren mütterlichen Sehnsucht Genüge zu thun."

Sie sahen sich einen Moment ins Auge, beide von dem gleichen Gedanken erfüllt. Dann sagte der Oberstlieutenant kurz: „Aber nun komm frühstücken, — es ist wirklich Zeit." Und sie schritten nebeneinander zum Frühstückszimmer.

Fast um Haupteslänge überragte die breitschulterige Gestalt des Offiziers den schmächtigen, feingliedrigen Bruder. Sie sahen sich auch sonst durchaus nicht ähnlich, — vielleicht bis auf einen ewig suchenden Ausdruck in den hellblauen Augen. Der Oberstlieutenant war eine stattliche, militärisch schöne Erscheinung. Die energisch geschnittenen Züge zeigten die gesunde Röthe eines Mannes, den sein Beruf viel in die freie Luft führt; der lange blonde, sorgfältig gepflegte Vollbart war am Kinn ausrasirt. Baron Bruno schien aus weicherem Holz geschnitzt. Sein hübsches Gesicht hatte etwas Rococomäßiges, Zierliches, wozu der kleine Schnurrbart à la Haby, der heute morgen sicher schon unter der Bartbinde gewesen war, vortrefflich paßte. Während der jüngere Bruder bereits in voller Toilette war, — dunkler Jacketanzug von englischem Schnitt, — trug der ältere zu den hohen Lackstiefeln und den Uniform-Beinkleidern eine schwedische Lederjoppe. Genau die gleiche, wie jene „historische", in der ganzen Armee bekannte, die der Chef des Militär-Kabinets zu tragen pflegte.

„Deine Gaddern läßt warten, wie es scheint," meinte der Oberstlieutenant, als sie an den Frühstückstisch traten. „Hör 'mal, Bruno, ein bißchen unter dem Pantoffel stehst Du doch."

Ehe der Schloßherr etwas erwidern konnte, wurde aber die Thür zum Flur geöffnet, und die langjährige Hausdame, — beide Brüder waren Junggesellen, — trat ein. Eine ältere Dame von distinguirter Erscheinung, mit einem klugen, nicht hübschen, aber ansprechenden Gesicht unter schlohweißem Haar. Aus der ganzen Art, wie sie die Herrn begrüßte, oder richtiger, deren Grüße entgegennahm, ging sofort hervor, daß sie sich auf Schloß Trunberg längst eine sichere Stellung geschaffen hatte. Ihre Haltung Baron Bruno gegenüber hatte nicht selten etwas Schwesterliches, ihr Ton bisweilen einen fast mütterlich fürsorglichen Klang, während sie dem Bruder dann und wann in einer feinen, nur ihm verständlichen Wendung zu markiren wußte, daß sie sich ihm gegenüber anders, fremder zu stellen wünsche.

Mit hausfraulicher Gewandtheit und dabei mit fast jugendlicher Anmuth wartete sie ihres Amtes am Theetisch, mit einem einzigen Blick dirigirte sie den Diener, — mit großer Sicherheit lenkte sie das Gespräch. Sie sprach von dem Offizier-Corps des Regiments in der unmittelbar benachbarten Residenz, an dessen Spitze der Oberstlieutenant soeben gestellt worden war, und das er selbst noch nicht genauer kannte; es mußte ihm angenehm sein, in so discreter Weise orientirt zu werden. Dann sprach sie vom Hofe.

„A propos, liebe Freundin!" schaltete Baron Bruno ein. „Ich empfing vorhin einige Zeilen vom Hofchef des Prinzen Ottokar. Es wird Dich auch interessiren, Fritz: Dein einstmaliger Reisegefährte will mir die Ehre geben, in der nächsten Woche mein Gast zu sein." Er sagte es, wie man von einer angenehmen, aber keineswegs überraschenden Nachricht spricht. Ganz gelang es ihm jedoch nicht, den absichtslosen Ton zu treffen. Und die leise Erregung zitterte auch noch in seinen nächsten Worten nach: „Wie werden wir die Herrschaften logiren, liebe Freundin? — Sie kommen auf drei bis vier Tage, schreibt Freund Insingen."

Fräulein von Gaddern gab kurz und knapp ihre Meinung ab: Schloß Trunberg war ja groß genug und vollauf eingerichtet, hohen Besuch zu empfangen. Während sie sprach, lehnte sich der Oberstlieutenant weit zurück und wandte, scheinbar unmteressirt, den Kopf seitwärts, dem offenen Fenster zu, als wolle er lediglich den prächtigen weißen Pfau betrachten, der dort draußen auf dem Bassin-Rande des plätschernden Springbrunnens sich brüstete. Erst als die Zimmerfrage geregelt war, beugte er sich wieder vor und fragte, wie beiläufig: „Die Prinzeß kommt auch mit, Bruno?"

Der Bruder nickte, sichtlich froh gestimmt. „Insingen schreibt, Ihre Durchlaucht freue sich ganz besonders, Trunberg kennen zu lernen! Du bleibst natürlich oben, Fritz. Schütze mir nicht den Dienst vor; in einer halben Stunde bringen Dich meine Rappen bis vor die Kaserne."

„Nein, Bruno, — ich danke Dir sehr. Aber ich gehöre zu meinem Regiment. Gerade in der ersten Zeit am meisten. Es würde mir verdacht werden, wollte ich bei Dir bleiben. Nein, — nein! Suche mich nicht umzustimmen. Morgen spätestens ziehe ich hinunter nach dem ‚Erbprinzen', bis sich eine passende Wohnung findet." Er sprach es mit einer Entschiedenheit, die jede Widerrede unmöglich machte.

Der Diener trat an den Schloßherrn heran und flüsterte ihm etwas zu. Bruno Pflaune erhob sich sofort. „Verzeih, Fritz, mein Arzt ist drüben: Du leistest Fräulein von Gaddern wohl noch etwas Gesellschaft?"

„Immer noch Doctor Bernhaupt —?"

„Jawohl, Fritz! Ich bin gleich wieder zurück."

Einige Augenblicke saßen sich Fräulein von Gaddern und der Oberstlieutenant schweigend gegenüber. Er zerkrümelte ein Restchen Weißbrod zwischen den weißen, etwas starken Fingern; sie machte sich an der Theemaschine zu thun.

„Nehmen Sie noch eine Tasse, Herr von Pflaune?" Sie vermied als Norddeutsche aus altadliger Familie stets, dem Namen der Brüder den „Baron" hinzuzusetzen.

„Ich danke sehr, gnädiges Fräulein!"

Er schwieg wieder. Aber dann hob er ein wenig den Kopf: „Was ist eigentlich aus der Tochter des Doctors geworden, gnädiges Fräulein? Wie hieß sie doch . . . Ella . . . richtig! Ist sie noch bei dem Vater?"

„Gewiß, Herr von Pflaune," erwiderte die Hausdame mit einiger Verwunderung im Ton. „Wo sollte sie anders sein?"

Der Oberstlieutenant hatte aus der letzten Krume seiner Semmel sich kunstreich ein kleines Herz geknetet. Er schnippte es jetzt bei Seite und sagte: „Ich hörte einmal, sie wolle Lehrerin werden; das veranlaßte meine Frage. Ist sie übrigens so hübsch geworden, wie sie zu werden versprach, gnädiges Fräulein?"

Die Antwort war wieder sehr kurz: „Man sagt, Fräulein Bernhaupt sei eine Schönheit." Es lag etwas entschieden Abwehrendes in der Auskunft, mehr noch im Ton, als in den Worten. Auch erhob sich Fräulein von Gaddern und überließ, hausfrauliche Pflichten vorschützend, den Oberstlieutenant sich selbst.

Er saß noch einige Minuten, in Gedanken versunken, am Frühstückstisch. Dann stand er auf und trat in das Arbeitszimmer des Bruders, das sehr große Gemach langsam durchschreitend. Bald hier, bald dort blieb er stehen, um irgend einen der vielen Kunstgegenstände, die Baron Bruno hier um sich versammelt, zu betrachten; er nahm wohl auch einmal eine zierliche Meißener Gruppe vom Borde oder drehte eine Bronze von Barbedienne um, aber alles doch ohne eigentliches Interesse. Nur an einem niederen geschnitzten Schrank machte er längeren Halt und musterte aufmerksam die doppelte Reihe von Photographien auf der schön gebeizten Fläche, eine jede gleichmäßig in ganz glattem, schmalem Goldrahmen. Fast auf jedem Portrait stand der eigenhändig geschriebene Name, bisweilen auch ein kurzer freundschaftlicher Widmungsgruß irgend einer hohen Persönlichkeit oder einer Künstlergröße von Weltruf. Der Oberstlieutenant lächelte ein wenig spöttisch, aber doch auch ein wenig neidisch: „Was der Junge mit seiner Bärenjagd für ein Glück hat!" murmelte er leise vor sich hin. „Nun, das Beste machen wohl die alte Gaddern und die berühmte Gastfreundschaft von Trunberg, — mir kann's schließlich nur lieb sein!"

Da hörte er die weiche Stimme seines Bruders hinter sich und wandte sich schnell um.

Baron Bruno stand an der Thür des Schlafzimmers und neben ihm Doctor Bernhaupt, ein schlicht aussehender alter Herr.

„Es hat gar nichts auf sich, Herr Baron. Wirklich nicht!" hörte der Oberstlieutenant den Arzt sagen. „Eine leichte Nervenabspannung, — einige Tage Ruhe und Sie sind ganz frisch."

„Soll ich Brom nehmen?"

„Nein, — nein! Nur Ruhe, früh ins Bett und viel frische Luft, Herr Baron."

Die Herren schüttelten sich die Hände, und erst im Fortgehen bemerkte der Arzt den Offizier. Er verbeugte sich ziemlich steif, der Oberstlieutenant that das Gleiche. Dann geleitete der Schloßherr Doctor Bernhaupt bis zum Ausgang, und hier sagte er: „Schönste Grüße an Fräulein Ella! Hoffentlich sehen wir Sie beide recht bald einmal freundschaftlich bei uns. Fräulein von Gaddern hat schon gescholten, daß sich Fräulein Ella so rar macht."

Als der Arzt nach einem kurzen Dankeswort gegangen war, trat Baron Bruno zu dem Bruder heran. Er sah ein wenig verstimmt aus. „Warum begrüßtest Du meinen guten Nothelfer denn so förmlich, Fritz, fast unfreundlich?" sagte er vorwurfsvoll.

„Ich gab der Form nach den Gruß, meine ich, genau so zurück, wie er mir geworden war."

Der Jüngere zuckte die Achseln, warf sich in den Schreibsessel und begann, seine Briefe durchzusehen. Der Oberstlieutenant nahm seine Wandlung durch das Zimmer wieder auf.

Plötzlich machte er am Arbeitstisch Halt und sagte: „Sag 'mal um des Himmels willen, Bruno, warum quälst Du Dich immer noch mit diesem altmodischen Dorfdoctor? Es giebt unten in Villau doch gewiß ganz tüchtige Aerzte!"

„Ich bin mit ihm zufrieden. Er kennt meine Natur am besten, — kurz, ich habe noch nie das Bedürfniß nach einem anderen ärztlichen Beistand gehabt." Baron Bruno sprach es, ohne aufzusehen, anscheinend ganz in einen der vielen Bettelbriefe vertieft, die tagtäglich auf dem Schreibtisch des Millionärs einliefen.

„Mir ist der Mann immer wenig sympathisch gewesen!"

„Das weiß ich, — leider."

„Du mußt zugeben, Bruno, er paßt, — ganz abgesehen von seiner ärztlichen Eignung, — wenig oder gar nicht zu Dir. Und nun erst recht nicht in die Gesellschaft, die Du über alles in der Welt liebst." Der Oberstlieutenant lachte wieder sein spöttisches, unhörbares Lachen; da aber der Bruder nicht antwortete, sondern wenigstens scheinbar ruhig weiter las, begann er aufs neue das Zimmer mit langen Schritten zu durchmessen.

Nach einigen Minuten kehrte er jedoch an den Schreibtisch zurück. „Laß einmal die Briefe, Theuerster," sagte er gereizt. „Hör mich an: ich glaube es ist wirklich Zeit, Dir über Dich selbst klaren Wein einzuschenken. Dieser Doctor Bernhaupt ist Dir nämlich herzlich gleichgültig. Aber für die kleine Ella Bernhaupt hattest Du immer ein Faible, — schon als sie noch in ganz kurzen Röckchen ihre runden Wädchen zeigte. Bruno, — laß Dir rathen: sie werden Dich einfangen . . . ."

Auf dem Antlitz des anderen war eine jähe Röthe emporgestiegen. Er zerknitterte den Brief, den er in der Hand hatte, und warf ihn zu Boden. Und dann sprang er auf und gab sehr entschieden, mit einer Heftigkeit, die mit seinem sonstigen Wesen gar nicht recht im Einklang stand, zurück: „Ich bitte dringend, Fritz, von Fräulein Bernhaupt nicht in diesem Ton zu sprechen. Ueberhaupt, Fritz: kehre vor Deiner Thür. Ich werde zu thun wissen, was ich zu thun habe!" —

II. Kapitel.

Es ging in Villau das dunkle Gerücht, daß Seine Königliche Hoheit, der regirende Herzog, in jenen nun um ein halbes Menschenalter zurückliegenden Tagen, da er noch ein junger flotter Erbprinz war, ein nicht ganz seltener Gast in der kleinen Weinstube von Karl August Theodosius Dunse gewesen sei. Man zeigte sogar noch eine Hinterpforte, durch die der „Herr", wie der Herzog in den intimeren Hofkreisen kurzweg genannt wurde, das düstere Stübchen meist gewonnen haben sollte, um dem Gaffen der Marktleute zu entgehen; bei localpatriotischen Gelegenheiten begehrten die Stammgäste „Herrenwein", einen alten weißen Bordeaux, von dem das weitere dunkle Gerücht ging, daß der Erbprinz ihm eine besondere Verehrung gewidmet hätte. Im Laufe der langen Zeit mußte der rechte Jahrgang menschlichem Ermessen nach freilich längst ausgetrunken worden sein, aber Papa Dunse schien doch immer noch eine verstaubte und Spinnenweb-überzogene Flasche Peyraguey in einer Ecke seines großen Kellers zu finden, und er brachte sie mit einer so feierlichen Miene in dem länglichen Eingießkörbchen an den Stammtisch, daß es eitel Frevel gewesen wäre, an der völligen Uebereinstimmung ihres übrigens wirklich untadligen Inhaltes mit dem Original-Herrenwein zu zweifeln. Selbstverständlich prangte seit Menschengedenken auch über der Firma Karl August Theodosius Dunse das Herzogliche Wappen, und der Herr Hoflieferant und Stadtrath war ebenfalls schon seit Menschengedenken mit der vierten Klasse des Herzoglichen Hausordens decorirt.

Das alles verlieh der kleinen Weinstube einen gewissen Nimbus. Aeußerlich war sie sonst nichts weniger als vornehm. Im Gegentheil! Um zu ihr zu gelangen, mußte man durch den schmalen Delicatessen-Laden, der den Grundstock des Geschäftes gebildet hatte, und an dem das Herz des alten Dunse so sehr hing, daß er ihn trotz alles Drängens seines modernen Aeltesten nicht aufgeben wollte. Ein leiser, undefinirbarer Geruch nach Wurst, Schinken, geräucherten Fischen, Apfelsinen, verschiedenen Käsesorten wehte bisweilen bis in die anstoßende Weinstube selbst, und deren Ausstattung war auch so einfach, wie nur möglich. Einige alte langgestreckte, ungedeckte Mahagoni-Tische, an den Wänden Bänke, stark abgenutzte Rohrstühle, Lithographien des Herzoglichen Paares und des alten Kaisers, in einer Ecke ein großer Kachelofen und davor auf einem Regal das Conversations-Lexicon, die Rangliste und ein paar Zeitungen, als Beleuchtungsmittel zwei Gasarme ohne Glocken, — das war das Ganze. Aber die beste Gesellschaft der Residenz verkehrte trotzdem in § 11, wie die Weinstube genannt wurde, und die Herren wünschten gar keine Veränderung in der Einrichtung. Als Herr Dunse der Jüngere einmal auf den verwegenen Gedanken gekommen war, die drei gewaltigen hölzernen Aschbecher, die fast wie Todtenurnen aussahen, durch hübsche blanke Nickelbecher zu ersetzen, hatte der Kammerherr von Kalding einen solchen Lärm geschlagen, daß die neuen Aschbecher schleunigst wieder mit den tausend ehrenvolle Brandwunden aufweisenden Urnen vertauscht werden mußten.

Das einzige Fenster der Weinstube ging auf den Marktplatz hinaus. Hier saß, wie fast allmorgentlich zwischen ein und zwei Uhr, der Major a. D. von Hellbach, der seit einigen Jahren in der kleinen Pensionopolis lebte. Dunse senior, ein kleines

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Anzug mit Pelz-Garnitur. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

verhutzeltes Männchen mit einem runden, schwarzseidenen Tuchkäppchen auf dem kahlen Kopfe, hatte ihm soeben persönlich, — Kellner gab es in § 11 nicht, — den üblichen Schoppen Rothen gebracht und war am Tisch stehen geblieben, mit jener Mischung von Devotion und Selbstbewußtsein in der Haltung, die ihm den seltsamen Spitznamen „der stolze Regenwurm" eingetragen hatte.

Einige Augenblicke wartete er, ob der Major ihn nicht ansprechen würde. Als dies aber ausblieb, schob er die Spitze der Zunge durch die trockenen Lippen, hüstelte dann ganz leise und meinte: „Gestern Abend ist ja auch unser neuer Herr Regiments-Commandeur gekommen, Herr Oberstwachtmeister!"

Der Major nickte nur.

„— von Schloß Trunberg nämlich, wo der Herr Oberstlieutenant bei dem Herrn Baron Bruder waren. Ja," — die spitze Zunge feuchtete schnell noch einmal die Lippen an, — „angekommen und im Erbprinzen abgestiegen. Auch die Pferde sind schon gekommen. Mein August hat sie gesehen, prachtvolle Thiere. Vier Reitpferde, sagt er, und zwei Wagenpferde, meint er. Ja, — dazu ein Bereiter, — kein Bursche, ein Civilist." Eine kleine Pause. Und dann die schnelle Frage: „Kennen der Herr Oberstwachtmeister vielleicht den Herrn Oberstlieutenant?"

„Nein, lieber Herr Dunse."

Der Alte schob mit etwas zitterigen Händen die Aschenurne auf dem Tisch ein wenig von dem Gaste weg. Er trippelte dann bis zum nächsten Tisch, legte dort einige Zeitungsblätter auf einander und kam zurück getrippelt. „Fünf Pferde, Herr Oberstwachtmeister. Ja, — und zwei Vollblut darunter, hat der Stallmeister Seiner Hoheit zu meinem August gesagt. Ja, — nun ja, er ist ja der Bruder von dem Herrn Baron auf Schloß Trunberg. Es ist doch sehr hübsch, daß er gerade unser Regiment bekommen hat. — Ja, — und —"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinander zu setzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Die Redaction.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Häntzschel's Gurkenmilch. — Gewiß ist die Pflege der Haut ebenso aus Gesundheits-, wie aus Schönheitsrücksichten in allen Jahreszeiten geboten, ganz besonders aber nach der Rückkehr von der Reise, nach dem Aufenthalt an der See oder im Gebirge, wo Luft und Sonne ihre stärkende und belebende, aber auch der Zartheit des Teints schädliche Wirkung ausgeübt haben. Unter den vielen, zu diesem Zweck verwendeten Mitteln, verdient Häntzschel's Gurkenmilch besondere Beachtung. Nach einem neuen, eigenartigen Verfahren aus Gurkensaft hergestellt, der sich schon seit langer Zeit als angenehm und wohlthätig für die Haut bewährt hat, wird diese Gurkenmilch durch ihre Verbindung mit Glycerin zu einem hervorragenden Toiletten- und Schönheitsmittel, dessen Gebrauch selbst Aerzte empfehlen, da es frei von allen nachtheiligen, gesundheitsgefährlichen Zusätzen ist. Nachdem man die Flasche gut umgeschüttelt hat, gießt man einige Tropfen der milchigen Flüssigkeit in die hohle Hand oder auf ein Leinentuch und reibt damit Gesicht, Hals, Arme und Hände ein. Der feine, milde Duft der Gurkenmilch erhöht die Annehmlichkeit beim Gebrauch. Besonders wirkungsvoll ist sie auch gegen Sommersprossen, gegen unreine oder spröde, rissige und rothe Haut, wenn man sie regelmäßig abends und morgens anwendet und die abends aufgetragene Gurkenmilch über Nacht eintrocknen läßt. Wer die guten Erfolge des Mittels erprobt hat, wird es gewiß stetig benutzen. Außer ihrer erfrischenden, reinigenden und verschönernden Wirkung erweist sich die Gurkenmilch kühlend und lindernd bei Insecten-Stichen und leistet auch bei aufgesprungenen Lippen vorzügliche Dienste. Der Preis der Flasche, die als Schutzmarke einen Baum über dem Fisch trägt, stellt sich je nach der Größe auf 1 oder 2 Mark. O. A.

Frau E. S. — Die Citronen-Kur ist ungefähr das Gegentheil von der Karlsbader Kur und verträgt sich mit Obst sehr gut. Wenn durch beide Kuren „Gallenleiden" beseitigt werden, so zeigt dies, daß auch hier verschiedene Wege nach Rom führen. Zu probiren, welcher Weg der richtige sei, ist bei so ernsten Leiden nicht rathsam, es giebt da, wie anderswo, arge Holzwege. Dr. D.

E. W. in W. — Stark juckendes Ekzem der Gesichtshaut ist nicht ohne genaue Untersuchung der Haut mit Berücksichtigung des ganzen Gesundheitszustandes sicher zu behandeln. Vielleicht ist Regelung der Diät oder Einwirkung auf zu reizbare Nerven nothwendiger als ärztliche Behandlung. Vor willkürlich zu versuchenden äußeren Mitteln ist dringend zu warnen. Dr. D.

Blonde Ungarin. — Was man thun soll, um nicht täglich dicker zu werden? Nicht mehr einnehmen, als man ausgiebt, d. h. als man zur Erhaltung des Körpers, für Wärmebildung und Krafterzeugung verbraucht. Im einzelnen muß dies aber nach der Körperbeschaffenheit und Lebensweise genau geregelt werden. Entziehungs- und Entfettungs-Kuren können der Gesundheit sehr nachtheilig sein und sollten niemals anders als mit Zustimmung und unter Leitung eines erfahrenen Arztes unternommen werden. Dr. D.

Schwester in K. — Folgen Sie durchaus dem Rathe Ihres Arztes, der doch jedenfalls die Sache am richtigsten zu beurtheilen vermag. Warum man im Sommer keine Milch trinken soll, ist nicht zu verstehen! Gegen starken Durst ist außerdem Wasser am besten, wenn man gutes hat, sonst allenfalls Sauerwasser! Dr. D.

„Arnica". — Wenn Haare vorzeitig, d. h. vor eingetretenem Alter, ausfallen, so ist Krankheit der Haare oder des Haarbodens schuld; welches von beiden der Fall ist, ob etwa beides zusammentrifft, oder ob andere Ursache des Haarausfalls vorhanden ist, wie z. B. falsche Behandlung der Haare: alles das muß festgestellt werden, ehe eine vernünftige Behandlung möglich ist. Die Frage, ob Arnica oder irgend ein anderes Mittel bei Haarausfall nützlich oder schädlich sei, läßt sich deshalb überhaupt nicht beantworten. Daß spirituöse Waschungen, also auch solche mit Arnica-Geist, das Kopfhaar entfetten und, wenn es ohnehin fettarm ist, entfärben, ist unzweifelhaft. Dr. D.

Abonnentin aus Klagenfurth. — Die Güte der bezeichneten Jodkali-Seife ist uns nicht bekannt. Wir können auch nicht dazu rathen, ein Jodmittel oder irgend ein unbekanntes Hausmittel gegen „dicken Hals", d. h. doch wohl Schilddrüsen-Schwellung, anzuwenden, weil solche Mittel, wenn sie wirksam sind, sehr viel schaden können. Solche Leiden erfordern ärztliche Untersuchung und Behandlung. Dr. D.

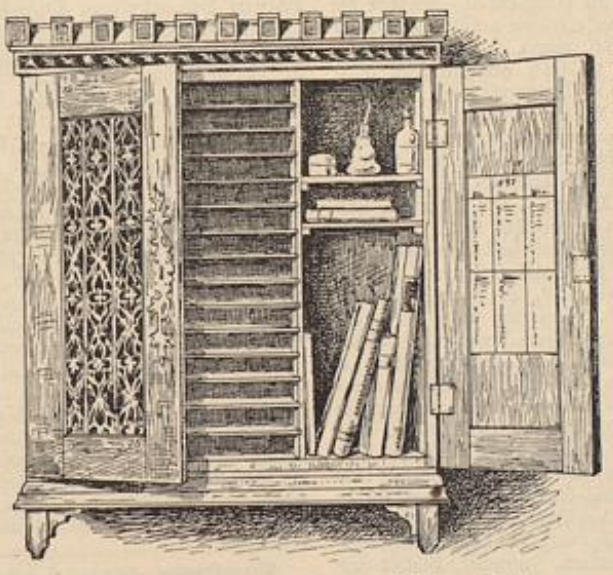
Frau Prof. H. — Wasserstoff-Peroxyd ist von uns niemals als Waschmittel, sondern nur als Entfärbungsmittel für Haare genannt, auch dabei gelegentlich vor „Verbesserungen" der Naturfarbe gewarnt worden. Entfärbungsmittel können, wie Färbemittel, nur die außerhalb der Haut befindlichen Haare treffen, den Nachwuchs lassen sie unberührt, dieser kommt natürlich in seiner ursprünglichen Farbe. Das haben wir auch oftmals gesagt, und es ist nicht unsere Schuld, wenn Mittel, die nicht mit voller Berücksichtigung aller Verhältnisse angewendet werden, nicht nach Wunsch wirken. Entfärbte Haare blond zu färben, ist noch nicht gelungen; am sichersten ist es jedenfalls, sie nach und nach zu kürzen und die nachwachsende Naturfarbe gewähren zu lassen. Durch sorgfältiges Einölen kann den entfärbten Haaren etwas Glanz und Farbe verliehen werden. Dr. D.

Fr. Else. — Wenn Sie finden, daß das Brennen für die Haare schädlich ist, so versuchen Sie es vielleicht einmal mit dem Patent-Haarbinder von B. Wex in München, Karlsplatz 2. Auf die einfachste Weise kann man mit demselben das Haar binden, locken oder wellen. Genaue Anweisung ist dem Haarbinder beigegeben, der für den Preis von 30 Pf. in allen Friseur-Geschäften erhältlich ist. A. F.

Unsere Kinder.

Frau Cl. H., Heidenheim. — Krumme Kinderbeinchen als Folge von englischer Krankheit brauchen nach Ablauf dieser Krankheit keine besondere Behandlung, wenn sie nicht allzu auffällig sind. Unbedingt nothwendig ist aber Sorge für gute Luft, auch nachts; viel Aufenthalt im Freien; lauwarme Bäder, besonders Soolbäder; kräftige fett- und eiweißreiche Nahrung, also Milch, Eier, weiches Fleisch, gutes, leichtverdauliches Gemüse, Leberthran. Dabei pflegen sich die Beinchen von selber zu strecken. Dr. D.

Elise, Baden. — Das Dunkelwerden kindlicher Blondhaare wird sich schwerlich ohne Schädigung der Haare verhüten lassen. Die vermehrte Farbstoff-Bildung wird übrigens als Zeichen von Kraft und von vielen Anthropologen als Zeichen allmählich eintretender Vervollkommnung des Menschengeschlechtes angesehen. Naturgesetze werden nicht ohne Strafe verletzt. — Zur allgemeinen Abhärtung genügt nicht Kaltwaschen 2c. des Rückens: die Wohlthat muß dem ganzen Körper zu Theil werden. Außerdem ist aber die Ernährung und Blut- und Wärmebildung in Obacht zu nehmen. Dr. D.



Schriftenschränkchen in gothischem Stil.

Häusliche Kunst.

Schriftenschränkchen in gothischem Stil. — Es ist nicht leicht, bei beschränktem Raum unter seinen Schriftstücken, Briefen, Rechnungen 2c., musterhafte Ordnung zu halten; erst seit ich mir ein „Schriftenschränkchen" eingerichtet habe, finde ich jeden Brief, jede Rechnung in allerkürzester Zeit, — und um dieses Vorzuges willen möchte ich die von mir seit längerer Zeit erprobte Einrichtung den Leserinnen dieses Blattes vorführen. Das Schränkchen hat eine Breite von 56 cm bei einer Höhe von 52 cm und 26 cm Tiefe. Es ist aus Lindenholz, doch kann es nach Belieben aus jedem anderen, — etwa Tannen- oder Eichenholz, — hergestellt werden. Die Thüren bieten kunstfertigen Händen Gelegenheit zur Verzierung in Brandmalerei oder Schnitzerei. Im Inneren ließ ich das Schränkchen zunächst der Breite nach durch eine leichte Zwischenwand in zwei Theile theilen, sodaß für den größeren Theil 36 cm verbleiben. Die eine Seite der Zwischenwand, wie auch die gegenüberliegende Seite der Außenwand versah der Tischler mit je fünfzehn Fugen, in welche fünfzehn tannene Brettchen von ca. 3 mm Stärke eingeschoben wurden. Hierdurch ergeben sich sechzehn Fächer von je 3 cm Höhe, die den wesentlichsten Bestandtheil des Schränkchens bilden. Der verbliebene kleinere Raum wurde nochmals in 35 cm Höhe und, etwa handbreit darüber, abermals durch Bretter getheilt. Der untere Raum eignet sich zur Aufstellung der Wirthschaftsbücher, der obere nimmt kleinere Schreib-Materialien auf. — Zur Einrichtung beschaffte ich eine Anzahl der in neuerer Zeit in den Handel gekommenen Brief-Sammelmappen mit einfacher Heftvorrichtung, — die unbenutzt nur die Stärke eines Acten-Deckels zeigen und im Gebrauch nach Maßgabe der eingelegten Schriftstücke anschwellen, — sowie den dazu gehörigen Loch-Apparat. Jeder dieser Mappen wies ich eines der in dem Schränkchen befindlichen Fächer an. Der besseren Uebersicht halber benutzt man je eine besondere Farbe für Briefe, für Rechnungen 2c., — den einzelnen Mappen wird am Rücken entlang die entsprechende Aufschrift gegeben. Ich bin überzeugt, daß manche Leserin meine Anregung dankbar begrüßen wird; auch männlichen Familien-Mitgliedern dürfte das praktische kleine Möbel willkommen sein. Alte Hausfrau.

Salzburger Thür-Zither mit Malerei.

Musikalisches.

Salzburger Thür-Zither mit Malerei. — Dieses Instrument, auch Aeolsharfe genannt, ist eine originelle Neuheit, die sich in ihrer Heimat schon längst großer Beliebtheit erfreut, neuerdings aber auch weit über dieselbe hinaus Freunde gefunden hat. Nach einer alten Vorlage in Zimbelform mit vier Saiten, die sich im städtischen Museum in Salzburg befindet, hat der dortige Fabrikant Carl Oeller ähnliche Instrumente hergestellt, dann aber auch nach eigenem System kleinere und größere Zithern in verschiedenster Form und Ausstattung mit vier, fünf und sieben Saiten angefertigt. Befestigt man nun ein derartiges Instrument mittelst Schrauben oder Haken an einer Thür, so ertönt beim jedesmaligen Oeffnen und Schließen derselben durch Anschlagen der Metallkugeln an die Saiten ein voller harmonischer Accord, der allmählich schwächer wird und zart und leise ausklingt. Die glatte Holzfläche bietet geschickten Händen ein dankbares Feld der Bethätigung sowohl für den Pinsel, wie für den Brennstift. Unsere Darstellung zeigt auf einem siebensaitigen Instrument in Form einer Lyra das Bild einer kleinen Gebirgslandschaft, von Edelweiß und Alpenrosen umrahmt; die gleichen Blumen wiederholen sich auf dem unteren Theil der Zither, während die grünblau getönte Mitte zwischen den Saiten durch ein mit rothbrauner Farbe geschriebenes Schnadahüpfel ausgefüllt wird:

„Und die Zither ist a Must,
Die wunderbar klingt
Und den loamigsten Mann
Zum Tanzen no bringt."

Außer der dargestellten Lyra und der Zimbelform des alten Salzburger Originals führt die Firma noch die verschiedensten Formen: Die Harfe, die Glocke, die Almglocke, die geschweifte Form, sowie auch Wappen, — sämmtlich unverziert, wie bereits bemalt oder mit Holzbrand geschmückt, ebenso einfach braun lackirt. Je nach Ausstattung, Größe und Form der Instrumente sind die Preise verschieden, die im allgemeinen zwischen 4 und 12 Mark schwanken; bei feinster Ausstattung kann sich der Preis allerdings bis auf 34 Mark steigern. Jedem Instrument wird ein Stimmschlüssel beigegeben, um den Accord rein und melodisch ganz nach Wunsch stimmen zu können. O. Altmann.

Fürs Haus.

Noch einmal Speise-Thermometer. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 1/5 97. empfohlenen Speise-Thermometer für Magenleidende und für den Haushalt haben neuerdings in Folge einer Anregung von ärztlichen Autoritäten eine Verbesserung erfahren und werden nunmehr mit Quecksilber-Füllung sowohl in Taschenformat, wie in größerer Ausführung angefertigt. Die kleinen 15 cm hohen Taschen-Thermometer messen 50° C., während die für den Haushalt bestimmten 21 cm hohen Thermometer 100° C. messen. A. H.

Desinficiren beim Wohnungswechsel. — Man versäume nicht, wenn man in eine andere Wohnung zieht, dieselbe zu desinficiren, indem man in 1 Eimer kaltes Wasser für 3 Pf. übermangansaures Kali auflöst und damit Thüren, Paneele, Fensterbretter und besonders die Fußböden abwaschen läßt. Bei großer Hitze giebt dies eine frische, gute Luft; bei Epidemien sollte die Waschung täglich angewendet werden.
Frau v. d. Wublitz.

Fensterputz-Apparat. — Ein Fensterputz-Apparat, der, einem beliebig langen Holzstiel aufgeschoben, das Putzen der oberen Fensterflügel ermöglicht, wird unseren Hausfrauen willkommen sein. Der Apparat besteht aus einer 14 cm langen und 5 cm breiten Bürste, mit darüber angebrachter federnder Klammer zum Festhalten des Putzleders. Sobald der Staub von den Scheiben zunächst mit der Bürste entfernt worden, spannt man das feuchte Putzleder mittelst der Klemmfeder über die Bürste und reinigt die Scheiben zuerst damit, um danach das Leder gegen das trockene Polir-Tuch auszutauschen. A. H.

Bremer Gas-Sparkocher. — Die große Gas-Ersparniß, — etwa 50%, — welche beim Gebrauch des Bremer Sparkochers erzielt wird, erweist sich besonders vortheilhaft, wo einheitliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gaspreise für Leucht- und Kochzwecke noch nicht eingeführt sind. Der Koch-Apparat besteht aus zwei Haupttheilen, einer glockenartigen Haube mit Griff, aus innen gewelltem, außen blau lackirtem Zinkblech, und einem Holz-Untersatz, mit Schutz-Cylinder umgeben; den Topf mit den auf Gas angekochten Speisen stellt man sofort in den Schutz-Cylinder des unteren Theiles und setzt die Haube festschließend darüber. Auf diese Weise bleibt die zum Garkochen erforderliche Wärme im Apparat und vollzieht nun selbstthätig den Koch-Prozeß ohne jede weitere Gasfeuerung, welcher $^1/_2$ Stunde über die sonst übliche Kochzeit ausgedehnt wird. Dem allgemein empfundenen Mangel beim Gaskochen, — das ungenügende Warmhalten der fertigen Speisen, — steuert der Bremer Sparkocher ebenfalls, da er dieselben für acht bis zehn Stunden warm hält, unbeschadet ihrem Wohlgeschmack oder appetitlichen Aussehen. Die Bremer Sparkocher sind für einen und für zwei (über einander stehende) Töpfe in je vier verschiedenen Größen zum Preise von 18 bis 24 und 24 bis 30 Mk. käuflich. A. H.

Fensterputz-Apparat.

Weinkanne und Becher aus Zinn. — Zu den geschmackvollsten kunstgewerblichen Gegenständen, die uns die Neuzeit in den fein bossirten, in Form und Decors meist alten Originalen nachgebildeten Zinngeräthen (étain artistique) bietet, zählt als Gebrauchs- und Ziergeräth auch ein Wein-Service, bestehend aus Weinkanne, Becher und Teller, von denen unsere Abbildung nur die beiden erstgenannten Theile darstellt. Die 35 cm hohe, glatt polirte Kanne schmückt ein in scharfen Contouren geschlagener Relief-Rand, dessen wirkungsvolles Motiv in charakteristischen Einzelfiguren von Greifen und faun-füßigen Löwen mit Weinlaub-Arabesken abwechselt. Ein Greif mit ausgebreiteten Flügeln dient als Deckelgriff der Kanne, die von vier kräftigen Faunfüßen getragen wird. Dasselbe Ornament findet Verwendung auf dem 11 cm hohen Becher und dem breiten Rande des 30 cm im Durchmesser haltenden Tellers, der, auf der Rückseite mit einer Metallöse versehen, auch als Wand- und Prunkteller Verwendung finden kann. Blanche F. — B.

Frau Rosa E. — Wir empfehlen Ihnen zum bequemen Anbringen der Gardinen das „Vorwerk'sche Gardinenband" mit Ringen, das u. a. bei S. Mecklenburg, Berlin O, Blumenstr. 83, käuflich ist (0,25 Mk. das Meter). Das kräftige, 4 cm breite gewebte Band ist der Länge nach gefaltet; in dem Bruch läuft eine festgesteppte Schnur entlang, die in je 12 cm Entfernung 2 cm lange Oesen bildet, in welche die Metallringe eingeschlungen sind, welche für die Zugvorrichtung vorhanden sein müssen. Mit diesem Doppelband faßt man dem Vorhang oben ein und sichert beides mittelst Steppnaht. Beim Waschen brauchen somit nur die eingeschlungenen Ringe entfernt zu werden. Das Band mit den Oesen bleibt während der Wäsche an den Gardinen befestigt. Die Red.

Junge Hausfrau in N. — Asbest wird hauptsächlich in Rußland, Amerika und auch Italien gefunden. Man kann das Mineral, welches aus seidenartigen Fasern besteht, zu Fäden spinnen und Gewebe daraus fertigen, die in verschiedener Weise im Haushalt Verwendung finden. Durch den unverbrennbaren Kochuntersatz aus Aluminium-Asbest wird vermieden, daß die Milch anbrennt, auch daß bei zu heftigem Feuer die Töpfe durchbrennen oder platzen. Die mit einem Rand aus Weißblech versehene Aluminium-Asbest-Kochplatte verhindert, daß die Töpfe unmittelbar mit dem Feuer in Berührung kommen; sie vermindert jedoch die Schnelligkeit des Kochens in keiner Weise. Auch die aus Asbest hergestellten unverbrennbaren Topflappen zum Anfassen heißer Kochtöpfe sind recht empfehlenswerth. Die Kochuntersätze aus Aluminium-Asbest und die Topflappen aus Asbest sind durch Seifenwasser leicht zu reinigen. Sie erhalten die genannten Gegenstände durch die Firma Otto Schulz, vormals A. Lichterfeld, Berlin W, Potsdamerstr. 37, sowie in jedem größeren Haushaltung-Magazin. Die Red.

Babette O. — Das Einlaufen der gestrickten Wollwäsche wird hervorgerufen durch zu warmes Waschen ohne vorheriges laues Einweichen der Wäschestücke, und zeigt sich an den Stellen, welche durch Transpiration des Körpers besonders in Mitleidenschaft gezogen sind, am meisten. Das Reiben dieser Stellen beim Waschen macht die Wolle meist noch spröder. Als ein sicheres Mittel gegen das Einlaufen empfehlen wir wiederholt die Ferd. Neumann'sche Wollwasch-Seife, die der gestrickten oder gewirkten Wollwäsche ihre Elasticität vollständig erhält; auch für farbige Wollwäsche bewährt sich die Seife, da sie die Farben in keiner Weise angreift. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Küche.

Recepte für den Bremer Sparkocher. — Die in üblicher Weise vorbereiteten und mit den nöthigen Zuthaten versehenen Speisen bedürfen folgender Kochzeit:

Fleischbrühe: mit den gewünschten Suppen-Einlagen ein Ankochen von 25 Minuten und ein Weiterkochen im Apparat für Rind- und Schweinefleisch 3 Stunden, für Kalbfleisch 2 Stunden.

Gemüse: ein Ankochen von 20 bis 25 Minuten und ein Weiterkochen von $2^1/_2$ Stunden. Gemüse mit Kartoffeln zusammen gekocht, werden auf diese Art besonders schmackhaft.

Sauerkohl, Weiß-, Roth- und Grünkohl wird 40 Minuten angekocht und in 3 Stunden im Apparat fertig gestellt.

Rosenkohl wird nur 15 Minuten angekocht und 2 Stunden im Apparat fertig gekocht.

Irish-stew, welches der Sparkocher vorzüglich schmackhaft bereitet in $2^1/_2$ Stunden, bedarf eines Ankochens von 25 Minuten.

Reis, welchem gleich beim 10 Minuten langen Ankochen das zum vollständigen Ausquellen nöthige Quantum Milch, Brühe oder Wasser hinzugefügt wird, ist in 2 Stunden körnig, doch weich gekocht im Apparat.

Getrocknete Hülsenfrüchte bedürfen unter Zusatz einer Messerspitze voll Natron eines $^1/_2$ stündigen Ankochens und 3 stündigen Weiterkochens.

Backobst wird 15 Minuten vorgekocht und in 4 Stunden im Sparkocher fertig gekocht; frisches Obst verlangt 10 Minuten Ankochen und 2 bis 3 Stunden im Sparkocher.

Kartoffeln bedürfen nach einem Ankochen von 10 Minuten, des Abschäumens, Abgießens und kurzen Ausdampfens, um in $^3/_4$ Stunden im Sparkocher vollends gar gekocht zu werden.

Béchamel-, Bouillon- und Petersilien-Kartoffeln 2c. kocht man, in Stücke zerschnitten, 10 Minuten an, übergießt sie mit der fertigen Sauce oder Brühe und stellt sie nach nochmaligem Aufkochen 1 Stunde in den Apparat.

Fisch wird in kochendes Salzwasser gelegt, damit kurze Zeit zur Seite des Feuers gestellt, ohne das Wasser kochen zu lassen, und dann in 40 Minuten im Sparkocher fertiggekocht.

Sraszy, Fleisch-Roulade, Schmorbraten, letzteren in nicht zu großen Stücken, wird angebraten, dann 3 Stunden in den Apparat gebracht, worauf man die Sauce auf dem Feuer fertig stellt.

Zu Fricassé und Ragout werden die einzelnen Zuthaten in Fleischbrühe $^1/_2$ Stunde vorgekocht, 2 Stunden in den Sparkocher gesetzt, wonach man erst die fertige Sauce hinzufügt.

Eine Hauptbedingung für das Garkochen aller Speisen besteht darin, daß die auf Gas vorgekochten Gerichte sofort mit demselben Topf, den sie möglichst ganz anfüllen müssen, in den Sparkocher gesetzt und die Glocke desselben während der selbstthätigen vorgeschriebenen Kochzeit nicht gehoben wird. A. H.

Taillen-Einsatz aus Seiden-Mosaik.

Gärtnerei.

Frühe Blumenzwiebeln. — In den Blumenhandlungen der Großstädte finden wir gewöhnlich schon in der ersten Hälfte des Octobers, wenn draußen noch stolze Herbstblumen blühen, die ersten der im warmen Glashause getriebenen Blumenzwiebeln, niedliche Hyazinthen der weißen Sorte, Romaine blanche, und die ganz kleinen, wohlduftenden Duc van Tholl-Tulpen mit den rothen, gelbumrandeten Blumenblättern. Die ersten Zwiebeln dieser Sorten pflanzt der Gärtner schon im August und treibt sie dann bereits 6 bis 7 Wochen nach dem Einpflanzen bei einer Temperatur von 26 bis 28 Grad R. Im Zimmer können wir im günstigsten Falle einige frühe Zwiebelsorten gegen Weihnachten blühend haben, sicherer gehen wir noch, wenn wir es so einrichten, daß unsere frühen Sorten im Januar erblühen. Zu diesem Zwecke sind die Zwiebeln möglichst noch im September zu pflanzen. In einen Topf von 8 cm oberer Weite pflanzt man drei Tulpen, in einen solchen von 10 cm Weite eine Hyazinthe. Die Töpfe werden mit recht leichter, sandiger Garten- oder Kompost-Erde ganz gefüllt, die Zwiebeln dann so in dieselbe hineingedrückt, daß sie den Topfrand nicht überragen, worauf noch etwas Erde nachzufüllen und gut festzudrücken ist. Das wichtigste der Pflanzung ist das feste Andrücken der Erde. Die Töpfe, die einen entsprechenden Gießrand haben müssen, also nicht bis ganz an den Rand mit Erde gefüllt werden dürfen, gießt man gut an und stellt sie hierauf in den Keller. Hier verbleiben dieselben mindestens $2^1/_2$ Monate, bis sie völlig bewurzelt sind und eine kräftige Triebspitze entwickelt haben, worauf wir sie zum Antreiben an das Fenster einer warmen Stube stellen dürfen. Im Keller beschränkt sich die ganze Pflege auf die Feuchterhaltung der Erde, und auch im Zimmer bildet das regelmäßige Gießen die Hauptarbeit. Werden die Töpfe vor erfolgter gründlicher Durchwurzelung warm gestellt oder späte Sorten zu früh getrieben, so mißglückt das Treibverfahren, da dann nur die Blätter wachsen, die Blüthen sich dagegen nicht entwickeln. Von Hyazinthen und Tulpen wähle man nur einfach blühende Sorten zum frühen Treiben. Die frühesten und schönsten Hyazinthen sind: 1. Weiße: Blanchard, Blanche hâtive und Jenny Lind, 2. Rosafarbige: Moreno, Norma und Goldsmith, 3. Rothe: Général Pélissier, Emilius und Veronica, 4. Blaue: Grande Vedette, Leonidas und Orondates, 5. Schwarzblau: La nuit und Wilhelm I. Reingelbe, orangefarbige, violette, lila und purpurfarbig blühende Sorten lassen sich nicht gut früh treiben. Die frühesten Tulpensorten sind die wohlriechenden Duc van Tholl-Sorten; man hat sie in den Farben Roth und Gelb (früheste), Cochenille (neu), Goldbunt und Gelb, Rosa, Rosabunt und Weiß, Scharlach, Zinnober, Violett und Carmoisin. M. H.

Weinkanne und Becher aus Zinn.

Fräul. M. S. in B. — Die Calla, eine beliebte Zimmerpflanze mit großen, pfeilförmigen Blättern und stattlichem Blüthenkolben, der von einem blendend weißen Hüllblatt umgeben ist, hat, wie die meisten Gewächse mit knollenartigem Wurzelstock, eine längere Ruhe-Periode durchzumachen, die im September einzutreten pflegt. Halten Sie die Pflanze von nun ab bis zum Frühling kühl, aber frostfrei und gießen Sie nur spärlich; sie bleibt dann grün, ohne junge Blätter zu treiben. Man kann die Erde auch während des Winters fast völlig trocken halten, sodaß alle Blätter, nicht aber auch die Wurzeln eintrocknen, und die Pflanze dann in einen frostfreien Keller stellen; doch ist dieses Verfahren weniger empfehlenswerth. Im zeitigen Frühling giebt man der Calla wieder einen etwas wärmeren und helleren Standort, verpflanzt sie in sehr nahrhafte Erde mit Lehmzusatz und stellt die Töpfe, nachdem die Pflanze wieder treibt, in einen Untersatz, der stets mit Wasser gefüllt zu erhalten ist. Bei solcher Behandlung werden starke Pflanzen regelmäßig und sehr zeitig blühen. Im Sommer stellt man die Calla vor das Fenster, da sie dann im Zimmer geil treibt und Ungeziefer bekommt. Wollen Sie recht starke Pflanzen erziehen, so müssen Sie die oft zahlreich erscheinenden Nebentriebe stets zeitig ausbrechen. — Calla Elliottiana ist eine sehr schöne neue Art mit weißgefleckten Blättern und gelben Blumen; sie ist eine aus Süd-Afrika eingeführte Knollenpflanze, die man während des ganzen Sommers am Fenster der geschlossenen Stube pflegt, und deren Knolle ganz trocken überwintert werden muß. M. H.

Handarbeit.

Taillen-Einsatz aus Seiden-Mosaik. — Wer einigen Farbensinn und Freude am Gestalten phantastischer Muster hat, dem wird ein Nachahmen der für den dargestellten Taillen-Einsatz verwendeten Technik sicher Freude bereiten. Das Material besteht aus Seidenflickchen, die wohl in jedem Haushalt vorhanden sind, und einigen Strähnchen recht leuchtender bunter Filofloſſe-Seide. Zuerst fertigt man aus starkem, aber doch weichem Futterstoff (am besten gewaschenem Drell) die Grundform des Einsatzes und des Kragens; dann sucht man sich schöne, farbig gemusterte und ungemusterte Seidenstückchen aus, die ganz regellos, nur in den Farben ein wenig harmonirend, auf dem Unterstoff dicht an einander geordnet und fest aufgeheftet werden. Ein überwendliches Zusammennähen oder Umkippen der Ränder, wie bei vielen derartigen Arbeiten, ist nicht empfehlenswerth, weil dadurch die Stickerei unansehnlich wird. Dieselbe kann mit jeder Art von Zierstichen, die einem gerade geeignet erscheint, und mit jeder Seidenfarbe, die zu dem betreffenden Seidentheil paßt, ausgeführt werden. Fehlt die Uebung, um aus freier Hand kleine Muster auf einem glatten Seidenstückchen zu sticken, so zeichnet man mit Bleistift, — hin und her verstreut, — Arabesken, Streublümchen oder auch Zickzacklinien auf und stickt die Figuren nun mit leichten Stiel-, Hexen-, Gräten- oder Plattstichen aus. Zu beachten ist, daß sämmtliche Ränder der kleinen Seidenstückchen recht voll bestickt werden, damit die Uebergänge von einer Farbe in die andere nicht zu deutlich sichtbar sind. Man erzielt dieses oft dadurch, daß man das eingewebte Muster eines Flickens in dem daneben liegenden glatten Seidenstückchen durch Sticken in derselben Farbe weiterführt, ferner, indem man die Farbe des einen Stoffes in den anderen hineinarbeitet, d. h., wenn z. B. Gelb neben Grün liegt, wird mit Grün auf Gelb und umgekehrt gestickt. Treffen an manchen Stellen mehrere Ecken der Flickchen zusammen, so lassen sich diese durch darüber gearbeitete Schmetterlinge, Blümchen 2c. verdecken.

Kleid mit gesticktem Bolero.

Eine bestimmte Regel oder Aufzeichnung giebt es für diese Art Seiden-Mosaik nicht, es muß eben etwas Geschmack und Erfindung helfen. Die Hauptsache ist feine Zusammenstellung, denn zu harte Uebergänge sind schwer auszugleichen. Ist die Stickerei fertig, dann wirkt es sehr schön, wenn über das Ganze ein feiner Goldfaden in Kreuz-, Quer- und Schlangenlinien wie ein unregelmäßiges Netz mit feiner gelber Seide aufgenäht wird. Darnach ist die Arbeit links auf ganz weicher Unterlage nicht zu heiß zu plätten. M. S.

Kleid mit gesticktem Bolero. — Die Fähigkeit, mit dem Pinsel zu arbeiten, geht mir ab, aber weshalb sollte ein gesticktes Jäckchen nicht ebenso hübsch sein, wie ein gemaltes? dachte ich, der Abb. 20/21 in der Nr. v. 15/2 97 gegenüber. Der Versuch wurde gemacht und ist nach allseitiger Versicherung geglückt. Nachdem das Muster in bekannter Weise auf den Stoff übertragen war, führte ich die Stickerei in Stilstich mit schnurartig drellirter Filoselle-Seide aus, da der nur mehrfach zusammengelegte Seidenfaden nicht plastisch genug wirkte und auch Cordonnet-Seide sich kaum als stark genug erwies. Damit der Stoff nicht blank wird, muß das Ausbügeln der Stickerei recht vorsichtig geschehen; man bügelt über angefeuchtetem Tuch von links; das Eisen darf nie stehen bleiben, sonst giebt es Ränder, die kaum je wieder verschwinden. A. G.

Bezugsquellen: Häntzschel's Gurkenmilch: G. Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2. — Thür-Zither: Carl Oeller, Instrumenten-Fabrik, Salzburg. — Woll-Waschseife: Ferd. Neumann, SW, Leipzigerstr. 51. — Fensterputz-Apparat (Preis ohne Holzstiel 2 Mk.) und Bremer Sparkocher: Jacob Ravens Söhne, C, Stralauerstr. 28/29. — Kanne und Becher aus Zinn: P. Naddatz, W, Leipzigerstr. 123. — Speise-Thermometer (Preis incl. Futteral 1,60 und 1,95 Mk.): Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20, III. 15. October 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(1. Fortsetzung.)

Nun mußte Herr von Hellbach doch lächeln. „Lieber Herr Dunse," meinte er dann, „was machen Sie für Umschweife. Sagen Sie's doch gerad' heraus: Sie wollen wissen, ob Herr von Pflaune vielleicht der rechte Mann ist, Ihre leerstehende erste Etage zu miethen?"

„Nun, — ja nun, Herr Oberstwachtmeister, man ist doch Geschäftsmann —."

„Also, um Ihre berechtigte Wißbegier zu befriedigen, soweit ich dazu im stande bin: Er ist unverheirathet, und Sie werden daher Ihre acht Zimmer wohl noch weiter auf dem Halse behalten müssen. — Da ist übrigens mein Sohn; holen Sie ihm nur auch gleich seinen Schoppen!"

Quer über den Marktplatz kamen drei Hauptleute in Parade-Uniform auf die Weinstube zu. Schon von weitem grüßten sie den alten Herrn am Fenster. Er stand auf und schüttelte jedem der Eintretenden herzlich die Hand. Dem Sohne gab er als Zugabe noch einen kleinen Klapps auf den Arm.

„Nun?" Es klang doch lebhafte Neugier durch den Ausruf.

„Reitet schneidig, — schneidige Erscheinung, — schneidige Rede," gab Hauptmann Kerbach zurück. „Schneidig kam in seiner Ansprache an das Regiment dreimal, in seinen uns gewidmeten Worten fünfmal vor. Ich hab's gezählt." Die anderen lachten, und der älteste der drei Herren rief in den Laden: „Herr Dunse, bringen Sie mir 'mal schneidig schnell einen schneidigen Mosel!"

„Jawohl, Herr von Miller; — einen Bernkastler Doctor, August!"

„Und was sagst Du, Hasso? Wie gefällt er Dir?"

Hauptmann von Hellbach, — er war erst seit einem halben Jahr Compagnie-Chef, — antwortete nicht sofort. Er drehte ein Veilchen an seinem Glase. „Gut!" sagte er aber dann doch mit einer gewissen Entschiedenheit. „Er macht den Eindruck eines Mannes, der da weiß, was er will. Ich hatte gefürchtet, er würde ein weichliches Modepüppchen sein, wie der Trunberger. Das ist er aber jedenfalls nicht."

Der Wirth brachte den Wein. Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

„Der Hasso ist und bleibt Optimist vom reinsten Wasser." Hauptmann von Miller nahm das Wort wieder auf. „Wer Augen hatte, zu sehen, und Ohren, zu hören, der konnte sich heute bei der Regiments-Uebergabe nur den einen Vers machen: ‚Na, wartet einmal, Ihr Knackers, ich werde Euch aufmöbeln! Auf Draht will ich Euch ziehen'. Natürlich klangen die Worte ganz anders. In ihnen wirbelte es durcheinander von ‚ehrenvoller Aufgabe', ‚ausgezeichnetem, altberühmtem Regiment', ‚außerordentlicher Gnade des allerhöchsten Kriegsherrn' u. s. w. Na, — ich weiß, was ich weiß: mein Köfferchen ist schnell gepackt."

„Sie übertreiben, Miller."

„Denke gar nicht daran! Ich habe mich in Berlin', bei seinem alten Regiment, erkundigt. Gerade als ich auf den Kasernenhof trat, gab mir der Briefbote die Antwort. Wollen Sie sie sehen, Herr Major?" Er legte eine Postkarte auf den Tisch.

Herr von Hellbach nahm die Karte, betrachtete sie und schob sie dann lachend zurück. „Zum Zeichendeuter bin ich nicht geboren, Herr von Miller."

Die beiden anderen beugten sich über die Karte. Sie enthielt kein geschriebenes Wort, nur eine höchst anspruchslose Zeichnung. Unten in einer Ecke ein Auge und von ihm ausgehend einen langen, nach oben gerichteten Pfeilstrich.

„Aber, Papa, das ist doch höchst einfach: Er sieht nur nach oben! Das Signalement lautet auf Streberthum in der höchsten Potenz."

Sie lachten wieder fröhlich, und der alte Herr meinte: „Es wird nicht so schlimm sein. Er war nur kurze Zeit, ich glaube, knapp zwei Jahre, bei der Garde, und wer dort hineinschneit, muß sich halt höllisch zusammennehmen, — zumal so kurz vor dem Regiments-Commandeur. Dabei kommt man leicht in den Verdacht, ein Streber zu sein."

Weß das Herz voll ist, geht der Mund über. Das Gespräch drehte sich noch geraume Zeit um den neuen Commandeur. Seine militärischen Antecedenzien wurden genau erörtert, und es wurde festgestellt, daß er in einem Thüringischen Regiment eingetreten, aber vielfach abcommandirt und zweimal mit Vortheil versetzt worden sei. Kerbach wußte auch noch zu berichten, daß Baron Pflaune kurz vor dem letzten Feldzug als Begleiter eines kleinen Prinzen eine Reise um die Welt gemacht habe; er sei erst nach den Entscheidungsschlachten heimgekehrt und dann in das Ersatz-Bataillon gesetzt worden. „Daher hat er das Kreuz nicht, — der Schmerz seines Lebens."

„Es ist das auch ein hartes Schicksal für einen Soldaten," schloß der alte Major die Unterhaltung „Ich kann ihm diesen Kummer nachempfinden."

Draußen klapperte ein Wagen über das schlechte Pflaster und hielt vor dem Laden. Hauptmann von Hellbach, der von seinem Platz die Thür übersehen konnte, rapportirte ungefragt: „Doctor Bernhaupt."

„Allein?" fragte Miller lächelnd.

„Nein, Fräulein Bernhaupt ist auch im Wagen."

Flugs drehten sich alle Köpfe dem Fenster zu. Hauptmann von Miller lehnte sich weit hintenüber, Kerbach schob sich so weit nach vorn, als der Tisch nur zuließ, und der Major stand kurz entschlossen auf, zog seinen langen schwarzen Gehrock glatt und trat an das Fenster: „So alt bin ich denn doch nicht, um nicht eine Freude an 'nem hübschen Gesicht zu haben!" Dabei winkte er dem Doctor und seiner Tochter, die soeben mit dem aus dem Laden herausgesprungenen Dunse junior verhandelte, freundschaftlich zu.

Ella Bernhaupt war aber auch wirklich eine Schönheit. Fräulein von Gaddern hatte nicht zu viel gesagt. Ihr Gesicht hatte etwas von dem Madonnen-Typus der Prä-Raphaeliten: ein sanft gerundetes längliches Oval, ein feines Näschen, einen kleinen herben Mund und große dunkle, langbewimperte Augen, über die sich schön geschwungene Brauen wölbten. Eigenthümlich contrastirten diese dunklen Augen mit dem aschblonden Haar, das in einem starken Knoten unter dem kleinen Hut sichtbar war.

„Ach was," meinte der alte Hellbach lachend, „was soll man sich so etwas Hübsches nur aus der Ferne ansehen. Nicht wahr, Kinder?" Und er öffnete das Fenster. „Guten Morgen, Herr Doctor! Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Wollen Sie Herrn Karl August Theodosius Dunse und mir nicht die Ehre auf eine Schoppenlänge erweisen? Ihr guter Christian fährt Ihren alten, ehrwürdigen Klapperkasten derweile hinüber in den Schatten unseres nicht minder ehrwürdigen Rathhauses."

Der Doctor war aus dem Wagen gestiegen und drückte den Herren durch das geöffnete Fenster die Hand. Nun sah er etwas verlegen nach seiner Tochter zurück. „Es geht nicht, Papa," wehrte sie ab. „Oder, wenn Du willst, spreche ich während der Zeit bei Frau Essermann vor."

„Nein, nein, Kind! Wir fahren zusammen!" Mit einem ganz leisen Seufzer und einem komisch entsagungsvollen Blick auf die Flasche Bernkastler, die Miller im Hintergrund verlockend in die Höhe hob, wollte sich der Doctor wieder entfernen. Aber der Major hielt ihn fest: „So haben wir nicht gewettet, Freundchen. Ihr Töchterchen meint's auch gar nicht so bös, sie genirt sich nur, in dieses berühmt-berüchtigte § 11 einzutreten. Aber wenn der Papa dabei ist, und ich alter würdiger Greis," — er strich sich den dichten schlohweißen Schnurrbart, — „kann sie's schon wagen. Wahrhaftig, auf meine Verantwortung!" Und da hatte er auch schon seinen Hut in der Hand. „Werd' 'mal selbst in diplomatischer Mission ausziehen."

Ein schlechter Diplomat schien Herr von Hellbach nicht zu sein. Wenigstens hier war er siegreich. Die junge Dame erröthete zwar leicht, als er an den Wagen trat, sie sträubte sich auch noch ein weniges, aber schließlich stieg sie aus. Stolz wie ein Triumphator führte der alte Herr sie am Arm in die Weinstube, im Vorübergehen dem dienernden Adolph einen Wink gebend: „Eine Kupferberg Gold!"

Der Sohn war ein wenig hinter seine Kameraden zurückgetreten. Als der letzte begrüßte er Ella Bernhaupt, die ihm unbefangen die Rechte reichte. Aber er allein beugte sich über die schlankgegliederte Hand.

„Hierher, gnädiges Fräulein," rief der Vater jovial. „Auf meinen Stammsitz. Papa rechts, — ich links. Fast hätte ich gesagt: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Aber ich bin wohl ein mangelhafter Prophet, und Sie, Fräulein Ella, Sie sind gewiß kein Weltkind."

Sie lächelte leise, und dabei verloren ihre Züge den herben Ausdruck, sogar ein kleines Schelmengrübchen wurde auf der linken Wange sichtbar. „Sagen Sie das nicht, Herr Major! Ich bin ein ganz echtes Weltkind. Papa hat mir sogar vorhin erst eine kleine Vorlesung über meinen Leichtsinn gehalten."

„Oho! Nehmen Sie Sich vor mir in Acht, Herr Doctor. Ich schlage mich unbedingt in das Lager Ihres Töchterchens."

Der Arzt schüttelte lachend den Kopf. „Glauben Sie ihr doch nicht, Herr Major. Sie wünschte durchaus, ich sollte mir einen neuen Hut kaufen," — er hing gerade seinen grauen Hut auf den Riegel und strich nun noch einmal liebevoll über den Filz. „Ich rufe Sie alle zu Zeugen auf: Wäre das nicht unerhörte Verschwendung? Ich trage ihn erst im fünften Jahre."

Der Schaumwein kam, der Major ließ es sich nicht nehmen, selbst einzuschenken. „Also das erste Glas auf das Fräulein Weltkind! Alle Wetter, Fräulein Ella, — Sie sind wirklich leichtsinnig. Papa's Bibi ist einfach prachtvoll, unersetzlich. Ich wette, in wieder fünf Jahren wird er sich auch noch weigern, einen neuen zu kaufen. Es ist eben sein — Doctorhut! Und die Patienten würden ihn nicht für voll ansehen, wenn er mit einem neuen Hut käme."

„Was macht Ihr liebliches Neuhütte, gnädiges Fräulein?" fragte Hauptmann Kerbach. „Ist der Frühling schon voll eingezogen?"

Ella Bernhaupt nickte: „Es grünt und blüht, Herr Hauptmann. Sogar Papa's Frührosen haben schon dicke Knospen. Aber den Schloßgarten von Trunberg sollten Sie erst sehen, — so früh ist der Lenz noch nie gekommen, glaube ich."

Ueber das offene Gesicht des jungen Herrn von Hellbach hatte sich auf einen Augenblick ein leiser Schatten gebreitet, als Ella den Schloßgarten von Trunberg erwähnte. Er beugte sich ein wenig vor und fragte: „Waren Sie kürzlich oben, gnädiges Fräulein!"

„Heut in aller Morgenfrühe schon, Herr von Hellbach!" gab sie unbefangen zurück. „Papa mußte zu Baron Pflaune, und ich benutzte die Gelegenheit, Fräulein von Gaddern zu besuchen."

„Ist der Baron nicht wohl?" warf der Major ein.

„Eine leichte Nervenabspannung, — nichts weiter." Um die Lippen des Arztes spielte ein ganz leiser Spott. „Der gute Baron ist ein wenig ängstlich."

Hauptmann von Hellbach hatte sich wieder aufgerichtet. „Er ist verweichlicht — vom Nichtsthun, der gute Baron!" sagte er plötzlich mit solcher Schärfe, daß ihn die Kameraden erstaunt ansahen.

In die glatte Stirn des jungen Mädchens grub sich eine leise Falte, und ihre Lippen zuckten, als unterdrücke sie mit Mühe eine Entgegnung. Auf einen Moment senkten sich die Lider über die Augen; dann hoben sie sich sofort wieder und Ella's Blick schweifte zu dem Vater hinüber, mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: „Entgegnest Du nicht darauf?"

Aber es bedurfte dessen nicht. Doctor Bernhaupt schüttelte leise den Kopf und nahm von selbst die Vertheidigung seines Patienten auf: „Sie thun dem Baron unrecht, lieber Herr von Hellbach, wirklich unrecht, nach zwei Seiten hin. Einmal ist er in der That eine sehr sensitive Natur, und es wäre besser für ihn, er lebte stiller und zurückgezogener, als er es nun einmal thut. Dann aber ist er keineswegs unthätig, — er bethätigt sich nur in anderer Weise, als wir Männer, die unseren festen Beruf haben. Er liest sehr viel und keineswegs nur leichte Lectüre; seine Kunstliebhaberei ist nicht gemacht, sondern echt, und sie kostet ihm nicht nur Geld, sondern auch viel Zeit. Er hat eine ausgebreitete Correspondenz."

„Aber es fehlt ihm dann eben der rechte Beruf; es ist alles, was er thut, doch mehr oder weniger Spielerei." Der Hauptmann blieb hartnäckig bei seiner Ansicht. Und die schroffe Art, wie er sie äußerte, drohte, einen kleinen Mißton in den Kreis zu tragen. Da schlug zum Glück der Major dem Sohn auf die Schulter: „Junge, brich über Deinen eigenen Vater nicht so hart den Stab. Der thut nun auch schon seit zehn Jahren nichts, wie ich ihn kenne, noch weniger als der Baron. Pflaune liest und schreibt wenigstens, wie wir eben gehört haben. Na, — ein bißchen lese ich ja auch, — aber schreiben? Pfui Spinne, — Pardon, Fräulein Ella, — schreiben mag ich nur das Allernothwendigste."

Die Herren hatten gar nicht bemerkt, daß inzwischen die Ladenthür aufgegangen war. Erst als jetzt die Thür zur Weinstube selbst geöffnet wurde, schauten sie auf. Und die drei Hauptleute erhoben sich sofort.

Oberstlieutenant Baron Pflaune war in Begleitung des ältesten Stabsoffiziers seines Regiments eingetreten.

Er erwiderte die Verbeugung der Herren, und es schien einen Augenblick, als wolle er an deren Tisch treten. Aber dann wandte er sich an Major Keller und deutete auf einen Tisch am anderen Ende des Zimmers. Dort nahmen beide Platz.

Die lebhafte Unterhaltung hüben war verstummt. Den Offizieren erschien die Situation ein wenig peinlich. „Keller hätte ihn auch zu uns heranbringen können!" raunte Miller seinem Nachbar zu. Der aber zog die Achseln hoch: „Man sah es ihm ja an, daß er nicht mochte. Und wenn Du jetzt 'rüberblickst, kannst Du ihm weiter ansehen, daß er übelster Laune ist."

In der That, — Kerbach mochte recht haben. Der Oberstlieutenant hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schien nur mit halber Aufmerksamkeit den Worten des Majors zuzuhören, der eifrig von Kammerbeständen, von der dritten Garnitur und von der Anschaffung einiger neuer Nähmaschinen für die Regiments-Handwerksstätten sprach.

Er musterte, das Einglas im Auge, mit etwas verächtlichem Ausdruck das verräucherte Local, und dann und wann schweifte sein Blick unauffällig zu der Gruppe am Fenster.

„Kennen Sie Doctor Bernhaupt auch persönlich, Herr Major?" unterbrach er plötzlich sein Gegenüber. Der Major wußte sich die unvermittelte Frage nicht recht zu deuten. Da er aber aus dem Ton, in dem sie gethan, eine gewisse Animosität herauswitterte, so hielt er es als vorsichtiger Mann für gerathen, etwas gedehnt zu antworten: „Jawohl, Herr Oberstlieutenant, — oberflächlich. Ich traf ihn einige Male bei Ihrem Herrn Bruder."

„Verkehren unsere Herren bei ihm?"

„Ich glaube — einige, Herr Oberstlieutenant. Bestimmt kann ich es nicht sagen."

„So, — so!" Baron Pflaune brach ab und ging nun endlich auf die nächste Sohlleder-Submission ein, die dem Major so sehr am Herzen lag.

Drüben hatte Hauptmann von Hellbach leise gefragt: „Soll ich Dich vielleicht unserem Commandeur vorstellen, Papa?" Aber der Major blickte ihn verwundert an: „Nein, lieber Junge! Ich dächte, es wäre an ihm, sich mir vorstellen zu lassen —." Er sagte es ohne jede Piquirtheit, aber wie etwas Selbstverständliches.

Bald darauf brach der Doctor mit seiner Tochter auf. Auch die übrigen Herren gingen, nachdem sie mit dem Commandeur noch eine Verbeugung gewechselt hatten.

Langsam schlenderten Vater und Sohn über den Marktplatz ihrer gemeinsamen Wohnung zu. Der Hauptmann schien ganz in Gedanken versunken. Plötzlich sagte er: „Weißt Du eigentlich, Papa, wie lange Baron Pflaune schon Trunberg hat?"

„Als ich nach Mamas Tode herzog, — wart' einmal, also vor elf Jahren, — wohnte er schon dort. Ich meine auch einmal gehört zu haben, der Vater hätte Trunberg gekauft. Aber jedenfalls hat's der Sohn erst ausgebaut. Früher soll's ein jämmerlicher Kasten gewesen sein, eine halbe Ruine."

„Die Pflaunes sind junger Adel, — nicht wahr, Papa, — ganz jung gebacken?"

Der Major lachte gutmüthig. „Na ja, — das sind sie. Aber was schadet's, wenn's honette, ordentliche Leute sind. Der Alte hat sich drüben hinter den Bergen," — er machte eine Handbewegung nach Westen, — „seinen Wappenbrief gekauft. Das ging damals so. Sie machten da die lustigsten Barone. Einen kannt' ich, der hieß Baron Ledderhose, und er streifte nachher dicht am Zuchthaus vorbei. Und von dem berühmten Baron Cahn, — übrigens ein ehrenwerther Herr, — hast Du doch auch gehört. Der alte Pflaune war auch ein Ehrenmann. Nur, daß er zuletzt wohl 'n bißchen den Hochmuthsvogel kriegte."

Der Sohn sah erstaunt auf. „Hast Du ihn denn gekannt? Davon hast Du ja nie gesprochen, Papa."

„Wozu denn auch, Junge?" Der alte Herr zwinkerte gut gelaunt mit den Augen. „Der Trunberger hört's gewiß nicht gern, — thörichter Weise. Aber weshalb soll man dem harmlosen, liebenswürdigen Menschen, der nur einen Fehler hat, den Vornehmheitspips nämlich, wehe thun, indem man's unter die Leute bringt!"

„Was denn, Papa?"

„Ach, laß mich zufrieden, Hasso, ich bin keine Klatschbase."

Schweigend gingen sie ein Stück Wegs weiter. Dann fragte der Sohn wieder: „Irrst Du auch nicht, Papa? Neulich sah ich das Pflaune'sche Wappen, — der Oberstlieutenant hatte an den Regiments-Adjutanten wegen der Unterbringung seiner Pferde ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schrieben, und Neuheim brachte den Brief mit zu Tisch, — das Wappen macht, soviel ich von Heraldik verstehe, nicht den Eindruck, als sei es neu construirt."

Ueber das Gesicht des alten Herrn zuckte es, als ob er ein Lachen gewaltsam unterdrückte. „Sie blasonirten ihre Wappen da drüben manchmal ganz hübsch," entgegnete er. „Serenissimus war bei allen seinen Fehlern auch ein gescheidter Herr, der seinen Spaß liebte. Hast Du Dir das Pflaune'sche Wappen genau angeguckt?"

„Jawohl, Papa. Im Schilde einen Eberkopf und auf dem Helme denselben wiederholt."

„Richtig! Und das ist des Vaters Pflaune besonderer Chagrin gewesen. Er hätte es sich gewiß gern noch einmal zwanzig Tausend Mark kosten lassen, wenn der Herzog ihm das Wappen geändert hätte. Aber darin war Seine Hoheit komisch: ‚Die Pflaunes sollen den wohlverdienten Schweineschädel behalten!' resolvirte er kurz. Und nun genug, — und noch einmal: ein anständiger Kerl war der alte Pflaune. Ich habe ihn nie anders kennen gelernt, und wir haben doch vor Olims Zeiten auf der Klitsche manchen Handel abgeschlossen. — —"

III. Kapitel.

„Hübsch wohnen thut Ihr, Kinderchens, — alles, was wahr ist. Nur n' büschen lärmrich. Aber das kommt vielleicht man bloß mich — —"

„— — mir!"

„Also mir, — danke schön, Grethe, — also mir so vor. Denn nach die Stille in Stellhausen klappert's mir hier ganz schrecklich in den Ohren, wenn Ihr auch den schönen Asphalt vor der Thüre habt. Und nu erst in der Leipzigerstraße. Ich konnt's gar nicht mehr aushalten, und wie ich in den Buß kletterte —"

„Aber, Mama! Du in den Omnibus? Das hättest Du nicht zugeben dürfen, Lotti! Wie konntest Du nur —."

„Großmama wollte doch durchaus!"

„Na und warum denn nich, Grethe? Für einen Böhm sind wir durch die halbe Stadt gejuckelt. Langsam ging's ja man, und geklappert hat's auch sehr. Aber angekommen sind wir doch. Und der Lotte hat's sogar Spaß gemacht. Was, Lottchen?"

Charlotte Menger blickte mit ihren schönen schwarzen Augen zuerst etwas schüchtern zu der imposanten Mama empor. Aber dann sagte sie doch: „Spaßig war's schon, Großmama. Ich war noch nie im Omnibus gefahren."

Die Mama zuckte die vollen Schultern. Sie galt noch immer für eine schöne Frau, obschon sie etwas sehr stark aus dem Leim gegangen war. Anlage dazu hatte sie freilich schon als junges Mädchen gehabt, und der Pensions-Witz hatte bereits Fräulein Margarethe Pflaune als die „Venus von Kilo" getauft. Aber das Gesicht war noch immer interessant. Frau Menger ähnelte ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, nur hatte sie große dunkle Augen, gleich der Tochter. Es schien fast die einzige äußerliche Erbschaft mütterlicherseits, denn Lotte Menger war im übrigen ein schmächtiges Ding, fast überschlank für ihre zwanzig Jahre. Nicht häßlich, nicht hübsch, aber mit einem sanften, liebenswürdigen Ausdruck im Gesicht. „Sie wird sich schon noch machen!" sagte die Mama nun schon seit Jahren. „Wenn sie nur etwas mehr aus sich herausgehen wollte."

Die Baronin Pflaune saß in dem großen Lutherstuhl hochaufgerichtet. Die Enkelin hatte ihr ein Kissen hinter den Rücken geschoben, aber die rüstige Greisin lehnte sich nie an. Und ihre fleißigen Hände wollten nimmer ruhen. Auch jetzt sagte sie: „Hol mir doch meinen Strickstrumpf, Lottchen!" Und dann klapperten die Nadeln ununterbrochen.

„Ja, wenn ich noch für Euch stricken könnte, Kinderchens! Aber Ihr tragt ja man doch bloß seidne —!"

„Großmama, im Winter hab' ich doch die Strümpfe angezogen, die Du mir gestrickt hast, — als ich die Influenza gehabt hatte."

„Na ja, da kommen denn 'mal Großmuttern ihre wollnen zur Geltung, Kind. Aber sonst — —. Und was die Jungens sind, die wollen erst recht nichts von meinen Strümpfen wissen, und für den Fritz thäten sie bei den Manövern gerade noth. Aber die sind nun 'mal so." Die Nadeln klapperten noch lebhafter, und plötzlich rief die Greisin: „Herr Jemine, da hab' ich wahrhaftig 'ne Masche verloren." Und sie beugte sich tief über den Strumpf. Die Augen waren das einzige, was sie bisweilen an ihre hohen Jahre erinnerte.

„War denn Onkel Fritz viel bei Euch, wie er hier stand?" fragte sie dann, nachdem der kleine Schaden reparirt war.

Frau Menger schüttelte den Kopf und schürzte wortlos die Lippen. Aber die Enkelin meinte begütigend: „Er hatte ja so sehr viel Dienst, Großmama. Und bisweilen kam er doch."

„So, — bisweilen? Na, oft scheint es ja also nicht gewesen zu sein."

„Wir haben es nicht entbehrt," warf die Tochter ein.

„Das glaub' ich Dir nun nicht, Grethe. Thu' nur nicht so, — mir machst Du kein X vor'n U. Denn wenn ich auch 'ne einfache alte Frau bin, so viel weiß ich doch, daß Ihr den Fritz gerne viel in Eure Salohns —"

„— Euren Salons, Mama!"

„Danke schön, Grethe, — in Euren Salons gesehen hättet. Denn —"

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen lassen, Mama? Es führt nur zu unnöthigen, unerquicklichen Erörterungen."

„Wie Du willst, Grethe. Ich wollte ja auch nur sagen, man soll nicht zu empfindlich sein. Du mein Gott, bin ich's denn? Und ich hätte am Ende n' büschen Grund. Aber dazu bin ich zu verständig. Denn ich sage mir immer: die Jungens haben so ihre Kreise, und da paß' ich nu 'mal nicht hinein. In Eure ja eigentlich auch nicht. —"

Die Tochter hatte nur ein kurzes: „Ich bitt' Dich, Mama!" Aber Lotti eilte an die Seite der Großmutter, nahm die Hand der Matrone und küßte sie: „Großmama!" sagte sie eifrig. „Wie Du nur so reden kannst. Du weißt doch, wie lieb wir Dich haben. Und Papa hat erst neulich erklärt: eine klügere und bessere Schwiegermama als Dich hätte er gar nicht finden können."

„Na ja, — na ja, Lotteken!" Die Greisin streichelte zärtlich die schmalen, blassen Wangen. „Du meinst's schon gut mit mir. Ich weiß, — ich weiß's ja. Und der Papa mag das ja gesagt haben. Ich bin ja auch eben gar nicht empfindlich. Und am liebsten bliebe ich ja auch ganz still in Stellhausen, wo mich die Leute alle kennen, wie ich nu einmal bin. Aber da kommt denn doch manchmal die Sehnsucht —."

Frau Menger hatte sich erhoben und war an einen der Bücherschränke getreten, welche die ganze eine Wandfläche des großen Zimmers füllten. Sie öffnete die Thür, und — nur aus dem Bestreben heraus, das Gespräch um jeden Preis auf ein anderes Gebiet zu lenken, sagte sie, auf eine kleine Reihe winziger Bände deutend: „Da hat Bernhard ja wieder einige neue Elzeviers gekauft. Das sehe ich jetzt erst. —"

„Hat er? Das sind die kleinen Büchelchen, — nich wahr, Kind? Er hat mir 'mal davon erzählt. Zeig doch 'mal her!"

Bedächtig zog die Baronin ein Futteral aus der Tasche, setzte die goldene Brille auf und beschaute aufmerksam das Liliputbuch mit dem schönen alterthümlichen Einband, die Blätter mit dem schmalen Text und dem breiten weißen Rande. Bedächtig legte sie den Band dann vor sich auf den Tisch. „Ich versteh' ja nichts von. Aber ich freue mich immer, daß Menger seinen Spaß daran hat."

„Einen Spaß, der Unsummen kostet. —"

„Na, Grethe, Du sparst doch erst recht nicht. Und Menger hat's ja doch wohl dazu, und 'was Schlechtes ist da sicher nicht dabei. Und dann, — sonst hat Dein Mann ja auch nicht viel von seinem Leben."

„Wie meinst Du das nun wieder, Mama?" fragte die Tochter gereizt.

„Ach weißt Du, so den ganzen Tag an der Börse und im Geschäft und dann müde nach Haus und gleich wieder in den Frack und in die Gesellschaft, — viel Ruhe hat er nicht, mein' ich bloß. Und ich finde, er sieht auch schlecht aus, Grethe."

„Bernhard hat eine sehr zähe Natur. Das weiß ich am besten!" gab Frau Margit scharf zurück. Sie warf den Elzevier achtlos in den Schrank und schloß: „Ich muß übrigens an meine Toilette denken, — für den Bazar im Colonial-Heim. Für Dich wär's auch Zeit, Lotte."

„Ich möchte gern bei Großmama bleiben, wenn Du erlaubst, Mama!"

Die Mutter zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie kurz: „Meinetwegen," drückte ihre Lippen flüchtig auf den weißen Scheitel der Greisin und rauschte hinaus.

Die Baronin hatte die Brille nicht wieder abgesetzt. Ueber die klappernden Stricknadeln hinweg beobachtete sie die Enkelin. Lotte war aufgestanden und an den Schrank getreten. Sie nahm den Elzevier noch einmal heraus, betrachtete ihn genau, ob die zierlichen petits fers auf dem Einband nicht unter den Händen der Mama Schaden genommen, und stellte ihn dann in Reih und Glied.

„Komm doch 'mal her, Kleine!" sagte die Matrone, und in ihrer Stimme bebte eine verhaltene Zärtlichkeit. „Setz Dich 'mal her zu mir! So, — und nu sag' die Wahrheit: Du wärst gewiß lieber mit auf den Bazar, oder wie das Ding heißt, gegangen?"

Lächelnd schüttelte das junge Mädchen den Kopf. „Nein, Großmama! Ich bleibe viel, — viel lieber bei Dir!"

Die Baronin sah dem Enkelkinde tief in die Augen. Sie erwiderte aber nichts. Eine Weile klapperten die Nadeln. Dann ließ sie den Strumpf in den Schoß sinken und meinte: „Weißt Du, Lotte, ich möcht' Deinen guten Vater gern 'ne Freude machen. Ich möcht' ihm gern irgend so 'n Ding da, — so 'n recht seltenes Buch schenken. Aber es muß 'was ganz besonders Rares sein."

Auf dem blassen Gesichtchen stieg eine leise Röthe auf. „Ach ja, Großmama!" Aber gleich darauf setzte Lotte etwas kleinlaut hinzu: „Das wird aber sehr theuer sein."

Die Greisin lächelte. „Na, — ich werd's wohl noch bezahlen können. Das ist's ja nicht, aber sieh mal, Lotteken, ich versteh' doch rein gar nichts von dem Kram. Du mein Gott, wo soll ich's denn herhaben? Ein Mastschwein auf 'n ersten Blick aufs richtige Lebendgewicht taxiren, das hab' ich in Vatern seinem Laden gelernt, und nachher, — ja nachher, — wohl auch mit 'nem tüchtigen Inspector ein Gut bewirthschaften, das auch. Aber Bücher, — und nu gar so 'ne Bücher, ne, Lotteken, das ist mich zu hoch. Und da dacht' ich, Du kannst mir am Ende rathen oder Papan ausholen, was er sich so recht wünscht."

Lotte sann einige Minuten nach. Dabei nahm ihr unbedeutendes Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an, es vergeistigte sich gleichsam. Die Augen glänzten, und die feinen Nasenflügel vibrirten leise.

„Ich bin ja von Papa einigermaßen eingearbeitet," sagte sie dann. „Aber, Großmama, wenn es wirklich etwas ganz Seltenes sein soll und Du nicht betrogen werden willst, dann langt mein bibliophiles Wissen doch nicht. Wir müssen dann Doctor Bernhaupt fragen."

„Bernhaupt, Bernhaupt? Ich muß den Namen schon gehört haben. Wer ist das denn, Kind?"

Ganz langsam war wieder die feine Röthe in dem Antlitz des Mädchens emporgestiegen, bis unter die Haarwurzeln, um dann, als sie zu sprechen begann, allmählich zu verschwinden. Ruhig und sachlich erklärte sie: „Onkel Bruno wird Dir von einem Doctor Bernhaupt geschrieben haben, Großmutter. Das ist nämlich sein Arzt aus einem kleinen Ort bei Villau. Daher kennst Du wohl den Namen. Aber den meine ich nicht, sondern seinen Sohn, — Doctor Willy Bernhaupt. Der ist hier Bibliotheks-Assistent und ein erster Sachverständiger in allen bibliophilen Angelegenheiten. Papa hält große Stücke auf ihn."

Die Großmutter hatte das Enkelkind scharf im Auge behalten. Der kluge, gütige Blick der einfachen Frau schien auf dem Grunde der Seelen besser, als in Büchern lesen zu können. Nun Lotte geendet, sagte die Greisin lächelnd: „So, — so, Papa hält große Stücke auf ihn. Na, mir scheint: Du auch." —

Diesmal kam die Röthe nicht allmählich, jach überfluthete sie das Gesicht des Mädchens. Aber sie leugnete gar nicht. „O ja, Großmutter, — das thue ich auch!" bestätigte sie eifrig. „Er ist sehr klug und macht, was mir besonders gut gefällt, gar kein Wesens davon. Er spricht mit mir, als ob ich ihn verstehen müßte, über alle möglichen Dinge, die seinem eigentlichen Berufe, — er ist Germanist, — nahe liegen. Und siehst Du, Großmama, ich verstehe ihn auch. Das ist gar nicht mein Verdienst, sondern das seinige, denn er drückt sich so aus, daß es gar nicht anders möglich ist. Du würdest ihn auch verstehen."

„Na, Lotteken, das ist denn doch wohl nicht wahrscheinlich." Die Baronin lachte herzlich, ein tiefes, wohlklingendes Lachen, so recht aus voller Brust. „Deine alte Großmutter und so ein gelehrter Herr, — ne, Kind, das wird wohl schlecht zusammenpassen. Aber das thut ja nichts, — frag Du nur 'mal den Doctor Bernhaupt. Siehst Du ihn denn manchmal?"

Die Enkelin bejahte. An den Donnerstagen käme der Doctor meist, um mit Papa zu conferiren, und dann würde sie wohl Gelegenheit finden, mit ihm Rücksprache zu nehmen. Auch schwebe ihr schon ein geeignetes Ankaufs-Object vor, ein altes venetianisches Modellbuch mit köstlichen Spitzenmustern, das neulich in einem Antiquariats-Verzeichniß angeboten gewesen sei. Die beiden Herren hätten darüber gesprochen; es sei eine Rarität ersten Ranges, aber sehr, sehr theuer. Und dann nahm sie aus einem zweiten Bücherschrank einige alterthümlich gebundene Lederbände heraus und legte sie der Großmutter vor als ähnliche Exemplare, hier den gepreßten Deckel mit den reichen Goldverzierungen lobend, dort die originellen Zeichnungen auf den vergilbten Blättern, bei dem dritten einiges vom Textinhalt erläuternd. Sachlich und verständnißvoll und immer wieder einschaltend: „— meint der Doctor," — „sagt Doctor Bernhaupt."

„So, — so!" machte die Baronin dann jedesmal. Oder sie nickte: „Bist ein kluges Mädel, Lotteken! Potstausend nicht noch 'mal!"

Unten rollte ein Wagen durch die schmale Einfahrt und hielt vor dem Portal der Villa. Dann wurde die Hausthür geöffnet. Lotte hörte es gar nicht. Aber die Greisin lauschte auf, als langsame müde Schritte auf dem Corridor erklangen. „Ich glaube, Vatern kommt, Kind!" sagte sie. „Pack schnell fort."

Da trat er auch schon in das Zimmer. Ein schwächlicher, schmalbrüstiger Mann, in der Mitte der fünfziger Jahre; das kleine glattrasirte Gesicht mit der spitzen Nase und den dünnen Lippen aschgrau, von einer mächtigen Glatze gekrönt, die wie blankpolirt aussah und nur von einem ganz dünnen Kranz blonder, graumelirter Haare umrahmt war. Er war ganz in Schwarz gekleidet, aber obwohl gewiß einer der ersten Schneider der Hauptstadt für ihn arbeitete, schlotterte der lange Gehrock in tausend Falten um seine Glieder; die breite schwarze Halsbinde rutschte fortwährend hinten in die Höhe, und alle fünf Minuten drückte er sie mit einer kurzen Handbewegung wieder an dem hohen Stehkragen hinunter. Wer nicht wußte, daß Bernhard Menger der Chef und alleinige Inhaber des großen alten Bankhauses A. P. Menger & Söhne war, hätte in dem kleinen Manne weit eher einen Gelehrten als einen Börsen-Matador vermuthet. Und doch gab es Tage, an denen die gerissensten Speculanten in der Burgstraße fast mit scheuer Ehrfurcht zu dem Männchen emporblickten, der, wie man sich dann wohl zuraunte, wieder einmal Monatelang fast ohne eigene Engagements auf der Lauer gelegen hatte, um mit einem großen Schlage „Alle zu machen". Es waren fast immer Tage starker Baisse-Bewegungen, die er mit überraschendem Scharfblick vorauszusehen pflegte und benutzte, Situationen, in denen irgend ein politisches Ereigniß die Kurse selbst der besten Papiere procentweise warf, oder der ungünstige Jahresbericht einer führenden Bank, der nur wenigen Eingeweihten vorher bekannt sein konnte, eine plötzliche tiefgehende Erschütterung über den ganzen Markt brachte. Dann tauchte regelmäßig wieder das Gerücht von den „besonderen Verbindungen" des Hauses A. P. Menger & Söhne auf; aber es gab unter den älteren Börsenbesuchern auch einige weise Häupter, die alles Ernstes behaupteten, der „Büchermenger", wie er genannt wurde, sei Kabbalist; er könne aus dem Buche Sohar und den Hagadas die Zukunft lesen und wisse die geheimnißvollen Zahlenräthsel des Todros-ben-Joseph und der Abraham Abulafia für seine Zwecke zu deuten.

Bernhard Menger trat nur auf wenige Augenblicke in das Bibliotheks-Zimmer. Er wollte der Schwiegermutter die Hand küssen, aber sie entzog sie ihm lachend: „Nu ne, Herr Sohn. Wenn's schon 'n Kuß sein soll, denn ordentlich," und hielt ihm die Wange hin. Zärtlich strich er über den glatten Scheitel seines Kindes, und dann sagte er in seiner hastenden, kurz abgerissenen Sprechweise: „Will mich schnell umzieh'n. Mama fährt nachher mit mir zum Bazar. Kommst doch mit, Lotte? Nein? — Ist schon recht, daß Du bei Großmama bleibst. Vorher sehen wir uns ja noch bei Tisch." —

Frau Margit war noch bei der Toilette, als ihr Mann an die Thür ihres Ankleidezimmers pochte. Mit ganz leiser Hand und einem leisen: „'n Tag, mein Lieb'. Ich bin gleich fertig."

Drinnen raschelte es, wie von dem Ueberstreifen einer Seiden-Robe, und Frau Margit wechselte erst noch einige Worte mit der Zofe, ehe sie antwortete: „Spute Dich nur etwas, Bernhard! Ich muß Dich vor dem Diner noch einen Augenblick sprechen."

Eine Viertelstunde später trat er im Frack, der ebenso um ihn schlotterte, wie der Gehrock, in das Zimmer seiner Frau. Sie stand vor dem von zwei elektrischen Lampen erleuchteten Trummeau, ihm den Rücken zukehrend, und nickte nur seinem Spiegelbild zu. Die Zofe kniete neben ihr auf dem Teppich und nestelte an dem duftigen Spitzensaum des dunkelgelben schweren Seidenkleides. Jetzt erhob sie sich, machte vor dem Hausherrn einen kleinen Knix, nahm den Abendmantel ihrer Herrin über den Arm und verließ das Zimmer.

„Du wolltest mich noch sprechen, Margit."

Sie wandte sich langsam um.

Fast winzig erschien er ihr gegenüber, — zwergenhaft.

„— Sitzt gut? Nicht wahr?" Sie hatte die weißen diamantenfunkelnden Hände auf die Hüften gelegt und strich in einer starken Bewegung mit ihnen abwärts, als wolle sie die Fülle etwas zurückdrücken.

„Sehr schön, liebe Margit, vortrefflich, wie immer." Er holte tief Athem und fügte dann fast schüchtern hinzu, indem er mit seiner schmalen knochigen Rechten auf den Ausschnitt des Kleides deutete: „Verzeih nur, Margit, aber fast etwas zu elegant für den Bazar. Und dann, — sei nicht böse, — wohl etwas sehr decolletirt."

Sie lachte. „Unsinn, Bernhard! Das versteh' ich besser. Was wißt Ihr Männer von der Mode. Und nun gar Du. —"

„Ich meinte ja auch nur, Margit."

Frau Margit antwortete nicht. Sie zog die vollen Schultern hoch, auf denen ein leiser Flaum von Poudre de riz lag, und schritt mit ihrem wiegenden Gang an den Toiletten-Tisch, um unter dem Schmuckkasten ein Blatt Papier hervorzuziehen. „Da, Bernhard, die Quartals-Rechnung von Gerson."

„Danke, Margit." Er warf einen flüchtigen Blick auf die hohe Schlußzahl. Um seine dünnen Lippen zuckte es, als wolle er eine Bemerkung machen. Aber er sagte schließlich nur: „Ich werde es morgen vom Geschäft aus erledigen." Und dann sah er wieder erwartungsvoll zu seiner Frau empor.

Sie hatte ein zierliches Elfenbeinmesserchen ergriffen und schob vorsichtig die Haut von ihren rosigen Nägeln zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Lotte M. und **„Zwei Freundinnen".** — Die Handelsschule für Mädchen unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Schwalbe wurde vor kurzem nach der Sophienschule, Berlin, Weinmeisterstraße 17/18, verlegt; zugleich fand mit dem Beginne des Winterhalbjahres eine Erweiterung des Lehrplanes, sowie die Gestaltung der Anstalt zu einer vollen Tagesschule statt. Der Unterricht beginnt bereits um 3 Uhr und schließt spätestens um 6, bezw. um 8 Uhr. Sollten Sie aber mehr Geschick für Schneiderei 2c. haben, so ist Ihnen in den gewerblichen Fortbildungskursen für Mädchen und Frauen, Niederwallstr. 12, gegen geringes Honorar Gelegenheit geboten, Sich zu vervollkommnen. Die praktische Methode ermöglicht es auch weniger Begabten vorwärts zu kommen. Besonderes Gewicht wird bei der Ausbildung auf richtiges Zeichnen der Kostüme gelegt. Die nachzuzeichnenden Kostüme werden von hervorragenden Berliner Ateliers geliefert werden. Der Unterricht findet von 8 bis 10 Uhr abends statt. Die Kurse im Schnittmusterzeichnen von Damen-Kostümen und Wäsche zeichnen sich ebenfalls durch praktische Methode aus. Ausführliche Prospecte beider Anstalten sind beim kaufmännischen und gewerblichen Hülfsverein für weibliche Angestellte, Berlin, Seydelstr. 25, und in allen Spindler'schen Annahmestellen unentgeltlich zu haben. E. S.

Häusliche Kunst.

Vorgezeichnete Brennarbeiten. — Im Zeichnen ungeübte Hände werden es der Industrie danken, daß sie ihnen neuerdings die unangenehme Arbeit des Aufzeichnens erspart. Die Firma E. Petzold in Dresden-A. bietet eine Menge von aufgezeichneten Gegenständen mit stilgerechten, geschmackvollen Aufzeichnungen versehen, die theils zum Schmuck der Zimmer, theils zum eigenen Gebrauch oder zu passenden Geschenken verwendet werden können. Hübsche Kästchen zu Kragen, Handschuhen, Taschentüchern, Photographie-Rahmen in verschiedenen Formen, Journal- und Briefmappen zum Anhängen und Hinlegen, Koch- und Haushaltungsbücher 2c. sind bis auf das Nachziehen der Linien mit dem Brennstift fertig gestellt. Weicher Filz in harmonischen Farbentönen oder feines Leder übernehmen die fernere Ausstattung dieser Gegenstände. Wer es lockend findet, sich auf diese Weise die Arbeit zu erleichtern, lasse sich den Katalog oder eine kleine Auswahlsendung direct von der oben genannten Firma kommen. E. K.

Eierbecher aus leeren Liebig's Fleisch-Extract-Döschen. — Klirr! — Lautes Geschrei läßt sich aus der Kinderstube vernehmen, denn Mama hat tüchtige Klapse angekündigt, wenn nun auch noch der sechste Eierbecher in acht Tagen bei der Abendmahlzeit der kleinen Bande zerschlagen würde. Während die Scherben in die Küche gebracht werden, fällt mein Auge auf ein Regal, das mit einer Reihe leerer Liebig-Töpfen kleinster Sorte besetzt ist. „Das sind ja herrliche Eierbecher für die kleinen Taugenichtse", ist mein erster Gedanke. Und richtig! Ein Ei, bei dem das Huhn sich allerdings „Mühe gegeben hatte", wurde versuchsweise hineingesetzt und paßte vortrefflich. Nun begab ich mich gleich ans Werk und bemalte die Töpfchen in hellblauer Email-Farbe flott in der Art des Zwiebelmusters. Somit sind dieselben auch noch nebenbei ein niedlicher Schmuck für die Küche, und es ist nun weiter kein großes Unglück, wenn eins oder das andere den Weg alles Irdischen geht. Braune Else.

Fürs Haus.

Auffrischung von Gold- und Silberstickereien 2c. — Vielseitigen Wünschen entsprechen dürfte das neue, kürzlich ins Leben getretene Unternehmen „Oekonomie", Kunst-Institut für galvanische Erneuerung von Gold- und Silberstickereien 2c., Berlin C, Heilige Geiststr. 40. Die genannte Anstalt unternimmt es, nach einem ganz neuen, sorgfältig ausprobirten Verfahren, das die glänzendsten Erfolge gezeitigt hat, Gold- und Silberstickereien, Tressen, Franzen, Schnüre, Geflechte jeder Art, die von einem schwarzen Oxyd überzogen sind, gegen verhältnißmäßig geringe Vergütung „auf neu" wieder herzustellen. Wir hatten Gelegenheit u. a. Schärpen, Epaulettes, Fangschnüre, Stickereien auf verschiedenen Tuchfarben, wie auf Sammet zu sehen, von denen die eine Hälfte in dem schlechten Zustand gelassen, die andere neu versilbert, resp. vergoldet von einer Neustickerei kaum zu unterscheiden war. Selbst die feinsten Gold- und Silberadern erglänzten wie neu, ohne daß der Stoff auch nur im geringsten gelitten hätte, vielmehr erschien auch dieser gereinigt und aufgefrischt. In erster Linie wird diese Erfindung unsere Leserinnen aus Offizierskreisen interessiren, denn hier spielen Uniform-Stücke mit Gold- und Silberstickereien und -Geweben eine große Rolle im Ausgabe-Etat. Auch die verschiedensten Kirchen-Ornate, Ordens- und Amtstrachten, Uniformen, Gala-Hofkleider 2c. für Minister, Kammerherrn, Ordensritter, Staatsräthe 1. bis 5. Kl., Ministerial-Räthe, Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Forstbeamte, sowie die gold- und silbergestickten Cour- und Gesellschafts-Roben für Damen der hohen Aristokratie können durch die „Oekonomie" wie neu wieder hergestellt werden, wobei unter Umständen auch der Stoff eine andere Farbe erhalten kann. Ebenso erfahren Livreen, Gala-Wagendecken, Reit-Requisiten, ferner Draperien, Decorationen, Paramente, Baldachine 2c. eine sorgfältige Auffrischung. Die „Oekonomie" ertheilt bereitwilligst jede gewünschte Auskunft. Die Red.

Selvyt. — Mit diesem Namen ist ein englisches, chemisch präparirtes Ledertuch von besonderer Weichheit bezeichnet, das zum Poliren und Putzen von Glas, Metallen, Fourituren 2c., dient. In der Form von Tüchern eignet sich Selvyt besonders für Metall- und Glasgeräthe, während es in länglicher Kissenform (M. 1,75), mit einer taschenartigen Oeffnung für die Hand, zum Poliren von Flächen an Möbeln, Spiegeln und Scheiben benutzt wird. Beutelartig auf einem Holzstiel befestigt, übernimmt es mit Hülfe eines Tuches gleicher Art das rationellste Putzen jeden Cylinders. Mit einem dazu gehörigen Reserve-Putzbeutel, in einem Carton vereint, sind diese drei letztgenannten Gegenstände für den Preis von M. 3,75 käuflich bei P. Naddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 123. A. H.

Küche.

Magenstärkendes Eingemachtes von Birnen und Ingwer. — Auf $4^1/_2$ kg Bergamotten rechnet man $1^1/_2$ kg Zucker und 65 g Ingwer. Nachdem der Ingwer 24 Stunden gewässert hat, reinigt man ihn, spült ihn sauber ab und schneidet ihn in feine Splitter. Die geschälten, halbirten und entkernten Birnen legt man sofort in kaltes Wasser, um ihnen das zarte Weiß zu erhalten, kocht inzwischen den Zucker mit $^3/_4$ l Wasser zu Syrup-Dicke ein, giebt den Ingwer und die Birnen hinein, läßt diese klar, aber nicht zu weich kochen und füllt sie zum Abkühlen einzeln auf eine Schüssel. Den noch weiter eingekochten und etwas abgekühlten Saft füllt man mit dem Ingwer und den Birnen in Gläser. Nach 3 Tagen kocht man den Saft nochmals auf, läßt die Birnen nur heiß darin werden, füllt sie in die Gläser zurück und überbindet diese mit Pergament-Papier. A. H.

Zwetschen einzumachen. — Man reibt schöne reife Zwetschen (blaue Pflaumen) mit einem trockenen Tuch ab und entkernt sie. Hierauf stellt man sie aufrecht, — eine dicht neben die andere, — in einen sauberen Einmachekessel und läßt sie auf dem Herde zwei bis drei Stunden ziehen, bis die Zwetschen mit Saft bedeckt sind. Erkaltet füllt man sie ohne Zucker in geschwefelte Gläser und bindet sie mit Pergament-Papier zu. Auf diese Weise eingemachte Zwetschen schmecken wie frisch gekochtes Obst. Ph. Fr.

A. v. N.-D., Berlin. — Ein zuverlässiges und durchaus empfehlenswerthes Kochbuch, dessen Recepte einer guten und kräftigen Hausmannskost gelten, ist die „Reform-Küche" von H. Kronberg, worin auch die „Diät für Kranke und Genesende" eingehend behandelt wird. Preis 2 Mk. Verlag von Gustav Schuhr, Berlin SW, Wilhelmstr. 119/120. A. H.

Fr. H. Boddin und **G. A. in O.** — Frankfurter Würstchen. $1^1/_2$ kg mageres Schweinefleisch, 100 g fettes Schweinefleisch werden grob gewiegt und mit 100 g sehr fein gewiegtem Kalbfleisch, 30 bis 35 g Salz, 10 g gestoßenem weißen Pfeffer und $^1/_{10}$ l Wasser sehr gut gemischt, in Bratwurstdärme gefüllt, nachdem diese an einem luftigen Ort getrocknet sind, 48 Stunden geräuchert. A. H.

Zimmereinrichtung.

Vorzimmer mit Erker im Jagdstil. — Viel Freude bereitet es mir, unsere Wohnung in origineller Weise auszustatten, sei es mit altem gediegenen Hausrath oder neuen, minder werthvollen, doch decorativen Gegenständen. — In unserem Heim entlockt das kleine „Vorzimmer im Jagdstil" fremden Besuchern fast regelmäßig ein: „Ach, wie hübsch!" oder gar noch viel schmeichelhaftere Anerkennung. Da, denke ich, darf ich es wohl wagen, in Wort und Bild wenigstens einen Theil des Zimmers meinen Mitleserinnen „zur Anregung" vorzuführen. Mir war es leicht gemacht, Zimmer und Erker in der dargestellten Weise zu decoriren: der Erker war vorhanden, nur den Fenstertritt brauchte ich hineinzustellen und den Erker dann durch Balustraden aus imitirtem Nußbaum und, — statt der Vorhänge, die nur das Zimmer verdunkeln, — durch epheu-umranktes Gitterwerk abzuschließen. Letzteres, das nach Belieben vergoldet werden kann, fertigte ich selbst, indem ich Haselstäbe, auch junge Tannen, die man überall im Walde schneidet und dann ausputzt, auf dem Fußboden in die gewünschte Lage brachte und an den Kreuzungspunkten zunächst mit Bindfaden umschlang, um sie in ihrer Lage festzuhalten, dann aber das Ganze an jedem Kreuzungspunkte mit einem Nagel versah. Das zweitheilige Gitter wird mit ein paar Haken am Plafond und den Seitenwänden befestigt. Die Vergoldung geschieht am besten, indem man das Gitter mit Copal-Lack überzieht und das Bronze-Pulver mit einem Wattebäuschchen auf den feuchten Lack stäubt, was dem Gegenstand viel mehr Glanz verleiht, als wenn man das Pulver mit Bronze-Tinctur aufträgt. — Die Zimmereinrichtung ist so einfach wie möglich. Ein Teppich fällt über den Erkertritt bis ins Zimmer, die beiden Stühle, sowie das Tischchen sind aus Bambusstäben, die in ihrer Naturfarbe gelassen wurden. Auf dem Tischchen steht ein geschnitztes Schweizerhäuschen auf einer gestickten Decke; dahinter ragt eine kleine, in ein Töpfchen gesetzte Tanne empor. Ueber dem Mittelfenster hängt ein hellfarbener, seidener Decorations-Shawl; die Vorhänge aus crême-farbenem Congreß-Stoff sind mit rother Schnurstickerei versehen. Blumentöpfe und -Vasen, sowie ein ausgestopfter Reiher haben auf der Balustrade Platz gefunden. Auf der Holzbank, die an der einen Wand entlang läuft, liegt ein Lederkissen mit Brandmalerei; in der Ecke ist ein Büschel Schilf und Rohrkolben in einem bemalten Flaschenkürbis aufgestellt. Die linke Wand ziert u. a. ein hübsches Pfeifenbrett, bestehend aus einem Holzrahmen mit Einlage aus braunem Tuch, auf dem sich in Stickerei die Motive wiederholen, die der Brennstift auf dem Rahmen verewigte. Die übrige Ausstattung des Zimmers durch Jagd-Trophäen, ausgestopfte Vögel 2c. kann jede Frau, deren Mann dem edlen Waidwerk huldigt, sich leicht verschaffen! Das Fächertischchen im Vordergrunde ist ebenfalls auf die bekannte Weise aus Bambus und drei bemalten Palmblatt-Fächern in verschiedener Größe selbst hergestellt. J. N.

Vorzimmer mit Erker im Jagdstil.

„Lore von Tollen". — Bambus-Möbel sind noch immer modern. Sie können fertige Gegenstände, sowie solche zum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Selbst-Garniren in Hell und Dunkel kaufen. Den Preis für einen Blumentisch erfahren Sie in der Bambus-Möbel-Fabrik von G. Wronker, Berlin SW, Charlottenstr. 2, I. Die Red.

Thierwelt.

Bia in Fiume. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 15/7 d. J. gegebenen Anleitungen zur Aquarien-Pflege möchte ich nicht empfehlen. Das Aquarium muß so eingerichtet werden, daß eine Erneuerung des Wassers höchstens einmal jährlich vorzunehmen ist. Auf den Boden des Aquariums kommt eine Schicht Torf- oder Moorerde, die mit rein gewaschenem Flußsand überzogen wird, dann pflanzt man reichlich unter Wasser wachsende, heimische oder fremde Gewächse ein, füllt, damit Erde und Sand nicht aufgewühlt werden, auf einen untergestellten Teller vorsichtig Wasser ein, und setzt dann, falls das Wasser klar bleibt, die Fische in den Behälter. Gesunde Pflanzen halten das Wasser gesund und scheiden Sauerstoff aus, welchen die Fische zum Athmen nöthig haben. Nur für das verdunstete Wasser wird ab und zu etwas frisches nachgefüllt. Man darf aber auch in einem sachgemäß eingerichteten Aquarium nur ganz wenig Fische halten, weil bei zu reichlicher Bevölkerung Mangel an Sauerstoff eintritt, die Thiere in ihrer Todesangst dann an der Oberfläche nach Luft schnappen und früher oder später eingehen. Wenn Sie in einem Glas mit 3 l Wasser ohne allen Pflanzenwuchs neun Fische halten, so machen Sie Sich einer großen Thierquälerei schuldig. Es ist bedauerlich, daß trotz der reichen Belehrungen durch Aquarien-Vereine und Schriften solche Thierquälereien immer noch möglich sind. Auch Ihre Fütterung ist falsch. Man füttert die Fische nicht mit Gries, sondern mit geschabtem, magerem rohen Rindfleisch, zerschnittenen Regenwürmern, Stubenfliegen und niederen Wasser-Insecten, die mit einem Gaze-Netz in stehenden Gewässern zu fangen sind. M. H.

Abonnentin in Innsbruck. — Die unheilvollste Krankheit der Papageien, das Selbstausrupfen der Federn, infolge dessen die Thiere oft völlig nackt werden, ist immer eine Folge unrichtiger Behandlung und schlechter Fütterung. Die unmittelbare Ursache konnte noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden; sie ist entweder in Hautreiz, infolge verstopfter Poren oder kranken Blutes, oder in mikroskopisch kleinen Schmarotzern zu suchen. Alle Mittel, die man auch anwendete, um den Vögeln das Selbstrupfen abzugewöhnen, sind bisher erfolglos gewesen. M. H.

Gärtnerei.

Die Ueberwinterung von Zwiebeln und Knollen. — Sobald es anfängt frostig zu werden und Blüthen und Kraut der zarteren, im Garten und in den Balcon-Kästen ausgepflanzten Zwiebel- und Knollenpflanzen abzusterben beginnen, ist es Zeit, dieselben auszuheben. Man schneidet die Stengel etwa 10 cm über der Zwiebel, bezw. Knolle ab, schüttelt die Erde aus den Wurzeln und läßt die Pflanzen hierauf in einem luftigen aber völlig frostsicheren Raum abtrocknen. Zwiebeln und Knollen, bei denen sich die Stengelreste nach dem Trocknen leicht ablösen, müssen trocken überwintert werden, am besten im Zimmer, in staubtrockenem Sande, während man die übrigen zur Ueberwinterung auf Erde oder Sand in den Keller legt. Im Laufe des Winters sind die ruhenden Zwiebeln und Knollen wiederholt durchzusehen, schlecht gewordene zu entfernen, angefaulte Stellen auszuschneiden und die Schnittflächen mit Holzkohlen-Pulver zu bestreuen. M. H.

Langjährige Abonnentin in Posen. — Prof. H. Molisch hat Versuche über die Blaufärbung der Hortensien-Blüthen angestellt, die zu dem Ergebniß geführt haben, daß bei nachstehender Pflanz-Methode stets eine blaue Blüthenfarbe bei den von Natur aus weißblühenden Pflanzen erzielt wird. Man verpflanzt die Hortensien in eine Erdmischung von je 1/5 Laub-erde, Moorerde, Sand und Holzkohlen-Stückchen. Für einen Topf von 20 cm oberer Weite setzt man dieser Mischung 1/10 l Alaunkörner zu, von welchen man einen Theil auf den Boden des Topfes bringt, nachdem man das Abzugloch mit einem Scherben bedeckt und etwas Erde aufgefüllt hat. Trotz des häufigen Begießens sollen sich die Alaunkörner sehr lange in der Erde erhalten.

Frau A. S. — Vom Gärtner bezogene Palmen gehen nur dann rasch ein, wenn sie, erstens, durchaus fehlerhaft behandelt werden, zweitens, in ungeeigneten Arten gekauft wurden oder, drittens, in der Gärtnerei durch zu hohe Temperatur sehr verwöhnt worden sind. Im letzteren Fall nehmen die Palmen oft schon auf dem Transport vom Treibhaus in die Wohnung bei nicht sehr sorgsamer Verpackung den Todeskeim in sich auf. Man sollte die im Warmhause gekaufte Palme nicht gleich mitnehmen, vielmehr dem Gärtner noch einige Wochen lassen, damit er sie allmählich abhärtet. Fächerpalmen sind ganz harte Zimmerpflanzen, die so leicht keiner Pflegerin eingehen, auch überall in den Wohnräumen neue Blätter treiben, aber die Stiele dieser neuen Blätter bleiben weit kürzer, als die im Treibhause gewachsenen, und dadurch verlieren diese Palmen sehr an Eleganz. Ihr mitgetheiltes Kulturverfahren bietet keine neuen Anhaltspunkte für die Zimmerpflege der Palmen. M. H.

Rheinländerin. — Blumentische mit Fontainen halten wir nicht für sehr empfehlenswerth, da das Aquarium dieser Tische so viel Raum fortnimmt, daß nur für eine Reihe kleiner Pflänzchen Platz bleibt, auch wird man gewöhnlich die Bedienung des kleinen Motors bald überdrüssig. Am schönsten sind die Fontainen-Blumentische von Louis Heinrici, Zwickau i/S., besonders die mit Heißluft-Motoren. Ein guter derartiger Blumentisch kostet mit Aquarium und Motor 120 bis 160 Mk. In das Aquarium darf nur sehr grober, rein gewaschener Sand gegeben werden, und der Motor ist regelmäßig zu ölen und sehr sauber zu halten, dann sind Reparaturen so bald nicht nöthig. M. H.

Rodberta. — Großblättriger Epheu ist in jeder Handelsgärtnerei käuflich, doch eignet sich auch der Wald-Epheu zur Zimmer-Kultur. E. S.

Allgemeines.

Häusliche Putzmacherei. (Frau Anna S.) — Ihr Wunsch kommt unseren Absichten entgegen. Unter „Hüte und Putz" sollte die Darstellung der hauptsächlichsten Schleifen- und Rosetten-Formen unsere Leserinnen zur häuslichen Putzarbeit anregen, nachdem aber diese Rubrik in der heutigen Nummer keinen Platz fand, bringen wir das Gewünschte an dieser Stelle. Vorangeschickt sei, daß die Putzmacherei neben großer Sorgfalt einiges Geschick erfordert, da die Anleitung nie so mechanisch sein kann, wie bei der Schneiderei. Die Garnituren müssen aussehen, als wären sie mühelos entstanden, nirgends darf sich ein Stich bemerkbar machen; man thut daher gut, zunächst alles zu stecken und erst, nachdem die richtige Anordnung hergestellt ist, das Ganze mit einigen unsichtbaren Stichen festzunähen oder durch Umwickeln mit Garn zu befestigen. Ob das Festnähen direct am Hute geschehen muß, oder ob man die Garnitur in der Hand erst fertig macht, hängt von der jeweiligen Art derselben ab; für den praktischen Universal-Hut der Gegenwart, den Matrosenhut, wie für die verschiedenen Amazonen- und Chasseur-Formen genügt meist eine vorher fertig gemachte Schleife zur seitlichen Garnitur, vervollständigt durch ein glatt oder gewunden um den Kopf gelegtes Band, und auch bei den riesigen, mit Federn und Blumen ausgestatteten Hüten bilden Schleifen oder Rosetten den Kern der Garnitur. Als Material dienen einfarbiges oder gemustertes Seidenband von etwa 6 bis 12 cm Breite, sowie geschnittene Seiden- oder Sammetstreifen. Die Ränder von Seide müssen mit nach außen gelegtem Rollsaum sauber gemacht werden; Sammetstreifen säumt man, indem man den Rand 1 cm breit einfach umlegt und ihn möglichst unsichtbar mit Kreuznaht-Stichen niedernäht. — Für die dargestellte Schleife mit Federposen sind 125 cm von 12 cm breitem einfarbigen Repsband erforderlich; durch Umlegen der einen Längsseite während der Schlupfenbildung wird die Breite um etwa 3 cm eingeschränkt. Man legt zuerst das Band zur linken hochstehenden Schlupfe 16 cm lang um, knifft es durch drei Fältchen eng zusammen und formt dann weitergehend die rechte, untere Schlupfe von 10 cm Länge. Hierauf ist wieder erst die obere, dann die untere Schlupfe in gleicher Länge zu bilden; das letzte, 14 cm lange, auszufranzende Ende steht seitlich nach hinten über. Die so vorgerichtete Schleife befestigt man durch enges Umwickeln mit kräftigem Seidenfaden, worauf das ganze Arrangement in der Mitte durch einen gewundenen Knoten eng zusammengefaßt und durch zwei Rabenfedern vervollständigt wird. — Einen 125 cm langen Schrägstreifen von 16 cm Breite verlangt die mächtige, dem Hut, Abb. 35 im technischen Theil, entnommene Sammetschleife, die aus zwei, je 15 cm, zwei, je 12 cm und einer 8 cm langen Schlupfe besteht, gehalten durch einen 6 cm langen Knoten. Man beginnt mit der 15 cm langen, quer abstehenden Schlupfe und läßt ihr die lange, hochstehende folgen. — Originell wirkt eine Anordnung aus zweierlei, je 8 cm breitem Band, — hier braun und blau-weiß carrirt, — das einem dunkelbraunen, geradrandigen Hütchen entnommen ist. Von dem carrirten Bande sind ein 60 cm und ein 9 cm langes Ende, von dem glatten 100 cm erforderlich. Das lange, bunte Band-Ende wird zunächst 14 cm lang schlupfenartig umgelegt und an seinem abgeschrägten Querrande in drei Falten geordnet; von dem Rest bildet man eine doppelte, fächerartige Tollfalte, wofür man den unteren Rand je leicht in die Höhe schiebt; das letzte Ende steht quer ab. Scheinbar als Fortsetzung dieser Faltengebung wird das kleine Stückchen Band in eine gleiche Tollfalte geordnet; eine Querspange vom einfarbigen Bande verbirgt den Ansatz. Hinter diesen unteren Theil schieben sich zwei quer abstehende, 9 cm lange, einfarbige Schlupfen, die aus der Mitte des Bandes gefaltet werden; beide Enden sind einzureihen und längs des carrirten Band-Arrangements unterzusetzen. — Für die Puffen-Rosette hat man eine Sammetrundung von 25 cm Durchmesser an ihrem Außenrande fest einzureihen und einer 3 cm großen Gaze-Rundung aufzusetzen. Sodann wird der Stoff hier und da gefällig durch verlorene Stiche niedergehalten. — Die 12 cm große Rosette mit Knoten verlangt einen 40 cm langen schrägen Sammetstreifen von 12 cm Breite. Der Streifen ist zur Rundung zu schließen, dann der Hälfte nach zusammenzulegen, worauf die beiden Schnittränder zusammen fest eingereiht werden. Die Mitte deckt ein kleiner, verstürzt aufgesetzter Knoten. Diese Rosetten schmiegen sich mit Vorliebe unter die hochgeschlagene Krempe runder Hüte (siehe Abb. 36 der heutigen Nr.) oder in die tiefen Wellen der Plattenhüte (siehe Abb. 87 der Nr. vom 1/10 97).

Die Red.

Hutschleife aus zweierlei Band.

Hutschleife mit Federposen.

Hutschleife aus Sammet.

Puffen-Rosette.

Rosette mit Knoten.

Handarbeit.

Der „Webertrost". — Wir sind fünf Schwestern, von unserer Mutter fürs Praktische und zum häuslichen Fleiß erzogen. Als im November 1888 die Erfindung des Webe-Apparates „Textil-Eugenia" durch die „Modenwelt" publicirt wurde, erhielt ihn meine älteste Schwester zum Weihnachtsgeschenk: Der Apparat wurde nicht nur von ihr, sondern von der ganzen Familie mit Jubel begrüßt, da er sich als ungemein praktisch erwies und die Technik der Weberei uns in keiner Weise Schwierigkeiten machte, selbst mir nicht, die ich damals nur ein siebenjähriges Kind war. Bald entstanden die mannigfaltigsten Webereien, namentlich, nachdem auch die Smyrna-Weberei als neue Technik hinzugekommen war. Inzwischen vergingen Jahre, und eine Schwester nach der anderen zog als glückliche Gattin in ihr eigenes Heim. Zur Aussteuer einer jeden gehörte als ganz selbstverständlich ein neuer Webe-Apparat, während der alte sich stets von der scheidenden auf die nächstälteste Tochter vererbte. Endlich kam er an mich. Ich bin die Jüngste und somit jetzt im heimischen Neste die einzige, als welche ich mich verpflichtet fühle, der Mutter in ihrer Fürsorge um die Enkelkinder, meine Nichten und Neffen, zur Seite zu stehen, die Hülfe der anderen im häuslichen Fleiße zu ersetzen.

Hierbei unterstützt mich treulich der liebe, vielbewährte Webe-Apparat. Gewebte Röckchen, Kleidchen 2c. erstehen in kürzester Frist. Zu Geburtstagen oder Festen wird schleunigst irgend ein prächtiges Stück gewebt, das etwa einen orientalischen Stoff imitirt, oder eine schöne Stickerei ersetzt, — an der man sonst wer weiß, wie lange, sitzen und sich die Augen schwächen muß! Schnell fährt das Schiffchen durch die Kette, bald diese, bald jene schöne Farbe, oder Metallfaden einführend, und ehe man sich's versieht, ist die Arbeit fertig. Das gewährt in der That ein großes Vergnügen! — Doch, wo viel Licht ist, da pflegt auch Schatten zu sein: So war das Vorbereiten der Arbeit, — das Arrangement der Kette, — stets eine zeitraubende, unangenehme Beschäftigung. Wir verfielen auf allerlei Ideen zur Abhülfe, versuchten dieses und jenes, das jedoch zu keinem Resultate führte.

Da kommt im vorigen Jahre eine Freundin zu Besuch, auch eine begeisterte Weberin, und berichtet, als sie unsere Aufstellungen sieht: „Auf meiner Durchreise in Berlin suchte ich, — kurz entschlossen, — auch die Erfinderin unseres Webe-Apparates, Frau Prof. E. Wernicke, geb. von Hackewitz, auf, die jetzt Eisenacherstr. 80 wohnt. Ihr könnt nicht glauben, welch eine Menge origineller gewebter Sachen ich dort vorfand: Decken, Gobelins, Behänge, Teppiche, Kindersachen 2c. Frau Professor Wernicke zeigte mir auch die neueste Verbesserung des Apparates, die Kettenspann-Vorrichtung „Webertrost", die mich entzückt, weil sie so ungemein praktisch ist. An der Querleiste des Schraubstockes sind lauter kleine Häkchen angebracht, ebenso gegenüber am Kettenträger, der jetzt kastenartig geformt ist. Ueber diese Häkchen zieht man die Fäden, die dann gleichmäßig geordnet sind, fädelt ein, und alles ist sofort webebereit. Eine neue Gebrauchsanweisung giebt's gratis. Mit Hülfe des „Webertrost" ist die Herrichtung der Kette ein Vergnügen, eine Arbeit, die spielend leicht mit geringem Zeitaufwand und Material-Ersparniß bewerkstelligt werden kann." Wenige Tage darauf war der „Webertrost" auch in meinem Besitz. Ich kann nur alles Gute darüber bestätigen. Der Apparat gewährt mir nun eine solche Freude und Befriedigung, daß ich es nicht unterlassen kann, meine webenden Mitschwestern darauf aufmerksam zu machen, da ich annehme, daß diese neue Errungenschaft erst wenig bekannt ist. Der „Webertrost" verdient im vollen Sinne seinen Namen.

M. S. . . ., Treue Verehrerin der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung.

Bezugsquelle: Handwebe-Apparate nebst „Webertrost": Frau Prof. E. Wernicke, geb. von Hackewitz, W, Eisenacherstr. 80.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21, III. 1. November 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(2. Fortsetzung.)

„Du wolltest mir noch etwas sagen," begann Menger wieder.

„Gleich, lieber Bernhard. Reich mir doch 'mal dort von der Etagère die Puderbüchse. Nein, — nicht die, die andere dort, mit dem Nägelpuder. Danke!" Und während sie nun die Nägel roth einpuderte und dann mit einer kleinen Bürste zu poliren begann, fuhr sie fort: „Ja, ich wollte Dich bitten, den Verkehr des Herrn Bernhaupt bei uns einzuschränken, womöglich ganz zu inhibiren."

Er hatte bisher ganz ruhig neben ihr gestanden. Nun fuhr er doch auf: „Warum denn das nun wieder? Warum in aller Welt?"

„Echauffire Dich, bitte, nicht, Bernhard! Du willst wohl Deinen Asthma-Anfall haben?" sagte sie sehr gelassen.

„Da soll man sich nicht echauffiren!" Er trippelte hin und her, in ganz kleinen, unruhigen Schritten. „Ich bin doch wirklich ein geduldiger Mensch. Und ich widerspreche selten, — um des lieben Friedens willen. Und unser Verkehr ist nur Dein Verkehr, — ich komme mir oft wie eine Null vor, — komme ich! Aber da ist nun einmal jemand, der mir gefällt, — sehr gefällt. Darum natürlich Dir nicht, — natürlich! Warum in aller Welt, frag' ich, soll er —."

Frau Margit nahm das Bürstchen aus der linken in die rechte Hand und sah ihn lächelnd an. „Ich könnte einfach sagen, mein lieber Bernhard, weil es mein Wunsch ist. Denn Du bist ja ein viel zu liebenswürdiger Gatte, als daß Du mir solch einen Wunsch abschlagen solltest."

„Das käme doch darauf an, — darauf an, Margit."

„— aber ich habe wirklich ernstere Gründe."

„Da bin ich doch neugierig! Dieser harmlose Mensch —"

„Mein lieber Bernhard, Du bist ja gewiß ein ausgezeichneter Geschäftsmann. Aber sonst bist Du bisweilen doch wie mit Blindheit geschlagen. Nun gut, — ich habe bemerkt, daß Lotte sich für Deinen harmlosen Doctor zu interessiren beginnt, und daß dieser harmlose Mensch durchaus nicht abgeneigt scheint."

Menger hatte sich einen Sessel herbeigezogen. Nun stieß er ihn wieder beiseite und trat ganz dicht an seine Frau heran: „Aber, Margit," rief er mit einem Ton aufrichtiger Herzensfreude, „das wäre ja ein wahres Glück!"

„Findest Du?" Sie legte die Bürste fort, setzte sich auf den Stuhl, den er soeben in nervöser Aufregung fortgeschoben, und verschränkte die Hände im Schoß. „Nun, Du wirst wohl erlauben, daß ich ganz anderer Ansicht bin, mein lieber Bernhard. Ich denke gar nicht daran, zuzugeben, daß sich meine Tochter derart wegwirft. —"

„Aber, Margit," — er wurde erregter, und seine sanfte dünne Stimme nahm einen fast energischen Klang an. „Liebste Frau, bedenke doch: Bernhaupt ist nicht nur ein ehrenwerther, sympathischer Mensch, er ist auch ein sehr tüchtiger Gelehrter, — sehr tüchtig. Und unsere Lotte, — nun ja, sie ist ein liebes, gutes Ding und gescheidt auch, — aber hübsch ist sie nicht, Margit, hübsch wirklich nicht."

Sie antwortete diesmal nicht sofort. Mit spöttisch gekräuselten Lippen sah sie ihn an. Dann erhob sie sich langsam und legte ihre Rechte auf seine Schulter. „Und ich sage Dir, Bernhard, ich wünsche diese Partie nicht. Keinesfalls! Verstehst Du?"

Der Blick der großen Augen mußte etwas wie eine hypnotische Wirkung auf den Mann haben. Sein fahles Gesicht röthete sich. Ein paar Mal öffnete er die Lippen, ohne ein Wort herauszubringen. „Ich verstehe Dich nicht, — verstehe absolut nicht," sagte er dann endlich stockend.

„Einfach genug liegt die Sache doch. Mama würde sagen: Es ist klar wie Kloßbrühe. Ich will, daß Lotte eine bessere Partie macht. Ich will nicht, daß sie eines Tages mit ihrem Doctor irgendwo im Hinterhaus drei Treppen wohnt."

Seine Augen öffneten sich weit, erschrocken. Er stammelte: „Lotte, meine Tochter? Aber, Margit," — es war, als laste ihre Rechte mit Centnerlast auf seiner Schulter, er beugte sich unter ihr.

Sie lachte kurz auf, in demselben trockenen, kaum hörbaren Lachen, das ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, eigen war.

„Ja, Deine Tochter."

Und dann ließ sie langsam ihre Hand von seiner Schulter gleiten und sagte ganz ruhig: „Du weißt schon, wie ich das meine. Wir wollen nicht weiter über diese unerquickliche Sache reden, und wenn es Dir gar zu fatal ist, Deinem harmlosen Bernhaupt einen zarten Wink zu geben, so will ich es thun. Und nun komm zu Tisch! —"

Sie rauschte voran, und er folgte mit tief gesenktem Haupte. So schritten sie durch die teppichbelegten Corridore, über die große Diele zum Eßzimmer. Am Treppenabsatz brannte schon das elektrische Licht. Einen Augenblick blieb Bernhard Menger hier vor der großen Bronzefigur stehen, die in der erhobenen Rechten gleich einer Fackel die leuchtende Flamme hielt. Mit einem scheuen, sinnenden Ausdruck schaute er zu ihr hinauf.

Es war die Gestalt einer Fortuna, — der Glücksgöttin.

IV. Kapitel.

Prinzeß Ottokar stieg an der Seite des Schloßherrn langsam die Stufen der breiten Treppe zum ersten Geschoß hinauf. Dann und wann blieb sie auf einen Augenblick stehen, hob die Lorgnette und warf einen flüchtigen Blick auf einen der alten Stiche an den Treppenwänden.

In einigem Abstand folgte der Prinz mit Fräulein von Gaddern, noch weiter zurück Herr von Insingen, der Hof-Chef, und Comtesse Helfenbladt.

„Prrr!" machte plötzlich die Prinzessin und schlug mit dem Sonnenschirm gegen die Wand.

„Durchlaucht, er ist ja nur ausgestopft." Der Baron neigte sich ein wenig vor, denn er war im Emporsteigen immer eine Stufe hinter seinem hohen Gaste zurückgeblieben.

Nun wandte sie ihm, den Kopf mit einer anmuthigen Bewegung über die Schulter zurücklehnend, ihr pikantes Gesichtchen zu.

„Nein, ist das aber wieder einmal eine Idee, Baron Pflaune! Einen Fasan auf ein Treppengeländer zu setzen, einen Fasan! Man denke, ein Thier, das nur in der Freiheit an seinem Platze ist."

„Das ist kein gewöhnlicher Fasan, Durchlaucht. Ich habe ihn mir aus Sumatra mitgebracht, es ist ein Argus-Fasan, betrachten Durchlaucht nur einmal den fast zwei Meter langen Schweif!"

„Wer lang hat, läßt lang hängen. Das paßt hier auch. Aber ich würde doch keinen Fasan auf ein Treppengeländer setzen." Sie lachte und stieg rasch höher, im Vorüberschreiten den wundervollen Schwanzfedern einen Schlag mit dem Schirm versetzend, daß sie hin und her pendelten.

„Aber, Sidonie!" rief der Prinz.

Nun war sie oben und sah wohl jetzt erst, daß der Fasan eigentlich nicht auf dem Treppengeländer stand, sondern auf einer halbhohen eichenen Wand, die hier den breiten gewölbten Corridor nach dem Treppenhaus zu abschloß.

Baron Bruno war unmittelbar an ihre Seite getreten, und sein Gesicht glänzte, als sie sagte: „Hübsch, — aber nein, wirklich sehr hübsch!"

Er war in der That eine der vielen Sehenswürdigkeiten von Schloß Trunberg, — dieser Corridor. Er nahm beinahe die ganze Länge der dem rückwärts offenen Schloßhofe zugekehrten Front ein, glich fast einem großen Saal und war in durchaus eigenartiger Weise eingerichtet, halb wie eine Rüst- und Jagdkammer, halb wie ein Wohnraum. Zwischen je zwei Fenstern stand eine schwere Ritterrüstung, an der eichengetäfelten gegenüberliegenden Wand hingen auf dunkelrothem Sammet einige große Jagdbilder, über den Thüren waren Waffen-Embleme angebracht. Auch der Langraum selbst wurde dreimal durch geschickt arrangirte Waffengestelle unterbrochen; in der Mitte sogar durch ein altes Geschütz. Aber dazwischen waren überall Sitz-Arrangements eingeschoben, lederbezogene Bänke und Stühle mit massiven Tischen davor. Von der Deckenwölbung, die gleich der Fensterwand in ganz lichtem Grau gehalten war, hingen in gleichmäßigen Abständen mächtige, massige Kirchenkronen hernieder. Der Reiz des Ganzen wurde wesentlich dadurch erhöht, daß jedes Stück der Ausstattung den Charakter des Alten, Echten trug. Es war kein Simili darunter, — oder doch nur sehr wenige, ganz wundervoll imitirte Stücke.

„Das ist wirklich sehr hübsch!" wiederholte die Prinzessin noch einmal.

„Wollen Durchlaucht nicht die Gnade haben, einmal an dies Fenster zu treten."

Ueber den von zwei Flügeln eingeschlossenen Schloßhof und die Parkanlagen am Bergabhang schweifte der Blick weit hinaus auf leichtgewellte bewaldete Hügel zur Rechten; zur Linken breitete sich die grüne Ebene, unten in der Mitte schimmerten die Kirchthürme, der stattliche Schloßbau, die roth-braunen Ziegeldächer der gartenreichen Residenz. Ueber allem lag goldiger Frühlings-Sonnenschein.

Das Fenster war geöffnet. Die Prinzessin reckte ihre kleine zierliche Gestalt, legte beide Hände auf den Sims und lehnte sich weit hinaus. Eine geraume Zeit blieb sie in dieser Stellung, sichtlich unter dem Eindruck des wundervollen Landschaftsbildes. Aber dann rief sie plötzlich zurück: „Komm doch 'mal her, Ottokar! Du kannst hier beinahe in die Schloßküche von Villau gucken und sehen, was Dein Onkel heute für Suppe kriegt."

Baron Bruno trat zurück. Er mochte etwas anderes erwartet haben. Und im Hintergrunde lächelte Herr von Insingen. Der Prinz lachte auch, aber es klang ein wenig verdrießlich. Und wie in dem Bestreben, etwas gut zu machen, trat er nun zu dem Schloßherrn und sprach von der schönen Landschaft und dann von der „stilvollen" Einrichtung des Corridors. Aber da unterbrach ihn die Prinzessin sofort: „Glauben Sie mir, Baron, er versteht gar nichts davon. Weil's altdeutsch ist, nennt er's stilvoll, — das ist das Ganze."

„Aber, Sidonie."

„Aber, bester Ottokar, es ist doch nun einmal nicht anders. Denken Sie Sich einmal, Baron Pflaune, bin ich da mit ihm beim Prinzregenten im Würzburger Schloß, und er spricht anstatt vom Barock immer vom Rococo! Nein, nein, Ottokar, Kunstgeschichte höchstens Censur Nr. 3, — mittelmäßig!"

Sie lachte ihm ins Gesicht und zeigte ihre wundervollen Zähne. Und dann ging sie auf das Geschütz in der Mitte des Raumes zu, betrachtete es aufmerksam mit Kennerblick und meinte: „Lieber Baron, die Lafette ist aber nicht echt."

„Ich bewundere den Scharfblick Eurer Durchlaucht! Leider war die Original-Lafette zu schwer, mein Baumeister hatte Bedenken."

„Schade! Aber dann hätte Herr Eyssen, — ich sehe, es ist sein Fabrikat, — auch passendere Beschläge nehmen sollen. Diese, — pardon, Baron Pflaune, — diese hier sind einfach scheußlich."

Am Treppengeländer lehnte der Hof-Chef und plauderte mit Fräulein von Gaddern, dabei unausgesetzt auf die Worte der Prinzessin hinhorchend und jede ihrer Bewegungen mit seinen klugen grauen Augen verfolgend. „Sie dürfen Durchlaucht nicht nach dem ersten Eindruck beurtheilen, gnädigstes Fräulein, ich bitte, bei unserer alten Freundschaft, recht herzlich darum," sprach er mit leiser sanfter Stimme. „Die Frau Prinzessin kann nicht ohne das kleine Feuerwerk ihrer Sottisen leben, und sie meint es wirklich nicht böse. Ich möchte Sie bitten, gnädigstes Fräulein, dies auch Baron Pflaune anzudeuten, er machte vorhin schon solch ein — wie soll ich doch sagen?, — fast bestürztes Gesicht. Und das thut mir leid, er ist so liebenswürdig."

„Wollen die Herrschaften denn jetzt nicht ihre Zimmer aufsuchen? Nach der langen Wagenfahrt —"

Insingen hob leise die Hand, aber entgegnete nichts. Die Prinzessin hatte mit einer plötzlichen Bewegung ihr Cape abgestreift und setzte das Capote-Hütchen ab. Die Sonnenstrahlen huschten über ihr volles, hochtoupirtes Haar, das in diesem Augenblick fast brandroth leuchtete.

„Ach, liebe Ilse, ich bitte Dich recht sehr, nimm Dich meiner an."

„Du befiehlst?"

„Du sollst mir nicht immer mit der Phrase kommen, Ilse!" Die Prinzessin legte ihren Arm leicht um die Taille des jungen Mädchens. „Nun schauen Sie nur einmal, Baron Pflaune, dies Bild von Stein, — unsere liebe Comtesse! Keine Spur von Herz, sage ich Ihnen, Marmor, — Marmor!" Sie lachte. „Bis einmal der Pygmalion kommen wird! Ja also, liebe steinerne Ilse, bitte, thu mir den Gefallen, rausche würdevollst in unsere Gastzimmer und nimm mir die Mühe ab, mit meiner trefflichen Leonie wegen der Diner-Toilette zu verhandeln. Denn ich muß erst ganz Trunberg sehen. Dieser Flursaal verspricht zu viel, und der Appetit kommt beim Essen. A propos — Essen! Baron Pflaune, Ottokar hat mir vorhin im Wagen anvertraut, er habe einen total verdorbenen Magen."

„Aber, Sidonie!"

„Nun, was ist denn dabei! Sie sollen einmal sehen, was er nachher für eine Klinge schlagen wird."

„Aber, Sidonie!"

„Nachher, sage ich ja! Nämlich bei der Suppe, da verschwindet seine Indigestion stets. Ja so, liebe Ilse, die hochwichtige Toiletten-Frage," — sie zog die Comtesse ein wenig zur Seite und sprach zwar leise mit ihr, aber doch so ungenirt, daß die Herren einzelne Worte verstehen mußten: „Mattblau paßt noch am besten zu meinem Fuchskopf," — lautes Kichern, — „Leonie ist manchmal eine Pute; keinen Schmuck . . . . nein . . ."

Gräfin Ilse stand wirklich vor ihr, wie ein Bild von Stein. Keine Muskel des klassisch schönen, aber ausdruckslosen Gesichts regte sich. Die hohe schlanke Gestalt überragte die Prinzessin bedeutend, so neigte die Comtesse unwillkürlich den Kopf ein wenig. Im Nacken unter der blonden glatten Flechte wurde ein winziger Streifen des blendend weißen Halses frei, auch er wie aus Marmor gemeißelt.

Nun war die Conferenz beendet. „Und sei nicht böse, liebe Ilse, daß ich Dich belästige. Alles verstanden, Ilse?"

„Gewiß!"

Das Organ der Comtesse war nicht scharf, aber es that dem feinbesaiteten Ohr des Baron doch wehe. Der eigenthümlich hohe Ton streifte fast an Discant; er paßte so gar nicht zu der ganzen Erscheinung des schönen Mädchens.

„So, verehrter Gebieter von Trunberg, nun stehen wir zu Ihrer Verfügung. Sesam, thue Dich auf!" Sie schritten nebeneinander den breiten Gang hinunter. Dabei mußten sie an der Hofdame vorüber, die an die Seite von Fräulein von Gaddern getreten war, und kaum waren sie einigermaßen außer Hörweite, so sagte die Prinzessin: „Bin ich nicht eigentlich recht thöricht, Baron, diese Schönheit neben mich zu stellen? Eine Juno neben solch einer kleinen — hm! Dryade!" Sie kicherte wieder.

„Aber, Durchlaucht!" Pflaune wußte wirklich nicht recht, was er sagen sollte.

„Bester Baron, ich habe ein ganzes Schock Fehler. Nur eitel bin ich nicht. Und die arme Ilse, — arm wie eine Kirchenmaus, — ist ja auch Gottlob so tadellos schön, daß man sie überhaupt mit irdischen Weltkindern nicht vergleichen kann. Und dabei —" mit ein wenig spöttelndem Ausdruck, — „auch so gut, — auch überirdisch gut—müthig!"

Er hatte die nächste Thür geöffnet. Der große, durch zwei Stockwerke reichende Mittelsaal des Schlosses lag in seinem Barockschmuck vor ihnen. Sie musterte flüchtig die weißschimmernden Wände, verglich das Deckengemälde mit einem Bilde Tiepolo's, kritisirte scharf die Lehnen der an den Wänden aufmarschirten Stühle, warf ihrem Gatten ein spitzes: „Ottokar, das ist Barock!" hin und schritt dann hastig weiter, durch eine ganze Flucht von Zimmern. Nur hier und dort sprach sie eine knappe, fast immer treffende, aber meist recht scharfe Bemerkung aus.

Als sie dann endlich, — der Prinz war mit Insingen etwas zurückgeblieben, — in dem Erker des Schlosses standen, von dem aus sich wieder ein Blick auf Villau bot, fragte sie plötzlich: „Ihr Herr Bruder hat da unten das Regiment bekommen, Baron?"

„Vor vierzehn Tagen, Durchlaucht."

„So wird er heute beim Diner sein?"

„Er hat mir zugesagt. Er ist sehr glücklich, den Prinzen wieder zu sehen, und daß er endlich die Ehre haben wird, Eurer Durchlaucht vorgestellt zu werden."

Sie sah zu ihm auf, mit einem Blick, den er nicht verstand. Es lag ein Ausdruck in diesen flimmernden Augen, der kaum anders zu deuten war, als ob sie sagen wollten: „Was fällt Euch denn ein? Was soll denn diese Komödie?"

Nun schürzte sie ein wenig die Lippen und sprach mit ihrem spöttischen Lächeln: „Mir vorgestellt? Aber, lieber Baron! — —"

Er wurde verlegen unter dem unsicheren Gefühl, irgend einen Fehler begangen zu haben. Aber als sie die leise Röthe in seinem Gesicht aufsteigen sah, fühlte sie sofort heraus, daß er vorhin ganz harmlos gesprochen hatte.

„Wollen wir nicht weitergehen, Baron?" sagte sie gelassen. Während er die Thür vor ihr öffnete, wandte sie sich um und setzte ruhig, anscheinend ohne alle Pikirtheit hinzu: „Da wird einem wieder einmal so recht lebhaft vor die Seele geführt, was für ein unbedeutendes Persönchen man ist. Also nicht einmal erwähnt hat Ihr Herr Bruder, daß wir uns kennen? Lange schon, seit jenen Jahren, als ich noch Comteß Track-Wellerdingen war! Nun, — ich bin nicht böse. Ihr Herr Bruder hatte ja immer nur Interesse für seinen Dienst."

Sie brach ab und schritt schnell vorwärts auf ihren Gatten zu, um ihn mitten in seiner Unterhaltung mit Insingen durch eine ganz gleichgültige Frage zu unterbrechen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Anzug. Nach einer Pariser Original-Zeichnung.

Der Speisesaal von Trunberg war der Stolz des Schloßherrn, die Tafel darin aber war der Stolz von Fräulein von Gaddern. Und beide hatten nicht Unrecht.

Der Speisesaal war ein länglicher, ursprünglich viereckiger Raum. Baron Pflaume hatte aber, im Anschluß an die abwechselnd in hellerem und dunklerem Nußbaum gehaltene halbhohe Täfelung, die Ecken abschrägen lassen, sodaß der Grundriß des Saales jetzt achteckig erschien. Vor jeder der vier Schmalseiten stand ein Arrangement von Blumen, das bis an den oberen Abschluß der Holztäfelung reichte. Holzgetäfelt war auch die Decke; zwischen ihr und der unteren Täfelung aber war die Wand ganz schlicht weiß und trug als einzigen Schmuck dicht unter der Decke eine hochrelief behandelte, farbig getönte Guirlande von Laub und Früchten. Ein dunkelrother, schwerer Teppich bedeckte den Boden. Kein Büffet, keine Anrichtetische; die hohen Fenster, wenn, wie heute, nicht bei Licht gespeist wurde, von ganz lichten, hellgelben Vorhängen bedeckt; keine prunkende Krone. In der Mitte ein sehr breiter Eßtisch; die Stühle ohne Schnitzerei, Sitz und Rücken ganz mit dunkelm Leder überzogen, ohne Wappen oder Monogramm. Nichts sollte in dem Raum die Aufmerksamkeit von der Tafel selbst ablenken.

Auch diese war scheinbar einfach Scheinbar freilich nur, denn wer näher zusah, mußte bemerken, daß jeder Theil an ihr, jedes Stück auf ihr kostbar war. Vom schwersten, wie Atlas schimmernden Damast das faltenlose schneeige Tischtuch; das Porzellan, Meißener Drachenmuster, in Gold und Grün; die Gläser und Caraffen Baccarat mit einem ganz feinen Goldrand. Keine silbernen Tafelaufsätze, aber auf dem langen Tischläufer aus meergrüner, mit echten Spitzen umsäumter Seide eine harmonisch zusammengepaßte Reihe niedriger Krystall-Jardinièren mit Frühlingsblumen, unter denen das Weiß und Grün der Maiglöckchen vorherrschte. Nur in der Mitte stand eine köstliche, sehr große Meißener Flora, die in den Händen einen gefüllten Blumenkorb hielt, von dem duftige grüne Guirlanden zu den nächsten Jardinièren gespannt waren.

Es war, als bringe die knieende Flora den durchbrochenen Korb mit den rothen La France-Rosen, — den einzigen Rosen auf der ganzen Tafel, — der Prinzessin als Huldigung dar.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Emilie, Antwerpen. — Der anhaltende Gebrauch von Borax-Wasser kann den Augen allerdings nachtheilig sein, entweder durch zu starke Reizung, oder durch Verhinderung einer ordentlichen Behandlung, die in Ihrem Falle wahrscheinlich nicht allein die Augen, sondern vielleicht vorzugsweise die Nasenschleimhaut oder auch noch anderes zu berücksichtigen hätte. Wenden Sie Sich an einen tüchtigen Augenarzt. Dr. D.

M. H. — Juckende oder krabbelnde Empfindungen an Hautstellen, die keine Veränderungen erkennen lassen, deuten auf Empfindlichkeit der betreffenden Nerven: Kaltes Wasser als Abreibung oder als Umschlag dürfte sie am einfachsten beseitigen. — Nächtliche Anfälle von Herzklopfen können von schlechter Luft im Schlafzimmer, von schwerem Abendessen, geistiger Aufregung und anderen Umständen, auch von Krankheiten herrühren. Um das festzustellen und danach die geeigneten Hülfsmittel anzugeben, dazu ist persönliche Befragung eines Arztes nothwendig. Dr. D.

A. R. in F. — Der kreisförmige Haarausfall, Area celsi, ist entweder parasitären, durch Pilze bedingten, oder nervösen Ursprungs und verlangt danach verschiedene Behandlung. Mittel, welche die eine Ursache beseitigen, sind bei der andern unnütz. Das zu unterscheiden ist eben Aufgabe des Arztes. Dr. D.

Elly. — Sie verlangen viel auf ein Mal und noch dazu in der nächsten Nummer der Modenwelt! So schnell lassen Antworten beim besten Willen sich nicht geben. 1) Alkalifreie Seifen giebt es überhaupt nicht, da alle Seifen aus Verbindungen von Fettsäure mit einem Alkali bestehen; grüne Seife enthält Kali meist im Ueberschuß und greift daher bei häufigem Gebrauche die Haut an. Selbstbereitete Seifen, auch nach dem von Ihnen mitgetheiltem Recept, dessen Anfertigung übrigens einige Schwierigkeiten bereiten dürfte, sind unzuverlässiger als die aus guten Fabriken bezogenen. Versuchen Sie die überfettete Kampferseife (von Dr. Eichhoff) von Apotheker Mülhens-Cöln a. Rh., die auch Ihrer Kopfhaut gut thun wird. Dr. D.

Fr. B. — Das Dr. Graf'sche „Byrolin" (in Zinntuben) ist zur Heilung und Vorbeugung von Wundsein aller Art, sowie als Hautpflege- und Schönheitsmittel zu empfehlen. Der Firma Dr. Graf & Comp., Fabrik chemisch-technischer und pharmaceutischer Apparate, Berlin O 34, Gürtelstr. 25, ist auf der unter dem Protectorate Ihrer Königlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern stehenden Allgemeinen Ausstellung von Erzeugnissen für Kinderpflege im Kurgarten zu München-Nymphenburg, unter dem 15/7 97 für ihr dort ausgestelltes Präparat „Byrolin" vom Preisgericht die Goldene Medaille zuerkannt worden. L. B.

Beschäftigung der Jugend.

Spielkasten für die Kleinen. — Für die kommende Weihnachtszeit möchte ich meine lieben Mitleserinnen auf ein billiges, selbst gefertigtes Geschenk aufmerksam machen, einen Spielkasten für die Kleinen und Kleinsten. Man braucht dazu eine Kiste, etwa 40 bis 50 cm breit, 30 cm hoch; wenn dieselbe nicht sehr fest ist, thut man gut, sie mit Leisten zu unternageln. Den Deckel befestigt man mit kleinen Charnieren, die man durch einen darüber geklebten Streifen Leinwand deckt. Innen bekleidet man den Kasten am besten mit bunter Tapete; die ganze Außenseite des Kastens jedoch, sowie die Innenseite des Deckels beklebt man mit hübsch zusammengestellten farbigen Karten, Liebig-Bildern und dergl. An den beiden Seiten des Kastens befestigt man kleine Griffe aus Messing, und zum besseren Oeffnen des Deckels schraubt man einen Messingring ein; beides erhält man in jeder Eisenwaren-Handlung für wenig Geld.

Der Kasten nimmt sämmtliche Spielsachen auf. Baby, auf den Teppich gesetzt, mit dem Spielkasten daneben, beschäftigt sich stundenlang mit seinem Inhalt und, wenn es daran keinen Gefallen mehr findet, mit den bunten Bildern. Sollten die kleinen Händchen auch einmal ein Bildchen losreißen, so läßt sich dasselbe leicht wieder ersetzen. Zum Inventar meiner Kinderstube gehört ein solcher Kasten schon über fünf Jahre; derselbe wird alle Weihnachten frisch beklebt und erweckt dann immer wieder Freude. Eine alte Abonnentin.

Frau von L. — Ein geeignetes Geschenk für Ihr Söhnchen dürfte die Pferdekrippe mit Geräthen in Brandmalerei sein, die wir in „Aus dem Leserkreise" vom 15/11 96 in Abbildung und Beschreibung veröffentlichten. (Bezugsquelle: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76. Preis: Gebrannt Mk. 12,75, ungebrannt Mk. 10.) Die Red.

Frau Elwine R. — Wir machen Sie auf den von Otto Maier in Ravensburg in Württemberg herausgegebenen Katalog über Gesellschafts- und Beschäftigungsspiele für die Jugend aufmerksam. Die Maier'schen (sog. Ravensburger) Spiele sind nach pädagogischen Grundsätzen ersonnen, geschmackvoll ausgestattet, — der bildliche Theil der Spiele verräth sichtlich die Künstlerhand, — und bei sachgemäßer, taktvoller Redaction dem jugendlichen Verständniß und Gemüth vortrefflich angepaßt. Die Red.

Praktische Mutter. — Als wirklich „praktisches Geschenk" für Ihr Töchterchen empfehlen wir Ihnen den Kochherd „Martha" der Firma Bischleb & Kleucker in Braunschweig (Preis 12 Mk.). Sein Vorzug besteht darin, daß er mittelst Glühstoff geheizt wird, der sehr sparsam, vollständig rauch- und geruchlos brennt und die hübschen, außen grau, innen weiß emaillirten Kochgeschirre nicht schwärzt. Der Kochherd „Martha" kann daher selbst in kleinen Räumen gebraucht werden. Die Red.

Tante Ida. — Ihre Wünsche, Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände betreffend, finden Sie bereits in der heutigen Nummer erfüllt. Wir haben nur durchaus praktische Gegenstände gewählt, zu denen auch das Material überall leicht und mit wenig Kosten zu beschaffen ist. Für Ihre „wilden Buben", die fleißig und geschickt das Schnitzmesser zu führen verstehen, wird die folgende Nummer verschiedene einfache Vorlagen bringen. Auch erinnern wir Sie an die vielen Gegenstände, die im Laufe des Jahres sowohl im technischen Theil wie unter „Weihnachts-Arbeiten" erschienen sind; bei den Kerbschnitt-Arbeiten spricht die Mode ja nicht mit. Die Red.

Besenspind mit Geräthen.

Häusliche Kunst.

Besenspind mit Geräthen. — Fürsorglichen Hausmüttern, die gern jeden ihrer Lieben mit einer eigenen Weihnachtsarbeit erfreuen, geben wir mit dem nebenstehend abgebildeten Besenspindchen Anregung zu einer Weihnachtsgabe für kleine Mädchen und unterstützen damit zugleich das Bestreben, heranwachsenden Töchtern schon frühzeitig häuslichen Sinn, Ordnungsliebe und Sauberkeit anzugewöhnen.

Das reich mit Brandmalerei geschmückte, in seinen Umrandungen braun gebeizte Eckspindchen aus hellem Eisenholz ist mit zwei Console-Brettern versehen. Bei einer Höhe von 122 cm und einer oberen und unteren Breite von 37, resp. 42 cm wird das Schränkchen bequem in jeder Ecke untergebracht; es nimmt in gefälligem Arrangement alle Geräthe in entsprechender Größe auf, die zum Reinigen der Spielräume und -Möbel erforderlich sind.

Neben dem Zimmerbesen, Schrubber, Handfeger, Teppichbesen, Abstauber, Eimer und der Bürste, die alle mit leichten Mustern und Zweigen durch den Brennstift verziert sind, finden in dem Eckspindchen auch ein Ausklopfer aus Rohrgeflecht, eine Müllschippe aus Blech, ein Schwamm, ein Fensterleder mit gebranntem Rande, sowie ein roth umnähtes Scheuertuch Aufnahme; alles ist mit rothen Schleifchen befestigt.

Da an dem Eckspindchen nichts geleimt ist, sondern seine vier einzelnen Theile nur durch Schrauben verbunden sind, läßt es sich mit Leichtigkeit auseinander nehmen und ist auch als Postsendung bequem zu verpacken. (Bezugsquelle: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76, Preis gebrannt 20 Mk., ungebrannt 15 Mk.) A. H.

Blumentopf-Hüllen aus Pappe mit Brandmalerei. — Als Ersatz für die allzu vergänglichen Blumenhüllen aus Seidenpapier fertigte ich solche in verschiedener Größe aus brauner Pappe, die der Brennstift auf die verschiedenste Weise verzierte. Natürlich zeichnete ich die Muster vorher auf, doch läßt sich auch ein beliebiges Schablonen-Muster verwenden. Einige der Muster malte ich farbig aus, wodurch hübsche Abwechslung geschaffen wurde. Bei der mit Blumenrand abgeschlossenen Hülle ist es nöthig, den Außenrand recht tief einzubrennen, dann läßt sich der Contour mit Hülfe des Schnitzmessers leicht herstellen; das Ausschneiden mit der Schere erweist sich als höchst unbequem. Den Schluß der Hüllen bewirken, — je nach ihrer Größe, — 2 bis 3 Drahtzwingen, die in jedem Eisenwaren-Geschäft käuflich sind. R. S. J.

Blumentopf-Bekleidung mit lasirender Malerei.

Blumentopf-Bekleidung mit lasirender Malerei. — Der obere Durchmesser dieser für eine Palme bestimmten Blumentopf-Hülle mit ausgeschlagenem Rand beträgt 32 cm, die Höhe 25 cm. Nachdem man den Apfelzweig aufgezeichnet und eingebrannt hat, lackirt man das ganze Pappstück. Hierauf wird der gebrannte Zweig vorsichtig mittelst feinen Pinsels mit Anlage-Oel überstrichen, worauf am anderen Tage das Blattsilber aufgelegt wird; dasselbe haftet nur auf den angelegten Stellen, — das überflüssige Silber entfernt man mit trockenem Pinsel, — und überzieht die versilberten Stellen zuletzt mit weißem Lack. Hierauf wird der Zweig mit lasirender Oelfarbe gemalt. Lederpappe ist bei jedem Buchbinder käuflich; aufgezeichnete Blumenhüllen (bereits ausgeschlagen) à 1,20 Mk., fertig gemalte à 4 Mk., liefert das kunstgewerbliche Atelier von Helene Schendler, Berlin S, Urbanstr. 6. Die Red.

Tambourin mit Malerei. — Für mein Zimmerchen habe ich kürzlich einen reizenden Wandschmuck gefertigt, — ein Tambourin, zwar nur einem italienischen Original nachgebildet, doch sieht es fast täuschend echt aus und kostet sehr wenig. Als Material dienten mir ein starker runder Deckel von einer Mussschachtel, ein Stückchen Seide, bunte Bänder und einige große Messingschellen. Die obere Seite deckte ich mit einer Aquarell-Malerei (Kopf einer Italienerin), die ich zunächst auf grobkörnigem Papier mit gelblichem Ton, da dieses dem Pergament ähnlich ist, ausführte. Die Rückseite wurde mit bunter Seide straff überspannt, damit das Tambourin auch hier sauber aussieht. Will man sich mit dem Aufkleben der Malerei auf den Deckel nicht plagen, so überläßt man dies dem Buchbinder. Die ringsum an der Schmalseite des Deckels festgeklebten Ränder von Papier und Seide deckt ein straff herumgespanntes farbiges Seidenband, das mit einigen Stichen unsichtbar angenäht wird; ebenso werden am Rande in drei gleichen Zwischenräumen die verzierenden Schellen befestigt. Oben bindet man die Bänder in eine Schleife, hinter welcher die Oese zum Anhängen angebracht wird. K. G. in München.

E. H. in Burg. — Die Laubsäge-Arbeit zu dem Kasten, Abb. 39 vom 15/9 97, läßt sich ebenso gut in Weiß- oder Nickelblech ausführen, wenn das Eisenblech Ihnen bei der Verarbeitung Schwierigkeiten bereitet. Das auf Pauspapier vorgezeichnete Muster wird dem Blech vermittelst flüssigen Leims fest und glatt aufgeklebt. Die Löcher zum Einspannen der Säge kann man mit einem Nagel einschlagen. Nach dem Fertigstellen der Laubsäge-Arbeit reinigt man das Blech in lauwarmem Wasser und reibt es dann mit einem wollenen Lappen und mit pulverisirtem Bimsstein ab. Bezugsquelle für Weißblech, Nägel 2c.: W. Blau, Berlin N, Reinickendorferstr. 17a. Die Red.

Fürs Haus.

Kohlensieb. — Oft hört man die Klage, daß die Dienstmädchen mit den halbverbrannten Kohlen verschwenderisch umgehen. Um diesem Uebel abzuhelfen, ließ ich ein „Kohlensieb" in folgender Weise anfertigen. Eine Blechkiste ließ ich auf 30 cm Höhe abschneiden, schmal umbiegen und innen, an zwei gegenüberliegenden Wänden, 14 cm über dem Boden schmale Stützen aus Blechstreifen anlöthen. Darauf ruht ein mit 2 cm hohem Rand versehener Sieb-Einsatz, der in je $1^1/_2$ cm Entfernung mit $^1/_2$ cm im Durchmesser haltenden Löchern durchschlagen ist; zwei dem Einsatz angelöthete Blechstreifen, 4 cm breit, 22 cm hoch, oben nach innen gebogen, dienen als Henkel. Den Schluß übernimmt ein loser Blechdeckel mit übergreifendem Rande. — Nachdem die Asche aus dem Amerikaner Ofen auf den Sieb-Einsatz geschüttet wurde, deckt man den Deckel darüber; unter tüchtigem Schütteln fällt die Asche durch die Löcher, während man die zurückgebliebenen, halbverbrannten Kohlen mit dem Sieb an den Henkeln herausheben und noch sehr gut im gewöhnlichen Coaks-Ofen verwerthen kann. E. O.

Schloß für Cigarrenkisten. — Vor unberufenem Eingriff in die gefüllte Cigarrenkiste sichert ein amerikanisches Schloß, das mühelos an jede Cigarrenkiste beliebiger Größe anzubringen ist. Das 2 zu $2^1/_2$ cm im Quadrat messende flache, versilberte Schloß zeigt an seiner Rückseite einen spitzen Metallstift, der oberhalb durch die vordere Kistenwand getrieben und innen von einer Schraubenmutter festgehalten wird. Oberhalb des kleinen Schlosses und nur durch Charniere mit diesem verbunden, befindet sich eine bewegliche, federnde Platte, die bei leichtem Druck sich fest über den Kistendeckel schließt und nur mit dem zum Schloß gehörigen kleinen, ganz flach gearbeiteten Patent-Schlüssel wieder zu öffnen ist. (Bezugsquelle: S. J. Arnheim, W, Leipzigerstr. 126, Preis 3 Mk.) A. H.

Blumentopf-Hüllen aus Pappe mit Brandmalerei.

„Reinlichkeit". — Als Radical-Mittel gegen Wanzen empfehlen wir Ihnen das Bestreichen der Bettstellen mit einer Flüssigkeit von 4 Theilen Spiritus, 1 Theil Kampfer, 2 Theilen Mohnöl, 2 Theilen Benzin, gemischt mit 3 Theilen Euphorbia-Tinctur. (Feuergefährlich, deshalb nicht bei Licht auszuführen!) Für untapezierte Wände eignet sich das frische Abputzen derselben; man mischt zu diesem Zweck eine halbstündige Abkochung von Sadebaum, Koloquinten, spanischem Pfeffer und Aloe in 40 bis 50 Theilen Wasser unter den Putz oder unter den Tapetenkleister. (Vorsicht, giftig!) A. H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

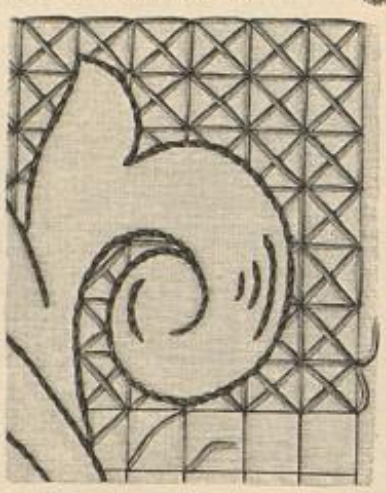
Strickarbeit zum Staubtuch.

Strickarbeit mit gehäkeltem Abschluß zum Topflappen.

Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände.

Wiederum beginnen wir die Reihe unserer Vorlagen für kleine Weihnachtsgaben mit einigen leicht ausführbaren Handarbeiten, welche die kleinen Mädchen mit Hülfe älterer Schwestern, Tanten 2c., die größeren Mädchen selbständig anfertigen können. — **Tischdecke aus Leinen mit vorgedrucktem Kreuzstich-Grunde.** — Auf dem kräftigen Leinengrunde der 33 bis 34 cm großen Stoff-Vierecke sind nicht nur die Contouren der Muster-Figuren, — Drachen und Fabelthiere, — vorgedruckt, sondern auch die Räume für jeden der Kreuzstiche zur Füllung, welche durch Strichstich-Reihen getrennt sind. Den Stickfaden bildet Baumwolle oder Leinengarn. Alle Contouren bestehen aus schwarzem Stielstich, während man die Füllung beliebig roth, gelb oder blau ausführt. Den in verschiedenen Mustern zu kaufenden Stoffstheilen, welche auch als einzelne Deckchen für den Nachttisch 2c. Verwendung finden können, ist reichlich Stoff für einen schmalen Saum zugegeben. Ueberwendliche Naht verbindet dieselben mit 6 cm breitem geklöppelten oder gehäkelten Einsatz und der 7 cm breiten Abschlußspitze. — **Blumendeckchen aus Filz mit vorgedrucktem Muster.** Einer augenblicklichen Mode folgend, verwendet man gern große, phantastische Blumen als Lampenteller, Blumenglas-Unterlagen 2c. Die Blumen sind auf kräftigem, gelblich-grauem Filz in bunten Farben vorgedruckt; Chenille hebt die Contouren wirksam hervor, während Stielstich-Adern die Flächen beleben. An unserer 30 cm im Durchschnitt großen Vorlage gruppiren sich um den olivgrün und gelb gehaltenen Kelch, dem große Staubfäden entsteigen, innen lila, außen grün abschattirte Blätter. Die braune Chenille wird mit lila-seidenen Ueberfangstichen befestigt; die kurzen Stielstich-Linien aus zweitheiliger Filoselle-Seide, welche auch beliebig fortbleiben können, erscheinen auf den grünen Blättern in drei grünen, auf den lila Blättern in drei lila Schattirungen. Außerhalb der Contouren wird der Filzgrund fortgeschnitten. — **Bürstenhalter mit Flachstich-Stickerei.** — Etwas mühevoller in der Ausführung ist die Bürstentasche, doch wird sich die kleine Geberin besondere Anerkennung damit erwerben. Als Grundform dient ein Cartonstreifen von 17 bis 18 cm Breite zu 46 cm Länge; derselbe wird innen durchgehends mit rothbraunem Kattun bekleidet, außen aber nur in 17 cm Länge an der Rückseite zur Ergänzung des mit nordischer Wolle auf rothbraunem Woll-Canevas ausgeführten Flachstich-Stickereistreifens. Nach den unten stehenden Typenmustern stickt man zunächst die Mitte; hier gilt jede Type für zwei Grundfäden in der Höhe und zwei Fäden in der Breite, auf welchen Raum zwei Stiche auszuführen sind. Wo mehrere Typen einer Farbe neben einander stehen, greifen die Stiche gleich in ganzer Länge über dieselben; die seitlichen Zacken kommen mit ihrer Mitte auch genau auf die Mitte der weißen Figuren zu stehen, was sich im Typensatze nicht präcise wiedergeben ließ. An dem Typenmuster für den Rand gilt jede Type für einen Grundfaden und einen Stich, wie ein Vergleich mit dem naturgroßen Stickereitheil zeigt. Ueberwendliche Stiche verbinden Futter und Stickerei mit einander und schließen die Quer-Enden des Streifens zusammen. Feine rothbraune Schnur umwickelt den 25 cm langen Stab, wodurch derselbe dem oberen Rand des Halters angenäht werden kann, und dient zum Anhängen. Jede der den Stab und den unteren Rand verzierenden Quasten verlangt einen rothen, 7 cm breiten und einen grünen, 12 cm breiten Tuchstreifen, je etwa 7 cm lang; jeder Streifen wird zur Hälfte seiner Breite zusammengelegt und strohhalmbreit bis etwa $^3/_4$ cm von den Rändern entfernt eingeschnitten. Dann sind die Streifen übereinander, — innen der längere, — aufzurollen und mit Goldfaden abzubinden. Eine kleine Tuchschlinge dient zum Anhängen. — **Gestricktes Staubtuch.** — Mit gebleichter oder ungebleichter Baumwolle in der Stärke des naturgroßen Mustertheiles hat man für das 35 cm große Tuch 127 Maschen aufzuschlagen und hin- und zurückgehende Touren zu stricken; die 1. Masche wird abgehoben. Zunächst arbeitet man für die breiten Streifen des Randes neunmal abwechselnd fünf sich rechts und fünf sich links markirende Touren, dann setzt der schmal und schräg gestreifte Fond ein. An jeder Seite des Tuches, also zu Anfang und Ende der Nadel, sind aber in 29 Maschen Breite die breiten Streifen regelmäßig fortzuführen; für den Fond strickt man abwechselnd 3 Rechts- und 3 Linksmaschen, verschiebt aber in jeder Tour das Muster um 1 Masche und achte darauf, daß die Linksmaschen der rechten Tuchseite in der zurückgehenden Tour rechts gestrickt werden müssen. Nach 105 Touren ist der Fond vollendet; es folgen nun wieder wie zu Anfang neun breite Streifen. Um den Außenrand häkelt man eine Tour fester Maschen und hierauf Picots aus je 1 festen Masche, 5 Luftm. und 1 festen Masche in die 1. Luftm. zurück. — **Gestrickter Topf- oder Waschlappen.** — Erforderlich ist ungebleichte, rothe und blaue Baumwolle in der Stärke wie es das naturgroße Stückchen der Strickarbeit zeigt. Man beginnt an der einen Ecke mit 3 Maschen Anschlag und strickt stets rechts hin- und zurückgehende Touren. Um die Form der 18 cm großen Vorlage zu erhalten, wird während 84 Touren je 1 Masche zugenommen und es sind hierfür aus der vorletzten Masche 2 Maschen zu stricken. Es folgen 2 Touren ohne zunehmen, dann ist im selben Verhältniß wieder abzunehmen durch Zusammenstricken von 2 Maschen; die letzten 3 Maschen kettet man ab. Das buntfarbige Streifenmuster verlangt bis zur Mitte 28 weiße, 2 rothe, 8 blaue, 2 weiße, 6 rothe, 2 weiße, 2 blaue, 2 weiße, 6 rothe, 2 weiße, 8 blaue, 2 rothe und 15 weiße Touren, die sich entgegengesetzt wiederholen. Rother gehäkelter Randabschluß, wie zum Staubtuch beschrieben. — **Kissen-Vorlage mit Kreuzstich-Stickerei.** — Nach dem Typenmuster auf rothem Woll-Cuba ausgeführt, mißt die Stickerei 44 cm Breite zu 38 cm Höhe. Man stickt mit nordischer oder Hamburger Wolle, Kreuzstich mit doppeltem oder Smyrna-Stich mit einfachem Faden; jede Type bestimmt einen Stich, der wieder über ein Stoff-Carreau greift. M. St.

Tischdecke aus Leinen mit vorgedrucktem Kreuzstich-Grunde. Naturgroße Stickerei nebenstehend.

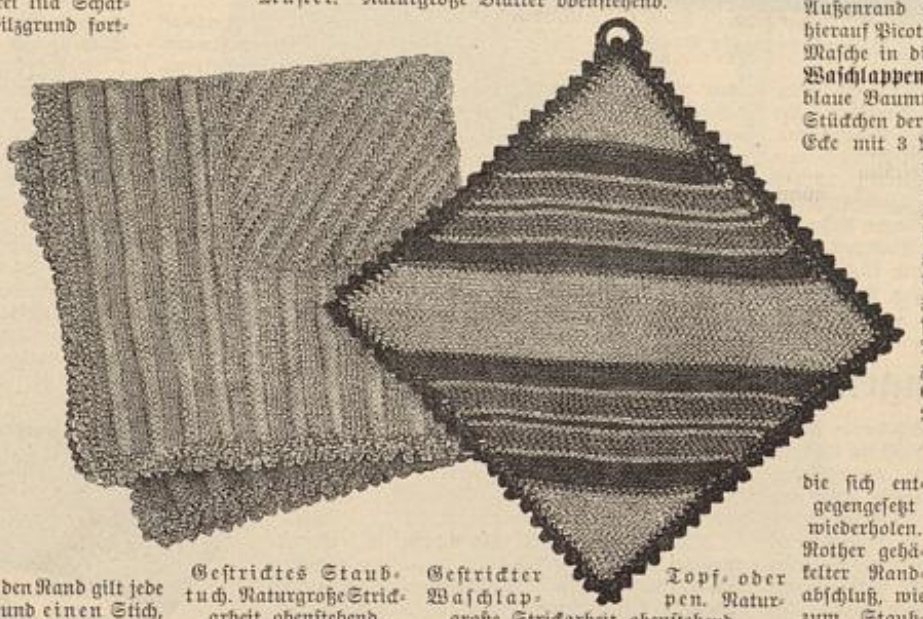


Naturgroße Stickerei zur Tischdecke.

Blumendeckchen aus Filz mit vorgedrucktem Muster. Naturgroße Blätter obenstehend.

Bestickte Filzblätter zum Blumendeckchen.

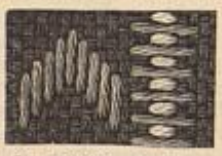
Bürstenhalter mit Flachstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei und Typenmuster untenstehend.



Gestricktes Staubtuch. Naturgroße Strickarbeit obenstehend.

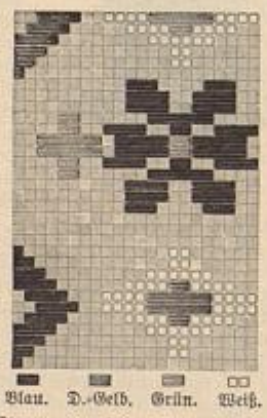
Gestrickter Topf- oder Waschlappen. Naturgroße Strickarbeit obenstehend.

Kreuzstich-Stickerei zur Kissen-Vorlage.



Flachstich-Stickerei zum Bürstenhalter.

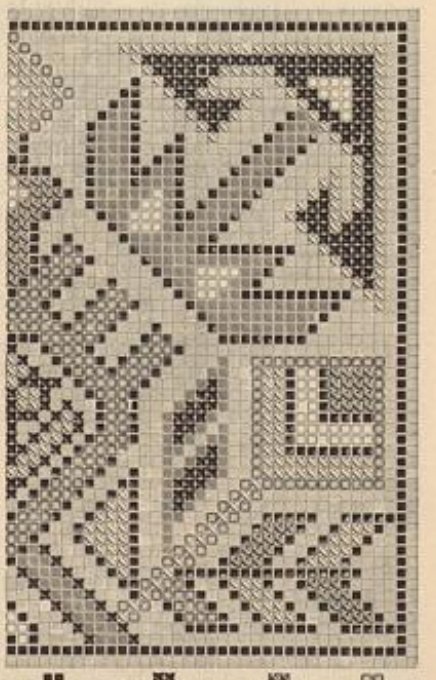
Typenmuster zum Randbörtchen des Bürstenhalters.



Blau. D.-Gelb. Grün. Weiß.

Typenmuster zur mittleren Verzierung des Bürstenhalters.

Kissen-Vorlage mit Kreuzstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei und Typenmuster nebenstehend.



Braun. Dunkelblau. Hellblau. Grün.
Dunkelgelb. Hellgelb. Gold.

Typenmuster zur Kissen-Vorlage.

Bezugsquellen: Blumendeckeund Kissen-Vorlage: E. Schmidt, W. Friedrichstr. 78; Bürstenhalter: P. Langenbeck, W. Potsdamerstr. 37; Tischdecke: Brühl u. Guttentag, Hamburg, Neuwall 14.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 22. III. 15. November 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(3. Fortsetzung.)

Man speiste um drei Uhr. Der Prinz hatte ja gewünscht, es solle „ganz ländlich" sein. Auch der Kreis war nicht groß, immerhin etwa fünfundzwanzig Personen. Einige „Spitzen" aus Villau, einige benachbarte Gutsbesitzer mit ihren Damen, einige Offiziere der Garnison, Dr. Bernhaupt und seine Tochter. Der Arzt hatte absagen wollen, Baron Pflaune überbrachte jedoch die Einladung persönlich und schaute dabei dem alten Herrn so liebenswürdig in die Augen, daß Dr. Bernhaupt das Wort auf den Lippen erstarb.

Ella Bernhaupt saß zwischen einem älteren Regierungsrath, ihrem Tischherrn, und Hauptmann von Hellbach. Auch dieser hätte gern abgesagt. Der Schloßherr von Trunberg war ihm wenig sympathisch. Eine Absage dem Bruder seines Commandeurs gegenüber bedingte jedoch immerhin eine Motivirung, die sich nicht so leicht finden ließ. Aber mehr als das wog ein anderes: Hellbach hoffte im Stillen, das schöne Mädchen auf Schloß Trunberg zu treffen. Und sein Herz schlug höher, als er sah, daß er neben ihr sitzen sollte.

Es war zwischen ihnen beiden in der letzten Zeit eine leise Verstimmung hervorgetreten, unter der Hellbach schwer litt. Er liebte Ella fast schon seit jenem Tage, da er die aus der Pension Heimgekehrte zum ersten Male gesehen, und es hatte Zeiten gegeben, in denen er glaubte, daß seine stille, tiefe Neigung nicht unerwidert bleibe. Aber gerade nun, da sich ihm mit dem Hauptmannsrang die Möglichkeit bot, das vermögenslose Mädchen heimzuführen, meinte er zu sehen, daß er sich geirrt hatte. Aus hundert kleinen Einzelheiten schloß er, daß sie für Baron Pflaune ein wärmeres Interesse empfinde, nicht zuletzt aus der Gereiztheit, mit der sie jeder unfreundlichen Aeußerung über ihn begegnete. Er sah auch, daß jener ihr huldigte. Mit den wachsamen Augen eifersüchtiger Liebe bemerkte er, — glaubte er zu bemerken, — wie sich der früher unbefangene Verkehr zwischen beiden jetzt anders nuancirte als ehedem. Es war ihm bisweilen sogar, als müsse es eine vor den Augen der Welt verborgene Verständigung zwischen ihnen geben. Und mehr als alles andere brannte diese Ahnung in seiner Seele.

Ella war merkwürdig still heute. Mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte sie Hellbach's Worte. Aber dann und wann meinte er, in ihren großen dunkeln Augen einen eigenen Glanz aufleuchten zu sehen, einen Glanz, den nur das Bewußtsein wohlgeborgenen Glückes geben kann. Und einmal sah er sie ganz leise, ohne äußeren Anlaß scheinbar, lächeln. Er folgte hastig der Richtung ihres Blickes. Baron Bruno sprach gerade eifrig mit der Prinzessin, und diese neigte sich, mit einem angeregten Ausdruck auf dem pikanten Gesicht, zu ihm hinüber. Da wußte Hellbach mit einem Male, warum Ella lächelte. Es war das selige Lächeln einer ihrer selbst sicheren Liebe. Und nun sah er auch, wie sich beider Augen begegneten, und wie sie dann gleichzeitig nach ihren Gläsern griffen.

„Eine alte und ewig neue Preisfrage, Baron Pflaune!" hatte die Prinzessin gesagt. „Wer ist die Schönste im ganzen Land? Ich meine natürlich hier im Saal."

„Aber Durchlaucht!"

„Bitte, bitte, mich lassen Sie hors concours! Ich weiß genau, was ich von mir zu halten habe. In Wirklichkeit kann die Frage ja nur zwischen zweien zur Entscheidung stehen: meiner Cousine Ilse und jenem jungen Mädchen dort unten, das mir vorhin vorgestellt wurde; — wie hieß sie doch?"

„Fräulein Ella Bernhaupt, Durchlaucht, die Tochter meines Arztes."

„Richtig! Eine entzückende Erscheinung. Nun, also?"

„Wollen mir Durchlaucht nicht die Antwort gnädigst erlassen?" bat er mit einem etwas gezwungenen Lächeln. „Ich bin ein schlechter Paris."

„O, Sie sind ein feiner Kunstkenner, das habe ich heute schon genügend erfahren. Und ein Kunstkenner ist immer auch ein Kenner der Frauenschönheit. Nein, nein, Baron Pflaune, ich will meine Antwort!" Und während er noch zögerte, hob sie die Lorgnette und musterte in ihrer ungenirten Weise beide Mädchen. „Ich habe selten, vielleicht nie, an einer Tafelrunde zwei so vollendete Schönheiten gesehen. Schwer ist die Entscheidung," gab sie dann zu, „aber umso gespannter bin ich auf sie."

Die beiden jungen Damen saßen auf derselben Seite des Tisches. In der That, beide waren vollendete Schönheiten und dabei doch grundverschieden. Vielleicht entsprachen Gestalt und Gesichtsschnitt der Comteß Helfenbladt am meisten den höchsten Forderungen, die ein Bildhauer an sein Modell stellen kann.

„Kennen Eure Durchlaucht die Artemis in der Münchener Glyptothek?" fragte plötzlich Baron Bruno.

Sie nickte lebhaft. „Aber gewiß!" Und sofort auf seinen Gedankengang eingehend, fügte sie hinzu: „Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Baron: ‚Ein herrliches Kunstwerk, aber es ist, als ob ihm die Seele fehlte.' Damit ist Ihr Urtheil gesprochen."

„Durchlaucht verkennen mich, — ich wollte nicht schroff sein. Wie sollte ich —"

Sie wehrte ab, halb ernst, halb spöttelnd. „Meine arme Ilse! Und sie ist so gut, so über alle Maßen gut. Manchmal wandelt mich die unwiderstehliche Lust an, recht schlecht zu ihr zu sein, nur um sie einmal ein wenig aus ihrer olympischen Ruhe aufzurütteln. Aber es ist vergebens. O, das ist eine Frau, wie Ihr Männer sie braucht. Schön, vornehm in jeder Beziehung und so wunderbar bequem, — der garantirte ewige häusliche Frieden." Die Prinzessin sah noch einmal zu Ella Bernhaupt hinüber. „Und nun will ich Ihnen sagen, daß sich der Kopf dieser jungen Dame dort unten überhaupt nicht mit einem Werk der antiken Plastik vergleichen läßt. Ich möchte —"

Sie zögerte einen Augenblick, wie um ihre Gedanken noch einmal zu concentriren. Er sah gespannt zu ihr hinüber.

„Ich möchte es ein Renaissance-Gesicht nennen. Gewiß auch klassisch schön, aber erfüllt und belebt durch das gewiß unbewußte Vollempfinden der Gleichberechtigung Euch Männern gegenüber. Keine Göttin, keine Sclavin, — ein großdenkendes Weib. Und nun weiß ich's: an ein Bild Botticelli's erinnert mich das Mädchen, an die Simonetta im Berliner Museum."

Er antwortete nicht. Wortlos neigte er einen Augenblick den Kopf. — Das war der Moment, in dem er den Blick Ella's auffing, ihr auf ihn gerichtetes Auge erspähte. Und er griff, in unwillkürlicher Erregung, zu seinem Glase.

Nur Prinzeß Ottokar hatte es, außer Hellbach, bemerkt. Und sie lächelte.

Der Kaffee wurde im Freien auf der großen, von einem mächtigen Sonnendach überspannten Terrasse eingenommen.

Die Prinzessin hielt einen kleinen Cercle und zeichnete dabei Ella Bernhaupt in auffallender Weise aus. Ziemlich am anderen Ende der Terrasse saß Prinz Ottokar mit einigen älteren Herren zusammen; unter diesen befand sich auch der Oberstlieutenant. Seitlich der Terrasse war im Schatten einiger mächtiger rothblühender Kastanien ein Croquet-Platz hergerichtet. Kaum hatte die Prinzessin die nothwendigste Conversation erledigt, so begab sie sich dorthin, und im Vorüberschreiten sandte sie Jusingen zu dem Oberstlieutenant und ließ ihn zu einer Partie bitten. Er erhob sich sofort und zog den Waffenrock straff herunter. Der Prinz lachte: „Vergebliche Mühe, Pflaune! Mit der schlanken Taille ist es doch vorbei. Und halten Sie Sich nicht zu lange bei den Damen auf! Grausam genug von meiner Frau, daß sie mir Sie entführt."

Die Prinzessin spielte mit vollendeter Anmuth. Ihre zierliche Figur eignete sich so recht für das graziöse Spiel, und die kleinen Hände wußten die Bälle mit einer erstaunlichen Energie zu schlagen und durch alle Bogen zu treiben. Kurz vor dem Pfahl croquettirte sie den Ball des Führers der Gegenpartei, — des Oberstlieutenants, — mit einem sicheren Schlage „in alle Winde" und entschied die Partie.

Dann warf sie den Hammer fort.

„Ihr Herr Bruder muß seinen Pflichten als Wirth genügen, Baron Pflaune. Ich möchte mir aber gern jetzt den Park ansehen. Sie führen mich wohl!"

Er verbeugte sich.

Der größere Theil beider Croquet-Partien schloß sich an. Aber die Prinzessin schüttelte die Begleitung schnell genug ab. Zuerst schlug sie ein Tempo ein, das bald einen stattlichen Abstand zwischen sie und jene legte; nach einer Wegbiegung, die sie augenblicklich dem Gesichtskreise der übrigen entzog, deutete sie auf einen schmalen Pfad, der seitlich in das Unterholz führte. „Wohin geht dieser Weg, Baron?"

Er zog die Achseln hoch: „Ich weiß es nicht, Durchlaucht."

Einen Augenblick zögerte sie noch. Dann bog sie ein. Er warf noch einen suchenden, fast sehnsüchtigen Blick rückwärts, dann folgte er der Prinzessin, die hastig vorwärts schritt.

Es ließ sich voraussehen, daß die Nachfolgenden auf dem großen Wege bleiben würden, der nach der vielgerühmten Trunhöhe führte.

Der schmale Pfad fiel zuerst ziemlich schnell, dann lief er am Hange einer kleinen Schlucht fast wagerecht entlang durch hochstämmigen Buchenforst. Dann und wann nur bot sich seitwärts ein freier Blick auf das Thal von Villau und die weite grüne Ebene jenseits der thürmereichen Stadt.

Fast zehn Minuten sprach die Prinzessin kein Wort und mäßigte ihre Schritte nicht. Schweigend auch, mit zusammengekniffenen Lippen und leicht gerunzelter Stirn, folgte der Oberstlieutenant. Einmal wäre er fast über eine Baumwurzel gestolpert. „Verd—!" stieß er hervor, ganz leise, aber sie hatte es doch gehört. Auf eine Secunde wendete sie sich um und blickte ihm starr ins Gesicht.

Jetzt blieb sie neben einer Bank stehen, die ganz wenig oberhalb des Weges einen mächtigen Buchenstamm umschloß. Einen Augenblick nur. Dann setzte sie sich, stützte beide Ellbogen auf die Kniee und schaute mit tief gesenktem Haupte auf den moosigen Boden. Er stand, einen Schritt tiefer, auf dem Fußpfade, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Augen, wie absichtlich, an ihr vorbei ins Grüne gerichtet. Der verdrossene Ausdruck seines Gesichts hatte einer trotzigen Miene Raum gegeben.

Plötzlich schlug sie den Blick auf.

„Nun, Herr Baron Fritz von Pflaune?" Sie sprach es in ganz eigenem Tonfall. Es sollte wohl gleichgültig klingen, unendlich gleichgültig, aber es klang fast gehässig. Und in ihren Augen flimmerte es wie Verachtung.

„Nun, Herr Baron?" wiederholte sie, als er schwieg. „Ich warte!"

Jetzt ließ er die Arme herabsinken und sagte, mit den Schultern zuckend: „Ich wüßte wirklich nicht, auf was Eure Durchlaucht warten könnten. Es sei denn auf meine Frage, warum Durchlaucht dieses, — dieses tête-à-tête herbeizuführen die Gnade hatten, das — vielleicht — unliebsam auffallen dürfte." Er dehnte seine Worte, als ob er sie besonders sorgsam wählen müsse.

Sie lachte spöttisch. „Befürchten Sie nicht, Sich zu compromittiren! Was mich betrifft, Herr Baron, ich denke, ich stehe wohl über dem Verdacht, daß ich eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen zu meinem ... zu meinem Vergnügen hätte herbeiführen können."

Er schwieg wieder. Da lehnte sie sich ein wenig hinüber und sagte, nun in ganz leichtem gesellschaftlichen Ton: „Zunächst, — ich soll Sie grüßen, — von Ihrer Frau Mutter, Baron Pflaune."

Diesmal war er ganz leicht zusammengezuckt, und auf einen Moment hatte er die kleine Gestalt, die da über ihm thronte, mit einem bitterbösen Blick gestreift. „Ich danke Eurer Durchlaucht unterthänigst, obwohl ich nicht recht begreife —"

„Sehr einfach!" fuhr sie fort. „Ich habe Ihre Frau Mutter in den letzten Monaten nicht nur kennen, sondern auch schätzen gelernt. Wie, thut Ihnen gegenüber eigentlich nichts zur Sache. Aber immerhin: wir waren einige Zeit auf Burg Rhoda, und da haben die guten Leute im Städtchen einen schönen Verein zur Errichtung eines Heims für Schwindsüchtige gegründet. Ihre Frau Mutter durfte als Herrin des nahen Hellhausen nicht fehlen und mich forderte man zur Ehren-Präsidentin auf. Nun, — ich habe da in der Brust vor Jahren auch einmal Schmerzen gehabt, daß ich meinte, ich müsse sterben. So sagte ich zu, und kurz und gut: ich schätze Ihre Frau Mutter! Verstehen Sie mich recht, Herr Baron, ich schätze sie sehr hoch, trotzdem die Treffliche nicht richtig deutsch spricht. Und sie war mir ein lieber Besuch auf Burg Rhoda, trotzdem sie mir selbst erzählte, daß sie hinter dem Ladentisch gestanden und daß Ihr Herr Vater, Herr Baron, seine Millionen als Viehgroßhändler erwarb. — Wir haben auch von Ihnen gesprochen, — beiläufig —"

Der Oberstlieutenant hatte seine Fassung wiedergewonnen. Er verbeugte sich und schaltete ironisch ein: „Eure Durchlaucht sind sehr gnädig."

„Sie werden Sich wohl selbst sagen, Baron Pflaune, daß ich die große Heerstraße," — sie deutete rückwärts, — „nicht verlassen habe, nur um Ihnen die Grüße Ihrer Frau Mutter zu bestellen?"

„In der That, gnädigste Prinzessin —"

„Ich hätte dieses tête-à-tête unter vier Augen, wie Sie Sich vorhin so hübsch ausdrückten, überhaupt nicht herbeigeführt, wenn ich nicht heute zufällig aus dem Munde Ihres Herrn Bruders erfahren hätte, daß Sie es für gut befanden," — sie stockte einen Moment, um dann heftig zu ergänzen: „unsere frühere Bekanntschaft einfach zu verschweigen. Ich muß wohl fragen, Baron Pflaune, warum thaten Sie das?"

Er war einen Schritt vorgetreten und hob ein wenig die rechte Hand, als wolle er sprechen. Aber nun stand sie auf und fuhr hastig fort: „Still! — Ich weiß es ohne Ihre Erklärungen und ohne Ihre schönen Worte, die den nackten Thatbestand doch nur umgehen würden: Ihnen ist unser ganzes Wiederbegegnen hier peinlich, und wenn es nach Ihren Wünschen ginge, würde es am besten mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt, daß Hauptmann Baron Pflaune einst um die kleine Comtesse Sidonie warb, und daß diese nahe daran war, einem herzlosen Egoisten zum Opfer zu fallen ..."

„Prinzessin! Sie haben kein Recht, Durchlaucht," — er zischte es zwischen den schmalen Lippen hervor.

„Ich nehme mir das Recht!" rief sie, den Kopf zurückwerfend. „Und ich darf es mir nehmen, Ihnen das und mehr zu sagen, denn, — der Himmel weiß es! — ich habe ein Jahrzehnt schwer genug an dem einen Irrthum getragen, an dem Irrthum, Sie nicht richtig und rechtzeitig erkannt zu haben. Nicht nur das aber, Baron Pflaune, ich habe die Rechnung eines Todten mit Ihnen auszugleichen! — Ja, lachen Sie nur! Lachen Sie nur, Sie Mann mit den stählernen Nerven!" Die Prinzessin brach kurz ab. Sie ließ sich wieder auf die Bank niederfallen, und es war, als käme plötzlich eine tiefe Traurigkeit über sie. Vor ihrem Geiste mochten die Manöver-Tage vorüberziehen, in denen dieser Mann dort mit ihrem jungen Vetter Herbkagen auf das väterliche Schloß kam, den alten Bau mit der verblichenen, mühsam aufrecht erhaltenen Pracht, jene Tage, da sie in dem männlich schönen, stattlichen Offizier das Ideal ihres Herzens zu erkennen meinte, da ihre junge Brust sich voll Glückseligkeit weitete, als sie zu bemerken glaubte, daß er sie liebte. —

„Eines Todten!" wiederholte sie nun. „Jawohl, Baron Pflaune: Max Herbkagen ist todt, und der Himmel wird ihm verzeihen, wenn er mit einem Fluch auf Sie hinüberging. Denn Sie haben sein Leben zerstört, Sie allein!"

Auf der Stirn des Oberstlieutenants grub sich eine tiefe Falte ein. Er nagte an der Unterlippe und griff ein paar Mal in seinen Bart, ihn mit einer heftigen Bewegung durch die Hand ziehend.

„Durchlaucht," stieß er dann hervor, „Durchlaucht, — es war meine Pflicht —"

„Ihre Pflicht?! Gehen Sie mir doch mit dieser starren, erbärmlichen, jammervollen Buchstabenpflicht! Mich täuschen Sie nicht mehr, Baron Pflaune, — mich nicht! In zu vielen schmerzerfüllten Nächten habe ich gerungen, bis mir endlich die Klarheit kam, welche Beweggründe Sie leiteten. O, nicht etwa eifersüchtige Liebe! Nein, so hoch veranschlage ich Sie jetzt nicht mehr! Ich war für Sie auch nicht mehr, als einer von vielen Factoren in einem Rechen-Exempel: Das Wappen der armen kleinen Comtesse gab ja solch eine hübsche Ergänzung zu dem — zu dem Wappen mit den beiden Eberköpfen. Und wenn mein guter Vater auch ein fast armer Mann war, er hatte doch Connexionen und Verbindungen, die einem strebsamen Offizier zu gute kommen mußten! Und daß das kleine Comtesserl nicht gerade häßlich war, und daß man von ihr sagte, sie sei nicht gerade auf den Kopf gefallen, nun, das war auch einer der Unter-Factoren!"

Baron Pflaune richtete sich straffer auf. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Durchlaucht werden die Gnade haben, mich jetzt zu beurlauben!" sagte er möglichst kalt und gleichgültig.

„Sie bleiben, Herr von Pflaune!" entgegnete sie scharf. „Für feige habe ich Sie nie gehalten, lassen Sie mich wenigstens bei dem guten Glauben. Ich muß mich einmal aussprechen, endlich einmal! Ich muß die Last von meiner Seele wälzen, die aus einem heiteren Kinde ein vergrilltes Geschöpf machte, das an nichts mehr eine rechte, volle Freude finden kann! — Ja, zucken Sie nur die Achseln! Es ist doch so! Immer wieder taucht vor mir das blasse, verstörte Gesicht des Unglücklichen auf, wie er zu uns nach Braunfeld kam und vor meinem Vater stand und dem alten Manne dann zu Füßen stürzte. O, Baron Pflaune, kein Wort davon, daß Sie, der Millionär, Ihrem ‚Freunde', der Ihnen alles gestanden hatte, nicht die elenden zehntausend Mark zur Bezahlung des Wechsels gaben! Ich weiß ja: Sie wollten dem Leichtsinn nicht Vorschub leisten. Ich weiß ja: es wäre ein Tropfen auf einen heißen Stein gewesen. Ich weiß, — ich weiß —! Nun, mein Vater dachte anders. So schwer es ihm geworden wäre, er hätte dem Sohne der Schwester das Geld gegeben, er bot es ihm. Aber da kam erst die volle Wahrheit zu Tage, — die furchtbare Geschichte mit dem Ehrenschein, und daß Sie, — Sie, der Kamerad, der Freund, — ihm dies Geständniß entrissen und dann dem Ehren-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rath davon Mittheilung gemacht hätten, daß der Unglückliche sein Wort für die Bezahlung der Schuld verpfändete. —"

Der Oberstlieutenant raffte sich noch einmal auf. „Durchlaucht, ich wiederhole, es war meine Pflicht! Ich war Mitglied des Ehrenraths, und die Bestimmungen sind ganz klar und deutlich."

Sie lachte bitter. „Natürlich, ganz klar und deutlich! Es steht da ja wohl einmal, daß jeder Offizier die Pflicht hat, eine unehrenhafte Handlung eines Kameraden, von der er erfährt, zur Kenntniß des Ehrenraths zu bringen. Und zum anderen, daß jeder Offizier, der solch einen unseligen Schein unterzeichnet, aus der Armee scheiden muß. Schwarz auf Weiß soll das ja da stehen, Schwarz auf Weiß! Ich bin nur ein Weib, und ich kann mir kein Urtheil darüber anmaßen, ob diese Bestimmung gut oder nothwendig ist. Aber das weiß ich doch, daß Sie, Baron Pflaume, nicht aus Pflichterfüllungs-Trieb handelten, sondern weil Sie glaubten, der arme Max stände zwischen Ihnen und mir! Und so lang' ich lebe, werde ich das kurze Pfui! nicht vergessen, das mein Vater ausstieß, als der Vetter ihm alles gestanden. Und dies Pfui, — es galt nicht dem Unglücklichen, — es galt Ihnen!"

Aschfahl war das Gesicht des Oberstlieutenants geworden. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte lange kein Wort heraus. Sie sah ihm starr ins Antlitz.

Mühsam stammelte er endlich: „Die Rücksicht auf Durchlaucht — verbietet mir —"

„Lassen Sie die Rücksichten bei Seite!" fuhr sie auf. „Ich stehe hier nicht als Prinzessin vor Ihnen, sondern als Sidonie Trach!" Und dann schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht, und ihre Gestalt bebte vor innerer Erregung. Aber mit einer gewaltigen Willensanspannung raffte sie sich zusammen.

„. . So, Baron Pflaume! Wir wären ja wohl nun fertig miteinander. Nur das mögen Sie noch mitnehmen, wenn es Ihnen bisher nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, daß die Antwort meines Vaters auf Ihren späteren Antrag nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er schrieb, daß seine Tochter Ihre Neigung nicht erwidere. Heute aber sage ich Ihnen, Baron Pflaume, daß ich Sie geliebt habe. —"

Sie schritt an ihm vorbei, den Fußsteg zurück, den sie gekommen waren. Langsam, schweren Ganges, folgte er.

Als sie auf den breiten Parkweg heraustraten, auf dem noch die letzten Sonnenstrahlen spielten, kamen vom Schlosse her Prinz Ottokar und Baron Bruno.

„Aber wo bleibst Du denn, Sidonie?" rief der Prinz.

Sie lachte: „Denken Sie Sich nur, Herr von Pflaume, daß Ihr Herr Bruder mich falsch geführt hat, — er war des rechten Weges doch einmal nicht kundig!" Und während der Schloßherr mit einem Lächeln der Entschuldigung sagte: „Mein Bruder ist ja auch erst kurze Zeit hier, Durchlaucht," hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und schmiegte sich mit einer ungewohnten Zärtlichkeit an ihn. „Es wird kühl, Ottokar."

Sie schritten der Terrasse zu. Dort stand noch eine kleine Gruppe Herren um Doctor Bernhaupt. Die Damen schienen auch die Abendkühle empfunden zu haben. Aus dem an die Terrasse stoßenden Musiksaal klang der volle Ton des Bechstein'schen Flügels.

„Wer spielt dort, Baron? Das ist ja meisterlich," fragte die Prinzessin leise.

„Ich vermuthe, Durchlaucht: Fräulein Bernhaupt!"

„Wir wollen hineingehen!"

Der Oberstlieutenant war zu den Herren getreten. Gleich darauf hörte man seine scharfe Stimme sich in das Gespräch mischen.

(Fortsetzung folgt.)

Kerbschnitt-Arbeiten für Knaben.

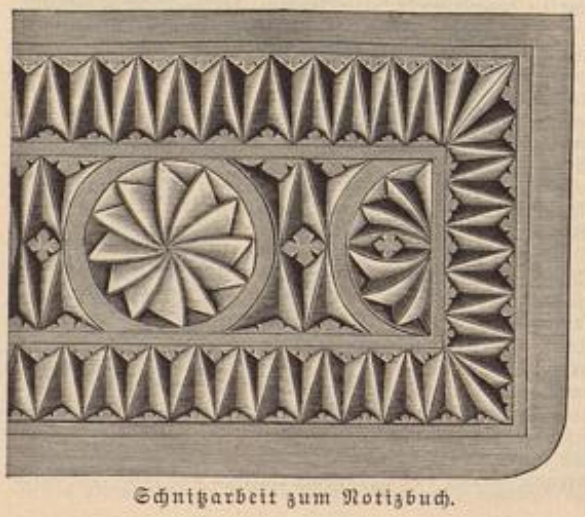
Wieder neigt sich das Jahr, und voll froher Erwartung sieht Jung und Alt dem Weihnachtsfeste entgegen; soll es doch die Erfüllung so manchen Wunsches bringen! Unsere Knaben dürfen da nicht zurückstehen, und während die Mädchen emsig mit Nadel und Faden beschäftigt sind, handhaben sie das Schnitzmesser, um allerlei nützliche Gegenstände zu verzieren. Dem eigensten Material der Schnitzarbeit, dem Holz, hat die Neuzeit noch das Linoleum hinzugefügt, und deshalb bieten wir auch in dem kleinen Block eine in Linoleum geschnitzte Platte.

Block. Rasch und für Kinderhände nicht schwer herzustellen ist der kleine Block, der zu $12^1/_2$ cm Höhe reichlich 10 cm Breite mißt. Die Mitte der Platte, an der Vorlage lederbraunes Linoleum, nimmt eine sechsstrahlige Rosette ein, für die man zweimal drei Halbkreise schlägt. Die beiden in Zacken endigenden Randstreifen messen zusammen $1^1/_2$ cm; auf 4 cm in der Länge kommen fünf der ziegelartigen, durch einen feinen Kerb geformten Randzacken. Die Rosette umgiebt ein mit dem Zierbohrer eingetheilter Carreaux-Plein, von dessen Quadraten je drei in Höhe und Breite 2 cm Raum einnehmen. Die fertig geschnitzte Linoleum-Platte wird ringsum eingefaßt mit einem schmalen Streifen aus gleichfarbigem, geripptem Papier, das wie Repsband wirkt. Mittelst Leim oder starkem Gummi hat man die Platte auf dem Carton-Deckel eines fertig käuflichen Blocks, zu befestigen. Eine seitlich angebrachte Hülse nimmt den Bleistift auf. —

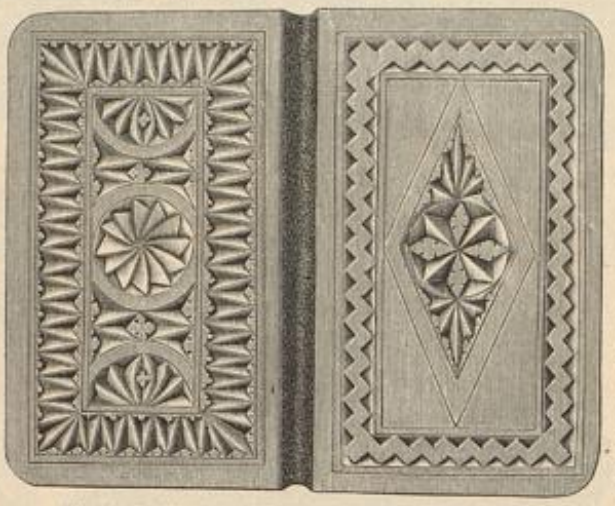
Block, Kerbschnitt auf Linoleum.

Notizbuch oder Visiten-Karten-Behälter. Die kleine Vorlage läßt sich zu verschiedenen Zwecken verwenden; als Notizbuch verbindet ein Lederrücken die beiden weißen Holzplatten von je 6 cm Breite zu $10^1/_2$ cm Höhe; für einen Visiten-Karten-Behälter werden zwei kreuzweise gelegte Seidenbänder zwischen den Platten und dem seidenen, über Carton gespannten Futter befestigt, als Halt für die Karten. Nach dem naturgroß gegebenen Theil kann man die Fläche auch verlängern, indem man mehrere Sterne aufeinander folgen läßt. Sehr hübsch wirkt auch die zweite Platte mit dem länglichen Viereck und der kleinen Rosette. Es ist rathsam, weißes Holz zu dem Notizbuch zu nehmen und die Flächen nur mit Brunolein zu überstreichen, wodurch das Holz einen gelblichen Elfenbein-Ton erhält. Nach einigen Stunden bürstet man, bis die Schnitzarbeit einen matten Glanz zeigt. —

Der kleine Ständer für Photographien oder ein auf Holz gemaltes Bildchen ist schwedischen Ursprungs und zeigt die geschnitzten Flächen noch bemalt; doch auch ohne die Farbe wirkt das originelle Ding sehr gut. Erforderlich für den



Schnitzarbeit zum Notizbuch.



Notizbuch- oder Visiten-Karten-Behälter. Naturgroße Schnitzarbeit untenstehend.

Ständer sind zwei je 34 cm lange Stäbe von $1^1/_2$ cm Breite und knapp $^1/_2$ cm Stärke, die 14 cm vom oberen Ende kreuzweise in einander gefügt werden — eine Arbeit, die der Drechsler besorgt. Die oberen Enden erhalten die zugespitzte Form, die nach dem naturgroßen Theil leicht mit der Laubsäge geschnitten werden kann. In $4^1/_2$ cm Entfernung vom unteren, abgeschrägten Ende befestigt man ein $17^1/_2$ cm langes, $1^1/_2$ cm breites Brettchen, dem vorn eine schmale Leiste angefügt wird; von rückwärts zieht man kleine Schrauben durch die beiden Stäbe und verbindet diese so mit dem Brettchen. Zum Aufstellen dient ein 19 cm langer Stab, dessen beide Enden abzuschrägen sind; ein Charnier verbindet den Stab mit dem Ständer. Nach Belieben kann man beide Stäbe gleich nach der naturgroßen Vorlage verzieren oder den zweiten Stab nach der kleinen Darstellung schnitzen. Für einen nur etwas geübten Kerbschnitzer genügt es, wenn wir hinzufügen, daß beide Kreisformen den gleichen Durchmesser haben. An Farben gelangen Grün, Gelb, Roth und Dunkelblau zur Verwendung. Die Stern-Rosette hat rothen Grund, blaue Strahlen und kleine gelbe Quadrate, die obere Spitze ist grün; nach unten schließt sich ein blaues Dreieck an, dem ein gelbes und je zwei lange grüne und rothe Dreiecke folgen. An dem anderen Stab ist die äußerste Spitze gelb, die Mitte in dem roth-grünen Dreieck blau, dazu grün-rothe Zäckchen. Grün sind die beiden glatten Spangen und das Ende der gelbrothen unteren Verzierung. Das amerikanische Satin-Holz eignet sich trefflich für den kleinen Ständer, da es die hellbraune Naturfarbe behält und nicht gebeizt zu werden braucht, sondern nur mit Brunolein bestrichen und nachher gebürstet wird. —

Ständer für Photographien. Naturgroße Schnitzarbeit untenstehend.

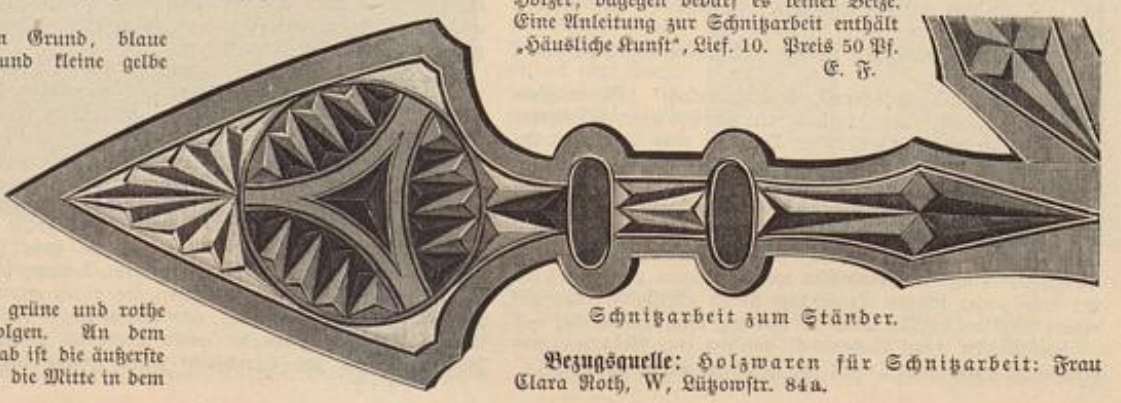
Die letzte unserer Darstellungen, eine Zeitungsmappe, bietet eine sehr lohnende Arbeit, da die Schnitte etwas größer als an den anderen Gegenständen sind. Die Mappe besteht aus zwei Holzplatten, von denen die vordere 32 cm Länge zu 22 cm Höhe mißt; die Rückwand ist an den je 1 cm breit vorspringenden Ecken 45 cm breit und 35 cm hoch, die obere Mitte tritt noch 6 cm über den Rand der Ecken hinaus, die untere nur 4 cm. Der Rückwand hat man, — 6 cm vom unteren geraden Rande, — eine Leiste aufzuleimen, die 22 cm Länge und 2 cm Stärke hat. An dieser Leiste, deren vorderer Rand abzuschrägen ist, wird zuletzt die Vorderwand mittelst Charnieren befestigt. Für die zu schnitzende Verzierung mögen folgende Maße als Anhalt für Größe und Form der Ornamente dienen: Die mittlere Rosette liegt in einem Kreise von 8 cm Durchmesser; die große Palmetten-Borte ist 4 cm breit, und der Halbkreis jeder Palmette mißt $8^1/_2$ cm; $6^1/_2$ cm im Quadrat haben die Eckverzierungen, einschließlich der doppelten Zierlinien. Auf der Vorderwand beträgt der Palmetten-Rand $2^1/_2$ cm Breite, ohne die Doppellinien; jede der beiden Rosetten hat $4^1/_2$ cm und der große Mittelkreis 12 cm Durchmesser.

Zeitungsmappe.

Hiervon bleiben reichlich 10 cm für den vertieften geraubten Grund, von dem sich das Monogramm glatt abhebt, der übrige Grund wird nur mit der Punze geraubt, nicht vertieft, sodaß er mit dem breiten, glatten Rande des Kreises auf gleicher Höhe bleibt. Die geraubten Flächen müssen beim Beizen möglichst rasch mit dem Pinsel bestrichen werden, wenn thunlich nicht mehrmals, sondern besser mit etwas dunklerer Beize als das übrige Holz; die Beize zieht rasch in das geraubte Holz ein, macht aber diese Fläche leicht unansehnlich, wenn zu viel genommen oder zu naß aufgetragen wird; zum Schluß wachsen und bürsten. Empfehlenswerth ist Eichenholz, wenn es sich auch nicht so leicht schneiden läßt, als die weißen Hölzer; dagegen bedarf es keiner Beize.

Eine Anleitung zur Schnitzarbeit enthält „Häusliche Kunst", Lief. 10. Preis 50 Pf.

E. F.



Schnitzarbeit zum Ständer.

Bezugsquelle: Holzwaren für Schnitzarbeit: Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits-und Körperpflege.

Die verbesserte Kleidung und die Mode. — Im großen und ganzen werden die vom „Allgemeinen Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" geforderten Aenderungen der modernen Frauentracht nach hygienischen Principien unseren Leserinnen bekannt sein, nachdem wir in Wort und Bild seit dem 15. Januar d. J. dafür eintreten, doch seien dieselben hier kurz wiederholt. Die Kleidung soll nicht beengend und von möglichst geringem Gewicht sein, dabei aber den Körper genügend schützen. Da müssen vor allem das engschnürende Panzer-Corset, wie die vielen Unterröcke fallen, und der Kleiderrock darf nicht mehr den Boden berühren. An Stelle des Corsets treten weiche, dehnbare und schmiegsame Leibchen, die Unterröcke ersetzt ein geschlossenes Rock-Beinkleid, je nach der Jahreszeit aus wärmerem oder leichterem Stoff mit oder ohne Futter, unter dem selbstverständlich ein gewöhnliches weißes Beinkleid in der üblichen Form getragen wird. Bei Kleidern, deren Stoff nicht zu kostbar ist, fertigt man das Beinkleid am besten vom gleichen Gewebe. Um die Hüften von der Last der Kleidung theilweise zu befreien, wird die Corset-Taille mit Achselbändern eingerichtet und dem Hüfttheil dieser Taille Beinkleid wie Oberrock angeknöpft, sodaß die Schultern tragen helfen. Erfreulicherweise hat die Industrie, darunter unsere ersten Firmen in Berlin, die neuen Ideen verständnißvoll aufgenommen, sodaß heute die Unterkleidung fertig zu kaufen ist. Jedem Geschmack und jedem Geldbeutel ist Rechnung getragen; die Rock-Beinkleider werden sowohl in Wolle, wie Baumwolle, als auch in Seide mit eleganter Ausstattung gefertigt. Als Form hat sich die mit Abb. 74 der Nr. vom 15/2 97 veröffentlichte, — von Rudolph Hertzog, C, Breitestr. 12, — vielleicht die meisten Anhängerinnen erworben. Auch die Firma Goschenhofer und Röficke, SW, Leipzigerstr. 58, hat uns sechs verlockende Modelle vorgelegt; ebenso H. Jordan, Markgrafenstr. 105/107, Frau Marie Herder, W, Linkstr. 30 u. a. m. Auf der bequemen Unterkleidung kann jedes modegerechte Kleid getragen werden, soweit es eben den Principien der verbesserten Kleidung entspricht, in der Taille kein festes Einschnüren nöthig macht und die Verbindung von Rock und Taille erlaubt. Allerdings wird die Taille erheblich stärker; bei einer schlanken Dame, die es mit dem Corset auf 58 cm Unterweite brachte, wird sich diese auf mindestens 66 bis 68 cm erhöhen. Da aber dem Körper mehr seine natürlichen Linien gewahrt bleiben, die Hüften und der Leib nicht mehr direct unter der Taille so stark ausladen, wird der Unterschied weniger empfindlich. Immerhin muß bei Auswahl der Vorlagen darauf Bedacht genommen werden, solche Formen zu wählen, die gewissermaßen vermittelnd wirken. Sehr günstig erweisen sich für die Reform-Kleidung Jackentheile aller Art; ganz zu verwerfen sind dagegen die augenblicklich bevorzugten, ringsum überhängenden Blusen, die einer schlanken Taille bedürfen, um zierlich zu wirken. Der die Taille fest und gerade umschließende Gürtel ist möglichst zu vermeiden, derselbe läßt die Taille stärker erscheinen und drückt leicht den nur weich bekleideten Körper. Besser wählt man Taillenformen mit mehr oder minder langen Schößen, die angeschnitten oder angesetzt sein können. Breit an den Schultern ausladende, nach unten spitz verlaufende Garnituren lassen die Figur schlank erscheinen; besonders günstig ist aber stets die entsprechend mit Bretellen, Revers oder Jackentheilen 2c. garnirte Prinzeß-Robe. Um nicht ganz auf die bequeme Blusentracht verzichten zu müssen, die den Gürtel eigentlich bedingt, kann man dem lose auf den Hüften ruhenden oberen Rockrand einen rundgeschnittenen oder aus schrägen Stofftheilen arrangirten Gürteltheil aufsetzen. Wichtig ist die Verbindung von Rock und Taille; entweder wird der Rock an die Taille festgenäht und hakt dann seitlich über, oder Knöpfe am Rock und Knopfloch-Patten an der Taille vermitteln die Verbindung (siehe Abb. 23 der heutigen Nr.). Wer noch nähere Aufschlüsse über alle einschlägigen Fragen wünscht, erhält diese durch die Vorsitzende des oben genannten Vereins, Frau Oberstlieutenant Pochhammer, W, Lützow-Ufer 13. Mitglieder (jährl. Beitrag 4 Mk.) erhalten das Vereins-Organ gratis. G. B.

Unsere Kinder.

Schutz den Kleinen! — Das ist die Losung einer Bewegung, für die wir auch die Leserinnen dieser Blätter gewinnen möchten. Es giebt Dinge, die gewissermaßen „in der Luft liegen", — nur eines geringen Anstoßes bedarf es, um ihnen eine greifbare Gestalt zu geben, der sich dann vielfache Aufmerksamkeit zuwendet. So ist es mit unserer Bewegung zum Schutz unglücklicher Kinder ergangen. Obgleich der Verbreitung natürlich noch dringend bedürftig, erstreckt sie sich, — vor wenigen Monaten entstanden, — doch schon bis auf fast alle Theile Deutschlands. Sehr begreiflich, — denn andere Länder besitzen längst, was wir erstreben: Kinderschutz-Vereine, die sich von Ort zu Ort die Hände reichen, und eine durch diesen Einfluß entstandene Gesetzgebung. Wie weit sind wir in letzterer Hinsicht zurückgeblieben! Im „freien" Amerika (Staat Massachusetts) tritt z. B. das „Non support-law" ein, sobald nachgewiesen wird, daß ein Familien-Vater ein gewisses Einkommen besitzt oder auch nur Gelegenheit hat, es durch Arbeit zu erwerben, daß er es aber unterläßt, einen entsprechenden Procentsatz auf Frau oder Kinder zu verwenden. Es bleibt ihm dann die Wahl, seine Schuldigkeit zu thun oder ins Corrections-Haus zu wandern; er zieht in der Regel ersteres vor. (In unserem „Polizei-Staat" dagegen ist es jedem unbenommen, seinen Verdienst, so wie den der Seinigen, beliebig zu vergeuden und seine Familie darben zu lassen.) Oder es tritt das „Neglect-Law" ein, welches z. B. dem Trinker seine Kinder ganz nimmt und sie, — eine Art Zwangserziehung, — unter bessere Obhut stellt. Bei uns aber bleiben sie allen Schrecken, Grausamkeiten, Gefahren und zersetzenden Einflüssen, die ein so zerrüttetes Familien-Leben mit sich bringt, ausgesetzt, bis die Aufmerksamkeit der Außenwelt durch irgend einen grauenhaften Exceß vorübergehend auf die herzzerreißenden Zustände gerichtet wird.

In Amerika ist es verboten, Kindern geistige Getränke oder Cigarren zu verkaufen. Ferner ist es strafbar, sie morgens vor 6 oder abends nach 8 Uhr irgendwie erwerblich zu beschäftigen. In unserem Vaterland sind die armen kleinen Kegeljungen, die Blumen- und Streichholz-Verkäufer, die Semmel- und Zeitungs-Austräger, die, — oft genug ungenügend bekleidet und ernährt, — in den frühesten Tages- und spätesten Nachtstunden allen Unbilden der Witterung preisgegeben werden, ein ebenso wehmüthiger wie empörender Anblick für jeden Kinderfreund. Kürzlich stellte ein junger Geistlicher, dem die Schläfrigkeit eines seiner Confirmanden auffiel, fest, daß demselben drei Stunden zur Nachtruhe übrig blieben!

Dieses allein sagt genug, um die Nothwendigkeit unserer Bestrebungen klar zu legen. Was für Thiere erfreulicher Weise längst geschehen, das ist für Kinder noch nicht erreicht. Es giebt eine große Menge, meist scharf begrenzter Einzelbestrebungen auf diesem Gebiet, aber, wie gesagt, keinen über das ganze Land verbreiteten, allgemein bekannten und zugänglichen Kinderschutz-Verein, der bei den zahllosen einzelnen Fällen von Grausamkeit, Vernachlässigung, Ueberbürdung und sittlicher Gefährdung in Anspruch genommen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren.

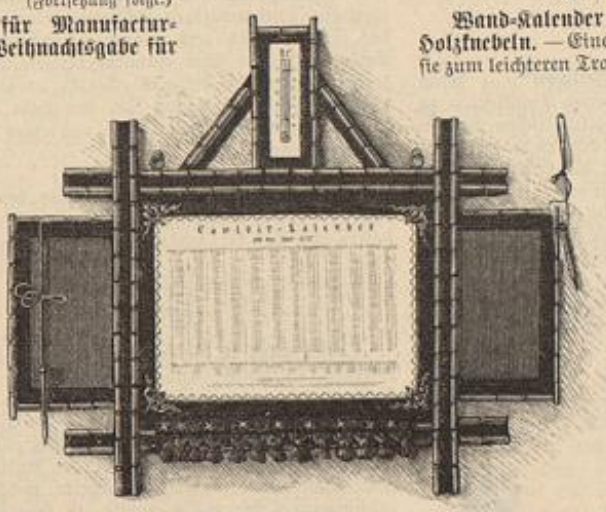
Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren. Weihnachtsgabe für kleine Mädchen. — Der Anblick einer Menge weißer und farbiger Stoffreste brachte mich auf die Idee, meinen kleinen Töchtern zu Weihnachten einen Stoffladen einzurichten. Dabei erschien mir nur die Schwierigkeit, einen größeren Spielgegenstand vor dem Verstauben und der unberufenen Einmischung kleinerer Geschwister zu schützen als Hinderniß. Es gelang mir, dem drohenden Uebel dadurch abzuhelfen, daß ich einen verschließbaren Kasten aus 1 cm starkem Holz, 35 cm hoch, 48 cm breit und 23 cm tief, anfertigen ließ. Die Vorderseite ist getheilt; die größere Hälfte, 20 cm hoch, wird heruntergeklappt und bildet einen Theil des Fußbodens; die obere, kleinere Hälfte, 14 cm hoch, schlägt nach oben zurück und nimmt ein Drittel der Decke des Ladens mit herauf, die auf der Innenseite die Firma trägt. Die Theile sind durch Charniere verbunden; der braun gebeizte Kasten wird durch Hakenknebel geschlossen und ist oben mit einer Handhabe versehen. Die innere Eintheilung des Ladens ist folgende: Die hintere Wand hat drei Regale von 8 cm Tiefe, mit je drei Abtheilungen. Rechts und links ließ ich zwei lange Spiegel in weißem Holzrahmen anbringen. Der Ladentisch erhielt eine Schublade für die Kasse und ein großes Fach für die Einschlagpapiere; der Tisch muß genau in den Raum vor den Regalen passen, damit man ihn in dem zugeklappten Laden mit verschließen kann. Zur Ausschmückung des Verkaufsladens dienten mir Brennstift und Pinsel; die Firma wurde in leichter Rococo-Zeichnung ausgeführt, die kleinen Zwischenwände und Spiegelrahmen erhielten Vergißmeinnicht-Ranken, die breiten Seiten rechts und links die Inschriften: „Feste Preise" und „Reelle Bedienung". Auch der Ladentisch zeigt Rococo-Muster. Zuletzt wurde alles mit Spiritus-Lack überstrichen.

Nun ging es an die Einrichtung des Ladens. Kattune, Crepons, durchbrochene Stoffe, Woll-Musseline, andere Wollstoffe, Flanelle, Gardinen-Spitzen und Cretonnes wickelte ich, einmal zusammengelegt, vier bis sechs Mal um Brettchen von 8 cm Länge und $4^1/_2$ cm Breite und klebte zwei feste Goldpapier-Kärtchen um die wollenen, Blumenkärtchen um die baumwollenen Stoffe. Bettstoffe, Inlets, Barchente, Leinen, Futterstoffe 2c. wickelte ich zu kleinen Ballen und band zweimal farbiges Batistbändchen um dieselben. Vom Buchbinder hatte ich mir für die Einrichtung 12 Pappkästchen ($8^1/_2$ cm lang, $6^1/_2$ cm breit und $2^1/_2$ cm hoch) mit getheiltem übergreifenden Deckel machen lassen. An die Außenseite der Kästchen befestigte ich je eine Probe des Inhalts. Für die vier Bandkästchen ließ ich aus einem runden Stab von $1^3/_4$ cm Durchmesser $^1/_2$ bis 5 cm breite Stückchen schneiden, auf welche die etwa 25 cm langen farbigen Bänder gewickelt wurden. Einen Kasten füllen mit Goldfaden gebundene Seidenstoffe, die über Carton-Papier gelegt sind, einen anderen in gleicher Weise geordnete Sammetstoffe. Knöpfe, zu sechs auf Kärtchen genäht, Spitzen, auf Carton gewickelt, Stickereien, winzige Seidendeckchen, Schnürchen, aufgenähte Heftel 2c. füllen wieder einen Kasten. Im Schubfach des Ladentisches steht eine Kasse mit Spielgeld. Der Fußboden ist in Imitation von Linoleum mit Papier überklebt. Eine Verkäuferin in hellem Kleid und Schürzchen sitzt hinter dem Ladentisch, auf dem ein kleines Metermaß und eine Schere nicht fehlen. Meine Mühe bei Einrichtung des hübschen Verkaufsladens wurde reichlich belohnt, denn nie haben die Kinder mit solchem Eifer und gleicher Ausdauer gespielt; nicht selten haben selbst Erwachsene am Spiel der Kleinen sich betheiligt. Frau Elise Sch.

Badeschwinge Patent „Jeannette". — Diese von Professor J. R. von Grienberger, Innsbruck, erfundene Sicherheits-Vorrichtung beim Baden kleiner oder kranker Kinder besteht aus einer Art Hängematte, — einem 60 cm langen, unten 20, oben 30 cm breiten, gesäumten Stoffstück aus kräftigem Nessel, — an deren beiden Seiten in geeigneter Entfernung von einander je 3, oben 1, also im ganzen 7 Tragriemen angebracht sind. Jeder derselben endet in einer verstellbaren Patent-Schnalle mit flacher Oese, durch welche ein Gurt zum Feststschnallen der zur Hälfte über den Rand der Badewanne gelegten Tragriemen läuft. Durch Feststschnallen um die Außenseite der Wanne kann die Badeschwinge an jeder beliebig geformten Kinder-Badewanne befestigt und vermittelst der verstellbaren Tragriemen nach der Höhe des Badewassers gestellt werden. Die freischwebende Lage des Kindes verhindert ein Entschlüpfen und ermöglicht der Pflegerin den Gebrauch beider Hände beim Baden des Kindes. Die Badeschwinge Patent „Jeannette" dürfte allein daher schon empfehlenswerth sein; sie ist zum Preise von 3 fl. durch Franz Gradischegg in Innsbruck-Wilten zu beziehen. E. S.

Häusliche Kunst.

Wand-Kalender mit Rahmenverzierung aus bronzirten Holzknebeln. — Eine Anzahl gesammelter kleiner Holzknebel, wie sie zum leichteren Transport jedem Packet jetzt beigegeben werden, veranlaßte mich zu ihrer praktischen Verwendung für einen Wand-Kalender. Zu diesem Zweck bekleidete ich vier 2 Finger breite Leisten mit rothem Tizian-Plüsch, verband sie zu einem, an seinen vier Ecken sich kreuzenden, 40 cm breiten, 32 cm hohen Rahmen, für dessen innere und äußere Umrandung zwei Reihen goldbronzirter Knebel mittelst Tischlerleims aufgeklebt wurden. Man kann die Knebelchen zur besseren Befestigung auch noch mit einem Stich um ihre Mitte an den Plüsch nähen. Zu beiden Seiten des Kalender-Rahmens fanden zwei 20 cm hohe, 10 cm breite, ebenfalls mit Stoff und bronzirten Knebeln bekleidete



Wand-Kalender mit Rahmenverzierung aus bronzirten Holzknebeln.

Kindertisch und -Stuhl mit farbiger und Brandmalerei.

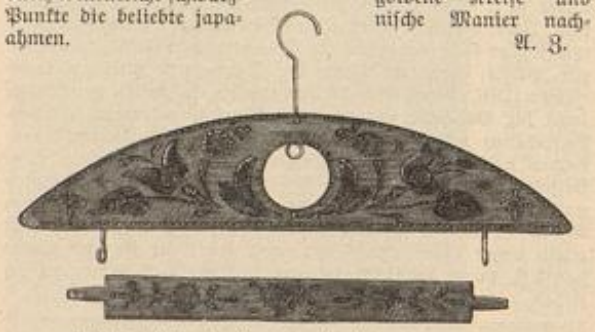
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Notiz-Tafeln, darunter ein in gleicher Weise decorirtes Tragbrettchen für Rippes, und darüber, von zwei Schrägleisten gestützt, ein Thermometer seinen Platz. Die Mitte nimmt ein großer, übersichtlicher Kalender ein. A. H.

Kindertisch und -Stuhl mit farbiger und Brandmalerei. — Die Spielecke in unserem Wohnzimmer ist der ganze Stolz unserer Kleinen. Nicht allein, daß sie einen hübschen Schrank besitzen, den eine liebe Pathe mit dem Brennstift verziert hat, sie nennen auch ein kleines Etablissement ihr eigen, an dem ich selbst meine Brennkünste versucht habe. Die Stühlchen haben eine Höhe von 31 cm; ihre gebrechselten Beine sind in der Mitte roth, oben und unten mit etwas Goldbronze bemalt, die auch durch helle Farbe oder Beize ersetzt werden kann. Sitz und Lehne sind wieder roth mit Email-Farbe bemalt, die sich ihrer Dauerhaftigkeit halber besonders empfiehlt. An dem 52 cm hohen Tisch mißt die Platte in der Mitte 40 zu 54 cm. Wie an den Stühlen sind auch hier die Füße roth, die obere Rosette und der untere Abschluß aber hell gebeizt. Die Ränder der Platte zeigen noch kleine Verzierungen, die der Brennstift ausführte, und die mit denjenigen längs der Kanten an Lehne und Sitz der Stühlchen harmoniren. Als Motiv für die größeren Flächen lassen sich Blumen, auch wohl eine dem Bilderbuch entnommene Illustration der Lieblings-Märchen verwenden, ebenso wie man sich mit stilgerechten Ornamenten begnügen kann.

Eine arbeitslustige Mutter.

Kleiderbügel „Puck" mit Brandmalerei. — Zum Gebrauch für den Garderoben-Schrank, wie als Geschenk für solche, „die schon alles haben", dürfte sich der neue, durch Patent geschützte Kleiderbügel „Puck" eignen. Der bewegliche Stab, der in den Haken ruhen soll, ist für ein fest gefaltetes Herren-Beinkleid bestimmt, während für Damenröcke die Haken ohne Stab gelten. Ich verzierte das gleichmäßig weiße Holz mit Brandarbeit nach Tiroler Bauernart in Roth und Grün ausgemalt; dasselbe Muster läßt sich auch in Holzmalerei mit kräftigen braunen Contouren ausführen. Ungeübtere Hände mögen den Bügel glatt mit rother oder apfelgrüner Email-Farbe anstreichen und durch willkürliche schwarz- goldene Kreise und Punkte die beliebte japa- nische Manier nachahmen. A. Z.



Kleiderbügel „Puck" mit Brandmalerei.

Fürs Haus.

Modernes Parfüm „Hohenzollern-Veilchen". — Nicht allein die Kunst, den Duft der Blumen durch Destillation zu binden und hieraus, wie aus anderen vegetabilischen Stoffen wohlriechende Extraits zu erzeugen, sondern mehr noch die Erschließung neuer Natur-Producte, sowie die Errungenschaften chemischer Forschungen haben es vermocht, die deutsche Parfümerie auf den Höhepunkt zu stellen, welcher sie jetzt gleichwerthig mit französischen Fabrikaten macht.

Vor vielen anderen Parfüms von unseren Damen bevorzugt, finden wir als neuestes Extrait das „Hohenzollern-Veilchen", dessen lieblich zarter Duft den frischen Veilchengeruch getreu und nachhaltig wiedergiebt, obwohl er aus rein chemischen Producten erzeugt wird.

Das von Professor Tiemann erfundene, einen Werth von 10,000 Mark pro kg repräsentirende Jonon, — eine Zusammenstellung von Citral und Aceton, — bildet den Grundstoff dieses neuesten, ausschließlich von der Firma J. F. Schwarzlose, Berlin SW, Markgrafenstr. 29, hergestellten Parfüms, des „Hohenzollern-Veilchens", das als Taschentuch-Parfüm (zum Preise von 3 Mk. und 1 Mk.), sowie zerstäubt mit dem Rafraichisseur oder als veilchenduftendes Poudre de riz gleich erfrischend und belebend wirkt. A. H.

Modernes Parfüm und Puder „Hohenzollern-Veilchen" nebst Rafraichisseur.

Lampenschirm aus Strohgeflecht. — Für kleinere Piano- und Schreibtisch-Lampen bestimmt ist ein Schirm aus maisgelbem, plissirtem Strohgeflecht, der, um den Hals zusammengezogen, nach unten ziemlich glatt über die Kuppel fällt, oben aber zu weiten, offenen Bogen sich gestaltet, welche das meergrüne, faltige Seidenfutter freilassen. Grüne Strohbörtchen und lachsfarbige Franzen aus gleichem Material bilden den oberen und unteren Randabschluß des wirkungsvoll mit Strohband-Rosetten gleicher Farbe garnirten, sehr haltbaren Lampenschirmes. A. H.

Lampenschirm aus Strohgeflecht.

Lampenschleier mit regulirbarer Halsweite. — Bei den fertig gekauften Lampenschirmen störte mich stets die nicht regulirbare Halsweite; entweder war der Ausschnitt zu weit und der Schirm schlüpfte bis weit über den Hals der Kuppel hinunter, oder er war zu eng, und die Gefahr des Anbrennens drohte täglich aufs neue; dem Uebel mußte abgeholfen werden. Zu diesem Zwecke faßte ich einen 40 cm weiten, 3 cm breiten Steiftüll-Streifen an beiden Seiten mit Drahtband ein, schloß ihn zu einem Ringe und bezog denselben innen und außen mit Changeant-Marzelline-Seide. Aus gleichem Stoff schnitt ich darauf vier je 36 cm große Quadrate, die ringsum zackig ausgeschlagen wurden, legte sie zu Dreiecken zusammen und schnitt sie an der Bruchseite aus einander. Der Weite des Drahtband-Ringes angepaßt, legte ich nun die acht Dreiecke an der Schnittseite in Fächerfalten und heftete sie auf den Drahtband-Ring. Dann setzte ich einen 6 cm breiten, 85 cm weiten gleichfalls ausgeschlagenen und gezogenen Marzelline-Streifen aufrecht um den oberen Halstheil und deckte die Ansätze mit einer $5^1/_2$ cm breiten ausgeschlagenen Rosenfalten-Rüsche. Die Halsweite wird nach Belieben durch Einkniffen regulirt und jeder Lampe angepaßt. Natürlich kann der Lampenschleier auch aus gemustertem Stoff angefertigt werden, doch giebt man jetzt der Changeant-Seide den Vorzug. E. S.

Lampenschleier mit regulirbarer Halsweite.

Lampenschirm aus Changeant-Seide.

Lampenschirm aus Changeant-Seide. — Das für eine kleinere Tischlampe bestimmte Original eines achttheiligen, rundgewölbten Schirmes zeigt die Bekleidung des Drahtgestells aus grüner Changeant-Marzelline-Seide, mit zwei über einander herabfallenden, ausgezackten, gezogenen Frisuren garnirt, während die sechs aufrecht stehenden Zacken um den Hals des Schirmes faltig und kraus bekleidet und mit einer vollen Rüsche umrandet sind. F. H.

Frau von L.-B. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 1/11 97 beschriebenen runden Reibeisen erhalten Sie bei P. Raddatz & Co., W, Leipzigerstr. 123. Die Red.

Küche.

Ochsenmaul in Gelée (vorzüglich). — Ein weich gesottenes, in kleine, nudelförmige Stücke zerschnittenes Ochsenmaul und ein Ochsenfuß nebst ein wenig Salz und der klein geschnittenen Schale einer Citrone werden mit so viel Fleischbrühe übergossen, daß alles bedeckt ist. Nach zweistündigem Kochen ist die Brühe dick genug; nun giebt man etwas schwach geräucherte, weich gekochte, in Stücke geschnittene Ochsenzunge, sowie ein wenig Pfeffer hinzu und läßt alles noch eine Viertelstunde kochen. Durch Zusatz von etwas Liebig's Fleisch-Extract wird die Speise noch wohlschmeckender; auch gewinnt das Gericht, wenn man einen kleinen Fisch, am besten Hecht, eine Stunde mit der Brühe verkocht. Halb erkaltet wird das Fleisch mit der Sauce in mit Oel bestrichene Formen gefüllt und am folgenden Tage gestürzt zu Butterbrod und Salat serwirt. J. K.

Frau Käthe M. und **Lotti.** — Vielleicht bieten das „Kochbuch für drei und mehr Personen" von H. L., Preis 2,50 Mk., oder „Süddeutsche Familien-Küche" (Hausmannskost) von E. Kieslinger, Preis 1,80 (München, Seitz & Schauer), was Sie wünschen. Die Verfasserinnen haben besondere Rücksicht auf Anfängerinnen oder doch im Kochen noch wenig Geübte genommen. Sie finden in den Büchern außer manchem Hinweis, um gut und sparsam für kleinere Haushaltungen zu kochen, bei jedem Recept genaue Angaben der erforderlichen Zuthaten wie der Bereitungsweise. Die Red.

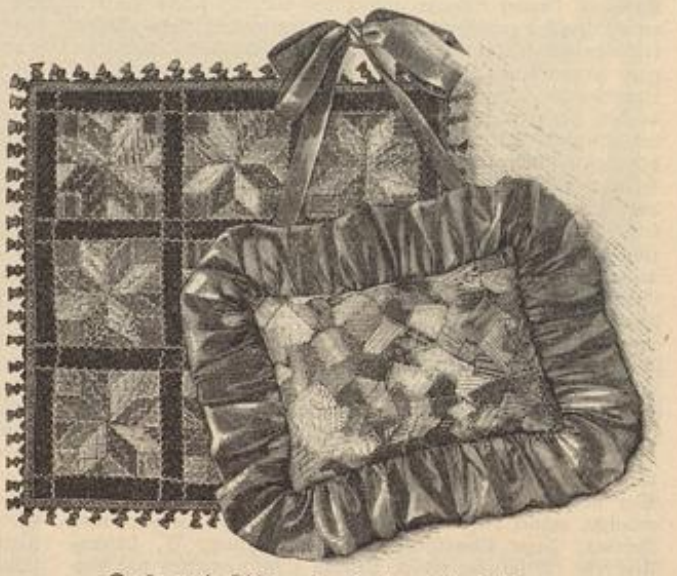
Gärtnerei.

Else R., Lübeck. — 1) Es ist sehr vortheilhaft, jetzt zwischen den Erdbeerpflanzungen kurzen Dung auszubreiten, doch muß dies so geschehen, daß derselbe die Blätter nicht bedeckt. — 2) Blumenkohl-Pflänzlinge lassen sich gut nur in kalten Mistbeeten, bezw. in mit Mistbeet-Fenstern bedeckten Kisten überwintern. Bei milder Witterung müssen Sie die Fenster reichlich lüften, bei Frost dieselben gut mit Strohmatten bedecken. Die Mäuse stellen den Blumenkohl-Pflänzlingen im Winter gern nach, man muß also ein wachsames Auge darauf haben. M. H.

Alte Abonnentin, Beverungen. — Nicht der erste Frost hat die Kronen Ihrer Rosen zu Grunde gerichtet, sondern die Nässe. In leichtem trockenen Boden schützt man wohl die Kronen durch Eingraben, nicht aber in schwerem nassen Boden bei hohem Grundwasser-Stand. Legen Sie die Stämme um, halten Sie die Kronen dann durch einen eingesteckten Holzhaken auf dem Boden fest und bedecken Sie dieselben zum Schutz gegen Frost mit trockener Asche oder, besser noch, mit trockenem Sand. Die Kronen dicker Stämme, welche sich nicht umlegen lassen, werden am zweckmäßigsten mit Fichtenzweigen eingebunden. M. H.

Handarbeit.

Decke und Kissen in Seiden-Mosaik. — Ein großer Vorrath farbiger Seidenflicken harrte seit langem passender Verwendung. Ich konnte mich aber zu einer großen Seiden-Mosaik-Arbeit nicht entschließen, weil ihre Handhabung mir höchst lästig schien; denn sämmtliche Seidenstückchen werden dabei gewöhnlich einem einzigen Futtertheil aufgesetzt und dann erst bestickt oder umrandet. Vor kurzem machte ich nun den Versuch, eine große Decke, — die Abbildung zeigt sie um viele Carreaux verkleinert, — auf folgende Weise herzustellen. Ich schnitt aus weißer Gaze circa 17 cm große Quadrate, zeichnete das Muster eines achteckigen Sternes darauf und begann nun, die Seidenläppchen aufzunähen. Zuerst versah ich die vier Ecken mit gleichfarbiger dunkler Seide, dann folgte der Stern, den ich abwechselnd mit hellen und dunkeln Feldern füllte. Die Ränder der einzelnen Farben benähte ich mit bunter Filoselle-Seide, — die hellen Läppchen mit dunkler, die dunkeln mit lichter. Diese einzelnen Sterne ließen sich bequem arbeiten und überall mitnehmen. Nachdem ich siebzig Stück davon angefertigt hatte, schritt ich zur Zusammenstellung einer Bettdecke. Die Verbindungsnähte der Quadrate deckt 5 cm breites schwarzes Sammetband, dessen Ränder wieder mit goldgelben Grätenstichen versehen wurden. Das Ganze wurde mit gelbem Satin gefüttert und mit Seiden-Pompons umrandet. Die 3 m lange, 2 m breite Bettdecke ist tadellos glatt, zieht sich nach keiner Seite, flügelt nicht, und die Arbeit daran war eine Freude, da die einzelnen Theile sich bequem handhaben und leicht für eine beliebig große Decke zusammensetzen lassen. — Für den Fond des Kissens wurden die Seidenstückchen ganz unregelmäßig und in contrastirenden Farben einem 22 cm zu 28 cm großen Futterstück aus ungebleichtem Nessel aufgeheftet und dann mit Zierstichen ausgenäht, resp. umrandet. Den Rücken des Kissens mit 9 cm breitem gezogenen Volant aus doppelt gelegtem grünen Foulard bildet grüner Plüsch. Grünes Seidenband, das oben zu einer Schleife gebunden wurde, dient zum Aufhängen. M. W. B.



Decke und Kissen in Seiden-Mosaik.

Frau Dr. K. in L. — Um praktische warme Capes, Kragen 2c. für Jung und Alt herzustellen, empfehlen wir Ihnen die Krimmer-Wolle. Das Arbeiten damit ist leicht und schnellfördernd; man häkelt entweder Stäbchen mit starkem Holzhaken oder strickt glatt rechts mit zwei solchen Nadeln und nimmt zu oder ab, je nach der gewünschten Größe und Form. Krimmer-Wolle ($^1/_2$ kg 5 Mk.) erhalten Sie u. a. bei Aug. Schultze Nachf., Berlin SW, Jerusalemerstr. 1. Die Red.

Bezugsquellen.

Kleiderbügel „Puck": Sindermann & Riehel, NW, Friedrichstr. 96. „Hohenzollern-Veilchen- u. Rafraichisseur: J. F. Schwarzlose Söhne, SW, Markgrafenstr. 29. Lampenschirm aus Strohgeflecht und aus Changeant-Seide: Moritz Lewin, C, Hausvoigtei-Platz 1/2. Lampenschirm mit regulirbarer Halsweite: Leopold Schönfeld, W, Potsdamerstr. 1. Decke in Seiden-Mosaik: Frl. Elisabeth Uhlmann, SW, Kreuzbergstr. 26.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 23, III. 1. December 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(4. Fortsetzung.)

V. Kapitel.

Wenn das Regiment Markgraf Max von Villau war unstreitig ein gewaltiger Zug gekommen. Selbst diejenigen unter den Kameraden, welche die schwere Hand des neuen Commandeurs mit oder ohne Schuld am empfindlichsten spürten, mußten das anerkennen. Und sie mußten zugleich die Unermüdlichkeit des Oberstlieutenants anerkennen, vor dessen Auge niemand sicher war.

In aller Morgenfrühe schon tauchte er auf dem Kasernenhofe auf zum Schrecken des wachthabenden Unterofficiers und sämmtlicher Feldwebel. In welch' verstecktem Winkel der Umgegend Hauptmann von Miller seine Unterofficier-Uebung ansetzte, der Oberstlieutenant „besuchte" ihn. Wenn er zwischen sieben und acht Uhr im Osten Villau's das eine Bataillon bei einer Felddienstübung „beehrt" hatte, erschien er um neun Uhr im Westen der Stadt auf den Schießplätzen, revidirte um elf Uhr eine Bekleidungskammer und wohnte um zwölf Uhr der Parole-Ausgabe bei. Kein Nachmittag, an dem er nicht einen Lieutenant und dessen Turnabtheilung oder einen theoretischen Unterricht „überfiel"; kaum ein Abend, an dem er nicht noch einmal irgend ein Compagnie-Revier „unsicher" machte.

Er hörte alles, er sah alles. Hauptmann Kerbach erfuhr plötzlich aus dem Munde des Commandeurs, daß sich sein Sergeant Weitbach unerlaubter Weise in der Kaserne einen Pudel halte; Major Welter hörte zu seinem Erstaunen, daß der Bataillons-Schreiber gestern Nachmittag mit einem weißen „Bäffchen" unter dem Kragen über den Marktplatz spaziert sei; dem Premierlieutenant Graf Weltinger theilte der Oberstlieutenant mit, daß sein getreuer Bursche das Leibroß anstatt im Schritt im schlanken Trabe bewegt, und Hauptmann von Hellbach wurde dafür „angesehen", daß ein Mann seiner Compagnie mit zu kurzer Hose auf Posten gestanden habe.

Das Regiment Markgraf Max von Villau hatte in den letzten Jahren einen sogenannten „guten" Oberst gehabt, einen milden Herrn. „Er war zu gut für diese Welt, darum mußte er sterben," meinte Kerbach, wobei unter „sterben" natürlich „den Abschied nehmen" zu verstehen war; — in weiser Erkenntniß, daß nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, hatte das Militär-Cabinet nun einen strammen Gebieter an die Spitze des Regiments gestellt, und zu dem angeborenen Drang gesellte sich bei dem Oberstlieutenant vielleicht auch noch die Wirkung manch schöner Weisung des Corps, der Division, der Brigade, die ihm anvertraute Truppe kräftiglichst aus der Behaglichkeit emporzurütteln, in die sie sich eingesponnen hatte.

Er fühlte sich ganz als der geeignete Mann dazu.

Sein einer Grundsatz war, das Unmögliche zu verlangen, um das Möglichste zu erreichen; und der zweite, daß der Tag auch fünfundzwanzig Stunden haben müsse, sobald der königliche Dienst es etwa fordere.

Und ehe drei Wochen ins Land gingen, wurden selbst die bequemsten Compagnie-Väter „fleißig", wie die Bienen. Es kam nicht mehr vor, daß sie diesen oder jenen Dienstzweig den bewährten Händen ihrer Premiers überließen. Zum Schaudern der Gattinnen waren sie vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend persönlich im Dienst. Da konnten die Bataillons-Commandeure unmöglich zurückstehen. Auch sie, denen bisher im allgemeinen die Wahrung möglichster Selbständigkeit der Compagnie-Chefs als eine ihrer wichtigsten Aufgaben vorgeschwebt hatte, stürzten sich in das Getriebe. Es war doch allzu peinlich, sich sagen zu lassen: „Ich hoffte eigentlich, Sie heut früh bei der achten Compagnie zu treffen, Herr von Halter. Es gab da mancherlei zu moniren —" oder: „Ich begegnete heute morgen, als ich zu den Schießständen hinausritt, einigen Schießabtheilungen der dritten und vierten Compagnie, Herr Major, deren Anblick wirklich nicht schön war. Vielleicht richten Sie gelegentlich auch Ihr Augenmerk — —"

Der Oberstlieutenant wahrte stets eine tadellose Höflichkeit. Fast jeden seiner Befehle, jede seiner endlosen Ermahnungen kleidete er in die Form eines Wunsches ein. Aber aus seinem „Ich darf wohl bitten" klang stets ein eiserner Wille heraus.

Den lieben Lieutenants war er zuerst am wenigsten „unbequem" gewesen. Sie hatten mehr Dienst als früher, aber in ihrem frohen Uebermuth fanden sie alles doch nach wie vor „verbrecherlich lächerlich". Unbehaglich war ihnen nur, daß der neue Commandeur regelmäßig im Casino aß, wie ein steinerner Gast vor seinem Schoppen billigsten Mosels sitzend und die Tischrunde stumm musternd. Bald genug sollten aber auch sie den Geist des neuen Herrn wehen fühlen. Es wurde fast zur Regel, daß das Parole-Buch eine Notiz enthielt: „Ich wünsche morgen Herrn Lieutenant X. um 12 Uhr im Regiments-Büreau zu sprechen." Auch diese kleinen Verhandlungen unter vier Augen wurden seitens des Oberstlieutenants stets in den ausgesucht höflichsten Formen geführt, doch die meisten der Citirten verließen das Geschäftszimmer gesenkten Hauptes und seufzten draußen: „Unser alter guter Demming konnte manchmal grob wie Bohnenstroh sein, wenn man etwas ausgefressen hatte, aber — es war angenehmer."

Und nun folgten endlose Officier-Versammlungen, in denen die Resultate jener Verhandlungen unter vier Augen eingehendst erörtert wurden. „Ich habe Veranlassung genommen, meine Herren, die Tischrechnungen zu revidiren, und leider gefunden, daß einige Herren, — von der Nennung der Namen will ich vorläufig absehen, — ganz ungehörig große Reste stehen lassen," hub die Belehrung heute an, um in ausgedehnte Reden gegen Luxus und Wohlleben überzugehen; morgen hieß es: „Ich habe bemerkt, daß einige Herren sich Freiheiten im Anzug gestatten, die ich nicht dulden darf," und es schloß eine lange Vorlesung über die Kleiderordnung daran. Das nächste Mal besprach der Oberstlieutenant „die erforderliche Zurückhaltung im Verkehr mit einzelnen Theilen der Civil-Bevölkerung," dann schärfte er das Verbot des Civiltragens ein oder betonte als seinen Wunsch, daß die unverheiratheten Herren möglichst auch die Abende im Casino zubrächten.

Auch heute war das Officier-Corps wieder nach dem Versammlungs-Zimmer befohlen worden. Der Commandeur hatte zuerst eine längere Reihe rein dienstlicher Angelegenheiten erörtert. Nun schien er mit diesen fertig zu sein. Er gab ein dickes Aktenheft, aus dem er einige Bestimmungen vorgelesen hatte, in die Hände des Regiments-Adjutanten zurück, machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Jetzt, meine Herren, habe ich nur noch eine Angelegenheit zu berühren, die ich discret zu behandeln bitte, als eine interne Sache des Officier-Corps. Es handelt sich eigentlich auch nur um einen Wunsch, — ich betone: einen Wunsch meinerseits. Meine Herren, verschiedene unter Ihnen verkehren, wie ich weiß, seit längerer oder kürzerer Zeit im Hause des Herrn Dr. Bernhaupt in Neuhütte. Ich traf nun neulich auch mit diesem Herrn in Gesellschaft zusammen, bei meinem Bruder in Trunberg, dessen Arzt er ist. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm, — gegen meinen Willen, — in ein ernstes Gespräch verwickelt wurde. Es handelte sich um sociale Fragen, und wir vertraten sehr verschiedene, gänzlich entgegengesetzte Richtungen. Das ist eine Sache für sich, — in unserer Zeit muß man darauf gefaßt sein, selbst in uns näher stehenden Kreisen bisweilen merkwürdigen Anschauungen zu begegnen. Aber Herr Dr. Bernhaupt gefiel sich darin, seine Ansichten mir gegenüber mit einer eigenen Schärfe auszuspielen, mit einer, — gelinde gesagt: Schärfe, die mich zwang, das Gespräch abzubrechen, zumal ich mich einem Gaste meines Bruders gegenüber befand, und weil auch die Anwesenheit Seiner Durchlaucht des Prinzen Ottokar mir äußerste Reserve auferlegte. Nun, meine Herren, — ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, — daß, wie ich mich stets als Vertreter des ganzen Officier-Corps betrachte, — ich auch von diesem als Gesammtheit erwarte, daß es mich vertritt. Ich stelle es Ihrem bewährten Takt anheim, ihre Stellung zu jenem Herrn zu reguliren, wobei ich aber besonders den jüngeren Herren auch den kameradschaftlichen Rath geben möchte, in dieser Stellungnahme jede Extravaganz zu vermeiden." Eine kurze eindrucksvolle Pause. Dann das übliche Entlassungswort: „Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Hauptmann von Hellbach hatte auf dem Kasernenhofe noch eine Besprechung mit seinem Feldwebel. Als er diese erledigt hatte und sich dem Thor zuwandte, sah er Herrn von Miller dort auf und ab gehen. Er hatte augenscheinlich auf ihn gewartet.

Langsam schlenderten sie durch den Schloßpark der Stadt zu.

„Sagen Sie 'mal, Hellbach, was gab's denn eigentlich zwischen Bernhaupt und dem Oberstlieutenant? Sie waren ja auch in Trunberg," fragte Miller endlich.

Hellbach zuckte die Achseln. „Eigentlich war's nicht der Rede werth, — nach meinem beschränkten Unterthanen-Verstand. Und wenn überhaupt von einem Conflict die Rede sein kann, dann hat ihn sicher nicht unser guter Bernhaupt heraufbeschworen. Wir standen, — es war lange nach dem Diner, — ganz harmlos auf der Terrasse; der Doctor und der Regierungsrath Wernaer trugen fast allein die Kosten der Unterhaltung. Sie sprachen, ganz theoretisch, über die Arbeiterfrage und stritten sich, durchaus als gute Freunde, ein bissel über die großen Wohlfahrts-Einrichtungen des Commercienraths Stubbe drüben in Ostroda. Da kommt plötzlich unser Oberstlieutenant von einem Spaziergang zurück und mischt sich in das Gespräch, — meiner Meinung nach von vornherein in einer Gereiztheit, die ihm sonst ganz fremd ist. Er bricht kurzer Hand über den ‚philanthropischen Unsinn' den Stab; ich kann Dir das einzelne nicht mehr genau wiedergeben, aber das weiß ich bestimmt, daß der Doctor seiner Art nach sehr ruhig und allerdings auch klar und bestimmt entgegnete. Dann sagte der Oberstlieutenant plötzlich: ‚Diese ganze sogenannte Arbeiterfrage wird schließlich doch nur mit Blut gelöst werden können.' Der Doctor erwidert: ‚Das ist sicher nicht im Sinn der Allerhöchsten Botschaften.' Der Oberstlieutenant replicirt: ‚Wir werden ja sehen, wohin das übertriebene Verhätscheln führt,' und der Doctor meint: ‚Je nun, mein Vater trug selbst noch die Schwielen der Arbeit auf seinen Fäusten, Herr Oberstlieutenant. Da würde es dem Sohne schlecht anstehen, wollte er sich weitab stellen von der Interessen-Sphäre des Standes, aus dem er hervorgegangen ist.' Darauf kriegte Pflaune einen rothen Kopf und sagte scharf: ‚Wollen Sie Sich damit mit der Socialdemokratie identificiren?' — ‚Durchaus nicht!' erklärte Bernhaupt. ‚Die wahren Interessen der Arbeiterbevölkerung sehe ich auf einer ganz anderen Seite, als auf der der Herren Liebknecht und Bebel. Aber das hindert mich nicht, an der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse mitzuarbeiten, wo ich das nur immer mit meinen schwachen Kräften kann.' — ‚Viel Vergnügen, Herr Doctor!' — ‚Vergnügen suche ich dabei nicht, ich thue nur meine Pflicht.' —

Das war so ungefähr der Gang der Unterhaltung, und wir dachten uns alle nichts Arges dabei, wenn es auch nicht gerade sehr gemüthlich war, Zuhörer zu spielen. Aber nun warf Pflaune plötzlich den Kopf zurück und sagte ganz unmotivirt: ‚Wir fassen wahrscheinlich den Begriff Pflicht sehr verschieden auf.' Der Doctor trat einen Schritt zurück, Sie kennen Bernhaupt, lieber Miller, sein Ehrbegriff ist sicher nicht weniger ausgeprägt als der unsere, — er war aschfahl im Gesicht geworden. Aber er beherrschte sich merkwürdig. Nach einem kurzen, peinvollen Augenblick sagte er ganz kalt: ‚Da haben Sie sicher recht, Herr Oberstlieutenant, wir fassen den Begriff der Pflicht sehr verschieden auf. Ich aber füge hinzu, daß ich mir die Begrenzung dieses Pflichtbegriffs für mich auch durchaus vorbehalte als das unveräußerliche Recht eines unabhängigen Mannes und eine Beurtheilung meiner Auffassung durch Fremde nicht liebe.' — So ungefähr sprach er, und es erschien uns allen als eine Erlösung, daß in diesem Augenblick der Prinz mit einer gleichgültigen Frage herantrat."

„Hm, — hm!" machte Miller, und dann gingen sie schweigend ein Stück weiter. Plötzlich aber blieb der Aeltere stehen und fragte: „War das alles, lieber Hellbach?"

„Ja und nein! Wie Sie es nehmen wollen, Miller. Die beiden kamen glücklicherweise nicht wieder aneinander, dank des zufälligen Dazwischentretens des Prinzen einmal, dann aber, weil der Doctor unmittelbar darauf in den Saal ging, wo die Damen musicirten, — auch das nur, um seine Tochter aufzufordern, sich zu empfehlen."

„Und Sie, Hellbach, folgten ihm?"

„Jawohl, Miller. Verdenken Sie es mir, daß ich das unwiderstehliche Verlangen fühlte, ihm die Hand zu drücken?"

„Gewiß nicht! Nur —"

„Nur?"

„Mein Himmel, Hellbach, wir haben unseren neuen Herrn doch schon genugsam kennen gelernt."

Der Jüngere nickte. „Das ist eben ‚das andere', von dem ich noch sprechen wollte. Pflaune sah nämlich, daß und wie ich mich von unserem alten Doctor verabschiedete, — und seine heutige Rede ist sicher in erster Linie auf mich gemünzt gewesen."

Hauptmann von Miller hatte ein Blatt von einem Jasminstrauch abgerissen und drehte es zwischen den Fingern, es erst zusammen- und dann wieder auswickelnd.

„Hören Sie 'mal, Hellbach, lassen Sie Sich warnen!" hub er endlich an. „Pflaune ist nicht der Mann, der vergißt oder vergiebt. Seien Sie vorsichtig!"

„Das sagen Sie, Miller?! Ich brauche ja gar nicht einmal zu fragen, ob Sie etwa dem Doctor die Freundschaft kündigen wollen, ich kenne Sie zu gut!"

„Ja, — ich! Das ist ganz etwas anderes." Miller pfiff durch die Zähne und lächelte. „Mein bester Hellbach, bei mir kommt's nicht mehr drauf an. Ich habe die Majorsecke so wie so dicht vor mir und, — nun, ich weiß es, daß Pflaune mir so etwa im Herbst das Genick abdrehen wird, wenn ich ihm dies satanische Gelüste nicht durchkreuze und noch vor dem großen Augenblick freiwillig gehe. Ich weiß nur noch nicht recht, was mir mehr Spaß macht: ihm zuvorzukommen, oder, wenn er mir an den Hals will, ihm noch einen zierlichen Knüppel zwischen die langen Beine zu schieben. Na, — gleichviel! Aber mit Ihnen ist das eine ganz andere Sache, Hellbach. Sie sind jung, haben die besten Empfehlungen, waren auf Akademie und, — na, kurz und gut, vor Ihnen liegt die Welt. Darum hören Sie auf mich und stellen Sie Ihre Zukunft nicht leichtsinnig aufs Spiel." — Uff! machte er noch und schloß: „Das war so ziemlich die längste Rede meines Lebens."

„Aber nicht die beste, Miller, und sie war auch nicht ganz ehrlich. Ich kenne Sie besser. Genug: ich gehe heute noch nach Neuhütte, und wenn —"

„Ich hab's eigentlich nicht anders erwartet!" fiel ihm der Aeltere ins Wort. „Hier, Hellbach, meine Hand! Und nun kommen Sie zu Papa Dunse. Wir wollen uns den Aerger mit einem guten Tropfen hinunterspülen. Und vielleicht haben wir Glück und treffen Ihren Herrn Vater dort. 's ist mir jetzt immer eine besondere Herzerquickung, den alten Edelmann von echtem Schrot und Korn zu sehen. Mit ihm geht's mir, wie unserem Doctor gegenüber. Die sind beide echt. Aber es giebt leider gar zu viel Talmi in der Welt."

Auch der Oberstlieutenant verließ bald nach der Officier-Versammlung die Kaserne.

Als er seine Wohnung betrat, — er hatte eine Etage ganz in der Nähe der Kaserne gemiethet, — erwartete ihn bereits sein Civil-Diener im Flur, um ihm Säbel und Mütze abzunehmen. Er liebte es, schnell bedient zu werden.

„Briefe gekommen, Werner?"

„Ein Brief und einige Drucksachen, Herr Oberstlieutenant."

Auf der Platte des Schreibtisches in dem Arbeitszimmer lag die Post. Obenauf ein Umschlag mit der peinlich genau ausgeschriebenen Adresse in großen, ungelenken Schriftzügen.

Der Oberstlieutenant warf sich in den Sessel vor dem Schreibtisch und wog den Brief einige Augenblicke in der Hand. Dann riß er den Umschlag mit einer heftigen Bewegung auf und las.

Die Baronin Pflaune schrieb an ihren ältesten Sohn:

„Mein liebes Fritzchen.

Nähmlich weil es schon so lange her is, daß ich gar nicht von Euch beyden gehört hab, muß ich Dir doch einmal schreiben und fragen, wie es Dir und Bruno gehn thut. Denn ich hab mannichmal große Sehnsucht nach Euch Beyden, da ihr doch wohl einmal zu mir kommen könnt, wenn ihr nicht wollt, daß ich zu Euch komme. Nämlich ich bin in die Siebzig und wennschon Gottlob gesund, kann mich unser HErrgott doch alle Tage zu Sich nehmen. Und ich hab Euch dann nicht gesehen und meine Gedanken sind doch immerzu bei euch. Zwey Jahr ist es, mein Fritzchen, daß ich Dich nicht gesehn, und du bist damals auch nur auf ein einziges Stündecken bei mich in Stellhausen gewesen und hast gleich wieder fort gemußt von wegen die Manöver. Und bei dem Bruno ist es schon an die drei Jahre, und er ist immer ein so kränklich Kind gewesen, nimmt sich auch nie nicht recht in Acht.

Ich bin nu jetzt hier bei Mengers, und ist auch hier nicht allens so, wie es sein sollte. Die Grete schmeißt das Geld zum Fenster heraus, der Menger ist ein gutes armes Schaf. Die Kleine ist ein gutes liebes Kind, aber so verängstigt und immer so blaß und müde. Ich möchte sie gern mit nach Stellhausen haben, sie mit Eiern und Milch raussuttern.

Da is nu hier ein Doctor Bernhaupt, und das is der Sohn von einem Doctor Bernhaupt, der bei Bruno Arzt ist, sagt Lotteken. Deßhalb schreib ich nu hauptsächlich nämlich. Du sollst mir genau schreiben, lieber Sohn, was Du von dem alten Doctor weißt und ob Du was von dem Jungen zu wissen bekommen kannst. Ganz genau, liebes Fritzchen, denn es is nämlich wichtig. Laß Deine alte Mutter aber nich wieder so lange auf Antwort warten.

Lieber Sohn, ich wünsche Dich recht von Herzen recht viel Gutes. Du sollst sehr strenge sein gegen die Leute, hat man mich hier gesagt. Das is ganz gut, denn ohnedem geht es nu mal nich. Aber, liebes Fritzchen, es muß allens seine Art haben. Wenn Einer recht strenge is, muß er auch sehr gut sein können. Das eine geht nich ohne das Andre, denn sonst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Promenaden-Anzug. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

werden die Leute quierig. Ich weiß schon, Ihr hört's ja nich gerne, wenn man davon spricht. Aber ich möcht es Dir doch sagen. Vatern und ich haben oft Hundert Leute und mehr unter uns gehabt, und es waren auch quierige Gesellen drunter. Aber es ging immer, weil wir nämlich sehr streng aber auch gut waren. Immer gerecht, das ist die Hauptsache, meine ich immer.

Nu sey nich böse, lieber Sohn, daß ich das so sage. Nimm Dich auch gut in Acht, besonders wenn's regnet. Vatern hatte da bald mal ein Reffma weg, es liegt das wol in die Familie. Schreib mir also gleich, liebes Fritzchen, grüße den Bruno und er soll seine alte Mutter auch nich vergessen. Du nich über den Dienst und er nich über seine Vornehmen. Du mein HErrgott, und wenn Du die ganze Brust voll Orden kriegst un er noch einmal gegraft wird, was habt Ihr am Ende davon? Im Himmel oben wirds euch nicht angerechnet, aber der liebe Gott fragt, ob ihr Eure Mutter lieb und in Ehren gehalten habt.

Lebwohl, liebes Fritzchen. Es küßt Dich

Deine alte Mutter."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

Schutz den Kleinen! (Fortsetzung und Schluß.) — Eine eifrige Förderin unserer Bewegung trat jüngst für ein vor ihren Augen mißhandeltes Kind ein. Der Vater ließ sich von ihr nicht hindern, sondern wies ihr mit einem Hinzeig auf sein Hausrecht die Thür. (Hier wäre es gewiß von Nutzen gewesen, wenn die Dame eine Mitgliedskarte des Kinderschutz-Vereins hätte vorweisen können.) Eine andere Dame berichtet, sie habe einen Mann zur Anzeige gebracht, der Frau und Kinder grausam behandelte. „Ich glaube aber, daß sie, als sie nach verbüßter Strafe ihm wieder preisgegeben waren, es um nichts besser gehabt haben," war ihre Ansicht. — eine Folge unserer mangelhaften Gesetzgebung.

Unser nächstes Bestreben muß daher sein, auf diese Gesetzgebung einzuwirken. Schon ist man in parlamentarischen Kreisen auf unser Vorgehen aufmerksam geworden, und wir haben die Hoffnung, daß in der nächsten Reichstags-Session die Nothwendigkeit genügenden Kinderschutzes zur Sprache gebracht werden wird. Um hierfür Stimmung zu machen und weite Kreise des Landes dafür zu erwärmen, setzten wir vor kurzem eine Petition an den Reichstag in Umlauf, deren Wortlaut wir jedem, der Interesse dafür hat, unentgeltlich zugehen lassen. Wir bitten herzlich, uns durch Sammeln von Unterschriften aus allen Ständen und Berufsarten bei diesem Werk zu unterstützen, das nur gelingen kann, wenn recht viele dabei helfen.

Zweitens bitten wir die Leserinnen dieser Zeilen, sämmtlich Mitglieder des Kinderschutz-Vereins zu werden, der voraussichtlich in diesem Monat in Berlin sich förmlich constituiren wird, und dessen Statuten mit genauer Darlegung seiner Zwecke und Ziele ebenfalls unentgeltlich jedem gesandt werden, der uns seine Adresse angiebt. „Dem Kinderschutz-Verein sollte jede Mutter angehören", schrieb eine Beitretende, „aber auch reifere Mädchen müßten ihm ihre freie Zeit widmen." Selbstverständlich suchen wir auch männliche Hülfe aus allen Kreisen und sind sehr dankbar, wenn sie uns gewonnen wird.

Drittens bitten wir literarisch Arbeitende, ihre Feder hin und wieder dieser Sache zu widmen. Die Presse ist unseren Bestrebungen fast ausnahmslos sehr freundlich entgegengekommen und hat uns schon manche Spalte geöffnet. Doch fehlt es an Verfassern von Original-Artikeln über dies Thema, das schier unerschöpflich ist, und für das reiches Material zur Verfügung steht. Insbesondere müssen wir es uns zur Pflicht machen, die öffentliche Stimmung immer wieder aufzurufen gegen die zu große Milde der Geschworenen, wo es sich um die Beurtheilung von Morden und Grausamkeiten, die an Kindern begangen sind, handelt.

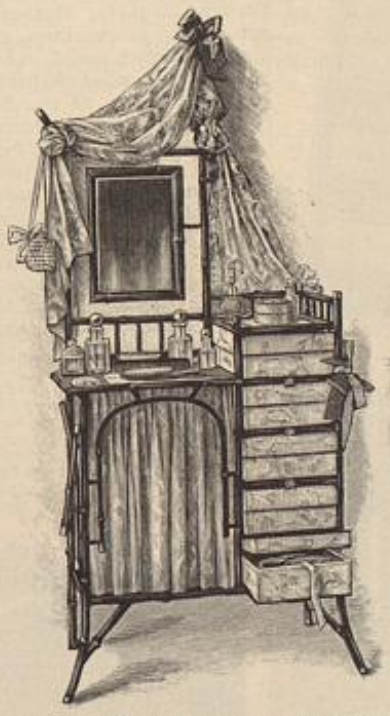
Ihr lieben Kinderfreundinnen, — und wer wollte sich nicht dazu zählen! — die das Leben vielleicht auch schon zu Zeugen herzloser Behandlung der Kleinen machte, oder die durch in den Zeitungen immer wiederkehrende Berichte neuer, erschütternder Einzelheiten auf ihre Noth aufmerksam werden, wir bitten Euch, nicht mit flüchtigem Mitleid oder schauderndem Entsetzen die Augen wegzuwenden, — nein, denkt, daß Ihr helfen könnt, — helft uns!

Noch einmal um freundliche Meldungen bittend

E. von Oertzen, geb. von Thadden-Triglaff,
Dorow b. Regenwalde (Pommern).

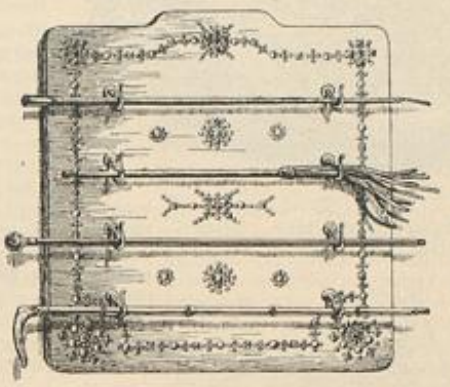
Häusliche Kunst.

Das „Staarenhäuschen" ist schon seit langer Zeit als Wandschmuck zur Aufnahme von Bindfaden oder als Staubtuch-Behälter, für Streichhölzer und Cigarren-Abschnitte „salonfähig" geworden. Einer ganz neuen Verwendung aber dient es auf dem Schreibtisch zum Aufbewahren von Papier und Couverts. Für diesen Zweck fertigte ich den Staarenkasten etwas größer; die Vorderseite mit abgestumpften Ecken mißt 13 zu 16 cm, während die größte Höhe 21 cm, die Tiefe des ganzen 12 cm ausmacht. Innen wurde der Kasten durch zwei am oberen Rande schräge Brettchen, die in die Seiten eingelassen sind, in drei Fächer getheilt, von denen das vordere, entsprechend niedrigere, zum Aufnehmen der Couverts bestimmt ist. Die abgeschrägten Bretter ermöglichen ein bequemes Herausnehmen des Inhaltes. Da ein solches Kästchen auf dem Schreibtisch häufig offen stehen dürfte, so schmückte ich nicht nur die fünf Außenflächen mit dem Brennstift, sondern zeichnete auch auf die Innenseite des Deckels eine Landschaft, die ich antönte; außen verzieren das Kästchen Heckenrosen. Die Vorderseite zeigt an Stelle des Loches eine eingebrannte Vertiefung, aus der Frau Staarmatz herausschaut, um sich mit ihrem auf einem Zweig sich wiegenden Männchen zu unterhalten. B. v. L.



Toiletten-Tisch aus Bambus mit Musselin-Bekleidung.

Löschmappe aus bemalter Lederpappe. — Aus brauner Lederpappe schnitt ich zwei Stücke von je 39 cm Höhe und 26 cm Breite. Diese beiden Theile wurden durch einen im Innern derselben festgeklebten braunen Leinenstreifen zusammengehalten. Auf die obere Seite zeichnete ich mit Bleistift drei naturgroße Sonnenblumen mit Blättern und Knospen, sodaß die Ecke unten rechts frei blieb, die dann durch ein kleines Bild in Brandmalerei, — Landschaft oder Thiere, — ausgefüllt wurde. Die Sonnenblumen malte ich mit gelber Aquarell-Farbe aus, die helleren Blätter mit Nagelgelb, die dunkleren mit Gummigutt, für die Blätter mischte ich Blau mit Gelb. Die Farbe darf nicht zu dünn aufgetragen werden und muß erst vollständig trocknen, ehe die Umrisse der einzelnen Blättchen möglichst tief eingebrannt werden. Dann fährt man mit der breiten Seite des Brennstiftes, den man sehr flach hält, vorsichtig über alle Blätter, an den hellen Stellen nur leicht, daß die Farbe nicht braun wird, sondern nur einbrennt, an den dunkleren stärker, sodaß man kräftige braune Schatten erzielt, die aber nicht streifig werden dürfen. Dadurch wirken die Farben sehr schön, und die Blumen sehen wie eingelegt aus. Nun sind noch die Staubgefäße durch dichtes, tiefes Punktiren herzustellen und die Ränder der Mappe mit sehr heißem Stift zu kerben. Wenn letzteres regelmäßig geschieht, wirkt es hübscher als Ausschlagen der Pappe. Zum Schluß habe ich die Mappe noch gewachst und tüchtig gebürstet und dann einige Bogen dickes gelbes Löschpapier, das ich mir vom Buchbinder schneiden ließ, mit Goldgarn hineingebunden. Ein reizendes Geschenk war nach wenigen Stunden Arbeit fertig. Ch. W.



Stockbrett. Weihnachtsgeschenk für Herren.

Stockbrett. Weihnachtsgeschenk für Herren. — Für ein Herrenzimmer dürfte als Wandschmuck ein Stockhalter willkommen sein, auf dem die verschiedenen Reit-, Spazier- und Sportstöcke ihren Platz finden. Das 65 zu 55 cm große, 2 cm dicke Lindenholz-Brett, rückwärts mit Hänge-Oesen versehen, wird mit dem Brennstift oder mit Nagelarbeit verziert und mit Brunolein leicht getönt. Je ein Stock oder eine Gerte ruht auf zwei gleich hoch eingeschraubten Nickelhaken. N. W. in Heidelberg.

Küche.

Schellfisch-Kochbuch. — Von Elise Hannemann. Verlag von W. Moeser, Hofbuchhandlung, Berlin. Preis 60 Pf. — Die Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin bietet in dem kleinen Heft fünfzig erprobte Recepte für die Zubereitung des in der bürgerlichen Küche gern verwendeten Fisches. Einfache, wie feinere Herstellung des Fisches ergeben eine große Abwechslung als Suppe, Fischgericht, auch mit Gemüse, als Salat, Fricassée 2c. Die Recepte, die knapp und klar gefaßt sind, lassen sich zum Theil auch für Dorsch, Kabeljau und grünen Hering verwenden. Da der Fisch von October bis Mai käuflich ist, dürften die Recepte vielen willkommen sein. E. F

Geschmorte Zwiebeln. — Zur Zeit, wenn junge Gemüse schwer zu haben sind, hat mir das nachstehende Recept gute Dienste geleistet. Man schäle und reinige möglichst gleichmäßige, mittelgroße Zwiebeln und lege sie unzerschnitten in einen irdenen Kochtopf, worin vorher etwas Mehl in Butter gedämpft und durch Zugießen von ein wenig Fleischbrühe zu einer kurzen, dicken Sauce eingekocht wurde. Etwa zwanzig Minuten lasse man die Zwiebeln langsam kochen und beachte den richtigen Zeitpunkt, daß sie nicht zerfallen. Zuletzt fügt man nach Geschmack noch Salz, Pfeffer, etwas gestoßenen Ingwer und ganz wenig Essig hinzu. Sollte die Sauce sich dünn gekocht haben, was bei den Zwiebeln leicht passirt, so muß man mit dem nöthigen Essig noch etwas Mehl anrühren und beifügen. Zu gebratenem Hammelfleisch ist dieses Gericht besonders empfehlenswerth. L. J.

Damen-Schreibtisch aus Bambus.

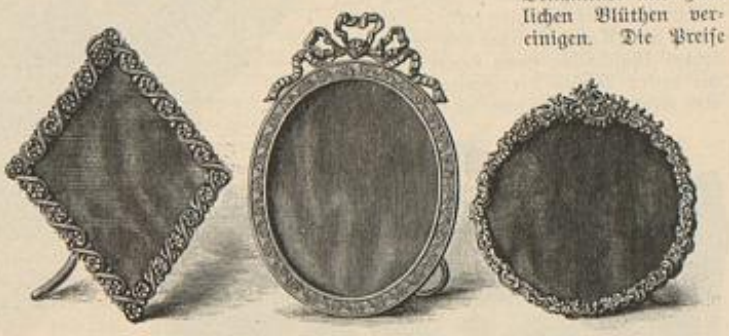
Gefrorenes von Schlagsahne mit Maraschino. — Ein Liter dicke süße Sahne schlägt man auf Eis zu festem Schaum, mischt behutsam 250 g Zucker, sowie ein Gläschen Maraschino darunter und füllt die Masse in die Eismaschine. Ph. Fr.

F. Lorsch, Frankfurt. — Aleuronat-Brod. Man setzt einem gewöhnlichen Weizenmehl-Teig gewöhnlicher Art, das mit 2 Theilen Wasser angerührte, und kurze Zeit durchgekochte Aleuronat-Mehl noch lauwarm hinzu, weil es sich dann inniger mit dem Teig verbinden läßt, nur muß man sich vor der Verwendung von zu viel Flüssigkeit beim Teigmachen hüten. A. H.

E. G., Villach. — Hefefreier Zwieback. Man schlägt 250 g Zucker und 4 ganze Eier $^3/_4$ Stunden lang, mengt 20 g Anis und 250 g Bisquit-Mehl schnell darunter, formt 3 Finger breite Brode davon und bäckt sie auf gewachstem Backblech in nicht zu heißem Ofen hellbraun. Nach einigen Tagen schneidet man Schnitte daraus, welche man, mit Eiweiß bestrichen, mit Zucker (auch mit Mandeln) bestreut, im Ofen leicht röstet. A. H.

Zimmereinrichtung.

Photographie-Rahmen. — Für die verschiedenen Größen und Formen der Photographien bietet die Industrie neuerdings reizende, im Empire-Stil gehaltene Rahmen, die meist in gelber, theilweise auch in dunkler Goldbronze ausgeführt sind. Unsere Vorlagen lassen sich sowohl aufstellen, wie an die Wand hängen. An dem mittleren Rahmen, dessen Oval eine Rococo-Schleife krönt, liegt das zarte Blüthenmuster auf fein geripptem Grunde. Der ganze Rahmen mißt 8 cm Höhe, mit der Schleife knapp 10 cm, zu $6^1/_2$ cm Breite; die Einfassung ist $^1/_2$ cm breit. Der eckige Rahmen, — 9 cm hoch, 7 cm breit, — zeigt auf der 8 mm breiten Randleiste ein fortlaufendes Blumenmuster in gleichmäßigem Relief, während sich an dem runden Rahmen von $6^1/_2$ cm Durchmesser Rococo-Ornamente mit zierlichen Blüthen vereinigen. Die Preise



Photographie-Rahmen.

sind mäßig für die feine Arbeit, sie wechseln zwischen 3,50 und 6,75 Mk. E. F.

Damen-Schreibtisch und Toiletten-Tisch aus Bambus. — Für ein Boudoir oder für das Zimmer eines jungen Mädchens läßt sich kaum eine geeignetere und weniger kostspielige Einrichtung finden, als die hübschen dunkeln und hellen Bambus-Möbel mit Nickelbeschlag, deren zwei wir unseren Leserinnen vorführen. Der dargestellte zierliche Damen-Schreibtisch mit verschließbarem Seitenschränkchen und einem unter der mit Patent-Leder belegten Schreibplatte befindlichen Schubkasten nimmt bei 51 cm Breite, 83 cm Länge und 125 cm Höhe nur wenig Raum ein. Außer den für die Correspondenz nöthigen Kleinigkeiten bieten die Platte, sowie die Tragleisten genügend Raum für kleine Nippes, Photographien und dergleichen. Die Ausstattung mit Malerei oder Brennarbeit bleibt natürlich fleißigen Händen vorbehalten. — In gleicher Weise ausgeführt ist der 77 cm breite, ohne Drapirung 1,50 m hohe Toiletten-Tisch, dessen anspruchslose Form durch eine leichte Stoff-Decoration aus großblumigem indischen Musselin und farbigen Schleifen bedeutend gewinnt. Das graziöse Möbel trägt über dem einfachen Tisch, den eine Matte aus Bambusgeflecht deckt, und auf dem Kamm nebst Bürste, sowie verschiedene Flacons, Schälchen und ein Rafraichisseur Platz finden, einen beweglichen Spiegel; rechts ist der Raum in fünf Fächer getheilt, deren jedes einen Carton mit Klappdeckel birgt, zur Aufnahme von Bändern, Spitzen, Cravaten, Handschuhen 2c. Als Toiletten-Tisch-Garnitur wählt man meist das beliebte Krystallglas in echtem Steinschliff, oder auch ein im Farbenton des Decorations-Stoffes gehaltenes Glas-Service. Sehr hübsch wirkt der Tisch in einem Ensemble, das in gleichem Stil gehalten und wie selbst die Fenster, mit gleichem Stoff drapirt ist. E. S.

Einrichtung eines Thurmwärter-Zimmers. — Ich möchte gern ein hochgelegenes Thurmzimmer als Thurmwärter-Zimmer zu Raubritterszeiten ausstatten, nur fehlt mir die Anleitung für die intimere Ausstattung der Wände und Ecken, ebenso Sprüche. Sehr dankbar würde für nähere Angaben sein:
Catinka v. Hoboken, Alsbach, Hessen, Auf der Waldburg.

Plauderecke für Backfischchen.

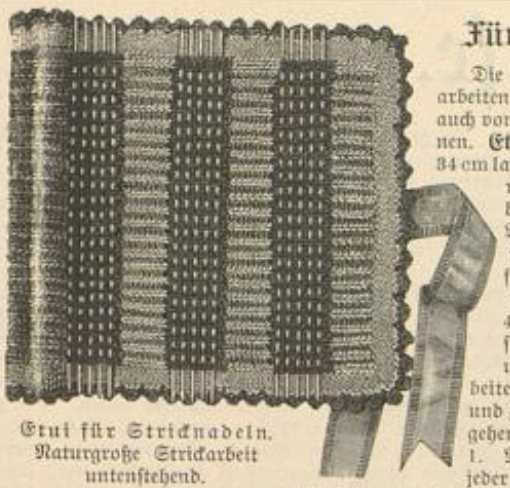
Briefwechsel. — Ich möchte so gern mit einem achtzehn- bis zwanzigjährigen deutschen Mädchen aus Berlin in Briefwechsel treten! Bia Hanhart in Fiume.

„Kränzchen". — Als passende Zeitschriften für die Kränzchen-Mitglieder sind „The Girl's Own Paper" (The Leisure hour office, Paternoster Row, London E. C.) zu empfehlen; ferner „Le monde de la jeunesse", „Mon journal" (Paris, Hachette), sowie die Bücher aus der „Bibliothèque rose" für jüngere, und das „Magazin d'Éducation et de Recréation" (Paris, Hetzel) für ältere Mädchen passend. Die genannten Bücher und Zeitschriften sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die Red.

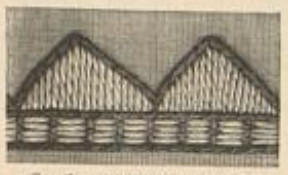
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Für den Weihnachtstisch.

Die nachstehenden Vorlagen für Weihnachtsarbeiten sind mit Rücksicht darauf gewählt, daß sie auch von kleinen Mädchen ausgeführt werden können. **Etui für Stricknadeln.** — Das 21 cm hohe, 34 cm lange Etui ist bis auf einen schmalen Außenrand im Patent-Muster aus rother und brauner Zephyr-Wolle gestrickt. Man schlägt für die Höhe 45 Maschen an und arbeitet hin- und zurückgehend; die 1. Masche jeder Tour ist stets abzuheben, die letzte abzustricken beide zählen beim Muster nicht mit. 1. Tour: 1 Rechtsmasche, umschlagen, abheben (als wolle man die M. links stricken) in steter Abwechslung. 2. Tour: Die abgestrickte Masche wird nach einem Umschlag abgehoben und der Umschlag der vorhergehenden Tour mit der hier abgehobenen Masche zusammen rechts gestrickt. Diese beiden Touren wechseln mit einander ab (die Rechtsm. ist selbstredend mit dem Umschlag zusammen zu stricken) und bilden zusammen das Patent-Muster. Es wechseln je 9 Doppeltouren in Braun mit 12 Doppeltouren in Roth; mit dem 6. braunen Streifen ist die Länge des Etuis erreicht. Nun sind ringsum die Außenmaschen aufzunehmen, und mit den auf der Nadel befindlichen zu vereinigen. Es folgen 7 Rechtstouren, — an den zum Patent-Muster gehörenden Maschen fällt selbstredend der Umschlag fort, — in deren 2., 4. u. 6. Tour an jeder Ecke je vor der letzten Masche der einen Nadel und nach der ersten Masche der zweiten Nadel je eine Masche zuzunehmen ist. Nach dem



Etui für Stricknadeln. Naturgroße Strickarbeit untenstehend.



Zackenrändchen zum Theewärmer.

Abgepaßte Brodkorb-Decke mit Languetten-Stickerei. Naturgroße Stickerei untenstehend. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 110-111.

eine $1^1/_2$ cm breite gewebte Borte, im Ton zum Spitzenbändchen passend. Vorbereitet und mit Material versehen, liegen derartige Decken zu mäßigen Preisen im Handel vor. — **Schlummerkissen mit Kreuzstich-Stickerei.** — Das 32 cm zu 42 cm große Kissen schmückt eine Kreuzstich-Borte, die auf 19 cm breitem getönten Alda-Stoff mit nordischer Wolle und Goldfaden zu arbeiten ist; zur reicheren Wirkung kann man für die hellsten Töne auch Filoselle-Seide nehmen. Die Stickerei begrenzt je ein $1^1/_2$ cm breiter Tuchstreifen, oben kupferroth, unten fahlblau, dem sich in gleicher, aber umgesetzter Farbenstellung je ein $5^1/_2$ cm breiter Tuchstreifen anschließt. Zwischen diese Vorderseite und das Futter aus fahlblauem Tuch treten oben rothe, unten fahlblaue Schlingen, für die ein 10 cm breiter Tuchstreifen, in seiner Mitte 8 cm lang, in 2 bis 3 cm großen Zwischenräumen eingeschnitten wird. 22 cm langer Bügel aus dem blauen Tuch. — **Theewärmer mit Blumenstickerei.** — (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 112). — Jede Seite des aus grünem Leinen gefertigten Theewärmers mißt zu 40 cm unterer Breite 27 cm mittlere Höhe; das ringsum laufende Rändchen ist nach der naturgroßen Darstellung, das mittlere Blumenstück, das auch ein kleines Schlummerkissen hübsch verziert, nach Fig. 112 vorzuzeichnen. Man stickt mit Seide oder feinem Leinenzwirn oder mischt beide Fäden; Platt- und Stielstich dienen zur Füllung, letzterer auch für die Contouren. An der Blumenstaude sind die Blätter und Stiele grün abschattirt und dunkelgrün contourirt, während die Blumen fahlroth schattiren, wozu Weiß tritt; ihre Umrandung ist dunkelroth. Das Randbörtchen zeigt die gerade weiße Leiste aus gespannten Fäden mit hellgrünen Stichen überfangen; die Zacken sind weiß mit grüner Contour. Die Rückseite erhält beliebig die ganze Stickerei oder nur das Börtchen. Weißer

Flachstich-Borte zur Schürze.

Kreuzstich-Stickerei in vorgewebtem Muster zur Nachttisch-Decke.

Nachttisch-Decke mit Kreuzstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei obenstehend.

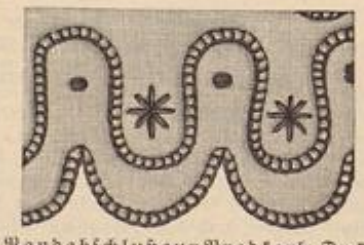
Kammtuch mit Stielstich-Stickerei. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 109.

Tülldecke mit Spitzenbändchen.

Schlummerkissen mit Kreuzstich-Stickerei. Typenmuster untenstehend.

Theewärmer mit Blumenstickerei. Abschlußrändchen obenstehend. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 112.

Abketten verziert man den Außenrand mit gehäkelten Picots aus rother Wolle; je 1 feste Masche in den Rand, 4 Luftm. und 1 f. M. in die 1. L. zurück. Jedem rothen Streifen wird ein Spiel Nadeln eingesteckt; den Schluß des aufgerollten Etuis vermitteln zwei rothe Bänder von $2^1/_2$ cm Breite zu 40 cm Länge. — **Abgepaßte Brodkorb-Decke mit Languetten-Stickerei.** (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 110-111). — Damit die Decke sich ganz genau der Form des Brodkorbes anpaßt, empfiehlt es sich, nach Boden und Seitenwand ein Papiermuster zu machen und nach diesem, mit Berücksichtigung der Nahtzugaben, die einzelnen Theile aus feinem Leinen zuzuschneiden. Nach Fig. 110 zeichnet man die Bodenverzierung, nach Fig. 111 die der Seitenwände auf und fügt letzteren den naturgroß gegebenen Randabschluß hinzu. Den Contouren nachgehend ist dann mit Languetten aus rother Baumwolle eine weiße Schnur aufzunähen; nur die innere Bodenverzierung bilden Languetten ohne Schnur. Stern, Muschen und Stielstich-Adern sind nach den Darstellungen auszuführen. — **Nachttisch-Decke mit Kreuzstich-Stickerei.** — An der im Quadrat 34 cm großen Decke aus gelblichem Alda-Stoff ist dem Fond mit rothen Strichstichen ein Muster eingewebt, welches die Hand mit Kreuzstichen in Blau und Gelb füllt. Man verwendet hierzu kräftige Baumwolle, wie auch für die Kreuznaht zu beiden Seiten eines $1^1/_2$ cm breiten Durchbruches; $3^1/_2$ cm breiter Hohlsaum als Abschluß. — **Kammtuch mit Stielstich-Stickerei.** (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 109). — Das 30 cm zu 40 cm große Tuch aus feinem Hausmacher-Leinen schließt ringsum ein $1^1/_2$ cm breiter Hohlsaum ab. Jede Ecke ziert ein nach Fig. 109 vorzuzeichnender Zweig, der mit rother Baumwolle in Stielstich gestickt wird. — **Tülldecke mit Spitzenbändchen.** — Neu und von hübscher Wirkung sind Decken und Tischläufer aus kräftigem getönten Tüll, dem $^9/_8$ cm breites Spitzenbändchen in einfachem Muster aufgenäht wird; Languetten-Ringe und leichte Zierstiche beleben die Arbeit. Als Abschluß zeigt unsere 33-34 cm große Vorlage



Randabschluß zur Brodkorb-Decke. Languetten-Stickerei über Schnur.

Schwarz. Braun. D.-Kupferroth. H.-Kupferroth Grün. Gelb. Gold.

Typenmuster zum Schlummerkissen.

Schürze mit Flachstich-Stickerei. Borte obenstehend.

Schwanflanell über Watte bildet das Futter; zwischen die Befestigungsnähte tritt am unteren Rande ein 1 cm breiter gelber Vorstoß, längs der Rundung eine 2 cm breite Tollfalten-Frisur aus doppelt genommenem, ebenfalls gelbem Leinen. Zum Anfassen dient ein kleines Dreieck aus doppeltem grünen Stoff, dessen Ansatz je ein kleines gelbes Rosettchen deckt. — **Schürze mit Flachstich-Stickerei.** — Zu 68 cm Höhe mißt die aus Congreß-Stoff gefertigte Schürze 54 cm Breite. Ein 2 cm breiter Hohlsaum schließt ihren unteren Rand ab; der obere, auf 30 cm eingereihte Rand tritt in einen 3 cm breiten, mit Knopfschluß versehenen Bund. Die verzierenden Borten werden mit Twist in Flachstich nach der naturgroßen Darstellung gearbeitet, das schmale Abschlußbörtchen begrenzt den mittleren Mustertheil auch oben. An letzterem wechseln die über Eck stehenden Carreaux in Rosa, Hellgrün und Hellblau; von den eingreifenden Zacken sind je zwei sich gegenüberstehende ein Mal roth, das andere Mal blau. In diesen beiden Farben sind auch die Abschlußbörtchen gestickt, welche für sich bestehend die Längsränder der Schürze, den Bund und die Taschen verzieren. M. St.

Bezugsquellen: Staarenhäuschen: Frau Cl. Roth, W, Lützowstr. 84a. Photographie-Rahmen: L. C. Busch, W, Leipzigerstr. 19. Schreibtisch, Toiletten-Tisch, Bambus-Möbel aller Art: Lindner & Kabel W, Genthinerstr. 3. Toiletten-Service und Nafraichisseur: J. F. Schwarzlose, SW, Markgrafenstr. 29. Indischer Musselin: N. Israel, Spandauerstr. 28. Kreuzstich- und Tülldecke: Kühl und Rösicke, SW, Leipzigerstr. 57. Kissen und Theewärmer: E. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. Schürze: M. Peters, Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 4.

Strickarbeit zum Etui für Stricknadeln.

Weihnachts-Arbeiten enthält auch das neueste Extra-Blatt Nr. 89, „Spitzen-Arbeiten mit Bändchen", das für die Abonnentinnen der Modenwelt direct bei der Expedition einzeln für 25 Pf. zu beziehen ist, bei Einsendung der Abonnements-Quittung.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 24, III. 15. December 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(3. Fortsetzung.)

VI. Kapitel.

Das Häuschen des Doctors lag am Ostausgang von Neuhütte. Es war ursprünglich ein Bauernhaus gewesen, knapp Raum bietend für eine kleine Familie. Aber es heimelte schon von außen an mit seinen, von wildem Wein umrankten Fenstern und der seitlichen Holz-Veranda, die der Doctor angebaut hatte; auch sie war ganz von wildem Wein und rankender Clematis übersponnen. Auf der sonnigen Rückseite des Hauses aber zog Bernhaupt echte Reben, und es war ihm im Herbst ein Hauptspaß, sich ein paar Fläschchen „Eigenen Gewächses" zu keltern. „Siebenmänner-Wein" nannte Hauptmann von Miller diese Neuhütter Auslese, denn sechs Männer gehörten dazu, den siebenten, den begnadigten Trinker, zu halten, daß er nicht umfiel vor Schreck. Dem Doctor aber machte es besonderes Vergnügen, seinen Gästen zwischen anderen guten Tropfen eine säuberlich als Bernkastler Doctor oder Zeltinger Himmelreich etiquettirte Flasche seiner Goldtröpfchen einzuschmuggeln, und er konnte lachen, daß die Wände dröhnten, wenn sie seinen Selbstgewachsenen nicht herausschmeckten.

Das Haus lag ziemlich dicht an der Straße, nur durch einen schmalen Vorgarten von dieser getrennt. Auf beiden Seiten und rückwärts umgaben es ziemlich weite Garten-Anlagen, die der Hausherr mit großer Liebe und Sorgfalt pflegte. Freilich nicht nach den Regeln sonstiger gärtnerischer Kunst; seltene Ziersträucher und kostbare Blumen fehlten, — abgesehen von schönen Rosen, — fast ganz. Dafür cultivirte er unsere heimische Flora aus Wald und Wiese, mit erstaunlichem Geschick. Da gab es ganze Beete köstlich duftender Veilchen und große Rabatten von Glockenblumen; die gewöhnliche Pechnelke kam zu Ehren, die grünen Ränder eines kleinen Grabens, der durch den Garten lief, waren besäet mit Vergißmeinnicht. Unter den Büschen wucherte neben den schönsten Waldfarnen duftiges Maikraut, am hinteren Zaun aber, neben dem Gemüsegarten, hatte der Doctor seine weitberühmten Erdbeer-Plantagen. Weitberühmt nicht etwa wegen ihres Umfanges, — der war gar nicht so bedeutend, — sondern weil sie fast alle bekannten Arten enthielten von Fragaria vesca bis zur Fragaria grandiflora in allen ihren Varietäten. Es war nichts seltenes, daß die großen Gärtner aus Erfurt herüberkamen, sich bei Bernhaupt Rath zu holen, seine Meinung zu hören, wenn sie wieder einmal das unwiderstehliche Verlangen trugen, die Welt mit einer neuen Spielart zu beglücken.

Unter der Linde vor der Veranda saß Ella Bernhaupt. Sie hatte einen Korb mit Bohnen vor sich und schnipfelte fleißig in die irdene Schüssel auf ihrem Schoße. Zu ihren Füßen lag der große Neufundländer, den Baron Pflaume dem Vater geschenkt hatte. Dem Vater und doch eigentlich ihr . . . . sie wußte, daß der Hund ihr Begleiter sein sollte, wenn sie allein durch das Dorf oder nach Villau ging; der Freund hatte ihr in dem treuen, starken Thier einen Beschützer geben wollen. Unnöthigerweise, sagte sie sich wohl, denn sie fürchtete sich vor niemand; aber es war doch lieb von ihm gewesen und gut gemeint. . . .

Nero hob die Nase, richtete sich ein wenig auf und legte seinen Kopf auf ihre Knie. Gleich darauf wurde die Gartenthür geöffnet, und als Ella aufschaute, sah sie den Schloßherrn von Trunberg gerade auf sich zukommen. Er zog den Hut und beschleunigte seine Schritte.

Sie setzte schnell die Schüssel auf den Tisch und erhob sich. Ohne jede Befangenheit reichte sie ihm die Rechte mit einem schlichten herzlichen Willkommengruß. Aber als er sich über die Hand beugte, sie küssen wollte, zog Ella sie schnell zurück.

„Ich komme zu Fuß von Villau herauf," er deutete wie entschuldigend auf seine bestaubten Schuhe, „oder wenigstens fast von Villau. Das Wetter war zu verlockend für einen Spaziergang. Da hab' ich den Wagen nach Hause geschickt . . . Ist der Papa zu Hause, liebe Freundin?"

Sie sah ihm mit einem schalkhaften Lächeln ins Gesicht. „Papa ist über Land . . . wie ja stets um diese Stunde. Er wird sehr bedauern . . . ."

„So, also nicht zu Hause! Dann heißt das also für mich wohl auch: gehab' Dich wohl und zieh' in Frieden Deines Weges weiter." Auch er lächelte, einer Aufforderung zum Bleiben gewiß. „Grausame Ella, ich hatte mich so sehr auf ein Tellerchen Erdbeeren gefreut. Sie kennen ja Papa's Weisheit: viel frische Luft, viel Obst . . . besonders viel Erdbeeren . . ."

„Dann muß ich wohl als Doctorstochter den verständigen Wunsch des Patienten erfüllen. Einen Augenblick . . ." sie rückte ihm selbst den Stuhl an den Tisch, nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging in das Haus.

Er folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen, wie sie in ihrer eigenthümlich sicheren Haltung bis zur Veranda ging, wie sie die wenigen Stufen hinaufschritt, bis die schlanke hohe Gestalt hinter der Eichenthür verschwand.

Dann erst setzte er sich mit einem leisen Aufseufzen. Und er stützte sinnend den Kopf in die Hand.

Wie schön sie war! Wie gut und liebenswürdig! Wie sie sich beide verstanden in Scherz und Ernst!

Seit fast einem Jahrzehnt nun kannte er sie. Und seit zwei Jahren, seit sie aus der Pension in das Vaterhaus heimgekehrt war, hatte sich zwischen ihr und ihm ein freundschaftliches Verhältniß entwickelt, kameradschaftlich fast zuerst, wie es sich nicht selten zwischen reiferen Männern und jungen Mädchen einstellt, indem der „Onkel" der Kinderjahre zum Freunde wird; auch jetzt noch waren die äußeren Formen ihres Verkehrs lediglich freundschaftliche, aber die fröhliche Kameradschaft hatte sich längst zu einer ernsten Neigung vertieft. Sie wußten es beide auch ohne Aussprache, und sie freuten sich beide des verschwiegenen Glücks. Sie: in ihrer ruhigen Art mit stiller Gewißheit der Stunde harrend, in der er sprechen würde, voll schönen weiblichen Vertrauens, ohne an seinem Thun und Lassen zu mäkeln oder zu deuteln. Er: sich ganz dem Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer Schönheit und ihrer liebenswürdigen Anmuth hingebend, ohne das leidenschaftliche Begehren heißblütiger Jugend, aber gewiß und froh, daß er nur zu sprechen brauche, um sie sein zu nennen. Hundertmal schon hatte das erklärende Wort ihm auf den Lippen gelegen, und immer war es doch unausgesprochen geblieben. Wieder und immer wieder malte er sich das Glück aus, sie heimzuführen, mit ihr in stillerer Ruhe als bisher ganz seinen künstlerischen Neigungen, denen sie ein so seltenes Verständniß entgegenbrachte, zu leben; daheim auf Schloß Trunberg oder auf Reisen, ihr, die noch so wenig von der Welt gesehen, die großen Kunststätten Europa's zu zeigen, mit ihr ein behagliches Glück zu finden, statt der hastenden Unruhe seines bisherigen Lebens, statt selbstauferlegter geselliger Pflichten ruhigere, sonnigere, innerlichere Freuden. Baron Bruno war nicht ohne Selbsterkenntniß. Es fehlte in seinem Leben nicht an Stunden, in denen ihm die Jagd nach vornehmen Bekanntschaften, die Sucht, seinen jungen Namen unmittelbar neben die ersten des Landes zu stellen, lächerlich vorkam. Aber er vermochte es doch nicht, die Geleise, in denen er gewandelt war seit seinen Schülerjahren auf dem Vitzthum'schen Gymnasium in Dresden, freiwillig zu verlassen. Damals hatte ihn der Zufall als Klassenkameraden mit einer ganzen Anzahl von Söhnen der ältesten Geschlechter Deutschlands zusammengeführt; es hatten sich, — nicht zuletzt dank seines schmiegsamen, immer entgegenkommenden, immer gleich liebenswürdigen Wesens, — Freundschaften geschlossen, die für die Richtung seines Lebens und Strebens bestimmend geworden waren.

Da wurde die Thür der Veranda schon wieder geöffnet. Ella trat heraus, ein kleines Tablet mit einem Glase Milch und einem Schüsselchen Erdbeeren in der Hand. Es war doch genug gesunder Mädcheneitelkeit in ihr, daß sie die große Schürze abgelegt hatte. Das schlichte helle Kattunkleid umschloß knapp die wundervollen Formen ihres schlanken Körpers.

Er sprang auf und eilte ihr entgegen, ihr das Tablet abzunehmen. Aber sie gab es ihm nicht und meinte, er solle nicht ihre Hausfrauenrechte und Hausfrauenpflichten zu kürzen suchen: „‚Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung'," sagte sie scherzend. Und er drohte, weitercitirend, mit dem Finger: „. . . ‚denn durch Dienen allein gelangt es endlich zur Herrschaft'. Unterschlagen Sie den Schlußsatz nicht, Fräulein Ella! — auf die Herrschaft kommt es ja doch an. Der arme Papa hat mir neulich erst geklagt, welch arge Tyrannin Sie seien."

„Hat er?" Sie lachte. „O, über Papa ist gut herrschen, — so lange man ihm nämlich den Willen thut, nicht auf seinem Schreibtisch abstaubt, seine Bücher nicht ordnet und ihm im Garten nicht ins Gehege kommt. Auch darf man keine ärztliche Hülfe von ihm verlangen, — als Tochter nämlich, — sonst wird er ungehalten und behauptet, Arzteskinder hätten, erstens, überhaupt kein Recht, krank zu werden, und zweitens, hätte er sein eigen Fleisch und Blut viel zu lieb, als daß er seine miserable Kunst an ihm ausüben sollte. Aber nun, bitte! Wohl bekomm's! Und ich werde mich wieder an meine Bohnen machen, sonst schilt mich unsere alte Annemarie aus."

Er lehnte sich bequem in den Korbsessel, dann und wann eine Erdbeere naschend und dazwischen ihre schlanken fleißigen Finger bewundernd. Sein Künstlerauge freute sich bewußt des Farbengegensatzes zwischen ihrem schneeigen Weiß, dem Grün der Bohnen und dem satten Braun der irdenen Schüssel, und wenn er die Lider ein wenig hob, dann traf sein Blick gerade auf das sanft gerundete, jetzt bei der Arbeit ein wenig geneigte Kinn und die feingeschwungenen Lippen. Ella hatte spielend ein winziges Stück Bohne zwischen die Lippen geschoben, und es kam ihm wohl der Gedanke, daß er aufspringen und es von ihrem Munde fortküssen möge. Aber das verführerische Begehren erlosch so schnell wieder, wie es in ihm aufgeschossen war, und er lächelte leise.

Es war so behaglich hier im tiefen Schatten auf dem bequemen Stuhl, — indeß wenige Schritte entfernt die Sonnenstrahlen über die Kieswege huschten und in den nahen Sträuchern die Bienen summten; im ganzen Schloßpark mochte es kein so reizendes Plätzchen geben, — und nun zu allem Ella dort drüben.

Nun, da er beharrlich schwieg, sagte sie doch ein wenig schmollend: „Unterhaltend sind Sie gerade nicht, verehrter Kurgast."

Nur ein klein wenig richtete er sich empor. „Ach gönnen Sie einem müden Manne doch diese kleine Ruhe, Sie liebe Samariterin, — wie selten wird es mir so gut, wie jetzt und hier."

„Ja, — Papa's Erdbeeren!"

„Papa's Erdbeeren sind einfach erhaben. Erdbeeren giebt's jedoch schließlich auch anderswo. Aber sie hier naschen, Fräulein Ella, von Ihnen gespendet, Ihnen dabei zuschauen dürfen, Ihre liebe Stimme zu hören, ah! —" Er ließ den Satz unvollendet und lehnte sich wieder zurück, die Hände auf den Schoß verschränkend, auf eine Secunde müde die Augen schließend. „Doppelt wohlthuend, das alles nach diesen anstrengenden letzten Tagen," fügte er dann hinzu.

„Die hohen Gäste sind abgereist?"

„Ich brachte sie ja eben zur Bahn, Fräulein Ella. Sie haben Sich übrigens, — 's ist auch nur natürlich, — das ganze Herz der Prinzessin erobert."

Ihre Lippen kräuselten sich ein wenig spöttisch: „Sehr gnädig! ‚Das ganze Herz'. Nun, eine große Eroberung ist das wohl nicht."

Mit unverhohlenem Erstaunen blickte er auf. „Hat Ihnen die Prinzeß nicht gefallen, Ella?"

„Sie war wirklich sehr liebenswürdig gegen mich. Es wäre unrecht, wollte ich das nicht anerkennen. Aber, —"

„Aber?"

Die fleißigen Hände ruhten einen Augenblick. „Sie ist witzig, klug, vielleicht sogar geistreich. Ein kleiner Sprühteufel, — gewiß äußerst amüsant, wenn ihre Laune darnach steht, gefallen zu wollen. Aber, ihr Herz, — ihr Herz ist sehr arm!"

„Und das sagen Sie so bestimmt, — nach so flüchtiger Bekanntschaft? Das wundert mich gerade von Ihnen, Ella; es ist sonst so gar nicht Ihre Art, in Ihrem Urtheil derart herbe zu sein."

Ella hatte ihre Arbeit aufgenommen. Nun stockte sie doch wieder. Sie legte sogar das Messer bei Seite. „Ich will Ihnen erklären, wie ich das meine," sprach sie sinnend. „Vielleicht habe ich mich auch ungeschickt ausgedrückt. Herzlos ist die Prinzessin mir eigentlich nicht erschienen, sie mag sogar gutmüthig sein, aber als ob sie ein krankes, ein verkümmertes Herz hätte, so kommt sie mir vor."

„Da haben wir die Arztestochter!"

„Spotten Sie nicht! Eigentlich thut mir die arme Frau ja leid, muß mir leid thun. Ich glaube, sie hat einmal eine große Enttäuschung erfahren, und diese hat sie verbittert, gallig, spottsüchtig gemacht. Es ist wohl ihr Unglück, daß niemand ihr energisch entgegenzutreten wagt, daß sie sich ungezügelt gehen lassen darf. Gewiß ihr Unglück, — aber ich mag nun einmal solche Naturen nicht, die sich nicht selbst zu beherrschen wissen."

Er schwieg, und sie griff aufs neue zum Bohnenmesser.

Nach einer Weile erst fing er wieder an: „Nun sagen Sie nur auch einmal, Fräulein Ella, wie hat Ihnen denn die schöne Comtesse Helfenbladt gefallen?"

Da lächelte sie. „O, die ist eine durchaus glückliche Natur, glücklich mit zufrieden synonym genommen. Sie hat nämlich eine Eigenschaft, die fast immer glücklich macht, sie ist so wunderbar dumm. —"

„Liebenswürdig urtheilen Sie gerade nicht über meine letzten Gäste, Fräulein Ella." Es klang doch etwas Verletztsein aus seinen Worten.

„Sie hätten mich nicht fragen sollen," sagte sie leise und schnipfelte noch eifriger darauf los.

In die behagliche Stimmung, deren er so froh gewesen, war ein kleiner Mißton gekommen. Er aß mit nervöser Hast den Rest seiner Erdbeeren und trank einen Schluck. Dann zog er umständlich den Handschuh über die linke Hand, nur um ihn gleich wieder abzustreifen.

„Sie mögen nicht ganz unrecht haben, Ella," sagte er endlich, wie mit einem plötzlichen Entschluß. „Aber ganz gerecht sind Ihre beiden Urtheile darum doch nicht, denn sie treffen immer nur die eine Seite der Art beider Menschen. Einseitig ist Ihr Urtheil," er sprach es lebhafter, wie glücklich, den rechten Ausdruck gefunden zu haben. „Sehen Sie, Ella, es ist doch auch viel Frohnatur in der Prinzessin. Wer so klug ist, wer solche Freude am Schönen, an der Kunst haben kann, der findet schließlich, wenn auch erst nach inneren Kämpfen, auch Befriedigung. Und nun die Comteß, — mein Himmel, es kann nicht jeder aus dem Vollen schöpfen und, — zugegeben, — sie mag nicht sonderlich klug sein. Aber sie ist doch nicht nur schön; an ihrer Schönheit zu mäkeln, sind Sie ja viel zu gerecht. Sie hat doch auch viel Sympathisches: ihre ruhige, stille, wirklich distinguirte, vornehme Art."

Sie sah zu ihm auf, und als sie den abgespannten Ausdruck in seinem Gesicht bemerkte, meinte sie eifrig: „Wir wollen nicht streiten, lieber Freund! Vielleicht war ich wirklich ein wenig scharf; lassen wir beiden Damen ihre guten Eigenschaften! — Darf ich Ihnen noch ein Glas Milch holen, oder ein paar Erdbeeren?"

„Danke, danke!" Er schüttelte den Kopf und fuhr, nach der Art nervöser Menschen hartnäckig an dem Gespräch festhaltend, fort: „Mir war es wirklich eine Freude, die Herrschaften bei mir zu haben. Sie waren alle so nett, so liebenswürdig, — es waren schöne Tage. Aber ich glaube, Fräulein Ella, Sie sind auch darin Ihres Vaters echte Tochter, daß Sie mir Welteinsamkeit predigen möchten."

„Wie sollte ich?"

„Doch, doch! Und Sie meinen es gut, ohne Zweifel, o, ich weiß, daß Sie es gut meinen, wie der Papa! Aber Sie schütten das Kind mit dem Bade aus: ich kann nun einmal ohne die gesellschaftliche Anregung nicht leben." Er war aufgestanden und ging mit kleinen Schritten den Gang entlang, immer fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück.

Ella hatte die Hände sinken lassen und folgte ihm mit einem Blick voll liebevoller Besorgniß. Ein seltsam ernster, fast bekümmerter Ausdruck lag auf dem jungen Antlitz. Nun setzte sie die Schüssel fort und bat: „So nehmen Sie doch wieder Platz! Hab' ich Ihnen wehe gethan? Das wollte ich nicht, wahrhaftig nicht! Was geht mich denn die Prinzessin an und nun gar erst ihre Hofdame? Bitte, lieber Freund, — so ist's recht! Und nun sehen Sie mich einmal an! Nicht mit der bösen Miene," sie versuchte zu scherzen, und es wurde ihr doch nicht leicht — „bitte, recht freundlich'! wie der Photograph spricht. Und dann, — Sie haben mich ja einmal einen guten Kameraden genannt, — dann lassen Sie einmal diesen guten Kameraden zu Worte kommen — oder auch die Arztestochter, wenn Sie wollen! Darf ich reden? Nun also, Papa ist wirklich ein wenig besorgt Ihrethalben. Nicht, daß er Sie für krank hält, bewahre! Aber für nervös abgespannt, für recht sehr ruhebedürftig."

Es lag etwas Wunderliches darin, wie das junge Mädchen da vor dem wohl um fünfzehn Jahre älteren Manne saß und eifrig auf ihn einsprach. Und doch gab es sich wieder auch so ganz natürlich. Der schmächtige Mann, mit den müden, zuckenden Mienen, schien des ruhigen Zuspruchs so bedürftig, und das blühende Mädchen sprach so verständig und dabei so warmherzig. Schon ihre sanfte, tiefe Stimme that ihm wohl.

„Papa hat, offen gestanden, diesen Besuch gar nicht gern gesehen. Und, nochmals offen gestanden, ich auch nicht, mein Freund. Und, damit Sie es nur wissen, Fräulein von Gaddern als dritte auch nicht. Aber wir wußten ja alle drei, daß daran nichts zu ändern sei. Nun aber, nun müssen Sie wirklich an Sich denken, ganz Sich selbst leben. Es kommt ja im Grunde nur auf den Entschluß an. Gastlichkeit ist eine schöne Sache, aber auch sie kann gefährlich werden. Schließen Sie also einmal die gastlichen Hallen des Schlosses."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er hatte ruhig zugehört, mit einem folgsamen Ausdruck, dann und wann, wie zustimmend, ganz leise den Kopf neigend. Nun aber erwiderte er doch: „Ja, ja, Sie meinen es gut. Aber es geht ja nicht. Ich erwarte ja Graf Drehna zur Auerhahnbalz, und dann kommt —"

„Es soll aber niemand kommen, mein Freund! Schreiben Sie den guten Leuten doch einfach ab!"

„Das geht nicht so, wie Sie denken, liebe Ella." Er lächelte trübe. „Ich kann Drehna doch nicht vor den Kopf stoßen. Und dann ist Rennen in Villau, und die Husaren aus Merseburg haben sich schon lange angesagt. Was würden sie von mir denken?!"

Die Abspannung in seinem Gesicht ließ schon nach, die Wangen strafften sich wieder und gewannen Farbe. Er streckte Ella die Hand hin, und als sie zögernd die ihre hineinlegte, sagte er herzlich: „Ich danke Ihnen, ja, wirklich, vielen, vielen Dank, Sie Liebe, Gute! Aber was Sie wollen, ist einfach unmöglich. Dann jedoch, in vier Wochen etwa, dann will ich einmal Ihrem Rath folgen und gründlich ausspannen, — gründlich!—"

Sie ließ bereits den Kopf sinken. „In vier Wochen werden Sie wieder anderes vorhaben, und alles bleibt beim Alten."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Versprechen Sie mir nichts! Was werden Sie denn schießlich Ausspannen nennen? — Eine Reise nach Baden-Baden, eine Hetztour nach Berlin oder Paris!"

Er hielt ihre Hand noch immer umspannt. Nun zog sie sie langsam zurück. Wohl eine Minute saßen sie sich schweigend, ohne sich anzuschauen, gegenüber. Es schien fast, als habe er ihre letzten Worte überhört.

Dann glitt er plötzlich mit der Hand über die Stirn, und, einen neuen Gedanken aufnehmend, sagte er in ganz verändertem Tonfall: „Wann kommt der Papa wohl zurück, Fräulein Ella?"

Sie zuckte leicht zusammen. „Nicht vor zwei Stunden, Herr Baron!" entgegnete sie. Es war plötzlich wie etwas Fremdes zwischen ihnen.

Er zog die Uhr. „Dann kann ich doch nicht warten."

„Darf ich etwas bestellen? Oder soll Papa heut Nachmittag hinauf kommen?"

„Nein, nein! Und bestellen, — das läßt sich nicht gut bestellen." Er stand wieder auf und lehnte sich an den breiten Lindenstamm.

„Dann kommt Papa also zu Ihnen."

Er überlegte noch einen Augenblick. Es war sichtlich nichts Angenehmes, was ihn beschäftigte. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne, und seine Stirn krauste sich. Dann sagte er aufathmend, wie ein Mensch, der mit einem hastigen Entschluß etwas Peinliches von sich abwälzt: „Eigentlich, — vielleicht wären gerade Sie die richtige Interpretin meiner Bitte bei dem Papa! Ja, wirklich, Fräulein Ella, — wenn Sie mir einen rechten Gefallen thun wollen!"

„Selbstverständlich!" fiel sie eifrig ein.

Nun zögerte er doch noch eine Weile Es wurde ihm nicht ganz leicht, die rechten Worte zu finden

„Also, Fräulein Ella, es hat da neulich eine kleine, nun eigentlich eine recht unbedeutende Auseinandersetzung, einen etwas zugespitzten Wortwechsel zwischen Ihrem lieben Papa und meinem Bruder gegeben. Ich war nicht Zeuge des Gesprächs, kenne es nur aus dem Munde meines Bruders. Ja, ich weiß wirklich nicht, auf wessen Seite die Schuld war, wenn überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann. Mein Bruder ist ja eine etwas heftige Natur und von stark ausgeprägter Eigenart, ich will ihn nicht entschuldigen. Aber er, — er war ganz außer sich." Der Baron schöpfte tief Athem. Es war, als werde ihm das Sprechen schwer. Dann fuhr er fort: „Nun, sehen Sie, liebe Freundin, nun ist es mir so sehr, so überaus fatal, daß dieser Mißklang zwischen die beiden Männer gekommen ist. Ich möchte die Sache gern ausgleichen, irgendwie, ich weiß nur selbst nicht den rechten Weg. Fritz ist doch mein Bruder, und Ihren Papa schätze und verehre ich so sehr —! Ja, — kurz und gut, Fräulein Ella, deshalb wollte ich mit Ihrem Papa sprechen. Ich hoffe, er wird gern die Hand zu einem Ausgleich reichen."

Sie nickte lebhaft: „Gewiß, Papa ist ja stets ein Freund des Friedens. Er hat mir übrigens von der Geschichte erzählt. Auch ihm war sie fatal."

„Desto besser, desto besser!" Er nahm eifrig das Wort wieder an sich. „Ich wußte es ja, er ist ein so verständiger Mann. Und es wird nicht schwer sein, es genügt ja ein Wort, eine Zeile des Bedauerns, nicht direct natürlich, sondern durch mich als Mittelsperson!"

Ueber Ella's Gesicht breitete sich ein Schatten. Nun stand auch sie auf. „Ich habe wohl mißverstanden? Papa soll —? Aber das ist ja doch ganz unmöglich."

„Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch, theuerste Ella. Ein kleines Wort, ein passendes Scherzwort meinetwegen, und mein Bruder ist gewiß zufrieden gestellt." Er sagte es fast ängstlich, bittend und doch auch wieder unsicher.

Einen Augenblick schaute sie ihm starr ins Gesicht, mit großen erstaunten, erschreckten Augen. „Nein," sprach sie dann. „Nein! Das hieße die Rollen vertauschen; wenn an jemand, so ist es an Ihrem Herrn Bruder, die Hand zuerst zu einem Ausgleich zu reichen. Er hat Papa provocirt. So gut, so herzensgut Papa ist, von seinem Recht läßt er sich keinen Deut abhandeln, gottlob! Und ich sollte ihm zureden? Nein! Nein, Herr Baron, das erwarten Sie nicht von mir!"

Er war vom Baum fortgetreten, näher zu ihr heran, und stützte sich nun schwer auf die Lehne eines Gartenstuhls. „Und wenn ich Sie bitte, Ella, recht herzlich bitte?"

Sie schüttelte leise, aber bestimmt den Kopf. „Nein, Herr Baron. Es wäre vergeblich, ich würde es aber auch nicht thun. Ich bin viel zu stolz auf Papa, als daß ich ihm etwas zumuthen sollte, das — das einfach unwürdig wäre."

„Fritz ist mein Bruder."

Sie antwortete nicht. Sie schüttelte nur noch einmal den Kopf.

„Ella!"

Keine Antwort.

Er seufzte leise. Eine Secunde blieb er noch stehen in erwartungsvoller, leicht vorgebeugter Haltung, die Augen bittend auf sie gerichtet. Dann zog er umständlich die Handschuhe an und griff nach dem Hut. Es lag immer noch ein gewisses hinhaltendes Zögern in all diesen langsamen Bewegungen.

Und als er sich nun empfahl und ihr die Hand zum Abschied reichte, fragte er noch einmal: „Wirklich nicht, Ella? Auch nicht mir zu liebe?"

Ihre Rechte bebte leise, als sie sie in die seine legte, und um ihre Lippen zuckte es schmerzlich. Aber sie erwiderte nichts, als: „Nein, es kann nicht sein, es darf nicht sein!" Und während sie dies bestimmt sprach, senkte sie ihren Blick. Er brauchte nicht zu sehen, wie schwer ihr das Nein wurde.

So ging er.

Wie fast stets, wenn er schied, schritt sie fast bis zur Gartenpforte neben ihm her. Hier zog er noch einmal den Hut, sie erwiderte den Gruß durch ein etwas förmliches Neigen des Kopfes.

Dann fiel das Gitterthor zu.

So waren sie noch nie, — noch niemals auseinander gegangen.

Und sie stand starr, erschrocken und schaute ihm nach, wie er mit seinen müden Schritten dicht am Gartenzaun entlang ging. Erst als er hinter den Fliederbüschen verschwand, wandte sie sich mit einem schmerzlichen Aufseufzen ihrem Platz unter der Linde wieder zu.

Daß er ihr, daß er dem Vater das zumuthen konnte! Er mit seinem feinen Empfinden, das sie immer so hoch an ihm geschätzt hatte! Welch anderer Geist hatte heut aus ihm gesprochen, welch fremder Einfluß!

Sie schüttelte sinnend den Kopf, und dann blickte sie eine Weile fast regungslos auf den Platz, wo er gesessen hatte.

Da hörte sie plötzlich vom Thore her noch einmal seine Stimme und ihren Namen: „Fräulein Ella, Ella!"

Eine jähe Röthe überströmte ihr Gesicht in Schreck und Freude zugleich.

Und wie sie sich umwandte, sah sie ihn drüben stehen, die Arme auf das Gitter gelehnt. Auch sein Antlitz war geröthet. Er mochte schnell zurückgeeilt sein. Und noch einmal wiederholte er: „Fräulein Ella!" Es klang wie Bitte und Abbitte zugleich.

Sie war schon am Thor.

„Ich mußte umkehren," sagte er mit hastendem Athem. „Ich fühlte, Sie waren böse auf mich, Ella. Und das darf nicht sein, nie sein! Nur die Hand wollte ich Ihnen noch einmal geben, — bitte, — bitte!" —

Nun hatte sie mit einem Mal ihr sonniges, ruhiges, sicheres Lächeln wieder. Und sie legte ihre Rechte in die seine. Es war so ganz anders als vorhin. Aber es war doch auch ganz anders als früher.

„Ich bin nicht böse," sprach sie leise.

Einen Augenblick noch hielt er ihre Hand umspannt und sah ihr tief in die Augen. „Nun ist's gut, ich bin wieder froh!" Es kam nur wie ein Hauch über seine Lippen.

Und ihre Hände lösten sich. Er trat zurück und grüßte noch einmal zu ihr hinüber. Dann schritt er quer über die Straße. Dort blieb er stehen und winkte ihr wieder zu, und sie nickte zurück. Und zum dritten Male noch tauschten sie einen Gruß, als er schon drüben an der nächsten Biegung des Weges angelangt war. —

Ella erzählte dem Vater nichts von der Bitte, die der Baron an sie gerichtet hatte. Wozu auch, die Angelegenheit war für sie erledigt. Als sie sich bei Tisch gegenübersaßen, berichtete sie nur kurz von seinem Besuch, daß er Papa's Erdbeeren köstlich gefunden habe, — wozu der alte Herr ein wenig schmunzelte, — und daß auf dem Schloß schon wieder Besuch erwartet würde, worüber er brummend sein ärztliches Mißfallen äußerte. Aber er ging mit einem „Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen — schade!" auch hierüber hinweg, um der Tochter von einem Briefe des Bruders zu erzählen, der äußerst zufrieden und sehr drollig über die „Baronin-Mutter" geschrieben hatte. „Muß übrigens eine Kernfrau sein, trotz ihrer Eigenheiten. Was in unserem Pflaune Gutes steckt, stammt sicher von ihr. Und er ist doch ein liebes Kerlchen trotz seiner, — na, — seiner Schwächen. O jerum, Kind, da hast Du aber eben einen schönen Compot-Fleck gemacht! Und morgen drehst Du das Tischtuch um und behauptest, ich sei der Sünder gewesen!"

Als der Doctor am Spätnachmittag von einigen Besuchen, die er zu Fuß im Dorfe selbst gemacht, heimkehrte, brachte er einen Gast mit.

Ella saß im Gartenzimmer am Flügel, dem werthvollsten Stück der ganzen Hauseinrichtung, und sang. Die beiden Herren blieben unter dem Lindenbaum stehen; der Alte sich mit beiden Händen auf seinen derben Krückenstock stützend, leicht vornüber gebeugt, auf dem Gesicht ein frohes Vaterlächeln; Hauptmann von Hellbach lehnte sich mit heißen Wangen an den Baum, ebendort, wo heute Morgen der Freiherr von Pflaune gestanden.

Nun verstummte der Gesang, die Begleitung tönte mit einem langen Accord aus.

Der Doctor ließ den Stock zur Erde fallen, klatschte kräftiglichst in die Hände und rief ein lautes: „Alle Wetter, Ella, bravissimo!" Hellbach drückte den Kopf fester gegen den Stamm und spähte erwartungsvoll zum Fenster.

Aber da trat Ella schon auf die Veranda heraus.

„Kind, ein armer Reisender bittet um eine Tasse Kaffee! Sei barmherzig und gieb ein Böhnchen mehr heraus. Ich dulde ja gern, daß Du mich beknappst, aber unser Haus soll nicht in üblen Geruch schlechten Mocca's kommen. Und eine Zeltinger oder zwei laß kühl legen, — nein, Liebster, keine Widerrede! Sie müssen zum Abend bleiben! —"

Hellbach war vorgetreten und hatte Ella die Hand geküßt. „Störe ich auch wirklich nicht, gnädigstes Fräulein?" fragte er. Und gleich fügte er hinzu: „Wie schön haben Sie gesungen, wie wunderschön —"

„Dalli, dalli, Kind! Mein Durst ist riesengroß," rief der Doctor dazwischen. „Und erbarme Dich, hartherzige Creatur, rücke mit Deinem Letztgebackenem heraus. Es hat zwar einen Klitschstreifen, aber wir wollen darüber hinwegsehen. Hier, unter der Linde, Kind, trinken wir, natürlich! Kommen Sie, theuerster Capitano, setzen Sie Sich Warum in aller Welt haben Sie Ihren verehrten Herrn Vater nicht mitgebracht?"

Der Hauptmann gab nur kurz und knapp Auskunft. Er war befangen, zerstreut. Er merkte es selbst, und es verdroß ihn, daß er sich nicht besser zu beherrschen vermochte. Und der Doctor, offenbar in der besten Laune, sprach unausgesetzt auf ihn ein. Nun fing er gar selbst an, von seinem neulichen „kleinen Rencontre" mit dem Oberstlieutenant zu erzählen, völlig harmlos, die Sache als Bagatelle behandelnd. „Was er sich nur eigentlich dachte, der Pflaune? Weiß Gott, Capitano, ich geh' doch wahrhaftig jedem Streit auf zehn Meilen aus dem Wege, wo ich nur kann. Aber anekeln laß ich mich nicht, fällt mir gar nicht ein! Na, er wird's wohl gemerkt haben, und das schadet ihm nichts. Und wenn er's nicht genug gemerkt haben sollte, dann mag's ihm unser Freund, sein Bruder, mein' ich, stecken!"

„Er hat es gemerkt, und er wird es Ihnen nachtragen, Herr Doctor, seien Sie versichert: er vergißt nichts."

„Desto besser! Dann wird er sich in Zukunft etwas mehr in Acht nehmen, mich alten Mann anzuecken. Puh . . . ich mag solche Menschen nicht, die immer thun, als ob sie einen moralischen Ladestock verschluckt hätten. — Na endlich, Ella! Gegrüßt seist Du, Maid, mit dem duftenden Trank der Levante!"

Ella erschien, von der alten Dienerin gefolgt, auf der Veranda. Hellbach sprang auf, ihr das Gedeck abzunehmen, das sie in den Händen trug. Aber sie wehrte leise ab.

„Na Kind, er geht! Dein Kaffee nämlich," der Doctor hatte prüfend die Tasse zu den Lippen geführt. „Etwas nach homöopathischen Grundsätzen, System der kleinsten Dosen, aber sonst ganz genießbar. Capitano, hier den Kuchen empfehle ich Ihrem Wohlwollen. Darin ist die Ella Meisterin. Vortrefflich, nicht wahr? Hast Du dem Baron heut auch ein Krümelchen spendirt, Kind?"

„Nein," gab sie kurz zurück. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie Hellbach's Blick auf ihr ruhte.

„Schade! Solchen Kuchen kann der Küchen-Chef oben nicht fabriciren, und wenn die gute Gaddern sich und ihn auf den Kopf stellt. Und Pflaune ißt so gern Süßigkeiten, die Naschkatze."

Der Doctor mußte die Kosten der Unterhaltung fast allein bestreiten. Von rechts und links erhielt er nur kurze Antworten. Aber er ließ sich nicht stören.

„Sehen Sie, Capitano, mit Männern, die das Süße nicht verachten, ist immer gut auskommen. Wenn ich ein Mädel wäre, ich wählte danach meinen Zukünftigen. Warum lachen Sie so spöttisch? Bitte recht sehr, ich will damit durchaus nicht sagen, daß solche ‚süße' Mannesleute immer Weiber sein müssen. Nein, . . . aber sie haben sich ein Stück kindlichen Geschmacks ins Mannesalter hinübergerettet. Uebrigens waren alle großen Gourmets Freunde des Süßen: Brillat-Savarin, Friedrich der Große, Graf Münster, Gambetta . . . Na, und nun denken Sie Sich 'mal Ihren Selbstherrscher da unten, den Oberstlieutenant, vor einem Stück Torte oder einer Bavaroise oder einem Ananas-Auflauf! Das saure Gesicht möcht' ich sehen, wenn er honoris causa einbeißen muß! . . .

Großer Zeus, ich hab' da noch einen Kiepen im Keller, anno 76er, selbstgekeltert, den Ella sogar zum Kochen für zu sauer hält. Den möcht' ich dem Oberstlieutenant 'mal vorsetzen." —

Der alte Herr schlürfte sein Täßchen aus und lehnte sich behaglich zurück. „'s ist doch ein wunderliches Brüderpaar, die beiden Pflaunes. So grundverschieden, daß man glauben möchte, es sei gar nichts Gemeinsames an ihnen . . ."

„Finden Sie das wirklich?" Fast zum ersten Male sprach Hellbach sichtlich interessirt. „Ich finde sie nur äußerlich unähnlich, im Kern ihres Wesens schlummern sicher manche nahverwandte Züge."

„Ganz verleugnet sich ja die Erbschaft der Eltern wohl niemals. Aber hier, lieber Freund, hier ist doch weit, weit mehr Trennendes, als Verwandtes . . ."

„Vor allem sind beide Streber, sie streben nur nach verschiedenen Richtungen, auf anderen Wegen, zu anderen Zielen."

„Zugegeben! Aber, — du lieber Gott, — schließlich sind wir ja alle Streber und sollen es sein. Und Sie selbst betonen ja das Unterschiedliche: die anderen Wege, die anderen Ziele. Ein harmloseres Streberthum, wie das unseres Trunbergers, giebt's doch wohl auch kaum, und ein liebenswürdigeres sicher nicht, so ganz auf seine Kosten, vor allem auf die seiner Gesundheit. Wunderlich genug übrigens: Da schreibt mir mein Junge aus Berlin heut von der Dritten im Bunde, von der Schwester der beiden, und auch er nennt sie eine Streberin. Und auch sie ist es wieder in anderer Weise, auf anderen Wegen, nach anderen Zielen, wenn ich den Jungen recht verstehe: sie will unter der haute finance die erste Geige spielen, die besten Toiletten haben, das größte Haus machen. ‚Jedes Thierlein hat eben sein Plaisirlein'."

Ella hatte sich erhoben.

„Wo willst Du hin, Kind?" fragte der alte Herr.

„Ich wollte ein paar Erdbeeren zur Bowle holen."

„Sehr lobesam. Aber wart' 'mal, Ella . . . Herr von Hellbach soll Dir helfen. Was, Capitano? Ich hab' so wie so noch zehn Minuten am Schreibtisch zu thun, ein paar dumme Fieber-Curven zu vergleichen. Besser werden sie davon auch nicht, — die Fieber-Patienten nämlich. Hier, lieber Herr Hauptmann, nehmen Sie dies Untertäßchen mit. Von den kleinbeerigen hinten am Zaun, Ella. Und bitte, Herrschaften, nur recht reife; immer ‚eins ins Kröpfchen, zwei ins Töpfchen'."

Nun schritten sie beide neben einander der Erdbeer-Plantage zu. Beide in dem Gefühl, daß die nächste Viertelstunde ihnen eine Entscheidung bringen werde. Beide fertig mit ihrem Entschluß.

Und beide sehnten diese klärende Entscheidung herbei und suchten sie nun doch noch um Secunden, um Minuten hinauszuschieben.

„Hier, bitte!" sagte das junge Mädchen endlich wortkarg und deutete auf ein grünberanktes Beet, aus dem die kleinen rothen Beeren zu hunderten herausschimmerten.

Sie trat dabei zugleich auf die andere Seite. Sie mochte nicht neben ihm niederknieen.

Er bückte sich gehorsam. Er sammelte auch wirklich einige Früchte, — mühsam, denn es flimmerte ihm vor den Augen.

Und dann geschah gerade, was sie hatte vermeiden wollen, indem sie auf die andere Seite des Beetes trat. Nicht seine Absicht war es, der Zufall fügte es, daß ihre Wange ein-, — zweimal fast die seine berührte, während der seine Duft ihres Haares ihn streifte.

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Ella — —" sprach er endlich. Und beide richteten sich empor und sahen sich in die Augen.

Er mit einem Ausdruck flehender Liebe. Sie in bittender Abwehr . . .

Der kleine Teller in seiner Rechten klirrte zu Boden. Er mußte zufällig auf einen Stein gefallen sein, denn er brach in Scherben.

Hellbach achtete nicht darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachtliches.

Christbäumchen für ein junges Ehepaar. — Zum ersten Mal soll das Weihnachtsfest im neuen Haushalt begangen werden. Noch bedarf es keines großen Christbaumes, an dem, zwischen Kerzen und Tannengrün, Bonbons und Confect prangen, denn es fehlen strahlende Kinderaugen, naschhafte Kindermäulchen.

Der Baum aber, als Mittelpunkt des Gabentisches, darf ein Stück der Wald-Poesie mit sich tragen, die er lassen mußte, um Weihnachtsduft und Weihnachtsfreude in das junge Heim zu bringen.

Eine mäßig hohe, etwa einen Meter im Geviert große Kiste (die Größe derselben richtet sich nach der Höhe des Bäumchens) wird außen mit Baumrinde benagelt, sodaß nichts von der Holzwand sichtbar bleibt, und dann mit Erde oder Sand bis zum Rand gefüllt, worauf das Tannenbäumchen im Mittelpunkt sicher und tief eingesenkt wird. Um den Waldboden darzustellen, bedeckt man die Erde mit frischem Moos und mit Flechten; Pflanzen, die man entweder mit dem Blumentopf einsenkt oder, wenn die Kiste mit Zink ausgefüttert wurde, in die Erde selbst einsetzen kann, wie Farrenkraut, Epheu und Schlinggewächse, bedecken den Moosboden oder hängen über die Außenwand des Kistchens herab. Will man das kleine Wald-Idyll besonders poetisch gestalten, so senkt man auch frische Maiglöckchen, blühende Cyclamen oder dichte Büsche duftender Veilchen ein.

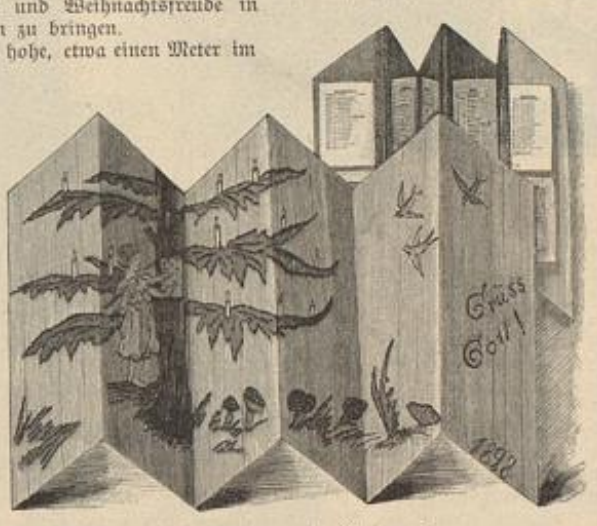
Der Christbaum selbst sollte als Schmuck nur Kerzen tragen, doch kann man das Bäumchen auch mit „Schnee" (d. i. mit Brillant-Staub bestreute Watte) bedecken; die Spitze krönt ein funkelnder Stern. Bleibt das Bäumchen dagegen grün, so zieht man funkelnde Lametta-Fäden von Zweig zu Zweig. Reizend nehmen sich kleine Waldvögel aus, die, in der bekannten Manier aus Carton und Seidenpapier hergestellt, fertig käuflich sind, ebenso bunte Schmetterlinge aus Papier und glänzende Käfer, auch ein kleines Vogelnest aus Moos, in dem bunte Eierchen liegen, fügt sich dem Rahmen des Waldbildchens trefflich ein. Ueber das Moos werden Thautropfen aus Glas gestreut, wie sie in allen Blumenfabriken erhältlich sind.

Selbstverständlich kann auch der Waldboden mit allem bevölkert werden, was die Thierwelt oder das Märchenreich unter Busch und Grün wimmeln läßt. Häschen treiben ihr Wesen im Moos, oder kleine Zwerge aus Thon mit spitzen Mützen und grauen Bärten lugen zwischen Farrenkraut und Epheu hervor. An zierlichen Nippes giebt es so vieles, was in den Waldzauber paßt, und später im Zimmer der Hausfrau auf Etagèren und Borden Platz finden kann. W. Meynau.

Christbaum-Reif. — Als Ersatz für die feuergefährliche Watte, welche man als „Schnee" auf die Weihnachtsbäume legt, und auch für den „unverbrennbaren Christbaum-Schnee", der sich der Kleidung so lästig anhängt, imitire ich täuschend ähnlichen Reif am Christbaum auf folgende Weise: Zwei Tage vor dem Aufputzen lasse ich die Tanne in den Untersatz schlagen; dann koche ich viel Leim recht dünnflüssig in Wasser und bestreiche, von der Spitze des Baumes beginnend, mit den Händen jedes Aestchen mit Leim. Eine zweite Person streut auf jeden in dieser Weise befeuchteten Ast reichlich gewöhnliches Kochsalz; ist der Baum bis zum letzten Zweig bestreut, so läßt man ihn unberührt trocknen; zum Schluß wird noch Eisflimmer über den Baum gesiebt. Erwine W.

Watte-Püppchen für den Weihnachtsbaum. — Seit der Weihnachtsbaum nicht mehr ausschließlich mit Aepfeln, Nüssen und Wachslichtern geschmückt wird, findet neben allerlei Süßigkeiten auch manch scherzhaftes Anhängsel Platz an seinen grünen Zweigen. Höchst originell sind die niedlichen, 10 cm großen Watte-Püppchen, — Männlein und Weiblein in farbigen Kleidern aus Krepp-Papier. Der kleine Soldat legt militärisch grüßend die Hand an den Dreimaster, die Gestalt der geputzten „Landfrau" verschwindet halb hinter einem Riesenfächer aus Papier. M. S.

Kalender mit Malerei. — Der kleine Kalender zum Aufstellen ist eine in letzter Stunde noch auszuführende Weihnachtsarbeit, für die Lederpappe, Cigarrenkisten-Holz oder weiße Holztäfelchen in 13 cm Länge zu 4 cm Breite Verwendung finden. An Stelle der Charniere verbinden schmale, der Rückseite aufzuklebende Lederpapier-Streifen die oben und unten abgeschrägten Platten. Der Pinsel zaubert mit etwas Farbe, beliebig auch mit dem Brennstift für die Contouren, den kerzengeschmückten Christbaum auf die Fläche, sowie ein Engelein, das fromme Wünsche auf die neue Jahrestafel schreibt. Glückspilze, heimkehrende Schwalben und ein „Grüß' Gott 1898" vollenden das Bild, das an unserem Modell mit Aquarell-Farben ausgeführt wurde; die Glückspilze sind mit rother, die Lichte mit weißer Email-Farbe aufgesetzt; einzelne Goldlichter kommen auf die Engels-Fittiche und die Tannenzweige. Die Rückseiten der Tafeln tragen die einzelnen Blätter eines Kalenders. E. F.



Kalender mit Malerei.

Menage aus plattirtem Silber. — Das schmale, längliche Tablet aus plattirtem Silber trägt die verschiedenen Behälter für Essig, Oel und Senf, Pfeffer und Salz, — letztere mit kleinem Löffel versehen, — aus feinstem geschliffenen Krystallglas. Das Senfdöschen schließt ein in Charnieren beweglicher altsilberner Deckel. Der Frau des Hauses dürfte ein so hübsches Tischgeräth, das zum Schmuck der Tafel beiträgt, als Weihnachtsgeschenk doppelte Freude bereiten. (Siehe Bezugsquellen.) M. S.

Bouillon-Tasse. — Als passendes Weihnachtsgeschenk für ältere oder gebrechliche Personen dürfte eine zweihenkelige Bouillon-Tasse willkommen sein, die auf einer versilberten, runden Platte ruht. Das die Tasse umschließende Gestell aus starkem Silberdraht dient zugleich dem kleinen silbernen Eßlöffel als Halter. A. H.

Bouillon-Tasse.

Likör-Service mit Email-Malerei. — Die Freude an der Farbe giebt sich augenblicklich in hervorragender Weise auch in den Tafelgeräthen kund; so zeigt das zierliche, auf einer 20 cm im Quadrat großen Spiegelfläche mit Altsilber-Rand stehende Likör-Service aus grünem Glas eine reiche Verzierung in Email-Malerei in ungebrochenen Farben. Durch die künstlerische Vereinigung von Roth, Grün, Gelb, Blau und Weiß fügen sich Flasche und Gläser jedem anderen Service ein, zumal auch die eleganten Formen dem nicht entgegen sind. Bei dem annehmbaren Preise (32 Mk.) dürfte sich das Likör-Service zu einer willkommenen Weihnachtsgabe eignen. E. F.

Menage aus plattirtem Silber.

Likör-Service mit Email-Malerei.

Häusliche Weihnachts-Bäckerei. — Elisen-Lebkuchen. 5 Eier werden mit 500 g braunem Zucker (Kochzucker) $^1/_2$ Stunde gerührt, dann fügt man $^1/_2$ geriebene Muscatnuß, 10 g Zimmt, 50 g fein geschnittene Pomeranzen-Schale und eine Citronenschale und zuletzt 500 g fein geriebene Mandeln hinzu, streicht die Masse auf Oblaten und bäckt sie. Statt der Oblaten kann man auch mit Speck bestrichenes Schreibpapier nehmen; man setze den Teig auf die gefettete Seite, das Papier löst sich gleich, nachdem die Kuchen aus dem Ofen kommen, leicht ab. Danach bestreicht man die Kuchen noch warm mit folgendem Guß: 1 Eiweiß (zu Schnee geschlagen) wird mit dem Saft der vorher abgeschälten Citrone und 125 g Puderzucker $^1/_4$ Stunde stark gerührt, bis alles ganz steif ist. Oben auf den leicht übergestrichenen Guß streut man die bekannten bunten Zuckerkörnchen und trocknet ihn dann im Ofen. Cl. H.

Watte-Püppchen für den Weihnachtsbaum.

Weiße Nürnberger Pfeffernüsse. — $^1/_2$ kg feinen Zucker rührt man mit vier ganzen Eiern, der abgeriebenen Schale von einer Citrone, etwas Rosen- oder Orangenblüthen-Wasser schaumig, giebt 15 g in Milch aufgelöste Pottasche hinzu und mischt die Masse mit $^1/_2$ kg feinem Mehl zu einem bündigen Teige. Hiervon formt man kleine Kügelchen, bäckt sie in mäßig heißem Ofen auf einem mit Mehl bestreuten Blech und überzieht sie mit Eiweiß-Glasur. M. S.

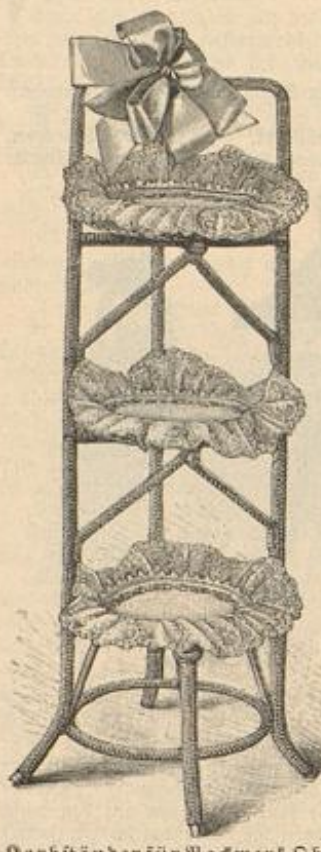
Haselnuß-Pralinés. — 60 g geschälte und fein gehackte Haselnüsse werden mit etwas geschmolzenem Zucker auf dem Feuer unter beständigem Rühren geröstet und dann mit einer gleichen Menge Zuckerteig vermischt. Dieser wird aus 250 g zum vierten Grade eingekochtem und mit 3 bis 4 Eßlöffeln süßer Sahne nochmals aufgekochtem Zucker bereitet und, nachdem er erkaltet, mit Hülfe eines Spatels zu einem dicken Teig bearbeitet. Die kleinen, aus dieser Masse geformten Kugeln wendet man in einem aus 250 g Vanille-Chocolade mit geläutertem Zucker bereiteten dicken Brei um, hebt sie einzeln mit einer Gabel heraus und läßt sie auf einem kalten Backblech vollständig fest werden. A. H.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wandschoner mit Malerei.

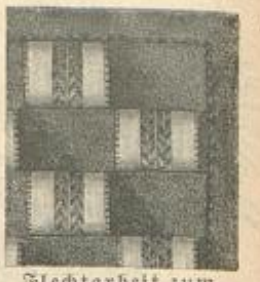
Kleine Weihnachts-Arbeiten.

Entsprechend der kurzen, bis zum Feste noch bleibenden Zeit, sind unsere heutigen Vorlagen sämmtlich schnell und einfach anzufertigen. — **Wandschoner mit Malerei.** — Auf hellgrauem Wachstuch sind mit Oelfarben große Ranken der so decorativen Sonnenblume ausgeführt; ein leichtes Rococo-Ornament in bräunlichen Tönen mit goldenen Lichtern umschließt rahmenartig die Blumen, die gelb schattirt, mit schwarzbraunem Kelch und graugrünen Blättern sich klar von dem hellen Grunde loslösen. Eine passende Waschtisch-Garnitur veranschaulichen die Abb. 72-74 der technischen Nummer. — **Lampendeckchen. Flechtarbeit.** — In der Art der Fröbel'schen „Flechtblätter" stellen unsere Kleinsten das niedliche Deckchen her. Den 25 cm im Quadrat großen Grund ergiebt ein Zäckchen ausgeschlagenes, farbiges Tuch; an diesem berechnet man ringsum einen 4 cm breiten Rand und schneidet den Fond querüber in knapp $^3/_4$ cm breite Streifen ein. Es geschieht dies am besten mit scharfem Messer und mit Hülfe eines Lineals auf einer Unterlage aus Holz. Durch die erhaltenen Spangen flicht die Kinderhand zierlich gemustertes, schmales Seidenbändchen, dessen Enden auf der Rückseite zugleich mit einer Gaze-Unterlage dicht neben dem Fond festgesteppt werden. Satin- oder Seidenfutter vollendet das Deckchen. — **Bedruckte Filzplatte für Spielteppiche.** — 45 zu 60 cm großen Filzplatten sind in bunten Farben allerlei Figuren aus Märchen und Kinder-Reimen aufgedruckt, die den Conturen nach ausgeschnitten und mit Stielstich einem Tuch- oder Friesgrunde in gefälligem Arrangement aufgenäht werden sollen. Man rechnet für einen Spielteppich, der auch noch Leinenfutter erhalten kann, etwa 100 bis 150 cm Länge zu 75 bis 100 cm Höhe. — **Bilder-Rahmen im Empire-Geschmack.** — An dem 24 cm hohen, 21 cm breiten Rahmen besteht der mit Stickerei verzierte Theil aus grünem Leder, während der vorspringende Leisten-Abschluß und die Rückseite mit weißem Leder bezogen sind. Die Ausführung der Stickerei, deren Muster unschwer nach der Darstellung aufgezeichnet werden kann, entspricht jener der Buchhülle, Abb. 15 und 25 im Hauptblatte. Passend zum Rahmen giebt es Schreibmappen und Löscher, sodaß sich eine ganze Schreibtisch-Garnitur zusammenstellen läßt. — **Korbständer für Backwerk, Obst, Confituren** ꝛc. — Die mit gestickten Deckchen geschmückten, beweglichen Teller des 90 cm hohen Korbständers sollen Backwerk, Obst, Confituren ꝛc. aufnehmen; der Ständer findet dann neben dem Theetisch seinen Platz. Wie die Einzeldarstellung einer Decke zeigt, verziert den Außenrand ein feines Börtchen, das mit weißer Seide und etwas Goldfaden in Platt- und Stielstich zu sticken ist; den mit Languetten-Bogen in zwei Größen abschließenden Rand garnirt leicht eingereiht eine 8 cm breite Spitze, — Imitation von Valenciennes, — von der 125 cm erforderlich sind. Schleifenschmuck aus 6 cm breitem rosa Bande. — **Staubtuch-Korb mit gesticktem Lambrequin.** — Den 35 cm hohen Korb aus vergoldeten Stäben und hellem Bastgeflecht stattet ein auf bismarckbraunem Tuch mit weißer Sattler-Seide und etwas Goldfaden gesticktes Lambrequin aus, das zu 18 cm mittlerer und 7 cm Seitenhöhe 20 cm obere Breite mißt. Die spitzenartig wirkende Ausführung erklärt die naturgroße Darstellung, auf der nur der 2 cm breite Languetten-Rand fehlt. Die schmalen Ränd-chen bestehen aus Einzelstichen, die doppelter japanischer Goldfaden, aufgenäht mit gelbseidenen Ueberfangstichen, contourirt. Leichter Platt- und Stielstich bildet die Mittelfigur, Kreuznaht die seitlichen Figuren; gespannte Faden, zum Theil noch durch kleine Stiche überfangen oder durch Spinnen bereichert, zieren den Grund. Dem oberen Rande des Lambrequins steht eine 1 cm breite Blende aus braunem Seidenplüsch vor; den Ansatz deckt eine Rüsche aus fahlröthlichem Tuch, für die ein 2 cm breiter Streifen an beiden Seiten in schmale Zungen einzuschneiden ist, deren jede zweite mit einem Stich nach innen befestigt wird. Schleifen aus weißem und röthlichem Tuch; die ausgezackten Theile messen je $6^1/_2$ cm mittlere Länge und an ihrem geraden, später einzufaltenden Rande 3 cm Breite; ein Rosettchen aus dunkelgelbem Tuch ziert die Mitte. — **Arbeitskörbchen mit Stoffverzierung.** — Durch die hübsche Ausstattung mit indischer Seide wird das einfache Binsenkörbchen eine Zierde für den Arbeitstisch. Den 19 cm im Durchschnitt großen Boden bekleidet, über eine Carton-Platte gespannt, farbig gemusterte Seide; dagegen verziert den Boden und oberen Korbrand eine einfarbige, $2^1/_2$ cm breite Rüsche, für die ein reichlich doppelt so breiter Stoffstreifen zusammengebrochen, — die Schnittränder treten auf der Rückseite leicht übereinander, — und in der Mitte eingereiht wird. Ein 11 cm breiter Streifen, wieder aus dem gemustertem Stoff, ist schließlich durch die Stäbe der $8^1/_2$ cm hohen Korbwand zu leiten. — **Wandschränkchen mit Nagelarbeit.** — Aus weißem Holz fertig käuflich, beizt man das 66 cm hohe Schränkchen braun oder, nach englischer Art, moosgrün oder mahagoni-roth. Die Thür hat eine Füllung aus Kathedral-Glas erhalten, die obere Nische einen Vorhang aus Seide, die der Pinsel mit Gold-Ornamenten verzierte. Rückwand, Thürrahmen und Schiebekasten sind mit runden und eckigen Goldnägeln beschlagen, während die geschweiften Träger ein Zackenbörtchen und Sterne in Schnitzarbeit zeigen. M. St.

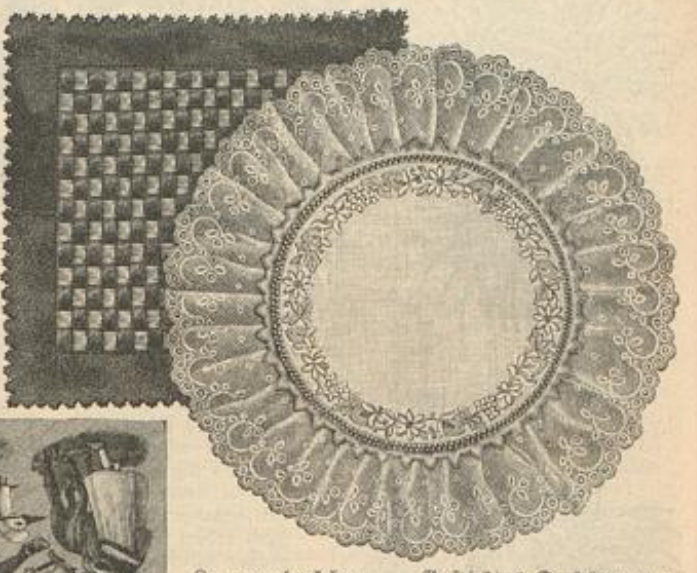


Korbständer für Backwerk, Obst ꝛc. Einzelnes Deckchen rechts stehend.

Bedruckte Filzplatte für Spielteppiche.



Flechtarbeit zum Lampendeckchen.



Lampendeckchen. Naturgroße Flechtarbeit oben stehend.

Gesticktes Deckchen zum Korbständer für Backwerk, Obst ꝛc.

Bilder-Rahmen im Empire-Geschmack.

Gesticktes Lambrequin zum Staubtuch-Korb.

Staubtuch-Korb mit gesticktem Lambrequin. Stickerei nebenstehend.

Arbeitskorb mit Stoffverzierung.

Wandschränkchen mit Nagelarbeit.

Bezugsquellen.

Kalender: Frl. v. Buddenbrock, W, Eisenacherstr. 70. Likör-Service: P. Raddatz, W, Leipzigerstr. 23. Menage, Tasse: E. Lauser, W, Leipzigerstr. 124. Watte-Püppchen, Christbaum-Schmuck: J. F. Schwarzlose Söhne, SW, Markgrafenstr. 29. Lichthalter: Albert Hauptvogel & Co., Dresden, Ostra-Allee 3. Lampendeckchen: C. Voß, W, Kurfürstenstr. 114. Filzplatte, Rahmen, Staubtuch-Korb: E. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. Korbständer: Geschw. Nehm, W, Leipzigerstr. 129. Arbeitskorb: Busse's Liberty-Haus, SW, Markgrafenstr. 62. Schrank: C. Krebs, W, Steinmetzstr. 50.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Lozemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf